



Illustrierte
Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Sechzehnter Jahrgang.

1889.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.
Franz Lipperheide.

Katzler

ANKA SEBHO

Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

Romane, Novellen und Skizzen.

- Ira von Bogwisch. Novelle von Hermann Heiberg. 2, 9, 17, 26.
Goldspuren. Eine Sylvester-Phantastie von Adalbert Meinhardt. 3.
Hans und Hilda. Eine Kindergeschichte von Georg Wüttcher. 13.
Goldene Thränen. Von E. von Wald-Jedtwig. 20.
Meine Bedienung. Novelle von Georg Malkowsky. 28, 39.
Der goldene Schleier. Skizzenblatt von Elise Polko. 30.
Der Schatz von Hiddensee. Eine Mügenger Geschichte von Wanda Bartels. 34, 43, 49.
Unter dem Niagara-Falle. Novelle von Doris Frein von Spätgen. 41.
Unsterblichkeit. Von H. Billinger. 50.
Ballfieber. Plauderei von A. Kock. 52.
Laura. Skizze von Hans Wachenhusen. 54.
Kapitain Massa. Eine römische Vorgeschichte von Richard Hof. 57, 66, 73.
Müssen sie heirathen? Von Julius Weil. 60.
Wie Frau Nachtigall und ihre Kinder das Singen erlernt haben. Ein Frühlings- und Vogel-Märchen von Jos. von Reuß. 70.
Die wandernde Psyche. Novelle von Paul von Szcepanowski. 81.
Ein Inseltag. Von E. Merk. 89, 97.
Verfagt und erbeten. Von Botho von Preßentin. 91.
Selbstherrlich. Studienblatt von Alfred Friedmann. 94.
Wie einst im Mai. Novelle von Ida von Ed. 99.
Eine Lustgas-Operation. Novelle von José Baronin Schneider-Arno. 105.
Poeta laureatus. Von Heinrich Seidel. 107.
Eine homöopathische Kur. Novelle von E. Viller. 113, 121, 129, 137, 145.
Die Zwillinge. Ein Familienbild von Frida Schanz. 115.
Wie man heirathet. Skizze von Philipp Berges. 126.
Unter'm Regenschirm. Von Robert Falk. 132.
Klein Edel. Von Marie Giese. 140, 149.
Weißes Haar. Novelle von Helene Pichler. 153.
Durch Nacht zum Licht. Novelle von A. Trinius. 161.
Wie mein Freund Bornemann „Schweningerie.“ Von Heinrich Seidel. 166.
Glaube und Liebe. Eine Geschichte aus alter Zeit. Von Ernst Wichert. 169, 177, 185.
Jasina. Ein Märchen von Max von Hochberg. 172, 179.
Drei Häuser und ein Hof. Von Robert Falk. 181.
Im Express-Zuge. Von Olga Wohlbrück. 187.
Entdeckt. Novelle von D. Dunder. 190, 198.
Die Feuerprobe. Von Theodor Herzl. 193.
Gold zieht Blei an. Von Gerhard von Amynator. 201, 209.
Um ein Stück Brod. Von O. von Oberkamp. 211.
Anfang und Ende. Novelle von Jos. von Reuß. 217.
Die kleine Maud. Von Robert Falk. 220.
Wie der Weihnachtskarpfen wieder in die Elbe kam und es dem Fischer selber erzählte. Ein Weihnachtsmärchen von Wanda Bartels. 222.
Ein Remu. Von Balduin Groller. 223.

Gedichte.

- Unter der Linde. Von Friedrich Bodenstedt. 143.
Gedankensplitter. Von Albert Roderich. 156.
Die Erlöserin. Von Anna Gräfin Pongrácz. 158.
Aus der Kinderzeit. Von Detlev Freiherrn von Lilien-cron. 171.
Sorgen. Von Hermann Lingg. 179.
Einigen Philosophen. Von Albert Roderich. 179.
Der Gesundbrunnen. Von Mazzatini, deutsch von Kanthip-pus. 187.
Abschied. Von Ernst Eckstein. 190.

Biographisches.

- E. von Wald-Jedtwig. 23.
Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. 23.

- Prinz Friedrich Leopold von Preußen und Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein. 31.
Kronprinz Rudolf von Oesterreich. Von Klaus von Rheden. 36.
Erzprinz Friedrich von Anhalt und Prinzessin Marie von Baden. 55.
Kronprinzessin Wilhelmine von Holland. 87.
Paul von Szcepanowski. 95.
Königin Witwe Maria von Bayern. 103.
Heinrich Seidel. 111.
Die Kaiserin von Japan. 159.
Helene Jessing-Pichler. 159.
Dagobert von Gerhardt (Gerhard von Amynator). 207.
Hans und Wanda Bartels. 224.

Reisefskizzen u. dergl.

- Aus dem Pariser Gesellschaftsleben. Von Eugen von Jagow. 6, 79, 103.
Aus der Petersburger Gesellschaft. 14, 62, 206.
Aus der Londoner Gesellschaft. 31.
Wien in Tränen. Von Balduin Groller. 37.
Im Heim des Grafen Molke. Von Fedor von Köpp. 46.
Aus der Berliner Gesellschaft. 46.
Die Italiener in ihrer Heimath. Von Helen Zimmer. 54.
Aus dem spanischen High life. Von Ernst Barl. 70.
Aus dem Frühjahrsleben Konstantinopels. Von Gottfried Albert. 86.
Aus der Saison in Nizza von Graf Gardenia. 95.
Aus der Wiener Gesellschaft. 110.
Die Festtage in Dresden. Von Elzire von Glümer. 127.
Kissingener Badebrief. Von G. Meinede. 135.
Aus der Saison in Wiesbaden. Von Constanze Baronesse von Gandy. 143.
Pariser Weltausstellungs-Geplauder. Von Eugen von Jagow. 159.
Ticols Edelstein. Von Lilly Willigerod. 196.
Eine Billeggiatura im Herzen Rußlands. Von Clarissa Lohde. 211.

Natur und Kunst, Altes und Neues.

- Kaiserin Augusta als Chef ihres Regiments. Von Fedor von Köppen. 13.
Sprichwörter und Volks-Charaktere. Von Ottomar Beta. 14.
Die Whist-Partie. Von Hanns von Spielberg. 16.
Das neuzeitliche Koffereiwesen in den Großstädten. Von Dr. Paul Niemeyer. 19.
Fischingsgeplauder. Von Hasso Garden. 22.
Altgriechische Portraits. Von Emil Fendler. 38.
Erziehen und Bergziehen. Eine Strafpredigt für Eltern von P. G. Heims. 43.
Sekt! Eine Plauderei von Hanns von Spielberg. 48.
Grillparzer's Frauengestalten. Literarische Plauderei von Conrad Alberti. 59, 68.
Die Pflege der Hände. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. 62.
Zum Osterfest. Von Marie von Olfers. 64.
Marie Antoinette. Eine Säcular-Erinnerung von Bernhard Rogge. 67, 76.
Tiroler Bauernspizen. 71.
Bei mir! Von Elisabeth Kafelowsky. 72.
Liebhabezeiten. Von Emil Pechkan. 79.
Der erste Theaterzettel der Räuber. Von Dr. Rudolph Genée. 84.
Zur Erziehungsfrage. Von J. von Brunn-Barnow. 86.
Die deutsch-nationale Bedeutung der Wagner-Festspiele in Bayreuth. Von Georg Winter. 91.
In alten Welfenschloßern. Skizzen von E. Vely. I. 100, II. 164.
Die Frau im serbischen Volksliede. Eine Studie von Ernst von Dombrowsky. 102, 108.
Die Königin der Blumen. Eine Rosen-Plauderei von Theodor Wolff. 116.
Cronberg, das neue Heim der Kaiserin Friedrich. Von Bernhard Ohrenberg. 123.
Où est la femme? Plauderei von Gregor Sahmarow. 124.
Wie die Sping entstand. Von Adolf Brenneke. 131.

- Eine Sommernacht auf einem russischen Kaiserichloffe. Von Fr. Wilh. Groß. 134, 142.
Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. 139.
Mehr Weib als die Andern. Von Hans Wachenhusen. 147.
Allerlei Schußwert. Von Klaus von Rheden. 148.
Vom grünen Nasen. Von Paul Lindenberg. 157.
Gastrecht und Gastlichkeit. Von P. G. Heims. 158.
Literarische Plaudereien: Deutsche Literatur. Von Wilhelm Bölsche. 166.
Zur Kosmetik der Römer. Von Friedrich von Hellwald. 172.
Unsere kleinen, aber mächtigen Feinde. 174.
Aus Maria Stuart's letzten Tagen. Von Eufemia von Adlersfeld. 180.
Richard Wagner im Faubourg St. Germain. Von Graf Gardenia. 183.
Sport und Spiel: Das Bogenschießen. 183.
Die Gigerl. Von August von Heyden. 188.
Womit sollen unsere Kinder spielen? Von Margareta Henke. 190.
Spanisch. Von Hans Wachenhusen. 203.
Ein- und Ausfälle. Von Emil Pechkan. 203.
Gott Amor bei den Arapahoe-Indianern. Von Fr. J. Pajelen. 204.
Die literarische Bewegung in Italien. Von Siegfried Samojch. 205.
Die Schwarzen und ihre Frauen. Von Frieda von Bülow. 212.
Unser Weihnachtsbaum. Von Hanns von Spielberg. 220.

Kunstgewerbliches.

- Spanische Wände und Ofenschirme. Von M. Hauschofer. 7.
Neue Blumenstickereien. Von Julius Lessing. 15.
Smyrna-Technik. Von E. Zechner. 23.
Sitte und Kunstgewerbe. Von Max Hauschofer. 40.
Eine neue Stickerei-Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Von Julius Lessing. 47.
Bosnische Schmuckstücke. Von Julius Lessing. 64.
Der Herrenschrank. Von Julius Lessing. 87.
Die Blumen im Kunstgewerbe. Von Jakob Stockbauer. 95.
Ueber die modernen Nachbildungen alter Kunst-Gegenstände. Von Jakob Stockbauer. 118.
Ein neues Malmittel. Von S. Lehner. 136.
Moderne Gobeline. Von A. Pabst. I. 144, II. 167.
Von der Hamburger Kunstgewerbe-Ausstellung. Von A. Klapp. 151.
Ueber Email-Kalerei. Von Emmy Luthmer. 176.
Alt-norwegische Teppichmuster. Von Julius Lessing. 192.
Bemalte Möbel. Von Julius Lessing. 200.

Verschiedenes.

- Lotterie-Schwester. 6.
Ersehnte Nachricht. 6.
An schön' Gruß. 15.
Dem Leben wiedergeschent. 15.
Holländische Fischerin. 23.
Abendstimmung. 31.
Die Novize. 31.
In Erwartung. 46.
Das Leichenbegängniß des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. 46.
Plaudertüschchen. 55.
Alter schützt vor Thorheit nicht. 63.
Der erste Reiterlauf. 63.
Auf der Heimkehr von Jerusalem. 71.
Der Kampf mit dem Drachen. 80.
Eckweiß. 80.
Luftiges Reiten. 87.
Mailänder. 95.
Das Morgenlied. 95.
Im richtigen Moment. 103.
Studienkopf. 103.
Bohin? 111.
Offiziere Napoleon I. von Damen der italienischen Aristokratie bewirthet. 111.
Kofentage. 118.

Der Krautjunker. 127.
 Ponte di Bigo zu Chioggia. 127.
 Graf Nolke in Gudova. 135.
 Zu der Dorfkirche. 135.
 Wiener Wäscherinnen. 143.
 K' liab's Dirndl. 150.
 Das Silhouetten-Album. 150.
 Das Einfädeln. 168.
 Die letzten Rosen. 175.
 Die Ueberraschung. 175.
 Das Wallther-Denkmal in Bozen. 183.
 Die Hungrigen. 191.
 Nur immer vorwärts. 199.
 Einkehr. 199.
 Bei der Vogelhändlerin. 207.
 Adagio consolante. 207.
 Unschuld. 214.
 Es will Abend werden. 214.
 Samariterdienst im Walde. 214.
 Am Weihnachtsmorgen. 223.
 Futterplatz für Vögel. 224.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 233.—244. Blatt.
 Beiblatt zu Nummer 2, 8, 12, 16, 19, 22, 25, 30, 40, 45, 47, 51.
 Literarisches. Beiblatt zu Nummer 15, 17, 18, 19, 24, 47,
 48, 50, 51, 52.
 Muster altitalienischer Leinwanderei. 87.

Aus der Frauenwelt.

Kurze Notizen aus dem Leben der Frauen in allen Haupt-
 städten der Welt. 7.
 Beiblatt zu Nummer 3, 5, 7, 8, 11, 12, 13, 15, 16, 17, 18,
 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 28, 29, 31, 35, 37, 39, 40,
 41, 43, 44, 45, 46, 47, 48.

Die Mode.

Notizen über Neuigkeiten auf dem Gebiete der Mode. Beiblatt
 zu Nummer 5, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 15, 16, 17, 18, 19, 20,
 21, 22, 23, 24, 25, 26, 28, 29, 31, 33, 35, 37, 39, 40, 41,
 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52.
 Ferner auf dem Umschlage zu Heft 1.
 Berliner Gesellschafts-Toiletten. 8.
 Pariser Moden. Von A. von Klinkowström. Beiblatt zu
 Nummer 3.
 Neue Moden. 119.
 Die Brautschleppe der Prinzessin Friedrich Leopold. Beiblatt
 zu Nummer 29.

Neue Handarbeiten.

8.
 Beiblatt zu Nummer 3, 5, 7, 9, 13, 15, 16, 18, 19, 20, 22,
 23, 25, 26, 28, 29, 31, 35, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 47,
 48, 49, 51.
 Zur Brandmalerei. Beiblatt zu Nummer 33.
 Das Vorbild zur Brautschleppe der Prinzessin Sophie von
 Preußen. Beiblatt zu Nummer 44.
 Stopfarbeiten mit der Nähmaschine. Beiblatt zu Nummer 47.
 Für den Weihnachts-Tisch. Beiblatt zu Nummer 50.
 Für den Christbaum. Beiblatt zu Nummer 51.

Wirthschaftliches. für's Haus.

Speisezettel für die Kaiserliche Tafel im Schlosse zu Berlin,
 am Neujahrs-Tage 1889. 24.
 Eine „Milchneise“. 40.
 Jugendliche Gesellschaften. 40.
 Tafel-Arrangements. 56.
 Frühlings-Gerichte. 63.
 Frühlings-Bowlen. 89.
 Speisefolge bei einem Hochzeits-Mahle. 88.
 Vor der Sommer-Reise. 95.
 Pflanzen als Luftverbesserer. Von Dr. G. Holle. 104.
 Standlampen. 104.
 Neue Papiere. 111.
 Reise-Albums. Von M. Kossak. 118.
 Ueber Federziehkunst. 128.
 Bechamel. 128.
 Mittagessen im Sommer. 135.
 Orgeade. Von Antonie Czirn von Terpiß. 135.
 Große Wäsche. 143.
 Eine Kaffee-Blauderei. Von A. von Klinkowström. 151.
 Bielliebchen. Von Tony Vanth. 151.
 Es kommt von den Jähnen. 159.
 Fächerstudien. Von Anna Löhn-Siegel. 175.
 Auster. Von Hanns von Spielberg. 183.
 Das Corset. Von Dr. Fr. Dornblüth. 192.
 Der Arm und sein Schmutz. Von H. Dehmk. 199.
 Ein neuer Arbeitstisch für Kinder. 199.
 allerlei über Lampenschirme. Von A. von Klinkowström. 208.
 Ungefört. Von Tony Vanth. 215.
 Marzipan. 215.
 Vom Märchenzählen. Von Amalie Baisch. 224.

Recepte.

Apic von Sardinien und Ca-
 viar. 88.
 Bohnen, Französische. 135.
 Brod von Aprikosen und Man-
 deln. 135.
 Bröddchen, Belegte. 40.
 Cheese toasts. 24.
 Dumas-Salat. 63.
 Eier, Verlorene, mit Parme-
 san. 63.
 Eier, Verlorene, nach Pro-
 vencer Art. 63.
 Eier, Verlorene, mit Remou-
 laden-Sauce und Salat. 63.
 Eispeise. 40.
 Fisch-Budding. 49.
 Forellenschleie. 135.
 Heringe, Frische, mit Tomaten-
 Sauce. 63.
 Kalbsmilch und Hirt in Ru-
 scheln. 135.
 Käseschnitte. 24.
 Kästchen mit Parmesan-Auf-
 lauf. 24.
 Kohl-Salat, Belgischer. 63.
 Königspunsch, Polnischer. 8.
 Krebssuppe. 135.
 Kuchen Genuezer. 24.
 Lammbraten mit Soubise-
 Sauce. 88.
 Omelette als Zwischenspeise.
 63.
 Punsch Feiner Holländischer.
 8.
 Punsch, Kalter. 8.
 Rehschnitte mit Kastanienmüß.
 24.
 Sauerampfer-Suppe. 63.
 Soubise-Sauce. 88.
 Steinbrot au flämische Art.
 88.
 Waldschneepfe. 88.

Gärtnerei.

Einige Regeln über das Begießen. 112.
 Etwas von der Tuberose. Von J. Trojan. 152.
 Zum Herbststraufe. Von J. Trojan. 175.
 Die Topf-Obstbaumzucht. Von A. von Drahten. 216.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Alpenpflanzen	88.	
Ampelepflanzen	XV, 160.	32.
Asclepias	55.	88.
Beschneiden der Johannisbeer- und Stachelbeersträucher	55.	88.
Beschneiden der Hiersträucher	63.	112.
Blattläuse	63.	119.
Cactus	63.	119.
Calla	88.	135.
Camelien	XV, 41. Beiblatt.	8.
Edelweiß	32.	63.
Einfassungs-Pflanzen	63.	119.
Erdbeer-Beete	119.	
Frühjahrs-Fröste, Schutz gegen Gloxinien	63.	128.
Gummibäume, Stecklinge von Hortensien, Blaue	32.	55.
Hyacinthen auf Wasser	XV, 136.	8.
Kannenträger	XV, 160.	192.
Kardus	8.	32.
Kürbiszucht	32.	55.
Lilien, Weiße	88.	119.
Lilium auratum	112.	
Mode-Blumen, Neue	XV, 160.	32.
Myrten	135.	
Nellen, Ausplätzen der	128.	192.
Oleander, Stecklinge von	88.	136.
Orangenbäume	119.	
Orchideen	32.	63.
Pflanzen für dunkle Plätze	XV, 41. Beiblatt.	63.
Ricinus	55.	96.
Rosen, Echtmachen der	128.	
Tuberosen	112.	136.
Verpflanzen	55.	96.
Weintrauben, Fröhe	8.	32.
Weintrauben, Schutz für	119.	

Rathschläge.

Korb zum Pflücken von Blumen und Obst. 128.
 Rücken-Lampe. 128.
 Universal-Gartengeräth. 128.

Briefmappe.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Abfärben von Sammet	88.	
Ameisen	136.	160.
Austreichen von Messing-Schlö- ßern	104.	
Antiphon	32.	
Apfelkraut	168.	
Atlas- und Seidenbänder zu waschen	32.	47.
Beize, Braune, für Holz-Begen- hände	160.	192, 199.
Billard-Tisch	136.	176.
Blech-Gefäße	80.	96.
Blumen, Getrocknete	104.	128.
Blumen-Uhr	184.	
Brunnenwasser, Salpeterhaltiges Cigarren-Bändchen	96.	112.
Decken aus gepupfter Seide.	96.	
40.		

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Dextrin	176.	
Dobosch-Torte	56.	72.
Eau de Cologne	176.	216.
Eichenholz-Parfett	64.	
Eisenstede	136.	144, 152.
Eisvogel-Garnitur	199.	207.
Erziehungs-Anstalt	176.	192, 224.
Farbengeruch bunter Kattun- Gardinen	XV, 160.	24.
Festfede in Parfett-Böden	176.	199.
Flecke auf Kupfer	216.	224.
Fleisch, Behandlung von	112.	119, 128.
Fliegen	119.	128.
Früchte, Eingemachte	16.	24.
Fruchtsäfte, Conservirung von	112.	119.
Gardinen crême zu färben	47.	56, 64.
Gardinenfallen	176.	
Garnitur, crême-seidene zu reinigen	88.	
Gegenstände, Im Dunkeln leuch- tende	207.	
Gefinde-Belohnung	192.	207.
Gips-Figuren	96.	104, 112.
Glas-Handschuhe	199.	207.
Goldfische	184.	199.
Grüne Seite	72.	88.
Gurkenwasser	136.	
Haare, Kräuseln der	119.	152.
Häkel-Ruster	144.	
Heidelbeer-Wein	64.	80.
Holzwerks-Vorlagen	192.	216.
Holz wurm, Mittel gegen den	XV, 216.	32.
Honig	119.	152.
Irish stew	152.	168.
Karde	80.	96.
Kibitzer	XV, 160.	32.
Kohlen der Dichte zu ver- hindern	40.	56, 64.
Korken, Verwendung von	40.	64.
Kürbis-Marmelade	152.	168.
Landschafts-Malerei, Unterricht in der	136.	160.
Leinen-Borhänge, Altdeutsche	152.	168.
Leinöl-Flecke	216.	224.
Liesmuscheln	XV, 160.	8.
Muskelkrampf	112.	119.
Obst- und Schimmel-Flecke	16.	32.
Petroleum-Stocken	128.	160.
Pfauenfedern	64.	88.
Portiören aus Cigarrenbändchen Porzellan-Teller	47.	56, 64, 136.
Pottol meat	XV, 224.	56.
Pumpernickel, Westfälischer	40.	56.
Rococo-Stoffe	XV, 224.	47.
Rost-Flecke auf Nickel	136.	152.
Rost-Flecke auf Nickel	160.	184.
Salicyl	152.	176.
Salon-Fächer	16.	47.
Sauerfohl, Magdeburger Schinken, Geräucherten, milder zu machen	152.	8.
Schinken, Prager	216.	
Schnecken	119.	136.
Schuhsohlen	207.	
Seidenbau	216.	
Spargel und Blumenkohl einzu- machen	XV, 88.	88.
Spigen, Schwarze, glänzend zu machen	40.	56.
Sprüche für Fischläufer und Theetücher	88.	96, 112.
Stückrahmen	176.	
Stoffe	184.	199.
Straußfedern, Weiße	160.	184.
Strümpfe	168.	199.
Stücktrommeln	119.	
Sultan-Brod, Türkisches	119.	152.
Teppichsalten	199.	207.
Tintenflecke	207.	
Toiletten-Schwämme	96.	112.
Vanille-Crême	88.	176.
Wäsche	72.	
Wäsche-Mangeln	XV, 160.	8.
Wäsche-Rollen	56.	64.
Windbeutel	144.	168.
Wohnsitz	24.	
Zander	168.	

Rathschläge.

Kal in Gelée. 47.
 Ananas-Gelée. 160.
 Kapsel in Gelée. 47.
 Kapsel-Ingwer. 160.
 Aprikosen-Marmelade. 194.
 Aprikosen-Baste. 136.

Birnen in Essig. 152.
 Birnen in Zucker. 152.
 Brandade de morue. 207.
 Croquetten von Fisch. 160.
 Einmachzeit, zur. 160.
 Esdragon-Essig. 184.
 Essig-Oel. 184.
 Fricassée. 96.
 Ingwer, falscher. 136.
 Johannisbeer-Gelée, Noth's. 104.
 Kartoffel, Die. 184.
 Messing zu pupen. 16.
 Paille au Parmesan. 16.
 Paraffin als Waschmittel. 119.
 Pfannen roh einzumachen. 136.
 Pudding von kaltem Kalbsbraten. 32.
 Punsch à la Demidoff. 216.
 Punsch, Schwedischer. 207.
 Rhubarber. 96.
 Rosen-Bowle. 216.
 Sandluchen. 16.
 Wäsche, Wohltuende. 104.
 Wildpret. 207.

Redactions-Post.

Beiblatt zu Nummer 29, 31, 33, 35, 37, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 51, 52.

Illustrationen.

Portraits.

Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. 20.
 Erzherzogin Marie Valerie von Oesterreich. 20.
 E. von Wald-Edwigh. 23.
 Prinz Friedrich Leopold von Preußen. 32.
 Prinzessin Luise Sophie von Schleswig-Holstein. 32.
 Kronprinz Rudolf von Oesterreich. 33.
 Erbprinz Friedrich von Anhalt. 52.
 Prinzessin Marie von Baden. 52.
 Kronprinzessin Wilhelmine von Holland. 81.
 Paul von Szegedinski. 96.
 Königin-Witwe Maria von Bayern. 104.
 Heinrich Seidel. 108.
 Harn-to, Kaiserin von Japan. 153.
 Helene Kelling-Bichler. 156.
 Gerhard von Amintor. 208.
 Hans Bartels. 224.
 Wanda Bartels. 224.

Aus der Gegenwart.

Die Wolkerei „Victoria-Park“ zu Berlin. Von H. Wagner. 17.
 Leichenbegängniß des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Von W. Gause. 44.
 Schloß Cronberg. Von Th. von Edenbrecher. 124.
 Feldmarschall Graf Wittke in Ludowa. 129.
 Am Sattelplatz. Von M. Ledeli. 156.
 Der Sieger. Von M. Ledeli. 157.
 Gentleman und Jockey. Von M. Ledeli. 160.

Religiöses.

Auf der Heimkehr von Jerusalem. Von Ferdinand Graf Harrach. 69.

Land und Leute.

Ponte di Vigo zu Chioggia. Von Hans Herrmann. 125.
 Wiener Wäscherinnen. Von W. Gause. 141.
 Schloß Trautmannsdorff. Von Th. von Edenbrecher. 196.

Geschichtliches.]

Vier Portraits und ein Ohrgehänge aus der Grafischen Sammlung „Antiker Portraits aus Hellenistischer Zeit“. 86, 37.
 Marie Antoinette und ihre Kinder. 65.
 Der Temple zu Paris, im Jahre 1795. 76.
 Seidener Strumpf der Königin Marie Antoinette. 76.

Medaillon der Königin Marie Antoinette. 76.
 Facsimile des Theaterzettels zur ersten Aufführung der Mäurer, am 13. Januar 1782. 84.
 Das königliche Schloß zu Hannover. Von Th. von Edenbrecher. 97.
 Allerlei Schuhwerk. 148 (11).
 Das Geburtshaus der Königin Luise von Preußen im Parke zu Herrenhausen bei Hannover. Von Th. von Edenbrecher. 161.
 Schloß Herrenhausen bei Hannover. Von Th. von Edenbrecher. 164.
 Die große Fontaine im Parke von Herrenhausen. Von Th. von Edenbrecher. 168.
 Maria Stuart. Das sogenannte Blairs-Portrait. Von Amias Camood. 177.
 Maria Stuart vor ihrer Vermählung. Von François Clouet. 181.
 Maria Stuart. La reine blanche. Von François Clouet. 181.
 Die Gigerl. 15 Abbildungen von A. von Henden, S. Lychdorff und nach alten Stichen. 188, 189.

Genre-Bilder.

Lotterie-Schwester. Von Josef Gifela. 1.
 Ersehnte Nachricht. Von W. von Czachorski. 5.
 An schön' Grub. Von Gustav Zipper. 9.
 Dem Leben wiedergeschenkt. Von Max Schreidt. 12.
 Holländische Fischerin. Von Marie Weber. 21.
 Abendstimmung. Von A. Holmberg. 25.
 Die Novize. Von Scipio Bannutelli. 29.
 In Erwartung. Von Emma von Müller. 41.
 Plaudertäschchen. Von J. Kleinmichel. 53.
 Alter schützt vor Thorheit nicht. Von J. Kauffmann. 57.
 Der erste Reiterstich. Von L. Scaffai. 61.
 Der Kampf mit dem Drachen. Von C. Reichert. 73.
 Edelweiß. Von R. Wagner. 77.
 Lustiges Reiten. Von Wilhelm Diez. 85.
 Raifäser. Von G. Schachinger. 89.
 Das Morgenlied. Von Adolph Schlabitz. 93.
 Im richtigen Moment. Von A. Schram. 100.
 Studentkopf. Von E. Haanen. 101.
 Wohin? Von E. Mod. 105.
 Offiziere Napoleon I., von Damen der italienischen Aristokratie bewirthet. Von L. Alvarez. 109.
 Rosentage. Von L. Schröder. 117.
 Der Krantjunker. Von E. Strecker. 121.
 In der Dorfkirche. Von J. Molitor. 133.
 A liab's Dirndl. Von Paul Felgentreff. 145.
 Das Einfädeln. Von Lucia van Gelder. 165.
 Die letzten Rosen. Von M. Nonnenbruch. 168.
 Die Ueberraschung. Von G. Chierici. 173.
 Die Hungrigen. Von Heinrich Rettig. 185.
 Nur immer vorständig. Von Adolph Schlabitz. 193.
 Bei der Vogelhändlerin. Von Anton Müller. 201.
 Adagio consolante. Von G. von Höpflin. 204, 205.
 Unschuld. Von E. Mod. 209.
 Es will Abend werden. Von Paul Schad. 213.
 Am Weihnachtsmorgen. Von E. Mod. 217.
 Einlauf des Weihnachtstarpfens. Von Hans Bartels. 221.

Verschiedenes.

Text-Illustrationen zu:
 Goldspuren. Von D. Gerlach. 3, 4, (3).
 Der Schatz von Hiddensoe. Von Hans Bartels. 34, 35 (3), 45 (1), 49 (2).
 Grillparzer's Frauen-Gestalten. 60 (2), 68 (2).
 Zum Osterfest. Von Marie von Dlfers. 64 (9).
 Versagt und erbeten. Von R. Kndtel. 92.
 Die Zwillinge. Von A. Mandlid. 113 (1), 115 (1), 116 (1).
 Wie die Sphinx entstand. Von D. Gerlach. 132.
 Klein Ederl. Von Carl Kidel. 137 (1), 138 (1), 149 (2).
 Jasmina. Von A. von Wahl. 172 (3), 179 (1), 180 (1).
 Wie der Weihnachtstarpfen in die Elbe kam. Von E. Becker. 220 (2).
 Faschings-Kostüme. 22.
 Die Geige des Tieffenbruder. 31.
 Sekl. Von Agnes Stamer. 48.
 Zwei Silhouetten. 152.
 Sport und Spiel: Bogenschießen. 183 (6), 184 (1).
 Samariter-Dienst im Walde. Von W. Zehme. 216.

Bierstüde von D. Schöbel. 128, 168, 187.
 Bignetten von A. von Wahl. 136, 152, 203, 212.]
 Bigarette von A. von Henden. 160.

Kunstgewerbliches.

Armband. 215.
 Armfessel. 241.
 Blumenstickerei. 16.
 Bosnische Schmuckstücke. 64.
 Brosche. 215.
 Bücherdrant. 72.
 Collier. 215.
 Email-Malereien. 176 (7).
 Eßtisch, Hamburger. 72.
 Etagère. 72.
 Feuergeräth-Garnitur. 24.
 Gobelin's. 144 (3), 167 (3).
 Hängelampen. 7.
 Herrenschrant. 88.
 Malmittel, Ein neues. 136 (4).
 Marquis-Ring. 215.
 Polsterstuhl, Tischchen und Tabouret. 72.
 Reflector für Petroleum. 40.
 Salon-Spiegel. 40.
 Silberdrant. 40.
 Spinnwoden und Spindel. 24.
 Teppichmuster, Altmorwegische. 192 (2).
 Toilette. 72.
 Weinfähler. 7.

Die Mode.

Berliner Gesellschafts-Toiletten. 7.
 Sommermoden. 120.
 Im Beiblatt zu Nummer 3 (14), 5 (6), 7 (5), 8 (6), 9 (4), 11 (10), 12 (5), 13 (6), 15 (2), 16 (4), 17 (5), 18 (3), 19 (4), 20 (6), 21 (7), 22 (1), 23 (9), 24 (3), 25 (5), 26 (6), 28 (11), 29 (3), 31 (6), 33 (2), 35 (9), 37 (6), 39 (11), 40 (4), 41 (3), 42 (6), 43 (12), 45 (7), 46 (3), 47 (6), 48 (6), 49 (3), 50 (4), 51 (5), 52 (5).

Handarbeiten.

8 (1).
 Im Beiblatt zu Nummer 3 (1), 5 (4), 7 (1), 9 (3), 3 (1), 15 (2), 16 (2), 18 (3), 19 (2), 20 (7), 22 (3), 23 (2), 25 (5), 26 (2), 28 (3), 29 (1), 31 (5), 33 (5), 35 (6), 39 (2), 40 (2), 41 (5), 42 (4), 43 (4), 44 (3), 45 (1), 47 (7), 48 (4), 49 (3), 50 (19), 51 (7), 52 (7).
 Tiroler Bauernspitzen. 71 (4).

Wirthschaftliches. für's Haus.

Tafel-Arrangements. 56 (10).
 Spirituskocher. 22.
 Riechfläschchen. 104.
 Lampe mit farbigem Papierschild. 104.
 Standlampe aus cuivre poli. 104.
 Neue Briefpapiere. 112.
 Lampenschirme. 208 (7).

Gärtnerei.

Gießflanne. 112.
 Gartenspritze. 112.
 Korb zum Obstpflücken. 128.
 Räden-Lampe. 128.
 Universal-Gartengeräth. 128.

Blätter für Kostümfunde. Neue Folge.

233. Blatt. Polnischer Bauer in Wintertracht. Von Ludwig Burger. Beiblatt zu Nr. 2.
 234. Blatt. Polnischer Bauernbursche in Festtracht. Von Ludwig Burger. Beiblatt zu Nr. 8.
 235. Blatt. Drei Coiffüren und Tracht eines eleganten Pariser's. Um 1785. Beiblatt zu Nr. 12.
 236. Blatt. Pariserin. Um 1785. Beiblatt zu Nr. 17.
 237. Blatt. Bauer aus Dufflingen bei Tübingen. Von Carl Kidel. Beiblatt zu Nr. 19.
 238. Blatt. Hofbeamter eines geistlichen Würdenträgers. Um 1750. Beiblatt zu Nr. 22.
 239. Blatt. Straßburgerin. Um 1600. Beiblatt zu Nr. 25.
 240. Blatt. Bäuerin aus Dufflingen bei Tübingen. Von Carl Kidel. Beiblatt zu Nr. 30.
 241. Blatt. Polnischer Bauer mit seinem Sohne, in Sommertracht. Von Ludwig Burger. Beiblatt zu Nr. 40.
 242. Blatt. Polnisches Bauernmädchen in Festtracht. Von Ludwig Burger. Beiblatt zu Nr. 45.
 243. Blatt. Bäuerin aus dem Unter-Elsaß. Von H. Jffel. Beiblatt zu Nr. 47.
 244. Blatt. Italienischer Jüngling. 1340. Von A. von Henden. Beiblatt zu Nr. 51.

Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Nr. 2.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 6. Januar 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4½ M.

XVI. Jahrg.



Lotterie-Schwester. Von Josef Gissler. — Siehe Seite 6.
Das Original ist im Besitze des Kunsthändlers F. Schwarz in Wien.

Nachdruck verboten.

Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.

Wenn man vor Zeiten über den Marktplatz des nordischen Städtchens Husum schritt, führte der Weg geradeaus gen Süden in die sogenannte „Alte Straße“. Sie war auch sehr alt. Man sah fast nur Häuser mit hohen, alterthümlich zugespitzten Giebeln, und manche neigten ihr durch die Jahrhunderte gebeugtes, fensterreiches Haupt so weit vornüber, daß schon der Gedanke beängstigte, dort hinaufzusteigen und aus den lukanartigen Oeffnungen hinauszuschauen. Aber sie standen doch fest. Mächtige Strebeballen von Eichenholz stützten die Dächer und schwere, dicke Grundmauern, wie sie heute kein Baumeister mehr auführt, bildeten in ihrem starken Gefüge ein festes, der Zeit trotzendes Fundament.

Jedes Gebäude hatte einen tiefen, geräumigen Flur, und jedes einen gewölbten, großen Keller. Aber einige zeichneten sich nicht nur durch ihren alterthümlichen Baustil an sich aus, sondern entzückten auch durch künstlerische Einzelheiten das Auge.

Es galt das besonders von dem sogenannten „Kleinen Rathshof“. Ein hoher, schmaler Unterbau mit willkürlich vertheilten, in bogenförmigen Ausschnitten eingelassenen, weit späteren Bedürfnissen angepaßten Fenstern, trug einen zierlichen Giebel mit Sinnprüchen. Einige Fenster waren fast verdeckt durch die Blätter und Blüten hoch sich emporrichtender Rosenstöcke; andere zeigten kleine, erblindete, bei Sonnenschein in Regenbogen-Farben schimmernde Scheiben, und nur zur Linken am Eingange blühte das Glas moderner Fenster in durchsichtiger Sauberkeit.

Zur Linken im Hause befand sich die lange, schmale Wirthsstube mit vielen überaus bequemen Ecken und Winkeln und alten, aber wohl erhaltenen, blank schimmernden Tischen und Stühlen.

Hier fanden sich Mittags die angesehenen Bürger der Stadt ein und tranken Braumbier aus zinnernen Krügen und rauchten ihre Pfeifen.

Überall an den kalkweißen Wänden sah man alterthümliche Gegenstände. Jeder war so schön, daß er nicht nur ein Künstlerauge fesseln mußte. Aber besonders anziehend wirkte die Schenkisch-Ecke, zur Linken im Flur-Eingange, mit dem alten Eichentische, Zäffern, bemalten Gläsern, Humpen, messingenen Leuchtern und kupfernen Trichtern. Hier wirthschaftete das Mädchen, das die Gäste bediente, und sehr oft am Tage stieß sie den Zapfen in ein Faß und ließ das kühle Bier in die steinernen oder zinnernen Krüge laufen.

Am Ende des schmalen Hauses, in einem Anbau, befand sich ein großes, sauber gehaltenes Gemach mit Kofen, alten Schränken und Truhen, und endlich hinter diesem ein weitläufiger Raum, der vier hell getünchte Wände zeigte und dessen Fußboden mit rothen Backsteinen abküssig gepflastert war. Hier war die Brauerei, und allezeit wehte dort eine kalkfeuchte Luft und roch es würzig nach Malz. Niesige Kübel und umgestülpte Tonnen standen umher. Eine Pumpe mit glattglänzendem eisernen Schwengel erhob sich zur Rechten, und durch die hellen Scheiben schaute man auf den Hof, auf dem breite, offene Bierwagen standen, häufig ein ruhebedürftiger Hund schlief und fast allezeit gackernde Hühner mit dem steif einhererschreitenden Hahn nach Futter suchten.

Alter, Sauberkeit und Ordnung wirkten zusammen, um Allem im Hause ein überaus anziehendes Gepräge zu verleihen. Diejenigen aber, die einen besonders poetischen Sinn hatten, setzten sich im Sommer oder bei schöner Jahreszeit draußen neben der Thür auf einen, zwischen figurenreichen Sandstein-Postamenten angebrachten steinernen Ruhestuhle, bewunderten die Annuth einer wilden weißen Rose, die den Sockel einer das Postament zierenden Ritter-Statue mit ihren duftigen Blumen und kraftvollen Blättern umrannte, und tranken hier das erfrischende Braumbier.

Das Häuschen gehörte dem Brauer Hennig Karsholm, der spät geheirathet hatte und eine einzige Tochter besaß, die Inge hieß. Die nicht mehr ganz junge, fast taube Frau ging den ganzen Tag still arbeitend und schaffend im Hause umher, bediente mit einer Mamsell die Gäste, sah nach der Küche, hielt das übrige weibliche Gefinde an und schaltete in der Brauerei, wenn Hennig über Land gefahren war. Er stand früh Morgens um fünf Uhr auf, besorgte seine Arbeit und zeigte sich nur kurze Zeit Mittags und regelmäßig Abends den Gästen. Immer war er thätig, und nur Mittwoch Nachmittags ging er im Sommer zum Kegeln draußen in's Deichwirthshaus.

Er bediente die Kundschaft nie, er begegnete ihr mit der freundlich gelassenen Miene eines Mannes, der ein gastfreies Haus öffnet, der, ohne viel Beiwerk im Wesen, es seinen Freunden bequem und behaglich zu machen

wünscht und die Ehre des Erscheinens eben so sehr auf ihrer als auf seiner Seite sieht. Karsholm galt als ein charakterfester, unbeugbarer Mann, der genau wußte, was er wollte, konnte und durfte, und für seine Ueberzeugung alle Folgen trug.

Am Ende jeder Woche hatten die Primaner des alten Gymnasiums Abends versteckte Zusammenkünfte im alten Rathshofe. In einem Raume neben dem Wirthszimmer standen ein langer Tisch und ein Duzend hohe Eichenholz-Stühle, die Hennig einmal gelegentlich bei einer Auction in einem Patrizier-Hause gekauft hatte, und in die Wand war eine alte viereckige Uhr in Bronze eingelassen, die ein messingenes Zifferblatt trug, aus dem oben ein blau gemalter Mond hervorguckte. Der Mond hatte das Gesicht eines alten Junggesellen, der über die silbernen Sterne lachte, die rings um ihn her versammelt waren.

Es war Mitte Sommerzeit im Juli. Auf den Straßen vor den Häusern standen schwahende Bürger mit ihren langen Weichselholz-Pfeifen, schauten auf die vom Abendwinde bewegten Wolken oder sprachen vom Wetter oder vom kommenden Sonntage. Als aber die Rathshofuhr mit ihren langsam schweren Schlägen die zehnte Stunde verkündete, zogen sie sich zurück. Zunächst begaben sich die Frauen, oft noch ein verschlafenes Kind nach sich ziehend, in's Haus, und ihnen folgten allmählig die Männer, nachdem sie die Pfeifen aufgeraucht, die Schwammdose ausgegossen und die Asche aus den Köpfen geblasen hatten.

Nun schlossen sich die Hausthüren. Ein eilig über die Gasse fliehendes Kätzchen zwangte sich mit geschmeidigem Körper durch die Nimmstein-Höhlung eines die Gebäude verbindenden Pfortchens; zum letzten Male bellte noch in kurzen Absätzen ein Hund, und dann war Alles still und einsam auf den Gassen. Nur des Nachtwächters langsamer Schritt hallte ab und zu über die Straßen.

Bei Hennig Karsholm im Hinterzimmer war jedoch noch lautes Leben. Das Zimmer war angefüllt mit dichtem Tabaksqualm und durchweht von dem scharfen Duft des Bieres. Die Köpfe der hier zechenden Primaner waren vom Trinken erhitzt, ihre Augen und Wangen glühten, und bei dem lauten, geschwägigen und erregten Hin und Her vermochte kaum Einer des Anderen Wort zu verstehen.

Besonders lebhaft war Andreas Bernstorff, des Stallers Sohn, ein hünenhafter Mensch mit dunkler, fast gelber Gesichtsfarbe, schwarzen, in sonderbarem Weiß schimmernden Augen und einem starken Flaum auf der Oberlippe. Mit seinen schneeweißen Zähnen konnte er einen dicken Bindfaden durchbeißen, und wenn der schwerste Mann sich auf einen der Eichenholzstühle setzte, hob er ihn und den Stuhl ohne Anstrengung empor und hielt sie eine Weile mit geradeaus gestrecktem Arme.

Er trank alle seine Kameraden zu Boden, und wenn er einen Vortrag hielt, lauschte Jeder gespannt. Andreas besaß eine hinreißende Art zu sprechen.

In dem kleinen Kreise herrschte er wie ein König. Was Andreas wollte, das mußte geschehen. Und wenn er, wie 's einmal geschehen war, vorschlug, bei Nacht in's alte, baufällige Lagerhaus hinauf zu gehen, und mit weißen Tüchern umhüllt, oben aus den offenen Luken zu schauen, um dem Nachtwächter Gespenstersucht einzujagen, so wagte Keiner, obschon der Folgen gedenkend, sich auszuschließen.

Manches war ihm als Sohn des Stallers durchgegangen, was bei Anderen schwer geahndet worden wäre.

Andreas Bernstorff war auch ein wilder Reiter. Er besaß einen schwarzen Hengst, den er täglich Nachmittags bestieg, und auf dessen Rücken er die waghalfigsten Stücke ausführte.

„He bricht noch mal dat G'nid!“ hatte Hennig Karsholm, wenn Mittags die Gäste wieder von „den Stallern sin Söhn“ erzählten, schon oft prophezeit. Kürzlich hatte er den Hengst gezwungen, über das spitze Gitter in den Klosterkirchhof zu springen. Das hatte großes Vergnügen gegeben und ward viel besprochen.

„Wo is he denn wedder herutkomm'n?“ fragte einer der Bürger, als der Vorfall erörtert ward.

„Ah, — he salt ol wedder torugg! Stant öwer de spize Tun weg. De Hengst wull nich. Abers he slog enen mang de Dyr'n un up de Rüstern, un da muß he denn tum tweten Mal heröver!“

Die Zuhörer schüttelten den Kopf.

„Dat is en Düwelskerl, de Staller sin Andreas!“

An diesem Abend riß Andreas Bernstorff der Uebermuth so weit fort, daß er Karsholm's Tochter Inge, die heute wegen Krankheit der Mamsell bediente, um den züchtigen Leib faßte und mit einem einzigen geschickten Ruck auf den Bechtisch stellte.

Und als Inge zornig glühend eine Bewegung machte, um wieder hinabzuspringen, da fing er sie mit den Armen auf, zog sie an sich, drückte ihr einen Kuß auf die Wange und setzte sie leicht wie ein Nichts auf den Fußboden.

Dabei funkelten die dunklen Augen, und der Mund mit den weißen Zähnen öffnete sich weit, und als sie mit blitzenden, zornig glühenden Augen sich vor ihm aufrechtete und ihr heißerregter Athem ihn berührte, nahm er sie, laut lachend, noch einmal in seine Arme, ließ mit ihr zu einem in der Ecke stehenden Lehnstuhl und hätschelte sie hier für kurze Augenblicke wie ein närrisches Kind, dem man zuredet.

Jetzt aber gelang es Inge, sich loszureißen, und als Andreas ihr abermals nacheilte, holte sie mit ihrem etwas langen Arm aus und versetzte ihm einen solchen Backenstreich auf die kraftvollen, knochigen Wangen, daß er zurücktaumelte.

Inge war ein schönes Geschöpf. Die tiefen Augen lagen unter sehr langen, schwarzen Wimpern in ihrem edel geschnittenen Gesicht, und wenn sie den ausdrucksvollen Mund mit den schmalen, aber blutvollen weichen Lippen öffnete und lachte, — meist ging sie ernst, still, mit eigenthümlich forschenden Blicken die Gäste musternd, einher, — wirkte ihre Erscheinung unwiderstehlich.

Ihr Körper hatte schwellende Formen, aber etwas unbeschreiblich Sittsames lag über ihrer ganzen Gestalt, schon durch die Art, wie sie sich kleidete.

In der Stadt rechnete man auch Inge keineswegs unter die „simplen“ Bürgerstöchter. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und war nach der Confirmation einige Zeit in einem adeligen Hause im Holsteinischen gewesen, um sich weiter auszubilden. Inge besaß auch ihre eigenen, nach vorn im Giebel gelegenen Gemächer, und ihre und die Zimmer der alten Karsholms erreichte man, wenn man eine vom Flur aufsteigende, weißgestrichene und mit kunstvoll geschnitztem Geländer versehene Treppe beschrift, die von unten ungestützt, freischwebend an den Wänden befestigt, wie eine Brücke an einem Felsen hing. Diese an den Mauern hängende Treppe fiel beim Eintritt in den Flur um so mehr auf, als von ihr ein großes, zierlich gearbeitetes, mit Masten und Segeln versehenes Schiff in den Hausflur herabhing.

Wenn Andreas Bernstorff mit Inge sprach, suchte sie meist nur stumm die Achseln und senkte die Augen zu Boden. Es schien, als kämpfte sie zwischen Reizung und Vernunft, welche letztere ihr sagte, daß nur Unheil daraus entstehen könne, wenn sie sich mit dem wilden Sohn des Stallers einlasse. Hielt er sie dennoch einmal auf, so machte sie die Miene, als habe sie gerade jetzt etwas Eiliges zu besorgen. Sie fürchtete sich, von ihm umstrickt zu werden. Keiner widerstand auch diesem Menschen. Wenn der Eine oder Andere sich einmal auslehnen wollte, sah Andreas ihn mit seinen drohenden Augen an und zwang ihn, ihm zu Gefallen zu sein.

Als der junge Mann, der schon seit reichlich einem halben Jahre auf der Kieler Universität studierte und nur seiner Mutter Geburtstag wegen nach Haus gekommen war, am kommenden Mittag in seinem nach dem Schloßpark belegenen Zimmer saß, trat der alte Kammerdiener Maas mit der weißen Halsbinde und dem dunkelblauen, mit blanken Knöpfen besetzten Rock herein und sagte: „Herr Andreas, der Herr Staller wünscht Ihnen sogleich zu sprechen.“

Der Staller bewohnte das sogenannte Schloß, ein altes, schönes Gebäude mit hohen Gemächern, vielen reichen Studaturen und einer im Lande berühmten, in Braun und Gold gehaltenen Treppe mit herrlichen Schnitzereien.

Links parterre, in einem Anbau, befanden sich die Schreibzimmer, und zur Rechten im Schloß hatte der Staller, Graf Bernstorff, seine Arbeitsgemächer, die mit vielen alten Möbeln, Büchern und Gemälden in ovalen Rahmen angefüllt waren.

Der Graf war ein Mann mit starkgebogener Adlernase, einem hochmüthig aristokratischen Gesicht und mit einem schiefverzogenen Munde, als habe ihn einmal ein Schlag getroffen. Er saß unter Schriftstücken vergraben an seinem breiten, mit einer schneeweißen Marmorplatte versehenen und mit Tintenflecken besetzten Schreibtisch, als Andreas in joppenartigem, schwarzseidenem Hausrock bei ihm eintrat.

Ohne Einleitung erhob er den Kopf und sagte, als müsse die Sache so rasch wie möglich abgemacht werden, und den schiefen Mund noch schiefere als sonst ziehend:

„Hennig Karsholm war joeben hier und sprach über die Affaire heut' Nacht. Du hast die Inge angepakt und geküßt und — solche Affairen mehr!“

Der Staller sprach allzeit in einem scharf nieselnden Tone, und insbesondere das doppelt angewandte Wort „Affaire“ klang äußerst gekniffen.

„Nun, — nun, — was ist mit dem Brauermädel?“ erwiderte Andreas, — hier hob sich die Stimme, und er warf den hochmüthigen Kopf in den Nacken und ließ sich in den Sessel zurückfallen.

„Der Unjug soll aufhören! Und alle Affairen sind abgeschmakt und unpassend. Wie? — Du hast also hinzugehen und Deine Excentricität zu exculpiren, — und dann, — dann, — wird der alte Volterer sich zufrieden geben, — und, — und, — am Besten, daß

das Lokal gemieden wird und daß, daß diese Affairen überhaupt eingestellt werden. — Verstanden?"

Und dann machte der Staller eine Bewegung mit der Hand, und Andreas nickte und ging wieder auf sein Zimmer. Hier setzte er sich an seinen Schreibtisch, guckte eine kurze Weile sinnend in den blühenden Park mit den gerade geschnittenen, dichten, grünen Hecken, den Postamenten, Sandstein- und verwitterten Marmor-Statuen, ließ die traumhafte Stille, die nur unterbrochen ward durch zeitweiliges verdecktes Vogelgezwitscher in den Zweigen der Bäume, auf sich einwirken und setzte dann einige Worte an den alten Hennig auf. Dabei flog ein eigenes Lächeln um seinen Mund, halb gutmüthig, halb satirisch.

„Daß ich heute Nacht stark über den Durst getrunken, bekenne ich, und daß ich der hübschen, sittsamen Junge einen Kuß geraubt, ebenfalls, und daß mir dies insbesondere aufrichtig leid thut, und daß der alte, brave Hennig, der übrigens auch einmal jung war, mir dies verzeihen möge, bitte ich eindringlich.“

Die beifolgende Meerschaumpfeife, ein wohl zugehauchter Kopf, aber mit neuem Rohr und neuer Spitze versehen, — ersuche ich meinen guten Freund Hennig als Zeichen der Versöhnung anzunehmen, die schöne Junge aber, die Rosen, die Maaf überbringt, an ihre Brust heften zu wollen.

Eines wohlledlen Hennig Karsholm ergebenster Gast, Freund und Diener Andreas Bernstorff.“

„Ma—ah!“ rief alsdann Andreas, trat auf den breiten Corridor, und „Maaf“ wiederholte er mit laut schallender Stimme und bog sich über die alte goldverzierte, nußbraune Treppe.

Und ein „Jawohl! Sofort, Herr Andreas!“ tönte zurück.

Als Maaf eifertig hereingehumpelt kam, gab Andreas ihm Brief, Pfeife und die ihm am Morgen von seiner Mutter in einem geschliffenen Glase hingestellten Rosen und sagte:

„Bring' das zu Hennig Karsholm und bestelle einen Gruß und warte, was er sagt.“

Nach einer kleinen halben Stunde kam Maaf, ein Mann, der mit seinem knappgeschnittenen, schneeweißen Schnurrbart wie ein alter Reitergeneral aussah, zurück und stellte sich stumm und stramm an die Thür.

„Run?“ forschte Andreas Bernstorff, drehte sich auf seinem Sessel um und that tiefe Züge aus einer mit langen, bunten Quasten versehenen Pfeife. „Was gab's?“

„Sie lasen das Alle! Der alte Hennig, und was die Frau ist, und Junge und lachten, und der Alte steckte die Pfeife in den Mund, versuchte, ob sie Luft hätte und — und —“

„Na?“

„Ja! Es wäre gut!“

„Und Junge? Hat sie die Rosen angesteckt?“

„Ne, Herr Andreas! Sie ließ sie auf dem Wirthschaftstische liegen. Und als der Senator Carstens gerade kam, ließ sie fort.“

„Ja, ja, aber dann?“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Hat sie auch später die Rosen nicht an sich genommen?“

Maaf fing an zu stottern und wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich sagte er und machte ein halb verlegenes, halb listiges Gesicht:

„Sie kriegte mir draußen beim Weggehen auf dem Flur zu packen und sagte: ‚Bestellen Sie man an den Herrn Andreas:‘

Mehr Masken hat ein Teufel zur Hand,
Als Sandtörner sind an der Nordsee Strand!“

Einen Augenblick stutzte Andreas, dann warf er, fast kindlich fragend, hin:

„Was soll das heißen, Maaf?“

„Was das heißen soll, Herr Andreas? Sie will sagen: Mit die Rosen wären es man Fingerringen. Sie meinten nichts damit und wollten sie bloß an der Nase herumführen. Nichts für ungut.“

„Na, gut, geh', Maaf!“

Als der Alte sich entfernt hatte, stellte sich Andreas an's Fenster und schaute lange unbeweglich in das Grün der hohen Bäume, und zuletzt beobachtete er eine Fliege, die ungeschlüssig und matt auf dem Fenstersims umhertrod.

Und dann murrte er: „Ah, schön und klug bist Du, süße Junge. Und wenn Excellenz, der Staller, Graf von Bernstorff nicht wäre, dann, — dann —“

Er unterbrach sich, denn nun eben trat eine feine Gestalt unter den Buchen hervor. Um ein edles, blaßes Gesicht war ein schwarzes Spitzenband geschlungen, und ein dunkles Gewand umhüllte die zarten Glieder.

„Meine Mutter!“ flüsterte Andreas weich und trat zurück.

Dann aber warf er sich in den Lehnstuhl, und während er grübelte, zuckten die Muskeln in dem stark markirten gelben Gesichte.

Nicht weit vom Schlosse, hinter dem Markte in der Schloßstraße, wohnte ein Barbier, der Josias Abel hieß. Abel trug eine Perrücke, hinkte, hatte das Gesicht eines Schauspielers und war verschminkt wie ein Fuchs.

Er schwayte, dienerte und log, aber er war geschickt und wegen seiner bösen Zunge gefürchtet.

Zu ihm ging Andreas Bernstorff in der Abendstunde, nachdem er einen weiten Weg über den windfrischen, einsamen Deich gemacht und den Gedanken, die ihn bestürmten, eine bestimmte Richtung gegeben.

Abel saß in seiner kastenartigen, niedrigen, mit alten Möbeln und schlechten Bildern angefüllten Barbierstube und puhte ein messingenes Becken. Ab und zu tauchte er ein zerriffenes Tuch in ein Pulver, um durch Lektüres den Glanz zu erhöhen.

Andreas mußte sich beim Eintritte bücken und trat mit einem „Der Teufel hole die alte Spelunke“ in's Gemach, in dem es nach Seife, Pomade und schlechtem Wasser roch. Josias Abel aber sprang empor, neigte den Kopf mit dem Gaumengesicht tief herab und fragte nach Andreas' Begehre.

„Schließ die Thür, daß uns Niemand hört!“ befahl der Student und ließ sich in ein altes, schwarzes, tief in die Wandete hineingeschobenes Sopha fallen. „Und dann sperre Deine langen Ohren auf und höre, was ich von Dir will. Wenn Du morgen früh in den alten Rathshof zu Karsholm gehst, dann gib dieses Billet an Junge. So aber, daß es Niemand sieht. Sobald Du meldest, daß Alles wohl besorgt ist, empfängst Du einen dänischen Spezies. Wenn Du aber schwazest, oder irgend etwas an's Tageslicht kommt, dann schneide ich Dir die spitzen Egelsohren mit Deinem eigenen Rasirmesser ab, so wahr ich Andreas Bernstorff heiße!“

Nach dieser halb ernst, halb launig gesprochenen Rede zog Andreas einen Brief hervor und fuhr, in einen vertraulichen Ton übergehend, fort:

„Run, willst Du das geschickt besorgen, Josias Abel, bekannt als ein Ausbund von Schlaueheit?“

„Werd's schon machen, werd's schon machen, Herr Andreas,“ flüsterte der Barbier und zwinkerte mit den Augen. „Und die Junge ist Ihnen gut, ich weiß es!“

„Was weißt Du?“ warf Andreas abweisend hin.

„Es mag acht Tage her sein, eben als Sie gekommen waren, Herr Andreas, da sprach ich Mittags im kleinen Rathshof vor, um einen Krug zu trinken. Ich hatte bei Peter Kramer einen Verband besorgt und spürte Durst. Da saß die Junge in der Ecke im Flur und weinte, und ich hörte, wie die Alte ihr überlaut zurief: ‚Und den wilden Junker Andreas hast Du wohl im Sinn! Ebenjogut magst Du Dich dem Teufel verschreiben.‘“

Andreas sah Josias Abel scharf in's Auge. Er traute ihm so wenig, daß er seine Worte für eine gefällige Rede hielt. Aber der Schluß machte ihn stutzig. Hatte Junge ihm nicht fast das Gleiche sagen lassen?

Er glaubte ihm, wiederholte seinen Auftrag und verließ die Wohnung.

Am kommenden Tage war der Gräfin Geburtstag und viel Leben im Schloß. Zahlreiche Gäste kamen um die Mittagszeit, und Verwandte fuhrten in schweren Karrossen aus der Umgegend vor und wurden meistens im Hause des Stallers einlogirt. Auch die junge Comtesse Isa von Pogwisch, Andreas' Cousine, war mit ihrer Mutter eingetroffen und wandelte wohl eine Stunde kurz vor Tisch mit ihrem Vetter allein und im eifrigen Gespräch durch den Schloßgarten. Sie war zierlich wie eine Puppe und hatte namentlich so schöne zarte Hände und Ohren, daß schon Mancher sie deshalb in Poëmen besungen.

Isa besah eine eigene sonderbare Art beim Sprechen. Sie antwortete niemals gleich, sondern hob stets erst fragend das Auge, während sie es während des Sprechenden Rede tief herabsenkte. Dies fragende Aufschauen gab ihrem Gesicht etwas überaus Lebhaftes, Ausdrucksvolles und verschönte es auch. Schon früher hatte Andreas sie mit dieser Eigenthümlichkeit geneckt, und auch heute geschah es.

„Noch immer siehst Du die Menschen so forschend an!“ begann er. „Aber jetzt weiß ich den Grund genau.“

„Run?“ drängte Isa lachend und mit deutlicher Neugierde.

„Die Ohren sind zu klein zum Hören. Sie verstehen nicht gleich!“

Auch jetzt sah das Fräulein ihren Vetter mit Augen und Miene an, als ob sie nicht verstehe, dann aber schüttelte sie den Kopf.

„Könnte der Herr Vetter nicht etwas Anderes sprechen, als artige Reden, die gleich Complimenten klingen?“

„Doch, aber nicht mit Dir, Isa! Man muß Dir Schönes, Liebes sagen, weil Du schön und liebenswerth bist!“

Aber sie brach kurz und erröthend ab und fragte, ob Andreas am kommenden Tage mit ihr einen Reitausflug machen wolle.

„Gewiß! Mit besonderem Plaisir! Wir nehmen

den Weg nach Schleswig auf den guten Wegen. Gleich nach dem Frühstück, und um Mittag sind wir wieder daheim!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Goldspuren.



Eine Sylvesters-Phantastie von Adalbert Reinhardt.

Mit Illustrationen von C. Gerlach.

Sie waren Beide sehr gelehrt. Der Herr Professor war noch nicht alt und die Frau Professorin nicht mehr ganz jung; er ernsthaft und mager, sie rüchlich und heiter, also taugten sie gut für einander. Und eben weil sie in späten Jahren, nach langem Alleinsein erst, sich vereinigt, waren sie einander von ganzem Herzen zugehan. Sie liebte ihn so ausschließlich, daß nicht die Studien, die sie vordem höchst fleißig betrieben, nicht der neue Haushalt, noch alte Freunde ihr Denken je von ihm abziehen konnten. Er freilich, nach Männerart, er hatte auch Anderes im Kopfe: das Buch, das er herausgeben

wollte, — die Abhandlung, welche sein Freund und Gegner über dasselbe Thema geschrieben, und alte Münzen, geschnittene Steine, verwischte Inschriften, seine Sammlung antiker Klein Kunst und deren Vermehrung. — das Alles lag ihm fast so sehr am Herzen, wie seine Liebe zu seiner Gattin. Die Frau Professorin war zu klug, um das nicht zu verstehen. Es machte sie stolz, daß ihr Mann ein so großer Gelehrter, von seiner Wissenschaft so erfüllt war, und daß sie dennoch nicht nur seine Arbeit begreifen, sondern mit ihrem Frauen-Verstande auch manches Mal ihm nützlich sein konnte.

Nun aber besah der Herr Professor unter anderen antiken Schäßen ein Marmorköpfchen, welches er einst auf einer Reise durch Sicilien von einem Händler erworben hatte. Das betrachtete er alltätlich und immer von Neuem, und konnte sich nicht satt daran sehen. Aber nicht nur ob seiner wunderholden Schönheit liebte der ernste Gelehrte das Kunstwerk, sondern weit mehr, weil dessen Herkunft, einstige Bestimmung und Geschichte ihm unbekannt war, ihm zu denken gab. Das wußte die Professorin. Aber dennoch... Sie war eine Frau. Und hat eine Frau auch Vieles gelernt, und liest sie selbst Griechisch, und begreift sie gleich deutlich, von welcher Wichtigkeit es für die Welt ist, ob man in uralten Heroen-Zeiten schon Portrait-Statuen hatte, oder nur Götter-Gestalten in Tempeln, — es bleibt ihr doch schmerzlich, empfinden zu müssen, wie diese Frage ihrem Manne mehr gilt als sie. Und in die klugen, grauen Augen können ihr wohl einmal darob Thränen treten.

Es war an einem Sylvesters-Abende, dem ersten, den die Zwei mitammen in ihrer neuen Ehe verlebten. Der Herr Professor hatte den ganzen langen Tag und bis in die Nacht hinein gar fleißig über seinen Büchern gelesen. Als er sich entschlief, seinen Schreibtisch zu verlassen, um aus seiner Studirstube herüber in das Wohnzimmer seiner Frau zu kommen, hatte sie mit dem Thee schon längst auf ihn gewartet. Das Wasser im Kessel summt behaglich. Auf dem weißen Tischchen standen zwei Tassen bereit und ein Körbchen mit Kuchen, mit selbstgebackenem. — Für eine ehemalige, geprüfte Seminar-Lehrerin ist es keine kleine Kunst, Kuchen backen zu können. — Da nun der Professor sich auf das schwarze Mohrhaar-Sopha zu ihr setzte, streckte sie ihm die Hände entgegen: „So, endlich! nun bist Du...“

„Ja,“ sagte er, „ich bin fertig und glaube das Richtige getroffen zu haben. Nur zur Befestigung meiner Ansicht, die ich in der heutigen Arbeit aus einander gesetzt, bringe mir, meine Liebe, — willst Du so gut sein? — noch einmal den Kasten mit meinem theuren griechischen Köpfchen.“

Zu dem hell erleuchteten Zimmer der Eheleute war Alles still. Ganz still, so schien es dem Herrn Professor. Denn sein Gehör war nicht fein genug, das leise Klackern der Geister in der Theemaschine zu unterscheiden, noch den Seufzer, den seine Frau auf ihren Lippen erstickte mußte. Sie war bereitwillig aufgestanden, das so höflich Verlangte zu holen. Er schob die Tassen, den Kuchenkorb und seinen Teller auf die Seite, daß das frische Tischtuch zerrittert wurde. Als sie den Kasten darauf niedergesetzt, hat er sie noch, die Petroleumlampe näher zu rücken und den Schirm etwas schief zu stellen, um den Kopf zu beleuchten. Aus der Umhüllung von feinen Seidenpapieren und Watte, welche sie selber dem Kunstwerke zur Schonung bereitet hatte, hob er es vorsichtig heraus. Der antike Kopf war aus parischem Marmor, von der köstlichsten Feinheit der Arbeit. Die Züge zeigten klassische Reinheit, die Stirn war niedrig, das Köpfchen gerade, die edel geschwungene Linie der Brauen tabellos und die leicht geschürzten Lippen schienen zu athmen; keine griechische Aphrodite konnte hehrere Lieblichkeit zeigen. Das Besondere aber an dem kleinen Frauenkopfe war seine Bemalung. Nicht als ob ein so großer Gelehrter, wie der Professor, sich noch darüber gewundert hätte, daß Marmor-Statuen bemalt gewesen. Das stand ihm natürlich längst fest. Was ihm zu immer neuen Studien und Vergleichen Anlaß gab, das waren nicht die dunklen Wimpern, nicht das Roth auf den Lippen, nicht der zarte Farbenschimmer auf den feinen Wangen, noch die Vergoldung auf den leichten Wellen des Haars. Es waren vorn am Ansätze der Haare, dicht über der Stirn und nahe an einander zwei längliche, scharf umrissene Flecken, auf welchen jener Goldglanz fehlte.



war vollständig frei von sicilianischen Idiotismen, wie sie doch, einem Bude des Professors zufolge, auf der Insel geherrscht haben müßten; — Liebe Frau, Ihr habt Recht, selbstverständlich. Wir Frauen treffen immer das Rechte, schneller als mit Nachschlagebüchern und mit seiner Lupe ein noch so gelehrter Herr Ordinarius. Und Euer Eheherr konnte unmöglich Besseres thun, als Euren Wünschen in Allem zu folgen.“

„Wie meinst Du das,“ rief der Gelehrte eifrig, „was soll ich glauben, was muß ich denken? wer warst Du, und wer bist Du?“

„Gernach, Herr Professor! Fragt erst Eure liebenswürdige Gemahlin, sie ist die Herrin hier, sie hat zu sagen, ob sie in dieser Neujahrsnacht, der ersten seit Ihr Beiden ein Paar seid, die Gebuld besitzt, zu hören, wie ich Dir auf Deine

„Ja“, rief der Professor, „so war es, das weiß ich. Ich kenne die tessera auch, dieselbe; das Museum zu Palermo bewahrt sie.“

„Das ist leicht möglich. Der Kaufmann verglich die beiden Häften, und da er sah, wie vollkommen sie stimmten, empfing er den unbekanntem Punier mit gebührenden Ehren, doch nicht eben freudig. Denn sein Erscheinen war ihm die Mahnung an ein halb vergessenes Gelübniß. In froher Stunde hatten die beiden Gastfreunde einst einander das Versprechen gegeben, ihre zwei Kinder, die dazumal noch in den Wiegen lagen, sobald es Zeit sei, zu vermählen. Nun war die Zeit da. Und wie das Anablein des Karthagers zu einem braven Manne erwachsen, der seinem Vater zwar wenig glich, so war auch des Silbäers Tochter zu einer Jungfrau herangewachsen. Mit ihren goldhell glänzenden Locken, den blauen Augen, dem heitern Sinn, war sie ihm so an's Herz gewachsen, daß unter all seinen kostbaren Schätzen dies Mägdelein ihm doch der köstlichste dankte und er den Gedanken kaum fassen konnte, sich ihres Aublickes nicht mehr täglich erfreuen zu dürfen. Da nun der schlaue Afrkaner sein Jögern bemerkte, sprach er schnell, er wolle ihm der Tochter Abbild machen lassen. Und nur, wenn das so schön wie sie selber, ganz ohne Fehl und hold, wie das Leben gelingen würde, solle der Vater gehalten sein, das Mädchen ihm zur Ehe zu geben. Statt ihrer könne er dann täglich ihr Bildniß betrachten. Er, der Afrkaner, habe, so erzählte er weiter, noch einen Grund zu diesem Vorschlag. Auf dem Handelsfahrzeuge, auf welchem er das Meer durchschiffte, sei er mit einem jungen Marmorbildner aus Attika zusammengetroffen. Dem habe er sein Wort gegeben, baldigt hier ihn Arbeit zu schaffen. Aber ein Kaufmann müsse sein Wort, so fuhr er fort zu seinem Gastfreunde, unverbrüchlich halten, sei's nun einem armen Künstler, sei's einem reichen Getreideläufer. Da das der Sicilianer hörte, beschämte es ihn. Er zögerte nicht mehr, er führte den Fremdling in seines Hauses Frauengemächer, zu seiner holden, goldlockigen Tochter. Das junge Mädchen verneigte sich züchtig, da sie die Männer eintreten sah. Und als darauf der Vater ihr sagte, sein Begleiter sei ihr Verlobter, lugte sie unter geknickten Wimpern neugierig hinüber und verneigte sich abermals. Somit war die Verbindung beschlossen. Anderen Tages brachte der Punier seinen athenischen Reisebekannten und hieß ihn seine Arbeit beginnen. Von dem feinsten, stedenlosten Marmor aus Paros gab er ihm ein Stück für die Statue, gab ihm köstlich echte Farben und reinen Goldes genau so viel, wie er brauchen mußte, um das Haar damit zu vergolden. Und der Athener begann sein Werk.“

„Siehst Du,“ sagte der Herr Professor, indem er noch näher zur Lampe rückte und durch die Brille seinen Liebling musterte; „siehst Du, es kann doch ein Zweifel nicht herrschen, daß meine Erklärung die einzig richtige und zulässige ist. Wie ein sonst so bewährter Forscher gleich meinem sehr vortrefflichen Freunde behaupten mag, dies Unicum an Feinheit der Arbeit, sei nichts weiter, als ein Portrait einer schönen Dame, das begreife ich nicht. Er übersieht dabei diese Flecken, oder er glaubt sie vom Zufall veranlaßt. Doch was das Gold an diesen beiden Stellen tilgte, das kann kein Zufall sein. Der Bildner selber ließ sie frei, daß bin ich gewiß. Und eben deshalb kann ich gerade auf diese Fehler in der Vergoldung meine Auslegung begründen. Die Griechen jener klassischen Frühzeit, welcher dieser Kopf angehört, kannten nur die Bilder der Götter, noch keine Portraits. So stellt auch dies hier, sonder Zweifel, eine Göttin dar. So viel ist erwiesen. Zwar führt unser Freund, mir zum Gegenbeweise, jene zierlichen Thonfiguren der Tanagräer an. Doch ich kann sie nicht gelten lassen, denn sie stammen, — das sollte er wissen, — aus späterer Zeit und sind von sehr viel geringerer Arbeit. Da es somit unumstößlich gewiß ist, daß dieser Kopf eine Göttin darstellt, so fragt es sich einzig: welche war es? Und ich behaupte, es war Demeter oder Kora, die Hauptgöttin der italischen Insel. Wo hier der Marmor aus der Vergoldung weiß hervortritt, berührte nämlich ein Kranz von Wehren die goldigen Locken. Vielleicht war derselbe aus Metall; vielleicht und wahrscheinlicher aber aus frischen, vollen Weizenähren und blauen Cyanen, wie sie die fruchtreiche Trinakria bietet. Und damit die Tempel-Jungfrauen wußten, wie sie täglich den Opferkranz zu schlingen hätten, ließ der Künstler, — sich her, ist fraglos, — diese Stellen hier unbergoldet. Nun, was sagst Du zu meiner Erklärung?“

Fragen Antwort ertheile.“

Er wandte sich stumm, vor Erregung fast zitternd, zu seiner Gattin.

„Ich bitte Dich,“ sagte sie zu dem Köpfe, „erzähle uns, so viel Du kannst. Es interessiert mich, von Dir zu erfahren. Denn was meinen Mann beschäftigt, ist auch mir wichtig, so sehr wie ihm.“

Da drückte der Herr Professor zärtlich mit seiner Linken, — in der Rechten hielt er den Kopf noch, — unter dem Tischtuch der Frau Professorin die Hand.

Das Köpfechen lächelte fein feines, hoheitsvolles, griechisches Lächeln. „Hört also. Wer ich bin, wollt Ihr wissen, und was die Flecken im Golde bedeuten? Es war einmal, — so fangen ja, dünkt mich, bei Euch hier zu Lande die Märchen an; dies aber ist eine wahre Geschichte, wie dürft' ich sie sonst einem so großen Gelehrten berichten? — es war einmal in der Stadt Silbäum, am westlichsten Punkte der dreispitzigen Insel, ein reicher Kaufherr. Bei dem erschienen eines schönen Tages ein junger Fremder aus Karthago und brachte zum Zeichen, daß er eines alten Gastfreundes Sohn sei, eine tessera hospitalis. Denn damals, Ihr als Gelehrter wißt das, damals ist es Sitte gewesen, daß zwei Freunde, bevor sie sich trennten, aus dem Zahne des Elephanten, oder aus anderen feinen Knochen, eine kleine Hand schnitten ließen. Die ward dann mitten entzwei geschnitten und auf die beiden Schnittflächen ritzte ein Jeder seinen Namen ein. Brachte nun ein Unbekannter die eine Hälfte des Knochenhändchens und paßte sie genau auf die andere, so ward er als Freund willkommen geheißen. Eine solche tessera also wies zur Beglaubigung seiner Herkunft der Jüngling vor.“

Es waren aber in jenen alten Griechenzeiten die Künstler zumeist leicht entzündliche, warme Gesellen. Und junge Mädchenherzen waren auch nicht eben fühllos. Als daher nach etlichen Wochen der Afrkaner seine Geschäfte zu Silbäum beendet hatte und nunmehr den Bildhauer drängte, seine Statue fertig zu stellen, damit er endlich, nachdem er also sein Wort eingelöst, Hochzeit halten und heim reisen könne, da dünkte es dem Athener sehr schmerzlich, die schöne Maid einem Anderen lassen zu sollen. Und wäre zu ihr jetzt der Vater gekommen, ihr den Bräutigam zuzuführen, sie hätte ihm auch kaum mehr so willig und so fraglos Gehorsam gelobt. Aber es war einmal so gekommen, und daß es zu ändern, daran dachte Niemand.

Da nun der Tag der Hochzeit kam, — heute sind es zweitausend Jahre, — da waren sie Alle, die sich zu der Feier im Atrium des Hauses versammelt, um hier zuvor die fertige Statue zu betrachten, nicht eben froh gestimmt; bis auf den Einen, den Afrkaner, der strahlte vor Zufriedenheit. Der Bildhauer hob von seinem Werke die Hüllen, — und seufzte. Der Vater trat näher, sah seiner Tochter liebliche Züge, ihre jugendstrenke Gestalt lebenswahr nachgebildet, — und seufzte. Und das Mädchen sah gar nichts, die blickte zu Boden, und ihre Augen waren ihr von Thränen schwer. Der junge Punier, als der Schenker, ging näher heran, sein Geschenk zu prüfen. Er lobte des Atheners Arbeit, die Rehllichkeit des Kopfes und der Haltung. Doch lauter noch pries er die Feinheit des Marmors, die Güte der Farben wie des Goldes, — die er

„Ich?“ fragte die Professorin.

Sie war sehr erschrocken, denn sie hatte, — man muß es gestehen, — nicht zugehört. Sie hatte nur das Eine gedacht: Ach, käme doch endlich, von oben her, aus den Wolken, aus dem Habelreiche, eine Entscheidung; irgend eine, ob falsch ob recht, daß er nur wieder für Anderes offen, daß er auch für mich da sein könnte! —

„Nun, was sinnst Du? hältst Du etwa nicht diese meine neue Theorie für die richtige?“

„Ich...“ sagte sie zögernd noch einmal und starrte unverwandt auf die beiden Flecken. Und weil ihr zufällig in ihre Augen etwas Feuchtes gekommen sein mochte, erschienen sie ihr ganz verschwommen.

„Ich weiß nicht, sie sehen so rund aus, so seltsam, wie — wie zwei Lippen. Ich glaube, es sind Spuren von Küssen.“

„Von Küssen!“ rief der Herr Professor. Er war jäh in die Höhe gefahren vor Entsetzen über die unwissenschaftliche Deutung. „Was sagst Du? von Küssen, die Spur auf den Haaren meiner Antite?“

„Ja,“ entgegnete sie ihm mit plötzlichem Muthe, „das glaube ich: denn in alten Zeiten, auch bei den Griechen, hat man sich geküßt, wenn man sich recht gut war. Besonders,“ legte sie leiser hinzu, „am Abend vor Neujahr.“

„Wie kannst Du nur solche Thorheiten reden!“ so brauste er auf, zum ersten Male heftig seit ihrer Ehe, — „die Griechen kannten —“

„Unsere Jahres-Eintheilung gar nicht. Das weiß ich. Aber wir haben sie einmal. Und nun, — hörst Du nicht, Mann — da schlägt es! — Profit Neujahr.“

Er sah ihre dargebotene Hand nicht. Er hörte nicht auf das Schlagen der Thurmuhr. Er war noch ganz bei seinen Gedanken.

„Ich begreife Dich nicht. Eine solche Unwissenheit siehst Du sonst nicht ähnlich. Sieh' Dir bitte genau diesen Kopf an, hier diese Flecken und...“

„Ich habe doch Recht,“ rief seine Gattin, „schau Du nur den Kopf an: er lächelt dazu!“

„Er lächelt? Wie kannst Du so etwas sagen! Das ist ja ein — Unsinn...“ Der Herr Professor hatte laut und heftig begonnen. Aber das gar nicht höfliche Schlusswort sprach er in recht zaghaftem Tone.

Denn das Köpfechen lächelte wirklich. Seine schön geschwungenen Lippen theilten, öffneten sich, — es sprach! „Liebe Frau,“ so begann es; — sie hatten Beide niemals Griechisch stehend reden gehört, es klang wie Russisch, und was sie noch mehr Wunder nahm, die Satzbildung





Ersehnte Nachricht. Von W. von Gzochorski. — Siehe Seite 6.

gegeben. Und da er also die Marmorfigur von allen Seiten betrachtete, entdeckte er plötzlich vorn auf den Haaren, dicht über dem Scheitel zwei Stellen, an welchen das Gold fehlte.

„Also bin ich doch im Rechte,“ rief der Gelehrte, „es war nicht Zufall, was die Vergoldung des Haars dort zerstörte?“ „Hor' nur erst weiter.“ — Da er also die Flecken entdeckte, ward der Afrikaner jörnig. „Wie,“ rief er schmähdend, „du diebischer Bildner, Du hast von dem Golde für Dich behalten? Nichts da; ich gab Dir so viel, wie Du brauchtest, das Haar zu bedecken. Was fehlt, das hast Du mir zu ersetzen. Ich bin nicht Einer, der sich ruhig bestehen läßt.“

Der arme Künstler war sehr erschrocken. Er beiseite beim Sturz, daß er kein Stäublein für sich behalten, daß er alles Blattgold getrenntlich verwendet. Was half sein Vetheuern ihm! Der Afrikaner tobte nur lauter und schmähte und schuchte und schwor, ihn in's Gefängniß zu werfen, ja ihn zu tödten, wenn er das Gold, das er gestohlen, nicht ausliefern werde. Dagegen rief ebenso heftig der Künstler, er könne nicht ausliefern, was er nicht genommen, wovon er nicht wisse, wo es verblieben, denn er sei kein Dieb und kein Hehler, er verachte das Gold. Der Hausherr suchte den Streit zu schlichten, die Freunde, die zur Hochzeitsfeier schon versammelt, liefen hin und her, von dem Einen zum Andern, zur Ruhe, zur Versöhnung mahnend. Es war ein Lärmen, wie es noch nie in diesen heiteren Räumen gehört ward. Aber inmitten des lauten Tobens stand in ihrem Festgewande von zartem Byssus, gesäumt mit Purpur, und perlenschmückt, die junge Braut. Sie hatte nur einmal raschen Blickes die Augen erhoben, den Bräutigam, die Statue, den Künstler eine Secunde lang angesehen. Jetzt hielt sie ihre Lider wieder still geschlossen. Und als sich das Lärmen ein wenig legte, wandte sie sich an ihren Vater: „Ich bitte Euch, jaget dem Sohne Eures Gastfreundes, er soll nicht mehr forschen, — ich weiß, wo das Gold ist.“

Da waren Alle voller Staunen und wollten hören, wo sie es gefunden. Sie wogte den Kopf, sie sagte es nicht. Und der heißblütige Sohn Karthago's schmähte auch sie, es wäre nicht wahr, was sie gesprochen, es wäre eine List, ihn hinzuhalten. Er schmähte lauter noch ihren Vater, der sich nicht von seinen Schätzen trennen könne und nur gezögert, das alte Wort an seinen Gastfreund einzulösen, weil er seines Kindes Morgengabe nicht herausgeben wollte. Um Jenen endlich zu bewegen, habe er, der Afrikaner, sich gezwungen gesehen, die kostbare Statue machen zu lassen. Und nun schalt er ihn treulos und geizig, ihn, alle Seinen, alle Kaufleute zu Litybaeum und alle Griechen der Insel Sicilien.

Sie ließ ihn ruhig ein Weilchen reden. Dann begann sie von Hals und Armen ihre Ketten abzustreifen, nahm aus dem Haar ihren silbernen Stirnreifen und all ihre Ringe, all ihren Schmuck. „Ihr glaubt mir nicht?“ sprach sie, „Ihr meint, mein Vater wolle Euch seine Schätze nicht geben? Hier, nehmt sie hin. Das ist's doch gewesen, weshalb Ihr mich zur Ehe begehrt. Wisset denn, meines edlen Vaters Tochter folgt nur einem Gatten, der ihn zu ehren weiß, seine Freunde und seine Heimath. Das hättet Ihr Euch sagen können. Nehmt Alles, — doch geht.“

Und der Afrikaner? In bebendem Zorne lehnte er sich von ihr zu der Statue. Sie seien sich gleich, die Beiden, an Härte, an Härte und feinerer Herzlosigkeit, so rief er wüthend, hob seine Faust und — zertrümmerte sein Gesicht. Und während der Körper des köstlichen Kunstwerkes zerbarst und zerbrach in tausend Stücke, während der Künstler mit einem Schrei des Schmerzes hinzusprang, den Kopf, diesen Kopf, den Ihr hier vor Euch seht, anzufangen, zu retten, vor dem Zerpringen zu schützen, während dessen war der wilde Fremde entwichen. Den Schmuck aber hatte er mit sich genommen.

Und als er fort war, und die Gäste, weil nun keine Hochzeit sein konnte, ihm gefolgt waren, da sprach zu seiner Tochter der Kaufmann, — im tiefsten Herzen war er froh, von solchem Eidam sich befreit zu sehen: — „Nun sage mir endlich, wie durstest Du's wagen, ihm so zu begegnen? Wie konntest Du wissen, wo jenes Gold ist?“

Sie trat zu dem Künstler, blickte ihm in die traurigen Augen, legte den Finger an seine Lippen und sagte kühllich: „Da ist das Gold.“

Er wich zurück. Und die Stirne ihres Vaters legte sich in gar finstere Falten.

„Vertheidige Dich,“ so sprach das Mädchen, „und leugne jetzt noch, wenn Du es wagst.“

„Wie kann er es leugnen,“ rief der Vater, „die Goldspur liegt ja auf seinen Lippen!“

„Wie sollte ich es leugnen,“ sprach stolz der Künstler, „Du weißt es selber, wie sehr ich Dich liebe. Aber weil Deines Vaters Reichthum, weil meine Armuth uns ewig scheiden, habe ich, — daß mich die Spuren des frischen Goldes verrathen würden, bedachte ich freilich nicht, — habe ich in bitterer Entschagung, nur einmal, zum Abschied, Dein Bildniß auf das Haar geküßt.“

„Und das,“ so schloß das Marmorköpfchen, „ist die Erklärung dieser zwei Flecken.“

Die Frau Professorin that einen Seufzer der Erleichterung aus tiefstem Herzen. Da war ja die Lösung, die sie so sehnlich herbeigewünscht hatte. Aber sie war viel zu gut, um an sich allein, nicht an Andere zu denken. „Und was ward dann noch aus den Beiden,“ fragte sie schnell, „was aus dem abgewiesenen Freier? Und was geschah weiter?“

„Weiter?“ das ist gar leicht zu errathen. Der gute Kaufherr zu Litybaeum verschwor sich mit vielen hohen Eiden bei allen Göttern Griechenlands und der Insel Sicilien, wie reiche Väter es damals thaten, sein Kind nicht dem armen Künstler zu geben. Aber wie es den strengen Vätern meist erging damals, — ich kann nicht wissen, ob es inzwischen anders geworden, — bevor die nächste Nacht herumgegangen, hatte er den Schwur widerrufen und seine Einwilligung ertheilt. Es war aber noch Eines, was außer seiner Tochter Thränen ihn umgestimmt. Am demselben Abend war nämlich ein Schiff von der afrikanischen Küste in dem Hafen gelandet, dessen Führer hatte ihn von seinem Gastfreunde zu Karthago die Kunde gebracht: der Sohn sei gestorben, die tessera hospitalis gestohlen, der Sklave, der sie entwendet, verschwunden. Und so ließ der Gastfreund sagen, vor diesem Flüchtling sollte man zu Litybaeum wohl auf der Hut sein. Die Kunde kam nur ein wenig zu spät. Dennoch that sie ihre Wirkung.

In dieser Stunde vor zweitausend Jahren gab es in der Stadt Litybaeum zwei glückliche Menschen. Und sie sagten es sich, daß sie's waren. Heute, in dieser selben Stunde nach zweitausend Jahren, sehe ich wieder ein solches Paar vor mir, das sich liebt, sich angehört darf, aber — horch, hörtet Ihr die Glocke nicht schlagen? So lebt denn wohl. Meine Zeit ist vorüber.“

„Halt,“ rief der Professor, „ich muß noch mehr wissen. Wie warst Du bewahrt vor weiterer Zerstörung, wer vergrub Dich im Erdreich, wer hat Dich gefunden?“

Das Köpfchen lächelte bedeutsam.

„Ich bitte Dich,“ sagte die Professorin, „sprich noch weiter. Ich möchte hören, ob die Zwei auch glücklich blieben in ihrer Ehe, und was sie ferner noch erlebten?“

Das Köpfchen lächelte, aber es schwieg.

„Du willst nicht mehr reden? Ich glaube gar, Du höhnt mich. Sag an: sprichst Du vorhin? War es ein Traum nur, der aus dem summenden Theerfessel aufstieg? Was bedeutet Dein Bild? woran willst Du mich mahnen? Ich verstehe es nicht! — Hilf Du mir, Liebe,“ so wandte der arme gelehrte Professor sich zu seiner Frau, „jag Du mir, was mag das Marmorköpfchen noch von mir wollen, und weshalb lächelt es wohl so spöttlich?“

Was darauf seine kluge Gattin ihm zur Antwort gegeben, und was er that, und was sie erwidert, das hat die Geschichte nicht aufgezeichnet, das mag sich ein Jeder nach seiner Art denken.

Nachdruck verboten.

Aus dem Pariser Gesellschaftsleben.

Paris, im December 1888.

Die Sitten eines Landes und einer Weltstadt, wie Paris, wandeln sich nur langsam, so langsam, daß der Zeitgenosse kaum etwas davon merkt, oder doch nur, wenn er ein langes Leben hinter sich hat. Dieser Wechsel vollzieht sich unter tausend Einflüssen, von denen die sociale Geseßgebung, der internationale Verkehr, die Politik vielleicht die bedeutendsten sind. Aber Geleze werden erst gegeben, wenn ihr Inhalt schon längst, wenn ich so sagen darf, in Fleisch und Blut der öffentlichen Meinung übergegangen ist, und auch die Gebräuche fremder Völker bürgern sich nur langsam und um so unmerklicher ein, als sie stets einen Theil ihrer Eigenart aufgeben, um sich mit den heimischen zu verschmelzen.

Nur ein Beispiel! Der Boden war in Frankreich für die Ehecheidung so vorbereitet, daß die Aufnahme dieser in das Volksleben doch gewiß tief eingreifenden Reform ohne Schwierigkeit sich vollzog.

Wenn es nun schon hierbei still und ruhig berging, wie viel mehr müssen kleine gesellschaftliche Reformen sich unbeachtet vollziehen!

Ich habe mich schon in früheren, unter derselben Ueberschrift in diesem Blatte erschienenen Aufsätzen mit dem wachsenden Einflusse beschäftigt, den das amerikanische Geldprogenthum und der russische Abenteuer auf die Pariser Gesellschaft ausübten, und ebenso mit den schädlichen Folgen des aus England überkommenen Clubwesens. In den meisten Fällen werden sich die Ursachen für diese oder jene mehr oder weniger tiefgehende Aenderung der Sitten und Gebräuche kaum feststellen lassen, und zwar deshalb nicht, weil es sich um eine unbegrenzte Wechselwirkung derselben handelt. Auch hier gilt das Goethe'sche Wort vom Weber-Meisterstück:

Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schiffein herüber, hinüber schieben,
Die Fäden umgehend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Nur einige Beispiele dafür! Mehr und mehr veripäet sich in Paris die Stunde des Diners. Daraus ergibt sich naturgemäß ein Hinausschieben der Theaterstunde. Der späte Schluß der Vorstellung verhindert der Theaterseite wieder, dem einst so beliebten Souper die ehemalige Ausdehnung zu geben. Es schrumpft zu der Bedeutung des Morgen-Kaffees zusammen, und dieser Wandel wirkt auf das ganze gesellschaftliche Leben zurück.

Ferner: die Nachahmung der englischen Sitten führt zu einem sehr reichlichen Lunch, zum five o'clock, bei dem die Aussen-Berehrung dem Caviar-Brödchen und dem Schnaps ein weites Feld eingeräumt hat, und so wird denn dort oft so reichlich „geversert“, — um einen in Deutschland üblichen Ausdruck zu gebrauchen, — daß man überhaupt nicht dinirt und es vorzieht, den letzten Akt des armen Dichters dem erweiterten Souper zu opfern. Der neueste Chic der Mode will es, daß nach der kirchlichen Trauung bei den Eltern der jungen Frau ein Lunch servirt wird. Dieser Lunch ist eine Gargantua-Mahlzeit, die fast zur selben Stunde eingenommen wird, wie nach alter, guter deutscher Sitte das Mittags-Essen. Niemand denkt natürlich nach diesem Riesen-Jubel noch an's Diner, und da das Theater spät beginnt, so füllt man die Zwischenzeit mit einem improvisirten Tänzchen aus, an dem das längst verschwundene junge Paar natürlich nicht Theil nimmt. Die Wagen stehen vor der Thür und führen die Gäste endlich in ein Mode-Theater, wo für sie einige Logen gemiethet sind. Und nun kann sich der unbetheiligte Zuschauer, — vorausgesetzt, daß ihn das Stück kalt läßt, — an einem anderen widerspruchsvollen Schauspiel ergötzen. Derjenige Theil des vornehmen Publicums, der nach Pariser General-Regel spät dinirt hat, betritt überflüssig, fast genussunfähig seine Logen und das Parquet, die Damen in Gesellschafts-Toilette, die Herren im Frack. Einige von ihnen werfen entrüstete Blicke in die gegenüber liegenden Logen, wo glacierte Früchte, Eis, Kuchen servirt werden.

Die Leser errathen, daß es sich hier um unsere Hochzeits-Gäste handelt, welche sich wieder Appetit angetanzt haben und infolge dessen die Ueberflüssigkeiten ein Greuel sind. Wir haben es also hier mit zwei Strömungen zu thun: die Früherer möchten den Beginn der Vorstellung um sechs Uhr, damit sie, statt sich mit candiden Früchten zu begnügen, nach dem letzten Fassen des Vorhanges ein reichliches Diner einnehmen können; die Späterer umgekehrt möchten den Anfang der Vorstellung hinausschieben, um nach dem Dessert noch etwas Lust zu schnappen. Fügen wir nun noch hinzu, daß es hauptsächlich das englische five o'clock ist, welches die Dinerstunde veripäet, und daß andererseits der Mode-Dichter leider die Form seines Stückes von diesen rein äußerlichen Gebräuchen abhängig macht, so werden mir die Leser Recht geben, wenn ich vorhin auf die angezogenen Goethe'schen Verse hinwies.

Sehr gebräuchlich sind jetzt die farbigen Diners, les diners de couleur. Man erräth, worin sie bestehen. Bei dem weißen Diner beispielsweise erscheint nicht nur die Braut in einem weißen Kleide, sondern auch der reiche Blumenschmuck der Tafel duftet in der Farbe der Unschuld. Bei dem Rosen-Souper, — der Name sagt es schon, — ist die rothe Rose die Königin und prangt selbst am Herrenfrack. Die Kerzen, welche die Hänge-

lampen bekanntlich ganz verdrängt haben, sind von der „rosenfingrigen Gös“ berührt, und die Tafel scheint in einem rosigen Dufte zu schwimmen. Natürlich bleibt der Phantasie in der Anordnung der Grundfarbe, welche dem Diner den Namen giebt, ein großer Spielraum.

Die Blumen spielen in Frankreich übrigens nicht nur bei den Dinern eine wichtige Rolle. So bietet die Prinzessin von Sagan, die Tochter eines reichen Örientalbarons, jedem ihrer Pariser Wintergäste, welche sie, im Sommer mit einem Sonderzuge und in Salonwagen auf ihre Besitzung von Melles abholen zu lassen pflegt, reichgefüllte Blumenkörbe aus dem unerforschlichen Reichthum ihrer Gewächshäuser. Sie ist es auch, welche in Paris die Mode aufgebracht hat, beim Cotillon elegante Kämmen, kostbare Fächer, Notizbücher und Kippfächer aller Art vertheilen zu lassen, welche die Tänzerinnen und Tänzer als Andenken mit sich nehmen. Man kann diese Neuerung, welche in anderen Häusern vielfach nachgeahmt wird, ja allerdings etwas — fast möchte ich sagen, profanhaft finden, indessen gefällt sie.

Wir haben es hier übrigens auch mit einer jener Ehen zu thun, welche der Kategorie der sogenannten Vernunftheirath angehört. Die Prinzessin von Sagan, deren Monstre-Feste mit ihren Thierkostümen und anderen Extravaganzen von der gesammten Reporterwelt geschildert und gefeiert werden, lebt bekanntlich getrennt von ihrem Gatten. Da dieses Verhältnis von den Pariser Blättern ohne jede Gene besprochen wird, — ebenfalls bezeichnend für die Verhältnisse Seine-Majestät! — so begehre ich keine Indiscretion, wenn ich es erwähne und übrigens nur deshalb kurz erwähne, weil es sich hier um ein typisches Beispiel für die so zahlreichen unglücklichen Ehen in der vornehmen Pariser Gesellschaft handelt. Ein Dichter aber, der es zum Vorwurf für sein Drama oder seinen Roman wählen würde, brauchte nicht lange nach einem Titel zu suchen. Dieser lautet: „Gold und Wappen!“ oder, wie der Franzose sagt: „Die Vergoldung des Wappens“ ... Eugen von Jagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Lotterie-Schweltern. Von Josef Gisela. Siehe das Bild, Seite 1. — Das Lotterie-Spiel gehört zu den Uebeln, die man duldet, um schlimmere zu verhüten, und weil man das Nützliche, welches es im Gefolge hat, nicht entbehren mag. Das Nützliche sind die Einnahmen, welche die Staats-Lotterien dem Staats-Säckel zuführen, ohne daß des Staates getrene Unterthanen diesen beträchtlichen Abfluß aus ihrem Privat-Vermögen in den Besitz des Staates als eine Steuer empfinden. Das Schlimmere aber, das man verhüten möchte, ist das Hazardspiel, denn die Neigung der meisten Menschen, „dem Glücke die Hand zu bieten“, ist eine so starke, daß man glaubte, ihr ein geschicklich geregeltes und controlirtes Ventis öffnen zu müssen. Wir haben daher die Klassen-Lotterie, andere Länder das Zahlen-Lotto als staatlich organisiertes Glücksspiel, und so groß ist die Lust der meisten Menschen, schnell reich zu werden, daß sie das Spiel in der Lotterie nicht verschmähen, trotzdem sie wissen, daß sie diesen Wunsch auf diesem Wege am unwahrscheinlichsten in Erfüllung gehen sehen werden. Welches von beiden Systemen, die Klassen-Lotterie oder das Zahlen-Lotto, dem Spieler größere Chancen bietet, mag hier unerörtert bleiben; im Allgemeinen behält jedenfalls das Sprichwort Recht, wenn es behauptet, daß noch Niemand durch das Spiel reich geworden ist. Dem Zahlen-Lotto aber sagt man nach, daß es den Eifer am Spiel besonders fördere und daß es den allertrüfftesten Aberglauben im Gefolge habe. Es mag ja etwas Wahres daran sein, denn während Jemand, der sich einbildet, auf eine bestimmte Zahl gewinnen zu müssen, keine Möglichkeit hat, sich in der Klassen-Lotterie ein Loos mit dieser Nummer zu beschaffen, kann er im Zahlen-Lotto jeden Augenblick die Zahl spielen, die ihm glückverheißend scheint. Aus diesem Grunde, d. h. weil man behauptet, das weibliche Geschlecht sei dem Aberglauben besonders zugänglich, will man auch beobachtet haben, daß in Ländern mit Zahlen-Lotto dieses sich besonders eifrig am Spiel betheilige, und solche eifrige Spielerinnen sind dort unter dem Namen Lotterieschweltern bekannt. Die Zahl, die ihnen im Traume erschienen ist, die Nummer des Fialers, den sie auf der Straße mit einem anderen caramboliren sehen, das Wehr, um das der Wälder die Semmeln aufgeschlagen hat, erscheint ihnen als ein Fingerzeig, mit welcher Zahl sie ihr Glück machen können. Und sie gehen hin und legen ihr sauer erspartes und erarbeitetes Geld für eine Hoffnung auf den Tisch, an der sie bis zum nächsten Ziehungstage ihre Freunde haben. Die Enttäuschung, welche dann nicht ausbleiben pflegt, läßt sich ja verwunden. Man sollte nicht zu sehr von oben auf diese hoffnungsfröhlichen Lotterieschweltern herablicken, denn in Illusionen leben und von Illusionen zehren wir Alle.

Ersehnte Nachricht. Von W. von Czachorski. Siehe das Bild, Seite 5. — Ein Brief, der zwei Mädchenherzen zugleich glücklich macht, die Empfängerin selbst und ihre blonde Freundin, zu der die erstere sofort geeilt ist, um ihr die gute Nachricht vorzulesen. Denn eine gute Nachricht muß er enthalten; das sieht man den beiden schönen Mädchenköpfen an. Welcher Art diese Nachricht sein mag? Jeder mit Phantasie Begabte wird sich seinen eigenen Roman zurecht machen und ihn dem Bilde unterlegen; da jede Frau Phantasie hat, so wäre es überflüssig, den freundlichen Leserinnen darin vorzugreifen.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Spanische Wände und Ofenschirme. — Unter allen Gebilden des Kunstgewerbes ist keines, das der Phantasie ein so freies Spiel gewähren könnte, als die spanischen Wände und Ofenschirme. Es giebt kaum ein Werkmaterial, welches nicht an ihnen Verwendung fände: fingerdickes Schmiedeeisen und luftiges Seidengewebe, Eisenholz und Vogelfedern, Drahtgeflecht und Papier, Gobelin und Sackleinwand, Bronze und Kattun, kurz alle Abstufungen vom Theuersten zum Wohlfeilsten, vom Solidesten zum Vergänglichsten sind in diesen losen Wänden vertreten.



Hängelampe

In Messing. Nach einem Entwurf des Architekten Halmhuber in Stuttgart ausgeführt von Paul Stog, Kunstgewerbliche Werkstätte in Stuttgart. Aufgehoben 155 Cent. hoch, ausgezogen 170 Cent. hoch; Durchmesser 45 Cent.

Ist für Dilettanten-Arbeiten zur Füllung der Holz-

Die spanischen Wände pflegen aus mehreren, in Angeln beweglichen Gliedern zu bestehen. Diese Gliederung ist nicht nur für den Gebrauch bequem, sie erleichtert auch die Decoration. Typisch für die Gestaltung der spanischen Wand ist ein mit einem Ornament gekrönter Holzrahmen, welcher unten von kurzen Füßchen getragen werden kann. Schon in der Ausstattung dieser Rahmen hat die Phantasie sehr viel Freiheit und ist nur daran gebunden, daß die Rahmen an den Seiten gerade sind, um sich in den Angeln bewegen zu können. Ob man die Rahmen schwerer oder leichter macht, hängt von der Bestimmung der Wand ab; nur muß mit dem Gewichte und der Solidität des Rahmens dann auch die Füllung desselben harmoniren.

Die Angeln, in welchen die einzelnen Stücke der spanischen Wand sich drehen, sollten immer so konstruirt sein, daß man die Wandstücke nach beiden Seiten hin drehen und auch vollständig zusammenlegen kann. Bei nur einseitig drehbaren Wandstücken ist gegen einen zierlichen Beschlag nichts einzuwenden.

Die Hauptsache ist natürlich immer die Füllung des Rahmens. An Material stehen hierfür Gewebstoffe aller Art, Papier, dünnes Holz und Blech zur Verfügung. Und alles das kann in der mannigfachen Weise combinirt und decorirt werden.

Wählt man zur Rahmenfüllung gemusterte Stoffe, so dürfen dieselben die lebhaftesten Farben, die reichsten Muster aufweisen. Wenn irgendwo das Groteske eine Berechtigung hat, so ist es hier. Wohlfeile Stoffe können durch eingestrichene oder aufgenähte Verzierungen zur Wirkung des Kostbarsten gehoben werden. Ein Uebergang von der Stofffüllung zum Holzrahmen durch irgend eine Vor- däre muß immer hergestellt werden.

Auch Papier



Weinkühler oder Jardiniere

in patiniertem Kupfer mit Schmiedeeisen. Aus dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Hirschwald) in Berlin, Unter den Linden 54. In verschiedenen Größen gefertigt.

rahmen höchst verwendbar. Die heutige Tapeten-Fabrikation liefert so prächtige Sachen, daß durch sie allein schon die Erfindungsgabe und Combination im reichsten Maße angeregt wird.

Ein besonders dankbares Feld aber bietet die spanische Wand der dilettantischen Malerei. Macht man doch an ihren künstlerischen Schmuck bei weitem nicht die Ansprüche, wie an das Staffelei-Bild. Auf einer spanischen Wand kann und soll die Phantasie des Malers in der ausgelassensten Weise thätig sein, ihre muthwilligsten Launen entfalten. Glänzendes Ebenholzschwarz, Gold und Silber sind hier als Untergrund vollberechtigt; alle Farben, die in der Natur niemals zum Vorschein kommen, dürfen hier prunken und schillern, das Unmöglichste darf sich zeigen: Blumen, aus welchen verunschöne Prinzessinnen heranswachsen, Libellen, auf welchen Däumlinge reiten, wolkendurchsegelnde Silbergeschiffe und submarine Korallen-Landschaften, goldene Spinnweben und japanische Drachen. Kurz, was die Kinderstube für die märchenhaftende Poesie, das ist spanische Wand und Ofenschirm für die Malerei.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit liegt darin, daß die spanische Wand immer als ein Versteck erscheint. Sie kann ja nicht

nur technisch, nicht aber künstlerisch von der spanischen Wand. Technisch hauptsächlich dadurch, daß er eigentlich immer aus unverbrenlichem Materiale sein sollte, ein Grundsat, gegen welchen freilich in der Hälfte aller Fälle gesündigt wird. Ein eiserner Ofen wenigstens sollte nur wieder mit einem metallenen Ofenschirm umgeben werden. Bei Porzellan-Ofen ist die Feuergefährlichkeit eines Schirmes mit Holzrahmen und Stofffüllung weniger bedenklich. Für Dilettanten-Hände ist freilich Metall ein sprödes Material; indessen mag hier doch erwähnt werden, daß es eine Art der Metall-Technik giebt, welche auch ohne Schmiedefeuer und bei verhältnismäßig geringer Uebung dem Dilettanten Gelegenheit bietet, größere Flächen zu decoriren: das Drahtgeflecht. Außer diesem hält aber auch Velfarbe einen respectablen Wärmegrad aus; zur Decoration von blechernen Ofenschirmen dürften insbesondere Bronzefarben auf schwarzem Ladgrunde empfohlen werden.

M. Haushofer.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Wie alljährlich, so hatte der Verein der Berliner Künstlerinnen auch diesmal einen Weihnachts-Bazar veranstaltet. Die eingefandten Gegenstände waren ebenso zahlreich



Berliner Gesellschafts-Toiletten. — Siehe Seite 8.

wie die künstlerischen Ideen neu und originell. Mit dem unscheinbarsten Material wurden oft die köstlichsten Wirkungen erzielt. Auf all die reizenden Säckelchen, wie Bleistift- und Federzeichnungen, Brand- und Delmalereien auf Buchdeckeln, Taschenbüchern, Schiefertafelchen als Speisekarten, Paletten als Kalender u. s. w. einzugehen, möchte zu weit führen. Genügend, und auf das durch Technik und Ausführung Hervorragende zu beschränken, seien zunächst die verschiedenen kleinen Möbel und Platten mit vorzüglicher Malerei von Clara Dobedan erwähnt, denen ein im Feuer gehärteter Lacküberzug außer der Dauerhaftigkeit besonderen Reiz verlieh. Unter den geätzten Metallplatten bemerken wir eine äußerst gelungene von H. Lehner auf dem Deckel einer Photographien-Mappe. Eine Neuheit bildeten die zunächst geätzten, dann patinierten und schließlich mit verschiedenen Bronze- oder Silberfarben gemalten Metallplatten, wie sie einem stilvollen Schrank und einem Ofenschirm von M. Schütz als Schmuck dienen. Auf dem Gebiet der Licht- und Ofenschirme waren überhaupt bedeutende Leistungen zu verzeichnen, so von der rühmlichst bekannten Blumenmalerin Hornmuth-Kallmorgen, von H. Jacquin und M. Kirchner, welche Letztere in origineller Weise chinesische Kreppbilder auf Bast aufgenäht hatte. Höchst interessante Versuche auf dem Gebiete der Raschel-Decoration lieferte M. v. Olfers, deren Platten ein kunstvoller Löffel in Ostpreußen brannte. Von ihrer vielseitigen Begabung legen außerdem japanische Fächer Zeugnis ab, deren nationalen Motiven sie ihre berühmten liebreizenden Kindergestalten zwanglos einfügte. Einen ersten Platz in der Fächermalerei behaupteten die hochpoetischen Arbeiten von Luise Vegas-Parmentier. Ein ganzer Blütenfrühling war hier über Gaze, dort über Seide ausgebreitet. Vorzüglich wirkte eine von Th. Landin angefertigte Superpote, welche Früchte und Vögel auf naturtrauem Holze darstellte. Schließlich seien noch die Emailen von G. Luthmer erwähnt, deren vollendete Technik sich des größten Beifalles erfreute.

Paris. — Vor Kurzem ist hier die Herzogin von Galliera gestorben. Die Heimgewandene hat ihren Namen durch Gründung zahlreicher Wohltätigkeits-Anstalten und Museen in Frankreich und Italien bekannt gemacht; sie opferte für die Anstalten ungefähr 90 Millionen Francs.

Petersburg. — Die Hochzeit des Großfürsten Paul und der Prinzessin Alexandra von Griechenland wird auf Anordnung des Kaisers von Russland und des Königs von Griechenland erst im October 1889 gefeiert werden. Der Großfürst wird dann zum Hofaren-Oberst ernannt werden. Das junge Paar soll in Zarsoe-Selo residiren.



Berliner Gesellschafts-Toiletten.

Siehe die Abbildung, Seite 7.

Gesellschaften und Bälle bilden die Signatur des neu beginnenden Jahres; die erste Sorge der eleganten Frau gilt daher der Toilette, welche allen Ansprüchen der Mode und des feinen Geschmacks genügen soll. Neben den Formen aus der Zeit des Kaiserreichs und des Directoriums macht sich die Prinzessprobe wieder geltend, und für sie bieten glatte, damassirte, gestreifte und im Poupour-Geschmack mit großen Blumen übersäte Seidenstoffe eine reiche Auswahl dar. Der Jugend, welche den Hüfttaillen huldigt und zu glatten Röcken die mannigfaltigsten Schärpen-Arrangements trägt, stehen außer feinem Woll-Muffeln die düftigsten Gewebe zur Verfügung; glatter, oft vierfach über einander geordneter, sowie gemustert Tüll, welcher entweder winzige Muscheln oder einen Perlenplein, sowie eingewebte Blümchen aus Gold-, Silber- oder Kupferfaden zeigt; ferner Seidengaze, durch eingewebte Muscheln oder mit der Maschine eingestickte Ranken gemustert, von schmalen gleichfarbigen oder gegen den zarten Grund abfliehenden Streifen durchzogen. Die Blumenmuster der Blondenfälle sind durch gerade Streifen in Größe de Chine-Gewebe oder durch Reihen großer Muscheln unterbrochen, welche bei den einfach eingereichten Röcken eine reizvolle Wirkung hervorbringen. Während Spitzen als Garnitur in den Hintergrund treten, nehmen Bänder deren frühere Stelle ein; ersetzen sie doch selbst das Laubwerk der Blumenzweige, welche die Stoff-Fülle zusammenfassen oder, durch Tüllwolken leicht verschleiert, den Ausschmück der Taille umgeben. Wasserblau und mattes Rosa sind die Lieblingsfarben der Jugend, während Magrün, sowie ein kräftiges Theegrün und zartes Vio (manve) von Damen reiferen Alters begünstigt werden. Gelten auch gelbe Blumen als von der Mode bevorzugt, so sind doch andersfarbige nicht minder gern gesehen; häufig finden sie sich mit Federn und Reihern vereinigt und verzieren dann völlig auf Laub, welches wiederum allein, besonders aus Sammet gefertigt, Haar und Kleider schmückt. Die Haartracht, sowie deren Garnituren zeigen das Bestreben, zu niedrigen, kleidsamen Formen zurückzukehren; auch die langen Locken finden wieder Gnade, und die Stirn wird mehr und mehr von dem verdeckenden Haar-Gestängel befreit. Was die Garnituren, wie Band-Koiletten, Blumen oder Federtuffs, betrifft, so sind sie meist rund und ziemlich flach gehalten, sodass sie die Frisur nur um ein Geringes überragen.

Ein alter Bekannter, der weiße, auch mit Spigeneinfäden verzierte Glas-Handschuh, macht seine früheren Rechte in diesem Jahre wieder energisch geltend; doch dürfte es ihm kaum gelingen, weder den feidenen Handschuh mit durchbrochener Manschette, noch den schwedischen Handschuh gänzlich zu verdrängen. E. F.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 11. Chinesische Plattstich-Stickerei. — Die auf Tuch mit offener Seide und Gold ausgeführte Vorlage entnahmen wir einem unserer Sammlungen von Stickereien angehörigen chinesischen Banner, das, wie es die nebenstehende Darstellung veranschaulicht, aus mehreren gesonderten, mit absteichendem Seidenstoff umrahmten Feldern zusammengesetzt, nicht allein im Kultus, sondern auch als profaner Wandschmuck verwendet wird. Eben solche Banner sind auch in Japan gebräuchlich, doch unterscheiden sie sich von ersteren sehr auffallend durch die Eigenart ihrer Zeichnung, trotzdem die Technik der Plattstich-Stickerei beider Länder die gleiche ist. Während bei chinesischen Plattstich-Stickereien die einzelnen Theile einer Blume, eines Schmetterlings etc., wie an der Vorlage, streng gesondert erscheinen und erst in ihrer Gesamtheit die Wirkung des organisch Zusammenhängenden hervorbringen, lehnen sich die japanischen Stickereien vollständig der Natur an. Da wächst die Blume gleichsam aus dem Boden heraus, entwickelt sich das Blatt mit allen zufälligen Abnormitäten; kurz die Stickerei macht den Eindruck, als hätte man ein Stück aus der Natur herausgeschnitten. Das hübsche Arrangement des Originals empfiehlt sich auch für unsere Wohnräume als Feuer-Decoration von Fensterrahmen, Eckern, linsförmigen Ecken u. s. w. Im doppelteiligen Plattstich auf leichtem Seidenstoff, Gaze etc. gearbeitet, bietet unsere hier und da mit Gold manierte Vorlage eine besonders wirkungsvolle Ausstattung zu Lichtschirmen, Kaminschirmen etc. A. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Punsch-Recepte.

Polscher Königspunsch. 1 Kilo Zucker, an welchem man das Gelbe von einer Apfelsine und einer Citrone abgerieben hatte, wird mit 1 1/2 Liter Wasser zu klarem, dünnem Syrup gekocht und durch ein Haartuch gegossen. Sodann giebt man den Saft von 3 Apfelsinen und einer Citrone, wie auch 4 Eßlöffel eingekochten Ananas-Saft, ferner 1 Flasche Chablis, 1 Flasche guten Rheinwein und 1 Flasche Burgunder dazu, läßt dies Alles, fest zugedeckt, ohne daß es kocht, recht heiß werden und brennt hierauf 1 Flasche vom besten Rum über einem Stück Zucker darin ab. Ist dies geschehen, so gießt man 1 Flasche Champagner dazu und servirt den Punsch sofort. — Das Abbrennen des Rums geschieht folgendermaßen: Man legt ein in Rum getauchtes Stück Zucker in einen sehr sauberen, am besten neuen Eßlöffel von Blech, hält diesen über den Punsch und zündet den Zucker mit einem brennenden Stöckchen an. Sobald der Zucker brennt, gießt man langsam immer neuen Rum dazu, welcher dann brennend aus dem Eßlöffel in den Punsch überläuft, bis das vorgeschriebene Quantum verbraucht ist.

Feiner holländischer Punsch. Die blätthendünne abgeschälte Schale einer Citrone, ein ganz kleines Stückchen Vanille und 1 Kilo weißen Kandis-Zucker übergießt man mit 2 Liter kochendem, schwachem Thee und läßt den Zucker sich darin auflösen.

Sodann giebt man 3 Flaschen Rosel- und 1 Flasche Rheinwein dazu, erhitst Alles, ohne es kochen zu lassen, über dem Feuer und läßt hierauf 1 Liter echten, alten Rum über einem Stück Zucker brennend darin ablaufen. Citronenschale und Vanille werden schon vorher, wenn sie ihr Aroma genugsam dem Punsch mitgetheilt haben, daraus entfernt.

Kalter Punsch. In 1 1/2 Liter kaltem Wasser läßt man 1 Kilo in Stücke geschlagenen Zucker zergehen, giebt dann 1 Flasche Portwein, 1 Flasche sehr guten Bordeaux, 3 Flaschen verschiedenen Weißweins, 1/2 Flasche Cognac, 3 Gläschen Maraschino und 1 Flasche Champagner dazu, verrührt Alles gut und läßt es zugedeckt eine Stunde lang an einem kühlen Orte stehen. Es ist zu empfehlen, den Champagner erst im Augenblicke des Servirens in den Punsch zu gießen. D. L. W.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Rannenträger. — Ich habe in der Blumen-Ausstellung in Charlottenburg zum ersten Mal eine Gruppe von Rannenträgern gesehen. Ist es möglich, diese interessanten Pflanzen im Zimmer zu halten? F. Sch. in Steglitz.

Frühe Weintrauben. — Die schlechte Weinernte in diesem Jahr legt den Wunsch nahe, nur Frühtrauben zu ziehen. Welche Sorten sind besonders empfehlenswerth? Pfarrhaus in der Altmark.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Camelien (XV, Nr. 41, Beiblatt). — Das Abfallen der Knospen kann verschiedene Ursachen haben. Oft ist es die Folge von mangelhaftem oder unregelmäßigem Gießen; meist aber trägt ein plötzlicher Temperaturwechsel, auch ein großer Wärme-Unterschied zwischen Tag und Nacht und eine Veränderung des Standortes die Schuld, wenn die Camelia ihre Knospen, mitunter sogar ihre Blätter abwirft. Nur schwer und allmählig gewöhnen sich die Pflanzen, die in den Wäldern Japans einheimisch sind, an trockene Stubenwärme; dennoch gelingt es bei richtiger Behandlung, sie auch im Zimmer zur Blüthe zu bringen. Dagegen werfen blühend gekaufte Exemplare meist ihre noch nicht erschlossenen Knospen ab, denn sie können den Wechsel des Standortes und die veränderten Verhältnisse nicht ertragen. Am geratheften ist es, derartige Pflanzen in ein kühles Zimmer zu stellen, den Unterfuß stets mit etwas Wasser angefüllt zu halten und über Nacht ein feuchtes Tuch über Blätter und Blüten zu breiten. Bei den schon an's Zimmer gewöhnten Pflanzen läuft man weniger Gefahr, daß sie ihre Blüten nicht zur Entfaltung bringen. Man muß nur, wenn die Knospen schwellen, sehr reichlich gießen, so daß der Ballen nie austrocknet, sondern stets feucht erhalten bleibt. Ein gelegentlicher Düngerguß von sehr verdünnter Holzaschenlauge oder Guano trägt wesentlich zur Entwicklung der Blüten bei. G. M. in Sorau.

Blaue Hortensien (XV, 136). — Blaue blühende Hortensien erzielt man dadurch, daß man Aaun in die Erde giebt, in welcher die Pflanze steht. Im Uebrigen verweisen wir auf Nr. 41 vom vorigen Jahre, in welcher wir über die Behandlung der Hortensien nähere Ausführungen gebracht haben.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Geräucherten Schinken milder zu machen. — Wie kann man geräucherten Schinken, der beim Pöseln zu scharf gesalzen wurde, im Geschmacke milder machen? Tagelanges Wässern erwies sich als erfolglos. Frau Rittergutsbesitzer A. G. in J.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Miesmuscheln (XV, 160). — Ein fester Preis für Miesmuscheln läßt sich nicht angeben, da derselbe Schwankungen unterworfen ist; meist kostet das Schod 1 M. 50 Pf. Die Muscheln sind in allen Fisch- und Delicatsen-Handlungen vorräthig.

Wäsche-Mangeln (XV, 160). — Die einzig vollkommen ausreichenden Wäsche-Mangeln, die ein Plätten der Wäsche überflüssig machen, sind die großen englischen Drehrollen.

Berugsquellen: Ball- und Gesellschafts-Toiletten, Seite 7; J. Landauer, NW, Unter den Eichen 67; — A. Pader, W, Friedrichstr. 66; J. A. Heel, W, Leipzigerstr. 87. — Pallblumen, Seite 7; P. Landmann, W, Leipzigerstr. 88.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten und ein Modenbild.

Das erste Quartal des neuen Jahrganges eröffnen wir mit einer gemüthvollen und spannenden Novelle von Hermann Heiberg „Ira von Pogwisch“. Außerdem liegen uns noch folgende vortreffliche Erzählungen, Skizzen und Plaude-rien vor: „Kapitain Massa“ von Richard Voß; „Der letzte Gast“ von A. von der Elbe; „Die wandernde Psyche“ von Paul von Szczeponski; „Eine homöopathische Kur“ von C. Biller; „Der goldene Schleier“ von Elise Polko; „Die Zwillinge“ von Frida Schanz; „Der Schatz von Biddens'oe“ von W. Bartels; „Aus deutschen Welfenschlössern“ von E. Vely; „Wie einst im Mai“ von J. Boy-Ed; „Weißes Haar“ von Helene Pichler; „Im Schilf“ von G. P. Heims; „Böse Zungen“ von Eufemia Gräfin Ballestrem; „Meine Bedienung“ von Georg Malkowski; „Durch Nacht zum Licht“ von A. Trinius und weitere Arbeiten von Heinrich Seidel, Moritz von Reichenbach, Marie von Ebner-Eschenbach, M. Kirchner, Jakob von Falke, Helene von Goehendorff-Grabowski, Adalbert Meinhardt, Fedor von Sobeltitz, A. von Gersdorf, E. von Wald-Jedtwitz, José von Schneider-Arno, Ilse Frapan, Hanns von Spielberg u. A. Viele der angeführten Novellen und Skizzen werden von künstlerisch ausgeführten Illustrationen begleitet werden. Dem für die Bedürfnisse des Hauses und der Familie bestimmten Rubrikentheile werden wir nach wie vor eine besondere Sorgfalt angedeihen lassen.



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 3.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 13. Januar 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.

Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Als Andreas sich gegen Abend in seinem Zimmer befand, um für das Fest Toilette zu machen, klopfte Maaf wie ein Ueberciliger an die Thür, steckte aber auch gleich den Kopf herein und sagte: „Der Bader Josias Abel, Herr Andreas, folgt mir auf dem Fuße.“

„Schon gut, der Feind aller Kahlköpfe soll kommen!“ rief Andreas lustig zurück und wuschte den schwarzen Schmirrbart vor dem großen, vergoldeten Spiegel.

„Nun, Zauderer Josias!“ rief er, und beobachtete, ohne sich umzuwenden, des alten Fuchses Mienen im Glase. Händereibend und unterwürfig stand dieser da und streckte den schlauen Kopf vor.

Aber als Andreas sich umwandte, zog der Josias ein Zettelchen aus der Seitentasche seines Rockes und überreichte es Andreas mit einem Krachfuß.

„Ah!“ machte dieser neugierig und rückte einen auf dem Tische stehenden sechsarmigen, schweren silbernen Armleuchter näher und las:

„Wenn Ihr mir was zu sagen habt, kommt nach dem kleinen Rathshofe. Ist's aber etwas, das nicht Jeder hören kann, spart Euch die Worte!“

„Teufel!“ wetterte Andreas und hätte bald den Leuchter umgeworfen. Und zu Abel gewendet, rief er fort: „Wie? Das ist Alles, was Ihr durch Eure Klugheit ausgerichtet? Das hätte Maaf ebenso gut gemacht. Du verstehst Dein Handwerk wie der Schuster das Drehelbacken!“

„Hören Sie doch erst, Herr Andreas,“ beruhigte der Barbier und zog schlauvergnügt Nase und Mund; „das schrieb die schöne Juge. Aber heute Abend wird sie hinten im Almentweg am Schloßgarten sein!“

Andreas, der eben den rechten Rockärmel angezogen hatte und den linken folgen lassen wollte, ließ den letzteren fallen, riß die Augen weit auf und stellte sich vor Abel hin: „Erkläre Dich deutlicher! Rasch!“

„Sie verrieth gegen ihren Willen, was in dem Briefe stand. Und da habe ich ihr so lange zugesprochen, bis sie Ja

sagte. Ich erzählte ihr, Sie würden morgen bereits abreisen und hätten wegen Ihrer Frau Mutter Geburtstag keine Zeit zu kommen. Nur ein paar Worte wollten Sie mit ihr reden.“

„Nun? Und weiter?“ drängte Andreas.

„Sie befann sich lange. Dann sagte sie: Gut! Morgen Abend kehre ich von meiner Tante zurück und werde über den Schloßweg gehen. Kommt dann der Herr Andreas vorüber, kann ich ihn nicht hindern, mich anzusprechen. Es wird gegen zehn Uhr sein!“

„Hier!“ rief Andreas nach dieser, seinen Ohren wohlklingenden Rede, griff in die Geldbörse und überreichte Josias Abel einen Species.

„Und wenn die schöne Juge wirklich kommt, so zahl' ich's noch einmal!“ fügte er hinzu.

Dann schieden sie.

In den großen, prächtigen Räumen des Schlosses befanden sich, als Andreas hinabschritt, schon zahlreiche Gäste. Die Zimmer schwammen gleichsam in Licht, die prachtvollen geschweiften Möbel, seidene Tapeten und silbernen Leuchter funkelten und strahlten, die Kleider der Damen rauschten, die Fächer waren in Bewegung, die goldenen Tabatières öffneten und schlossen sich, und die Edelsteine und Diamanten an dem Halse der Frauen bligten wunderbar.

Die Schönsten und Vornehmsten unter ihnen waren die Gräfin Bernstorff, Andreas' Mutter, und Isa von Pogwisch. Die Letztere

trug ein Kleid von weißem Seidenstoff, und nur ein einziger Schmuck, ein Ring, saß an ihrem vierten Finger, der durch eine feine goldene Kette mit einem Armband verbunden war, das ihr zartes Handgelenk umschloß.

Als bald trat die Freifrau von Pogwisch auf Andreas zu, der in seiner geschmeidigen Art die Honneurs machte, den Damen Artigkeiten sagte und den dunklen Kopf mit den blühenden Augen bewegte, und hub an:

„Ich hoffe, lieber Neveu, daß Du bei Deiner Rückkehr nach Kiel Dich etwas häufiger sehen läßt. Ein einziges Mal nur hatten wir den Vorzug während Deines Aufenthaltes. Das ist kaum mehr als: ich komme, weil ich muß!“

Aber Andreas suchte seiner vornehmen Verwandten, die mit ihrem schmollenden Gesicht vor ihm stand und den feinen, klugen Kopf mit den vielen weißen Locken bedauernd auf die Schulter neigte, durch seine gewandten Reden alle Zweifel zu zerstreuen, und als ihm dies doch nicht ganz gelingen zu wollen schien, rief er:

„Wer könnte fern bleiben wollen, der Isa ein einziges Mal gesehen hat!“

„Ist's Ernst, Andreas?“ fragte die Freifrau mit einem Blicke, der durch seinen forschenden Ausdruck sehr an Isa erinnerte.

„Stelle mich auf die Probe, Tante!“

„Gut! Wohlan!“ sprach Frau von Pogwisch mit stehendem Auge. „So weiche heut nicht mehr von Isas Seite! Da wird jeder wissen, wie es um Dein Herz aussieht.“



An schön' Gruaß. Von Gustav Zippert. — Siehe Seite 15.

Andreas erschraf. Doch, schnell sich fassend, erwiderte er mit artiger Betonung: „Ihr scherzt, gnädige Tante! Die Anwartschaft auf solche Vergünstigung habe ich mir erst zu verdienen!“

Nach diesen Worten verbeugte er sich, küßte seiner Tante die widerstrebende Hand und eilte unter den Schwarm der Gäste.

Die Freifrau aber erblaßte und biß sich auf die blutlosen Lippen.

Als dem Zeiger der großen Roco-Ohre im Saale noch fünf Minuten zu Zehn fehlten, eilte Andreas auf den Flur, griff nach Stock und Hut und schritt auf einem versteckten Seitenwege an den Gesimmschwellen vorüber in den Schloßgarten.

Es war ein harter Wind vom Deiche her aufgeworfen, und unheimlich rauschte es in den Wipfeln der hohen Buchen und Ebereschen, als Andreas dicht an der Parkgrenze dahineilte.

Aber er achtete nicht darauf, was um ihn her vorging. Seine Gedanken waren bei Inge, und wenn in diesem Augenblicke der Staller mit seinem finstern, hochmüthigen Gesicht sich ihm hätte in den Weg stellen wollen, er würde ihn bei Seite geschleudert haben.

Nun erreichte er den Ausgang, stieß die Pforte auf und ließ den Blick durch die Allee schweifen, die den Schloßgarten von den Deichwiesen trennte. Endlos dehnten sich die im Halbdunkel hingestreckten, mit zahlreichen Gräben durchzogenen Flächen aus, und der Wind strich hier noch schärfer und kälter durch die weit aus einander gepflanzten Ulmen.

Von Inge aber war nichts zu sehen, und auch nach fast viertelstündigem Warten erschien sie nicht. Andreas wurde um so unruhiger, als bald nach halb elf Uhr zu Tisch gegangen werden sollte und sein Fehlen im Saale undenkbar war.

„Alle sieben Teufel!“ fluchte er und schlug auf das vom Mond beschienene eiserne Parkstaket. „Sollte der Kerl, der Josias, mich hintergangen haben!“

Doch da raschelte es plötzlich hinter ihm im Parke, und alsbald stand Inge vor ihm.

Voll glücklicher Ueberraschung flog Andreas auf sie zu, wehrte ihr, herauszutreten und zog sie unter einen Eichenbaum.

„Inge! Inge!“ flüsterte er. „Du kommst, süßes Mädchen! Und Du zürst mir nicht mehr?“

Zitternd stand sie neben ihm und fand zunächst keine Sprache. Dann aber sagte sie:

„Als ich von der Tante fortging, schritt Hans Nemo, der Sohn des Doctors, hinter mir her. Ich wagte den Weg nicht hierher zu nehmen. Da bog ich in den Schloßgang ein und fand zum Glücke die große Thür, die an den Ställen vorüber führt, geöffnet. Aber es ist so spät! Ich muß fort! Nur ein Lebewohl wollte ich Ihnen sagen, da Sie es wünschten, und da ich auch gut machen wollte, daß ich Ihren übermüthigen Scherz jünger so rachsüchtig vergolten!“

Aber Andreas umfaßte sie trotz ihrer Abwehr und flehte, daß sie bleiben möge.

„Sag' mir, Inge, sage mir, daß Du mich liebst!“ bat er. „Weißt Du und fühlst Du nicht, wie gut ich Dir bin? O sprich, die Augenblicke sind kurz! — Laß es mich aus Deinem Munde hören, das süße Wort!“

Sie zitterte und bebte, als er so sprach; es klang ihr wie die herrlichste Musik, aber sie schüttelte den Kopf und drängte doch nur, daß er sie lassen möge. Und da kniete Andreas vor ihr nieder in dem raschelnenden Laube und flüsterte sehnüchlich, mit heißem Athem: „Inge! Inge! Kannst Du so grausam sein! Noch einmal: sage mir, daß Du mich liebst!“

Nun aber vermochte sie nicht mehr zu widerstreben. Sie gestand ihm, daß sie ihn liebe und daß nur die Furcht, ihr Schweigen könne ihre Liebe verrathen, sie veranlaßt habe, ihrem Vater von dem an jenem Abend Geschehenen Mittheilung zu machen. „Aber nun Lebewohl, Herr Andreas! Lassen Sie mich, — vergessen Sie mich —“

Eben stieß der Wind, von der See herüber rasend, mit seinem stürmischen Athem durch die Bäume und saßte Beider Gewänder.

Ein Zweig knackte und brach, — drüben auf dem Wege wurde es zeitweilig laut. Verspätete Bürger gingen, schwafelnd und laut gegen das Wetter ansprechend, vorüber.

Auch Andreas erfaßte die Unruhe. Er mußte fort. Aber doch hielt er sie. Er wollte noch einen Zärtlichkeitsbeweis und das Versprechen, daß sie noch einmal wiederkommen werde. Er wollte in der Stadt bleiben. Sie hätten sich so viel zu sagen.

Aber Inge schüttelte den Kopf.

„Nein, es war das letzte Mal! Es sei denn —“

Sie sprach nicht aus und wandte sich von ihm ab.

„Es sei denn?“ wiederholte Andreas stürmisch.

Und nun flüsterte sie, und ihre Stimme brach unter Thränen:

„Willst Du nur Teufelspiel mit mir treiben, oder soll ich Dein eigen werden? Antworte mir! Ich zürne

Dir nicht, wenn Du mich gehen heißt. Doch ich stehe Dich an, — sprich die Wahrheit!“

Und als er nichts sagte, aber sie küßte, wehrte sie ihm sanft und fuhr fort:

„Wohl, das ist auch eine Antwort! Aber deshalb, eben deshalb, — war es auch das letzte Mal! Nie wird mein Mund einen Anderen küssen. Seien Sie glücklich, Herr Andreas, und denken Sie bisweilen der armen Inge!“

Und ehe er ihr wehren konnte, floh sie wie ein Reh durch den Park und eilte auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, wieder von dannen.

Andreas aber blieb stehen und seine Lippen bebten, doch über dieselben Lippen ging auch ein Schwur, und, indem er die dunklen Augen zu dem stürmbewegten Geäst der Eiche empor hob, flüsterte er:

„Ja, ich will Dich zu meiner Frau machen, und sollten sie mich ausstoßen wie einen Hund!“

Als dann ging er festen Schrittes in den Saal zurück. Eben ordneten sich die Gäste zum Tischgang, und mit unbefangener Miene eilte Andreas auf Isa von Pogwisch zu, die ihm bestimmt war.

Am nächsten Vormittage ließ Andreas die Pferde satteln und ritt, den Deich im Rücken lassend, mit Isa über die glatte Landstraße. Als sie nach fast einhundert Schritte ein Wirthshaus erreichten, hielt er an und hob das Fräulein wie ein Kind vom Rappen.

Sie sprachen, scherzten und lachten, und je länger Andreas sich mit seiner Cousine unterhielt, desto besser gefiel sie ihm. Einmal sagte sie:

„Wann ist's vorbei mit den Studien, und was geschieht dann, Vetter?“

„In einigen Jahren! Und dann? Ja, dann suche ich mir ein Amt und eine Frau, — wenn ich sie nicht schon früher am Arme habe.“

Vielleicht bezog das Isa auf sich, oder sie schaute nur nach ihrer Gewohnheit ihrem Verwandten scharf fragend in die Augen.

Und Andreas fuhr fort:

„Ich möchte gern mit Dir ein offenes Wort reden, Isa! Darf ich?“

Sie nickte fröhlich.

„Ich wollte Dich bitten, was auch geschieht, und was sie auch Alle sagen, mir ein guter Freund zu bleiben. Wißt, Isa, ich liebe ein Mädchen, das mir im Stande ungleich ist. Ich will sie zu meiner Frau machen, und wenn auch die Nordsee die Deiche durchbricht! Also gute Freundschaft, Isa! Reich' mir darauf die Hand!“

Aber sie nahm nicht die gebotene Rechte, und erhob nicht wie sonst das Auge. Doch bückte sie sich bebend herab, pflückte ein kleines, am Wege stehendes, weißes Sternblümchen, hielt es ihm hin und sagte mit weicher, zitternder Stimme, als ob ihre Thränen keinen Ausgang finden könnten:

„Wer kann in guten Tagen,
So lang das Glücke mild
Und es zu Tische gilt,
Von rechter Freundschaft sagen!
Ob einer ist mein Freund
Und ob er's treulich meint,
Wird daran nicht erkannt,
Daß er mich Bruder nennt.
Wenn's Glücke von mir weicht,
Wer's dann am besten meint,
Und mir die Hände reichet,
Der ist mein rechter Freund!“

Ja, Andreas, nimm diese Blume und diese Worte. Du zeigst Dich gegen mich als Freund, denn Du bist wahr gegen mich. Lasse mich Dir zeigen, daß ich es nicht minder, wenn, wie's im Liede heißt, das Glücke von Dir weicht. Das weiße Sternblümchen aber gib der, die Du liebst und sage ihr, daß auch ich sie lie —“

Doch weiter kam das Mädchen mit der fein besaiteten Seele nicht. Sie eilte ihm voraus zum Wirthshaus, und erst nach vielem Rufen erschien sie wieder und schwang sich auf den bereit stehenden Rappen.

Die Gäste waren abgereist, auch Isa mit ihrer Mutter. In der Freifrau Mienen war seit jenem Abend ein finsterner, böser Ausdruck haften geblieben, und ihr festgeschlossener, eigensinniger Mund verrieth nichts Gutes. Aber Isa war sanft und freundlich und gütig geblieben, und nur das Lachen hatte sie verlernt. Als Andreas am letzten Tage von ihr Abschied nahm, überkam ihn das Gefühl ihres Werthes mit solcher Gewalt, daß er sie in seine Arme schloß und ihr in's Auge schauend, flüsterte:

„Nein, wie das feinste Gold, hart wie ein Felsenstein,
Und klar wie ein Krystall, so ist die Seele Dein!“

Und fortjährend sagte er:

„Ja, einen Schatz hebt der, welcher Dich heimführt, Isa! Und sagen will ich Dir's heute, wie nahe Du mir stehst! Lebe wohl! Ich merkte mir den Spruch der Freundschaft. Vergiß aber auch Du nicht, daß Andreas Bernstorff auf der Welt ist!“

Am selben Mittag ging Andreas zum ersten Male

wieder in den kleinen Rathshof zu Karsholm. Böllig unbefangene reichte er der Alten die Hand, grüßte die gerade die Treppe hinaufeilende, tief erbleichende Inge, und setzte sich, seine verzögerte Abreise so laut verkündend, daß sie es noch zu hören vermochte, zu den Gästen.

Später kam auch der Alte, und als er Andreas gewahr wurde, runzelte er die Stirne. Aber Andreas wußte rasch alle Zornfalten zu verwischen. Er scherzte mit Karsholm, als sei nichts vorgefallen, fragte ihn nach der Brauerei, nach den Pferden und den Malzpreisen und zuletzt nach einem alten Gumpen, der in der Schenklich-Ecke hing.

Währenddessen trat der Doctor Nemo, ein im Städtchen wohnender Arzt, in's Zechzimmer, berichtete, daß seine Frau im Hofsteinschen sei und äußerte die Absicht, da sein Geburtstag, denselben Abends im kleinen Rathshofe mit einigen auswärtigen Gutsbesitzern, die zu diesem Zwecke nach Hufum gekommen seien, und mit sonstigen Freunden zu feiern.

Auch Andreas lud er ein, und dieser, Ingens gedenkend, sagte mit artigen Worten zu. Bevor aber Bernstorff in's Schloß zurückkehrte, sprach er bei Abel vor und trug ihm auf, Inge ein Briefchen zuzustellen, das er ihr selbst zuzustellen vergeblich bemüht gewesen war. Sie war nicht wieder zum Vorschein gekommen, obgleich er mehrmals auf dem Flure am Zechische sich zu schaffen gemacht und so laut gesprochen hatte, daß sie ihn hören mußte.

Das Billet lautete: „Da Du so schnell fortgerast, konnte ich Dir nicht Antwort geben auf Deine Frage. Ja! Wie Du es meinst, so meine ich's auch. Sage mir, wann wir uns sprechen können?“

Nach Tische begab sich Andreas mit seiner Mutter in den Garten, während sich der Staller in seine Gemächer zurück zog.

„Daß diese Affairen nun auch ein Ende nehmen, Andreas! Wann gehst Du abzureisen?“ hatte er mit finstern Ausdruck und schiefgezogenem Munde beim Dessert gefragt, und kurz den Kopf geneigt, als Andreas ihm Antwort ertheilt.

An diese Worte knüpfte die Gräfin an, als sie später beisammen saßen.

„Reise lieber heute als morgen!“ mahnte sie sanft. „Er ist schon ungeduldig! Du weißt, es bricht plötzlich aus wie ein Wetter. Und laß von Dir hören und gib keinen Anlaß zu Verdruß und Sorge.“

Die Gräfin liebte ihren Andreas über Alles, sie hatte kaum einen anderen Gedanken als ihn.

Und als er das Haupt bewegte, aber nichts erwiderte, fuhr sie fort:

„Deine Tante zürnt Dir. Die Zeit wird's glätten. Isa ist ein Geschöpf wie vom Himmel gefallen. Ich wollte, Du wärest ihr zugethan, wie ich sie liebe!“

Andreas nickte nur, während seine Mutter sprach, seine Gedanken waren weit ab. Er dachte nicht an Isa von Pogwisch, sondern nur an die Schwierigkeiten, die sich nach diesen Worten seiner Mutter einem längeren Bleiben entgegenstellen würden. Und doch konnte er sich nicht von Inge trennen, ohne sie noch einmal gesprochen zu haben.

Der Gräfin entging kein zerstreutes Wesen nicht; sie brach das Gespräch ab und sagte:

„Mich dünkt, Dich bewegt etwas in den letzten Tagen. Schon wollte ich Dich fragen; sprich, wenn Du magst und wenn Du Vertrauen zu mir hast!“

„Nichts, nichts, meine theure, unvergleichliche Mutter,“ entgegnete Andreas, durch den milden Ton gerührt, und beugte sich auf ihre Hand herab. Aber da seine Augen und seine Mienen eine andere Sprache redeten, sah sie ihn lange und traurig an, und ein tiefer Seufzer ging aus ihrer Brust. Sie hatte nie das Glück gekannt. Die Ehe, die sie mit ihrem Manne geschlossen, war eine Verstandes-Heirath gewesen, und nur ihrem unendlich ergebungsvollen Charakter war es zuzuschreiben, daß sie sich nicht wieder gelöst hatte.

Sie begnügte sich auch mit den Brocken der Liebesbeweise, die sie von ihrem Sohne erhielt. Es war nicht Mangel an Zärtlichkeit, der ihn verschlossen machte, er verstand es nicht anders und besser. Die edle Gesinnung hatte er von seiner Mutter, das Gebieterische, Trostige, Eigensinnige von seinem Vater.

Von ihrem Blicke bezwungen, sagte aber diesmal Andreas:

„Höre, meine Mutter, und vergieb mir mein zerstreutes Wesen. Isa von Pogwisch achte ich fast so hoch wie Dich, und Dich so hoch, wie den unbegreiflichen Gott über den Wolken. Aber niemals kann sie mein Weib werden. Und jetzt, da Du mich fragst, sage ich Dir: ja, mich bewegt etwas heftig. Ich liebe ein Mädchen aus bürgerlichem Stande und werde sie zu meinem Weibe machen, wenn auch Graf Bernstorff die Hand gegen mich erhebt. Willst Du mir helfen, theure Mutter?“

„Ich wußte es!“ erwiderte die Gräfin, und Angst und Kummer traten in ihre schönen, stillen Augen.

Und: „Nein, Andreas!“ fuhr sie fort. „Ich darf,

ich kann nicht! Ich weiß, es ist Inge Karsholm, des Brauers Tochter. Dein Vater erzählte mir von dem Alten, und als ich hörte, was geschah, da deutete ich mir Dein zerstreutes Wesen und Deine Haltung gegen Deine Cousine Ina. Es giebt ein großes, namenloses Unglück! Und wie willst Du das Mädchen ernähren? Noch bist Du nichts, und ohne Deines Vaters Hilfe, ohne seinen Einfluß kannst Du mehr Jahre warten, als Du Finger hast an beiden Händen. Ich bitte Dich, Andreas, bezähme Dein heißblütiges Herz! — Oder gabst Du schon Dein Wort? Dann, — dann —

Sie forschte ängstlich in seinen Zügen, und als er, des Briefchens gedenkend, das er an Inge heute durch Sofias gefendet, stumm beipflichtend das Haupt neigte, sank sie wie vernichtet in ihren Sessel.

„So geht denn meine letzte Hoffnung auf Glück verloren!“ flüsterte sie, nachdem sie sich mühsam wieder aufgerichtet. „In Thränen ging ich an den Altar, Thränen begleiteten mich von Deiner Geburt bis zum heutigen Tage, und nun weiß ich, der Brunnen auf dem Hofe könnte stocken, Wasser werden meine Augen geben in Zukunft! — O Andreas, mein Andreas! Ich bin so unglücklich, — so traurig, — so glücksbedürftig, wie Worte es nicht auszuspochen vermögen!“

Dem Studenten zog's gleich Flammen durch Herz und Seele. Es waren keine leeren Worte gewesen, die er zu ihr gesprochen; er liebte sie zärtlich, und, — würde er sie früher gehört haben, vielleicht hätte er von Inge gelassen! — — — So sank er vor ihr nieder und drückte seinen dunklen Kopf in ihren Schoß. In dem reich strotzenden, mit kostbaren Gemälden und Kunstschätzen angefüllten Gemache fühlten sich Beide in diesem Augenblicke so arm, daß sie Alles freudig hingegeben haben würden, wenn sie ein ungetrübtes, bescheidenes Glück sich dafür hätten erhandeln können.

„Ich kann sie nicht lassen, Mutter! Sie hat mein Wort, und ich liebe sie. Und da ich abreisen muß und sie doch nicht lassen kann, so nehme ich sie mit mir auf meinen Hengst und reite in die weite Welt. Gib mir die Mittel, daß ich fortkommen kann und leben, bis ich in einem fremden Welttheile etwas finde, das mich und sie ernährt. Zuletzt wird sich meines Vaters strenger Sinn befänstigen — Du, Inge und ich werden Alle noch glücklich werden!“

„Aus Dir spricht ein Mausch, der Mausch der Leidenschaft, mein Sohn. Noch einmal! Ich bitte und beschwöre Dich, laß ab von solchen Gedanken. Nur eine Möglichkeit giebt's: Du hältst zu ihr im Geheimen, bis Du Deine Studien vollendet und ein Amt hast, das Dir durch Deines Vaters Einfluß früher werden wird als Anderen. Dann tritt vor ihn hin und sprich, — und wenn er noch Nein sagt! — gehe Deinen eigenen Weg. Jeder Schritt, den Du vorher thust, und insbesondere ein so unbesonnener, führt Dich allzubald in seine Gewalt zurück, und was dann geschieht, mag ich nicht einmal ausdenken. Eher tödtet er Dich, als daß er Dir, dem Studenten, geflattet, von Liebe zu einer Bürgerlichen zu sprechen. Noch mehr, Andreas! Niemals, ich weiß es, wird er überhaupt seine Einwilligung geben, und höre, nur wenn Du selbst etwas geworden, dann hast Du ein Recht zum Handeln.“

Andreas begab sich nach dem Gespräche mit seiner Mutter zunächst auf sein Zimmer, rief Maaf herbei und machte sich an das Einpacken der Sachen. Er hatte beschlossen, schon mit dem Anbruche der Sonne am folgenden Morgen die Rückreise nach Kiel anzutreten. Einen Theil des Weges wollte er zu Pferde zurücklegen; zu diesem Zwecke sollte sich der Reitknecht seines Vaters ihm anschließen und den Hengst zurückführen. Während er aber noch bei diesen Vorbereitungen war, erschien Abel, beim Eintritt mit einem Ausdruck in den Augen, durch die er zu verstehen gab, daß Maaf sich entfernen sollte. Andreas war um so gespannter, etwas zu hören, als er sich schon wegen der rasch beschlossenen Reise mit dem Gedanken vertraut gemacht, Inge diesmal nicht wieder allein sprechen zu können. Er hatte sich vorgenommen, ihr nochmals in Kürze zu wiederholen, daß er sie liebe und daß sie seiner warten möge, bis er komme und sie öffentlich als sein eigen erkläre.

„Ich weiß nicht, was in dem Briefe steht!“ zischelte Abel, sobald Maaf mit einem verächtlichen Blicke auf den schleichenden Zuträger das Zimmer verlassen hatte. „Sie sagte mir, er enthalte Alles, was Sie zu wissen wünschten, Herr Andreas. Anfänglich wußte ich nicht, was ich aus ihr machen sollte; sie selbst setzte, nachdem ich ihr das Schreiben zugesteckt, den zweiten Krug vor mich hin, aber schaute mich nicht einmal an. Als ich dann mein forschendes Auge auf sie richtete, — sie hatte sich an die Thür gestellt, einen Humpen ergriffen und die Eiselirung daran betrachtet, — sagte sie mich mit ihren Blicken, und vorher schnell sich versichernd, daß Niemand auf uns blicke, deutete sie mit dem Finger unter das Gefäß. Ich zuckte die Achseln, da ich sie nicht verstand, zuletzt aber, da sie ihr Zeichen wiederholte, ging mir ein Licht auf. Unter meinen Krug

hatte sie die Antwort an Sie geschoben, Herr Andreas, und alsobald brachte ich diese denn auch an mich. Ah, die Weiber, die Weiber, sie sind klüger als Spürhunde!“

Aber Andreas hörte schon lange nichts mehr von dem, was der die Schwierigkeiten seines Auftrages in ein recht helles Licht zu stellen sich bemühende Schwäger hervorrief. Er zündete, da der draußen sich regende Abend inzwischen in's Zimmer geschlüpft war, einige Kerzen an und starrte mit angestrengt forschenden Augen auf die kleine, zierliche Schrift, die von Inge herrührte. Zuletzt ließ er sich in einen der seidengeblümten Sessel fallen, blickte zerstreut in's Leere, und bald flog ein Schatten über sein dunkles Angesicht, bald hellte es sich glücklich auf.

„Hier!“ hob er zuletzt an und reichte Abel Geld. „Für die Arbeit den Lohn! Und wenn Du schweigst über Alles, was zwischen uns gewesen dieser Tage, dann sollst Du auch neben mir hängen am Galgen, an dem ich mich lieber aufknüpfen lasse, als daß ich Inge Karsholm lasse!“

Nach diesen Worten erhob Andreas seine Rechte und ließ sie halb drohend, halb lachend, aber auch mit solcher Wucht auf Abels Schultern fallen, daß dieser wie ein Kartenhaus zusammen knickte.

„Schadet nichts, Abel! Du arbeitest im Dienste des größten Gottes des Olymps; das bringt Dir Ehre und Gewinn und Lohn, wenn's auch nicht gleich sichtbar wird!“

Abel zog spöttisch die Lippen. „Ja, sichtbar wird! Noch habe ich die Miethe nicht beisammen zum Juni-Quartal — ah, ah, — die Zeiten! Niemand zahlt, — Aufenstände, — Auslagen! Hund und Diener für Jedermann, immer artig, gut gelaunt, sink und behende, — und wenn der Hunger auch den Rachen beißt!“

„Bah!“ fiel Andreas ein, „Du bist ein Fuchs. Wer klagt, hat's gut! Nur die, welche mit der großen Trompete vom Thurme blasen, haben leere Taschen! Ich weiß ja, — Geld, viel Geld hast Du, — steht doch auf Karsholm, meines Veters Gut bei Rendsburg, ein Posten von Dir. Ich sehe ihn morgen Abend, da ich dort nächten will und werde ihn von Dir grüßen!“

Diese Worte gefielen Abel durchaus nicht. „Ihr seht Irrlichter auf der dunklen Wiese!“ rief er. „Nichts, nichts habe ich, — Sorgen, — Sorgen! — Aber nun muß ich fort. Und Glück auf, Herr Andreas! Wenn Hochzeit sein wird, bitte meiner zu gedenken. Die Schüsseln kann ich serviren und den Franzwein in die Gläser schenken. Ha! Aber Ihr werdet Euch hüten, die Brauerstochter zur Gräfin zu machen; Ihr jagt nur den Honig! Ja, die Bienen sind practische Liebeswerker. Ueberall nippen, nirgends sich binden!“

Nun legte er die Hand auf den Drücker, verneigte sich unterwürdig und schlich hinaus.

Andreas aber stieß die Fenster nach Abels Fortgange auf und schaute hinaus auf den Garten. Die Bäume standen unter dem stillen Mondlichte da, als seien sie durch einen Zauber gebannt, und als wolle das am Himmel erscheinene Gestirn Alles auf Erden in metallisches Silber verwandeln. Gespensterhafte Lichter lagen auf den Wegen, glitten empor, umarmten die Bäume und schlichen gleichsam mit Silbergeriesel unter die hin und wieder vom Abendwinde leise bewegten Blätter. Wunderbar glänzten die Rasen und lagen doch so regungslos da, als seien sie trunken von der Schönheit, die vom Himmel herabfluthete. Ruhe und Schweigen, — nur einmal ein leises Mäuschen und Flüstern, das den ewigen Pulsschlag der Natur verrieth.

Andreas' Gedanken zogen in wechselnder Folge hin und her. Inge hatte ihm geschwiegen!

„Ich komme nicht und werde Sie auch freiwillig niemals wiedersehen! Heute in der Morgenstunde, nach hartem Kampfe in der Nacht, gab ich meinen Eltern, die mein schwermüthiges Wesen richtig deuteten, das Versprechen, von Ihnen in Gedanken zu lassen für alle Zeiten. Nun bin ich ruhig geworden und werde es, — den Himmel fleh ich an in heißen Gebeten, — auch bleiben. Gatten Sie mich je lieb, dann bitte ich, Herr Andreas, auf den Knien, — führen Sie mich nicht wieder in Versuchung!“

Ah! Sie liebte ihn! Aus jeder Zeile sprach's, in jedem Worte sah eine künstlich unterdrückte Flamme. Und nichts war verloren! Würde, konnte sie sich ihm weigern, wenn seine Absichten ehrliche waren? Nimmermehr! —

Sollte es ihm nicht gelingen, sie für kurze Weile heute beim Festmahle zu sprechen, zu dem ihn Nemo geladen, dann wollte er ihr noch in der Nacht schreiben, Alles, was auf seinem Herzen ruhte, und Maaf sollte es hintragen, offen wie eine Botenschaft aus dem Schlosse, am nächsten Tage, während er auf dem Hengst nach Rendsburg ritt.

Mitten unter großen, flachen Feldern, die die Abend-Sonne mit braunglühenden Lichtern umspielte, lag das Gut Karsholm, das Grai Henning Bodwaldt, einem älteren Vetter von Andreas, gehörte, der hier ein einfaches, sonst aber ein wechselreiches Leben führte. Im Winter hielt er sich in Paris auf, im Frühling und Sommer jedoch, und meist noch während des Herbstes

rastete er in dem alten Schlosse in Karsholm und ging der Jagd und seinen sonstigen Neigungen nach.

Nie trennte er sich von drei Geschöpfen: seinem Diener Hans Thorde, seinem Hund Olaf und einem gelben Papagei mit einem feuerrothen Kopfe. Im Schlosse war Alles verhängt und verschlossen bis auf die Wohnung zur rechten Hand und einem Theile des Souterrains, in dem der Kastellan und das Gefinde sich aufhielten. Gesellschaften gab Henning Bodwaldt hier nicht, nur Zechgenossen und Jagdfreunde aus der Umgegend lehrten einmal bei ihm ein. Für diese Zwecke reichten die in braunem Eichenholze getäfelten, mit Eberzähnen, Hirschgeweihen, ausgestopften Vögeln und alten Waffen angefüllten Räume aus.

In einem dieser Zimmer saßen am kommenden Abende nach dem Vorerzählten Henning Bodwaldt und Andreas Vernstorff, und, während sie scharf tranken, stieß die Rede eifrig. Andreas erzählte, und Henning, ein mittelgroßer, gedrungen Mann mit einem finsternen Gesichte und einem gewaltigen, röthlich schimmernden Barte, hörte voll Spannung zu.

„Also vernimm, wie Alles kam!“ sagte Andreas und trank den feurig heißen, rothen Wein herunter. „Ich blieb am letzten Abend noch ein Stündchen im Theezimmer bei meinen Eltern. Mein Vater sah wie immer wortkarg da und blätterte zuletzt voll Aufmerksamkeit in einem alten Adelsbuche. Vor meinem Abschiede zog mich meine sanfte Mutter noch einmal in den Erker, an ihren Lieblingsplatz. Nachdem wir eine Zeitlang fast flüsternd mit einander geplaudert, nahm ich Abschied und ging direct nach dem kleinen Rathshofe, um der Einladung des Doctor Nemo Folge zu leisten. Ich fand im hinteren Wirthszimmer schon Alle beisammen, und als ich eintrat, empfing mich ein lautes Hallo. Heinrich von Abertron, Du weißt, der Besitzer von Moorfeld, rief mir beim Eintritt ein Spottwort entgegen. Ich will's nicht wiederholen. Nur mit einem Blicke begegnete ich ihm, den er nicht mißverstehen konnte, sonst blieb ich ruhig und ließ mir die Laune nicht verderben. Später aber, während des Gelages, reizte er mich noch einmal, indem er meines Vaters letztes Rescriptum in dem Theilungs-Prozesse der Güter Moorfeld und Mengendorf mit abfälligen, fast höhnen Worten kritisirte. Ich rief ihm über den Tisch zu, — wir saßen zu achtzehn, — er möge sein spottend Wort zurücknehmen. Er aber lachte mich aus und rief: Weshalb soll ich widerrufen, was ich schon in's Land schrieb seit Wochen? — Thu's auch nicht, und Du selbst magst es dem wohllebten Staller vermelden, daß großer Unrecht geschah durch sein Urtheil, als die Geschichte der Prozesse aufweist seit hundert Jahren!“

„Noch einmal, nimm zurück!“ rief ich, nicht achtend seiner Rede, schnellte empor und erhob die Faust. Da lachte er noch spöttischer, und rief:

Schwarzer Kabe, der Krähe Kumpen,
Schau, wenn Du drohst, Dir den Gegner an!

Was nun geschah, folgte Alles schnell auf einander. Wir waren im Nu im Handgemenge, zwei Parteien bildeten sich, eine für und eine gegen des Stallers Sohn; ich hatte die kleinere und wurde, da sie die Eichenstühle ergriffen und in der Trunkenheit, wie Besessene auf uns losstürzten, durch's Gastzimmer bis auf den Flur gedrängt. Einer schloß, — auf Hennig Karsholm's Befehl, — die Thür, und nun entwickelte sich ein Kampf, der sich bis oben zur Treppe hinauf fortsetzte. — Ah, Vetter, kein Handgemenge war's, — eine Schlacht, in der zuletzt die Messer blühten, und bald stand ich allein, umschlossen und umheult von Abertron's Gefellen.

Ich hatte nichts als meine Arme, denn ich verjähmte, gleich Brauerknechten, zu Stühlen und Messern zu greifen.

Und da, — da öffnete sich, — kurz vor meinem letzten Augenblicke, — ich sag's Dir, Vetter, sicher stand ich nicht weit vor Aug und Lippe letztem Juden, — die Thür zu Ingens Gemache, und sie selbst erschien und zog mich mit raschem, entschlossenem Rucke in ihr Zimmer, das sie blitzschnell verriegelte.

Nachdem das aber geschah, fiel sie nieder auf die Kniee und beschwor mich, sogleich durch das Hinter-Gemach auf die Treppe hinab auf den Hof und von dort hinter den Häusern mich nach dem Deiche zu retten.

Ich that's, weil eben auch Hennig Karsholm mit seiner Eisensaut an die Füllung der Thür schlug und mich zu öffnen hieß. „Die Schwelle ist rein, — kein Junker, wie Du, soll sie entweichen!“ tobte er.

Schnell küßte ich Inge, schwur ihr, daß ich sie nie wieder lassen werde und nahm den angerathenen Weg über den Hof. Freilich, die Treppe war abgehakt, und ich sprang unter Ingens gellendem Schrei auf das Pflaster. Aber Alles gelang, und noch in der Nacht ließ ich satteln und sprenge, — aus Rücksicht gegen meinen Vater, nicht aus Furcht, — Du weißt, Vetter, ich fürchte mich weder vor der breiten Welle der Nordsee, noch vor huschenden Geistern um Mitternacht, — über die Landstraße zu Dir!“

(Fortsetzung folgt.)



Dem Leben wiedergeschenkt.

Nach einem Aquarell von Max Schmidt. — Siehe Seite 15.

Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.

Nachdruck verboten.

Kaiserin Augusta als Chef ihres Regiments.

Von Fodor von Köppen.



Als König Wilhelm I. die neue Heeres-Organisation durchgeführt hatte, wünschte er, dieselbe auch mit seinem Hause näher zu verknüpfen, indem er einigen der neugebildeten Regimenter Mitglieder seines Hauses als Chefs vorsetzte. So erhielt bei der Krönung in Königsberg im Jahre 1861 die beiden aus dem Kaiser Alexander bez. dem Kaiser Franz-Grenadier-Regiment hervorgegangenen neuen Grenadier-Regimenter ihre hohen Chefs, nämlich das in Breslau stehende dritte Garde-Grenadier-Regiment Ihre Majestät die Königin-Witwe Elisabeth, das mit seinem Stabe zu Koblenz in Garnison stehende vierte Garde-Grenadier-Regiment Ihre Majestät die Königin Augusta. Die Verleihung des letztgenannten Regiments an die Königin war zugleich eine zarte Aufmerksamkeit des Königs für seine Gemahlin, da die hohe Frau die freundliche Rhein-Mosel-Stadt, wo sie schon als Prinzessin von Preußen gern gewohnt hatte, während der ersten Sommermonate zu ihrer Residenz zu wählen pflegte. Es wurde dadurch zugleich ein neues Band zwischen dem Königshause und der Bevölkerung der Rheinlande geknüpft; denn der rheinische Adel suchte eine Ehre darin, seine Söhne bei dem Garde-Grenadier-Regiment der Königin eintreten zu lassen, und zwischen dem Offizier-Corps des Regiments und seinem erhabenen Chef entspann sich bald ein Verhältnis der zartesten Art. Während in dem ritterlichen Geiste des Offizier-Corps die Verehrung für die hohe und edle Frau, die Gemahlin Seiner Majestät, immer tiefere Wurzeln schlug, konnte Königin Augusta gewissermaßen als die Schutzpatronin des Regiments betrachtet werden; sie lernte die Offiziere ihres Regiments persönlich kennen und nahm an ihren dienstlichen, wie Privat-Erebnissen den huldvollsten Antheil. Dieses eigenthümlich innige Verhältnis, welches eines gewissen romantischen Schimmers nicht entbehrt, nahm seinen Ursprung und Ausgang schon von dem ersten Besuche der Königin in Koblenz nach der Krönung im Mai 1862.

Hell und freundlich scheint die Frühlingssonne auf die liebliche Landschaft an den Rhein-Ufern und strahlt zurück von der Adlerslagge, die droben auf dem hochwertgetrönten Felsen des Ehrenbreitstein sich bauscht. Die heitere Rhein-Mosel-Stadt zu seinen Füßen hat ein festliches Gewand angelegt. Von den Häusern der breiten Schloßstraße hängen mächtige Fahnen in den preussischen und weimarischen Farben schattend hernieder. Aus den geöffneten Fenstern blicken erwartungsvolle Gesichter die Straße hinunter nach dem Bahnhofe zu. Auch in den Riemen der Leute, die hier und da in Gruppen zusammenstehen, liegt man freundige Erwartung. Da naht im schlanke Trabe eine einfache, zweispännige Hof-Equipage, der unmittelbar eine zweite folgt. In jener sitzt die Königin, freundlich nach beiden Seiten die Gräße erwidrend, zu ihrer Linken die Palastdame Gräfin von Haade, ihre langjährige, treue Begleiterin. Die Wagen rollen direct nach dem Schlosse, wo die Königin die für sie stets bereit gehaltenen Wohnräume bezieht und auf welchem sogleich nach ihrer Ankunft die königliche Standarte sich entfaltet. In der Stadt herrscht freundige Aufregung, man bespricht das Ereigniß des Tages, die Ankunft und das Aussehen der Königin, und die Zeit ihrer Anwesenheit dünkt den Koblenzern gleich einer Festzeit. Auch manches gebeugte und bekümmerte Herz richtet sich wieder auf; weiß man doch die erlauchte Herrscherin nahe, welche Koblenz nicht verläßt, ohne Thränen getrocknet, Trost gespendet und Hoffnungen neu belebt zu haben.

Die ersten Besuche der Königin in Koblenz gelten den unter ihrem Protectorate stehenden Wohlthätigkeits-Anstalten. Am späten Nachmittage flutet ein breiter Strom von Spaziergängern zum Rainzer Thore hinaus nach dem Rheingebirge. In dem Schloßgarten öffnet sich ein Pförtchen, und die Königin tritt, begleitet von einigen ihrer Damen, hinaus in die Rheinanlagen, welche die hohe Frau mit demselben Rechte ihr eigenes Werk nennen dürfte, wie der König, ihr Gemahl, die neue preussische Heeres-Organisation das seine nennt. Die blühenden Sträucher und Büsche, selbst die Blumen hier auf den breiten Rhein-Terrassen grünen die Königin wie traute Bekannte, als ihre eigenen Kinder. Ungefähr auf der Mitte des, etwa eine Stunde langen Spazierganges in den Rheinanlagen liegt ein freundliches Häuschen im Schweizerstil an einem terrassenförmig gegen den Fluß vorspringenden freien Blase, auf welchem zeltähnliche Lauben mit Tischen und Stühlen sich erheben. Von dort schallen die heiteren Klänge eines Musikchors, welches vor der sogenannten „Trinkhalle“ oder dem Schweizerhäuschen concertirt. Die Bläse dazwischen nimmt ein zahlreiches Publicum, größtentheils aus den höheren Ständen, ein, welches sich bei der Ankunft der Königin zu ehrfürchtvoller Begrüßung erhebt. Den Hintergrund füllt noch ein anderes Publicum, welches auf den Stühlen nicht mehr sitzt, sondern steht oder sich gegenseitig emporthält; denn Alle verlangen danach, die geliebte und verehrte Landesmutter wenigstens zu sehen. Die Königin läßt sich vor dem Schweizerhäuschen nieder und winkt einige der ihr bekannten Damen nach einander zu sich heran, um sich mit ihnen in huldvoller Weise über die Veränderungen und Vorfälle in der Koblenzer Gesellschaft während ihrer Abwesenheit zu unterhalten.

Die Sonne versinkt hinter den westlichen Bergen, der erste Tag des Aufenthalts der Königin in Koblenz neigt seinem Ende entgegen. Die Königin zieht sich nach ihrem Schlosse zurück. Der folgende Tag ist von ihr fast ganz ihrem Regimente gewidmet.

Schon in der Morgenröthe tönen vom Schlosse her die freudlich-ernsten Klänge eines Choral, dann, von lindem Lüften getragen, die sanften Melodien von Verdi und Rossini oder Offenbach's ledes Tongepulver. Die Kapelle des Garde-Grenadier-Regiments der Königin bringt ihr den ersten Morgengruß.

Um Mittag ist das gesammte Offizier-Corps des Regiments zur Vorstellung bei Ihrer Majestät befohlen. Später sieht die Königin dasselbe an ihrer Tafel. Außer den Offizieren nehmen nur wenige Personen ihres Gefolges, von Damen nur die Palastdame Gräfin von Haade und zwei Hofdamen an dieser Tafel theil. Während der Tafel giebt der Oberhofmeister Graf Nesselrode-Chreshoven auf den Wink der Königin das Zeichen, daß diese reden wolle, worauf die sämtlichen Tischgäste sich schweigend erheben. Die Königin spricht den Offizieren ihre Freude darüber aus, daß es dem Könige, ihrem Gemahl, gefallen habe, ihr dieses Regiment zu verleihen, das

sich bisher stets die Zufriedenheit des Königs zu erwerben gewußt habe, und von dem sie überzeugt sei, daß es auch in Zukunft unter allen Verhältnissen sich des königlichen Vertrauens würdig beweisen werde. In dieser Ueberzeugung und mit diesem Wunsche trinkt die Königin auf das Wohl ihres Regiments.

Am Nachmittage werden auch die Mannschaften desselben mit einem Besuche ihres erhabenen Chefs beglückt. Die Kasernements des Regiments befinden sich in den Forts Alexander und Konstantin, welche auf einer Hochfläche über dem Zusammenflusse der Mosel und des Rhein, gewöhnlich „die Kartause“ genannt, erbaut sind. Vom frühesten Morgen an sind einige tausend Hände unter der Leitung von Offizieren thätig gewesen, um diese Behausungen der Mannschaften mit Kränzen und Laubgewinden, Blumen und Fahnen festlich zu schmücken. Ganze Gärten sind vom Fuße der Kartause auf das Plateau hinauf gewandert. Festons mit Wimpeln in den preussischen und weimarischen Farben, durch Blumen- und Laubgewinde unter einander verbunden, bezeichnen den Weg, welchen die königlichen Wagen zu nehmen haben. Ueber dem Haupteingange zum Fort Alexander prangt der gekrönte Namenszug der Königin Augusta, aus Lorbeern und Myrten geflochten, von einer Sonne von Bajonetten umstrahlt. Auf dem Wappenstein horren die Mannschaften in Reih' und Glied, diesmal nicht in der Schmelze der Waffen, aber in ihrem Sonntags-Anzuge und so blank und sauber, daß jeder Grenadier es besonders darauf abgesehen zu haben scheint, das Wohlgefallen des erlauchten Chefs zu erregen.

Nachdem die Königin vor dem Hauptportale ihren Wagen verlassen, nähert sie sich, begleitet von dem Regiments-Kommandeur, der Aufstellung der Mannschaften und begrüßt dieselben mit einem freundlichen „Guten Abend, Grenadiere;“ welches von diesen mit einem so laut schallenden und kräftigen „Guten Abend, Ew. Majestät“ erwidert wird, daß die hohe Frau fast darüber erschrickt.

Inmitten des Platzes und der Viereck-Aufstellung der Mannschaften erhebt sich ein hohes Zelt, dessen Bestimmung durch den auch hier angebrachten, aus Blumen geflochtenen Namenszug und durch die von der Spitze des Zeltes herabwühende preussische Adler-Flagge angedeutet ist. Die innere Ausstattung des Zeltes mit Teppichen, einem Sopha, einigen Stühlen und einem Tische ist aus der „guten Stube“ einer Feldwebel-Wohnung entnommen. Auf dem mit einem weißen Tafeltuche überdeckten Tische stehen neben einem prächtigen Bouquet aus den Lieblingsblumen der Königin die Zeichen der Gastfreundschaft, nämlich Brod und Salz. Eine Krystallflasche mit frischem Wasser wird erst in dem Augenblicke frisch aus dem Brunnen der Kartause geschöpft und herbeigebracht, da die Königin das Innere des Zeltes betritt und sich auf dem Kanapee niederläßt. Die Königin probirt von dem dargebotenen Commißbrode, ihre Hofdamen thun das Gleiche, jedoch mit leicht verzogenen Mändchen, denn Commißbrod schmeckt nicht wie Kuchen.

Nach kurzem Aufenthalte verläßt die Königin das Zelt und wendet sich zunächst nach einer der Küchen, in welchen für je zwei Kompagnien das Essen für die Mannschaften zubereitet wird. Der die Aufsicht über das Küchenwesen führende Unteroffizier, mit einer langen, weißen Schürze bekleidet, meldet sich bei Ihrer Majestät. Die Königin lobt die außerordentliche Sauberkeit und peinliche Ordnung in der Küche und fragt darauf:

„Was haben Sie heute gekocht?“
„Speck mit Erbsen, Ew. Majestät,“ antwortet der Unteroffizier.

„Kann ich nicht noch etwas davon zu kosten bekommen?“
„Zu Befehl, Ew. Majestät!“

Der Unteroffizier hat die Ehre, Ihrer Majestät eine Schüssel des beliebten Gerichtes zu präsentiren. Die Königin taucht den dargebotenen Wechsellöffel in die Schüssel und probirt, — für silberne Bekeds und Porzellan-Service ist in dem Etat für die Menage der Mannschaften nichts ausgeworfen; auch die Hofdamen probiren, vielleicht wieder mit etwas verzogenen Mändchen, jedoch Alle finden das allerdings nicht ganz hoffähige, ungewohnte Gericht vorzüglich und schmackhaft zubereitet.

Darauf begiebt sich die hohe Frau nach den Wohnstuben der Grenadiere, die mittlerweile von dem Waffenplatze dahin zurückgekehrt sind. Sie unterhält sich leutselig mit einigen unter ihnen, fragt nach ihren heimathlichen Verhältnissen, nach Vater, Mutter und Geschwistern, freut sich der überall vorwaltenden Ordnung und Sauberkeit, selbst des Schönheitsinnes, der hier und da in der decorativen Ausstattung der Kasernen-Stuben sich kundgiebt. Dort jenes, von keinem anderen Namen als einem Kranze von frischem Eichenlaub umgebene Bildniß, dessen Kunstwerth allerdings ein sehr zweifelhafter ist, fesselt die Aufmerksamkeit der Königin einige Augenblicke.

„Wer ist das?“ fragt sie den daneben stehenden Grenadier.
„Das sind Ew. Majestät Allerhöchst selbst,“ lautet die sehr entscheidende Antwort.

„Ei, das hätte ich doch gar nicht gedacht, daß ich so aussehe,“ bemerkt lächelnd die hohe Frau.

Die Zeit einer Fürstin ist gemessen. Für den Abend hat die Königin noch gewisse Pflichten zu erfüllen.

In einem Flügel des Coblenzer Schloßes befindet sich die Dienstwohnung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, zu der Zeit, von welcher wir hier reden, des Herrn v. P.-E., dessen Haus als eines der gastlichsten in Coblenz bekannt war. Noch während des Winters auf 1862 war in den Salons der Frau Oberpräsidentin eine theatralische Abend-Unterhaltung durch mehrere Damen und Herren der Coblenzer Gesellschaft, — unter den letzteren auch einige Offiziere des Regiments der Königin, — geplant, die Vorstellung jedoch wegen äußerlicher Zufälligkeiten bisher verschoben worden. Als die Königin von dieser beabsichtigten Abend-Unterhaltung erfuhr, äußerte sie den Wunsch, derselben beizuwohnen. So sehen wir die hohe Frau an dem Abende desselben Tages, an welchem sie zum ersten Male die Mannschaften ihres Regiments auf der Kartause besucht hat (5. Mai 1862), in den festlich erleuchteten Gesellschafts-Salons der Frau Oberpräsidentin, — wie einst an dem Hofen Hofe zu Weimar, — in einem Armgesell der improvisirten Bühne gegenüber sitzen, das schöne, geistvolle Auge auf den Vorhang gerichtet. Der Vorhang rautsch in die Höhe, und einer der Offiziere, von welchen die Königin sich soeben auf der Kartause verabschiedet hat, steht ihr jetzt in schwarzem Frack und Glacé-Handschuhen auf der Bühne gegenüber, um den Prolog zu sprechen.

Mit der Aufführung zweier kleinen Lustspiele schloß ein Tag im Leben der Königin. Vielleicht genügt die Schilderung desselben, um zu zeigen, mit welchem feinen, weiblichen Takte die edle Frau auch in die ihr anscheinend fern liegenden Lebenskreise einzutreten und überall segensreich zu wirken verstand.

Auch die Damen des Regiments wurden von der Königin empfangen und von ihr zu kleinen Gesellschaften, Thee-Abenden im kleinen Zirkel oder auch zu Ausflügen in die reizende Umgebung zu Lande oder zu Wasser herangezogen. Wir schildern einen dieser Ausflüge mittelst des Dampfbotes die Mosel aufwärts, zu welchem die Königin die Offiziere ihres Regiments mit ihren Damen eingeladen hatte.

In dem Garten eines auf dem linken Ufer der Mosel, dem Plateau der Kartause gegenüber, freundlich im Thale gelegenen Dorfes fand das Rendezvous für die Ausfahrt statt, zu welchem die Offiziere in ihren Interimsröden und Mägen, die Damen in leichten Sommer-Toiletten sich versammelten. Nachdem der Kaffee eingenommen war, wurde unter dem Borantritt Ihrer Majestät der Königin das auf der Mosel bereit liegende Dampfboot mit der Adlerslagge bestiegen und die Fahrt den Fluß aufwärts durch das liebliche Moselthal mit dem bei den vielfachen Windungen des Flusses fortwährend wechselnden Landschafts-Panorama angetreten. Es war die Zeit der Kirchsblüthe, und die fremdlichen Mosel-Dörfer schauten unter den sie umgebenden weißen Blüthenkrone hervor wie festlich geschmückte Bräute. Die Königin hatte ihren Platz auf dem Sopha genommen, welches auf dem Decke des Dampfbootes für diesen Zweck aufgestellt war, und winkte während der Fahrt einige der Damen nach einander zu sich heran, um zur Unterhaltung neben ihr Platz zu nehmen. Zu den glücklichen, welche sich eines solchen Winkes zu erfreuen hatten, gehörte auch die damals ganz junge und — wie er sich schmeicheln darf, — sehr hübsche Gattin des Verfassers dieses kleinen Aufsatzes. Der Letztere, welcher seiner Gattin eine gewisse Befangenheit veranlaßt durch den Vorzug, der verehrten höchsten Frau so nahe zu sitzen, anmerkte, schlich in weitem Bogen um den Platz herum, und blieb dann in einiger Entfernung, halb gedeckt durch das Kajüten-Dach, stehen, indem er seiner Gattin verfohlen ermunternde Blicke zuwarf. Die Königin aber hatte diese Blicke bemerkt und sogte lächelnd, den Finger ein wenig erhebend:

„Sie sind doch nicht eifersüchtig auf mich?“
„Das verbietet mir die Ehrfurcht vor Ew. Majestät,“ lautete die Antwort.

„Nun, so treten Sie doch näher,“ lud die Königin mit freundlichstem Tone ein und begann ein huldvolles Gespräch mit dem jungen Ehepaare über seine häusliche Einrichtung, seine Zukunftspläne u. s. w.

An einem hübschen Aussichtspunkte wurde angelegt und das Dampfboot verlassen und, nachdem die mitgenommenen Erfrischungen servirt worden, die Rückfahrt den Fluß abwärts angetreten. Die Bewohner der Moseldörfer hatten unterdessen in Erfahrung gebracht, welchen hohen Gast das Dampfboot trug, das unter der preussischen Adlerslagge soeben stolz an ihnen vorüber gefahren war, und schickten sich an, die Königin bei der Rückfahrt durch Salutenschüsse aus den Weinbergen zu begrüßen. Von beiden Ufern her trachten die Böller zu donnerndem Willkommen, welches von Berg zu Berg weithin widerhallte, eine herrliche Musik — für die Ohren der Krieger am Bord des Dampfbootes, weniger für die Nerven ihrer königlichen Wirthin, welche auch zu erkennen gab, daß ihr das Geräusch nicht angenehm war. Sogleich suchten einige von den Cavalieren der Königin, die Leute durch Abwinken mit Fächern am Ufer zum Einstellen des Feuers zu veranlassen. Die biedereren Leute aber hielten das Fächerwehen nur für eine Erwidrerung ihrer Salut-Schüsse und feuerten um so kräftiger aus allen Böllern. So half denn nichts, die Königin mußte sich auch in diese Art, ihre Anwesenheit zu feiern, ergeben und that es um so leichter, weil sie erkannte, wie sich in derselben doch nur die Liebe und Anhänglichkeit der biedereren Bewohner der Mosel-Gauen für ihr erhabenes Königshaus kundgeben wollte. Während die jactigen Festungsmauern des Ehrenbreitstein drüben im Widerschein der Abendsonne erglühn, lenkte das königliche Dampfboot aus der Mosel in den Rhein ein und legte vor dem Schloßgarten an, wo die Königin ihre Gäste mit freundlichen Worten verabschiedete, in ihren Herzen die Erinnerung an einen schönen Tag und an die Huld der edlen Fürstin zurücklassend.

Während des Feldzuges gegen Dänemark 1864 lernte das Regiment in noch höherem Grade die Wohlthat schätzen, welche ihm durch die Verleihung seines hohen Chefs widerfahren war. Die Königin empfing ausführlichen Bericht über alle Begebenheiten, Märche und Gesichte, an denen das Regiment Theil genommen hatte und bezugte ihm ihr lebhaftes Interesse an allen Vorgängen. Sie sorgte für die Bedürfnisse des Soldaten im Felde z. B. durch die Sendung von warmen Kleidungsstücken während des Winter-Feldzuges, von Cigaretten u. s. w. Am lebendigsten bethätigte sich ihre Theilnahme durch die Fürsorge für die Verwundeten, damit diese in den Lazarethen die geeignete Pflege fanden. Sie sandte den Angehörigen der Gefallenen huldvolle Trostworte und, wo es nöthig war, reiche Unterhaltungen. Die Krieger aber erfüllten freudiger ihre Pflicht im Kampfe, in dem Bewußtsein, daß dabei ein edles Frauenherz zu Gott um Sieg für die Waffen flehte, die sie für des Königs Ruhm und des Vaterlandes Ehre führten.

Die Kriege von 1866 und 1870/71 eröffneten der hohen Frau einen noch größeren Wirkungsbereich zur Bewährung ihrer landesmütterlichen Fürsorge im Allgemeinen, wie ihre Theilnahme für das Regiment insbesondere. Sie hat sich damals ein unvergängliches Andenken in den dankbaren Herzen ihrer Untergebenen gesetzt. Vieles hat sich seit jener Zeit um die Königin geändert, was aber unverändert und unveränderlich ihr eigen geblieben ist auf den Sonnenhöhen des Lebens, wie jetzt in der stillen Einsamkeit der trauernden kaiserlichen Witwe und Mutter, das ist die treue Ergebenheit und Anhänglichkeit des Regiments in allen seinen Gliedern für seinen erhabenen Chef, die Kaiserin und Königin Augusta.

Nachdruck verboten.

Hans und Hilda.

Eine Kindergeschichte von Georg Bötticher.

Hans war ein kleiner, wilder, trostiger Junge, vier Jahre alt, aber nur zwei Fuß hoch, hatte einen dicken Kopf und warf die Beine wie ein Laufkäferchen. Wenn er eine Treppe hinabjagte, so kam er gewöhnlich noch eher hinunter, als er wollte: die letzten drei Stufen purzelte er gewiß jedes Mal hinab, mitunter aber auch die ganze Treppe. Arzig konnte man ihn nicht nennen: er schrie oft entsetzlich und kniff und knuffte alle Kinder, die sich dies gefallen ließen. Wenn er kirchen ah, so war Jehu gegen Eins zu zweien, daß er

sch von oben bis unten roth betüncht, alle Kerne verschluckt und den Nachbarsleuten seine blaue Zunge herausstreckte. Als er aber blaubeeren, so sah er wie ein leibhaftiger kleiner Teufel aus und wurde allem Weißgewaschenen höchst gefährlich. Hübsche bunte Bilder, wie sie artig Kinder sauber in Bücher zu kleben pflegen, zerriß er sehr gern in kleine Schnitzel und streute diese in der Stube umher. Bekam er dann Prügel, so zog er die Augenbrauen finster zusammen und weinte erst, wenn es sehr weh that. Dann aber schrie er, daß man's über drei Häuser höre.

Hans hatte ein Schweisterchen, die war ein Jahr älter wie er. Sie trug lange, blonde Haare und war sehr sanft und gutmüthig. Alle Hunde hatte sie lieb und wollte sie streicheln; sie nannte sie Alle „kleine niedliche Hündchen“, sie mochten so groß sein, wie sie wollten. Und wenn Hans sie gezwid oder ihr das Butterbrod weggehefen hatte (was sehr oft vorkam) und alsdann geprügelt worden war, so streichelte sie mitleidig seinen diden, kurzgeschorenen Kopf, wobei er sie finster und verdrosfen anblickte. Hilda, so hieß das Schweisterchen, war sehr zärtlich zu Hans und küßte und herzte ihn, wo sie konnte. Hans aber machte sich nichts daraus und wollte es gar nicht leiden. Als sie ihm einst einen recht herzhaften Kuß gegeben, daß es knallte, und Hans, dem nur das Knallen dabei gefallen hatte, sie wohl sechsmal auf diese Weise wiederküßte, umschlang sie ihn zärtlich mit beiden Armen und fragte glückselig-erstaunt: „Du leid'st mich wohl, Händchen?“ Aber Hans schrie: „Ich leide dich nicht!“ und rannte davon. Hilda behielt ihn trotzdem so lieb wie zuvor und nannte ihn nur: „mein gutes, liebes Brüderchen“.

Hans und Hilda spielten oft im Walde, der dicht am Hause ihrer Eltern lag. Im Walde war es prächtig, besonders an Sommermorgen, wenn die Sonnenstrahlen durch die Zweige blitzen und hier und da einen Farnwedel streiften, daß er wie grünes Gold leuchtete. Es duftete so würzig nach Darz und Fichten-Nadeln, der Waldbach rieselte und rauschte, kleine gelbbraune Schmetterlinge flatterten über das Heidebeer-Gestrüpp, und die Vögel zirpten und tirlirten. Erquickend kühl war es im Walde, und die Kinder rannten die tiefe Schlucht hinab, jagten Schmetterlinge und ruhten, Athem schöpfend, auf dem sammetweichen Moose des Waldbodens.

Die Schlucht war an manchen Stellen ziemlich steil, und einmal war Hans an einer solchen Stelle ausgeglitten und jäh in die Tiefe gerutscht. Ein Wurzelzweig, an dem sein Kleidchen hängen blieb, hemmte den Sturz, der leicht hätte gefährlich werden können; aber da es hier unten sehr dunkel war und Hans sich von dem Zweige nicht loszumachen vermochte, so schrie er ganz fürchterlich. Hilda war daraufhin, obwohl sie große Furcht empfand, Schritt für Schritt zu ihm hinabgeklettert und hatte ihn befreit. Als sie ihn aber in ihrer Freude zärtlich gefaßt und gefragt hatte: „Leid'st du mich nun, Händchen?“ — schrie er wieder: „Ich leide dich nicht!“ obwohl ihm noch die Thränen in den Augen standen und er zuletzt sehr ängstlich geworden war.

Da kam ein Abend, an dem die Kinder am kleinen Waldsee spielten und Hilda eine blaue Blume fand, die Hans gern haben wollte. Hilda gab sie ihm gleich, aber nun wollte Hans, daß Hilda die Blume wiedernehmen solle. Hilda bat, Hans möge sie behalten, doch dieser strampelte mit Händen und Füßen und wollte Hilda schließlich die Blume mit Gewalt anfordern. Hilda rannte lachend davon, Hans ihr nach. Am den See herum, hart am Rande desselben, ging die Jagd. Flüchtig strauchelte Hilda, rollte die steile Böschung hinab und — fiel in den See.

Hans lachte erst wie toll über den Späß. Als er aber Hilda, die mit ihrem weißen Kleidchen zwar auf der Oberfläche blieb, aber weiter und weiter in die Mitte des Sees getrieben wurde, jämmerlich schreien hörte, fing er auch an zu weinen und endlich brüllte er ganz gewaltig. Das war in diesem Falle freilich sehr gut. Dem auf sein Gebrüll kamen der Vater und ein Knecht herbeigelaufen und holten Hilda aus dem Wasser heraus. Aber sie schrie und zappelte nicht mehr, sondern war sehr ruhig, nur ein wenig blaß und die Augen hatten etwas Starres.

Und dann sah Hans, wie der Vater sie auf die Schulter nahm und blühschnell auf das Haus zu lief, und da der Knecht ein Gleiches that, so eilte auch Hans hinterdrein. Und dann sah er die Mutter aus dem Hause stürzen und mit einem fürchterlichen Schrei in die Küche sinken. Nun wurde nach dem Arzt gerufen, Alles lief durch einander, und Hans ward in's Bett gesteckt, wo er noch lange nicht schlafen konnte. In der Nacht erwachte er, weil ihn Jemand küßte. Es war die Mutter. Sie lachte und weinte und flüsterte: „Hilda lebt!“ Und Hans schluchzte jämmerlich. Am Morgen fand ihn die Mutter an Hilda's Bettchen. Er hielt sie mit dem Aermchen umflammt und küßte und drückte sie, bis sie die Augen aufschlug. Rosig und munter blickte sie um sich und flüchtete vor Freude in die Hände, als sie Hans so zärtlich sah. Hans aber weinte und schluchzte: „Ich leide Dich, Hilda, ich leide Dich!“ und immer wieder rief er es und wollte sich gar nicht beruhigen lassen.

Chesterfield: „Der Gebildete wird sich des Gebrauches von Sprichwörtern enthalten, sie sind vulgär“, und es ist ein fast deprimirender Zug, daß viele charakterlose Leute statt eigenen Meinungen in der Unterhaltung Worte zu verleihen, in so weitgehendem Maße sich gleichsam hinter den zahllosen Gemeinplätzen vertrieben, welche der Sprichwörtertag ihres Volkes ihnen bietet. Darin sind namentlich die Russen geradezu hinführend naiv. Aber wir wollen erstens den Gebrauch solcher Gemeinplätze auch uniererseits nicht empfehlen, und zweitens hieße es wohl den Werth der Sprichwörter als Ausdruck des Volksgemüthes unterschätzen, wenn man sie völlig verpönte. Man möchte im Gegentheil sagen, daß in neuerer Zeit aus tausend Ursachen der Gebrauch der Sprichwörter wieder in Aufnahme gelangt. Wenigstens sehen wir einige derselben jetzt sogar auf dem Theatersettel als Titel ihre Apotheose feiern. Und sie gleichen darin der Minerva des Praxiteles: zu ebener Erde erschien sie grob und vergerst, aber auf hoher Säule war sie das Erhabenste, was die Augen der Menschen je gesehen. Sprichwörter sind Denkmäler uralter Gesinnung und nationalen Geisteslebens. Sie entstammen einer Zeit, zu der es noch keine Zeitungen und Bücher gab. Die „Edda“, die Sprache der Odin-Anbeter, ist voll von ihnen. Die „*Romances que dicen las viejas tras el fuego*“, die „Weisheit alter Weiber am Herde“ der Spanier bewegt sich in einem Idiom, welches heutzutage Gebrauch ist, zum Zeichen ihrer Ehrwürdigkeit.

Die Sprichwörter beruhen auf ungeschriebenen Ueberlieferungen; es sind Handgepinnste aus den Tagen der Spindel und des Rodens. Dies mag also dem Kurzsinne mehrerer derselben zur Entschuldigung dienen. Andererseits giebt es deren viele von großartiger poetischer Schönheit und von einer schlagenden Pracht allweltlicher und allzeitlicher Gültigkeit.

Am meisten hat mir stets das englische Wort gefallen: „There is never a cloud without a silver line“ — „keine Wolke ohne Silberstrand.“ Das heißt also: Es giebt kein Unglück oder Ungemach, das nicht, zurechtbetrachtet, Anlaß gäbe zu Hoffnungen und Tröstungen. Ein großes Unglück für den Tag ist oft ein großes Glück für's Leben.

Es spricht sich hierin ein so gutes Theil der englischen Unverzagttheit aus, und es ist so schön in seiner visionären Erhabenheit, daß es mir wie der Diamant unter den Edelsteinen erscheint. Unwillkürlich lenkt man, dessen gedenkend, den Blick nach oben, himmelwärts. Das englische Volk ist ein optimistisches — und wahrlich, es hat bewiesen, daß man in dieser Lebensauffassung am weitesten kommt.

Den geraden Gegensatz hierzu bilden die Russen. Sie haben ja auch manchen Grund dazu, pessimistisch zu sein, in's Binnenland gestellt, wie sie sind, zwischen die Culturen der Indo-Germanen und Ost-Siateren. Wie viel Energie verfliehet auf ihren endlosen Steppen! „Alles“, sagen sie, „ist Demjenigen bitter, der Galle im Munde hat.“ Auch: „Schließ dem Teufel die Thür, er kommt durch's Fenster.“ Ferner: „Geht Du aus, so bete einmal, geht Du zur See, bete zweimal, geht Du zum Traualtar, dann bete dreimal.“ Sie betheiligen sich deshalb auf Schritt und Tritt, immer in der Meinung, daß es ein Unglück geben müsse. Selbst gegen die Einladung zum Gastmahl haben sie eine Abwehr: „Der Wolf lud die Fiege zu Gast, — sie dankte.“

Ähnlich mißmüthig sprechen sich die von Natur so beredten, geschwägigen Spanier aus: „Con el rey y la inquisicion, chiton.“ „Schweige vor'm König und der Inquisition.“ Das ist eines ihrer gebräuchlichsten Worte. Auch sagen sie: „Lo que no lleva Christo, lleva el fisco.“ Was die Kirche nicht mag, nimmt der Fiskus.“ Oder: „Va el rey hasta do puede, y no hasta do quiere.“ Das heißt: „Nicht nur so weit er Lust hat, sondern so weit wie er irgend kann, geht der Herrscher.“

Ganz auf persönliche Interessen verdrängt scheint die Volksweisheit der Italiener; Alles scheint cynisch und selbstisch, aber auch politisch und von Menschenkenntniß strotzend; seine Anschauungen sind denen der gleichfalls particularistisch zerrissenen Deutschen sehr ähnlich. „Chi serve in corte, muore sul pagliato.“ „Wer bei Hof dient, stirbt auf dem Stroh.“ Es entspricht unterm: „Mit großen Hertzen ist schlecht Kirchen essen.“ Höchst viellegend ist: „Guardati d'aecto da vin dolce.“ „Hüte Dich vor dem Eßig, der vom süßen Wein kommt, also vor dem Haß ehemaliger Freunde oder Geliebten.“

Wie die Frauen der alten Zeit, und vielleicht auch der neuen, die Hauptträger und Ueberlieferer der im Sprichwörtertage enthaltenen Volksweisheit waren, so, umgekehrt, beziehen sich auch wieder, vielleicht die Mehrzahl dieser Sprichwörter, auf die Frauen. Und wie die Frauen, nach Kiehl's Meinung, das conservativere Geschlecht sind, so ist dieser besonderen Kategorie der Sprichwörter auch die altfränkische Physiognomie des Volks-Charakters vornehmlich deutlich aufgeprägt. Wie charakteristisch für die Russen ist z. B. folgendes: „Liebe Dein Weib wie Deine Seele, aber klopf sie wie Deinen Pelz.“ Und dem entgegen mit echt westeuropäischem Gepräge: „Femme le veult, Dieu le veult.“ „Frauenswille ist Gotteswille“; oder das englische: „A man without a wife is like a dog without a master.“ „Mann ohne Weib ist wie ein Hund ohne Herrn.“ Der heißblütige Spanier sagt: „Das Salz, das Weib, die Lanze muß man stets zur Hand haben“, oder in der Original-Sprache: „La muger y la salza a la mano de la lanza“. Ein anderes spanisches Sprichwort dieser Art citirt Turgenjew: „Guerra, casa y amores, por un placer mil dolores.“ Das heißt: „Bei Krieg und Jagd und Liebe, ein Streicheln und tausend Hiebe.“

Auch der Italiener fühlt in Liebesjahren vor allen Dingen den Stachel: „Chi ha l'amor nel petto, ha lo sprone a i fianchi.“ „Wer die Liebe in der Brust trägt, hat den Sporn in der Flanke.“

Er zielt damit auf die Eifersucht hin, während der Deutsche, der nothgedrungen von sehr wirtschaftlicher Denkungsart ist, in diesem Sporn eher die Sorge um das Dach verstehen würde, unter welchem er sich mit der Geliebten häuslich einzurichten bestrebt ist. Diese vornehmste Sorge, zugleich die häusliche Sinnesart im Allgemeinen, welche dem Briten eigenenthümlich ist, prägt sich in dem uralten Worte aus, welches die bedächtigen Großmütter der küchebereitenden Stadt Chester der Welt erhalten haben: „Better wed over the mixon, than over the moor“. Die Bezeichnung „mixon“ ist so wenig modern, daß man davon absehen muß, sie zu übersehen; es bedeutet: „Freie aus der Freundchaft, nicht aus der Fremde“, oder wörtlicher: „Besser auf dem Hofe gefreit, als im Morast“. Für den Häuslichkeitsinn jener Inselaner zeugt auch: „Charity begins at home“, die Wohlthätigkeit beginnt im eigenen Hause“, wofür der Deutsche etwa sagt: „Das Hund ist mir näher als der Hund“. Das ist bildlicher aber auch ein Zeichen dafür, daß der Deutsche mehr als der Briten der Behäbigkeit

entbehrt. Ganz im Sinne solcher Hochschätzung sagt indessen der Deutsche: „Wer wohnt in anderer Leute Häuser, ist ärmer als ein Rathshäuser“, oder: „Klein, aber mein“, wenn beide Redensarten auch nicht hinanreichen an das majestätische: „My house is my castle“.

In noch höherem Grade emancipirt sich der Italiener von Hans und Hof. Er sagt: „Accomodaro lo bisaccio nella strada.“ Er ist mehr bei seinem Maulthier, als bei Weib und Kind, und, von diesem Letzteren sich eiligst losreisend, meint er also: „Läßt uns die Last unterwegs zurechtstriden“. Auch sagt man ihm nach, daß er ein großer „Süßholzrasppler“ wäre. Nach dem alten Brauche, daß man die Thür seiner Geliebten mit Raien schmückt, hat er einen Raienzweig für jede Thür: „Appicare il Maio ad ogn' uscio“.

Anderer der trodene und beständige Sohn der Wüste, der Arabia petra: „Ein Weib, ein Roß, ein Pferd, ein Schwert“, lautet seine Losung.

Als höchst bezeichnend für die Auffassung der Herzens-Verhältnisse bei den Franzosen, gegenüber den Deutschen, mag die Art ihrer Liebesbetheuerungen gelten. Der metaphysische Germane gelobt Treue „bis über's Grab“ oder „bis in den Tod“, der Franzose nur „jusqu' a la mort“. Zwischen „bis in“ und „bis an“ liegt ein Ocean von Gemüthsstiefe.

Auch in Betreff ihrer Schätzung der Zeit unterscheiden sich die Völker.

Das sehr beachtenswerthe „Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute“, hat ein Gegenstück schon in dem altgriechischen „Geschäfte morgen“. So bezeichnete Plutarch einst sich selbst, indem er darauf hinwies, daß er Alles verlor, weil er einen Tag verlor. Und der Engländer hat den Werth der Zeit noch prägnanter ausgedrückt. Er sagt: „Time is money“. Anders der fatalistische Oriental: „Gaste nicht, Du holst das Unglück doch noch ein“. Das oben citirte „Accomodare nella strada“ ist in dieser Hinsicht für den Italiener so charakteristisch, wie das kosmopolitisch gültige „Rom ist nicht an einem Tage erbaut“, oder unser „Eile mit Weile“ und „Wer nicht rastet und ruht, thut in die Länge nicht gut“.

Ein durchaus japanisches Gesicht trägt: „Den Nebel vertreibt man nicht mit dem Fächer.“ Das heißt ebenso echt deutsch etwa: „Auf groben Klotz ein grober Keil“.

Der Burgunder muß ein großer Gourmand sein. Ihm gilt „ein guter Happen besser als ein bunter Lappen“: „Mieux vaut bon repas que bel habit“. — Das gerade Gegentheil von unserem „Wohlschmack bringt Bettelsad“, oder „Man sieht Einem auf den Rod, aber nicht in den Magen“.

Unzählig sind die Sprichwörter, welche zur Bedächtigkeit mahnen, und besonders die deutschheimathlichen dieser Richtung. Das „Bleib daheim und nähere Dich redlich“ z. B. ist unserer Ansicht nach ganz besonders vorurtheilsvoll und antiquirt. „Es hat kein Volk so viel Weisheit“, sagt Willibald Alexis in „Die Hosen des Herrn von Bredow“, „als das deutsche, — auch zum Auswandern? Engländer, Spanier, Italiener, Franzosen, Russen, Alle Lieben es, ihr Glück in der Fremde zu suchen, denn wer da sucht, der wird finden, aber sie kehren wieder heim; der Deutsche dagegen siedelt sich mit Borliebe in der Fremde an und singt lateinisch nach Art der fahrenden Schüler: „Ubi bene ibi patria“.

In einer Hinsicht muß man die Mahnung zu Borricht und Bedächtigkeit als in hohem Grade berechtigt gelten lassen, wenn es nämlich heißt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“, oder „Klugheit ohne Erfahrung ist Maulwurf“, oder, wie Jesus Sirach sagt: „Ein geschwägig Weib ist wie ein laubiger Weg“, oder wie der Italiener es ausdrückt: „Chi parla semina, chi tace raccoglie“, „wer redet, der säet, wer schweigt, der erntet“. Der Franzose besitzt das folgende schöne Wort: „Tel coup de langue est pire qu'un coup de lance“, „die Zunge verlegt mehr als die Lanze“. Gewiß, gewiß! Aber man sollte in der Beobachtung dieser Lebensregeln nicht zu weit gehen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort“. Auch das Schweigen kann verkehren. „Ein gutes Wort dagegen findet eine gute Statt“, und sagt der resolute Engländer, der bekanntlich auch mitunter die Sprache der ungebrannten Asche nicht spart: „The calmest husbands make the stormiest wives“. Das heißt: „Stille Männer machen stürmische Weiber“. Es gilt vom „rechten Wort zur rechten Zeit“ dasselbe, wie vom Nadelstich: „A stitch in time saves nine“. Das heißt: „Ein Stich zur rechten Zeit spart Dir ein neues Kleid.“

Nachdruck verboten.

Sprichwörter und Volks-Charaktere.

Von Ottomar Beta.



Es ist bekannt, daß die deutschen Sprichwörter, obwohl in denselben vielfach echt talmudisch tiefe Weisheit sich verkörpert, dennoch zum großen Theile nicht auf der Höhe der Zeit stehen. Eine gewaltige Umwandlung im deutschen Volks-Charakter bereitet sich vor. Die rein persönliche oder eng particularistische Auffassung von Wohl-ergehen und Wohlfahrt, zu welcher die Urzeit uns erzog und in welcher das Mittelalter uns erhielt, ist im Schwinden begriffen. Man beginnt einzusehen, daß ein erhöhtes materielles Leben auch die Gegenstände mildert, und daß Jeder im Wohle des Nächsten, des Nachbarn, der Gesamtheit sein eigenes zu finden und zu suchen angehalten ist, falls die Nation sich nicht abermals in Atome auflösen soll.

Einstweilen deuten die deutschen Sprichwörter noch immer mit fast angstregender Beständigkeit auf das Ueberwiegen engherziger Erwägungen. Und es ist uns aufgefallen, daß der in dieser Form kleiner Münze umlaufende Weisheitsschatz anderer Nationen fast durchweg bereits eine weitergehende Befreiung aus lediglich selbstigen Rücksichten bekundet.

Namentlich sind in erster Linie die englischen proverbs von einer gewissen Großherzigkeit, welche diesem „splenigen“ Volke alle Ehre macht. Allerdings meint der britische Knigge, Lord

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Petersburg, im December 1888.



Das eigentliche Leben in der großen Gesellschaft hat noch nicht begonnen und wird auch nicht eher seinen Anfang nehmen, bis der Hof nach Petersburg kommt. Es scheint auch von Jahr zu Jahr eine immer größere Ueberfüllung an gesellschaftlichen Freunden einzutreten, und die Veranstalter all' der verschiedenen Zaubersfeste, die wir hier alljährlich im Verlaufe des Winters zu sehen bekommen, betrachten dieselben mehr als eine mit ihrer Stellung verknüpfte Pflicht, denn als ein Vergnügen, und ganz das gleiche Gefühl herrscht bei der Mehrzahl der Geladenen, Herren wie Damen, vor. Die Meisten, Familien wie Einzelstehende, senzen über die Einförmigkeit und Langweiligkeit der großen Feste, über die mit denselben verknüpften Kosten und Unbequemlichkeiten; sie wären glücklich, wenn dieser oder jener Ball nicht stattfände und sie ruhig im engsten Familienkreise zu Hause bleiben könnten. Aber sie würden sehr ungehalten und verstimmt sein, wären sie bei irgend einer Einladung in ein vornehmeres Haus übergangen worden. Ganz besonders machen sich diese Verhältnisse bei den Einladungen zum kaiserlichen Hofe bemerkbar; wer irgend das Recht hat, eine solche zu beanspruchen, drängt sich zu den Vorstellungen, nur um nicht den Glauben aufkommen zu lassen, daß er oder sie zu den übergangenen Persönlichkeiten gehören. Es ist ja sehr begreiflich, daß in den höheren Kreisen verkehrende

Herren wie Damen den Wunsch haben, einmal die wirklich einzig glänzenden russischen Hoffeste mitzumachen, besonders junge Frauen und junge Mädchen, die hoffen können, dort gefeiert zu werden. Aber gerade an solchen mangelt es. Der Stamm, die bei Weitem große Mehrzahl der weiblichen Erscheinungen, ist seit über einem Jahrzehnt immer die nämliche alte Garde.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß wohl kein anderer europäischer Hof so glänzende Feste giebt, wie der russische. Andererseits aber findet man wohl an keinem anderen Hofe in der Frauen- und Mädchenwelt, im Verhältnis der großen Zahl der Geladenen, so wenige hübsche Erscheinungen, wie am russischen. Um so mehr fällt daher die kaiserliche Familie auf, die in ihren männlichen wie weiblichen Vertretern fast ausnahmslos vornehme, schöne und liebliche Erscheinungen zeigt.

Die allgemeine Anlust an größeren Festlichkeiten liegt an den hiesigen Verhältnissen, die ein so harmloses Vergnügen, wie man es in den ersten Gesellschaftskreisen Deutschlands findet, nicht kennt. Man besucht die Gesellschaften nicht mit dem Vorhabe, selbst etwas zur Unterhaltung beizutragen, sondern will unterhalten sein, und gelingt dies den Wirthen nach Meinung der Gäste nicht recht, so äußert man sich unzufrieden über den langweiligen Abend.

Im Allgemeinen kann man wohl annehmen, daß Jeder, der über eine langweilige Gesellschaft sich aufhält oder spottet, sein reichliches Theil Mißduld trägt, denn eine kluge Persönlichkeit wird bei gutem Willen stets mit anderen Gästen, selbst wenn sie ihr ganz unbekannt sind, ein schließlich anregendes Gespräch zu Stande bringen können. Da aber, namentlich hier, die wenigsten Menschen sich Mühe geben, ihr Scherzlein zur Unterhaltung beizutragen, die Wirthe aber, mögen sie noch so geistreich sein und den besten Willen haben, unmöglich die ganze Gesellschaft unterhalten können, so wird zu allerhand die Festlichkeiten überaus vertheuernden Auskunftsmittelel gegreifen. Da werden berühmte Künstler und Künstlerinnen geladen oder die in Petersburg unermesslichen Pioniertruppen, oder es wird in der Ausschmückung der Räume die größte Verschwendung getrieben, oder, was schließlich das Widerlichste, man sucht einen Trumpf darin, die theuersten, nicht zeitgemäßen Speisen aufzutragen.

Gewisse, von der ersten Gesellschaft besuchte Häuser halten sich nur durch solche Mittel. Da ist z. B. ein Herr N.-M., den vor wenigen Jahren noch Niemand kannte, und der, nachdem ihm, bereits in höherem Alter, eine riesige Erbschaft zugefallen, in Begleitung zweier unschöner, alter Schwestern hierherkam, mit dem festen Vorhabe, ein großes Haus zu machen und die erste Gesellschaft bei sich zu haben. Alle die vorgenannten geselligen Mittel wandte er in ausgiebigster Weise an, ließ seine Räume durch die ersten Künstler Petersburgs ausschmücken, beorderte zu seinen Välen ein Musik-Chor aus Warschau, weil es hieß, daß dieses die Maßurta besser spiele als die Petersburger Kapellen, trieb in jeder Beziehung einen ganz unerhörten Luxus und lud anfänglich jeden Menschen von irgendwie Namen und Stellung ein, der ihm die Ehre erwies, seine Karte dort abzugeben.

Natürlich fehlte es auch nicht an eingeladenen Zeitungs-Verichterstattern, und bald sprach alle Welt von den N.-M. 'schen Festen, wobei es auch an Spott nicht fehlte über die Art, in der er, wie die beiden älteren Fräulein, die Gäste empfing. Jetzt verkehrt dort das diplomatische Corps und die gesammte erste Gesellschaft, selbst einige der jüngeren Großfürsten sind schon dort gewesen; Herr N.-M. ist nunmehr kaiserlicher Kammerherr und sehr wählerisch in seinen Einladungen. Da nun, wie obiges Beispiel und viele andere zeigen, große Gesellschaften durch die zur Unterhaltung notwendigen Reizmittel sehr viel Geld kosten, so entsteht das an und für sich unnatürliche Verhältniß, daß im Ganzen nur wenige Häuser sind, die größere Feste geben, aber sehr viele vornehme Familien, die nur immer überall eingeladen werden, ohne wieder zu laden, weil ihre Mittel solche Feste nicht erlauben.

Vielen aber ist eine solche einseitige Geselligkeit nicht angenehm, und sie halten sich daher zum Schaden des großen Ganzen zurück, denn gerade unter Solchen findet man oft Persönlichkeiten, die der ersten Gesellschaft zum Schmach und zur Belehung dienen würden. Für junge Mädchen ist die erste Gesellschaft Petersburgs das allerungeeignete Feld; schon früher erwähnte ich an dieser Stelle jener Mängel ihrer Erziehung, die, was gesellschaftliches Formenwissen, Sprachkenntniß u. dergl. betrifft, ja vortrefflich ist, aber das Herz und den Sinn für ein unter Umständen auch einfaches, harmloses Leben durchaus nicht ausbildet. Daher entschließen sich selbst reiche Freier nur selten zur Heirath und finden es weit bequemer, jungen Frauen den Hof zu machen, als irgend einem, wenn auch hübschen, doch sehr anspruchsvollen und verzogenen jungen Mädchen, dem gegenüber man jedes Wort auf i 'Wagschale legen muß, weil immer eine zum Segnen bereite Mutter hinter ihr steht. Nirgends wohl bleiben in der ersten Gesellschaft so viele Mädchen sitzen als hier; wie schon früher erwähnt, hatte vor zwei bis drei Jahren eine augenscheinlich die Statistik liebende Dame hundertsechzig jüngere und ältere „ledige junge Mädchen“ in der ausschließlich ersten Gesellschaft berechnet; inzwischen sind viele dazu gekommen und wenige abgegangen.

In diesem Jahre wird es voraussichtlich auch nicht viel besser werden, denn der früh eintretenden Fasten wegen wird die, mit der Anwesenheit des Kaiserpaars verbundene, eigentliche große Gesellschaftszeit nur wenige Wochen währen. Das Kaiserpaar verbleibt aber noch in dem einsamen Gatschina und kommt erst zum neuen Jahre nach der Hauptstadt. Dem Zaren, wie dessen Gemahlin mag nach den langen, mit großen gesellschaftlichen Anstrengungen verknüpften Reisen im Südwesten des Reiches und im Kaukasus, namentlich aber nach dem Eisenbahn-Unglück bei Borki, wo sie mit ihren Kindern nur durch ein Wunder Gottes gerettet wurden, die Ruhe in Gatschina im Kreise der Familie und der vertrautesten Persönlichkeiten, geistig sehr wohl thun. Die durch jenen schrecklichen Unfall hervorgerufene Nervenschütterung ist nicht ohne Folgen für Kaiser Alexander III. geblieben, wie wohl sehr begreiflich ist. Es genügt, sich die an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien des Juges und des völlig zertrümmerten kaiserlichen Speisewagens anzusehen, um sich zu sagen, daß nur durch ein Wunder auch nur einer der im Wagen Befindlichen mit dem Leben davon kommen konnte, und daß nicht der gesammte Stamm des jetzt regierenden Zaren mit einem einzigen Schläge vernichtet wurde. Bis heute kann der Kaiser die Erinnerungen an jene schrecklichen Augenblicke nicht los werden; sie verfolgen ihn unablässig, und in edler, echt menschlicher Regung ist es der Gedanke an die vielen Opfer, welcher ihm nicht aus dem Sinne geht. Kaiser Alexander ist selbst ein zu guter Familienvater, um oberflächlich über das gefürchtete Familienglück so vieler Angehöriger der bei dem Ereigniß Umgekommenen zu stehen; er weiß, daß die Wunde unheilbar, wenn auch noch so reichlich für die Hinterbliebenen

gejorgt ist. Er war ja von jeher eine ernst angelegte Natur, und selten konnte man ihn, wenn er sich öffentlich zeigte, heiter sehen; doch war er es im vertrauten Familienkreise, wo allein er sich ja eigentlich nur wohl fühlt. Jetzt soll aber auch diese Heiterkeit geschwunden sein und er sich sogar den Seinigen gegenüber verschlossen und oft mißgestimmt zeigen. Bezüglich der Stellung des Kaisers zu seinem Lande ist der Unfall, so sonderbar es auch klingen mag, von den segensreichsten Folgen gewesen. Der Zar sowohl wie die Kaiserin zeigten sich unmittelbar nach dem Schrecken, indem sie selbst mit Hand anlegend, den Verwundeten Hülfe und Trost brachten, sowie später bei anderen auf den Unglücksfall Bezug habenden Gelegenheiten von der besten menschlichen Seite. Der Presse war nicht, wie sonst üblich, der Mund verboten, und es konnte über den Kaiser und dessen Familie gedruckt werden, was man wollte. Dadurch hat er im Lande mehr an Volkshelmlichkeit und Liebe gewonnen, als durch die wohlwollendsten Handlungen seiner gesammten Regierung. Auch von der religiösen Seite kam ihm der Unglücksfall zu Nutzen, denn das russische Volk sieht nun in dem so wunderbar Erhaltenen den Gefalbten des Herrn.

An der Unglücksstätte soll bekanntlich eine Kirche errichtet werden, die, wie alle Anzeichen beweisen, ein besuchter Wallfahrtsort werden wird: aus allen Theilen des weiten Reiches gelangen Spenden für diese Kirche hierher, aus allen Schichten des Volkes stammend.

Kaiserin Maria Fedorowna, die von den, übrigens nur leichten, bei jener Gelegenheit erhaltenen Verletzungen völlig wieder hergestellt, hat mit der, der weiblichen Natur angeborenen Biegsamkeit, die Folgen des Unfalles besser ertragen, als der Kaiser, aber ohne Spuren ist er auch an ihr nicht vorüber gegangen. Alle, die sie in der letzten Zeit öfters zu sehen Gelegenheit hatten, finden, daß ihr ein bisher völlig fremder, schwermüthiger Zug anhaftet. Während sie sonst durch die Lieblichkeit ihres Grüßes Alle bezauberte, erscheint jetzt das freundliche Lächeln auf ihren Lippen etwas gezwungen. Man ist in Petersburg bereits sehr gespannt, wie sich in diesem Winter das Kaiserpaar zur Geselligkeit stellen wird, und Manche meinen, der Winter würde sehr still werden. Jedenfalls ist aber gesorgt, daß der Beginn der Fastenzeit reichen Genuß bieten wird durch die nunmehr gesicherte Ausführung des Ringes der Nibelungen. Der Andrang zur Unterchrift für die Vorstellungen war großartig, als Petersburg je erlebt; wie es heißt sind bereits alle Logen und Plätze vergeben, sodas die Vorstellungen vor ausverkauftem Hause vor sich gehen werden.

Eine andere Frage ist die, ob die Wagner'sche Musik, die sich doch sehr in die Länge ziehenden Vorstellungen, nach dem Geschmade der Petersburger sein werden. Jedenfalls kann man dem bevorstehenden Erfolge echt deutscher Kunst mit großer Spannung entgegen sehen.

An schön' Grauh! Von Gustav Zipper. Siehe das Bild, Seite 9. — Geburtstag im Hause, — vielleicht auch Hochzeit, oder am Ende gar Kindtaufe! Das schlichte, aus allerhand bunten Feldblumen zusammengesezte Sträußlein in der Hand der Kleinen deutet jedenfalls auf ein frohes und festliches Ereigniß hin. Großmutter ist mit dem Entschiden aus dem Nachbardorfe herübergepilgert; sie hat den für ihr Alter immerhin weiten und beschwerlichen Weg nicht gescheut. — Großmutterlein ist ja auch noch rüstig und bedarf als einzige Stütze nur des großen rothen Regenschirmes, der noch ein Erbstück ist vom Urogroßvater selig. Den Korb haben Mütterchen und Entkelind abwechselnd getragen, — die kleine Anneliese war ganz glücklich darüber, der Greisin die schwere Bürde, die allerlei kleine Geschenke beherbergt, zeitweilig abnehmen zu können. Nun sind sie am Ziele. Großmutterlein ist eine frohmüthige Natur und liebt ein wenig die Rederei. „Geh' Du erst 'nei, Annelies',“ sagt sie zu der Kleinen, „bestell' der Ruhm' an schön' Grauh und sag', 's wartet noch 'n Jemand hiar draußen vor die Thür!“ Annelieschen ist schüchtern; sie guckt erst auf ihren Blumenstrauß und dann auf den Spiz, der an der Hausthür Wache hält, und dann wiederholt sie noch drei Mal hinter einander, um es ja nicht zu vergessen: „An schön' Grauh, — an schön' Grauh, — an schön' Grauh! Großmutterlein, — nu' werd' ich's schon behalten!“

Dem Leben wiederzukehrt. Von Max Schmidt. Siehe das Bild, Seite 12. — Das war ein heißer Sommertag! Wie ein empörtes Meer wogte der Kampf von hüben und drüben, jeder Zoll Erde wurde mit Blut getränkt und mancher Mutter Sohn mußte sterben, ehe der Sieg entschieden war. Auch der junge Kavallerie-Offizier, der so todesmüthig und so lebensfreudig in den Kampf geritten war, gehörte zu denen, welche das Schlachtfeld bedeckten, — zum Tode verwundet. Diese schreckliche Noth unter Todten, Sterbenden und Verwundeten, — ihm endlos erscheinend, bis Bewußtlosigkeit endlich wohlthätig seine Sinne umfing! Eine kurze Rückkehr zum Leben und zu neuer Hoffnung, als die Morgen-sonne alle Schrecken des Schlachtfeldes enthielt und gleichzeitig die Samariter naheten, der Arzt mit der Sanitäts-Colonne, und die frommen Frauen vom heiligen Herzen Jesu. Der Arzt hat wenig Hoffnung für den Verwundeten, aber noch ist Leben in ihm, er ist jung, und er befindet sich in aufopferndster Pflege. Schwester Barbara weicht nicht von seinem Bette, — viele, viele Wochen hindurch. Was mag es nur sein, das die strengen Züge der frommen Frau mild und weich erscheinen läßt, wenn sie sich um den Verwundeten müht, — was mag es nur sein, das ihre sonore Stimme zu beruhigendem Klange herabdämpft, wenn sie zu ihm spricht, ihn tröstend und ermunternd? Vielleicht jammert sie nur das junge Leben, auf das der Tod seine Hand gelegt, vielleicht auch erinnert sie seine Züge an Einen, der ihr theuer war, als sie selbst noch nicht so herb und streng aus dem weißen Kopftuch der Nonne blickte. Ihr allein hat er es zu danken, daß er von der tödtlichen Wunde gefundet, sie alle'n war es, die den Tod von seinem Lager schenkte. Aus dem Sommer ist Winter geworden, als er das Lazareth verließ, in dem er Monate hindurch mit dem Tode gerungen. Fast wird ihm das Scheiden schwer von dieser Stätte des Glends, — wirklich schwer das Schreiben von ihr, der treuen Pflegerin. Er dankt ihr mit den beredten Worten, die das übervolle Herz ihm auf die Zunge drängt. Aber seltsam, Schwester Barbara ist wieder ernst und wortlos geworden und ihre Augen blicken wieder streng aus dem weißen Kopftuch, seitdem ihr Schützling nicht mehr häßlos auf seinem Lager ruht. Doch

Die schneidende. Von Max Schmidt. Siehe das Bild, Seite 13. — Die schneidende, welche die ganze Reihe der ausgestellten Stücke selbständig erfunden, gezeichnet und ausgeführt hat, gehört dem Kunstgebiete, auf dem sie jetzt einen so ungewöhnlichen Erfolg errungen hat, nicht berufsmäßig an; sie ist weder als Zeichnerin noch als Stickerin schulmäßig ausgebildet; ja sie hat nicht nur ohne fachmäßige Schulung, sondern selbst ohne Anleitung versucht, den Geräschen des Hauses durch Malen oder Sticken eine anmuthig verzierte Gestalt zu leihen; von allen den Kissen, Dedern, Vorhängen, Kleidern, Kästen u. s. w. hat jedes seine besondere Bestimmung im Hause und in der Familie der jungen Dame, ist jedes für den besonderen Zweck eigenartig in selbständiger Erfindung gestaltet; nirgends hat ein vorhandenes Muster vorgelegen, nirgends ist der bequeme Weg beschritten, aus abgeriffenen Fetzen des „Formenschapes der Renaissance“ oder wie die Hilfsquellen sonst heißen mögen, ein scheinbar Neues zusammenzusüßeln. Alles, was wir hier sahen, — und die Muster zählten nach vielen Duzenden, — ist entstanden aus der Beobachtung und der freien Benützung der lebendigen Naturformen; was bei uns blüht und grünt in Feld und Wald, was die Treibhäuser der Gärten an reizvollen und seltsamen Formen offenbaren, das hat mit gesundem, frischem Auge und einem Geschmade von seltener Treffbarkeit hier eine Dame verwerthet, die vielleicht selbst am meisten überrascht war von dem Aussehen, welches diese Arbeiten erregten.

Wer von uns nur ein wenig zurückblicken kann, der wird sich erinnern, daß die Bewegung zu Gunsten silgerechter Kunstformen auf dem Gebiete der Flachmuster mit dem Kampfe gegen die gewebten, und vor Allen gegen die gestickten Blumen begann. Hier war ein gröblicher Naturalismus eingerissen; man bestrebe sich, die körperliche Wirkung der Blumen aus da herauszubringen, wo die Fläche durchaus ihren Charakter nicht verlieren durfte; man brachte einen solchen Strauß unvermittelt auf die Fläche und glaubte das Höchste erreicht zu haben, wenn man sich im Sticken den Werken der Blumenmalerei näherte. Diergegen wendete sich das neu erwachende Stilgefühl und empfahl zunächst die mittelalterlichen und morgenländischen Muster rein geometrischer Art unter schonungsloser Ausschneidung der Blumen. Die Benützung alter Stickerien und Musterbücher als direct verwendbarer Vorbilder förderte eine Fülle verfallener Materials zu Tage, welches zunächst mit dem Reize der Neuheit wirkte. Doch sind diese Fundgruben weitaus nicht erschöpft; die hier gehobenen Schätze werden unter allen Umständen das hochansehnliche Erbgut unserer Zeit bleiben, aber Niemand wird sich der Beobachtung verschließen können, daß es auf die Dauer nicht angeht, aus abgeleiteten Quellen zu schöpfen. Die einzig reine und nie versiegende Quelle ist und bleibt die stets sich verjüngende Natur, und wie wir uns auch mit dem Rüstzeug unserer Väter behaben mögen, schließlich müssen wir auf die Naturformen zurückgreifen.

Aus dieser Empfindung heraus erklärt sich der außerordentliche Beifall, welchen die Werke japanischer Kunst mit ihrer höchst liebevollen Naturbeobachtung gefunden haben. Aber wenn man sie lediglich copirt, verfällt man alsbald wieder in Manier, nur in eine andere.

Das einzige Volk, welches auf dem Gebiete der Flachmuster, — übrigens auch auf dem Gebiete der Geräthbildung, — originell geblieben ist, waren im letzten Jahrzehnt die Engländer. Was Fräulein du Bois-Reymond gearbeitet hat, ist sichtlich von Dem beeinflusst, was die School of Art needlework in London geschaffen hat. Dort beschränkt man den richtigen Weg, die Naturformen zu studiren, die Motive so weit als möglich zu vereinfachen, um sie bestimmten Geräthformen einzuordnen und sie alsdann in möglichst einfacher Technik darzustellen. Für dieses stilisirete Zeichnen der Naturformen hatte der Kunstunterricht im South Kensington-Museum die Wege gewiesen. Aber jeder Unterricht muß sich naturgemäß an einen mittleren Durchschnitt der Fähigkeiten wenden und trägt dadurch die Gefahr in sich, zu schematisiren. Man erfand eine Art von Brücke, um Pflanzenformen, — zunächst nicht nach der Natur, sondern nach gedruckten Vorlagen, — im Quadrat, Dreieck, Viereck u. s. w. anzurorden oder aufzureihen, und war zufrieden, wenn man auf diese Weise statt einer Reihe von Palmzweigen eine Reihe von Kastanien oder Rosenblättern herstellte, oder aber man sprang nach japanischem Vorbilde ganz aus der Reihung und Symmetrie heraus und ließ die Zweige willkürlich über die Fläche wuchern.

Es ist ohne Weiteres klar, daß man bei der Verwendung als verarbeiteter Muster, wie etwa der Muster der altdeutschen oder altslavischen Leinwandereien, in ganz sicheren Bahnen wandelt und kaum ernsthaft einen Fehler begehen kann; je mehr man dagegen sich auf eigene Füße stellt, um desto zuverlässiger muß der künstlerische Tact sein, mit welchem man ein Formengebiet angreift, und somit ist die Benützung der Naturformen, — so leicht man dieselbe als berechnigte Grundforderung hinstellen kann, — in der wirklichen Durchführung die schwierigste Aufgabe der schmückenden Kunst.

Es hat daher seinen guten Grund, wenn Künstler und Laien gleichmäßig die Arbeiten von Fräulein du Bois-Reymond mit freudiger Ueberraschung begrüßten. Wir haben hier ein Talent, das sich wahrscheinlich nie in gleicher Weise entwickelt hätte, wenn es in einen der herkömmlichen Unterrichts-Kurse eingetreten wäre, das aber jetzt ohne Umweg, wie selbstver-

ihre Augen werden feucht, als der Schütten mit ihm davonjaunt und er ihr seinen Abschiedsgruß zuwinkt, und noch einmal kniet sie an dem Bette nieder, in dem er mit dem Tode gerungen; sie läßt den Rosenkranz durch die Finger gleiten und ihre Lippen murmeln ein Gebet, — ein Dankgebet und einen Segenswunsch.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gefällig geknüpft sind.

Neue Blumenstickerien. (Siehe die Abbildung, S. 16.) — In einer der Sonder-Ausstellungen, welche das Königliche Kunstgewerbe-Museum von Zeit zu Zeit zu veranstalten pflegt, um neu erworbene Werke älterer Kunst und musterartige Arbeiten modernen Gewerfleißes vorzuführen, befand sich im November und December vorigen Jahres ein Schrank voll Stickerien und eine kleine Wand voll Zeichnungen, durchweg nach Blumen-Motiven erfunden, deren schlichte Ausführung ohne besonderen Aufwand von Material oder Herrichtung wenig dazu angethan schien, die Aufmerksamkeit der Beschauer zu fesseln, und dennoch gelang es diesen Arbeiten, das lebhafteste Interesse aller kunstgebildeten Besucher der Ausstellungen zu erwecken.

Fräulein Lucy du Bois-Reymond, welche die ganze Reihe der ausgestellten Stücke selbständig erfunden, gezeichnet und ausgeführt hat, gehört dem Kunstgebiete, auf dem sie jetzt einen so ungewöhnlichen Erfolg errungen hat, nicht berufsmäßig an; sie ist weder als Zeichnerin noch als Stickerin schulmäßig ausgebildet; ja sie hat nicht nur ohne fachmäßige Schulung, sondern selbst ohne Anleitung versucht, den Geräschen des Hauses durch Malen oder Sticken eine anmuthig verzierte Gestalt zu leihen; von allen den Kissen, Dedern, Vorhängen, Kleidern, Kästen u. s. w. hat jedes seine besondere Bestimmung im Hause und in der Familie der jungen Dame, ist jedes für den besonderen Zweck eigenartig in selbständiger Erfindung gestaltet; nirgends hat ein vorhandenes Muster vorgelegen, nirgends ist der bequeme Weg beschritten, aus abgeriffenen Fetzen des „Formenschapes der Renaissance“ oder wie die Hilfsquellen sonst heißen mögen, ein scheinbar Neues zusammenzusüßeln. Alles, was wir hier sahen, — und die Muster zählten nach vielen Duzenden, — ist entstanden aus der Beobachtung und der freien Benützung der lebendigen Naturformen; was bei uns blüht und grünt in Feld und Wald, was die Treibhäuser der Gärten an reizvollen und seltsamen Formen offenbaren, das hat mit gesundem, frischem Auge und einem Geschmade von seltener Treffbarkeit hier eine Dame verwerthet, die vielleicht selbst am meisten überrascht war von dem Aussehen, welches diese Arbeiten erregten.

Wer von uns nur ein wenig zurückblicken kann, der wird sich erinnern, daß die Bewegung zu Gunsten silgerechter Kunstformen auf dem Gebiete der Flachmuster mit dem Kampfe gegen die gewebten, und vor Allen gegen die gestickten Blumen begann. Hier war ein gröblicher Naturalismus eingerissen; man bestrebe sich, die körperliche Wirkung der Blumen aus da herauszubringen, wo die Fläche durchaus ihren Charakter nicht verlieren durfte; man brachte einen solchen Strauß unvermittelt auf die Fläche und glaubte das Höchste erreicht zu haben, wenn man sich im Sticken den Werken der Blumenmalerei näherte. Diergegen wendete sich das neu erwachende Stilgefühl und empfahl zunächst die mittelalterlichen und morgenländischen Muster rein geometrischer Art unter schonungsloser Ausschneidung der Blumen. Die Benützung alter Stickerien und Musterbücher als direct verwendbarer Vorbilder förderte eine Fülle verfallener Materials zu Tage, welches zunächst mit dem Reize der Neuheit wirkte. Doch sind diese Fundgruben weitaus nicht erschöpft; die hier gehobenen Schätze werden unter allen Umständen das hochansehnliche Erbgut unserer Zeit bleiben, aber Niemand wird sich der Beobachtung verschließen können, daß es auf die Dauer nicht angeht, aus abgeleiteten Quellen zu schöpfen. Die einzig reine und nie versiegende Quelle ist und bleibt die stets sich verjüngende Natur, und wie wir uns auch mit dem Rüstzeug unserer Väter behaben mögen, schließlich müssen wir auf die Naturformen zurückgreifen.

Aus dieser Empfindung heraus erklärt sich der außerordentliche Beifall, welchen die Werke japanischer Kunst mit ihrer höchst liebevollen Naturbeobachtung gefunden haben. Aber wenn man sie lediglich copirt, verfällt man alsbald wieder in Manier, nur in eine andere.

Das einzige Volk, welches auf dem Gebiete der Flachmuster, — übrigens auch auf dem Gebiete der Geräthbildung, — originell geblieben ist, waren im letzten Jahrzehnt die Engländer. Was Fräulein du Bois-Reymond gearbeitet hat, ist sichtlich von Dem beeinflusst, was die School of Art needlework in London geschaffen hat. Dort beschränkt man den richtigen Weg, die Naturformen zu studiren, die Motive so weit als möglich zu vereinfachen, um sie bestimmten Geräthformen einzuordnen und sie alsdann in möglichst einfacher Technik darzustellen. Für dieses stilisirete Zeichnen der Naturformen hatte der Kunstunterricht im South Kensington-Museum die Wege gewiesen. Aber jeder Unterricht muß sich naturgemäß an einen mittleren Durchschnitt der Fähigkeiten wenden und trägt dadurch die Gefahr in sich, zu schematisiren. Man erfand eine Art von Brücke, um Pflanzenformen, — zunächst nicht nach der Natur, sondern nach gedruckten Vorlagen, — im Quadrat, Dreieck, Viereck u. s. w. anzurorden oder aufzureihen, und war zufrieden, wenn man auf diese Weise statt einer Reihe von Palmzweigen eine Reihe von Kastanien oder Rosenblättern herstellte, oder aber man sprang nach japanischem Vorbilde ganz aus der Reihung und Symmetrie heraus und ließ die Zweige willkürlich über die Fläche wuchern.

Es ist ohne Weiteres klar, daß man bei der Verwendung als verarbeiteter Muster, wie etwa der Muster der altdeutschen oder altslavischen Leinwandereien, in ganz sicheren Bahnen wandelt und kaum ernsthaft einen Fehler begehen kann; je mehr man dagegen sich auf eigene Füße stellt, um desto zuverlässiger muß der künstlerische Tact sein, mit welchem man ein Formengebiet angreift, und somit ist die Benützung der Naturformen, — so leicht man dieselbe als berechnigte Grundforderung hinstellen kann, — in der wirklichen Durchführung die schwierigste Aufgabe der schmückenden Kunst.

Es hat daher seinen guten Grund, wenn Künstler und Laien gleichmäßig die Arbeiten von Fräulein du Bois-Reymond mit freudiger Ueberraschung begrüßten. Wir haben hier ein Talent, das sich wahrscheinlich nie in gleicher Weise entwickelt hätte, wenn es in einen der herkömmlichen Unterrichts-Kurse eingetreten wäre, das aber jetzt ohne Umweg, wie selbstver-



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



stündlich, das Nichtige trifft. Bei jedem Stücke weiß die Zeichnerin genau, wie viel von der Fläche gedeckt, wie viel frei bleiben soll; dementsprechend wählt sie die Blüten, Blätter und Ranken; jedem Theile läßt sie den fein beobachteten Reiz der natürlichen Formen-Entwicklung, aber sie verbindet sie in einer gleichmäßigen Weise, die nicht pedantisch als Reihung oder Wiederholung auftritt, sondern nur das Gleichgewicht der Massen, den Rhythmus des Ganzen aufrecht erhält. Für diese absolut sichere Zeichnung stehen ihr die einfachsten Techniken der Ausführung zu Gebote; meist ist Leinwand verwendet, auf welchem sich die Blumen im Stiellicht und einfach abheben. Aus den Stielarten heraus bilden sich Rankenblätter und Federblüten, Bänder und Sprüche schlingen sich hinein; das Weiße hat neben der allgemeinen Freude an den Naturformen noch seine besondere Bedeutung. So legt sich um die Kappe, welche die Wärme der Kaffeekanne im Garten zu schätzen hat, die Rante des Repenthes, der Fliegenfalle, welche die schwirrenden Insekten wegfängt. Die beiden Kinderkleider mit Gänseblümchen (Margarethen) und Maiglöckchen (lily of the valley) bestickt, sind für zwei englische Schwestern, Margaret und Lily, bestimmt; die Decke, deren reiche Matiegewebe mit Vorbeeren und Pinien an die Fruchtkränze der Kobbias gemahnen, tragen nicht umsonst Spruchbänder mit italienischen Versen. Es sind Gelegenheits-Schöpfungen in dem Sinne der Gelegenheitsgedichte Goethe's; sie verdanken ihre Entstehung der besonderen Beobachtung der Natur, der besonderen, liebevoll erdachten Zweckbestimmung und atmen somit, trotz aller Schlichtheit, den Lebenshauch wahrer Kunst. Diese ohne jeden Anspruch auf besondere Geltung erwachsenen Arbeiten dürfen als einer der erfreulichsten Fortschritte gelten, welche in der Kunst der Nachmusterung in den letzten Jahren bekannt geworden sind; als Vorlage-Material im gewöhnlichen Sinne würden sie nicht weit reichen, dagegen können und werden sie hoffentlich als ein leuchtender Hinweis auf den richtigen Weg des Natur-Studiums und der Natur-Verwendung einen weithin reichenden, ernstlichen Nutzen stiften.

Julius Lessing.

Kochdruck verboten.

Die Whistpartie.

Von Hanns von Spielberg.

Wenn mir die Ehre zu Theil wird, aus dem Ballsaal abgerufen und zu einer kleinen Whistpartie mit nicht tanzenden Damen befohlen zu werden, freue ich mich jedesmal herzlich: bitte, lächeln Sie nicht ironisch, — wirklich herzlich.

Ich bin leider bereits in die Jahre gekommen, in denen ich drinnen unter der heiteren Jugendschar mich nicht mehr recht am Plage fühle. Unter uns gesagt, das Herz ist wohl noch jung, und die Augen erfreuen sich noch ganz wie ehedem an einer thaustreichen Mädchengestalt, an dem sonnigen Lächeln froher Augen und an den Schelmengrübchen in rosigen Wangen, — aber, Pardon, die bösen, bösen, undienstfertigen Glieder, sie wollen nicht mehr thun, wie ihr Herr gebet. Wenn es bei den „viereckigen“ Tänzen einzuspringen gilt, dann bin ich selbstverständlich zu Diensten, aber mich deucht, diese Frauen und Fräulein im Ballsaal ziehen mit Recht die frischeren männliche Jugend der bedächtigen Jugend vor. Man muß sich rechtzeitig bescheiden lernen. Es ist ja auch so übel nicht, mit den Ballmamas ein wenig zu plaudern, sich mit ihnen vergangener Tage zu erinnern und ihre respectiven Töchterchen pflichtschuldigst zu bewundern; indessen sind diese guten Mamas, gerade herausgesagt, leider, leider etwas einseitig in ihrer Unterhaltung und nie recht bei der Sache: ihr Auge und ihr ganzes Sinnes ist ja stets mitten in dem stuhenden Ball-Chaos, und wenn schon Glöckchen sich irgend einen Volant zerreißt, brechen sie unmotiviert das interessanteste Gespräch kurz ab, um dem bedrängten Töchterchen zu Hilfe zu eilen. Was nun gar das wort- und thatenlose Herumstehen in den Ecken und an den Thürpfosten anbelangt (an dem, wie mir scheinen will, heut zu Tage freilich die jüngere Herrenwelt ein größeres Vergnügen findet, als gut ist), so habe ich nie für Statistenrollen geschwärmt und werde es wohl auch nicht mehr lernen. Da bleibt denn das Rauchzimmer, welches die mitleidige Hausfrau in irgend einem verhöhligen Arrangiert hat und auf das der opferwillige Gatte wohl mit der Bemerkung hinweist, daß es dort für durstige Seelen auch ein Gläschen Löwenbräu giebt, —

eine herrliche Einrichtung für die alten, ehrwürdigen Papas, aber zu ihnen zu zählen, fühle ich mich doch auch noch nicht ganz berechtigt und verpflichtet. Ueberdies ich muß wieder einlechten, „gerade herausgesagt,“ dies Rauchzimmerchen hat denn doch auch seine Schattenseite. Mir will es wenigstens vorkommen, als ob auch die tanzenden Herren recht fleißig zu der sprudelnden Gambrius-Quelle und dem Cigarretten-Etui flüchten, um zwischen Balzer und Lancier eine kleine, verzeihliche Erholungspause einzuschließen. — ob es aber gerade sehr ästhetisch ist, die letzten Spuren des unergründlichen Qualms, der an jener geweihten Stätte erfahrungsmäßig herrscht, unmittelbar in den Ballsaal zu tragen, erscheint mir recht zweifelhaft.

Da lobe ich mir dann doch meine Whistpartie. Der edle Whist wird heute unverdienter Weise schlecht behandelt. Die Herren wenden sich mehr und mehr dem Satz zu, der ja seine besonderen Vorzüge haben soll, und die Damen lernen leider zu selten und zu spät die guten Seiten einer harmlosen Partie kennen und schätzen. Ja, die guten Seiten: ich zähle zu ihnen vor Allem, daß der Whistlich ein Todfeind jedes Klatsches ist, ich rechne weiter hierher, daß er ein gewisses Maß von Gleichmuth und Selbstbeherrschung lehrt; eine Frau, welche gut Whist spielt, weiß auch meist im Uebrigen ihre Ruhe zu bewahren. Aber die Zahl der Damen, welche gut Whist spielen, wird immer seltener, und ich sehe die Zeit kommen, in welcher das schönere Geschlecht am Spieltisch nur noch in Romanen vorkommt, und wo seiner dann mit jenem leisen, ominösen Beigehauch gedacht wird, der allem Ungewöhnlichen eigen ist. Schon heute gelangt eine junge Frau, die sich mit älteren Damen an den Spieltisch setzt, leicht in das peinliche Renommée des „Streberthums“, und wenn etwa eine Lieutenantsgattin mit einer Generalin spielen würde, so könnte der arme Gemahl der Erstere der spätesten Bemerkungen guter Kameraden sicher sein.

Ich sage, Damen, welche gut Whist spielen, werden immer seltener. Zum guten Spiel gehört jedoch nicht nur Uebung, sondern auch Talent. — Kartenverstand heißt es ja wohl etwas grobkörnig, — letzteres läßt sich aber bekanntlich nicht erlernen und über seinen Mangel muß man daher die Augen zudrücken. Bedauerlich ist es dagegen, daß die leichte Grazie, welche ich früher oft gerade an den Spieltischen der Damen bewunderte, mehr und mehr abhanden zu kommen scheint. Noch heute erinnere ich mich mit wirklicher Freude der Stunden, in denen mich eine alte Tante zuerst in die Geheimnisse des edlen Spieles einweihte; noch heute sehe ich die Greisin vor mir, wie sie mit ihren schmalen, wohlgepflegten Fingern die Karten so zierlich mischte, wie schnell und elegant sie gab, mit welcher behaglichen Gewandtheit sie sich ihrer Fetons bediente. Das Alles und hundert andere kleine Kunstgriffe mehr sind Dinge, die sich lernen lassen, die man sich heute zu lernen aber nicht mehr recht die Mühe giebt. Und die Damen thun Unrecht daran. Es ist zwar nicht sonderlich höflich, vom Alter zu sprechen, aber in dieser Verbindung ist's vielleicht doch erlaubt: bekanntlich erhält sich eine schöne Hand von allen weiblichen Reizen am längsten, durch sie zu bezaubern bietet aber gerade der Whist die beste Gelegenheit.

Whist heißt Schweigen. Zugegeben! Es verstoßt gewiß gegen den guten Ton, während des Spieles in störender Weise zu schwätzen. Die reizenden Plauderminuten in den Pausen während des Spieles möchte ich aber nicht missen, sie werden gerade durch ihre Kürze, die dazu auffordert, das Gespräch zusammenzufassen und zuzufassen, zu wahren Perlesteinen der Unterhaltungsart. Und ein leicht dahin flatterndes Bonmot, ein kleines Scherzwort ist ja, an dem Spieltische der Damen zumal, auch während des Nobbers erlaubt, denn es stört nicht, sondern belebt: der wahre Plauderton, der sich ungehindert in graziosen Wendungen dem Augenbilde anzuschmiegen weiß, er stirbt leider aber ebensoviele aus, wie die schwerere Kunst, gut zuzuhören. Unsere jungen Herrn schwanken zwischen dem leichten Geplänkel nichtisagender Nebenarten „vom letzten Ball, von der Eisbahn und dem Wetter“ und dem schweren Geschwätz der hohen Literatur und der Theatersaison hin und her; unsere jungen Mädchen beleben die Unterhaltung zu oft lediglich mit einem Ja! und einem Nein! und sind mit ihren Gedanken meist anderswo, als bei der Sache, — da ist es wirklich eine Erholung, mit den älteren Damen, die noch Weiterinnen im Plaudern sind, die eine kleine Pointe noch zu würdigen wissen, am Spieltische zu sitzen.

Wenn sich nur diese Spieltische an sich äußerlich etwas besser präsentiren wollten, als es meist der Fall ist. Es giebt nicht allzu viele Häuser, in denen ein Whistlich wirklich gut und zweckmäßig arrangiert wird. Ich rechne dazu, daß man ihm zwei richtig vertheilte Kerzen gönnt, daß die Karten tabellos, die Spielmarken vollzählig sind, daß Papier und Bleistift nicht mangeln. Ist der Tisch für eine Damenpartie bestimmt, so müssen die Sitze bequem sein, und Fußbänke dürfen ebensoviele fehlen, wie ein oder zwei kleine Etablissements in unmittelbarer Nähe, damit die Spielerinnen Handschuhe und Fächer bequem aus der Hand legen können. Vor Allem will auch der Platz, den man dem Tische giebt, reichlich im Voraus erworben sein, eine Aufgabe, die nicht leicht, ja die überhaupt eigentlich nur von Fall zu Fall zu lösen ist. Kennt man die Teilnehmerinnen als sehr passionirt, so wählt man ein ruhiges, lauschiges Plätzchen, fern dem störenden Gesellschaftstrudel, — rechnet man darauf, daß sie nur pour passer le temps zu den Karten greifen werden, so stellt man den Tisch womöglich sogar

derart auf, daß von ihm aus noch ein Blick in den Ballsaal selbst möglich ist. Unter allen Umständen aber dünkt mir erforderlich, das ganze Arrangement von vornherein zu treffen, denn nichts ist peinlicher, als wenn die Diener Tisch und Stühle, Karten und Fetons erst in Eile herbeibringen, wenn die Partie sich zusammen gefunden hat. Und schon darauf, daß sie sich zusammen finde, muß ein guter Hausgenius Obacht haben: wie ein aufmerksamer Arrangeur in seinem Carré des Lancier das vierte Paar fehlen läßt, so ist auch auf die spielenden Damen rechtzeitig schuldige Rücksicht zu nehmen. Eine kleine Bitte dort, ein freundliches Zureden hier, und die Sache ist ja leicht gemacht.

Whist ist ein durchaus aristokratisches Spiel und will als solches gehandhabt sein. Ich gestehe es offen, ich spiele mit Damen nicht gern um Geld, schon weil ich in der Hand einer Frau überhaupt nicht gern diese durch tausend Finger gegangenen Geldstücke sehe. Es mag das übertrieben sein, und man wird mir entgegenhalten, ein Theil des Spielreizes, jener undensinnbaren Gewalt, gehe verloren, sobald das Geld gänzlich, — aus dem Spiele bleibt. Gewiß liegt etwas Wahres in diesem Satz; so sicher nämlich die ungeheure Mehrzahl aller Menschen Gottlob immer noch nicht um des klingenden Gewinnes halber spielt, ebenso unzweifelhaft läßt die Chance, ein, wenn auch noch so winziges Geldstückchen sich zu erobern, einen merkwürdigen Hauber auf Jeden aus. Nur Narren oder Deuchler leugnen das. Wenn denn also schon einmal um Geld gespielt sein muß, meine Damen, so vereinfachen Sie die Abrechnung auf jede mögliche Weise; vertrauen Sie dieselbe vor Allem nur erfahrenen Händen an, und wickeln Sie diese leidige Operation möglichst schnell und schmerzlos ab: sie ist und bleibt günstigsten Falles ein nothwendiges Uebel.

Da plaudere ich nun ein halbes Stündchen schon über meine Whistpartien mit Damen und habe doch des Hauptreizes, den sie für mich besitzen, noch nicht gedacht, bin sogar, — daß ich es nur gestehe, — mit einer gewissen Scheu seiner Erwähnung aus dem Wege gegangen. Ich fürchte nämlich zweierlei: einmal, daß alle meine liebenswürdigen Mitspielerinnen ernstlich böse auf mich sein werden, und zum Andern, daß mir unter den sogenannten Herren der Schöpfung zahlreiche Concurrenten ersichen werden, sobald ich mein kleines Geheimniß verrathe. Aber der Wahrheit die Ehre: wenn man Frauen-Charaktere studiren will, muß man mit Frauen Whist spielen! Auf eine nähere Erörterung dieses fundamentalen Satzes lasse ich mich aus naheliegenden Gründen nicht ein, — ich werde mich sehr hüten, so leichtsinnig zu sein.



Kochdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Obst- und Schimmelfeste.** — Wie bringt man am besten Obst- und Schimmelfeste aus Weiswäské heraus?
- Langjährige Abonnentin.**
- Salonfächer.** — Auf welche Art werden elegante Salonfächer aus getrockneten Fächerpalmen angefertigt?
- Frau Anna in Frankfurt a. M.**
- Eingemachte Früchte.** — Woher kommt es, daß Früchte, die regelrecht in französischem Brandwein eingemacht worden sind, in Gährung übergehen, und wodurch kann man dem Uebelstande abhelfen?

L. R. in Düsseldorf.

Rathschläge.

- Paille au Parmesan.** — Gelegentlich einer vor Kurzem stattgefundenen Hoffestlichkeit wurde in vielen Zeitungen das Menu des bei dieser Gelegenheit von den Allerhöchsten Herrschaften eingenommenen Diners veröffentlicht. Als Schlußgericht war aufgeführt: Paille au Parmesan, und dieser Name fand allenthalben die verschiedensten Uebersetzungen und Deutungen. Paille au Parmesan ist nun eigentlich ein englisches Gericht, das an Stelle von Butter und Käse am Schluß des Diners servirt wird, und heißt dort zu Lande chesso-straws (Käse-Stroh). Da dieses Gebäck stets allgemeinen Beifall, besonders bei Herren, findet, so sei hier das Recept dazu mitgetheilt: Es wird mit ein klein wenig Wasser ein Teig von 6 Theilen Mehl, 4 Theilen Butter und ebensoviele geriebenen Parmesanstücke gemacht, den man mit Salz und Cayenne-Pfeffer würzt. Ueber die Dosis des Letzteren entscheidet der Geschmack. Der fertige Teig wird sodann messerrückendick ausgerollt und in circa 18 Cent. lange, und 1/2 Cent. breite Streifen geschnitten, nachdem man den ausgerollten Teig vorher noch mit Eigelb überpinselt hat; diese Streifen werden nun auf einem mit Wachs bestrichenen Blech in mäßig heissem Ofen gebacken und ganz heiß servirt. Es ist indeß zu beachten, daß die chesso-straws sehr leicht brechen und daher große Vorsicht beim Abnehmen von dem Blech erfordern. Auch hüte man sich, den Teig zu dick auszurollen, — die Käsefengel brechen in diesem Falle zwar weniger, aber sie werden auch nicht so gut und groß, wie sie sein sollen.
- Gräfin v. B.**
- Sandluden.** — 250 Gr. Kartoffelmehl, 250 Gr. Butter, 180 Gr. Zucker, 2 Eier. Die ausgewässerte Butter zu Schaum gerührt, dazu den Zucker und etwas Citronenschale, dann die Eidotter und den Schnee, zuletzt lösselweise das getrocknete und noch warme Mehl dazu; für diese Mischung ist eine Stunde erforderlich; sie wird in einer Springform zwei Stunden langsam gebacken, sodas der Kuchen fast weiß bleibt.
- E. W.**
- Wessing zu puhen.** — Politisches Wessing darf gar nicht gepuht, sondern nur trocken abgerieben werden. Dagegen ist nicht politisches Wessing erst mit Stearin-Öl einzureiben, alsdann mit Wiener Kalk zu puhen und hierauf mit einem Lappen gebläut zu reiben.
- W. A.**

Eine Abonnentin. — A. B. — A. in Gesehsmünde. — Derartige Mittel sind uns nicht bekannt. Uebrigens bemerken wir wiederholt, daß wir Fragen aus dem Gebiete der Medicin grundsätzlich nicht berücksichtigen können. Rathschläge kann in solchen Fällen nur ein erprobter Arzt geben. S. Gh. in Gh. — Zu unserem lebhaftesten Bedauern sind wir nicht in der Lage, Ihrem Gesuch in dem Spalten unserer Blätter Raum zu geben. A. v. M. — Ihrem Wunsch werden wir gern entsprechen. E. W. — Ueber die Technik der Email-Malerei bringen wir in einer der nächsten Nummern einen Artikel.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 5.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 27. Januar 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.
(Fortsetzung.)

Und Du liebst das Mädchen, die Inge Karsholm, Vetter?" fragte Henning, das Geschickliche des Näheren erörternd, forschend, und strich den rothen Bart.
„Ja," erwiderte Andreas Bernstorff mit tiefem Ernste und rückte, um gleichsam das Bekennt-

niß seiner Seele durch einen abermaligen Trunk zu erleichtern, seinem Verwandten zum Einschenken den silbern eiförmigen Becher hin.

Und „Ja," wiederholte er. „Ich liebe sie mit solcher Innigkeit, daß ich denjenigen meine Seele verschreiben könnte, der mir schon heute das Mädchen in die Arme führte!"

„Hm, — hm," machte Henning, und ein eigenthümlich lauender Zug flog über seine Züge. „Da heirathe sie doch! Wer hindert Dich daran?"

„Wer mich daran hindert?" gab Andreas überrascht zurück und sah seinen Vetter in die nun wieder ruhig blickenden Augen. „Bin ich doch der Krähe Zwillingbruder draußen auf dem Felde, — habe weder Heimath noch Geld!"

„Bah!" stieß Henning heraus, schenkte den letzten Rest aus der Flasche und befahl neuen Wein, indem er mit hartem Haden-Stoße die eichene Diele bearbeitete, welchem Ruße der draußen wartende Hans Thorde sogleich Folge leistete.



Die Molkerei „Victoria-Parf“ zu Berlin. Von G. Wagner. — Siehe Seite 19.

„Dein Vater, der Staller, Andreas, hat so viel Geld, daß er den Markt-Platz in Husum dreimal mit dänischen Speciesthalern pflastern kann. Und einst gehört Dir ja doch Alles, — so fordere es jetzt!“

„Du willst Deinen Spott mit mir treiben,“ erwiderte Andreas fast unmüthig. „Mein Vater? — Eher fällt der Mond in die Nordsee und babet sein bleiches Gesicht, als daß mein Vater in solche Verbindung willigt, und eher schlägt er sich die Hand ab, als daß er von seinem Willen läßt.“

„Du meinst?“

„Er will, ich soll die Universität absolviren, und wenn's geschehen und ich im Amte bin, mich umsehen unter dem vornehmen Adel im Lande. Ja von Pogwisch wäre nach seinem Sinne. Eben verließ sie uns mit ihrer Mutter; sie waren gekommen, um meines Vaters Geburtstag zu feiern, zu dem ja auch Du, Henning, Gruß und Präsent sandtest. Meine Mutter hat sie nicht minder in's Herz geschlossen, als er, und wahrlich, wenn's nicht Junge Karsholm wäre, sie erschiene mir als der Stern am Himmel meines Glückes!“

„Ja, ja! ich weiß!“ stand in Henning's Bügen geschrieben, und seine Lippen zitterten und schienen dieselben Worte mit heißem Grimme zu wiederholen. Aber Andreas sah's nicht, denn eben freischte der gelbe Papagei mit dem rothen Kopfe: „Güte Dich, — hü—te Dich —“ Klang's unheimlich mahnend aus der Kehlen des Thieres.

Henning sprang empor und warf ein schweres, buntgewirktes Tuch über das Bauer.

„Schlaf, Unke! Schweig' bei der Nacht!“ rief er, trat zornig wieder an den Zehntisch, schenkte Andreas ein und sagte, sich zurücklehnd und unter dem hell zugewandten Lichte des Gastes Züge beim Sprechen beobachtend:

„Neden wir einmal anders, Andreas. Du weißt, ich halte von Dir so viel, als siehst Du mein Bruder, und ich möchte Dich glücklich machen. Auf Kopenhagen biete ich Dir Wohnung und Lebens-Unterhalt, wie es ein Edelmann braucht. Du magst hier, da ich meistens fort bin, nach dem Rechten sehen. Ich unterweise Dich, und mit meiner Leute Hilfe wirst Du mir den Besitz verwalten, als sei ich's selbst. Das Schloß hat herrliche, wohl eingerichtete Gemächer. Nur die Fenster und Thüren braucht man anzustoßen, um Staub und Motten in die Flucht zu jagen. Da kannst Du schalten und walten mit Junge Karsholm, und den Priester schaffe ich Dir auch, der Eure Hände in einander legt.“

Mit ungemeinem Erstaunen hörte Andreas, was sein Verwandter sprach, und fand auch nicht gleich eine Antwort.

„Du malst schöne Bilder an eine hellleuchtende Wand!“ stieß er endlich heraus. „Man könnte glauben, die Nacht sei im Wachen über uns gekommen und gaukelte mir süße Träume vor!“

„Keine Träume, Wirklichkeit, wenn Du willst,“ entgegnete Henning, schob den Eichenstuhl vom Zehntisch mit scharf polterndem Geräusch und streckte die starken, fast plumpen Beine seiner mächtig gedrungnen Gestalt von sich.

„Ich mache nur eine Bedingung!“

„Eine Bedingung?“ gab Andreas, nun endlich aufmerksam werdend, zurück, und seine schwarzen Augen hefteten sich mit unruhiger Spannung auf die verschlossenen Züge seines Betters.

Aber bevor Henning Bodwald Antwort zu geben vermochte, sprang plötzlich sein riesiger Hund Olaf unter dem Tische hervor und bellte so fürchterlich, als sei ein böser Geist in's Zimmer geschlichen.

„Ah, — Bestie!“ rief Henning wüthend bei der abermaligen Unterbrechung, und ein Fußtritt traf das erschreckende und sich knurrend zurückziehende Thier. „Was heult Ihr Alle! Schlast! Es ist Nachtzeit. — Am Tage geht Euren Grillen nach!“

„Wohl,“ begann er dann abermals. „Ich mache zur Bedingung, daß Du Jsa von Pogwisch entagst für alle Zeit und mir das schriftlich giebst in aller Form Rechtens!“

Andreas warf das Haupt zurück und sah seinen Beter fast mit einem Ausdruck des Schreckens an.

„Auf Jsa, — verzichten, — und schriftlich geben —? Ich verstehe nicht, Beter. Erkläre mir, Welchen Werth hat das für Dich?“

Da erhob sich Henning von Bodwald, stieß die breite Brust heraus, wühlte mit der Rechten in dem rothen Barte und sagte:

„Ich war um sie dieser Tage, als ich in Kiel war! Was Du verschmäht, das liebe ich! — Ich merkte ihr an, daß ihr Herz mit einem Anderen beschäftigt sei, und ich vermuthete, daß Du's wärest, der mit den schwarzen Augen sie umstrickt. Sieh, wenn ich vor sie hinträte und ihr sagen kann: —“

Doch Andreas unterbrach des heftig Sprechenden Rede in fast überhehrlicher Offenheit:

„Gemach, Beter,“ fiel er ein. „Ich möchte Dich vor einer Enttäuschung bewahren. Jsa weiß, daß ich

Junge Karsholm liebe und daß ich sie zu meinem Weibe machen will.“

Aber Henning Bodwald bewegte unter dem üppigen, struppigen Barte nur die Lippen, und Andreas' Rede machte durchaus nicht den Eindruck auf ihn, den Jener erwartet zu haben schien.

„Was kriecht nicht über den Strand und verfehlt doch den Weg,“ gab er zurück. „Männer und Frauen haben ihre Launen wie der Wind. Was Deine Feder aber schreibt, das wirst Du halten; ich weiß es, und erst dann steigt Hoffnung, mit Sicherheit verbunden, für mich selbst auf.“

Andreas wollte abermals seinen Verwandten unterbrechen: eher schmiedete man Berg und glühend Eisen zusammen, als Henning Bodwald und Jsa von Pogwisch. Aber der Einwand, der sich ihm auf die Lippen drängte, konnte verkehrt gedeutet werden, und so schwieg er; dann sagte er nur:

„Du mußt's wissen, Henning, da Du sie sprichst! Und so sage ich Dir denn: wenn Du mir Hilfe leihst, jag' ich die Jurisprudenz zu allen Teufeln, werde Landmann und will Dir Deinen Besitz verwalten, ehrlich und nach bestem Können. Und wenn ich Junge zum Traualtar geführt, bedarf's keines Schriftstückes. Dein Wille geschieht Dir von selbst!“

„Rein, halt!“ rief Henning und griff wieder nach dem Becher, trank mit scharfem, kurzem Zuge und wischte den triefenden Bart mit einem holländischen Leinentuch ab, das er aus der Brust zog. „Ein Schriftstück verlange ich. Giebst Du es mir, dann setze ich Dich für zwölf Jahre unkündbar ein als meinen Verwalter mit dem Gehalte Deines Vaters, des Stallers, und bedinge mir nur zu meiner Verfügung die Zimmer aus, die ich jetzt bewohne. Wird Jsa mein, will ich, sofern ich nicht im Auslande weile, auf meinem anderen Besitze in Schwansen, in Ahlfeldhof, fortan wohnen.“

Nun knurrte Olaf wieder unter dem Tische, und es schien auch, als ob etwas raschele im Kamin. Aber es war wohl nur der harte Wind, der aufgefunden und durch den Schornstein schnaubte.

„Still, — ruhig, Olaf!“ herrschte Henning. Jetzt war's wieder still, aber Keiner nahm das Wort. Henning wartete, und Andreas blickte mit ernstern, zerstreuten Augen vor sich hin.

„Nun, Beter! Was zögerst Du?“

Andreas schüttelte das Haupt.

„Es widerstrebt mir, ein Schriftstück zu geben in solcher Herzenssache! Heißt's nicht Schacher treiben? Wie steht mir das Recht zu? Ich kann Dir sagen, und ich halte mein Wort, daß ich auf Jsa verzichte, da ich nur Eine liebe: Junge Karsholm. Das muß Dir genug sein!“

„Gut! So schwöre!“ rief Henning und stellte sich vor seinem Verwandten auf. Es war, als sei ein unheimlicher Geist plötzlich dem Erdboden entstritten und wolle sich eine Menschenseele erkaufen durch Pacten und Listen.

Also war auch Andreas zu Muthe, eine Stimme rief ihm zu: „Thu's nicht, thu's nicht!“ Und „hüte Dich, — hüte Dich!“ glaubte er auch wieder den Papagei schreien zu hören; doch flüsterte wiederum eine andere Stimme: „Junge wird Dein! Auf freier Flur und grünem Felde kannst Du fortan Dein Leben Dir einrichten, auf Deinem Hengst wirst Du Dich tummeln und Hirsche pürschen. Der frohe Hahn wird Dich wecken am Morgen, und die Ruhe, die die Natur ausathmet, wird Dir sanften Schlaf auf die Augen drücken.“ Andreas haßte das Studiren, das Schreiben und Lernen, insbesondere war ihm die spitzfindige Jurisprudenz verleidet.

„Gieb Zeit bis morgen,“ hob er endlich an, „dann will ich Dir künden, was ich will und kann. Und noch eins: sagen will ich's Jsa selbst. Du hast mein Wort, ich spreche für Dich.“

Aus Henning's Augen sprang's, als ob Funken aus heißem Eisen blühen. „Wohl, es sei. Möge die Nacht Dir Gutes einhauchen, mein theurer Beter. Und habe Dank, — nicht wahr, Du verstehst, daß man Jsa liebt?“

„Ja, ich verstehe,“ sprach Andreas stark betonend, und als nun das Zeichen mit der Hacke wieder ertönte, erschien Hans Thorde mit den goldenen Wandleuchtern und geleitete Andreas Bernstorff hinüber in seine Gemächer. Während er aber in dem seidnen Himmelbett ruhte, hörte er noch im Traume den Papagei schreien: „Güte, — hüte Dich!“ und das „Schweig, Unke!“ aus Henning's Munde.

Eine halbe Woche nach dem Vorerzählten beschritt Andreas Bernstorff die hohe, geschweifte Sandsteintreppe, die zu dem palastähnlichen Wohnhause der Freifrau von Pogwisch in der Holstenstraße zu Kiel führte, und zog zweimal stark an der mit einem kleinen, messingnen Löwentopfe geschmückten Klingel.

Zwischen Henning von Bodwald und ihm war am

kommenden Morgen nach ihrem Beisammensein verabredet worden, daß er, Andreas, den Brautwerber bei Jsa für Henning machen, während der Letztere sich nach Husum begeben sollte, um den Staller für Andreas' Pläne zu gewinnen. Ein junger, eifertiger Diener öffnete dem Studenten alsbald die Thür, erklärte aber, daß nur das Fräulein anwesend sei. Günstigeres konnte Andreas nicht geschehen; fast drängend schickte er den Diener mit der Anfrage fort, ob er vor Jsa erscheinen dürfe.

Aber statt des Abgesandten trat sie selbst auf den geräumigen, kalkweiß gestrichenen, mit alten Oelgemälden in schmalen Rahmen geschmückten und mit geschnittenen Schränken versehenen Flur, eilte wie eine Schwester, die den lange entbehrten Bruder bewillkommt, auf Andreas zu und wehrte ihm ab, als er sich auf ihre Hand, der ein zarter Veilchenduft entströmte, herabbeugen wollte.

„Die Freundschaft entledigt sich der förmlichen Ceremonien,“ rief sie. „Willkommen, willkommen, mein lieber Beter! und ich bitte, tritt in mein Gemach, da plaudert sich's ungestört.“

Unter diesen freimüthigen und zärtlichen Worten zog sie ihn in ein sanft erwärmtes Zimmer nach dem Garten, in das auch eben die Herbst-Mittagsonne ihre Strahlen sandte und alle Dinge in eine helle, das Auge erquickende Beleuchtung stellte.

Das Gespräch, das sich zwischen ihnen entwickelte, behielt auch anfangs den unbefangenen Charakter. Sie scherzten, lachten und neckten einander, wenn auch in ihren Herzen viel Ernüster sich verbarg; aber doch war's nicht gezwungen, sie freuten sich ihres Wiedersehens wie zwei gute Kameraden. Erst als Andreas erwähnte, daß er auf seiner Reise von Husum die Nacht auf Kopenhagen zugebracht, verfinsterten sich Jsa's Mienen, und als er, da er abichtlich das Gespräch auf Henning geleitet, fortfahren wollte, unterbrach sie ihn und sagte: „Neden wir nicht mehr von ihm. Er ist für mich Regen, Sturm, Gewalt, Nacht und Unheimlichkeit zugleich. Schon bei seinem rothen Barte schaudert mich, und wenn ich seine Stimme höre, ist's mir, als ob die Falschheit Gestalt und Sprache angenommen habe.“

Nun war's an Andreas, das Haupt zu senken und wortlos vor sich nieder zu schauen.

„Was ist? Was ist?“ rief die liebe Jsa erschrocken und griff nach Andreas' Hand. „Hat ich Dir weh, weil ich meinem Abscheu Worte verlieh? O, verzeih, ich wollte Dich nicht kränken! Sicher hätte mein Mund geschwiegen, wenn ich hätte ahnen können, daß Ihr so enge Freunde seid, — freilich.“ — unterbrach sie ihre Rede, — „wie kann man ihm Freund sein? Ich bitte Dich, Andreas, hüte Dich! hüte Dich!“

Unwillkürlich zuckte der Student zusammen. „Hüte Dich, hüte Dich!“ murmelte er, rief auch in der Nacht in Kopenhagen der gelbe Papagei. Dann aber, das Haupt erhebend, sprach er: „Ich will Dir Alles sagen, Jsa, ohne Umschweife. Höre mir zu, wennschon ich Deine Antwort weiß nach dem, was ich eben vernommen. Henning Bodwald liebt Dich und möchte Dich zu seiner Frau machen. Er versprach mir, die Wege zu ebenen zu dem Köstlichsten, was mir auf Erden werden kann, wenn ich ihm die Kunde bringen würde, Du seist ihm so wohl geneigt, wie er Dir. Ich konnte nicht wissen, wie es in Deinem Herzen ausfiel, und da es sich um so Großes für mich handelte, willigte ich ein. Doch ich wiederhole, Du hast mich bereits belehrt, und zum ersten und letzten Male habe ich gesprochen.“

Jsa war bei Andreas' Rede in den seidengeblühten Sessel zurückgesunken und hatte anfangs nur mit stummem Ausdruck dem Inhalte seiner Rede zugehört. Später aber legte sich eine furchtbare Spannung in ihre Mienen und ihr Angesicht erblickte.

Um völlig Klarheit zu gewinnen, umging sie den Kernpunkt der Rede und sagte forschend, mit mühsam fester Stimme: „Er versprach Dir, die Wege zu ordnen zu dem Köstlichsten, was Dir auf Erden werden kann, Andreas? Wie soll ich diese Worte deuten?“

Andreas zauderte, es widerstrebt ihm nur zu sehr, den Handel zu verrathen, den ihm Henning hatte aufdrängen wollen, und nicht sogleich fand er eine zarte Form zur Einleitung seiner Worte, ja, zuletzt erschien ihm eine Erklärung überhaupt so unmöglich, daß er emporsprang, gleichsam dadurch jeden Zweifel abzuschüteln suchte und ausrief:

„Nein, nein, lassen wir Alles; Jsa! Vergiß, was ich sprach, und glaube nur Eines: lieber möchte ich mir ein Leid anthun, als daß ich Dich auch nur durch einen Gedanken kränken, Dir gar ein Weh zufügen möchte! Du hast Dich gegen Henning entschieden, dadurch ist Allem der Boden entzogen, und es bleibt nichts zurück, als die Bitte, Du wollest mir nicht zürnen, daß ich mich zum Ueberbringer seines Antrages machte!“

Jsa sah vor sich hin, und ihr feiner Körper zog sich in Schmerzen zusammen; was ihr geahnt hatte,

Kadaver verboten.

Das neuzeitliche Molkereiwesen in den Großstädten.

Eine hygienische Skizze von Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer. Siehe das Bild, Seite 17.



ie Kunst des naturgemäßen Lebens nenne ich Tugend, die Tugend des Körpers, und damit den Jubegriff und das Ziel aller practischen Lebensweisheit." Mit diesem Satze erhebt der ebenso gelehrte als weltkundige Dolmetscher Dr. Dr. Neumann in seinem ausgezeichneten Werke von der Gesundheitslehre diese jetzt vom Streberthume viel umworbene Wissenschaft aus dem Dunkelreife des Laboratoriums wieder auf den ihr ursprünglich von einem Rousseau angewiesenen Sockel. Doch auch als akademischen Lehrzweig behielt ihr unser Altmeister, der kürzlich, — 3. December, — als Siebziger vom ganzen deutschen Volke aus vollem Herzen gefeiert Dr. M. von Reitenlofer mit dem Namen „Gesundheits-Wirtschaftslehre“ solch' höhere Stellung vor. Ich meinerseits rechtfertige bescheidenlich ebenfalls von diesem Standpunkte den von mir bei populärer Schreibung am liebsten eingeschlagenen Weg: statt mit trockenem Kerustoffe mich und die Leserschaft zu langweilen, den sichtenenden und anregenden Blick in's volle Menschenleben und wie es in seiner Art „wirthschaftlich“ zu richten. Beginnen wir mit einem Ausrufworte über die Hygieia im Dienste der darstellenden Kunst.

Unter den zahlreichen, behufs leichter Verständigung mit Nebenmenschen belegten Radonnenbildern suchte ich mir beim Rundgange durch die alte Pinakothek von München das mit Nummer 324 versehene Gemälde von Rembrandt, „Die heilige Familie“, aus, um sie von diesem Standpunkte als die „hygienische Madonna“ zu kennzeichnen: das auf dem Arme der Mutter eingeschlummerte Jesuskind läßt eben die noch freisichtbare Brust los, während das Elternpaar strahlenden Auges sich am Anblicke des „Schlafslings“ weidet, eine Scene, auf die aus unjeres Volktravon von Eschenbach's Parcial die Schilderung von der Königin Herzogin und ihrem Neugeborenen folgender Kernspruch paßt:

Selber wolt' ihm Amme sein,
Die ihn in ihrem Schoße trug;
Sinnig sprach Frau Herzogin:
Auch die höchste Königin
Bot ihre Brust dem Jesuskind.

Gewissermaßen das weltliche Seitenstück, aber nicht ohne den Glorienzahn einer echten und rechten „Landesmutter“, sah ich auf der Ausstellung italienischer und spanischer Meister im Wintergarten des Berliner Central-Hotels von 1883: Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, einem Straßenkinde die Brust reichend, Modellsgruppe von Ronari in Bologna (ob und wo mittlerweile in Erz oder Marmor aufgestellt, konnte ich nicht erfahren), ein Stoff, den ich aber schon 1868 von A. Liezenmayer in einem Wochenblatte bildlich dargestellt fand. Als „Gesundheitsheldin“ überhaupt, besonders was Frühaufrichten und Abhärtung gegen Erkältung betrifft, schilderte bereits Frau Ida von Düringsfeld im „Buche denkwürdiger Frauen“ diese Fürstin von urgermanischem Schrot und Korn. Hier seiere ich sie als Gattin und Mutter, welche in dreißigjähriger Ehe ihrem „Franz!“ nicht weniger als sechzehn Kinder, nämlich sechs Söhne und zehn Töchter, schenkte und allesamt selbst stillte. Damit nicht genug, — sie bethätigte sich mit dieser Naturipende eines Tages auch als Mutter des Volkes im wörtlichen Sinne: im Logenburger Parke, in Begleitung der den Baby Joseph tragenden Wärterin und zweier Hofdamen lustwandelnd, löst sie am Fuße einer Freitreppe auf ein eingeschlafen dajßendes Bettlerweib, mit einem vergeblich nach Stillung schreienden Säuglinge im Schoße. Ohne Besinnen ergreift sie, trotz der finster und eufest dreiblickenden Begleiterinnen, das Wärmchen und legt es an die eigene fürstliche Brust! Daß diese denkwürdige Scene auf dem neuen, großartigen Wiener Theresia-Denkmal nicht wenigstens im Reliefbilde verewigt wurde!

Sonst und Jetzt der Kinderstube“, — mit dieser Unterschrift zeichnete das schwarze Gegenstück zu diesem Kaiserin-Mutterbilde in zwei hübschen Bildchen in Chodoniedy's Manier, der mir sonst noch nicht aufgehoene und trotz Nachfrage an der Verlagsquelle nicht näher bekannt gewordene, aber wie es scheint, Berliner Maler Jury; das „Sonst“ allerdings noch als padende Illustration zu dem anderen deutschen Kernspruche:

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung giebt,
Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

Das „Jetzt“ dagegen zeigt eine junge Mutter mit einem Bude in der rechten Hand und einem feisten Tefelhündchen im Schoße, auf dem Boden Zeitungsbätter zerstreut, auf dem Kestertbrette Medicin-Flaschen, vom Säuglinge aber nur die hinter einem Borhange hervorragende Wiege! —

Den „Besuch bei der Wöchnerin“ malte Herr E. Gay aus Anwerpen in einem auf der Ausstellung der schönen Künste in Brüssel (1887) ausgehängten, von einer bekannten Zeitschrift kürzlich in einem großen Holzschnitte wiedergegebenen Bilde, vom hygienischen Standpunkte ein wahres Hohnbild auf das Gefühl der Mutterliebe in germanischem Sinne! Ein Brunkgemach in einem alterthümlichen Landgasthause; in einer Nische die Bettstelle mit der durchaus lebensfrischen Wöchnerin, einer Frau Gräfin, welche dem Herrn Grafen endlich den laugersehnten Stammhalter bescherte. In seidene Kissen gebettet, richtet sie den laut Text „beseeligten“ Blick auf den Liebbling, der seinerseits — an der Brust einer neben dem Bette sitzenden Amme säugend schwelgt! Im Vordergrund: die zur Pflege herbeigeeilte Großmama, im Augenblicke dreien zum Wochenbuche eingetretenen Freundinnen die Honneurs machend, — alle Vier in so farben glänzenden Gewändern paradirend, daß man im Geiste daran einen Judin'schen Schaufenster-Pettel „Chemisch gereinigt!“ zu lesen glaubt. „Alles im Schlosse,“ so liest man weiter, „athmet Entzücken und Freude über die Geburt des Erben.“ Sehr wohl! Unser hygienisch blickendes Auge aber wendet sich angefichts dieser Art von Kinderpflege lieber Bildern aus deutscher Meisterhand zu.

In der von Bendemann im Friesse des Thronsaales vom königlichen Residenzschlosse zu Dresden al fresco gemalte Wochenstube gelten die in Wahrheit „beseeligten“ Blicke der Mutter dem von Gebatternhänden eben fein sauber gebadeten,

vermuthlich lebhaft zappelnden oder kreischenden, ihr selbst zum Anlegen gereichten Säuglinge, und auch der Herr Papa ist strahlenden Antlitzes zugegen.

Albrecht Dürer's Holzschnitt „Mutter Anna nach der Geburt Marias“ zeigt außer dem, ebenfalls zum Baden fertigen Neugeborenen und der darüber schwebenden Engelsgestalt zwölf, und zwar lauter weibliche Personen, wie die mächtigen Schlüsselbünde andeuten, aus dem guten Bürgerstande, darunter neben der Wöchnerin eine hoffende Mutter, alle in weitem, hellem, lustigen Raume voll Freude über die glückliche Ankunft des neuen Weltbürgers aus Kammern und Kriegen jedenfalls etwas Anderes als Wasser trinkend.

„Im Kuhstall der Molkerei Viktoria-Parke zu Berlin!“ — Auf die Gefahr, Realist geachtet zu werden, muß ich, wenn auch nicht vom höheren Kunststandpunkte, so doch im Sinne hygienischer Kinderpflege, das mit jener Unterschrift in dieser Nummer enthaltene Thierstück dem gräflichen Cabinetbilde vorziehen. Gleichzeitig erinnere ich daran, daß die gute, dumme Kuh schon lange durch einen Meyerheim in der Gentr-Bildmalerei geläufig wurde, nämlich durch die Stall-Scene, wo das von einer Mutter gemolkene Thier mittelst einer an seinen Schwanz befestigten Schnur die Wiege des Jüngsten „treibt“. Wir möchten indessen gleich bekennen: es kann die neuere Hygieine allerdings das Einwiegen der Kleinen in Schlaf als Regel nicht gutheissen, sondern muß als Fortschritt die Einführung des nur zum Zwecke der Ortsveränderung in Bewegung zu setzenden, bis zum eintretenden Bedürfnisse durch einen feststehenden Korb vertretenen Kinderwagens begrüßen. Ebenso mühte das vorausgeschickte Lob des Selbststillens schon darauf vorbereiten, daß wir das Molkereiwesen, insoweit es sich bei der Pflege des ersten Lebensjahres behält, nur als einen Nothbehelf anerkennen. Glücklicher Weise kann ich hier auch hinzufügen: wenn in der Art und Ausbildung, wie in der, vom Oekonomie-Rath Grub vortreflich geleiteten Molkerei Viktoria-Parke, betrieben, als den naturgemähesten und geheilsichsten Nothbehelf behufs Auffütterung der die Mutterbrust entbehrenden Säuglinge oder „Nacktkinder“.

Nicht am Platze wäre hier eine Trauerrede über das Ammen-Umwesen, wie sie in beredten Worten nicht bloß bei religiösen, sondern lange vorher bei heidnischen Lehr-Schriftstellern zu lesen, und wie es noch heute bei den Naturvölkern aus reiner hygienischer Tugendhaftigkeit als undenkbar erscheint. Doch auch die heutige Grands Nation drückt ihm durch den Ausdruck allaitement mercenaire, im Gegensatz zur sovrage (Päppei) einen sittlichen Makel auf. Nur in der leichteren, hier angeschlagenen Tonart erlaube ich mir die Frage aufzuwerfen: nimmt sich solch' treuherzig blickender Kuhstuck nicht ansprechender aus, als das stupide Gesicht einer plumpen, im Flitterwerke „echter“ Landesstracht aufgebauhten und umhertraulenden Spreewaldlerin-Amme? Und wenn sie auch das beste Wesen von der Welt ist, — mir kommt solch' Kostüm-Ungeheuer immer wieder wie ein dem Panopticum entsprungenes Schaustück vor; ich kann dem Kleiderplunder höchstens die opportune Seite abgewinnen, daß er durch seine Anfalligkeit die Annäherung des Straßen-Courtmacherthumes erschwert! — Aus ähnlichem Gesichtspunkte erklärt sich's auch offenbar, daß die erste geschichtlich gewordene Amme, die der Römerfinder Romulus und Remus, Laurentia, von der Sage als leibhaftige Wölfin festgenagelt wurde.

Andererseits findet das Molkereiwesen sein klassisches Urbild in den Bierfäßlern, welche früher bei nothwendig gewordenen Päppei statt der für Geld und gute Worte überhaupt nicht zu habenden Zweihänderinnen aushelfen mußten, und zwar zuerst in der von Viktor Hugo in den Roman und Meyerbeer auf die Bühne mit dem Namen Esmeralda eingeführten Wiege. Im Olymp jedoch diente das muntere Thier als Amalthea gleich dem Göttervater Zeus selbst als Amme und verewigte sein Andenken durch das von seinem Haupte stammende Fällhorn oder Amaltheum. Auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden in einem Kinderhospitale der Provence den Findlingen Ziegen gehalten, welche solch' Verständniß entwickelten, daß sie bald den ihnen zugewiesenen Säugling von selbst herausfanden und ihm sogar durch bequemes Anschmiegen entgegenkamen. Findet sich zwar heute noch in ländlichen Haushaltungen hier und da eine Esmeralda als Born für Nalchennahrung, so paßt diese Milchart, genau genommen, wegen ihres zu starken Fett, aber zu geringen Zuckergehaltes erst für Säuglinge von sechs oder sieben Monaten. Vorher ließe sich eher noch die früher an manchen Orten übliche Gelmilch benutzen, deren längerer Gebrauch freilich auch auf Hindernisse verschiedener Art stößt.

Sehen wir uns nun schon aus äußeren Gründen so gut wie ganz auf das durch unser Bild in staltlicher Auswahl vorgeführte Hornvieh angewiesen, so läßt es das Thier seinerseits auch durchaus nicht an innerlichen und nur ihm eigenthümlichen Vorzügen fehlen, kraft welcher seine Euter dem nun einmal auf solchen Ausweg angewiesenen Menschenkinde die seinem Ernährungs- und Geschmacksbedürfnisse allein am nächsten kommende „weiße Blutmischung“ bietet. Das ihr allerdings ebenfalls anhaftende Juviel von Fett und Zuwenig von Zucker, — wenigstens für den Säuglingsanfänger, — gleichen wir leicht durch Verdünnung einerseits und Anfühlung andererseits aus, und wenn wir uns zu letzterem Zwecke statt des landesüblichen Rohr-, des Milchzuckers bedienen, so beugen wir auch der bei Nalchekindern sonst leicht eintretenden Hartleibigkeit vor.

Wenn auch mit dieser Befürwortung nichts weniger als etwa eine hygienische Keuigkeit an sich vorgetragen werden soll, so liegt doch die Zeit noch kaum hinter uns, wo sich die liebe, gute Kuhmilch durch eine bunte Reihe von Erzeugnissen der chemischen Garltüche in flüssiger, eingedickter, gepulverteter und sonstiger Form so weit verdrängt sah, daß man den Säuglingen beinahe jedes andere Ersatzmittel, aber nur keine Naturmilch reichen zu wollen schien, und die Hausstandstüche förmlich das Ansehen eines Laboratoriums annahm. Lange währt diese Glanzzeit der Surrogatwirthschaft zum Glück nicht, sondern rasch wuchs der von ihr geworfene Schatten gesteigerter Kindererkrankung und Sterblichkeit zu solcher Breite an, daß selbst den Schwärmern für chemische Forschung und Kunstfertigkeit die Augen aufgingen, und z. B. ein Sonderregger von einer unter der Kinderwelt unsichtbar wirkenden „Guilotine“ sprach. Wie ein Mann erhob sich denn auch die deutschen Practiker, um auf verammeltem Verkertage (Juni 1883) folgende Erklärung zu veröffentlichen: „Nächst der Ernährung durch Mutter- oder Ammenbrust eignet sich allein gute Kuhmilch als Ersatz der Frauenmilch. Alle sogenannten Kindermehle mit Einschluß der Liebig'schen Suppe sind wegen ihres großen Stärkemehlgehaltes für die Ernährung der Säuglinge ungeeignet. Auch ist die Ernährung mit diesen Surrogaten viel kostspieliger als mit der theuersten Kuhmilch.“

wußte sie nun. Wenn sie sich preisgab, konnte sie ihn, — Andreas, — glücklich machen —

Nun eben trat auch die Freifrau, noch angehaucht von dem frischen Odem der Herbstluft, in's Gemach, und als sie Beide beisammenstand, flog ein Ausdruck von Ueberraschung und Befriedigung zugleich über ihre Züge. Sie überschüttete Andreas, der sich rasch ihr zugewandt und auf ihre Hand herabgeneigt, mit artigen Worten der Bewillkommung. Ueberdies nahm sie bald die Gelegenheit wahr, ihn zu einem Feste zu laden, das sie dem Adel der Stadt und Umgegend in kurzer Zeit zu geben gesonnen war, und stellte die Bitte an ihn, Spiel und Tanz leiten zu wollen.

„Ja seufzte leise auf, wandte sich ab und schaute in den Garten. Andreas sah, daß ihr Körper zitterte, und er wußte, was in ihr vorging. Aber um den Eindruck des stattgehabten Gespräches zu verwischen, verneigte er sich lustig und rief:

„Wenn ich's Ihnen und meiner schönen Cousine recht mache, von Herzen gern! Den ersten Tanz, Ja, nicht wahr, den darf ich mir schon heute erbitten. Wir wollen fröhlich sein, und was durch die Luft weht und uns nicht gefällt, das sei abgethan für immer!“

Sie sah ihn an mit raschem Blicke, aber ihr Lächeln war nur allzu traurig und gezwungen.

Nach diesen Ereignissen waren zwei volle Jahre vergangen. Auf dem Schlosse von Ahlfeldhof, dem Gute Henning von Bodwaldt's in Schwansen, herrschte unruhiges Leben. Diener liefen die großen Treppen auf und ab. Mägde tummelten sich; in Küche und Keller wirthschafteten die Köche mit ihrem Hülfspersonal bei Braten und Gemäßen, und Thorde war eben beschäftigt, im großen Saale mit einem Jäger den Tisch zu decken, weißes Leinen darüber auszubreiten und ihn mit blühendem Glas und Silber zu besetzen. Henning gab ein Fest, zu dem er seit Wochen die Einladungen hatte ergehen lassen. Es war das erste seit seiner Heirath mit dem schönen Freifräulein Ja von Pogwisch, mit der er in's Ausland gereist war nach der Trauung, und die er seit zwei Monaten als Herrin nach Ahlfeldhof geführt hatte.

Eben war Henning von einem Spazierritte auf die Vorwerke zurückgekehrt; noch standen die rauchenden und heißen Dampf aus den Rüstern blafenden Pferde, sein eigenes und das des Reitknechtes, vor der Schloß-treppe.

„Der Fuchs hat's an der Fessel! Gleich soll nachgeschaut werden, Christof!“ rief er herrlich dem Diener zu, der just die Thiere abführen und in den Stall ziehen wollte. „Und frag', ob der Bote von Kopenhagen zurück ist, und ob Antwort eingetroffen vom Grafen Bernstorff?“

Nun wandte er sich in seine Gemächer und betrat eine Viertelstunde später das Zimmer seiner Gemahlin. Ja, stand an dem hohen Fenster, das in die tiefe, erkerartig ausgebaute Mauer eingelassen war, und schaute hinaus auf einen von Gebüsch umgebenen Weiler, dessen Wasser sich silbern abhob gegen das Grün einer Wiese.

Die letzten weißen Schmetterlinge gaukelten auf dem stillen Fleck Erde auf und ab, und in den Kniden, die sie einfriedigten, blühte verspätet noch ein rothes Röslein zwischen Dornen und Ruß. Auch eine kleine Eiche rechte ihr kräftiges Geäst empor und trug dichten Epheu, der sich bis an die Zweige emporgerankt hatte. Hinter der Wiese und dem Weiler lag der Ausläufer eines großen Gartens mit beschnittenen Buchsbaum-Heden, sorgfältig gehaltenen Wegen und herrlichen, dichten Boskettts. Ueberall war's schön in Ahlfeldhof; ein reicher, wohl der reichste und fruchtbarste Besitz in der ganzen Landschaft.

Oft schien's der Frau keine Wirklichkeit, daß sie in Wahrheit die Gattin Henning von Bodwaldt's geworden, desselben Mannes, der ihr unheimlichen Abscheu eingeflößt schon beim ersten Sehen. Aber als sie noch geschwankt hatte, sich für Andreas zu opfern, war ihr ein Buch in die Hände gefallen, das sie in der Bibliothek ihres verstorbenen Vaters, des einstigen Landmarschalls und Kammerherrn von Pogwisch, gefunden, und in dem sie eine Geschichte hochherziger Entfagung gelesen, in der nachstehende Stelle sie besonders angesprochen hatte:

„Sie redeten von Liebe und wußten nicht einmal, was Liebe war. Da sagte er ihnen: Liebe sei höchstes Wünschen und Verlangen und äußerstes Verzichten und Entfagen. Jenes sei Leidenschaft, die verfliege und zer-gehe, wie die vom Sonnenstrahl getroffene Wolke, diese sei eine Felsenwand, die selbst die unterirdischen Geister nicht zu erschüttern vermöchten, wenn sie mit ihren furchtbaren Armen die Erdrinde emporzuheben suchten!“

(Fortsetzung folgt.)

Doch abgesehen vom Bedürfnisse der Flaschenkinder, gehen schon größere Kinder und vollends Erwachsene bei der Surrogatwirthschaft ja von vornherein leer aus, während auch in der Krankenbehandlung, Dank der in Fluß kommenden hygienischen Richtung, die Milchinkturen den Medicinkturen schon den Rang abzulaufen beginnen, und selbst die gesunde, immer lebhafter vom hygienischen Gauche besetzte Großstädterin findet kein Arges mehr dabei, Milch zu „kneipen“. Nahm sich auf der Berliner Ausstellung von 1883 der Zugang zu den paar Milchhallen gegen die Ueberfluthung des berühmten nassen Dreieckes zwar dürftig aus, so wurden doch immerhin an einer einzigen Stelle tagsüber 700 Gläser im Durchschnitte, Sonntags sogar bis 1700 verschänkt, und am 19. August mußte, weil „der Stoff alle“, schon um 7 1/2 Uhr die Bude geschlossen werden!

Beiläufig bemerkte ich auch schon lange die hygienische Wandelung, welcher sich, der gesünderen Geschmackrichtung folgend, wohl oder übel jene biederen Schweizer fügten, die uns zur Sommerszeit mit fliegenden Kolkentrüben zu beglücken pflegen. Müßen sie freilich äußerlich das Hauptgewicht nach wie vor auf Verzäpfung des eilen Käsewassers legen, so verabreichen sie auch anstandslos am anderen Ende ihrer „Promenade“ die Vollmilch frisch von der Ziege. Will ich meinerseits diesen Braten alles Gute gönnt haben, so muß ich doch auch feststellen, daß der Mehrheit der Erwachsenen schon dem Geschmack nach Kuhmilch am Besten behagt und bekommt. Dabei brauchen wir nicht erst den Anbruch einer Saison und die vorübergehende Zufuhr von echtem Schweizer Schläge abzuwarten, sondern ständig, im heißen Sommer wie im kalten Winter, Abends auch bei künstlicher Beleuchtung und sonstiger Behaglichkeit, erfreuen wir uns des Besitzes einer richtigen — Milchneipe!

die Hand bietet. Läßt sich dies Ganze von Gefäßen, Kessel, Gefäß, Flaschen u. s. w. zwar auf den ersten Blick mehr wie ein Laboratorium an, so lernt man es doch alsbald als ein spielend zu handhabendes Küchengeräth erkennen, bei dem es nur auf ausgeführte Reinlichkeit bis auf's Kleinste ankommt. Alles in Allem genommen, begrüßt die Hygiene in diesen, sich an den Mittelpunkten der Civilisation und inmitten des Strahlengebühles in größtem Stille erhebenden Kolkerei-Anstalten stolze Denkmäler der zur That werdenden und damit das Volkwohl an ihrem Theile lebhaft fördernden Gesundheitswirthschaft.

Kachdruck verboten.

Goldene Thränen.

Von E. von Wald-Jedwitz.

Hahin zogen sie, — trippel — trippel — trippel, — die Kleinen und die Großen, die blondköpfigen und die schwarzgelockten Mädchen des bescheidenen Städtchens. Wie das schwakte, wie das lachte und lachte! Diese Schritten feierlichen Ernstes neben einander her, Zene sprangen ausgelassen vorwärts, je nach Charakter und Temperament, — ein wenig mochte auch die Vorwärtsbewegung der kleinen Fräulein durch das mehr oder minder freudig oder bange klopfende Gewissen beeinflusst werden.

Dort das rothe, mit blühendem Gaisblatt umschlungene Ziegelhaus, das so freundlich aus seiner grünen Umrahmung schaut, ist das gemeinschaftliche Ziel der Kinder, — die Schule, — die Schule.

Wiemann versucht, ein möglichst ernstes Gesicht zu machen, während er das Buch aufschlägt, nach welchem er die Geschichte vorträgt. So recht will's ihm aber nicht gelingen, den brumm-bärrigen Schul-Tyrannen herauszukehren. Jugend will austoben, und wo das Toben unterjagt ist, wird's zur verbotenen Frucht, und die schmeckt ja besonders süß. Das weiß der gute Alte wohl, und während die beiden Ueberräskten noch immer nieder-geschlagenen Blickes dasitzen, überfliegt ein freundliches Lächeln sein Gesicht.

Minchen ist ihm besonders an's Herz gewachsen, — das lustige, offene Kind mit den klaren, ehrlichen blauen Augen hat's ihm angethan.

Der kleine Vorfall wirkt unter den übrigen Kindern natürlich noch immer nach.

„Ha, — das war wohl Wasser auf Eure Mühle, — haha, — wie das wispert und lacht — und, —“ Herr Wiemann macht nun wirklich ein ernstes Gesicht, — noch ein unterdrücktes Klüffern, — und nun anmerksame Stille. Bierzig Kinderaugen sind auf den lieben alten Lehrer gerichtet, der sich noch einmal räuspert und dann beginnt:

„Wo sind wir in der letzten Stunde stehen geblieben?“ — Zwanzig Hände fliegen in die Höhe und zappeln in der Luft.

„Ach! — Ich! — Ich! — Herr Wiemann, ich!“

„Karoline?“

„Wir sind in der letzten Stunde bei dem trojanischen Kriege stehen geblieben.“

„Richtig. Wo lag die Stadt Troja? — Leonore?“

„Die Stadt Troja lag in Kleinasien, Kleinasien aber ist eine Halbinsel —“

„Gut, — gut.“

„Kleinasien aber ist eine Halbinsel von Asien. Asien aber ist ein —“



Erzherzogin Marie Valerie und ihr Verlobter, Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. — Siehe Seite 23.

Insofern man dabei an ein frisches, fröhliches, gemeinsames Einnehmen eines süßigen Nahrungs- und Genußmittels denkt, stehe ich schon darum nicht an, hier das derbe Wort „Kneipe“ in den Mund zu nehmen, weil damit der dem Ausdrücke „Milchtrübe“ anhaftende Beiklang nach Apotheke beseitigt wird. Nur einen Fuß auch braucht man in's Innere des auf der ersten Seite dieser Nummer abgebildeten Gebäudes zu setzen, um darin eine Räumlichkeit zu erkennen, welche in ihrer Art in Sauberkeit, Ausstattungs- und Bedienung mit unherer jetzt im männlichen Aneipenleben obenaufstehenden „Kilgerechten Bräus“, vor Allem aber in „Echtheit des Stoffes“, weiteifert. Bleibt dabei auch nicht die Gleichartigkeit der Preissteigerung aus, so kann es uns doch auf dreißig Pfennige für ein volles Liter echter Schweizermilch ebenowenig ankommen, wie auf fünfzig Pfennige für ein dito edlen Münchner Bräu, bei dem es als erstem und letztem Trunk in einer Sitzung nicht einmal immer bleibt.

Was nun uns Großen für uns nicht zu theuer, das sollten wir erst recht unseren Flaschenkindern zuwenden, für welche schon vom Gesichtspunkte der Gesundheit nur „das Beste gut genug“ sein kann, und während beim Biergenusse die Kostenpunkt-Frage immerhin nach Geschmack und Mitteln beantwortet werden mag, da ja jetzt bekanntlich alle Bräue an verhältnißmäßiger Güte mit einander weiteifern, giebt bei der Wahl der Kuhmilch als ausschließlichen Nahrungsmittels die Echtheit und mit ihr der höhere Preis den hygienischen Ausschlag. Gerade das früher von den fliegenden Milchhandlungen betriebene Unwesen in Lieferung möglichst billigen Reuges leistete der, wie wir oben hörten, gleichwohl viel kostspieligeren Surrogat-Wirthschaft Vorschub. Von diesen neuen, mitten unter uns heimischen Kolkereien aber beziehen wir die Kinder-nahrung aus erster natürlicher Quelle und, insoweit sie über die Straße befördert wird, in verbürgt sauberer, unverfälschter Gefäßfüllung. Andererseits gehört freilich zweitens dazu, daß auch der Hausstand in richtiger Behandlung und Aufbewahrung seine Schuldigkeit thue, eine Aufgabe, zu deren vollkommenster Lösung der Münchner Hygieniker Dr. Soghlert mit seinem vorzüglichen Milchsch- und Bewahr-Apparate bestens

Nicht wahr, da hat das liebe Gewissen doch wohl ein Recht, ein wenig zu pochen? — hm — hm — ja — ja — je nachdem, — so ganz fest sitzen die Vocabeln noch nicht bei Allen, — und der dritte Vers des Tauchers ist so ganz abschließend schwer, — dazu noch gestern Mamas Geburtstag mit Chocolate, — wer sollte da daran denken, Gedichte zu lernen?! —

Minchen Forberg natürlich hat gar keinen Grund, sich zu ängstigen; sie ist ihrer Sache sicher. Ein kleines, munteres Ding mit bildhübschen, ehelichen blauen Augen. Der starke, goldblonde Pops bewegt sich bei jedem Worte, das sie spricht, — und sie schwakt manches Wörtchen, — hin und her wie ein Pendel. Die kleinen Fräulein tragen sie schnell vorwärts; doch bald bleibt sie stehen, um Rosa eine ganz wundervolle Geschichte von Luie, ihrem Hunde, zu erzählen. Dann schießt sie plötzlich wie ein Pfeil vorwärts, — Blanka geht da, — und die soll den „Letzten“ haben. Da hat sie ihn schon, die Nichts-ahnende, — und nun läuft Minchen, — was hast du, was kannst du, — der Schule zu; die Röcke und der Pops fliegen um die Wette, die Schulmappe gleichfalls, — Fräulein Blauen, die bedächtige Stricklehrerin, wird beinahe ungerannt.

„Ach, entschuldigen Sie, Fräulein, — aber — aber — ach, du lieber Gott —“

„Unser Minchen hat's einmal wieder eilig!“ lacht das gutmüthige Fräulein und schaut freundlich dem Blondkopfe nach, der eben im Klassenzimmer verschwindet und mit der ehrbarsten Miene von der Welt ihren Platz einnimmt.

„Ach, Fräulein Blauen,“ und Rosa stürzt herein. Die gütige Stricklehre ist heute wirklich vielen Gefahren ausgesetzt. „Aha, — deshalb die wilde Jagd, — Minchen ist schon da!“ „Sie soll den Letzten wieder haben!“

Auch Rosa ist verschwunden, — und nun beginnt das Häschen in der Klasse, — Minchen und Rosa hier, — Rosa und Minchen dort — eine oben, die andere unten und umgekehrt.

Da tritt Herr Wiemann ein, die Geschichtsstunde soll beginnen. Pflöckliche Stille, — die beiden Kinder erheben sich, schamroth im Gesicht, und schleichen auf ihre Plätze.

„Natürlich Rosa und Minchen wieder, — nun, an denen bin ich die Tollheiten schon gewöhnt!“ —

„Genug, — genug. Setz Dich nur, Leonore. Wodurch entstand der trojanische Krieg?“

„Der trojanische Krieg entstand dadurch, daß ein Jüngling, genannt Paris, schön von Gestalt, aber leichtfertig, die schöne Helena, die Gemahlin des Königs Menelaus von Sparta, raubte.“

„Richtig. Die Kämpfe um Troja haben wir auch gehabt, ebenso erwähnten wir des Agamemnon und des Achilles, Hector's Tod — und was war das Letzte, Louise Felsch?“

„Das Letzte war das Märchen von dem hölzernen Pferde.“

„Nicht richtig. Es ist kein Märchen, sondern — Camilla?“

„Es ist kein Märchen, sondern eine geschichtliche Thatsache.“

„Gut, — was war es sonst noch, Fea?“

„Es war auch eine Heldenthat.“

„Eine Heldenthat, — nein, das eigentlich nicht. Was war es, Frieda Böhmer?“

„Es war eine Kühnheit.“

„Auch das, — aber ich meine noch etwas Anderes. Wer weiß es?“

„Ich!“ — „Ich!“

„Nun, Minchen, sage Du's!“

„Es war ein Unrecht.“

„Ein Unrecht, — nein, das war es nicht.“

„Doch, das war's.“

„Aber warum, Minchen?“

„Es war eine Kriegslist —“

„Na, das —“

Minchen ließ Herrn Wiemann aber nicht weiter sprechen, sondern fuhr fort:

„Und eine Kriegslist ist eine List, und eine List ist eine Lüge, und eine Lüge ist ein Unrecht, und Ulfes, der den Rath dazu gegeben hatte, war ein Lügner!“

„Oh, — oh!“ — „Nein, — nein!“ — „Er war ein sehr kluger Mann!“ ging's durch die Klasse.

„Aber doch ein Lügner!“ behauptete Minchen.

„Nein, Minchen, in diesem Falle ist es etwas Anderes, — er übte ja nur eine erlaubte Kriegslist.“

„Aber wenn eine Kriegslist eine Lüge ist, so kann sie doch nicht erlaubt sein?“



Holländische Fischerin. Von J. Weber. — Siehe Seite 23

Herrn Wiemann setzte diese kindliche Logik einigermaßen in Verlegenheit.

„In diesem Falle, wo Ulysses den Sieg der Seinigen, also etwas Gutes damit bezweckte, müssen wir die Sache anders auffassen.“

„Jawohl!“ „Gewiß!“ „Natürlich!“ riefen die Schülerinnen durch einander.

„Aber man darf doch auch nicht lügen, wenn man etwas Gutes dadurch bezweckt?“

Herr Wiemann vermochte seine Schülerin nicht von seiner Ansicht zu überzeugen und setzte endlich, sie ihren Gedanken überlassend, den Unterricht fort.

„Ninchen, Du?“ richtete er später eine Frage an sie. Die Kleine fuhr wie aus einem tiefen Traume auf.

„Ei — ei — Du hast nicht aufgepaßt! Woran dachtest Du?“

„An den Lügner Ulysses.“

„Aber Ninchen!“ rief Herr Wiemann ungeduldig und hatte Mühe, das Lachen der ganzen Klasse zu dämpfen. Die Folgende konnte die Frage beantworten, und Ninchen kam einen Platz hinunter.

Die anderen Stunden folgten. Auch hier war das Mädchen zerstreut; in den Pausen zeigte es nicht die gewohnte Heiterkeit.

„Ach, die denkt gewiß noch an den klugen Ulysses!“ — Diese und andere Redereien ihrer Gefährtinnen, welche sie sonst handgreiflich gerächt hätte, ließ sie geduldig über sich ergehen.

Heute machte sie den Heimweg bedächtig, während sie ihn sonst in allen Gangarten, nur nicht im Schritt, zurücklegte. Daß ihr lieber Lehrer, der gute Herr Wiemann, auf den sie so fest vertraute, eine Lüge nicht für ein Unrecht hielt, das wollte ihr nicht in den Sinn.

Während des ganzen Tages war sie weit stiller als sonst. „Bist Du krank, mein Herz?“ fragte die Mutter.

„Nein.“

„Wirklich nicht?“

„Wirklich nicht.“

„Daß Du vielleicht eine Unart begangen?“

„Gewiß nicht.“

Es dunkelte, — es wurde Abend, und die Mutter brachte ihren Liebling in's Bett. Ninchen faltete die Hände

„Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Soll Niemand drin wohnen,
Als Jesus allein. Amen. Ach!“

Dies Ach entronn sich über ihren Lippen, es stammte, — die Mutter fühlte es wohl, — aus einem bedrückten Herzen.

„Was ist Dir, Ninchen?“

Da richtete sich das blonde Köpfchen aus den Kissen auf, und zwei gute, ehrliche blaue Augen ruhten fragend und zugleich voller Zuversicht auf den Zügen der Mutter.

„Ich habe mich heute mit Herrn Wiemann gezanzt.“

„Gezanzt? — Ein Kind kann sich doch mit seinem Lehrer nicht zanzen?“

„Doch — doch! — Er behauptete, eine Lüge wäre kein Unrecht.“

„Da irrst Du Dich, mein Liebling, das kann Herr Wiemann nicht gesagt haben.“

„Das hat er gesagt!“ — Und nun erzählte sie fliegenden Athems, mit erregter Stimme, gerötheten Wangen und glänzenden Augen den heutigen Vorgang in der Schule.

„Run?“ schloß sie ihre Rede.

„Du fahst die Sache nicht richtig auf. Ulysses hat durch diese Kriegslüge seinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen, also war sie etwas Gutes, — demnach kein Unrecht und Ulysses kein Lügner.“

Ninchen starrte die Mutter an.

„Kein Unrecht!“

Das Köpfchen sank in die Kissen. Einen Augenblick war es still, — dann schlug plötzlich ein herzzerreißendes Schluchzen an das Ohr der Frau.

„Auch — Du, — Mutter!“

Zwei Kinderärtnchen streckten sich nach ihr aus, aber sie sanken wieder matt zurück. — Die Mitschülerinnen, — der Lehrer — und nun sogar die Mutter hießen eine Lüge gut!? — Der Boden, auf dem Ninchen bis heute so fest gestanden hatte, war plötzlich unter ihren Füßen forgerissen. Wie hilflos, wie namenlos unglücklich kam sie sich vor!

Die Mutter stand dabei und war erschüttert. Hier galt es, einem Kinde den Glauben an das Heiligste auf Erden zu erhalten — an die Wahrheit. Jählich beugte sie sich zu ihr nieder.

„Ja, mein Kind, Du hast doch Recht, — eine List ist stets eine Lüge — und eine Lüge ist ein Unrecht.“

„Und Ulysses war doch ein Lügner!“ — Klang es froh aus dem Kindermaunde.

Ninchen umarmte und küßte sie stürmisch, helles Glück lachte aus ihren Augen, und sie schlummerte engelsanft bis zum Morgen, während die Mutter eine schlaflose Nacht hatte. War sie doch von dem Pfade der Wahrheit, — wenn auch nur ein wenig, — abgewichen, um dem Kinde ungetrübt den Glauben an die Menschheit zu erhalten. Und doch freute sich die Mutter der Thränen, welche sie dazu verführt hatten, — waren es doch „goldene Thränen“ gewesen.

Kadaver verboten.

Faschingsgeplauder.

Von Daffo Harden.



Carneval!
Hui, wie das eine Wort die Geister anregt und die Füßchen in froher Erwartung klopfen, der Herrlichkeiten erbeben läßt! Wie es die Sprühentfelsen des Humors entflammt und dem Frohsinn Schwimmen verleiht!

Carneval!!
Ruf! Küßt euch, ihr liebenswürdigen und liebenswerthen Frauen, ihr reizenden Mädchenblumen, den gütigsten und gnädigsten aller Prinzen würdig zu empfangen! Bindet ihm Kränze und streut ihm frische Blüten, dem hohen Gaste, und vor Allem weicht ihm ein sonniges Lächeln! Böse Zungen haben das häßliche Wort erfunden, daß Frauenthränen am unüberwindlichsten sind. Welcher Unsinn! Im Lächeln liegt die unwiderstehlichste Kraft der Frau, schelmischen Augen und lächelnden Lippen ist jeder Sieg gewiß, — besonders zur Carnevalszeit.

Aber auch ihr vom Sauerthaug der Erde: ihr brummigen Ehegatten, rüffet euch! Wehe, wenn Seine Hoheit auf euren Nienen auch nur eine Spur von Ernst oder Griesgram sieht: der Prinz hat gefährliche Trabantinnen, und er weiß sie vorzüglich gegen seine Feinde zu verwenden, — hütet euch also, — hütet euch!

Und ihr endlich, die ihr des Lebens höchstes Glück: ein liebedes Weib, noch nicht errungen habt, ihr Junggefallen, geht ernstlich mit euch zu Rathe: laßt den Stabtod und den Raasflug zur Seite, haltet Heerschau über eure Gläubers- und Ladstiefeln und bringt Terpsichore eine Delatombé dar; die Liebliche ist des Prinzen treueste Freundin, sie sitzt oben an in hochheinem Rath, und Amors wohlbewehrter Köcher steht zu ihren Diensten. Ruhet die Zeit, nutzt die Zeit . . . so lange es noch Zeit ist! Zipperlein und Bodagra, die beiden tüchtigen Kobolde, die dicht an des Prinzen Throne stehen, nahen sich sonst mit der Luittung über unbezahlte Hagestolzen-Steuer, ehe ihr es denkt. Die Hagestolzen sind die einzigen Narren welche der Prinz nimmer liebt.

Der Prinz Carneval!
Wer seine Macht und Herrlichkeit nicht am sonnigen Rheine kennen gelernt, wer nicht im glücklichen Italien den Fasching durchstollt und mit vollen Zügen seine Gaben genossen hat, ahnt nichts von dem Freudenbringer und Sorgenbrecher. Er ist uns Norddeutschen zumal fremd, — oder richtiger, er ist uns fremd geworden. Im lebensfrohen Mittelalter, ehe die Gottesgeißel des dreißigjährigen Krieges Deutschland heimgejucht hatte, reichete das Reich des Prinzen durch alle deutschen Gauen; sind die alten Gebräuche des germanischen Julfestes doch sicher ebenso gut Ahnen und Urahnen der heutigen Faschingschwänke, wie die Formen, die der Carneval den römischen Lupercalien und Bacchanalien entlehnte. Seine Hoheit ist ja kein Anderer, als der heitere Frühlingsgott, dem die lustige menschliche Schlaubeit ein zeitgemäßes Mäntelchen umgehängt hat, den sie aus alten Ueberlieferungen wieder auferstehen ließ, damit er die Wochen vor der, von der Religion gebotenen ersten Prüfungs- und Fastenzeit mit Scherz und Tanz, mit Viederklang und frohlichem Schmaufen würze. Man wollte sich schadlos halten für kommende Tage, und die Narren des Narrenkönigs haben es sicher schmerzlich empfunden, als eine hochwürdige Klerikerin und wohlwühlende Obrigkeit den tollen Fasching, welcher ursprünglich vom Tage der heiligen drei Könige (dem 6. Januar) bis zum Aschermittwoch dauerte, mehr

und mehr beschränkte und schließlich bis auf die letzte Woche vor dem drohenden Aschermittwoch zusammendrängte: auf die „unsinnige Woche“, wie man sie hieß. Den armen Laien erging es dabei noch schlimmer, als den geistlichen Herren, denn den Letzteren vergönnte ein besonderes päpstliches Breve, ihr Bacchanal schon zwei Tage vor dem der Laien, nämlich bereits am Donnerstag vor Fastnacht, — am sogenannten „Faschnachtsabend“, — zu beginnen.

Heute steht in deutschen Landen der Rheingau und zumal Köln oben an im Phantasie-Reiche der glückseligen Narretei. Seit 1823 ist hier der Carneval wieder zur echten und rechten Volksfeste geworden. Wer das bunte Treiben in der alten Rheinstadt aus einer trefflichen, farbenreichen Schilderung lernen lernen will, der nehme Dackländer's unverwundlichen Künstlerroman zur Hand, — ein Meisterwerk in seiner Art, unerschöpflich an sprudelndem Reichtume toller Einfälle, wie der Carneval selbst. Auch in Oesterreich ist der Fasching eine „allgemeine Angelegenheit“, an der Alt und Jung, Reich und Arm seinen Antheil haben will und thatsächlich gewinnt. Das allezeit tanzlustige Wien vor Allem scheint ein großes Vergnügungs-Etablissement geworden zu sein, — ein Wiener Wigbold hat den „Herrn“ Fasching ja nicht mit Unrecht als den „Mitbegründer des Lebevereins und Stifter aller Schulen, sowie der Lungenfucht, Doctor verliebter Mädchen, Sekretair der leeren Kasse und Vorstand aller lustigen Gesellschaften“ gefeiert.

Bei uns im kühler denkenden Norddeutschland erobert sich Prinz Carneval nur langsam seine Rechte zurück. Versuche, eine wirkliche, echte Carnevalszeit nach rheinischem Vorbild etwa in den norddeutschen Städten einzubürgern, sind wiederholt gemacht worden, aber immer täglich gescheitert, — es ist nur zu wahr, daß der breiteren Schichtung unserer Bevölkerung der Sinn für die übervolle und im Grunde doch wirklich harmlose Narretei auf immer abhanden gekommen scheint; der sonst so vielseitige Berliner zumal vermag, — vielleicht liegt dies auch im Wesen einer Millionenstadt an sich begründet, — dem Maskenscherz, dem von den Carnevals-Freunden unzertrennlichen Mummenspiel, seinen rechten Geschmack abzugewinnen. Was wir z. B. von öffentlichen Maskenbällen im Laufe langer Jahre in der Reichshauptstadt gesehen haben, zeugte von allem Anderen eher, als von dem überprudelnden Humor und dem wirklichen Frohsinn, den Seine Hoheit der Prinz allein liebt. Köstliche Erinnerungen tauchen freilich vor mir auf, wenn ich einzelner Maskenfeste denke, welche die Herren von der Berliner Künstlerschaft, welche die wackeren Brüder von der Schlaraffia oder die Genossen, so sich unter dem altherwürdigen Zeichen Toll Eulenspiegels scharen, mit Meisterschaft zu arrangiren verstanden. Auch diese Feste aber tragen, ich möchte sagen: einen internationalen Charakter; das typisch Locale, das dem Carneval sonst überall eigen zu sein pflegt und einen großen Theil seines Reizes ausmacht, fehlt meist auch in ihrem Rahmen.

Unser Fasching spielt sich im engeren Kreise ab, und hier gewinnt der heitere Fürst von der Narretei Gnaden allerdings alljährlich sichtbar an Boden. Wir begrüßen es mit inniger Freude, daß das Maskenfest, der Kostümball mehr und mehr zu den regelmäßig wiederkehrenden Winter-Vergnügungen in unserer Geselligkeit gerechnet werden kann. Mit ihren tausendfachen Anregungen, ihren neckischen Scherzen, ihrer farbenfrohen Pracht bringen uns Maske und Kostüm einen immer frischen Pulsschlag in die oft leider nur allzu große Einförmigkeit der Saison.

Ich sehe freilich im Geiste einige Mamas erust die Köpfe schütteln und noch mehr Papas mit einer unnachahmlichen Bewegung des Absehens auf ihren Treisor deuten. „Sind wir denn Alle Rothschilds, gehören wir denn Alle zu den glücklichen Zehntausenden, die ungestraft und ohne Schmerzen jede Tollheit mitmachen müssen! Ein Kostümball? Wir schaudern! Das wird ein theureres Vergnügen.“

Mit Verlaub! Sie sind im Irrthum, ungnädigste Frau Mama, gestrengster Herr Vater! Es ist zwar immer eine mißliche Sache, von dem leidigen Mammon zu sprechen, aber ich thue es diesmal mit gutem Gewissen: zu einem Maskenfeste, zu einem Kostümballe gehört weit, weit weniger Aufwand, als Erfindungs-gabe, Geschid, Genügsamkeit und vor Allem das Beste: ein froher Sinn!

Darf ich mich allerunterthänigst einmal als einen Abgeandten des Prinzen Carneval betrachten und in höchstem Interesse ein wenig von einem harmlosen Familien-Masken-



hülle plaudern? Seine Hoheit geruhen mir ja sogar einen Künstler beizugeben, dessen trefflicher Cranon uns eine kleine Gallerie reizender Kostüme zur Verfügung stellt, die leicht auszuführen und des Gefalles sicher sind.

Ein richtiges Faschingsfest darf vor Allem nicht, wie man zu sagen pflegt, „vom Baune gebrochen“ werden. Ein einzelner lustiger Einfall läßt sich wohl improvisiren, ein Maskenball bedarf im Kleinen aber ebenso gut der eingehenden Beratungen und Vorbereitungen, wie etwa im Großen der Carneval von Köln, dessen Anordnungen in schwierigen, wochenlangen Erwägungen von den hohen Mächten der Karrethei festgestellt werden.

Es ist sicher ganz reizend, wenn man seinen Gästen eine gewisse allgemeine Directive für die Wahl der Kostüme geben kann. Ich erinnere mich entzückender Feste, bei denen auf den Wunsch des Gastgebers alle Eingeladenen etwa im Kostüm der Zeit Ludwig XIV., als Landleute oder als Handwerker erschienen, — ich werde stets mit Vergnügen eines Faschings-Balles des Wiener Alpenclubs gedenken, bei welchem alle Teilnehmer das schmutzige Gebirgs-Kostüm angelegt hatten, der Edelweiß-Strauß als Schmuck dominierte und fast ausschließlich tiroler oder steirische Tanz-Melodien erklangen. Aber gerade eine solche Beschränkung in der Kostümwahl legt den Gästen doch auch besondere Anforderungen auf, denen geschickt nachzukommen nun einmal nicht Jedermanns Sache ist, und die Gefahr liegt nahe, daß eine häßliche, langweilige Eintönigkeit Platz greift. Buntheit der Formen und Farben aber ist ein unbedingtes Erforderniß eines Fasching-Festes. Will man also eine Grenze ziehen, so empfiehlt es sich, dieselbe möglichst weit zu stecken, — man ist dann auch in der decorativen Umgestaltung der Wohnräume, welche gerade bei derartigen Bällen häufig nothwendig oder doch wünschenswerth erscheint, weniger gebunden.

Es empfiehlt sich ferner unter allen Umständen, für einige Pièces de resistance, wenn der Ausdruck erlaubt ist, frühzeitig Sorge zu tragen, die gleichsam ein Gerippe für den Verlauf des ganzen Abends abgeben sollen. Meist wird der möglichst bunt auszustattende, — aber nicht zu lang auszudehnende Cotillon den einen festen Punkt darbieten, eine oder die andere gut und exact einstudirte Kostüm-Quadrille wird sich zum zweiten, dankbaren Mittel gestalten. Ich möchte jedoch bei dieser Gelegenheit auch der guten, alten, wie mir scheinen will, in ungerechtfertigter Vergessenheit kommenden Liebhaber-Bühne ein wenig das Wort reden. Es findet sich bei einiger Ueberlegung und, wenn man nicht allzu schwerfällig sein will, überall ein Raum, welcher Thalia ein improvisirtes Heim gewähren kann, es finden sich überall Damen und Herren, die gern, sehr gern einmal den Musenjüngern von Verus in das Handwerk pfuschen, und es findet sich auch wohl überall eine geeignete Persönlichkeit, die mit Verständnis und der nöthigen Energie die Regie übernehmen kann. Um ein Stück Braut man nun wirklich erst recht nicht in Verlegenheit zu sein, — ich möchte nur rathen, wenn die Aufführung einem Kostümballe vorhergehen soll, möglichst auch ein kleines Stück zu wählen, welches sich im Kostüm abspielt. Es giebt das dem Ganzen gleich eine anmutigere, frischere Färbung und unsere Damen und Herren bewegen sich leichter und ungezwungener in der Kleidung einer fremden Zeit (es braucht ja nicht gerade die antike zu sein), oder im Gewand des Senners und der Sennerin, als man gemeinhin glaubt. Auch lebende Bilder, die sich mit geringen Vorbereitungen stellen lassen, sind eine stets willkommene Beigabe.

Aber das Alles genügt doch noch nicht ganz; die lebenswürdigen Gastgeber müssen sich unbedingt eines kleinen, festen Stammes wirklich origineller Masken und Kostüme verschern, sie müssen mit den eigenen Angehörigen und den engsten Bekannten des Hauses als verschwiegene Vertrauens-Personen berathen, sie müssen die Regie ihres Hauses in gewisser Weise selbst führen und sich ihr „Personal“ mindestens theilweise werden. Gelingt es z. B., eine wirklich humorvolle Persönlichkeit für die Rolle des Pierrots zu gewinnen, kann man sich eine neckische, heitere Columbine sichern, so ist damit schon nicht Unwesentliches erreicht, — ein einziges solches Märchen verbreitet unter Umständen eine Fülle von Uebermuth und Frohsinn über die ganze Gesellschaft. Auch das Mittel ist nicht zu verachten, den einen oder anderen Herrn, der über eine gehörige Dosis Witz und Satyre verfügt, und der in dem eingeladenen Kreise möglichst bekannt ist, zu veranlassen, während des Abends wiederholt das Kostüm zu wechseln.

Ein Wort noch über die Eintheilung und Ausschmückung der Wohnung. Ein Maskenfest verlangt freie, ungebundene Bewegung, — es muß Raum für dieselbe geschafft werden, möglichst viel Raum; jeder Winkel und jedes Winkelchen darf dazu herangezogen werden, die Thüren sind auszuhängen, die gesammte Wohnung muß gleichsam ein Ganzes bilden. Auf der anderen Seite soll man aber auch die Räume füllen. Wenn eine Ueberzahl von Gästen sonst höchst unangebracht ist, auf einem Faschingsfeste kann man des Guten kaum zu viel thun; je gedrängter die Menge, desto ungezwungener giebt sich der Einzelne, frohe Ungezwungenheit aber ist ein unbedingtes Erforderniß jedes Masken-Scherzes. — Wenigen wird es freilich vergönnt sein, ihre ganze Wohnung für den Faschingabend decorativ umzugestalten, — nicht Jeder ist in der glücklichen Lage, wie einst einer der Berliner Geldfürsten, seinen Ballsaal in das Verdeck eines Bollschiffes zu verwandeln oder wie ein Anderer, seiner Behausung den völligen Ansehen der Räume einer steirischen Gebirgshütte zu geben. Auch hier läßt sich aber oft mit wenig Mitteln viel erreichen. Bei unseren Herren Künstlern von der Palette muß man in die Lehre gehen, um diese freilich nicht leichte Kunst zu erlernen, sie verstehen es, mit einigen Tannenbäumen, mit bunten Teppichen, Tüchern und Plaggen, mit Guirlanden und Kränzen von verschiedenfarbigen Laub, mit wenigen gewaltigen Pinselstrichen auf ordinärer Pappe und simplen Papier-Laternen wahre Wunderwerke hervorzuzaubern. Nicht der Reichtum der Ausstattung, der Geschmack muß das Beste thun und selbst Kleinigkeiten, ein einzelner origineller Einfall, wirken oft außerordentlich. Ein häßlich decorirtes Zelt als Buffet ist im Stande, mehr „Stimmung“ in eine Gesellschaft zu bringen, als das luscullischste Souper, und ich erinnere mich noch gern eines Abends, — oder richtiger Morgens in einem gastlichen Hause, wo um die Stunde der Ballbeendigung

plötzlich zehn befrachtete Ganymeds ebenso viele kleine Marmorische in den Saal rollten, die lebenswürdige Wirthin, mit den Tassen und den abgezählten Zuckerstücken klappernd, die Buffet-Dame, der Hausherr den Zahlsteller improvisirte, und wir Alle, — es war in der Zeit der Einführung der Wiener Cafes in Berlin, — höchst lustig ein wenig Café Bauer spielten.

Frohliche Scherze, — glückliche Einfälle, — heitere Herzen, — frohe Gesichter! Das sind die obersten Grundbedingungen des Gelingens für ein echtes und reiches Faschingsfest, nicht aber prunkvoller Luxus und goldglänzende Kostüme. Prinz Carneval liebt die schimmernde Pracht wahrlich nicht sonderlich, Freude und Frohsinn will er sehen, nicht glänzendes Gold und funkelnde Edelsteine. Er ist ein arger Schelm, der lustige Fürst! Zwei strahlende Augen in einem jugendfrischen Mädchenanitzig sind ihm weit, weit lieber, als das kostbarste Diadem. — — — Warum soll ich's verschweigen, mir geht es wie ihm!



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

G. von Wald-Zedtwitz. — Gewiß werden unsere Leserinnen sich noch mit Vergnügen jener prächtigen, gemüthreichen, ein Stück Lebensdrama des Verfassers enthaltenden Novelle erinnern, die vor einigen Jahren unter dem Titel „Die Rose von Gorge“ in unserer Zeitschrift erschien. Major von Zedtwitz, der Autor dieser kleinen Erzählung, hat sich inzwischen auch die Gunst weiterer Kreise zu erringen verstanden. Den ersten, noch unter dem Pseudonym G. von Wald erschienenen Sammlungen meist militairischer Geschichten und Humoresken folgte bald eine stattliche Anzahl größerer Romane, von denen hier nur „Das Mädchen von Santi Quaranta“, „Wenn Frauen lieben“, „Im Drange der Welt“ und der realistisch frische, prächtige Sport-Roman „Bona fide“ genannt werden sollen. In allen diesen Erzählungen offenbart sich ein ausgesprochenes Schilferungstalent, Welt- und Menschenkenntniß, Humor und Geist. Wie tief Zedtwitz in das Leben der Seele eingedrungen ist, zeigt auch die in der heutigen Nummer unseres Blattes veröffentlichte kleine Skizze „Goldene Thränen“, ein anspruchsvolles Genrebild, das aber gerade um seiner schlichten Naturwahrheit willen doppelt wirkt. — Ewald von Zedtwitz wurde am 23. Januar 1840 geboren und im Cadetten-Corps erzogen. Seine lustige Lieutenant-Zeit hat er in zahlreichen Humoresken selbst geschildert; er kämpfte mit in den Feldzügen von 1864, 1866 und im Kriege gegen Frankreich, wo er bei Mars-la-Tour schwer verwundet wurde. In Folge dieser Verwundung reichte er späterhin seinen Abschied ein und widmete sich nun ganz der literarischen Gariere, in der er binnen Kurzem schöne Erfolge errang. Seit Jahren hat er, in glücklicher Ehe lebend, sein Heim im stillen, poetischen Gatin, der Vaterstadt Webers, aufgeschlagen.



E. von Wald-Zedtwitz

Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. Siehe die Portraits, Seite 20. — Schon in der vorletzten Nummer dieses Blattes konnten wir unseren Leserinnen von der Verlobung Mittheilung machen, welche am österreichischen Kaiserthron die Freude des Weihnachtsebens erhobte. Unsere heutige Nummer schmückt die Portraits des erlauchten Brautpaares, denen wir einige biographische Notizen beifügen. Erzherzogin Marie Valerie, das jüngste Kind des österreichischen Herrscherpaares, ist am 22. April 1868 in der Königsburg zu Oden geboren. Unter dem Einflusse der sorgfältigsten Erziehung konnten sich alle Talente des hervorragenden beanlagten Fürstenthums zur herrlichsten Blüthe entfalten. Mit lebhaftem Interesse verfolgt Erzherzogin Marie Valerie die neuen Erscheinungen der Literatur; als häufige Besucherin des Burgtheaters sieht sie mit vorliebe klassische und ernste Stücke, und zu festlichen Veranlassungen versuchte sie sich selbst als Verfasserin von Gelegenheits-Stücken, die im Kreise der kaiserlichen Familie von Mitgliedern der ersten Aristokratie dargestellt, der fürstlichen Dichterin lebhaften Beifall eintrugen. Von

ihren lyrischen Gedichten drangen einige in die weitere Oeffentlichkeit, und sie alle athmen eine starke Liebe für die Schönheiten der Natur und ein tiefes Gemüth. Von dem Lehren hat Erzherzogin Marie Valerie auch zahlreiche praktische Beweise abgelegt, indem sie überall dort helfend eintrat, wo es Roth zu lindern, Bebrängten zu helfen galt. Erzherzog Franz Salvator, der fürstliche Bräutigam, dem das Glück zu Theil geworden ist, die liebliche Kaiserstochter heimzuführen zu dürfen, entstammt der Seitenlinie Dabbsburg-Bohringen-Toscana. Er ist ein Neffe Ferdinands IV., des letzten Großherzogs von Toscana, ein Sohn des Erzherzogs Carl Salvator und der Erzherzogin Maria, einer Tochter des Königs Ferdinand II. beider Sizilien. Am 21. August 1866 geboren, sechs Jahre nach der Vereinigung des Großherzogthums Toscana mit dem Königreich Sardinien, ist Erzherzog Franz Salvator in Wien erzogen und macht gegenwärtig als Oberleutnant eines Kavallerie-Regiments den Coursus der Kriegsschule in Wien durch, die der deutschen Kriegs-Akademie entspricht. Man rühmt dem lebenswürdigen und eleganten Fürsten außerordentlich militairische Befähigung nach, sobald derselbe voraussichtlich noch einmal berufen sein dürfte, eine hervorragende Rolle in der österreichisch-ungarischen Armee zu spielen.

Holländische Fischerin. Von J. Weber. Siehe das Bild, Seite 21. — Das harte, mühsame Leben, welches die holländischen Küstenfischer führen, wird von ihren Frauen getheilt. Fahren sie auch nicht mit hinaus auf das drausende Meer, wenn die Bote auf den Fang gehen, so müssen sie doch fleißig mitschaffen, sobald die Bote wieder an Land stoßen. Da gilt es die Beute zu bergen und für den Verkauf zuzurichten. Aber schlimmer noch als die harte Arbeit ist die stille Erwartung, wenn die Männer sich draußen auf See befinden, das Wetter umschlägt und der Sturm das Meer aufwühlt, sodas man wohl zittern muß für diejenigen, welche draußen sind. Aber trotzdem trägt die holländische Fischerin den Nadeln stolz und sie liebt das Meer, wie etwas, von dem sie nicht lassen kann. Es kommt selten oder niemals vor, daß eine holländische Fischerin einen Anderen als einen Fischer zum Gatten wählt, und hätte sie Vater und Brüder auf dem Meere verloren, sie kann sich doch nicht von der See trennen, bei deren Kaufschon sie groß geworden ist.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Smyrna-Technik. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß es unmöglich ist, zwei vollkommen gleiche, echt orientalische Teppiche zu finden, aber es dürfte nicht allen unseren Leserinnen ausgefallen sein, daß auch ein und derselbe Teppich nicht in allen seinen Theilen vollkommen Gleichheit in Bezug auf Farben-Vertheilung zeigt, trotzdem sein Dessin den Eindruck vollständigster Symmetrie, — nicht nur in Bezug auf Zeichnung, sondern auch in Hinsicht der Farbengebung, — zur Schau trägt. Zur Lösung dieses Geheimnisses glauben wir im Morgenlande einen so einfachen Schlüssel gefunden zu haben, daß er geeignet ist, jeder Frau ein neues Feld der Thätigkeit mit längst gewohnten Mitteln zu erschließen und einer wohlbekannten Bethätigung einen neuen Reiz abzugewinnen.

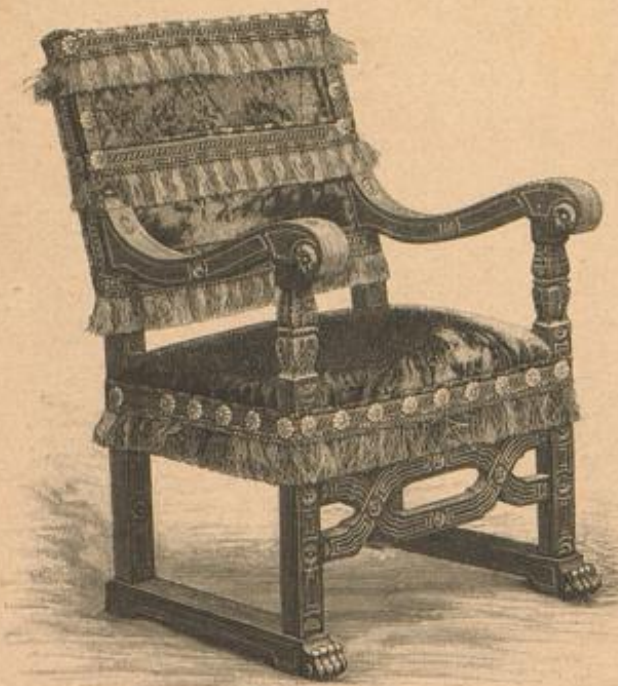
Betrachten wir nämlich erstens Blickes die Zeichnungen der orientalischen Teppich-Arbeit, so wird es uns trotz der großen Mannigfaltigkeit der angewendeten Formen doch nicht schwer werden, sie alle als einem System angehörig zu erkennen. Gewiß lassen sie sich zunächst auf eine bloße Rahmen- (Vordüren-) und Felder-Eintheilung zurückführen, in welche dann im freien Spiel der Phantasie allerlei kleine, regelmäßige, vier- bis achteckige Figuren, welche wieder dieselbe Felder-Eintheilung zeigen, eingestreut werden. Nur bei den dem Persischen verwandten Mustern, geht der das Dessin schaffende Künstler weiter und setzt noch Thier- und Blumenformen hinzu, die aber in ihren Formen fest an der geraden Linie haften bleiben.

Beim Festhalten an dem hier erwähnten und gewiß sehr einfachen System der Zeichnung entsteht im Rahmen der ganzen Decke eine symmetrische Eintheilung, und diese macht es unmöglich, daß bei der weiteren Ausschmückung die einmal festgesetzte Ordnung wieder verloren gehe.

Und ganz so wie an der Zeichnung erkennen wir dies grundlegende Princip in der Farbengebung. Jedes Feld, jeder Rahmen erhält eine einzige Farbe, und zwar so, daß diese zu ihrer Nachbarin sich vollständig in Gegensatz stellt, nie eine Nuance zu ihr bildet; wir werden also nie schattirte Formen finden. Dieses Princip tritt besonders deutlich dadurch hervor, daß die Grundlinien des Dessins fast ausschließlich in Schwarz, selten in Weiß oder einer anderen Farbe durch das ganze Kleinmuster gezogen sind, und daß die einzelnen farbigen Felder sämmtlich schwarz gerändert erscheinen.

Verüßigt man noch, daß es vorzüglich die sogenannten einfachen Farben, roth, blau, gelb, grün, weiß und schwarz sind, welche in Anwendung kommen, und daß dieselben, in welcher Ordnung immer neben einander gestellt, sich in ihrer Wirkung nie beeinträchtigen, so ist es ganz begreiflich, daß selbst der Farbenunkundige hier einen auffallenden Fehler in der Farbengebung gar nicht machen kann. Des Weiteren geht aber daraus hervor, daß es auch für Jedermann ein Leichtes sein wird, solche Muster sich selbst herzustellen, somit auch die Möglichkeit geboten ist, sich von dem schablonenhaft Dergebrachten zu emancipiren und seiner eigenen Individualität Rechnung zu tragen.

Zu diesem Zwecke wird man bloß nöthig haben, den Canevas mit schwarzen Fäden in Rahmen zu theilen, diese durch kleine, vielleicht drei bis vier Kreuze umfassende Streifen zu trennen und das übrig bleibende Mittelfeld entweder als Spiegel einfarbig zu lassen, oder in dasselbe eine ebenfalls geradlinig Mittelfigur oder symmetrisch vertheilte Blumen-Motive zu setzen. Sind für das ganze Teppichmuster die Grundlinien der Rahmen und Felder, und nur diese, in Schwarz vorgezogen, so ist damit auch schon Alles gethan, was als bindende Richtschnur für die Weiterarbeit zu gelten hat. In dieses contou-



Armstessel

in Eichenholz mit kupferfarbenem Seidenplaisch-Bezug, entworfen und ausgeführt von Otto Feltsche, Meister für Kunstgewerbe in München.

richte Neg hat die Knüpferin in ganz freier Wahl ihre farbigen Fäden zu knüpfen und auf nichts weiter zu achten, als daß der Grundton der Rahmen und Felder in den ihnen einmal zugewiesenen Farben consequent durchgeführt werde.

Das Knüpfen geschieht reihenweise am leichtesten, denn so oft die flechtige Hand an die schwarz bezeichnete Grenze gelangt, zeigt ja das Muster selbst, ob es sich um ein eingestrentes Detail oder den Grundton des Hauptfeldes handelt.

Handhabt man in dieser Art die Smyrna-Technik, so wird sie, wie das Knüpfen eines Blumenstraußes, eine stets anregende, das Gemüth erfrischende, die Schaffenslust reizende Beschäftigung sein, und selbst wenn sie zur Leidenschaft wird, — und sie kann es werden! — übt sie doch immer einen geistig fördernden Einfluß auf den Arbeitenden aus.



Italienischer Spinnwagen und Spindel

mit Holzschnecke und gemalten Sprüchen. Ausgeführt von G. Wunder in Berlin N. E. Kienstr. 127.

gegen an Wärmehaltung und Annehmlichkeit Alles überbieten, was mit ihnen in dieser Hinsicht concurriren will, so glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir dieser Technik eine neue Aera erblicken sehen, — sobald nur einmal das Licht, das sie aus dem Osten mitgebracht, auch dem Westen in voller Klarheit und Wärme aufgegangen ist!

Das Einzige, was vielleicht manche Leserin gegen diese Arbeiten einwenden könnte, wäre die Kostspieligkeit derselben in Folge des Mehrverbrauchs von Material. Allein auch dieser Einwand hat nur scheinbar eine Berechtigung, denn die Wolle zu einer regelrechten Torba oder Gabelstache, also zu einem gewiß schon großen Kissen, stellt sich nicht höher als auf vier Mark, selbst wenn man ein Bichelholz von acht Centimeter Umfang nimmt, also eine Fadenzahl, die ungemein leicht zu knüpfen ist.

E. Zechner.

Wirthschaftliches

Radbruch auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die kaiserliche Tafel im Schlosse zu Berlin, am Neujahrstage 1889.

- Frische Austern.
- Kroftbrühe mit grünem Schargel. Recept 1351.
- Rästchen mit Parmesan-Auflauf
- Lachscheiben mit warmer Sauce.
- Rindslende mit Madeira.
- Rehschnitte mit Kastanienmuzz Recept 1352.
- Zooleier der Salzwürter-Brüdererschaft.
- Französische Hühner, Salat, eingemachte Früchte.
- Gemeiner Kuchen mit Pflirschen Recept 1353.
- Käseschnitte. Recept 1354.

Am diesjährigen Neujahrstage war es das erste Mal, daß ein für die kaiserliche Tafel bestimmter Speisezettel, abweichend von der bisherigen Sitte, mit deutscher Benennung der Speisen erschien.

1351. Rästchen mit Parmesan-Auflauf. In 1/2 Liter Milch quirt man zwei Eßlöffel Mehl klar, zerläßt in einer Casserole einen Eßlöffel guter Butter, giebt die Milch hinzu und bringt sie unter beständigem Rühren zum Kochen.

1352. Rehschnitte mit Kastanienmuzz. Man benutzt zur Herstellung dieser Schüssel meist den Rehrücken, dessen beide Fleischstücke in einem Stücke vom Knochen gelöst, in schräge, etwa 1 Cent. dicke Scheiben geschnitten, leicht geklopft, gesalzen, und mit einem seitwärts eingesteckten, abgeputzten Rippenknochen, ähnlich wie eine Gotelette, versehen werden.

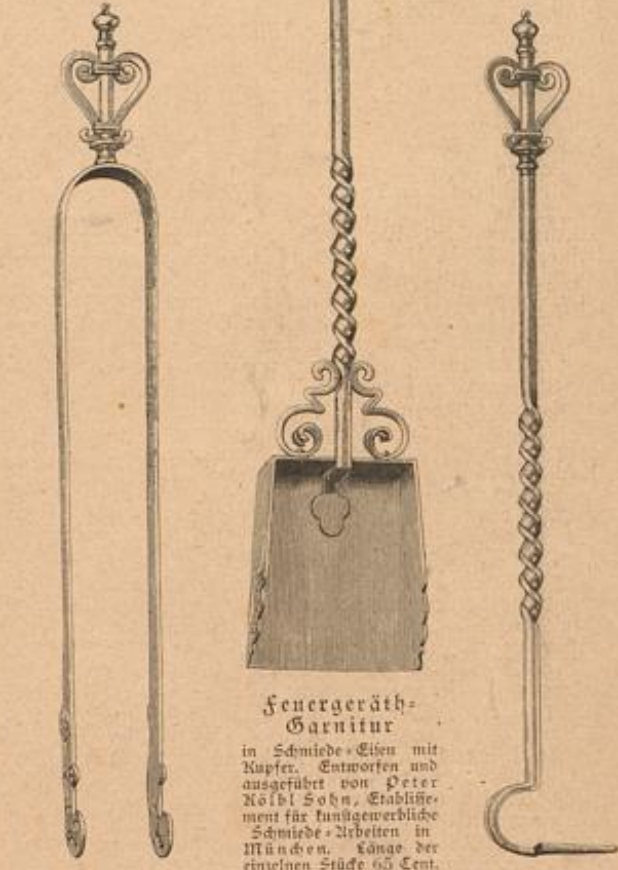
1353. Gemeiner Kuchen. 200 Gramm Butter werden mit 6 gelben und 2 ganzen Eiern, 200 Gramm Zucker, der abgeriebenen Schale einer Citrone schäumig gerührt, dann mit 125 Gramm gehäuteten, feingestohlenen, süßen Mandeln, 200 Gramm Mehl und einem Eßlöffel Rum vermischt.

Papierstreifen, dessen Enden mit ein wenig Mehlkleister zusammengeklebt werden. Hat der Kuchen, bei mäßiger Ofenhitze, eine schöne, hellgelbe Farbe bekommen, so nimmt man ihn heraus, schneidet ihn in kleine, länglich viereckige Stücke oder sticht ihn mit einem halbmondförmigen Blech-Ausstecher aus.

1354. Käseschnitte. An Stelle der in den letzten Jahren sich allgemeiner Beliebtheit erfreuenden gemischten Schüsseln mit Käse, Brod u. s. w. bietet man seinen Gästen neuerdings fertig bereitete Schnitten, zu denen man englisches, einen Tag altes Weißbrod, Pumpernickel und die verschiedensten Käse-Arten verwendet.

Cheese toasts. Man reibe 100 Gramm Gloucester Käse, vermische ihn mit 2 Eidottern, 150 Gramm fein geriebenem Weißbrod, 100 Gramm Butter und rühre ihn mit einem kleinen Theelöffel englischen Zens, etwas Cayenne und Salz tüchtig durch.

Am diesjährigen Neujahrstage war es das erste Mal, daß ein für die kaiserliche Tafel bestimmter Speisezettel, abweichend von der bisherigen Sitte, mit deutscher Benennung der Speisen erschien.



Feuergeräth-Garnitur

in Schmiede-Eisen mit Kupfer. Entworfen und ausgeführt von Peter Köhl Sohn, Eisenmeister für kunstgewerbliche Schmiede-Arbeiten in München. Länge der einzelnen Stücke 65 Cent.

Briefmappe

Radbruch auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Wohnsitz. — Eine Familie der besseren Stände wünscht ihren Wohnsitz zu verändern. Welche Stadt ist zu empfehlen in Bezug auf windgeschützte Lage, schönen Sommer und nicht zu theuere Lebensmittel- und Wohnungspreise? Gymnasium muß im Orte sein. Abonnent in G.

Antworten.

Farbengeruch bunter Kattungardinen (XV, 160). — Nach meiner Erfahrung verliert sich der Farbengeruch bunter Kattungardinen bald. Ich empfand vor einiger Zeit denselben Uebelstand und suchte mit nur durch fleißiges Wälten und im Anfang einige Mal durch Zerklüben von Nieselnadel-Waldbüschel Abhilfe zu schaffen.

Eingemachte Früchte (16). — Vielleicht ist die Gährung durch die Beschaffenheit der Früchte oder des Zuckers, vielleicht auch durch den Standort des Eingemachten hervorgerufen worden. Doch läßt sich der Schaden meist bald wieder gut machen.

Zu dieser Nummer gehört ein Weibblatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Nr. 7.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 10. Februar 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.



Abendstimmung. Von A. Holmberg. — Siehe Seite 31.

Ira von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber weil nun geschähen, wozu sich Ira damals ohne Andreas' Wissen aus Liebe zu ihm entschlossen, zuckte ihr Herz täglich in unsagbaren Schmerzen, und auf den durchsichtigen, weißen Wangen stand geschrieben, wie namenlos unglücklich sie war und wie sie litt. Da sie sich Henning bisher nur zugewendet mit der Miene einer stummen Dulderin, da er nicht vermocht, ihr ein fröhlich Lächeln, gar einen Ausdruck der Zärtlichkeit zu entlocken, hatte sich allmählig ein grimmiger Unmuth gegen sie in ihm festgesetzt, und dieser richtete sich auch auf Andreas Bernstorff, welcher mit seiner Frau Inge, die er sich geholt auf seinem schwarzen Hengst trotz des Protestes und der Wuthausbrüche des mächtigen Stallers und der nicht minder wilden Gegenreden Henning Karsholms, nun ebenfalls schon seit fast zwei Jahren verheirathet war. Wenn Henning Bericht empfing über seines Verwandten Thun und Treiben, hieß es, er sei lustig wie ein Vogel auf dem Baum, und er und Inge wären glücklicher, als man je zwei Menschen gesehen.

Nun hatte ihn und seine Frau Henning von Bodwaldt eingeladen zum Fest. Er wußte, Andreas werde kommen Allen zum Trost. Er würde die Brauerstochter stellen neben die vornehmen Damen, als sei sie ihnen gleich.

Freilich hatte auch Henning Bodwaldt wieder geschwankt. Wenn seine Frau den geistreichen Andreas mit den schwarzen Augen wiedersehen würde, brachen vielleicht die alten Quellen nur noch stärker auf. Aber andererseits nahm er Ira leichter alle Hoffnungen, sobald ihr vor Augen gestellt würde, daß jene Beiden wie Brautleute sich liebten und zu einander hielten. Er wollte bei irgend einer Gelegenheit einen Streit mit Andreas, dem er schon auf Karsholm Unzähliges in den Weg zu legen versucht, vom Baune brechen und daraus die Berechtigung ableiten, ihn von dort ganz wieder zu entfernen. Aerger und freßender Unmuth hatten den Haß geboren, und Andreas und seinem Weibe Schaden zuzufügen, beschäftigte Henning Tag und Nacht.

Als Henning das Gemach seiner Frau betrat, erschien in der gegenüber liegenden Thür ein Diener, den Ira von Niel mitgebracht hatte.

Und die junge Frau erschraf um so heftiger, als Henning, kurz das Haupt zurückwerfend, Jenen anherrschte: „Was giebt's? Was soll's? Du bist im Reitanzug? Wohin? Ist nicht genug zu thun im Festsaal, in Küche und Keller?“

Aber bevor der Diener noch zu antworten vermochte, nahm Ira das Wort und sagte sanft und begütigend: „Ich wollte ihn nach Eternförde senden, daß er mir Tanzschuhe hole. Ich vergaß, dafür zu sorgen.“

„Hm, — hm,“ entgegnete Henning mißtrauisch und blätterte in einem Buche, während Ira mit ihrem Vertrauten redete. Sie wagte es, ihm ein Brieflein zuzusteden, in dem sie geschrieben: „Nehre um, komm nicht zum Feste! Es lauert Verrath! Ich beschwöre Dich! Ira.“

„Nun?“ fragte Henning barsch und sich rasch umwendend. „Ist's noch nicht ausführlich genug beredet der Fähe Maß? Geib her das Papier! Ich werd's aufschreiben.“ Damit schnellte er sich von dem Stuhl, auf dem er sich niedergelassen, empor und trat auf den Diener zu.

Dieser aber hatte bereits das Brieflein in den Mund geschoben und murmelte:

„Ich empfang keinen schriftlichen Auftrag, Herr Graf.“

Henning Bodwaldt aber, dessen Augen nichts verborgen blieb, schoß auf den Burtschen zu, packte ihn mit der einen Hand an der Kehle und riß mit der anderen aus des Strangulirten Munde ein Fetzen des Papiers, das noch zwischen den weißen Zähnen saß.

Nun aber richtete sich Ira von Bodwaldt empor, als sei eine Löwin verwundet. Die kleine, zierliche Gestalt dehnte sich und schien um Haupteshöhe zu wachsen, die weißen Hände spreizten sich, und ihre Augen sprühten wie unter Kohlen angefachtes Feuer.

„Zurück die Hand von meines Dieners Munde!“ rief sie gebietend und sah sie um Andreas' willen allen Muth zusammen. „Soll ich selbst und soll meine Umgebung beobachtet werden, als sei ich ein Kind in der Wiege? Ich gab ihm doppeltelnen Auftrag, ein Schreiben und ein Brieflein, des Inhalts er selbst nicht kennt, daß er in seiner Bestürzung, — da Jeder zittert vor Deiner Gewaltthätigkeit, auch wenn er sich nicht vergangen, — also fortstreckte. Ich gab Dir keinerlei Erlaubniß, meine Briefe zu lesen, weder die, die ich empfing, noch absende, und wünsche auch nicht, daß eine Aenderung eintritt! Und nun geh, Hans Elwenbrod, und thue, was ich Dich hieß.“

Sie streckte die Hand aus, und der Diener entfernte sich eilig.

Es waren dann noch die beiden Menschen eine kurze Weile beisammen, aber Niemand hat je erfahren, was zwischen ihnen vorgegangen. Als aber Henning Bodwaldt das Gemach seiner Gemahlin verlassen, sank sie nieder in einen der hohen, breiten, mit Wappen bestickten Stühle, auf denen einst Hennings Vorfahren gesessen und ihre Kinder auf den Knien geschaukelt, auch er sein unschuldig Mündchen plappernd aufgethan, und, — weinte und stöhnte, und stöhnte und weinte, bis die Jose leise in's Zimmer trat und meldete:

„Es wird hohe Zeit, gnädige Gräfin, zum Ankleiden. Schon sind Gäste. — Graf Bernstorff aus Kopenhagen fuhr eben in den Schloßhof, — eingetroffen. —“ Bei den letzten Worten schrie Ira leise auf und schwankte aus dem Gemache. —

Der Tanzsaal in Ahlfeldhof war hell erleuchtet wie der Tag; an den Wänden brannten in vielarmigen Standelabern Hunderte von Wachskerzen in allen Farben, und zwei venezianische Kronleuchter gossen ihr Licht von der Decke herab, auf der ein gemalter Paris zögernd vor den drei Göttinnen stand, die auch einst, wie die Menschen, der Eitelkeit ihren Tribut zollten. Dide, seidene Stoffe in blutrothen Farben mit ellenlangen, breiten, goldenen Franzen wehrten an den Fenstern der von draußen zudringlich hereinstrahlenden Nacht ab und verminderten auch den Eindruck der Unbehaglichkeit, die durch einen gegen Abend auf gekommenen, aus Nordost blajenden Sturm hervorgerufen ward. Bei der Tafel hatte er zeitweilig sogar das schwirrende Geräusch der schwabenden und lachenden Stimmen unterbrochen. Die Gäste hatten schauernd aufgehört und sich ängstlich ihren Eindrücken hingegeben; die entsetzte Gewalt rüttelte an den Fensterläden und tobte um das Schloß, als wolle er es in Grund und Boden reißen. Aber übermüthiger Redefluß, Speise und feuriger Trank verwischten zuletzt doch die Gedanken, daß die Natur draußen den nach Zertrörung verlangenden Rachen aufgethan. Die Geister des Weines kamen zu ihrem Rechte und thaten wie immer ihre Schuldigkeit.

Nun schritten dreißig Paare die breiten, mit mausgraufarbigem Teppichen belegten Treppen hinauf, und von dem Orchester in Mitten der großen Saalwand ertönte die Klänge der Violinen und der anderen Instrumente. Es ging ein stürmisches Feuer durch die Töne trotz des gemessenen Tempos der Polonaise. Jede der Frauen glied einer strahlenden Sonne; es bligte aus den Augen und aus den kostbaren Diamanten der Spangen, welche die schneeweißen Arme schmückten. Die Schönste von Allen aber war Inge von Bernstorff, die Tochter des Brauers in Husum.

Sie sah in ihrem Goldbrocat-Kleide königlich aus, und Milde und Bescheidenheit malten ein sanftes Roth auf ihre Wangen, von dem der entzückte Blick sich nicht abzuwenden vermochte.

Wenn Andreas mit seinem Weibe beim Tanzen dahin flog und sie mit selig trunkenen Augen anschaute, Inge aber seine Blicke durch ein zaubervoll verständnißvolles Lächeln erwiderte, schwoll der Reid auf in den Herzen der übrigen Frauen, und der Mund hielt nicht zurück, was drinnen sich regte. Auch Henning Bodwaldt tanzte mit seiner Verwandten und riß sie voll Ungeßtim an seine breite Brust, und da er des Weines voll war, sprach er auf sie ein mit Worten, die ihr die Blässe der Empörung in die Stirne trieben.

„Ich bitte, Herr Graf, führen Sie mich an meinen Platz zurück,“ bat sie trotzdem mit bescheidener Rede. Aber statt ihr zu gehorchen, presste er sie noch fester an sich und wirbelte wie der Sturmwind durch den Saal. Aber ehe Inge zum zweiten Male ihre zu einem Befehl sich zuspizende Bitte wiederholen konnte, verlangte plötzlich im Orchester mit unheimlich schrillen Tone der Strich der einen Geige, und ihr folgten mitten im Tacte alle übrigen Instrumente.

Im Nu standen die Tänzer und richteten voll Befremdung ihre Augen auf die Musikanten. Aber der Erste, der herzu eilte, war Henning Bodwaldt, nachdem er Inge rasch auf ihren Platz zurückgeführt.

„Hinaus mit ihm!“ herrschte er, zwar die Stimme dämpfend, aber mit brutaler Heftigkeit, nachdem ihm berichtet war, daß der Mann, der älteste der Musikanten, plötzlich todt zurückgefallen, und daß den Anderen sich vor Grausen der Vogen aus der Hand gewunden. „Vorwärts! Vorwärts! Ohne Aufsehen, durch die Thür hinter dem Orchester!“ wiederholte er, die ängstlich und eilig herbei eilenden Diener antreibend. Und es geschah, wie er wollte.

„Nichts! Nichts war's,“ schrie er dann nach einer Pause. „Trunken sind die Kerle!“ Und rasch noch eine Plage ersinnend, fuhr er fort: „Schon wird mir gemeldet, daß der Alte, nach kräftigem Wasserstrahl auf das Haupt, lustig die Augen aufgeschlagen habe! — Vorwärts, vorwärts, Ihr Feiglinge und Trunkenbolde,

spielt!“ herrschte er mit heiser tränkener Stimme den Musikanten zu, — und dann begann abermals die wilde Musik, und willig folgten die Gäste und thaten sich zu Paaren.

Als aber Henning nun wieder auf Inge zutrat, — eben sprach sie mit Andreas und Ira, und noch lag in der Nachwirkung des Schreckens die Rechte auf ihrer hämmenden Brust, — schüttelte sie das Haupt und verweigerte ihm die Fortsetzung des Tanzens.

„Nun, — dann komm Du!“ rief Henning zornig sprühend und spottend und zog Ira in seine Arme, als wolle er die zarte Gestalt durch einen einzigen Druck zerbrechen.

Andreas aber grub die Finger in die Handflächen und flüsterte seinem Weibe zu:

„Es war gut, daß Du sprichst, Inge! Nicht noch einmal versucht er es, Dich wie eine Dirne zu behandeln, oder ich reiße ihm die Kehle, durch die seine Worte schlüpften, aus einander wie einst Simson des Löwen Rachen!“

Nach einer geraumen Zwischenpause, die Ira benutzte, um Andreas von Allem zu berichten, was ihr armes Herz beschwerte und was auch um feinetwillen ihr Ruhe und Schlaf nahm, ward ein Menuet angefaßt. Alle Paare nahmen Theil, da Henning sie fast stürmisch entbot.

Die alte Heiterkeit war wieder über die Gesellschaft gekommen, ja, sie war noch gesteigert, seitdem auf silbernen und goldenen Brettern die Diener heiße, wild durch die Adern tobende und die Sinne verwirrende Weine präsentirt hatten.

Nun begann die letzte Tour des Menuets, und lebhafter einsehend, nahmen Musik und Tanz ihren Fortgang.

Doch, — Entsetzen! Nach dem dritten Tacte schrie plötzlich eine Stimme: „Wehe mir, Gift, Gift! Mein Gedärme! Ich sterbe!“ Und abermals stürzte einer der Musikanten todt zu Boden, und schlug diesmal der Länge nach in den Saal hinab.

Jetzt aber war auch kein Halten mehr! Wie von bösen Geistern verfolgt, entwichen sämmtliche Spielleute durch die Tapetenthür der Rückwand, und eine ungeheure Aufregung erhob sich im Saale.

Und draußen vernahm man das furchtbare Toben des Sturmes, der mit entsetzlicher Gewalt um die Giebel, Thürme und Ecken des Schlosses pfiß.

Hurrrrr, — hurrrrr, — ging's plötzlich, und um allem Grausen die Krone aufzusetzen, ward, als habe die Gewalt von innen angefaßt, ein Fenster aufgestoßen, und der Sturm brach herein und verlöschte die meisten Kerzen und Lichter der Kronleuchter. Aber dieselbe Gewalt legte auch wie mit Besen die Gäste aus dem Saale fort.

Behegeschrei, Kreischen, Lärmen, Poltern und Zischen, bis zuletzt nur noch drei Personen im Saale zurück waren: Andreas Bernstorff, der das Fenster mit seinen eisenträftigen Händen wieder anzog und zudrückte, und die beiden Frauen, Ira und Inge, die wie ohnmächtig in seine Arme sanken.

Dann aber polterte es die Treppe hinauf und in der Thür erschien, gräßlich anzuschauen, der rothhaarige Henning Bodwaldt, und als er sein Weib in solcher Stellung neben Andreas Bernstorff erblickte, schrie er auf, schoß wie eine Katze auf seinen Verwandten zu und griff unter dem Rufe: „Schurke! Schurke!“ nach seiner Kehle.

Aber da packte ihn Andreas, zur Seite ausweichend, am Nacken, und rasch sich bückend, an den Beinen, und indem er den sich wüthend Windenden wie ein Kind empor hob, raunte er ihm zu:

„Wenn Du noch einmal wagst, mich auf Karsholm hinterlistig zu torquieren, oder meiner Frau Inge Deine rohen Reden in's Ohr zu flüstern, dann werfe ich Dich aus Deines eigenen Schlosses Fenster auf den Hof und mache Dir den Garaus! So, nun kennst Du meine Ansichten, und nun lebewohl, Better! Schlafe den Nausch aus, werde nüchtern und komme zur Vernunft.“ Und dann trug er den rasend um sich Schlagenden und dann plötzlich wie todt Zusammenstinkenden in ein kleines Silber-Cabinet, bettete ihn dort auf die Erde und zog den Schlüssel ab. Kaum eine Viertelstunde später waren Andreas, Inge und Ira bereits auf dem Wege nach Karsholm. —

Im Rathshofe zu Husum sahen Abends vorn im Gaßzimmer die Gäste und redeten voll Eifer. Henning Karsholm stand, sich wärmend, am Ofen, — denn der Herbst war gekommen, nicht nur mit Sturm, sondern auch mit Kälte vom Norden, — und der Brauer sah finster drein, ohne sich in das Gespräch zu mischen.

Die Neugier, welche die Einwohner Husums und nun eben diesen Kreis besonders beschäftigte, betraf den Staller, Grafen Bernstorff. Seit dem Mittag des vorigen Tages hieß es, er liege im Sterben, und Andreas' Eintreffen sei jeden Augenblick zu erwarten.

Da Hennig Karsholm im Zimmer war, hatten die Gäste bisher nicht seines Schwiegerjohnes Name genannt. Seit Inge mit ihm verheirathet, durfte weder er noch seine Tochter im Hause erwähnt werden, und da Jedermann wußte, daß Andreas mit ihr über Nacht auf seinem Hengste entflohen und beide Väter, der Staller sowohl, wie Karsholm sich von ihren Kindern losgesagt, leitete die Gäste eine natürliche Rücksicht gegen den Alten.

Aber noch mehr. Graf Bernstorff hatte sogar seinem Sohne mit Fluch und Enterbung gedroht, wenn er nicht innerhalb vier Wochen von dem „Weibsbild“ lasse, und das hatte zugleich einen solchen Haß gegen den Gewaltigen in Karsholm's Bruit wach gerufen, daß schon des Brauers Stimme zitterte, wenn überhaupt nur der Name Bernstorff genannt wurde.

Natürlich war man neugierig, ob Inge auf die Krankenstube hin ihren Mann begleiten, oder ob Andreas allein kommen werde, und wenn sie eintreffe, — denn Jeder wußte, daß die Gräfin zu ihrem Sohne hielt, — ob sie es wagen werde, den kleinen Rathshof zu betreten.

Karsholm hatte, als seine Frau ihm seiner Zeit verächtlich zureden wollte, mit dem Fuße gestampft und den eigensinnigen Kopf mit einem Ausbruche geschüttelt, der genügend verrathen, in welchem Aufruhr sich sein Inneres befand, nach kurzer Pause aber wüthend hervor gestoben:

„In der hochmüthigen Brut drüben meine Tochter nicht gut genug, so bin ich auch zu stolz, um Ja zu sagen. Möge der Teufel das Schloß verderben mit Allem, was darin ist!“

„Wohl, aber weshalb willst Du die jungen Leute dafür büßen lassen, Hennig?“ flüchtete die Frau.

„Das steht noch auf einem besonderen Brett,“ stieß der Alte finster und hart heraus. „Was nicht zusammen gehört, soll von einander bleiben! Es kann nur Unglück daraus entstehen, wenn Fuchs und Taube aus einem Napf essen! Und bei Nacht und Nebel mir mein Kind aus dem Hause rauben, heißt Einbruch über wie ein Wegelagerer, und einem solchen Vurfschen zu folgen, heißt Ehre und Sitte schänden. Haben sie meinen ehrlichen Namen nicht der ganzen Provinz preisgegeben, und haben die drüben auch nur ein Wort des Bedauerns gehabt? Nein, der hochfahrende Herr Staller, — der Blyz möge ihn treffen, — hat sogar geäußert, wir stecken im Bunde, und ich könnte mich freuen, daß er mir nicht den Prozeß mache wegen Hehlerei und öffentlichen Aergernisses. Hätte ihm doch genügen können, daß ich den schurkischen Abel, — dem Helfer des sauberen Andreas, — zur Thür hinaus warf, sodas er noch heute lahmt wie ein angeschossener Hund. Sprich mir nicht mehr von den Beiden, oder ich sperre Dir den Mund!“

So standen die Dinge, und nichts hatte sich seit den zwei Jahren geändert.

Während aber die Gäste im kleinen Rathshofe über die schwere Krankheit des Staller's sprachen, und nachdem Karsholm das Gastzimmer verlassen, das bisher Unterdrückte in das Bereich ihrer Unterhaltung zogen, lag im Schlosse in dem hohen, mit grünbeidenen Tapeten ausgeschlagenen Schlafgemach, bei matten Kerzenlichte und dicht verhängten Fenstern, gegen die das Unwetter stürmte Sturm und Regen schlug, der Staller, Graf Bernstorff.

Der Mund in dem kaltherzigen Gesicht war nun ganz schie geworden, denn den Grafen hatte ein Schlaganfall getroffen. Schrecklich sah der Gewaltige aus; ein tropfendes, aber vergebliches Aufbäumen gegen den heran nahenden Tod lag in den verzerrten Zügen, und noch im Sterben waren alle seine Bewegungen gebieterisch und von einer unduldsamen, hochfahrenden Heftigkeit. — Maas schlich auf den Zehen umher und slog zitternd herbei, sobald der Staller ein Zeichen machte. Und wenn er des unverstänlich Redenden Befehle nicht gleich begriff, biß der Kranke die Zähne im Munde zusammen, und wilde Worte drängten sich über seine Lippen.

Zeitweilig war er dann völlig machtlos und lag so schwer ächzend, kämpfend und röchelnd da, daß man glauben mußte, jeder Augenblick sei der letzte. Auch Abel war meistens anwesend, machte Umschläge, half beim Umbetten oder löste beim Wachen ab. Es dauerte die Krankheit schon seit acht Tagen. Nun eben, — vom Marktplatz schlug's zwölfs, und der Sturm begleitete den Schlag der Thurmuhr, — raffelte es in der Brust des Kranken, und dann wieder versuchte er Athem zu gewinnen, ohne daß es ihm gelingen wollte, und das Gesicht verzerrte sich gräßlich und ward blau zum Entsetzen. „Es geht zu Ende!“ flüsterte Abel Maas zu, der zitterte und die Hände faltete.

Jetzt ward plötzlich die Thür aufgestoßen, und Andreas im Reife-Anzug, noch von Kälte und Sturm geschüttelt, trat mit seiner Mutter, die zeitweilig sich entfernt, um den erschütternden Eindrücken zu entgehen, in's Gemach. Einen Augenblick stand Andreas bewegungslos und hörte auf die graufigen Töne, die

sich der Brust des Sterbenden entwandten, dann aber schritt er auf den Zehen vorwärts und kniete nieder an dem Bette des Mannes, dem er sein Leben verdankte.

„Vater, — Vater,“ entrang sich seinem Munde. „Sieh, ich bin's, — Andreas. — Ich stehe Dich an, nimm zurück, was Du gegen mich geschleudert. Hörst Du mich nicht, mein geliebter Vater?“

Nein, er hörte nicht. Nun winkte Andreas seiner Mutter, und nachdem Maas und Abel aus dem Zimmer geschlichen, knieten Beide nieder und wiederholten laut und lauter ihre Worte.

Endlich öffnete der Staller mühsam die Augen und während der Mund sich zu verlängern schien, zitterten die Worte hervor: „Lust, — Lu—st, — Trinken!“

Andreas sprang empor und holte Wasser, richtete mit seinen kraftstrogenden Armen den Leidenden empor und stößte ihm das Raß in den Mund.

Halb ward's verschüttet, aber was die Lippen neigte, gab dem Sterbenden Erleichterung. Bevor jedoch Andreas seinen Vater in die Kissen zurückgleiten ließ, sprach er noch einmal auf ihn ein:

„Vater, Vater, erkenne mich doch! Andreas ist's, Dein Sohn, — Verzeihung, Verzeihung, ehe Du uns den Schmerz des Scheidens bereitest!“

Nun bewegten sich die Lippen, und die Zähne schlugen an einander; die starren Augen suchten Kraft zu gewinnen, und die Arme zitterten in dem Versuche, sich zu bewegen.

Das Ende schien gekommen, — eben trat auch der Doctor Remo eilend in's Gemach, — aber doch raffte sich der Geist des Dahinschwindenden noch einmal auf, und indem er unter Martern der Athemnoth den Kopf streckte, flüchtete der Mund „Mari—anne!“

„Hier, hier, Bernstorff,“ — schluchzte die Gräfin. „Andreas ist bei Dir. Er redet mit Dir, steht um Verzeihung.“

„Nein, —“ zischte es zwischen den blauen Lippen, und der Mund zuckte und slog zur Seite.

„O, kein Nein! Vater! Vater!“ schrie Andreas außer sich und beugte sich auf den Sterbenden herab.

„Sieh, Vater,“ stieß er stürmisch hervor, „wir sind Alle schwache Menschen, die fehlen; auch Du hast vor dem Höchsten Dich zu verantworten und willst Gnade. Und Gnade, Vergebung wird Dir! So verzeihe auch Du dem Sohne den Fehltritt, daß er ohne Deinen Segen ein Weib nahm. War ich schlecht? Nein! Ich bin glücklich in ihrem Besitze, und sie macht unserem Namen so wenig Schande wie ich selbst. Laß mich ihn auch ferner tragen ohne Deinen Fluch! O, nimm zurück! — Ich bettle auf den Knien, daß Du nicht ohne Deinen Segen von mir gehst. Vater! Vater!“ drängte Andreas flehend, da er sah, daß nichts Eindruck auf den Sterbenden zu machen schien. „Ich will täglich an Deinem Grabe beten und jede Buße thun, die Du mir auferlegst, — wenn Du mir vergeben willst.“

„Wohl, so — lasse das — Weibsbild, —“ ging's nun langsam, aber fest aus des Mannes Munde.

Da ließ Andreas den Körper seines Vaters zurückfallen, schüttelte sich wie ein von unerträglichen Qualen Gepenigter und glitt mit der Hand über die schweißtriefende Stirn. Er sagte nichts mehr. Alles war nach diesen Worten in ihm erstorben, Liebe und Mitgefühl mit einem einzigen vernichtenden Schlage getödtet. Und er stand auch regungslos wie ein Stein, als nach bestimmungslosem Kampfe von noch zehn Minuten der starrköpfige Mann, der es nicht nothwendig fand, mit dem Himmel und den Menschen sich zu versöhnen, seine Seele anshaupte. —

An einem der kommenden Tage saßen Inge und Jsa in Kopenhagen in dem zur Rechten im Parterre befindlichen Wohngemach und tauschten schwermüthigen Sinnes ihre Gedanken über die Zukunft aus. Besonders Jsa's Inneres war tief beschwert. Sie sah die durch ihren Fortgang von Ahlsfeldhof nothwendig sich ergebenden Folgen vor sich, und sogar angitvolle Befürchtungen vor Gewaltthätigkeiten von Seiten ihres Mannes stiegen in ihr auf und ließen ihr nicht Ruhe. Schon nach wenigen Tagen wollte sie sich nach Kiel zu ihrer Mutter zurückgeben und bei ihr, — entschlossen, nie mehr zu Hennig zurückzukehren, — das Weitere abwarten.

Da sich Andreas hatte nach Hujum begeben müssen, waren die Frauen ohne Schutz; Kopenhagen lag einsam und abgelegen, und das noch immer anhaltende, furchtbare Unwetter verschärfte die unheimlichen Eindrücke, unter denen die beiden Frauen standen.

„Mich überläßt's mit Grauen,“ hob Jsa an, „wenn ich an den schrecklichen Ball-Abend denke. Als ich die Vorbereitungen traf, Ahlsfeldhof zu verlassen, fiel meine Jose mir zu Füßen und beschwor mich, sie mitzunehmen.“ Und ergänzend, was Inge in großen Zügen schon wußte, fuhr sie fort: „Ja ja, an giftigem Getränk, das mein Gatte sicher für Andreas bereitet hatte, jenen aber vor-

gesetzt durch einen Zufall, hieß es unter der Dienerschaft, seien die Musikanten gestorben. Alle hatte eine nicht zu bannende, graufige Furcht ergriffen, und Jeder wollte, wenn auch den rückständigen Lohn verlierend, das Schloß verlassen. Nur Thorde erklärte, bei seinem Herrn bleiben zu wollen. Er schüttelte, traurig den Kopf und war auch mit Andreas' Maßnahmen einverstanden. Aus seinen Händen nahm er den Schlüssel zur Silberkammer, in der sein Herr ruhte und sagte: „Reiß mit Gott, Herr Graf. Und es ist schon besser, Ihr nehmt die gnädige Frau mit Euch, die nur Thränen weint und Grund dazu hat. Wir wissen's Alle.“

Während die beiden Frauen sich in solcher Weise die Geschehnisse in's Gedächtniß zurückriefen, öffnete ein Diener die Thür, um den Abendtisch zu bereiten.

„Lege auch Holz in den Kamin und lasse in den Schlafzimmern nach dem Feuer sehen,“ befahl Inge. Auch stand sie auf, um selbst einige Anordnungen zu treffen.

Jsa lehnte sich zurück und schaute mit sanftem Blick auf das schöne Weib, dem sie ihr Lebensglück geopfert hatte. Aber in dieser edlen Seele regte sich kein Neid, keine Reue. Sie liebte Inge, nachdem sie sie kennen gelernt. Als Andreas' Gattin, Jsa's beispielloser Selbstverleugnung gedenkend, sich bei der Begegnung in Ahlsfeldhof zu ihr herabgeneigt, die Hände geküßt und Worte des Dankes gestammelt, hatte Jsa sie rasch zu sich emporgewogen und unter Thränen geküßt.

„Ich schwur Andreas einst die Freundschaft der That,“ sprach sie, „und löste mein Wort. — Ihr seid verbunden und glücklich, das Ziel ist erreicht! — Was für mich kommt, weiß Gott allein, ich will es tragen in Geduld.“

Als vom Hothor die Uhr zwölf schlug, — mit seltsam lautem Klang trug's heute der Wind herüber, — rüsteten sich die Frauen zum Schlafengehen. Vorher aber nahm Jsa Inge noch einmal in die Arme und flüsterte:

„Sag, Cousine, würde ich Dich incommodiren, wenn ich mich mit in Deinem Gemache zur Ruhe legte? Eine nicht zu bannende Angst umschürt mein Herz. Ich weiß, ich werde keinen Augenblick ruhen. Verzeih' die Bitte.“

„Nur nicht anzubieten wage ich, was Du aussprichst, ich werde gleich Alles herrichten lassen, Jsa,“ gab Inge eifrig und in dem unterwürfigen Tone zurück, der sich ihr unwillkürlich aufdrängte, sobald sie mit der edlen Frau sprach.

„Aber was ist das?“ hielt Inge plötzlich horchend inne und wandte das Ohr gegen den Schloßhof. — „Sollte es Andreas sein? Der Hufschlag seines Hengstes?“ Sie zog die Glocke, und als beide Diener, zwei gewandte, kräftige Burfschen, die im Hause aufwarteten, eilend erschienen, befahl sie sogleich nachzugehen. Aber kaum hatte sie sie entlassen, als laut und zudringlich von draußen geschellt wurde.

Nun war's an Jsa, unruhig zu werden, ja unter einer furchtbaren Ahnung rief sie die Forteilenden zurück und flüsterte, zugleich Inge verständigend: „Halt! halt! Fragt erst, wer so spät auf Kopenhagen zu thun hat? Es ist nicht der Herr.“

„Wer klopf't?“ drang's alsbald aus dem Munde eines der Diener, der Jsa's Befehl gehorchend, auf den Flur geeilt war.

Aber die Worte schienen der heftig Pochende draußen nicht gehört zu haben. Vielleicht überhörte der Sturm die Laute, denn von Neuem und immer heftiger ward geschellt und zugleich der eiserne Klopfer mit dem Hundskopf in Bewegung gesetzt.

Unheimlich und schreckerregend dröhnten durch die Stille der Nacht die Schläge über den Flur und durch's Haus, und die Frauen, die in der geöffneten Thür des Wohngemaches standen, fuhren zitternd zusammen. Der Beherztere unter den Dienern drängte nun den Anderen bei Seite und rief laut und vernehmlich:

„Wer begehrt Einlaß um die Nachstunde? Meine Herrin erucht um den Namen, bevor aufgethan wird!“

Nichts, — keine Antwort, auch nach längerem Warten und nochmaliger Aufforderung jezt Alles still. Nur der Wind pfiß. Aber das erschreckte die Frauen nur um so mehr, und ihre Angst ward zum Entsetzen, als plötzlich im Hintergrunde des Flurs, nachdem polternde Schritte auf der Treppe zum Souterrain hörbar geworden, — Hennig Bodwaldt mit seinem rothen Barte und den furchtbaren Augen vor den beiden Frauen erschien!

Doch dem Entsetzen folgte bei Inge ebenso rasch die Besonnenheit. Sie wußte, was auf dem Spiele stand. Im Nu riß sie Jsa an sich, wich blizschnell zurück und verriegelte die Thür.

„Nacht auf dem Herrn von Kopenhagen, oder es geht an's Leben!“ schrie Hennig Bodwaldt, und seine Faust traf, fast so schwer wie vorher der eiserne Schläger, die verschlossene Pforte.

Inge aber stand aufrecht wie eine Marmorsäule, und nur die Hände ballten sich in der Entschlossenheit

des Widerstandes und ihr Kopf slog unwillkürlich in den Nacken. „Die eichene Thür und die Kegel hat er selbst machen lassen, habe keine Angst!“ flüsterte Inge Isa, die lebend am Tische stand, zu.

Aber nun wiederholten sich die wilden Schläge, und es dröhnte durch's Haus, als werde es in seinen Grundvesten erschüttert.

„Noch einmal, zum letzten Male, öffne! Ich — Henning von Bodwaldt, Herr auf Katzenholm und Gatte des entlaufenen Weibes, befehle es!“

Aber Inge schüttelte den Kopf, und wäre ein Künstler zur Stelle gewesen, er hätte das herrliche Weib malen müssen in der Schönheit ihrer unergründlichen Kühnheit. Nun, in der Gefahr, war's, als ob die Züge ihres Vaters sich auf sie übertragen hätten. Eiserner Wille stand in ihrem Gesicht geschrieben, und wenn's zum äußersten ging: Kampf!

Aber nach der auf den wüsten Lärm folgenden Pause entstand plötzlich draußen ein lautes, wildes Hin und Her. Man hörte anfänglich herrliche Worte durcheinander; immer Henning Bodwaldt's wutherrüllte Stimme, zuletzt aber das Geräusch sich im Kampfe mengender Menschen.

Zu Inges Augen blühte es auf. Ihr ahnte der Zusammenhang. Die Insassen des Hofes, die Aufseher und Knechte, die Stalldiener und Hausdiener, die alle Andreas abgöttisch liebten, hatten sich zusammen gethan, um ihre Herrin zu schützen.

Die Munde von den Geschehnissen in Ahlsfeldhof war schon vor Tagen hierher gedrungen, und Berichte von Giftverjuch und Einschreiten der Gerichte durchschwärmten die Luft. Und wirklich ward draußen auf dem Flur eine Schlacht geschlagen, und Henning Bodwaldt wehrte sich wie ein Löwe. Zuletzt entwand er sich der Menge, die brüllend auf ihn losstürzte, und stellte sich, den Rücken deckend, gegen die Treppentür.

Aber während er die Wüthenden mit den Fäusten abwehrte oder auf sie einhieb, sprang einer der Diener zur Thür, schob den Kegel zurück und öffnete sie um Fingerbreite.

Und dann geschah etwas Furchtbares. Beim weiteren Anprall der Menge ward Henning Bodwaldt auf die angelehnte Thür gedrängt und stürzte, das Gleichgewicht verlierend, mit einem gräßlichen Fluche kopfüber hinaus auf die steinernen Fliesen der Treppe und gab unter einem noch gräßlicheren Todesgeschrei den Geist auf.

Aber auch zur selben Zeit donnerten die Hufschläge eines im Galopp den Schloßhof gewinnenden Rennpferdes über das Pflaster, und mitten durch das Weh- und Schredensgeschrei erscholl der Ruf: „Unser Graf, unser Graf! Graf Andreas ist da!“

Und Andreas war's! Er sprang von dem treisenden Hengste und eilte an die Schloßstreppe, und nachdem er gehört und gesehen, was geschehen, hinauf in das Haus. Eben öffneten Inge und Isa die Thüren.

„Andreas! Andreas!“ drang's wie todesbefreit aus dem Munde der Frauen, und sein Weib schlang die Arme um seinen Hals und nach ihr eine der treuesten Frauen, die je wandelten auf Erden: — „Isa von Fogwisch!“

Rathschuß verboten.

Meine „Bedienung“.

Novellette von Georg Malkowsky.

1.

Als ich auf ein leises „Herein“ die niedere Thür im dritten Stockwerke des Hinterhauses öffnete, strömte mir eine unerwartete Lichtfülle entgegen. Sie ging von einem mächtig breiten Fenster mit weißen Jug-Gardinen aus und glitt, über den blanken Fußboden flühend, schräg an den geschliffenen Wänden empor. Auf den Gläsern eines Spiegels und einer großen Photographie an der Langwand sammelte sich das Licht zu einem Glanzfleck, zitterte zerstreut über die Schmelzperlen eines Todtenkranzes unter dem Bilde und umzog die wenigen, dunkel gebeizten Möbel mit hellen Reflexen.

Von der breiten Lichtfläche des Fensters hob sich der Schattenriß einer dunkel gekleideten weiblichen Gestalt ab, die nähernd auf einem Tritte saß. Auf mein Klopfen hatte sie sich mit einer halben Wendung aufgerichtet. Jetzt zog sie das farbige Wolltuch um die schwächlichen Schultern zusammen, legte ein Stück Leinwand im Vorübergehen auf den Tisch und glitt eigenthümlich geräuschlos, den linken Fuß ein wenig nachschleppend, auf mich zu.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“

Es war ein verschleierte Mollklang in der Stimme, der weder mit den inhaltlosen Worten, noch mit dem kümmerlichen, altjüngferlichen Figürchen zusammenpassen wollte.

„Unser gemeinschaftlicher Hauswirth hat mich an Sie gewiesen. Ich wohne vier Treppen nach vorne hinaus und brauche eine zuverlässige Person zu meiner Bedienung.“

„Ach ja, der Wirth hat mir davon gesagt. Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

schon wieder, blieb in den Fingerringen und ordnete die Nähterei auf ihrem Schoße.

„Sie müssen mir nicht böse sein, wenn ich weiter arbeite. Wir können die Sache auch so besprechen, und mein Tagewerk muß ich herunterhospeln.“

Während ich ihr meine Bedürfnisse auseinander setzte, stieß sie eifrig darauf los, ohne mich anzusehen, nur hin und wieder mit dem Kopfe nickend. Als ich geendet hatte, ließ sie die Hände in den Schoß sinken und sah mir voll in das Gesicht.

„Sie gefallen mir ganz gut, und was Sie verlangen, kann ich Ihnen leisten. Ich denke, wir werden uns einigen.“

Ich mochte wohl einen bedenkliden Blick auf ihr linkes Bein geworfen haben, das auf einem niedrigen Fußschemel ruhte. Sie lachte lautlos vor sich hin und strich beinahe zärtlich feinsüßlich an ihrem Kleide herunter.

„Sie fürchten sich wohl gar vor meinem Humpelsäßchen da. Das haben Sie nicht nöthig. Zum Tanzen taugt's freilich nicht viel, aber beim Treppensteigen ist's beinahe ein Vortheil. Wenn ich mir eine Stiege auf einmal nehmen kann, so bringe ich's durch Geschwindigkeit wieder ein.“

Wir wurden handelsmäßig, und ich hatte allen Grund, mit meiner Bedienung zufrieden zu sein. Sie wußte sich so unmerklich nützlich zu machen, daß sie einen ganz eigenen Dunstkreis von Behaglichkeit um sich verbreitete.

Nach wenigen Wochen fing ich an, mich ordentlich auf den Dreiviertel-Tact zu freuen, in dem sie den letzten Treppenabstap zu meiner Wohnung hinaufstieg. Sie drehte leise den ihr ein für alle Mal anvertrauten Corridor-Schlüssel herum und glitt in die meinem Schlafzimmer gegenüber liegende Küche. Dann hörte ich noch ein wenig im Arbeitszimmer herumrumpeln, und wenn ich im Schlafrock eintrat, war Alles in schönster Ordnung. Das Frühstück stand appetitlich angerichtet auf dem Tische, und ehe ich meine zweite Tasse Thee gerumken, hatte sie auch mein Schlafzimmer aufgeräumt und humpelte klippklapp mit unbegreiflicher Behendigkeit die Treppe hinunter.

Zu sehen bekam ich sie selten, die nöthwendigste Unterhaltung wurde meist durch eine geschlossene oder angelehnte Thür geführt, um so mehr, da sie immer schon im anderen Zimmer war, wenn ich sie in dem einen suchte. Besagte Unschicklichkeit war übrigens im Großen und Ganzen kein Fehler. Hüßlich konnte sie niemals gewesen sein, auch in ihren jungen Jahren nicht. Aber friedlich und stillvergäunig sah das faltige Gesichtchen unter der schmerzweißen Haube hervor, trotz seiner vierzig Jahre. Manche Furche zog sich um Mund und Auge, aber ein eigenthümliches Lächeln der schmalen Lippen schien immer zu sagen:

„Ach was, Kummer und Sorgen! Ich habe mein Glück dahin. Das sitzt tief im Herzen, und da kann mir's Niemand nehmen.“

2.

Der sich durch spärliche Proben lichten Grüns in den paar baumbepflanzten Straßen ankündigende Frühling hatte mich an die Grenze des Reichthums der Großstadt gelockt. Ich war ausgezogen, den Frühling zu suchen und konnte ihn nicht finden. Auch er war in Gestalt von Vor- und Dintergärten von der zahlungsfähigen Minderheit in Erbpacht genommen.

Der Terrain-Abschnitt, der sich zwischen der südwestlichen Vorstadt und dem nächsten Dorfe hinzieht, trägt den Charakter trostloser Lede. Die Straßen-Ansläufe starren Einem wie durchschnitene, blutleere Adern entgegen, deren Verästelung sich in einer Dunstmasse verliert. Aus der Ferne zengt ein dumpfes Geräusch von dem Gerriebe der zusammengepferchten Menschenmüllion, und nur die von Minette zu Minette auf dem Damme des Südringes einherjauchenden, in Unterführungen verschwindenden Eisenbahnzüge bringen Leben in das todtelandschaftsbild.

Eins der wenigen grünen Fleckchen in der Sand- und Lehmwüste ist ein Kirchhof, dessen Kreuze und Denkmäler, von einzelnen Baumgruppen überschattet, sich an einer Bodenwelle hinaufziehen. Warum sollte ich den Frühling nicht bei den Todten suchen? Ich schritt durch das Gitterthor hindurch langsam den schattigen Mittelweg hinauf, an dessen Kreuzungspunkte mit einem Querwege ein mächtiges, steinernes Denkmal emporragte. An den Seitenmauern zogen sich in langen Reihen prächtige, düstere Mausoleen und Erbegräbnisse hin, und die Spertlinge und Finken zwischerten aus den lichtgrünen Baumkronen und eben aufblühenden Fliederbüschen ein Spottlied auf die Unsterblichkeitsucht der Menschen herab. Die Morgensonne malte breite Lichtflecke auf die schräg ansteigenden Wände der ägyptischen Pyläen und auf die Giebelfelder der griechischen Tempel. Ferneis des Steintrenzes endete die Mittel-Allee. Ich suchte, feinsüßlich abbiegend, die Schattenseite der Kirchhofsmauer auf.

Da dehnten sich dicht gedrängt die schmucklosen Gräber der Kinder und Armen. Aus spärlicher Grasnarbe und dunklem Epheu tauchte hier und da ein kaum spannenlanges, knieendes Gipsengelchen oder eine dürftige steinerne Denktafel auf. Mein Auge glitt über die im hellen Sonnenschein sich unterschiedslos an einander reichenden Gräber, bis es ganz am Ende der Mauer an einem eigenartigen, abgeschlossenen Bildchen hängen blieb. Ein wohlgepflegter, von einem einfachen gusseisernen Gitter umzogener Grabhügel kredte sich, halb im Schlag Schatten der Mauer verborgen, halb von der Sonne beschienen, bis dicht an den Kiesweg, auf dem ich mich eben der offenen Thür der Umfriedigung näherte. Eine mittelgroße Trauerreiche am Kopfende des Grabes ließ ihre feindelaubten Zweige tief auf eine Holzbank herabhängen. Darauf saß eine weibliche Gestalt im schwarzen Kleide, von dessen dunkler Masse sich eine weiße Leinwandnähterei abhob. Ich wollte vorübergehen, da wandte sie mir das auf die Arbeit herabgebeugte Gesicht zu. Es war meine „Bedienung“.

Sie erwiderte mit dem ihr eigenen freundlichen Lächeln meinen Gruß.

„Ich habe Sie schon lange da drüben umherspazieren sehen. Wenn Sie sich ein wenig ausruhen wollen, und Ihnen meine Gesellschaft nicht zu gering ist, kommen Sie nur herein und sehen Sie sich zu mir.“

Sie nahm ihre Kleider zusammen und machte mir neben sich unter der Trauerreiche Platz.

„Das Fleckchen gehört mir ganz allein. Sie sind der erste Besuch, den ich hier habe.“

„Und für wen ist die schmude Ruhestätte eingerichtet?“

Ihr Gesicht behielt seinen lächelnden Ausdruck, während sie mit den Fingern, in denen sie die Nadel hielt, auf eine polirte, von Eisenstäben gehaltene Granitplatte wies.

„Der da, das ist mein Bräutigam. Ich besuche ihn seit fünfzehn Jahren alle Tage, und jedes Mal ist mir's, als ob er bei mir wäre.“

Und damit stichelte sie emsig weiter, ohne eine Miene zu

verziehen. Dann ließ sie die Nähterei in den Schoß sinken und sah mir ernsthaft in's Gesicht.

„Ich begreife eigentlich nicht, warum es so viele unzufriedene Leute giebt. Ich habe gar nicht Zeit dazu, unzufrieden zu sein.“

„Ach ja, es muß Ihnen wohl recht schwer werden, mit der Weibnähterei Ihren Lebensunterhalt zu verdienen?“

„Das glauben Sie ja nicht! Zum Leben braucht mir-eins sehr wenig. Seitdem ich die Aufwartestelle bei Ihnen habe, kann ich sogar sparen. Damit wäre ich übrigens nicht einmal zufrieden. Ich bin viel anspruchsvoller, als Sie denken.“

„Nun, zu einem Spaziergang in die Heide und zum Kaffeetoch mit ein paar Bekannten wird es schon noch reichen.“

„Früher habe ich das wohl gethan, als der da unten noch lebte. Jetzt bin ich für die Jungen zu alt und für die Alten zu jung.“

„Aber Sie können doch nicht Jahre aus, Jahr ein allein sitzen. Das will mir zu Ihrem gleichmäßig heiteren Temperament nicht stimmen.“

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, ich bin viel anspruchs-voller, als Sie denken. Einmal in meinem Leben bin ich sehr glücklich gewesen, und das hat mir an den Freuden der Andern den Geschmack verdorben. Aber ich kann auch niemals mehr ganz unglücklich werden. Ich zehre von dem, was ich gehabt habe, von der Erinnerung, und die kann mir Niemand nehmen.“

„Sie haben Ihren Bräutigam wohl sehr lieb gehabt?“

„Das will ich meinen! Und sehen Sie, da habe ich gelernt, daß das Leben erst reich wird, wenn man ein anderes Leben mit hineinzieht in sein Sorgen und Mühen. Was man so auf sich selbst wendet, daran hat man wohl auch keine Freude, aber das ist doch nicht das Richtige. Als er todt war, da wollte ich anfangs verzweifeln, dann hat mich die Sorge um sein Grab beschäftigt. Was Sie da sehen, das Gitter, den Stein, die Vase, die Blumen, das habe ich mir Alles allmählig am Leibe abgespart. Es hat Jahre lang gedauert, bis es so hübsch war wie jetzt, und nun sitze ich alle Tage hier ein paar Stunden und denke an ihn.“

Sie zog das Leinwandzeug mit einem Ruck höher auf den Schoß hinauf und stülpte es für eine neue Naht, und während sie stichelte, plauderte sie in demselben ruhig-heiteren Tone weiter.

„Daß Sie es nur wissen, Sie bedenken in meinem Leben auch viel mehr, als Sie glauben. Für das bösen Reine-machen und Theetoch bezahlen Sie mich, aber meine Sorge um Sie, die bekommen Sie gratis dazu geliefert, und das ist es gerade, was mir Vergnügen macht. Daß Ihnen niemals ein Knopf fehlt, daß Ihr türkischer Tabak immer feucht gehalten ist, das merken Sie natürlich gar nicht.“

Ich mußte zu meiner Beschämung gestehen, daß mir die kleinen Aufmerksamkeiten völlig entgangen waren, konnte aber mit gutem Gewissen hinzufügen, daß seit sie mir die Wirt-schaft in Ordnung hielt, ein allgemeines Gefühl des Wohl-behagens über mich gekommen war.

Während ich noch sprach, begann sie emsig ihre Nähterei zusammen zu packen.

„Sehen Sie, da habe ich mich mit Ihnen verplaudert. Wenn der Schatten der Kirchhofsmauer sich hier bis an die Gedenktafel zurückgezogen hat, begieße ich noch schnell meine Blumen und gehe dann nach Hause, um mir mein bißchen Mittag anzurichten.“

Ich bot ihr meine Hülfle und meine Begleitung an, aber sie lehnte dankend ab.

„An das Grab da lasse ich Niemand heran, und mit mei-nem Humpelsäßchen Schritt zu halten, ist kein Vergnügen.“

Sie nickte mir freundlich zu und hinkte, eine Gießkanne unter der Vase hervorholend, auf den nahen Brunnen zu.

Ich war ausgezogen, um den Frühling zu suchen und hatte unvermuthet ein Stückchen ewigen Herzensfrühling gefunden, dem scheinbar kein Frost und keine Dürre etwas anhaben konnte.

3.

Seit jenem Maitage waren Wochen vergangen. Zu der Art unseres Verkehrs hatte sich nichts geändert. Zu meiner Wohnung war Alles in der schönsten Ordnung, unter persönlicher Verkehr beschränkte sich auf die nöthigsten Fragen und Antworten. Sobald ich Morgen in mein Arbeitszimmer trat, um zu frühstücken, verschwand sie in meinem Schlafkabi-ner, räumte dort auf und erschien nur noch auf der Thürschwelle, um mir Adieu zu sagen. Ich erwiderte meist mecha-nisch ihren Gruß, ohne von der Zeitung aufzusehen.

Eines Tages humpelte sie gegen ihre Gewohnheit in das Zimmer herein und blieb dicht vor mir stehen. Ich ließ die Zeitung sinken und erschrak ob ihres veränderten Aussehens. Es war, als ob ein Sturm über ihre Züge hingefahren wäre und alle Feindseligkeit daraus fortgenommen hätte. Die ge-schnittenen Lippen, die starren Augen, Alles war wie in einem plötzlichen, großen Schmerzgefühl versteint.

„Ist Ihnen irgend etwas passiert?“

Sie schüttelte den Kopf und ließ ihre Blicke mechanisch im Zimmer umherirren.

„Nein. Was sollte mir auch passieren? Ich wollte nur nachsehen, ob auch wirklich Alles in Ordnung ist. Adieu.“

Und dabei ergriß sie plötzlich, noch immer gefestabwesend, meine Hand, drückte sie kräftig und hinkte noch gekhwindet und behender als sonst aus der Thür hinaus.

Am andern Morgen mußte ich mir meinen Thee selbst besorgen. Meine „Bedienung“ war zum ersten Male, seit wir uns kannten, nicht erschienen, und wenn ich mir ihr Aussehen vom Tage zuvor vergegenwärtigte, mußte ich annehmen, daß ihr etwas zugestoßen sei. Ich beschloß, bevor ich auf das Bureau ging, einmal im Hinterhause vorzusprechen und mich nach ihr zu erkundigen. Schon als ich die Treppe hinabging, machte sich auf dem Hofe eine außergewöhnliche Bewegung bemerkbar. Unten angekommen sah ich einen großen Theil der Bewohner der Quergebäude leise flüsternd und von Zeit zu Zeit nach dem Oberstok hinaufblickend, versammelt. Zu ihrer Mitte stand die Hausmeistersfrau und redete eifrig gesittalirend auf sie ein. Auf meine Frage, was im Hause vor-gehe, wandte sie sich mir zu, froh, einen neuen Zuhörer ge-funden zu haben.

„Ach, da sind Sie ja, lieber Herr. Ich wollte schon zu Ihnen hinaufgehen, um Sie zu holen, aber mein Mann sagte, es wäre besser, zur Polizei und zum Schlosser zu schicken. Wir wissen noch nicht, was es ist, aber der Person, der Weiß-zeugnähterin oben im dritten Stock muß etwas zugestoßen sein. Als ich heute Morgen die Hintertreppen rein machte, roch es ganz eigenthümlich wie nach Gas oder Kohlendunst.“



Die Novize. Von Scipio Bannutelli. — Siehe Seite 31.

Man ist doch nun einmal für das Haus verantwortlich, und so bin denn dem Gerüche nachgegangen, bis ich merkte, daß er aus der Wohnung ihrer Aufwarterin kam. Ich habe an der Thür geklopft und gerufen, aber es hat mir Niemand geantwortet und wie die Sonne gerade so durch das Treppfenster hineinschien, sah ich, daß aus dem Schlüßelloche ein feiner blauer Dunststreifen herauszog. Na, Sie wissen ja, was man immer so in den Zeitungen von Ofenklappen liest, und wenn es auch Sommer ist, wo kein vernünftiger Mensch einheizt, so giebt es doch zu jeder Jahreszeit verrückte Leute, die dem lieben Gott ein Schnippschen schlagen und nicht früh genug aus dem Leben herauskommen können. Mit der Weißzeugnäherin ist es schon seit ein paar Tagen nicht ganz richtig." (Schluß folgt.)

Radern verboten.

Der goldene Schleier.

Skizzenblatt von Elise Polko.

Deutsche Kunst und deutsches Gemüth,
Das auch allezeit Gott behütet.



Es giebt ansehnliche Nebendinge im Bereiche des Kunstgewerbes, die uns dennoch magisch anziehen und beschäftigen, weil sie zu den höheren Kunstgebilden in so innige Beziehung getreten sind, daß sie in unseren Gedanken unzertrennlich von ihnen wurden.

Zu ihnen gehört seit langer Zeit für mich das verlockende Räthsel des altitalienischen Geigenlades, dessen Lösung schon so manchen Kopf gequält. Der Aublich einer vollendet schon imitirten Geige des alten deutschen Tieffenbruder, den sie verwählt Gasparo Duiffupraga nannten, — des eigentlichen Erfinders der Geige, — deren Original verloren gegangen zu sein scheint oder unbeachtet in dem Schranke irgend eines Sammlers liegt, — war es, der mich plötzlich wieder einmal zu ihm hinleitete.

Seit mehr als hundert Jahren ist eben das Geheimniß der Vereinerung dieses über alle Beschreibung bezaubernden Etwas verloren gegangen, das, der Sage nach, ein Augustiner Mönch, der das Morgenland durchwandert, einstmal nach Rom gebracht haben soll. Ob ihm das Recept von den klugen Chinesen durch Zufall und auf Umwegen in die Hand gespielt worden, oder ob er es selber erfand, weiß Niemand; Thatsache ist nur, daß es von der ewigen Stadt aus sich durch Italien von Werkstatt zu Werkstatt unter den Geigenbauern verbreitete. Der Sohn der Tiroler Berge aber, seines Zeichens ein geschickter Mosaikearbeiter und Goldschmied, auch Lautenbauer, ist damals mit seiner ersten Geige, — einem seltsamen Dinge, von geringem Bau, kurzem Halse und steifer Schnede, die er sich ausgedacht, — auf der Wanderschaft in jenes Kloster gerathen, das den vielgerühmten Augustinermönch beherbergte. Da hat denn der Tieffenbruder mit dem breiten Bogen diesem noch unbekanntem Instrumente solche liebliche und zugleich starke Töne zu entlocken gewußt, daß die frommen Brüder ihn gar nicht fortlassen wollten, und ihn lange als ihren Gast bei sich behielten. Waren doch die Klöster von Alters her die stillen Pflegstätten der Kunst in allen Gestalten. Wie manches große Talent, wie manches musikalische Genie jagt, mag, von der Welt unbemerkt, hinter Klostermauern aufgeblüht und verweltet sein. War es doch ein Mönch, der einst die Notenschrift erfand, und jene wunderbaren Miniaturen in den frommen Büchern, die in alten Bibliotheken Jahrhundertlang schlummerten, und an's Licht gezogen, die höchste Bewunderung späterer Generationen hervorriefen, sowie jene herrlichen Initialen, hatten Mönchshände auf das Pergament gezeichnet. Und so konnte es denn auch geschehen, daß der brave Tieffenbruder einen Schatz aus dem Augustinerkloster zu Rom mitnahm, gleichsam zur Belohnung für sein Spiel, das die Herzen zu rühren verstand, — nämlich das Recept zu jenem goldig schimmernden Lack, der später seine Geigen und Saiten-Instrumente nicht nur im Aussehen, sondern auch im Klange so berühmt machte. Denn das ist eben das Geheimniß der alten Geigenbauer, daß ihre Schöpfungen vollkommen harmonisch sich darstellen, in der Wahl des Holzes, in der Construction und in jenem verführerischen goldenen Schleier, den sie Lack nannten, und der ohne Zweifel von bedeutendem Einfluß auf den Ton gewesen und geblieben ist, — sowie auf die Haltbarkeit der kostbaren Instrumente.

In der alten Kaiserstadt Aachen hat einmal ein Musiker gelebt, — sein Name ist freilich vergessen und verweht, — von dessen Geige, die den Namen Gasparo Duiffupraga trug, erzählt dort die Sage aber noch bis zur heutigen Stunde Wunderdinge, denn alle Leute kannten sie, wurde sie doch allsonntäglich in der musikalischen Messe im Dome gespielt, von ihrem Besitzer, aber freilich nur da. Das Gedränge soll nach nicht gering gewesen sein, denn Alt und Jung wollte jenen zauberhaften Ton hören. Die Klänge erfüllten dann den Dom wie ein Licht und die Väter meinten ein Echo des Gesanges der Engel zu hören, das von der hohen Wölbung zu ihnen herabschwebte. Zu sehen bekam die jugende Geige in der Nähe aber Niemand als ein junger Schüler des alten Meisters, ein verwaister Knabe, den er einmal Abends auf der Straße ausgelesen und mit in sein stilles Heim genommen hatte, wo nur eine alte halblinde Magd hauste. Und doch war diese Geige so schön, daß jedem Geigenfreunde das Herz hätte aufgehen müssen bei ihrem Anblicke; aber auf seine Geliebte konnte ihr damaliger Besitzer eifersüchtiger sein, wenn er eine gehabt, als eben auf dies Instrument. Auf dem Boden unten war das kunstvoll geschnittene, aus verschiedenen Holzarten eingelegte Bild einer Stadt, oben die Form der ersten Geigen mit ihrem Bogen, eingefaßt von seltsam geformten Blättern, die mit ihren Geigen sich wie ein Kranz um die Zeichnung legten. — Was bedeuteten sie wohl? Waren es Birnbaumblätter, von deren Holz die Geige zusammengestellt war? Der alte Musiker wußte seinem Schüler keinerlei Erklärung zu geben. Sollten sie überhaupt nur an die Bäume des Waldes mahnen? — Die Bärge der Geige trugen freilich die sinnreiche Inschrift: „Via sui in sylvis, dum vixi tacui, mortua dulces cano.“ (Ich lebte damals in Wäldern, — als ich lebte, schwieg ich, jetzt, da ich todt bin, singe ich lieblich.) Aber die Blätter erschienen doch so eigenartig und fremd. Wie oft betrachtete sie der alte Musiker grübelnd. Es war ein kleines dunkleres Haus, das er in Aachen bewohnte, er hatte weder Weib noch Kind. Der Schatten des mächtigen Domes fiel auf diese Wohnung, aber wenn die Geige erklang, so war es, als ob Sonnenstrahlen Alles, auch die dunkelsten Winkel erhellen und zugleich mit ihnen Rosen- und Lindenblüthen auf in Wellen hereinflüge. Der verwaiste Knabe aber, der halb athemlos lauschte, vergaß dann, daß er Vater

und Mutter verloren, und meinte, daß man kein Licht anzuzünden brauche im Stübchen des alten einsamen Meisters, wenn die Geige offen in ihrem Kasten läge. Aber nicht nur Geigen-schüler des alten Aachener Meisters war der Knabe geworden, er durfte auch zuschauen, wenn sein Lehrmeister in einer kleinen Herzentasche allerlei Dinge in einen Tiegel warf, mischte und zusammenbraute, wie eifrig er dann kochte, filtrirte und mischte. „Gieb kein Acht!“ pflegte der Geschäftige dann wohl zu sagen, „ich bin ein Goldsucher, und wenn ich's fand, dann sollst Du Dein Theil mit haben und wir Beide sind reiche Leute.“ Erst später erfuhr der Knabe, daß der Alte mit Leidenschaft dem verloren gegangenen Geheimniß jenes goldig schimmernden Lack auf die Spur zu kommen versuchte, der die Geige des Duiffupraga wie ein goldener Schleier einwickelte und die Instrumente der alten Geigenbauer, welchen Namen sie auch tragen mochten, wahrhaft verklärte.

Wie düster und ungeschwächt erschienen jene Mandolinen, Basses, Bratschen und Celli, die sich ohne jenen Schmuck in die Welt wagten, neben den Amati-Geigen und den Arbeiten des Straduari, Guarneri del Gesù und Anderer, das erkannten selbst die Augen des jungen Franz. Es war und ist eben ein Unterschied wie zwischen einer Frau, die mit höchster Sorgfalt Toilette gemacht, und einem Aschenbrödel, das ein unscheinbares und schlecht sitzendes Gewand trägt.

„Ich werde, wenn ich groß bin, auch auf die Wanderschaft gehen, wie der Tieffenbruder,“ sagte der Schüler des alten Meisters, „um das verloren gegangene Recept zu suchen, — ich wette, daß ich es finde, — aber den ersten goldenen Tropfen bringe ich Euch! Verlaßt Euch darauf, es soll mir gelingen. Meine Geige nehme ich auf den Rücken, wie der Tieffenbruder, und fiedle lustig darauf los vor allen Klosterthüren, — warum sollte nicht auch einmal ein Anderer dasselbe Glück haben, das er einst gehabt? Wie lange dauert es doch, ehe man groß wird!“

„Und ehe man etwas Ordentliches lernt und es wagen kann, als tüchtiger Spielmann hinauszugehen!“

Und sie lehrten und lernten Beide in aller Einsamkeit tüchtig darauf los, aber zugleich fuhr der alte Musiker fort, seinem ergebigen Schüler Geschichten über Geschichten zu erzählen von den Geigenbauern und ihren Schulen, deren älteste eben ein Deutscher, der Caspar Tieffenbruder, in Brescia geirundet hatte und aus welcher die glanzvollen Namen eines Gasparo di Salo, Ruggini Seanetto und Andere hervorgegangen. Es war aber seltsam, daß die Phantasie Franz's sich immer nur mit jenem bärtigen Manne beschäftigte, dessen Kopf er an der Geige seines Lehrmeisters so oft mit seinen Fingern gestreichelt. Alle anderen Geschichten von den hochverdienten Vertretern der Geigenbauerschule in Cremona, den Amati Straduari, Guarneri, Bergonzi, Guadagnini und Anderen erregten nur sein vorübergehendes Interesse, den Neapolitanern sowie den Venezianern vermochte er nur eine flüchtige Aufmerksamkeit zu schenken. Für die Wittenwalder erwachte sich sein junges Herz viel mehr; Jacob Stainer und Klop gehörten für ihn gewissermaßen zu den directen Nachfolgern des deutschen Geigen-Erfinders, dessen Namen man verstümmelt, um ihm den Ruhm dieser Erfindung streitig zu machen. Die kleinste Notiz aus dem Leben dieses fahrenden Künstlers, und wie viele schätzte der alte Musiker aus dem Aermel, nahm sein Sinn und Denken gefangen. Bild reichte sich Bild an Bild in den abgebrochenen Erzählungen seines Lehrmeisters, und alle Gestalten lebten. Da sah es leibhaftig vor ihm, jenes berühmte Kleeblatt, das der Frauen-Abgott Franz der Erste, König von Frankreich, der so viel Unheil mit seinen Valois-Augen anstiftete, zu sich an seinen Hof berufen nach der Schlacht und dem Friedensabluß von Bologna, der berühmte Maler und zugleich Musiker Leonardo da Vinci, der geniale Andrea del Sarto, und der deutsche Lautenmacher Gasparo Duiffupraga. Wie aus einer Märchenwelt klangen die Sagen von dem damaligen Hofe Franz des Ersten, des Schutzherrn aller Künstler, herüber, und der alte Aachener Musiker wußte sie so verlockend zu erzählen, daß dem jungen Schüler das Herz heftig klopfte und die Gedanken sich verwirrten. Um die einflussreiche Mutter des Herrschers, so schilderte er jene Zeit, die Herzogin Louise von Savoyen, von der man behauptete, daß sie der Politik noch mehr zugeneigt sei als der Liebe, scharten sich damals die scharfsinnigsten Denker, Gelehrten, Alchimisten, sowie die Häupter der vornehmen Ritterschaft unter Anführung des Comte de Montmorency. Ihrer Tochter dagegen, der reizenden, leichtfertigen Margarethe, lagen alle Dichter und Sänger zu Füßen, die sich von ihren schönen Augen und ihrem silbernen Lachen, von der Musik ihrer glänzenden Verse und Madrigalen begeistern ließen. Die Gruppe der Maler, Baumeister und Bildhauer dagegen drängte sich um ihren großmächtigen Förderer und Schützer, — den König Franz. Leonardo da Vinci erschien als der Vornehmste unter ihnen, — damals schon ein alternder Mann, — neben ihm der geniale Benvenuto Cellini, — Andrea del Sarto war der unscheinbarste, und der treuerhörige Duiffupraga mit seinem edelgeschnittenen Gesicht und dem reichen goldblonden Haar der unbefangenste, trotz der fremden, verwirrenden schönen Umgebung. Andrea del Sarto sollte die stille, zurückgezogene lebende Königin Claude malen, — und da der Hof bei Ankunft der drei Neuberufenen eben in Fontainebleau weilte, so wies man ihnen dort ihre Werkstätten an. Primatrice, der elegante Baumeister, Liebhaber des Königs, war eben mit der Ausarbeitung von Plänen zur Erweiterung des Schlosses beschäftigt, das damals erst die Anfänge seiner späteren stolzen Pracht zeigte. Die herrliche, sieben Bogenfenster breite Galerie François I. war kaum beendet, und der Schmuck von Gemälden, Statuen und Verzierungen noch ungeordnet, einzelne Flügel wurden ausgebaut, andere erst angelegt. Wie ein Märchen von Stein tauchte er allmählich auf im verschwiegene Wald, der sinnberührende Renaissance-Bau mit seinen Thoren und Thürnen, Freitreppen und Balconen, reichen Gesimfen, Bogen, wunderlichen Schnörkeln, Karyatiden, Wappen und Thürmchen. Aber das schönste Märchen war doch die „Galerie François I.“ mit ihrer Marmortreppe, dem glatten Estrich, in dem sich bei hellem Mondschein die Statuen wirklich spiegelten, der Decke von Nußbaumholz mit ihren goldenen Mosaiken, und in der Farbenpracht meisterhafter Fresken. Trat man an eines der Bogenfenster heran, so verlor sich der Blick in tiefes, dichtes Grün, — in ein geheimnißvolles Dämmerlicht, in die zauberliche Waldesinnigkeit. Hier hat denn auch Andrea del Sarto sein schönstes Bild geschaffen, seine berühmte Caritas, welche die Jüge der unbeachteten stillen Dulderin, der edlen Königin Claude trug, und hier baute Duiffupraga seine besten Geigen, — und vor Allen jene eine, die der alte Musiker einst jeden Sonntag im Dome zu Aachen spielte. Es war fast eine gemeinsame Werkstatt zu nennen, jene Malerstuben und die Gemächer, in denen der Geigenbauer arbeitete, denn die schönen Portraits

auf Goldgrund und die feinen verchlungenen Buchstaben F. mit der Königskrone darüber, hatte der Pinsel des Malers auf die Geigen und andere Instrumente gezeichnet. Wer kann sagen, welcher von den Fleißigen dem Andern aufmerksamer zugehört haben mag bei der Arbeit, — die Maler dem Lautenbauer, oder dieser den Malern. War es denn nicht ein Wunder, kaum minder groß als der Farbenzauber, jene Kunst, aus schwachen Bretchen ein mächtig tönendes Etwas, die Königin der Instrumente entstehen zu lassen? — Aus 58 einzelnen Theilen zusammengestellt, sang es nicht nur mit einer entzückenden Stimme, sondern erregte auch zugleich das Auge durch die Harmonie der Form und den kunstvollen Schwung der sinnreich geschnittenen Schnede. Wie oft hat der König Franz zugehört, als der Lautenbauer seine Geigen schnitt und Leonardo da Vinci war es, der sie zuerst spielte. An Bestellungen fehlte es dem Gasparo nicht, der König selber befohl die Aufertigung sämmtlicher Instrumente seiner Kapelle von ihm. Basses, Violinen und Celli, alle mit äußeren, kunstvollen Verzierungen. Und die schönen vornehmen Frauen, an ihrer Spitze die verführerische Margaretha, verlangten nur noch Lauten von Duiffupraga. In dem hohen Gemach neben seiner Werkstatt rauschten schwere seidene Gewänder und Schleppe von Goldbrocat glitten über die Schwelle. Reizende Köpfchen neigten sich über die Arbeiten des Fremdlinge mit dem schwerfälligen Namen, duftende Lippen berührten die Saiten seiner Instrumente, deren kunstvolle und kostbare Einlagen an den ehemaligen geschickten Mosaikearbeiter erinnerten. Und nie vergaßen die blühenden Lippen zu befehlen: „Taucht sie tief in Gold, — lieber Meister wickelt sie in Euren schimmernden Schleier!“

Ja, das war eben das Geheimniß des Recept's jenes Augustiner-Mönchs, dessen Weisheit der glückliche Duiffupraga erlangte, das war die blendende Schönheit seiner Arbeiten, daß sie erschienen, als ob man flüssiges Gold, gemischt mit Purpur, über sie ausgegossen, — und die man nicht nur damals sondern noch bis zur Stunde bewundert an all seinen Schöpfungen.

Die deutsche Heimath, nach der er sich sehnte, hat der Tieffenbruder nie wiedergegesehen: Im Begriffe, seine letzte herrliche Geige, mit seinem eigenen kunstvoll geschnittenen Bildniß, dahin zu bringen, damit seine Landsleute auch sehen sollen, daß er etwas gelernt, erkrankte er in Lyon und starb.

Wie nun dies Meisterstück durch eine Reihe unbekannter Zufälle den Weg nach den deutschen Landen gefunden, wie es bis in die Hände des alten Meisters gelangte, weiß Niemand, aber der alte Geigenbauer selber hat gewiß vom Himmel herab heiter zugehört, wenn die Liebhabergläubte seine volle Stimme ertönen ließ in jenem ehrwürdigen Dome der alten Kaiserstadt.

Das Geheimniß des goldenen Schleiers hat der berühmte Lautenbauer wohl einem seiner Lieblingschüler hinterlassen, der es dann weiter vererbte, — auch Jacob Stainer aus Abiam brachte es noch mit in die deutsche Heimath, dann aber ging es verloren.

Dem jungen Schüler des Besitzers jener prächtigen Geige aber hat es doch hinausgeritten, unaufhaltsam in das Land des ewig blauen Himmels und der Musik, das Räthsel des goldenen Lades zu lösen. Er zog eines Tages, nach schwerem Abschiede von seinem alten Lehrmeister, hinaus wie weiland der Heinrich von Ofterdingen, der die blaue Blume suchte. Das alte Brescia war zunächst sein Ziel, — aber er blieb unterwegs doch bald da, bald dort hängen, — an alten Klöstern und — an jungen Mädchenaugen, und schrieb lustige und begeisterte Wanderbriefe an den Besitzer der Duiffupraga-Geige nach Aachen, denn es muß wohl ein echtes deutsches Künstlergemüth gewesen sein, dieser Franz, und ein hübscher Purtsche war er auch, mit seinem blonden Haar und ehelichen blauen Augen. Von der Entdeckung irgend eines Fipfelchens jenes goldenen Schleiers stand leider Nichts in diesen Berichten, wohl aber von der Schönheit der welchen Frauen und Mädchen.

Der Empfänger jener Briefe aber lädelte und seufzte abwechselnd, wenn er sie las, und braute und mischte heimlich in seiner kleinen Herzentasche erfolglos weiter nach jenem Lack-Recept, das der Augustiner Mönch vor Jahrhunderten dem Duiffupraga gelehrt.

Aber eines Tages floß doch ein wunderbarer Fettel in das kleine stille Haus in Aachen. Der Franz schrieb nämlich:

„Etwas Seltsames ist mir geschehen hier in Brescia, mein vielgeliebter Lehrmeister: ein alter Maler, den ich in der Herberge traf, hat mir, nach langem Hin- und Herreden, das Haus gezeigt, wo der Tieffenbruder gelebt haben soll, ehe er gen Frankreich zog. Es ist ein halb zerfallener Bau, auf der Straße nach Salo gelegen, — mit vergitterten Fenstern, — aber Licht war doch genug da zum Arbeiten, denn unter diesem göttlichen Himmel giebt's eben nirgend Dunkelheit, — es strahlt überall so unaussprechlich herein, wie mit Händen zu greifen. Und ein Stück verwilderten Gartens ist dabei, mit uralten Bäumen, und in dem weiten Gemach zu ebener Erde, da mag er wohl gearbeitet haben, der Geigenbauer. Jetzt wohnt ein Gärtner da, der immerblühende Rosen verkauft, mit denen sich die hübschen Brescianerinnen so gern schmücken. Ich wollte, ich könnte Euch einen Arm voll in Euer dunkles Stübchen tragen, man bekommt sie halb geschenkt. Nun, ich muß Euch gestehen, daß ich in diesem Garten auf die Tochter des Gärtners wartete, die selber schöner ist, als alle Rosen der Welt, sie wollte mir das Haus innen zeigen und ich kaufte ihr Rosen ab. Das Warten aber wurde mir etwas lang und die Rosen düfteten so stark und ich lag unter einem Baume, der ein wenig den Nichten unserer deutschen Wälder gleich, auf einer Steinbank, sah in das Grün hinaus und zählte die Minuten. Da war mir so heimathlich zu Sinne, als läße ich bei Euch im Stübchen und hörte die Geige des Duiffupraga singen. Ein strenger, härter Duff schwebte zu mir hin durch all den weichen, süßen Rosen-Athem. Plötzlich aber stand der Tieffenbruder vor mir, sein schöner Kopf mit dem großen Bart schaute aus der breiten Halskrause genau so wie auf Eurer Geige, das blonde Haar war zurückgestrichen und blaue, deutsche Augen lachten mich an. Und in ehrlichem Deutsch sagte er leise: „Das Glück ist da, Du Narr, für den, der es festzuhalten versteht! Greif zu!“

Da fiel es zugleich auf meine Hand, die fest an dem Stamme lag, wie ein schwerer Tropfen, — zugleich aber traf eine Rose meine Stirn und ein helles Lachen schlug an mein Ohr: ich fuhr auf und stand im Nu auf meinen Füßen. Hatte ich geschlafen? War das wohl das Glück, — die kleine wilde Kostia, die da vor mir stand und mich mit ihren schwarzen Augen schelmisch anblinzelte, während die weißen Zähne zwischen ihren rothen Lippen aufblühten. Sie stimmte ein welsches Schelmliedchen an, das ich Euch so überlegen möchte:

„Was heißt's Euch, daß Ihr hier vorüberstreift,
Wenn Ihr nun doch das Mädchen nicht gewinnt —
Und ganz umsonst die Sohlen nur verschleift.“

Aber der Tropfen auf meiner Hand brannte mehr als die feurigen Mädchenaugen, ich sah auf ihn nieder, es war wie leuchtendes Gold, das mir da entgegenstrahlte, so geistlich, so lieblich und lachend, wie der goldene Schleier Eurer Geige. Der Baum, unter dem ich geträumt hatte mir sein edles Harz geschenkt, — ich sah nun, wie es langsam und unaufhaltsam an seiner Rinde niederfloß. „Wie heißt der Baum?“ fragte ich nun athemlos die Kleine. „Der Vater nennt ihn Pinus balsamea, — er sagt, daß sie in alten Zeiten in ganzen Wäldern beisammen gestanden, diese Bäume, — jetzt aber nur noch einzeln dahinträumten, — wie Ihr selber eben.“ — schloß sie lachend.

Ich erzähle Euch heute nur dies, mein Lehrmeister, das Herz klopfte mir wild, — ich weiß, welches Glück der Erfinder der Geige gemeint hat. — Und dann ich's festhalten, so wandere ich ohne Rast und Ruh zurück in die Heimath und bringe Euch das Necrot zum goldenen Schleier. Bleibt nur noch eine Weile fein gebuldig . . .

Ob der alte Musiker die verheißenen folgenden Mittheilungen noch erhalten, — ob sein Schüler heimkehrte, — Keiner weiß es zu sagen. Aber Brief-Fragmente von verschiedenem Umfange mit hochinteressanten Notizen, sowie genaue Zeichnungen und Berechnungen jener selten schönen Geige, die einst ihre Stimme zur Herzerquickung aller Betenden im Aachener Dome erklingen ließ, fanden sich in dem Nachlasse des alten Sängers Diehl, eines Sohnes des einst vielgenannten Geigenbauers in Darmstadt.

Die eigene Singstimme genügte ihm nicht mehr, — die edle Kunst des Instrumentenbaues nahm ihm Herz und Seele gefangen. Es schien ihm lobnender nach allen Richtungen hin, die Stimmen der Instrumente singen zu lassen, die aus seinen geschickten Händen hervorgingen, als selber zu singen. In dem Orchester des Hoftheaters in Hannover erklingen noch bis zur Stunde Diehlsche Celli und Bässe zum Lobe dessen, der längst keine irdische Musik mehr vernimmt.

Aber fast noch mehr als diese seine Schöpfungen beschäftigte ihn das Schicksal der gänzlich verloren gegangenen, verschwundenen Geige mit dem Vortragskopfe des Duffsupragar und noch mehr jener verlorenen goldene Schleier der alten Geigen. Wie er grubelte und sann, das weiß nur sein Schüler, dem er auch alle seine Werkzeuge, die Zeichnung der Geige, die der alte Musiker im Dome zu Aachen Jahre lang gespielt, vermachte und jene Brief-Fragmente, die dem Lehrmeister und Schüler so viel erzählten. Ohne Rast und Ruh haben Beide mit einander gemischt und gepüßt, — immer klarer und goldiger wurde die geheimnißvolle Masse und das letzte Interesse des Kranken galt der Erforschung des goldenen Schleiers.

Eine brennende Frage aber bleibt noch offen: wohin ist jene wunderbare Geige des Duffsupragar gerathen, die im Aachener Dome erklang?

Vier seiner schönsten Geigen sind, wie Friedrich Niederheitmann berichtet, im Privatbesitz wohl erhalten, — jene fünfte aber fehlt. Wer hilft suchen?



Die Geige des Tiefenbruder.

Nachdruck verboten.

Aus der Londoner Gesellschaft.

London, im Januar.

Viele Leute behaupten, daß der Brite stets Etwas vor anderen Völkern voraus haben muß; er hat seinen Meridian von Greenwich, hat sein Duodecimal-System der Münze, seine holden Töchter tragen Pelzboas in der Julihitze und nehmen eiskalte Morgenbäder, wenn ihre continentalen Schwestern türkische Bäder vorziehen würden. So fährt denn auch die englische Gesellschaft eine vom continentalen Stil ganz abweichende Lebensweise. Das Jahr fängt für sie nicht mit Neujahr, sondern mit der season, Anfang Juni, an, zu welcher Zeit diese beglückten Menschenkinder die Freunde, böse Jungen behaupten die aufreibende Langweiligkeit des Landlebens hinter sich lassend, ihre Residenzen im Westend der Stadt beziehen. Man bleibt dann gerade die schönste Zeit des Jahres in der rauchigen Atmosphäre des benebelten Londons, und wenn der ewig weinende, oder wenigstens weinerliche Himmel anderen Leuten die schon von Doraz gepriesenen Freuden des Landlebens unerträglich macht, gerade dann setzt es sich John Bull in den Kopf, nun erst recht in die „Sommer-Wohnung“ zu ziehen und seinen Herbst- und Wintertraum dort bis zum Weihnachtsfeste zu träumen.

So hat man denn auch in den jüngstvergangenen Monaten nur wenige größere Festlichkeiten zu verzeichnen gehabt; eine rühmliche Ausnahme machte ein Ballfest, welches der Premier-Minister Lord Salisbury in Hatfield, seinem Landhause in Hertfordshire, gab, wo wieder die ebenso geistreiche, wie hübsche Gattin des ehemaligen Chancellor of the Exchequer, Lady Randolph Churchill, die Königin des Abends war. Bei diesem Anlasse freute es mich, zu constatiren, daß die Mode nicht nur in Deutschland von Paris aus beeinflusst wird, sondern daß dasselbe auch in England der Fall ist. In Paris bringt das kommende Jubiläum der großen Revolution das Josephinen-Gewand zu neuem Leben, und auch in Englands Ballsälen sieht man das adoptirte klassische Gewand vorherrschen. Ein tragikomischer Fall englischer Prädilection hat unsere Mode-Damen letzthin in gerechte Entrüstung versetzt, als ein christlicher Theater-

Beamter, einem wohl etwas übertriebenen decenten Triebe folgend, einer Dame den Eintritt in Thalia's Hallen a ponto ihres stark decolletirten Empire-Kostümes verweigerte.

Anlaß zu vielen Festen in London sowohl, wie in Birmingham, hat die Heimkehr des englischen Gesandten bei den Vereinigten Staaten, Mr. Chamberlain, gegeben. Mr. Chamberlain hat den Zweck seines Lebens, die Bande, welche England und Amerika vereint, fester zu knüpfen, recht verstanden, als er sich seine jugendliche Gattin, der er um einige Jahrzehnte „über ist“, aus dem fernen Westen holte. Von Newport seine Heim- und zugleich Hochzeitsreise antretend, traf das Paar noch zur rechten Zeit in Birmingham ein, um das erste Weihnachts-Fest daheim verleben zu können. Die gute Bevölkerung Birmingham's ließ es sich natürlich nicht nehmen, dem jungen Paare eine großartige Ovation im Rathhause der Stadt zu bereiten. Mrs. Chamberlain trug bei dieser Gelegenheit ein rosafarbenes Kleid mit reicher Stickerei und prachtvollem Diamantenschmucke. Nach englischer Gewohnheit strömte dann auf Mr. Chamberlain ein wahrer Adressen- und auf seine sehr hübsche Gattin ein gewaltiger Juwelen-Regen hernieder. Zur selben Zeit beobachtete ich ein reizendes Kostüm, einer jungen Lady angehörig. Das Ganze war ein griechisches Gewand in zartgelber Farbe, dessen kurze, tief ausgeschnittene Taille mit Goldstickerei auf weißem Tüll drapiert war, an den Schultern mit schwarzen Noire-Streifen zusammengehalten. Der untere Theil des Gewandes zeigte dieselbe Goldstickerei in zwölf Worten, die an der Vorderseite in goldenen Fuchseln ausliefen. Die Haartracht bestand in einem griechischen Knoten, den goldgestickte Bänder zusammenhielten.

Den Abschluß der diesjährigen Festlichkeiten bildete, wie immer, Weihnachten. Freilich schmückt sich London dazu nicht, wie unsere deutschen Städte es thun, mit duftendem Tannengrün auf Straßen und Plätzen. Man sieht nicht die fröhlichen geschäftigen Frauen, deren Anblick das Liebeswort: Geben ist seliger denn nehmen, in jedem einzelnen Falle zur Wahrheit macht, durch die strahlenden Straßen mit mächtigen Packeten beladen huschen. Bei uns giebt es keine erwartungsvollen Kinderseelen, die jede Nacht vor dem Feste vom Weihnachtsmanne, seinen Gaben und dem lieben, lieben deutschen Tannenbaume träumen, keine jungen Mädchen, welche die Abende den Weihnachtsarbeiten widmen und um Himmels willen nicht von Eltern und bösen Brüdern überbracht werden wollen. Das Fest selbst ist, ganz der Natur des Engländer's entsprechend, stark profanisch angehaucht. Tische, die sich unter der Last des nationalen Bratens, des turkey Truthahn und des mächtigen Plumpudding beugen, und eine ungläubliche Massen vertilgende Menge, — das nennt man hier zu Lande Weihnachts-Veranstaltungen. Die junge Welt freilich läßt auch dem Tanze sein Recht geschehen, und der mistletoe ist nicht umsonst für sie im Zimmer angebracht. Freilich, — auch ohne mistletoe ist ja in England nichts leichter, als eine Frau zu finden, und das gewaltige Uebergewicht des schönen Geschlechts läßt nur zu leicht demselben die Ehe als weiter nichts, denn eine specielle Art der Lebensversicherung erscheinen. Kein Wunder, daß es bei uns nicht gerade viel absolut unglückliche Ehen giebt, desto mehr aber die ebenso schreckliche gleichgültige Species.

Manche englische Frau, die sich an der Seite ihres Gatten durch's Leben langweilt, würde wohl nur zu gern mit der deutschen Hausfrau tauschen, die in hundert Fällen viel unvernünftiger, viel sentimentaler in ihr eheliches Leben eingetreten ist, als sie, sich andererseits aber ihr ganzes Leben lang eine viel idealere Anschauung ihrer ehelichen Pflichten bewahrt. Liegt es an der Erziehung oder ist es natürliche Begabung, sicherlich ist die englische Frau meist ihrem Gatten geistig überlegen. Derselbe kann also von vornherein nicht die deutsche und wohl einzig richtige Rolle des lord and master in seinem Hause beanspruchen.

Die garte Gattin konnte recht oft eine starke Stütze in ihrem Hausherrn gebrauchen, denn ihr Leben und Wirken ist voll von Mühe und Arbeit. Kein Wunder, daß bei ihren Sorgen die englische Frau nur zu häufig aus dem engeengenen Kreise ihres Reiches, dem Hause und der Häuslichkeit hinaustritt in das öffentliche Leben. Der neuen Welt, wo die Frauen-Emanicipation schon eine vollendete Thatsache ist, schließt sich in der alten England mehr und mehr an. Nach hartem Kampfe gelangte Mrs. Annie Besant, die bekannte Freundin Bradlaugh's, die wie jener berühmte Politiker ebenfalls dem Atheismus huldigt, als Mitglied in die städtische Schulverwaltung Londons. Ein weiterer Schritt in der Agitation für die Rechte der Frauen ist ferner mit der großen Errungenschaft gemacht, daß auch die County Councils, am ehesten unseren Landrathsämtern entsprechend, den Bewerbern des weiblichen Geschlechts offen stehen. Schon hat die leitende englische Presse, die Zukunft prophezeiend, in's Auge gefaßt, wenn der Spruch des Richters erbarmungslos aus jartem Munde kommen wird.

Die englische Rechtspflege hat in den letzten Monaten Fragen eines entsehligen Problems zu lösen gehabt. Nicht genug damit, daß die blutigen Whitechapel-Mordthaten noch immer ihrer Lösung harren, es zeigt sich bereits in grauenerregender Weise das Factum des Nachahmungs-Triebes. In kurzer Folge haben vier Schandthaten unter gleichen Umständen in Poplar, Havant, Slough, Yeovil und Bradford zu verzeichnen gehabt. Man scheint völlig mittellos, ähnliche Verbrechen in Zukunft zu verhindern; man schlägt vor, die aufregende Roman-Lectüre des niederen Volkes zu niedrücken, illustrierte Plakate, die eine krankhafte Phantasie reizen können, zu verbieten, ohne sich klar zu machen, daß man dann bald in den Verboten keine Grenze mehr wird finden können. Wird nicht auch die Bühne jederzeit einem reizbaren Gemüthe reichen Stoff zu grausiger Nachahmung bieten?

Da wir einmal die Bühne erwähnt haben, wollen wir zum Schluß noch auf ein großes Ereigniß des Tages näher eingehen. Im National-Theater Englands, dem Lyceum, hat Anfang Januar „Macbeth“ seine Auferstehung seit 1876 gefunden. Daß die Scenerie wieder eine über alle Begriffe großartige ist, bedarf keiner Worte. Alles, was Malerei und Technik vermag, ist hier aufgeboten, um die Sinne völlig gefangen zu nehmen. Ueber das Spiel der Schauspieler selbst herrschen allerdings, wie immer, weit aus einander gehende Ansichten. Sicherlich ist die Lady Macbeth der Miß Ellen Terry nicht der furchtbare, noch in seiner Entschlossenheit so großartige Charakter, den z. B. Mrs. Siddons auf der Bühne in's Leben rief. Miß Terry spielt ihre Lady Macbeth vor Allen nur als das liebende Weib, das sich in fallcher Liebe für ihren Gatten zur Mordthat hinreißt. Natürlich verlieren in einem solchen matten Charakter Scenen wie die Nachtwandler-Szene nach dem Morde Duncans völlig ihren Effect. Der Macbeth Irving's riecht, um mich eines Cicero'schen Ausdrucks zu bedienen, nach der Lampe, er ist überstudirt und dadurch verfehlt.

W. P.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Abendstimmung. Von A. Holmberg. Siehe das Bild, Seite 25. — Wer für Naturstimmungen empfänglich ist, kann sich der Behmuth nicht ganz erwehren, wenn ein schöner Tag zur Küste geht. Anders freilich empfindet die Jugend diese Stimmung als das Alter. In der Jugend wecken der letzte Gruß der Sonne und die ersten Schatten der Nacht jene süße Melancholie, die im Schluchzen der Nachtigall ihren wunderbarsten Ausdruck findet, das Alter schaut mit weicher Resignation in den vergehenden Tag. Eine schwere Kunst, Resignation zu lernen, aber das Leben ist ein guter Lehrmeister, und es lehrt sie uns jeden Tag. Wer ein guter Schüler ist, bedarf nicht der härenen Mönchsstute oder des violetten Priestergewandes, um nützliche Resignation zu lernen. Denn wenn auch das Glück, das die Jugend erhebt, kein Traum ist, festgehalten wird es doch nur von dem, der zu entsagen gelernt hat.

Die Novize. Von Scipio Bannutelli. Siehe das Bild, Seite 29. — Einer Erläuterung bedarf die fromme poetische Scene kaum. In das weiße Klostergewand gekleidet, über das sich ein gleichfarbiges, das Kinn noch verdeckender Schultertrager legt, schreitet die junge Novize, von ihren Gefährtinnen geleitet, dem Altare zu, um dort das heilige Gelübde abzulegen, mit dem sie sich für immer an den Dienst der Kirche bindet. Mit der lieblichen Jugendfrische der neuen Nonne contrastirt seltsam das von einem dunklen Schleier umhüllte, verwitterte Gesicht der alten Klosterfrau, die dem Himmel diese Bräute erzogen hat. Bannutelli, der geniale Schöpfer des Gemäldes, wurde 1834 in Rom geboren, wo er unter der Leitung des Wiener Professors Burzinger seine künstlerische Ausbildung genoss. Er zählt jetzt zu den gefeiertesten Meistern seines Vaterlandes.

Prinz Friedrich Leopold von Preußen und seine Braut, Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein. Siehe die Bilder, Seite 32. — Glückwünschend für das Hohenzollernhaus hat das Jahr 1889 begonnen; in der ersten Hälfte des Jahres brachte der Reichs- und Staats-Anzeiger die offizielle Bekanntmachung der im Königschloße zu Berlin vollzogenen Verlobung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen mit Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein. Die fürstliche Braut, die Schwester der deutschen Kaiserin, ist das vierte Kind des verewigten Herzogs Friedrich und der Herzogin Adelheid, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg. Am 8. April 1866 in Kiel geboren, wenige Wochen, bevor die Verhältnisse die herzogliche Familie zwangen, das Gebiet der mecumfaltungsmengen herzogthümer zu verlassen, ist die Prinzessin in der Stille der Schlösser von Dölzig und Reichenau aufgewachsen, wo das herzogliche Paar sich ganz der Erziehung der fünf Kinder widmete. Die älteste Schwester der Prinzessin Braut ist Deutschlands Kaiserin Victoria, die zweite, Prinzessin Caroline Mathilde, ist vermählt an den Chef der jüngeren Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Herzog Friedrich, — ihr Bruder, Herzog Ernst Günther, ist nach dem Hinscheiden seines Vaters Chef der älteren Linie, und das jüngste Kind des herzoglichen Hauses, Prinzessin Hedwig, ist 1874 geboren. Prinz Friedrich Leopold von Preußen ist der einzige Sohn des verewigten Prinzen Friedrich Carl, des von seinen Soldaten vergötterten Heerführers und ruhmbedeckten Siegers, und der Prinzessin Friedrich Carl, geb. Prinzessin Maria von Anhalt. Prinz Friedrich Leopold, am 14. November 1865 geboren, ist gegenwärtig Rittmeister und Chef der Leib-Gesabronn im Regiment Gardes du Corps. Nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Bonn machte der Prinz eine Reise nach Indien, zum Besuch seiner Schwester, der Herzogin von Gonnanght, und über Japan und Nordamerika zurückkehrend, wurde diese Reise zu einer Reise um die Welt. Als Erbthronfolger seines Vaters ist die Liebe zur Keiterwaffe auf ihn übergegangen, und seine kunstfertige Mutter, die Malerei und Musik mit gleicher Meisterhaftigkeit pflegt, hat ihr reges künstlerisches Interesse auf den Sohn übertragen. Möchte aller Segen, der auf der ersten Verbindung eines Hohenzollern mit einer Tochter aus dem herzoglichen Hause Schleswig-Holstein ruht, auch diesen Bund der Herzen krönen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Eine „Milkneipe“.

Sanitätsrath Dr. Riemeier hat in seiner hygienischen Plauderei über das großstädtische Mutterweihen in voriger Nummer unseres Blattes zum ersten Male diesen etwas kräftigen, aber bezeichnenden Ausdruck gebraucht. Das Wort Kneipe ist ein echt-deutsches, gutes altes Wort, dem, wie gesagt, ein Klang von Verbehalten anhaften mag, das aber trotz alledem ruhigen Gewissens und ohne ästhetische Voreingenommenheit auch von den schönen Lippen unserer Leserinnen ausgesprochen werden kann. Zweifellos gewinnt jedenfalls das Wort Kneipe in Verbindung mit jenem Ausdrucke, den die deutsche Sprache für das köstlichste aller Nahrungs- und Genussmittel eingeführt hat, für den weislichstigen Stoff, dessen beruhigende Milde der Dichter in dithyrambischer Verzückung mit hold-frommer Denkungsart vergleicht, — mit der Milch. Eine Milkneipe! Wer hätte es in unserem Jahrhundert der echten Bräut, des perdenden Schaumweines, des griechischen und italienischen Traubenblutes, in unserem Jahrhundert der Surrogate und der raffiniertesten Genussverfälschung für möglich gehalten, daß die gute alte Milch noch einmal zu der Ehre kommen würde, in stolzen Palästen und in veritablen „stilkvollen“ Restaurants zur Erzeugung selbst verwöhnter Gaumen ausgelesen zu werden! Sollte das wirklich ein Anfang sein der „Rückkehr zur Natur“? Von Anbeginn an war die Milch, die ersten Menschen erretteten sich an ihrem Genusse, wie wir aus der Bibel wissen, — ehe noch Noah, der trinkstüchtige Archenmann, die seelenbeschwingende Wirkung des Traubensaftes entdeckte, und ehe man noch angefangen hatte, die Hopfenranke zu jüchten, deren kräftig säuernde Frucht in lieblicher Mischung mit dem stärkenden Malz erst späterhin Jan Primus von Beabant, der sagenhafte Bierkönig, zu so hohen Ehren brachte. Die Milch hat Anspruch darauf, das älteste Getränk der Welt zu sein, wenn wir vom Wasser absehen, argen das die statlichere Hälfte der Menschheit ja nun doch einmal eine unüberwindliche Abneigung hegt und das allerdings auch dem an sich besten Trunk in seiner verbündenden Eigenschaft zu grauem Fluche werden kann. Drum Heil der Milch und Heil all den Bräven, die uns durch sie zur Natur zurückführen wollen!

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Ribiger (XV, 160). — Die Bezeichnung „Ribiger“ für einen Zischauer beim Kartenspiel findet wohl in dem Charakter des Ribig ihre Erklärung. Dieser Vogel ist ungemein schön und wachsam und beständig auf seiner Hut; er sieht und beobachtet Alles, was um ihn her vorgeht. So wie eine Gefährte sich nähert, ertönt sein Warnungsruf, der von der ganzen Vogelwelt verstanden und wohl beachtet wird. Dadurch hat er den Raubvögeln wie dem Jäger schon manchmal die Jagd gründlich verleidet. Gar oft verhindert der Warnungsruf des Ribig das Federwild, das dem Jäger schon eine sichere Beute schien, und argert sich weither der Gefährte dann gegen den Störenfried und macht seinem Unwillen wohl gar durch eine nachgefangene Angel Luft. — Nun, beim Kartenspiel sind die Ribiger auch nicht gern gesehen, besonders wenn sie, wie es manchmal geschehen soll, durch unzeitige und unwillkommene Androhe und Bemerkungen zu Spielverderbern werden. Tante Theresle.

Mittel gegen den Holzwurm (XV, 216). — Haben die Holzwürmer bereits sehr überhand genommen, so ist es nicht leicht, ihrem Zerföhrungswerke Einhalt zu thun. Am besten ist es, wenn man in die frisch gebohrten Löcher, die sich sofort durch das Holzweil kenntlich machen, Kreosot oder Karbolsäure bringt, dann die Löcher durch Brennat, Fischleim oder einen anderen Klebstoff verstopft. Die Larven und Käfer kommen nur, wenn ihnen Luft und Ausgang genommen wird. Auch ein wiederholtes Bestreichen der Röhren mit Petroleum oder Terpentinspiritus thut gute Dienste, ebenso eine Einpflanzung von Insectenpulver-Tintur. A. J. Stuttgart.

Obst- und Schimmelfeste (16). — Schimmelfeste entfernt man aus weißer Wäsche, wenn man die betreffenden Stellen kurze Zeit in verdünnte Eau de Javelle oder wässrige Chloralkali-Lösung legt. Nachher muß sofort gut mit weichem Wasser nachgespült werden. — Obstfeste lassen sich durch einige Tropfen Citronensaft oder durch Ausdrücken von reifen, weißen Johannisbeeren auf die Flecke beseitigen; ebenso verschwinden dieselben, wenn man ein wenig Weinsäure auf den nur schwach angefaulenen Stellen verreibt. In allen diesen Fällen ist sofortiges Nachwaschen mit weichem Wasser erforderlich. Auch durch Abreiben mit Spiritus können Obst- und Grassfeste beseitigt werden. Ein anderes einfaches Mittel besteht darin, daß man die fleckigen Stellen einige Stunden in Milch einweichen läßt und sie dann mit lauem Wasser und Seife nachwäscht. Hausmütterchen in Süderode.

Rathschläge.

Pudding von kaltem Kalbsbraten. — In allen Haushaltungen hört man häufig eine große Klage: Die ewige Kalbsbraten! Aufgeschwitzer Kalbsbraten, Ragout von Kalbsbraten, kalter Aufschnitt von demselben, — wer zählt die Hecens, in welcher verzwelfelte Hausfrauen diesen scheinbar unvertilgbaren Braten den Jüngern annehmbar und gerecht und ohne Saufen erbar vorzusetzen versuchen? Nachstehendes Rezept möchte auch des Versuches werth sein, denn es giebt dem alten Braten einen neuen Reiz und ist, kalt oder warm servirt, sehr empfehlenswerth und schmackhaft; Man schneidet von der gebratenen und erkalten Kalbsbraten die unannehmlichsten Stücke ab und kreibt das Fleisch zweimal durch die Fleischhackmaschine. Auf 1 Pfd. dieses nunmehr genügend fein facirten Fleisches rechnet man 150 Gramm Butter, welche zunächst zu Sahne verrieben wird; ist dies geschehen, so rührt man das Fleisch, 1/2 Pfd. feingewiegte Sardellen, für 20 Pf. Kapern, 5 Eibötter, 1/2 Laffe saure oder süße Sahne, etwa einen Laffenlopf voll feingeriebenen alten Zwiebad oder Semmel, einen Theelöffel voll Worcester'sche Sauce (oder eine Prise Cayenne-Pfeffer — Vorsicht damit!) und, falls es nöthig wäre, noch Salz mit hinzu, zieht das zu Sahne geschlagene Eiweiß der 5 Eier leicht durch die Masse, füllt letztere in eine gut gebutterte und mit feingeriebenem Zwiebad ausgesträute Puddingform, schließt diese genau und fest und kocht den Pudding in bain mari ununterbrochen 1 1/2 Stunde. Darnach ausgefüllt, wird der Pudding heiß mit einer feinen Kapernsauce servirt. — soll er kalt gegessen werden, was Manche vorziehen, so wird er in Scheiben geschnitten angerichtet und eine picante Remoulade-Sauce oder Cumberland-Sauce dazu gereicht. In beiden Fällen ist der Pudding sehr zu empfehlen, — will man freilich ein noch feineres Gericht daraus machen, so lasse man Sardellen und Kapern fort und füge der Masse eine schon gekochte und in Scheiben geschnittene Perigord-Trüffel hinzu. Freilich würde dann zum Narmessen auch noch eine Trüffelsauce erforderlich sein. Dies sei nun ein zarter Wink für eine feinere Tafel, — für den einfacheren Mittagstisch wird das ursprüngliche Rezept genügen und eine angenehme Abwechslung in den Speisezetteln bringen. C. v. A.

Gänseblümchen in J. — Im Allgemeinen sucht man bei Gesellschaften das Hervorheben eines bestimmten Plabes, als „des oberen“ an der Tafel zu vermeiden, indem man von dem richtigen Gesichtspunkte ausgeht, daß der Wirth alle Gäste gleich werth hält. Es sitzen deshalb Wirth und Wirthin meist an den entgegengesetzten Punkten des Tisches oder auch an der Schmalseite einander gegenüber. Bitte ist es dagegen, daß der vornehmste oder älteste Herr die Frau vom Hauke, umgekehrt der Gastgeber die vornehmste Dame säßt, und letztere hat stets ihren Platz an der rechten Seite des Gastes. J. S. 35. — Zur Erlangung eines Patentes auf einen Gegenstand ist es erforderlich, die betreffende Erfindung nach Umständen, Zeichnungen u. an das Reichliche Patentamt zu Berlin zur Prüfung einzureichen. Marie in Mühlberg. — Obsteten zum Aufheben und zur Verwendung für Karten sind in fast jedem bedeutenderen Papiergeschäft in großer Anzahl käuflich. P. A. S. — Wir werden Ihren Wunsch gern berücksichtigen. * Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Haben unsere verehrten Leserinnen schon eine moderne Milchschneipe besucht? Nicht Alle, vermute ich, — vielleicht nur ein kleinerer Theil, — und so sei es mir denn heute gestattet, Sie an meiner Führerhand in ein solches Vocal zu geleiten. Sie kennen die erst vor wenigen Monaten dem Publicum eröffnete große Milch-Anstalt des Oekonomieraths Grad am Victoria-Park zu Berlin, äußerlich wenigstens, schon aus dem Bilde, das die erste Seite der vorigen Nummer unserer Zeitung schmückte. Das erste der stattlichen Bautheile, aus der diese legendär wirkende Anstalt sich zusammensetzt, enthält die fragliche Localität. Wenige Stufen führen in ein geräumiges Zimmer, dessen Wände mannhoch getüpfelt sind, und an dessen Mauer-Decke panobädige Putten ein loses Spiel treiben und dem Beschauer ad oculos an ihren derben Wangen zu demonstrieren scheinen, wie wahrhaft der Genuß guter Milch ist. Am Ausfluß steht ein freundliches „Dearnd!“ und füllt uns auf unsere Bitte ein Glas mit dem erfrischenden Trank. Er läßt uns erahnen und sagt auch dem hier- und weingewöhnten Magen zu; besonders im Sommer, zu welcher Zeit auch die hübschen Anlagen des Innenhofes dem Publicum offen stehen sollen, mag sich ein Glas Milch trefflich munden. Ein zweites großes Gemach ist für die Kinderwelt bestimmt, es sind behagliche Räume, — sicher nicht minder behaglich, als die rauh- und qualmduftigen Victoerale der Stadt, jedenfalls aber zuträglicher der menschlichen Gesundheit ob des besseren Stoffes, der dort verschönt wird.

Bewunderung verdient die außerordentliche Sauberkeit, durch die sich die ganze Anstalt auszeichnet. Man braucht nur einmal die prächtigen Stallungen zu betreten, um sich von der vortrefflichen Leitung, der das Etablissement untersteht, zu überzeugen. Diese Stallungen, die nach dem Entwurf und unter der Oberaufsicht des bekannten städtischen Bau-Inspectors Streidert, eines erprobten Practikers, angeführt worden sind, bieten in zwei Etagen Raum für zweihundertfünfzig Kühe, und sind mit besonderer Rücksicht darauf angelegt worden, den Thieren möglichst viel Licht und reine Luft zur Erhaltung und Anregung ihrer Lebensfähigkeit zuzuführen und die Beaufsichtigung thunlichst zu erleichtern. Im Nebigen werden die Kühe schon nach der ersten Kälteperiode durch frisch aus der Heimath bezogene ersetzt; jedes neu eintreffende Thier wird ferner erst sechs Wochen hindurch in einem besonderen Stalle auf seine Gesundheit hin beobachtet, sodah auch die Gefahr der Ansteckung bei Krankheiten absolut ausgeschlossen ist. Zur Fütterung wird nur das beste Hochlandshen in Verbindung mit Kraftfuttermehl verwendet, und auch bei der Gewinnung und Behandlung der Milch steht die Rücksicht auf äußerste Sauberkeit allen anderen voran.

Interessant sind alle die zahlreichen Apparate und Maschinen, die in der Anstalt im Gebrauche sind, so der Sterilisirungs-Apparat, in welchem die Milch durch bloßes Erhitzen keimfrei und demgemäß haltbarer und auch leichter verdaulich gemacht wird, — ferner der Apparat zur Bereitung von Kefir, d. i. in weinige Gährung verriete Milch, sowie die mannigfachen Maschinen zur Reinigung der Flaschen und Gefäße. Die moderne Technik geht somit auch hier mit der Natur Hand in Hand, unterstützt sie und hilft ihr, giebt sich aber, — und das ist der Vorzug dieses neuesten Milchschneipen-Systems, — nicht zu Verschönerungen her. A. R.



Prinz Friedrich Leopold und seine Verlobte, Prinzessin Luise Sophie von Schleswig-Holstein. — Siehe Seite 31.

einschrumpfen. Sobald Blätter und Stengel ganz abgestorben sind, stellt man die Töpfe an einen kühlen, frostfreien Ort, läßt aber auch jetzt die Erde nicht ganz austrocknen, sodah die Wurzeln in Thätigkeit bleiben. Durch einen zu warmen Standort würden die Zwiebeln vor der Zeit zu schwächlichen Trieben angeregt werden. Das Verpflanzen, welches jedoch nur alle zwei bis drei Jahre zu geschehen braucht, wird während der Ruhezeit vorgenommen. Man wählt verhältnismäßig hohe Töpfe, verfiert dieselben mit dem nöthigen Wasser durch eine Unterlage von zerfeinerten Topfscherben und Brocken von Holzstohle und bereitet eine Erdmischung, die aus Kafen, Heideerde und Sand zu gleichen Theilen besteht. Die Zwiebeln werden tief eingeseht, sodah sie einige Centimeter hoch mit Erde bedekt sind; durch dies Verfahren finden die Schaftwurzeln, die sich unmittelbar über der Zwiebel an Stengel bilden, Nahrung und Raum zum Ausbreiten. Sobald sich die jungen Triebe zeigen, müssen die Gewächse einen recht hellen, luftigen Standort erhalten und fleißig bewässert werden; ein gelegentlicher Düngerfuß ist ihnen bis zur Entfaltung der Blüthen sehr zuträglich. J. I. Lübeck.

Ampelpflanzen (XV, 160). — Eine Artattung von hängenden Gewächsen verleiht einem Blumentische einen erhöhten Reiz und giebt ihm ein sehr anmuthiges und zieliches Gepräge, vorausgesetzt natürlich, daß die Ampelpflanzen wohlgepflegt sind und frisch und freudig grünen. Ganz besonders eignen sich zu diesem Zwecke einige Pflanzen, die allbeliebt, wenn auch nicht jeder Blumenfreund den Namen nach bekannt sind. Tradescantia ist in vielen Spielarten mit hängenden oder liegenden Stengeln ungemein dankbar und leicht zu ziehen. Besonders hübsch wirkt T. zebrina, deren Blätter mit zwei weißlich glänzenden Streifen geschmückt sind. Chlorophytum Sternbergianum hat schmale, lange, grüne Blätter und Ausläufer, die nach allen Seiten hin herabhängen und an ihren Knotenpunkten wieder Blattrosetten bilden; eine buntblätterige Varietät erfreut sich noch größerer Beliebtheit. Saxifraga sarmentosa, unter dem Namen Judenbart bekannt, gewährt mit den rundlichen, weißgeaderten Blättern, die auf der Unterseite röhlich sind, den zahlreichen, fadenförmigen Ranken mit allerliebsten Miniatur-Blüthen und den zierlichen, in reicher Rispe stehenden Blüthen einen wunderhübschen Anblick. Sehr häufig finden auch Vinca oder Sinngrün-Arten Verwendung, besonders die buntblätterigen Sorten. Durch Dauerhaftigkeit und Unempfindlichkeit gegen Kälte und Stubenwärme zeichnet sich Crassula spathulata mit schöner Belaubung und fleischfarbenen Blumen aus, ebenso das Goldweid-Weißblatt Lonicera brachypoda foliis aureo-reticulatis, das seinen langathmigen Namen den goldig geaderten Blättern verdankt. D. A.

Frühe Weintrauben (8). — Zum Anbau sind folgende sehr früh reifende Sorten besonders empfehlenswerth: 1. Früher Leipziger oder früher weißer Malvasier reift von allen Traubenarten am zeitigsten, hat große, hellgrüne Trauben und süße, saftige Beeren von ovaler Gestalt. 2. Diamant-Gutedel ist eine vorzügliche Sorte, die aber eine geschützte, warme Lage verlangt und sich durch große, runde, gelbe Beeren auszeichnet, die sehr süß und wohlchmedend und oft ohne Kern sind. 3. Pariser Gutedel erfordert ebenfalls einen sonnigen Stand und einen guten Boden, lohnt dann aber reichlich durch süße, grünlliche Trauben. 4. Früher Malinger hat längliche, grüngelbe Beeren, die sehr saftig und dünnhäutig sind. Diese besonders frühreifende Sorte verdient ihrer Güte und ihrer außerordentlichen Tragbarkeit wegen weite Verbreitung. 5. Früher Burgunder, Augustwein oder Jakobstraube hat zwar nur kleine, aber sehr süße, dicht gedrängt stehende Beeren, denen jedoch die Wespen besonders nachstellen. 6. Rother Malvasier oder Beltimer mit großen, dichtbeerenigen Trauben von hellrother Farbe, ist sehr süß und wohlchmedend. J. R. Vojshiw.

Gärtnererei.

Rathverord auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Kardy. — Der Kardy wird jetzt als Gemüsepflanze vielfach empfohlen. Kann mir Jemand über den Anbau desselben Auskunft geben? Frau Gutsbesitzer D. Sp. in der Kaufsch.

Edelweiß. — Auf welche Weise läßt sich Edelweiß cultiviren? Alpenfreundin im Tiefland.

Stedlinge von Gummibäumen. — Wann und wie macht man am besten Stedlinge von Gummibäumen? B. M. in München.

Orangenbäume. — Mir sind schon drei Orangenbäumchen trotz sorgfamer Pflege und reichlichem Gießen ausgegangen. Ich möchte noch einen Versuch machen, da ich die duftigen Blumen und aromatischen Früchte besonders liebe, und bitte um gütige Angabe der Behandlung. Herrn v. A. bei Dresden.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Rannenträger (8). — Die Rannenträger (Nepenthes) gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Pflanzenwelt, und der Wunsch ist sehr erklärlich, diese insectenfressenden Pflanzen im Zimmer beobachten zu können. Leider ist dies aber nicht möglich, da sie aus den tropischen Wäldern Ostindiens stammen, erfordern für eine gleichmäßig heiße und feuchte Luft, die man ihnen im Zimmer nicht gewähren kann. Sie gedeihen nur unter sorgfamer Pflege in Warmhäusern. A. S. Halle.

Lilium auratum (XV, 160). — Die Pflege von Lilium auratum und anderen durch Schönheit und Duft ausgezeichneten Lilienarten bietet wenig Schwierigkeit, und es gelingt bei richtiger Behandlung leicht, sie alle Jahre wieder zur Blüthe zu bringen. Man darf nur nicht, wie es oft geschieht, die Zwiebeln nach der Blüthe sofort ganz trocken halten, sondern muß, wenn auch in beschränkterem Maße, mit dem Gießen fortfahren, damit die Wurzeln nicht

Briefmappe.

Rathverord auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Atlas und Seidenbänder zu waschen. — Wie wäscht man am besten Atlas und Seidenbänder? Abonnentin in Budapest.

Antiphon. — Ich bewohne ein sehr unruhiges Haus und leide an Schlaflosigkeit. Vor einiger Zeit las ich nun in den Tagesblättern von der Erfindung des „Antiphon“, durch welches man angeblich den Schlaf aufzulangen vermag. Ist das „Antiphon“ für diesen Zweck in der That brauchbar, und wo kann man es kaufen? D. S. in Odeffa.



Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Nr. 9.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 24. Februar 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.



Ruwig

Rauchverboten.

Der Schatz von Hiddensoe.

Eine Rügener Geschichte von Wanda Bartels.

Mit Illustrationen von Hans Bartels.



Ein hastiger, stoßweiser Wind fährt durch die winkligen Gassen von Stralsund.

Er kommt nicht, um des Spätsommers Gluth zu lindern, nicht als erfrischender Luftzug; heiß und unruhig bläst er über das holprige Pflaster, wirbelt seinen grauen Staub auf, schlüpft in dumpfe Winkel und treibt allerlei vergessenen Kehrriech daraus hervor. In den düsteren Stadthoren tanzt er gar lustig, kleine Sand-Pyramiden emporwirbelnd; pfeifend besucht er die alten dicken Kellergewölbe, jagt durch die engen Schießscharten wieder hinaus und rüttelt an den spitzen Giebeln der Häuser. Er hält sich nirgends lange auf, es macht den Eindruck, als ob es ein gelangweilter Wind wäre, gelangweilt, Dinge zu sehen, die er lange Zeit schon als dieselben kennt.

Da war's lustiger, als die Wallenstein'schen das graue Nest belagerten, oder die brandenburgischen Truppen mit den Schweden darum stritten, oder war's lustiger noch für den Wind, mit den pfeifenden Kugeln durch die Gassen zu jagen an dem Tage, an dem Schill seinen Tod fand? — da gab's zu thun für den Wind, da trug er den Schall der Sturmglocken von den alten Kirchtürmen fort, weit, weit in's Land und über die See; da blies er die Funken zu Flammen, und als ihm die entfachte Lohe zu arg ward, da winnerte er um die Wette mit den heulenden, klagenden Menschen. Das war doch Leben! Damals waren auch die Menschen anders; dort im Rathhaus, — huch, ist der Wind auf dem Alten Markt, — ja, im Rathhaus hielten sie Reden von Vaterlandsliebe und Freiheit; die das thaten, sind wohl Alle hin, und Andere wandeln in den Straßen, ruhige Leute, die an ihre Geschäfte denken und froh sind, daß die Kriegszeiten vorüber.

Horch — Musik! Was ist das? Es ist nicht Zeit zum Schützenfeste, was bewegt die ruhigen Einwohner? Ein stiller Zug geht über den Marktplatz, sie tragen den letzten der ruhmvollen Freiheitskämpfer zu Grabe. Auf dem Sarge liegt der altmodische Hut und der Regen, den er als Jüngling schwang; aber die Hand ruht, und die Augen haben das Blitzen längst verlernt. Todt, todt, wie die Zeit, der er entstammte! Der Wind schweigt, bis der Zug vorüber, bis nichts mehr zu sehen ist von den ernstesten Menschengesichtern, und die Töne des Marsches verhallen. Auch die Melodie geht zu Grabe; eine einfache Melodie, die er sich als letzten Gruß erbeten, eine Composition aus der alten Zeit, von einem längst vergessenen Kapellmeister, von den Stadtmusikanten mühsam aus vergilbtem Papier entziffert.

Träumerisch rollt der Wind einen Papierfetzen vor sich her. Ob er wohl über die närrischen Menschen nachdenkt, welche den Tod nicht lieben und doch so fest an den alten Dingen hängen, die ihnen das Sterben der Geschlechter lebendig vor Augen stellen? Ist das Rathhaus nicht ein Zeugniß für der Menschen thörichtes Treiben? In den Sälen, in denen einst helle Worte und feurige Reden widerhallten, liegen jetzt todte Dinge sorgfältig ausgebreitet. Steinerner, beinerne Waffen und Werkzeuge, die Niemandem nützen; Schwerter, Basen und Urnen, deren Verfertiger einer längst verklungenen, sagenhaften Zeit angehören. Der Wind huscht durch den säulengeschmückten Gang und bläst den Staub von den flachen steinernen Götzenbildern, die an den Wänden stehen. O ihr sonderbaren Menschen! —

Wie sie leise in den Sälen umherwandeln, als fürchteten sie, Todte zu erwecken! Wie sie die langen, flachen, spitzen oder runden Steine anstarren! Wie sie streiten, ob dies ein Messer, ein Meißel oder ein ande-

res Werkzeug gewesen sei. Ist es nicht gleichgültig für euch, ihr Lebenden? Eure Hände schwingen andere, gefahrvollere Waffen, warum laßt ihr das Todte nicht ruhen?

Da ist unter Glas und sicherem Verschuß ein kostbarer Schmuck ausgebreitet: ein dicker, gewundener Goldreif, der mit primitiven Haken in einander greift, wahrscheinlich für den Oberarm bestimmt, und eine Reihe wunderbarer größerer und kleinerer Ornament-Stücke von köstlicher Arbeit, in deren stufenweiser Folge einige Stücke fehlen. „Der Goldschmuck von Hiddensoe“ steht darüber.

„Der Goldschmuck von Hiddensoe,“ flüstern die Menschen und erzählen sich, daß der Schmuck auf dem ziemlich öden Sand-Eiland im Westen von Rügen gefunden sei, ein Zeugniß hohen Kunstfleißes.

„Er sieht aus, als ob er aus Indien stammte,“ bemerkte einer der Schauenden.

„Das ist es ja gerade,“ sagte ein Anderer. „Der Schmuck von Hiddensoe ist einer jener Beweise für die indische Abstammung unserer Vorfahren, eine unbewusste Reminiscenz an die alte Heimath. Es ist kein Zweifel an seiner Echtheit, denn das Museum kaufte den Schatz von einem ehrlichen Fischer, der ihn stückweise in langen Zeiträumen im Sande fand, einer jener Kern-Naturen, denen die Verstellung fremd ist, und überdem zu einer Zeit, da man auf Rügen den Werth der Alterthümer noch nicht kannte. Unser kostbarstes Stück, dieser Schatz von Hiddensoe!“

Der Sprecher hatte seine Stimme erhoben, so daß ein leiser Widerhall von den Wänden zurückkam. Mißchte sich in den Klang der letzten Worte nicht ein leises Klirren? Oder war's nur der Schall der klirrenden Fenster-scheibe, durch die der Wind davoneilte?

Hastig gleitet er über die Dächer von Stralsund, über den ruhig liegenden Sund in's offene Meer; über die leise athmenden Wellen streicht er hinüber nach Hiddensoe, dem Hütten-Eiland. Wo in dem lebendigen Sande glaubt ihr, daß der kostbare Schmuck gefunden sei? Der Wind segt über den flachen „Gellen“, wie die Fischer die Südspitze nennen, und küßt das goldgelbe Gefieder der jungen Wildgänse, er rüttelt leis an der rothblühenden Heide und scheucht die Zimmen auf, deren goldgeirte Leiber in der Sonne glänzen. — das sind die Schätze von Hiddensoe, das und die silbernen Fische, — aber der kostbare Fund im Stralsunder Museum, wie konnte er aus dem Sande auftauchen? Niemand weiß es, als der Wind und noch Jemand, eine alte Frau. Ihr Häuschen steht ein wenig entfernt von dem ärmlichen Fischerdorf, recht mitten im Sande. Das moosige Dach reicht fast bis zum Boden; der Wind hat arge Löcher hineingerissen, aber Niemand deckt die nackten Sparren von Neuem. Der Kalk von der Lehmwand ist abgefallen, die kleinen Fenster-scheiben sind theils zerbrochen, theils durch schmutzige Lumpen oder Papier ersetzt, oder so bunt angelauten, daß man weder hinein- noch heraussehen kann. Die Thüre, die nach dem Dorje zu liegt, ist fast versperrt von großen Kehrriechhausen, die Hinterseite des Hauses ist halb im Sande verfunken, ebenso wie die Reste eines Gartenzaunes, die der eine Wind bloßlegt, der andere wieder mit Sand bedeckt. Die Alte kümmert es nicht. Mag ihr Haus verfallen; sie hat weder Kinder noch Enkel, denen sie es erhalten müßte; die ohnehin nicht reiche Gemeinde muß sie ernähren, und wenn man sie vergähe, ihr wäre es recht. Sie harret des Todes, als ihres Befreiers —; von schwerer Schuld, jagen die Leute und meiden die Alte, aber Niemand weiß genau, von welcher Schuld. Nur einer weiß es: der Wind; der Andere, der es wußte, ist todt.

Der Wind weiß Alles, was auf Hiddensoe vorgeht, denn er ist immer dabei. Im Herbst und im Winter führt er das große Wort auf der Insel; im Frühling lockt er mit leisem Flüstern das spärliche Grün aus dem sandigen Boden, und im Sommer, wenn ihn die heiße Sonne matt und träge macht, schäkert er leise mit dem weißen Sande und häuft ihn spielend auf alles Lebendige. Der Wind kannte die alte Frau, als sie ein Kind war. Er hat ihr zugeschaut, wenn sie mit wehendem Röckchen und bloßen Füßen am Strande entlang lief an die Stelle, wo der Frühlingssturm vom „hohen Swante“ allerlei versteinertes Geröll abgerodet hatte; er hat gesehen, wie sie mit stinken Griffen die schönsten Dinge aus dem Schutte holte, versteinerte Blätter und Pflanzen, und allerlei sonderbares Gethier, das sie dann um Anderes mit den gleichalterigen Gefährtinnen tauschte. Der Wind hat ihr zugeschaut, wie sie als halberwachenes Mädchen in dem weißen Sande der Düne saß und hinausstarrte in die offene



See. Sie dachte nicht daran, was für einen Mann sie einmal bekommen würde; sie hatte andere Gedanken und Träume, und wiederum war es nur der Wind, der diese Gedanken und Träume kannte. Sie hatte einmal von Einer gehört, die von der Insel in die große Stadt gekommen war, und diese hatte gar wunderbare Dinge von der Stadt erzählt. Sie hatte gesagt, in der Stadt arbeiteten immer nur einige Menschen, und dann gingen die Anderen spazieren, bis an sie die Reihe käme, zu arbeiten, immer abwechselnd. Und die gerade am Spazierengehen wären, die hätten schöne Kleider an und goldene Uhren mit Ketten, mit denen spielten sie dann unterwegs, weil das Spazierengehen doch eigentlich nicht sehr lustig wäre, wenigstens nicht in der großen Stadt. Wenn sich da ein paar Freunde begegneten, blieben sie nicht stehen, um zu schwätzen, hatte die Eine gesagt, sondern sie neigten nur ein wenig die Köpfe und gingen dann an einander vorüber; warum? hatte sie nicht gewußt, aber sie meinte, es hätte sehr schön und feierlich ausgehen.

Das Alles hatte die Marte, die jetzt eine alte Frau geworden ist, als Kind gehört, und nun kannte sie nur einen einzigen Wunsch, das war der, in der Stadt zu wohnen und spazieren zu gehen und schöne Kleider zu tragen und goldene Ketten. Einmal hatte sie ihrer Mutter diesen Wunsch verrathen, da hatte die Mutter gesagt, sie sei ein dummes Ding und dazu müßte man viel, viel Geld haben, und damit sei die Sache aus. Doch bei der Marte war es nicht damit aus; wenn die Winterstürme über die Insel tobten, saß sie an dem kleinen Fenster und dachte, wie schön es wohl in der Stadt sein müßte in den festen hohen Häusern, in denen man die Kälte nicht verspüre; wenn die Sommerhitze über dem Eiland brütete, saß sie im Schatten des Schlehorns und wob ihre Träume. Sie merkte nicht, daß die Träume zu Wünschen wurden und die Wünsche zu einer fast krankhaften Sehnsucht; sie merkte nicht, daß allmählig Alles, was sie that, nur ein einziges Ziel hatte, das Ziel: Geld zu erwerben.

Die Marte war fleißig, o so fleißig, daß sie nimmer genug arbeiten konnte. Sie schien keine Ermüdung zu kennen, sie schaffte von früh bis spät um ihr Geld. Die Jahre gingen, und als ihre Altersgenossinnen sich verließen und verheiratheten, da hatte auch die Marte sich einen Schatz erwählt, dem sie ihre ganze Liebe entgegenbrachte: den Erwerb. Um diese Zeit starb die Mutter, und die Marte blieb allein in dem kleinen Häuschen, aber nicht lange. Die Leute aus dem Dorje sagten ihr, sie sollte den Malte heirathen, das sei ein starker Burjche, der es einmal zu etwas bringen könne, und er habe sie auch gern. Da besann sie sich nicht lange und heirathete den Malte, und dann wohnten sie zusammen in ihrem kleinen Hause.

Die Nachbarn hatten gesagt, „aus den Zweien würden einmal reiche Leute,“ und die Nachbarn schienen Recht zu behalten. Die winzigen Ackerstücke, die zu dem kleinen Häuschen gehörten, waren immer am ersten bestellt, das Dach zeigte keine Lücken, und die Fenster bligten vollzählig in der Sonne. Der dunkle Reisigzaun schützte einen Garten, in dem neben Kartoffeln

und Bohnen auch einige Blumen prangten, und wenn der Haring kam, war Malte's Bot das erste in See. Aber der Haring galt geringen Preis, Kartoffeln und Bohnen brauchten sie selber und ebenso das wenige Getreide, dessen Stroh zwei Schafen als Winterfutter diente. So kam es, daß sie bei allem Preis nicht viel erübrigten.

„Wenn ich ein Mann wäre,“ sagte die Marte eines Tages zu Malte, „ich wüßte, was ich thäte. Das bisherige Arbeit hier kann ich selber besorgen; warum gehst Du nicht fort und läßt Dich für ein großes Schiff anwerben? Da giebt's hohen Lohn, und da kannst Du in ein paar Jahren mehr verdienen, als wir hier bis zu unserem Lebensende.“

Der Mann sträubte sich gegen den Plan, aber das half ihm nicht lange. Wenn die Marte sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann geschah es gewöhnlich, und so segelte der Malte eines Tages hinüber nach Kügen, von dort nach Stralsund, um sich als Matrose anwerben zu lassen, und die Marte saß allein in ihrem Häuschen und träumte von den Schafen, die der Malte heimbringen würde.

Wann er einmal wiederkommen würde, wußte sie nicht, dachte auch nicht weiter darüber nach, denn die Arbeit nahm sie völlig in Anspruch. Es war gerade, als ob die Marte den Wind erzürnt hätte, denn er lag in beständigem Kampfe mit ihr, seit der Malte fort war. Wenn sie im Frühjahr ihren kleinen Garten sauber bestellte hatte und die Kartoffeln schön gleichmäßig in der braunen Erde steckten, — husch, kam der Wind und bedeckte die Gartenerde mit lauter schiefen, krausen Sandwellen; wenn sie ihre Netze zum Trocknen aufhing, — husch, kam der Wind, schlang die Maschen durch einander oder um einen Nagel, um sie zu zerreißen; im Herbst kam er brausend daher, hob zur Nacht das Dach von dem kleinen Stalle, daß die schwarz-nasigen Schafe und das hochbeinige Schwein fast erstarren vor Kälte; im Winter häuften er den Schnee auf dem Dache des kleinen Häuschens, daß die Sparren zerbrachen. Aber die Marte war zäh, sie verzweifelte nicht. Jede Arbeit begann sie geduldig von Neuem und schaffte ohne Ermüdung, denn sie hatte nur einen Gedanken: wenn der Malte heimkommt und wir zur Stadt ziehen, dann muß das Gewese in Ordnung sein, um einen Käufer zu finden.

Als der Malte fortzog, war es Frühling gewesen; Sommer, Herbst und Winter hatten dreimal gewechselt, und er war noch immer nicht daheim.

Da war's im dritten Sommer, daß er fort war. Das Sand-Eiland lag in Mittagsruhe. Die Sonne brütete über den dünnen Fichten, die Luft mit Harzgeruch füllend; sie dörrte das Moos und das mattblühende Heidekraut und durchglühte den Sand des steil in's Meer abfallenden Nordstrandes. Ein träger, warmer Wind bewegte die langen Blätter des Strandhaferes und spielte mit den festen, bläulichen Disteln. Vom hohen Swante wehte er den feinen Dünenand hinunter in die Ebene, wo die mühsam eingelegten Kartoffelgärten lagen und belustigte sich, die halb ver-schmachteten Pflanzen mit dem tödlichen Staube zu bedecken. Wie ein feiner Regen rieselten die Sandkörner auf das halbverwelkte Kartoffelkraut, — höher und höher, — da ward der Wind des Spieles überdrüssig, blies heftig hinein und entführte eine große Sandwolke gegen das Fischerdorf am Strande. Mit leisem Knistern jagten die Sandkörner den Abhang hinunter, einander überstürzend, bis der ganze Haufe vor dem Reihgäunne des äußersten Gärtchens liegen blieb. Hier schwebte der Wind einen Augenblick, als müßte er Athem holen, oder als befänne er sich auf irgend einen Schabernack; richtig, das war's: flink hob er eine Schnur mit dörrenden Fischen vom haltenden Nagel und warf sie in die Lache, die das Spülwasser gebildet hatte. Nun war er zufrieden, tanzte über den breiten Fahrweg durch das Dorf an die See und zog über die Wellen.

Aus dem Hause mit dem tief herabhängenden, moosbewachsenen Strohdach trat die Marte. Sie trug einen Bottich mit Wäsche, und ihrem heißen, rothen Gesicht, sowie den weißlich angelaufenen Händen sah man die eben gethane Arbeit an. Sie ging an den Jaun und breitete die Wäsche über das dunkle Reihg. Außerhalb des Jaunes ging ein Mann vorüber, der ein paar schwarz-nasige Heideschafe nach sich zog. Er blieb stehen, schob die kurze Pfeife in den rechten Mundwinkel und sagte:

„Guten Tag, Marte.“

„Guten Tag auch, Jochen,“ antwortete sie, nachdem sie aufgeblüht.

„Bei der Arbeit, Marte?“

„Was sonst wohl, Jochen?“

„Um,“ sagte er, und dann schwiegen Beide.

„Dein Mann noch nicht wieder da?“ fragte er nach einer Weile in einem Tone, der verrieth, daß er ganz genau wußte, daß der Mann noch nicht da sei; es war nur, um wieder anzufangen.

Sie sah ihn mit ihren stahlgrauen Augen fest an und fragte hastig:

„Was weißt Du von ihm?“

„Nichts,“ sagte der Mann, „ich fragte nur.“

„Bah,“ antwortete die Marte und arbeitete mit gleichgültigem Gesicht weiter, „wenn er hier wäre, brauchte ich mich nicht zu plagen, sein Verdienst —“

„Und wenn er nicht wiederkommt?“ meinte der Andere.

Sie sah ihn einen Augenblick an, als hätte sie ihn nicht verstanden.

„Er sagte, in drei Jahren käme er wieder,“ entgegnete sie dann, aber ihre Stimme klang nicht so fest wie vorhin.

„Und wie lange ist er fort?“

„Im Frühjahr waren es drei Jahre,“ fuhr sie fort und setzte hastig hinzu: „Sein Schiff ist nicht untergegangen, ich weiß es, der Herr Pastor hat es in der Zeitung gelesen.“

„Na, dann wird er ja wohl kommen,“ sagte der Mann und ging langsam weiter durch den heißen Sand, um für die Schafe einen anderen Weideplatz zu suchen.

Die Frau sah ihm nach, bis es ihr vor den Augen flimmerte, dann schüttelte sie den Kopf und hing ihre Wäsche weiter auf, aber ihre Bewegungen waren nicht mehr so ruhig und gleichmäßig wie vorhin. Als sie fertig war, nahm sie den Bottich und wollte damit in's Haus gehen, da sah sie die Fische am Boden liegen, nahm sie auf und begann sie wieder auf die Schnur zu reihen. Aber ihre Finger zitterten — „von der Arbeit“ sagte sie vor sich hin, und da warf sie die Fische in den Bottich und ging in's Haus.

Drinne setzte sie sich auf den kleinen Herdschemel und fing an, Kartoffeln für ihr Abendessen zu schälen. Es war so heiß und still, nur die Fliegen summteten und stießen ihre Köpfe gegen die Fensterscheiben, und die buntbemalte Uhr mit den langen dünnen Gewichten tickte. Nichts unterbrach die Stille und die peinlichen Gedanken. Warum sollte der Malte nicht wiederkommen? Der Herr Pfarrer hatte ihr ja noch im Frühjahr gesagt, daß das Schiff nicht untergegangen sei, — jetzt war's freilich Sommer, — aber, — ja, warum sollte er denn nicht wiederkommen? Das war nur des Jochen dummes Geschwätz, was ihr im Kopfe summtete: „und wenn er nicht wiederkommt?“

Sie konnte nicht mehr still sitzen; eine Unruhe war über sie gekommen, daß sie aufstand und durch die Vordertür in's Freie trat. Links an ihrem Häuschen führte die Fahrstraße durch das Dorf, und sie blickte den halbverwehten Geleisen nach, die geradeaus an's Meer führten. Das Wasser flimmerte in der heißen Sonne, kleine leichte Wellchen plätscherten an's Ufer und zerrannen auf dem glatten Sande, und darüber tanzte eine Wolke von Räden. Sie sah so friedlich, so harmlos aus, die See, doch der einsamen Frau war's, als höre sie die Wogen brausen und sähe die weißen Schaumkronen gleiten; und, — was war das?

Was das nicht ein Schrei? Sie schrak zusammen und sah eine Möve mit ruhigem Flügelschlag dahinziehen; die hatte den Schrei ausgestoßen und sie erschreckt. Sie sah, daß die See da lag wie ein Reich und die leichte Bläue der Luft ruhig widerpiegelte; wo kamen nur die Gedanken her, die ihr von Sturm und Todesgrauen erzählten? „Ich will etwas schaffen,“ dachte sie, und da sie nicht zu Hause bleiben wollte, ging sie in den Wald, um Reihg zu suchen. Sie ging langsam durch den heißen Sand der Fahrstraße und bog dann rechts in die Dünen, die dort sacht gegen den Wald hin anstiegen. Es war unerträglich heiß; zwischen den spärlich bewachsenen Sandhügeln fing sich die Sonne und färbte das magere Gras mit gelblichem Schimmer. Aus den violetten Distelköpfen taumelte ab und an ein goldgestreiftes Inmichen, wenn der Marte Kleid daran vorüberstreifte, sonst unterbrach nichts die große Einsamkeit; als sie dann den kalkhaltigen und hartgebrannten Boden betrat, tönte der Schall ihrer groben Holzschuhe zu ihr empor. Und auch dieser Ton verstummte, als sie den Wald betrat. Die harzduftenden Kiefern standen regungslos, als lauschten sie auf einen kühlenden Hauch. Die wenigen Vögel schwiegen, und selbst die Eichhörner schienen zu schlafen, denn ihr leise raschelnder Sprung und das Knistern der fallenden Zapfen fehlte dem Walde. Die Marte folgte dem schmalen Pfade, der durch den Wald hindurch führte und der jenseits desselben ein jähes Ende hatte, denn

nur wenige Schritte weiter senkte sich die steile Kalkwand in's Meer. Sie schien das Reihgammeln vergessen zu haben; dort auf dem kleinen, moosdurchsetzten Rasenstück warf sie sich nieder und starrte in's Meer hinaus. Was sie dachte, wußte sie selber kaum, es war immer dasselbe, dasselbe, — bis ihre Lider schmerzten, von Hitze und Sonne geblendet sich schlossen, — und die Marte schlief.

„Ei, Wind, du flüchtiger Geselle, hast du darauf gewartet? Sieh, wie er mit sanftem Fächeln den ganzen Duft des Waldes über die Schlafende hinhaucht, um sie tiefer einzulullen; wie er dann den Sandabfall hinuntertanzt, Kiesel lösend und vor sich herrollend, bis sie plätschernd im Wasser verschwinden; wie er über das glatte Meer dahinhuscht! Doch die Wellen kennen seinen Tritt und heben spähend ein wenig die Köpfe; wie er am Horizonte die kleinen weißen Wolken durch einander bläst, sie sammelt und wieder zerstreut! Jetzt wälzt er einen großen Wolkenball daher, der einen dunklen Schatten über das Meer wirft; die Sonne brennt heiß und verzehrt den Schatten; aber er hat eine Farbe auf dem Meere gelassen, die die Sonne nicht wieder fortbrennen kann, eine grünliche, tückische Farbe, aus der sich kleine Schaumköpfe witternd emporheben.“

Die Sonne triumphirt einen Augenblick, doch der Wind ruht nicht. Nachzend schiebt er eine Wollenschicht über den Horizont, dunkel, schwer und gewaltig, um zu zeigen, daß es ihm nicht um eine Plänkelei zu thun ist, sondern um ernstesten Kampf! Eine Welle sagt es der andern; rascher, rascher heben sie sich und eilen zum Lande, um den Sturm zu verkünden. Das Wasser färbt sich immer dunkler, die Schaumstreifen werden länger und gleitender, und an den Kreidestellen bäumen sie sich hoch empor, daß die Tropfen weit umherfliegen. Durch die Kiefern geht ein leises Raunen, sie neigen sich raschelnd zu einander und stehen dann regungslos in stummer Erwartung. Ueber das dunkle Wasser her jagen die weißbrüstigen Möven mit gellendem Warnungsschrei, doch die Marte erwacht nicht davon. Sie schauert im Schlaf, denn die Sonne verhüllt sich und deckt die Schlummernde mit kühlem Schatten. Der Wind schläferete sie ein, der Wind wird sie wecken.

Jetzt kommt er. Mit hohlem Stöhnen jagt er über das Wasser, kreischend stehen die Möven in der Luft und suchen mit weit ausgebreiteten Schwingen seiner Kraft Stand zu halten; er wirft sie gegen das Land und fährt durch die krachenden, splitternden, ächzenden Kiefern. Singet mit in dem gewaltigen Chor des Sturmes! Das Meer juchzt auf und tanzt nach seinem Pfeifen, ihm beugt sich der Wald! Blindlings wirbelt die weiße Sandwelle daher, stürzt über die Klippe und vergeudet ihr Leben in den dunklen, rasenden Wogen. Immer mehr schwarzes Gewölk fliegt daher, immer dichter ziehen die Wolken nach. Dir zu folgen, o Sturm,



du Allbezwinger; dir zu folgen im Tanze, zu dem der Himmel die Harze schlägt in dumpfen, grollenden Donnerlauten! Hei, wie die Blitze herniederzucken!

„Erwache, Menschenkind,“ ruft der Sturm, und schwere Tropfen fallen auf der Schlummernden Haupt. Sie erwacht, sie springt auf und starrt umher. Rings Finsterniß und Sturm. Das war's, das hat sie im Traume gequält, das Gewitter, — oder war's noch etwas anderes, — ja, — ja noch etwas: der Malte.

„Er ist todt!“ kreischt sie, schlägt die Schürze über den Kopf und stürzt davon auf dem schmalen Pfade.

„Todt! todt!“ kreischen die Möven ihr nach.

„Todt!“ grollt der Donner. Sie rennt in wahnsinniger Angst durch den Wald, wo der Regen niederrauscht, wo die Aeste knisternd und knarrend nach ihr greifen und an ihren Kleidern zerrn und Alles, Alles ihr zuschreit, gellend, ohrenzerreißend: er ist todt, todt durch deine Schuld! —

Keuchend tritt sie aus dem Walde und eilt über die grasbewachsene Düne. Aber auch hier folgt ihr der Mövenschrei, grollt der Donner und zuckt der Blitz: er ist todt!

Der Regen trieft aus ihrem Haare und der Wind schlägt sie eng in die nassen Kleider; sie merkt es nicht in ihrem Laufe, den sie mechanisch nach Hause richtet. Halb gleitend eilt sie über das kurze Dünengras, setzt in die Dorfstraße. In dem erweichten Sande bleiben die schweren Holzschuhe stecken; sie merkt es nicht, keuchend, wandelnd stößt sie die Thür ihrer Wohnung auf und tritt in die dämmerige Küche.

„Marte,“ sagt Malte's ruhige Stimme, und gegen das helle Fenster zeichnen sich undeutlich die Umrisse seiner Gestalt, wie er ihr entgegentritt. Das ist zuviel für die Angstgehegte.

„Malte!“ ruft sie und schlägt schwer auf den grauen Lehmfußboden. Mit einem Schreckenkruse beugt er sich zu ihr nieder und tastet vorsichtig mit den ungelenteten Fingern über ihr Gesicht, ihr nasses Haar, die nassen Kleider. Er sucht in den Taschen seiner weiten schwarzen Hosen nach

Zunder und entzündet mit Mühe das Talglicht im zinnernen Leuchter, das, wie er weiß, auf dem rothgestrichenen Tische steht. Bei dem röthlichen Scheine sieht er in ihr Gesicht, rathlos, thatlos, — bis es ihm einfällt, sie mit Wasser zu besprengen. Aber während er mit der grünen Holzkeule aus der großen Wassertonne schöpfen will, thut die Marte seufzend die Augen auf. Er wendet sich zu ihr, da umschlingt sie seine Arme, drückt ihr Gesicht daran und bricht in krampfhaftes Weinen aus.

„Was ist Dir?“ sagt er und streichelt ihr nasses Haar, sich im Stillen über die Weichheit ihres Gemüths wundernd, die ihm neu ist. Er hat nicht gedacht, daß seine Ankunft sie so überraschen würde, gar bis zu Thränen zu erfreuen. Thränen bei der Marte! Er hat nie gemeint, daß sie sich viel aus ihm mache, aber er freut sich und zieht sie empor an seine Brust und küßt sie.

Die Marte hat ihre Schwäche überwunden; sie sieht ihn an und lacht. „Es war recht dumm von mir, so zu weinen,“ sagt sie, „aber ich hatte gedacht, Du wärest todt, Malte. — Wie konnte ich es mir nur einbilden!“ Sie läßt ihn los, geht zum Herd, macht Feuer und eilt geschäftig auf und nieder. Sie setzt Wasser zu, sie holt Kartoffeln, läßt Alles wieder stehen, um aus dem Wandschrantke ein paar geräucherzte Fische

zu nehmen, die sie über dem verstaubten Wachholderbranntwein vergißt, von dem sie ihm einschenkt. Aber ihre Hand zittert. Sie ist in unbefreiblicher Aufregung; Wind und Wetter haben gelogen, der Malte ist nicht todt, er ist hier und bringt die Erfüllung ihrer Träume. Soll sie ihn fragen? — Nein, nein, er wird es von selber thun, er wird sein Bündel aufschneiden

fast, trotz der Gluth des Herdfeuers. Sie erzählt so viel, so unaufhörlich, daß sie des Malte Antworten nicht vermisst.

Er sitzt am Tische; das flackernde Talglicht und die zuckende Herdflamme werfen rothe Lichter auf seinen blanken Detrock und schauen neugierig in sein Gesicht. Er hat den Kopf in die Hand gestützt und blickt mit einem sonderbar trostlosen Ausdruck nach der schwachen Frau hinüber.

Jetzt lacht sie hell auf (der Malte wundert sich, was in aller Welt noch des Lachens werth sei), und wendet ihm ihr strahlendes, rosiges Antlitz zu. — Wie sie in des Mannes Gesicht blickt, erstarrt ihr Lächeln; sie wirft sich über den Tisch, schaut mit weiten Augen in die feinen und fragt, indem sie die Finger um seinen Arm klammert:

„Malte, um Gotteswillen, was hast Du mitgebracht?“

Einen Augenblick ist es todtensstill, dann antwortet der Mann ganz leise, und doch klingt es der Marte wie ein Schrei:

„Nichts!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Kronprinz Rudolf.

Von Klaus von Rheden.
Siehe das Portrait, Seite 33.

Das war ein goldiger Sonntag, der am 21. August 1858 zu Rüste ging, der Tag, an dem die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich im Schlosse Layenburg ihrem hohen Gemahle einen Sohn, ihren beglückten Völkern den Kronprinzen, dem Reiche den langersehten Thronerben schenkte! Ein Ruf der Freude ging durch die Lande, die der Krone Oesterreichs unterstehen, und mit nicht minder frohbewegtem Herzen nahm man auch jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle Antheil an dem Glücke des Habsburgischen Herrscherhauses. Festlich schmückte sich Wien. Am Abend des 22. August flammten in allen Straßen die Feuer-Quirlanten einer allgemeinen Illumination; in den Theatern fanden Festvorstellungen statt, für das Burgtheater hatte der geniale Friedrich Saltn einen Prolog gedichtet, dessen klingende Verse Frau Kettich als Muse der Geschichte sprach. Einen Tag später wurde an dem jungen Thronerben zu Layenburg durch den Fürst-Erzbischof Hauser die Feier der heiligen Taufe vollzogen, der auch des Kaisers

greiser Vater, Erzherzog Franz Karl, als Pathe beizohnte. Der Täufling erhielt neben den Namen seines Vaters und Großvaters als Rufnamen den des Gründers der Dynastie. Ein zweiter Rudolf von Habsburg sollte das blühende Fürstenthum werden, um, — so führte der Erzbischof Hauser in seiner Taufrede aus, — den hehren Beruf zu erfüllen, den der Stammvater des kaiserlichen Hauses seinen Erben hinterlassen habe, — ein zweiter Franz Joseph I. auch, weise, muthig und unerschütterlich wie er!

Altem Herkommen zufolge wurde der Kronprinz schon am Tage nach seiner Geburt dem Heere einverleibt. Ein Armeebefehl vom 22. August 1858 ernannte ihn zum Oberst-Inhaber des 19. Linien-Infanterie-Regiments, das von diesem Tage ab den Namen Kronprinz Rudolf führte. Eine Sonne des Glückes leuchtete über die ersten Kinderjahre des jungen Fürsten. In der Baronin Charlotte von Welben, der Wittve eines höheren Offiziers, hatte er eine ausgezeichnete Pflegerin und Erzieherin gefunden, welche in bester Weise die Geistesgaben des gewekten und intelligenten Kindes zu fördern verstand. Baronin Welben ist erst vor wenigen Jahren als hochbetagte Greisin verstorben und hat die Freude mit in das Grab genommen, bis zu ihren letzten Tagen die Liebe und Anhänglichkeit des Kronprinzen genossen zu haben. Ihr Nachfolger im Amte der Erziehung wurde der General-Major Graf Gondrecourt, der indessen mehr ein tüchtiger Soldat, als ein guter Mentor war und seine Stelle bald an den Oberst-Lieutenant Latour von Thurmberg abgeben mußte. Auch ein Soldat von erprobtem Rufe, zudem aber ein Mann von hoher Bildung, gelang es ihm vor Allem, in dem Kronprinzen jene Liebe zum Studium der Wissenschaften zu entfachen, die diesem herrlichen Fürstensohne im Vereine mit seiner hervorragenden Begabung schon in jungen Jahren den Stempel geistiger Bedeutung aufdrückten. An seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung theilhaftig sich



Portrait Nr. 8 aus der Graf'schen Sammlung „Antiker Portraits aus hellenischer Zeit“.
Siehe Seite 38.



Ohrgehänge zum vorstehenden Portrait,
in natürlicher Größe. Nach dem bei der Ausgrabung
vorgefundenen Originale.

und ihr das Gold in den Schoß werfen. Warum soll sie ihn fragen?! Sie hantirt am Herde, sieht sich nicht um nach ihrem Manne, sondern schwagt und schwagt, lauter gleichgültiges, halbverwirrtes Zeug, um nur die Frage nicht zu thun, die ihr auf der Seele brennt. Ihre Wangen glühen, aber ihre Hände sind

die ersten Kräfte des Landes, Gelehrte von bewährtem Rufe, wie die Professoren Gindely, Grün, Czner, Menger, Bischof Renay u. A.

Hand in Hand mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung ging die militärische. Schon am 23. Juli 1878 war der Kronprinz beim 36. Infanterie-Regiment in den activen Kriegsdienst eingetreten. Im Sommer 1880 wurde er zum Generalmajor und gleichzeitig zum Contre-Admiral befördert. Die höchste militärische Charge, die eines General-Infanterie-Inspectors, wurde ihm im März vorigen Jahres verliehen. Kronprinz Rudolf ist immer ein ausgezeichnete, immer auch ein passivierter Soldat gewesen. Seine taktische Umsicht und seinen Scharfsinn hat er, dem es in unserem friedlicheren Jahrzehnt nicht vergönnt worden ist, sich auf dem Schlachtfelde zu messen, bei den großen Manövern in Pola, Dalmatien und in der Herzegovina oft genug gezeigt. Auch in allen ritterlichen Künsten war er Meister, ganz besonders aber liebte er, gleich seinem hohen Freunde, dem deutschen Kaiser, das edle Waidwerk in allen seinen Nuancen. Er spürte in den Wildnissen

Zahlreiche Reisen im In- und Auslande gaben dem Kronprinzen Stoff und Anregung zu neuen Studien. 1877 besuchte er Istrien und Dalmatien, ein Jahr später England, Schottland und Irland, dann wieder den Orient und in Begleitung des Prinzen Leopold von Bayern und des Dr. Brehm die spanische Halbinsel. Mit inniger Behntheit gedenken wir Berliner heute seines letzten Hierseins in der Hauptstadt des deutschen Reiches und der treuen Freundschaft, die ihm allezeit mit Kaiser Wilhelm verband. Schreiber dieses hatte das Glück, den Kronprinzen Rudolf bei seinem letzten Berliner Aufenthalte in unmittelbarer Nähe zu sehen und konnte sich erfreuen an der jugendlich ritterlichen Gestalt dieses Habsburgsprossen, an dem hellen Glanze seines, nun für ewig geschlossenen Augenpaars.

In seiner Ehe hat Kronprinz Rudolf an der Seite einer schönen und edlen Gemahlin manch' frohes Jahr verlebt. In vertrauteren Kreisen weiß man, daß man in der Hofburg zu Wien an drei Prinzessinnen, eine sächsische, eine spanische und eine belgische, dachte, als die Heirath des Thronfolgers be-

ter gemacht mit seinem Wesen und seiner Eigenart, werden dies besser können, als unsere schlichte Feder, die dem Berewigten nur einen einfachen Denkstein setzen soll. Er war ein Liebling des Volkes, das er verstand und begriff wie selten ein Fürst, und das mit rührender Jählichkeit und abgöttischer Verehrung an seinem jungen Kaiserthone hing. An der Donau sowohl, wie in den Bergen Tirols, in den Steppen Ungarns und Galiziens, im Balkan und im kroatischen Lande, — allüberall schlugen ihm die Herzen entgegen. Und mit gleicher Liebe umfaßte er all die bunten Völkerschaften, über die der einst sein Scepter regieren sollte. Um sich mit Jedem in seinem Volke in seiner eigenen Muttersprache unterhalten zu können, waren ihm neben dem Deutschen nicht nur das Ungarische, sondern auch das Italienische, Polnische und Czechische und die südslavischen Idiome völlig geläufig.

Das Leben, das der Kronprinz führte, war das eines thätigen und vielbeschäftigten Mannes, der sich seiner Pflichten im vollsten Maße bewußt ist. Sein Verhältniß zum Kaiser, seinem Vater, zu dem er, wie er selbst einmal in gelegent-



Portrait Nr. 28 und 65 aus der Graf'schen Sammlung „Antiker Portraits aus hellenischer Zeit“. — Siehe Seite 38.

Volens dem Varen nach und scheute keine Mühe, einen jähen Felsenhang zu erklimmen, um mit dem Rohr die stüchtige Gemse zu erreichen; er jagte im Hochgebirge den Adler aus seinem Neste und ergötzte sich in der Donau-Niederung an der Pürsche auf den Nadelshahn. Mit dieser Vorliebe für das Waidwerk verband er ein eingehendes Studium der Zoologie. Der bekannte Naturforscher Brehm, zu dessen Werke „Thierleben“ er verschiedene Beiträge geliefert, gehörte zu seinen besonderen Freunden. Für die Schriftstellerei hatte der Kronprinz überhaupt eine ausgesprochene Neigung. Sein literarisches Erstlingswerk „Fünfzehn Tage auf der Donau“ entstand schon im Jahre 1878 als Folge eines Jagd-Ausfluges nach der unteren Donau, den er in Begleitung Brehm's und des Ornithologen Normeyer unternahm. Es ist dies, selbst unter streng kritischer Lupe betrachtet, ein sehr tüchtiges Werk, das prächtige landschaftliche Schilderungen enthält, die durch den Zauber ihrer Naturtreue äußerst anschaulich wirken. In weiteren Kreisen bekannter als dieses kleine Buch ist das von ihm begründete und herausgegebene nationale Prachtwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, für das er sich in hohem Grade interessirte und für welches er selbst eine ganze Reihe von Artikeln geschrieben. Man weiß, daß die Wiener Universität ihm in Anbetracht der wissenschaftlichen Bedeutung dieses Wertes das Ehren-Doctorat der Philosophie verliehen hat.

sprochen wurde. Man überließ dem Kronprinzen selbst die Auswahl nach seiner Herzens-Neigung, und sein Herz neigte sich der holden Tochter des Königs der Belgier zu, der blonden Prinzessin Stephanie. In aller Stille wurde zu Brüssel die Verlobung gefeiert, während zum Feste der Vermählung, — am 10. Mai 1880, — in Wien der ganze Pomp und die volle Pracht, die bei derartigen Veranlassungen Sitte ist, entfaltet wurde. Kronprinzessin Stephanie, heute eine tieftrauernde Witwe, mit der jedes fühlende Herz, vor Allem jedes Frauenherz zu dieser Stunde mitweint, erwartete sich im Fluge die Stebe ihrer neuen Unterthanen; wo sie erschien, da jauchzten ihr die Lippen entgegen, und als ihr der Himmel nun gar am zweiten Septembertage des Jahres dreißendachtzig ein Töchterchen bescherte, da schien das Maß irdischen Glückes im Kronprinzlichen Hause von Oesterreich voll zu sein bis zum Rande. Wer ahnte damals wohl, daß diese beseligte Mutter so bald zur Witwe, dieses rosigke, lächende Kind so rasch zur Waise werden sollte!

Es ist nicht unsere Aufgabe, — kann es nicht sein, — ein abgeschlossenes Charakterbild des so früh und durch ein so graues Verhängniß aus dem Leben abgerufenen jungen Fürsten an dieser Stelle zu geben. Andere, die dem todtten Siegfried näher gestanden, tiefer hinein zu schauen vermochten in sein großes, edles, stürmisch schlagendes Herz, die sich vertrau-

lichem Gespräche jagte, „mit wahren Stolze emporblickte“, war ein schönes und edles, sein Familienleben ein glückliches. Nicht Alle, die auf der Menschheit Höhen wallen, sind zu beneiden, — er aber war in der That ein beneidenswerther Sterblicher. Nun hat eine winzige Kugel sein blühendes Leben zertrübt und eine Fülle rosigter Hoffnungen im Keime vernichtet. Das ist der Glanz der Welt!

Katzen verboten.

Wien in Trauer.

Wien, Februar 1889.

Nicht wie ein Lauffeuer, das wäre zu langsam, — wie ein sengender Luftstrom, den ein wilder, hastiger Sirocco durch die Straßen segt, verbreitete sich Mittwoch am 30. Januar um die Mittagsstunde in Wien das dunkle, unheimliche Gerücht von einem schweren, tödtlichen Unfalle, der unseren Kronprinzen auf seinem Jagdschlosse Meierling betreffen sollte. Mit verstörten, bleichen Wienen liefen die Menschen auf den Straßen durcheinander, wildfremde Leute-

Rachdruck verboten.

Altgriechische Portraits.

Von Emil Fendler.

Siehe die Bilder auf Seite 36 und 37.



An der Hand neuer Funde und Untersuchungen wandelt und bereichert sich fort und fort unser Wissen von antiker Kunst. Nach mehr als einer Seite hin erscheint sie uns heute in ihrem Wesen und in ihrem Entwicklungsstadium in einem ganz anderen Lichte, als es vor wenigen Jahrzehnten der Fall war, und manches Dogma, das einst als unfehlbar galt, hat sich uns als ein leerer Halm erwiesen. Statt im feuchten Weich des Marmor, haben wir uns jetzt die Bildwerke der Griechen in Gold und Farben strahlend zu denken; statt der leidenschaftlichen Ruhe, sehen wir bewundernswürdige Meister in ihren Schöpfungen die höchste Leidenschaftlichkeit der Bewegung entfalten! Eine der überraschendsten Offenbarungen aber umschloß bisher das Dunkel ägyptischer Gräber, aus dem nach fast zweitausendjährigem Verborgensein nun plötzlich in langen Reihen die von griechischen Händen gemalten Bildnisse der Menschen jener Zeit hervortraten, um uns in ein völlig neues Reich antiken Kunstschaffens schauen und mit jedem Blicke unsere Verwunderung sich steigern zu lassen.

Von Alters her war es in Ägypten Sitte, am Kopfende der Sarkophage das Bild des Todten in mehr oder weniger erhabenem Relief und in mehr oder weniger schematischer Ausführung anzubringen. Aus diesem alten Herkommen entwickelte sich dann in offenbar späterer Zeit ein verändertes Verfahren. Man malte das Bildnis unmittelbar auf die Leinwand-Umhüllung der Mumie oder aber auf eine dünne Holzplatte, die man über dem Gesicht der Leiche befestigte und mit den herumgeschlungenen und auf den Händen der Platte aufgestellten Binden derart umrahmte, daß der Todte nun gleichsam selber aus seiner Umhüllung herauszubilden schien. Nur vereinzelte, künstlerisch wenig auffällige Beispiele dieser Bestattungsweise waren uns bisher bekannt geworden, als im Spätsommer 1887 in Kubaiaj in der Provinz Fayum eine bereits im Alterthume räuberisch nach Schätzen durchwühlte Begräbniß-Stätte aufgedeckt wurde, die eine reiche Ausbeute solcher Portrait-Tafeln lieferte, und bald darauf dem englischen Ingenieur Rinders Betrie bei Ausgrabungen in Hawara, dem einstigen Begräbnißplage der Hauptstadt der Provinz, eine zweite Reihe von Arbeiten derselben Gattung in die Hände fiel. Während letztere, die allerdings an Bedeutung erheblich zurückstehen scheinen, zum größten Theile nach England kamen, gingen die Funde von Kubaiaj in den Besitz des bekannten Wiener Großkaufmannes Theodor Graf über, der sie als eine der merkwürdigsten Gruppen antiker Denkmäler in vielbesuchten Ausstellungen in München und Berlin der Betrachtung und dem Studium zugänglich machte.

Aus ägyptischem Boden an's Licht gezogen, sind diese Portraits doch keineswegs Erzeugnisse ägyptischer Kunst. Ein Blick auf sie genügt, um zu erkennen, daß sie jener Periode hellenistischer Culture entstammen, die für Ägypten mit der Gründung von Alexandria eingeleitet wurde, die dann die neue Hauptstadt unter der Herrschaft der Ptolemäer sich schnell zu einem Mittelpunkt ausgedehnten Welthandels und zu einem berühmten Siege von Kunst und Wissenschaft entwiclen, in ihr mit den Ägyptern Griechen, Juden und Phöniciern zusammenströmen und von hier aus diese Mischung der Bevölkerungselemente sowohl wie ihrer Sitten und religiösen Bräuche weiter über das Land sich ausdehnen sah. Lebendiger aber, als in irgend einer schriftlichen Uebersetzung, tritt der eigenartige Charakter dieser Zeit uns nun in den Bildnissen der Menschen entgegen, die ihr angehörten. Witten hinein verfallen sie uns in das bewegte Treiben jener Tage, in das bunte Bild, das die äußere Erscheinung jener Welt darbot, in den Kreis der Gedanken und Empfindungen, von denen sie erfüllt war. Vor uns steht anschaulich die reiche Nachblüthe griechischer Culture, die sich hier entfaltet und noch einmal ihre beherrschende Macht beweist; deutlich aber spüren wir zugleich, wie ein Hauch neuen Geistes die sich aufblühende antike Welt zu durchzittern beginnt.

Der große culturgeschichtliche Werth der Bilder von Kubaiaj hängt eng zusammen mit ihrem künstlerischen Charakter, der wieder in dem der Zeit wurzelt. Ein entschieden sich ausprechendes individuelles Leben ist der für sie vielleicht bezeichnendste Zug. Nicht mehr verschwindet der einzelne Mensch in der Gesamtheit des Gemeinwefens; als eine selbständige Macht hat sich das Individuum fühlen gelernt, und persönliches Wesen und Können bringt sich in persönlichster Eigenart zur Geltung.

Lebendig aber spiegelt dies Gepräge der Zeit sich in der von ihrem Geiste erfüllten Kunst wieder. Nationalität und Herkunft des Dargestellten, die Verschiedenheit des Standes und der Lebensführung, jede Sonderart äußerlicher physiognomischer Bildung und jeder leise Zug inneren Seelenlebens drängt zu künstlerischer Wiedergabe, zu scharf und fein charakterisirender Ausgestaltung. So erstrebt der Künstler im Grunde dasselbe Ziel, als das der heutige Meister ausgeht, und in der That besteht zwischen diesen antiken Bildnissen und den Werken moderner Portrait-Malerei keinerlei wesentlicher innerer Unterschied. Dieraus beruht es denn auch, daß jene Bilder für den heutigen Beschauer überraschend schnell alles Fremdartige verlieren, daß die Menschen, die in ihnen geschildert sind, uns bald fast so vertraut erscheinen, wie täglich uns begegnende Gestalten, daß wir in ihren Zügen ihr Wesen und ihre Schicksale lesen zu können meinen und uns wundern, wie der Mensch im Grunde damals derselbe war, der er heute ist.

Männer und Frauen, Jünglinge, Knaben und Mädchen der verschiedensten Altersstufen begegnen uns in den Bildnistafeln in bunter Reihe, und der sein individualisirendes, realistische Auffassung entspricht der gleiche Realismus in der Wiedergabe der äußeren Erscheinungs-Formen des Lebens, des gesammten Kostüms im weitesten Sinne des Wortes. Ein flüchtiger Blick auf das, was die Bilder in dieser Hinsicht uns zeigen, bestärkt nur noch mehr den Eindruck, den uns schon die Züge der Köpfe, die lebhaften Aeußerungen des Seelenlebens in dem Blicke der nicht ohne inneren Grund sich meist groß und weit öffnenden Augen gewinnen lassen. Die Menschen, die uns hier gegenüberstehen, sind die Kinder einer Zeit, die der modernen sowohl in dem fräftigen Bewußtsein individueller Freiheit, das sie erfüllt, wie auch darin gleicht, daß die alte Ruhe und Stetigkeit des Daseins in einem erregteren Leben verschwindet, an die Stelle lang und treu sehgaltener Bräuche die abwechselungsreiche, immer wieder in neuer Weise

fönnlich reizende Mode tritt. Im Einzelnen bereichert sowohl die außerordentliche Mannigfaltigkeit der hier in Gelock und Scheitelung einfach schlichten, dort reich und kunstvoll aufgebauten, der bald selbstam fremdartig, bald gleich einer Priur unserer Tage amuthenden weiblichen Haartrachten wie die nicht minder wechselnde Gestaltung der Gesichtsbildung, der Diademe und Halsketten, der Ohrhänge und der eigenhümlichen, mitten über der Stirn im Haar befestigten Zierstücke, mit denen die Frauen, der Kränze und Agraffen, mit denen die Männer geschmückt sind, unsere Kenntniß um manche bisher unbekannt Form. Der archäologischen Forschung eröffnet sich hier ein neues Feld, und ihr mag es auch anheimgestellt bleiben zu entscheiden, ob die überall an den meist nur flüchtig hingestrichenen Gewändern in gleicher Weise wiederkehrenden, von den Schultern abwärts laufenden farbigen Streifen, sowie die rothen, mit Gold- und Silberknöpfen besetzten schärpenartigen Bänder, die manche der Männer umgehängt tragen; als Todtenbinden zu betrachten sind, wie Georg Ebers meint, oder ob nicht vielmehr, was ungleich wahrscheinlicher ist, in ersteren einfache Ornamente, in letzteren die Abzeichen einer im Leben bekleideten Würde sich darstellen.

Daß die Bilder von Kubaiaj Erzeugnisse hellenistischer Kunst sind, steht außer jeder Frage; schwieriger aber ist es, Zeit und Ort ihrer Entstehung genau zu bestimmen. Die Stelle, an der sie gefunden wurden, scheint einstmals dem heute verschwundenen Kerle als Begräbnißstätte gedient zu haben, einem wenig bekannten Orte, der bei der Lage an der Hauptstraße nach Alexandria und bei dem Handelsverkehr, den er als einer der Häfen an dem das Land durchziehenden Kanal vermittelte, vielleicht nicht ohne jede Bedeutung gewesen ist. Hier, sollte man demnach meinen, müßten die in unseren Bildern dargestellten Männer und Frauen verstorben und die Portraits derselben gemalt worden sein. Dem widerspricht indeß sowohl die auffällig große Zahl der offenbar den besten und begütertsten Gesellschaftskreisen Angehörigen, wie fast noch mehr der hohe Kunstwerth einer ganzen Reihe von Bildnissen, die man kaum einer provinziellen Werkstatt zuschreiben möchte. Doch es war in Ägypten alter Brauch, die Mumien der Verstorbenen oft weithin an eine besonders beliebte Begräbnißstätte zur Beisehung zu versenden, und so ist es keineswegs erforderlich, in den bei Kette Begrabenen ausschließlich Bewohner dieses Ortes zu sehen. Andererseits aber macht schon der Hinblick darauf, daß in den Portraits Greise und Greistinnen nur ganz vereinzelt uns begegnen, während die überwiegende Mehrzahl gerade dem blühendsten Alter angehört, es mehr als wahrscheinlich, daß die Tafeln bereits bei Lebzeiten der Dargestellten gemalt wurden, und selbstverständlich werden vermögende und kunstsinigende Leute ihr eigenes Bild oder das der Gattin, des Sohnes oder der Tochter nicht bei dem nächstbesten, sondern bei einem anerkanntem Meister bestellt haben, so daß wir in den künstlerisch vollendetsten unserer Tafeln mit Fug und Recht Arbeiten geschätzter, in Alexandria ansässiger Maler erblicken dürfen. Daß die ganze Reihe der Portraits erst in einer Zeit entstanden sein kann, in der eine vollständige Verschmelzung der verschiedenen Bevölkerungselemente sich vollzogen hatte und von ihnen Allen die landesübliche Bestattungsweise angenommen war, ergibt sich daraus, daß unter den Dargestellten der Typus der Ägypter und Aethiopier nur ganz vereinzelt auftritt, während in den weitaus meisten Fällen uns das Gepräge griechischer Herkunft oder doch ein Typus, in dem griechische Züge überwiegen, gegenübersteht und daneben Erscheinungen uns begegnen, die unverkennbar dem semitischen Stamme angehören. Erwägt man dazu nach der anderen Seite hin, daß es noch an jedem Anzeichen eines bestimmenden Einflusses des Christenthums fehlt, so gewinnt man allerdings doch nur die weiten Zeitgrenzen von etwa 250 v. Chr. bis 350 n. Chr., und es betraf noch einer Reihe anderer, weitläufiger Hinweise und Vergleichen, um es wahrscheinlich zu machen, daß wenigstens die weitaus meisten jener Bilder, und unter ihnen sicher sämmtliche künstlerisch hervorragende Stücke, den beiden ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung angehören.

Wenig in dieser Hinsicht weitere Untersuchungen erforderlich, so haben uns die Grafen Funde bereits die dankenswertheften Aufschlüsse über die Technik antiker Tafelmalerei und namentlich über die vielumstrittene Frage des enkaustischen Verfahrens gebracht, das bei der Mehrzahl unserer Bilder angewendet ist und ihnen eine der Delmalerei gleichkommende Kraft und Tiefe des Tones gegeben hat. Dem Maler Donner von Richter, der die Tafeln einer eingehenden Prüfung unterwarf, danken wir die Aufklärung über diesen Zweig antiker Kunst, und an der Hand seiner Erläuterungen vermögen wir zu verfolgen, wie der Maler das durch mehrmaliges Aufkochen in Salzwasser und durch geeignete Zusätze erweichte, mit den Farbstoffen vermischte Wachs auf die vorher mit den Umrissen des Bildes versehene Holztafel aufstrug, wie er mit dem Gestrüm, einem gezähnten Spachtel, es vertriebe, die überschüssige Masse entfernte, die verschiedenen Töne in einander drückte, gelegentlich mit dem Pinsel oder dem Daumen nachholf und dann schließlich dem fertigen Bilde durch Erhitzen und Verschmelzen Glanz und Glätte verlieh. Meist sind die Köpfe der Portraits in dieser Weise mit dem Gestrüm, die nur skizzenhaft behandelten Gewänder aber mit dem in flüssige Wachsfarben getauchten Pinsel gemalt. Daneben begegnet uns auch die Technik der Tempera-Malerei, bei der die Farben mit Eigelb und Feigenmilch angerührt und auf die mit einem Kreidegrund überzogene Tafel aufgetragen werden, sowie endlich ein aus beiden Techniken zusammengesetztes Verfahren der Malerei in Wachs-Tempera, bei dem bald mit dem Gestrüm, bald mit dem Pinsel gearbeitet ist und die Tafel nach dem Einbrennen, der „Enkaustis“, einen mehr frescoartigen, milder fatten und warmen Ton erhalten hat.

In die Werkstatt des griechischen Malers führt uns diese Betrachtung und läßt uns den Gang seiner Arbeit belauschen. Wichtiger aber bleiben doch die endlichen Ergebnisse derselben, wie sie in den von Auge zu Auge sprechenden Bildern vor uns stehen. Wie wenig müßten wir bisher von antiker Malerei, da nur spärliche Reste uns erhalten waren und auch diese ihrer Mehrzahl nach dem Gebiete decorativer Kunst angehörten! Wie glücklich dürfen wir uns schäzen, nun Angesichts einer Reihe von fast hundert Bildnissen zu begreifen und zu bewundern, wie wenigstens die Spätzeit griechischer Kunst die Aufgabe lebendiger Schilderung des einzelnen Menschen erfaßte! Gewiß scheidet aus dieser Menge von Bildern eine große Zahl aus, die als handwerksmäßiges, bisweilen mehr als rohes Erzeugniß untergeordneter Stämper nur eine wissenschaftliche, keine künstlerische Bedeutung hat. Uebrig aber bleibt trotzdem eine ansehnliche Gallerie unvergleichlich vollendeter Portraits, deren jedes dem empfindlichsten Auge einen seltenen künstlerischen Genuß gewährt. Kraftvollste Mäulich-

redeten sich an: Wissen Sie auch schon? Wissen Sie etwas Näheres? Ist es wahr? — Alle, Alle wußten es schon, aber Niemand etwas Näheres. Ein telephonischer Verkehr war unmöglich; Niemand konnte angerufen werden, weil Hunderte und Tausende sich meldeten. Auf dem Telegraphen-Arte gab es ein beängstigendes Gedränge. Es war eine Stunde fieberhafter Erregung, ohne daß Jemand noch eine bestimmte Thatsache hätte angeben können.

Um halb zwei Uhr hatte man es nicht mehr mit einem Gerüchte zu thun, — man stand vor einer Thatsache, vor einer furchtbaren Thatsache: Kronprinz Rudolf ist todt! Auf der Börse wurde es offiziell verkündet, im Parlament, im Rathhause, jeder Zweifel war ausgeschlossen, Kronprinz Rudolf, die jugendliche Ideal-Gestalt, das Urbild junger, frischer Kraft und Elasticität, todt!

Die Thatsache war unbezweifelbar, aber kein Mensch wußte über die Todesursache etwas anzugeben. Ein Herzschlag, sagten Einige, aber Niemand glaubte daran. Die Nachricht trat nicht sicher genug auf, und Jeder hatte sofort die Empfindung, daß damit nur ein Schlagwort ausgegeben worden sei, um durch dasselbe die wirkliche Todesursache vorläufig wenigstens zu verschleiern.

Die Aufregung wuchs von Minute zu Minute. Ein Herzschlag — unmöglich. Gerade die Erkenntniß, daß die angegebene Todesursache nicht die wahre sei, nicht die wahre sein könne, steigerte die Erregung.

Die Redactionen der Wiener Blätter und die Druckereien in welchen diese gedruckt werden, waren alsbald von unübersehbaren Menschenmengen belagert. Man erwartete die Abendblätter, die in ungeheuren Auflagen im Fluge abgesetzt und aufgenommen wurden, obgleich sie nur dürftige Nachrichten brachten. Kronprinz Rudolf todt, gestorben am Herzschlag, — die furchtbare Nachricht war einhellig bestätigt, aber die Aufklärung fehlte noch. Einzelne Blätter verzeichneten als Gerüchte, daß den hohen Entseelten ein schwerer Jagdunfall betroffen habe; die „Neue freie Presse“ berichtete, der Kronprinz sei mit einer Schußwunde todt im Bette gefunden worden.

Nun wartete man noch auf die Aeußerung des Amtsblattes, der offiziellen „Wiener Zeitung“, deren Abendblatt nach sechs Uhr erschien. Der letzte Hoffnungsstimmer erfolgte, als auch da der Tod des kaiserlichen Prinzen bestätigt wurde. Gleichzeitig wurde aber auch amtlich versichert, daß ein Herzschlag die Todesursache gewesen sei, und daß somit alle Gerüchte über Jagdunfall und Schußwunde unbegründet seien. Die Bevölkerung konnte sich bei dieser Darstellung nicht beruhigen, und die allgemeine Ueberzeugung, daß der Kronprinz nicht eines natürlichen, sondern eines gewaltsamen Todes verstorben sei, faßte immer tiefer die Wurzel. Eine öffentliche Verlautbarung dieser Ueberzeugung ward aber niedergehalten, und die Zeitungen, welche über den amtlich zugehenden Herzschlag hinaus, weiter forschten und Weiteres berichteten, versielen der Confiscation.

Erst am Freitag Morgen, am dritten Tage nach dem Tode, brachte die „Wiener Zeitung“ die Darstellung, die seither auf dem ganzen Erdenrund bekannt geworden ist und die vorläufig wohl als authentisch zu gelten hat: Kronprinz Rudolf hat mit eigener Hand seinen hoffnungsreichen, glanzvollen jungen Dasein ein gewaltsames, jähes, so entseßlich vor schnelles Ende bereitet, mit eigener Hand hat er sich eine Revolverkugel durch das Haupt geschossen.

Wird jemals der Schlüssel zu diesem furchtbaren, geheimnißvollen, unfaßbaren Räthsel gefunden werden? Das Amtsblatt giebt die Lösung durch die „momentane Sinnes-Verwirrung“. Wir forschen nicht weiter; die Ehrfurcht vor der doppelten Majestät des Unglückes und des hoch gefürchteten Hauses fordert gebieterisch schweigen, ergebnisvolle Zurückhaltung.

Und war es auch „momentane Sinnes-Verwirrung“, das Unglück bleibt doch ein namenlos schweres für das hartgeprüfte Kaiserhaus, für das schwer heimge suchte Reich. Und er, der nunmehr entseelt auf der Bahre liegt, er hat darum nicht minder entseßlich leiden müssen vor der Ausführung der unseligen That, ob er sich nun in Sinnes-Verwirrung befand oder nicht. Eine Bahnvorstellung ist nicht weniger qualvoll, als das Schreckensgesicht eines gefunden Geistes, und ein eingebildetes Leid oder eine eingebildete Krankheit drücken nicht minder schwer als wirkliche. Die Verjahung des Willens, der Durst zu leben ist auf den Höhen der Menschheit nicht minder stark und leidenschaftlich, wie in den Niederungen der menschlichen Gesellschaft, — was muß in der Seele dieses gottbegnadeten Kaisersohnes vorgegangen sein, wie unjählich muß er gelitten haben, bis er dahin gelangte, die Hand zu erheben, um das Leben, das eine unerträgliche Last geworden war, von sich zu werfen?!

Wien ist in Trauer, das ganze, weite Reich trauert, das Kaiserhaus ist ein Trauerhaus worden. Unser Kaiser, der waderste, edelste Mann Oesterreichs, hat seinen einzigen Sohn verloren; die Kaiserin hat ein Leid zu tragen, wie es tiefer, schwerer, entseßlicher für ein armes Mutterherz nicht gedacht werden kann. Kronprinz Rudolf hat ein kleines Tochterlein verwaist zurückgelassen, und sein junges blühendes Ehegemahl hüllt das schmerzgebeugte Haupt in den Witwen Schleier, gebrochen von herzzerreißendem Weh.

Vor mir liegt die 77. Lieferung des Kronprinzen-Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“. Das Heft traf gerade ein, als diese Zeilen geschrieben waren. Es ist das letzte, das der Kronprinz redigirt hat und handelt von den ungarischen Volksbräuchen. Gleich auf der ersten Seite beginnt das Capitel über „Tod und Trauer“. Da ist auch der Klagegesang angeführt, den ungarische Frauen aus dem Volke dem dahingegangenen Gatten widmen. Er lautet:

„O meine Seele, meine Taube, mein treues Gespan!
O Leben meines Lebens!
Dein Tod ist mein Tod.
In weissen Sand hast Du mich hinterlassen?
Wer sieht mich noch an mit schönen Augen?
Wer sagt noch zu mir: meine liebe süße Blume?
Ach, könntest du doch mich schelten, mich schmähen!
Ach, sprächst du nur ein Wort zu mir!
Wie froh wollt' ich es tragen, wie von Herzen es hören.“

Die junge, arme Witwe in der kaiserlichen Burg hat nichts voraus vor der wehklagenden Bäuerin. Er wird sie nicht mehr ansehen mit seinen schönen, klugen Augen; er wird nicht mehr zu ihr sagen: meine liebe, süße Blume, — sie wird sein Wort nicht mehr hören. — Die Strahlen des Glückes sind erloschen, die schönen, freudigen, glänzenden Hoffnungen liegen zertrümmert am Boden. Arme hohe Frau! Zertrümmert sind auch die Hoffnungen der Völker Oesterreichs; sie weinen mit Dir!

Baldwin Groller.

feit, gesammelter Ernst des Weisens, witzvoller Sarkasmus, melancholische Gräbeli und frivole Leichtfertigkeit der Lebensführung haben hier in der Reihe der Männerbildnisse, klar waltender häuslicher Sinn, nüchternen Verständigkeit, poetisches Sinnen und Denken, holdselige Anmuth und reizende Naivität und Keckheit in den Frauen, Mädchen und Kindern gleich meisterhafte Schilderung gefunden, und wie die dargestellten Menschen sich mannigfach unterscheiden, so vermögen wir in der Auffassung derselben, die hier zurückhaltend vornehm, dort rücksichtslos naturalistisch erscheint, hier an die Weise florentinischer Meister, dort an die des derben Niederländers anknüpfend, die verschiedenen künstlerischen Individualitäten von einander zu sondern.

Schwer fällt es, aus den Reihen dieser Bilder dieses oder jenes als das gelungenste zu bezeichnen. Wägen die drei, die wir in Holzschnitten vorführen, wenigstens eine annähernde Vorstellung dessen gewähren, was in dieser Gallerie zu suchen und zu finden ist. Wie ein von der Hand eines Almo-Tadema gemalter Kopf muthet das ganz von vorn gezeichnete Mädchenbildniß mit kaum merklich lächelnden Lippen uns an. Es ist eines der interessantesten Bilder der ganzen Sammlung im Hinblick auf die eigenthümlich strenge Auffassung sowohl, wie auf die Einzelheiten des Kostüms. Der noch in einigen anderen Frauenbildern wiederkehrenden kunstvollen Frisur mit den zierlich geordneten Locken und den diademartig darüber geschlungenen Köpfen, die durch ein Perlenkettchen und durch einen durchgehenden Pfeil zusammengehalten wird, gefellen sich als Schmuck neben den Halsketten eigenartig geformte Ohringe in Gestalt einer in drei Rindhöfen gefassten Perle als Trägerin eines beiderseits dreizackigen Bügels, von dem drei andere Perlen an zierlichen Goldstäben herabhängen. Ohringe gleicher Form begegnen uns nicht bloß wiederholt an anderen Frauenbildern der Sammlung, sondern sind überdies, in Gold gearbeitet, gleichzeitig mit den Portrait-Tafeln gefunden worden und man darf sie als einen besonders beliebten Schmuck jener Zeit betrachten. Als ein Meisterwerk schärfster Charakteristik erscheint neben diesem weiblichen Portrait der mit ungehinkter Lebenswahrheit uns anblickende Männerkopf mit krausem Haar und kurz gehaltenem Bart, dessen fest geschlossener Mund fast herausfordernd ein mit halb verhaltenem Spott sich mickender Jug überlegenem Selbstbewußtseins umpielet. Seiner kraftstrotzenden Erscheinung aber gefüllt sich dann wieder als Gegensatz das vielleicht lieblichste Portrait der ganzen Reihe, das Bild des halb noch kindlichen Mädchens mit dem leicht in den dunklen Locken ruhenden goldenen Epheukranz und den nur erst ahnend in's Leben blidenden großen Ähnen, das wie zum Liebling Aller geschaffen scheint und gewiß schon manchen Beschauer der Grafischen Sammlung durch den Zauber künstlerischer Verkörperung eines so hold anmuthenden, unschuldsvollen Menschendaseins entzückt hat.

Meine „Bedienung“.

Novellette von Georg Ralkowski.

(Schluß.)

Ich bin neulich zum ersten Male bei ihr oben gewesen, fuhr die Alte fort, „und wie ich mit ihr discutierte, — wir hatten in einem Menschen, dessen Photographie über ihrem Bette hängt, einen gemeinschaftlichen Bekannten gefunden, — ist sie mit einem Male ganz bleich und ohnmächtig geworden. Und als ich ihr Wasser in's Gesicht gespritzt hatte, ist sie wieder zu sich gekommen und hat mir gesagt, ich sollte nur gehen. Na, Sie können sich denken, daß mir das gleich eingefallen ist. Ich bin denn sofort zu meinem Manne gelaufen, und der holt nun die Polizei und den Schlosser. Sehen Sie, da kommen sie schon!“

Während ein Schutzmann die nachdringenden Hausbewohner zurückhielt, stieg ich mit dem Wachtmeister und dem Schlosser die Treppe hinauf. Ein paar Versuche mit verschiedenen gekrümmten Dietrichen, dann gab der Kiegel nach, ein Druck auf die Klinke, und aus der geöffneten Thür quoll uns ein feiner blauer Dunst entgegen, der sich in breiten, durch den plötzlich entstandenen Luftzug bewegten Streifen durch das Zimmer hinzog. Der Wachtmeister eilte hinein und rief das Fenster auf, sodas das Sonnenlicht voll und leuchtend hereinquoll. Der Kohlendunst trieb mir schneller, den Athem benehmend, entgegen. Ich blieb auf der Schwelle stehen und überblickte das Zimmer. Es war Alles in schönster Ordnung und Sauberkeit. Der Platz auf dem Tische am Fenster war leer. Auf dem Tische lag sorgfältig zusammengebunden ein Päckchen fertiger Wäsche. Und da, gerade über das Päckchen fort, konnte ich es sehen, ein stilles, wachsbleiches Gesicht, das ruhig, wie im Schlafe auf dem weißen Kopfkissen ruhete, von einer Nachthaube umschlossen, so daß nur ein schmaler Streifen dunklen Haars an den Schläfen sichtbar war. Die Hände lagen parallel ausgestreckt auf dem Ledebette. Der Tod schien schmerzlos, ohne jeden Kampf eingetreten zu sein. Der Wachtmeister hatte sich über das Lager gebeugt. Er winkte sich den Schlosser heran. „Wenn Sie hinunterkommen, gehen Sie zum nächsten Arzte. Erstlichung durch Kohlendunst!“ Dann schritt er nach dem Wächterschloß zu, ergoß einen Krug, schlug das Ledebett zurück und bespritzte den Körper mit Wasser. Gleichzeitig forderte er den Schutzmann auf, durch gleichmäßige Seitwärtsbewegung der stark ausgestreckten Arme eine etwa eintretende Athmung zu befördern.

Während die Beamten ihre Belebungs-Versuche fortsetzten, sah ich mich im Zimmer um. Mein Blick fiel auf einen neben dem Wäschepäckchen liegenden Brief, dessen Aufschrift meinen Namen trug. Ich zeigte ihn dem Wachtmeister, der mir erlaubte, ihn zu lesen, mit dem Bemerkten, daß er ihn nachher zu den Acten nehmen müsse. Es waren vier, in großer, etwas freier Handschrift beschriebene Seiten.

Lieber Herr!

Da ich sonst Niemand habe, der sich um mich kümmert, möchte ich wenigstens Ihnen sagen, warum ich das Leben nicht mehr ertragen kann. Meine Geschichte ist ganz kurz, und ich meine, Sie werden mich verstehen, wenn ich mich auch ein bißchen ungeschickt ausdrücke.

Ich bin von Geburt an ein Humpelsüßchen gewesen, und mein Vater, der Schulmeister war, hatte oft Mähe genug, mich gegen die Neckereien der Dorfsungen zu schützen. Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Als ich größer wurde, gingen die anderen Mädchen auf den Tanzboden, ich blieb zu Hause sitzen und dachte mir Etwas oder träumte auch nur so vor mich hin. Von Liebe hatte ich mein Lebtag nicht viel gesehen, und als mein Vater starb, habe ich mich wohl

gegrämt, aber es war mir doch schon ganz recht, daß ich aus dem Dorfe heraustram. Ich verkaufte das bißchen Anwesen, zog mit dem Gelde, das ich dafür bekam, nach der Hauptstadt und lernte Nähen.

Ich habe mich vor der Arbeit nie gefürchtet, und so ging es mir denn bald ganz gut. Ich konnte mir ein paar Gehilfsinnen annehmen und arbeitete für die großen Geschäfte. Was ich von meinem Gelde in der ersten Zeit genommen, hatte ich bald wieder ersetzt und legte noch dazu zurück. Da kam ich mit meinem Hinken eines Tages auf der Straße zu Falle. Ein junger Mann half mir auf, und da ich mir den gefunden Fuß verstaucht hatte, fuhr er mich in einer Droschke nach Hause. Er war Commis in einer Materialwaaren-Handlung und besuchte mich, so lange ich krank war, wenn er konnte. Ich freute mich schon, wenn ich ihn auf der Treppe hörte, und da ich gerade nicht durch Aufmerksamkeiten verwöhnt war, hatte ich ihn bald sehr lieb.

Wir wurden denn auch schnell einig. Er richtete sich mit meinem Gelde ein eigenes Geschäft ein, und wenn Alles gut ging, wollten wir uns heirathen. Da wurde er mit einem Male krank, und nach ein paar Wochen war er gestorben, an der galoppirenden Schwindsucht. Wenn ich das Alles jetzt so hinschreibe, sieht es aus, als ob es etwas ganz Gewöhnliches wäre, aber Sie müssen denken, lieber Herr, daß er der einzige Mensch gewesen ist, der mich jemals lieb gehabt hatte, und daß er für mich so eine Art Heiland war.

Ich dachte anfangs, ich würde verrückt werden, aber ich hatte keine Zeit dazu. Das Geschäft war merkwürdiger Weise ganz in Unordnung, Alles auf meinen Namen genommen, und das Allerwichtigste bezahlt. Er mußte wohl die Sache nicht recht verstanden haben. Als ich das Nothwendigste regulirt hatte, konnte ich gerade noch sein Begräbniß bezahlen. Er hatte nämlich auch weder Vater noch Mutter. Dann kam wieder eine lange, stille Zeit, in der ich nicht wußte, was ich mit mir anfangen sollte. Aber es ist schon richtig! Wer einmal recht glücklich gewesen ist, kann niemals ganz unglücklich werden. Mir war's, als müßte ich alle meine Liebe auf sein Grab übertragen. Alles, was ich mir am Leibe absparen konnte, habe ich darauf verwendet, es nur recht auszukümmeln. Und dann habe ich draußen auf dem Kirchhofe gelesen und ihm Alles erzählt, was mir den Tag über passiert war. Ich bin wieder ruhig und heiter geworden.

Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verstehen werden. Sehen Sie, Sie haben viel gelernt, Sie haben ein reiches Leben schon für sich allein und gewiß auch noch viele Menschen, die daran Antheil nehmen. Ich habe gar nichts weiter, als die eine Erinnerung an ein großes Glück und das Grab mit meiner Bant und meinen Blumen. Und nun stellen Sie sich einmal vor, daß mir das Bißchen mit einem Male aus dem Leben herausgerissen wird, als ob es niemals darin gewesen wäre.

Kommt da die Hausmeisterin neulich zu mir herauf und sieht die Photographie meines Bräutigams über meinem Bette. Ah, den haben Sie auch gekannt? Na, wissen Sie, das war der beste Bruder auch nicht. Der ist immer in ein Haus gekommen, in dem ich damals noch ein ganz junges Dienstmädchen war. Da wohnte eine Schneiderin, mit der er sich schon lange herumzog und die er heirathen wollte. Ein anderes Verhältniß von ihm, so eine reiche Alte, sollte ihm nur erst ein Geschäft einrichten. Es ist ihm übrigens nicht gelungen. Er ist darüber weggestorben, und die Schneiderin hat das Nachsehen gehabt.

Und dann erzählte sie mir eine Masse von Einzelheiten, daß ich gar nicht mehr zweifeln konnte. Ich bin ohnmächtig geworden und hab' die alte Schwägerin fortgeschickt.

Sehen Sie, lieber Herr, da war nun mein ganzes Leben zwanzig Jahre lang eine einzige große Lüge gewesen, und ich hab' keinen Ruch mehr, ein neues anzufangen. Weil sie mir meine Erinnerung und mein Grab genommen haben, muß ich sterben. Die Photographie über meinem Bette habe ich nach der Wand gelehrt, und die Blumen auf dem Kirchhofe können verwelken. Ich habe im Leben nichts mehr zu thun. Adieu, lieber Herr!“

Meine Stimme zitterte, als ich dem Wachtmeister den Brief übergab. „Nehmen Sie ihn zu den Acten, aber sorgen Sie dafür, daß er mir später wieder zugestellt wird.“

Der herbeigerufene Arzt machte einen kleinen Einschnitt in eins der sich auf dem Körper zeigenden rothen Flecken und constatirte den infolge von Vergiftung durch Kohlenoxyd eingetretenen Erstickungstod.



Nachdruck verboten, ebenso jealliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Sitte und Kunstgewerbe. — Einer der Hauptfactoren, aus welchen kunstgewerbliche Anregung erwächst, ist die Sitte. Sitte ist bekanntlich nichts Anderes, als die Art und Weise, wie sich die Mehrtheit der Menschen in den verschiedenen Lebens-Verhältnissen benimmt, mit welchen Formen, Worten, Gebärden und Handlungen sie hergebrachtermaßen die ihr begehrenden Schicksale, Ereignisse und Menschen aufnimmt und entläßt. Die Sitte unterscheidet sich durch ihre Dauerhaftigkeit, durch Ernst, Tiefe und Innerlichkeit von ihrer leichtfertigen, vergänglichen Schwester, der Mode. Auch die Sitte ändert sich, aber nur im Laufe der Jahrhunderte, langsam und aus bestimmten Gründen, nicht aus bloßer Laune der Mehrtheit. Unter den bestimmenden Gründen aber, welche Aenderungen der Sitte herbeiführen, steht in allererster Linie die menschliche Erfahrung. Die Sitte steht im innigsten Zusammenhange mit den größten und ernstesten Angelegenheiten der Menschheit: mit der Gesundheit, Kraft und Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers, mit der Bildung des Geistes und des Herzens, mit der Religion und der Wissenschaft, mit dem Recht, der Moral und der Kunst. In all den Fällen aber, in welchen der Mensch zum Leben und Sterben, zur Arbeit und zum Genuße irgendwelche Erzeugnisse menschlicher Thätigkeit gebraucht, übt auf das Wesen dieser Erzeugnisse die Sitte einen mehr oder weniger deutlich erkennbaren Einfluß aus.

Das Kunstgewerbe steht, weil es ja zum größten Theile practischen und künstlerischen Zielen zugleich dienen soll, weit mehr unter dem Banne der Sitte, als die Kunst. Das Kunstgewerbe dient dem täglichen Leben; und wenn wir bedenken, daß es die Sitte ist, die uns in den meisten Fällen die Form des täglichen Lebens vorzeichnet, so werden wir leicht erkennen,

wie zwingend sie auf alle kunstgewerblichen Erzeugnisse einwirken muß.

Die Sitte begleitet den Menschen von der Geburt bis zum Tode. Sie legt das neugeborene Kind früher in eine Wiege und gab damit dem Schreiner, dem Holzschuifer, dem Maler und dem Vergolder die Aufgabe, für die Kinderwiege nicht nur passende Constructionsformen, sondern auch eine geeignete Verzierung ausfindig zu machen. Jetzt ist aus sanitären Gründen die Wiege in Nichtcredit gekommen und an ihre Stelle der Kinderwagen getreten. Dieser aber stellt ganz andere Ansprüche an die Technik, als die Wiege; er ist ein Transport-Werkzeug und folgt als solches den Grundbedingungen aller Transport-Werkzeuge; er muß andere Eigenschaften haben, als die Wiege, Eigenschaften, die der künstlerischen Ausschmückung bei Weitem nicht so viel Spielraum lassen.

Die Sitte giebt dem kleinen heranwachsenden Menschen ein Spielzeug in die Hand. Aber das Spielzeug der Gegenwart ist, eben unter dem Einflusse der wechselnden Sitte, ein ganz anderes geworden, als das Spielzeug vergangener Jahrhunderte war. An die Stelle des lieben alten Puffknaders sind kleine Dampfmaschinen, elektrische Motoren, Buchdruckereien, photographische Apparate und dergleichen getreten, und zu den alten europäischen Puppen schiden China und Japan unseren Kleinen ihre exotischen Püppchen und Spielsachen. Daß das Spielzeug unserer heranwachsenden Jugend nicht in dem Grade vom Kunstgewerbe veredelt wird, wie tausend andere Dinge, die wir in unseren Wohnungen haben, hat seinen Grund darin, daß, auch wieder unter dem Banne der Sitte, die Lieblingsbeschäftigungen der Jugend mehr und mehr das Buch und allerhand sportliche Liebhabereien werden; ersteres aus Anlaß des allgemeinen Bildungsstrebens, letzteres aus einer richtigen Fürsorge für Pflege der körperlichen Gewandtheit. Aller Sport ist dem Kunstgewerbe entschieden abhold; er will nur solche Erzeugnisse, die auf die einfachste Weise seinen Zwecken dienen. Kein Jäger wird ein kunstvoll verzieretes Gewehr zur Jagd mitnehmen, wenn er ein einfaches von gleicher Leistungsfähigkeit besitzt; kein moderner Reiter wird sein Pferd mit kunstgewerblichem Sattelzeug versehen; bei einem Segel- oder Ruderboot muß jedes Streben nach Verzierung dem geringsten practischen Erforderniß weichen.

Zu einfacheren Culturzuständen knüpft sich eine zähe Sitte an die Hauptereignisse des Menschendaseins: an Geburt, Eheschließung und Tod. In unserer Zeit dagegen wird immer entscheidender die Gliederung der Sitte in Arbeits- und Genußsitte. Die heutige Arbeits- und Genußsitte verzichtet im Interesse einer raschen und energischen Arbeitsleistung und einer möglichst beschleunigten Kapitalbildung auf alle künstlerische Verzierung ihres Werkzeuges, ihrer Maschine, ihrer Arbeitsräume und Arbeits-Vorrichtungen. Verschwunden sind die alten Kunstbrünche, die kunstvollen Meisterstücke. Diese Vereinfachung und Kahlfassung unseres Arbeitslebens ist unter dem Drucke eines einseitigen Industrialismus viel zu weit getrieben worden. Es ist ein großer Fehler, der productiven Thätigkeit des Menschen, der Arbeit, jeden Schmuck zu rauben. Denn dadurch muß sie mehr und mehr zur Qual für diejenigen werden, die ihr den größten Theil ihres Lebens widmen müssen. Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hat viel in dieser Richtung gesündigt. In den letzten Jahrzehnten, seit dem Wiederaufleben des Kunstgewerbes, ist Manches besser geworden; Vieles bleibt aber noch zu wünschen übrig. Man sieht jetzt wenigstens ein, daß nicht nur die Räume der Freude und Geselligkeit, sondern auch die Stätten unseres Arbeitslebens einen künstlerischen Schmuck verdienen. Man hat dabei mit den Bahnhöfen der Großstädte, mit den Palästen der Banken und der Börsen den Anfang gemacht, aber noch lange wird es währen, bis man einseht, daß die Umgebung jedes arbeitenden Menschen solchen Schmuck verdient, bis dieses Streben nach Verschönerung in jedes Bureau und jedes Comptoir eindringt; und noch weit länger wird es währen, bis auch die Arbeitsstätten der ärmeren Arbeiterklassen anfangen werden, diesem Streben nur einige Concessionen zu machen.

Vorläufig ist es fast ausschließlich die Genußwelt, welche der Kunst und dem Kunstgewerbe Spielraum zur Thätigkeit bietet. Die moderne Genußwelt wird beherrscht von einer Genußsitte, die beständig bemüht ist, sich zu festigen, sich bestimmte Regeln und Formen zu schaffen. Was Phantasie und Laune und technischer Fortschritt der gnußbegierigen Menschheit bringen, wird entweder von der Mode nachflüchtigen, oder von der Sitte nach dauernden Regeln in das Genußleben eingebürgert. Es ist sehr natürlich, daß die Sitte das Werkzeug, welches ihr dient, schon und erhält, während die Mode das ihrige voll Uebermuth verbraucht. Je mehr Fleiß und Geist an die Herstellung eines Gebrauchsgegenstandes gewendet wurde, um so mehr spricht aus ihm zu den Leuten, die ihn benutzen, und um so mehr muß auch die Art seiner Benutzung zur feststehenden Sitte werden. So entsteht ein Gebiet, wo schöpferische Arbeit und vernünftiger Lebensgenuß einander beständig antreuen, beeinflussen und erziehen.

Die Genußsitte beherrscht die Räume der Familienwohnung, der Wirths- und Kaffeehäuser, der Theater, Concert- und Ballsäle und andere öffentliche Vergnügungsorte als geistige Regel; das sachliche Inventar dieser Räume dagegen wird vom Kunstgewerbe und von der Kunst beherrscht. So sind Sitte und Kunstgewerbe darauf angewiesen, sich zu verstehen und sich in die Hände zu arbeiten. Die Sitte schreibt uns vor, wie man mit Anstand isst und trinkt, aber das Kunstgewerbe, das mit seinen Erzeugnissen unsere Tafel deckt und uns die Stühle dazu hinstellt, muß die Tafelsitte kennen und ihr entgegenkommen. Die Sitte scheidet unsere Wohnräume in Salons und Wohnzimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer und Schlafzimmer, Flur und Küche u. s. f.; aber sie kann diesen Unterschied nur schaffen und mit ihm den Lebensgenuß erhöhen und ausprägen, wenn sie dabei vom Kunstgewerbe verstanden wird. Die Sitte kann aber auch, — was sie ja soll, — nur dann zum Gemeingut der weitesten Kreise werden, wenn sie ihren sachlichen Werkzeugen mannigfache Abstufungen nach den Graden des Wohlstandes möglich macht. Eine Sitte, die an das Kunstgewerbe unerfüllbare, viel zu theure Anforderungen stellt, kann deshalb nicht zum Gemeingut werden. Und ein kunstgewerbliches Product, dessen Dasein nicht durch eine daran knüpfende Lebenssitte durchgegeistigt wird, bleibt ein unverständliches Spiel der Laune, eine nutzlose Kariatur oder eine vergängliche Schöpfung der Mode. In hundert und aber hundert kleinen Jügen muß uns allfänglich die Thatsache entgegenreten, wie Kunstgewerbe und Lebenssitte sich gegenseitig durchdringen und verstehen. Wenn wir in ein Zimmer eintreten, so können uns die darin befindlichen Hausath- Gegenstände Aufschluß geben über die Sitten und Lebensgewohnheiten seiner Bewohner, über ihren Wohlstand und über ihre besonderen Liebhabereien. So tragen leblose Dinge zum Ver-

händnisse der Menschen unter einander bei. Aber die Erzeugnisse des Kunstgewerbes sind noch mehr, als bloße Dolmetscher der Lebenssitte ihrer Eigentümer; sie sind selber Träger der edlen Lebenssitte großer Kulturvölker, und dringen als solche ununterbrochen aus den Großstädten in die ländliche Einsamkeit, aus den Culturländern in die Wildniß vor, eine milliardenfache Schar von leblosen und doch stets bereiten Missionären.

Max Haushofer.

Mittheilung

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Jugendliche Gesellschaften.

Auch in diesem Winter hat unsere Geselligkeit einen stilleren Charakter als in früheren Jahren angenommen, zunächst wohl hervorgerufen durch die Trauer des deutschen sowie des österrei-

im Mörser fein und streicht es durch ein Sieb; dann thut man es in einen Napf, bedeckt es mit einigen Zwiebelscheiben, beträufelt es mit Citronensaft, giebt etwas Salz und Pfeffer hinzu und läßt es zugedeckt bis zum nächsten Tage mariniren. Ferner weicht man 6 Weißbrodchen ein, wiegt 125 Gr. Sardellen, reibt 125 Gr. Parmesanfäse und läßt 2 Zwiebeln in 250 Gr. Butter, — die sich indessen nicht färben darf, — auf gelindem Feuer weich schmoren. Ist dies geschehen, so nimmt man die Zwiebeln aus der Butter, läßt diese erkalten, reibt sie in einem Reibenapf zu Sahne, giebt nach und nach 15 Eidotter, das gut ausgebrühte Weißbrod, den Fisch, Sardellen, Käse und ein wenig Muskatnuss nebst dem noch erforderlichen Salz hinzu, zuletzt das zu Schnee geschlagene Eiweiß. In eine gut ausgestrichene Form gefüllt, muß der Pudding 2 Stunden kochen. Will man die Schüssel reicher gestalten, so bereitet man ein aus Kalbshirn, Zunge, Milch, Champignons, Krebschwänzen und Morcheln bestehendes Ragout dazu und umgiebt damit den Pudding; anderenfalls genügt eine Sauce, für die man 2 Ecken Butter mit ebenso viel Mehl gut durchknetet; die Mischung läßt man mit 1/2 Liter Bouillon kochen, giebt 125 Gr. Sardellen, 125 Gr. geriebenen Parmesanfäse hinzu, schärft sie mit Citronensaft und zieht die fertige Brühe mit einigen Eigelben ab.

1356. Eispeise (Plombiere). Ein halbes Kilo süße Mandeln wird mit 125 Gr. bitteren Mandeln gebrüht, abgehäutet, fein gestoßen und mit 1/2 Kilo feinem Zucker in einem Liter Sahne auf's Feuer gesetzt. Sobald die Masse zu kochen beginnt, verbindet man sie unter beständigem Rühren mit 12 in etwas Milch klar gequirlten Eigelben, zieht sie, wenn sie sich verdickt hat, zurück, gießt sie durch ein Sieb und läßt sie erkalten, wie jedes andere Eis gefrieren. Etwa 20 Minuten vor dem Anrichten öffnet man die Form und gebe ein halbes Liter Aprikosen-Marmelade hinzu, sodas nun eine Creme entsteht, die, in einer tiefen Schüssel angerichtet, mit Aprikosenhälften garnirt wird. Diese Speise ist wenig bekannt, aber sehr wohlschmeckend.



Salon-Spiegel

in imitation Bronze. Entworfen und ausgeführt von Carl Köhlich, Hoflieferant in Berlin SW, Bauhfr. 6. Höhe 1 Meter 25 Cent.



Reflector für Petroleum,

in Schmiedeeisen mit Kupfer aus dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Bierschwald) in Berlin NW, H. d. Linden 54/55.

1357. Belegte Bröddchen. Wenn Austern, Caviar, Gänseleber-Pastete als Beleg der kleinen Delicatsse genügend bekannt sind, so machen wir hier auf einige andere empfehlenswerthe Species aufmerksam, die aber weniger eingeführt sind. Man röste feine Schnittchen englischen Weißbrodes von passender Größe, nehme einen Theil Anchovis oder Sardellen, Petersilie, Schnittlauch, Södragon, Körbel, die Dotter einiger hartgelochten Eier, wiege Alles möglichst fein und befeuchte es mit Olivenöl und ein wenig französischem Essig, sodas es einem dicken Brei gleicht und einen feinen säuerlichen Geschmack hat. Fingerring auf das Brod gestrichen, garnirt man es mit feinen Streifen kreuzweise gelegter, sauber geschnittener Sardellen und mit Kapern. Vorzüglich ist ferner ein kleines Bröddchen, das man allerdings meist erst beim Bäcker bestellen muß und das in länglicher Form, einer kleinen Schrippe gleichend, unter dem Namen „Victoria-Brod“ bekannt ist. Von diesem Bröddchen schneidet man die kleinere, obere Hälfte ab, sodas diese, — einem Deckel gleich, — auf dem unteren Theile liegt, und entfernt aus letzterem die Krume. Die so entstandene Höhlung füllt man nun mit irgend einer delikaten Mayonnaise, für die man die verschiedensten kleinen Reste von Huhn, Hummer, Födelzunge etc verwenden kann, indem man die vorhandenen Bestandtheile unter Zusatz von einigen sauren oder Pfeffergurken, harten Eiern und Sardellen fein wiegt und sie mit einer dicken Delfauce verbindet.

E. R.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Schwarze Spitzen glänzend zu machen. — Wie giebt man schwarzen Spitzen, die durch Tragen weich geworden sind, Glanz und Appretur? G. R.

Benutzung von Korfen. — Wie verwendet man die in der Wirthschaft sich ansammelnden Korfe? M. Z.

Deden aus gepupfter Seide. — Wohin kann man gepupfte Seide senden, um daraus Deden weben zu lassen? M. C.

Das Kohlen der Dochte zu verhindern. — Auf welche Weise läßt sich das Kohlen der Dochte verhindern? Junge Hausfrau.



Silberschrank in gothischem Stil.

Entworfen und in braun gebeiztem Eichenholz ausgeführt von Ludwig Schmidt jun., Werkstätt für Tischler- und Holzbildhauer-Arbeiten in Marburg, Hessen. Die Grundflächen der geschlossenen Füllungen und des Frieses matt vergolde. Verzinnete schmiedeeiserne Beschläge. Höhe 2 Meter 10 Cent., Breite 1 Meter 5 Cent., Tiefe 45 Cent.

Potted meat. — Wie wird die unter dem Namen „Potted meat“, „Potted Ham“ etc. in England so sehr beliebte Fleisch-Conserven bereitet? Frau J. R. in B.

A. P. — Zum Bemalen von Photographien werden Oelfarben verwendet, doch muß man sich Eremplare auf stumpfem Papier verschaffen, wie solche zu diesem Zwecke besonders angefertigt werden. Die in den Schaufenstern ausliegenden, den Eindruck von Oelbildern machenden Photographien sind meist auf technische Weise, durch Plattendruck, hergestellt. Will man dennoch ein blankes Blatt benutzen, so muß dasselbe mit Glycerin und Watte abgerieben werden.

Frau M. S. in P. — Für die Umwandlung eines Bibliothek-Schranks in einen Jagdschrank empfehlen wir, denselben glatt mit Tuch auszufüllen; hierzu wäre grünes Billardtuch am geeignetsten. Es braucht durchaus keine Rücksicht auf die vorhandenen Möbelstoffe genommen zu werden, da sich die Farbe sehr wenig geltend machen wird. Je nach der vorhandenen Anzahl der Gewehre genügen in die Rückwand eingeschraubte Haken zum Aufhängen, andererseits sind Leisten mit passenden Einschnitten zum Aufstellen der Gewehre anzubringen, eine Arbeit, die jeder einigermassen geschickte Tischler ausführen kann. Da eine abermalige Aenderung vorgezogen werden soll, würde die Einrichtung möglichst einfach zu treffen sein.

Frau G. in R. — Berlin besitzt Personen jeder Art, in denen Sie die gestellten Bedingungen gewiß erfüllt finden werden. Besondere Adressen können wir an dieser Stelle leider nicht angeben.

A. G. — Ein junger Mädchen, das die königliche Hochschule für Musik in Berlin besucht, wird zweifelsohne dort die besten Adressen erster Weltanschauer empfangen.

E. S. — Photographen zum Aufzeichnen von Stoffen sind in allen Handlungen für Zeichen-Material zum Preise von M. 1.50-7.50 käuflich.

G. v. S. in B. — Wenn Sie mit den ererbten Porzellanfarben nicht zufrieden sind, so versuchen Sie es doch einmal mit Meißner Farben, die jetzt durch alle größeren Geschäfte zu beziehen sind. Sie werden dort einen vorzüglichen Rosen-Purpur finden, doch kann das Blauwerden der Farbe auch Schuld des Brenners sein.

G. M. in B. — Die Verwendung von Maiz ist und in erster Linie für Bereitung süßer Sycehen als Mahena bekannt, bei der es die Stelle des Kraftmehlens oder der Stärke vertritt. Mit Mehl einen Auseren-Geschmack zu erzeugen, dürfte aber wohl selbst dem besten Kochkünstler noch nicht gelingen sein.

E. M. in P. — Eistungen in die man durch Einmahlung von 3-600 R. sofort Eintritt und freie Station erlangt, giebt es in Berlin nicht, und wenn eine solche Summe auch vielleicht die Aufnahme in ein Hospital erleichtert, so werden doch nur Ortsangehörige berücksichtigt, und auch diese müssen meist sehr lange warten.

Abonnement in Breda. — Wir bitten um Ihre Adresse, damit wir Ihre Anfrage direct beantworten können.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Mondbild.

chen Hofes, welche die Kreise der Aristokratie, des Offizier- und Beamtenstandes in Mittelschicht zieht. Aber auch in der feinen bürgerlichen Gesellschaft gehören eigentliche „Ballfeste“ zu den Seltenheiten; herrschende Mode wurde die Einladung zum „Mittagessen.“ Wenn aber die Jugend bisher dieser Form geselliger Bereinigung fern blieb, so scheint es, als habe man jetzt stillschweigend ein Compromiß mit ihr geschlossen. Die weibliche Jugend entsagt nur schweren Herzens der Freude am Tanz, die Herren aber, welche sich überhaupt noch Terpsichorens Anhänger nennen, sind durchaus auch materielleren Genüssen nicht abgeneigt. So entstand schon vor einigen Jahren eine neue Art der Geselligkeit, die sich jetzt allgemeiner Beliebtheit erfreut. Man ladet nicht mehr „zu Thee und Tanz,“ sondern auch die Jugend zum „Mittagessen“ ein, das um sechs Uhr beginnt, und an welches sich in zwangloser Weise ein Tanz anschließt. Der Speisezettel hat hier aber nur wenig mit dem jener großen Dinners gemein, deren lucullische Genüsse erschlaffend wirken; der Gerichte und Weine sollen nicht zu viele sein, die Tafelstunde darf sich nicht übermäßig in die Länge ziehen. Man beschränkt sich meist auf Suppe, Fisch, Gemüse, Braten und Eis, giebt außer dem üblichen weißen und rothen Tischwein höchstens ein Glas Mosel zum Fisch, einen besseren Bordeaux zum Braten, dann einen moussirenden Rheinwein, — den deutschen Champagner, — der mit seinem prickelnden Schaum den französischen Bruder vielfach aus dem Felde schlug. Auch können Mosel und Bordeaux ganz fortbleiben, dann aber reicht man den Schaumwein, den die Jugend liebt, zum Braten. Eine kurze Kaffeestunde vereinigt nach aufgehobener Tafel die Gesellschaft meist in angeregtem Geplauser, und wenn der Tanz etwa um acht Uhr, oder ein wenig später, beginnt, so erreicht er sein Ende zwischen elf bis zwölf Uhr. In den Pausen reicht man belegte Bröddchen, Wein, Gelee und gemischte Kuchen und bietet ein Glas Bowle oder Punsch an; auch darf es an Bier nicht fehlen. Am Ritternacht aber ist das Fest zu Ende, und seine Theilnehmer können am nächsten Morgen frisch und gestärkt wieder erwachen. — Wir geben nunmehr mehrere Recepte für Speisen, welche sich für derartige Gesellschaften besonders eignen.

1355. Fisch-Pudding (für 20 Personen). Einen Deckel von 2 Kilo schabt man Abends zuvor aus Haut und Gräten, stößt das Fleisch



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 11.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 10. März 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Kadaver verboten.

Unter dem Niagara-Falle.

Novellette von Doris Freiin von Spaettgen.

Niagara-Falls, den 18. October.

Heure Carrie!

Der glühendste Wunsch meines Lebens ist wirklich in Erfüllung gegangen. Ich bin unter dem Niagara-Falle gewesen! Nicht allein, daß es mir vergönnt war, das tollstallste Naturschauspiel unserer Erde zu bewundern, in stummer, staunender Erstarrung versunken, die gigantischen Fälle in die Tiefe stürzen zu sehen, während mir dabei ein eisiges Gruseln über jenes Wunder durch die Glieder hefte, — nein, Carrie, Herzensschwester, in die berühmte cave of the winds (Windhöhle) bin ich mit Papa hinabgestiegen!

Von Goat-Island aus ist es möglich, unter die Fälle zu gelangen, oder richtiger gesagt: unter den Raum zwischen der Felsenwand und den über dieselbe hinabstürzenden Fluthen des amerikanischen Falles. Kaum glaublich ist das, und doch ist es nur der kleinste Theil der mächtigen Katarakte, unter welche ein menschliches Wesen sich wagen kann.

Indeß ist es durchaus nicht meine Absicht, Dir, Du Hahnenfuß, der aus purem Mangel an Courage sich an unserer schönen Partie nicht betheiligen wollte, eine eingehende Naturbeschreibung zum Besten zu geben. Wenn es Dich interessiert, so nimm Dir ein Reisehandbuch vor, und Du bist schneller orientirt, als ich es zu thun vermöchte. Nur von einem allerliebsten Abenteuerer muß ich Dir noch berichten. Dente Dir: ein Abenteuerer unter dem Niagara-Falle! So etwas erlebt ein einfacher Sterblicher, ein Mädchen von neunzehn Jahren, und noch dazu eine Deutsche, nicht oft im Leben!

Höre also!

Der Fremden-Andrang an den Fällen war, wohl der vorgegerückten Jahreszeit wegen, nicht mehr sehr groß. Nur fünf Personen, darunter Papa und ich, machten sich auf den Weg nach der Windhöhle; ich als die einzige Dame, was meinen Stolz nicht wenig hob, besonders, da man mir von verschiedenen Seiten das wirklich Gefährliche und Anstrengende unseres Unternehmens klar zu legen sich bemühte. Vor Allem war es ein junger Deutscher, — die Visitenkarte, welche er uns reichte, lautete: „Arnulf Clemens, Privatdocent. Berlin“, — der fast außer sich darüber gerieth, als er erfuhr, daß ich die Herren begleiten, mein blutjunges Leben, wie er feurig sich ausdrückte, diesen elementaren Mächten der Tiefe preisgeben wolle. Er selbst habe den Weg durch die Windhöhle in wissenschaftlichem Interesse schon einmal gemacht, kenne daher die gefährliche Passage ziemlich genau, worauf er dann noch eine schauerliche Schilderung derselben folgen ließ. Doch ich blieb unerschütterlich und lachte. Nichts in der Welt hätte mich auch von meinem Vorhaben abzubringen vermocht. Hatte mein Widerstand den Deutschen verlegt oder gekränkt? — ich weiß es nicht. Wenigstens verlor ich ihn bald darauf aus dem Gesicht, das heißt, sein Gesicht verlor sich unter der riesigen Kapuze des sogenannten „wasserdichten“ Anzuges aus safran-gelbem Wachstuch, womit man uns vom Kopfe bis zu den Füßen bekleidete. Nebenbei vervollständigten monströse Filzpantoffeln, die einem J eden von uns unter die Füße gebunden wurden, die originelle

Toilette. Das Betreten des nassen, schlüpfrigen Gesteins wäre ohne letztere auch eine Unmöglichkeit. Und so traten wir, derartig ausgerüstet, die Reise nach der Unterveit an.

Aber, o Carrie! Deine waghalsige kleine Schwester hatte doch ihren Muth und ihre Kräfte überschätzt.

Gar schnell verschwand das übermüthige Lachen von meinem Gesichte, und fast bereuete ich, Mr. Clemens' wohlmeinender

Warnung kein Gehör geschenkt zu haben. Ein unheimliches Brausen und wahrhaftes Donnergerölle umring uns bald, und der ungeheure Luftdruck, durch die Gewalt und Geschwindigkeit des herabstürzenden Wassers verursacht, übte einen so bellem-menden Einfluß auf unsere Lungen aus, daß man kaum zu athmen vermochte. Ueber unsere Häupter hinweg raste und rauschte die Wasserfluth mit betäubendem Gebrüll in den Abgrund



In Erwartung. Von Emma von Müller. — Siehe Seite 46.

Die, graue Nebeldämmerung und fortwährender feiner Regen erfüllte die Atmosphäre ringsum, während von Zeit zu Zeit brauende Schamwolken weißen Glanz bis zu uns heranzuglitten.

So ging man langsam auf dem nur durch ein höchst primitives Gelande geschützten Wege vorwärts. Drei verummte Gestalten bewegten sich vor mir; ich selbst wankte hinterdrein, und zuletzt schritt noch ein Mensch, es konnte nur Papa sein, der bisher dicht an meiner Seite geblieben war.

Ueberwältigend und kaum mehr erträglich wirkte auf mich das furchtbare Lachen. O spote meiner deshalb nicht! Denn was sind Menschennerven gegenüber jenen entfesselten Naturgewalten. Du wirst es daher natürlich finden, daß wir nicht lange in diesem schauerlich schönen Kaune blieben. Die Großartigkeit der Windhöhle spottet überhaupt jeder Beschreibung.

Dann lehrte ein Jedes auf dem Absatz um und, äußerlich vorsichtig, Schritt um Schritt genau beachtend, tappend man den lebensgefährlichen Weg wieder rückwärts. Da überkam mich plötzlich ein derartiger Schwindel, daß ich die Füße nicht mehr zu heben vermochte und die Augen schließen mußte. Das Gelande umflammerte ich trampfhaft und taumelte unsicher hin und her. Im Moment aber umfielen auch schon zwei starke Arme meine bebende Gestalt vorsorglich. Nur denken konnte ich noch: „welches Glück, daß Papa neben mir ist!“ Dann schmiegte ich mich halb besinnungslos, allein glücklich und beruhigt, an die treue Brust.

Indeß wäre diese vorübergehende Schwäche wohl kaum zwei Minuten. Da schlug ich die Augen auf und drängte wieder vorwärts. Dort, ein ziemliches Stück von uns entfernt, schritten bereits die Uebrigen, die während dem vorgekommen waren. Muthig raffte ich mich daher empor. Und, dem Himmel sei gedankt, endlich wurde es auch heller, das furchterliche Säusen und Brausen verminderte sich. Freier vermochten die Lungen wieder zu atmen, und schon drang Tageschein bis zu uns. Nur ein kurzer Pfad noch aufwärts, und — Gott Lob, wir waren gerettet! Fremdbetrunkene schau ich zurück, um für meine Heldenthat von Papa mich beglückwünschen zu lassen, — da, — o Schreden! — der Deutsche, Mr. Arnulf Clemens, war es, der mir folgte. Die Kapuze hatte er abgeworfen, und übermüthig lachten seine blauen Augen mich an.

Gräßlich, Carrie! Nicht wahr? Von seinen Armen umschlossen, hatte ich an seiner Brust gerührt! Verwünscht waren in diesem Momente alle meine Niagara-Gelüste. Ich hätte mich selber ohrfeigen mögen.

Was aber half es? Mühte ich nicht noch gute Miene zum bösen Spiele machen? Das heißt, ich glaube, daß ich mit wüthendem Gesichte gestammelt habe: ich hätte Papa hinter mir vermutet. Innerlich schäumte ich und nahm mir fest vor, dem zudringlichen Patron meinen Zorn fühlen zu lassen.

Auf dem Rückwege nach dem Hotel wich er noch dazu nicht von meiner Seite, als ob der mir geleistete Dienst ihm etwa gar das Recht einräume, fernerm meinen Beschützer zu spielen. Nebenbei entwickelte er eine echt deutsche Redseligkeit, um mich zu unterhalten.

Vorausgeschiden muß ich übrigens, daß er kein übler Mann ist, — gewiß nicht, Carrie! Elegante Figur; zwar nicht besonders hübsch, aber hervorragend intelligent ist sein Gesicht, die Augen konnte man sogar als schön bezeichnen. Sie sprudeln von Geist und lachen von Herzensgüte. Eine tiefe Narbe, wahrscheinlich eine Reminiscenz aus der Studentenzeit, zieht sich über die linke Wade hin. Allein der Mensch hatte sich meine vollste Ungnade zugezogen, und dafür sollte er büßen.

Eine günstige Gelegenheit fand sich rasch genug, indem er, da wir deutsch sprachen, seine Freude ausdrückte, in mir eine Landsmännin zu begrüßen. Die Männer besitzen alle eine gründliche Portion Neugierde, und so schlich er denn, wie man in unserem alten lieben Deutschland zu sagen pflegt, gleich der Kage um den heißen Brei. Er tippte hier, — er tippte dort an; kurz, er brannte darauf, zu erforschen, wer wir seien.

Aha, dachte ich, das ist die Falle! Endlich erklärte er sich, zu fragen, ob wir stetig oder nur vorübergehend in den Vereinigten Staaten wohnen!

„Stetig. Der Beruf und die so überaus einträgliche Stellung meines Vaters hält ihn in Amerika fest,“ log ich in größter Gemüthsruhe.

„Advocat? Politiker offenbar?“ forschte er weiter. „O nein!“ entgegnete ich mit der ernsthaftesten Miene der Welt. „Papa ist der — Todtengräber von New-York!“

Bin ich nicht ein gräßliches Mädchen, solch haarsträubenden Unsinn zu sprechen, Carrie? Dear old Pa? Ich könnte mich todt lachen über meinen Witz. Und doch, — im Moment, da die Lüge heraus war, that er mir leid. Denn das bisher überaus fröhliche Gesicht meines Begleiters nahm einen so erschreckten, traurigen Ausdruck an, als hätten wir plötzlich inmitten des großen Gräberfeldes von Greenwood-Cemetery in der Zeit, wo die Uhr die Geisterstunde schlägt, — huh!

Armer Arnulf Clemens! Er verbeugte sich höflich, indeß merkwürdig steif gegen mich, und wir legten schweigend den Weg nach dem Hotel zurück. Die Medicin that demnach bereits ihre Wirkung. Auffallende Abkühlung! Die erhöhte Temperatur seines Blutes sank auf den Normalstand zurück!

Während des Lunch sah Mr. Clemens Papa und mir schräg gegenüber und unterhielt sich lebhaft mit unseren Reisebegleitern. Nur ab und zu streifte mich ein scheuer — unsäglich trauriger Seitenblick. Aus den Gesprächen vermochte ich jedoch so viel zu entnehmen, daß Arnulf Clemens Geologe sei und eine sechs- bis achtmonatliche Studienreise nach den Vereinigten Staaten unternommen habe. Darauf sprachen die Herren schrecklich gelehrte Dinge über Schlemann, über die alten Ruinen des Forts Ticonderoga am Champlain-See, über die wunderbare Vodenbeschaffenheit im Yellowstone-Park, und mehr dergleichen. Ich merkte es Papa an, wie gern er an dieser wissenschaftlichen Unterhaltung sich betheiligte hätte. Allein, da ich ihn bereits vor dem Frühstück von meinem Scherze in Kenntniß gesetzt, so that er mir wirklich den Gefallen, mich nicht zu blamiren, und vertiefte sich statt dessen lediglich in die Wissenschaft der „Gastronomie“. Dabei legte er auch einen so indifferenten, fast möchte ich sagen stumpfsinnigen Ausdruck in sein liebes Gesicht, der dem Todtengräber von New-York wahrhaftig alle Ehre machte. Im Uebrigen zürnte er mir durchaus nicht und äußerte, mit dem Finger drohend, bloß, daß ich ein loser Schelm sei! — Eine Stunde später dampften wir zurück nach New-York.

Vollkommen befriedigt war meine wißbegierige Seele von unserem Ausfluge. Auch Papa zeigte sich in bester Laune, schwatzte heiter und machte schon Pläne für die nächste Sommerreise. Und dennoch — mir, Carrie, — nun bitte ich wiederum, mich nicht auszulachen, — mir war das Herz ein wenig schwer! Warum? Ja, das wußte ich selbst nicht. Du

Bernünftige, Vortreffliche, Du, mein besseres Ich, — Du würdest sagen: das ist die Neue über eine böse That! Vielleicht hättest Du Recht. Der tieftraurige, erschreckte Blick aus Mr. Arnulf Clemens' blauen Augen peinigt mich zuweilen fürchterlich. Die Strafe dafür, daß sein schützender Arm eine schwankende Mädchengestalt im Momente der Gefahr gehalten und an sich gedrückt, war wohl doch zu grausam? —

So endete mein Abenteuer unter dem Niagara-Fall. Gehab' Dich wohl, amüsiere Dich gut bei unseren Freunden in Washington und schreibe gelegentlich einmal an Deine kleine Schwester Terrie.

Washington, den 10. November.

Meine liebe Terrie!

Dein frommer Wunsch: amüsiere Dich gut bei unseren Freunden in Washington, hat sich glänzend erfüllt. Die letzten Wochen brachten eine solche Fülle von Abwechslungen und interessanten Bekanntschaften, daß ich Dich um Dein spaßiges Niagara-Abenteuer wahrlich nicht beneide.

Unsere guten Newtons sind Menschen, welche sehr hohe Achtung und große Liebe hier genießen, sodas Jeder, der zum Besuche in ihrem Hause weilt, täglich mehr von dem Werthe dieses vortrefflichen Ehepaars überzeugt wird. Mich verhätscheln sie fast wie ein Baby und sinnen nur immer darauf, mir neue Amusements zu verschaffen. Daher werde ich so bald nicht heimkehren, und Du wirst für unseren guten Papa noch einige Zeit allein Sorge tragen müssen. Ach, Terrie, es ist so wundervoll, sich einmal von einem Mütterchen ein Vischen verwöhnen zu lassen und zu fühlen, daß . . . !

Doch davon später! — Dein allerliebstes Abenteuer unter dem Niagara, welches mich höchlich amüsierte und meine prude, schnell aufbrausende Terrie wieder einmal recht charakterisirt hat, sollte ein Nachspiel finden —; fenne nur! Und das habe ich erlebt! Mich hatte das Schicksal auserkoren, die Sünden meiner herzlosen Schwester zu föhnen!

Trotz der ziemlichen Entfernung zwischen Washington und New-York, höre ich bei diesen Worten Dein Herz klopfen, — sehe auch deutlich, wie unruhig und ängstlich Deine Augen flackern. Allein Du mußt noch einige Minuten Geduld haben, mein theures Schwesterchen, und mich erst in Ruhe über diese komischsten aller irdischen Zufälligkeiten Bericht erstatten lassen.

Es war bei einer reizenden Tea-party bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten. Schon hienaus magst Du ersehen, welaß bevorzugtes Menschenkind ich bin, daß sogar die exklusiven, geheiligten Räume des weißen Hauses sich für mich geöffnet haben.

Also: das glänzende Fest war bereits in vollem Gange, — übrigens wurde auch getanzt, — als aus den dichten Reihen der jüngeren Herren die Gestalt eines Mannes sich löste, welche sofort meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Elegante Figur, — intelligentes Gesicht mit einer tiefen Narbe über der linken Wade, — schöne, geistvolle blaue Augen!

Die schönendenden Wasser des Niagara-Falles, die safran-gelbe Kapuze, meine halbhochnüchtige, kleine Schwester und, — der Todtengräber von New-York, — das Alles tauchte plötzlich zündend vor meinem Geiste auf.

Eine Pause nach dem Tanze war eben eingetreten, und ich lehnte mich, ein wenig ermüdet, an einen der riesigen Gas-standelaber des Saales, das bunte, reizvolle Bild gedankenvoll überblickend. Wahrhaftig! Der bewusste Herr schreitet schnurstrads auf mich zu. Was sollte das wohl bedeuten? — Das Herz pochte mir zwar eben nicht; aber etwas Unruhe, oder vielmehr Unbehagen befiel mich dennoch. Denn daß ich dem Mr. Arnulf Clemens, Privat-Docenten aus Berlin, gegenüber treten sollte, war zweifellos. Ebenso zweifellos aber erblickte er in mir die liebliche Nymphe des Niagara.

Offen gestehe ich Dir ein, daß die frappante Aehnlichkeit mit Dir, welche bisher meinen Stolz und das Glück meines Lebens bedeutete, mir in diesem Momente zum ersten Male peinlich wurde. Hatte der junge Mann den schändlichen Betrug entdeckt? Wohl sicher nicht, folgte er ziemlich richtig. Denn dann würde er in der Empörung seines Herzens Dich gewiß mit Berachtung gestraft und die frühere Begegnung völlig ignoriert haben.

Nein! Eristlich war es ja, daß er jene flüchtige Bekanntschaft mit Dir zu erneuern wünschte, daß das lebhafteste Interesse für meine böshafte kleine Schwester ihm reich über alle etwaigen Bedenken hinweggeholfen. Warum soll die Tochter eines „Todtengräbers“ nicht eine reizende, feingebildete junge Dame sein, für welche ein feuriges Mannesherz sich begeistern kann, zumal, wenn man dieselbe auf dem Ball bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten antrifft? — Amerikanische Verhältnisse sind eben andere, als deutsche. So viel hatte Mr. Clemens sicher schon ausfindig gemacht während des hiesigen Aufenthaltes. Ich hätte sogar darauf schwören wollen, daß er, als er den heroischen Anlauf nahm, zu mir heranzutreten, hinter seiner Augen Stirn combinirte und meinte, ein Todtengräber in Amerika nähme mindestens die hohe Stellung eines deutschen Geheimrathes ein. Und das besiegte entschieden die letzten Scrupel.

Den vollendeten Cavalier verrathend, indeß nicht etwa mit einem tieftraurigen Blicke, verbeugte sich Mr. Arnulf Clemens vor mir und fragte artig: ob die Partie nach der Windhöhle mit all den großen Anstrengungen und Fatigen auch keine üblen Folgen für mich gehabt? Und lächelnd setzte er hinzu:

„Wir waren an jenem Morgen so schnell abgereist, daß ich gar nicht mehr Zeit gefunden, mich bei Ihnen zu verabschieden.“

Was sollte ich thun? Irgend ein witziger, oder wenigstens witzig sein wollender Mensch hat einmal geäußert, daß junge Mädchen im Alter von fünfzehn bis neunzehn Jahren in für sie kritischer Situation, selbst wenn ihnen das Weinen nahe sei, nichts Klügeres thun könnten, als — immer nur lachen!

Gut! Da ich eben erst neunzehn Jahre geworden bin, so lachte ich.

Mein Lachen schien ihn jedoch noch mehr zu ermutigen. Denn mit einem schwärmerischen Aufschlage seiner schönen Augen fragte er weiter: ob der gemeinsame interessante Ausflug nicht doch sehr reizvoll und poetisch gewesen sei? Er selbst wäre seitdem wie von einem wunderbaren Zauberbanne umfangen. Sicherlich müßten Nixen und Geister der Tiefe in der Windhöhle ihr Wesen treiben.

Nun war aber der Moment gekommen, ihn über die Täuschung, in der er schwedete, aufzuklären.

„Sie irren, mein Herr!“ entgegnete ich ebenfalls sehr höflich, doch glaube ich, daß mir dabei der Schalk um die Mundwinkel zuckte. „Meine Augen haben das große Schöpfungswunder, den Niagara-Fall, niemals geschaut. Meine Schwester war es, mit der Sie dort zusammengetroffen sind.“

Fast ungläubig starrte er und schien forschend meine Züge zu mustern, während Aerger und Verlegenheit deutlich über sein Gesicht huckten.

„O, verzeihen Sie! Diese fabelhafte Aehnlichkeit, mein Fräulein! Ich konnte unmöglich ahnen . . .!“ stieß er lebhaft hervor.

„Wir sind auch Zwillings-Schwestern!“ kam ich ihm mit-leidig zu Hülfe.

Darauf wollte er sich mir noch einmal in aller Form vorstellen; doch war ich so unbedacht, zu verrathen, daß Du mir von ihm bereits geschrieben, und er daher mir kein völlig Fremder sei. Wertwürdig strahlte bei dieser Nachricht seine blauen Augen auf. Ich glaube, Terrie, die Nixen der Tiefe haben es ihm gewaltig angethan.

Die Musik rief jetzt zur Quadrille, zu der mich Mr. Clemens pflichtschuldigst aufforderte. Da indeß genügend Paare vorhanden waren, und wir Beide eben keine große Lust zum Tanzen verspürten, so behielten wir unseren Platz inne und plauderten weiter.

Seine Beschreibung seines Aeußeren paßt übrigens vollkommen; ich habe ihn auch sofort erkannt. Allein, wenn Du Dich gleich mir eine Viertelstunde mit ihm unterhalten hättest, würdest Du jene häßlichen Worte: „zudringlicher Patron“ ihm im Stillen abbiten. Ich finde Arnulf Clemens nicht nur liebenswürdig und charmant, sondern ich bin sogar überzeugt, daß er ein ganz vortrefflicher Mensch ist. Doch brauchst Du, wenn dieser Mann sich nicht von vornherein Deine vollste Ungnade zugezogen, Dir somit also höchst gleichgiltig ist, nicht im Geringssten auf mich eifersüchtig zu sein, aus Gründen, die ich Dir am Schlusse meines Briefes mittheilen werde.

Nährend sprach er von seinem lieben, alten Mütterchen in der Heimath und von zwei jungen, unmündigen Brüdern, für die er arbeitet, und welchen eine Stütze zu sein, bisher seine Lebensaufgabe gewesen. Nach der Rückkehr von dieser Reise, hoffe er eine Professur an einer hervorragenden Universität zu erlangen. Jedes Wort, das er sprach, ja sein ganzes Sein und Denken erschien so treuherzig, edel und wahr, daß es mich wirklich fast schmerzte, wie Du an diesem Manne freudhaft Dein Mütterchen hast fühlen können. O schäme Dich, böse Terrie!

Gleich alten Bekannten plauderten wir zusammen, sodas er ganz vergessen zu haben schien, eine fremde junge Dame vor sich zu haben, und gewiß kaum mehr daran dachte, daß wir des „Todtengräbers“ Tochter seien. Um ein Haar wäre ich auch selbst bald aus der Rolle gefallen, indem ich unvorsichtiger Weise äußerte: Du seiest seit drei Wochen mit Papa wieder in New-York, da die Herbstferien zu Ende gegangen, und Ersterer betreffs des Winter-Semesters sehr in Anspruch genommen würde.

Der starre, fragende Blick des jungen Mannes brachte mich indeß schnell zur Besinnung. Seine Stirne zog sich in Falten, und schweigend schaute er zu Boden. Offenbar mußte er darüber nachsinnen, wie komisch es klinge, daß auch Todtengräber Ferienreisen unternähmen, oder ob die Sterblichkeit in Amerika wohl in Semester eingetheilt wäre.

Herzlich gern hätte ich ihm jetzt gesagt, daß Du einen Scherz mit ihm getrieben, so leid that er mir in diesem Momente. Aber ich durfte Dich ja nicht gar zu sehr compromittiren und wartete mithin eine günstige Gelegenheit ab, ihm die Wahrheit zu gestehen.

„Nach den Mittheilungen Ihrer Fräulein Schwester ist der Beruf Ihres Herrn Vaters ein ernster und schwerer?“ warf er schüchtern und etwas unsicher ein.

„Ernst wohl, aber nicht schwer, da Papa sich ihm mit Leib und Seele hingiebt, und die Passion alle Mühseligkeiten desselben überwindet,“ entgegnete ich mit schlecht unterdrücktem Lächeln.

Wieder sah er mich von oben bis unten fragend an. „Passion zum Todtengräber!“ mochte er wohl denken.

„Sie, Mr. Clemens, müssen das doch am Besten begreifen und verstehen.“ — sprach ich inzwischen lebhaft weiter, — „daß ein Mann im Feneresse des Studiums und Forschens, wie es Papa zuweilen thut, die lichte, sonnige Gegenwart, — die Welt mit ihren Freuden und Genüssen völlig vergessen kann, um des — Verblühenen, — ja um des Staubes der Vergangenheit willen!“

Das kluge Auge richtete sich einige Secunden prüfend und beinahe streng auf mein lachendes Gesicht. Ohne Zweifel konnte er die innere Verbindung meines Ideenganges nicht finden.

„Ja?“ fragte er daher halb unwillig.

„Nun ja! Sagten Sie mir nicht schon, daß Sie Geologe ein? So ein klein wenig geistige Verwandtschaft besteht dann wohl zwischen Ihnen und Papa,“ war meine heitere Antwort, indem ich fortwährend sein immer finsterner werdendes Gesicht beobachtete.

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob Sie Scherz mit mir treiben, oder ob ich selbst in einem argen Irrthume befangen bin?“ sagte er in einem steifen, völlig veränderten Tone. „Denn Alles, was Sie in den letzten fünf Minuten gesprochen haben, erscheint mir dermaßen unverständlich und räthselhaft, daß ich wirklich bitten muß, sich ein wenig deutlicher zu erklären!“

„Aber, mein Gott, wie so denn? Was ist Ihnen nicht klar? Ich scherze wahrhaftig nicht!“ rief ich in ungeduldiger Hast und Erregung.

„Richt!“ fragte er immer noch ungläubig. „Dann verzeihen Sie meine Indiscretion und sagen Sie mir, welche Stellung Ihr Herr Vater eigentlich bekleidet?“

Jetzt dachte mein Herz wirklich. Allein in möglichster Unbefangenheit erwiderte ich:

„Papa ist Professor der todtten Sprachen an der Universität von New-York.“

„Ah!“ Mr. Clemens war einige Schritte zurück getreten und starrte, wie ein Mensch, der aus festem, gesunden Schlafe jäh aufgerüttelt wird, mich an.

„Gewiß, mein Herr!“ bestätigte ich mit stolzem Selbstgefühl. „Und einen Ruf besitzt Papa, der weit über die Grenzen von United-States hinausgeht!“

„Ja —, aber mein Himmel! Dann muß ich Ihr Fräulein Schwester ganz und gar mißverstanden haben,“ flüchelte Mr. Clemens in höchster Verwirrung.

Ein wunderbar glücklicher Ausdruck breitete sich mit einem Male über seine treuherzigen Züge, als er fortfuhr:

„Sie sagte mir doch, daß . . .“

„Wohl möglich,“ unterbrach ich ihn herzlich lachend. „Doch wie kann man auch in nächster Nähe des Niagara-Falles, der, wie Terrie mir schrieb, solch ein Höllengetöse verursacht, daß der abgefeuerte Schuß einer Kanone ungehört verhallen würde, — wie kann man also dort Jemanden recht verstehen?“

Zu seligen Träumen und Erinnerungen versunken, nickte er nur mit dem Kopfe.

Terrie, Deine Ehre war gerettet! — Das also ist meine Begegnung mit Mr. Arnulf Clemens im Weißen Hause. Uebrigens sagte er mir, ehe wir uns trennten, daß er in den allernächsten Tagen nach New-York zu reisen und Euch aufzusuchen gedächte. Hüte Dich daher, keine Schwester! Die Rixen der Windhöhle sind arge Neckteufelchen, die sich an allzu wißbegierigen Menschenkindern gar zu gerne rächen.

Wie Du, Mr. Clemens gegenüber, Dich dann aus der Schlinge ziehen wirst: ob Du es bei dem „Mißverständnis“ bewenden lassen, oder ob Du lieber beachten willst, das werden die eigenen Gefühle Dir wahrscheinlich am besten sagen, meine Terrie!

Wieht es doch in der ganzen Welt nichts Unberechenbareres, Widerspruchsvolles, als ein Mädchenherz. Man konnte wirklich Bücher darüber schreiben. Weißt Du noch, wie ich selbst immer über die Liebe gepöbelt und stets so übermüthig, — prahlerisch gedöhnt habe, daß dieser süße Dämon niemals Gewalt über mich bekommen würde? Wer solchen Ausdruck thut, ist — eine Narrin; denn . . . !

Doch ich muß schließen; Mütterchen ruft nach mir, weil Gilbert Newton, der einzige Sohn des Hauses, ein junger Schiffs-Kapitän, der ein auffallend schöner Mann ist, soeben ankam, und ich ihn unterhalten soll. Wahrhaftig, Terrie, er ist der interessanteste Mensch, welcher mir jemals begegnete, — voller Geist und Feuer! Es leben die Amerikaner!

Schreibe bald von Mr. Arnulf Clemens' Besuch und sei unarmt von

Deiner glücklichen Schwester Carrie.

Nachschrift.

Vielleicht lehre ich doch noch früher heim, als ich anfänglich gedacht, da Newtons beabsichtigten, selbst mich nach New-York zurück zu bringen. Das wird ja ein herrliches Wiedersehen werden! Gut wäre es aber jedenfalls, wenn Du Papa langsam auf diesen unerbittlichen Besuch vorbereiten wollest. —

New-York, den 20. November.

Du böse, liebe Carrie!

Was hast Du da angerichtet? Zur Strafe für Deine Schwachhaftigkeit sollst Du jedoch die Antwort auf Deinen Brief heute nur in Form einer Depesche erhalten, welche wohl genügen dürfte, Dich über die Begebenheiten der letzten Tage aufzuklären. — Also:

„Berrathenes Incognito! Mr. Clemens' Herrreise nach New-York. Schüchtern Empfang und fieberhaftes Wesen aller Mitglieder meinerseits. Wiederholte Besuche seinerseits. Niagara-Rixen begannen ihr Spiel. Unumwundene Beichte aller losen Streiche. Seliges Finden, — Verlobung! Es leben die Deutschen!

Deine Terrie.“

Nachschrift. Arnulf schaut mir über die Schulter und findet diese latonische Kürze meines Briefes fast beleidigend. Er läßt Dir daher sagen, daß er dem Feste im Weißen Hause und der wüthigen Unterhaltung mit einer gewissen liebreizenden Blondine, die ein gültiges Geschick ihm als Schwägerin anerkoren, zwar viel, — sehr viel verdanke; aber jene unvergessene Stunde unter dem Niagara-Falle hätte es ihm nun einmal angethan, und würde er sich das Mädchen, welches damals so kindlich Hüße juckend sich an seine Brust geklammert, zur Lebensgefährtin zu erringen getrachtet haben, auch wenn es — des Todtengräbers Tochterlein geblieben! —

Nachdruck verboten.

Erziehen und Verziehen.

Eine Strafpredigt für Eltern von P. G. Deims.

W on der Kinderstube aus wird die Welt regiert, hat Einer gesagt, der es verstand. Und noch ein Anderer: Die beste Stube soll die der Kinder sein. Oder ist's doch vielleicht nicht immer so? Wird in ihr am Ende häufig noch mehr gekündigt, als in allen anderen Stuben? Dadurch, daß sie zur Kumpellammer gemacht wird, in welcher all das aufbewahrt wird, was in die übrigen Zimmer nicht hineinpaßt? Und daß dieses eigenste Reich einer guten Mutter zur Domäne einer thörichten, unreifen Kindermagd oder eines leichtsinnigen Dienstmädchens gemacht wird, welches als Nebenamt die Oberaufsicht über die Kinderstube übernehmen mußte, um die Kinder mit dem „schwarzen Manne“ zu schrecken?

Wie viele Häuser trifft man nicht auf seiner Wanderschaft, in denen Einem die ewige Klage entgegenhallt: „Mit meinen Kindern ist das nichts! Ich begreife nicht, woran es liegen kann! Ich habe mir Mühe genug gegeben!“ Das erinnert an die andere oft gehörte, freilich geringfügigere Klage: „Ich habe keine Hand für Blumen, bei mir gedeihen sie nicht!“ An der „Hand“ liegt es nicht; es liegt an der Erde oder am Mangel an Luft und Licht, oder an unausführlicher Pflege. — So liegt's auch bei verfehlter Kinder-Erziehung meistens am Boden: an der Kinderstube. Was da verkrüppelt, das wird so leicht nicht wieder gesund.

„Ein Kind muß mit dem dritten Jahre erzogen sein!“ Das ist, mit Einschränkung natürlich, einer der unbestreitbarsten Sätze der Erziehung. Das heißt: es muß um die Zeit, wo es anfängt, Gutes und Böses zu unterscheiden, schon wissen, daß es zu gehorchen hat, oder es lernt es nie. Die Hauptarbeit muß also in gewissem Sinne an ihm gethan sein.

Und hier gerade wird am meisten und schwersten gekündigt: „Das Kind versteht das noch nicht!“ ist die traurige Antwort, die man so oft hört. Aber es ist auch gar nicht nötig, daß es Alles begreift, was mit ihm geschieht. Gehorsam und Arzigkeit soll für das Kind kein Ergebniß denkender Ueberlegung, sondern Gewöhnung sein; und dieses Gewöhnen muß früh einsetzen. Das Kind muß von Anfang an wissen, daß es eine Macht über ihm giebt, die ihm schlechthin überlegen ist, und daß jedes Sichauslehnen gegen diese Macht, jedes Außerachtlassen derselben mit unbehaglichen Folgen verbunden ist. Diese Macht aber soll bei keiner Fremden sein, bei keinem Miethling; diese Macht muß vor allen Anderen die Mutter unverbrüchlich in ihrer Hand behalten, und mit ihr zugleich der Vater, welcher nicht nur, wie leider so häufig geschieht, als letzte Instanz in schwereren Fällen dienen darf, sondern mit seiner ganzen Kraft und Liebe zu allen Zeiten mit an dem Kinde arbeiten muß,

wenn etwas Verändertes bei der Erziehung herauskommen soll. Und mag er noch so beschäftigt sein: freundlich und eingehend um sein Kind sich kümmern, kann bis zu einem gewissen Maße Jeder, — wenn er nur will.

Wenn die Mutter allein die Erziehung leiten muß, während der Vater stolz sich seiner Pflichterfüllung getröstet, wenn er einmal dazwischen gefahren ist, — das ist schon schlimm genug; schlimmer aber kann die Sache noch werden, wenn Beide gleichzeitig erziehen, doch so, daß der Eine sich vor, die Andere hinter den Wagen spannt, der Eine einreißt, was die Andere erbaunt. Di: Mutter hat's erlaubt, — der Vater verbietet's; der Vater straft, — die Mutter tröstet; der Vater hebt ernst die Hand, — die Mutter fällt ihm zeternd in den Arm; der Mutter graut es vor dem Thun des Kindes, — der Vater lacht und sagt: „ich war auch nicht anders, als ich klein war!“ — Ja, da gehört viel Gottesgnad: dazu, wenn aus solchem Kinde etwas Rechtes werden soll. Wenn irgendwo, so ist bei der Kinder-Erziehung schon Gleichmäßigkeit und harmonisches Zusammenarbeiten am Plage. Es ist ja für einen Vater ein geradezu schreckliches Los, — für einen, der wirklich redlich das Gute seines Hauses will, — wenn er immer und immer wieder gezwungen wird, durch Strenge das Gut zu machen, was die übertriebene Milde der Mutter, oder richtiger gesagt ihre Schwäche, verdorben hat, und wenn er so allmählig in den Ruf und die Rolle des Büttels hineinwächst und die Kinder sich entfremdet. Aber ein ebenso schreckliches Los ist es für eine Frau, wenn sie immer und immer wieder Bunden verbinden muß, die des Vaters rauhe, zornmüthige Art geschlagen. Traurig ist's, wenn der Mutter letzte und einzige Anstöße das Wort ist: „Ich sag' es dem Vater!“; traurig aber auch, wenn sie sich leutzend im Stillen gesteht: „ich darf es ihm ja nicht sagen, dann giebt's ein Unglück, und er schlägt mir mein Kind zu Schanden!“ Wer hat nicht schon in tiefem Herzensjammer sich abgewendet, wenn aus der Etage unter ihm plötzlich es heraufklang in lebendiger, zorniger Angst: „Vater, lieber Vater, schlage mich nicht, ich will's nicht wieder thun!“ aber trotzdem fiel Hieb auf Hieb, und aus dem Rufen wurde Schreien, aus dem Schreien Brüllen, aus dem Brüllen Winkeln, — schrecklicher Klang! — Ich kannte auch eine junge Frau, die erzählte halb belustigt, wie sie neulich ihr Söhnchen von einer ersten Unart „gellapst“ und wie dasselbe nach Beendigung der Prozedur vergnüglich gerufen: „Mama, mehr spielen!“ Es wurde sehr darüber gelacht; mir ist es ein abschreckendes Beispiel trauriger Erziehungskunst geblieben. Strafe soll auch wirklich Strafe sein, und in vielen Fällen ist ein Jagdhieb, der durch geht, besser als zehn lange, pedantische, moralische Reden. Doch dann soll er auch „sigen“. Nur nicht das, was erziehlisch wirken soll, zum Bopanz machen, über den gelacht wird! Die Würde der Strafe soll immer und immer gewahrt bleiben. Und auch die rechte Erkenntniß der Liebe kann nur da aufwachen, wo es mehr oder weniger klar zum Bewußtsein gekommen ist, daß diese Liebe auch furchtbar ernst sein kann. Noch eine andere gräßliche Art des Strafens giebt es: gräßlich, obwohl vielfach von Autoritäten empfohlen: das ruhige, kalt überlegende Verfahren, in dem der Mißthat die Sübne nicht etwa auf dem Fuße folgt, sondern langsam und unbarmherzig ihr nachschleicht; und wenn so und so viel Stunden, so und so viel Tage vergangen sind, bis etwa zum Wochen-Schlusse, dann erst, wenn der helle Jörn verrauht, wird der Stoch aus dem Winkel geholt, dann werden langsam die Vorbereitungen getroffen, dann fallen langsam und bedächtig die wohlgezählten Hiebe. O, wie abscheulich, grausam und seelenderbend, liebeblödtend! Lieber früh zugeschlagen, — und nachher Friede im Reiche! Es darf unter normalen Umständen überhaupt keine andere Strafe geben, als die Macht des Wortes einer kräftigen, ganzen Persönlichkeit, und dann und wann eine vernünftige Bückigung; alles Andere: Hungern, Einperren, Kürzung der Weihnachtsfreude, Strafarbeit, Strafsüben ist schrecklich, „Respect“, gründliches, soll ein Kind haben, aber keine „Furcht“. Weh dem Hause, in dem beim Nahen des Vaters, sobald sein Schritt auf der Treppe vernommen wird, alles Lachen verstummt, alles Rufen verhallt, die Kinder scheu sich bergen in den Winkeln oder starre und stumm über den Tisch gebeugt sitzen! Kinder sollen im herzlichsten Vertrauen beten lernen: „Unser Vater, der Du bist im Himmel“, aber eben so innig und herzlich, mit ebenso festem, unerschütterlichem Vertrauen, und immer mehr von Jahr zu Jahr, sollen sie auch dem Vater auf Erden Herz und Hand geben: „es hat uns ja doch Keiner so lieb, wie Du!“ — ob sie auch Beide einmal nach der Ruthe greifen, der droben und der unten. Und zu solchem Vertrauens-Verhältniß kann und muß die Mutter helfen. Es wird ja in der besten, friedlichsten Ehe Stunden, vielleicht auch Tage geben, in denen die Frau mit dem Manne durchaus nicht zufrieden ist, — aber nur nichts merken lassen! Nur daß die Kinder nicht so oder so zu Schiedsrichtern aufgerufen werden, oder daß gar vor ihren Augen der Streit sich abspielt, laut oder leise! Im Worte und Thun des Vaters muß die Mutter als die Heilige des Hauses, im Worte und Thun der Mutter der Vater als die Verkörperung alles Starken, Guten, Ehrlichen, Freundlichen dastehen: die Mängel Beider lernen die heranwachsenden Kinder noch früh genug kennen.

Was ein Kind von Vater und Mutter sieht und hört, das ist doch die rechte, eigentliche Erziehung. Alles Andere ist nur Beihülfe. Und weil dieses Geschaute und Vernommene oft so verkehrt ist, darum fällt oft die Kinder-Erziehung trotz aller Aufwendung von Güte und Strenge so jämmerlich aus, auch in tadellosern Familien, wo nichts Böses äußerlich zu Tage tritt, und wo Alles sich um die Kinder dreht. Aber vielleicht eben deshalb. Es geschieht des Guten zuviel. Sie werden im Grunde nicht als Kinder, sondern als Erwachsene behandelt. „Ich habe meine Kinder immer um mich“, rühmt eine Mutter sich; und sie schickt sie auch nicht fort, wenn fremder Besuch kommt, und sie hören Alles, was da besprochen wird. Die Kinder reden wohl auch einmal mit und geben gar ihr Urtheil ab; es wird über die Schule, über die Lehrer, über bekannte Familien geredet; die Kinder werden gefragt und freuen sich, berichten zu können, — und werden mit der Zeit (lange braucht's nicht dazu!) unaussprechlich naseweise, altkluge Geschöpfe, denen jede Spur von Kindlichkeit verloren geht, und die statt dessen als flatzsch und gefallbüchtige Puppen das große Heer der geistig verkrüppelten oder der geistig gewöhnlichen Menschen vermehren.

O, dies unselige „Beachten“ der Kinder! Da spielt der kleine Junge ganz vergnügt und harmlos im Sande mit seiner Schiebkarre oder mit seinen Schneckenhäusern. Die Mutter steht glücklich zu: das Kind merkt nichts. Aber nun kommt der Vater dazu: „Du, sieh mal, wie reizend!“ Und Beide zusammen, statt unbeachtet den Kleinen im Auge zu behalten,

müssen laut ihre Bemerkungen über ihn austauschen; sie rufen ihn auf aus der Vertiefung des Spieles — und mit dem harmlos inagen Spiele ist's vorbei. Er weiß nun, er wird beobachtet, nun will er sich auch fernerer Beachtung werth machen, und wird dabei gewöhnlich — ungezogen! — Oder schlimmer: das Kind hat eine drollige oder kluge Bemerkung gemacht. In seiner Gegenwart wird sie mit Lachen wiederholt und mit dem Ausdruck eines Stolzes, welcher der Eitelkeit des gemüthhaften kleinen Genies schon außerordentlich wohl thut, und unter abernenn Lachen wiederholt es nun feinerseits die hervorgehobene Aeußerung bis zum Ueberdruße. Was bis dahin naiv und reizend war, wird nun bewußt geziert und unausstehlich; die Eltern haben sich selbst ihrer Freude beraubt. Das passiert in den besten Häusern, in den anständigsten, feinsten Familien; was wird aber erst in Gegenwart der Kinder verhandelt in Häusern geringeren Grades! „Die Kinder verstehen das nicht!“ heißt es da. Aber sie lernen es einmal verstehen, und dann fällt ihnen diese und jene Aeußerung plöglich wieder ein, die sie im Elternhause über Tische gehört, — und in purpurnem Lichte liegt es in solchen Augenblicken nicht vor ihnen da.

Es ist ein köstlich Ding und ein unvergleichlich großer Schatz für's ganze Leben, wenn ein groß gewordenes Kind im Rückblicke auf sein Vaterhaus bekennen kann mit Dank zu Gott, daß er ihm die Jugend bis über alle Gipfel in Morgenroth getaucht. In solchem Hause wird's aber auch nie vorgekommen sein, daß das Töchterchen von der Mama mit der Botschaft an die Thür geschickt wurde: „Meine Mutter ist nicht zu Hause!“ oder daß es gehört hat, wie das Mädchen oder der Diener so angewiesen wurden; aber es wird mit ehrlichem Blide bestelt haben, wenn der Besuch eben nicht paßte: „Mama und Papa sind beim Essen!“ — oder: „Meine Mutter ist heute nicht zu sprechen!“ Und, — nebenbei gesagt, — wer so thöricht ist, das übel zu nehmen, — der mag eben ruhig wegbleiben, in dessen Umgang wird kein Genuß zu suchen sein. Vor Allem eins, mein Kind: sei treu und wahr!“ wird dem Kinde mit vielem Pathos beigebracht; und wenn es um sich schaut, steht es Lüge, Falschheit und Verstellung! — Wie soll es das in seiner jungen Seele zusammenreimen? —

Es giebt sogenannte „schwer zu behandelnde“ Kinder. „Der Junge ist so schrecklich lebhaft!“ sagt die Mutter. Das heißt auf Deutsch eigentlich: „er ist ein schrecklicher Mangel!“ Das ist die Falschmünzerei in der Erziehung. Fehler werden zu Tugenden ungeprägt, und schließlich glauben nicht bloß Vater und Mutter, sondern das Kind selbst daran. „Es hat eine sehr lebhaft Phantasie!“ das heißt: „das Kind lügt!“ Die neuen Spielachen von Weihnachten sind schon alle entzwei!“ schreibt die Mutter an die Großmama; „Freiß ist von einem merkwürdigen Fortschrittsvertriebe befeelt.“ Glauben Sie wirklich Thür und Angel, um die Anatomie beider zu studiren, oder um sich zu vergewissern, ob Holzmehl oder Pferdehaare oder Berg die Stelle der Eingeweide vertritt; er thut es aus einfachem, kindlichem Fortschrittsvertriebe, und um zu probiren, wer der Stärkere ist, er oder das hölzerner Pferd. Und was nun? Wird der zerstückelte Pudel nun eilig in den Ofen geworfen und ein neuer gekauft? Ja, wenn das Kind verjogen wird; wird es aber erzogen, dann läßt die Mutter es ruhig mit dem Torso laufen, so lange bis sich eine Art persönlicher Anhänglichkeit zu ihm ausgebildet, bis das Kind sein Spielzeug lieb gewonnen hat, bis es ihm vertraut geworden ist, gerade so, wie es ist.

Wir sind, was Spiel und Unterhaltung und spielendes Lernen angeht, viel zu üppig geworden in unserer Zeit. Ich denke nur an die Bilderbücher. Da liegen sie jetzt prächtig gebunden, mit ausgezeichnetem Papier, mit künstlerisch vollendeten Zeichnungen, mit herrlichen Farbendruckbildern, mit Beiträgen der ersten Schriftsteller auf dem Weihnachtsfeste; der Vater scheut sich, die Prachtwerke den Kindern in die Finger zu geben: „wascht euch erst die Hände!“ Die Kinder wenden die Blätter mit einer Art Besorgniß um und — lassen sie schließlich liegen! „Der Struwwelpeter“, und „Der arme Reinhold“ waren ganz simple Bilderbücher, — aber die Kinder waren auf Du und Du mit ihnen: das waren gute Spielkameraden, bei denen es auf ganz reine Hände so wenig ankam, wie bei ihnen selbst, und die erzogen die Kinder in ihrer Art: sie zeichneten, wie die Kinder zeichneten und tustchten mit denselben Farben, wie sie selbst tustchten, die sprachen ähnlich, wie die Kinder sprachen; darum lernten die Kinder sie auswendig, — aber jetzt: „Mein Bilderbuch ist viel schöner!“ — o, unseliger Klang!

Es wird, Gott Lob, wieder Sitte, die Häuser und die Stuben mit Zinchrüsten zu zieren. Was könnte wohl passender über einer Kinder-Stubenthür stehen? Vielleicht das Lateinische: „Maxima debetur puero reverentia“ (d. h. dem Kinde gebührt die größte Ehrfurcht)? Oder, wenn ein jagend Herz sich fragt: „Woher nehme ich die Weisheit, meine Kinder zu erziehen?“ vielleicht besser das deutsche: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang?“

Das ist ein Bibelwort. Und die Kinderstube soll nicht bloß die „beste Stube“, sie soll der Haus-Tempel sein, wenn recht in Liebe und Strenge erzogen wird; aber sie wird zur Mördergrube, wenn das, was nach oben wachsen soll, nach unten verbogen, verzogen wird in Schwäche, Uneinigkeit und Unreinigkeit der Geister. Regeln dafür giebt's nicht, und aus Lehrbüchern lernt man's auch nicht: die Kraft der Liebe und der Segen Gottes, die sollen es lehren und sollen es auch thun!

Der Schatz von Hiddensee.

Eine Rügener Geschichte von Wanda Bartels.

Mit Illustrationen von Hans Bartels.

(Fortsetzung.)

Es ist wirklich Tag geworden nach dieser Nacht? Siegte die Sonne über die grolende, zuckende Wolkenmasse? —

Die Marte steht im Garten und richtet die bläulichen dicken Bohnen mit den schwarzweißen Blüten auf, die der Regen niedergeschlagen. Ihr Gang ist schleppend und müde, als sei sie gealtert, und fast mechanisch thut sie ihre Arbeit. Sie thut es, um nicht mühsam zu sigen, um überhaupt irgend etwas zu thun, was ihre Gedanken beschäftigt. Als ob es etwas gäbe,



Seidenbegängnis des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich: Aufkunft des Seidenjuges vor der Kapuziner-Kirche am Neuen Markte zu Wien. Von W. Gause. — Erste Seite 46.

das sie vergessen ließe, daß ihr Traum, ihre Hoffnung, ihre Sehnsucht zu Ende ist! — Sie weiß es jetzt: Malte hat auf der Heimreise Schiffbruch gelitten und nichts gerettet, als sein Leben und die Kleider, die er trug. Also dafür hat er seinen Lohn gesammelt, hat sie einjam gearbeitet drei lange Jahre! Sie wirft einen bitteren Blick nach dem Hause. Da steht der Malte in der Thür und schaut nach ihr hin. Er ist so sonderbar, denkt sie, er läßt sie nicht aus den Augen; wo sie arbeitet, steht er dabei, und sieht sie ihn an, wendet er sich hastig ab, mit einem scheuen Blick, den sie früher nie an ihm bemerkt hat. Auch jetzt geht er rasch in's Haus.

Es ist noch früh am Morgen. Die Insel liegt still und unbelebt, fast wie im halben Schlafe. An jedem Halme, an jedem Blatte funkeln die nächtlichen Regentropfen im ersten Sonnenlichte; frisch und lieblich nicken die Blüten den Käfern zu, die schlummertrunken hier und dort emporkaumeln. Die dunkelblauen, glänzenden Schwalben schießen mit jubelndem Schrei hin und her durch die Luft, und unter dem dicken Strohdache schwärzen die Spazier. Alles wie sonst wohl auch an einem sonnigen Sommermorgen, — oder ist es anders? Klang der Schwalben Ruf immer so hell und scharf, war das Gespräch der Spazier jemals so unerträglich, so ohrenzerreißend?

Es ist nicht zum aushalten, denkt die Marte und geht langsam aus dem Garten hinauf auf die hohe Düne. Der Morgenwind bläst ihr lustig in's Gesicht und spielt mit ihrem Haare, so kühl, daß sie leise fröstelt trotz der hellen Sonnenstrahlen. Sie wirft einen Blick hinunter auf das Dorf, das so ruhig, so sonnig daliegt, dann setzt sie sich in den weißen Sand, in des Schlehdorns Schatten und starrt hinaus in die glühende See. Es ist ihr Lieblingsplatz. Hier spannt sie die ersten Traum-bilder von einem glänzenden, herrlichen Leben, so schön, so schön, wie sie es nicht ausdenken kann, da sie es ja nicht erlebt hat, — und jetzt? Vorbei!

Durch den Sand knirschten Tritte. Sie weiß, wer es ist, aber sie wendet sich nicht um, bis der Mann dicht hinter ihr steht und leise ihren Namen nennt. Da blickt sie ihn mit ihren stahlgrauen Augen an und erschrickt über sein jahles Antlitz; aber sie sagt nichts und wendet das Gesicht nach der See.

Er setzt sich schwerfällig neben sie in den Sand. „Marte,“ fängt er hastig an, als wollte er sich selber zuvorkommen und jede Ueberlegung zurückdrängen, „ich sagte Dir, ich hätte Alles verloren, bis auf die Kleider an meinem Leibe, und sei arm zurückgekommen. Es ist nicht wahr, Marte,“ — er packt ihren Arm und spricht immer rascher, wie im Fieber, — „Du willst reich sein, und Du sollst es sein. Da ist es, da, was Dich reich macht, reicher als der Lohn, den ich ersparte! Nimm es, nimm es, aber lache wieder, —“ er zieht einen dicken goldenen Halsreihen aus der Tasche und wirft ihn ihr in den Schoß, und köstliche Ornamente aus schwerem, glänzendem Golde, die er mit zitternder Hand verstreut. Aber sie lacht nicht; mit einem Schrei richtet sie sich halb auf, daß das Gold in den Sand fällt, und mit weit zurückgebogenem Leibe starrt sie entsetzt auf den Reichtum, der vor ihr liegt.

„Warum fürchtest Du Dich?“ fragt Marte, und seine Zähne schlagen zusammen in dem kalten Winde, der ihn frösteln macht. „Du darfst Dich nicht davor fürchten, denn ich, — erwarte es für Dich, da Du reich sein wolltest um jeden Preis!“

„Malte, Du hast es gestohlen,“ sagt sie schauernd, „oder gar —“

„Ja“, lacht er bitter, „und Du wendest Dich von mir ab! Recht so! Wer hat mir bei Tag und bei Nacht von Gold und von Geld vorgesungen? Das warst Du! Du sagtest, Du könntest nicht leben ohne das Geld; da hast Du es nun!“

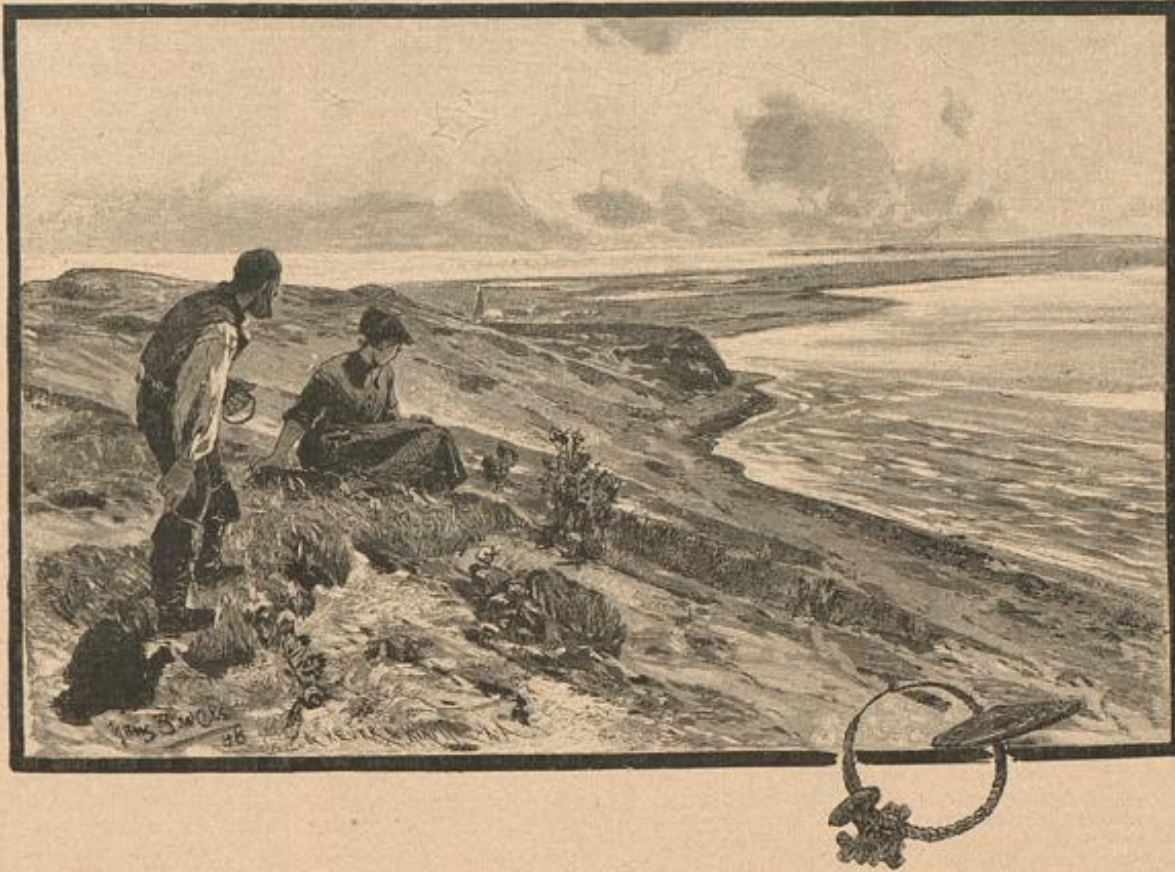
Sie antwortet keinen Laut, sie ist schwer in sich zu-

sammengesunken und verharret regungslos, das Gesicht in die kalten Hände gepreßt. Nichts regt sich, als der Wind, der kühl und leise an ihnen vorüberstreicht, aber sie merken es nicht.

„Warum redest Du nicht zu mir?“ fragt er und schüttelt ihren Arm, „bin ich Dir zu schlecht dazu?“

„Gieb dem das Gold zurück, dem es gehört, Malte,“ sagt sie dumpf, „ich will es nicht, ich fürchte mich davor.“

„Der, dem es gehörte, ist todt, — laß mich erzählen,“ setzt er hastig hinzu, da sie zusammenzuckt. — „Du mußt mich hören. Er kam unterwegs als Matrose zu uns an Bord, von Indien,“ sagte er. Er sah



nicht gut aus, aber der Kapitän mußte ihn nehmen, weil er ihn brauchte; es war im Süden. Nicht lange danach bekam er das Fieber, und die anderen Matrosen mieden ihn aus Furcht vor Ansteckung; da dauerte er mich und ich pflegte ihn. Er sprach in seinen Phantasien immer von dem Schatze, von dem Golde, das da vor Dir im Sande liegt, Marte; er betastete es mit den fieberheißen Händen, und aus seinen stammelnden Worten entnahm ich, wo er es her hatte. Er hatte es aus einem ihrer Göpenteipel gestohlen, Marte, und Niemand wußte jetzt um das Gold und die böse That, als er und ich. Täglich glitt das schimmernde Geschmeide durch meine Hände, wenn ich es ihm brachte, und zuletzt liebte ich es, wie er selbst es liebte . . .

„Weiter,“ sagt sie, da er schweigt.

„Weiter? — Ja,“ er schluckt, als säße etwas in seinem Halse, das ihn zu ersticken droht. „Eines Nachts sagte er mir, er wollte hinauf an die Luft, — ja; und ich erwiderte ihm noch, das sei ihm schädlich, aber er hörte nicht, und ich führte ihn nach oben und da, — als wir oben standen, — da, — er war so schwach, Marte, und ich dachte an das Gold in seinem Koffer, von dem Niemand etwas wußte, — und da, — warum stand er auch so nah, — ich, — ich hob die Hand, — ich faßte ihn an, — nur ein wenig, Marte, — ganz wenig, — da stürzte er über Bord . . .“

Ihr Aechzen unterbricht ihn, aber es ist, als befreiten die Worte seine Seele, und so spricht er weiter.

„Als ich um Hilfe rief, war es zu spät. Der Schatz war mein. Aber kein Platz war mir sicher genug vor Entdeckung. So barg ich das Gold auf meinem Leibe, und als das Schiff unterging, und wir uns retteten, da war der Schatz mein ganzes Hab und Gut.“

„Und nun klebt er uns Beiden für's ganze Leben an,“ sagt sie schauernd. „Wie werden wir ihn los? Wollten wir ihn verkaufen, so würden uns die Leute schön ansehen, und nicht lange, so ständen wir vor Gericht. Das überleb' ich nicht. Nun müssen wir die Schuld gemeinsam tragen, die Du um meinwillen begangen hast. Was bleibt uns übrig? — Aber wir tragen den Fluch des Todten mit uns heim.“

Bald nachher ist die Stätte in des Schlehdorns Schatten leer, der Wind bläst über die Düne und verwischt die tief eingegrabenen Fußtritte oben im Sande; er weht ihren Spuren nach bis in's Dorf und löscht sie aus. Die Sonne trinkt die Regentropfen, welche die Nacht gespendet hat und brennt heiß auf das Sand-

Eiland hernieder. Der Wind treibt mit dem völlig trockenen Sande sein altes Spiel; er hebt ihn auf, streut ihn über Blumen und Gras, weht ihn in die tiefsten Kelche und trocknet die letzten funkelnden Tropfen. Und als die Sonne am höchsten steht, deckt eine feine lebentödtende Sandschicht, was am Morgen in schimmerndem Perlenschmucke erblüht war.

Der Tag ist vorüber gezogen; der Abendwind fächelt leise über Düne, weht durch die Dorfstraße und kränzelt ein wenig den Uferstrand. Aber Alles thut er leise,

leise, um des Sommerabends Zauber nicht zu stören, denn wer weiß es besser, als der Wind, daß des Blütenkönigs Herrschaft nun bald ein Ende hat. Mit lautem Kreischen schreiben die Schwalben ihren Kreis in die laue Luft; nicht lange, dann tönt nur noch ihr leises Zirpen unter den dicken Strohdächern hervor, und leise sinkt die Nacht auf ihren weichen, grauen Fittichen zur Erde nieder. Was sie wohl sieht, die ewig-junge Nacht mit ihren großen Märchenaugen, während sie über Wald und Thal, über Blumen und Gras ihre dunklen Schleier breitet? Sie kommt über das Wasser und hüllt den rauschenden Wald in Dunkelheit; sie zieht über die Düne, über die winzigen Menschen-Wohnungen und über die nebelseuchten Felder. Sie gleitet weiter über den unfruchtbaren Sand der Heide, wo die Wachtel ruft, bis zur Südspitze von Hiddensee,

wo die Wildgänse nisten, — gleitet ohne Aufenthalt wieder hinaus in die See. Wer hält die Nacht, die große dunkle, welche die Träume in der Menschen Herzen fäet? Sie zieht vorbei, unwissend, ob da Leid, ob Freude ihrer Saat entsprossen, unberührt vom tausend-jährigen Menschen-Schicksal, sie selber ein unwandelbar Geseh.

Der Wind raschelt durch die Sommernacht. Er regt die Blätter des Hollunderstrauches und streut die Blüten verrätherisch auf ein paar junge Häupter, die sich flüsternd zu einander neigen; er weht durch die schlecht-schließenden Fensterrahmen und lüftet die Rosenwangen der schlummernden Kinder. Er belauscht die Frauen, die stridend auf den unbehauenen Steinstufen vor den Häusern sitzen und allerlei schwärzen, Gutes und Böses. Er huscht in die ziegelgeplattete Haustür des Wirthshauses und spielt mit dem Sande, den die großen Stiefel der Männer hineingetragen. Der rothe Schein der Lampe fällt durch die offene Thür, und dicke Wolken von Tabakrauch ziehen langsam hinaus in die reine Nachtluft.

Ein wenig steif, wie es ihren Sonntagskleidern zukommt, sitzen die Fischer um den langen weißen Holztisch und dampfen aus kurzen Pfeifen. Obenan sitzt der Schullehrer, dem seine Bildung den Ehrenplatz verschafft, dann kommen die Andern nach der Größe ihres Besitzes. Marte sitzt untenan. Der Wirth geht von einem Gast zum anderen, hat aber keinen festen Platz.

Mitten im Gespräche klopft der Schullehrer seine Pfeife aus, reinigt sie umständlich, und indem er sie in die Tasche steckt, ruft er mit lauter Stimme den Wirth, daß die Uebrigen verstummen:

„Karl Bierl, bring' mir 'mal eine Cigarre und eine Flasche Vairisch.“

„Nu?“ sagt der Wirth und starrt ihn an ob solcher Verschwendung, und auch die Andern sind erstarrt. Aber der Schullehrer fährt fort:

„Oder bring gleich ein Duzend Flaschen! Ich zahl.“

„Hast wohl in der Lotterie gewonnen?“ fragt der alte Beckmann, dem der weiße Bart wie ein Kranz das rothbraune Gesicht umschleift.

„Oder eine Anstellung in Stralsund?“ meint der Wirth mit der Kupfer Nase, indem er ihm die dickbestäubte Cigarrentasche hinhält.

„Nichts da,“ sagt der Schullehrer, „zwei Thaler habe ich und krieg' noch zwei, und jeder von Euch kann ebensoviel bekommen und noch mehr, wenn er nicht dumm ist.“

„Daß Dich!“ meint der alte Beckmann; „aber Du sagst wohl nicht, wie das anzufangen ist?“

Der Schullehrer zieht gewaltig an seiner Cigarre und macht eine Bewegung mit der Hand, als ob er sagen wollte: „ich kann, wenn ich will, aber ich brauche es nicht zu sagen.“ Aber als Alle so gespannt auf ihn hinschauen, läßt er sich herab, das Wunder zu erklären.

„Ich war neulich in des alten Beckmann Boot in Stralsund zur Versammlung,“ erzählt er. „Da sprachen wir denn dies und das, und einer von den Herren sagte zu mir, ich sollte einmal zusehen, ob sich nicht zufällig bei meinen Bekannten Geräthe von Stein oder Eisen fänden aus einer alten, längst vergessenen Zeit, aber es müßte viel älter sein, als von unseren Eltern und Ureltern, und müßte Niemand mehr eine Erinnerung haben, zu welchem Zwecke es einmal gedient haben mag. — Nicht, daß ich wüßte, Herr Schulrath, habe ich gesagt. Da hat er allerlei Dinge vor mich hingelegt und gesagt, ich sollte mich einmal bejinnen, ob ich nicht so etwas hier im Dorje gesehen hätte. Darunter war ein Ding, wie ein Beil, aber von Stein und zerbrochen, da habe ich gesagt: ei, Herr Schulrath, gerade so eines liegt bei mir daheim, ist aber grün und schmutzig, da ich es im Wasser fand! Da ist er ganz wild geworden und hat gesagt, ich sollte es ihm bringen, und er wollte mir gleich zwei Thaler dafür zahlen, und wenn ich ihm das Ding abliefern, bekomme ich noch zwei, so gar werthvoll ist es ihm; und noch andere von den Herren erzählten, wieviel solche merkwürdige Steine sie schon gesammelt hätten und ich sollte mich schön darnach umthun.“

(Schluß folgt.)

Kadbrud verboten.

Im Heim des Grafen Moltke.

Ein Erinnerungsblatt zum 8. März von Fedor von Köppen.

In der lieblichen Hügel-Landschaft, welche den Gebirgsmassen des schlesisch-böhmischen Grenzgebirges vorgelagert ist, und auf welche die dunkelbewaldeten Hügel der Eule und des Robten ernst herabschauen, etwa eine Stunde von Schweidnitz, an der Straße nach Reichenbach, liegt ein stattliches Rittergut. Umgeben von einem weiten, schönen Parke, schaut das Schloß zwischen den dunklen Kronen mächtiger alter Ulmen und Linden mit seinem schwarzblauen Schieferdach freundlich hervor. Zwei römische Pfeiler stehen in kampfbereiter Stellung mit vorgehaltenen Schilden, gleichsam als Doppelposten, auf den beiden Thorpfeilern des Hofeinganges, und auf den Steinplatten der zum hohen Parterre des Schloßes hinaufführenden Freitreppe erblickt man zwei eroberte französische Geschütze aus der preussischen Siegesbeute des Jahres 1870.

Das ist das Rittergut Kreisau, welches Graf Moltke, der am 8. März dieses Jahres sein siebenzigjähriges Offiziers-Jubiläum feierte, mit der ihm vom Staate als National-Belohnung zuerkannten Donation für sich erworben, im Jahre 1868 zu einem Familien-Fideicommiss hat erheben lassen und seit seinem Rücktritte aus der Stellung als Chef des Generalstabes der preussischen Armee zu seinem Ruheorte erkoren hat.

Moltke's Gemahlin, Frau Maria, geborene von Burt, welche mit ihm durch länger als fünfundzwanzig Jahre in glücklicher Ehe gelebt, sein stilles, ernstes Wesen oft aufbeheitert und ihn zu munterer, scherzender Unterhaltung anzuregen verstanden hatte, ist bekanntlich am Weihnachtsabend 1868 verstorben. Eine Erkrankung, welche einem winterrischen Spazierritte zugeschrieben wurde und welche in Gelenkrheumatismus überging, raffte sie hinweg. Die Häuslichkeit des vereinsamten, greisen Feldmarschalls theilten jetzt sein Neffe, der Hauptmann Helmuth von Moltke vom Generalstabe, welchen der gnädige König ihm als persönlichen Adjutanten beigegeben, und dessen Gemahlin, geborene Gräfin Moltke-Holtfeld. Die drei munteren Sproßlinge aus dieser Ehe, Alfred, Wilhelm und Elsa, sind das belebende Element in dem kleinen häuslichen Birkel, da eigene Kinder dem Feldmarschall nicht beschieden sind.

Lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einsamkeit, deren Quelle, wie Humboldt sagt, in den Tiefen eines großen und edlen Charakters liegt, sind auch Moltke in hohem Grade eigen und machen ihm den Aufenthalt in seinem schlesischen Tusculum besonders lieb. Hier widmet er seine besondere Aufmerksamkeit der Bewirthschaftung des Gutes. Hier wandert er, ein preussischer Cincinnatus, schon am frühen Morgen, mit einem einsachen, schwarzen Rodde bekleidet, in den Wirtschaftsräumen umher, prüft das Korn auf der Tenne, beschäftigt das Vieh in den Ställen, giebt dem Inspector und den Aufsehern hie und da Vorschriften und wendet sich dann nach dem Parke und Garten, nahe dem Schlosse, zurück. Er mustert die dort gepflanzten Bäume, schneidet ab und zu einen dünnen Ast ab und stüpt die jungen Bäumchen, damit sie kräftig heranwachsen und dereinst den Nachfolgern Schatten geben, — ein Bild seines Wirkens im Vaterlande, — und wandelt dann noch eine Zeit lang zwischen den Rosenbeeten umher; denn den Rosen, seinen Lieblingsblumen, widmet er seine besondere Sorgfalt und Pflege.

Drei muntere Kinder, welche uns bereits bekannt sind als die Kinder seines Neffen, des Hauptmanns von Moltke, springen mit frohem Lachen dem von seiner Morgenwanderung heimkehrenden Großvater oder „Papapa“, — wie sie ihn nennen, — entgegen; dieser hebt eines nach dem anderen empor, führt auch wohl ein Weibchen scherzend und belehrend eine Unterhaltung mit ihnen und begiebt sich dann auf sein Zimmer im Schlosse, um ein einfaches Gabelstübchen einzunehmen. Das Mittagessen wird um zwei Uhr im Familienkreise eingenommen.

Auch in Kreisau ruhen die Dienstgeschäfte nicht ganz. Dem Feldmarschall ist während seiner langen Dienstzeit die Beschäftigung mit militärischen Angelegenheiten so zur Gewohnheit geworden, daß ihm auch jetzt, in seinem hohen Greisenalter,

bei der seltenen Geistesfrische mit klarem, festem Willen und fast ungebrochener körperlicher Kraft, die ihm zur Freude seiner zahlreichen Verehrer geblieben sind, etwas fehlen würde, wenn nicht das Vertrauen des Königs ihn als Vorsitzenden der Landesverteidigungs-Commission zu einem neuen Wirkungskreise berufen hätte, in welchem er auch jetzt noch seine Kräfte zum Besten des Vaterlandes fruchtbar verwenden kann. Die Nachmittagsstunden sind gewöhnlich der Beantwortung und Erledigung von Dienstschreiben und Briefen gewidmet, welche die Post täglich in großer Zahl bringt.

Zwischen die Dienstschreiben mannigfacher Art, welche die Thätigkeit des Feldmarschalls in Anspruch nehmen, drängen sich auch noch zahlreiche Privatbriefe, welche nicht selten sonderbare Zumuthungen enthalten. Hier ist eine stellenlose Gouvernante, die sich von dem Feldmarschall eine Unterstützung erbittet, bis es ihr gelungen, eine neue Stelle zu finden; dort bittet ein lecher, junger Backfisch ihn um ein Autograph, das doch natürlich in dem Album des kleinen Mädchens nicht fehlen darf; dort endlich erklärt sich ein genialer Kopf bereit, ihm das Geheimniß einer wichtigen militärischen Erfindung anzuvertrauen, welche alle Kriege überflüssig machen würde, und erbittet sich darauf eine angemessene Geldsumme als Vor-schuß. Bei aller Lebenswürdigkeit und Mildthätigkeit des Feldmarschalls ist es natürlich nicht möglich, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden.

Die abendliche Wispartie mit Richte und Kesse, wie sie Graf Moltke in Berlin an Winterabenden gewohnt ist, fällt in Kreisau meistens fort. Dafür entschädigt ihn musikalische Unterhaltung, da in der kleinen Gesellschaft, die Graf Moltke um sich zieht, gewöhnlich sich einige Freunde und Kenner der Tonkunst befinden, wie denn auch der Kesse des Grafen, Hauptmann von Moltke, ein trefflicher Musikkenner und Cellospicler ist. Mit Aufmerksamkeit folgt Graf Moltke den musikalischen Vorträgen, die vielleicht mit seinen Gedanken in schöner Harmonie zusammenklingen. Er schließt während der Musik-Vorträge gern die Augen, um sich in seinem stillen Lauschen nicht durch äußere Wahrnehmungen stören zu lassen, und geht dann wohl aus dem Denken und Sinnen zum Träumen über.

Nahe dem Parke von Kreisau befindet sich noch eine Stätte, welche eine besondere Anziehung auf den Feldmarschall übt, und von ihm öfters besucht wird.

Es ist ein stiller, friedlicher Sommerabend. Ueber den Baumkronen des Parkes dämmert mit mildem Scheine der Mond herauf, wie im Menschenherzen die Erinnerung. Durch die Gänge des Parkes schreitet noch ein einsamer Wanderer, in dessen Antlitz Alter und geistige Arbeit ihre Furchen gezogen haben, aber auch ein fast schmerzlicher Zug, wie Wehmuth und Trauer, spielt um die festgeschlossenen Lippen des ersten Mannes. Das Ziel seiner spätabendlichen Wanderung ist ein mit sorgfältig gepflegten Fiersträuchern beplanter Hügel, auf dessen Gipfel sich ein einfacher, tempelähnlicher Bau erhebt. Moltke, — dieser ist der einsame Wanderer, — öffnet mit dem mitgeführten Schlüssel die Pforte und betritt das Innere des Grabtempels, der sich über der Gruft seiner innig geliebten, verstorbenen Gattin wölbt. Die Gestalt des Heilandes hat die Arme, gleichsam segnend, an der Gruft erhoben. Ueber seinem Haupte leuchten die Worte der Schrift: „Die Liebe ist des Geistes Erfüllung.“

Vor dieser Inschrift und an dieser Gruft steht der stille, fromme Held, gebeugten Hauptes, in tiefer Andacht in sich selbst verankert. Dann tritt er wieder hinaus, verschließt die Pforte und schreitet langsam durch den Park nach dem Schlosse zurück, wo er an der Seite der Heimgegangenen einst stüchtige glückliche Tage verlebte.

Kadbrud verboten.

Aus der Berliner Gesellschaft.

Berlin, im Februar.

Es scheint, als wolle Berlin diesjährig nachholen, was es in Folge der großen, die ganze Nation berührenden Trauerfälle im vorigen Winter veräumt hat: selten hat das gefesselte Leben höhere Bogen geschlagen als in den letzten drei Monaten. Am Hofe herrscht freilich noch immer Stille; zu dem ersten Flor, den man in den Märztagen des letzten Jahres anlegen mußte, ist jüngst ein neuer getreten, und auch in der übrigen Gesellschaft hat naturgemäß die Nachricht von den tragischen Vorkommnissen in Mailand vorübergehend Stodungen des Verkehrs hervorgerufen, die um so empfindlicher zu wirken waren, weil das gefellige Treiben vorher, wie schon erwähnt, ein überaus lebhaftes gewesen. Von den öffentlichen Festlichkeiten nahm auch diesmal wieder der Ball der Berliner Presse das meiste Interesse in Anspruch. Es ist sicher ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die Vertreter der sechsten Großmacht mit der Gesellschaft der Hauptstadt in so freundschaftlichen Beziehungen stehen. Wer das glänzend bewegte Bild in den Prachtträumen der Philharmonie beobachtete, mußte sich sagen, daß der Charakter des Ganzen bei aller Prunkentfaltung doch der einer behaglichen und stimmungsvollen Familienfestlichkeit war. Der Contact zwischen Publicum und Presse wurde in diesem Falle allerdings noch durch ganz besonders holde Bande gefesselt: durch das ewig Weibliche, das in seiner anmuthigsten Verkörperung vertreten war. Viel bewundert wurden in der Präsidentenloge die Gattinnen zweier unserer gefeiertsten Schriftsteller, Baronin K. und Frau von H., deren ausdrucksvolle Köpfe mit ihren leuchtenden Augen über die Sammet-Balustrade hinüber in das Gewühl des Saales lugten. Wie unglücklich fühle ich mich, daß ich von der Kunst, in Rhythmen hoher Begeisterung die Toiletten zu schildern, gar so wenig verstehe! Nur einige sind mir in der Erinnerung geblieben. Das blassfarbene, reich mit altgoldenen Verzierrücken kostüm des Fräulein B. zeugte von auserselbstem künstlerischen Geschmack, nicht minder das duftige weiße Spitzenkleid, durch blaßblaue Seiden-Bandeaus unterbrochen, das die oben erwähnte Frau von H. trug. Die Gattin des bekannten Bildhauers K. erschien in einem decolletirten schwarzen Sammetkleide, dessen düstere Pracht ihrer eigenartigen Schönheit zu reizvoller Folie diente. Als hochgelegant und originell fiel mir die lachsfarbene, mit herrlichen schwarzen Spitzen überladene Toilette einer jungen Dame der Aristokratie auf. Unter den Toiletten der weiblichen Schauspielerwelt, die sich nach Schluß der Theater recht zahlreich einfand und dem Ganzen in den Augen vieler ein erhöht interessantes Gepräge verlieh, fanden sich manche Gebilde capriciöser, hie und dort sogar recht excentrischer Art. Zwei wohlbekannte Sterne der

komischen Oper waren in flammfarbenen Seidenkleidern erschienen, deren Tabliers und Kniebänder schöner Goldschmuck zierte. Sehr reizend kleidete Fräulein D. vom Berliner Theater ihre weiße, mit zarten farbigen Blütenranken durchwobene Damastrobe. Auch eine orangefarbene Wäsch-Toilette mit reicher goldbrauner Stickerei erregte Aufsehen. Wenn ich schließlich noch hinzufügen, daß Grün in allen Nuancen ungewein zahlreich vertreten war, so hoffe ich, daß meine Veleitungen diesen kurzen Mode-Rapport vom Presse-Ball freundlich aufnehmen werden.

Nicht minder glänzende und farbenfreudige Bilder entwickelten sich auf dem Bühnen-Ball-Fest, das am letzten Sonnabend im Wintergarten des Central-Hotels stattfand. Der Charakter dieser Festlichkeit ähnelte dem des Balles der Berliner Presse in gewissen Grundzügen, nur ist er, wie das naturgemäße, weniger exzessiv, darum aber nicht minder elegant. Daß ihn unsere vornehme Lebewelt ganz besonders gern besucht, ist erklärlich, denn einen volleren Kranz anmuthiger Frauengestalten findet man wohl selten beisammen. Die Berliner Bühne ist so reich an Schönheiten ersten Ranges, daß es nicht schwer halten würde, nach dem berühmten Muster von Spaa und dem minder berühmten von Turin eine Concurrenz von Schönheiten zu veranstalten, deren Bewerberinnen sich allein aus der Welt des höchsten Scheins rekrutirten. Wenn in solchem Falle die Palme gebührte, — wer mag das entscheiden? Preisen die Einen die schlante, königliche Figur und das cameengleiche, regelmäßig geschnittene Profil des Fräulein Jenny Groß vom königlichen Schauspiel, so wissen die Anderen nicht Rühmens genug von der mädchenhaften Lieblichkeit, durch die Fräulein Elise Lehmann vom Wallner-Theater erfreut. Loben die Einen die goldblonde Heroine des deutschen Theaters, Fräulein Fospischill, so fingen die Anderen Fräulein Thessa Klinghammer von der Bühne Barnab's helle Akthymen der Begeisterung. Ich bin leider kein Paris und will mich sein beisehen; denn wenn ich auch in meiner Seele eine heimliche Marterstelle besitze, auf der ich gern der Schönheit Opfer bringe, so schwärme ich doch mehr für das Schöne im Allgemeinen, als für eine einzelne Schöne. Das Erftere bringt mir sicher nimmer Gefahr, aber für letzteren Fall hat sich mein Herz noch nicht stichfest genug erwiesen.

Es ist unverzeihlich, daß ich in einem Plauderbriefe an die liebenswürdigste Lejewelt von mir selbst spreche. Klugs ein anderes Bild und ein anderes Thema. ... Der Bühnenball, von dem ich vorhin erzählte, bringt mich noch einmal auf unsere Theater zurück. Es ist eine todte Saison, — im Reiche der Kisten herrscht arge Ebbe. Der Stücke, die man kluglos begrub, gab's mehr denn genug. Die französische Posse allein feiert Triumphe: groben Parkeknaben, wie „Madame Bonnard“, die bei Wallner weit über hundert Vorstellungen erzielen konnte, jubelt man zu, von Dramen erstereckter Richtung aber will man nichts wissen. Auch ein Zeichen der Zeit! Widenbruch allein ist es gelungen, auch diesjährig wieder das wankelmuthige Publicum Berlins um sein hegreiches Banner zu scharen; er hat mehr Jolgar erreicht, als je, denn er hat sich auch die Herzen der Kinderwelt im Sturme erobert. Wer jener Separat-Aufführung der „Quisow's“, die für die Schüler Berlins auf Befehl Sr. Majestät arrangirt wurde, nicht persönlich beigewohnt hat, kann sich keinen Begriff machen von dem Jubel und Entzücken der Kleinen bei Kühne Fintle's lustigen Liedern und den ernsthaft trauervollen Mienen bei der jungen Welt bei den tragischen Episoden des Dramas. Mit einer anderen patriotischen Dichtung, Ernst Scherenberg's „Germania“, hat das Victoria-Theater einen hübschen Erfolg erzielt, der indessen nicht am wenigsten der pomphaften Ausstattung, und den glanzvoll inscenirten Ballets zuzuschreiben ist. Manzotti, der Schöpfer „Excellors“ und „Amors“, ist zuerst auf die ingenieuse Idee eines „getanzten Patriotismus“ verfallen. Im Concertleben nahm neben den Wilow-Concerten die Fest-Veranstaltung des großen Berliner Wagner-Vereins am Todestage des Meisters die erste Stelle ein. Die regierenden Herrschaften wohnten diesem Concerte bis zum Schlusse bei, und alle Anwesenden konnten sich an dem blühenden Ansehen der Kaiserin, deren Trauer-Toilette nur eine im schwarz-sammetnen Kimbade des Capotehutes bedeckte Brillantbroche belebte, erfreuen. Auch der Kaiser, der die Bekleidung seines Leib-Hyaren-Regiments trug, sah frisch und rüstig wie immer aus. Koch einer intimen Feier sei am Schlusse meines Briefes Erwähnung gethan, des Fest-Ballets, das die hiesige literarische Gesellschaft, ein Verein, dem fast alle bedeutenden Schriftsteller und Journalisten Berlins angehören, zu Ehren Friedrich Spielhagens an dessen sechzigjährigem Geburtstag veranstaltet hatte. Auch diese Feier war in ihrem gelungenen Verlaufe ein neuer Beweis für das harmonische Zueinanderwirken jener Gesellschaftskreise Berlins, die zum guten Theile den geistigen Ferment der Hauptstadt bilden. K. v. Kb.



Kadbrud auch im Einzelnen verboten.

In Erwartung. Von Emma von Müller. Siehe das Bild, Seite 41. — „Salz und Brod machen die Wangen roth“, heißt es zwar im Sprüchworte, aber Butter dazu macht sie auch nicht blaß, und jedenfalls ist sie schmackhafter. Kein Wunder daher, daß die kleinen Bäckermäuler sehnsüchtig dem Augenblicke entgegensehen, in dem die Milch im Butterfasse sich zu Butter verdichtet haben wird. Hunger ist freilich ein guter Koch; das kleinste der beiden erwartungsfreudigen Kinder auf unserem Bilde hat schon tüchtig in seine Schmitte hineingebissen, noch ehe die Butter fertig ist. Wohl dem, der sich an seinem täglich Brod genügen läßt.

Das Leichenbegängniß des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich; Der Trauerzug vor der Kapuzinerkirche, der Gruft der Habsburger, am Neuen Markte zu Wien. Von W. Gause. Siehe das Bild, Seite 44. — In der Begräbnisstätte der Habsburger, der Kapuzinergruft, hat Kronprinz Rudolf, der so jäh aus dem Leben geschiedene Erbe der österreichisch-ungarischen Monarchie, die letzte Ruhe gefunden. Am 5. Februar erfolgte die Ueberführung der irdischen Ueberreste des Erzherzogs aus der Augustiner-Hofkirche, wo die Leiche auf dem Paradebette ausgestellt gewesen war, nach der Kapuzinerkirche und die Beisetzung in der Gruft. Aller kaiserlicher Trauerprunt geleitete den todtten Kaisersohn zu Grabe, wenn auch der Kaiser von Oesterreich in Anbetracht der besonderen Umstände des Trauerfalles die befreundeten Höfe von einer Theilnahme an dem Leichenbegängniße abzusehen gebeten hatte. Hof-Journee, ein Kapellen-Gebälde mit dem Kreuze, die

Postapellen-Diener mit dem Incensorium und Alpergill, zwei assistirende Hof-Kaplane und der Hof- und Burgpfarrer, sowie ein Kammer-Fourier schritten dem Sarge voran. Zu beiden Seiten des Sarges gingen acht Edelknaben mit Wachsfackeln, sechs Arcieren- und sechs ungarische Leibgarben, Trabanten-Leibgarben und Leibgarde-Reiter. Der Oberst-Hofmeister, der Flügel-Adjutant und der Ordonom-Oberst des Vereinigten folgten dem Sarge. So verließ der Trauerzug die Augustiner-Kirche, und auf der Straße reichten sich die militärische Leichenparade, die Trauerwagen des Hofes und das übrige Gefolge dem Trauer-Conducte ein, dessen Mittelpunkt der schwarze, mit sechs Schimmeln bespannte Leichenwagen mit dem Sarge bildete. Trauerfahnen wehten von allen Häusern, das durch Flor gedämpfte Licht der brennenden Gas-Kandelaber vermehrte den düsteren Eindruck der Scenerie. Zu beiden Seiten der Trauerstraße aber standen Kopf an Kopf gedrängt die sonst so lebensfreudigen Wiener und brachten trübseligen und thranenden Auges dem toten Kaiserlohn den letzten Abschiedsgruß dar. Die allgemeine Mittrauer aller Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie ist der Trost, welcher den Schmerz der kaiserlichen Eltern und der jugendlichen Witwe des Dahingegangenen lindern wird.



Nachdruck verboten.

Eine neue Sticker-Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. — Im Lichthofe des königlichen Kunstgewerbe-Museums zu Berlin sind für kurze Zeit Arbeiten aus der Kunststickerei-Anstalt von Mathilde Jörres in München ausgestellt.

Der Name dieses Institutes hat in München seinen guten Klang; man weiß dort und weiß auch bei uns, daß Fräulein Mathilde Jörres es in überraschender Weise verstanden hat, nicht nur die vorzüglichsten künstlerischen Vorbilder zu gewinnen, sondern auch der Ausführung einen ganz besonderen Schwung, Leichtigkeit und Trefflichkeit zu geben. Sie hat es verstanden, ihre große Kunstanstalt zugleich menschenfreundlichen Zwecken dienlich zu machen; sie zieht die Mädchen aus Bausenbüchern und Armenhäusern zu ihren Arbeiten heran, bildet aus ihnen geschickte Stickerinnen und hat dadurch zu gleicher Zeit einen Heerhaufen von Kräften, welche je nach Fähigkeit an die verschiedenen Stufen der Arbeit gestellt werden können. Die Leistungsfähigkeit der Anstalt ist so groß, daß sie die umfangreichsten Aufträge übernehmen kann und selbst jenen wunderlichen Befellungen gerecht zu werden vermocht, welche für König Ludwig II. in krankhafter Hast ausgeführt werden mußten, zugleich unter kolossalem Aufwande von Arbeit und kostbarem Material; hinter einander wurden der Thronsaal der neuen Residenz, die Schlösser Linderhof, Chiemsee und Neuschwanstein in Goldstickerei tapeziert, wobei zeitweise über hundert Arbeiterinnen thätig waren. Daneben ging die Herstellung der Ornate für die Kirchen von Wien, für England und Amerika.

Was zur Zeit in Berlin zur Ausstellung gebracht ist und hier die lebhafteste Anerkennung findet, welcher auch Ihre Majestät die Kaiserin bei der Besichtigung der Arbeiten den huldvollsten Ausdruck gab, ist nur eine verhältnismäßig kleine Gruppe aus dem großen Arbeitsgebiete der Anstalt, aber es zeigt doch die Wege, auf denen sie wandelt und das künstlerische Niveau, welches sie erreicht.

Bei den Arbeiten der Leinenstickerei, die einen erheblichen Theil der Ausstellung bilden, gewahren wir vornehmlich das in München und Süddeutschland sorgsam gepflegte Zurückgehen auf die Technik des Mittelalters. Das Muster ist in großem Rahmenwerke über die Fläche verteilt, mit blauer oder rother Umrißlinie umrahmt und im Inneren durch zumeist weiße Spitzenlinie gefüllt. Da diese Stiche nicht dem Wachstume des Blattes folgen, so ist die Flächenwirkung eine vollkommene; selbstverständlich muß das Muster darauf angelegt sein, die Wirkung muß vollständig auf der Zeichnung des Umrißes beruhen. Fräulein Jörres hat gleichsam als Beleg für die Entstehung dieser Arbeit die Wiederholung einer im Bairischen Rational-Museum befindlichen Decke altdeutscher Arbeit ausgestellt, welche alle Eigentümlichkeiten dieser Stickerart zeigt. Auch in den neuen Erfindungen erweist sich der spätgotische Formenkreis für diese Technik am wirkungsvollsten; die phantastisch geschwungenen Blätter können am leichtesten eine körperhafte Haltung des Inneren entbehren. Ebenso wirkungsvoll gestalten sich die Muster der Barockzeit, die nach dem Vorbild wirklicher Spitzen gearbeitet sind; auch hier geben phantastische Blüten und Blätter mit scharfem Umriß Flächen ab, die hinreichend ausdrucksvoll sind, um innen mit beliebigem Maschenwerk gefüllt werden zu können. Diese letzteren Arbeiten sind zumeist mit weißem oder goldgelbem Garne einfarbig auf Seidengrund hergestellt, jedoch sich die Stickeri typenartig abhebt.

Eine vortreffliche Wirkung mit einfachsten Mitteln erreicht ferner eine Decke, bei welcher das Muster, mit einer kräftigen weißen Schur umrahmt, im Leinentuche weiß stehen bleibt, während der Grund mit Stichen in gelbem Garne gedeckt ist.

Das eigentlich Ueberraschende an der kleinen Ausstellung ist vor Allem die Sicherheit, mit welcher diese zumeist bekannten Mittel der Stickeri in immer neuen, gefälligen Zusammenstellungen angewendet sind; man sieht, daß es sich hier nicht um ein tastendes Versuchen mit mühsam belebten alten Mustern und Techniken, sondern um eine vollkräftige Kunstarbeit handelt, die frei über ihre Mittel verfügt.

Von der Goldstickerei, welche Fräulein Jörres für Ausstattung von Kirchen und Palästen mit größter Meisterschaft zu handhaben pflegt, sind nur einzelne Proben vorhanden.

Dagegen tritt die Bild-Stickeri im Figurenstich mit zwei Werken von ganz ungewöhnlichem Umfange auf. Zumeist wird diese schwierigste Arbeit auf Stücke kleinen Maßstabes beschränkt, wie die Darstellung der Heiligen auf kirchlichen Ornaten, und auch bei diesen zumeist auf Köpfe und Hände. Fräulein Jörres hat es dagegen unternommen und siegreich durchgeführt, zwei große Wandteppiche, wie solche sonst nur durch die Gobelin-Wirkeri geschaffen werden, in dieser Technik herzustellen. Der grobe Leinwandgrund, welcher als Grundlage dient, verschwindet hierbei vollständig; die Stiche aus farbiger Wolle, welche sich innerhalb des einzelnen Farbensfeldes in gleicher Lage halten, bilden eine vollkommen schließende Decke, in welche der einzelne Stich aufgeht, so daß die Farben einheitlich abgetönt darstellen. Die künstlerische Wirkung ist

im Wesentlichen dieselbe wie beim Gobelin-Teppich; es fehlt allerdings die fernige Kraft, welche die starken Rippen der leinernen Kette dem Gobelin geben; dagegen ist der Uebergang und Schmelz der Farben noch zarter, als beim Gobelin, in welchem jene starke Rippung auch wieder beibringend wirkt.

Von der Münchener Ausstellung her ist zunächst das gestickte Bild bekannt, welches auf reich ornamentirtem Hintergrunde Maria mit dem Kinde als Patrona Bavariae zeigt; das bairische Löwenwappen und das Wappen der Künstler-Schaft mit den drei Schilden Albrecht Dürer's innerhalb spätgotischen Rankenwerkes sind die sprechenden Zuthaten.

Das wahrhaft imponirende Hauptstück der Ausstellung ist aber die in Nadelmalerei hergestellte Copie eines burgundischen Wand-Teppichs aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von 5,40 Länge bei 3,25 Meter Höhe. Das Original desselben befindet sich im Privatbesitze in München. Dasselbe gehört augenscheinlich zu einer Reihe von Teppichen, welche das Leben am Hofe Karls des Kühnen von Burgund darstellen, und von welchen sich verschiedene Teppiche aus der burgundischen Erbschaft her an den alten Seiten der Habsburger in Wien und Madrid befinden. Auch das Kunstgewerbe-Museum besitzt ein Stück aus dieser Reihe, einen Liebeshof darstellend, welches den Vergleich bequemer macht.

Der von Fräulein Jörres copirte Teppich enthält die sehr reizvolle Darstellung der Begegnung zweier fürstlicher Jagdzüge. Die Fürsten sind von den Köffen gestiegen, von rechts her ein mit Mantel und Kette stattlich geschmückter Mann, der eine Dame begrüßt, die von links her gekommen ist; in dem Zuge des Mannes steigt noch eine Dame, wie es scheint, seine Gemahlin, vom Pferde, um an der Begrüßung Theil zu nehmen; das beiderseitige Gefolge ist auf das Prachtigste ausgestattet, mit reichgeschirrten Pferden, farbigen Gewändern, Jagdhunden, Falken und jeglicher Art von Jagdgeräth. Die Begegnung findet in einem Parke statt, in welchem eine Hofgesellschaft von Herren und Damen sich mit Jochen und Musikanten unterhält; die zierlichen Bäume des Hintergrundes, die schlank aufsteigenden Blumen des Vordergrundes rahmen das überaus farbenprächtige Bild in reizvollster Weise ein. Um das ganze Bild zieht sich dann noch als Borte ein Blumenkranz aus schwarzem Grunde.

Es ist wahrlich kein Leichtes, auch nur technisch eine solche Fläche von mehr als sieben Quadratmetern zu bewältigen, eine solche Fülle von Figuren mit allem ornamentalen Beiwerke durchzuführen; aber noch schwieriger ist es jedenfalls, hierbei die einheitliche Farbwirkung zu wahren und dem Ganzen, das sich aus ungezählten Tausenden von Stichen zusammensetzt, diesen vollkommen geschlossenen Charakter zu verleihen, den wir an diesem Meisterwerke der Nadelarbeit mit vollem Rechte bewundern.

Wir müßten ja wünschen, daß man in Deutschland wieder fähig wäre, solche Werke in wirklicher Gobelin-Arbeit herzustellen, aber was Fräulein Jörres hier geleistet hat, ist doch kein bloßes Surrogat, sondern hat in den feinen Uebergängen des Farbenschmelzes seine selbständige künstlerische Berechtigung, und dies gilt ganz besonders von dem kleineren, nach selbständiger Composition ausgeführten Felde mit der Maria.

Vollständig als Surrogat treten dagegen die Copien der spätgotischen Sommerstoffe auf. Im fünfzehnten Jahrhunderte verstand man es in Venedig, und wahrscheinlich auch in Flandern, jene unvergleichlich prächtigen Brocate zu weben, welche auf Goldgrund ein Rankenmuster entfalteten, welches in seiner Entwicklung fast manneshohe geschwungene Zweige mit mächtigen phantastischen Mäthen und Blättern zeigt. Dieses Muster liegt im Original als purpurner, rother oder blauer erhabener Sammet auf dem Grunde, durchbrochen von Goldrippen und Punkten, die in hochstehenden Räschen dargestellt sind. Diese Muster dienten vornehmlich für Baldachine; aber auch für Kirchengewänder und Prunkmäntel finden wir sie verwendet. Zumeist ist es bei der großen Kostbarkeit des Materiales nur ein mächtig langer Streifen, der zur Verwendung kommt, bei welchem sich das Muster kaum wiederholt, und somit war es ein glücklicher Gedanke von Fräulein Jörres, solche Streifen, welche die Herrichtung des Webstuhles fast unerschwinglich kostbar macht, durch Stickeri herzustellen. Aufgenähte Chemise-Fäden geben den Eindruck des Sammets auf dem gewebten Brocat-Grunde in nahezu vollkommener Weise.

Soffentlich ermöglicht es Fräulein Jörres, dieser mit größtem Beifalle aufgenommenen Ausstellung in nicht zu langer Frist eine weitere folgen zu lassen, welche die Vielseitigkeit ihrer Werkstatt in noch weiteren Stücken vorführt.

Zulius Leising.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Gardinen crème zu färben. — Wie färbt man Gardinen crème, so daß sie diese Farbe dauernd behalten? C. D.

Portieren aus Cigarren-Bändchen. — Wer kann mir mittheilen, wohin ich mich wenden muß, um Portieren aus Cigarren-Bändchen zu lassen; wie viel Meter solcher Bändchen sind für einen Portiere-Flügel von 3 1/2 Meter Länge und 1 1/2 Meter Breite erforderlich, und wo bekommt man rothe, grüne und blaue Cigarren-Bändchen zu kaufen? Frau Rittergutsbesitzer F. in R.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Salon-Fächer (16). — Aus Palmblätter kann man sehr hübsche Fächer, welche ganz verschiedenen Zwecken dienen, anfertigen, indem man das Blatt zunächst auf beiden Seiten mit farbigem Seidenstoffe bespannt; letzterer wird mit Nadeln rings an den Rändern festgesteckt, nach der Form geschnitten, mit überwendlichen Stichen zusammengeheftet und mit einer biden Seiden-schnur oder ebensolcher Nische aus Band eingefast. Soll ein dergleichen Uebergang allein genügen, so schneidet man den Stoff reichlich genug, um ihn da, wo der Stiel ansteht, in Falten legen und krausen zu können; letzteren selbst aber umwickelt man erst mit etwas Watte, dann mit einem passenden Seidenbände, dessen Enden, zu einer Schleife geknüpft, mit einigen unsichtbaren Stichen befestigt werden. Mehrere geschmackvoll auf das Blatt gesteckte frische Blumen geben, — im Farbentone zu der Toilette

passend, — einen reizenden Ballschmuck; ein Zweig gemachter Blüten oder ein Vogel machen ihn geeignet zur Zierde des Salons. Soll der Fächer zur Aufnahme von Photographien dienen, so wird das Blatt auf dieselbe Weise glatt bespannt, dann aber schneidet man sich aus dünner Pappe eine zweite Form, die sich den unteren Rändern des Blattes anpaßt, indeffen nur knapp zur halben Höhe hinaufreicht und oben leicht ausgehöhlet wird. Mit festem Garne ausgeheftet, bildet sich so eine Leiche, in welche die Bilder zu stecken sind, doch muß man die Einfassung einheitlich durchführen. Als sehr wirkungsvoll und leicht ausführbar empfiehlt sich eine weitere Decoration der glatten Fläche durch Malerei, namentlich mit leuchtenden Bronze-Farben, etwa in japanischer Art. Auch kann man jede beliebige Stickerei anbringen, und so bei einigem Geschick mit wenig Mühe und Kosten ein hübsches Geschenk herstellen. Im Anschlusse hieran wollen wir noch bemerken, daß die Fächerpalmen hauptsächlich vor dem Vertrocknen der Blattspitzen geschützt werden müssen. Für diesen Zweck ist ein aufmerksames Begießen der Palmen sehr zu empfehlen. Zunächst muß das Wasser Zimmertemperatur haben; auch darf man nicht unterlassen, die Erde mit dem Finger zu befühlen, ob sie noch feucht ist; ist dies der Fall, so ist ein Begießen unnöthig; es wird, — namentlich im Winter, — oft durch zu viel Wasser geschadet. Ebenso lieben die Palmen einen schattigen Platz mehr, als einen unmittelbar am Fenster, wo sie der Zugluft und dem scharfen Sonnenstrahl ausgefetzt sind.

A. S.

Atlas und Seidenbänder zu waschen (32). — Atlas und Seidenbänder werden mit einer Auflösung von venetianischer Seife gewaschen, die aufgelocht und ziemlich abgekühlt, lauwarm zur Verwendung kommt. Zu diesem Zwecke löst man etwa 130 Gr. in 9 Liter Wasser auf. Am besten ist es, die Stoffe, nachdem sie in das Seifenwasser getaucht und vollständig von demselben durchzogen sind, auf eine Unterlage von reinen Tüchern zu breiten und sie mit einem wollenen Lappen, unter erneuter Anfeuchtung desselben, fortgesetzt so lange nach eine Richtung zu streichen, bis die Flocke verflüchtigt sind; wenn die Bänder sehr schmutzig sind, so empfiehlt es sich, die Unterlage zu wechseln. Ist das Resultat ein befriedigendes, so spült man das Zeug, ohne es zu drücken, in reinem Wasser, breitet es abetmals auf trockne Unterlagen und streicht es in gleicher Weise so lange mit einem weichen Tuch, bis es sich kaum noch feucht anfühlt. Wünscht man dem Stoffe eine Appretur zu geben, so genügt bei dunklen Farben ein Bestreichen der linken Seite mit Krausemintur-Wasser und ein sorgfältiges Plätten auf der gleichen Seite; doch thut man gut, einen Musselin-Lappen aufzulegen. Weichen Atlas appretirt man, indem man etwas Gummi in gleichen Theilen von Wasser und Essig auflöst, die Flüssigkeit durch ein feines Tuch gießt und den zuvor getrockneten Stoff gleichmäßig damit bestreicht und schnell trocknen läßt. Will man das durch Waschen stumpf gewordene Zeug wieder glänzend machen, so löst man 33 Gr. arabischen Gummi in 2 Litern Wasser auf, seigt 2 Löffel Oelengalle und 8 Gr. Flohsamen hinzu, kocht diese Mischung 15 Minuten und bestreicht, sobald sie abgekühlt ist, das Zeug damit, das gleichmäßig angefeuchtet, in angegebener Art geplättet wird. Noch sei bemerkt, daß die Folgen nur bei nicht glänzend sein dürfen.

C. R.

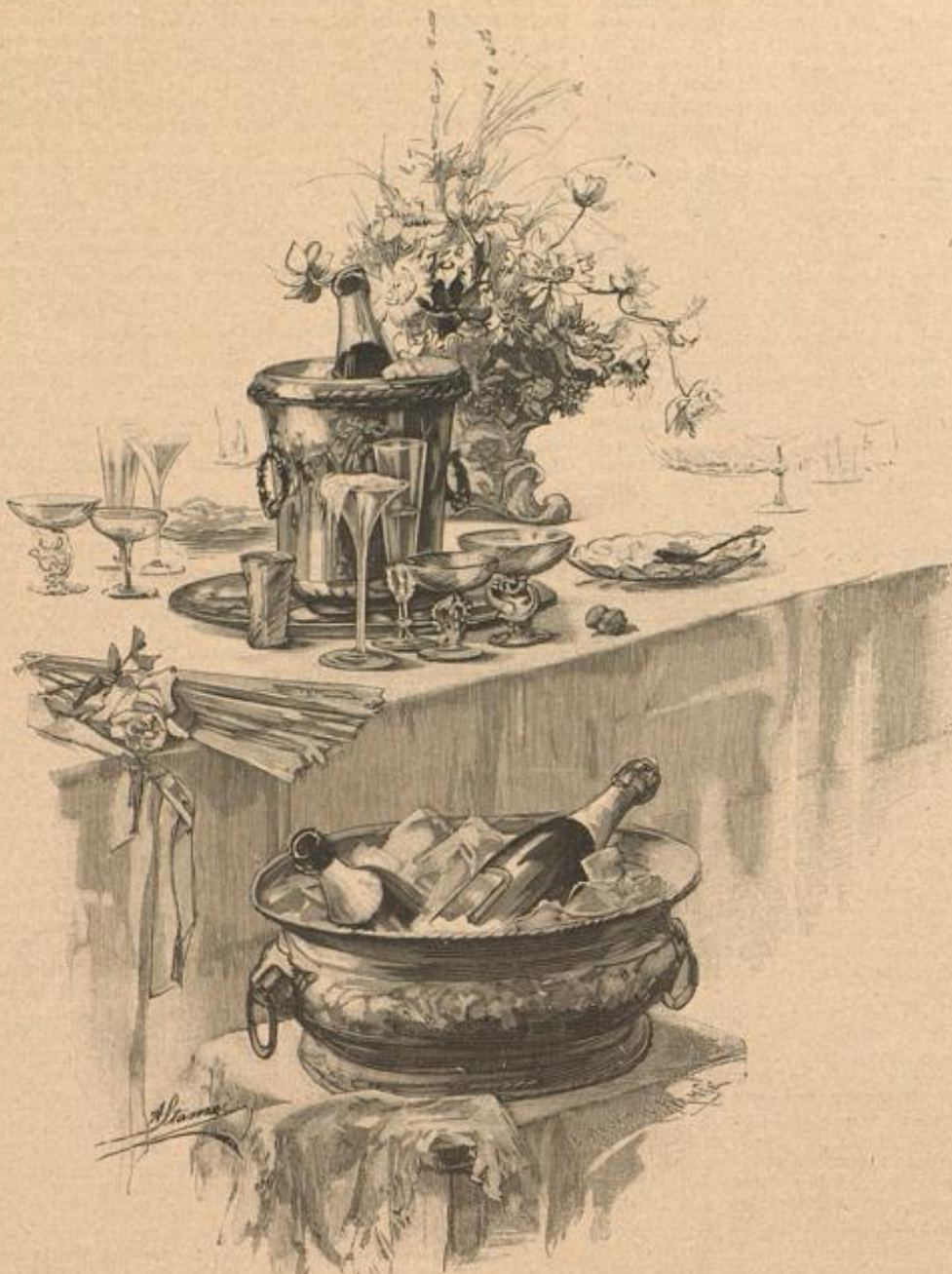
Westfälischer Pumpernickel (XV, 224). — Derselbe wird meist ohne jede Anwendung von Sauerteig oder anderen Gähnmitteln aus Roggenmehl bereitet. Doch weicht das unter dem Namen Pumpernickel bekannte, sehr gesunde und nahrhafte Schrotbrod in den verschiedenen Gegenden Westfalens nach Farbe, Ansehen und Geschmack oft sehr von einander ab. Dieser Unterschied liegt nicht am Material, sondern entsteht nur durch die verschiedenartige Behandlung beim Baden; an manchen Orten wird die Badzeit nur auf drei Stunden berechnet, meistens aber währt sie viel länger, bis zu 24 Stunden. Unter den mancherlei Recepten, die sich in Einzelheiten von einander unterscheiden, sei das folgende bestens empfohlen: Zu der Hälfte des zu verbadenden Schrotmehles wird in einem Vordroge so viel heißes Wasser hinzugefügt, daß man die Masse gut durchkneten kann. Dann ballt man den Teig zu einem Haufen zusammen und läßt ihn an einem mäßig warmen Orte etwa 10 Stunden ruhig stehen, muß ihn aber durch eine dicke Decke gegen Abkühlung schützen. Hierauf wird die Masse mit dem noch übrigen Mehl und noch etwas Wasser zu einem recht steifen Teig verarbeitet. Das Kneten erfordert Kraft und Geschick und muß so lange fortgesetzt werden, bis der Teig nicht mehr an den Händen haften bleibt. Nun formt man daraus glatte, viereckige Brode, oft 15 bis 25 Kilo Gewicht, die sofort in den geheizten Backofen geschoben werden. Dieser mißt in der Regel nur 1 bis 1 1/2 Quadratmeter und wird nach dem Einschleiben der Brode zugemauert und erst nach beendigter Badzeit, meist nach 16 Stunden, geöffnet. — Andere schieben die Brode zuerst auf Brettern in den geheizten Ofen, nehmen sie, wenn sich eine Rinde gebildet hat, heraus, bestreichen die Oberfläche mit Wasser und bringen sie dann abetmals in den Ofen, dessen Thür nun erst mit Lehm verstrichen wird. Bei diesem Verfahren bleiben sie das zweite Mal nur etwa 4 Stunden im Backofen. C. W. in Dösnabrück.

Rathschläge.

Kal in Gelée. — Man zieht dem Kal die Haut ab, schneidet ihn der ganzen Länge nach am Rücken auf, nimmt ihn aus, wäscht ihn mehrere Male und rollt ihn auf, unwidelt ihn sorgfältig mit einem schmalen Streifen Stoff oder Band und legt ihn in einem emaillirten Topf mit Wasser, etwas Essig, Wein, Citronensäure, Lorbeerblatt, Muskatblüthe, Schalotten, einigen weißen Pfefferkörnern und Salz auf's Feuer, läßt ihn gar kochen und aufgerollt erkalten, nachdem man vorsichtig das Band entfernt hat. Die Brühe feigt man durch und läßt sie bis zum anderen Tage stehen. Sodann entfernt man von der Brühe den Bodensatz und die Fettlage, giebt aufgelöste, weiße Gelatine dazu, läßt sie aufkochen und füllt sie durch einen Gelée-Beutel auf den in Scheiben geschnittenen und auf einer flachen Schüssel hübsch arrangirten Kal vorsichtig auf. Man kann auch den Kal vor dem Aufrollen mit einer Fleischfarce belegen und abdann kochen. A. G.

Apfel in Gelée. — Man schält 12 Borsdorfer Äpfel, schneidet sie in Hälften, löst das Kernhaus heraus und kocht lehreres sammt der Schale in hinreichendem Wasser, seigt dieses durch, nimmt davon etwa 1/2 Liter und ebenso viel Weißwein, ferner die Schale einer Citrone, 125 Gr. weißen Candis-Zucker und kocht darin die halben Äpfel auf beiden Seiten weich, — aber behutsam, damit ihre Form nicht leide. Hierauf läßt man sie abtropfen und ordnet sie in eine Compostschale, füllt den Saft, wenn er zu Gelée eingekocht ist, auf einen Teller, schneidet, wenn er erkaltet ist, Streifen daraus und vergießt damit die Äpfel. E. M.

Frau Rittergutsbesitzer M. F. — Das Umbrechen der Servietten zu Hügeln ist nicht mehr Mode; über Tisch-Arrangements bringen wir demnächst einen Artikel.
Langjährige Abonnentin in P.-burg. — 'Alphede' schon bekannt; „Swigeeon" leidet der Form nach nicht brandbar.



Nachdruck verboten.

Sekt!

Eine Plauderei von Hanns von Spielberg.

Als ich leichtfertiger Jüngling einmal meinen guten, lieben Großpapa als Gast an unserem Freundes-tisch in dem gemütlichen Hinterzimmer bei Drossel hatte und fast am Schlusse des kleinen Dinners eine Flasche Pommery Greno bestellte, runzelte der alte Herr gewaltig die Stirne und raunte mir zu: „Leichsinn, Leichsinn, Sekt trinkt man wohl zu Hochzeiten, Kindtaufen und anderen hohen Festen, aber...“

„Aber ich habe ja doch weder Gelegenheit zu einer Hochzeit, noch gar zu einer Taufe,“ konnte ich damals noch mit gutem Gewissen entgegnen. „Und was die sonstigen Feste anbetrifft, so zähle ich Großväterchens Besuch ganz entschieden zu den höchsten.“

Großväterchen brummte och etwas von Karrenspoffen in seinen weißen Schnauzbart, — getrunken hat er den Pommery dennoch, und wenn mich nicht Alles täuschte, so hat er ihm sogar ganz vortrefflich gemundet. Ich Springindiewelt aber meinte nun erst recht, daß ein hohes Fest (und die Gelegenheiten für die Constatirung von hohen Festen fand ich allezeit) ohne Sekt, — echten — französischen natürlich, — ganz unmöglich sei....

Wie sich doch die Zeiten ändern! Heute habe ich mich im Kreislauf der Dinge fast schon ganz zur Ansicht von Großväterchen bekehrt und wende und drehe die Börse zehnmal herum, ehe ich mir eine Flasche „Schaum“ leiste, obwohl sie mir gerade so vortrefflich mundet, wie damals der Pommery meinem lieben Großpapa.

Es mag wohl daher kommen, daß die Feste seltener werden, wenn das Haar sich bleicht. —

Und andererseits wiederum muß ich doch auch heute noch gestehen, ein gutes Diner ohne ein Glas Sekt, ein glänzendes Ballfest ohne pridelnden Champagner vermag ich mir nicht zu denken. Der Sekt ist sicher nicht die Krone der Weine, wenn man ihn auch den „Wein der Könige“ getauft hat, aber er ist ein prächtiger Gefell, der wie kein anderer die Herzen und die Zungen löst, der den schwerfälligen Geist zum rascheren Tempo zwingt, — ein treuer Schutzgenosse des lachenden Humors. Und mag man es einen kleinlichen Rückblick nennen, mir ist die Erinnerung dennoch werth und theuer, und jedesmal steigt sie in mir empor, wenn ich mein Spitzglas erhebe: im schäumenden Sekt trank ich jederzeit dem Wohle meines Kaisers, mit perlendem Schaumwein stieß ich zum ersten Male mit meiner Braut an, und, das Champagner-Glas in der Hand, küßte die Gattin mir beim Hochzeitsmahle leise zu: „Ich habe Dich lieb, so lieb!“

Ja, ja, der alte Dom Perignon, der wadere Benedictiner von der Abtei Hautvillers, dem man, sei's mit Recht oder Unrecht,

edlen Dame einjt der treffliche Stettenheim sang:

„Begehretes Weib, das keinen Korb gegeben,
Als den man selber sich bei dir bestellt.“

und in unseren trefflichen deutschen Schaumwein-Fabriken: man thut daher Unrecht, von echtem und unechtem Sekt zu sprechen, und dabei echt mit französisch und unecht mit deutsch synonym zu stellen. Höchstens könnte man definiren: echt ist jeder Schaumwein, in dem die Kohlensäure, „der Mousseur“, lediglich durch Gährung unter Zusatz von Zucker und Cognac erzeugt wird, — unecht dagegen derjenige, dem die Kohlensäure künstlich eingepumpt ist; der letztere verdient aber überhaupt nicht den Namen Champagner, er ist eine Limonade gaxense und nicht mehr.

Allerdings gehöre ich für meine Person nicht zu jenen, welche den deutschen Schaumwein dem Geschmack nach über jeden französischen stellen oder den ersteren doch unbedingt für voll gleichberechtigt erklären. Wenn ich mir ein offenes Urtheil erlauben darf, so meine ich, die Sache liegt denn doch wohl etwas anders; die ersten und ältesten Häuser der Champagne: Cliquot, Moët, Deutz, Geldermann, Pommery, Koederer, und wie sie noch heißen mögen, haben sich für ihre Erzeugnisse immer noch einen nicht zu bestreitenden Vorrang bewahrt, und er wird ihnen so leicht nicht zu nehmen sein. Einmal eignet sich die auf dem Kalbboden der Champagne in guter Lage gewachsene Traube, über welche sie verfügen, vorzüglich zur Fabrikation, dann gebieten jene Weltgeschäfte über enorme Lager und so reiche Mittel, daß sie auch in schlechten Jahren aus ihren Beständen ein vortreffliches „Cuvee“, — so nennt der Fachmann den Zusammenstück verschiedener Weinsorten vor dem Beginn der Fabrikation, — herstellen können, und endlich arbeiten sie auf Grund langer Erfahrungen und mit geradezu mustergeräthigen Einrichtungen. Aber Alles dies gilt auch nur für die besten Sorten der allerersten Champagner-Häuser und läßt sich keineswegs auf die Anzahl von billigen und erst recht zu theuren Marken übertragen, mit denen Frankreich uns außerdem überschwemmt. Den Letzteren sind die Schaumweine unserer guten deutschen Fabriken allerdings durchweg überlegen. Meine persönliche Ansicht ist also die: der vaterländische Schaumwein ist vorzüglich, er mündet und bekommt gut, ergo ich bevorzuge ihn, zumal er bedeutend billiger ist. Das hindert jedoch nicht, daß ich mir und meinen Gästen, so es nämlich meine Mittel erlauben, auch wohl einmal ein Glas französischen Champagners, — bester Marke aber, — vorsetze; ebenso trinke ich ja auch meinen Bordeaux, ohne mich für minder patriotisch gesinnt zu halten, denn:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Frauymann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.“

Die sogenannten Kosterproben, von denen uns Braun-Wiesbaden in seinem Champagner-Büchlein ein köstliches Beispiel giebt, können für mich nicht maßgebend sein, wenn

die Entdeckung der Kunst zu schreiben, moussirenden Champagner herzustellen, war kein so übler Klosterbruder. Wir sind ihm zu herzlichem Dank verpflichtet, und verfüge ich über Meister Grüner's Palette, ich möchte ihn wohl malen, wie er unten im tiefen Keller der Abtei zum ersten Male, — es ist jaft hundertneunzig Jahre her, — dem amuthigen Tanze der Gas-Atome in schöngeliffenen Kelchglase zuschaut und die feinen Pippen zum ersten Trunkte spist. Dergute, menschlichfreundliche Dom hat jedenfalls den ersten Grund zu einer rationalen Champagner-Fabrikation gelegt, während der wohlältere italienische Spumante ein immerhin roheres Naturgewächs geblieben ist.

Der Champagner ist nämlich wirklich ein Fabrikat, und daß ich es gleich sage: die Art der Fabrikation ist heute dieselbe in den Kellereien der geliebtesten aller Witwen, der Beude Cliquot nämlich, von welcher

auch die bewährtesten Jungen dabei Koederer und irgend einen deutschen Schaumwein verwechseln. Jeder wirkliche Weinkenner weiß ganz genau, wie unendlich schwer es ist, sich bei längeren Proben eine ungetriebene Zunge zu erhalten, zumal beim Champagnerproben, — wenn der Sekt hübsch kalt gemacht ist!

Die deutsche Schaumwein-Fabrikation hat jedenfalls ein gutes Recht, auf die bis heute errungenen Erfolge stolz zu sein, denn sie erkämpfte sie sich im Widerstreit mit schweren Vorurtheilen und mußte herbes Lehrgeld zahlen, ehe sie ihre heutige Höhe erreichen konnte. Seit dem Jahre 1826, in welchem (eine wohl wenig bekannte Thatsache) die erste deutsche Schaumwein-Fabrik — zu Grünberg in Schlesien gegründet wurde, hat die vaterländische Industrie sich langsam, aber stetig vergrößert und in den letzten Jahrzehnten, trotz erdrückenden Wettstreites, den Weltmarkt erobert. Ueberall in unseren heimischen Weinländern sind großartige Etablissements für die Schaumwein-Bereitung entstanden, abgesehen von allen Andern zum wahren Heil unserer Winzer, denen sie einen gesicherten Absatz auch bei ungünstiger Coniunctur gewährleisten, — überall hat der deutsche Schaumwein sich aber auch ein Heimathsrecht auf unseren Tafeln erworben, und die Fälle werden immer seltener, in denen er unter fremder Flagge zu segeln gezwungen ist. Der moussirende Hochheimer, die Weine von Kloss und Förster, von Ewald in Radesheim, von Hoehl in Geisenheim, der in Schlesien überall eingeführte vorzügliche Sekt von Grempler aus Grünberg und eine große Anzahl anderer Marken verdienen eine uneingeschränkte Anerkennung.

Die Auswahl der Weine ist gewiß meist das sorgsam gehütete Recht des gestrengen Hausherrn, aber ich erinnere mich doch auch mit besonderem Vergnügen kleiner, reizender Dinners, von denen ich weiß, daß die Gnädigste höchstselbst die Directiven über die Weine ausgegeben hatte, — nicht zum Nachtheil der Gäste! Da dieser Fall also constatirt ist, darf ich vielleicht ein wenig über die Wahl und das richtige Einfügen des Sektes plaudern, wobei ich weniger dem üblichen Schema, als, egoistisch genug, meinem persönlichen Geschmack folge.

Ich halte es zum Beispiel, grade heraus gesagt, nicht für richtig, während eines ganzen Dinners zwischen den übrigen Weinen unaufhörlich Sekt einschenken zu lassen, wie ich es bei einigen glänzenden Dinners in Hamburg sah. Der pridelnde Schaumwein darf nur eine Etappe gleichsam in der Aufeinanderfolge der Kellergewässer bilden, man darf ihn nicht einmal zu früh in's Gesicht führen, — als Haupttruppe nämlich. Wohl aber empfiehlt es sich, vorausgesetzt, daß man nicht etwa St. Peray zu Aultern bestimmt, ein oder einige Gläser unmittelbar nach der Suppe als Traillieurs zu geben, denn hier kommt die animirende Wirkung des pridelnden Champagners am besten zur Geltung; er verjüngt gleich von Anfang an die leise Befangenheit, welche nur zu leicht die erste Viertelstunde jedes gesellschaftlichen Zusammenseins störend beeinflusst. Als Reserve soll der Sekt jedoch erst zum Braten erscheinen, ja, man darf mit ihm bis nach demselben warten, und es genügt dann, — vielleicht ist auch dieser praktische Wink nicht unerwünscht, — wenn man auf etwa drei Personen eine Flasche rechnet: wohlverstanden bei einem sonst reichhaltigen, mit verschiedenen Weinsorten garnirten Menü. Für den Sekt nach der Suppe empfiehlt sich ganz besonders ein kräftiger, trockener und weniger süßer Mousseur, wie ihn die rheinischen Riesling-Trauben so vortrefflich liefern, oder etwa ein Deutz und Geldermann extra dry, — für den später zu servirenden Champagner eine leichtere und ein wenig süßere Marke. Indessen wird man hierbei der Zusammenfügung der Tischgesellschaft billige Rechnung tragen können: bei Herrendinners findet der herbere Sekt erfahrungsmäßig mehr Anklang. Soll durchaus, wie dies in England vielfach Gebrauch, zu den Mittelstufeln noch eine besondere Marke eingeschoben werden, so muß es eine der trockneren, mehr „körper“ darbietenden sein: der deutsche Spatling Hoch, — der moussirende Hochheimer, — hat sich grade durch diese Eigenschaften so viele Freunde bei den britischen Kennern geschaffen. Schaumwein bei einem Ball-Souper soll möglichst leicht sein.

Die Wahl der Gläser gehört zu dem unbestrittenen Ressort der Hausfrau, und sie spielt grade für den Sekt eine hervorragende Rolle. Als ich in die Geheimnisse des Champagnertrinkens von erfahrenen Freunden eingeweiht wurde, kannte man eigentlich lediglich die hohen Spitzgläser, denen dann die flachen Schalen lebhaftere Coniuncturen machten, während jetzt vielfach ein fuslozes, fast becherartiges Glas auf unseren Tafeln aufsteht. Wenn ich offen sein soll: ich gebe dem alten Spitzglas, als dessen Erfinder der wadere Dom Perignon in höchst eigener Person gerühmt wird, unbedingt den Vorzug, da sich in ihm der Mousseur am schönsten entwickelt und am längsten hält. Nur für den unmittelbar nach der Suppe gereichten Sekt lasse ich eine andere Form gern gelten, einmal der Abwechslung halber und dann auch, weil er schneller getrunken wird, — hier sind z. B. zierliche, rosa angehauchte Krystallschalen oder die buntbemalten kleinen Becher völlig an ihrem Plaze. Sehr bemerkenswerth ist mir stets ein Wink erschienen, den ich einem bewährten Fachmanne verdanke: Sektgläser dürfen nicht unmittelbar, ehe sie auf den Tisch kommen, gepült werden. Grade die feinen, dem Auge unsichtbaren Staubpartikeln, welche sich in jedem ganz trockenem Glase angelegt haben, tragen wesentlich zur Erhöhung des Mousseurs bei, indem sie die Kohlensäure-Bläschen sammeln, sie dann aufschneiden und in Bewegung halten.

Und wie servirt man den Sekt? Es wäre abgeschmackt, dafür eine besondere Regel ertheilen zu wollen, denn für größere Gesellschaften ist ja das bequeme Eingießen aus der weiß umhüllten Flasche durch den Diener allgemein üblich geworden. Im kleineren Freundeskreise aber ergibt es sich von selbst, daß jene im Sektflüßler an (oder weniger gut) auf den Tisch gebracht wird. Ich möchte nur jenen abscheulichen Silbertröpfen den Krieg erklären, die man gemeinhin als Sektflüßler sieht; sie sind in ihrer langweiligen cylindrischen Rundung gradezu geschmackswidrig und mahnen mich unwillkürlich an die Restauration. Wie reizend ist dagegen ein breiter, bronzener Kübel, in dessen Gefäßung sich bequem mehrere Flaschen betten, und der auf einem niederen Tabouret sich recht handlich zur Seite des Hausherrn rollen läßt.

Was wohl Großväterchen sagte, wenn er diese spaltenlange Abhandlung über den Champagner aus der Feder seines leichtsinnigen Enkels lesen würde? —

Zu dieser Nummer gehört ein Weisblatt und ein Modenbild.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 13.

Wöchentlich eine Nummer.
Dietzeljährl. 2 1/2 M.

Berlin, 21. März 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.



Niemand merkt, daß der Malte leise aufsteht und fortgeht . . .

Der Schatz von Hiddensee.

Eine Rügenener Geschichte von Wanda Bartels.

Mit Illustrationen von Hans Bartels.

(Schluß.)

„Und was thun sie mit den Steinen?“ fragte der Wirth.

„Was sie damit thun? hm —“ jagt der Schullehrer, „hm — nun, sie werden damit spielen und sich die Zeit vertreiben, — haben ja so nichts zu thun in der Stadt! Uns kann's gleich sein, wenn sie nur zahlen, und das thun sie. Und dann hat er noch gesagt, wir, nein ich sollte ihm Alles schicken, was wir finden, nicht nur, was von Stein ist, auch Eisenstücke, Knochen und kleine Münzen; er zahlt sie gut, und uns sind sie nichts werth.“

„Na, dann mag er dies wohl auch nehmen,“ meint der Wirth und langt von dem Brett, auf dem die Schnapsflaschen stehen, ein steinernes Messer mit mühevoll gearbeitetem Griffe, das er dem Schullehrer hinhält.

„Glaub' schon,“ sagt dieser, „solche hatten sie viele, aber sie wollen ja immer mehr davon haben. Ich nehm's einmal mit und frag' für Dich.“

„Ich fand einmal beim Kartoffelhaden ein kleines grünes Stück Eisen,“ jagt ein Anderer, „war aber ein Loch darin und ein kleiner Ring durchgezogen. Ich gab's den Kindern zum Spielen, will aber sehen, ob sie's noch haben, dann bring' ich es Dir.“

„So'n Art Zeug's hab' ich auch gefunden,“ sagt wieder Einer; da mischen sich die näselnden Töne einer Zieh-Harmonika in's Gespräch, und während sich lachende, schwappende Paare in die Wirthsstube drängen, merkt Niemand, daß der Malte leise aufsteht und fortgeht.

Der Nachtwind umfächelt ihn, wie er hastig über den kühlen Sand schreitet, neugierig plätschern die Wellen zu ihm hin, dessen hallender Schritt die Ruhe der Nacht stört; er merkt es nicht, denn unklare, wirre

Pläne und Gedanken ringen in ihm nach Gestaltung. Ah, wenn das Gold erst fort wäre, das ihnen den Fluch bringt, wie die Marte gesagt hat!

Sein eiliger Schritt wandelt sich in Laufen, leuchtend rennt er durch den Sand.

Auf dem Steine, der eine Art Stufe vor ihrer Hausthür bildet, lauert die Marte; sie hat die Hände um die Kniee geschlungen und sieht hinaus in die See, wo die Wellen leise zerfließen, und ihr Kopf hat nur einen Gedanken: wenn nur der unselige Schatz fort wäre, der uns unehrlieh macht! — Da hört sie Schritte, erkennt den Laufenden, und mit leisem Schreckensrufe springt sie auf.

„Malte, um Gotteswillen —“

„Der Schatz,“ leucht er.

„Sie wissen es, sie kommen, Malte!“

„Nein, nein, das ist's nicht; wir können ihn verkaufen, nach Stralsund,“ sagt der Schulmeister!“

„So hast Du's ihm gejagt?“

„Nein,“ giebt er zurück und erzählt ihr, was er im Wirthshause gehört hat.

Einen Augenblick leuchten ihre Augen, dann aber legt sie die Hand auf seinen Arm und entgegnet:

„Und wie willst Du den Schatz nach Stralsund bringen? Du hast kein Boot, auch kein Geld, Dir eines zu miethen. Willst Du den Schullehrer bitten, damit er Dich fragt, wo Du das Gold fandest? — Nein, Malte, es klebt uns an, es ist nicht abzuschütteln, Du siehst es! . . .“

Und der Schatz blieb im Hause.

Der Herbst zieht über das Land. Der Wind steht in seinem Dienst, und er räumt auf. Er jagt die Wildgänse mit zerzausten Federn von dannen, er scheucht die Wachteln und die Seeschwalben auf, und sein

pfieifender Athem weist ihnen den Weg zu anderen Gestaden. Er knickt die leeren Distelköpfe, denen er längst schon die besiederten Krönchen geraubt hat. Leise breitet er kalten Reif über die letzten Blüthen der Heide, über das Gras und die krüppeligen Hollunderbüsche im Dorfe. — einmal, — zweimal, bis sie braun und starr seinem eisigen Odem still halten. Er braust durch die Kiefern, und knisternd opfert der Wald seine dürren Nadeln. Er wütht in der See, er thürmt die Wellen zu Bergen, treibt sie gegen das Kreide-Ufer, um sie donnernd zu zerbrechen; die Menschen bergen sich in ihren Hütten, die der Wind umstößt, und schwagen von alten Zeiten; nur der Zollwächter wandelt einsam über die Düne, sein mürrisches Gesicht im Manteltragen schützend.

Der Wind streicht mit schneidender Kälte über die Düne, Tag für Tag, Nacht für Nacht, doch sie erstarret nicht. Immer wieder entgleitet der feine trockene Sand in flüchtigen Wolken und läßt sich vom Frost nicht halten. Der Wind jagt hinterher und treibt den Sand in das Dorf, durch die Gassen und knisternd gegen die Fensterscheiben von dem einsamen Hause in der Düne. Dort läßt er ihn fallen und lauscht —; was hört er? —

Die Marte sitzt am Tische und hat die Hände in den Schoß gelegt. So unthätig war sie sonst nicht. Der Malte tritt ein.

„Was siehst Du da,“ sagt er, „hast Du die Kartoffeln im Keller umgehauelt?“

„Warum wohl, Malte?“ fragt sie gleichgiltig, „sie werden ja doch verderben, es wird nichts helfen.“

Er schüttelt den Kopf.

„Ich will die Fenster im Stall verstopfen,“ sagt er, „damit es dort wärmer wird.“

„Warum denn, Malte? Die Schafe werden ja doch erziehen; es nützt uns nichts, Du weißt, — seitdem —“

Mit tiefem Heulen fährt der Wind in den Schlot und steigt winnend wieder empor, immer heller und höher pfieifend; er faßt das moosbeichwerte Dach und schüttelt es, und er raßt um das Haus, als wollte er es umreißen.

„Hörst es, wie der Wind uns droht? Alles droht uns seitdem —, das ist der Fluch, den uns der Schatz gebracht hat, ich hab's gewußt!“

„Närrin, mit Deinen Einbildungen,“ sagt der Malte.

„Ich geh' einmal zum alten Bedmann und bitte ihn um eine Egge oder sonst etwas, um das Dach zu beschweren, sonst hebt der Wind es uns über dem Kopfe ab.“

„Geh' nur zu, Malte, es wird doch nichts helfen. Das Unglück wohnt bei uns.“

Er geht und kämpft sich durch den rasenden Sturm bis in des alten Bedmann Haus, und mit ihm gehen die Gedanken, wie die Marte so anders geworden, seit der unselige Schatz in's Haus kam.

Der alte Bedmann sitzt allein in der Stube und schnibelt Späne.

„So, so, der Malte,“ sagt er und bietet ihm die Hand.

„Arg' Wetter draußen,“ meint Malte.

„Ja, ja, arg' Wetter.“

„Thut viel Schaden,“ fährt Malte fort.

„Ober Nutzen,“ entgegnet der Alte, mit den schlauen Augen blinzelnd. „Lebt wohl nicht Jeder vom Sonnenschein und Fische jangen.“



.. es kippt, — es flürzt, — ein dummer Kaut, und der Wind fuhr fliegend über die Stätte . . .

„So?“ sagt der Malte. „Du hast wohl neuen Branntwein bekommen? Der Zollwächter scheint zu wittern, daß die Bark von gestern hier etwas verloren hat, was er nicht finden soll, denn er geht mit zornigem Gesicht auf der Düne hin und her.“

„Mag er nur auf und nieder rennen. Diesmal ist's nichts. Aber in drei Wochen vielleicht, wenn das Barkschiff von Schweden zurückkommt.“

Einen Augenblick schweigen Beide, dann beginnt der Malte von Neuem:

„Ich wollte fragen, ob Du eine Egge übrig hast für mein Dach?“

„Ja, — der Sturm könnte es herunterreißen, und es ist nicht immer angenehm, wenn die Sonne Alles sieht,“ lacht der Alte.

„Wir haben nichts zu verbergen,“ erwidert der Andere gereizt.

„So? — Ist mir auch recht. — Aber wart' einmal,“ und er schließt den Wandschrank auf und tramt darin, „ich wollte Dich schon lange fragen, — wo es nur geblieben ist, — ah, — da haben wir's, — kennst Du das?“ und er hält Malte ein blinkendes Ding entgegen, — eines der Ornamente aus dem ungeligen Schmud.

„Das,“ stottert der Malte, „das? Ich weiß nicht, — ich glaube —“

„Du wirst es wohl verloren haben,“ sagt der Alte.

„Ich sah die Marte mit einem Manne auf der Düne stehen an dem Morgen, als Du gekommen warst und es noch Niemand wußte, und ich war neugierig, zu erfahren, wer der Mann wäre, der bei der Marte stand; aber bis ich hinauskam, waren Beide fort, und dies Ding lag im Sande. Ich hob es auf und dachte, sie würde schon danach fragen, aber Keiner frag danach. Warum fragen sie nicht darnach, dachte ich? Entweder sie haben noch mehr davon, sodaß sie das Eine nicht missen, — dann sind sie reich; oder sie trauen sich nicht davon zu reden, — dann geht's nicht mit ehrlichen Dingen zu. — Nun frag' ich Dich.“

Der Malte ist bleich geworden, und mit gepreßter Stimme antwortet er:

„Du hast uns in der Hand, Beckmann. Geh' hin und zeige mich an! Ich will drum nichts sagen, wenn nur der unglückliche Schatz aus dem Hause kommt. Eher werde ich doch nicht froh, und die Marte auch nicht.“

„Narr, der Du bist! Meinst, ich zeig' Dich an? Was hätte ich davon? Viel unnütze Wege und Plage vor Gericht. Sei nicht so dumm, Malte; geh', bring mir den Schatz, ich sang's schon pffiffig an, thu' ihn nach Stralsund. Hast wohl vom Schulmeister gehört, daß sie dort allerlei brauchen. Ich bring's ihnen nach und nach und sag' ihnen, wir hätten's im Sande gefunden.“

„Komm mit mir, gleich, hol' ihn Dir selber, sonst befinnst Du Dich anders, — komm, ich gebe Dir das Gold: mach' damit, was Du willst, wenn es nur fort kommt!“ Und er reißt den Alten mit sich durch den Wind und den wirbelnden Sand nach dem Hause in der Düne.

Die Marte sitzt müßig am Fenster, wie sie es immer thut, schon den ganzen Sommer hindurch; gleichgiltig wendet sie den Eintretenden das Antlitz zu, und hört, wie der Malte mit bebender Stimme sagt, um was es sich handelt; gleichgiltig weist sie mit den Augen dahin, wo das Gold verwahrt ist.

„Nimm,“ sagt sie ruhig, „es wird nichts helfen; der Schatz wird wiederkehren, denn er klebt uns an, und das Unglück mit ihm.“

Der alte Beckmann nimmt den Schatz an sich und läuft nach Hause; ihm graut vor der Marte, und er ist doch sonst nicht ängstlich. Dann bringt er von Zeit zu Zeit Geld für den Malte; der giebt's der Marte und Keiner sagt, wofür oder woher es kommt. Sie nimmt's und thut es jedesmal genau an die Stelle, wo der Schatz gelegen und spricht:

„Es nützte nichts, ihn fortzugeben, ich wußte ja, daß er wiederkehren würde.“

Der Malte aber verzweifelt fast. Wer sieht es, als der Wind, der nimmer ruhende. Er sieht die Marte, wie sie mit verschlungenen Händen am Fenster sitzt, Tag für Tag; er sieht Augen, die schlaflose Sorge roth umrandet, er sieht, wie die Leute auf der Landstraße flüsternd beisammen stehen und nach dem einsamen Hause in der Düne deuten. — Aber er sieht noch mehr. Er sieht Boote zum Fischfang fahren und schuppengliedrig wiederkehren; er weiß aber auch, daß die Boote manchmal nächtens heimkommen, vollbeladen, und daß dennoch des anderen Tages nicht viel Fische auf Hiddensoe vorhanden sind, dafür aber Branntwein und Rum, die man vor des Zollwächters Augen zu verbergen trachtet.

Wie der Wind heult! Er wirbelt den Sand gegen die Fensterscheiben, rüttelt die morschen Rahmen und scharrt mit den trockenen Nesten an den niedrigen Kalkwänden. Er tobt und rast, als wolle er sprechen, war-

nen, schelten; seiner donnernden Stimme lauschen Wasser und Wald, doch den Menschen bleibt sie unverständlich. Das bleifarbene Meer athmet tiefer wie ein Mensch, der lange gelauert. Es ist außer Athem vom Tanz mit dem Sturme, vom herblichen Tanz, der durch Tage und Nächte währt. Dickflüssig heben und senken sich die Bogen, groß, schwer und gewaltig; das Boot, das ihren schaum- und glanzlosen Rücken beschwert, scheinen sie nicht zu fühlen. Eine Welle hebt es der anderen entgegen, geradeaus tragen sie es in die See. Auch der Mann im Boote achtet nicht auf des Wassers Heben und Senken; seine Gedanken gehen rückwärts.

Wie war's doch? Ja, der Alte war gekommen und hatte gesagt: „Malte, draußen in der See hat der Schwede ein paar Fäßchen verloren; die Stelle kennst Du an den grün-weißen Bojen, kaum eine Viertelstunde von hier gerade aus. Ich kann nicht selber hin, sie herauszufischen, da man ein Auge auf mich hat, — so war's gut, wenn Du gingest.“

Der Malte konnte sich nicht weigern. „Geh nur,“ hatte Marte gesagt, „es hilft nichts, es ist der Schatz, der Dich hinaustreibt, — eine Hand wäscht die andere.“

So war er gegangen. Wie närrisch, als er aus der Hausthür trat, hatte der Wind ihn fest gegen die Mauer gedrückt, als wollte er ihn nicht hinauslassen. Ja, als ob der Malte sich von einem Windstöße halten ließe, von einem Bißchen von Wind, wie dieser! Er hat anderen Sturm gesehen. Wie gleichmäßig der Wind bläst; keine Launen, keine Stöße: steif füllt er das braune Segel, dessen Tau in Maltes Hand liegt. Wie gleichmäßig die Bogen rollen, — eine, zwei, — die dritte; etwas größer und länger als die ersten, aber eben so ruhig, so ernst, so ohne jede Erregung. Es ist fast ein Vergnügen, so zu fahren; sich heben zu lassen, — zu gleiten; jetzt hoch zu steigen, — jetzt hinunter in einen Abgrund. Und Alles ringsum so ruhig, nichts als der Wind und das leise Reiben der rostigen Ringe in den eisernen Haken. Es ist doch schön auf der See, schöner als daheim mit der Marte, die so traurig verändert ist, die Arme! — Ach ja, die Bojen. Schwimmt da nicht etwas? Er läßt das braune Segel zusammen-sinken und ergreift einen Bootshaken. Aufrecht stehend erwartet er den Moment, das grün-weiße Holz zu sich heranziehen zu können. Jetzt, — geschickt schleudert er es in's Boot, wirft den Haken hin, kniet nieder und beginnt, mit einer Hand vor die andere greifend, sein Boot an dem Tau zu dem Fleck hinzuziehen, auf dem das Fäßchen liegt. Wie das Boot schaukelt! Wie die Bogen mit ihm spielen! Traust Du dem Meere, Malte, das Du so lange kennst?

Wiel nasses Tau häuft sich vor seinen Knien, immer näher schleppt er das Boot zum Ziele, — jetzt, — ei, die Bogen! Sie drehen und drehen es, daß es fast schon wagerecht in eines ihrer Thäler zu liegen kommt. Das darf nicht sein. Die eine Hand hält das Tau, die andere greift zum Ruder. Da wächst eine Woge daher, groß wie das Schicksal; von der Längsseite schiebt sie sich unter das Boot, — es kippt, — es stürzt, — ein dumpfer Laut, — und der Wind fährt klagend über die Stätte.

Klagend streicht er über das Eiland und wimmert durch die Gassen, daß der Malte todt ist und nicht wiederkehrt, aber die Menschen verstehen ihn nicht. Nur Eine versteht die Botschaft, die er ihr durch das kirrende Fenster zuweht, und wie sie mit großen, starren Augen in den Wind sieht, spricht sie leise:

„Ich wußte ja, daß er nicht wiederkehrt, es war der Schatz, der ihn forttrieb, der ungelige Schatz von Hiddensoe! . . .“

Rachdruck verboten.

Unsterblichkeit.

Von H. Billinger.

Der Landwirth Osen gehörte nicht zu denjenigen Wittvern, welche man am Grabe ihrer Frau verhindern mußte, dem Sarge nachzuspriegen. Seine offene Natur ließ unschwer durchblicken, daß es allerlei Dinge gab auf dieser Welt, die ihn zurückhalten vermochten. Er bemerkte sogar die theilnehmenden Blicke, welche seine stattliche Erscheinung freisten, als er zwischen seinen beiden schluchzenden Kindern und dem ganz verzweifelt thuernden Hausgefinde den Friedhof verließ, der sich zwischen dem Städtchen und seinem freundlichen Landgute hinzog.

Zu Hause fehlte nichts an der Zubereitung des Mahles, und es sah so wohllich, so bequem und nett aus wie immer, — nur die unscheinbare Gestalt der Hausfrau fehlte. Sabine, eine entfernte Verwandte derselben, brachte die Suppe, theilte sie aus und setzte sich auf ihren alten Platz, dem leeren Stuhle gegenüber. Die kleinen Mädchen saßen pflichtschuldigst, wobei ihnen

die Thränen über die Wangen rollten; auch Sabine weinte, ohne einen Laut von sich zu geben.

Osen dachte bei sich selbst: der leere Stuhl muß mir weg, — es ist eine unnötige Erneuerung des Schmerzes.

Allein am anderen Tag vermochte er es doch nicht über sich zu gewinnen, den Stuhl bei Seite zu setzen, und also hatte er wieder ein höchst verstimmtes Mittagessen. Schmerz, Trauer, überhaupt alle Unannehmlichkeiten des Lebens, griffen ihn nach seiner Meinung tiefer an, als andere Menschen, und darum war es ihm von jeher als eine Pflicht der Selbsterhaltung erschienen, sich dergleichen Gefühle fern zu halten. Die unbehagliche Stille im Hause drückte auf ihn, und er suchte nach einer Gelegenheit, um sich in der Rolle des vernachlässigten und schlecht bedienten Wittvers zu geben, allein dazu zeigte sich nicht die geringste Veranlassung. Er warf sich auf's Pferd und ritt auf seine Felder, überzeugt, daß Niemand daran gedacht, die Tagelöhner zu bestellen, und das Donnerwetter, das er darüber anstellen wollte, that seiner Seele jetzt schon wohl. Aber schon von Weitem sah er die rothen Kopftücher und weißen Hemdärmel aus den Aehren ragen, und näher trabend, kam ihm der einzahnige Gabriel, der älteste Knecht des Hauses, entgegen, nickte kurz und gab sich einer nachdenklichen Musterung des Pferdes hin. Osen bemerkte, wie Männer und Weiber ihn mit bewegten Blicken betrachteten; eine alte Frau fing an zu heulen, senkte den Kopf bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter und sagte in einem fort: „ach Gott — ach lieber, lieber Gott —“

Bin ich denn ein kleines Kind? fragte sich Osen in heller Wuth ob der Nührung, die ihn überkam, und: „was hast Du immerfort zu gaffen?“ fuhr er den alten Knecht an.

„Nun, Ihr wißt, Herr,“ gab dieser zur Antwort, „der Peter ist erst im Haus, seit unser' Frau sich verheirathet, da gud' ich ihm gern auf die Finger, denn ich hab' schon bei den seligen Herrn Eltern gebiet; der Gaul könnt' besser gestriegelt sein.“

„Er ist recht,“ erklärte Osen. Der Knecht sah ihn ruhig an: „Ich sag' wie unser' Frau, — es muß Alles ganz gut sein und nichts halb, — er gehört besser gestriegelt.“

Osen ritt davon; er fühlte, er war überflüssig, es geschah Alles, wie sich's gehörte.

„Aber der Kerl soll mir eine andere Sprache lernen,“ brummte er vor sich hin, „posttausend noch einmal —“

Der Rappe griff aus; allein weder die frische Luft, noch der herrliche Tag vermochten die Lebensgeister des Wittvers aufzuhellen. Der Alp blieb ihm fest auf dem Gemüth sitzen, wie sehr er sich auch anstrengte, ihn los zu werden.

Er war ein schöner Mann, nur bei näherer Betrachtung konnte eine gewisse Weichlichkeit des Sinns und des Mundes an der sonst so männlichen Erscheinung befremden. Trotz seines festen Vorsatzes, an diesem Abend nicht in's Städtchen zu reiten, ritt er doch hin. Und so war es immer gewesen: Zeit seines Lebens ein Glückskind, vermochte er sich nicht das Geringste zu versagen. Er hatte eben seine Studien als Oekonom beendet, und seine ihn vergötternden Eltern dachten daran, ihm mit der Einbuße ihres ganzen Vermögens ein kleines Gut zu kaufen, als er seine Frau kennen lernte, die ihm Gut und Liegenschaften nebst einem ansehnlichen Vermögen sofort in die Ehe brachte. Nicht daß er die zarte kleine Frau nicht geliebt hätte; er dachte nur nicht daran, sie kennen zu lernen.

Sie hatte schon bei Lebzeiten ihres Vaters die Verwaltung des Gutes fast allein besorgt, also machte es sich ganz von selbst, daß auf den Gatten die Feierstunden kamen. Freilich hatte sie auch keine gesellschaftlichen Talente, wenigstens keine solchen, die mit den seinigen zu vergleichen gewesen wären. Er sang meisterhaft, spielte Klavier wie ein Virtuose und war hinreichend witzig und amüsant; alle Gesichter hellten sich auf, wenn er erschien, und bei allen Vergnügungen, die man im Städtchen veranstaltete, war Osen der Mittelpunkt, um den sich Jung und Alt, Weib und Mann mit gleichem Vergnügen drehte.

Wie er so hinritt, sann er über die vergangenen Zeiten nach und daß seine Frau bei diesen Vergnügungen eigentlich immer eine Art Hemmschuh für ihn gewesen, obgleich es ihn angenehm berührte, daß sie sowohl durch ihr Aeußeres als eine gewisse seine Zurückhaltung sich vorthelhaft von den vergnügungssüchtigen und fröhlich aufgewüpften Kleinstädterinnen unterschied. Aber sie zeigte sich zu Hause stets viel heiterer, angenehmer und netter, und er erinnerte sich, sie einmal bei einer solchen Gelegenheit gefragt zu haben:

„Sage mir doch, Kind, warum kannst Du Dich nie in Gesellschaft in einer so angenehmen Weise gehen lassen?“

„Mein lieber Mann,“ hatte sie nach kurzem Besinnen erwidert, „weil in dem Kreise, der Dich vergöttert und Alles herrlich an Dir findet, Jemand sein muß,

dessen Gesicht Dir sagt: ich bin nicht mit Dir einverstanden. Denn leider vergißt Du in der Freude, die Lacher auf Deiner Seite zu haben, oft die nöthigsten Rücksichten, giebst um eines Wipes willen Deinen besten Freund preis und wirst dadurch nicht selten zum Verräther an denjenigen, die Dir vertrauen."

"Am Gotteswillen," hatte er sie angefahren, „was bist Du für eine langweilige Frau! Wie kann man so viel Wesens aus Aeußerungen machen, die nichts weiter sein wollen, als amüßant!"

„Das sind sie," sprach sie, „aber nicht gut."

Noch über das Grab hinaus ärgerte ihn dieser Ausspruch. „Nicht gut, nicht gut! Was wäre das für eine Welt der Langweile und Spießbürgerlichkeit, wenn man immer erst überlegen sollte: ist das gut, — ist jenes gut? Meine Frau hatte allerdings eine Masse schöner Eigenschaften, aber in diesem Punkte Ansichten, die sich für eine alte Bettschwester, doch nicht für einen spottenden Menschen schickten." — schloß Ofen seine Betrachtungen und stieg, am Thorwege des Kasinos angelangt, von seinem Kappen, den ein Knecht zum Stalle führte.

Die Honoratioren waren schon versammelt, als der junge Winder in den Saal trat; jeder der Herren ging ihm bewegt entgegen und drückte ihm die Hand.

„Teufel," dachte Ofen bei sich selber, „will denn das Bedauern kein Ende nehmen, ist es keine Menschenmöglichkeit, sich ein wenig zu vergessen!"

Er entschied sich für eine Partie Billard und starrte fortwährend auf die Kugeln, um die Blicke zu vermeiden, mit denen er heimgejucht wurde.

„Nun ja," sagte der Amtsrichter, „er zerstreut sich."

Der Doctor klopfte ihm auf die Schulter: „Sie war eine merkwürdige Frau."

Fünf Minuten später saß Ofen auf seinem Kappen; unmutig sprengte er heim.

„Merkwürdig," sprach er vor sich hin, „warum denn merkwürdig?"

„Du mußt dich jetzt deines Haushaltes annehmen," ermunterte er sich eines Tages, „und ein Wort mit deinen Leuten reden; da thut ja Jeder, was er will, und denkt nicht daran, daß ich der Herr bin, der zu befragen ist."

Auf seinen Befehl rückte das Dienstpersonal, — sieben Leute waren's, — vor ihm auf. Er hatte sich eine mild-ernste, aber entschiedene Rede ausgedacht, wie er's in Zukunft zu halten wünschte, allein, als er in die von einer ruhigen Selbstständigkeit erfüllten Gesichter seiner Untergebenen blickte, ließ er die Einleitung fort und sprach in befehlendem Tone:

„Es muß nun Manches anders werden in Zukunft!"

„Anders!" — Die Köchin war die erste, welche ihrem Erstaunen Ausdruck gab. — „der Herr meint vielleicht in Kleinigkeiten, das kann ja geschehen, sonst wüßt ich nicht, was anders gemacht werden soll, als es unser' Frau angeordnet; ich für meinen Theil wär' nicht im Stand', einen Kochlöffel anders zu hängen, als er unter ihren Augen selig hing."

Der Chor murmelte Beifall, während Gabriel mit seinem einzahnligen Lächeln erklärte:

„Der Herr wird ja sehen, daß ihm nichts abgeht; es sollen bei Leib keine dummen Sachen geschehen, denn unser' Frau hat immer gesagt: ihr müßt denken, liebe Leut', — und wir denken."

Wieder ertönte ein Gemurmel der Zustimmung, nur das Hausmädchen meinte, in Schluchzen ausbrechend: „Wenn mir's auch manchmal noch passiert, das Denken nicht zu behalten!"

„Natürlich!" unterbrach sie Gabriel, „eine, die nicht länger als neun Jahre im Haus ist! Ich kann da am meisten mitreden. Gabriel, hat unser' Frau oft gesagt, Du bist am längsten im Haus, Du mußt es wissen, — nun ja, ich hab' sie den seligen Herrn Eltern oft in den Wagen gehoben, und darum trag' ich's am tiefsten in mir, wie sie war und geredet hat, — wer soll mich da noch irre machen!"

Jetzt flog die Köchin wie eine Bombe aus dem Kreise mitten in die Stube; Alles zitterte und bebte und lockte in der derben, untersehten Person.

„Was das für ein Schwäpfer ist, für ein alter, — bloß einen Tag, — sage einen Tag ist er länger im Haus als ich, und das Geprahl! Laß ihm sein Vergnügen, hat unser' Frau oft gesagt, die vierundzwanzig Stunden, die er Dir voraus hat, sind nun einmal sein Stedenpferd, — aber auch die Geduld hat ihre Grenzen, und wenn er noch einmal behauptet, daß er's am tiefsten im Herzen trägt, der alt' —"

„Aber Sie hat ja nun wieder einen Horn," unterbrach sie das Stubenmädchen, „hat Sie denn vergessen, daß wir in Anstand und Freundlichkeit mit einander auskommen sollen und nicht wie die wilden Katzen?"

Die Köchin kam zu sich. „Ich belenn's, ich bin eine robuste Person, die gleich überschnappt, aber ein eingestandener Fehler ist ausgelöscht, hat unser' Frau gesagt, ich bitt' mir's also aus, daß sich Keiner das Lachen erlaubt," — und die Köchin glättete ihre Schürze und zog sich mit Würde in den Kreis des Hausgefindes zurück.

„Was aber will denn eigentlich der Herr?" fragte Gabriel.

„Geht All' mit einander zum Teufel," entschied Ofen ärgerlich.

Was hätte er denn auch sagen sollen; so grausam war er nicht, das Andenken der Dahingegangenen in dem Herzen der Leute kränken zu wollen. Aber Alles in ihm war wie aufgerüttelt in Empörung gegen die Gewalt, welche dieses Andenken gegen ihn behauptete. Es war ihm immer ein besonderes Vergnügen gewesen, sich nicht als Pantoffelheld zu fühlen, die Frau stets nachgiebig, gefällig, sich ganz seinen Wünschen unterordnend zu finden. Nun aber tauchten ihm im tiefsten Innern seiner Seele Zweifel an dieser seiner Herrscherherrlichkeit auf. Bei jedem geschäftlichen Unternehmen, um was es sich auch handelte, immer trat ihm der alte Kerl, der Gabriel, mit seiner ruhigen Sicherheit in den Weg:

„Herr, unser' Frau hat das anders gemacht, — meinen Sie nicht, so oder so wird's besser" —

Und Ofen kam zur Erkenntniß, daß er eigentlich nur im Auftrage seiner Frau gehandelt, ohne es je zu bemerken. Er erinnerte sich, wie fein, wie klug sie ihm zu antworten wußte, besprachen sie Geschäftliches; wie sie ihm stets recht gab, und nur hier und dort ein „oder" einschaltete, daß es ausfah, als ginge der Vorschlag nicht von ihr aus, sondern von ihm.

„Und er hat ihr's trefflich abgeguckt, der alte Fuchs," murmelte Ofen vor sich hin.

Er wurde jetzt außerordentlich geachtet im Städtchen und hielt sich viel dort auf. So lange seine Frau lebte, hatte ihre Gegenwart ihn oft dort gestört, nun aber wartete er unsonst auf das Vergnügen, das er früher in dem gewohnten Kreise zu finden pflegte. Er fragte sich: „woran liegt's, denn meine Frau war doch nicht diejenige, welche die Unterhaltung in Fluß brachte; ist die Gesellschaft plötzlich eine andere geworden, oder ist mit mir eine Veränderung vor sich gegangen?"

Er raffte sich auf und warf sich in's Zeug, wurde wifig, boshaft, brillant.

„Dieser Ofen," hieß es um ihn her, „ein köstlicher Mensch, — man stirbt vor Lachen, — er ist wieder wundervoll!"

Aber da geschah's, daß er plötzlich einen leeren Stuhl vor sich austauschen sah, und es fuhr ihm durch die Seele:

„Du sollst wissen, daß Jemand da ist, der Deine Reden nicht gut heißt."

„Ich werde noch krank an diesen stets wiederkehrenden Gemüthsbewegungen," sagte sich Ofen, und blieb den nächsten Abend zu Hause.

Hier ging Alles seinen ruhigen klaren, geordneten Weg; Sabine erzog die Kinder mit Liebe und Geduld, und man hörte den ganzen Tag: So hat's die Mutter gewollt, — so war's der Mutter recht! —

Ofen war der jungen Verwandten seiner Frau durchaus zugethan und hätte sich manchmal gern in eine kürzere Unterhaltung mit ihr eingelassen, aber kaum daß er einmal eine gut gemeinte Bemerkung über einen Hausgenossen oder sonstigen Menschen zum Besten gab, gleich krauste sich des Mädchens Stirne, und sie brach auf irgend eine Weise das Gespräch ab. „Warum in aller Welt wirst Du so tiefinnig," meinte er eines Tages, „wenn es mir Vergnügen macht, den alten Gabriel einen Fuchs zu nennen?"

„Deine Frau hat ihn sehr lieb gehabt," gab sie zur Antwort, „und dann, weißt Du, denke ich darüber nach, welche Benennung für das nächste Mal mir aufgespart bleibt" —

„Bei uns sitzt nun einmal die langweilige Ernsthaftigkeit in den Händen," brummte Ofen und kürzte die Stunden des Dabeimseins wieder ab. Wer brauchte ihn denn? — Es geschah ja doch Alles nach dem Willen der Frau, — ja, wurde er nicht von ihrem Schatzen gepeinigt und verfolgt, daß er nicht mehr wußte, wo mit sich selber bleiben? Oft in der Nacht nahm er sich vor: ich jage das ganze Gesinde zum Teufel, — bin ich nicht der Herr, und steh' ich etwa unter Curatel, daß sie mir auf Tritt und Schritt aufpassen: so muß es sein, und so und so —

Aber wenn dann der Morgen kam, und er die Leute in ihrer Vortrefflichkeit, in ihrem Eifer, es recht zu machen, sah, da fehlte ihm plötzlich der Muth zu handeln, und also blieb ihm nichts übrig, als zu toben und zu schelten, aber den ernstesten Geist in seinem Hause vermochte er nicht zu bannen.

Ich muß wieder heirathen, sagte er sich, eine junge heitere Frau wird der Wirthschaft ein Ende machen —

Wenn er nun zu Tische saß, sah er im Geiste alle Tage ein neues Gesicht auf dem Platze seiner Frau; alle Schönen des Städtchens wurden so durchgenommen, allein bald war die Eine zu besiffen, ihm zu gefallen, die Andere zu laut und selbstbewußt, an der Dritten genirte ihn dies, an der Vierten das. Er mußte dann plötzlich zu Sabine hinüberschauen, die keine von all diesen unlieblichen Eigenschaften besaß, ja, er ertappte

sich, mehr und mehr in dem Wesen des Mädchens den jetzt erst erkannten Zauber der Gattin zu entdecken.

Eines Tages, — er saß schon bei Tische, die Kinder fehlten noch, Sabine tauchte eben den Löffel in die Suppenschüssel, — überkam ihn, er wußte selbst nicht, was für ein Gefühl, und er sagte plötzlich:

„Möchtest Du Dich nicht auf den Platz meiner Frau setzen, Sabine, Du siehst ihr so ähnlich, und das thut mir wohl —"

„Du hast sie also nicht vergessen," rief das Mädchen mit einem Blicke der innigsten Freude.

„Nun," sagte er ärgerlich, „wenn ich auch nicht, wie es hier im Hause geschieht, den ganzen Tag von ihr rede, vielleicht denk' ich um so mehr an sie —"

Da streckte ihm Sabine beide Hände über den Tisch entgegen:

„Ich muß Dich um Verzeihung bitten, Vetter, ich habe Dich verkannt, — wie recht hatte doch wieder Deine Frau! Als ich einmal bei ihr über Deine lockere Zunge klagte, meinte sie: laße Dich dadurch nicht irre machen, er ist gut, nur ein Glückskind, mit Allem überschüttet, was die Menschen angenehm machen kann; solche Naturen brauchen ein wenig länger, um sich auf sich selbst zu besinnen, als wir Schattenpflanzen, die in Bewunderung und Schmeichelei nicht trunken gemacht."

Ofen ging plötzlich auf Reisen; Sabinens einfache Würde, die so sehr gegen das Benehmen der heirathslustigen Töchter des Städtchens abstach, drohte ihm zu imponiren, und er fühlte, daß wenn er der sich immer deutlicher regenden inneren Stimme nachgab, dieses Mädchen zu wählen, er etwas oder sehr viel von seinem eigenen Wesen aufgeben mußte. Er aber wollte leben, leben und leben lassen; zu diesem Zwecke reiste er wie besessen umher, immerfort den Gegenstand suchend, der ihn so geangenehmen nehmen sollte, daß ihm das Denken verginge. Er glaubte ihn auch eines Tages entdeckt zu haben in der Gestalt eines wunderhübschen Mädchens, das sehr jung war und durchdrungen von der Ansicht, das Leben taue wenig, wenn nicht alle Tage ein Vergnügen in Aussicht stand. Jedoch, — so oft er sich auch vornahm, das bindende Wort wollte ihm nicht über die Lippen inmitten des ewigen Lachens und Zogens, und er merkte plötzlich, daß es ihm ging, wie dem alten Gabriel, und auch er's zu tief im Herzen trug, wie die Selige war und geredet hatte.

Mit der Erklärung, er sehne sich nach seinen Kindern, reiste er heim, und der Vorsatz, sich mehr ihrer Erziehung anzunehmen, reiste unterwegs in ihm.

Nun saß er mit seinen kleinen Mädchen zusammen, und es freute ihn, daß die Älteste so ganz auf ihn herauskam, und er verwöhnte sie nach Herzenslust. Aber da trat ihm Sabine entgegen: „Du thust dem Kinde ein Leid, wenn Du seinen Egoismus unterstützest; die Kleine ist ein viel werthvolleres Geschöpfchen, so unansehnlich sie ist, — hast Du das noch nicht bemerkt? — Du mußt ein wenig aufpassen Vetter."

Sie untersteht sich, mich mit zu erziehen, dachte Ofen, und als Frau thäte sie's erst recht, — eine lustige Ehe gäbe das nicht, — sie würde ungefähr auf die vorige herauskommen, — aber für die Kinder wär's ein Segen, — und darf eigentlich ein Mann an sich denken, wenn er Kinder hat —?

Er durchmaß unentschlossen die Stube und trat endlich pfeifend unter's Fenster, als er die Kleine zur Thüre herein kommen sah. Sie eilte zum Nähtische der Mutter; dort stand noch das kleine Körbchen, in welchem sie ihren Wollknäuel liegen hatte, und das Kind drückte einen Kuß auf dasselbe und blieb dann in Gedanken verloren vor dem Tische sitzen.

Da fiel ihm die letzte Binde von den Augen. „Dieses Weib ist nicht todt," fuhr's ihm durch den Sinn, „es lebt in jedem Winkel des Hauses, in jedem Gebrauche, jeder That, — so lange meine Leute athmen, ihre Worte wiederholen und also die Liebe in den Herzen der Kinder nähren. Diese Kleine wird alt sein und vielleicht noch die Hand der Mutter sehen, welche das Anauflörbchen, das sie eben gelüßt, umspannen; sie wird ihre Kinder in demselben Geiste der Milde, Liebe und Güte erziehen, den ihr die eigene Mutter vermachte, und also wird sie leben in's Unabsehbare, — wenn aber ich sterbe, so bin ich wirklich todt, — denn was habe ich gethan, was für Worte gesprochen, um mir das Andenken guter Menschen zu sichern?"

Und Ofen sprach, die Augen wie gebannt in's Leere richtend:

„So herrsche denn auch über mich, Du ernstest Geist meines Hauses, auf daß ich gleich Dir unsterblich werde!" —

Raschheit verboten.

Ballfieber.

Flauberei von A. K. v. L.

Bald giebt eine Art von Fieber, von dem medicinische Lehrbücher und Hochschriften nichts berichten, welches selbst die berühmtesten Kliniker in ihre gelehrten Abhandlungen mit einzuziehen vergaßen, und von welchem doch zu einer bestimmten Zeit des Jahres eine sehr, sehr beträchtliche Anzahl meist weiblicher Exemplare des genus homo befallen werden, das Ballfieber nämlich, eine Art des Lampenfiebers, aber ungleich verbreiteter, denn während jenes sich gewöhnlich mit den Neulingen der ausübenden Künste beugnet, sucht sich das Ballfieber, nach den Angaben erfahrener Statistiker, seine Opfer in allen Mädchenstuben des Erdenrundes.

Das Ballfieber ist in höchstem Grade ansteckend und tritt daher stets epidemisch auf. Der Ausbruch desselben findet etwa um die Jahreswende statt, manchmal sogar noch ein wenig früher. Ohne Zweifel liegt demselben ein noch nicht genügend erforschter Bacillus zu Grunde, von dem man vorläufig nur weiß, daß seine Hauptträger Modestilber, Einladungskarten und Straußliche Walzer sind. In seinen ersten Anfängen ist das Fieber gelinde, denn die Incubationsfrist des Tanz-Bacillus ist eine ziemlich lange. In diesem Stadium belästigt es seine Opfer wenig. Es hebt mit wohlgefälligem Betrachter der neuen, der Jahreszeit ein wenig voreilenden Modestilber, welche dem Auge lustige Toiletten-Gebilde in reiz-

zu Hause nicht mehr gehener. Er flüchtet sich ganz besonders schnell in sein Bureau. Die kommende Niederlage sieht er ja voraus, „das Verhängnis muß geschehen, das Gefürchtete sich nahen“, aber aufhalten will er es, so lange er kann.

Die ganze Welt scheint sich übrigens gegen ihn verschworen zu haben. Ueberall Ball-Ankündigungen und Ballgespräche. Hier verkauft man Cotillon-Orden, dort leiht man Masken aus. Der Ball-Reporter tritt in seine Rechte und schildert wahre Meermünder von Patronessen-Toiletten. Die Seufzer und Anspielungen verdichten sich, das Ballfieber steigt.

Das Verhängnis naht endlich in Gestalt von Einladungen, wenn es hoch kommt, sogar von Ehrenkarten. Zwei Comité-Mitglieder erscheinen, für das Töchterlein Himmelsboten, in Frack und tiefansgeschmittener Weste. Jetzt ist die Frage acut geworden, und das Ballfieber auch. Die vereinigte Majorität der Damen wagt einen Sturm auf den in die Enge getriebenen Hausvater. Selbstverständlich unterliegt derselbe.

Dem bis jetzt unterdrückten Ballfieber wird nun reichliche Nahrung zugeführt. Es ist einmal ausgebrochen und muß auch anstoben. Beratungen mit der Schneiderin, dem Schuster, der Friseurin und anderen hochwürdigen Persönlichkeiten folgen und füllen die Zeit bis zum Ballabend aus, wo das Fieber seinen Höhepunkt erreicht. Es herrscht dann ein wahres Kanonenfieber, begleitet von düsteren Ahnungen. Haustöchterlein befürchtet erstens, daß die Schneiderin das Kleid nicht bringen werde, denn dieselbe läßt sich durch die stehendsten Beschwörungen und durch die vorsichtig verfrühten Angaben über den Ballabend nicht beirren und ist in ihrer kaltblütigen Abgehärtetheit nicht zu bewegen, das Kleid eine Minute früher zu liefern, als im letzten Augenblick. So lange sie nicht da

Man hat die pompöse Tanzordnung in Empfang genommen, von der man natürlich nie weiß, was sie vorstellt, und während man sich von dem Comité-Mitglied in den Saal führen läßt, bemüht man sich, meist erfolglos, so auszuweichen, als ob man alle Tage auf den Ball ginge und Einen die Sache ungeheuer kalt ließe. Eigentlich aber fühlt man ein starkes Unbehagen über das nicht hinwegzulugnende Novizentum. Hier wie immer möchte die grüne Jugend Alles dahingeben für ein Gran Erfahrung, die doch den schimmernden Frühreif so erbarmungslos verweist! Nun sitzt man an der Seite der Mama mit ängstlich klopfendem Herzen auf den Sammet-Kanten des Estrade. Warten! Warten jetzt mit der zudenden Ungeduld in den Füßen! Stillsitzen und warten, welche Tortur! Die hin- und herschießenden Comité-Mitglieder, welche Ball-Rekruten herbeischleppen und vor eine Dame hinpostieren, um dann wieder pfeilschnell hinauszustürzen, das Kommen und Passgehen der Ballgäste, das Klüffern und Rammeln, die gegenseitige kritische Musterung, — Alles dies stellt die Nerven auf eine harte Probe. Mama und Papa sitzen verhältnismäßig ruhig da, aber das Töchterchen fiebert wirklich. Alle bösen Ahnungen scheinen wahr werden zu wollen. Kein Tänzer naht, um seinen holden Namen in ihr Büchlein, das sie endlich an der Tanzordnung entdeckt hat, einzuschreiben. Kein Bekannter will sich zeigen, und Haustöchterlein fängt an, Gewissensbisse zu empfinden. Warum hat sie den guten F. stets so schlecht behandelt, warum läuft sie immer davon, wenn Herr N. seine langweiligen Tiraden abhaspelt, warum ist sie so schnippisch gegen die Cousins und so gleichgültig gegen die Hausfreunde? Dafür bleiben sie jetzt aus. Ja, „jede Schuld rächt sich auf Erden!“ Mama hat auch einen so elenden Platz gewählt! Da kann Einen Niemand finden, da muß man



Erbprinz Friedrich von Anhalt und seine Braut, Prinzessin Marie von Baden. — Siehe Seite 55.

voller Abwechslung vorführen, an. Draußen heulen die Winterstürme, und sieht man daher, wie beim Anschauen der leichtbekleideten Mode-Figuren ein Schauer durch die Glieder des hoffnungsvollen Ballfisches läuft, so möchte man denselben leicht für ein phantasievolles Frösteln halten. Aber irre dich nur nicht, aufmerksamer Beobachter, es ist ein Schauer des Entzückens! Stundenlang können sich die von der Anstehung Ergriffenen mit dem Ausdenken der Toiletten beschäftigen, die sie machen wollten, wenn sie auf den Ball gehen würden. Allein Alles ist noch Hypothese, vage Hoffnung, Chimäre! Schon kreist zwar das Blut lebhafter in den Adern, und ein unversehens zu Gehör dringender Dreiviertelact verursacht ein sonderbares Prickeln in den Füßen, aber man hat noch keine sichere Vorstellung davon, wohin das Alles führen soll. Aus dem Chaos der Möglichkeiten hat sich der feste Kern einer bestimmten Absicht noch nicht herauskristallisiert. Und wenn man sich auch mit unzähligen Gleichgesinnten vor den in den Schaufenstern so verführerisch lockenden Gaze- und Tüllwolken, den Gold- und Silberstidereien drängt und sich ganz genau darüber belehrt, welche Blumenstücker heuer berufen ist, an dem Busen der jungen Mädchenknospen zu prägen, so gesteht man sich doch noch keine persönlichen Absichten auf diese Modestilber und keine Attentats-Gelüste auf Papas ängstlich gehütete Börse zu. Aber die Zeit schreitet vor. Die Erde dreht sich fleißig um ihre Achse, und allerorten beginnt man, es ihr nachzutun. Es tanzen Juristen und Touristen, Telegraphisten und Telephonisten, es tanzt die Medicin und die Pharmacie, die Technik und die Agricultur, es tanzen die Casinos und die Clubs, es tanzen die Wäscherinnen und die Postboten, die Fräulein und die Amtsdienere, es tanzen die Holznechte und die Almdirnen, es tanzt das „fernste, tiefste Thal“, es tanzen die hohen und höchsten „Spitzen“ die ganze Erde scheint vom Ballfieber ergriffen.

Man hört, daß Emilie schon drei Kränzchen mitmachte, Anna gesteht einen großen Ball und zwei Kostüm-Kränzchen zu, Elsa stecht über Hals und Kopf im Kleiderprobieren, und Frieda hofft auf fünf Hausbälle. Töchterchens inneres Unbehagen steigt. Das ist das zweite Stadium. Es äußert sich in Seufzern und Anspielungen. Vor der Hand drehen sich mindestens die Gedanken um den Ball. Papa findet es

ist, ergeht sich Haustöchterlein in den schlimmsten Befürchtungen; dieselben gelten auch der Friseurin, welche wahrscheinlich erst gegen Morgengrauen erscheinen wird. Endlich sind diese hilfreichen Genien der Verschönerungskunst da. Die Friseurin verbrennt der Ballnovize zwar ein wenig die Stirnhaut, und die Schneiderin schnürt sie, um das Kleid zuzubekommen, so fest, wie die böse Stiefmutter Schneewittchen schnürte, aber was erträgt man nicht Alles an einem Ballabend! Obwohl in nervöser, ungeduldiger Laune, aber man erträgt es, ebenso wie die zu engen Schuhe! Wie träge die Zeit dahinschleicht, wie langsam die Zukunft Gegenwart wird! Und Papa kommt nicht. Er ist im Stande, die ganze Geschichte zu vergessen und ganz gemächlich am Stammtische die ältesten Geschichten und Kalauer anzuhören, während man daheim mit fieberhafter Spannung seiner wartet. Das Ballfieber hat jetzt den kritischen Höhepunkt erreicht. Es ist zusammengefaßt aus der noch ungestillten Tanzwuth, welche den Fäden zappelnde Bewegungen mittheilt, aus Hoffnung und Erwartung, aus stolzem Vorgefühl von Triumph und jener Dangigkeit, welche den Menschen knapp vor freudigen Ereignissen besällt. Zwischen Lipp' und Kellchrand! Die Phantasie zermartert sich, um die Hindernisse ausfindig zu machen, die sich noch zwischen Hoffnung und Genug eindringen können.

Endlich ist Papa auch da und wird mit vereinten Kräften ballfähig gemacht. Man klopft ihm die Handschuhe zu, aber das Erwartungsieber läßt nicht nach. Man fürchtet immer noch etwas. Wie schnecken-gleich der Wagen kriecht, nicht fährt! Gott weiß, ob der Kutscher nicht die Adresse mißverstanden hat und Einen an diesem finsternen Winterabend etwa an das Ende der Welt fährt! Ehe man vor dem hell erleuchteten Ballgebäude anlangt, steigt das Fieber noch um einige Grade. Auch andere Befürchtungen steigen auf. Ob man in dem engen Wagen das leichte Ballkleid nicht zu sehr zerknittert hat, ob man schön genug ist, ob sich die Bekannten vollständig einfänden werden, ob man nicht etwa, — oh Schrecken! — sitzen bleiben wird! Deshalb ist auch das Ballfieber mit dem Eintritte in den Saal noch lange nicht gehoben, ja, fast könnte man sagen, daß es jetzt erst recht beginnt. Es nimmt zum Mindesten eine neue Gestalt an.

sitzen bleiben. Ach jetzt! Jetzt stürzt ein Comité-Mitglied auf sie zu, einen hübschen Offizier im Schlepptau. Wie ihr das Herz klopfst! Aber wie? Er kommt nicht zu ihr? Der rothen Poppenfange in dem grasgrünen Kleide stellt er den Offizier vor? Entsetzlich! Sie wird sitzen bleiben! Jetzt weiß sie es gewiß. Nun ja, wenn man Niemanden vom Comité kennt! Rechts und links verbeugen sich die Herren mit ernsthaften Mienen, überall werden Tanzordnungen dargereicht, Namen eingeschrieben und hierauf die Tanzordnungen mit einer Verbeugung zurückgegeben. Nur die ihrige bleibt leer. Die Bitterkeit der Sitzengebliebenen erfüllt das siebzehnjährige Herz. Oh, das ist ein böses Moment des Ballfiebers. Unsere kleine Freundin beginnt über die Zurücksetzung des Weibes zu murren. Entschieden sollte das „Engagiren“ den Damen überlassen bleiben. Die Musik fängt schon an! Sie bleibt wahrhaftig sitzen! Sogar Papa und Mama sind schon ängstlich geworden. Da erscheint der oft gehänselte Beter Fritz am fernem Horizont, diesmal als rettender Engel begrüßt. Er hat sie ja einladen lassen. Er ist verpflichtet, ihr Tänzer zu verschaffen. Aber wo sieht er denn hin? Er sucht sie offenbar, aber in angeborenem Verstandesmangel überall dort, wo sie nicht ist. Töchterchen steht Höllenqualen aus, weil Fritz gar nicht in die richtige Ecke blicken will. So muß einem Robinson Crusoe auf seiner einsamen Insel im Weltmeere zu Muthe sein, wenn das vorübergegeladene Schiff seine Signale nicht bemerkt. Signale geben! Wenn sie das nur dürfte! Aber so muß sie warten, wieder warten, bis er sie endlich gewahrt. Gott sei Dank! Er stürzt auf sie zu, — zwei Freiwillige folgen seinen Spuren, natürlich „erröthend!“ Endlich kann die Fiebernde ihre Tanzordnung darreichen. Oh, Fritz ist doch kein so abler Junge! Er entfährt sie gleich zur Polonaise und erklärt ihr ganzes Schicksal famozer Tänzer. Dafür ist sie aber auch lebenswürdig mit ihm! Vergleichen hat er noch nicht erlebt! Und nach dem Tanze unternimmt er auch wirklich einen Raubzug und schleppt einen Tänzer nach dem anderen herbei. Er murmelt etwas, was das Cousinchen nicht versteht. Verbeugung, „Darf ich bitten?“ Die Tanzkarte wird dargereicht, der Herr schreibt etwas



Plaudertäschchen. Von J. Kleinmichel. — Siehe Seite 55.

ein, was man nicht lesen kann, wirft sich das auf der Tanzbörse eingegangene Engagement in sein Büchlein und macht eine zweite Verbeugung. Er verschwindet. Ein Anderer nimmt seine Stelle ein. Die Tanzkarte ist voll. Der zweite Tanz beginnt. Das Töchterchen schwebt am Arme eines Befrachten davon. Das Bassfieber wüthet sich jetzt aus, die Heilung ist nah. Die Patientin tanzt jeden Tanz bis zum letzten Geigenstrich, nicht nur mit dem legitimen Tänzer, sondern immer noch mit zwei bis drei Nebentänzern obendrein. Sie wirbelt im höchsten Entzücken umher. Sie unterhält sich köstlich, denn sie geht von einer Hand in die andere, und die ungeduldrigen Füße können sich endlich anstanzeln. Die Pause, die ihr ganz überflüssig vorkommt, fällt das Souper leidlich aus. Dann beginnt es von Neuem. Civil oder Soldateska, Alle tanzen ausgezeichnet, der Coillon ist himmlisch. Gegen Morgen sieht Mama sehr müde aus. Papa schläft wahrscheinlich im Speisezimmer, aber das Töchterlein wappnet sich gegen alle Gewissensbisse mit der Selbstsucht der Jugend. Das Bassfieber ist noch nicht ganz weggetanzt. Kurz, man hört erst auf, wenn die Musikanten ihre grünen Hülsen über die Instrumente ziehen und die Gasflammen ausgeblasen werden. Die Kur ist jetzt beendet, aber Rückfälle sind nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern sogar sehr wahrscheinlich.

Kur für diesmal ist der Rest — Regenjammer!

Radrenn verboten.

Laura.

Blüthe von Hans Wachenhusen.

Wie schnell doch eine Wolke den schönsten, blauen Egehimmel trüben kann! Rina Ebert, die hübsche, blonde junge Frau, — sie ist erst seit Kurzem verheirathet, — hat sich mit ihrem Gatten von Berlin nach Potsdam zur Sommerfrische zurückgezogen. Er ist einer der geachteten jungen Genre-Maler, sie die Tochter eines schlesischen Großgrundbesizers, der sein Land verkauft hat und in Berlin von seinen Renten lebt.

Sie sind sehr glücklich mit einander und könnten es noch mehr sein, wenn sie das Eheleben schon besser verstanden hätten. Fritz muß nämlich sehr flott gelebt haben, so meint sie, ehe sie sich Beide kennen gelernt. Sie hat so mancherlei Anzeichen davon gewahrt, so manche halbe Worte seiner Freunde ganz zu verstehen geglaubt oder sich dieselben zusammen gereimt. Er hat ja mitten in der Welt gelebt, während sie auf dem Gute erzogen worden ist und dann zwei Jahre in einer schauerhaft langweiligen, von zwei lederharten alten Jungfern geleiteten Pension verbracht hat.

Er kennt also eine Menge Menschen aus seinem Künstler- und Gesellschaftsleben, mit denen er sich begrüßt, wenn sie an seinem Arme hängt, und das war ja schließlich in der Ordnung; aber die Damen unter diesen, namentlich die jungen, — sie erdöthete und erblähte jedes Mal, wenn sie mit solchen zusammentrafen und er, ein heiteres Temperament, mit ihnen so vertraulich that!

Sie hatte sie Alle in Verdacht, daß sie ihren Fritz gern gehabt, auch ihn, daß er vielleicht, ehe er sie kennen gelernt... Mein Gott, es war ja Alles möglich! Die Mädchen sind Alle heirathslustig, und wenn Fritz selbst ohne alle Absicht... Kurz, der Verdacht kam ihr jedesmal gegen ihren eigenen Willen, und so hatte es denn schon verschiedene kleine Szenen zwischen ihnen gegeben, die sie selbst hinterdrein bereute, aber doch bei der nächsten Gelegenheit wieder aufführte, bis Fritz, um ihr zu zeigen, wie gern er nur ihr allein gehöre, diesen Sommeraufenthalt vorgelegte.

Er hatte sich als Nothbehelf ein Zimmer zum Garten hinaus, nach der Nordseite, als Atelier eingerichtet, angelegt, war nicht allzu fleißig, denn Rina's Vater hatte ihm als Mitgift eine ganz hübsche Summe in guten Werthpapieren bestimmt, und beschäftigte sich neubei mit dem Gedanken, eine schon ausgesuchte kleine Villa im Westend zu erwerben, was auch ihr Verdinggedanke war.

Während nun die junge Frau hier draußen Morgens einige übliche Stunden zur Toilette gebrauchte, pflegte er mit Angel und Stützen-Buch hinaus zu gehen; lehrte er zurück, so empfing sie ihn zum Frühstück mit offenen Armen, und so ging denn Alles gut, bis eines Morgens, als Fritz länger als sonst ausblieb, eine Depesche von Berlin eintraf, in der sie eine wichtige, vielleicht beunruhigende Nachricht von den Eltern vernunthete. Depeschen erschienen ihr immer nur als Unglücksboten, denn wenn die Leute etwas Angenehmes mitzuthellen hatten, ließen sie sich Zeit dazu.

Rina hatte den Depeschenträger im Garten empfangen, in welchem das Frühstück bereits wartete. Sie öffnete das Telegramm mit unruhiger Hand und überlegte dabei schon, wann der nächste Zug nach Berlin gehe. Aber groß und stark fielen ihre dunkelblauen Augen auf dem Papier, denn was sie las, revoltirte ihre ganze Seele und erfüllte dieselbe wieder mit schwarzem Verdachte.

Sie las und las wieder. Namentlich auf einem Namen in den zwei Zeilen haften ihre Augen mit Erschrecken, denn da stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Behalte lieb Deine Laura. Komme 12 U.“

„Deine... Laura!“... Da stand es ganz deutlich! Das schredliche Wort war sogar so groß geschrieben, als wolle es abhichtlich in die Augen fallen! Und... behalte lieb!... Also Eine von früher, die da fürchtete, daß sie, seine recht-mäßige Frau, ihn ihr abtrünnig machen könne!

Welch eine lurchbare Entdeckung! Und sie wagte es, hierher zu ihm zu kommen! Sie wußten Beide sicher, wo sie sich treffen wollten; sie mußten also schon andere Rendezvous hier gehabt haben! Und um 12 Uhr kam ja ein Zug von Berlin hier im Bahnhofe an!

Ihr ganzes Lebensglück brach rettungslos vor ihren Augen zusammen. Sie sah starr, die Hände im Schoße in einander geschlungen. Ihr Herz wagte kaum zu schlagen, ihr Athem stockte; ihr Blut stand still in den Adern, in ihren Schläfen kochte es. Keiner Thräne war sie fähig in ihrer Empörung, — o, es war zu arg!

Das hatte sie jetzt davon, daß sie der Warnung Auger Leute nicht gefolgt, die ihr gesagt hatten: nur keinen Künstler heirathen! Diese Männer sind von den Frauen zu sehr verwöhnt und können sich nachher mit der Liebe einer einzigen nicht begnügen! Sie haben auch eine Ausrede dafür, indem sie sich hinter der Kunst verstecken, vorgeben, als bewunderten sie Andere nur in künstlerischem Interesse... O, das hatte

sie davon, und wie berechtigt war ihr instinctives Mißtrauen immer gewesen!

Und jetzt endlich erst, als dieses ungelige Stück Papier noch immer vor ihr lag und die Schatten der Blätter der von der Sonne beschienenen Laube, vom Winde bewegt, auf denselben häpften, als verhöteten sie ein armes betrogenes Weib, jetzt erst rang sich die erste Thräne aus ihren Wimpern los.

Aber sie zerprekte die anderen. Sie sprang auf, zitternd an allen Gliedern, und rang auch die Hände. Sie stand da, während er... Die Stuhlröhre im Zimmer schlug laut durch das geöffnete Fenster; sie zählte bebend, mit verhaltenem Athem die Schläge... Sie hörte aus der Ferne den Pfiff der Locomotive und laut machlos wieder zusammentreten.

Zwölf Uhr! Sie kam toben an! Er empfing sie eben unten im Bahnhofe; oder sie warf sich in diesem Augenblicke in eine Droschke, um zu dem Rendezvous-Platze zu fahren! Sie aber kam zu spät, wenn sie selbst auf Klägeln zur Bahn eilte... Ein unglückliches betrogenes Weib!

Wiederum sprang sie auf. Das Frühstück stand unbegührt. Sie eilte in's Zimmer, warf sich auf das Sopha und weinte heiße Thränen. Mit dem nächsten Zuge wollte sie nach Berlin zu den Eltern. Das war das Einzige, was ihr vorliebte, und dann Trennung, ewige Trennung!

Eine Stunde verstrich. Er kam nicht, und das bestätigte seinen Trennbruch. Sie erlitt Folterqualen. Um sich zu beschäftigen, packte sie im Schlafgemache die unentbehrlichsten Gegenstände in den kleinen Koffer. Unfehlbar sollte der nächste Zug sie davon tragen; sie wollte ihm nur die Depesche verhegelt zurücklassen. Die sollte ihm Alles sagen. Aber zwei Stunden mußte sie bis dahin noch hier verdrängen, und wenn er inzwischen kam, mit lächelnder, heuchlerischer Miene wie immer...?

Dut und Reisetische lagen bereit. Rina, gefaßt, gewappnet durch die festesten Entschlüsse, wollte eben die Depesche verhegeln, da vernahm sie Schritte auf dem Kies im Garten. Ein Jünger überfiel sie, denn er trat ein mit einem empörenden, lachenden Gesicht, als sei nichts geschehen. Er eilte auf sie zu, während sie mit leichenblaffen Zügen vor ihm zurückwich.

„Dank Dir nur, Herz, was mir passiert ist!“ rief er, nicht auf sie, sondern auf seine Kleidung blickend. „Ich siße da am Wasser auf einem Stege, am beim Angeln eine reizende Schwanengruppe zu skizziren, da bricht das schwankende Brett unter mir zusammen und ich falle bis an die Hüften in's Wasser! Durch die Stadt konnte ich so nicht gehen, ich trat also in ein Wirthshaus, um da meine Kleider zu trocknen. Mein Skizzenbuch ist natürlich ein Raub der Wellen!... Aber was hast Du denn?“ unterbrach er sich, mit Erschaunen ihre Miene und Haltung gewährend.

Rina hatte inzwischen Muth und Fassung gewonnen. „D nichts!“ lachte sie krampfhaft. „Ich denke nur an den Schwanenhals, an dem Du gehangen, während das Bot, in dem Du mit Deiner Laura gendeltest, wahrscheinlich umgeschlagen ist!... So etwas passiert ja! Hahaha!“

Fritz starrte sie an. „Schwanenhals... Laura?“ rief er mit halb offenem Munde. „Und dieses Gesicht, das Du mir zeigst? Ich verstehe Dich nicht; sei deutlicher, wenn ich bitten darf!“ Rina trat entschlossen zum Tische, reichte ihm abgewandt die Depesche und griff dann nach Hut und Reisetische.

Fritz legte die Hand auf ihren Arm und wehrte ihr. „Erlaube mir,“ rief er unwillig, „Du bist mir absolut unverständlich!“ Darnach erst las er das Telegramm. Er schüttelte den Kopf, drehte das Papier herum und betrachtete aufmerksam die Adresse.

„Was soll das? Jrgend ein schlechter Witz! Aber dafür ist er zu dumm; es fehlt auch jede Veranlassung!“ Wieder drehte er das Papier herum. Da trat abermals der Telegraphen Bote mit einer Depesche durch den Garten herein und in grümmiger Stimmung nahm Fritz ihm dieselbe ab.

Um seiner Frau zu beweisen, daß er vor ihr keine Geheimnisse habe, las er laut: „Bedenke Laura...“ Er unterbrach sich, und mit zusammengebeißenen Zähnen starrte er das Papier an. „Kun, so lies doch weiter! Es ist ja so hübsch!“ höhnte Rina, triumphirend in all ihrem Schmerz, und sich über seinen Arm biegend, las sie selbst ihm vor: „Ist Deine Anwesenheit noch heute hier notwendig.“... „Sie wird sich wohl einen Schnupfen geholt haben bei der Wasserpartie!“ spottete sie. „Wir können ja zusammen reisen!“

Wieder griff sie zu Hut und Reisetische. „Ja, das können wir!“ rief Fritz außer sich. „Der Teufel soll mich holen, wenn mir je ein Frauenzimmer dieses Namens in die Nähe gekommen ist!“ Er zog während seine Uhr. „Der Schnellzug kommt in zehn Minuten hier durch! Allons! Ich will wissen, was das soll!“

Beide verließen ohne ein Wort das Haus, Beide hien im Coupé, Beide redeten keine Silbe zu einander. Als sie in Berlin eingetroffen, eilte Rina ihrem Manne voran, rief einem Droschkentreiber Strafe und Kummer ihres Vaters zu und bestieg die Droschke.

„Du erlaubst!“ Auch er setzte den Fuß auf den Tritt. „Du wirst ja aber so schnüchig erwartet!“ spottete sie. Er antwortete nicht und fuhr gegen ihren Willen mit. Wieder kein Wort unterwegs. Sie blickte zu diesem, er zu jenem Fenster hinaus.

In der Behrenstraße sprang sie aus dem Wagen und eilte in's Haus, ihm die Droschke überlassend. Er zahlte dem Kutscher und schritt ihr nach. Was er eigentlich wollte, das wußte er nicht; aber Rina konnte ihn bei ihren Eltern anklagen, und er hatte beide Depeschen in der Tasche.

Langsam stieg er die Treppe hinauf. Sie war längst oben und hatte die Corridorthür hinter sich zugeschlagen. Er zog die Schelle; man öffnete ihm und als er in das Empfangszimmer trat, sah er seine Frau halb ohnmächtig an der Brust ihres Vaters liegen. Sie hatte noch nicht so viel Athem gefunden, um ihm ihr Glend zu klagen, und vorwurfsvoll fragend blickte ihn der alte Herr an.

„Was ist Rina geschehen?“ fragte er belorgt. „Erstens bin ich heute in's Wasser gefallen, und zweitens hab' ich diese beiden Depeschen bekommen, von denen die eine in ihre Hände gerathen! Lies selbst! Ich weiß von nichts!“ Der alte Herr blickte sehr gleichgültig die Depeschen an. „Kun ja doch! Recht, daß Du kommst!“ Er hatte einen Arm losgemacht und las ebenso gleichgültig.

„Papa, es ist unerhör!“ jammerte Rina, zu sich kommend. „Ja, aber was denn? Hat er Dir etwas zu Leide gethan?“ „Laura!“ stöhnte sie schauernd. Sie machte sich los aus

des Vaters Arm, wankte zum Sopha und barg weinend das Antlitz auf der Schlimmerrolle.

Der Vater blickte erst sie, dann den Schwiegerjohn an. „Das ist aber doch kein Grund, so zu heulen! Sie ist am Abend allerdings noch schwächer geworden, und dies befürchtend, telegraphirte ich wieder an Fritz!“

Rina raffte sich jetzt vom Sopha auf. „Schwächer!“ stöhnte sie, des alten Herrn Arm erfassend. „Du kennst sie? Wer ist sie? O, Du weißt ja nicht, was...“ Fritz schaute ihn inzwischen gespannt fragend an. Er also hatte telegraphirt; aber was wollte er?

„Von Deinem Unglücke nachher!“ sagte der Vater, ihre Hand zurückziehend. „Erst die Geschäfte!“ wandte er sich an Fritz. „Ich habe heute Morgen den Kauf des Landhauses in Deinem Namen abgeschlossen und wollte den Kaufpreis aus meiner Kasse zahlen, anstatt von den für Dich zurückgelegten Industrie-Papieren zu verkaufen, für die man eine Pause erwartete. Deshalb...“ — er hob die Depesche vor sich, — „telegraphirte ich Dir: behalte lieber Deine Laura, wie man die Actien des schlesischen Hüttenwerkes an der Börse nennt, nicht aber: behalte lieb Deine Laura, wie die Depesche einfältiger Weise verstümmelt worden ist. Ich telegraphirte weiter: kommen 12 U, nicht 12 H, wie hier steht. Da sie aber statt dessen gefunten sind und ich noch keinen eigenen Bankier am Platze habe, depeschirte ich, um Eure Willensmeinung zu hören!“

„Was weiß ich von den Papieren, die Du mir in Deinem eisernen Gelschranke verwahrt! Ich habe noch nichts angesehen!... Und deshalb diese Scene, all den Aerger!“... Jetzt warf Fritz sich auf das Sopha, um die beleidigte Unschuld zu spielen, und wie er so da saß und der Vater in's andere Zimmer an den Gelschrank gegangen war, hörte Fritz etwas rauhen zu seinen Füßen. Zwei Arme umklammerten seine Kniee, und zwei in Thränen lächelnde blaue Augen schauten bittend zu ihm auf.

„Fritz,“ rüfferte Rina, „verzeih' mir! Du weißt ja nicht, wie ich gelitten!“ Als der alte Herr mit einem Pakete zurückkehrte, sah er Beide schon wieder Arm in Arm sitzen.

„Ist das die böse Laura?“ rief ihm Fritz entgegen, auf die Papiere deutend. „Beg' mit ihr! Sie soll mir niemals vor Augen kommen!... So etwas konnte mir aber auch nur in Potsdam passieren!“

Radrenn verboten.

Die Italiener in ihrer Heimath.

Florenz, im März.

„Besangen in Träumen, selbst ein Traum, kam ich nach Italien.“ So schreibt Heinrich Heine in den „Reisebildern“, und diese Worte mögen in gar manchem Reisenden Brust ein Echo finden.

Ich will hier nicht von jenen Philistern sprechen, die gar nichts dabei zu empfinden vermögen, wenn sie den Boden Italiens zum ersten Male betreten. Dem Gebildeten jedoch ziehen bei seiner Ankunft dabelst andere Gefühle in's Herz, als beim Besuche eines sonstigen, ihm unbekanntes Landes. Hundert begeisterte Schilderungen in Versen und Prosa hallen in ihm wieder, und hat er dann erst selbst die unwiderstehliche Anziehungskraft, den beströmenden Zauber Italiens empfunden, so ist es wohl erklärlich, wenn der Heimgelehrte von Rarmor-Palästen, von schönen Frauen und stattlichen Männern, vom Mondesglanze auf Spiegelalsten Szenen, von lauen Nächten mit flimmernden Leuchtlaternen und Orangenduft zu schwärmen pflegt. Andererseits darf man sich aber auch nicht darüber wundern, daß die Eingeborenen des Landes den Gast oft mit einem gewissen ipöitischen Kopfschütteln betrachten, fast, als begäbe sie gelinde Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit, und daß er besonders für Leute aus den niederen Volkschichten oder solche, die dem Gastwirthsberufe angehören, einfach die Gans mit den goldenen Eiern bedeutet. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß das italienische Volk Nichts von der großen Vergangenheit seines Landes wisse oder gegen dessen ewig junge Schönheit gleichgültig sei. Nichts weniger als das; aber das Interesse der Kinder des Landes ist viel unmittelbarer und lebhafter dem heutigen Italien zugewandt, denn sie erst kürzlich die schweren Opfer gebracht haben, für welches Ströme des edelsten Blutes geflossen sind. Und da kommen nun diese Fremdlinge daher, — Waldbewohner (Forestieri), wie sie uns Leute „oltre monti“ noch heute nennen, — und obwohl Viele darunter sind, die durch Wort und That eine aufrichtige und lebhafte Theilnahme für die politische Wiedergeburt Italiens bekundet haben, scheinen sie jetzt sammt und sonders keinen Deut nach dem Italiener selber zu fragen, der im Vollgefühl seiner jugendlichen Ramekraft stolz erhabenen Hauptes vor ihnen steht, der lebende Erbe einer langen Reihe edler Vorfahren. Dies bemerkt natürlich der Italiener, — was engliche wohl seinem pfeilschnellen Scharblick? Doch weiß er sich das Wesen des Fremden nicht zu erklären. Achselzuckend wendet er sich ab und denkt: „Seltsame Leute, diese Forestieri!“ Er ist eben, obwohl er eine rege Fassungsgabe besitzt, nicht genügend über unsere Erziehung und die Richtung unseres geistigen Lebens aufgeklärt, um sich unsere Gefühle vorstellen zu können und zu begreifen, daß Italien für uns ein Traum ist, daß Wenige, die es durchreisen, den Wunsch hegen, das gegenwärtige Italien kennen zu lernen, da sie ja nur von dessen fernab liegender Vergangenheit erfüllt sind. Bei der Menge von Sehenswürdigkeiten, welche das Land besitzt, reicht auch die dem reisenden Publikum durchschnittlich zu Gebote stehende Zeit kaum für alle diese aus, geschweige denn für irgend welche Beobachtungen der heutigen Welt und des modernen Lebens. Doch selbst nach einem längeren Aufenthalte pflegt der Fremde sich an den Interessen der Einheimischen wenig zu betheiligen, und hieran ist großentheils die Exklusivität der italienischen Gesellschaft Schuld. Viele Fremde können Monate lang in Italien leben, ohne dabelst gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Der Grund hierfür ist ein zweifacher. Einerseits zeigen sich die von „jenseits der Alpen“ kommenden Fremdlinge ebenfalls sehr exklusiv, und sobann halten sie es zumeist nicht der Mühe werth, sich mit der Sprache des Landes vertraut zu machen. Kaum im Stande, mit ihren Gastgebern mehr als die zum oberflächlichen Verkehr notwendigen Redensarten zu wechseln, sind sie in geselliger Beziehung den lebhaften Italienern nicht sonderlich bequem, denn Letztere lassen sich im Flusse ihrer sprudelnden, von Anekdoten und Scherzen belebten Unterhaltung nur ungern zu Erklärungen und Wiederholungen herbei.

Schließlich müssen wir noch einen merkwürdigen Umstand in Betracht ziehen. Obwohl in den kälteren Gegenden, nördlich von jenen mächtigen, natürlichen Grenzwallen, die Alpen genannt, viele gebildete Leute von Italien mit der höchsten Liebe und Bewunderung sprechen, tritt seltsamer Weise von diesem Gefühl wenig oder nichts bei den Nordländern zu Tage, welche inmitten der Italiener ihre Zelte aufgeschlagen haben. Ihnen, deren Zahl Legion ist, gilt Italien immer nur als Exil. Sie kümmern sich entweder gar nicht oder doch nur insofern um die Politik des Landes, als ihre Angelegenheiten durch dieselbe berührt werden; sie haben nicht den geringsten Sinn für die städtischen Interessen ihres Aufenthaltsortes; sie erzählen Einem mit der kaltblütigsten Sicherheit, so etwas, wie eine moderne italienische Literatur, existiere nicht; lebende Maler und Bildhauer, die auch nur des Erwähnens werth seien, habe Italien nicht aufzuweisen. Kurz, sie sind so unwissend über das in ihrer Umgebung pulsirende Leben, als befänden sie sich auf der anderen Seite des Erdballes. Und sie sind obenein noch verblendet genug, sich mit dieser Unwissenheit zu brüsten. Ist dies nicht ein völlig verkehrter Patriotismus und nur allzu sehr geeignet, die Nordländer in Verirrung zu bringen, sie in den Augen der Italiener noch engherziger und selbstgefälliger erscheinen zu lassen, als sie es in Wirklichkeit sind? Der Fremde lebt im Auslande unter einer gewissen moralischen Verantwortung gegenüber seinem Vaterlande. Wird nun dieser verantwortlichen Stellung Seitens der Fremden in Italien nach besten Kräften genügt? Wir müssen es leider bezweifeln. Andererseits aber dürfen wir auch nicht in Abrede stellen, daß es ihnen oft nicht am besten Willen fehlen mag, und nur eine gewisse Schwerfälligkeit ihre guten Absichten vereitelt. Vor Allem ist ihnen nicht selten die den Italienern in so reichem Maße zu Gebote stehende Gabe der Phantasie verlagert; sie können sich nicht von manchen traditionellen, seit Generationen eingesessenen Vorurtheilen gegen die Italiener und Italien freimachen, — wohl verstanden gegen Italien und seine Menschen, im Gegensatz zu Italien, dem Lande der Kunst. Der nordische Gast hält den Italiener stets für doppelzüngig, hinterlistig und von trübsüchtiger Geschäftlichkeit in der Kunst der Verstellung; lauterer Gefühle bar und nicht fähig, wahrhafte Tugend zu üben. Und wie verhält es sich in Wirklichkeit? Werfen wir einen Blick auf diejenigen Klassen von Italienern, mit welchen der Ausländer am meisten in Verkehr zu gerathen pflegt. Vorausgeschickt müssen wir indessen, daß ein bedeutender Charakter-Unterschied zwischen den Bewohnern von Nord- und Mittel-Italien und den Südtalienern besteht, also zwischen dem Theile der Bevölkerung, der dem Druck der Fremdherrschaft mehr ertrudt gewesen, und demjenigen, welcher ungleich schwerer unter dem Bourbonen-Joch zu leiden hatte. Ich beabsichtige, hier von den Nord- und Mittel-Italienern zu sprechen. Meines Erachtens würden übrigens Viele, die Italien besucht haben, falls man sie im Ernste fragte, wie ihnen die Leute des Landes gefallen haben, erlich bekennen müssen, daß für sie die dortigen Menschen nichts Anderes gewesen, als die Staffage einer schönen Landschaft, das zur Bervollständigung nöthig belebende Element in einer künstlerischen Scenerie.

Die Reisenden im Lande Italien sind nur allzu sehr geneigt, die Menschen dabelst nach den geschäftlichen Vampyren zu beurtheilen, mit denen sie zumeist nur in Berührung kommen, — Hotel-Wirthe, Lohnkutscher, Fremdenführer e tutti quanti, — Berufsclassen, deren Vertreter überall in der Welt von gleichem Schlage sind. Nach diesen Leuten und allenfalls noch nach der traditionellen Figur des Italiener in Opern, — ein Libertin oder ein Bandit, — pflegen wir uns eine Idee von den Italienern zu bilden. Wie aber würde es uns gefallen, wenn die Ausländer uns nur nach den schlimmsten unserer Klasse beurtheilen wollten? Was wir nun, nachdem ich die besseren Klassen dieser Nation ein wenig studirt habe, an ihnen aufgefallen ist, und zwar als eine Haupteigenschaft, das ist eine seltliche, fast kindliche Gutherzigkeit, das gerade Gegenheil von dem, was wir infolge irriger Auffassung des Werkes jenes großen Florentiners „Machiavellismus“ nennen. Das erste Gefühl, welches der Italiener Einem entgegenbringt, ist das des Wohlwollens. Er kommt seinem neuen Bekannten auf mehr als halbem Wege entgegen und setzt bei diesem die gleiche freundliche Gemüthlichkeit voraus. Ich spreche hier nicht von der Dauer dieses Gefühls. Wir haben bis zum Ueberdruße wiederholen hören, daß die Nordländer ernst, wahr und langsam seien, die Südländer dahingegen heiter, flatterhaft und ungestüm, — eine Meinung, welche, wie die meisten solcher feststehenden Behauptungen, einen geringen Theil Wahrheit enthält, außerdem aber auf einer viel zu weit gehenden und daher unrichtigen Verallgemeinerung beruht. Für den Augenblick ist des Italiener's Freundlichkeit uns gegenüber völlig ernst gemeint, und ob er sich unserer noch nach zwanzig Jahren erinnern mag oder nicht, ist wahrlich von keiner besonderen Wichtigkeit, im Vergleich mit dem angenehmen Gefühl, welches wir bei der ersten Begegnung seinem zuvorkommenden Wesen verdanken. Andererseits ist er keineswegs ein ungetreuer oder vergeßlicher Freund. Wir Nordländer sind nur zu ernsthaft. Ehe wir uns entschließen, einen Menschen freundlich anzusehen oder ihm unsere Fingerspitzen hinzureichen, erwägen und überlegen wir im Geiste, ob wir ihn wohl als Freund für's Leben haben möchten. Und gelangen wir zu einer für ihn ungünstigen Entscheidung, so bleiben wir ihm fern. Nicht so der Italiener. Er sagt das Leben milder ernst und tragisch auf; er lebt mehr in den Tag hinein.

Ein Punkt, in welchem wir dem Italiener bitter Unrecht thun, ist sein Familienleben. Auch hierin stützt sich unser Urtheil gänzlich auf die durch die Bühne und Romanliteratur gewonnenen Eindrücke. Wir haben nicht die entfernteste Ahnung, in welchem hohem Grade Familienliebe und häuslicher Sinn bei dem Mittelstande und in den niederen Schichten des italienischen Volkes herrschen. In den vornehmen Kreisen ist es hier nicht anders als bei uns. Die Ehen werden vielfach aus conventionellen Gründen geschlossen; Reichthum und Wüßhgang begünstigen eine den stillen Freunden in Haus und Familie entfremdende Lebensweise, — hier, wie überall. Zärtliche Verwandtschaftsgefühle und herzlicher Verkehr unter Familienmitgliedern dürfte indessen noch eher in den höheren Ständen Italiens, als in den unteren anzutreffen sein. Die Trennung von Angehörigen wird viel schwerer empfunden, als bei uns; zum Beispiel ist die Abreise eines Sohnes nach einem fremden Erdtheile für die ganze Familie ein erschütterndes Ereigniß, und die Beziehungen zur Heimath werden unter allen Umständen aufrecht erhalten. Und in der Zärtlichkeit gegen ihre kleinen Kinder übertreffen die italienischen Eltern wohl alle anderen. Mit den Babies wird in sämtlichen Gesellschaftsclassen ein wahrer Cultus getrieben; und während bei uns

die Kinder, wenigstens die jüngsten, fast überall nur unter der Obhut der Mutter stehen, nehmen in Italien beide Eltern diese süße Pflicht zu gleichen Theilen in Anspruch. Die italienischen Familienväter verlassen nicht minder häufig als die Mütter des Nachts ihr Lager, um das unruhige Kindchen auf den Knien zu wiegen und es mit Schlummerliedern einzulullen.

Die Italiener pflegen mit Kindern reich gesegnet zu sein, und Kinderlosigkeit wird hier als ein großes Unglück angesehen. Mögen die Mittel auch noch so kärglich zugemessen sein, der neue Ankommling erhält stets ein freundliches Willkommen. Und ein Volk, das solcher Liebe zu den Kindern, solcher Familienangehörigkeit fähig ist, sollte so entartet, so unsittlich sein, wie wir uns dasselbe zumeist vorstellen?

Nach einer anderen unserer Lieblingsideen sollen die Italiener niemals Liebesheirathen schließen. Allerdings ist es bei ihnen, wie bei den Franzosen, häufig so, daß die beiderseitigen Eltern die Ehen ihrer Kinder arrangiren. Indessen, — und dies ist ein wesentlicher Unterschied von der französischen Sitte, — ist es in Italien üblich, den jungen Leuten die endgiltig entscheidende Stimme zu lassen. Und falls man über diesen Gegenstand statistische Ermittlungen anstellen könnte, möchte ich mich fast versucht fühlen, ein Ergebnis voranzuzulassen, wonach unter diesen, auf Vernunft und Gleichheit der gesellschaftlichen Verhältnisse basirten Ehen mehr glückliche zu finden wären, als unter denen, die bei uns zu Lande in jugendlichem Unverstande und nach eigenwilliger Laune geschlossen werden.

Es ist innerhalb meines gegebenen Rahmens schwer, sämtliche Eigenschaften der Italiener nach Gebühr zu besprechen. Ich habe mich daher bei meiner Schilderung bestrbt, hauptsächlich solche Seiten ihres Charakters hervorzuheben, über welche nach meiner auf Erfahrung gestützten Ansicht die meisten Urtheiler verbreitet sind. Eine solche fuge Idee unserer Seite ist es auch, die Italiener für Hühner ohne jeglichen philosophischen Sinn zu halten. Auch dieses Urtheil ist ein völlig verkehrtes, denn selbst bei den als besonders ungestüm und feurig bekannten Neapolitanern ist der Grundton ihres Wesens ein philosophischer, während wir bei den Nord- und Mittel-Italienern auf dieses Element in höchstem Maße zu rechnen haben. „Cosa vuole; abbia pazienza!“ diese Worte führen sie nicht nur stets im Munde, sondern sie handeln auch danach im Leben. Der Italiener neigt sein Haupt ergebungsvoll vor dem Unvermeidlichen, — er nimmt es mit Resignation, nicht in Gleichgültigkeit hin. Dies ist von weitestlicher Bedeutung. Er hat beständig die Kürze unseres Daseins im Auge; warum also von Kleinigkeiten viel Aufhebens machen? Daher ist er im Grunde viel ruhiger, viel weniger erregbar als wir. Dies setzt Sie in Erstaunen, — es stimmt nicht mit Ihren herkömmlichen Ideen, und doch ist es so. Wir bilden uns ein, daß die Italiener, weil sie leichtsinnig und heiter sind, nicht auch ernsthaft sein können. Unter einer heiteren Auenenheit verbergen sie aber viel ernste Willenskraft und Beharrlichkeit, und es wirkt oft komisch, wie wir, die practischen Vernunftmenschen, ihren practischen, vernünftigen Sinn gar nicht in Anspruch bringen. Neben ihrer ererbten Empfänglichkeit für künstlerische und sinnliche Eindrücke besitzen die Italiener von heute, gleich ihren Vorfahren, den alten Römern, eine ungemessen verständige und positive Richtung. Wohlfahrt und Fortschritt der Massen ist ihr Prinzip; und während sie sich instinctiv vor der häßlichen Mäckertheit und dem brutalen Bilderhag gewisser nordischer Moralisten zu bewahren wissen, sind sie doch nicht geneigt, um ihrer Gefühle willen den Fortschritt der Civilisation und des Volkwohls zu hemmen. Sie wollen sich nicht darauf beschränken, aus den Taschen der Reisenden und von Dem zu leben, was ihnen ihre glänzende Vorzeit abwirft. Sie wünschen vor Allem eine glänzende Gegenwart zu besitzen, — glänzend nach den Begriffen des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Ideale in ihren Augen eben so gut, wenn nicht besser sind, als diejenigen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, von denen die „Forestieri“ schwärmen. Und daher verübelt der Italiener es uns so sehr, daß wir nur das Alte und Vergangene bei ihm zu schätzen wissen und über das heutige Volk Italiens hochmüthig hinwegsehen. Er ist sich bewußt, mit der ganzen, ihm zu Gebote stehenden Kraft an sich selbst zu arbeiten; er hat sich die deutsche und die englische Nation vor allen anderen zum Vorbilde erkoren, und gerade Deutsche und Engländer sind es, die ihm eben die meiste Gleichgültigkeit bezeigen, ihn verleumden, seine Motive verkennen und sein Streben ungerecht beurtheilen.

Sollte das hier Gesagte die Forestieri bestimmen, bei ihren künftigen Besuchen Italiens dem Lande sowohl, wie den Leuten dieses Landes etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen; würden sie um der freundschaftlichen internationalen Beziehungen willen und aus Gründen der Billigkeit sich ihren italienischen Gastfreunden liebenswürdiger nähern, so daß auf beiden Seiten ein besseres Urtheil gewonnen werden kann; kurz, — wenn ich sie bewegen könnte, alle ihre vorsehensreichen Ideen über die Italiener dahinein lassen und dieses Volk so sehen zu wollen, wie es in Wahrheit ist, — dann darf ich hoffen, diese Worte nicht vergebens geschrieben, sondern eine Saat des Friedens gestreut zu haben, die hunderten Segen bringen mag. Denn dem Mißverstehen der verschiedenen Nationalitäten unter einander entsprechen blutige Kriege, und am Mißverstehen trägt oft Unkenntniß allein die Schuld.

Helen Zimmermann.



Erzprinz Friedrich von Anhalt und Prinzessin Marie von Baden. Siehe die Bilder, Seite 52. — In dem bekannten Hotel „Zu den vier Jahreszeiten“ in München wurde am 30. Januar gelegentlich der Durchreise der Herzoglich Anhaltinischen Herrschaften nach Meran, wo die Frau Herzogin von Anhalt mit den Prinzessinnen-Töchtern Winteraufenthalt genommen hat, die Verlobung des Erzprinzen Friedrich von Anhalt mit der Prinzessin Marie von Baden proclamirt und gefeiert. Das Herzoglich Anhaltinische, wie das Großherzoglich Badische Haus ist in den letzten Jahren von schweren Schicksalschlägen heimgesucht worden. Vor zwei Jahren etwa starb nach kurzer Ehe Erzprinz Leopold von Anhalt, der älteste Sohn des Herzoglichen Paares, und kaum ein Jahr ist verfloßen, seit Prinz Ludwig Wilhelm von Baden, der einzige Bruder des Großherzogs, dessen Ehe mit Prinzessin Hilba von Nassau bisher kindlos blieb, nach kurzer Krankheit seinem kai-

serlichen Großvater in die Ewigkeit voranging. Erzprinz Leopold hinterließ keinen männlichen Erben; sein ältester Bruder, der jetzige Erzprinz Friedrich, geboren zu Dessau am 19. August 1856, trat in die Reihe des Berewigten ein. Erzprinz Friedrich von Anhalt, der bis dahin dem Offiziercorps des ersten Garde-Dragoon-Regimentes in Berlin angehört hatte, verließ den Militärdienst, um sich in allen Fächern der Verwaltung des Landes zu orientiren, über das er einst zu herrschen berufen sein wird. In der Berliner Hofgesellschaft, in welcher der Erzprinz, wie seine beiden noch dem ersten Garde-Dragoon-Regimente angehörenden jüngeren Brüder, die Prinzen Eduard und Aribert, viel und gern gelesene Erscheinungen sind, — bekanntlich ist die Frau Prinzessin Friedrich Karl von Preußen eine Prinzessin von Anhalt und rechte Tante der Prinzen, — rühmt man allgemein die Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit der Anhaltinischen Fürstenthöne und ihr lebhaftes Interesse für alle idealen Bestrebungen. Prinzessin Marie von Baden, geboren am 26. Juli 1865, ist eine Nichte des Großherzogs, die einzige Tochter des Prinzen Wilhelm von Baden und der Prinzessin Marie, einer Tochter des Herzogs Maximilian von Sachsenberg. Die ungemein sympathische Erscheinung der Prinzessin-Brant, ihre Herzensgüte und Liebenswürdigkeit haben ihr alle Herzen des schönen Badener Landes gewonnen, und nur ungern werden besonders die Markgräber die einzige jugendliche Prinzessin des Badischen Fürstenthums scheiden sehen. Beide Fürstenthümer haben nach tiefer Trauer zum ersten Male ein freudiges Familienfest gefeiert. Möchte es dem Großherzoglichen Hause Baden und dem Herzoglichen Hause Anhalt der Vorbote von lauter Glückseligkeit sein.

Plaudertäschchen. Von J. Kleinmichel. Siehe das Bild, Seite 53. — Nichts reizender, als ein kleines Kind, das eben laufen und sprechen gelernt hat. Aber so drollig es ist, es kann Einem in die höchste Verlegenheit setzen. Es beobachtet scharf, viel schärfer, als man bei einem solchen Guckindewelt es für möglich halten könnte, und es plaudert in aller Harmlosigkeit die aller subtilsten Dinge aus. Auf dem anmuthigen Bilde von J. Kleinmichel wird augenscheinlich ein sorgfältig gehütetes Herzengheimniß von einem solchen unbedenklichen Dreifährchen vorzeitig preisgegeben. Dagegen wird alles Leugnen nichts helfen, Kinder sprechen bekanntlich die Wahrheit. Die Kleine richtet ja auch mit ihren Indiscretionen offenbar kein Unheil an; voranschicklich macht sie sogar zwei Glückliche. Allerdings wird sie sich wundern, wie schnell sie, die jetzt noch die Hauptperson ist, in den Hintergrund geschoben wird, sobald sie alle ihre Geheimnisse ausgeplaudert hat. Denn wo zwei Liebende sich gefunden haben, da haben sie auch für das reizendste Plaudertäschchen kein Ohr mehr.



Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Fragen.

Beischnitten der Johannisbeer- und Stachelbeersträucher. — Wie und wann werden Johannisbeer- und Stachelbeersträucher am besten beschnitten, um große Früchte zu erzielen? E. D., Sagan.

Verpflanzen. — Ich will im Frühjahr meine Zimmerpflanzen umlegen. Welche Erdmischung eignet sich am besten dazu? Marie K. in Rathenow.

Asclepias. — Wie behandle ich eine Asclepias, um sie zum Blühen zu bringen? A. B., Eger.

Pflanzen für dunkle Plätze. — Mein Berliner Zimmer ist wenig hell, sodas hier alle Pflanzen bald ausgehen. Gibt es anspruchslose Gewächse, die auch mit einem dunklen Plätze vorlieb nehmen? J. V.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Karte (32). — Die Karte (althochdeutsch karta, mittelhochdeutsch karte) ist eine Distelart, welche als Gemüsepflanze nach Art der Artischocken cultivirt wird. Ich habe sowohl die italienischen Karten ohne Stacheln wie die Karten von Tours mit Stacheln angebaut und bei beiden Arten sehr gute Erfolge erzielt, daher möchte ich Ihnen und allen Gartenbesitzern die einfache Kultur dieses wohlwärmenden und gesunden Gemüses warn empfehlen. Man sät den Samen in der ersten Hälfte des Mai gleich in's freie Land, und zwar auf tief unangegrabene und gedüngte Beete, immer je zwei bis drei Körner in Abständen von einem Meter. Von den aufgezogenen Pflanzen läßt man an jeder Stelle nur die kräftigste stehen; die schwächeren werden weggestochen. Wenn man die Beete rein hält, fleißig behackt und bei Trockenheit gießt, werden sich die distelartigen Pflanzen während des Sommers zu sehr stattlichen, ansehnlichen Stauden entwickeln. In der zweiten Hälfte des Septembers beginnt man mit dem Bleichen. Nachdem man die Blätter mit Weidenruthen oder Strohbindern zusammengebunden hat, umwickelt man einige Stauden mit Stroh und läßt sie unter dieser Umhüllung 3 bis 4 Wochen, wodurch die starken, fleischigen Blattstiele und Rippen weiß, zart und wohlwärmend werden. Da die gebleichten Pflanzen bald verpest werden müssen, blüht man gleichzeitig immer nur einige Pflanzen in Stroh ein und wiederholt dies Verfahren in Zwischenräumen von 14 Tagen für weiteren Küchendeckel. Ende October nimmt man sämtliche Pflanzen zum Wintergebrauch mit Balken aus der Erde und schlägt sie im Keller in Sand ein, wo sie von selber bleichen und sich bis Neujahr halten, wenn man nicht veräumt, nachzusehen und schlechte Stellen auszuscheiden. A. R. in Thüringen.

Stedlinge von Gummibäumen (32). — Von Anfang März ab ist die geeignete Zeit, um Stedlinge von Gummibäumen zu machen. Für Zimmer-Kultur eignen sich am besten die Seitentriebe mit drei bis sechs Blättern. Nachdem man sie vom Mutterstode geschnitten und das unterste Blatt entfernt hat, läßt man sie zwei Tage liegen, damit der überquellende Milchsaft abfließt und die Schnittfläche trocknet. Hierauf setzt man die Stedlinge mit eingerollten Blättern in kleine Töpfe, verzieht dieselben mit Scharbenunterlage und füllt sie mit einer Mischung von Heide- und Lauberde, sowie einem kleinen Zusatz von Sand, Holzstohle und Hornspänen. Die Töpfe erhalten einen warmen Fensterplatz, wo sie jedoch gegen die Strahlen der Sonne geschützt sein müssen. Sehr vortheilhaft ist es, wenn man während der Wurzelbildung, die in 8 bis 10 Wochen vor sich geht, die Stedlinge unter Glas hält; die übergefüllten Gläser müssen aber alle Morgen beim Begießen der Pflanzen mit einem trockenen Luche ausgewischt werden. Läßt man den Ablegern im Sommer reichlich Wasser und Sonnenlicht zu Theil werden, so werden sie freudig gedeihen; im Winter halte man die Pflanzen durch etwas kühleren Standort und spärlichere Bewässerung zurück. G. W. auf Kügen.



Speisenfolge in Uffandenform, gerollt und offen, zur Ausföhrung auf Pergament. Nach einer Zeichnung von E. Döpler d. J. Halbe natürliche Größe.

Speisenfolge

Ueffenschwanz-Suppe
Klare Brühe mit jun-
gem Gemüse
Austern in Gelee
Warmer Hummer
mit frischer Butter
Schinken in Burgund
Kaffee mit Zucker

Frische Terrinette
Gemästete Hühner mit
Mans. Komischer Salat
Lardi mit Marsh-Mais
Champignons
Eisfige Kesselfode
Nistagen Eis
Butter Käse Nachtisch

gegeben am 18^{ten} März des Jahres 1889



Selbstgemalte Tischkarten. Zwei Drittel natürlicher Größe.

Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Tafel-Arrangements.

Andere Zeiten, andere Sitten! Wer wüßte es nicht, wer hätte die Wandlung vom „Hübsch- und Häßlich-sinden“ nicht an sich selbst erlebt? Ein Blick auf unsere Kleidung, unser Haus, unseren Tisch genügt, dies zu beweisen. Ja, wie anders sieht gerade dieser Letztere jetzt gegen einst aus, wo blieben die feinen Tafelaufsätze, Blumenvasen, wo die eintönige Form und Farbe des Krystalls und des Porzellans, die zusammen ein so langweilig pedantisches Aussehen hatten? Und die Servietten gar, deren Aufbau als Hauptwerk des tafelbedeckenden Künstlers bewundert wurde? Wer erinnert

wünschen übrig? Wir meinen, nein; das Kunstgewerbe schuf so Vieles, daß auch der weniger Bemittelte Vieles erreichbar finden wird; wir loben den Geschmack des Tages, vielleicht, daß die Nachwelt auch an ihm einst zu tadeln weiß; aber — der Lebende hat Recht!

E. K.

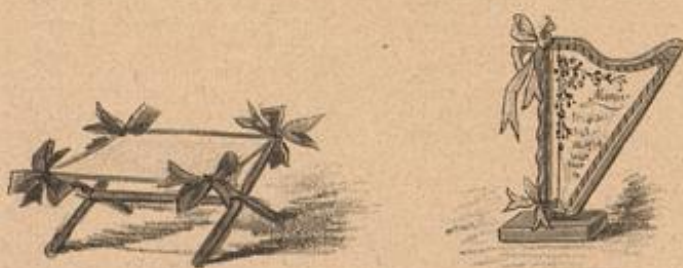
*) Bemerkung für Speisenfolgen und Tischkarten: Hermann Hampe, Berlin W, Markgrafstraße 50.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Wäscherollen. — Welches sind die prac-



Speisenfolgen in verschiedenen Ausstattungen.

sich noch der stolzen Schwäne mit langgezogenem Halse, der Bischofsmützen, Kaiserkronen und glückbringenden Schiffe, zu denen das weiße Vinnen geformt wurde, vor dem vornehmsten Gaste in stolzester Höhe prangend? Heute sind wir geneigt, über diese Meisterstücke des Geschmacks zu lächeln, sie eine Verirrung zu nennen, ja, wir finden es eigentlich unappetitlich, ein Rundtuch zu gebrauchen, das, — von wer weiß, welcher Hand, — gebrochen, gedreht, geknüpft und seiner ursprünglichen Frische beraubt wurde. Heute ziehen wir den unberührten Seidenglanz des Damastes vor, — oft mit wundervoll ausgeführtem Monogramm des Besitzers geschmückt, — unseren Teller deckt, oder wir freuen uns des farbig mit Garn, Seiden- und wachsbaren Goldfäden gestickten Tuches, dem eine geklöppelte Spitze den Abschluß giebt.

An dürftigem Aussehen leidet unsere moderne Tafel wahrlich nicht; wohin wir blicken, finden wir zwar nicht Kunststücke, aber Kunstwerke, die unser Auge entzücken, den künstlerischen Sinn in uns antregen. Was sind wir außerdem im Laufe der letzten Jahre nicht gewöhnt worden von liebenswürdigen Wirthen als reizende kleine Gaben zu empfangen? Kaum fehlt noch irgendwo der Strauß aus kostbaren Blumen, der für die Dame auf dem Couvert liegt oder in eigens dafür bestimmten hohen Spitz-, zuweilen niedrigen Bechergläse steht, die einzelne Blume, die der Herr für sein Knopfloch empfängt, um dort zur Seite anderer Ehrenzeichen zu prangen. Die Tischkarte, von der wir bereits vor einem Jahre meinten, daß sie keiner Wandlung mehr fähig sei, hat unsere Vermuthungen

tischsten Wäscherollen für den Privatgebrauch, und wo sind solche zu kaufen?

Langjährige Abonnentin.
Dobosch-Torte. — Wie bereitet man eine Dobosch-Torte?
E. K.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitensablen hinter den Schlagworten hin.)

Schwarze Spigen glänzend zu machen (40). — Schwarze Spigen erhalten neuen Glanz und Appretur durch ein Besetzen mit Krauseminzen-Wasser. Auf ein weiches Tuch gelegt, streicht man sie mit den Fingerspigen sorgfältig aus und läßt sie entweder einfach trocknen oder plättet sie auf der linken Seite mit einem nicht zu heißen Bolzen. Spigen, welche, — nicht zu dick, — gut ausgefrichen wurden, werden ungeplättet oft noch besser und gewinnen ein ganz neues Aussehen; deshalb sollte man ein Plättchen erst versuchen, wenn man sieht, daß das Gewebe kraus trocken.
H. H.

Das Kohlen der Dochte zu verhindern. (40). — Ein Kohlen der Dochte kann nur stattfinden, wenn dieselben schlecht und nicht passend sind, oder wenn ihnen der Brennstoff nicht genügend zugeführt wird, d. h. wenn die Röhren verstopft sind. Immer aber

Lügen gestraft, denn immer wieder taucht sie, vereint mit dem Keim — jetzt fast ausnahmslos „Speisenfolge“ genannt, — in neuen Mustern auf. Wir finden sie in Form kleiner musikalischer Instrumente als Tambourin, Harfe und Zither, als Apfel, Apfelsine und Blume, mit unserem Namen geziert, auf der Serviette liegend, als Palette mit in Aquarell ausgeführten Figuren bemalt, neu in der Ausstattung, wenn nicht in der Idee.

Großer Beliebtheit erfreut sich dauernd Alles in japanischem Geschmace, namentlich die elegante hochrothe „Mikado“-Karte und ein Blatt von altem, marmorgleichem Aussehen mit darauf gepreßtem antiken Relief. Ebenso lieben viele Familien es noch immer, ihre Tisch- und Speisekarten mit dem Service übereinstimmend zu haben und lassen sie zu diesem passend anfertigen. Allen diesen Schöpfungen der unermüdblichen

Papier-Industrie stellen sich aber noch andere von wirklichem Kunstwerthe zur Seite. Nach Tischzeichnungen Schlitten's*) erschienen in trefflicher Wiedergabe sechs Karten mit weiblichen Figuren, von denen unsere Illustration eine veranschaulicht; ganz neu, von Doepler d. J. entworfen, ist das kleine Original, das auf Pergament, mit daran hängendem Siegel, in alter Schrift eine Urfundenrolle darstellt. Entfaltet zeigt sie die Speisenfolge, zusammengerollt, — mit darauf geschriebenem Namen, — dient sie als Tischkarte, jedem Empfänger ein Andenken von künstlerischer Bedeutung sichernd. Bleibt uns da, bei der Mannigfaltigkeit des Gebotenen, bei dem Schmuck der kostbaren Schalen, Gläser, des reichen Krystalls, des vergoldeten, geblühten und gemalten Porzellans, des herrlichen Silbers noch etwas für die Plerde unserer Tafel zu

ist es nötig, daß die betreffenden Lampen einige Stunden gefüllt dastanden, ehe man sie anzündet; denn der Docht muß, um gut zu brennen, von dem Brennstoffe vollständig durchzogen sein; es wird dann ein Beckohlen desselben unmöglich.
E. W.

Portiören aus Cigarrenbündchen (40). — Um Portiören aus Cigarrenbündchen weben zu lassen, wende man sich an Frau Eugenie Bernice, geb. von Haderich, Berlin, Dossauer Str. 17. Hier wird auch zu erfahren sein, wieviel Material zu dem betreffenden Zwecke erforderlich ist. Cigarrenbänder als solche sind im Handel nicht zu haben; man ist auf eigenes Sammeln angewiesen, doch kann „Florettband“ als Aushilfe dienen, das in jedem größeren Geschäft zu finden ist.
B. B.

Potted meat (40). — „Potted meat and potted ham“ sind Fleisch-Conserven, deren Vorzüglichkeit in der vollständigen Zerkleinerung des Fleisches und Schmelzens besteht. Eine solche ist im Haushalte nicht zu erzielen; es bedarf dazu eines großen Fabrikations-Betriebes; darum wird man immer gut thun, sich an einen solchen zu wenden.
G. K.

Gardinen crème zu färben (40). — Wenn Sie mit dem Färben Ihrer Gardinen durch Crème-Stärke nicht zufrieden sind, so versuchen Sie es mit einem Abkude von Faulbaumrinde oder einem Zusatz von Safran; beide Farben sind echt, die erstere mehr bräunlich, die zweite gelblich. Sie dürfen indessen bei längerem Hängen der Shawls nicht die Einwirkung von Licht, Rauch und Sonne vergessen, die auch das zuerst blendende Weiß allmählig grau erscheinen lassen.
L. M.

Porzellanteller (XV, 224). Porzellanteller, die den Eindrud machen, als seien sie mittelst Schablonen gemalt, sind mittelst Druck hergestellt; fertige Schablonen zu diesem Zwecke giebt es nicht, und sie werden auch nicht verwendbar sein, da die flüssige Porzellanfarbe, in dieser Weise aufgetragen, nicht geeignete bestimmte Contouren zu halten.
L. M.

Edelweiß in Amsterdam. — Ueber die Reclität der betreffenden Firmen können wir Ihnen leider keine Auskunft geben.

Frau A. K. in G. — Der gewünschte Unterricht wird Ihnen im Vette-Berein zu Berlin W, Königgräber Str. 90, gern erteilt. Ferner empfehlen wir Ihnen die Lehrbücher der Modewelt: I. Die Anfertigung der Damen-Garderobe; II. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe; III. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.



Farbiges Glas mit Blumen. Ein Drittel der natürlichen Größe.



Farbiges Glas mit Blumen. Ein Drittel der natürlichen Größe.



Speisenfolge.

Hühner-Suppe	Sorrel
Hambrange Rinder	Spargel
Suppe	Spargel
Kuchen auf dem Tische	Kanarienvogel
braten mit Butter	Butter
Salmon mit Sahne	Spargel
Spinal mit Kaffee	Spargel
Waffeln	Spargel
Butter und Käse	Spargel

Zwei Speisenfolgen auf vorgedruckten Karten.



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 15.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 7. April 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Kapitän Massa.

Eine römische Dorfgeschichte von Richard Voß.

1.

Morgen kommen die Bersaglieri!“
„Was wollen sie bei uns?“
„Was weiß ich! Sieh, das sind ihre Zelte! Die werden auf's Feld hinauf getragen, und die Bersaglieri wohnen darin, wie unsere Männer, wenn sie unten im Römischen Weizen schneiden.“
„Wie lange bleiben die Soldaten auf unserem Felde?“
„Es heißt ja wohl: den ganzen Sommer über. Kommt Du nicht mit zum Brunnen? Es ist schon spät.“

„Ich muß erst mein Garn fertig drehen.“
„Wir sind Alle beim Brunnen. Dort werden wir gewiß hören, was die Bersaglieri bei uns wollen, und wie lange sie hier bleiben.“
„Mir ist's gleich.“
„Nun ja, Du bist eine solche!“
Die Freundin, das große kupferne Wassergefäß unter dem Arme, stieg weiter die Gasse hinauf, die steil wie eine Stiege und so eng war, daß, wenn Zwei sich begegneten, Einer sich gegen die Wand drücken mußte, damit der Andere vorbei kam.
Flavia blieb am offenen Fenster sitzen und drehte gelassen ihr Garn weiter. Um sich die Arbeit zu erleichtern, ließ sie die Spule zum Fenster hinaus hängen, sie von Zeit zu Zeit kräftig aufschnellend, um sie dann langsam wieder auf den Boden gleiten zu lassen.
Vor dem Hause, welches Flavia allein mit ihrer Mutter bewohnte, lag ein winziger Platz, von dem aus

nach allen Richtungen, den jähen Felskegel hinauf und hinab, die Gassen sich verzweigten. Die Häuser hoben sich unmittelbar aus dem nackten Gesteine, so schwarz, als wären sie von oben bis unten mit Theer bestrichen; manche Wohnung hatte keine andere Oeffnung, als die Thür, die in den einzigen dunklen Raum führte, darin die ganze Familie sich aufhielt. Auf dem Platze vor Flavias Wohnung gab es keinen Fuß breit ebenen Raum; überall starrten zwischen den Häusern die Klippen empor.
„Also morgen kommen die Bersaglieri,“ dachte Flavia, trotz aller zur Schau getragenen Gleichgültigkeit voll dumpfer Bewunderung über das große Ereigniß. Denn wer von den Bewohnern der wilden volksliedischen Bergstadt nicht als Schnitter, Feldarbeiter oder Modell in das Römische hinabgekommen war, der hatte in seinem Leben nur wenige Fremde gesehen, und darunter kaum einen Soldaten... Den ganzen Sommer bleiben sie droben



Alter schützt vor Thorheit nicht. Von J. Kaufmann. — Siehe Seite 63.
Das Original ist im Besitze des Kunsthändlers F. Schwarz in Wien.

auf unserem Felde,“ wiederholte das Mädchen im Stillen die Worte ihrer Freundin. Und da bringen sie immer noch mehr Zelte. Daß es so viele Soldaten giebt!

Die ganze Einwohnerschaft von Rocca secca schien beschäftigt, die zusammengeschürzten Leinwandstücke den Berg hinauf zu schleppen, unter einem Geschrei, als ob sie Waffen trügen und der Feind vor ihrem Orte stünde. Bis zur halben Höhe des steilen Berges liefen sich die Zelte, und was sonst zu einem Soldaten-Lager gehört, theils auf Maulthieren, theils in Karren transportiren; alsdann wurde das Meiste abgeladen und den Weibern und Kindern aufgepackt.

Auf der Höhe des Gipfels, an dessen Wänden Rocca secca klebt, befand sich ein fast kreisrundes, weites und ödes Gefilde, ringsum von niedrigen Hügeln umschlossen, welche dicht mit Ginstern bewachsen waren. Gerade stand die schöne Blume der römischen Wildniß in voller Blüthe, sodaß das Feld einen Anblick gewährte, als stößen von allen Seiten die Ströme einer märchenhaften Goldfluth in einen gewaltigen Felsenfessel nieder.

Unter diesen strahlenden Wällen sollten die Soldaten ihre Zelte aufschlagen.

Die Sonne ging unter. Zwischen den schwarzen Mauern und Dächern erglänzte, wie durch einen Bergspalt, ein winziges Stück der großen römischen Ebene und ein Streifen Meer, das einzige, was Flavia aus ihrem Fenster von der Welt sah, die wie in unerreichbarer Ferne tief unter ihr lag. Es geschah selten, daß sie darauf achtete, es war noch niemals vorgekommen, daß sie sich darnach gesehnt hätte; heute stand sie, hielt den Faden müßig in der Hand und spähte hinaus, bis sie die Mutter rufen hörte. Ohne sich sonderlich zu eilen, trat sie vom Fenster zurück, legte Spule und Garn fort, nahm das Wassergefäß und begab sich an den Brunnen.

Hier war noch die Schar der Mädchen versammelt; sie hatten lebhaft das große Begebniß besprochen und empfingen die Berispatete mit lautem Zurufe:

„Ein Kapitän kommt auch mit!“

Aber Flavia bezeugte auch für diese aufregende Neuigkeit keine besondere Theilnahme; in ihrer gewöhnlichen herben Art bemerkte sie:

„Was geht's uns an?“

Eines der Mädchen rühmte die Erwarteten:

„Das sind tapfere Leute! Den ganzen Sommer über machen sie auf unserem Felde Uebungen, und dann sollen sie gegen die Briganten ziehen. Die von Sonnino drüben mögen sich in Acht nehmen!“

Da wurde Flavia zornig: „Die von Rocca secca mögen sich in Acht nehmen! Als gingen nicht auch von unseren Männern genug in die Berge, — die Madonna schütze sie! Oder willst Du etwa bitten, daß die Madonna den Fremden beistehen möge?“

Ihre finsternen Augen blitzten die Soldaten-Freundin feindselig an. Das Mädchen begann mit heftigen Gegenreden, als wäre es in den Volksbergen plötzlich ein Verbrechen geworden, Brigant zu sein. Flavia ließ ein verächtliches Aufschauen hören, hob sich das gefüllte Gefäß auf den Kopf, verschränkte die Arme und schritt gelassen davon. Später, als sie mit der Mutter vor der Hausthür lauerte und zu ihrem Salat von wilder Cichorie ein Stück grauen, sparsam mit Del beträufeltes Brodes verzehrte, fing zu ihrem Aerger unter den Nachbarinnen das Geschwätz über die Fremden von Neuem an; gerade wollte sie in's Haus, als ihre Freundin kam. Filomela rief schon von Weitem:

„Die Ersten sind schon unten am Berge! Marschiren thum sie, schneller, als Unsererins läuft! Einen ganzen Hühnerfall tragen sie auf den Hüten, die prächtigsten Federn! Und lustig sind sie! Es soll wahr sein, daß sie zu uns kommen wegen der Briganten! Die Armen! Ein Kapitän ist wahrhaftig dabei. Das soll Einer sein! Noch ein ganz junger, aber fürchterlich tapfer. Kapitän Massa heißt er.“

Flavia erwiderte nichts. Sie stand auf, nahm die leere Schüssel, trug sie in's Haus, steckte die Dellampe an und ging in die Kammer, um ihre Spindel zu holen. Filomela folgte ihr, setzte sich auf den Betrand und begann mit unterdrückter Stimme:

„Wenn es wahr ist, daß Kapitän Massa mit seinen Soldaten der Briganten wegen auf unser Feld kommt, so giebt das einen bösen Sommer; denn unsere Männer hassen die Fremden. Ich habe vorhin zugehört, wie sie über den Kapitän Massa redeten; der Kapitän mag sich in Acht nehmen. Der Gina ihr Bruder hat ein Gelöbniß gethan, seine Schwester, wenn sie einen Soldaten nur freundlich ansähe, zu erstechen. Nun haben die Mädchen Furcht bekommen und sind ganz still über die Fremden. Du hast es gut, daß kein Mann im Hause ist, der Dir befehlen kann.“

Flavia hatte ihre Spindel genommen, sich gegen die Wand gelehnt und sogleich zu spinnen begonnen. Sie meinte gleichmüthig:

„Warum habe ich's gut? Mir wär' es ganz recht, wenn ich einen Bruder hätte, wie die Gina ihn hat. Das gefällt mir vom Tommaso. Todt stehen müßte

man uns, hielten wir es mit einem dieser Fremden. Euer Kapitän Massa, der ein so tapferer Mann sein soll, mag sich freilich in Acht nehmen.“

Filomela wußte nicht recht, ob sie die Reden ihrer Freundin ernst nehmen oder dazu lachen sollte. Es dauerte also eine Weile, bis sie mit dem herauskam, was sie auf dem Herzen hatte. Nach einer vorsichtigen Einleitung erkundigte sie sich:

„Hast Du etwas vom Vigio gehört?“

Flavia blickte starr auf den Faden, der ihr zer-rissen war.

„Was sollte ich vom Vigio gehört haben?“

„Daß er noch immer in den Bergen ist.“

„Wenn Du es weißt, warum fragst Du mich dann?“

Die gutmüthige Filomela wurde böse.

„Du redest, als hätte der Vigio nicht Deinetwegen den Luigi Mariano erstochen.“

„Ich habe es ihm nicht geheißt.“

„Er hat es aber doch gethan.“

„Was kann ich dafür, daß er wie ein Toller so eifersüchtig war? Ich hatte nichts mit dem Luigi und habe nichts mit dem Vigio, oder mit sonst irgend Einem.“ schloß die braune Schöne trozig.

Die erzürnte Filomela rief:

„Bist Du eine Hochmüthige! Die Madonna möge Dich strafen! Was, — Du kümmerst Dich nicht um den Vigio, der um Deinetwillen den armen Luigino erstochen hat; Dir ist es gleich, ob er noch immer in den Bergen ist oder nicht? Du fragst auch nichts darnach, wenn er in seiner Verzweiflung unter die Briganten geht, wenn der tapfere Kapitän Massa Jagd auf ihn macht, wenn der Kapitän Massa ihn fängt, wenn er nach Rom in's Gefängniß, oder nach Neapel auf die Galeeren gebracht wird —?“

Die bitterböse, weichmüthige Filomela, die ihre Rede wegen Mangels an Athem abbrechen mußte, schluchzte auf, als wäre sie das Mädchen, um dessentwillen der arme Luigi Mariano von dem hübschen, wilden Vigio umgebracht worden, und als hätte der tapfere Kapitän Massa bereits sämtliche volksliche Briganten hinter Schloß und Riegel. Die Geschmähte entgegnete zu ihrer Vertheidigung kein Wort.

2.

Flavia konnte der Fremden wegen lange nicht einschlafen. Sie lag und horchte auf die Schritte der an ihren Fenstern vorbeiziehenden Soldaten, die einen Höllenlärm machten. Einmal hörte Flavia eine starke, wohlklingende Stimme, die herrisch Ruhe gebot. Sofort wurde es still. Das Mädchen dachte: Das war Kapitän Massa! Also ein solcher bist du! Mit einer feindseligen Empfindung gegen den unbekanntem Mann schlief sie endlich ein.

Am Morgen kamen viele der Soldaten nach Rocca, um Lebensmittel einzukaufen. Sie fanden nicht viel, und was an Vorräthen da war, wollten die Leute den Fremden nicht geben. Die Soldaten begehrten es, forderten, schalteten, drohten; die Einwohnerschaft Rocca's rottete sich zusammen, stand in düsterem Schweigen, warf haßglühende Blicke auf die Eindringlinge, bereit, ihr Eigenthum zu vertheidigen. Es hätte zu offenen Feindseligkeiten und Gewaltthaten geführt, wäre nicht zu rechter Zeit Kapitän Massa erschienen.

Der junge Offizier befahl seinen Leuten, auseinander zu treten, und begab sich, ohne die Roccaner eines Blickes zu würdigen, zum Sindaco, mit dem er eine kurze Unterredung hatte. Auf Befehl des Sindaco mußten sodann die Vorräthe den Soldaten gegen Bezahlung herausgegeben werden. Den ganzen Tag über dauerte in Rocca die Aufregung, jetzt nicht nur gegen die Fremden, sondern gegen den eigenen Sindaco gewendet. Flavia hielt sich, wie gewöhnlich, ruhig zu Hause, nahm gegen Abend ein Stück Linnen, das zur Bleiche gebracht werden sollte, und sagte zu ihrer Mutter:

„Ich trage die Leinwand nach dem Felde hinauf.“

„Auf dem Felde sind die Soldaten.“

„Sollen wir darum unsere Leinwand nicht bleichen?“

„Nun ja, — ich will mitgehen.“

„Weshalb?“

„Weil die Soldaten oben sind.“

Flavia zuckte verächtlich die Achseln und verließ ohne Weiteres das Haus. Die Mutter begann zu schelten; da sie jedoch ihre Tochter kannte, auch ihr Schleiertuch nicht gleich bei der Hand hatte, so ließ sie Flavia in Gottes Namen gehen, geradenwegs zu den Feinden hinauf.

Vor den Hausthüren lauerten die Weiber, und am Brunnen standen die Mädchen. Alle riefen Flavia an: Was ihr einfiele, ihre Leinwand auf's Feld hinauf zu tragen? Flavia gab entweder gar keine, oder nur sehr kurze Antworten: Die Leinwand müßte auf die Bleiche, und da man nur oben bleichen könnte, trüge sie die Leinwand eben hinauf. Filomela, obgleich sie der Freundin wegen des gestrigen Abends immer noch böse war, wollte sie begleiten, wurde indessen kurz abgewiesen, was die treue Seele von Neuem in heftigen Zorn brachte.

Unmittelbar hinter den letzten Hütten verengte sich der rauhe Weg zu einem Pfade, der in steilen Windungen an den nackten Felsenwänden emporführte. Sah Flavia auf, so blickte sie über ödes Gebirge, wildes Land und leuchtendes Meer in eine unabsehbare, sommerklich umdunstete Ferne hinein.

Auf dem Felde angelangt, sah sie unter den strahlenden Ginstervänden die Reihen der Zelte, gleich einer Schar von Niesenschwänen im Sonnenschein erglänzen. Ein vergnügliches Lagerleben hatte sich auf dem öden Gefilde entfaltet, das die Volkskinder nur tief einsam kannte, nur in einem Schweigen, welches allein der klagende Schrei eines Falken oder das heisere Belfern einer Wildkatze unterbrach.

Flavia nahm ihre Last vom Kopfe und schickte sich an, auf dem Platze, wo sie gewöhnlich bleichte, ihr Gewebe auszubreiten. Noch war sie damit beschäftigt, als sie sich von einer Stimme, deren gebieterischen Ton sie bereits kannte, angerufen hörte:

„Es wäre besser, Mädchen, wenn Du Deine Leinwand wo anders hinrügst, so lange meine Leute hier oben haufen. Das magst Du auch drunten den Anderen sagen, denn wo Weiber hinkommen, entstehen Häufel, und wir sind nicht hier, um uns mit Frauenzimmern zu zanken!“

Flavia wendete sich nach dem Sprechenden um, sah dem gefürchteten Kapitän mit ihren mächtigen, brennenden Augen ruhig in's Gesicht, und versetzte gelassen:

„Dieser Platz gehört Rocca secca. Wollen also die Frauen ihre Leinwand zum Bleichen und Trocknen hier heraufbringen, so kann ihnen das weder der König, noch der heilige Vater verwehren. Ich werde daher den Weibern unten sagen, sie möchten sich von Niemand befehlen lassen, sondern gerade so thun, wie ihnen gefällt. Wenn Ihr aber hier gebieten müßt, so gebietet dort Euern Soldaten, daß sie sich betragen, wie es Gästen geziemt. Wir mögen mit ihnen nichts zu thun haben.“

Sie wollte ihm den Rücken kehren, blieb aber noch einen Augenblick stehen und sah ihn an. Kapitän Massa, der zuerst Miene machte, über das lähne Mädchen zu lachen, wurde plötzlich zornig.

„Du bist ja die echte volksliche Kage! Wenn die ganze Brut so ist, wird es wohl bald einen Tanz geben. Aber wir werden Euch schon zahm machen!“

Damit ging er. Er war so aufgebracht über die kleine Epijode, daß er sich über sich ärgerte. — Solch ein tropisches Geschöpf! Wie sie ihn angesehen hatte! Beinahe verächtlich! Aber schön war sie, das wilde, braune Ding. Sie hatte gewiß einen Briganten zum Liebsten. Der Teufel hole den Burschen! Und sicher wußte sie, weshalb die Kompagnie nach Rocca gekommen war!

Er sah sich um, blickte indessen schnell wieder fort. Ihm schien es, als ob sie gleichfalls da gestanden und nach ihm ausgehauet hätte, — schlank und hoch, eine dunkle, feierliche Gestalt am glühenden Abendhimmel.

Flavia beendete ihre Arbeit, trat sofort den Rückweg an und begab sich zum Brunnen, wo auch heute die Mädchen noch schwabend beisammen standen. Sie erzählte, was ihr begegnet war, forderte Alle auf, gemeinsam mit ihr gegen die verhassten Fremden zu stehen, redete so lange und mit solcher Leidenschaft, daß einstimmig der Entschluß gefaßt wurde: am nächsten Tage wollten sie sammt und sonders ihre Wäsche auf das Feld zum Trocknen tragen.

3.

Am nächsten Morgen standen bereits in aller Frühe sämtliche Jungfrauen Rocca's an dem großen Brunnen und wuschen. Mit außergewöhnlichem Eifer wurden auf der steinernen Umfassung die Linnenstücke gerieben, geschlagen, gerollt und dann mit kräftigen Schwingungen durch das Wasser gezogen. Die Leidenschaftlichkeit, mit der die ernsthafteste und schweigsame Flavia Partei gegen die Fremden nahm, machte auf die Mädchen einen stärkeren Eindruck, als der Haß der Männer gegen die Eindringlinge. Viele erinnerten sich freilich, daß Flavia einen besonderen Grund zu dieser Feindseligkeit hatte, — eben wegen des Vigio, der seit beinahe einem Jahre sich in den Bergen aufhielt. Allerdings hatten sie Alle genug über die Kaltherzigkeit geredet, die Flavia zur Schau getragen, als ihretwillen ein braver junger Mensch ermordet worden war, und allgemein machte man es ihr zum Vorwurf, daß sie sich nicht stolz darauf fühlte, einen ihrer Bewerber als Verfolgten, — vielleicht als Banditen in den Bergen zu wissen. Denn im Geheimen waren die Roccaner eifersüchtig auf die Bewohner des benachbarten Sonnino, die den Ruhm besaßen, die meisten und kühnsten Banditen des Landes zu stellen. Als es daher hieß, die Soldaten kommen, die Soldaten sollen zum Herbst gegen die Briganten ausziehen, da dachte eine Jede der Roccanerinnen zuerst an die Frauen von Sonnino und triumphierte; aber dann regte sich das volksliche Blut, das seit Jahrtausenden in den Adern dieses räuberischen Stammes floß, und Angesichts

der Hächer wendete sich die ganze Theilnahme der guten Noccannerinnen dem benachbarten Bergstädtchen zu.

Am Nachmittage trugen die Mädchen verabredeter Weise ihre Wäsche auf das Feld hinauf. Wegen der Enge des Pfades mußte eine hinter der anderen gehen; wie eine Anführerin schritt Flavia voraus. Es war ein schöner Anblick, die schlanken, jungen Gestalten in den scharlachrothen Röcken, den goldgelben oder grünen Miedern, mit der schimmernden Last von Wäsche auf dem Kopfe, durch die braune Felsenöde langsam, wie in feierlicher Prozession, dem strahlenden Gipfel entgegenwandelnd zu sehen. Aber so herausfordernd die kampflustigen Jungfrauen beim Ausbreiten der Wäsche auch schwappten und lachten und taufend Tollheiten trieben, — kein Feind ließ sich in ihrer Nähe blicken. Die Verzagleri blieben innerhalb ihres Lagers, von wo aus sie allerdings eifrig nach dem bunten Knäuel der Wäscherinnen hinüberschauten, — beinahe wie sehnsüchtig. Diese, nachdem sie die Wäsche säuberlich über den fahlen Felsboden verbreitet, setzten sich auf das Gestein, zogen die Spindeln hervor und begannen mit gellender Stimme zu singen, uralte volksliche Balladen und Romanzen, die kein Ende hatten, und in denen das volksliche Brigantenthum verherrlicht wurde.

Eine Weile verhielt sich der Feind bei diesem Angriffe der Schönen ruhig; schließlich aber nahmen die Fremden den Kampf auf und leiteten das Gesecht mit ihren Soldatensliedern ein, welche den tapferen Verzagleri priesen, wie er die volkslichen Banditen jagte und fing, „als ob sie Wachteln wären“. So laut die guten Mädchen auch schrien, die Soldaten schrien noch lauter; also, daß jene, wollten sie sich nicht die Ohren zuhalten, den Ruhm der tapferen Verzagleri und die Schande der volkslichen Briganten mit anhören mußten. Ihre Stimmen wurden immer freischender, ihre Gesichter immer glühender, ihre Blicke immer feindseliger. Flavia allein bewahrte ihre Ruhe. Es fehlte nicht viel, und die ergrimmten Noccannerinnen hätten ihre noch feuchte Wäsche vom Boden aufgerafft und damit den Feind attackirt. Sie warteten schließlich das Trocknen ihrer Leinwand gar nicht ab und traten unter dem Hohngeächter der Soldaten den Rückzug an.

Am Abend versammelten sich die erbotenen Mädchen mit ihren Spindeln beim Brunnen und hielten unter heftigem Geschrei Rath ab, wie sie den schrecklichen Verzagleri ihren Haß zeigen könnten. In wenigen Tagen sollte ein großer Theil der männlichen Bevölkerung Rocca secca verlassen, um als Feldarbeiter sich in der römischen Ebene zu verdingen; was sollte dann aus den zurückbleibenden Frauen werden, wenn die Männer fort waren und die Verzagleri droben auf dem Felde ihr Wesen weiter trieben? Einige forderten: man sollte die Männer zum Schutz der bedrängten Frauen da behalten, wenigstens die Jüngeren dürfe man nicht ziehen lassen.

Da sagte Flavia, die bis dahin geschwiegen hatte: „Wollen wir unsere Männer zu Weibern machen? Wenn wir nöthig haben, uns vor diesen Fremden zu schützen, so können wir das selbst. Unsere Männer müssen in's Römische hinunter, um Geld zu verdienen; denn wovon wollt Ihr sonst zum Winter Flachs kaufen? Wir werden mit denen da oben schon fertig werden!“

Alle riesen durch einander; sie hörten auf zu spinnen und gebrauchten die Hände zum heftigen Gestikuliren. Filomela jammerte, was sie beginnen sollten, wenn die Soldatenjagd auf die Briganten machten, und es herauskäme, daß dieses Handwerk nicht nur die Leute von Somino betrieben? Dann würden auch die Noccanner büßen müssen; dieser Kapitän Massa sei ein wahrer Teufel.

Flavia lachte auf:

„Vor solchem Teufel schlage ich nicht das Kreuz. Laßt sie doch die Briganten jagen. Unter denen sind auch tapfere Männer!“ Und sie sah auf ihre Spindel, als ob diese ein Dolchmesser wäre.

Zulezt berathschlagten sie, wo sie fortan ihre Wäsche trocknen sollten. Auch diese Frage ward von Flavia entschieden:

„Morgen trage ich meine Wäsche wieder nach dem Feld hinauf. Wer sich fürchtet, mag unten bleiben.“

Das nächste Mal ließen die Soldaten die Mädchen mit ihrem Gefange in Ruhe. Die Letzteren triumphirten. Als sie aber gewahrten, daß die Fremden sich nicht im Mindesten um sie kümmerten, achlos an ihnen vorbeigingen, auch nicht von ferne standen und geärgert oder spottend, oder verlangend herüber schauten, da war ihnen auch das nicht recht, und die Gleichgültigkeit der Bekapften erregte ihre Galle. Nur Flavia blieb wiederum gelassen.

Bald darauf brachen die Männer von Rocca auf. Der ganze Ort war in leidenschaftlicher Erregung; Alles lief schreiend durch einander, drängte in die Kirche, versammelte sich auf den Gassen. Nach Mitternacht zogen die Männer fort, von den jammernden Frauen bis in die Ebene hinunter begleitet.

Flavia stand in ihrer Kammer und blickte in der Dunkelheit dem Zuge nach; horchte auf die Stimmen,

die in der Stille der Nacht noch lange zu ihr heraufdrangen, und dachte daran, wie dieser Kapitän Massa heute wieder an ihr vorübergegangen war, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Kochdruck verboten.

Grillparzer's Frauengestalten.

Literarische Plauderei von Conrad Alberti.
Mit Abbildungen.

Grillparzer, der bedeutendste Dichter, welchen Oesterreich in der neueren Zeit hervorgebracht hat, war lange, lange Zeit in seinem Vaterlande beinahe eine unbekante Größe. Seine Theaterstücke wurden sehr wenig gespielt, und zumal in Norddeutschland stand die Oeffentlichkeit denselben sehr kühl gegenüber. Als er auftrat, hatte Byron von ihm gesagt: „Sein Name klingt schrecklich, aber die Welt wird lernen müssen, ihn auszusprechen.“ Seinen Namen lernte die Welt, aber nicht viel mehr von ihm. Erst in den letzten Jahren ist das anders geworden. Hervorragende Schauspieler wendeten sich mit Vorliebe seinen Werken zu, und treffliche Darstellungen begeisterten das Publicum für ihn. Ein bestimmter Zug der Zeit begünstigte den Erfolg. Während zur Zeit unserer Klassiker auf dem Theater das männliche Element herrschte, männliche Gestalten das Publicum anzogen, gewann später das weibliche die Herrschaft. Solche Stücke erlangen die größten Erfolge, in denen Frauengestalten im Vordergrund stehen, in welchen die Schicksale wirklicher Helden entwirrt werden. Der romantische Geist, für den die Frau der interessanteste Charakter ist, siegte auf der Bühne über den germanischen. Sardou mit seiner Dora, Andrea, Bernande, Odette u. s. w. errang die Herrschaft, und im ersten Drama Grillparzer, welcher ganz im Gefolge der Spanier und zum Theil der französischen Klassiker marschirt.

Dem wie kein zweiter deutscher Dramatiker ist Grillparzer der Dichter des Frauenherzens. Er kennt dasselbe bis in seine tiefsten Tiefen, sein feinstes und verwickeltes Gebilde. Goethe sah in seinen unsterblichen Gestalten, wie Gretchen, Clärchen, Abigene die Frauenherz in großartigem Stil auf, aber Grillparzer zerlegt es beinahe anatomisch. Der dunkelste, verworrenste Ursprung der geheimsten, zartesten Regungen, die verwickelteste Zusammenfügung gemischter Gefühle, das unendlich feine Nervenleben der Frau weiß er mit unfehlbarer Sicherheit darzustellen; er sieht wie ein Astronom das feste, streng gegliederte Einzelwaben, wo das ungeschulte Auge nur unklare, formlose Nebelwolken erblicken kann. Grillparzer hat eine lange Reihe der mannigfaltigsten Frauengestalten geschaffen, Weiber von berausender, wilder Leidenschaft, äppig duftende Gentilfolien, und herbe, keusche, schämige Mädchensnospen, welche oft der Sturm bricht, bevor sie die Sonne noch zur vollen Entfaltung wachgeküßt. Die ganze Tonleiter des weiblichen Herzens wird in seinen Dramen angeschlagen, wilder Trost, jungfräuliche Sprödigkeit, glühende Sehnsucht, rasendes Begehren, empörte Wuth, thörichte Treulosigkeit, keusches Verjagen, unbewußte Schlaubeit, stammende Leidenschaft, schrankenloser Hingebung, lobernder Haß; so stürmt und säuselt es durch seine Dichtungen, getragen von dem melodischen Fluße seiner wohlgebauten Zamben und Trochäen, mit der Bedachtsamkeit echter Empfindung. Seine Dramen sind ein wahres Lebensbuch des weiblichen Herzens, der herrlichen wie der verhängnißvollen Seiten, und er schildert dasselbe in seinen verschiedenen Zuständen mit der Wahrheit und strengen Sachlichkeit, welche den großen Dichter macht. Ihm ist die Frau kein Engel und kein Teufel, wie sie so oft von Schwärmern oder ungerechten Weiberhassern dargestellt wird; sie ist ihm ein menschliches, irdisches Wesen, so gut wie der Mann, mit allen Vorzügen und allen Schwächen, welche die menschliche Natur nun einmal bedingt und von dem Manne dadurch unterschieden, daß ihre Entschlüsse und Thaten nicht wie bei jenem hauptsächlich aus dem Verstande und der Lebenserfahrung entspringen, sondern unmittelbar aus dem Temperament. Grillparzer läßt seine Frauen nicht vernünfteln, klügeln, berechnen, über sich selbst und die Welt philosophiren; er läßt sie einfach lieben, leiden, hassen, dulden, klagen, fürchten, hoffen aus vollem Herzen, aus dem Eindrucke des Augenblickes auf ihr empfängliches Gemüth. Ist die Frau daher natürlicher, unmittelbarer, unbewußter handelnd als der Mann, so ist sie auf der anderen Seite dafür auch einseitiger. Sie kennt bei Grillparzer nur Eines, um das sich ihr ganzes Leben dreht, ihr inneres und ihr äußeres; das ist das Herz, die Liebe.

Um freilich Grillparzer's poetische Gestalten ganz zu verstehen, sowohl die männlichen, als noch mehr die weiblichen, darf man nie die Atmosphäre vergessen, in der Grillparzer lebte, noch den Charakter, den ihm die Natur verlieh. Grillparzer's Frauen leben nur für ihre Männer, und diese selbst sind alle lauter idealisirte, auf einen Kothurn gestellte Grillparzer's. Der Dichter war in seinem bürgerlichen Verufe ein kleiner Beamter, für den der Flug in das romantische Land, in das Alterthum, das Mittelalter, des Abends eine Erlösung war, eine Erquickung nach den trockenen, kleinlichen Alltags-Angelegenheiten, dem Actenstaub, den erbärmlichen Wichtigkeiten, welche der maschinenmäßige Bureau-Dienst zu ungeheuren Wichtigkeiten aufbauschte, die mit Strömen Tinte begossen werden mußten. Nur im fernem, märchenhaften Lande konnte er sich wohl fühlen, weil seine Umgebung seiner großen Seele keine Anregung, keinen Genuß bot. Er lebte in Wien, unter dem Drucke der damals strengen Regierung, welche jede Einmischung in Politik und staatliches Leben unerbitlich verfolgte. Wissenschaft und Cultur standen still. Es gab nichts, was ein freies, leidenschaftliches Herz hätte anregen dürfen oder können. Dazu denke man sich den Charakter der Bewohner, leichtlebige, genußfrohe Phäaken, die mit den Aufregungen des Lebens im großen Stile, dem Janf der Könige gern so wenig als möglich zu thun haben und ihre Behaglichkeit über Alles lieben. Die Welt des Herzens war für diese Zeit die einzig interessante, für alles Andere fehlte der Sinn. Erleben, Gewahren, Verweigern der Liebe, — diese Sorgen füllten alle edleren Regungen jener Menschen aus; es sind daher auch die einzigen Triebfedern, welche die Welt Grillparzer's in Bewegung setzen und halten. Man lebt nur, um glücklich oder unglücklich zu lieben. Nur einmal, in „König Ottobars Glück und Ende“, siegt die Politik über die Liebe.

In den meisten seiner männlichen Gestalten hat Grillparzer sich selbst gezeichnet. Er ist Jason, er ist Phaon. Er hatte

ein leicht entzündbares Herz, es loderte schnell auf und erkalte ebenso schnell. Treue, Beständigkeit waren seine Sache nicht. So war seine Natur, er konnte nicht dafür, nicht dawider, mit anerkannter Ehrlichkeit gesteht er seine Schwäche selbst ein.

„Von dem Augenblicke an,“ sagt er selbst in seinem Tagebuche, „als der theilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Unrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ich auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwillkürlich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern die Rolle des Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten. Ich habe auf diese Art das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht.“ Er schuf sich ein Ideal von einer Frau, seine leicht entflammte Phantasie glaubte er häufig verwirklicht zu sehen, er liebte glühend, — da paßte ein kleiner Zug nicht mehr in das Bild, und seine Leidenschaft war so schnell geschwunden wie gekommen. Am getreuesten hat Grillparzer sich selbst wohl in der „Jüdin von Toledo“ als König Alfons gezeichnet, der plötzlich sich wie rasend in die schöne Jüdin verliebt, über seiner Leidenschaft Krieg, Regierung, Land, Gesetz, Weib vergißt, und als das schöne Mädchen, von den Großen des Reiches getödtet, als Leiche entsetzt vor ihm liegt, sich von dem Anblick schauernd abwendet und die einst heiß Geliebte verleugnet, — diese Mischung von unbezähmbarer Leidenschaft und Schwäche ist der Dichter selbst, diese Wandlungen hat er selbst fast bis auf's Haar durchlebt in seinen Beziehungen zu einer Frau v. P. in Wien, in deren Armen er längere Zeit schmachtete, glücklich erhört, und sich von ihr abwandte, als eine Krankheit sie niederwarf und ihrer Jüge Reiz schwächte. Grillparzer war fähig, seine angebetete Katharina fröhlich bis auf's Aeußerste zu martern, ja keusch und physisch zu Grunde zu richten, nur um genau den Gang der Veränderungen zu beobachten, die sein grautes Verhalten hervorrief. Einem Manne von solchem Gemüth gegenüber, der mit vielen körperlichen Gaben und allen Vorzügen des Geistes und Talentes ausgestattet ist, denke man sich nun die harnlosen, lebensfrohen, den Genuß über Alles liebenden, weich anhmiegenden, naiven und doch nicht selten keusch zurückhaltenden Wienerinnen, deren höchster Ehrgeiz ist, dem Manne zu gefallen, die noch nichts wissen von der herben Lehre der weiblichen Emancipation, dem modernen Ringen der Frau, dem Manne in beruflichen und geistigen Dingen gewachsen zu sein, deren höchstes Glück und höchster Stolz die Liebe des Mannes ist und die Hingabe an denselben, deren höchster Triumph der beneidete Besitz eines schönen Gatten ist, — und man wird den richtigen Maßstab für das Verständniß Grillparzer's und seiner Dichtungen gewinnen, man wird sie begreifen in ihrer Einseitigkeit, in der sich doch eine solche bedrückende Mannigfaltigkeit der Temperamente, der Erscheinungen, der Schicksale entwickelt.

Wir werden sie nun ganz verstehen, jene entzündende Reihe jugendlicher Gestalten, welche im unberühmten Weiz der Unschuldsblüthe prangen, umstossen von dem unbefehmbaren, unspärbaren Dufte der fast noch kindlichen Einfachheit und Anmuth, welche doch den Mann, und meist gerade den erfahrenen und gereisten, so in Aufruhr zu versetzen und zu Thaten höchster Leidenschaft fortzureißen weiß. Wie der Dichter die Gegenüberstellung zweier entgegengesetzter Frauencharaktere besonders liebt, so stellt er diesen sich schon und fürchtam, mit den keuschen Blicken des Rehes anhmiegenden Ephen-Naturen, die ihr ganzes Sein aus der Kraft des geliebten Mannes saugen, gern mächtige, von Leidenschaft durchzitterte Meisenfrauen entgegen, die unfähig, die eigenen Triebe zu bemeistern, den Geliebten und sich und oft noch Viele mit ihm in's Verderben stürzen.

Welch' liebliche drei Weibchen sind Melitta, Kreusa und Mirza!

Sappho, Melitta's Herrin, lehrt als Griechenlands größte Dichterin siegekrönt heim, an der Seite den jüngeren, schönen Freund. Vom ersten Blicke an weicht sein Bild nicht aus Melitta's Herzen, aber schweigend unterdrückt sie ihre Reizung, denn lieber wollte sie sterben, als den Zorn ihrer gütigen Herrin verschulden. Von der Tiefe ihrer Liebe hat sie selbst, die von Amors Pfeil bis dahin noch Unberührte, noch keine Vorstellung. Aber als der angeborene weibliche Scharfblick Sappho das Geheimniß enthüllt, als deren Zorn hervorbricht und sie in der Eiferjucht ihr das kleine Andenken, die Rolle, formnehmen will, welche Phaon ihr gegeben, da bricht die Gewalt ihrer Empfindung zum ersten Male unmaßhaltig durch, da fällt sie, wie theuer er ihr ist, und mit ihrem Leben will sie die Blume vertheidigen. Doch immer ist sie Sanftmuth und Gehorsam, und als die Herrin sie fortzichen, von Phaon trennen will, kommt kein Fluch, keine Weigerung über ihre Lippen. Sie kämpft den schweren Kampf zwischen Gehorsam und Liebe. Doch unison! So ganz geht sie in Phaon auf, so sehr fühlt sie sich eines Lebens mit ihm, ein Theil von ihm, daß sie ohne ein Wort des Straubens ihm folgt, als er sie zur Flucht auffordert, obgleich sie das Unrecht fühlt, ihre gütige Herrin zu hintergehen. Der Plan wird entdeckt, die Flüchtigen werden eingeholt, sie bittet die Herrin um Vergebung, und Tränen strömen über ihre Wangen, da diese sie von sich stößt. So schwankt sie unaufhörlich zwischen zwei Gefühlen, wie ein zartes Rohr im Sturm, und die reizvolle Schwäche, welche den Mann so oft an die Frau fesselt, ist eigentlich nur die Folge einer Charakter-Halbheit, welche sich nicht zur Höhe des Bibelwortes ausschwingen kann, daß das Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen soll.

Eine Herzensverwandte Melitta's ist Kreusa, die holde Tochter des Königs von Korinth, licht und heiter wie der junge Morgen. Sie ist die Jugendgepielin Jasons, sie hat ihn in seiner Abwesenheit vertheidigt gegen die abscheulichen Gerüchte, die man daheim über ihn verbreitet, als er die Ausländerin, die Barbarin, geheirathet. Und als nun die düstere, vergrämte Frau, Medea, selbst erscheint, entsetzt sie sich nicht, wie Alle, vor ihrer Wildheit, sie hat keine Furcht vor den Zaubereien, deren man Jene beschuldigt, sie führt sie selbst wie eine Freundin hinein in die Stadt. Voll des innigsten Mitleides für Jasons unglückliche Ehe, den sie liebt, dessen häuslichen Frieden sie aber nicht noch mehr beunruhigen, sondern fördern will, lehrt sie Jene selbst Leier spielen, um Jasons Unruhe zu besänftigen. Und da Medea als Zauberin verbannt werden soll, schrecken sie nicht die Flüche, die Jene heraufbeschwört, sondern nur der Gedanke, daß man der Aermsten vielleicht Unrecht thue, denn sie glaubt nicht, daß irgend eine Macht dem Schaden könnte, der stets nur recht handelt.

Ähnlicher Art erscheint Mirza im „Traum ein Leben“ obwohl sie der Dichter nur in Umrisse gezeichnet hat. Sie,



Charlotte Wolter als „Sappho“.

die zurückhaltende, liebenswürdige Tochter des Landmannes, hat ihr Herz dem wilden Jäger Rastan hingegeben, dessen Heldenfähigkeit und Ehrgeiz sie gleichzeitig begeistert und tödtlich erschreckt, zu dem sie mit leuchtenden Augen aufblickt, und vor dessen Wildheit sie bangt und zittert. Sie preist ihm das Glück behaglichen, bescheidenen Daseins, das nur ihre Liebe herrlich und leuchtend macht, sie ist unglücklich, daß ihr Flehen und Warnen den Geliebten nicht von seinen trotzigen, waghalsigen Plänen abhalten kann. Wie jubelt sie auf, als ein wilder, fürchterlicher Traum Rastans Gluth endlich besänftigt und seine Leidenschaft bricht! Nun zieht er nicht hinaus auf Abenteuer, nun bleibt er an ihrer Seite, und sie werden so glücklich sein!

Als eine verwandte Natur Rirza's erscheint Melusine, die märchenhafte Brunnenfee, deren Schicksale und Empfindungen der Dichter unserm Herzen menschlich so nahe zu rücken weiß. Im Traume zeigt sie, die nach Menschenliebe sich sehnt, sich dem Auserwählten, dem Grafen Raimund, bei einer Jagd. Er verläßt seine Braut, er folgt der unsagbar herrlichen Erscheinung in den Feenpalast, und Beide erleben herrliche, glückliche Tage. Doch das Uebermaß des Glückes beunruhigt ihn, sein Wille sträubt sich dagegen, er sehnt sich hinaus, nach Aufregung, Thätigkeit, Abwechslung, und sie entläßt ihn am siebenten Tage, an dem sie, dem Gesetze der Feen nach, in ihr Element zurücktauchen und die halbthierische Gestalt annehmen muß. Nach oben zurückgekehrt, wird Raimund gewarnt, der häßliche Verdacht gewinnt Macht über ihn, sie, von der er so viel Gutes genossen, sei eine arge Heze und wolle sein Verderben. Er will sie sehen, er bricht seinen Eidswur, ihr an dem fatalen Tage fern zu bleiben, er schaut den Fischschweif und empört flucht er der Teufelin. Doch sie hat einmal menschliche, er Geistes-Liebe gekostet, Beide können nicht von einander lassen. An der Seite seiner jungen, gräßlichen Braut fühlt Raimund sich unglücklich, er sehnt sich nach anderen Reizen, ihn bindet der Ring Melusines an seinem Finger unlöslich an die Verlorene. Er will sich frei machen von dieser drückenden Last: er wirft den Ring von sich, — umsonst, Melusine holt ihn sich zurück mitten ans der Schaar der entsetzten Hochzeitsgäste und zieht ihn nach sich in ihr Reich, unwiderstehlich. Wer einmal die höhere Seligkeit überirdischer Liebe genossen, ist ihr verfallen mit Seele und Leib.

Diese Gestalten führt Grillparzer uns in ihrer leuchtenden Mädchenblüthe vor, da der Liebe erster Strahl ihre Herzen trifft. Wie ein solcher Charakter sich in der Ehe verhält, den zahlreichen Conflicten gegenüber, in welche diese ein empfindendes Frauenherz führen kann, zeigt der Dichter uns in der Gestalt Frey's in „Ein treuer Diener seines Herrn“. Dieses Stück ist die dramatische Verherrlichung der Treue. Frey's Gemahl ist weit älter als sie, nicht schön; doch nichts in der Welt könnte sie bewegen, ihm die Treue zu brechen, und entrüstet weist sie die Nachstellungen des wüsten Prinzen von Meran zurück. Sie ehrt und liebt den Greis an ihrer Seite, denn sie kennt seinen Werth, seinen Edelsinn, seine Klugheit, seine zärtliche Fürsorge für sie. Sie haßt nicht nur den Frevler, der sie zum Verbrechen verführen möchte, sie verabscheut und verachtet ihn, und als er, auf seine Verwandtschaft mit dem Königshause pochend, sie mit Gewalt zu entführen droht und ihr Gatte seinem Eide gemäß bis zur Rückkehr des Königs dem Uebelthäter nicht wehren kann, stößt sie, um ihre Tugend zu bewahren, sich lieber selbst den Dolch in's Herz und stirbt rein, wie sie rein gelebt hat.

Denn auch in der zartesten Frau, in der scheinbar durchsichtigsten und ruhigsten Mädchenseele ist ein Vulkan verborgen, eine unabhärrige Fülle der mächtigsten Leidenschaft, welche gleich einem Lavaströme zum Ausbruche kommt, wenn die Liebe die Seele berührt und sich dieser Hindernisse entgegenstellen. Die züchtige, zarte Jungfrau wird zur Heldin, zur Amazone, um diese zu beseitigen, und alle Feindschaft der Welt, aller Farn des Schicksals, welche die Liebenden trennen wollen, werden sie nur fester und unlöslicher an einander ketten. Die scheinbar leidenschaftlichsten Seelen sind nicht die standhaftesten, sie gerathen leicht in Flammen, doch ihre Liebe verwandelt sich auch bisweilen schnell in Abneigung, Haß; eine Enttäuschung seitens des Geliebten macht sie zu dessen Feindinnen. Anders eine von Hans aus zurückhaltende, aber innerlich nur um so tiefere Natur, wie Bertha in der „Ahnfrau“. Ihr ganzes Leben hat sie nur auf dem düstern Schlosse ihrer Väter verbracht, wo der Schrecken und die Furcht wohnen und das erregte Auge jeden Augenblick leibhaftige Gespenster schaut, wo die Geschichte von den entsetzlichen Thaten berichtet. Durch diese hohen, öden, finsternen Zimmer huscht sie wie ein Sonnenstrahl. Sie glaubt in ihrer Weltunerfahrenheit nicht, daß es treulose Menschen gäbe. Ihr ganzes Wesen

ist Liebe und Erbarmen. Sie bittet selbst für die verfolgten Mordbrenner um Milde, und als sie erfährt, daß ihr innig geliebter Jaromir der Anführer dieser Mordbrenner ist, bricht sie nicht unter dieser Kunde zusammen, wendet sich nicht empört von ihm ab, sondern giebt ihrem Herzen Recht, hält treu zu Jaromir, will mit ihm fliehen und helfen, ihn wieder zum guten Menschen zu machen. Erst als der zweite Schlag getroffen, Jaromir sich als ihr eigener Bruder enthüllt, der, ohne es wollen, seinen und ihren Vater erschlagen, brechen ihre Hoffnungen zusammen, und an der Welt verzweifelnd, greift sie zum Gift.

In seiner Hero („des Meeres und der Liebe Wellen“) hat uns Grillparzer eine seiner herrlichsten Frauengestalten geschaffen. Griechisch freilich ist an dieser Hero nichts als der Name und das Gewand; im Uebrigen ist sie die edelste Wienerin, die man sich denken kann. All ihr Denken und Handeln verhält, daß ihre Blige an der schönen blauen Donau gestanden, und ihre Füßchen, kaum daß sie treten konnten, sich im Tacte eines Lanner'schen Walzers bewegten. Ihre Mutter möchte sie gern an einen braven und fleißigen Mann verheirathet sehen, sie aber, welche die Liebe noch nicht kennt, macht sich nichts aus der Ehe und legt als Priesterin der Aphrodite zu Sestos das Gelübde der Jungfräulichkeit ab, — auf Deutsch: sie geht in's Kloster. Auch ihres Wesens Grundzug ist Mitleid, woraus, wie bei fast allen Frauen Grillparzer's, die Liebe erwächst. Sie löst schelmisch mit dem armen Täubchen, das sich in den Hain verspielt, und rettet es. Sie weist Leander streng ab, als er wagt, ihr, der Priesterin, zu nahen; erst als er sich krank stellt, naht sie ihm. Sein Muth, seine Kühnheit gefallen ihr: er durchschwimmt, um zu ihr zu gelangen, das wilde Meer und klettert den steilen Thurm hinauf. Welches Mädchen fühlte nicht Stolz und Neigung für den, der solches wagte, um zu ihr zu gelangen? Sie sieht, wie die Leidenschaft in ihm glüht, ihn packt und niederwirft; das Mitleid mit dem armen Jungen erfüllt sie und treibt sie in seine Arme. Und nun, da sie sein, lebt sie nur noch ihm. Sie zittert und bangt, ob er auch ja kommen werde, ihr ist, als sei ein Theil ihrer selbst in der Ferne, und sie möchte warten, daß er wieder zu ihr zurückkehre. Und da er ihr für ewig entzissen ist, da sie ihn nie mehr besitzen wird, kann sie dieses unvollständige, halbe Dasein nicht mehr leben und bricht todt an des Freundes Leiche zusammen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Müssen sie heirathen?

Von Julius Weil.

Alle Mütter haben den Wunsch, ihre Töchter verheirathet zu sehen; nur wollen es nicht Alle eingestehen. Viele glauben, sie verriethen ein tiefes Familiengeheimniß, wenn sie es aussprechen; aber in diesem Punkte läßt sich die Welt nicht täuschen, dessen bin ich ganz sicher.

Ich für meine Person will nun offen bekennen, daß ich keinen schuldigeren Wunsch hegte, als den, meine Ella an der Seite eines Mannes nach ihrem, — oder vielmehr (um an Aufrichtigkeit nichts schulbig zu bleiben) nach meinem Herzen glücklich zu sehen. Ich weiß nicht mehr, wann diese Sehnsucht zuerst anfing, eine bestimmte Gestalt anzunehmen, doch muß es wohl sehr frühzeitig geschehen sein. Denn ich erinnere mich noch genau einer schlaflosen Nacht, in der mich plötzlich der Gedanke an Ella's Zukunft wie eine schwere Sorge überfiel. Es war Tags zuvor viel von der Verlobung eines schönen, jungen Mädchens die Rede gewesen, die unter sehr erschwerenden Umständen rückgängig gemacht worden war, und wir Frauen waren darüber in große Aufregung gerathen. Nun arbeiteten diese Eindrücke in meinem sinnenden Gemüthe fort und lenkten meine Gedanken unmerklich zu meinem eigenen Kinde hin. Ich stellte mir vor, von welchen Zufälligkeiten das Schicksal der Mädchen abhängen, wie anspruchsvoll in heutigen Tagen die Männer seien, und wie schwer es Ellen gemacht werde, die rechte Wahl zu treffen. Und während mir diese Erwägungen durch den Kopf zogen, mußte ich unwillkürlich aufstehen: Arme Ella! welches Los wird Dir zufallen? wird das bescheidene Haus deiner Eltern die Freier anziehen? werden sie dich unter den bevorzugten Genossinnen herausfinden?

Mancher wird mich belächeln, wenn ich jetzt hinzufüge, daß meine Ella damals eben die Schule verlassen hatte, also anscheinend noch himmelweit von ihrem Hochzeitstage entfernt war. Aber zärtliche Mütter werden meine sorgenden Gedanken begreifen. Die Jugend der Mädchen ist ein schnelles Erblühen. Eben haben wir noch ein Kind mit langen Zöpfen und kurzen Kleidern vor uns, und schon ist dieses Kind eine stattliche, begehrtenwerthe junge Dame geworden. Wenn meine Senzer in jenen wachen Stunden vielleicht ein wenig verfrüht sein möchten, bald waren sie es nicht mehr; denn, ehe wir's uns noch recht klar gemacht hatten, stand unsere kleine Ella als ein schlankes und — wird man einer Mutter diese Eitelkeit verzeihen? — bildhübsches Fräulein an der Schwelle ihres neunzehnten Lebensjahres. Jetzt freilich war es mit einem Male Ernst geworden, und ich brauche nicht zu fürchten, daß mich irgend Jemand tabeln wird, wenn ich damals nicht ohne Herzklopfen in die Zukunft blickte.

Ach, sie wollte mir durchaus nicht in einem rothigen Lichte erscheinen! Oft überraschte ich mich dabei, wie mein Auge mit forschender Besorgniß auf Ella's liebem Gesichte ruhte. Ja, sie war ein anmuthiges Mädchen, und wer sie kennen lernte, mußte sie lieb gewinnen. Aber würde sich die Gelegenheit dazu finden? Unser Kreis war ein engebezogener, und unser Haus bot nicht jene lebhafteste Geselligkeit, in der die Menschen schnell einander nahetreten. Und noch ein Anderes kam hinzu, um meine Sorge zu vermehren: ich hatte Niemanden, dem ich mich anvertrauen, von dem ich mir Rath's erholen konnte. Vor Allem fand ich bei meinem gestrengen Eheherrn eher

Widerstand, als Unterstützung. Er wollte von dem, was mir so wichtig, so bedeutungsvoll für die ganze Zukunft erschien, nichts hören.

„Ich bin grundsätzlich dagegen, die Vorsehung zu spielen,“ sagte er. (Männer handeln bekanntlich immer nur nach Grundsätzen, während wir Frauen uns von Launen, Grillen und augenblicklichen Stimmungen leiten lassen!) Als ich mein Thema leise vor ihm anklingen ließ, sah er mich wie aus den Wolken gefallen an und fragte topfschüttelnd:

„Ella heirathen? Unsere Ella? Aber, Liebste, sie ist ja noch ein Kind.“

„Ein neunzehnjähriges Mädchen ist kein Kind mehr, mein Freund.“

„Daß Ihr Frauen doch immer Pläne schmieden und der Zukunft vorgreifen wollt! Ruß denn durchaus geheirathet sein? Müssen Mädchen heirathen?“

„Wenn der Rechte kommt, müssen sie es allerdings.“

„Ja, wenn der Rechte kommt! das ist es ja eben. Wenn er nun aber nicht kommt, oder nicht erlannt, oder nicht begehrt wird — was dann? Das Ganze, glaube mir, ist Glücksfrage, und wir sollten Alles eher thun, als corrigere la fortune.“

„Ich weiß, was Du sagen willst,“ schnitt er meine Einwendung ab. „Gelegenheiten, — Vorbereitungen, — Prüfung, — Bekanntheit, — Alles ganz schön! Aber mein Grundfay ist (wieder ein Grundfay!): den Dingen ihren Lauf lassen und die Mädchen so erziehen, daß sie auch ohne Heirath eine ehrenvolle Stellung in der Welt finden können.“

Und damit ging mein hoher Gemahl, in dem stolzen Bewußtsein, etwas Bedeutendes gesagt und meine thörichten Befürchtungen glänzend widerlegt zu haben. So sprach ein Vater, — Vater eines neunzehnjährigen, liebenswürdigen Mädchens! Den Dingen ihren Lauf lassen und die Hände in den Schoß legen, bis ein herrlicher Freier komme und ihn um die gnädige Erlaubniß bitten würde, unsere Ella heimzuführen!

Allein, was konnte ich gegen so erhabene und so felsensfeste Grundfaye ausrichten? Ich mußte mich begnügen, die Augen offen zu halten. Für's Erste war nichts zu verlieren; denn wir befanden uns am Frühjahrsausgange und rüsteten uns, in eine nahe Sommerfrische zu gehen, wo wir mit unserem Sohne, dem frischgebadeuten Doctor, und einigen seiner Studienfreunde zusammentreffen wollten. Aber im Winter, wenn die Saison der Feste- und Tanz-Kränzchen und aller jener frühlichen Veranstaltungen eröffnet werden würde, welche für zwanglose Annäherungen erfunden zu sein scheinen, — im Winter wollte ich den Sturm von Neuem veruchen, und dann würde ich mich nicht so leicht in die Klucht schlagen lassen wie jetzt. Und der Winter kam, und wiederum wurde mein Sturm abgesehlagen. Diesmal begann mein Gatte seine Weisheit in anderer Tonart vorzutragen.

„Gut,“ entgegnete er auf meinen Vorschlag, unserem Verkehr, Ella zuliebe, eine größere Ausdehnung zu geben, „gut, denken wir einmal darüber nach, welchen von allen jungen Männern unseres Standes wir wohl für unsere Tochter auserkennen könnten! Da wären zunächst die Juristen, — können wir daran denken, einen Juristen zu wählen, der in zehn bis zwölf Jahren die Aussicht erlangt, in etwa der Hälfte dieser Zeit eine Stelle zu bekommen? Nein, bei der schrecklichen Ueberfüllung dieses an sich ja höchst ehrenvollen Berufes ist ein Jurist ausgeschlossen! . . . Oder sollen wir unser Augenmerk auf einen Arzt richten? Wächstest Du einen Mann zum Schwiegersohn, liebes Kind, der Tag und Nacht in der Gefahr schwebt, ein Opfer seines Berufes zu werden, der niemals Herr seiner Zeit, nie seiner Gattin, seinen Kindern, sondern



Clara Meyer als „Hero“.



Der erste Reiterfuch. Von G. Scalfai. — Siehe Seite 63.

immer nur dem Publicum, — und welchem Publicum! — angehört? . . . Oder dürfen wir unter den gegenwärtigen, — kritischen ist wohl nicht zu viel gesagt, — gewitterschweren Zeiten einen Kaufmann in Betracht ziehen, dessen ganze Existenz eine einzige politische Katastrophe erschüttern, ja vernichten, der, heute glänzend und hochgeachtet dastehend, morgen ein Bettler sein kann, dem Niemand für einen Pfennig Credit gewähren mag? . . . Oder . . .

„Genug!“ rief ich. „Mir schaudert, wenn ich höre, welchem schrecklichen Schicksal wir unsere Ella überliefern würden, wenn wir gestatteten, daß sie sich verheirathe! Schiden wir sie in ein Kloster! Nicht wahr, das ist doch Deine Absicht?“

„Aber durchaus nicht, liebes Kind! Ich wollte Dir nur zeigen, welche ungeheure Verantwortlichkeit wir auf uns laden würden, wollten wir dem Herzen unserer Tochter gleichsam den Weg weisen und unterseits thun, was lediglich ihre Sache ist. Ein einziger Irrthum . . .“

„Ich kenne ja Deine Grundsätze,“ unterbrach ich ihn . . .

„Also nach Deiner Meinung giebt es überhaupt keinen Beruf, aus dem das Heil für unsere Ella kommen könnte? Da wäre es vielleicht am besten, sie wählte einen völlig Verlorenen, — solche soll es auch geben.“

„Gewiß,“ entgegnete mein Gatte herablassend. „Aber es giebt wohl einen Beruf, von dem ich wünsche, — wenn man überhaupt einen derartigen Wunsch aussprechen darf, — daß ihm Ella Auserwählter angehören möchte.“

„Ich bin begierig,“ sagte ich.

„Der Gelehrtenberuf.“

„Ach, ein Professor muß es sein!“

„Ein Privatdocent genügt.“

„Vielleicht auch Kaserne-Offizier!“

„Wäre nicht übel.“

„Aus angesehenere Familie . . .“

„Gewiß!“

„Vermögen, schöne Erscheinung . . .“

„Bemühtens männlich, so etwa wie unser Junge, nur etwas ernster, gereifter.“

„Eder Charakter, — nicht zu vergessen,“ fiel ich ironisch ein. „Bei solchen bescheidenen Ansprüchen wundert es mich allerdings nicht, daß Du jeden Schritt von unserer Seite verschmäht! . . . Ich verstehe es wohl, wenn sich ein junges Mädchen das Idealbild eines Mannes ausmalt, dem dereinst ihr Erwählter gleichen sollte, aber daß ein Vater für seine Tochter sich eine solche Phantasiegestalt schafft, der zuliebe er die Anforderungen der Wirklichkeit, ja, selbst das vergißt, was ihm seine Pflicht als Vater gebietet, — das kann ich nicht verstehen!“

„Aber, liebes Kind, ist nicht der beste, der vollkommenste Mann für unsere Ella gerade gut genug?“

„Ella ist keine Märchenprinzessin, die ihres Prinzen harret, und wir leben nicht mehr in der Märchenzeit, sondern im neunzehnten Jahrhundert . . .“

„Aber Wunder geschehen auch heute noch! . . .“

Der Eintritt unserer Tochter unterbrach dieses Zwiegespräch. Als wir plötzlich verstummten und uns nach ihr umwandten, erröthete sie heftig und suchte nach einigen verlegenen Worten sofort aus unseren Augen zu kommen.

„Was ist dem Kinde?“ fragte ich, nachdem sie gegangen.

„Rein Gatte zudte die Achseln.“

„Vielleicht abt sie,“ entgegnete er, „daß wir uns ihretwegen eine Schlacht liefern, die wir jetzt durch einen für beide Theile ehrenvollen Frieden beenden wollen: ich erkläre mich für bereit, bleibe aber bei meiner Ansicht stehen! Einverstanden?“

Das verstehen die Männer unter einem ehrenvollen Frieden! Nun, ich bin keine kriegerische Natur; ich tröstete mich mit der Hoffnung, meiner guten Sache durch sanfte Ueberredung doch noch zum Siege zu verhelfen.

Aber das auffällige Erröthen meiner Tochter beunruhigte mich. Sollte sie wirklich geahnt haben, worüber wir verhandelten? Nein, es war undenkbar. Ich, ihre Mutter, die jede Regung ihres Herzens kannte, ich wußte, daß dieses Herz ahnungslos und unbewegt wie das eines Kindes war. Und dennoch, — woher ihre seltsame Verlegenheit, ihr häufiges Verschwinden? Die Auflösung dieses Räthfels sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Eines Tages kommt meine Ella athemlos mit glühenden Wangen zu mir in's Zimmer, wirft sich, ehe ich noch zu Worte kommen kann, an meine Brust und stammelt in höchster Aufregung:

„Ach Mama! . . . liebste Mama!“

„Um des Himmels Willen, Kind!“ rufe ich. „Was ist Dir?“

Und wieder nur ein heujendes: „Liebe Mama!“ Und dann endlich auf meine unaufhörlichen Fragen die hastigen Worte: „Ach, Mama, jetzt eben ist er bei Papa!“

Und fort ist sie. Ich stehe eine Zeit lang wie vom Donner gerührt. Dann eile ich vor das Zimmer meines Gatten, aus dem, der Laufenden nicht verständlich, sprechende Stimmen dringen, laufe wieder in mein Zimmer zurück, rufe nach Ella, ringe die Hände, — kurzum, benehme mich wie Jemand, den ein plötzliches Ereigniß vollständig um die Ueberlegung gebracht hat.

Endlich öffnet sich die Thür und mein Gatte erscheint, würdevoll und gefaßt wie immer, nur merkwürdig strahlend.

„Rudolf!“ rufe ich, auf ihn zustürzend. „Was ist geschehen? Wer war bei Dir?“

„Ich glaube, Mama, es hat Jemand um die Hand unserer Ella angehalten.“

„Du glaubst? Aber wer? wer?“

„Nun, er hat mich um die Erlaubniß, unser Kind glücklich machen zu dürfen. Wenn dies eine Werbung ist . . .“

„Aber wer? So rede doch nur!“

„Ich habe ja noch nicht aufgehört, zu reden, liebes Kind! Wer es ist? Nun, ein junger Mann zwischen dreißig und fünf- unddreißig Jahren.“

„Ja doch, aber wie heißt er?“

„Etwa die Figur und Erscheinung unseres Jungen, nur ernster und gereifter, Ritter des eisernen Kreuzes, von Beruf Historiker, Docent an der Universität, aus angesehenere Familie . . .“

„Du scheinst Deinen Spott mit mir zu treiben, Rudolf!“ rufe ich jetzt voller Entrüstung. „Du schilderst mir zum zweiten Male Dein berühmtes Ideal von einem Schwiegerjohnne. Ich bin aber nicht in der Stimmung, zu scherzen!“

„Ich scherze auch nicht, liebes Kind, spreche vielmehr von dem jungen Manne, der soeben von mir die Hand unserer Tochter begehrt hat und dessen Namen Du mich bisher durch Deine Zwischenrufe auszusprechen verhindert hast.“

„Nun also, endlich . . .!“

„Doctor Pape.“

„Der Freund unseres Karl?“

„Ganz recht, mit dem wir in der Sommerfrische zusammen waren, wo sich denn auch durch die Gunst eines zwanglosen Besprechens das heutige Ereigniß vorbereitet hat.“

„Und Du hattest keine Ahnung davon, Rudolf?“

„Offen gestanden: ja! Ich sowohl wie Karl, dem sich Doctor Pape anvertraut hat.“

„Und Ihr sagtet mir nichts davon? . . .“

„Ich hatte es dem Jungen ausdrücklich verboten, Mama. Ich wollte Dich nicht noch mehr beunruhigen, als Du über die Zukunft Elsas ohnehin schon warst.“

„Also daher Dein Ideal? Und daher Deine sophistischen Einwendungen gegen meine Pläne! O Du Henschler!“

„Das sind wir Männer ja alle, Mamachen! Trotzdem wage ich zu bitten: vergeiß!“

„Komme her, Du Böser! Zur Strafe sollst Du mich küssen!“

Nachdruck verboten.

Die Pflege der Hände.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

Nicht Wenige unserer verehrten Leserinnen mögen mit einem Seufzer der Entsagung ihre fleißigen, die Spuren mannigfaltiger Arbeit zeigenden Hände betrachten und mit Bedauern der Zeit gedenken, wo auch diese zierlich und wohlgepflegt des Besalles sicher waren; Manche mögen auch mit berechtigtem Stolze auf diese Zeugen ihrer Thätigkeit hinstarren und uns allein das Bedauern überlassen, daß die Schönheit vergehen mußte. Aber mußte es wirklich so sein? Hätten nicht viele, vielleicht die meisten jener Folgen und Zeugen der Thätigkeit vermieden oder wieder ausgeglichen werden können, um den Händen ihre Zartheit und Geschmeidigkeit, ihre anmuthige Form und Farbe zu erhalten?

Dies ist nicht nur in der That der Fall, sondern Vieles läßt sich auch noch nachträglich wieder gut machen, ohne daß die fleißigen Hände zur Unthätigkeit oder zur Anwendung besonderer Schönheitsmittel verurtheilt zu werden brauchen. Unsere Mittel kommen überdies nicht der Schönheit allein zu Gute, sondern sind im Stande, mancherlei Unannehmlichkeiten, Zeitverluste und Kosten zu sparen.

Was nämlich die Hände schädigt und entstellt, ist meistens weniger die geleistete Arbeit an sich, als vielmehr die nicht genügend entwickelte oder durch Unachtsamkeit verminderte Widerstandskraft der Haut. Sehen wir doch nicht selten Hände, die trotz mannigfaltiger Arbeit, trotz wenig Schöpfung und Pflege ihre Zartheit und Geschmeidigkeit, ihre Form und Farbe bewahren und selbst in höherem Alter den Vergleich mit jugendlicheren Genossinnen nicht zu scheuen brauchen, während andere trotz Schöpfung und Pflege die Spuren der Jahre nicht verleugnen können.

Die Haut der Hände und Finger soll glatt, weich und geschmeidig sein, elastisch die Formen umspannen und durch zarte Fleischfarbe sowie durch einen rosigen Schimmer der Nägel ihre Vitalität und gute Ernährung zu erkennen geben. Zu diesem Zwecke muß sie eine gute Unterlage kräftig entwickelter Muskeln und eines mäßig entwickelten Fettzellgewebes besitzen, wodurch die Lücken und Vertiefungen der Knochen und Sehnen ausgefüllt, geplättet und gerundet werden, und diese Unterlage kann sich nur bilden und erhalten durch rasche Strömung eines ernährungskräftigen, gesunden Blutes. Vegetarisch zu schaffen und zu erhalten, ist Aufgabe und Zweck der allgemeinen Körperpflege, mit der in früherer Jugend begonnen und niemals innegehalten werden sollte. Wie aber die Blutbildung und Blutbewegung im Allgemeinen, so wird sie ganz besonders in den Händen gefördert durch angemessene Körperübung, durch Bewegung im Freien, Spielen, Schlittschuhlaufen u. dgl. m., durch Baden, Schwimmen und Turnen, namentlich durch die beim Mädchenturnen üblichen Freiübungen, die leicht und nützlich auch im reifen und höheren Alter fortgesetzt werden können. Die gut genährte und kräftig durchblutete Haut wird zugleich widerstandskräftiger gegen Temperatureinflüsse und mechanische Verletzungen, namentlich gegen Druck und Reibungen, indem sie elastisch und geschmeidig, die abgenutzten, verrotteten Oberhautschüppchen abstoßend und rasch durch jungen Nachwuchs ersetzend, vermittelt der Absonderung der Hautdrüsen in einer gewissen Schlüpfrigkeit erhalten wird. Das rasch fließende Blut hält zugleich die so sehr der Abkühlung ausgelegten Hände warm, so daß man versteht, wie rasches Gehen, Schlittschuhlaufen und ähnliche Bewegungen, bei denen die Arme und Hände nicht zu arbeiten haben, doch warme Hände machen.

Wo der Blutlauf nicht die gehörige Heizkraft für die Hände hergiebt, also bei Stubensitzern, zarten Frauen und Kindern, da muß man ihm durch warme Kleidung zu Hülfe kommen, welche aber weniger die Hände, als vielmehr die Arme, namentlich die Oberarme und Handgelenke, nöthigenfalls den ganzen Körper betrifft. Damit hierdurch aber nicht die mit Recht gescheute Verweichlichung herbeigeführt wird, sollen kalte Wäsungen mit kräftigen Trodenreiben und nachfolgender Uebung zu Hülfe genommen werden. Kältehalten allein bewirkt keine Abhärtung, sondern Verminderung der Blutflöße, schwächere Ernährung und größere Empfindlichkeit, bei niedriger Luftwärme endlich Erschlaffung der äußeren Adern, welche das verbrauchte Blut zum Herzen zurückführen sollen, Blutstopfungen und deren weitere Folgen. Dann sehen wir die blaurothen Hände voll Knoten und Beulen, mit Einrisßen und Knochengeschwüren in jedem Winter, endlich mit bleibender Schwellung und Verdickung des Zellengewebes, der Fingerringen und Nägel und selbst der Knochen. Wer nur einmal diese Vorgänge beobachten will, der wird sich leicht überzeugen, daß gute Nahrung, oft unterstützt durch Leberthran, kräftige Bewegung und warme Kleidung nicht nur gegen Frost schützen, sondern die bereits entstandenen Schäden besser heilen, als alle gerühmten Frostmittel, deren große Zahl allein schon verbürgt, daß sie oft im Stiche lassen; wean nicht gemäß den Besonderheiten des einzelnen Falles mit Sachkunde das richtige ausgewählt wird.

Außer diesen gewissermaßen allgemeinen Mißhandlungen müssen unsere Hände sich noch viele besondere gefallen lassen, die nicht immer vermeidbar sind, deren Schädlichkeit aber größtentheils vermieden oder aufgehoben werden kann. Grobe Arbeit, die Schwielen erzeugt, Staub und Schmutz, der sich in die Falten der Oberhaut einlagert und nur durch scharfes Reiben und Bürsten wieder entfernt werden kann, Benetzungen mit scharfen Flüssigkeiten, langes Arbeiten in sehr kaltem

Wasser u. dgl. m. sind freilich oft nicht zu vermeiden, werden aber von widerstandskräftiger Haut besser ertragen, als von solcher, die der natürlichen Schutzmittel mehr oder weniger entbehrt. Widerstandskräftige Haut ist glücklicher Weise nicht gleichbedeutend mit dicker Haut; im Gegentheil, letztere kann durch mancherlei Einwirkungen Schaden leiden, die von zarter Haut ganz gut ertragen werden, wie z. B. dicke Haut durch kalte Schrunden und Risse, durch Hanitren mit harten Gegenständen Schwielen bekommen kann, während zarte Haut dadurch nicht geschädigt zu werden braucht und auch gegen Hitze weniger empfindlich ist als jene.

Diese größere Widerstandskraft beruht einmal, wie schon vorher erwähnt, auf besserer Blutversorgung und Ernährung, sodann aber auf ihrer größeren Geschmeidigkeit, die größtentheils von einem sehr feinen, aber doch schützenden Ueberzuge mit der von den zahlreichen Talgdrüsen der Haut abgeforderten sogenannten Hautschmiere herrührt. Dieser Ueberzug kann entweder in Folge von Verstopfung der Drüsenöffnungen durch Staub, verhornte Oberhautplättchen u. dgl. m., vielleicht auch in Folge von geringerer Zahl oder Thätigkeit der Drüsen vermindert sein, oder er kann durch zu gewaltsame Reinigung, namentlich durch scharfe Seifen, übermäßig entfernt, oder endlich durch den in hartem Wasser enthaltenen Kalk in seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit gestört werden.

Deshalb ist es zweckmäßig, und dies ist eins der wichtigsten Mittel der Hautpflege, die Hände stets nur in weichem Wasser oder solchem, das durch Abkochen oder einen Zusatz von Borax weich gemacht ist, zu waschen und den Gebrauch scharfer Seifen sorgfältig zu vermeiden. Seife soll aus kohlensaurem Natron oder Kali bestehen, darf aber kein überschüssiges Alkali (Lauge), noch Harz, Sand, Kalk oder andere unreine Stoffe enthalten, deren Vorhandensein sich, außer durch Sprödigkeit der Hände nach öfterem Gebrauche, durch ihren scharfen Geschmack an Lippen und Zungenrippe erkennen läßt. Nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch manche theure Toiletteseifen haben solche Fehler und es ist ein Verdienst des bekannten Chemikers Liebreich, darauf aufmerksam gemacht und zur Herstellung reiner, milder, sogenannter centrifugirter Seifen angeregt zu haben, die in der Fabrik von Heine in Charlottenburg in tadelloser Beschaffenheit hergestellt werden. Wer aber einmal an spröden Händen leidet, wird gut thun, nach jedem Waschen die Hände mit einer Mischung von Glycerin und Rosenwasser (1:8 Theilen), oder mit einer guten Fettsalbe, wie Coldcream, Lanolinöl oder Reihlichem sorgfältig einzureiben.

Nachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Petersburg, im März 1889.

Die Ballzeit ist vorüber, und eine Menge Menschen athmet erleichtert auf, denn es wurde schließlich wirklich des Guten zu viel. In erster Reihe fühlen sich die Familienväter erleichtert; leider ist es aber auch ihr Geldbeutel, an den in diesem Jahre, gegen alle Erwartungen, schwere Ansprüche gemacht wurden, denn man hatte vor Beginn der Festzeit eigentlich vermuthet, dieselbe würde sehr viel magerer als früher ausfallen, weil, wie es hieß, die Kaiserin nach dem Eisenbahn-Unglück bei Borst nicht zu Vergnügungen ausgelegt sei. Doch irte man sich darin gewaltig. Eine Lustbarkeit jagte die andere, und die zum Hofe und der allerersten Gesellschaft Gehörenden, mithin diejenigen, welche unter allen Umständen sicher sind, Einladungen zu erhalten, hatten oft an einem Tage zwei bis drei geselligen Verpflichtungen nachzukommen. Daß unter solchen Umständen die Familienväter seufzten, ist erklärlich; denn wer mit Frau und Töchtern die ganze Zeit wirklich durchmachte, der mußte von seinem Vermögen, oder, wenn er in der glücklichen Lage war, es von den Zinsen leisten zu können, von diesen, eine gehörige Summe aufnehmen. Wohlunterrichtete Ballmütter haben mir versichert, daß man unter dreihundert Rubel kein Kleid haben könne, und daß zehn neue Kleider für jeden weiblichen Kopf zum mindesten nothwendig seien, aber „so wenige“ auch nur, wenn man sich einzurichten und die vorjährigen in geschickter Weise zu verwenden wisse. Daraus kann man sich die großen Kosten berechnen, zumal die Kleider vieler Damen, die sich nicht „so einzurichten wissen“, wie jene Ballmutter, von der ich meine Weisheit schöpfe, das Doppelte und mehr kosten. Ganz unberechenbar sind jedoch die Kosten für diejenigen, welche selbst Feste geben, denn deren Glanz steigt von Jahr zu Jahr; immer wieder muß etwas Neues erfunden werden, um die Gesellschaft zu unterhalten. Der hochgestellte, vornehme Kasse, wie der Mann aus dem Volke, trägt selbst, aus sich heraus, wenig zur Unterhaltung bei, sondern verlangt, um befriedigt auf ein Fest zurückzublicken zu können, daß ihm irgend etwas Neues oder Sehenswerthes gezeigt oder vorgemacht werde. Ließ doch neulich ein junger, allerdings steinreicher Graf, Scheremetjew, in seinem prächtigen, neubauten Palaste am Newa-Ufer, ein mehrkräftiges geschichtliches Trauerspiel von Graf Tolstoi, „Der Tod Iwans des Schrecklichen“, vollständig in Scene setzen und durch Persönlichkeiten aus der ersten Gesellschaft ausführen. Die Ausschmückungen, — z. B. die berühmte Granowitzja Palata im Moskauer Kreml, — die Anzüge, selbst die schweren Silberstücke, wurden genau nach den im Kreml zu Moskau befindlichen, oder nach Zeichnungen aus jener Zeit angefertigt, was geradezu ungeheure Summen kostete. Die Vorfstellung fand vor dem Hofe und der ersten Gesellschaft statt; doch hatte der junge Graf es nicht gewagt, den Joren dazu einzuladen. Als aber Kaiser Alexander von der, dem äußeren Anblicke nach, so gelungenen Aufführung, — gespielt wurde herzlich schlecht, — vernahm, äußerte er, wohl auf Drängen der Kaiserin, die derartige Feste sehr liebt, den Wunsch, die Aufführung zu sehen, und natürlich fand eine Wiederholung derselben statt.

Ein ganz eigenartiger, immer mehr hervortretender Zug der vornehmen Petersburger Gesellschaft ist das sich Fernhalten von der Diplomatie, was jedem, hier nur einigermaßen mit den Verhältnissen vertrauten Diplomaten, oft in empfindlicher Weise, auffällt. In den meisten anderen Hauptstädten spielt die Diplomatie in der ersten Gesellschaft eine hervorragende Rolle und, meiner Ansicht nach, mit vollem Rechte. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß in der Diplomatie, namentlich an den Höfen der Großmächte, Persönlichkeiten vertreten sind, die durch Geist, vornehmes, lebenswürdiges Wesen, oder in anderer angenehmer Weise sich hervorthun. Eine gleichfalls gebildete, vornehme Gesellschaft müßte hierüber alle etwaigen politischen Vorurtheile oder Feindschaften vergessen, und die

Betreffenden gern in ihrer Mitte aufnehmen. In den meisten Hauptstädten ist dies auch der Fall, nur nicht in dem republikanischen Paris und am selbstherrlichen Hofe von Petersburg. In beiden Fällen spricht es nicht für die Gesellschaft. In Paris hat sich die eigentliche vornehme Gesellschaft sehr zurückgezogen und wird durch den Geldadel höchst mangelhaft ersetzt. Aber auch die Petersburger Gesellschaft ist in Wirklichkeit lange nicht so vornehm, wie sie hochmüthig ist, namentlich den ausländischen Gästen gegenüber. Unter den höheren Hofwürdenträgern sowie einigen anderen sogenannten ersten Häusern, findet man wohl Namen von gutem Klange; immerhin jedoch im Verhältnis nur wenige. In der Mehrzahl ist es auch hier der Reichthum, welcher die Stellung giebt, sowie nur halbwegs der entsprechende Rang damit verbunden ist. Was sich nun gar um diesen Kern herum bildet, kann nun erst recht nicht den Anspruch auf irgend welche geistige oder gesellschaftliche Vornehmheit machen und bildet in der bei weitem größten Mehrzahl gefällige Emporkömmlinge, die sich an den Hof und die vornehme Gesellschaft herandrängen, um womöglich mit in dieselbe begriffen zu werden; namentlich ist es belehrend und erweiternd, die zu jener Anhangsgesellschaft gehörenden Damen zu beobachten. Bekanntlich giebt hier im Allgemeinen nur der Rang, nicht der Name des Mannes Anspruch auf die Hoffähigkeit dessen Frau. Hat nun ein Offizier oder Beamter jenen Rang erreicht, so verlangt es ihn, seine Frau bei Hofe vorzustellen, um zu einigen Bällen Einladungen zu erhalten; auch die Frau wünscht dies natürlich, um in ihrem, oftmals recht wenig vornehmen, ja oft moralisch anrüchigen Verwandtenkreise sich brüsten zu können. Ist die Betreffende nicht mit äußeren Vorzügen begabt, so verschwindet sie bald von der Bildfläche, da sie nicht beachtet wird und sich daher nicht wohl fühlt; das zweite Jahr geht sie dann sicherlich nicht an den Hof. Ist sie aber hübsch und mit der notwendigen Kofetterie begabt, woran es meistens nicht fehlt, so findet sie bald ihre Gönner, mit deren Hilfe es ihr gelingt, auch in engere Gesellschaftskreise Eintritt zu erhalten. Dann geht ein wahres Jagen nach neuen vornehmen Bekanntschaften los, und die Betreffende sucht, gesellschaftlich einflussreiche Persönlichkeiten durch ihr Aeußeres und ihr Wesen zu gewinnen, womöglich gar einen Großfürsten. Der Mann darf hierbei allerdings nicht eifersüchtig sein, da derartige Frauen in ihrem Mitteln wenig wählerisch sind; doch drückt er meistens gerne ein, ja, wenn es Noth thut, beide Augen zu, da es ja auch ihm nützen kann, wenn seine Frau an einflussreicher und hoher Stelle gefaßt. Es ist dann belustigend, das Benehmen jener Damen zu beobachten, die in ihrer Haltung und in ihrem Auftreten bemüht sind, den wahrhaft vornehmen Damen nachzuahmen, wobei jedoch die Art der Kofetterie oft nur allzu sehr an die schlechteste Gesellschaft des Quartier Breda in Paris erinnert. Derartige Erscheinungen trifft man hier vielfach und manchmal nähren sie auch sich selbst oder dem nachsichtigen Gatten. In der Gesellschaft ipotet man über sie; aber der mit den Verhältnissen nicht genau Vertraute zählt sie wirklich zur ersten Gesellschaft, die dadurch in seinen Augen natürlich nicht gewinnt. Doch jetzt ist es ja bis zu Ostern so ziemlich vorbei damit; die Fastenzeit ist angebrochen und mit ihr die Beichte für die in der Festzeit begangenen Sünden.

v. R.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Alter schützt vor Thorheit nicht. Von J. Kaufmann. Siehe das Bild, Seite 57. — Sie ist zu dem alten Herrn immer freundlich gewesen, freundlich, wie sie zu Jedermann ist. Es liegt einmal so in ihrer Natur, daß sie nicht finstern blicken kann; sie sieht das Leben nur von seiner heiteren Seite, trotzdem sie den Ernst des Lebens wohl kennen gelernt hat. Seit früher Jugend steht sie allein und ist auf ihre eigene Kraft angewiesen; sie hat deshalb nicht eine Sekunde den Muth verloren. Ihre fleißige Hand hält ihr die Sorge fern und sie hat Recht, auf ihre Unabhängigkeit stolz zu sein. Wenn sie für Jedermann ein freundliches Wort und einen Blick ihrer freundlichen Augen hatte, glaubte sie doch nicht, daß ihre Freundlichkeit jemals mißverstanden werden könnte, am allerwenigsten von dem ältlichen und jovialen Herrn Hausbesitzer gegenüber, den sie häufig von ihrem Fenster aus in der Hausthür stehen sehen konnte, und der niemals verfehlte, respectvoll an seinem Köppchen zu rücken, wenn sie sich am Fenster zeigte. Er hat sie dennoch mißverstanden! Nun sitzt er vor ihr, und statt des gesuchten Hausköppchens dreht er den ältlichen Cylinder in den Händen. Er spricht von seinen Kindern, denen die Mutter gestorben ist, von seinem Wohlstande, der ihm und — einer zweiten Frau ein behagliches Auskommen sichert, er hebt auch seine sonstigen persönlichen Vorzüge in das beste Licht, halb vertegen und halb selbstbewußt, denn er weiß genau, daß hundert arme Köpfe sich nicht befinden würden, als Herrin in sein Haus zu ziehen, — und das Ende der schönen Rede wird die Frage sein, ob sie, deren freundliches Gesicht es ihm angethan hat, sich nicht entschließen kann, seinen Kindern die zweite Mutter, ihm selbst die zweite Frau zu werden. Wenn er ihr Lachen sehr läche, würde er seine schöne Rede wahrscheinlich nicht zu Ende bringen, und das Mißverständnis wäre ein für allemal beseitigt. Ihre Selbständigkeit ist ihr zu lieb geworden, sie denkt nicht daran, sie aufzugeben, — wenigstens nicht um der Vortheile willen, die ihr der gleichgiltige und ihr als Liebhaber sogar lächerlich erscheinende Mann bieten kann. Wenn es ein Anderer wäre, sie würde gewiß nicht lachen, sondern ihm stumm und erdrosselnd anhören, und zum Schlusse gäbe es eine wahrhaftige Viebes-Szene. Auf Kaufmann's Bild giebt es nur einen Korb, — mag der abgewiesene Freierrmann nicht zu schwer daran zu tragen haben.

Der erste Reitersturz. Von V. Scalfai. Siehe das Bild, Seite 61. — Wenn nur die weiche Ziege sich nicht so dumm und störrisch erweisen wollte, der kleine Reitermann würde schon seinen Weg machen! Aber das dumme Thier begreift offenbar gar nicht, was man von ihm verlangt, es stemmt sich auf die Vorderbeine und wappnet sich zum passiven Widerstand. Was helfen Fügel und Peitsche, wenn selbst die Gewalt-Anstrengungen des großen Brubers und das freundliche Zureden der Mutter erfolglos bleiben. Eine Ziege ist kein Reiterpferd, das ist wahr; aber da die Reife nicht eine Tagereise weit gehen soll, sondern nur durch das Zimmer, so könnte das störrische Thier immerhin Verzeihung annehmen.

Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frühlings-Gerichte.

Wenn der Winter mit seinen Festen vorüber, die Jagdzeit geschlossen, die Conserve verbraucht ist, so scheint es, als ob auch der verwöhnte Gaumen, der kulinarischen Genüsse müde, sich nach einfacheren Speisen zurücklehne; und wie wir auf dem ersten Frühlings-Spaziergange freudig die knospenden Blätter und Blüthen begrüßen, so thun wir es auch in der Küche mit den jungen Kräutern, mit Sauerampfer, Spinat, mit den herrlichen frischen Eiern und dem billigsten aller Fische, dem Bläckling und dem vom Volksmunde „grün“ genannten Hering. Nachfolgende Recepte mögen zeigen, daß auch diese einfachen Dinge mannigfacher Bereitung fähig sind, daß namentlich mit Eiern sich schmackhafte Vor- und Zwischengerichte sowie kalte Schüsseln für den Abendlich herstellen lassen. Zeigen wir zuerst, wie „verlorene Eier“ bereitet werden, die sich trefflich in klarer Bouillon und gebundener Suppe, beispielsweise von Sauerampfer, für verschiedene der angegebenen Gerichte eignen. Die Hauptbedingung ist, daß die Eier vollkommen frisch sind; ferner ist beim Einschlagen derselben große Vorsicht nöthig. Man läßt in einer Kasserole Wasser, mit einigen Löffeln Essig gemischt, aufkochen, giebt eine Prise Salz hinzu, schlägt die Eier auf dem Rande der Kasserole auf, bricht die Schalen unmittelbar über der Oberfläche des Wassers auf, sodas der Inhalt nicht tief fällt, achtet darauf, daß das Eiweiß sich, ohne zu platzen, um das Gelbe geschlossen halte, und hebt das fest gewordene Ei behutsam mit einem flachen Schäumelöffel heraus, um es sofort in kaltes Wasser zu legen; man läßt es aber unmittelbar vor dem Anrichten noch einmal in warmem Wasser erwärmen. Es dürfen nur soviel Eier gleichzeitig in die Kasserole gethan werden, als neben einander Platz haben.

Verlorene Eier mit Parmesan. — Drei bis vier Zwiebeln schneidet man nebst einigen Scheiben Schinken und ein paar Pfefferkörnern in feiner Butter weich, giebt zwei Eßlöffel Mehl, gute Bouillon und soviel gute Zahne dazu, daß man eine statt sämige Sauce bekommt, die nach genügendem Aufkochen durch ein feines Sieb gestrichen und mit Salz abgemischt wird. Ist dies geschehen, gebe man sie noch einmal in die Kasserole zurück, füge 75 Gramm geriebenen Parmesankäse hinzu und ziehe sie mit dem zu Schnee geschlagenen Weiß von drei Eiern auf. Nun nimmt man eine etwas tiefe Schüssel, die Ofenhitze vertragen kann, streicht sie mit Butter aus, füllt soviel von der angegebenen Sauce hinein, daß der Boden bedeckt ist, arrangirt darauf die „verlorenen Eier“, gießt die übrige Sauce darauf, streicht sie glatt, streut die geriebenen Parmesankäse und geriebene Semmel über, beträufelt das Ganze mit zerlassener Butter und läßt es im Ofen gelblich bräunen.

Verlorene Eier nach Provençer Art. — Feine Kräuter: Petersilie, Schnittlauch, Estragon u. werden gewaschen, mit gutem Provençer-Öl abgewaschen, mit etwas geriebener Semmel, Sardellen-Butter, einem Theelöffel Fleischertract, einem Glase Weißwein und dem Saft einer Citrone vermischt. Sobald diese Sauce genügend aufgekocht hat, füllt man sie über die warmen, nach Vorschrift bereiteten und auf einer Schüssel angerichteten verlorenen Eier.

Verlorene Eier mit Remouladen-Sauce und Salat. — (Kalt für den Abendlich.) — Drei hart gekochte Eigelbe stößt man mit einigen Sardellen im Mörser fein, streicht sie durch ein Sieb, giebt ein rohes Eigelb und zwei Eßlöffel Mostschinken hinzu, rührt nach und nach $\frac{1}{10}$ Liter Provençer-Öl, einen Eßlöffel Estragon-Essig, Pfeffer und Salz dazwischen und thut zuletzt einen Eßlöffel gehackter feiner Kräuter hinein, auch kann man die Sauce beliebig mit etwas Zucker abschmecken. Nun legt man gut gewaschenen und zwischen Tüchern getrockneten jungen Kopfsalat auf eine Schüssel, arrangirt auf diesem die Eier und füllt kurz vor dem Anrichten die Sauce darüber.

Omelette als Zwischenspeise. — Die Bereitung derselben ist im Grunde immer dieselbe, doch kann man sie durch Einlagen vielfach ändern. Leicht und schnell hergestellt, ist sie stets beliebt und gefattet, — etwa bei einem unworhergesehenen Gaste, — der Hausfrau eine Bereicherung ihres Speisetisches, ohne besondere Mühe zu verursachen. Man schläge die Eier, — 6 bis 8 Stück genügen meist, — mit Pfeffer, Salz, ein ganz klein wenig Zwiebel (sehr gerieben), etwas Wasser oder Milch im Topfe tüchtig durch einander, zerlasse Butter in einer flachen Pfanne, gebe die Eier hinein und lasse sie auf gelindem Kohlenfeuer fest werden und sich zu gelblicher Farbe bräunen. Auf die Schüssel geschüttet, wird die Omelette einmal in der Mitte zusammengebrochen. Als Füllungen dienen: Spargelköpfe, Champignons, Kalbsniere, Pflücklinge, Morcheln, feine Kräuter. Man kann diese Substanzen beliebig in den Eierkuchen-Teig mischen, doch müssen sie in diesem Falle fein gewiegt werden und sollen sich vollkommen mit der Rahne verbinden, — oder aber man kann sie einzeln zubereiten und dann auf die Omelette füllen, ehe man sie zusammenklappt.

Sauerampfer-Suppe. — Der Sauerampfer, dessen feine Sorten meist in Treibbeeten künstlich gezogen werden, ist in Deutschland verhältnismäßig wenig bekannt, höchstens pflegen wir ein wenig davon unter den Spinat zu mischen; dennoch sollte er, wie in Frankreich, so auch bei uns größere Verwendung finden, und wir empfehlen die sehr wohlschmeckende Suppe, welche beliebig von Fleisch, Knochen oder Spar-Bouillon bereitet werden kann. Der Sauerampfer wird verlesen, von den harten Stielen befreit, einen Augenblick in kochendes, gesalzenes Wasser geworfen, dann in ein Sieb gefüllt, ausgebrüht und fein gewiegt. Nun zerläßt man in einem geeigneten großen Tiegel ein Stück Butter, kuetet es mit ein bis zwei Eßlöffeln Mehl tüchtig durch, giebt den Sauerampfer und die Brühe hinzu, und läßt das Ganze sämig kochen. Zuletzt zieht man die Suppe mit $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Liter saurer Zahne ab, in die ein paar Eigelb gerührt werden, und giebt noch besonders bereitete, verlorene Eier dazu.

Dumas-Salat. — Man rechne auf jeden Gast ein Ei, lasse die erforderliche Anzahl hart, zerdrücke das Gelbe, lasse das Eiweiß und vermischt Beides mit einem Eßlöffel fein gewiegem Korb, der genügenden Menge Del, Essig, Salz und Pfeffer, und ein wenig Mostschinken. Ferner schneide man eine Pfefferwurke, rothe Kürbis-Scheiben, mehrere Andovis in feine Streifen, füge Capern hinzu und mische Alles mit gut gewaschenem und getrocknetem Kopfsalat.

Belgischer Kohl-Salat. — Fein geschnittenen Rothkohl läßt man mit Del und Essig 24 Stunden mariniren, belegt dann den Boden eines Salatsnapfes damit, thut darauf eine Schicht von fein geschnittenem Kopfsalat, eine zweite von in den Schalen gekochten, geschälten, mehligten Kartoffel-Scheiben, bedeckt diese mit Stücken von weißem gekochten Sellerie und füllt eine Sauce darüber, zu der man die noch warme Brühe eines gekochten Schinkens, mit Salz,

Pfeffer, Weinessig und ein wenig Mostschinken vermischt, verwendet. Beide angegebenen Salate sind von vorzüglichem Geschmade und wenig bekant.

Frische Heringe mit Tomaten-Sauce. — Ein halbes Schock Heringe wird in bekantter Weise zurecht gemacht, namentlich sauber gewaschen und abgetrocknet, in Mehl, — unter das etwas Salz gemischt wurde, — gewälzt und in Badfett auf dem Feuer schnell gebraten. Nachdem sie genügend abgetropft und erkaltet sind, packt man die Fische mit einigen Zwiebelscheiben und Pfefferkörnern schichtweise in ein passendes Gefäß und bereitet folgende Sauce, mit der man sie übergießt. Sechs bis acht Stück Tomaten werden in etwas gesalzene Wasser weich gekocht, durch ein Sieb gestrichen und mit der erforderlichen Menge Weinessig gemischt, den man zuvor mit einigen Schalotten aufkochen ließ. Bestreht man eingemachte Tomaten, so genügt es, dieselben einfach durchzuschlagen; auch kann man, sollte der Essig zu stark sein, etwas von dem Tomaten-Wasser hinzunehmen. Die Sauce muß sämig und von mildem Geschmade sein.

Gärtnererei

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Schutz gegen Frühlings-Fröste. — Auf welche Weise kann man die Pflanzen am sichersten gegen die nachtheiligen Wirkungen der Frühlings-Fröste schützen? R. v. R. in West-Havelland.

Cactus. — Wie behandle ich die großblumigen Cactusarten, um sie zu reichem Blühen zu bringen? Frau Martha in Bremen.

Bekneiden der Zierkräuter. — Wann bekneidet man am besten die Zierkräuter, vor oder nach der Blüthe? G. P. Jungbladt.

Einsaffungs-Pflanzen. — Siebt es außer Burbaum noch ausdauernde Pflanzen, die sich zu Einsaffungen von Blumenbeeten und Gehölzgruppen eignen? J. H. bei Neuwied.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Orchideen (XV, Nr. 41, Beiblatt). — Die Kultur der tropischen, namentlich der Luft-Orchideen, bietet viele Schwierigkeiten und scheitert in Wohnräumen meist daran, daß man ihnen nicht die erforderliche Wärme und noch weniger die notwendige Luftfeuchtigkeit verschaffen kann. Trotzdem werden in England, wo die Orchideen zu den bevorzugten Lieblichen der Pflanzenfreunde gehören, viele mit gutem Erfolg auch im Zimmer gepflegt. Zu den härteren Arten, die in ihrer Heimat in beträchtlicher Höhe, also in weniger heißen Regionen, vorkommen, zählen unter anderen: *Disa grandiflora*, *Oncidium Phalaenopsis*, *Dendrobium nobile*. Bei richtiger Behandlung und sorgfamer Pflege werden diese und noch manche andere auch im Zimmer gedeihen und ihre herrlichen Blüthen erschließen. — Ganz besonders ist aber allen Blumenfreundinnen die Pflege der europäischen Erd-Orchideen zu empfehlen, die sich zwar an absonderlichen Formen, an Schönheit und Farbenpracht mit ihren tropischen Schwestern nicht messen können, deren Blüthen aber doch ungemein reizend und interessant sind. Auch unter den deutschen Orchideen giebt es viele, z. B. Arten von *Ophrys*, *Orchis* und *Serapias*, die nicht nur im Garten einen bevorzugten Platz verdienen, sondern auch dem Zimmer zur Zierde gereichen.

L. v. R. in Regensburg.

Edelweiß (32). — Die Anzucht des Edelweiß aus Samen macht viel Freude und gelingt bei richtigem Verfahren wohl immer. Von besonderer Wichtigkeit ist die richtige Erdmischung, die am besten aus nachhafter Kompost-Erde besteht, der man etwas scharfen Sand, verwitterten Lehm und erbsengroße Kalkstücken beifügt. Man sät den Samen im April in flache, mit gutem Wasserabzug versehene Kästen oder Schalen, bedeckt ihn nur dünn mit Erde und legt ein Papier oder eine Glasscheibe darüber. Giebt man den Schalen einen hellen Platz am Fenster, so kommen nach 14 Tagen die jungen Pflanzen zum Vorschein, welche man, sobald sie sich fassen lassen, verpflanzet. Man wählt wieder keine hohen Blumentöpfe, sondern nur flache Schalen mit gleicher Erdmischung und gönnt jedem Pflänzchen einige Centimeter Raum, um sich ausbreiten zu können. Nach und nach gewöhnt man sie an frische Luft und Sonnenschein und pflanzt sie dann nach einigen Wochen in's freie, für sie zubereitete Land; am liebsten auf Stein- und Felsgruppen. Wenn auch das Edelweiß, als Kind der höchsten Bergregionen, gegen die Kälte abgehärtet ist, so kann ihm doch ein schneller Winter sowie plötzlicher Witterungswechsel nachtheilig werden, man schütze deshalb die Pflanzen, die im Winter ihre Blätter verlieren, durch Moos und Kalkschutt und bedecke sie mit Tannen- und Wachholderreisig. Sobald die ersten Schneeflocken von den Strahlen der Sonne hervorgeleitet werden, gucken auch die Spitzen der Blätter hervor; bald darauf zeigen sich die Blumen im weichen Sammetkleide, das um so reiner und leuchtender erscheint, je mehr die Erdmischung den heimischen Boden ersetzt. Namentlich ist es gut, wenn der Kalkschutt Salpeter enthält, also aus Kellern oder Ställen entnommen wird. Man behandelt das Edelweiß am besten als zweijährige Pflanze, sorgt daher alljährlich für Nachwuchs.

G. B.

Orangebäume (32). — Meistens gehen die Orangen zu Grunde, wenn sie im Winter zu warm gestellt und zu reichlich gegossen werden. Ofenwärme und Rässe, trockene Luft und Staub sind ihnen in gleichem Maße gefährlich. Sie erfordern im Winter keinen hellen, aber einen trockenen, vor Frost geschützten Raum; eine Temperatur von 2 bis 4 Grad ist ihnen am dienlichsten. Bei milder Witterung muß man ihnen auch im Winter oft frische Luft zuführen und sie gelegentlich mit bis zu 35 Grad erwärmtem Wasser überspritzen, wodurch sie von Staub und Anzeigefee befreit werden. Man begieße die Töpfe oder Kübel nur, wenn der Ballen ziemlich trocken ist, dann aber stark, doch nicht zu dicht am Stamm. Im Sommer brauchen sie reichlich Wasser; auch ein Düngerfuß ist ihnen sehr zuträglich, da das Erdreich durch die Orangen stark ausgefogen wird. Läßt man ihnen einen solchen dann und wann zufommen, so braucht man die Pflanzen nur alle 2 bis 3 Jahre umzupflanzen; Ende März oder Anfang April ist dafür die beste Zeit. Die Orangen verlangen eine reichliche Unterlage von zerleinerten Topfscherben und einen nachtraflichen, lockeren Boden, der aus Heide, Kompost und Lauberde, Sand und etwas Hornspänen gemischt wird. Im Frühjahr, ehe die neuen Triebe hervorbrechen, ist die geeignete Zeit zum Bekneiden. Vor Mitte Mai darf man die Gewächse nicht in's freie bringen, dort gebe man ihnen einen freien, sonnigen, vor Zug geschützten Standort und decke etwas Moos auf die Erdoberfläche, um sie vor schnellen Austrocknen zu bewahren.

J. W. Paderborn.



Nachdruck verboten.

Zum Osterfeste.

Ostern! Verjüngung! Auferstehungsfest, wo der Keim sich regt, wo Alles hofft, wartet, was aus dem Ei hervorschlüpft, wie es wachsen, reifen wird bis zum Augenblicke der Ernte! Jedem bringt der Tag Freude, — Freude, von der der Volksmund sagt: „Wahre Freud' reicht bis in die Ewigkeit“.



Ziel das Fest spät, gab es nichts Schöneres für uns Kinder, als Ostern im Freien, unter den schwellenden Knospen, den sammetweichem Käzchen, dem blauen Himmel zuzubringen!

Jetzt freilich ist's anders. Diesen kleinen Wunderwerken der Neuzeit, Zucker-Eiern, Nestchen und Vögeln aus kostbarem Material, diesem verfeinerten Kunst-Luxus droht Gefahr in derber, frischer Luft. Wir damals mit unseren hartgefotenen, in Nisten und Zweigelschalen recht gefärbten Eiern, konnten schon manchen Puff aushalten.

Ich besinne mich, wie in späterer Kultur-Periode der Zucker-Amor auf dem Chocoladen-Ei schmolz in der Umarmung einer glühenden Sonne, und das Zeifen-Ei sich in Feuchtigkeit auflöste.



Als wir größer waren, wurden wir zur Verzierung der Eier zugelassen. Eine große Schüssel voll Eier erschien. Es entflanden Kunstwerke, glücklicher Weise nicht für die Ewigkeit, obgleich es oft große Trauer gab, wenn man ein gelungenes Vergrüßmeinnicht oder derlei zarte Anspielungen aufessen mußte. Von ausgeblasenen Eiern hielten wir nicht viel. Sie wurden auch erst später Mode.

Die Eierchale ist der Kunst gegenüber sehr spröde; wir benutzten Ochsenalle und Giffa. Wie stolz Jeder auf sein Werk war!

Ich hatte schon als Kind stets das Schwierigste vor, die Gestalt des Eies machte mir bei meinen Figuren viel zu schaffen, immer rutschten ihnen die Beine fort.



Berlag von Franz Kitzperde in Berlin W, Potsdamer Straße 38.

Eine Generation später erschien das Holz-, Glas-, Marmor-Ei; mit dem Material stieg die Kunst. Ich verzierte eine Menge mit Sprüchen und Bildchen, die Umrisse mit Feder und Tusche; das Glas-Ei ist das dankbarste und am leichtesten zu behandeln. Manches taucht noch hier und da wieder auf, wie ein Gedenkblatt alter Zeit. Jetzt ist die Auswahl reizender Dinge in den Kaufläden so groß, daß die Haus-Arbeit beschämt die Hände sinken läßt, aber sie sollte es nicht thun; für das Kind hat das Entstehen solcher Reiz! Es schämt, wie mancher Dilettant, seine eigene Künstlerschaft weit höher, als die zünftige; deshalb gebe ich noch ein paar Bildchen mit Sprüchen zur Benutzung anbei und hoffe, daß die Freude, die ich selbst daran hatte, übergeben möchte auf die kleinen Maler der Neuzeit. Marie von Olfers.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Bosnische Schmuckstücke. — Seit wenigen Monaten sind in die Hauptstädte von ganz Europa Schmuckstücke eingeführt, deren wirkliche Schönheit und seltsame Entstehungsgeschichte merkwürdig genug sind, um allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Diese Schmuckstücke bestehen aus Holz mit eingelegten Ornamenten aus ganz feinem Gold- und Silberdrähten; ihre Herkunft sind bosnische Dörfer. Fernab von dem Getriebe des modernen Europas hatten hier in Bosnien ländliche, zumeist muhamedanische Handwerker die uralte Kunstfertigkeit sich bewahrt, eingelegte Metallarbeit auf hartem Holze zu verfertigen. Nur gering war die Zahl der Arbeiter, welche diesem Handwerke oblagen, und über Pistolen-Kolben und Pfeifenrohre, die auf besondere Einzelbestellungen hier gemacht wurden, ging das Gebiet ihrer Productionen kaum hinaus. Als bei den letzten orientalischen Wirren dieser Theil von Bosnien an Oesterreich fiel, ließ es sich die kaiserliche Regierung angelegen sein, durch Hebung der Hausindustrie dem verarmten Lande neue Erwerbsquellen zuzuführen. Dem bewährten Leiter der Kunstschule am Oesterreichischen Museum, Hofrath Stord, ist es zu verdanken, daß gerade diese eingelegte Arbeit zu so hoher Schönheit ausgebildet ist. Mit feinfähiger Hand änderte Stord an dem alten Betriebe nur gerade so viel, um die Stücke für den europäischen Markt gangbar zu machen, ohne ihnen den eigenthümlichen Duft der ländlichen, halb orientalischen Production zu nehmen. Für die metallischen Einlagen gab er den Arbeitern nur Skizzen, eine Anleitung für die Vertheilung von Hand und Mitte, im Einzelnen überließ er es ihnen, die Muster in ihrer gewohnten Weise auszugestalten. Diese Muster ergeben sich fast von selbst aus der Führung des Drahtes nach gewohnten Grundmotiven. Daher ist es denn auch möglich, trotz größter Mannigfaltigkeit den einheitlichen, künstlerischen Charakter zu wahren, immer fast das Gleiche und doch auch Verschiedenes herzustellen.

Für den Körper werden Hölzer von verschiedener natürlicher oder unverfälschter ein-gebeizter Farbe genommen; man hatte eine herrliche Bernsteinfarbe, ein helles Grün und ein tiefes Roth neben dem mannigfaltigen Gelb und Braun des Olivenholzes. Für die sorgfältige Derrichtung der Stücke in Goldfassung sorgt ein tüchtiges Wiener Haus, und so können denn diese überaus reizenden Knöpfe, Mantelschließen, Stodgriffe, Dosen u. getrost in die Welt hinausgehen und sicher sein, in ihrer besonderen Art nichts Gleiches anzutreffen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Pflaunensiedern. — Wer kann mir den Grund angeben, weshalb Pflaunensiedern von Vielen für unglückbringend gehalten und daher niemals als Schmuck für Vasen u. dergl. im Hause gelitten werden? F. F.

Heidelbeer-Wein. — Wie kann man dem Heidelbeer-Wein den Geschmack des echten Burgunder-Weins geben? Alte Abonnentin.

Eichenholz-Parfett. — Wie reinigt man Eichenholz-Parfett, so daß sie ihre weiße Farbe beibehalten, und auf welche Weise bereitet man das Wachs, um die Parfett's glänzend zu machen? Gutsbesitzerin in Böhmen.

Antworten.

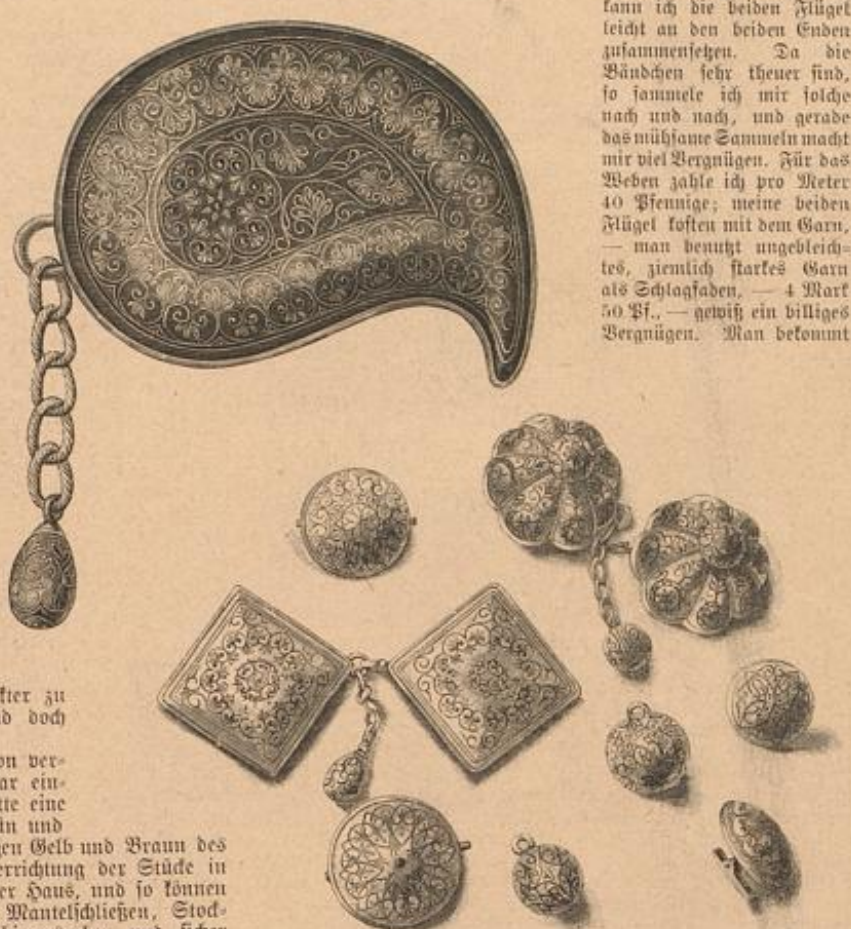
(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Verwendung von Korke. (40.) — Gebrauchte Pfropfen, welche nicht ganz durchbohrt wurden, können nochmals für den ursprünglichen Zweck verwendet werden; sobald sie aber äußerlich beschädigt sind, schneidet man sie mit einem scharfen Messer kleiner; sollten sie vom Wein oder anderer Flüssigkeit gefärbt und unsauber geworden sein, so werden sie gereinigt. Man giebt sie zu diesem Zwecke in einen Topf, übergießt sie mit Wasser, dem man auf 5 Liter je 1/2 Liter Schwefelsäure zugefügt hat, rührt sie mit einem Stöck tüchtig durch und läßt sie 24 Stunden stehen. Dann gießt man die Flüssigkeit ab, spült die Korke so lange in frischem Wasser, bis sie, auf ein Stück Lackmus-Papier gedrückt, dasselbe nicht

mehr röthen und trocknet sie schnell im warmen Ofen. — In neuen Wohnungen, wo feuchte Wände sind, schützt man die Bilder, indem man kleine Korkestücke auf die Rückseite klebt; es entsteht dadurch eine Luft-Circulation, und das Verderben mancher schönen Kupferstiche ist schon durch das einfache Mittel verhindert worden. — Wer einige Handfertigkeit besitzt, kann sich, zur Verhütung kalter Füße, von in scheibenartige Streifen geschnittenen Korke Sohlen verfertigen, welche, in die Stiefel gelegt, Feuchtigkeit und Kälte abhalten. — Sorgliche Mütter machen ihren schwimmenden und badenden Kindern „Korkgürtel“, die sie über Wasser halten, indem sie Korke in Leinwand einnähen. — Die kleinen kaiserlichen Prinzen schenken ihrem hohen Vater am Geburtstage ein Haus von Pappo, dessen Dach und Wände sie mit schuppenartig über einander gelegten Korkscheiben beklebt hatten, als sei es mit Schindeln gedeckt. — Rag das Gesagte genügen, um zu zeigen, wie vielseitig die Verwendung alter Korke sein kann; vielleicht wissen unsere verehrten Leserinnen noch weitere Verwendungsarten anzugeben.

Gardinen crème zu färben (47). — Durch langjährige Erfahrung habe ich erprobt, daß Vorhänge, welche nicht ursprünglich crème waren, nach jeder Wäsche wieder von Neuem gefärbt werden müssen, und ich kann von allen angewandten Mitteln folgendes Verfahren als sehr bewährt empfehlen: Man giebt, wenn die Gardinen ordentlich gewaschen und gespült sind, so viel flüssige Crème-Farbe, welche in jeder Droguen-Handlung zu haben ist, zu der Stärke, bis eine schöne hellgelbe Farbe entsteht; dann zieht man die Gardinen, welche alle auf einmal in die flüssige Masse gelegt werden müssen, tüchtig durch die Stärke und drückt sie fest aus. Mit dieser Flüssigkeit, von welcher ein kleines Fläschchen 30 bis 35 Pf. kostet, kann man mehreremals feines

Langjährige Abonnentin in Hannover. Fortiären aus Cigarren-Bändchen (47). — Zu einem Portiäre-Flügel, der 3 1/2 Meter lang und 80 Cent. breit ist, braucht man 2000 Meter Bändchen, Vorzugsweise benutzt man gelbe Bändchen; rothe, grüne, blaue oder carmoisinfarbige werden zur Bordüre verwendet. Man braucht also nicht von jeder Farbe gleichviel Bändchen. Ich habe zwei Flügel à 3 1/2 Meter lang und 80 Cent. breit; will ich die doppelte Breite haben, so kann ich die beiden Flügel leicht an den beiden Enden zusammenlegen. Da die Bändchen sehr theuer sind, so sammle ich mir solche nach und nach, und gerade das mühsame Sammeln macht mir viel Vergnügen. Für das Weben zahlt ich pro Meter 40 Pfennige; meine beiden Flügel kosten mit dem Garn, — man benutzt ungebleichtes, ziemlich starkes Garn als Schlagfaden. — 4 Mark 50 Pf. — gewiß ein billiges Vergnügen. Man bekommt



übrigens in einer Hamburger Cigarrenfabrik Bändchen zu kaufen. (50 Meter kosten zwei Mark).

Das Kohlen der Dochte zu verhindern (40). — Man nehme einen neuen Docht, lege ihn 20 bis 24 Stunden in Essig, nehme denselben zum Trocknen heraus, ziehe ihn dann in die Lampe; vorher wird das Bassin mit trockener, klarer Watte gereinigt, ohne dabei Wasser anzuwenden; nebenbei gesagt, darf niemals der Docht abgekürzt werden, sondern nur mit Papier abgerieben und gerade gestrichen werden. Frau v. S.

Wäscherollen (56). — Die beste und leistungsfähigste aller Wäsche-Mangeln wird stets die englische Drehtrolle bleiben, deren Beschaffung allerdings mit einer ziemlich großen Ausgabe verknüpft ist. Wo die Ansprüche geringer sind, genügt eine kleine hochstehende Handrolle, wie solche in den meisten Wirthschafts-Magazinen zu finden ist. E. K.

Hr. M. D. in Gützin. — Ihre Anfrage ist inzwischen brieflich erledigt worden. Wir nehmen indessen die Gelegenheit wahr, zu erklären, daß es in den meisten Fällen nicht immer möglich ist, die eingehenden Fragen schneller als innerhalb vier Wochen an dieser Stelle zu beantworten. Die Erläuterung dafür liegt in der hohen Auflage unserer Blätter, die wiederum eine längere Herstellungszeit bedingt.

Alte neue Abonnentin in N. — Die bekannte, oft von uns empfohlene Firma C. Sauerwald, Berlin W, Leipzigerstr. 29, giebt auch Häcker mit einfachem Stoffbezug zum Bemalen ab.

Stirne-Entferner. — Der Titel des interessanten Werkes, aus welchem wir wiederholt hingenommen haben, lautet: „Das Stirne-Entfernungsmittel, entworfen von Frau Elise Bender in Wiesbaden, Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein“. Reminders sind davon die Lieferungen 14-16 erschienen. Was von den früheren gerührt worden konnte: die Klarheit der Formen, der schöne Anblick der Seiten, die schwingvolle, nicht überladene Ornamentation, sowie die vorzügliche typographische Ausföhrung, — das gilt auch von den neuesten Blättern. Ihre Anordnung, nach welcher sich um ein großes, reich verziertes Monogramm in der Mitte verschiedene kleinere und einzelne Buchstaben gruppieren, ist durchweg beibehalten.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten und ein Modenbild.



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 16.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 14. April 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.

Kapitän Massa.

Eine römische Dorfgeschichte von Richard Voß.
(Fortsetzung.)

4.

Sehr bald zeigte es sich, daß die Besorgnisse der haßerfüllten Jungfrauen gänzlich unnütze gewesen. Die Feinde zogen fort, sich nicht im Geringsten um die braunen Mädchen zu kümmern. Die gekränkten Schönen hatten es gleich heraus: daran war kein Anderer schuld, als dieser Kapitän Massa; denn dieser Kapitän Massa war nicht allein ein wahrer Teufel, sondern auch oben drein ein ausgesprochener Weiberfeind, — was etwas noch viel Schlimmeres und Schlimmeres war! Dabei sah eine Jede, wenn er so stolz und trotzig vorüberging, ihm heimlich nach. Er war eher klein als groß, schlank und zierlich wie ein Mädchen, besaß aber gewiß die Kraft eines Riesen, so kühn und fest war sein Gang, so geschmeidig waren seine Bewegungen, so nervig seine Glieder. Er hatte dunkles, krauses Haar, ein Paar pechschwarzer, leuchtender Augen und absonderlich rothe Lippen, über denen ein wohlgepflegtes Bärtlein seines jungen Lebens sich freute. Schwerlich war ein zweiter Verjagter zu finden, der seinen schimmernden Federhut so verwegen trug, den die dunkle Uniform so prächtig kleidete, und der beim Marsche einen solchen Sturmschritt ansetzte. Und sicher gab es im ganzen Königreiche keinen Zweiten, der an einem Mädchen so achtlos vorüberschritt, wie dieser hübsche, tapfere, hochmüthige Kapitän Massa.

Tag für Tag schleppten die guten Jungfrauen unter Flavia's Anführung voller Feindseligkeit ihre Wäsche auf das Feld hinaus, lauerten wie eine Schar bunter Vögel im Sonnenschein auf den Felsen, spannen, schrieten wilde Gefänge ab und warfen bitterböse Blicke hinüber nach den Zelten, in deren Reihen der teuflische Kapitän Massa so unerhört strenge Mannszucht führte; denn Tag für Tag, ohne nach rechts oder links zu sehen, hielten die Soldaten vor den Augen ihrer Feindinnen ihre Übungen ab, stürzten über das braune Feld, erkletterten die leuchtenden Wälle und gehorchten dem Kommando ihres Kapitäns, als wären alle die frischen, jungen Bursche Puppen, welche dieser Kapitän Massa am Schnürchen führte. Die Volkserinnen spotteten weidlich über solches Gebahren erwachsener Männer, und

selbst Flavia, hörte sie die Stimme des Kommandirenden so stark und gebieterisch über das Feld schallen, machte ihrer Verachtung durch ein höhnisches Aufklappen der Lippen Luft.

Aber sie glaubten, vor Wuth ersticken zu müssen, als die Soldaten vor ihren Augen in der Jagd auf Briganten sich übten, ein Spiel, bei welchem die eine Hälfte der Kompanie die flüchtigen Banditen, die andere Hälfte die Verfolger darstellte. Die Räuber zogen sich auf die angrenzenden Hügel zurück, wo sie sich verbarrikadirten und eine heftige Gegenwehr eröffneten, die ihnen indessen nichts half; denn die Verjagter kämpften wie Helden, erstürmten das Lager, nahmen sämtliche Banditen gefangen und führten sie im Triumphe davon. Kapitän Massa war selbstverständlich Anführer der Soldaten gewesen.

Der Anblick der vermeintlichen Briganten versetzte die heißblütigen Jungfrauen in solchen Zorn, daß sie

in laute Verwünschungen ausbrachen. Wie um sie zu verhöhnen, ließ Kapitän Massa seine Gefangenen dicht an den Schönen vorbeiführen. Diese sprangen auf, streckten pathetisch die Arme gegen die Sieger aus und erschöpften sich in Schmähungen, was ein homerisches Gelächter zur Folge hatte, in das die Banditen dröhnend einstimmten.

Dieses schändliche Benehmen der gefangenen Räuber künftige indessen den Zorn der Mädchen gegen die siegreichen Verjagter nicht im Mindesten ab. Flavia machte ein Gesicht, wie eine Rachegöttin; denn auch Kapitän Massa lachte mit und sah sie dabei an — mit einem Blicke, der Flavia vor Haß und Grimm erbleichen machte.

Wiederum fand Abends am Brunnen eine Versammlung und Berathung statt, bei der Flavia, wie eine Römerin aus der alten Zeit, glühende Reden hielt und geheime Beschlüsse gefaßt wurden.

Nun war Kapitän Massa mit seinem Siege über die Briganten durchaus nicht zufrieden. Er war der Ansicht, daß die Räuber lange nicht genug Bravour gezeigt hätten, tadelte sie scharf und ordnete für einen der nächsten Tage einen zweiten Übungszug an. Dieses Mal erwiesen sich die Söhne der Felsenberge ihres Ruhmes würdig, aber gegen Kapitän Massa vermochten sie nicht, sich zu behaupten. Schon schien ihre Niederlage sicher zu sein, als sie auf die unerwartetste Weise Bundesgenossen erhielten, und zwar in Gestalt der schönen Volkserinnen, die eine jähe Felsenwand erstiegen und so von rückwärts in das Lager der Briganten herabgelommen waren. Ihr plötzliches Erscheinen rief bei Räubern und Soldaten lauten Jubel hervor.

Aber die Schönen faßten die Sache mit heiligem Ernst auf. Ohne Worte zu machen, nahmen sie ihre Stellung ein und begannen unter dem Kommando ihres Kapitän Massa die Defensiv. Flavia gebot ihrer Schar, den verdorrten Nasen vom Gestein abzureißen und die Stücke auf die anstürmenden Verjagter hinabzuschleudern, ein Verteidigungsmittel, das sie selbst mit einem Eifer anwendete, als gälte es einen Kampf auf Tod und Leben.

Aus aller Fassung gebracht, unter lauten Ausbrüchen von Heiterkeit, kämpften die Soldaten anfangs so lau, daß sie nahe daran waren, eine schimpfliche Niederlage zu erleiden; denn schon bereiteten die Räuber einen Ausfall vor. Doch Kapitän Massa verstand keinen Spaß. Er befahl Ruhe und Ordnung, stellte sich an die Spitze



Marie Antoinette und ihre Kinder.

Nach einem Gemälde von Westmüller, im Museum zu Stockholm. — Siehe Seite 67.

und suchte das Lager gerade an derjenigen Stelle zu nehmen, wo es von den Mädchen vertheidigt wurde. Dabei wendete er kein Auge von der hohen und schlanken Gestalt der Anführerin, die mit gerötheten Wangen und leuchtenden Blicken Wunder von Tapferkeit verrichtete.

Laut schrie Flavia auf: die Soldaten waren in der Verschanzung. Sie sah den Verhafteten. Er suchte sie, er drängte zu ihr hin, gebot ihr, sich zu ergeben; er streckte seinen Arm nach ihr aus und schaute ihr lachend in die Augen.

Flavia wußte nicht, wie ihr geschah. Scham und Zorn überwältigten sie; rasch zog sie den langen, scharfen Pfeil aus ihren Flechten hervor, schloß die Augen und stieß blindlings zu. Als sie sich wieder auf sich selbst besaß, fand sie sich mit gelöstem Haar als Beute mitten unter den wiederum siegreichen Soldaten, sah sie den Kapitän an der Wange verwundet, sich das Blut abwischen, das aber immer wieder von Neuem floß. Er ließ es schließlich bluten, als ob es ein Rückenstich wäre, und gebot seinen Truppen, die Gefangenen und die „Weiber“ aus der genommenen Schanze zu führen. Bei dem Trodenplatz der Mädchen angelangt, ließ er Halt machen, stellte sich mit seinem blutüberströmten Gesicht vor die gedemüthigte Schar hin und sagte:

„Für das erste Mal ging es ganz gut; aber spinnen könnt Ihr doch besser!“

Damit entließ der Kapitän seine schönen Gefangenen, die wiederum unter schallendem Gelächter abziehen mußten. Flavia stand unbeweglich, ihre Augen starr auf die blutende Wange des Feindes gerichtet, und mußte von den Mädchen laut angerufen werden.

5.

Die besiegten Jungfrauen hatten den Kampflplatz geräumt und ließen sich mit ihrer Wäsche nicht mehr auf dem Felde sehen. Mit großer Mühe hängten sie das am Morgen Gewaschene Nachmittags an den Klippen auf, die neben den Häusern emporstarrten, und hochten dann mit ihren Spindeln trübselig unter den Hausthüren in den finsternen Gassen. Selbst Abends am Brunnen war es anders als sonst; sie fühlten ihre Niederlage so tief, daß sie sogar die Luft verloren hatten, über die Sieger zu schimpfen. Dagegen geriethen sie regelmäßig unter einander in Streit. Eine wußte der Anderen etwas vorzuwerfen und nachzusagen; sogar die tapferen Volsker, die in den Bergen lebten und wohlgenüth ihr Banditenhandwerk betrieben, erhielten ihr Theil an hitzigen Reden. Am schlimmsten erging es jedoch Flavia; denn keine Andere als sie hatte die Gemüther gegen die Fremden aufgereizt; keiner Anderen als ihr hatten die Mädchen die Niederlage, den Spott und Hohn zu verdanken; sie war an Allem schuld.

Flavia that, als sähe sie die bösen Gesichter, als hörte sie die giftigen Reden nicht; sie ging in ihrer alten, verschlossenen Weise umher, verrichtete im Hause Alles nach gewohnter Art und war die Einzige, die, zum Entsetzen Filomela's und zur Enttäuschung der Anderen, ihr Linnen nach wie vor auf das Feld trug. Wiederum wollte die treue Freundin ihr das Geleit geben, und wiederum wurde sie abgewiesen. Mutterseelenallein kanerte Flavia droben bei ihrer Wäsche, hielt die Spindel in der Hand, spann jedoch nicht, sondern starrte immerfort vor sich hin, sah immerfort ein blutüberströmtes, verhaftes, schönes Gesicht.

Täglich ging er an ihr vorüber, blickte sie an, redete aber kein Wort zu ihr. Die Wunde an der Wange war bald geheilt; aber eine große, rothe Narbe entstellte ihn, von der Flavia kein Auge abwenden konnte. Hätte er ihr wenigstens gesagt, daß sie ihm verhaft sei, und daß er die schmachvolle Wunde an ihr rächen wolle! —

Währenddessen ließen sich die Soldaten drunten im Orte sehen. Sie schlenderten zu Zweien und Dreien durch die Gassen, traten wohl gar zum Brunnen, grüßten die Mädchen artig, frugen, weshalb sie nicht mehr auf das Feld hinaus kämen, und ob sie nicht wieder mit ihnen „Verfaglere und Brigant“ spielen wollten?

Zuerst wußten sie nicht recht, was für ein Gesicht sie zu solchen Reden zu machen hätten, antworteten entweder gar nicht, oder überaus feindselig; allmählig jedoch wurden sie von dem artigen Wesen der verhafteten Fremden gewöhnt und schließlich erwiderten sie Rederei mit Rederei. Nur gegen Jene, welche sich ihnen als „Banditen“, also gewissermaßen als Landsleute zu erkennen gaben, zu deren Hülfe die tapferen Schönen damals herbeigezogen waren, verhielten sie sich mißtrauisch und scheu. Flavia blieb auch jetzt sich selbst getreu und begegnete Jedem, der in der verhafteten Uniform steckte, mit kühler Mißachtung.

Kurze Zeit nach diesem Friedensschlusse zwischen den Mädchen und Verfagleri, gerieth Rocca von Neuem in höchste Erregung.

Kapitän Massa ließ sämtliche Frauen von Rocca

auf das Feld laden. Es würde Maccaroni geben, und darauf sollte Saltarello getanzt werden.

Die Einladung überbrachten in aller Form zwei Sergeanten, die sich sofort wieder entfernten: in einer Stunde würden sie zurückkommen und die Antwort holen. Kaum hatten die Sendboten des tapferen Kapitän's den Rücken gewendet, als ein Geschrei sich erhob, als wäre Einer ermordet worden. Die wenigen älteren Männer, die in Rocca zurückgeblieben waren, weigerten sich hartnäckig, ihre Frauen und Töchter zu den Fremden gehen zu lassen und bedrohten auch die Anderen, sie bei den Abwesenden zu verklagen. Aber die wackeren Weiber erklärten einmüthig, die Einladung annehmen und mit den Fremden Maccaroni essen und den Saltarello tanzen zu wollen. Es gab einen förmlichen Aufstand, dessen Ende war, daß die Sergeanten auf das Artigste empfangen, mit Wein, Brod und getrockneten Oliven bewirthet wurden und den Bescheid erhielten: die Frauen von Rocca secca ließen vielmals danken, und sie würden am nächsten Abend auf dem Felde erscheinen.

An Flavia sollte eine ganz besondere Einladung ergehen. Sie befand sich auf dem Felde bei ihrem Linnen, als sie den Kapitän auf sich zukommen sah. Obgleich er sicher wie gewöhnlich achtlos an ihr vorübergehen würde, begann ihr Herz stark zu klopfen, sie athmete schwer und fühlte eine Blutwelle nach ihrem Kopfe dringen.

Aber jäh erblickte sie, denn dicht vor ihr blieb der Verhaftete stehen, blitzte sie mit seinen mächtigen dunklen Augen an und sagte in jenem rauhen, gebieterischen Tone, mit dem er zu seinen Soldaten sprach und bei dem jeder Blutstropfen Flavia's in zornige Wallung gerieth:

„He, Du, wie heißt Du eigentlich?“

Flavia that, als hörte sie nicht, was zur Folge hatte, daß auf der Stirn des Kapitän's sofort die Hornader anschwellen.

„Ich frage Dich, wie Du heißt?“

„Was geht's Euch an!“

Und sie gab ihm seinen Blick eben so feindselig zurück. Kapitän Massa biß sich auf die Lippe und sagte mit unterdrückter Stimme:

„Du hast Recht, es kann mir ganz gleichgültig sein, wie Du heißt, weiß ich doch längst, was Du bist: eben eine wilde Kacke, die man zähmen muß, sonst tragt und beißt sie.“ Darauf in seinem alten Ton verfallend:

„Ist's wahr, daß Dein Liebhaber in den Bergen bei den Briganten ist?“

Obgleich Flavia seit einiger Zeit mit der größten Gleichgültigkeit an den flüchtigen Mörder dachte, erwiderte sie:

„Mein Liebhaber ist freilich bei den Briganten; er hat Einen umgebracht. Gebt Acht, ihm nicht in den Weg zu kommen.“

Kapitän Massa lachte.

„Sobald ich ihn sehe, werde ich vor ihm fortlaufen. — Also Einen umgebracht hat der Bursche?“

„Meinetwegen!“

Wie stolz sie das sagte.

„Natürlich Deinetwegen. Für ein Mädchen wie Du, begehrt ein Mann an seinem besten Freunde einen Todtschlag.“

Flavia erbeute. Er wagte es, sie in's Gesicht hinein zu verhöhnen, — mit ganz ernsthafter Miene. Sie wollte ihm eine haßerfüllte Erwiderung zuschleudern, brachte aber kein Wort über die Lippen. Der Kapitän, mit demselben Tone, derselben Miene, fuhr fort:

„Und wenn Dein Liebster aus den Bergen zurückkommt, wirst Du ihm um den Hals fallen, wirst Du ihn herzen und küssen?“

Wiederum log sie, mit Anstrengung sprechend:

„Ja.“

„Wirst Du ihn heirathen?“

„Ja.“

„Das wirst Du nicht.“

„Wollt Ihr mir's wehren?“

„Ja. Denn ich werde auch Einen umbringen. — Deinetwegen.“

„Ihr wollt den Bigio in den Bergen erschießen?“

„Das will ich.“

Wieder rief Flavia:

„Nehmt Euch in Acht!“

„Vor dem Bigio?“

„Vor mir.“

„Wirst Du mir etwas zu Leide thun, wenn ich Deinen Liebhaber todtschieße?“

„Ich würde Euch wieder tödten.“

Und sie stand vor ihm mit funkelnden Augen, erhobenen Hauptes, Zoll für Zoll eine Volskerin, eine Mäherin.

Der Kapitän, sie betrachtend, murmelte:

„Ich glaube wirklich, Du thätest es.“

„Ich kann es Euch geloben, — bei dem göttlichen Leibe des Herrn! — Jetzt geht und jagt die Briganten.“

Sie wendete sich ab, schritt davon, ohne sich um ihre Leinwand zu kümmern, den Pfad zum Orte hinab. Noch war sie nicht hundert Schritte gegangen, als er ihr nachkam.

„Höre Du!“

Sie ging ruhig weiter, jetzt war er dicht hinter ihr. „Ich vergaß ganz, warum ich mit Dir sprechen wollte. — Morgen Abend kommen Deine Freundinnen, die tapferen Bundesgenossinnen meiner Banditen, mit ihren Müttern zu Tanz und Maccaroni. Du kommst natürlich auch, denn ich will mit Dir den Saltarello tanzen.“

Kam war die Reihe zu lachen an ihr. Sie höhnte: „Ihr wollt mit mir den Saltarello tanzen? Wollt Ihr wirklich?“

„Du wirst wohl morgen Abend nicht kommen?“

„Nein.“

„Auch dann nicht, wenn ich Dich bitte?“

Und er sah ihr ernsthaft tief in die Augen. Vor Flavia's Blicken legte es sich wie ein schwarzer Schleier, sie stieß hervor:

„Ich komme nicht.“

Da fühlte sie sich umfaßt und emporgehoben, ohne daß sie fähig gewesen wäre, eine Bewegung zu thun. Er flüsterte ihr zu:

„Wenn Du morgen Abend nicht zu uns kommst, so komme ich zu Dir und trage Dich auf meinen Armen hinauf, Du Wilde, Tropicke, Liebste.“

Und er küßte sie auf den Mund.

6.

Als Flavia wieder zu sich kam, stand sie mutterseelenallein in der Abenddämmerung. Mit weit geöffneten Augen starrte sie vor sich hin, regte sich nicht und stieß von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzer aus, der wie ein Stöhnen klang. Im Lager zündeten die Soldaten Feuer an; lustig stiegen die Flammen auf, prasselten und lohten und warfen ringsum glühenden Schein, in dem sich die kräftigen jungen Gestalten hin- und herbewegten.

Der Volskerin war's, als hätten die Soldaten noch niemals so fröhlichen Lärm erhoben, noch niemals so übermüthige Lieder gesungen, so ausgelassen gelacht. Sie hörte die Stimme des Kapitän's, sie sah ihn — Weit vorgebeugt blickte sie hinüber. Was für ein Gesicht er wohl machte? Gewiß ein übermüthiges, stolzes, triumphirendes, das Gesicht eines Siegers! Was er wohl sagte — Sie hielt den Athem an, um besser hören zu können, stand und lauschte auf die klare, herrliche Stimme. Wenn er jetzt lachte. — Wöglich warnte sie und fiel hin. Mit einem erstiften Behelaut warf sie sich auf den Boden und lag, das Gesicht gegen den Felsen gedrückt, gleich einer Todten da.

Wie im Traume vernahm sie laute Rufe, die angstvollen Stimmen ihrer Mutter und Filomela's, die sie suchten. Sie erhob sich mühsam, raffte ihre Leinwand zusammen und ging den Weiden entgegen, denen sie sagte, daß sie auf dem Felde eingeschlafen wäre.

In der Nacht that Flavia kein Auge zu. Halb entkleidet saß sie auf dem Bettrande, neben sich die qualmende Lampe und dachte, daß der Verhaftete sie geküßt hatte, daß sie sich hatte küssen lassen und fühlte noch ihre Lippen brennen. Sie wollte aufstehen und vor ihrem Madonnen-Bilde eine geweihte Kerze anzünden; aber seitdem sie sich von dem fremden Manne willenlos hatte umschlingen lassen, waren ihre Glieder wie gelähmt. Mitternacht war vorüber, und sie sah immer noch bei der verlöschenden Leuchte.

Da hörte sie es dicht unter ihrem Fenster rufen, heimlich, leise.

Flavia fuhr auf. Sie that eine Bewegung nach dem Lichte, als wollte sie es löschen; sie wollte sich auf das Bett werfen und die Decke über den Kopf ziehen. Doch sie unterließ beides. Welche Gefahr konnte es für sie haben, wenn der Fremde, — wenn dieser Kapitän Massa unter ihr Fenster geschlichen kam und sie leise rief? Meinte er wirklich, daß sie an das Fenster treten, dasselbe öffnen würde? Konnte er sie für so niedrig halten, für so schlecht und verächtlich? — Kam, er würde ja sehen.

Also saß sie und ließ den draußen rufen, dringlich und immer dringlicher; immerfort denkend: jetzt wird er ja sehen! Auf einmal erkannte sie die Stimme.

„Bigio!“

Sie schnellte in die Höhe, eilte an's Fenster, stieß es auf, beugte sich hinaus.

„Bist Du's?“

„Ich bin's. Laß mich ein.“

„Wirst Du verfolgt?“

„Nein.“

„Woher kommst Du?“

„Aus den Bergen.“

„Also bist Du wirklich Brigant?“

„Ja. Beim Barbarossa.“

„Meinetwegen?“

„Nun ja.“

„Aber was willst Du hier?“
 „Dich sehen.“
 „Was fällt Dir ein?! Weißt Du nicht, daß auf dem Felde die Verfallener sind?“
 „Ich weiß es.“
 „Und Du kommst doch?“
 „Um mit Dir zu reden. Mach' auf.“
 Aber Flavia rührte sich nicht. Da rief er:
 „Seit zwei Tagen habe ich nichts gegessen. Nacht zu mir nicht auf, so fall' ich um.“
 „Gleich, gleich. Ich wecke nur die Mutter.“
 Sie that es.

„Mutter, der Vigio steht draußen. Er sagt, er verhungert — um meinwillen.“

Sie war bleich, mit fieberhaft glänzenden Wangen und Augen. Die Mutter begann zu jammern. Flavia öffnete das Haus. Der junge Mensch war gänzlich entkräftet; er schwankte, fiel auf einen Stuhl. Während die Alte lamentirte und alle Heiligen anrief, brachte Flavia Wein, Brod und was sonst im Hause war. Bei jedem Schritt, den sie that, mußte sie denken: „Meinetwegen Würder, Brigant — — — meinerwegen dem Verhungern nahe! — — Und von dem Anderen hast du dich küssen lassen!“

Vigio trank und aß mit Gier; er sah erbärmlich aus; die Kleidung zerrissen, die Gestalt abgemagert, das hübsche Gesicht entstellt. Flavia stand neben ihm, schenkte ihm ein, reichte ihm das Brod und hatte bei Allem, was sie that, immer denselben Gedanken: „Meinetwegen, meinerwegen!“

Endlich war Vigio gesättigt; schnell erholte er sich.
 „Und nun: warum bist Du gekommen und was willst Du von mir?“

„Dich fragen, wie es zwischen uns Beiden steht.“
 „Wie soll es zwischen uns stehen?“

„Das will ich eben von Dir erfahren. Wenn Du mir heute nicht sagst, daß Du mich liebst, daß Du einmal meine Frau werden willst — —“

„So tödtest Du mich?“
 „So gehe ich nach dem Felde hinauf und liefere mich den Soldaten aus.“

„Dem Kapitän Massa?“
 „Ich glaube, so heißt er.“
 „Warum willst Du Dich ausliefern?“

„Weil ich's nicht länger ertrage, ohne zu wissen, ob Du mich liebst?“

„Wenn Du hinausgehst, bringen sie Dich nach Rom in's Gefängniß.“

„Mir ist's gleich.“
 „Du kommst auf die Galeeren.“

„Ganz gleich ist es mir. — — Willst Du mein Weib werden?“

„Du bist toll!“
 „Ja oder Nein?“

„Wenn Du mir so kommst — —“
 „Ja oder Nein?“

„Wie kann ich Dein Weib werden, da Du doch noch in den Bergen bleiben mußt?“

„Nur noch ein Jahr. In einem Jahre denkt die Regierung nicht mehr an mich. Ein Jahr halte ich schon noch aus, — zwei Jahre, wenn ich weiß, daß Du mich darnach zum Manne nimmst, — Deinetwegen noch zwei Jahre!“

„Meinetwegen? — Und Du willst sonst wirklich zum Kapitän Massa hinausgehen?“

„Ich schwöre es Dir.“

Jetzt mischte sich die Mutter in die Sache; leidenschaftlich bedauerte sie den Vigio, rühmte seinen Muth, seine Treue, und überhäufte Flavia wegen ihres kaltherzigen Sinnes mit Vorwürfen und Anklagen. Aber diese erklärte sich plötzlich bereit, den Vigio, der sich sonst den Soldaten ausliefern wollte, zum Manne zu nehmen.

Schon nach einer Stunde brach der Bräutigam wieder auf, denn noch vor Tagesanbruch mußte er mitten in den Bergen sein, bei der Bande des Barbarossa. Die Frauen packten für ihn ein, was sie an Vorräthen besaßen; dazu schenkte ihm die Mutter ein kleines, buntes Heiligenbild, zum Schutze gegen die verdammten Verfallener, und Flavia gab ihm, für den Ring, den er ihr anstreckte, einen schmalen, silbernen Reif, den sie am Finger trug. Doch als ihr Bräutigam sie beim Abschiede in Gegenwart der Mutter umarmen wollte, entzog sie sich ihm mit einer fast wilden Bewegung.

Der anbrechende Tag fand sie in ihrer Kammer schon auf. Sie stand am offenen Fenster, löste sich das Haar, kämmte es und spähte dabei durch den Mauerspalz in die graue, unendliche Ferne. . . . Jetzt bin ich eine Braut; jetzt kann der Andere mir nichts mehr anhaben; jetzt kann ich mich nicht mehr von dem Anderen küssen lassen.“

Sie sah auf den Finger, von dem der Ring verschwunden war, auf den Finger, an dem jetzt der fremde Ring steckte.

„Am Sonnabend geh' ich zur Beichte und sag' es

dem Priester, daß mich der Fremde geküßt hat. Er wird mir strenge Bönitzung auferlegen; aber das thut nichts. Denn wenn ich es dem Priester nicht bekenne, müßte ich es dem Vigio sagen, und lieber stirbe ich.“

Sie verfiel in tiefes Sinnen.

„Er ist ein Brigant und der Andere sein Todfeind. Wenn ich dem Vigio sagte: Dein Todfeind hat mich geküßt, als ich schon Deine Braut war, so müßte er, wenn er ein rechter Mann und ein rechter Brigant ist, mich umbringen, so brauchte ich nicht seine Frau zu werden.“

Sie war mit dem Auskämmen fertig; mühsam bündigte sie die schweren Strähne, flocht sie ein, schlang sie im Nacken zu einem Knoten zusammen, nahm den Pfeil.

„Damit habe ich ihn gestochen, als es nur ein Spiel war. Tag und Nacht habe ich sein blutendes Gesicht vor mir gesehen. Gewiß: wäre sein Blut nicht geflossen, seine Lippen hätten mich nicht berühren dürfen. Das hat er auch gewußt.“

(Fortsetzung folgt.)

Kochend verboten.

Marie Antoinette.

Eine Säcular-Erinnerung von Bernhard Rogge.

Siehe das Portrait, Seite 65.

Als eine Säcular-Erinnerung dürfen wir das nachfolgende Lebensbild der unglücklichen Königin Marie Antoinette bezeichnen. Wenn auch die Einrichtung dieser letzten Königin des alten Frankreich erst im Jahre 1793 erfolgt ist, so begann doch das Märtyrertum der edlen Frau, die in hervorragender Weise zu den tragischen Gestalten der neueren Geschichte gehört, mit den Tagen, zu deren hundert-jähriger Gedächtnisfeier sich Frankreich in diesem Jahre anschickt. In dem Strome der gewaltigen Ereignisse, durch welche die absolute Monarchie Ludwigs XIV. in Trümmer geworfen wurde, hat auch Marie Antoinette ihren Untergang gefunden. Und wenn die Franzosen selbst das Jahr 1789, und in ihm jenen Pariser Bastillen-Sturm am 14. Juli, als den Beginn ihrer Revolution bezeichnen und feiern, so werden auch wir das Recht haben, das Gedächtnis jener Königin zu den hundert-jährigen Erinnerungen zu rechnen, die in diesem Jahre sich erneuern. Als eine tragische Gestalt in der neueren Geschichte sie zu bezeichnen, sind wir um so mehr berechtigt, je ferner es uns liegt, uns auf die Seite ihrer unbedingten Lobredner stellen zu wollen, und je mehr wir uns ebenso von der fast abgöttischen Verehrung auf der einen, wie von der erbitterten Schmähung und Verkennung auf der anderen Seite frei wissen, durch die ihr Bild entstellt worden ist. Auch Marie Antoinette ist, wie jede andere tragische Erscheinung in der Geschichte, nicht frei gewesen von eigener Verschuldung an ihrem tragischen Geschick, aber dem Nebel gleich, der vor der siegenden Sonne verschwindet, weichen die Schatten, die auch ihrem Bilde nicht fehlen, in den Tagen des Unglücks. Und sie hat durch Ausscharen bis in den Tod nicht bloß die Fehler der eigenen Jugend taufendfach geküßt, sondern auch für dasjenige gebüßt, was lange Zeit vor ihr durch Andere und ungleich schwerer gesündigt worden war. Darin liegt die Tragik ihres Geschicks.

Marie Antoinette Josephe Jeanne von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, geboren am 2. November 1755, war die Tochter Maria Theresia's und des Herzogs von Lothringen und Großherzogs von Toscana, des späteren Kaisers Franz I. von Deutschland. Im Kreise von zehn Geschwistern, von denen sie selbst, außer einem nach ihr geborenen Bruder, die jüngste war, verlebte sie eine glückliche, heitere Jugend. Ihre beiden ältesten Brüder, Joseph und Leopold, von denen ihr der Erstere ganz besonders nahe stand, haben später unter dem Namen Joseph II. und Leopold II. als Herrscher von Oesterreich und Ungarn zugleich den deutschen Kaiserthron bestiegen. Von ihren fünf Schwestern war die älteste nachmals Kätzin von Prag, die zweite wurde die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teichen, eine dritte die Gemahlin des Herzogs von Parma, eine vierte die Gemahlin des Königs von Neapel, eine fünfte, Erzherzogin Elisabeth, ist als Kätzin in Klagenfurt unermählt geblieben. Ihr selbst schien schon in ihrer Kindheit das glücklichste Los zu blühen. Die politischen Verhältnisse hatten zu einer Annäherung Frankreichs an Oesterreich geführt, und die Verbindung beider Reiche sollte durch eine Vermählung der Erzherzogin Marie Antoinette mit dem zukünftigen französischen Thronerben, dem Dauphin Ludwig von Frankreich, besiegelt werden. Der Letztere, am 23. August 1754 geboren, war nur ein Jahr älter als die ihm zur Gemahlin ausersehene Erzherzogin. Seit dem Tode seines Vaters, der am 20. December 1765, erst 36 Jahre alt, gestorben war, beruhte auf ihm die Hoffnung Frankreichs. In Rücksicht auf die künftige Bestimmung Marie Antoinette's für den französischen Königsthron, erhielt die junge Erzherzogin schon früh eine französische Erziehung, und sie hatte kaum das 14. Jahr überschritten, als die Verhandlungen wegen der beabsichtigten Vermählung zwischen dem französischen und österreichischen Hofe zum Abschlusse gebracht wurden. Nach einer Reihe glänzender Feste, die zur Feier dieses Ereignisses in Wien stattfanden, trat die fürstliche Braut am 26. April 1770 die Reise in ihre künftige Heimat an. Schon während derselben überfiel sie eine namenlose Angst in dem Gedanken an die ungewisse Zukunft, der sie entgegenging, und es bedurfte der ernstesten Vorstellungen ihrer Oberhofmeisterin, um sie zur Fortsetzung der Reise zu bewegen. In einem an der Grenze, auf einer Insel des Rheines, nahe bei Straßburg errichteten Pavillon wurde sie den dort zu ihrem Empfange bereit stehenden französischen Abgesandten und ihrem neuen Hofstaate übergeben. Der Etiquette gemäß wurde sie in dem nach Deutschland zu gelegenen Theile des Pavillons entkleidet und selbst des Hemdes und der Strümpfe entäußert, damit ihr nichts mehr von einem Lande gehöre, welches nicht mehr das ihrige war. Nach der erfolgten Uebergabe an die Vertreter des französischen Hofes hielt sie in dem zu jener Zeit noch französischen Straßburg ihren feierlichen Einzug. Unser großer

Goethe, damals als 24-jähriger Jüngling zu Straßburg verweilend, sah es als eine traurige Vorbedeutung an, daß auf den zum Empfange der jungen Braut ausgespannten Teppichen die Hochzeit Jason's mit Medea abgebildet war. Ihr bisheriges Gefolge durfte sie noch bis Zabern begleiten, wo sie unter vielen Thränen von den Freundinnen ihrer Jugend den rührendsten Abschied nahm. Die Reise ging über Nancy, Bar-le-duc, Commercy, Reims, Soissons, und gleich überall einem Triumphzuge. An allen Orten erwartete sie der feierlichste Empfang, und wo sie sich zeigte, wurde der Liebreiz ihrer anmuthsvollen Erscheinung gepriesen und bewundert. Kurz vor Compiègne erwartete sie in einem Walde König Ludwig XV., mit seinem Eufel, dem Dauphin, mit seinen Töchtern und mit dem ganzen Hofe. Sie stieg aus dem Wagen und eilte dem Könige entgegen, vor dem sie sich auf die Kniee niederließ. Ludwig XV. hob sie auf, küßte sie mit väterlicher und königlicher Güte und stellte sie dann dem Dauphin vor, der sie umarmte. In La Muette, wo Marie Antoinette das letzte Nachtlager vor der Ankunft in Versailles hielt, stellte König Ludwig der Prinzessin seine berühmte Maitresse, die Madame Dubarry vor, die es bei dem schwachen Könige durchgesetzt hatte, der Abendtafel beizuwohnen zu dürfen. Die zukünftige Dauphine war tactvoll genug, auf die vom Könige an sie gerichtete Frage, wie ihr die Gräfin gefiele, zu antworten: „Reizend“. Der König überreichte ihr einen prachtvollen Diamant-Schmuck, den sie bei der Tags darauf stattfindenden Vermählungsfeier tragen sollte. „Was kümmern mich die Schmuckstücke“, schreibt sie mit Bezug darauf an ihre Schwester Marie Christine, die Herzogin von Sachsen-Teichen; „mir bewegen zu bange Gefühle das Herz, ich habe zu viele Erinnerungen, welche sich gegenseitig bekämpfen, meine neuen Pflichten geben mir zu viel zu denken, als daß ich für etwas Anderes Sinn haben könnte.“ Endlich am 16. Mai erfolgte die Ankunft in Versailles, und noch an demselben Tage fand nach vorangegangener Reise in der Schloßkirche zu Versailles die Trauung statt, die von dem Erzbischofe von Reims vollzogen wurde. Noch in der Braut-Toilette schreibt Marie Antoinette an ihre Mutter, die Kaiserin Maria Theresia: „Meine sehr theure Frau Mutter! Ich bin der großen Gesellschaft in meiner Braut-Toilette entflohen, um mich des förmlichen Versprechens zu entledigen, welches ich meiner theuren Mama gegeben hatte, ihr sogleich nach der Trauungsmesse zu schreiben. Ich bin Dauphine von Frankreich; schon habe ich auf den Knieen vor dem, der Alles lenkt, viel an die guten Rathschläge und an die guten Beispiele meiner lieben Mama gedacht. Ich umarme Sie ehrfurchtsvoll, indem ich Sie bitte, mir Ihre Liebe ferner zu bewahren. Marie Antoinette.“

In den nächstfolgenden Tagen drängte eine betäubende Festlichkeit die andere. Aber war es schon eine peinliche Störung des Vermählungstages gewesen, daß in dem Augenblicke der feierlichen Handlung ein schreckliches Ungewitter losbrach, bei dem das Schloß in seinen Grundstein erbebte, und durch welches die für eine glänzende Illumination der Terrassen und des Parkes von Versailles getroffenen Vorbereitungen vernichtet wurden, so endeten diese Festlichkeiten mit einer Katastrophe, welche die finsternen Ahnungen hervorrief. Auf dem Plage Ludwig XIV., der jetzigen Place de la Concorde zu Paris, sollte am 30. Mai ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt werden, das die Stadt Paris zur Feier der Vermählung gab. Ungeachtet getroffener Vorkehrungen gegen das bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Gedränge und ein Feuer, welches in den für die Zuschauer errichteten Gerüsten ausbrach, hatten eine solche Verwirrung zur Folge, daß hundert- und dreißig Tode auf dem Plage liegen blieben und wohl tausend an den Folgen der erlittenen Quetschungen starben. Auf demselben Plage ist zweiundzwanzig Jahre später durch das Feuerwerk verherrlicht worden sollte, auf dem Blutgerüste gefallen.

Die Stellung der jugendlichen und unerfahrenen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Dauphine am französischen Hofe war keine leichte. Zwar schien König Ludwig XV. Anfangs von der unbefangenen und ungezwungenen Anmuth der jungen Gemahlin seines Eufels entzückt, ihre Kindlichkeit verjüngte seine eigene Seele. An Alle richtete er die Frage: „Wie finden Sie die Dauphine?“ Und wiederholt giebt Marie Antoinette in ihren Briefen an ihre Mutter und ihre Schwestern ihrer Freude darüber Ausdruck, daß es ihr gelungen, sich die Gunst des Königs zu erwerben, und durch tausend Liebeshändlichkeiten suchte sie sich für dieselbe dankbar zu erweisen. Aber gerade dadurch erregte sie die Eifersucht der Madame Dubarry. Diese begann den Einfluß Marie Antoinette's, die den König wieder mit sich selbst verlobte, zu fürchten, und bot alle Rabalen des Hofes gegen den „kleinen Rothkopf“ auf. Sie trug dem Könige allerlei Anfeindungen zu, die Marie Antoinette über ihn und Madame Dubarry selbst gethan haben sollte, und brachte es bald dahin, seine Anfangs günstige Stimmung in das Gegenheil zu verwandeln. Die schlimmsten Gegnerinnen der Dauphine waren die Tanten ihres Gemahls, Tochter Ludwigs XV., die Mesdames, wie sie genannt wurden, Adelaide, Louise, Victoire und Sophie, alle vier alte Jungfern, mit einem Ueberreste klostertlicher Erziehung, mit der Strenge des Alters und der Gereiztheit des ehelosen Standes. Die Brüder des Dauphins, der Graf von Provence, später König Ludwig XVIII., und der Graf von Artois, väterlicher König Karl X., kamen ihrer Schwägerin Anfangs freundlich entgegen, und als Beide sich ebenfalls vermählt hatten, schloß Marie Antoinette mit ihren Schwägerinnen innige Freundschaft; die drei Ehen wurden bald eine Familie, die drei Frauen drei Freundinnen, welche Alles gemeinschaftlich trieben, Arm in Arm die Promenaden durchstreichten, lachten, spielten, scherzten, und sobald nicht große Tafel bei Hofe stattfand, wurde in den drei Familien reichlich gespeist. In den späteren Jahren indeß, als Marie Antoinette ihrem Gemahl zwei Söhne geschenkt hatte, wurde der Graf von Provence, der sich schon als Thronfolger des kinderlosen Bruders betrachtet hatte, ein erbitterter Feind Marie Antoinette's. Es wird schwer nachzuweisen sein, wie weit der Graf von Provence bei den Anfängen der Revolution seine Hand im Spiele hatte, aber gewiß ist, daß er mächtig gefollet, das Ansehen und den Ruf der Königin zu vernichten. An ihrem Gemahle aber fand Marie Antoinette, zumal in den ersten Jahren ihrer Ehe, nicht den geringsten Halt. Mehr noch infolge einer völlig verkehrten Erziehung, welche im Sinne einer aseptischen Frömmigkeit die passiven Tugenden der Entzagung vor allen anderen gepflegt und unter deren Einfluß jede selbständige Charakter-Bildung unterdrückt worden war, als infolge natürlicher Anlage, hatte der Dauphin ein scheues und verschlossenes Wesen, das ihn dem weiblichen Geschlechte gegenüber abstoßend machte. Und Marie Antoinette wiederum verstand es nicht, den einförmigen Liebhabereien

ihres Gemahles, dem die Jagd unentbehrlich war, der sich am liebsten mit der mechanischen Arbeit des Schlosserhandwerkes, das er erlernt hatte, beschäftigte, irgend welchen Geschick abzugewinnen. Dazu kam, daß die Dauphine, jung, reizend, lebenslustig, wie sie war, aufgewachsen in der ungezwungenen Natürlichkeit, die an dem Wiener Hofe heimisch war, sich in das steife Ceremoniell des französischen Hofes nicht zu finden vermochte. Ihr Leben sprach aller Etiquette Hohn, ihre Ausgelassenheit, ihr frohliches, neckisches Lachen erfüllte ganz Versailles mit Leben und Bewegung und gereichte der steifen, königlichen Heiterkeit, die nur zu lächeln beliebte, zum größten Aufstoße. Von Langeweile verfolgt, von lästigen Aufpassern und Ehrenwächterinnen umgeben und auf Schritt und Tritt beobachtet, suchte sie in der Freundschaft Erlaß für die Liebe, die ihr verlagert blieb. Und gerade diese Freundschaften wieder, denen sie sich warmherzig hingab, trugen ihrerseits dazu bei, sie der königlichen Familie und dem Hofe zu entfremden und gaben neuen Anlaß zu allerhand Verdächtigungen. Ueber alledem sah man in ihr das Werkzeug der österreichischen Politik, der eine starke, mächtige Partei des Hofes mit allen Mitteln entgegenarbeitete, und als der Hauptträger dieser Politik, Choiseul, gestürzt und vom Hofe verbannt war, war die „Österreicherin“, wie man Marie Antoinette nannte, allen Befehdungen und Demüthigungen, die von den Tanten ihres Gemahles in's Werk gesetzt wurden, schuldlos preisgegeben. So war ihre Popularität schon untergraben, als am 10. Mai 1774 ihr Gemahl durch den Tod Ludwigs XV. auf den Thron Frankreichs berufen wurde. Ihre Hoffnung, daß sie mit diesem Augenblicke einen größeren Einfluß auf ihren Gemahl gewinnen würde, sollte sich leider für's Erste noch nicht erfüllen. Es gelang der räufesüchtigen Madame Adelaide, der ältesten der vorhin erwähnten Tanten des nunmehrigen Königs Ludwigs XVI., die vollständige Herrschaft über denselben zu gewinnen. Sie wußte es durchzusetzen, daß statt Choiseul's, dessen Berufung zum leitenden Minister die Königin gewünscht hatte, Maurepas gewählt wurde, und daß in das neue Ministerium fast ausschließlich Männer traten, die sich dazu hergaben, sich als Feinde der Königin zwischen sie und den König zu stellen. Madame Adelaide wurde die Seele der neuen Regierung und zugleich die Urheberin immer neuer Verdächtigungen, die gegen die Königin in Umlauf gesetzt wurden, und die vom Hofe aus auch in die weiteren Kreise des Volkes drangen. War doch schon wenige Tage nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. ein Spottlied über die Königin auf den Straßen von Paris verbreitet, das mit den Worten begann:

„Petite reine de vingt ans,
Qui traitez si mal les gens,
Vous repasserez la barrière.“

Ja, durch die ungestraft verbreiteten Verleumdungen ermutigt, wagte Madame Adelaide, im Vereine mit ihren frommen Schwestern, die Königin mit einer Art Feindschaft beim Könige anzuklagen, und der König schenkte den boshaften Einflüsterungen seiner Tanten und der mit ihnen verbündeten österreichischen Partei des Hofes nur allzu williges Gehör. Hier statt vieler nur ein Beispiel der gehässigen Verleumdungen, mit welchen der Ruf der Königin planmäßig untergraben wurde. Als die Königin eines Morgens aus kindlichem Vergnügen und mit Vorwissen des Königs in die hoch gelegenen Gärten von Marly ging, um den Ausgang der Sonne zu genießen, fiedten sich die Posten heimlich ein frivolos Pamphlet zu, welches unter der Ueberschrift: „Le lover de l'aurore“, den Morgen-Spaziergang der Königin im zweideutigsten Lichte erscheinen ließ. Von jedem Einflusse auf den König durch die fortgesetzten Intriquen des Hofes ausgeschlossen, blieb Marie Antoinette nichts übrig, als in Klein-Trianon, das ihr der König bald nach seinem Regierungsantritte geschenkt hatte, ausschließlich dem Genuße der ländlichen Natur, von der sie dort umgeben war, und dem Kultus der Freundschaft, den sie hier, unbeengt von jedem Zwange der Etiquette, treiben konnte, hinzugeben. Namentlich wurde Frau von Lamballe die Vertraute ihres Herzens. Es gelang ihnen beharrlichen Bitten, die Ernennung derselben zur Ober-Intendantin des Hauses der Königin durchzusetzen. Aber diese Erfüllung ihres Wunsches trug ihr neue Feindseligkeiten und Verdrießlichkeiten von Seiten aller Derer ein, die sich dadurch für beeinträchtigt und zurückgesetzt hielten. Man verargte ihr ihre harmlosen Zerstreutungen, ihren Ruh, ihre ländlichen Spaziergänge, man rügte das Uebermaß glanzvoller Feste in Trianon und spottete der vergnügungssüchtigen „Österreicherin“, die trotz allerhand Veranstaltungen von Liebhaber-Schauspielen und Maskeraden noch incognito die Opernbälle besuchte.

Endlich gelang es doch ihrer vollkommen aufgebühten, wahrhaft königlichen Schönheit und ihrer bestrickenden Lebenswürdigkeit, den König an sich zu fesseln und mit Mutterhoffnungen gesegnet, sah sie im Jahre 1778 ihrer ersten Einbindung entgegen. Alle Kathedralen und Kirchen Frankreichs ertönten von vierzigstündigen Gebeten; durch das ganze Reich ließen die Erzbischöfe, die Abteien und adligen Stifte, die Universitäten, die Militär-Schulen des jungen Adels, selbst Privatleute feierliche Messen lesen und beschenken die Hospitäler und die Armen für eine glückliche Einbindung der Königin. Am 19. December 1778 nahte ihre Stunde. Unfähig hatte die Königin unter der am französischen Hofe eingeführten Sitte zu leiden, nach welcher die Einbindung einer Königin als öffentliches Schauspiel behandelt wurde, zu dem Jedermann Zutritt hatte. Die Hoffnung der Königin, dem Vande einen Thronerben zu schenken, erfüllte sich dies Mal noch nicht. Es war eine Prinzessin, von der sie genesen war. Aber die Freude der Mutter war deswegen eine nicht minder aufrichtige. „Die arme Kleine“, so schreibt sie an die Kaiserin Maria Theresia, „wird mir nichts desto weniger theuer sein. Ein Sohn hätte mir nicht gehört, sie wird immer bei mir sein. Sie wird mir leben helfen, sie wird mich trösten in

meinen Leiden, und wir werden Beide glücklich sein.“ Gleichzeitig spricht sie die Hoffnung aus, daß die grausame Sitte, das Zimmer der Königin in einem solchen Augenblicke mit der Menge des Volkes zu füllen, abgeschafft werden würde. Schon zwei Stunden nach der Geburt wurde die neugeborene Prinzessin in der Schloßkapelle zu Versailles durch den Cardinal Rohan, Groß-Almoosenier von Frankreich getauft; sie erhielt die Namen Maria Theresia Charlotte und den Titel: Madame, Tochter des Königs. Wer hätte es damals ahnen können, daß es dem ersehnten Kinde vorbehalten war, ihre königlichen Eltern auf dem Blutgerüste sterben zu sehen. Nach deren Tode wurde sie mit ihrem Vetter, dem Herzoge von Angoulême, vermählt, und sie hat den Untergang ihres Hauses noch bis zum 19. October 1851 überlebt. Drei Jahre nach der Geburt dieser Tochter, am 22. October 1781 wurde zur Freude der ganzen Nation endlich auch ein Dauphin geboren. Ganz Paris schwamm in freudiger Begeisterung bei dieser Kunde, und eine Zeitlang schien es, als sollte der erbitterte Haß gegen die „Österreicherin“ einer besseren Stimmung weichen. Das Leben des so heiß ersehnten Dauphin sollte nur

ferne begleitet sie stets seinen Lauf. Als Rudolf von Habsburg gegen ihn auftritt, da er seinen Eid gebrochen, eilt sie in's Lager des Kaisers, für den um Gnade zu bitten, der sie verstoßen. Noch ein zweites Mal will sie vermitteln, doch der Tod überrascht sie auf dem Wege zu ihrem frommen Werke. Aus Mitleid hat sie den Gatten geheiratet, das Mitleid mit dem Unglücklichen bringt ihr den Tod.

Ganz eigenartige Naturen sind die beiden Esther, deren wir in Grillparzer's Dichtungen begegnen. Die erste ist die berühmte biblische. Der König hat seine Gemahlin verstoßen, sein Minister läßt die schönsten Mädchen des ganzen Landes herbeiführen, daß der König sich unter ihnen den Erstaß wähle. Die Erscheinung Esthers fesselt ihn, er knüpft ein Gespräch mit ihr an. Esther ist die Klugheit, die Zurückhaltung, die Feinheit selbst. Sie rath dem Könige, zu seiner Gemahlin zurückzukehren, sie will selbst die Botschaft überbringen, so fern ist sie von allem Ehrgeiz, aller Eitelkeit. Sie ist die Verkörperung des Bibelwortes: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falch wie die Tauben. In dieser Unterredung thut sie tiefe Blicke in das Gemüth des Königs. So hoch steht dieser Mann, er ist so gefeiert, und doch so düster, so wenig von wirklicher Liebe besonnen! Auch in ihr regt sich das Mitleid mit dem großen, armen, einsamen Könige, und zwei erhabene Seelen finden einander.

Eben so klug, so stark und so offen ist die andere Esther in der „Jüdin von Toledo“, so klar und vernünftig über das Leben denkend, ernst und feind, stets nach Vertiefung strebend, recht in Allem der Gegensatz zu ihrer phantastischen Schwester Rahel.

Diese Rahel! Selten hat ein Dichter eine wunderbarere, einheitlichere Frauengestalt geschaffen. Goethe's Philine, ihre Temperaments-Verwandte, ist vielleicht die Einzige, welche sie übertrifft. Alle Vorzüge und Fehler ihres Stammes vereinigen sich in ihr. Gracjos, schelmisch, gewandt, schlau, heiter, die süßeste Pflaundersin, weiß sie den König, der bis dahin nur wenig mit Frauen verkehrt hat, völlig in ihre Netze zu ziehen. Das verzogene Kind eines reichen Mannes, ist sie von Jugend an eitel, gefallsüchtig, herrsch, launenhaft. Sie ist die geborene Schauspielerin; sich zu maskiren, mit Krone und Scepter aus Klittern umherzustolziren, mit Helm und Schild sich wie eine Amazone zu schmücken, ist ihr höchstes Vergnügen. Durch solche

Mittel bezaubert sie den König, der an der Seite einer stolzen, spröden Gemahlin zu leben gewohnt war, der nie das Weib als Weib gekannt. Sie hat sich ihm fast aufgedrängt, in den Weg geworfen, aber mit so viel Geschick, daß er ihr Sklave werden mußte.

Wieder ganz entgegengegesetzter Natur ist eine andere Reihe von Frauengestalten unseres Dichters: stolze, mächtige Erscheinungen und Charaktere, herrschsüchtig, ehrgeizig, bisweilen kalt, mit berechnendem Verstande, mit zum Theile großer, offener Seele, zum Theile aber auch herzlos, mitleidlos. Die unparthischste von ihnen ist Libussa, die eine der drei Töchter des Fürsten Krotus, die Erbin des Czedenlandes. Sie ist die freie Tochter der Natur, des Waldes, die geborene Herrscherin. Einst auf der Jagd hat sie sich verirrt, und ein Landmann, Pezimisslaw, rettet sie. Sein Ernst, sein scharfer Verstand gefallen ihr. Ein Zufall setzt ihn in den Stand, ihre Hand verlangen zu können; er besitzt ein Kleinod, an dessen Wiederbeschaffung sie ihr „Ja“ knüpft, — aber stolz verächtelt er, vom Zufall anzunehmen, was er nur seinem Verdienste verdanken will. Zwei stolze, selbstbewußte Naturen stehen sich gegenüber. Sie sucht ihn einzuschüchtern, wirft ihn in den Kerker, doch er bleibt auch da fest. Vor der Charakterstärke des Mannes muß die des Weibes weichen. Aber ihr Element ist die Freiheit, und als sie gar aus dem unbegrenzten Walde scheiden und sich in die engen Mauern einer Stadt pferden soll, duldet es sie nicht länger auf der Erde.

Wie ähnlich an Stolz und Selbstbewußtsein, und doch so grundverschieden erscheint Kunigunde, die Ungarin, die Entelin König Velas! Sie wählt den wilden, tyrannischen Ottolar allein, weil er ihr alle Kronen der Welt verspricht, sie treibt ihn in die Empörung gegen Rudolf von Habsburg, in den Krieg. Aber als alle Vasallen von ihm abfallen, und er sich vor dem Sieger demüthigen muß, wendet sie ihm trotz den Rücken. Noch einmal stachelt sie ihn mit höhnischen, beißenden Worten auf zum Abfall und Eidbruch, aber ihr Herz gehört längst nicht mehr ihm, sie hat sich nicht gescheut, den Gemahl mit einem seiner Unterthanen zu betrügen, dem Cavalier von Rosenberk.

Kalt und eilig tritt uns Eleonore entgegen, die Tochter Heinrichs II. von England. Sie ist die beleidigte Gattin. Ihr Mann, der König Alfons, hintergeht sie, er schmachtet in den Fesseln der schönen Esther. Und so tritt sie vor die Stände des Reiches und spricht kalt und klar: „Entweder bin ich schuldig und habe die Pflichten gegen meinen Gemahl verlegt, dann gebt mir die Strafe, die darauf steht: den Tod, — oder Jene ist eine Dirne, die den König ungarnt hält, das Land schädigt, indem der König es in ihren Armen vernachlässigt, und mir meinen Gemahl raubt: dann tödtet die Jüdin“. Das ist nicht logisch, aber echt weiblich; denn die Frau haßt immer die Nebenbuhlerin stärker als den Ungetreuen. Jene will sie beiseitigen, Diesen sich wieder gewinnen. Und Eleonore setzt ihren Willen energisch durch, — Rahel fällt von der Hand der Großen des Reiches.

Uns bleiben nun noch die zwei gewaltigsten Frauengestalten, welche Grillparzer geschaffen, Frauen, zitternd in jeder Faser vor Leidenschaft, das Verhängniß der Männer, welche sie an sich fetten.

In furchtbarer Riesengröße erhebt sich vor uns die Erscheinung Medea's, der Kolkherin. Herb und trozig tritt sie uns zuerst entgegen, mit wilden, männlichen, kriegerischen Spielen beschäftigt, feind den zarten Regungen des Herzens. Wortkarg, abweisend erscheint sie dem Phrygus, der zum ersten Male griechische Schönheit an diese unwirtlichen Gesteade trägt.



Clara Fiegler als „Medea“.



Agnes Sorma als „Jüdin von Toledo“.

von kurzer Dauer sein. Am 4. Juni 1789, als schon die Wetterwolken der Revolution sich unheimlich über Frankreich zusammengezogen hatten, wurde er seinen Eltern durch den Tod entzissen. Ein zweiter Sohn, der am 27. März 1785 geborene Prinz Ludwig Karl von Frankreich und Bourbon, der bei seiner Taufe den Titel eines Herzogs von der Normandie erhielt, wurde dadurch Dauphin. Es ist der unglückliche, von den Wellen der Revolution verschlungene Königssohn, den die französischen Royalisten Ludwig XVII. nennen. Mit der Geburt ihrer Kinder war auch die Stellung Marie Antoinette's zu ihrem Gemahle eine andere geworden. Von nun an war sie es, die den schwachen Geist des Königs beherrschte, namentlich, nachdem im Jahre 1781 Maurepas gestorben war. Die Königin aber stand vollständig in dem Banne einer neuen Freundschaft, die sie mit der Gräfin Polignac geschlossen hatte, und durch welche sie mit einem Kreise von Verwandten und Hausfreunden der Polignac'schen Familie in nähere Beziehungen trat, die dazu angethan waren, sie vollständig um den letzten Rest des Vertrauens im Volke zu bringen und sie in der öffentlichen Meinung immer mehr verhaßt zu machen.

(Schluß folgt.)

Grillparzer's Frauengestalten.

Literarische Pflaundersin von Conrad Alberti.
Mit Abbildungen.

(Schluß.)



A ist Edrita, die Tochter Kattwald's („Weh dem, der lügt“) glücklicher daran. Des Vaters Strenge hat sie mit dem tölpelhaften Idioten Galomir verlobt, den sie verabscheut. Nun kommt Natalus in das Haus ihres Vaters, der vornehme Franke, gefangen, als Sklave. Und ihm folgt Leon, der dem Erzbischof, Natalus Ohm, versprochen, den Gefangenen heim zu führen, doch nur mit Hilfe der Wahrheit, ohne je eine Lüge auszusprechen. Als Küchenjunge führt er sich ein. Sein munterer, lecker Wit gewinnt ihm sofort das Herz Edrita's, die, eine Heidin, doch auch die Wahrheit des Christenthumes schon ahnt. Auch hier ist das Mitleid mit den armen Gefangenen ein starkes seelisches Motiv. Sie verhilft den Weiden zur Flucht; ein derbes, frisches Naturkind, freut sie sich, wie bei der Verfolgung der plumpe Galomir in den Graben vuzelt. Sie folgt den Weiden und wird deren guter Engel auf der Flucht. Sie verwickelt ihre Spuren, raubt durch eine List Galomir das Schwert. Da Leon's Rauheit sie zurückstößt, giebt sie scheinbar vor, Natalus zu lieben, bis sie endlich am ersehnten Ziele angelangt, ihr Herz offenbart und als neue Christin dem Geliebten die Hand reicht.

Ein diesen Frauengestalten verwandter Charakter ist die Königin Margaretha in „Ottolar's Glück und Ende“. Sie ist freilich keine zarte, aufkeimende Knospe mehr. Sie hat einen Gatten schon betrauert, der sie heiß liebte, und nur das Mitleid mit ihren angefallenen Vätern bewog sie, denselben in Ottolar's Gestalt einen neuen Herrscher zu geben. Aber Ottolar will seine Herrschaft nicht nur errichten, er will sie auch dauern lassen, er verlangt nach einem Erben und will sich von Margarethe trennen. Furchtbar schwankt sie zwischen der Liebe zu ihrem Gatten und dem Wohle der Dynastie. Endlich trennt sie sich von ihm, aber aus der



Auf der Heimkehr von Jerusalem. Von Ferdinand Graf Harrach. — Siehe Seite 71.

Aber von der Bier nach dem goldenen Blicke getrieben, erschlägt Aetes, ihr Vater, den Gastfreund, — und fürchterlich prasselt ihr Fluch nieder: sie hat den Griechen geliebt. Verzweifelt zieht sie sich in die Einsamkeit zurück, dort erzieht sie sich der Zauberei und lernt gefährliche wie heilsame Tränke brauen. Zum zweiten Male fällt ihr Herz der Zauberkraft der Schönheit, Jason kommt herüber mit den Argonauten, das Blicke zu holen. Das Mitleid mit dem Herrlichen erwacht auch in ihr. Er soll nicht enden wie Phryxus. Mit ihrer Hilfe besiegt er den Drachen, der das Blicke bewacht. Beide entfliehen, aber die Flucht geht nur über die Leiber ihres Vaters und Bruders. Nach Jahren finden wir sie wieder. Ueberall hat man den Gatten um ihretwillen vertrieben, die man als die Barbarin haßt, die fortwährende Flucht, zu der ihr Dasein geworden, hat ihr das Herz ihres Gatten abwendig gemacht, sie selbst ist rauh und hart geworden, verbittert. Sie will den Gatten aufheitern, sie bemüht sich, in ihren Jahren noch die Kunst zu erlernen, doch ihre Finger sind zu steif geworden, ihr Gedächtnis behält die Noten nicht, ihr Singen endet mit Klagen. Jeden Tag Streit und Zank mit dem Gemahl! Die blonde, jugendliche Kreusa raubt ihr in ihrer heiteren Schönheit, ohne es zu wollen, das Herz Jasons, ja ihre eigenen Kinder wenden sich von der finsternen Gestalt ab. Da kommt der alte Dämon über sie, der Schmerz wandelt sich in Wuth, und sie ermordet die eigenen Kinder, sie steckt den Palast in Brand, in welchem die verhaßte Nebenbuhlerin weilt.

Wie bei Medea ist auch bei Sappho der Schmerz der Beweggrund aller Thaten. Sie ist die reife Frau, die berühmte Dichterin, welche die Leidenschaft für einen jüngeren Mann ergriffen hat. Aber was sie, die Frau von hohem Geiste, an dem Manne ihrer Wahl sucht, ist nicht die gleichgestimmte hohe Seele, sondern nur die leibliche Schönheit, der prächtige Gliederbau. Doch furchtbar rächt sich diese einseitige Verkennung der Liebe seitens dieser reifen Frau. Sowie der Mann ihrer Leidenschaft die jüngere, lieblichere Melitta sieht, wendet er sich von Sappho ab und schlendert ihr, brutal und herzlos wie er ist, den Vorwurf in's Antlitz, sie habe ihn listig verführt und verlockt. Und sie, die kluge Frau, verfallt immer tiefer in ihre thörichte Leidenschaft, daß sie die arme Melitta, die nie an Unrecht gedacht, die ihre Herrin auf's Heifteste liebt, wie eine Wühlerin verfolgt, sie tödtet, verbannen will. Sie jammert über Phaons Undankbarkeit: als ob das eine Liebe wäre, die nicht auf freiwilligem Opfer beruht, sondern auf der Pflicht der Vergeltung! Ja, sie glaubt, Phaons Liebe mit Gewalt erzwingen zu können, und vertritt sich so immer tiefer in Widersprüche mit der Natur, der Vernunft, sich selbst, daß nur der freiwillige Tod sie aus dieser Noth befreien kann.

Radbruch verboten.

Wie Frau Nachtigall und ihre Kinder das Singen erlernt haben.

Ein Frühlings- und Vogel-Märchen von Joh. von Neuf.

Es war einmal ein kleines, braunhaariges Mädchen, das Nachtigall hieß und ganz allein in einem großen Walde wohnte. Ihre Eltern, die Förstereuleute gewesen, waren frühzeitig gestorben. So hatte das Kind nur Waldmann, den Hund des Vaters, als Wächter, und als einzige Gesellschaft die Vögel.

Wenn draußen Alles verstaubt war, fütterte sie ihre lieben, gefiederten Freunde mit Brofamen. Einmal hatte sie ein kleines Drosselkind, das aus dem Neste gefallen war, an ihrem Busen erwärmt und an ihrem Herzen groß gezogen. Ein anderes Mal fand sie, mit Waldmann spazieren gehend, anstatt eines erstarrten Vögelchens, einen wunderschönen, jungen Prinzen. Doch er bewegte sich nicht und schien todt zu sein. Als sich Nachtigall aber mitleidig zu ihm niederbeugte und ihn aufrichtete, fühlte sie sein Herzblut warm über ihre Hand rieseln.

Mitleidig hob sie ihn nun empor, um ihn in ihre Hütte zu tragen. Anfangs fand sie die Last schwer, als sie ihn aber in das bleiche, schöne Gesicht sah, ward sie immer leichter. Zuerst wusch sie seine tiefen Wunden mit silberklarem Quellwasser, dann riß sie ein Stückchen von ihrem Hemdlein ab, um sie zu verbinden.

Aber es dauerte lange, lange, bis der schöne Prinz wieder gesund ward. Während des ganzen Winters waren Nachtigall, Waldmann und ein Rothkehlchen, das in der Stube umherflog, seine einzigen Gesellschaftler. Doch hatte er niemals Längeweile, denn so schön und gut, wie Nachtigall, waren die Hoffräulein in seines Vaters Schloß nimmermehr, und auch die Prinzessin nicht, die er heirathen sollte.

Einmal erzählte er Nachtigall, wie er sich zu ihr gefunden hatte. Der König, sein Herr Vater, hatte eine große Jagd veranstaltet, bei welcher er auch zugegen sein mußte. Anstatt aber Hirsch und Ober zu jagen, hatte er lieber die blaue Blume gesucht, die heimlich und still in einem großen Walde blühen sollte, wie ihm einst ein fahrender Sänger gesagt hatte. Wer sie findet und bricht, der versteht die Sprache der Thiere, alle Rede des Menschen und den Gesang der Engel. Und wie der Königssohn nun so schnell und suchend umher gewandert war, hatte er sich verirrt und war zuletzt von einem Felsen herabgestürzt und unten liegen geblieben. Endlich sagte er, indem er Nachtigall in die blauen Augen blickte und auf ihr weißes Kleid und den Bergahornstrauß an ihrer Brust hernieder sah: „Mägdlein — Du bist die blaue Blume mit silbernen Blättern, und ich gehe niemals wieder hinweg!“

Inzwischen war es Frühling geworden im Walde. Aus dem grünen Moossteppich hervor leuchteten die Anemonen wie weiße Sterne, dazu spielten die Wäden wieder summend in der Luft, und die Vögel banten singend ihre Nester. Der Königssohn und Nachtigall saßen vor der Thüre unter dem Lindenbaume und hörten dem girrenden Rufe eines wilden Taubenpaares zu, das droben im Geäste nistete:

Rutale, rutale,
Du treue Herzengsbuhle,
Sich still in Deinem Neste
Und halt die Kleinen feste,
Kein Habicht soll sie würgen,
Darfst nicht die Flügel rühren.
Du unten kannst mir's glauben
Wir lieben uns wie Tauben!

Der Königssohn, der die blaue Blume gefunden hatte, verstand die Sprache ganz genau. Auch der Schalksnarr, der Kuckuck, gab ihm kein neues Räthsel auf:

Kuckuck, Kuckuck!
Was soll der Kinderputz!
Ich mag nicht Kinder warten,
Drum such ich hier im Garten,
Mir aus das beste Nest
Und sitz und halt es fest!
Kuckuck, Kuckuck!
Was soll der Kinderputz!

Frau Kuckuck, komm' herbei,
Und leg' mir schnell ein Ei!
Das soll Frau Ansel finden,
Sie wird es nicht ergründen,
Wer ihr's hineingehoben,
Sie wird' uns sonst nicht loben.
Frau Kuckuck komm herbei,
Und leg' mir schnell ein Ei!

Kuckuck, Kuckuck!
Was soll der Kinderputz!
Wir fliegen schnell zum Walde,
Die Lieb' vergeht gar bald,
Drum woll'n wir sie genießen,
Es soll uns nicht verdrängen.
Kuckuck, Kuckuck!
Was soll der Kinderputz!

Derweilen war nun aber im Lande große Trauer, daß der Prinz verloren gegangen war, und der König hatte befohlen machen lassen, daß der, welcher ihn in's Schloß zurückbringe, einen Saß mit Gold kriegen sollte. Das hatte nun auch ein Köhler gehört, dessen Weiler bei Nachtigall's Hütte gelegen war. Er wusch sich den Fuß ab, ging an den Hof und erzählte, wo sich der schöne Prinz befände.

Da fandte der König zwölf Kammerherren mit goldenen Schlüssel ab, um den Prinzen aus dem großen Walde zu holen. Als er aber die böse Prinzessin, die eine Zauberin war, nicht gleich heirathen wollte, ließ der König den Prinzen in einen Thurm sperren. Aber der Prinz aß lieber trockenes Brod und trank Wasser, als daß er von Nachtigall gelassen hätte.

„Ich werde der 'blauen Blume' den Garauß machen!“ jagte die Prinzessin und ließ sich von dem Köhler nach Nachtigall's Hütte führen.

Diese saß unter dem Lindenbaume und weinte um ihren Prinzen. Und all' die Vögel des Waldes saßen tröstend um sie herum.

„Warum weinst Du?“ fragte die Prinzessin.
„Ich weine um meinen schönen Prinzen,“ sagte diese.
„Ach, warum ist er nicht wieder gekommen, wie er gesagt hat!“
„Weil er Hochzeit hält!“ erwiderte die Prinzessin.
„Das ist nicht wahr!“ behauptete Nachtigall. „Er konnte die Prinzessin nicht leiden und wird die blaue Blume nicht vergeßen. Ich werde gehen, um ihn wieder zu holen!“
„Er sitzt in einem festen Thurne.“

„Mein Vater, der Förster, hatte beim Bollmond eine Springwurzel ausgegraben, die öffnet alle Thüren und Schloßer,“ entgegnete Nachtigall zuversichtlich.

Da ward der Prinzessin Angst und dazu stieg ihr Jorn auf's höchste. Im Augenblicke verwandelte sie das schluchzende Mägdlein in einen unansehnlichen, grauen Vogel und sagte:

„Wie Du einst die schönste Blume des Waldes warst — so sollst Du von nun an der häßlichste Vogel sein! Mein Prinz wird Dich nimmermehr lieben können!“ Damit ging sie eilig von dannen.

Nachtigall aber, deren schöne Seele nicht verwandelt war, schluchzte, schluchzte, schluchzte aus Kummer und Herzeleid. Das rief die Vögel des Waldes zurück, die vor der bösen Prinzessin eilig davon geflogen waren.

„Ist es denn so schlimm, ein Vogel zu sein, Nachtigall?“ sprach mitleidig das Rothkehlchen.

„Wer ist so lustig als wir?“ meinte der Fink.
„Sei doch wieder vergnügt!“ sagte tröstend der Hänfling.
„Freilich hast Du keinen bunten Rock an,“ sprach, sich hervorthuend, der Zeisig.

„Was die böse Prinzessin für große, zornige Augen machte!“ lachte die Spindrossel und verfluchte, sie nachzuahen.

„Weine nicht mehr, Nachtigall, wir haben Dich sehr lieb!“ tröstete das Rothkehlchen wieder. Dann begann der Chor zu singen:

„Willst Du froh und lustig gehen,
Durch das Weltgetümmel,
Kaufst Du auf die Vögelchen sehen,
Wohnend unterm Himmel!“

Nachtigall aber hörte nicht auf zu schluchzen und antwortete: „Ihr habt gut reden, Ihr könnt's wohl thun! Die Menschen lieben Euch um Euren Gesang, — sie schätzen Euch als Freunde, auch im Federkleide. Ich aber kann nicht einmal singen!“

Das verstanden die Vögel. Rathschlagend beschloßen sie, ihrer alten Wohlthäterin und Freundin etwas von ihrem Besten abzugeben. Das mußte Nachtigall doch trösten.

„Ich gebe Dir mein sanftes Flöten, das die Menschen vor allem Andern lieben,“ jagte das mitleidige Rothkehlchen zuerst.
„Und ich gebe Dir mein Pfeifen, das den Frühling verkündet!“ stimmte die Amsel zu.

„Bild-der-wild! mein Schlagen ist auch nicht zu verachten!“ meinte die Wachtel.

„Den Triller thut mir Niemand nach!“ rief die Lerche von der nächsten Feldbreite, „nur Dir trete ich davon ab.“

Um solcher Liebe ward Nachtigall wieder fröhlich! Freudig und dankerkfüllt sang sie aus den wohlklingendsten Tönen sämtlicher, gefiederter Waldbewohner ihr erstes Lied in die weite Welt hinaus, und darin flötete, zwischerte und jubelte es gar hell. Dazwischen aber klang immer noch das Schluchzen der liebeempfindenden, gequälten Menschenseele. Das war herzbewegend, und sämtliche Vögel riefen „Bravo!“ — ein jeder in seiner eigenen Sprache. Und dazu verneigten sich die schlanken, atlasweißen Vögel, die rings im Kreise standen, tief vor der neuen Sängerin, und die Raibblümchen nickten zustimmend mit den Köpfchen.

Da Nachtigall aber nun ein Vogel geworden war, mußte sie auch ein Nest haben. Der Specht, der Himmerrmann unter den Vögeln, kam mit seinem Handwerkszeug, dem scharfkantigen Schnabel herbei, um ihr zu helfen. Bald stand das erste Nachtigallenest wohlgeziemt und behaglich ausgestepert, in einem wilden Rosenbusch und Frau Nachtigall saß darauf, um zu brüten.

Da hörte sie ganz von ungefähr den alten, ruhigen Köhler im Borübergehen zu seinem Sohne sagen: „Geh' und hole mir ein paar weiße Glaces aus der Stadt, Bube. Ich bin zur Hochzeit des Königssohnes eingeladen. Spute Dich, — sie ist schon in drei Tagen.“

Da erwachte in Frau Nachtigall's Herzen die alte Liebe mit ungezügelter Macht. In heißer Sehnsucht sang sie ihr Lied laut in die Welt hinaus, also daß die Kleinen mit den zarten, gelben Schnäbelchen eilig die Schale durchpöckelten, um der Mutter zu lauschen.

Und nach drei Tagen hielt es sie nicht mehr auf dem Neste. Sie rief eine Nachbarin heran und sagte: „Verwahre mir meine Kinder, Frau Drossel! Ich will auf's Schloß, um meinen lieben Prinzen wiederzusehen. Ich gehe und müßte ich sterben!“

Damit flog sie nach dem Schlosse und zwar geradenwegs nach dem Schlosse der Neuvermählten, wo eine rosenrothe Nachtlampe brannte. Dort setzte sie sich auf einen Pfeiler des Marmorbalkons nieder und blickte durch die offene Thüre in's Zimmer hinein. Denn drinnen saß der Prinz und stützte traurig den Kopf in die Hand.

„Ich will Dir goldenen Wein geben, Mann!“ sagte die junge Frau und nahm einen Becher zur Hand, der ein einziger ausgehöhlter Diamant war, um ihn zu füllen. „Sei doch vergnügt, es ist ja Hochzeit heute!“

Der Prinz aber schüttelte mit dem Kopfe und antwortete: „Laß mich! Ich will lieber wieder in meinen Thurm gehen und um meine blaue Blume weinen!“

Da ließ Nachtigall einen kunstgerechten Verchentriller zu dem Sternenhimmel hinauf steigen, denn ihr Herz jubelte laut als sie die Worte ihres Prinzen vernahm.

„Der singt da draußen?“ fragte der Prinz. „Die Lerchen tiriliren nur am Morgen!“

Und Nachtigall sang weiter, noch ehe die Prinzessin antworten konnte. Sie sang aus voller Brust und schluchzte aus Liebeskummer herzbewegend dazwischen, und als sie geendet rief der Prinz entzückt:

„Ich verstehe die Sprache! habe ich nicht die blaue Blume mein eigen genannt? O, ich komme, Geliebte!“

Da ward die Prinzessin wüthend und griff hinaus nach dem Balkon und nach der zarten Kehle Nachtigall's, und zerbrachte sie mit ihrer Hand sammt allen Süßigkeiten, die ihr einströmten. Der Prinz aber, als er Nachtigall's Kleinen, zuckenden Vogelkörper zu seinen Füßen sah, wandte sich von der Prinzessin auf immer. Und in dem Kriege, den sein Schwiegervater um die zurückgeschickte böse Tochter anfang, ließ er sich todtschießen.

Inzwischen waren Frau Nachtigall's Kinder von Frau Drossel gut verwahrt worden. Sie freute sich, daß sie Nachtigall's Gutherzigkeit vergelten konnte, durch welche diese das arme, schwache, aus dem Neste gefallene Drosselkind verpflegt hatte. Bald klangen die jungen Stimmen der Nachtigallenkinder mit dem schluchzenden Liede der Mutter in den Vogelchor hinein. In ihren zarten Kehlen fanden sich alle Töne vereint und zu süßen Harmonien verbunden, mit denen die Vögel des Waldes die Mutter in ihrem Liebesleid getröstet hatten.

Als der Sommer kam, konnte Frau Drossel die jungen Nachtigallen nicht mehr zurückhalten. Sie wollten gleich anderen großen Sängern in die Welt hinaus.

Seit jener Zeit nun umkreisen die Nachtigallen die Erde und erzählen den Menschen, daß ihr Vater ein Königssohn gewesen, der die blaue Blume gefunden, und ihre Mutter ein holdes Kind des Waldes. Ihr eigenstes, schluchzendes Jubellied aber, das Erbtheil der mütterlichen, liebeempfindenden, gefangenen Menschenseele, verstehen nur die Dichter und die liebenden Herzen.

Radbruch verboten.

Aus dem spanischen High life.

Madrid, im März 1889.

Eine geistreiche, ehrwürdige Dame unserer „Gesellschaft“ liebt es, in einem demokratischen Blatte, dem früheren Leiborgane des Herzogs de la Torre von Zeit zu Zeit Weherufe über die Verflachung des gegenwärtigen High life ertönen zu lassen. Der Madrider Carnaval hat ihr wieder Gelegenheit zu einer Vuffpredigt gegeben, und in der That hat die Dame recht: unsere Aristokratie wird weder in sozialer und politischer, noch am wenigsten in gesellschaftlicher Hinsicht ihren Pflichten gerecht.

In den schönen alten Zeiten, versichert die erwähnte Kassandra, rüsteten die glänzendsten Fürsten- und Herzogs-Familien prächtige Kutschen aus, in denen geschmückte Prinzessinnen und Prinzen in reizenden Trachten sich dem bewundernden Publicum zeigten. Die Schreiberin selbst hat so in ihrer Jugend mit anderen schönen „Schmutterinnen“ von ihren Verehrern Bonbons und Blumensträuße zugeworfen erhalten, während sie heute nur trübselig die ärmlichen und verklumpten Masken bettelnd durch die Straßen ziehen sieht und ihre Nichten ihr sagen, sie möge doch etwas „von damals“ erzählen. Der diesjährige Fasching hat nur eine graziöse Figur gebracht: den Pasteten-Vädel Sagaita, den liberalen Minister-Präsidenten, der verschiedene Kaiserthron: Militär-Reformen, allgemeines Stimmrecht, Geldersparnisse u. dergl. feil bietet, die aber nur Luft enthalten.

Schöner ist's allerdings in Sevilla und den anderen andalusischen Metropolen, da dort der lachende Himmel und der heitere Volkston froh und unbehindert durch hauptsächlich Bedenken zur Geltung kommt. Dort suchen und finden sich die Freunde und Verliebten, bewerkeln sich nettisch mit bunten Papierschnitzeln, und häßliche Scherze werden verstanden und belacht. Hoffentlich bleibt es eine pessimistische Vorausage der Kassandra, daß der Fasching auch hier zu Grabe geht; mir scheint, daß er nur die Charwoche der europäischen Gesellschaft mittrauert und einst, wenn die vorüber ist, wieder begeistert Postanna rufen wird. Wir Modernen können doch nicht ewig mit erster Sanertheit auf politischen, sozialen und Gott weiß welchen „Problemen“ brüten; auch wir wollen unseren Fasching haben und protestiren, daß man ihn uns rauben möchte. Vuffpredigten an die Schuldigen, wie sie die spanische Aristokratie abhält, sind sehr am Plage.

Gewiß ist der erste Nord-Spanier wenig geeignet für die leichte Salongeselligkeit; der Künstler-Charakter des feurigen, bereiten und stets etwas eillen Andalusiers dagegen scheint geschaffen, eine originelle und stilvolle Geselligkeit zu entwickeln,

neben der die französische leicht, kühl und schablonenhaft erscheinen dürfte, einer Gefelligkeit, wie sie die Griechen unter Perikles und die Römer in der Kaiserzeit geübt und an der gerade Süd-Spanier und Spanierinnen hervorragendes Verdienst erworben. Bedauerlich ist es, daß die Völker, durch einen falscherständlichen Kosmopolitismus verleitet, allmählig all ihrer Eigenthümlichkeiten bar werden, und statt z. B. in Madrid den Fasching wenigstens zu benutzen, um den Städten die kaum auf dem Lande noch erhaltenen schönen Nationaltrachten wieder in's Gedächtniß zu rufen, feiert der feinerliche Herzog von Fernon Rumez seine Bälle in rothem Frack. Statt die Major-Abendung wieder zu beleben, rüthelt er mit frevelnder Hand am Grabe des Salonrocks, den unsere Urgroßväter mit Grazie trugen, der aber den Entsetz sehr faschingsmäßig steht. Auf den Bällen des Herzogs erscheinen die Herren stets in rothem Frack, und die Keuerung hat hier sehr gefallen.

Zur Entwicklung eines schönen Salonlebens bedarf es der Ruhe, der Stetigkeit in der sozialen Leitung der Nation, da jenes ja gerade sich nur dort entfaltet, wo geist- und gemüthvolle Frauen ihre Erfahrungen ihren Töchtern vermitteln und sie die Kunst der Gefelligkeit lehren. Wo beständige Revolutionen neue Elemente unermittelt in die Gesellschaft werfen und nicht selten ein nach langem Klingen gebildeter „Salon“ plötzlich Madrid mit Paris vertauschen muß, um zerstreuten und verblühten Emigranten zur Heimath zu dienen, ist an schöne Gefelligkeit nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß es an der nöthigen Gemüthsruhe gebricht, wo ein beständiger Kampf wählt, welcher dem Besiegten Heimath, Eigenthum, gesellschaftliche Stellung und Alles zu rauben droht.

Eine erwünschte Gabe in dieser Wüste des Parteistampfes bildete der kürzlich vom Senator Marquis von Cerello gegebene Ball. Die Säle des Granden sind mit den Familienbildern des Thronpräsidenten Don Carlos geschmückt, auf deren Rückseite freundschaftliche Widmungen auf die Stellung des Marquis in der Carlistenpartei deuten lassen. Die Politik schien vergessen; neben Vertretern moderner Ideale und Finanzgrößen mischten sich radicale Schriftsteller in die Unterhaltung, und die Königin Marie Christine war durch ihre Ober-Kammerdame, die Gräfin von Sotomayor vertreten, deren würdige, in schwarzen Sammet und Bräusler Spitzen gehüllte Erscheinung bei den Festen auswärtiger Vertreter nicht selten zu sehen ist. Auch dieses Mal war sie als Vertreterin ihrer Gebieterin auf einer diplomatischen Mission, — gilt es doch den Haß auszulöschen, den zwei blutige Bürgerkriege gesät haben. Heute würde Alfonso XII. wohl kaum versichert haben, daß er sich erschießen würde, wenn ihn sein Vetter Don Carlos zum Gefangenen machte, wie damals im Jahre 1876, als er vor Bilbao fast von carlistischen Truppen ergriffen wurde.

Den Fremden wird es schwer, in den bewegten Bogen des spanischen Gesellschaftslebens ihr Schifflein zu steuern, ohne von Dienen oder Jenen getadelt zu werden, und besonders die gesellschaftlich verpflichteten Gesandtschaften können es nie Allen recht thun. Entweder sie bleiben den Coteries fern, und dann bedeuten sie gesellschaftlich nichts, oder sie versuchen es, wie die französische Botschaft, allen Elementen gleichmäßig gerecht zu werden und das giebt eine farblose Gesellschaft. Die deutschen und österreichischen Vertretungen halten es vornehmlich mit der alten Aristokratie und ziehen von den offiziellen Elementen der Politik nur die Conservativen zu sich heran, was ihnen schlechterdings von den jetzt herrschenden Liberalen nicht wenig verübelt worden ist. Auch hat diese Stellungnahme den für die diplomatischen Stimmungstudien bedauerlichen Nachtheil, daß den Botschaftskreisen die spanischen Verhältnisse sich nur unter immer derselben Beleuchtung zeigen und einige Seiten wohl völlig unbekannt bleiben. Länder, die, wie Spanien, in einer Uebergangsepoche sich befinden, stellen eben an die gesellschaftlichen Fähigkeiten der Diplomaten ganz besondere Anforderungen.

Wo soll aber hier in diesem eigenthümlichen Treiben die ziemlich zahlreiche deutsche Kolonie untergebracht werden? Die deutschen hocharistokratischen Botschaftskreise können offenbar den als spanischen Granden nicht zumuthen, mit einfachen deutschen Kaufleuten u. dergl. zu verkehren. Die Mehrzahl der Deutschen in Spanien aber sind Industrielle und deshalb gezwungen, sich ohne offizielle Anlehnung den Weg in die feinen Kreise selbst zu suchen und den für ihre Interessen maßgebenden offiziellen Persönlichkeiten auf irgendwelche Weise persönlich nahe zu treten. Deutschem Fleiß und deutscher Ausdauer gelingt schließlich Alles, wenngleich in dieser Hinsicht dem Briten, Amerikaner und Franzosen der Weg unendlich viel leichter gemacht wird. Unseren Landsleuten fehlt somit jeder Zusammenhalt, und es ist nur sehr zu wünschen, daß der erneuerte Versuch, hier einen deutschen Verein zu begründen, dieses Mal von besserem Erfolge gekrönt sei. Doch auch dieses Unternehmen tragt an der Wurzel: es ist weder ein gefelliger Mittelpunkt, der Fühlung mit der spanischen „Gesellschaft“ und den offiziellen Kreisen hat, noch ist es ein auf breiter Grundlage ruhender Verein, in dem die verschiedenartigsten und theils von jenen sich bewußt fernhaltenden Elemente sich zu Hause fühlen. Das wohlgemeinte Werk unseres neuen Berufsconsuls hat denn leider nicht vermocht, bei den Deutschen im Allgemeinen Sympathien zu gewinnen, und die Schweizer und Oesterreicher halten sich demonstrativ fern. Im edlen Biers, diesem germanischen Kulturträger und Tröster in solchen Schwierigkeiten, wird schließlich wieder die fehlende Harmonie gefunden, und es ist nur noch zu wünschen, daß eine tüchtige deutsche Küche das Einigungswort vollende; doch muß neben Nord-Deutschland auch der bairische Knödel und das Wiener Würstel vertreten sein, die Küche müßte also eine wirkliche „groß-deutsche“ sein, dann würde sie auch einen großartigen Erfolg haben, da von Rom bis Gibraltar und von Barcelona bis Lissabon alle Deutschen zu ihr wallfahren würden, die sich nach einem guten, heimathlichen Essen sehnen.

Seltzam, und zum Lobe deutscher Frauen erwähne ich das hier, daß die Spanier sich niemals, wenn sie im Auslande sind, nach ihrem unvermeidlichen „Putschero“, d. h. der einfachen Fleischsuppe, sehnen, die in drei Gängen servirt wird, zuerst die Bouillon, dann die Kartoffeln und die Erbsen und schließlich ganz stolz als drittes Gericht das ausgefottene Rindfleisch. In der That fühlen sich die Spanier draußen sehr wohl, da es kaum eine frugalere und einfachere Lebensweise giebt als hier. Ueberall wird besser gegessen und gewohnt.

Das soll übrigens durchaus nicht entschuldigen, daß ein großer Theil des Adels und der reichen Familien fast mehr in Frankreich, als im Vaterlande lebt. Einer dieser Fremdlinge in der eigenen Heimath, der Marquis von Mora y Niera, beabsichtigt denn auch, endlich wieder sich in Madrid niederzulassen. Der Palast Niera wird gewiß vielen Besuchern Madrids aufgefallen sein. Es ist das schweigmä, verchlössene

Haus an der Alala-Strasse, dessen von hohen Mauern abgegrenzter, mit herrlichen Bäumen belegter Garten wie ausgestorben auf ein trauriges Geheimniß hinzudeuten schien. Jahrzehnte lang blieb dieser Fürstenthum öde und still, seitdem vor einem Menschenalter die schöne Marquise Casa Niera als Leiche aus dem Schlosse getragen wurde. Ihr Gemahl starb nach einem trauervollen Leben erblindet in Paris, und noch immer wogte es Niemand, die Räume zu bewohnen. Erst als der Erbe des Erblindeten dem jetzigen Marquis von Mora y Niera das Schloß hinterließ, entschloß sich dieser, den verzauberten Ahnenstift zu besuchen. Geschäftig arbeitet jetzt die Hand des Maurers, das alte Schloß, den Zeugen der traurigen Vergangenheit, niederzubrechen, und dort, wo jetzt die hohen Ulmen und Kastanien rauschen, soll einst das neue Schloß stehen.

Ernst Barl.



Kochdruck auch im Einzelnen verboten.

Auf der Heimkehr von Jerusalem. Von Ferdinand Graf Harrach. Siehe das Bild, Seite 69. — In der Reihe der lebenden Maler, welche sich bestreben, der Kunst ihre schöne Form zu wahren und ihr zugleich einen tiefen, innerlichen Gehalt zu geben, steht Graf Harrach in erster Linie. Allen seinen Gemälden ist ein idealer Jug-eigen, der den Beschauer der Alltagswelt entrückt und tiefere Saiten in ihm erklingen läßt. Die „Heimkehr von Jerusalem“ gehört nicht nur zu Graf Harrach's besten Bildern, sie trägt auch am klarsten das Gepräge seiner Eigenart, sie zeigt am meisten das Ziel seines Schaffens, und alle Vorzüge des Meisters finden sich in diesem Bilde vereinigt. Glaubensfroh sind Mutter und Sohn nach Jerusalem gepilgert; aber statt des hochragenden Tempels, der stolzen Mauern und Zinnen der heiligen Stadt, haben sie nur einen Trümmerhaufen gefunden. Da wankt ihr Glaube und bekümmerten Herzens treten Beide den Heimweg an. Ermüdet, gebrochen an Leib und Seele, sinkt die Mutter auf einen Steinblock in der Felsenwüste nieder, und rathlos steht der Knabe neben ihr. Da bricht die Sonne durch die Wolken und entzündet in seiner Seele das Licht der ewigen Wahrheit, und der Knabe deutet glänzenden Auges hinaus zu dem himmlischen Jerusalem, dessen goldene Zinnen und Demantthore er wirklich zu schauen meint. Wir sind nicht von dieser Welt, scheint es aus dem Bilde zu klingen, aus dem gebrechlichen Menschenleibe ringt die Seele sich empor zum ewigen Lichte. Der Trost wird auch zu dem Herzen der Mutter dringen, denn aus dem Antlitz des Sohnes leuchtet der Ausdruck der sieghaften Ueberzeugung. Und aus dem Gemälde Graf Harrach's wird auch mancher Beschauer Trost und Gewißheit schöpfen, und manchen Zweifler wird das Bild überzeugen, — nicht im Sinne irgend einer Konfession, aber von der Auferstehung der Seele und von dem höheren Leben, zu dem sie berufen ist, wenn unser Leib zu Staub zerfällt.

Kochdruck verboten.

Tiroler Bauernspitzen.

Wenn es so scheinen mag, als wären unsere heutigen Verzierungen der Bähche erst eine Folge der allgemeinen Verfeinerung des Geschmacks, so spricht dagegen die Thatsache, daß die Frauen der entlegensten Gebirgsdörfer schon vor Jahrhunderten, trotz der Schlichtheit der damaligen Lebensweise, das Bedürfniß empfanden, ihr Leinzeug mit selbstverfertigten Spitzen zu schmücken. Kein Wäschestück, dem eine Klöppelspitze nicht erst seine Vollendung gab. Der natürliche Schönsinn, der sich in diesen Klöppelarbeiten offenbart, hat sich bis heute erhalten und im Bunde mit dem steigenden Gewerbedeürniß eine Industrie erzeugt, welche sich weit über die Grenzen des Bauernhauses erstreckt. Diese Erscheinung zeigt sich auch in Tirol, in dessen Spitzen-Klöppeleien sich zu gleicher Zeit ein besonderer Charakter bemerkbar macht.

Bei dem ersten Augenschein fällt es selbst dem flüchtigen Beschauer auf, daß er hier ganz eigenartige Spitzen vor sich hat, deren Stil von denen aller anderen gangbaren Arten abweicht und so charakteristisch auftritt, wie es eben nur ein organisches entwikeltes, auf bestimmter Grundlage fußender Stil thun kann. Bei näherer Betrachtung aber wird er staunend gewahrt, auf wie wenigen und einfachen Motiven der ganze Formenreichtum dieser Spitzen beruht, wie diese, selbst primitiv und unentwickelt, dennoch zu abwechslungsreichen, wirkungsvollen Mustern combinirt sind.

Dieses Charakteristicon alter, auf Tradition beruhender Haus-Industrie, ist den in Rede stehenden Tiroler Bauernspitzen enegisch aufgeprägt und bildet den Hauptreiz, welchen diese naiven, kunstlosen, doch von regem Formensinne belebten Klöppelarbeiten auf uns ausüben.

Sollte man es glauben, daß heutzutage, wo à la Greque mit Pompadour, Directoire mit Altdeutsch und Cinque cento mit Empire fraternisirt, ja selbst der „prähistorische Stil“ seine Bewunderer hat, daß es da noch mitten in der Hyperkultur Inseln giebt, in denen die Menschen künstlerisch fühlen und denken und arbeiten, wie ihre Vorfahren vor hundert und aber hundert Jahren gedacht, gefühlt und gearbeitet haben? Und dennoch ist es so!

Allerdings erklärt sich dies durch die ebenso gleichgebliebenen Bedingungen der betreffenden Kunst-Industrie; doch daß diese dieselben geblieben, liegt wieder nur in dem allen Veränderungen so schwer zugänglichen Wesen der Bergbewohner.

Wer das Leben in den abgeschlossenen Thälern des Hochgebirges kennt, wer weiß, wie nur der allzu kurze Sommer einen beschränkten Verkehr der nächstgelegenen, gleichartigen Orte und Thäler ermöglicht, dann aber der Winter mit Schnee und Eis die Menschen wieder für acht bis neun Monate in ihre Hütten bannt, der allein begreift die Zähigkeit, mit der einmal Eingewurzeltes in dem Bergbewohner haften bleibt.

Der begreift, daß Dieser Klöppelt, wie vor mehreren hundert Jahren der Ahne geklöppelt hat, daß er das Geschick schon findet wie Jener und höchstens in neuen Zusammenstellungen alter Motive seinen Schaffenstrieb bethätigt. So sind uns diese Bauernspitzen ein bebildetes Beispiel höchsten Conservatismus.

Wir sehen, wie an den langen Winterabenden die Mutter ihre Dirndln den Schlag der Klöppeln lehrt, wie diese lernbegierig die alten Hausmuster zu fügen versuchen; ohne Vorlage, ohne Aufwinde, nur aus dem Kopfe stecken sie das Muster auf ihrem einfachen Postler. Welcher Stolz, wenn sie nun ein fertiges Stück der Ahne bringen können und diese richtig die klaren Buchstaben des Hauses, das Kleeblatt oder das verschlungene Bandmuster, zu erkennen vermag. Mit verdoppeltem Eifer wird nun

weiter geübt, heimlich in den tiefen, hohen Wäschekranz gelugt und den Spitzen was abgequilt: ein anderes Band oder ein neues Zackerl, womit die Mutter zu überraschen wäre.



Kein Wunder, wenn bald die Dirndln den ganzen Formenreichtum der Hausmuster im Kopfe haben, und wenn dann Sonntag die Gespielinnen kommen und man um den Riespahn herum sitzt, bei fröhlichem Sang und Pötherspiel die Klöppel hin und wider fliegen, theilt wohl eine Dirn der anderen auch ihre Muster mit. Sind aber die Dirndln wohl ausgeflogen, und sitzen sie am eigenen Hof oder Häußl, dann heißt es andere Buchstaben in den Grund der Spitze klöppeln, denn des Mannes Name darf so wenig wie der der Frau beim Hausnamen fehlen.

Reiflich genug mögen die Frauen im Winter und an den Feiertagen sein, denn da giebt es nicht bloß schöne Bier für Schürze und Schaller zu fertigen, auch das Ober- und Unter-Bettuch, das Tischzeug und die Handtücher brauchen Spitzen.

Jeder Tiroler hält das, was wir immerhin noch als einen gewissen Luxus betrachten, für nöthig: Bett- und Tischwäsche, sowie der Frauen Wäsche müssen schön geäumt mit Spitze oder Franze sein. In Gegenden, wo das Klöppeln fremd ist, häßelt oder strickt die Dirn wohl Sommers über auf der Alm ihre Spitzen und keinen größeren Stolz giebt es für sie, als ihren wohlgefüllten Wäschekranz zu zeigen, in welchem die Spitzen dem selbstge-spinnenen Leinen ebenbürtig zur Seite stehen.

Katürlich erfordert das kräftige Hausleinen ebenso kräftige Spitzen, die auch bei der Wäsche etwas Lächliches auszuhalten vermögen. Darans erklärt sich der gerade Randabschluss und der dicke Schlag der Muster.

Zwei Arten der Spitzen unterscheiden sich scharf. Die erste, welche bei den breiteren Spitzen Anwendung findet, zeigt einen Streifen von neharligem Grunde, dem die Klöpplerin regellos, nach Geschmack und Laune, Musterläche, wie Buchstaben, geometrische Figuren, Blatt- und Band-Motive einfügt und dessen Rand entweder mit einem kräftigen Band- oder Zackerl-Muster gerade oder (seltener) in Zacken abschließt. Manchmal wechseln im Randabschluss Zacken mit Band.



Die zweite Art, die der schmälere Spitzen, zeigt Zacken oder Bandabschluss mit den ihnen zu Grunde liegenden Stäben, welche mehr oder minder, oft fannig, verschlungen werden.

Diese Arten des Klöppelns ergeben eine ungemein feste, vorzüglich waschbare Spitze; die einfachen Muster verwaschen sich nicht und der Rand bedarf keiner Sorgfalt beim Bügeln. Dennoch bildet sie einen reichen, gediegenen Schmuck.

Bisher blieb die Tiroler Bauernspitze auf ein ziemlich enges Gebiet und auf bäuerliche Abnehmer beschränkt. Hausfrier vermittelten den Absatz aus den vorzüglich Klöppelei betreibenden Gemeinden, wie Taufers, Proveis, Riez, in die entfernteren Gegenden des Landes, und zwar meist so, daß sie an bestimmten Festtagen in gewisse Orte einmal des Jahres kamen, wo dann die ganze Umgebung ihren Jahresbedarf einkaufte. So bringt noch heute eine Krämerin aus Bruned die schönen Spitzen des Tauferser Thales (Brettauer Spitzen) jeden ersten Mai nach Bozen auf den Markt.

Durch die Schienenstränge, welche jetzt Tirol durchziehen, hat dieser Hausfirhandel große Einbuße erlitten, hauptsächlich im Ober-Innthal, zu dessen charakteristischen Gestalten der „Zimter Spitzenhändler“ gehörte.

Dieser brachte seine Waare weit in's Bairische, in's Allgäu und nach Borsatzberg. Jetzt, wo das Dampfrohr den Arlberg durchbraut und täglich einige tausend ungarische Schafe auf der Durchreise nach Paris das Vieh von der Chimäre aller Entfernungen in's liebe Tirol hinausbilden, jetzt verschwindet der Hausfrier rapid und die traurigen Consequenzen für die Spitzen-Industrie des Ober-Innthales bleiben nicht aus. — Riez heißt die kleine Gemeinde bei Telfs, welche seit undenklichen Zeiten eifrig das Spitzenklöppeln betreibt. Eine Anzahl ihrer Bürger versteht jetzt ihre Agenten, nachdem das Experiment einer Klöppelschule, die durch das k. k. Handels-Ministerium unterstützt wurde, infolge des Ausfangungs-Systems ihres Gründers und Leiters nach neunjährigem Bestande aufgegeben werden mußte.

Durch diese Schule, der eine Lehrerin aus Sachsen vorstand, haben die Riezler auch schulgemäß Klöppeln gelernt und sie vermögen nun jedes eingedendete Muster in Zwirn, Wolle und Seide auszuführen; doch ist der größte Theil wieder zur alten Methode zurückgekehrt, was sicherlich nicht zu beklagen ist. Derzeit dürften circa hundert Personen des Klöppelns kundig sein, doch nur zwanzig darunter arbeiten den größeren Theil des Jahres darin.

Die Lehrerin, welche sich in Riez verheirathet hat, unterrichtet immer neue Mädchen in ihrer Kunst. Die Tages-Lohnung einer Klöpplerin beträgt je nach der Breite der Spitze fünfzehn bis vierzig Kreuzer, wovon sie noch den Zwirn bezahlen muß; gewiß ein minimaler Verdienst! — Der Umsatz von Riezler Spitzen läßt sich auf circa vierzehn- bis fünfzehnhundert Gulden pro Jahr



veranschlagen, daß jetzt fast der Absatz und Vieh steht mit Wangen der Zukunft entgegen, da es ohne den Erlös aus seiner Haus-Industrie nicht zu existieren vermöchte.

Um so mehr wäre es daher zu wünschen, daß die schöne, solide Bauernspitze Tirols die verdiente, weite Verbreitung fände und fluge Hausfrauen nicht zögerten, dieses Kind der Alpen in ihren Wäschebüchsen einzubürgern. Bei dem so geringen Preis (von sechs Kreuzern aufwärts) läßt sich wohl keine gediegenere und zierlichere Ausstattung für Kinder- und Mädchen-Wäsche, sowie für alle Gegenstände beschaffen, welche eine handfeste Waare erfordern.

Wenn wir nun zum Schluß die Hoffnung aussprechen, daß diese kleine Besprechung die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf die originelle und so practische Tiroler Bauernspitze lenken möge, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möge sich ihr Stil trotz größter Verbreitung so rein und keusch erhalten wie bisher, damit wir immer wieder uns an seiner Keivetät und Frische erfreuen und belehren können.

(Die dem vorstehenden Artikel eingefügten Abbildungen veranschaulichen zwei Spitzen, zum dritten Theil verkleinert, eine in roth und weiß ausgeführte Franzen Spitze in halber Größe und, zum Anhalt für die Stärke des Materials, die schmale Spitze naturgroß.)

Nachdruck verboten.

Bei mir!

Wie eigen das klingt: „Bei mir, — bei uns!“ Fast ist mir, als könne es nicht sein, als wäre ich irgendwo zu Gaste, und doch ist es wahr: Alles, was mich so freundlich umgibt, was mir so reizend erscheint, es ist mein! Auch der Name auf der kleinen, blanken Kupferplatte, mit der dunklen, schmiedeeisernen Umrandung, die wir an der Eingangstür unserer Wohnung anbrachten, sagt es. Mit welchem Stolz sie mein Mann nach Hause brachte! — Er hatte sie allein besorgt und als „Hausherr“ meinte er sie auch allein anzuhaben zu müssen. Natürlich half ich ihm dabei, hielt Hammer und Zange, denn, — im Vertrauen gesagt, — was Handarbeit dieser Art betrifft, ist er nicht übermäßig geschickt. Dann traten wir Arm in Arm ein wenig zurück und sahen mit Befriedigung, wie gut die Tafel sich ausnahm: wir hatten wirklich den besten Platz getroffen, die richtige Linie gehalten.

Eintretend in unsere Wohnung, im Entree, — eigentlich ein Corridor, wie ihn die Berliner Wohnungen meist haben, — leuchtet mir der lange, dunkel gebeizte Niesgel entgegen, dessen blank vernickelte Halter lustig zu fragen scheinen: „Nun, wie steht es denn mit den zu erwartenden Gästen, wir sind bereit, ihnen Hüte und Mäntel zu halten; werden sie nicht bald kommen?“ Nur Geduld! An der gegenüber liegenden Wand hängt ein Spiegel, ebenfalls in dunklem, glattem Holzrahmen, darunter ist ein Schirmständer angebracht, der, die ganze Breite des Spiegels einnehmend, mit einem Zink-Einfaß versehen, recht practisch ist. Auf die Console, die den Spiegel trägt, legte ich ein Nadelstiften, das Geschenk einer Freundin, von rothem Atlas mit hübscher Filet-Quipure. Ein Strauß von getrockneten Blättern neigt sich oben, ein wenig rechts, über das Spiegelglas; er besteht aus rothem Eichenlaub, drei schönen, weißen Silberdisteln, einigen schwarzen Beerenzweigen, Gräsern und ein paar Mohrköpfen, die ich mit Kupfer- und Goldbronze überzog. Wir pflückten Alles auf unserer schönen Herbststiege und brachten es als Erinnerung mit heim. Ich schlang ein rothes Band darum, das einst mein Ballkleid geziert hatte (es hat auch eine Geschichte, doch ich verathe sie nicht), machte eine große, schöne Schleife und hing daran den Strauß auf, der nun vergnügt auf mich herabnickt, gerade so wie ich zu ihm aufsehe, stolz auf dies mein erstes Verschönerungswerk. Die Thür rechts führt nach meinem Zimmer, — die Leute nennen es den Salon, — ich aber sage „mein Zimmer“, denn in diesem Räume lebe ich. Hier, schräg in der Ecke steht mein Schreibtisch, an dem ich sitze, das hübscheste, kleine Möbel, das ich mir denken kann. Die kleine, an der Rückseite hinlaufende Gallerie trägt ein paar feine venezianische Gläser und einige jener, von den Franzosen „libelots“ genannten Kleinigkeiten, von denen man sagt, daß sie für uns Frauen unentbehrlich seien. Das Sopha, die Fauteuils und Stühle sind Polstermöbel. Wie viel Mühe machte es der guten Mutter, bis wir das Richtige fanden! Wir sind nicht reich, und doch, — daß ich's nur sage, — ein wenig verwöhnt. Nach vielem Suchen und Schwanken hoffen wir nun mit dem „Velours friso“ von feiner rötlicher Farbe, dessen Dauerhaftigkeit uns sehr gerührt, und dessen Preis nicht übermäßig hoch war, den rechten Bezugstoff getroffen zu haben. Die Ueber-Gardinen sind nur zum kleinen Theile von demselben Stoff, denn da uns das ganze Arrangement zu theuer wurde, nahmen wir einen wollenen, in reichen Falten herabfallenden Diagonale von genau dem gleichen Farbenton für die Shawls zu Anshilfe. Nun meint man, es könne gar nicht anders sein, so harmonisch ist die Wirkung. Auf dem Gesims des Ofens, — später will ich es noch mit einer hübschen Stiderei bescheiden, — steht eine kleine Nocco-Uhr, rechts und links ein Paar zierlicher Gandelaber, beide, — Geschenke von reisener Porzellan, — mit jenen kunstvollen Blumen geziert, die ich immer wieder bewundere. Ein kleiner Schirm japanischen Musters, mit leichten Blumenranken und zwei Vögeln, wie sie nur die Japaner zu finden verstehen, deckt die Feuerungsstelle. Mein Hauptentzücken in diesem meinem Zimmer aber ist eine mit Plüsch bezogene Etagère, die in ihren Fächern allerlei kleine Ankerken, auf der oberen Platte aber einen Spiegel trägt, der in blumigem Rahmen von Jedermann bewundert wird. Ein leichter Stuhl, ein kleines Tabouret in Bambus-Imitation, ebenfalls mit Plüsch bezogen, mit Schürren und Quasten geschmückt, davor ein jugenantes „Bauernstischchen“, vervollständigen das Arrangement. Man glaubt nicht, wie gut es sich hier sitzen, wie behaglich es sich plaudern läßt! Ein Stuhlflügel, auf dem ich leider keine Meisterin bin, ein Smyrna-Teppich, — der aber in Schmiedeberg gewebt wurde, — doch nicht den



Polsterstuhl, Tischchen und Tabouret. Stahl und Tisch mit Seidenplüsch, die Ledere des Stuhls mit feinem Kängeschlecht bezogen. Höhe des Tischchens 70 Cent., Durchmesser 60 Cent. Das Tabouret aus braun gebeiztem Kirschbaumholz mit schwarz gebeizten, durchbrochenen Füllungen. In der Mitte in weisem Ahornholz auf schwarzem Hintergrund, ungefähr 42 Cent. im Quadrat. Mit gestreiftem Stoff in arabischem Genre bezogen.



Bücherschrank

in dunkel gebeiztem Eichenholz. Der Mittelteil kann auf Wunsch mit einer Thür versehen und durch Herausnahme der Einlagen zu einem Gewebeschrank umgewandelt werden. Höhe 2 Meter 8 Cent., Breite 1 Meter 86 Cent., Tiefe 61 Cent.



Etagère

mit vier Platten und Rückwand, mit mausgrünem Seidenplüsch, Cassementrie aus Wolle mit Seide abgebandelt.



Toilette

in Eichenholz mit Nasenplatte und hellem Spiegel.



Hamburger Eßtisch.

Naszieltisch mit drehbaren Einlagen. Nach Wunsch in verschiedenen Größen mit vier bis acht Fächern, für 10 bis 24 Personen. In verschiedenen Holzarten je nach Wunsch.

Möbel aus der Fabrik von J. D. Heymann, Königl. Rumänischer Hoflieferant, in Hamburg, Neuer Wall 42.

ganzen Fußboden bedeckend, einige gute Kupferstiche, die ich seit meiner Kindheit im Elternhause hoch hielt, zwei Figuren tragende Consolen nicht zu vergessen, vollenden die Einrichtung. Mehr Kunstgegenstände besitzen wir vor der Hand noch nicht, aber es ist doch ein Anfang, und vielleicht bringen wir es, wenn wir alt werden, noch einmal zu einem hübschen Gelübde, das wäre schön! — Neben meinem Zimmer liegt das meines Mannes. Wir scheinen, es trägt keine Physiognomie, und wie man beim Eintritt in das meine gewöhnlich Augenblick ungeschlüssig bleibt, sondern sofort merkt, daß es einem jungen, lustigen, vielleicht noch unerfahrenen Vogel zum Nestchen dienen müsse, so wird man hier ebenso wenig im Zweifel sein, daß dies das Heim eines klugen, erften Mannes sei. Das ist es in der That. Hohe Büchergestelle, von der Erde fast bis zur Decke reichend, fassen Schätze, die durch keine Glas-thüren geschützt sind, was ich der Sauberkeit wegen so sehr gewünscht hätte; auch darf ich nicht wagen, sie zuweilen abzustauben, denn, — sagt mein Mann, — dies seien Heiligthümer, an die eine Weibeshand nie rühren könne, ohne Unflug zu stiften. Recht unangenehm, nicht wahr? Ich füge mich aber schweigend und begnüge mich, heimlich das Tuch des großen Schreibtisches abzubürsten, der oft recht unordentlich aussieht und voll von den verschiedensten Büchern, Zetteln und Papieren liegt, die beiseite nicht verschoben oder fortgeworfen werden dürfen. Der Divan, der zu einem willigen Ruhelager bestimmt ist, ist mit einem teppichartigen Stoff, „Roquette“ genannt, bedeckt, der, — wie uns versichert wurde, — nicht geschont zu werden braucht, sondern Sporen und Stiefeln vertragen soll. Es kann dies Sopha übrigens für den Nothfall, — ich meine, bei dem etwaigen Besuch eines lieben Freundes, der über Nacht bleibt, — auch als Bett benutzt werden, was man seinem durchaus eleganten Aussehen gar nicht anmerkt. Gardinen, zu dem Bezuge passend, mit Franzen-Anschluß gewebte Shawls, die alle Tapezier-Arbeit und Auslagen ersparten, haben die stumpfen, milden Farben, die alle orientalischen Stoffe kennzeichnen und imitiere auf's Genaueste schone, alte Muster. Wir fanden sie so hübsch und preiswerth, daß wir sie auch für das Wohnzimmer wählten, was uns in doppelter Beziehung als practisch empfohlen wurde, weil wir so, — bei einem etwaigen Anzuge, den man in einer Mietwohnung doch immer vorsehen muß, — leicht eine Aenderung treffen, etwa eine Gardine als Portiere, oder für ein drittes Fenster benutzen

können. Ebenso ist der Teppich, — Wilton, glaube ich, heißt er, — für beide Räume derselbe; auch die Möbel sind, — wie im Studio, so im Wohnzimmer, — von demselben Stil und von Kirschbaum-Holz. Wir können uns auf diese Weise, da wir nur zwölf Eßstühle besitzen, bei größerer Gesellschaft leicht ausbelfen. Zuerst erschien mir diese Art der Einrichtung ein wenig einförmig; ich hätte gern jeden Raume durch von einander abweichende Ausstattung ein verschiedenes Aussehen gegeben, doch konnte ich mich dem practischen Nutzen nicht verschließen. So nahmen wir denn auch für alle Fenster gute englische Stores mit durchgehendem Renaissance-Muster, die sich in der Wäsche gut bewähren sollen und einen gediegenen Eindruck machen. Nur das einfenstrige Wohnzimmer macht eine Ausnahme. Hier befindet sich eines, das ich selbst arbeitete, aus feinem, gelblichen Congref-Stoff mit leicht contourirten, farbigen Stidereien und Einfägen von getönter Filet-Quipure. Unser Buffet ist keines derjenigen, die mit offenem, etagenartigen Aufbau ihren Besitzern Gelegenheit geben, die Pracht ihrer Silbergeschirre oder sonstiger Schmuckstücke zu zeigen. Von der englischen Form eines „Credenz-Schranks“, enthält es dagegen einen genügend großen Raum zur Aufbewahrung meines Tafel-Services und einen kleineren, mit herausziehbaren Böden, in dem Gläser und Krystall untergebracht sind. Ueber diesen Schränken befinden sich, sie gewissermaßen abschließend, neben einander liegend, drei die ganze

Breite des Buffets einnehmende Kästen, die mit grünem Fries ausgefächelt und mit den nöthigen Abtheilungen versehen, unser ganzes Silberzeug in sich schließen. Ohne Mühe findet man hier beim Öffnen alle erforderlichen Messer, Gabeln und Löffel, übersteht mit einem Blick, ob Alles stimmt, und erspart sich das vielfache Schließen der verschiedenen, früher gebräuchlichen Etuis. Der in der Mitte des Zimmers stehende Eßtisch neuester Construction bewährte sich bei dem neulichen ersten Gebrauche, — an den ich jetzt noch mit Herzflopfen denke, — auf's Trefflichste. An dem hinteren Corridor liegt der vierte Raum unserer kleinen Häuslichkeit, das Schlafzimmer, das, nur mittelgroß, dennoch allen Comfort bietet, weil wir ein danebenliegendes, noch kleineres Zimmer durch Ausheben der Thür mit dazu gezogen und so durch Kleiderschrank und Wasch-Toiletten zur Garderobe umgestaltet haben. Nie betrete ich diese Räume, ohne mich ihres freundlichen Aussehens zu freuen, immer wieder haftet mein Auge mit Wohlgefallen auf den hübschen Gardinen, mit hellem, blumigem Nocco-Muster, die Fenster und Betten zieren.

Bin ich nun zu Ende mit meiner Plauderei? Ja und nein; es giebt noch ein Departement in unserer Häuslichkeit, — die Küche nebst der Speisekammer, — von dem ich erzählen könnte, aber leider fühle ich mich dort noch nicht als Herrin. Mit einem Seufzer gestehe ich's, noch lasse ich mir von meiner Köchin imponiren; sie ist soviel älter und klüger als ich! Wenn ich ihr meine Wünsche ausspreche, sieht sie mich immer nicht unbefehden, aber so... ich weiß selbst nicht wie, — an, das macht mich verlegen und ich bemühe mich, sie meine Unsicherheit nicht merken zu lassen, und gehe oft rother, als ich eigentlich beabsichtigte, wieder zur Thür hinaus; den Speisekammer-Schlüssel aber behalte ich dennoch; den lasse ich mir nicht entwenden. O, und überhaupt passe ich sehr auf und habe mir schon Manches gemerkt, Manches abgesehen; denn mit den Augen stehlen ist ja keine Sünde. Es soll nicht zu lange dauern, dann werde ich sicherer sein, und wenn ich mich erst auch in diesem Revier heimlich „bei mir“ fühle, warum sollte ich dann nicht auch davon erzählen können? Elisabeth Kaselowky.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

„Grüne Seite.“ — Woher kommt die Bezeichnung „grüne Seite“, wie z. B. in dem Volksliede: „Mädele rüd, rüd, rüd an meine grüne Seite?“ Langjährige Abonnentin. Wäsche. — Woran mag es liegen, daß meine sorgfältig behandelte Wäsche, welche ich in einem weißgeäderten Schranke aufbewahre, sehr bald gelb wird, und wie kann ich diesem Uebelstande abhelfen? O. B. in Düsseldorf.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.) Dobojsch-Torte (56). — Die Dobojsch-Torte besteht aus zehn sehr dünnen Blättern aus Bisquit-Masse, die auf einem Backblech gebacken, ausgestochen oder geschnitten werden können. Dieselben werden mit Fülle bestrichen und auf einander gelegt. Die Bisquit-Masse wird gemacht von 14 Deka Zucker, die man mit 4 Eidottern schäumig abührt, 14 Deka Mehl und dem Schnee, der recht fest sein muß; ferner rührt man sechs Eiweiße dazu. Die Fülle bereitet man aus 7 Deka schäumig abgerührter Butter, in die man 14 Deka in Wärme erweichte Chocolade und 7 Deka gestohlenen Zucker einrührt. Die Butter muß jedoch sehr gut und frisch sein, da sie roh bleibt. Als Glazur wird Eis aus gebranntem Zucker über die Törtchen gegossen: 32 Deka gestohlenen Zucker mit 1/2 Eiweiß (Eiklar) eine Stunde gerührt, und mit so viel Caramel versetzt, als man für angenehm hält. Langjährige treue Anhängerin der Frauen-Zeitung.

In dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 18.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 28. April 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.

Kapitän Massa.

Eine römische Dorfgeschichte von Richard Voss.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am Morgen kam Filomela und erfuhr sogleich von der Mutter, was sich in der Nacht begeben hatte. Die gute Seele war voller Freude, weil der arme Vigio für seinen Todtschlag, seine Flucht und das Jahr Briganten-Leben nun doch die Braut erhalten hatte. Aber Flavia trug eine so unbräutliche Miene zur Schau, daß die Getreue sich genügen lassen mußte, das Ereigniß mit der Mutter zu bereden und es im ganzen Orte zu verbreiten.

„Wißt Ihr's schon? Der Vigio war in der Nacht da, und die Flavia will ihn zum Manne nehmen.“

Zu jeder anderen Zeit hätte eine solche Neuigkeit ganz Rocca in Aufruhr gebracht; aber heute hatte man an andere Dinge zu denken; denn heute sollte man

droben auf dem Felde Maccaroni essen und mit den Fremden Saltarello tanzen. Das Verlöbniß, welches in der Nacht zwischen dem Briganten und Flavia stattgefunden hatte, wurde demnach für's Erste mit einigen Ausrufen des Staunens und verschiedenen dunklen Prophezeiungen abgethan.

Wenn daraus nur etwas Gutes kam; denn die Flavia —

Diese betrachtete sich aber so ganz als Verlobte des Banditen, daß sie am Vormittage ihre braune, alterthümliche Truhe öffnete und über die verschiedenen Linnenstücke strenge Musterung hielt. Das Ergebnis war kein sehr befriedigendes: der Brautschatz, den die schöne Flavia ihrem Manne in's Haus brachte, war recht kümmerlich. Allerdings mochten bis zur Hochzeit noch zwei Jahre vergehen, — zwei Jahre vergingen sicher; trotzdem beschloß Flavia, fleißig an der Aussteuer zu arbeiten. Gleich heute wollte sie anfangen.

Gegen Abend begannen die Frauen, sich auf's Beste für das Fest herauszuputzen; sie legten die neuen, granat-

rothen Sonntagsröcke an, befestigten die frischgewaschenen Schleiertücher auf dem Kopfe und schmückten sich mit schweren, goldenen Ohrgehängen und prächtigen Korallenschmüren. Flavia stand da mit ihrer Spindel und that, als ob es gar keine Maccaroni und gar keinen Saltarello auf der Welt gäbe. Ihre Mutter, die für ihr Leben gern an der geliebten Speise sich einmal so recht satt gegessen hätte, drang in sie, mitzugehen, entbot zu ihrem Beistande die Nachbarinnen; aber Vigio's Braut blieb bei ihrer Weigerung:

„Ich lasse mir von den Fremden nichts schenken, und mit einem Verzaglere tanze ich nicht.“

Auf eifriges Zureden der Nachbarinnen entschloß sich die Mutter, Filomela, deren Eltern gestorben waren, auf das Feld zu begleiten. Flavia sah zu, wie die geputzten Frauen und Mädchen über den Platz gingen, ein langer, fröhlicher Zug. Mit welchem der Mädchen würde er heute Abend wohl am meisten tanzen? Mit der Schönsten natürlich! Als die Letzten vorbei waren, begab sich Flavia vor das Haus, wo es ganz einsam



Der Kampf mit dem Drachen. Von C. Reichert. — Siehe Seite 80.

war, hockte sich auf die steinerne Schwelle, wollte spinnen, verstränkte statt dessen die Arme über den Knien, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schloß die Augen. Sie stellte sich vor, wie die fröhliche Schar in der anbrechenden Nacht lachend und plaudernd den Felsenpfad hinaufstieg, wie sie droben von den Fremden empfangen wurden, wie sich dann Alle um die lustig flackernden Feuer drängten, die Mädchen das Tambourin schlugen und der Tanz begann, — ohne sie.

Er hatte freilich gesagt, daß er sie holen, daß er sie auf seinen Armen hinaustragen würde. — Als ob ihm von Allen nur sie gefiele! Filomela war hübscher als sie; er würde mit Filomela tanzen, er würde sie über Filomela vergessen. . .

Was ging es sie an, die Braut Bigio's? Aber hatte der Andere nicht gesagt, daß er ihn tödten wollte? Weil er glaubte, daß der Brigant ihr Liebhaber sei, — aus Eifersucht also. — Sie athmete schwer, sie seufzte. Die Stille und die Dunkelheit machten ihr Angst.

Wenn er wirklich käme, wenn er es wirklich wagen sollte. — Doch so etwas sagte man wohl, that es aber nicht; sie konnte ruhig sein. Trotzdem lauschte sie auf jeden Laut; bei jedem Geräusch fuhr sie zusammen, um darnach erleichtert aufzuathmen. Sie hatte sich getäuscht, er war es nicht. Ganz ruhig konnte sie sein. Aber sie sah und lauschte, — lauschte —

Die Nacht brach an. Gleich gespenstischen Schatten wuchsen die Häuser empor; sie umdrängten die Einsame, lautlos, eng und enger. Flavia sprang auf, Furcht packte sie, Graufen. Ihr fiel ein, daß vor einem Jahre Bigio den Luigi erschossen hatte, ihretwegen; daß der Gemordete ohne Beichte, ohne Absolution gestorben, und daß seine Seele im Fegfeuer leide, — ihretwegen, Alles ihretwegen! —

Sie erhob sich. Die Kirche war noch offen, sie wollte hin und vor dem Altar die Madonna anflehen: für den Luigi Mariano, für Bigio, — für sich selbst.

Aber da war er; er stand vor ihr und flüsterte:

„Da bin ich! Du dachtest wohl, ich würde nicht Wort halten?“

Sie gab keine Antwort.

„Etwas spät bin ich gekommen, aber Du solltest auf mich warten, Du solltest Dich etwas nach mir sehnen.“

Sie regte sich nicht.

„Flavia!“

Sie schwieg noch immer.

„Ich habe mich von den Anderen fortgeschlichen.“

„Willst Du jetzt mit mir gehen?“

„Da Ihr gekommen seid — —“

Ihre Stimme klang heiser; sie stockte. Kapitän Massa schloß den Saß:

„Da ich gekommen bin, so gehst Du mit mir.“

Er wollte sie umfassen; sie stieß ihn fort, sie stob vor ihm.

„Laßt mich! Geht! Laßt mich!“

„Nein!“

Da rief sie außer sich, sinnlos:

„Wenn Ihr nicht geht — — Ich bin eines Anderen Braut.“

„Aber mich liebst Du!“

Es klang wie ein erstickter Jammersehrei; aber — — Sie liebte ihn.

7.

Obgleich sie ihm gutwillig nach dem Felde folgte, wurde sie dennoch eine Strecke weit von ihm getragen. Er war gar nicht wieder zu erkennen, so übermüthig und überlustig war dieser rauhe und gestrenge Kapitän Massa. Und wie weich und zärtlich er war! Er trug sie auf seinen Armen wie ein Kind, und wie ein müdes Kind schmiegte sich die wilde, trotzig Flavia an ihn. Ihr Gesicht ruhte an dem seinen; sie küßte schüchtern die Narbe auf seiner Wange; er aber wollte lieber auf den Mund geküßt sein.

Dann scherzte er mit ihr, daß sie so stumm, so ernsthaft und feierlich war. Dieser finstere und heroische Kapitän Massa konnte lachen wie ein muthwilliger Knabe.

Es dauerte lange, bis sie den Weg nach dem Felde zurückgelegt hatten. Sie mußten oft stehen bleiben, Athem zu schöpfen und auszuruhen; und als er endlich mit tausend Scherzen und Listern es dahin gebracht hatte, sie zum Reden zu bringen, da hatten sie sich Allerlei zu sagen: daß sie sich zuerst nicht hätten austehen können, daß sie höchst ergrimmt auf einander gewesen, daß sie sich von ganzem Herzen gehaßt hätten, daß sie jetzt sich von ganzem Herzen liebten. . .

Endlich droben angelangt, entdeckte Flavia, daß sie gar nicht sonntäglich gekleidet war und wollte sogleich wieder umkehren, — ganz allein! Aber dieser heuchlerische Kapitän Massa flüsterte ihr zu: ob sie denn nicht wüßte, daß sie auch ohne Putz die Aller schönste sei? An ihrem Staunen merkte er: Nein, sie wußte es wirklich nicht. Da hätte ihn dieses schöne, unschuldige Gesicht der Bildniß beinahe gebauert.

Am Abhange waren sie stehen geblieben; unter ihnen lag die schwarze Erde, über ihnen spannte sich der

leuchtende Sternenhimmel aus, und am Horizonte schienen Erde und Himmel, — Glanz und Dunkel, — in einander zu rinnen. Da sagte Flavia:

„Ich bin eine Nichtswürdige; denn ich begehe an einem waderen Jünglinge, der meinethalben zum Mörder und Briganten geworden ist, einen Verrath. Als Treuzeichen trägt er meinen Ring, trage ich den seinen; ich aber breche die Treue. Daran denke, wenn Du mich küssest: daß ich eine Schändliche und Meineidige bin und denke auch, weshalb ich das ward.“

Hoch und feierlich stand sie vor ihm; der Glanz der Sterne fiel auf ihr Antlitz und verklärte dessen herbe Schönheit. Der Kapitän wollte reden; doch sie winkte ihm zu schweigen und sprach weiter, leise, mit tiefem Ernste:

„Auch das magst Du noch hören: daß ich niemals außer Dir einen Anderen geliebt habe. Der arme Luigi Mariano war ein guter Jüngling, den eine Jede zum Manne genommen hätte! — Er aber wollte nur mich. Doch ich mochte ihn nicht, und als der wilde Bigio ihn aus Eifersucht umbrachte, hat er mich wohl gebauert, ich hätte ihn jedoch nicht lieb haben können, selbst wenn meine Liebe ihn aus seinem blutigen Grabe geholt haben würde. Und wie mit dem Gemordeten, so war's mit dem Mörder. Alle schrieten gegen mich, als wäre ich eine große Uebelthäterin. Und ich konnte doch nichts dafür. Du kamst, und ich mußte Dich lieben; um Dich mußte ich verrathen, und um Dich möchte ich sterben; und ich kann doch nichts dafür.“

Sie warf sich in seine Arme.

Der Kapitän fragte:

„Deshalb willst Du gleich sterben, weil Du mich liebst?“

Flavia flüsterte: „Nicht darum, weil ich Dich liebe, sondern weil ich gegen den Anderen treulos bin. Weißt Du nicht, daß ich sterben muß?“

„Muß? — —“

„Wenn der Andere es hört, kommt er und tödtet mich.“

„Dich, — der Bigio?“

„Er ist mein Verlobter.“

„Sei nicht thöricht.“

„Es ist nun einmal nicht anders.“

„Du wirst es doch nicht gleich auf den Gassen ausrufen, und von wem sollte der Bigio es hören? Ueberdies ist er ja in den Bergen.“

„Er war gestern hier.“

„Bei Dir? — Wann?“

„In der Nacht.“

„Flavia!“

Wieder küßte sie ihn und lachte ihn an. Der Kapitän murmelte:

„Ich möchte es ihm auch nicht gerathen haben.“

Mit unerjchütterlichem Glauben blieb sie dabei:

„Er wird wiederkommen, und er wird mich tödten; denn er ist ein Volsker.“

Jornig rief ihr Geliebter:

„Ja, Ihr seid eine wilde Brut. Doch Alles, was Du da gesagt hast, ist ja Geschwätz.“

„Glaube es nicht. Uebrigens mußt Du nicht denken, daß ich mich fürchte.“

Bevor sie weiter gingen, zog Flavia ihren Ring vom Finger und warf ihn in den Abgrund hinab.

Während vieler Wochen sprach man in Rocca von dem Maccaroni-Essen und dem Tanze auf dem Felde bei den Fremden, die durch dieses Fest gute Bekannte geworden waren. Auf den Gassen und vor den Hausthüren wurden die Frauen nicht müde, die Gentilezza der Soldaten zu rühmen, zu bereden, wie der Kapitän Massa sich die Flavia geholt und mit ihr den Saltarello getanzt, — mit keiner Anderen, als mit ihr, die halbe Nacht hindurch; und einen Saltarello, wie ihn die Beiden mit einander ausgeführt, hatte man in Rocca noch niemals gesehen. Auch das war erstaunlich gewesen: als die Soldaten ihrem tapferen Kapitän Massa und seiner schönen Tänzerin ein donnerndes Hoch ausbrachten, hatte der Kapitän die Flavia bei der Hand gefaßt und sie angesehen, nicht anders, wie der Bräutigam die Braut.

Ueber alle diese merkwürdigen Dinge gab es in Rocca viel des Kopfschüttelns und Raunens; trat Flavia mit ihrem Wassergefäße an den Brunnen, so fuhren die flüsternden Mädchen aus einander und hatten sich plötzlich mit lauter Stimme allerlei Gleichgültiges zu erzählen, so eifrig, daß nicht Zeit war, Flavia ein Wort oder einen Gruß zu geben; und wenn die Mädchen auf dem Felde bei ihrem Linnen saßen, lauerte sie allein abseits. Obgleich Alle auf das Herzlichste mit den Fremden verkehrten, ward Keiner so begegnet wie ihr, und auch später, als manch eine der schönen Volskerinnen unter den Soldaten ihren ausgesprochenen Bewerber hatte, blieb Flavia die Einzige, über die am Brunnen gezischt wurde, und die auf dem Felde abseits saß.

Aber alles Flüstern und Raunen, aller Hohn und

alle Verachtung kimmerten sie nicht. Seitdem keine sie mehr grüßte, ging sie einher, als wäre sie etwas Besseres als alle Anderen. Die Mutter lamentierte und zeterte, die treue Filomela klagte und bat, der Geistliche kam, wollte Flavia in die Beichte haben; aber Flavia hatte keine Sünde zu beichten, — wenigstens keine Sünde, die nicht hätte gebüßt und gesühnt werden können.

Ebenso unbelümmert um das Gerede der Leute war Kapitän Massa. Er trug seinen hübschen Kopf so hoch, als hätte er eine Schlacht gewonnen, war immerwährend guter Dinge, schien seine helle Lust am Leben zu haben und zu denken, daß es immer so bleiben müßte. Eifrig übte er seine Mannschaft auf den Krieg mit den Briganten ein und neckte die hübschen Volskerinnen wegen ihrer heimlichen Bundesgenossenschaft mit den Banditen. Sah er die einsame Flavia, so ging er zu ihr, und die Beiden sprachen in Aller Gegenwart mit einander.

Aber es kam eine Zeit, wo er nicht mehr zu ihr trat, wo sein Gesicht sich bei ihrem Anblicke verdüsterte, wo er in Gegenwart Aller ohne Blick, ohne Wort an ihr vorüberging. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen, schielten nach ihr hinüber und hatten ihre Freude daran. Sie saß da, verzog keine Miene; aber in ihrem blassen Gesichte brannten ihre Augen wie im Fieber, und mit ihren glühenden Blicken verfolgte sie jede seiner Bewegungen, jeden seiner Schritte.

Nacht für Nacht stieg sie hinauf, saß und wartete, wartete oft viele Stunden. Bisweilen kam er. Dann erstickte sie einen Jubelschrei, dann hing sie an seinem Halbe, um, wenn er gegangen war, stöhnend zusammenzubrechen. Dann lag sie am Boden, still und bleich, gleich einer Sterbenden.

Kam er nicht, so blieb sie regungslos sitzen, auf jedes Geräusch lauschend, bei jedem Windhauche zusammenschreckend und am ganzen Leibe erbebend. Erst gegen Morgen schlich sie sich davon, matt und müde, — todtmüde.

Und endlich geschah es, daß er auch die dritte Nacht ausblieb, auch die vierte und fünfte, und dann wußte sie es.

8.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, die Soldaten zögen bereits in allernächster Zeit ab und begännen die Verfolgung der Briganten.

Filomela kam zu ihrer Freundin gelaufen:

„Weißt Du es schon? Sie gehen fort und Dein Kapitän auch. Die Mutter Gottes sieh' Dir bei. Was wird jetzt aus Dir? Und wenn es der Bigio erfährt, — der Bigio bringt Dich um.“

Die Mutter kam in die Kammer, hob den Arm gegen ihre Tochter und schlug sie mit der Faust in's Gesicht:

„Verdamme!“

Flavia lauerte am Fenster, ließ sich von der Mutter verwünschen und mißhandeln, ließ Filomela weinen und jammern; sie aber vergoß keine Thräne, stieß keine Klage aus, gab keine Antwort, schien gänzlich stumpf und unempfindlich zu sein. Als sie dann allein war, wiederholte sie das Wort ihrer Mutter und zerhug sich Stirn und Brust, unablässig dabei murmelnd: „Verdamme, — Verdamme, — Verdamme!“

Nach Anbruch der Nacht raffte sie sich auf, hüllte sich in ein Tuch, verließ das Haus und stieg nach dem Felde hinauf, ging geradewegs in's Lager, wo sie nach dem Kapitän fragte, der jedoch abwesend war. Sie setzte sich am Wege hin, wo er vorüber kommen mußte, und wartete.

Spät in der Nacht kam er. Schon von Weitem erkannte sie ihn an seinen festen, raschen Schritten, die auf dem Felsboden widerhallten. Unmittelbar in ihrer Nähe begann er zu singen, ein übermüthiges Liebeslied.

Flavia vertrat ihm den Weg.

„Du bist's? Was willst Du?“

„Eine Frage thun.“

„So thu' sie und mach' schnell; denn es ist spät, und ich bin müde.“

„Sie sagen, Du gingest fort; ist das wahr?“

„Ja.“

„Und ich?“

„Run, und Du — —“

„Mich lässest Du hier?“

„Soll ich Dich etwa mitschleppen?“

„Nein.“

„Was soll ich also?“

„Wir sagen, wann Du wiederkommst und mich zu Deinem Weibe nimmst.“

„Dich zu meinem Weibe — — bist Du toll?“

„Ich bin es nicht; aber ich werde es vielleicht.“

„Sei verständig; was kann ich dafür, daß es so mit uns gekommen ist.“

„Du kannst freilich nichts dafür.“

„Wenn Du das einsehst, was willst Du denn von mir?“

Blöglich schrie Flavia auf:
„Ich glaube es nicht, ich glaube es nicht! Sage mir, daß es nicht wahr ist, daß Du wiederkommst; sage mir eine Lüge, und ich will Dir glauben.“

Sie warf sich vor ihm nieder.
„Was thust Du? Steh' auf! So höre doch!“
Aber sie hörte nicht. Sie lag zu seinen Füßen, bittend und bettelnd, — schluchzend und stöhnend. Auf einmal verstummte sie, auf einmal ward sie ganz still. Kapitän Massa hatte gesagt:

„Du hast ja noch Deinen alten Schatz, den Vigio; wenn wir die Briganten fangen, will ich den Keel laufen lassen.“

Sie stand auf.
„Du willst ihn laufen lassen? — —“
„Ich verspreche es Dir.“
„Und wohin soll der Vigio laufen?“
„Weinetwegen nach Rocca secca.“
„Und was soll er hier, — mich umbringen?“
„Dich zur Frau nehmen.“
„Schurke!“
„Höre Du — —“

Langsam, einen Nachdruck auf jedes Wort legend, wiederholte sie:

„Du bist ein Schurke; weißt Du, was ein Schurke, wie Du Einer bist, verdient?“
„Schweige, oder — —“
„Den Tod verdient er.“
„Willst Du mich tödten?“
„Nein. Aber ich werde Dich tödten lassen.“
„Geh! Du bist eine Rärrin!“

Da rief sie:
„Ich bin eine Bolskerin, und Du bist mein Todfeind geworden.“

Gewaltig stand sie vor ihm. Die Nacht umhüllte sie wie mit einem düsteren Gewande; wiederum lag Sternenglanz auf ihrem bleichen Gesichte, das heute dem Antlitze einer Sterbenden glich. Kapitän Massa fühlte ihren Blick unverwandt auf sich gerichtet; es war, als ob unter diesen flammenden Augen seine erloschene Leidenschaft wieder aufglühte, als beginne er, nun sie ihn wieder haßte, sie von Neuem zu lieben, als fände er, seit sie ihn mit dem Tode bedroht hatte, es begehrenswerth, an ihrer Seite zu leben. Mit seinen alten Zauberkünsten wollte er sie von Neuem umgarnen; er be-theuerte und schwur, er schmeichelte und lockte, bereute und wollte fähnen; er wollte sie an sich ziehen, aber gleich einer zürnenden und unverföhnlichen Gottheit stieß Flavia ihn von sich.

Noch in derselben Nacht trat sie ihre Wanderung an. Es war ein weiter, mühseliger Weg durch unwirthliche Schluchten, über hohe Grate und wildes Felsenland. Als es tagte, befand sie sich mitten in der Wüste; kein lebendes Wesen war zu sehen, kein Haus, keine Hütte; an die grauen Klippen klammerte sich wilder Delfstrauch, und die hohen Blütenstengel der Asphodelen, vom Sonnenbrande verengt, starrten aus dem Gesteine.

Unter einem schwarzen Holzkreuz, — dem Zeichen der Nordstätte, — rastete Flavia und schaute zu, wie hinter dem Gipfel des Monte Cavo die Sonne emporstieg, die Wildniß mit Glanz überschwemmend. Als die Strahlenstuth auch über ihr zusammenschlug, setzte sie ihren Weg fort.

Gegen Mittag traf sie auf die ersten Menschen. Es waren nomadisirende Hirten, braunes, verwildertes Volk, in Fellen stehend, Sandalen an den Füßen; ihre großen, zottigen Hunde umsprangen heulend die Bolskerin. Sie erkundigte sich bei den Männern:

„Könnt Ihr mir sagen, wo der Barbarossa sich aufhält?“

„Der Bandit? Und zu ihm willst Du?“
„Nun ja.“
„Was willst Du bei ihm?“
„Das ist meine Sache.“
„Wir meinten nur so.“
„Sicher wißt Ihr seinen Aufenthaltsort.“
„Wir wissen ihn.“
„So weist mich zu ihm.“
„Willst Du nicht vorher etwas ausruben. Wir können Dir Ricotta und ein Stück Brod geben.“
„Danke. Ich habe nur großen Durst.“
„Du solltest nicht in der Sonnenhitze gehen.“
„Mir thut sie nichts.“
„Und Du hast doch das Fieber.“
„Ich glaube nicht; und wenn auch — —“

Man brachte ihr Ziegenmilch, die sie gierig trank. Die Männer redeten ihr zu, auch von ihrer Ricotta zu nehmen; aber sie behauptete, durch die Milch vollständig gekräftigt zu sein, und da sie sich nicht länger aufhalten wollte, erhielt sie genau Bescheid, wo der Barbarossa zu finden war und auf welche Weise sie der Bande ihre Anwesenheit kund zu machen hatte.

„Du bist gewiß sein Schatz; denn das ist ein Soldner.“

Flavia war zu apathisch, um den Leuten zu versichern, daß sie nicht die Geliebte des Banditen-Hauptmanns sei; sie ließ sich den Weg nochmals beschreiben und ging. Wie mit wunden Füßen schritt sie schwankend dahin.

Immer heißer wurde der Tag, immer erschöpfter die Wandernde. Aber sie gönnte sich keine Rast. Was that es, kam sie todesmatt an, wenn sie nur ankam.

Jetzt hörte der Pfad durch die Steinwüste gänzlich auf; steil ging es in die Höhe, von Klippe zu Klippe. Konnte Flavia trotz aller Anstrengung nicht weiter, drohten die Kräfte sie zu verlassen, so blieb sie stehen, drückte beide Hände gegen die Brust, schloß die Augen, stöhnte auf, schwankte weiter.

Die Sonne brannte auf sie herab; ihr war, als verjagten die Strahlen ihr Gehirn, als würde ihre Vernunft aufgezehrt, als trüge sie Flammen um ihr Haupt. — Sie versuchte nachzudenken, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben hätte, wenn sie das Banditen-Lager vor Anfang der Nacht erreichte, mit der Sonne ihr Leben verlöschen würde; denn sobald sie ihren Verlobten gefunden, wollte sie es ihm sagen, und wußte er es erit, so würde er ihr kaum Zeit lassen, ein Vaterunser für ihre arme Seele zu beten; sie würde in den Tod gehen, wie die Seele des armen Luigi, ohne Beichte, ohne letztes Sacrament, beladen mit allen ihren Sünden, verdammt zu ewigen Qualen.

Sie hob ihre schlaffen Arme, streckte sie mit Anstrengung zum Himmel empor, stöhnte: „Gnade, Maria, Gnade!“ — schwankte weiter.

Nun versuchte sie, im Gehen zu beten. Mit lauter, eintöniger Stimme sprach sie Todtengebete ab; aber ihre Lippen waren glühend und trocken, ihr Hals wie eingeschnürt, sodaß die Stimme häufig versagte und sie nur ein Köcheln hervorbrachte.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als sie ein hohes Felsen-Plateau erreichte, dicht mit niedrigem Lorbeer und Steineichen bewachsen. Flavia stieß einen Schrei aus, der wie der Ruf eines Raubvogels klang; und sie wiederholte dieses Signal so oft, bis es Einen von der Bande des Barbarossa herbeilockte. Das Mädchen sagte zu dem Briganten:

„Ich bin die Flavia von Rocca secca. Du hast wohl schon von mir gehört, denn ich bin die Verlobte des Vigio“

Der Mann sah sie an:
„So, Du bist die Flavia von Rocca secca.“
„Ist der Vigio da?“
„Der wird wohl da sein.“
„So sage ihm, daß ich gekommen bin.“
„Soll ich Dich nicht vorher zum Barbarossa führen?“

„Erst muß ich mit dem Vigio gesprochen haben.“
„Wie Du willst. Aber Du hast ja das Fieber.“
„Das wird schon besser werden.“

Der Räuber verließ sie; kaum war er im Dickicht verschwunden, als Flavia auf den Boden glitt; ihr war, als sollte sie nie wieder aufstehen.

9.

Leuchtenden Auges eilte der Brigant auf seine Braut zu. Schon von Weitem rief er:

„Wie müde Du sein mußt, Du Arme!“
Er kam näher, sah ihr entstelltes Gesicht, stürzte zu ihr hin, fuhr sie an:

„Warum sitzt Du so da, warum sagst Du nichts?“
Sie schwieg noch immer; des Vurischen Miens verzerrten sich; nach Athem ringend stieß er hervor:
„Sprich doch!“

„Vigio — —“
Der Ton ihrer Stimme machte ihn erbeben; da streckte sie die Hand aus, an welche er vor Kurzem seinen Ring gesteckt. Jetzt begriff er.

„Wer, — wer — —?“
„Ein Fremder.“
„Verfluchte!“

Sie nickte. „Das bin ich.“
„Und Du kommst zu mir, und Du sagst es mir — —“
Er tastete nach seinem Dolchmesser, hielt das Heft umklammert.

„Sein Name?“
„Kapitän Massa.“
„Der — der — —“

Er wollte sich auf sie stürzen und sie niederstechen. Ohne sich zu regen, erwartete Flavia den Todesstoß; aber Vigio zauderte noch, denn sie hatte gesagt:

„Nähe mich.“
Und er ließ die Hand sinken, die er bereits erhoben hatte.

Flavia, die Augen auf ihn gerichtet, trieb ihn zur That.

„Stoß' zu, tödte mich, tödte mich schnell. Du hast keine Zeit zu verlieren, Du und die Anderen. Schon morgen vielleicht ist es zu spät, denn vielleicht schon morgen zieht Kapitän Massa mit seinen Soldaten aus zu Eurer Verfolgung.“ Und sich jäh aufrichtend:

„Wenn er sterbend vor Dir liegt, so sage ihm, daß Du mich getödtet hast und warum. — — Was thust Du?“

Er hatte den Dolch wieder in den Gürtel gesteckt; jetzt trat er von ihr zurück. Sie rief:

„Tödte mich! Ich will nicht länger leben.“
Vigio beugte sich vor, packte sie beim Arm, näherte sein Gesicht dem ihren, raunte ihr zu:

„Du liebst den Fremden noch immer.“
„Aus Erbarmen, tödte mich — —“
„Nein!“

Er ließ sie fahren und wollte fort; aber Flavia umklammerte ihn und flehte ihn an, ihr den Tod zu geben.

Wie ein giftiges Gewürm schleuderte der Räuber sie von sich.

Da er sie voller Verachtung leben ließ, wollte sie sich selbst tödten. Sie raffte sich auf und schleppte sich fort, um einen Abgrund zu suchen. Aber schon nach wenigen Schritten brach sie kraftlos zusammen. Sie krümmte sich ächzend am Boden und bat die Madonna, barmherziger zu sein, als der Brigant, und sie sterben zu lassen.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte sie so gelegen haben, als die Bande an ihr vorüberkam. Vigio wollte nicht, daß man sich um sie kümmerte, aber der Barbarossa gebot ihr, aufzustehen und bis Rocca secca mit ihnen zu ziehen. Da sie jedoch nicht im Stande war, sich auf den Füßen zu halten, so wurde sie auf Befehl des Hauptmanns getragen. Ihr Verlobter würdigte sie keines Blickes.

Bis zum Morgengrauen marschirten die Briganten und lagerten dann in einer waldigen Schlucht, wo sie den Tag über sich verborgen halten wollten. Sie befanden sich nur wenige Miglien von Rocca entfernt, beabsichtigten spät in der Nacht aufzubrechen, sich in's Lager der Verfolgleri zu schleichen und diese im Schlafe zu überfallen. Um die Aufmerksamkeit der Wache zu beschäftigen, sollte Flavia, die bis dahin einigermaßen zu Kräften gekommen sein würde, sich von Rocca aus nach dem Felde begeben und mit dem Verfolgleri unter irgend einem Vorwande ein Gespräch beginnen, während die Banditen die mit Ginstern bewachsenen Abhänge zum Lager hinabklettern würden.

Der Barbarossa selbst theilte diesen Plan dem Mädchen mit. Sie lag unter einer Steineiche, fieberte heftig, war jedoch bei voller Besinnung. Der Hauptmann redete sie an:

„Du heißest Flavia Massotti und bist des Vigio Verlobte?“

„Ich war's.“
„Du bist ihm treulos geworden?“
„Ja.“

„Wegen des Kapitän Massa?“
„Seinethalben.“

„Der Kapitän will aber nichts mehr von Dir wissen?“

„Nein.“
„Und Du bist zu uns gekommen, damit wir Dich rächen sollen?“

„Nun ja.“
„Höre! Da Du den Kapitän haßest, wirst Du gewiß nicht zum zweiten Male einen Verrath begehen?“

„Zum zweiten Male — —“
„Wenn Du im Lager bei den Soldaten bist und weißt, daß wir da sind.“

Statt zu antworten, erhob Flavia den Kopf und blickte den Barbarossa an.

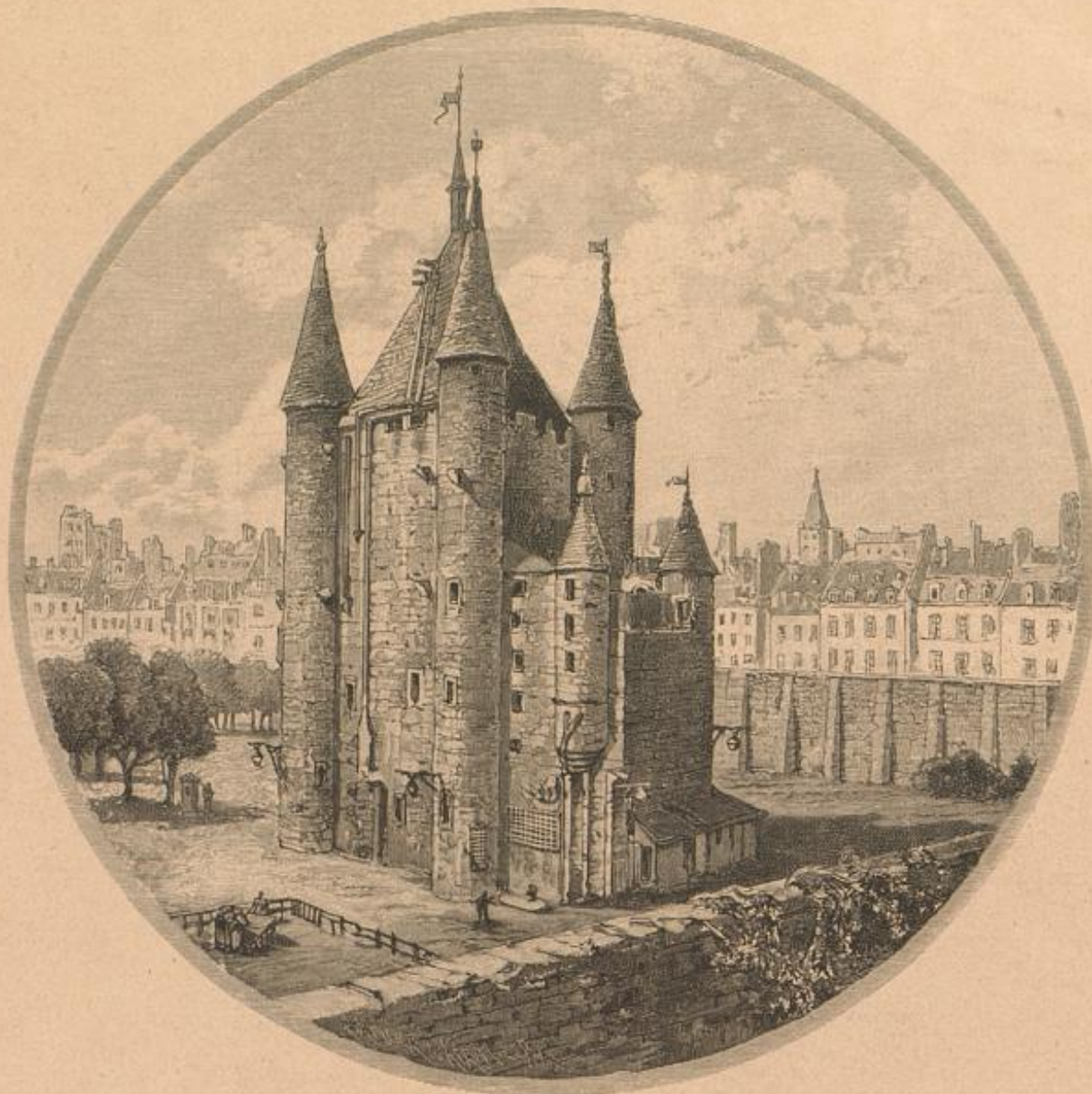
„Es ist gut; ich vertraue Dir.“
Als die Bande sich um Mitternacht mit aller Vorsicht dem Lager der Verfolgleri näherte und Flavia eine Strecke vor Rocca secca abgeschickt wurde, um sich durch den Ort zu schleichen und hinauf nach dem Felde zu begeben, bestand Vigio darauf, seine ehemalige Verlobte zu begleiten.

Der Mond schien hell, das wilde Felsenland badete sich in dem sanften Glanze; über der römischen Ebene schwebte ein silberner Dunst, und auf dem Meere ruhte eine breite Strahlenbahn.

Unter schwerem Schweigen schritten die Beiden langsam ihres Weges. In Rocca lag Alles in tiefem Schlafe. Sie kamen an dem Hause vorüber, darin Flavia's Mutter wohnte; das Kammerfenster stand offen, und über dem Bette, vor dem Madonnenbilde brannte ein Lämplein. Gewiß hatte die Mutter es angezündet, damit die Himmlische für die verlorene Tochter, die sie tod glauben mochte, bitten sollte.

Ohne einen Blick nach dem Hause zu werfen, schritt Flavia daran vorbei und durch die Gasse, welche zum Felde hinauf führte. Vigio blieb dicht an ihrer Seite, mit einer Miene, als ob er eine Beurtheilte zur Richtstätte führte.

Flavia sah es vor sich wie eine Vision. — — Sie sah auf dem lichten Felsenpfade, vom Schimmer des Himmels umflossen, ein Paar schreiten. Mit beiden Armen hob der Mann das Weib empor und hielt es



Der Temple zu Paris, das Gefängniß der Königin Marie Antoinette, im Jahre 1795.
Von der Olstete gezeichnet.

an seinem Herzen; sie hörte seine Stimme, zärtlich flüsternd, sie sah sein Gesicht mit leuchtenden Blicken auf das des Weibes herabgeneigt, das bleich und verkümmert war. Oben blieben die Beiden stehen, und das Weib zog einen Ring vom Finger und warf ihn in die Tiefe zu ihren Füßen, schleuderte ihre Treue und ihre Scham in den Abgrund hinein. —

Die Beiden langten droben an, blieben stehen, und der Vigio sagte:

„Während Du mit der Wache redest, schleiche ich mich hin, tödte den Mann, und Du führst mich zum Zelte des Kapitäns.“

Flavia erwiderte nichts, aber sie nickte. Darauf trennten sie sich.

Kuhig ging die Volkserin auf die Wache zu; aber der Soldat lag in seinem Mantel gewickelt am Boden und schlief. Flavia blieb vor dem Manne stehen und dachte, daß auch Kapitän Massa jetzt schlief, und daß Vigio den Schlummernden tödten wollte.

Ihm geschah Recht. Ihre Seele war ihm gegenüber wehrlos gewesen, wie die einer Schlafenden, und er hatte ihre wehrlose Seele gemordet.

Sie ging zu Vigio zurück, meldete ihm, daß die Wache schlief und forderte ihn mit einer Geberde auf, ihr nach dem Zelte des Kapitäns zu folgen. Vigio zog seinen Dolch, spannte den Hahn seines Pistols, und die Beiden schlichen vorsichtig an der Wache vorüber in's Lager.

Nichts regte sich, Niemand erwachte. Von dem Hügel über dem Lager tönte in kurzen Pausen drei Mal der klagende Ruf der grauen Eule herab, und drei Mal wurde der Schrei des Nachtvogels aus dem Lager erwidert.

Jetzt schlichen sich die Briganten durch die Ginsterbüschle nach dem Felde herunter, jetzt stand Flavia mit Vigio vor dem Zelte des Kapitäns. Sie schob die Leinwand aus einander, sie sah den friedlich Schlummernden, auf dessen Gesicht das Mondlicht fiel, und stieß, ihrer selbst nicht bewußt, einen gellenden Schrei aus.

Kapitän Massa erwachte.

Der Uebergall der Briganten war vereitelt. Ein entsetzlicher Schrei, ein Schuß aus dem Zelte des Kapitäns alarmirten das Lager, und als die Banditen kamen, fanden sie die ganze Mannschaft unter Waffen.

Ein mörderischer Kampf entspann sich; aber das Häuflein der Briganten vermochte nichts gegen die große Uebermacht; die Meisten wurden getödtet, die Uebrigen gefangen, Keiner entfloß.

Unter den Gefangenen befand sich Barbarossa, unter den Todten Vigio. Man fand ihn im Zelte des Kapitäns; neben ihm Flavia. Man wollte auch sie gefangen nehmen, aber Kapitän Massa gebot, das „tolle Weib“ laufen zu lassen.

Auf dem Felde, dort, wo die Frauen von Rocca ihre Leinwand bleichten und ihre Wäsche trockneten, hatten die Soldaten die Leichname der gefallenen Banditen niedergelegt, Einen neben den Anderen. Die ganze Bevölkerung Rocca's umstand die Todten, die Männer in düsterem Schweigen, die Weiber mit wilden Klagen.

Gegen Mittag war's, als die Trompeten der Bersaglieri schmetterten; das Lager war abgebrochen, die Soldaten zogen davon, siegreich und stolz, in ihrer Mitte die mit Striden geißelten Banditen; an der Spitze marschirte Kapitän Massa.

Dicht bei den Todten kamen sie vorüber, im Sturm-



Seidener Strumpf der Königin Marie Antoinette, von ihr während ihres Aufenthaltes im Temple getragen. Der Fußtheil zerrissen.

schritt, einen lustigen Marsch blasend, der die Verwünschungen der Volkserinnen übertönte. Den lustigen Marsch hatte Kapitän Massa befohlen.

Als hinter dem gewundenen Pfade der letzte Fremde verschwunden war, richtete sich unter den Ginsterbüschle eine zusammengebrochene Gestalt auf, troch hervor, schwankte über das verödete Feld und schlich dem Plage zu, wo die Todten lagen. Aber die Weiber, welche dort die Leichensache hielten, scheuchten Flavia mit Steinwürfen fort.

Marie Antoinette.

Eine Säcular-Erinnerung von Bernhard Rogge.

Mit Abbildungen.

(Schluß.)

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die Königin nun bemüht gewesen wäre, den endlich errungenen Einfluß auf den König zur Einmischung in die politischen Angelegenheiten und in die Staatsgeschäfte auszunutzen. Dazu waren ihr diese Geschäfte und ihre Verdrießlichkeiten viel zu sehr verhaßt, und sie besaß in keiner Weise den Ehrgeiz, die Rolle zu spielen, welche ihr damals bereits die öffentliche Meinung zuertheilte. An dem Wechsel der Minister, die sich in rascher Aufeinanderfolge ablösten, namentlich der Finanzminister, die den zerrütteten Finanzen Frankreichs durch allerhand Reformen aufzuhelfen bemüht waren, hat Marie Antoinette keinen Antheil gehabt. Ihr Klein-Trianon zu einer Stätte häuslichen Glüdes und ungezwungener Geselligkeit, frei von jedem Zwange höfischer Etikette, zu gestalten, das war es allein, was ihre Gedanken und ihre Zeit ausfüllte. Ihre Hauptbeschäftigung bildete das Theater von Trianon, bei dessen Aufführungen sie sich persönlich betheiligte, und mit Eifer suchte sie darüber, diesen Winkel ihres kleinen Königreiches selbst zu verwalten. Aber Marie Antoinette mußte es mit Schmerzen erfahren, daß das Privatleben mit seinen Annehmlichkeiten und Neigungen den Fürsten verschlossen ist. Die Vertrauten und Freunde, mit denen die Königin sich in Trianon umgeben hatte, wetteiferten mit einander, sich ihre Freundschaft mit allerhand Ehrenstellen, Würden und großen Rollen, die sie zu spielen hatten, bezahlen zu lassen, und die Ansprüche, die sie erhoben, waren nicht ohne Geldopfer zu befriedigen, die in Anbetracht der von Grund aus zerrütteten Finanzen die öffentliche Stimmung gegen die Königin je länger, je mehr steigerten. Als nun gar Herr von Calonne, ein Schmeichler der Polignac'schen Gesellschaft, an Stelle des befeitigten Necker zum General-Intendanten der Finanzen ernannt wurde, erblickte die öffentliche Meinung in dieser völlig verfehlten Wahl eines übel berufenen Schuldenmachers das Verderben der Königin, trotzdem diese selbst bei dessen Berufung die Befürchtung ausgesprochen hatte, die Finanzen des Staates „möchten aus den Händen eines redlichen Mannes ohne Talente in die eines geschickten Intriquanten fallen.“ Man betrachtete im Volke Calonne und Marie Antoinette wie Verbündete und Genossen, und sobald sich die Königin einmal allein, ohne den König, blicken ließ, begegnete man ihr mit eifriger Kälte. Satiren, Lieder, gültige Couplets, Schandschriften, wie sie unter Ludwig XIV. allenfalls heimlich in Versailles von Hand zu Hand gingen, die aber jetzt öffentlich und in schamloser Weise durch heimliche Pressen veröffentlicht und unter das Volk vertheilt wurden, hatten die Liebe des Volkes für die Königin erschüttert und sie der Achtung beraubt. Eine Fahrt nach Paris ließ die Königin diese Umwandlung und diesen Umschlag der öffentlichen Meinung erkennen, die Voatruße, die sie früher begrüßt hatten, waren verstummt. In Thränen aufgelöst, kam sie nach Versailles zurück und fragte sich: Was habe ich ihnen denn gethan? Und doch war diese Erfahrung nur das Vorbild vieler weit schmerzlicheren, die ihrer warteten. Im Jahre 1785 trat zunächst ein Zwischenfall ein, der den Ruf der Königin vollends in der öffentlichen Meinung vernichten sollte. An Maria Himmelfahrt, dem 15. August 1785, bot sich den Versaillesn



Medaillon

der Königin Marie Antoinette, aus Gold, Silber und Email; innen mit einer Uhr, in dem kleinen Gehäuse unter dem Ringe mit einem Miniatur-Bildchen der Königin, und von dieser als Geschenk fortgegeben.

Die hierbei bildlich wiedergegebenen Andenken an die Königin Marie Antoinette, — das Medaillon und der seidene Strumpf, — sind aus dem Besitze einer der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ nahe stehenden Dame freundlich zur Verfügung gestellt worden.
Die Reaction.

Die Reaction.



Edelweiss. Von R. Wagner. — Siehe Seite 80.

ein merkwürdiger Anblick dar. Man wartete auf den feierlichen Kirchgang der höchsten Herrschaften; statt dessen fuhr ein vornehmer Gefangener unter Bedeckung auf den Schloßhof. Es war der Cardinal Louis de Rohan, Bischof von Straßburg, Groß-Almoesener von Frankreich; Gerüchte flogen von der Entwendung eines kostbaren Halsbandes, von der Beleidigung einer erhabenen Frau. Die Geschichte war in der Kürze folgende: Die Hofjuweliere Böhmer und Bassange hatten der Königin ein Diamanten-Halsband von wunderbarer Schönheit angeboten, diese jedoch den Ankauf wegen des ungeheuren Preises von 1,800,000 Francs wiederholt abgelehnt. Der König war geneigt gewesen, den Schmuck für die Königin zu erwerben, aber Marie Antoinette hatte auf das Anerbieten erwidert, „ein paar Linienstücke gegen die Engländer“ mit denen man sich damals im Kriege bedient, „wären besser.“ Der Ankauf unterblieb sonach, und die Sache schien für die Königin erledigt, bis dieselbe infolge eines abgefeimten Betrages von Neuem an das verschmähte Halsband erinnert werden sollte. Der Cardinal Rohan war wegen unehrerbietiger Aeußerungen, die er sich über Maria Theresia erlaubt hatte, bei der Königin in Ungnade gefallen. Auch der König machte kein Hehl aus seinem Unwillen gegen einen Prälaten ohne Religion und Sitten, von welchem man wußte, daß er die zur Vinderung des menschlichen Elends ihm als Almoesener zustehenden Gelder zum größten Theile selbst verzehrte. Vergeblich hatte der ehrgeizige Cardinal, der nach dem Ministerposten strebte, wiederholte Versuche gemacht, sich dem Hofe zu nähern. Man hatte ihn immer von Neuem zurück gewiesen. Zu den Lieblichkeiten des niederlichen Cardinals gehörte die abenteuerliche Gräfin Lamotte, und diese wußte die Schutzsucht des Kirchenfürsten nach der Gnade der Königin zu ihren Zwecken auszunutzen. Sie gab sich dem Cardinal gegenüber den Anschein, als stehe sie in vertrauten Beziehungen zur Königin, und theilte ihm mit, daß es ihr gelungen sei, das Mißtrauen derselben zu besiegen. Sie wählte dem Cardinal wiederholt beträchtliche Geldsummen zu entlocken unter dem Vorwande, daß die Königin sich in Geldverlegenheit befinde, und daß er durch seine Darlehen sich ihre Gunst erringen könne, ja, sie erweckte sogar durch gefälschte Briefe in ihm die Hoffnung, daß die Königin ihn liebe. Eine Täuschung folgte der anderen, und die Goummerin hatte zuletzt die Freiheit, dem Cardinal eine heimliche Unterredung mit der Königin in den Gärten von Versailles zuzufügen. Ein öffentliches Mädchen, d'Aliva, welches viele Neugierde mit Marie Antoinette hatte, übernimmt die Rolle derselben, flüstert die Worte: „Das Geschehene ist vergessen“, und läßt eine Rose als Pfand ihrer Liebe in den Händen des entzückten Cardinals zurück. Ein plötzlich entstehendes Geräusch nöthigt die Dame zu schnellerer Flucht, und Rohan ist fest überzeugt, von der Königin mit einem Stechbilde begnadigt worden zu sein. Dadurch sicher gemacht, versteht sich derselbe zu weiteren Darlehen, welche die Gräfin Lamotte im Namen der Königin von ihm entnimmt. Endlich macht ihm dieselbe klar, daß er dauernd das Herz der Königin erobern könne, wenn er ihr zum Ankauf des erwähnten Halsbandes behilflich wäre, während sie den Juwelieren geheimnißvoll mittheilt, daß die Königin das Halsband wünsche, und daß ein vornehmer Herr zur Abschließung des Geschäftes von Ihrer Majestät beauftragt sei. Auf Veranlassung der Gräfin Lamotte erschien der Cardinal wenige Tage darauf bei den Juwelieren, um mit denselben den Kaufcontract im Namen einer Person, die vorläufig ungenannt bleiben wolle, abzuschließen. Der Kaufcontract wird schriftlich aufgesetzt und der Gräfin Lamotte übergeben, die ihn zwei Tage darauf dem Cardinal mit der gefälschten Unterschrift: „approuvé, Marie Antoinette de France“ zurückstellte. Ueberglücklich kaufte Rohan den Juwelieren das Halsband für 1,600,000 Francs ab, die in vier Raten bezahlt werden sollten. Die erste sollte am 31. Juli fällig sein. Arglos überlieferte Rohan den kostbaren Schmuck der Gräfin, die es übernommen hatte, ihn der Königin auszubringen. Während der saubere Gemahl der Betrügerin nach England ging, um dort das Halsband stückweise zu Gelde zu machen, richtete sich der Cardinal zum künftigen Minister ein.

Nur eins nahm ihn Wunder, die Königin noch immer so zurückweisend und ohne Halsband zu erblicken. Aber die Gräfin Lamotte wußte ihn durch neue gefälschte Billets der Königin zu beschwichtigen. Als der erste Zahlungstermin abgelaufen war und immer noch keine Zahlung erfolgte, wendeten sich die Juweliere an die Königin, mit der demüthigen Bitte, sie nicht zu vergessen.

Die Königin glaubte anfangs, die Leute seien wahnwichtig geworden, bis sich herausstellte, daß der Cardinal Rohan den Schmuck in ihrem Namen gekauft hatte. Trotz alledem erschien dieser zu Maria Theresia in Versailles, da er ja die eigene Unterschrift der Königin in Händen hatte. Tief entrüstet ließ ihn der König in sein Cabinet rufen; er wurde verhaftet und in die Bastille abgeführt. Ebenso erfolgte die Verhaftung der Gräfin Lamotte, die nun zum Mittel niederträchtiger Verdächtigung griff und sich dadurch zu retten suchte, daß sie die Königin der schlimmsten Dinge beschuldigte. Durch königliches Edict wurde der Cardinal unter Anklage der Majestätsbeleidigung vor die große Kammer des Parlamentes gestellt. Nach langen Verhandlungen endete der Prozeß mit der völligen Freisprechung des Cardinals. Alle Feinde der Krone jubelten. Die Gräfin Lamotte dagegen wurde zur öffentlichen Auspeitschung und Brandmarkung, und zu lebenslänglicher Einsperung verurtheilt. Jeneher man wußte, welche Mühe sich der Hof gegeben hatte, um die Verurtheilung Rohans zu erlangen, mit desto größerem Jubel gab eine unermeßliche Volksmenge dem Losgesprochenen das Geleit, zuerst zurück in die Bastille und dann nach seinem Palaste. Als darauf die Entlassung Rohans aus seiner Würde als Almoesener und seine Verbannung in eine Abtei erfolgte, erblickte man hierin eine unwürdige Rache der Königin. Der Gräfin Lamotte gelang es, nach kurzer Haft zu entkommen und nach England zu flüchten. Hier ließ sie zu ihrer Rechtfertigung eine Denkschrift erscheinen, in welcher die Ehre der Königin den unwürdigsten und unverdientesten Beschuldigungen unterlag. Aber leider glaubte Frankreich an den Inhalt, keine Verleumdung war mehr zu frech genug, als „Defterreicherin“. Schon zwei Jahre vor der Revolution war die Erbitterung gegen dieselbe bereits eine so große, daß man ein Familienbild, das sie umgeben von ihren Kindern zeigte, aus Furcht vor Beschimpfungen seitens des Volkes nicht öffentlich auszustellen wagte. Marie Antoinette hatte um diese Zeit ihre zweite Tochter Beatrix im Alter von einem Jahre verloren. Sie mied Paris, selbst Theater und die komische Oper, und zog sich mit ihren Thronen nach Trianon zurück.

Als am 4. Mai 1789 die Generalstände eröffnet wurden, deren Einberufung den Anfang der Revolution bezeichnet, be-

grüßten die Frauen des Volkes die vorüberfahrende Königin mit dem wüthenden Ausruf: „Es lebe der Herzog von Orleans“. Einer Ohnmacht nahe, sank sie in ihre Kissen zurück. Wir haben damit eben den Namen des Mannes genannt, der unter den Prinzen von königlichem Geblüte schon längst zu den erbittertesten Feinden der Königin gehörte. Ludwig Philipp Josef, Herzog von Orleans, schrieb die Schuld an allen seinen Zurücksetzungen und Kränkungen, die ihn mit Ludwig XVI. verfeindeten hatten, der Königin zu, und trug sich, von seinen Vertrauten in seinem Groll gegen dieselbe bestärkt, mit weitgehenden Hoffnungen auf die Krone Frankreichs. Diese Hoffnungen waren es auch, die ihn bestimmten, sich der Revolution in die Arme zu werfen, und in den Reichthümern als das Haupt der revolutionären Partei aufzutreten. Unter den ersten drohenden Anzeichen der hereinbrechenden Revolution mußte die Königin den Schmerz erleben, den Dauphin zu verlieren, der, nachdem er seit Jahresfrist langsam dahingefahren war, am 4. Juni 1789 seinen Leiden erlag. Aber es war kaum Jemand mehr, der Verständniß und Theilnahme für ihren Schmerz gezeigt hätte. Die Revolution hatte es an dem ersten Tage begriffen, daß es nur eine Gefahr für sie gab, und diese Gefahr war die Königin. Vom Könige durfte man bei seiner schwachen Nachgiebigkeit Alles erwarten, aber bei der Königin hatte man mit einem entschlossenen und klugen Charakter zu rechnen, mit dem Muth einer Mutter, die für ihr Kind kämpft, mit dem Selbstbewußtsein einer Fürstin, die für die Rechte des Königthumes einzutreten willens war. Mühte doch selbst Mirabeau bekennen: „Die Königin ist der einzige Mann, den der König um sich hat.“ Darum mußte ihr Einfluß vor Allen beseitigt werden, und so richtete die revolutionäre Presse ihre Angriffe allein gegen die Königin, mit Beleidigungen, Gehässigkeiten und allen Bosheiten und Niederrüchrigkeiten des gedruckten Wortes die Bevölkerung gegen sie aufreizend, während der König als rechtschaffen und tugendhaft gepriesen und nur als schlecht beraten hingestellt wurde. Andererseits waren auch im royalistischen Lager die Hoffnungen Aller fast ausschließlich auf die Königin gerichtet, sie war das Banner, um das man sich scharte. Das Fest, welches dem Regiment von Flandern von der Garde du Corps im Schauspielhaus-Saale von Versailles gegeben wurde, bei dem die Arie:

„O Richard, o mon roi“

begeistert gesungen wurde, und dem die Königin mit dem Dauphin beigewohnt hatte, wurde der Vorwand zu den Vorgängen des 5. und 6. October 1789, durch welche die königliche Familie zur Ueberriedelung von Versailles nach Paris gezwungen wurde. Am Nachmittage des 5. October ging die Königin in ihren Gärten von Trianon spazieren. Sie saß in der Grotte, allein mit ihrer Traurigkeit, als plötzlich ein Kammerherr nahte und sie beschwor, nach Versailles zu kommen. „Paris“, rief er ihr zu, „marschirt auf Versailles.“ Hastig verließ die Königin Trianon. — es war das letzte Mal, daß sie daselbst gewesen. In Versailles fand sie allgemeine Verwirrung; man hörte in der Ferne das Getöse, welches der sich heranwühlenden Menge vorausging, die den König nach Paris holen wollte und es vor Allen auf das Leben der Königin abgesehen hatte. Sie allein bewachte die Fassung. „Ich weiß“, erklärte die Tochter Maria Theresia's, „daß man von Paris kommt, um meinen Kopf zu fordern, aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten und werde ihn mit Festigkeit erwarten.“ Nur dem Heldenmuth eines Gardisten, der sich vor der zum Zimmer der Königin führenden Thür gehalten ließ, verbannte sie ihr Leben. Nachdem die königliche Familie nach Paris zurückgekehrt war, begann vornehmlich für die Königin eine Reihe ununterbrochener Demüthigungen und Beängstigungen, die erst mit ihrem Tode endeten. Sie bewohnte mit dem Könige, ihren beiden Kindern und der Schwester des Königs, Madame Elisabeth, die Tuilerien, wo sie von der argwöhnischen Bevölkerung geradezu bewacht wurde. „Ich höre nicht mehr auf zu weinen oder meine Thränen zu verdrücken“, so schreibt sie. Die Königin erschien nicht mehr öffentlich und verließ die Tuilerien höchstens, um Hospitäler, Waisenhäuser, Fabriken zu besuchen, in denen sie Wohlthaten spenden konnte. Im Uebrigen lebte sie einzig und allein für ihre Kinder. In ihrer Zurückgezogenheit wurde sie ihnen Lehrerin und Erzieherin. Während des Sommers war der Aufenthalt in den Tuilerien fast unerträglich, und die königliche Familie erhielt daher die Erlaubniß, nach St. Cloud zu gehen, wo sich dieselbe wenigstens etwas freier bewegen konnte. Zu diese Zeit fällt auch eine Annäherung der Königin an Mirabeau, der damals noch der Herr der Revolution zu sein glaubte. Als ihn die Königin am 7. Juni 1790 in St. Cloud empfing, konnte sie anfangs eine Bewegung des Schreckens nicht zurückhalten. Mirabeau machte Versprechungen und eröffnete ihr Aussichten, die er zu verwirklichen gar nicht in der Lage war. Im December 1790 lebte die königliche Familie wieder nach Paris zurück. Die Ueberwachung der Tuilerien wurde immer unerträglich. Die Königin durfte sich nicht mehr am Fenster zeigen, ohne Schmähungen und Drohungen ausgesetzt zu sein. „Der Menschermord“, so schreibt sie in dieser Zeit an ihren Bruder Leopold, „lanert an unserer Thür; ich kann nicht am Fenster, selbst nicht mit den Kindern erscheinen, ohne von dem tobenden Möbel verhöhnt zu werden, dem ich nie das geringste Böse, im Gegentheil Gutes gethan habe, und gewiß befinden sich Unglückliche darunter, welche meine Hand unterstügt hat. Ich bin auf jedes Ereigniß vorbereitet, da ich ihnen kalblütig meinen Kopf vorlege.“ Einige Spazierritte in dem traulichen Gehölz von Boulogne, auf denen die Königin ihren Gemahl begleitete, waren die einzigen Ausflüge, die man ihnen noch gestattete. Im Monat April 1791 bestimmte die Königin ihren Gemahl, wieder nach St. Cloud überzusiedeln. Eben wollten der König und die Königin mit ihren Kindern in den Wagen steigen, als die Nationalgarde die Gitter schloß und der Königin gemeine Schimpfreden zuwarf. Anderthalb Stunden saßen sie, unsäglichen Schmähungen ausgesetzt, im Wagen, und mußten sich endlich doch bequemen, auszufsteigen und in Paris zu bleiben. Um so ungeduldiger betrieb nun die Königin den längst in's Auge gefaßten Plan einer heimlichen Entweichung. Unter unzähligen Vorrichtungsmaßregeln, Feststellungen und neuen Abänderungen des Reiseplanes, kam man endlich auf den 21. Juni überein. Glücklich gelang gegen Mitternacht den Einzelnen die Entweichung aus den Tuilerien durch einen Nebenausgang. Man ging anfangs irre, fand sich aber dann wieder zusammen und athmete auf, als man in einem Wirthshaus, dessen Kutscher Graf Fersen, ein Schwede in französischen Kriegsdiensten, war, unbehindert durch die Barriere kam, wo ein vierspänniger Reifewagen wartete. Das Reiseziel war die Festung Montmedy, von wo der König, von treuen Truppen geschützt, in das Ausland zu entkommen gedachte. Es ist bekannt, wie die Flucht mißlang, wie der König in Varennes erkannt und zur Rückkehr gezwungen wurde. Das Martyrium

der Rückreise, die unter den Verwünschungen herbeiströmender Volksmassen erfolgte, war nur der neue Beginn einer seitdem ununterbrochenen Lebenszeit. Das aschblonde Haar der Königin war unter den Schrecken dieser Tage schneeweiß geworden, und es war eine letzte kleine Eitelkeit, die sich Marie Antoinette gestattet, daß sie sich für ihre Freundin, die Prinzessin Lamballe, mit diesen Haaren malen ließ. Mit eigener Hand setzte sie unter das Bild die Worte: „Ihre Leiden haben sie gebleicht.“ Aber von nun an gerade erscheint uns Marie Antoinette in ihrer ganzen Größe. Die Königin der Mode, die Schöpferin von Trianon, ist mit einem Male zum Staatsmanne geworden, der unermüdet, Tag und Nacht, für die Rechte eines Thrones, für die letzten Reste eines Rechtes arbeitet. Sie unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit dem Auslande, in einer sehr schwer zu lösenden Zeichenschrift, welche ihre Formeln jedesmal durch eine bezeichnete Seite und Zeile von „Paul und Virginie“ fand. Aber weit entfernt, die Einmischung des Auslandes herbeizurufen, war sie vielmehr bemüht, ihren Bruder, den Kaiser Leopold und seine Heere zurückzuhalten. Immer wieder bat sie ihn, sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu enthalten, und es Ludwig XVI. zu überlassen, die Gesetze wieder zu befestigen, den Frieden zu erhalten und Frankreich mit sich selbst zu versöhnen. Erst als die Ereignisse immer mehr auf die Errichtung einer Republik hindrängten, da entrang sich ihrem Herzen der Schmerzschrei: „Nach Allem können uns nur noch die fremden Mächte retten; die Armee ist verloren, Geld ist nicht da; kein Geld, kein Raum kann die überall bewaffnete Bevölkerung mehr bändigen; selbst die Häupter der Revolution werden, sobald sie von Ordnung sprechen, nicht mehr gehört.“ Aber selbst dieser Ruf der Verzweiflung sollte durchaus keine Aufforderung sein zu einer Invasion nach Frankreich. Marie Antoinette wollte und verlangte nichts, als ein Manifest, welches mit dem Gewichte der Vorstellungen aller gekrönten Häupter, Frankreich zur Obsequenz rufen, und welchem durch die Aufstellung einer Observations-Armee an der Grenze, der Charakter einer bewaffneten Drohung beigelegt werden sollte. Es war eine Aufgabe, welche die Kräfte einer Frau überstieg, mitten unter den Stürmen der immer wilder brandenden Revolution noch die Besonnenheit zu bewahren; verzweifelt, doch noch auf Pläne der Rettung zu denken, unter fortwährenden Thränen zu berechnen, zu combinieren, vorzuschlagen, thörichte Unternehmungen, wie denen der ausgewanderten Prinzen, entgegenzutreten, und bei alledem von der Veränderlichkeit eines Königs abhängig zu sein, auf den man sich nicht verlassen konnte. Als die Schreckensscenen des 6. October 1789 sich noch furchtbarer in der Erstürmung der Tuilerien am 14. Juni und am 10. August 1792 wiederholten, war Marie Antoinette die Einzige, die der unbegreiflichen Rathlosigkeit des Königs gegenüber die Fassung bewahrte. Ihre Würde und Hoheit floß selbst den wilden Volkshaufen, die bis in die innersten Gemäcker der königlichen Familie eindringen, noch Bewunderung ein. Am 9. August besprach sie mit dem Chef der Nationalgarde, Maudat, und dem Befehlshaber der Schweizertruppen, Bachmann, die Maßregeln zur Vertheidigung der Tuilerien, und bestimmte ihren Gemahl, sich den Truppen zu zeigen und sie für den bevorstehenden Kampf zu begeistern. Aber die wankelmüthige Haltung des Königs vereitelte auch jetzt wieder Alles. Wäre es nach ihr gegangen, sie wäre mit dem Könige im offenen Kampfe gegen die heranrückenden Reiterer gefallen, und sie war untröstlich, daß dieser, statt fürstlich zu sterben und ruhmvoll unterzugehen, es vorzog, mit seiner Familie im Schoße der Nationalversammlung Schutz zu suchen, um dort während sechzehn qualvoller Stunden, in enger, niedriger Loge, Zeuge zu sein, wie das Königthum des alten Frankreichs zu Grabe getragen wurde. Nun kamen die traurigen Tage und schlaflosen Nächte der Gefangenschaft im Temple, wo die königliche Familie, inmitten wüthen Treibens roher Wächter, jeder Bequemlichkeit des Lebens beraubt und von dem Verkehr mit der Welt abgeschnitten blieb. Die Königin, der nicht einmal die zu ihrer persönlichen Bedienung gehörigen Frauen belassen wurden, mußte selbst die niedrigsten Dienste verrichten; sie kleidete den Dauphin an, den sie in ihr Zimmer genommen hatte, und war glücklich, als es ihr nach Wochen einmal gestattet wurde, sich ihr Haar ausklämmen lassen zu dürfen. Und doch waren diese Entbehrungen noch die geringsten unter ihren Leiden. Viel unerträglicher war ihr die Qual, daß die diensthabenden Municipalbeamten fast den ganzen Tag in ihrem Zimmer sich aufhielten, um zu spionieren und sie zu überwachen. Keine Bewegung, kein Wort, kein Blick, keine Lieblosung, die nicht Zeugen und Angeber gehabt hätte! Keine Secunde, in der Marie Antoinette sich angehörte, oder ihre Familie genießen konnte, — immer wieder diese Menschen, welche ihr folgten bis in das Zimmer, in das sie sich flüchtete, ihre Kleider zu wechseln. Was wurde nicht Alles ertragen, und die Leiden ihrer Gefangenschaft durch persönliche Kränkungen zu vermehren. Als an den Septembertagen, die der Gefangennehmung des Königs folgten, die Betraute der Königin, Frau von Lamballe, der Volkswuth zum Opfer gefallen war, wurde das blutende Haupt der bis in den Tod getreuen Freundin unter lauten Schmähungen der Königin zu dem Fenster ihres Gefängnisses emporgehalten. Mit eigener Hand mußte die Königin, in Gemeinschaft mit Madame Elisabeth, der Schwester des Königs, die ihre Gefangenschaft theilte, die schadhafte gewordene Wäsche der königlichen Familie ausbessern. Als sie eines Tages in den zum Temple gehörigen Garten hinabging, um ihre Kinder in frischer Luft spielen zu lassen, bliesen ihre Kerkermeister ihr auf der Treppe den Rauch ihrer Pfeifen in's Gesicht; unten im Garten sammelten sich die Nationalgardien auf ihren Stühlen, oder tanzten um sie herum und verfolgten sie mit den schmutzigsten Revolutions-Gefängen. Unter den Fenstern ihres Gefängnisses wurde mit Stentorstimme die Aufhebung des Königthums proclamirt; und als ihr eines Tages endlich die längst erbetene frische Wäsche bewilligt wurde, zwang man sie, mit eigener Hand die Krone zu entfernen, welche sich bisher über den Namenszügen eingestickt befand. Auf Befehl der Republik mußten Ludwig und Marie Antoinette getrennt werden. Die Königin wurde mit Prinzess Elisabeth in ein besonderes Verließ gebracht. Nur zur Speiszeit durfte sie mit dem Könige zusammen sein. Auch der Dauphin wurde aus ihrem Gewahrsam in den des Königs gebracht. Nicht einmal als das Kind erkrankte, konnte sie es erreichen, dasselbe pflegen zu dürfen. Als im December 1793 der Prozeß des Königs vor dem Convent begann, wurde die Trennung von demselben eine vollständige, und erst am Vorabend seiner Hinrichtung, am 20. Januar 1793, durfte sie ihn noch ein letztes Mal sehen. Diese letzte Zusammenkunft fand im Speisesaale des Königs statt. Der König segnete seine Frau, seine Schwester, seine Kinder; er ließ seinen Sohn schwören, denen zu verzeihen, die seinen

Vater zum Tode brachten, dann kein Wort mehr, — nichts als ein Schluchzen der ganzen Familie. Am 21. Januar verkündete der König der an ihr Ohr dringende Donner der Artillerie-Salven, daß das Haupt ihres Gemahls unter dem Beile der Guillotine gefallen war. Auf ihr Verlangen wurde ihr ein schwarzes Trauerkleid einfachster Art bewilligt.

Aber es genügte der Republik noch nicht, sie zur Witwe gemacht zu haben. Am 3. Juli traten die Beamten der Republik bei ihr ein, um ihr den Beschluß des Wohlfahrtsausschusses mitzuthellen, daß ihr Sohn, der Dauphin, von ihr getrennt werden solle. Es folgte eine entsetzliche Scene; länger als eine Stunde leistete die unglückliche Frau heldenhaften Widerstand, den Sohn mit ihrem Leibe deckend. Endlich drohten die Beamten, daß sie das Kind tödten würden; nun erst war der Widerstand der Mutter gebrochen. Der König von Frankreich wurde dem Schuster Simon zur Bewachung übergeben. Fortan gab es für Marie Antoinette nichts Salimere's mehr; bei allen weiteren Quälen und Mißhandlungen zeigte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung. Am 1. August wurde sie mitten in der Nacht geweckt, um auf Befehl des Convents nach der Conciergerie, dem Gefängniß der Verbrecher, gebracht zu werden. Der Kerkermeister Richard und dessen Frau suchten ihr, unter Umgehung der Befehle des Convents, ihre Lage soviel als möglich zu erleichtern. Auch wurde noch einmal ein Plan zu ihrer Rettung unternommen, aber zu seiner Ausführung hätten die beiden wachhabenden Gensdarmen gehandelt werden müssen, und einen solchen Mord wollte die Königin nicht. Inzwischen mehrte sich die Ungeduld des Volkes über die Verzögerung des Processes gegen die Königin, und im Convent wurde mit Ungestüm gefordert, daß „Frau Capet“ unverzüglich vor das Revolutions-Tribunal gestellt werde. Nach einem vorläufigen geheimen Verhöre am 4. October wurde die Königin am 14. October 1793 vor das Revolutions-Tribunal gestellt, unter der Anklage, sich gegen Frankreich mit dem Auslande verschworen zu haben, die Landplage und der Blutig der Franzosen gewesen zu sein, die Finanzen Frankreichs in einer schredlichen Weise verschwendet zu haben und verschiedene Versuche zur Verbeiführung einer Contre-Revolution und zur Erregung des Bürgerkrieges gemacht zu haben. Den Schluß der Anklage bildete die Beschuldigung einer ganzen Reihe niederträchtiger Handlungen, die näher zu bezeichnen der Anstand verbietet. Die Königin bewahrte auch jetzt ihre Würde und Hoheit; als sie zu einer Erklärung über die angeordneten schamlosen Beschuldigungen gedrängt wurde, entgegnete sie mit halberstimmter Stimme: „Wenn ich noch nicht geantwortet habe, so geschah es, weil die Natur sich sträubte, auf eine solche, einer Mutter vorgelegte Frage zu antworten,“ indem sie zu den auf den Tribünen anwesenden Frauen gewendet, hinzufügte: „Ich verwehre mich auf alle hier anwesenden Mütter!“ Die Sitzungen des Tribunals dauerten von neun Uhr Morgens bis spät in die Nacht; einmal, halb ohnmächtig und ihren Anstrengungen erliegend, entschlüpfte es den Lippen der Königin wie eine Klage: „Ich habe Durst.“ Aber keiner der Umstehenden wagte, der Witwe Capet einen Schluck Wasser zu reichen. Die ganze Gerichtsverhandlung war nur eine Farce. Die Verurtheilung war von vornherein beschloffen, und nach einstündiger Beratung sprachen die Geschworenen das Schuldig. Es war vier Uhr Morgens, als man sie nach der Conciergerie zurückführte. Schon am folgenden Tage Vormittags elf Uhr wurde sie auf einem Karren mit schmutzigen Rädern, ein Brett als Sitz, ohne Heu oder Stroh auf dem Boden, mit einem Schimmel davor, in einen schlechten Nachtmantel von weißem Bique gekleidet, auf den Richtplatz geführt. Festen Schrittes bestieg sie das Blutgerüst, auf dem um ein Uhr ihr Haupt unter dem Fallbeile des Henkers fiel. Ihre letzten Worte waren ein Lebewohl an ihre geliebten Kinder. Zu dem Priester, der sie zur Richtstätte begleitete und in sie drang, sich in letzter Stunde reumüthig mit Gott zu versöhnen, sagte sie: „Sprechen Sie von meinen Fehlern, aber niemals von meinen Verbrechen.“ Und die neuesten Untersuchungen der Geschichte stellen die Wahrscheinlichkeit ihrer Worte nicht mehr in Frage.

Kadend verboten.

Liebhabeereien.

Von Emil Beschau.

Seit ich aus der Stadt in die ländliche Umgebung derselben gezogen bin, widme ich einen Theil meiner Ruhezeit dem Gemüsedau. Kommen nun Bekannte zu Besuch, und zeigt ihnen meine Frau, — ein wenig eitel, wie nun einmal alle „Amateurs“ sind, — die Herrlichkeiten unseres Gartens, dann bekommen wir meist Entgegnungen zu hören, wie die folgenden:

„Ach Gott, das bekommt man ja Alles in der Markthalle so billig. Es ist kaum der Rede werth.“

„Das muß Ihnen aber viel Arbeit machen. Langweilt es Sie denn nicht?“

„Für fünfzig Pfennige bekommen Sie in der Stadt viel größeren Blumentohl. Und das braucht ja doch Dünger, — nicht wahr?“

Und wenn das nun so weiter sprudelt, dann geschieht es wohl, daß wir, — ich und meine Frau, — einen eigenthümlichen, ganz eigenthümlichen Blick tauschen. Und in diesem Blick liegt eine kleine Geschichte, die Geschichte des verachteten Blumentohls, der nicht einmal fünfzig Pfennige werth ist und — Dünger braucht! Kämpft nur die Nase über ihn, ihr wißt ja nicht, wie theuer er uns geworden ist! Ihr wißt nicht, mit welcher Spannung wir jeden Morgen zu dem Saatbeete gingen, und welche Freude wir empfanden, als das erste Grün aus der Erde schoß. Ihr wißt nicht, mit welcher Eternliebe wir das Wachsen dieser Pflanzen beobachteten, wie uns ihr Gedelien über gar manchen Verdruß hinüberhalf, und wie wunderbar uns das Gemüthe schmeckt, das wir selber gezogen haben! Er ist kaum fünfzig Pfennig werth, dieser Blumentohl, aber wenn wir eine der stattlichen Rosen in's Haus tragen, geschieht es mit einer Empfindung, als hätten wir einen Schatz gefunden. Kämpft nur die Nase und wundert euch über unser kleinstes Thun, — ihr habt keine Ahnung davon, was für eine Freudenquelle zwischen diesen Krautköpfen und Spinatstauden lüthet, die man in der Markthalle so billig zu kaufen bekommt!

Aber so geht es mit den „Liebhabeereien“. Sie werden belächelt und bespöttelt, und doch ist es ein Glück, daß die meisten von uns — Liebhabeereien besitzen. Der Eine hängt sein Netz an Das, der Andere an Jenes, und Jeder glaubt,

daß bessere Theil erwählt zu haben. Aber auf den practischen Nutzen oder den Werth der Liebhaberei kommt es ja gar nicht an, — selbst wenn sie ganz unsinnig erscheint, kann sie ihren Segen stiften. Wir reiten uns zu ihr aus den Kämpfen des Lebens, wir ruhen aus und sammeln neue Kräfte, neue Kräfte und neuen Muth, denn nichts weckt mehr den Muth, die Lust, den Kampf wieder zu beginnen, als die Freude an irgend Etwas, das wir lieben. Und deshalb hat jede Liebhaberei ihr Gutes, auch wenn sie dem „objectiven Beobachter“ mehr oder weniger komisch erscheint.

Wie Mander lächelt über die Unermüdllichkeit, mit der viele Frauen häkeln und stricken, rechen und stiden, und über den Feuerzeiger, mit dem sie ihre Handarbeiten in allen Räumen ihres Hauses aufstapeln! Vielleicht sieht er gerade etwas recht, recht Unnützes, — aber warum denkt er nicht lieber an die Freude der Arbeit, an die stille Sonne, die in diesem zierlich gestickten Federwischer verkörpert ist? Und wer weiß, ob nicht gerade er selbst ernsthaft und selbstbewußt eine Liebhaberei pflegt, die dem „objectiven Beobachter“ weit mehr Ursache zum Lachen giebt.

Vielleicht gehört er der Gilde der Sammler an, unter welcher sich wohl die droßligsten Exemplare der Amateurs befinden. Man sammelt ja nicht allein Bilder, Münzen, Briefmarken, Blumen, Vögel, Schmetterlinge, Porzellan und Bücher, man sammelt auch weit merkwürdigere Dinge, wie Cigarrenstümpfen, Manschettenknöpfe, Streichholzschachteln, Spielkarten, Uniformknöpfe und — Schuhabsätze. Ich kenne einen alten Sonderling, der vor langen, langen Jahren einmal ein allerliebtes Stödelchen fand, das eine Dame verloren hatte, und seitdem sammelt er mit Leidenschaft Schuhabsätze. Das streift schon an Verriidtheit, — nicht wahr? — und doch weckt es ganz eigenthümliche Empfindungen und gar nicht uninteressante Gedanken, wenn man vor dieser Sammlung steht, in der von dem niedriglichen Pantöffelchen, bis zu dem eisenbeschlagenen Stiefel des Ketzlers, alle möglichen „Constructions“ vertreten sind. Ein anderer „interessanter“ Sammler war der Russer Schneidhölzer, in dessen Hinterlassenschaft man ein „Schildmagazin“ fand. Anhängeschilder aller Art, wie Fische aus Blech, Schinken aus Holz, Juchterhüte und Würste, Cigarren und Cylinderröhre und ähnliche Imitationen, wie er sie auf seinen nächtlichen Razzias zusammenbrachte. Auch die Dame, die in ein Album die Stoffproben ihrer Toiletten einsteckt, verdient hier genannt zu werden, ebenso wie der Engländer George Gosmin, der die Stühle berühmter Männer und Frauen sammelte, — eine Sammlung, die im vorigen Jahre in London versteigert wurde. Im Hotel Drouot, dem bekanntesten Pariser Auctions-Local, kam vor einiger Zeit eine Sammlung von 20,000, sage zwanzigtausend Portraits Napoleons I. unter den Hammer, und ebenso eine andere Sammlung, die sich auf Bücherbänden, Geißeln und ähnliche mittelalterliche Karitäten erstreckte. Wie lebhaft das Interesse an Photographien sein muß, beweisen die Lager der Bilderhändler und die Schaufenster derelben. Am Wiener Stadttheater war vor Jahren eine Schauspielerin engagirt, die ein seltenes Talent zum Schönsein hatte, und von ihrem Conterfei sind nach den Büchern des Photographen über dreißigtausend Exemplare verkauft worden! Wie viele Sammlungen schöner Frauenköpfe mag es aber auch geben in Ost und West und Nord und Süd!

Streifen die Liebhabereien bisweilen an's Lächerliche, so können sie andererseits auch gefährlich werden. Ich kenne einen gutbezahlten Künstler, der aus den Schulden nicht herauskommt, weil er alle seine Einnahmen in — Schubhaken anlegt. Und bekanntlich pflegte man diese in früheren Zeiten nicht selten mit kostbaren Edelsteinen zu schmücken. Die Sammler-Manie hat schon oft vermögende Leute zu Grunde gerichtet, und ebenso oft haben andere Liebhabereien zersetzend in das Berufs- oder das Familienleben eingegriffen. Irre ich, wenn ich als die gefährlichste Liebhaberei in unseren Tagen, — die Schriftstellerei bezeichne? Und als die höllischste, grausamste, unbarmherzigste . . . ach, man möge mir verzeihen, denn selbst der Bauer, dessen Garten an meine Gemüsedauerei stößt, besitzt ein Klavier, und während ich diese Zeilen schreibe, spielt sein Sohn, der Pastor werden soll, auf dem entsetzlichen Instrumente das schöne Lied von dem Mann mit dem Coats . . .

„Mutter, der Mann mit dem Coats ist da“ . . . Eben fängt er von Neuem an, und in meiner Empörung frage ich mich schon, ob meine Vertheidigung der Liebhabereien nicht ein verkehrtes Unternehmen ist. Aber wer weiß, über welche theologischen Vorkommungen der Mann mit dem Coats dem jungen Herrn hinüberhülft! Ich bin doch auf dem rechten Wege, wenn ich für die Liebhabereien eintrete; sie dürfen nur nicht zur allesbeherrschenden Manie werden und dann, — dann, — dann sollen sie eben möglichst geräuschlos sein.

In seinen Memoiren erzählt Vernet von einem Engländer, den das Leben so sehr droht, daß er schon vor dem Selbstmorde stand. Da kam er auf die Idee, Wasser aus allen Strömen und Flüssen der Welt in Flaschen zu sammeln, und von diesem Tage an freute er sich wieder seines Lebens. Ich hege den Verdacht, daß dieser Engländer trotz der „Memoiren“ erfunden ist. Aber ich sage mir auch, daß er gut erfunden ist und daß er symbolisch Alles sagt, was man über die Liebhabereien sagen kann. . . .

Kadend verboten.

Aus der Pariser Gesellschaft.

Paris, im April.

Nach der neuesten, offiziellen Statistik wurden in Paris im Jahre 1886, — die der folgenden Jahre ist begreiflicher Weise noch nicht erschienen, — 20,604 Ehen geschlossen und 688 aufgelöst. Wenn man bedenkt, daß die Ehescheidung, die sich inzwischen auffallend schnell eingebürgert hat, damals kaum erst in das französische Gesehbuch aufgenommen worden war, so ist jene Zahl immerhin schon eine recht ansehnliche; kommt doch auf dreißig Heirathen eine Scheidung! Die Statistik, mit deren ausführlichen Zahlenangaben ich die Leser nicht zu belästigen wage, zeigt uns ferner, daß die Ehescheidungen in den mittleren Klassen der Gesellschaft verhältnißmäßig am häufigsten vorkamen, in den Arbeiterklassen wenig, in der vornehmen Gesellschaft, mit der wir uns hier ausschließlich beschäftigen wollen, fast gar nicht. Was soll man daraus folgern? — Daß es in denjenigen Kreisen, in denen eine Trennung der Ehe am häufigsten nötig erschien, am wenigsten sittlich hergeht? — Mit nichten! Auf den ersten Blick hin scheint diese Folgerung ja viel für sich zu haben, aber sie ist doch irrig, denn die vielen Scheidungen im Mittel-

stande erweisen die noch vorhandene Ausscheidungskraft ungeheurer Elemente aus der Familie, eine Kraft, welche im vornehmen Paris fast ebenso selten anzutreffen ist, wie im Arbeiterstande, wo die Ehescheidungen leider immer seltener werden.

Die vornehme Pariser Ehe lebt, — keine Regel ohne Ausnahme, — von der gegenseitigen Duldung dessen, was eigentlich ihre Aufhebung bedeuten würde, wenn man von einer Ehe im idealen Sinne des Wortes überhaupt sprechen könnte. „Aus nichts kann nichts entstehen,“ sagt König Lear, und eine rein conventionelle Ehe braucht nicht aufgelöst zu werden, da sie in Wirklichkeit keine ist.

Die Durchschnitts-Ehe in den vornehmen Klassen der Pariser Gesellschaft verdankt ihr rein äußerliches Dasein in den meisten Fällen lediglich Geld- oder Familien-Rücksichten. Man hat sich nur wenige Male vor der in einer Mode-Kirche vollzogenen Trauung gesehen und noch viel weniger kennen gelernt. Und die Folge davon ist, daß man auch nach der unnatürlichen Verbindung, die einen neuen Salon und sonst weiter nichts schafft, neben einander und nicht in einander lebt. Die ganze französische Literatur lebt von den unvermeidlichen Konsequenzen dieses durch den Brauch geheiligten Zerrißens einer Ehe, vom Ehebruch mit einem Worte, und fast immer ist es nur verlegte Eitelkeit und nicht die Liebe, welche die sogenannten tragischen Conflite herbeiführt.

Die Leser werden es mir gestatten, gerade auf diesen schon so oft erörterten, unerquicklichen Gegenstand nicht näher einzugehen. Sie werden mir den Beweis für eine Thatsache erlassen, die so allgemein anerkannt worden ist, daß sie nicht mehr bewiesen werden braucht.

Das Traurige ist, daß diese ehelichen Mißstände auch die Erziehung der Kinder in Mitleidenchaft ziehen und sozusagen von Generation auf Generation vererbt werden. Man begreift ohne Weiteres, daß die conventionellen Ehen dem Kinde nur eine recht ungünstige Vorstellung von dem Familienleben beibringen können. Es sieht im zarten Alter vielleicht noch nicht ganz klar, aber Manches erräth es und zwar um so schneller, als es in Paris früh altert oder, wie man zu sagen pflegt, früh reif wird. Darum geräth die Jugend, welche oft im zartesten Alter in die Pensionate, die sogenannten Internate geschickt wird, vielleicht aus der Charvobis nur in die Schulla.

Die Internate stammen aus der Zeit des ersten Napoleon, der aus naheliegenden Gründen die militärische Erziehung bevorzugte. Trotz der zahllosen Regierungswechsel haben sie sich erhalten, und alle Agitationen wider diese spartanische Einrichtung dürften auch so lange nichts nutzen, als sie nicht durch etwas Besseres ersetzt werden kann. Man wirft dem Internat mit Recht eine Art von störrischer Erziehung vor; ganz abgesehen von der ständigen, bedenklichen Berührung bei Tag und Nacht mit corruptirten und folglich corruptirenden Elementen, die sich in so zahlreicher Gemeinschaft immer finden, fehlt auch das treue Mutterauge, die Vaterliebe, kurzum die Familien-Erziehung, welche tiefer als irgend eine andere auf die seelische Entwicklung des Kindes wirkt. Aber da von einer guten Familien-Erziehung in den vornehmen Pariser Gesellschaftsklassen, wie gesagt, kaum die Rede sein kann, und alle Eltern-Bärtlichkeit sich auf Affenheute und blinde Vergötterung beschränkt, so erscheint es noch das Beste, die Dinge so zu lassen, wie sie sind. Die Gesellschaftsreform müßte an einer ganz anderen Stelle begonnen werden.

Es begreift sich nach dem eben Gesagten, daß die Jugend ihr Verhältnis zu den Eltern rein äußerlich auffaßt, und daß die Fälle nicht selten sind, wo beispielsweise die Mutter auf die aus der Pension zurückkehrende und in's Leben tretende Tochter eifersüchtig, oder wo der Vater der verquälungslustige Kamerad des Sohnes ist. Die Jugend hat von der Ehe nur die schlechten Seiten kennen gelernt; kein Wunder, daß sie keine Hochachtung vor ihr empfindet und in ihr, gleich Eltern und Voreltern, nur etwas Hergebrachtes, nur ein Mittel zur Erreichung gesellschaftlicher und finanzieller Zwecke sieht.

Kommen wir auf das Verhältnis der Eheleute in der vornehmen Pariser Gesellschaft zurück. Die pikante Frage liegt nahe: wer ist in den meisten Fällen der schuldige Theil, — der Gatte oder die Gattin? Häufig wird es ja schwer sein, gleichsam mit dem moralischen Zollstabe in der Hand die Schuld des Einen und des Anderen abzumessen. Aber im Allgemeinen darf man doch wohl behaupten, daß die Frau der bessere Theil in dieser Pseudo-Gemeinschaft ist. Fast immer ist es der Gatte, der ihr durch seine Rücksichtslosigkeit und Ausschweifungen das Gefühl der Achtung und damit den besten sittlichen Halt benimmt. Nur widerwillig, — gleichsam unter dem Druck der gesellschaftlichen Gepflogenheiten, und in die Fußstapfen des Schuldigen. Es bedürfte von seiner Seite nur einer ganz kleinen Dosis von Beständigkeit, nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, der man anmerkt, daß sie aus dem Herzen kommt, statt lediglich eine gerade von Seiten des Gatten beleidigende Galanterie zu sein, — um die Frau vor dem Straucheln zu bewahren. Aber selbst zu diesem Wenigen vermag sich meist der nicht aufzuschwingen, dem der Pariser Freudenbecher Markt und Seele vergiftet hat. Und dennoch verliert es so manche Frau, durch feinen Tact und vielfache Opfer, den Teufel dem Dämon des Pariser Lebens abzurufen und dem Familienleben zu gewinnen. Leider gelingt es nur zu selten!

Der Club mit seiner Politik, seinem Gladienspiel, seinen schlaftrigen Gesprächen, seinen leichten Beziehungen zur Coullissenwelt und zum Kennplatz, ist der aller schlimmste Feind der Familie. Salons wird es zwar in einer Stadt, und zumal in einer Stadt wie Paris, immer geben, aber der Salon, in dem die Causerie blüht, in dem man nicht nur klatscht, sondern geistreich plaudert, ist verschwunden und durch die Clubs ersetzt, die gegenwärtig so zahlreich sind, wie die Sommerfrischen am atlantischen Ocean. Unsere Zeit ist ohnehin schon eine materialistische, und das Ceremoniell in den vornehmen Häusern ist nun ganz und gar nicht dazu angethan, um die Herzen zu fesseln und dem Zuge der Zeit entgegenzuwirken, der den Schwerpunkt des gesellschaftlichen Lebens aus dem Privathause, aus dem Familienleben an einen mehr oder weniger öffentlichen Ort verlegt und nach orientalischen Mustern die Geschlechter sondert.

Die armen Pariser Frauen haben wirklich einen üblen Stand, und man könnte es ihnen nicht verargen, daß sie alles Mögliche thun, um aus ihrer häuslichen Verwaisung hinauszukommen, wenn sie nicht selbst häufig die Schuldigen wären.

Die einen suchen sich für die unverdiente Zurücksetzung seitens ihrer Gatten in einer Weise schadlos zu halten, welche sich leicht erräth. Sie nennen das „sich in's Unvermeidliche finden“, und dies Unvermeidliche nimmt in zahllosen französischen Lustspielen, der Wirklichkeit entsprechend, die Gestalt des betannten Hausfreundes an, der auf den Pariser Brethern so

unvermeidlich ist, wie auf den deutschen die heirathslustige, junge Witwe.

Einige andere vernachlässigte Gattinnen stürzen sich, — wenn ich mir das lächle Bild gestatten darf, — kopfüber in die sogenannte Frauen-Bewegung. Sie sind zwar reich und vornehm genug, um nicht Medicin und Mathematik, oder gar die Rechte studiren zu brauchen, und ebenso wenig kümmern sie sich um das active oder passive Wahlrecht, aber sie gründen selber Clubs, oder sie versuchen wohl gar, dem süchtigen Gatten in die feinen zu folgen. Das geht begreiflicherweise nicht ohne einen völligen oder theilweisen Verlust dessen ab, was der Mann am Weibe am höchsten schätzt, — der sittigen Scham und holden Muth. Giebt es denn überhaupt etwas Widerwärtigeres, als dieses gemeinsame Verlassen des Hauses, um sich an einem dritten Orte in gemieteten Möbeln wieder zu begegnen und mit einer Gasthaus-Küche vorlieb zu nehmen? Hier geht es freilich milder steil zu, aber liegt es nicht näher, statt des Hauses, die Sitten zu wechseln und daheim freier und natürlicher zu sein?

Und in der That ist dies von den Uebeln noch das geringste und am meisten dazu geeignet, um dem Gatten die Häuslichkeit werth und theuer zu machen. Er liebt die Bequemlichkeit, das sans gêne; die Frau, die ihm diese Schwäche nachsieht, opfert damit zwar ein kleines Theilchen ihrer häuslichen Majestät, aber dies heroische Opfer gewinnt ihr bisweilen auch sein Herz. Freilich gehört von Seiten der Gattin viel Tact dazu, um die Langeweile, welche ihren Salon bis dahin trotz Blumenrost und Kerzenglanz erfüllte, gründlich zu verdrängen und doch ihrer Würde nichts zu vergeben und jene Grenzen nicht zu verwischen, welche die wirklich vornehme Frau von einer anderen Gattung von Frauen trennt. Drängen sich doch letztere mehr und mehr in die Gesellschaft ein, giebt es doch nur zu viel Gelegenheiten, wo die beiden Welten hart an einander stoßen, und zwar leider nicht nur an den Stelldecks der fashionablen Welt, im Bois, in den Ausstellungen, bei den Kassen und Theater-Prentieren, nein, auch in jenen tiefen Gesellschaften, welche ein Symptom der wachsenden Amerikanisirung des vornehmen Paris sind. Sie sind es in der That, welche neben den Clubs dem Familienleben und dem Salon mit seiner ansehnlichen Gesellschaft am gefährlichsten sind. In ihnen verschwindet die Individualität, wie im Club das Weib, und da wenig Hoffnung vorhanden ist, daß diese Uebelstände beseitigt werden, so darf man leider auch auf eine allgemeine Besserung der ehelichen Verhältnisse in der vornehmen Pariser Gesellschaft kaum zählen. Das schließt aber, wie gesagt, nicht aus, daß in dieser oder jener Familie rühmliche Anstrengungen gemacht werden, um eine Ausnahme von der Regel zu bilden. Eugen von Jagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frühlings-Bowlen.

Zu unserem ganzen Bekanntheitskreise hieß mein alter Oheim Fritz der „Bowlen-Dunkel“, und das Wunderbarste war, er ließ sich den seltsamen Namen gern gefallen.

Freilich: er hatte ihn in Ehren erworben und verdiente ihn sich in Ehren immer wieder auf's Neue. Weit und breit wußte Niemand eine so vortheilhafte Bowle zu brauen, als er, und es war im ganzen Kreise, — wir lebten auf dem Lande, — Gebrauch, daß Dunkel Fritz bei jedem Feste, kaum daß sein Wagen auf den Gutshof gerollt war, von dem Herrn Nachbar mit freundschaftlichem Händedruck in die Speisekammer geführt wurde, allwo die Ingredienzien zum Ansetzen der Mischung regelmäßig schon bereit standen. Bisweilen sperrte er sich dann wohl ein wenig: „Kinder, Ihr kommt das ja eben so gut, als ich!“ aber er gab schließlich jedesmal nach. „Müßte ja sonst das ungläubliche Zeug trinken, das da verständnißlos zusammengemacht wird!“ vertraute er mir einmal an. „Und beim besten Willen, das kann ich nicht!“

Als ich größer wurde und wohl einiges Verständniß für seine Spezialkunst zeigte, erlaubte er mir auch dann und wann, ihm helfende Hand zu leisten. Von der Pike auf mußte ich dienen: mit Zuckerlophen und Eiszerstädeln begann ich, erst nach geraumer Zeit durfte ich die Flaschen aufziehen (es ist das gar keine so leichte Kunst, weil auch nicht ein Spritzen-Lad in den Wein gelangen darf), und ich war schon wohlbestallter Korpsbursche, als er mich in die intimen Geheimnisse seines Könnens einweihte. Unter Dunkel, es hat meinem seligen Papa viel Geld gelöst, daß ich Dein eifriger Schüler wurde, — im Bowlenbrauen und im Bowlentrinken!

Dunkel Fritz ging bei seinem Unterrichte ungemein methodisch zu Werke, wie er dies auch in praxi bei seinem Mischkrug that. „Gut Ding will Weile haben“, war sein Lieblingswort, und dann explicirte er wohl weiter: „Heute giebt man da ein halb Dutzend Flaschen zusammen, wirft sechs Hände voll Strenuzucker und eine Büchse Ananas nebst einigen Stücken Eis hinein und nennt das Zeug Bowle! Brrr, — mich schaudert, wenn ich nur an solche Barbarei denke.“ Und dabei zog sich sein ganzes, sonst so glattes Gesicht in tausend Falten und Rälchen, und die Augen des alten Herrn nahmen auf einen Moment einen ganz starren, entsetzten Ausdruck an.

„Da waren die Griechen und Römer,“ fuhr er dann fort, „obwohl ich sonst von ihrem Verständniß für die liebe Gottesgabe, den Wein, nicht übermäßig viel halte, ja schon kläger. Ich glaube, der selige Herr Lucullus würde seinen Kellermeister vom Fied weg auf die Krügelbank geschickt haben, wenn er auch nur ein Quentchen zu viel Honig in den Myrthen-Wein gegossen hätte, wenn Cjzer und Falerner nicht haarscharf in dem richtigen Verhältniß gemischt, oder der Mischkessel zu früh in den kühlenden Schnee gesetzt worden wäre. Der Myrthen-Wein übrigens, muß Du wissen, den die Medilen an hohen Festtagen den Göttern darbrachten, und den die Priester in deren Stellvertretung sicher selbst anstranken, — ich beneide sie nicht um den zweifelhaften Genuß, — ist wohl der Urahne der Bowle...“

Von den goldenen Regeln, welche ich Dunkel Fritz verdanke, und die mir manchen Lobespruch von bebarteten, aber auch von schönen Lippen eingetragen haben, darf ich jetzt, wo der Frühling uns bald seine Gaben senden wird: — das duftende Maitraut vor Allen und die aromatische Wald-Erdbeere! — wohl Einiges verrathen.

Zunächst eiferte der Bowlen-Dunkel allezeit gegen den Frevel und „die Thorheit“, gute Bowlen mit schlechtem Wein herzustellen zu wollen. — Hand auf's Herz: der Frevel scheint verbreiteter, als gut. Ist die Eufette: „Bowlen-Wein“ doch nachgerade zu einem äußeren Merkmal jenes Krägers geworden, den unsere guten Vorfahren als Dreimänner-Wein bezeichneten. „Denn Einer kann es nicht allein, es müssen immer Dreie sein!“ meinten sie, nämlich Einer, der trinkt und Zwei, die den armen Sünder halten. Der Wein, den man zur Bowle nimmt, soll leicht sein, aber gut. Ich nenne mit Absicht keine bestimmte Weingegend als die zu bevorzugende, denn leider kommt heutzutage schlechtes Gewächs von der Mosel wie von Kröffen; man trane in dieser Beziehung lediglich der eigenen Junge und allenfalls einem als solide bekannten Weinhändler.

Zum Zweiten: Der sogenannte Strenuzucker verdirbt den besten Wein. Nur allerbeste Kaffinade, oder im Nothfall der allerfeinste Puderzucker ist würdig, Wein versüßen zu dürfen, und es empfiehlt sich, den Zucker vor dem Gebrauch in kaltem Wasser aufzulösen. Das Zumeisten der richtigen Quantität wird damit später wesentlich erleichtert.

Zum Dritten: Maitraut und Erdbeeren, um zunächst bei diesen beiden Wurzeln zu bleiben, bedürfen von Anfang an einer gänzlich verschiedenen Behandlung. Das Maitraut entwickelt nach meinen Erfahrungen am meisten Aroma, wenn es nicht ganz frisch gepflückt ist, die Wald-Erdbeeren (alle übrigen Erdbeer-Sorten sind Rothbehl) dagegen können nicht frisch genug sein. Das Maitraut muß sorgfältig verlesen werden, und nur seine zartesten Blättchen dürfen zur Verwendung gelangen, die Wald-Erdbeere verliert durch Abwaschen die Hälfte ihrer Feinheit. Das Maitraut darf nur auf wenige Minuten, am besten mit einem Porzellan-Trichter in die Bowle getaucht, eine Erdbeer-Bowle soll frühzeitig, — drei Stunden vor dem Gebrauche etwa, — angelegt werden. Dunkel Fritz aber wandelte auch in letzterer Beziehung seine eigenen Wege: er verlangte sehr reichlich Früchte und gab zunächst beim Ansetzen nur etwa zwei Drittheile seines Vorrathes in die Bowle, das letzte Drittheil aber fügte er erst unmittelbar vor dem Kreutzen bei. Und er that gut daran: die zuletzt hinzugesetzten Früchte, die noch in ihrer ganzen Frische in den Gläsern schimmern, sind ein berechtigtes Zugeständniß an den Augen des Trinkers.

Es war übrigens eine wirkliche Freude, unseren Bowlen-Künstler seine Erdbeer-Schüssel behandeln zu sehen. Nachdem er die beiden Theile nach seinem Recepte getrennt hatte, überschüttete er zunächst die größere mit feingestobener Kaffinade und setz sie dann, den kostbaren Schatz sorgfältig in den Händen wiegend, in leichte Schwingungen, bis der Zucker sich wie ein gleichmäßiger Thau über alle einzelnen, selbst über die am tiefsten liegenden Erdbeeren verbreitete. Erst wenn er sich von dieser Thatfache überzeugt hatte, goß er langsam, ganz langsam, eine halbe Flasche Weir auf, deckte die Früchte zu

und ließ sie reichlich eine halbe Stunde ziehen, ehe er diesen ersten Aufguß dem großen Mischkrug anvertraute. Und wie gewissenhaft kostete er dann ein kleines Bröckchen von jeder weiteren Flasche, bevor ihr Inhalt in das Gefäß wanderte; wer jemals das Unglück gehabt hat, sich mit einer „nach dem Fropfen Schmiedenden“ eine ganze Bowle zu verderben, weiß diese Vorsicht zu würdigen.

Streiten läßt sich darüber, ob man die Mischung aus dem Weine, welcher die Grundlage der Bowle bildet, aus Zucker und Frucht noch durch weitere Zusätze verbessern kann. Was die Maitraut-Bowle anbetrifft, so geht meine unmaßgebliche Ansicht dahin, daß jeder Zusatz eines schweren Weines, auch jeder Selbztzusaß, nicht sonderlich vorthellhaft ist, — das Einzige, was ich zur Abwechslung einmal zu probiren bitte, ist das Beifügen einiger, sorgfältig entkernter Schnitten Apfelsine. — Anders bei der Erdbeer-Bowle. Wenn der leichte Duft des Maitrautes von jeder fremden Beimischung gedämpft wird, so lebt das kräftige Aroma der Wald-Erdbeere unter dem Zusätze eines edleren „Stoffes“ förmlich auf; ich habe gefunden, daß eine Flasche guten, vollen Rheinweines auf etwa sechs Flaschen leichten Weines jede Erdbeer-Bowle verbessert, und daß man des Guten an Schaumwein nicht genug thun kann. Ja, ich gehe so weit, als das Ideal einer Waldbeere-Bowle diejenige zu bezeichnen, welche nur aus mit Rheinwein angefeuchteten Früchten und leichtem Sekt besteht, — den Zucker darf man aus Sparamkeits-Gründen dabei fortlassen lassen.

Mit dem Zuckersatz ist es überhaupt eine eigene Sache: die Geschmacksrichtungen gehen in dieser Beziehung weit, sehr weit ans einander. Ich muß gestehen, daß mir allzu herbe Bowlen nicht sonderlich zusagen, denn das Aroma der Frucht bedarf der Süßigkeit zu seiner vollen Entwicklung. Unstreitig ist zwar richtig, herbe Bowlen „bekommen“ besser. Diese Frage tritt aber doch nur da in den Vordergrund, wo eine „Massenverteilung“ geplant wird, und über solche böse Absichten darf ich mich hier wohl füglich ausschweigen. Das mögen die Herren der Schöpfung unter sich abmachen, — an dem obligaten Käthesen soll es dann trotz der Herbeheit der Bowle meist doch nicht fehlen.

Eine gute Bowle muß kalt sein, aber sie darf nicht zu kalt sein. Dunkel Fritz sprach stets „von jenem Temperaturgrade, der ein angenehmes Gefühl der Kühle auf der Zunge und im Gaumen hervorbringt“, und er verriet es absichtlich, diese Temperatur etwa „thermometermäßig“ festzulegen. Sie war ihm eine variable Größe, bei deren Bemessung z. B. die Gesamttemperatur eine große Rolle spielte; im Hochsommer kühlte er seine Meister-Bowlen weit intensiver, als im Frühjahr. — Niemals aber darf das Eis mit dem Weine in unmittelbare Berührung kommen, der Mischkrug soll vielmehr nur in feingeschlagenes Eis gestellt werden.

Wie gesagt, Dunkel Fritz war ein Meister im Bowlenbrauen, — auf die Art und Weise, wie sein Werk jedoch in das Speisezimmer kam, legte er wenig Werth. Er war eben leider ein alter, eingestrichelter Dagestolz und lachte uns Jungen aus, wenn wir in seinem Hause über die einfache, altpfändliche Bowlen-Terrine und eine Bemerkung erlaubten. Dagegen habe ich, als ich im vorigen Frühjahr bei einem jugendlichen Künstlerpaare in München zu Gäste war, eine Meisterin in der Kunst, eine Bowle auch dem Auge lieb und werth zu machen, kennen gelernt; als wir fröhlich beisammen saßen und vom schönen Rhein, der Heimath der reisenden Hausfrau, plauderten, öffnete sich plötzlich die Thür, der Diener rollte ein kleines, niedriges Tischchen herein. Auf demselben ruhte ein mächtiger, dunkelglänzender Bronze-Kübel, in dem von glühendem Eis umgeben eine schön geschliffene Krystall-Bowle sich stolz erhob. Den Rand der letzteren aber umrahmte ein dichter Kranz duftender Rosen und einige wenige Rosenblätter schwammen auf dem klaren Spiegel des vortheilhaften Maitrautes.

Ich glaube, selbst Dunkel Fritz würde damit einverstanden gewesen sein. H. v. S.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der Kampf mit dem Drachen.

Von C. Reichert. Siehe das Bild, Seite 73. — Wie bedrohlich das Ungeheuer in der Luft umherflog, in unregelmäßigen Sprüngen bald aufwärtschießend, bald in zigzag-Linien niederfallend, und dabei mit dem langen, dünnen Schwerte die Luft peitschend! Ein merkwürdiges Thier, ein Vogel zweifellos, aber von schrecklicher Gestalt, wie Molly, Polly, Joly und Nips noch nie einen gesehen haben. Nun nähert er sich dem Erdboden immer mehr, er wackelt ein paarmal in der Luft, dann neigt sich sein Schnabel plötzlich scharf nach unten und er schneht schweißschlagend herab, mitten zwischen die erstreckt aus einander fahrenden Gunde-Spielgeossen, und Polly, den Jüngsten, mit seinem glatten, knisternden und grünlich anzuwachsenden Weib bedeckend. Ein ängstliches Gewinsel des Jüngsten, das die entsetzten Spielgefährten zu Hülfe ruft, und die letzteren ermahnen sich und kurzen sich kläffend auf das schwerfällig am Boden liegende Ungeheuer. Ein Rud von scharfen Zähnen, ein Strampeln von Pollys Füßen, und das Ungeheuer hat die Todeswunde empfangen. — es wird sich nie mehr zu solchem Anzuge in die Lüfte erheben. Etwas beschämt erkennen Molly, Polly, Joly und Nips, daß sie sich vor einem Drachen gefürchtet haben, der eigentlich gar kein Drache ist, sein feuerpeinender, lindereffendender und königsdäuter gefangen haltender wenigstens. Sie werden für ihren siegreichen Kampf mit dem Drachen wahrscheinlich Krüge bekommen, aber auch die Lehre daraus ziehen, daß aus der Entfernung Manches ungeheuerlich erscheint, was in der Nähe gesehen sich sehr harmlos erweist.

Edelweiß.

Von R. Wagner. Siehe das Bild, Seite 77. — Nur an fast unzugänglicher Felsenschroffe wächst das Edelweiß, die charakteristischste Blume der Alpenwelt. Zwar hat man auch sie zu kultiviren vermagt, aber trotzdem man Töpfe mit blühenden Edelweiß-Pflanzen in jeder großen Gärtnerei kaufen kann, ist der Versuch doch kaum als gelungen zu betrachten, denn die künstlich gezogene Pflanze verliert ihre Eigenthümlichkeit, um derentwillen sie neben ihrer verhältnißmäßigen Seltenheit und der Gefahr des Blüdens am meisten geschätzt wird, — den feinen wellenartigen Heberzug der Blüten- und Stielblätter, der die an sich unscheinbare und düstlose Pflanze beinahe unverwundlich macht. So ist ein Edelweißstrauch noch immer das beliebte Erinnerungszeichen geblieben, das jeder Alpenreisende mit nach Hause bringt. Selten freilich hat der Bergkletterer sein Edelweiß-Sträußchen selbst gepflückt. In jedem von Fremden besuchten Orte der Schweiz ist solch ein Andenken billig zu haben, und man muß schon ein geübter Bergsteiger sein, um selbst in die Regionen emporzubringen, in denen an steilen Abhängen das Edelweiß seine Wurzeln in die Felspalten treibt. Aber nicht nur der die Schweiz bereisende Fremde schätzt die Edelweißblüte und nicht nur, um sie zu verhandeln, pflückt sie der sonst so industriös angelegte Schweizerbau. Auch idealer Beweggründe veranlassen ihn dazu, am schwindelerregenden Abgrunde sich der Gefahr auszusetzen, um einer unscheinbaren Blume willen in die Tiefe zu stürzen und das Gemid zu brechen. Kann er doch sein Dearnbl durch nichts beweiskräftiger von seiner Liebe überzeugen, als wenn er ihr einen Büschel Edelweiß überreicht, das er selbst gepflückt hat mit Gefahr seines Lebens. Wo kann noch die Gemse einen Stützpunkt für ihren Fuß finden, da klettert er umher, an einem Grasbüschel sich haltend, der jeden Augenblick nachgeben kann, mit dem Knie sich gegen das Gestein pressend, des Todes sicher, wenn er den Halt verliert, oder wenn ihn der Schwindel packt. Fürwahr, er hat Recht zu einem stolzen und lauchenden Jubelruf, wenn er heimkehrt, die Edelweißblüthen am Hute, und er sein Dearnbl nach sich ausstapfen sieht. Jedes Jahr fordert das Edelweißpflücken seine Opfer; eigentlich müßte die weiße Blume roth gefärbt sein wie die Alpenrose, die man an viel gefährlicherer Stelle findet.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Karde. — Wie bereitet man Karde als Gemüse zu? A. B. Blechgefäße. — Wie behandelt man neue Blechgefäße, um den darin bereiteten Speisen möglichst bald den ihnen anfangs anhaftenden Beigeschmack zu nehmen? Edelweiß in A.

Antworten.

(Auf die bezüglichsten Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Heidelbeer-Wein (64). — Einen guten, dem Burgunder an-nähernd ähnlichen Wein bereitet man aus reifen Heidelbeeren, welche man zerquetscht, mit Hollunder-Blüthen, Nelken und Zim-mel versetzt und mehrere Tage ruhig stehen läßt. Nach dieser Zeit wird der Saft durch Tücher gepreßt, auf ein mit Muskatnuß auf-gebranntes Fäßchen gefüllt und dann werden auf jedes Kilo Saft 2 Kilo Zucker zugefetzt. Nach erfolgter Gährung zieht man ihn auf ein anderes Fäßchen ab, giebt 1/4—1/3 Traubenwein hinzu und füllt nach einigen weiteren Tagen den Wein auf Flaschen, die gut verkorkt werden.

G. G., München. — Für die Einrichtung eines Zimmers im Bauern-Ge-schmacke giebt es eine Halle hübscher Gardinen; sind doch fast alle die-wellach vorhandenen Vorhänge gleich gezeichnet in diesem Sinne. Sie fin-den, abgesehen von den feinen und deren Ecen-Stoffen, andere mit einge-wickelten, einfarbigen und bunten Motiven. Sehr hübsch nimmt sich, wenn Sie die Maße nicht scheuen, — als unterer ein- oder zweimal umgeschiffter Ab-schluß — ein solches Muster aus, von denen unsere Webereien und die Extra-Blätter eine so große Auswahl bringen. Wenn der Bauern-Indu-strien entnommen, machen sie namentlich in roth und blauem Streifen, oder in schwarzem Flachstich sehr einen sehr guten Eindruck. Auch für das Arran-gement finden sie zahlreiche Vorbilder, am besten würde ein Turm, in Quersch-liffen gezeichnete Lambrquin passen, ebenso auch glatt bemalter bühnen-ähn-licher Tisch zusammen zu ziehene Stühle, die das gemalte Fenster frei lassen und das Licht nicht beschränken.

R. S., Montreux. — Ein Wandschraut im Zimmer läßt sich sehr gut für eine kleine Bibliothek verwenden; man nimmt die Thür heraus, füllt den Schrank mit zur Aufnahme der Bücher geeigneten Röhren und schließt ihn durch einen Teppich ab, der hübsch arrangirt, entwerter herunterhängt und so verdeckt, aber leicht gerast und durch eine Schür mit Knospen gehalten, einen Theil der Bücher sichtbar läßt. Beim Durchblättern der Frauen-Zeitung werden Sie verschiedene, diesem Zwecke entsprechende Fortsetzer finden. Wenn Sie inessen etwas Genaueres über den Formen-Stil lesen, so empfehlen wir Ihnen: Hirt „Das deutsche Zimmer“ (Verlag von G. Hirt, München).

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild.

Nachdruck verboten.

Die wandernde Psyche.

Novellette von Paul von Szezevaniski.

Unsere kleine Tafelrunde hatte nur sieben Personen gezählt. Es hatte deshalb in dem reichen und gastfreien Hause an keinem der ausserlesenen Genüsse gefehlt, welche Küche und Keller zu bieten vermögen; aber die Steifheit und Gezwungenheit, welche von allen größeren Dinern unzertrennlich sind, waren unserem kleinen Kreise fern geblieben. Wir hatten den Kaffee in dem Gartenzimmer genommen, mit dem Ausblicke auf ein kleines, schon herblich gefärbtes Paradies, das, trotzdem es von einem Berliner Häuser-Viertel eingeschlossen wird, durch geschickte Vertheilung der Baumgruppen den Eindruck eines großen ländlichen Parkes gemacht haben würde, wenn über die hohen Dächer nicht verlorene Töne des Straßenlärms der Weltstadt ihren Weg in dieses Eden gefunden hätten. Dann waren wir in den Speiseaal zurückgekehrt, um uns von der Möglichkeit der Verwandlung des Speisetisches, an dem wir eben noch gefessen, in ein Billard zu überzeugen. Die Hausfrau hatte ihren, von einer längeren Reise zurückgekehrten Gatten mit diesem Wundermöbel überrascht, und sie erntete von allen Seiten Dank für diese Bereicherung der gesellschaftlichen Annehmlichkeiten ihres Hauses, als wir uns durch Augenschein von der practischen Verwendbarkeit dieses Meisterstückes eines modernen Kunstschlers überzeugt hatten.

Aber aus der geplanten allgemeinen Partie wurde nichts. Die lebenswürdige Hausfrau hatte von vornherein erklärt, daß sie es vorzöge, zuzuschauen. Fräulein Olga von Wolkowka, eine junge Russin, behauptete, Bewegung nach Tische sei eine barbarische Sitte, an der sie niemals ein Vergnügen finden würde, trotzdem sie, wie sie durch einen Meisterstoß bewies, das Quec mit der Sicherheit eines Billard-Professors handhabte. Frau von Borbeck, die schöne Gattin eines Kapitäns der Kriegsmarine, dessen Schiff seit langer Zeit in fernem Meeren kreuzte, verhielt sich ebenso ablehnend, und ich benutzte mit Vergnügen den Vorwand der den Damen schuldigen Rücksicht, um nicht eingestehen zu müssen, daß ich mit dem ersten Stoße unfehlbar auch dem unentweichten grünen Tuche den ersten Riß beigebracht haben würde. Baron Tenczin kam danach gar nicht mehr in Frage, denn er hatte schon bei Tische auf jede mögliche Weise die Aufmerksamkeit der jungen Russin auf sich zu ziehen versucht, und auch wenn keine der Damen ihm ein besonderes Interesse eingefloßt hätte, würde er nicht von ihrer Seite gewichen sein, denn er gehörte zu den Herren, die ihren Lebenszweck erfüllt glauben, wenn sie, gleichviel ob mit oder ohne Erfolg, vor Frauenaugen Parade reiten können. So blieb nur der Hausherr, dem sein Arzt Bewegung nach Tische verordnet hatte,

und Geheimrath Boretius, der als passionirter und routinirter Billardspieler seine Freude darüber nicht verbarg, daß die Dilettanten von der Partie zurücktraten.

Es war so behaglich in dem Speise-Salon mit seinen köstlichen französischen Gobelins, daß wir gern der Auforderung der Hausfrau folgten, in der ein wenig erhöhten Nische des großen Fensters Platz zu nehmen. Der Diener hatte den beiden spielenden Herren die Krone über dem Billard angezündet und die Fenstervorhänge zugezogen; wir saßen in zur Träumerei aufforderndem Hell Dunkel, und nur auf die Gesichter der drei Damen fiel ein rothes, flackerndes Licht aus dem Kamine,

streuten Gesichte in beinahe unnatürlicher Frische hervorlugenden Lippen führte. Auf dem Divan, neben der Hausfrau, saß Frau von Borbeck, ernst und schweigsam, wie sie während des ganzen Diners gewesen, und mit einem fast wehmüthigen Ausdruck in den schönen Zügen, der ihr von vornherein ein erhöhtes Interesse sichern mußte.

Auch Baron von Tenczin schien jetzt auf dieses Räthsel aufmerksam zu werden, das mich während des ganzen Nachmittags im Stillen beschäftigt hatte, denn er wandte seine Aufmerksamkeit von Fräulein von Wolkowka ab und der schönen Frau zu. In seiner ungenirten Weise, — er lebte eigentlich immer auf Reisen und brachte in jeden Salon ein wenig von der Art des freien Table d'hôte-Verkehrs mit, die ihn nicht schlecht kleidete, da er niemals die guten Formen des vollendeten Weltmannes dabei außer Acht ließ, — ging er direct mit einer in anderem Munde vielleicht Mißbehagen erregenden Bemerkung auf sein Ziel los, das Räthsel zu lösen. Die lebenswürdige Hausfrau, welche meine Ansicht theilen mochte, daß diese Art Frau von Borbeck gegenüber nicht ganz am Platze war, beeilte sich, die Letztere der Nothwendigkeit zu überheben, Herrn von Tenczin selbst eine Antwort zu geben.

„Wir müssen Frau von Borbeck doppelt dankbar sein, daß sie heute, trotz ihrer trüben Stimmung, meiner Einladung gefolgt ist,“ sagte sie, der schönen Frau mit Herzlichkeit die Hand bietend. „Sie müssen wissen, daß meine Freundin ihren Gatten mit Bestimmtheit in der nächsten Zeit aus den ostafrikanischen Gewässern, wo sein Schiff seit zwei Jahren stationirt ist, zurück erwartete, und daß sie heute eine Depesche erhalten hat, welche ihr ankündigt, daß sein Kommando auf sechs Monate verlängert worden ist.“

Fräulein von Wolkowka erhob sich lebhaft aus ihrer halb liegenden Stellung und wandte Frau von Borbeck mit unverschämtem Erstaunen ihr Gesicht zu.

„Seit zwei Jahren, gnädige Frau?“ rief sie in ihrem, trotz ihres sonoren Organs hart klingenden Deutsch. „Und das ertragen Sie?“

Wir lachten über diese ungebändigte Naivetät, und selbst über Frau von Borbeck's Züge huschte ein Lächeln.

„Wenn ich es hätte ändern können, liebes Fräulein,“ erwiderte sie, „hätte ich ihn überhaupt nicht von mir gelassen.“

Fräulein von Wolkowka lehnte sich wieder in ihre bequeme Stellung zurück.

„Ich hätte ihn nicht geheirathet,“ sagte sie bestimmt, „oder ich ließe mich scheiden.“

Wir lachten von Neuem, während sie gleichmüthig ihre Cigarette an die Lippen führte und einen kunstgerechten Ringel von sich blies.

Baron Tenczin gab Frau von Borbeck gegenüber in lebenswürdiger Weise seinem Bedauern Ausdruck, an einen wunden Punkt gerührt zu haben. Uebrigens



Kronprinzessin Wilhelmine von Holland. — Siehe Seite 87.

in dem ein Feuer von knisternden, aber nur geringe Wärme gebenden Tannenzapfen loderte. Fräulein von Wolkowka hatte sich zu Füßen der Hausfrau auf ein Tabouret niedergelassen, und die Art, wie sie sich in halb liegender Stellung an den Divan zurückschmiegte, sodas die einen winzigen Fuß umschließenden schwarzen Halbschuhe und seidenen Strümpfe von gleicher Farbe unter dem Saume ihres Gewandes hervorlugten, war trotz aller Anmuth ebenso wenig frei von berechnender Koletterie, wie die lässigen Bewegungen, mit denen ihre winzige, schnee-weiße, fast ebenso breite als lange und mit kleinen Grübchen über jedem Fingeransatz versehene Hand die Cigarette an die rothen, aus dem mit Reispuder be-

kannte er jene Meere, in denen der Kapitän kreuzte, aus eigener Anschauung, und das bot ihm die beste Gelegenheit, den Zwischenfall am schnellsten vergessen zu lassen. Er hatte Zanzibar auf seinen verschiedenen Weltreisen mehrmals berührt, hatte einmal sogar längere Zeit dort Station gemacht, — in einer weltmüden Stimmung, wie er sagte, — und schilderte das Leben dort in so anschaulicher Weise, daß selbst Frau von Vorbed, durch den sie besonders angehenden Gesprächsstoff angezogen, ihm augenscheinlich mit lebhaftem Interesse zuhörte.

In solcher behaglichen Stunde nach Tische, in der man selbst wenig geneigt ist, aus sich herauszugehen, gab es keinen angenehmeren Gesellschafter als Baron Tenczin. Er hörte sich gern sprechen, eine gewisse Abfichtlichkeit klang sogar aus Allem, was er sagte, er sah auch Manches wohl in seiner eigenen Beleuchtung und trug die Farben gern ein wenig stark auf; aber er hatte doch überall wirklich etwas gesehen, wenn auch Alles, wie sein unstätes und zielloses Leben bewies, ohne irgend welchen Nutzen für sich selbst. Dazu hatte er eines von den Gesichtern, die man gern anschaut, wenn sie sich beim Sprechen beleben: ein schmales Kopf-Oval, das durch den kurzgehaltenen und unter dem Kinn spitzgeschnittenen Vollbart noch länger erschien, eine sich schon lichternde Stirn, lähnvorpringende Nase und einen dunklen Teint.

Als ihm das Thema Zanzibar und Ostafrika erschöpft schien, sprang er zu dem Wunderlande Indien über. Der grausige Thurm des Schweigens, in welchem eine indische Sekte ihre Todten bestattet, indem sie auf der Plattform desselben deren Leichname den Geiern zum Fraße darbietet, eine Tigerjagd des Maharadschah von Mysore, ein Empfang bei dem Herzoge von Connaught, indische Gauklerstücke, — was weiß ich, was er noch für bunte Bilder zeigte. Bei den Zauberstücken indischer Magier verweilte er am längsten, und alles Ernstes erzählte er, einen indischen Heiligen gesehen zu haben, der sechs Wochen lang im Grabe gelegen hatte und dann gesund wieder auferstanden war.

Ich sagte ihm offen, daß er mir hier die Grenzen des Wahrscheinlichen allzu sehr zu überschreiten scheine.

„Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Weltklugheit sich träumen läßt,“ citirte Fräulein von Wolkowka Hamlet mit einer kleinen Freiheit, die man ihr zu Gute halten mußte, da weder das Deutsche noch das Englische ihre Muttersprache war.

„Sie haben ganz recht, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Baron von Tenczin, „das Wort hat immer noch seine Bedeutung, wenn auch nicht mehr ganz in dem Sinne, in welchem Shakespeare es Hamlet sagen läßt. Denn wenn wir auch noch nicht alle diese Dinge kennen, so sind wir doch ihrer Ursache gewiß, — es ist der Wille des Menschen, der gesteigerte und concentrirte Wille, welcher scheinbare Wunder vollbringt.“

„Sie sprechen von dem Hypnotismus, lieber Baron,“ fiel die Hausfrau ein. „Wir hatten ja kürzlich hier Gelegenheit, einen dieser Hypnotisirende zu sehen. Ich hatte den Eindruck, daß die, übrigens sehr lächerlichen Wunder, welche er vollbrachte, weniger auf seiner gesteigerten eigenen Willenskraft, als auf der geschwächten Willenskraft der Hypnotisirten beruhten. Die Nervenschwäche ist eine Krankheit unserer Zeit, und ich bin überzeugt, daß ein nicht nur gesund aussehender, sondern wirklich gesunder Mensch, mit klarem und selbständigem Geiste, auch der gesteigertesten Willenskraft eines Anderen nicht unterworfen werden kann.“

Ich bin mir nie darüber klar geworden, ob Baron Tenczin sich nur interessant machen wollte, oder ob er wirklich selbst an das glaubte, was er jetzt erzählte. Jedenfalls erzählte er es mit der ernsthaftesten, vollen Glaubwürdigkeit beanspruchenden Miene, und, — ohne Täuschung und Selbsttäuschung in engster Verbindung wäre ja weder Hypnotismus, noch Spiritismus, noch irgend eines der Dinge zwischen Himmel und Erde denkbar, von denen unsere Weltweisheit sich nichts träumen läßt.

„Und wenn Sie nun sich selbst durch unwiderlegliche Beweise davon überzeugt hätten, daß es der Willenskraft eines Menschen gelingen kann, die Psyche eines anderen Menschen zum Verlassen des Körpers zu zwingen und sie mit der Schnelligkeit des Gedankens an einen meilenweit entfernten Ort zu senden? Ich habe nicht selbst gesehen, wie der indische Büsser, dessen ich vorher erwähnte, seine Seele zwang, den Körper zu verlassen. Ich war nicht Augenzeuge, wie sein Leib in das Grab gelegt, dasselbe zugeschauelt und nach sechs Wochen wieder geöffnet wurde. Ich habe ihn erst später gesehen, und die ungläublich klingende Geschichte ist mir nur erzählt worden, — von absolut glaubwürdigen Personen allerdings. Dennoch gebe ich zu, daß man mich getäuscht haben könnte. Aber nachdem ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen, wie eine in Hamburg hypnotisirte Dame über das berichtete, was gleichzeitig in Berlin geschah, hat die Geschichte des indischen Büssers nichts Unmögliches mehr für mich.“

„Wie war das? Erzählen Sie!“ sagte Fräulein von Wolkowka.

„Ein zufälliges Zusammentreffen von Ereignissen mit diesen ähnlichen Phantasien einer Hypnotisirten,“ meinte ungläubig lächelnd die Hausfrau.

„Sie sollen mir nachher sagen, ob Sie noch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen für möglich halten, meine Herrschaften,“ sagte Baron Tenczin. „Gestatten Sie mir zu erzählen, gnädige Frau? — Ich wurde in Hamburg durch einen Reisegefährten, — wir hatten uns in Amerika kennen gelernt, — in einen kleinen Kreis von Herren und Damen eingeführt, der zum Zwecke spiritistischer und hypnotischer Sitzungen regelmäßig zusammentam. Eine junge Dame, deren Bräutigam in Berlin lebte, zeigte sich hervorragend für hypnotische Versuche veranlagt und wurde mit Vorliebe zu den Experimenten in Anspruch genommen.“

„Ich würde das als einen Entlohnungsgrund angesehen haben,“ konnte ich mich nicht enthalten, einzuwerfen, worauf mich Fräulein von Wolkowka durch einen indignirten Blick zur Ruhe verwies.

„Ihre Mutter war bei den Sitzungen anwesend,“ fuhr Herr von Tenczin fort. „Uebrigens ging Alles sehr nüchtern her, es fehlte an jedem mystischen Apparat, man betrieb die Sache gleichsam rein wissenschaftlich, und unter den Theilnehmern der Sitzung war ich vielleicht der Einzige, der sich auch von frivolster Neugier nicht ganz frei fühlte.“

Herr von Tenczin lächelte ein wenig; er war sich offenbar bewußt, wie sehr das unverlangte Aufdecken kleiner Schwächen die Glaubwürdigkeit eines Erzählers zu erhöhen pflegt.

„Ich brauche Ihnen von den gewöhnlichen Experimenten nicht zu erzählen,“ fuhr er fort. „Sie Alle haben ja in den öffentlichen Sitzungen eines den Hypnotismus gewerbmäßig ausüchtenden Professionals diese unbestreitbaren Lähmungen der menschlichen Willenskraft durch den concentrirten Willen eines Anderen und ihre theils lächerlichen, theils ertaunlichen Wirkungen gesehen. Der Hypnotiseur, welcher in unserer Hamburger Gesellschaft seine Wunder verrichtete, verfolgte lediglich wissenschaftliche Interessen.“ Er war ein noch junger Mann, Student der Medicin, der Nüchternes für seinen ersten Versuch zu entdecken hoffte; im Uebrigen eine Erscheinung, die gar nichts Bedeutsames an sich hatte und nicht einmal etwas Auffallendes, außer zwei sehr großen und sehr weißen Händen mit langen, beweglichen Klavierfingern und einem ein wenig stechenden Ausdruck des Auges, der allerdings nur dann schärfer hervortrat, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Auch pflegte er aus den Experimenten Schlüsse zu ziehen, die mir etwas zu weit zu gehen schienen, und dieselben in einer lehrhaften Weise als Gewisheit hinzustellen, die für mein Gefühl bei so jungen Jahren etwas Anmaßendes hatte. Sie sehen, meine Herrschaften, daß ich in keiner Weise beeinflusst war und der Sache wie den Personen mit vollkommen klarem Urtheil gegenüberstand.“

Herr von Tenczin machte eine kleine Pause, um eine Cigarette anzuzünden, die er während seiner Erzählung gedreht hatte. Er rauchte auch in fremden Häusern stets seinen eigenen Tabak, eine Gewohnheit, die er mit seiner angegriffenen Lunge zu entschuldigen pflegte, die ihm nur gestatte, ein ganz besonderes, in irgend einem türkischen Dorfe mit unaussprechlichem Namen gewachsenes Kraut zu rauchen.

„Ich würde den Sitzungen wahrscheinlich sehr bald fern geblieben sein,“ setzte er dann seine Erzählung fort, „wenn mir nicht das besondere Erlebnis, das ich Ihnen erzählen wollte, und zu dem ich jetzt nach etwas langer Einleitung komme, neues und tieferes Interesse eingeflößt hätte, als die Thatsache, daß ein Mensch im hypnotisirten Zustande gezwungen werden kann, die widersinnigsten und wunderlichsten Dinge auszuführen. Bei einer unserer Sitzungen kam auch die Rede auf Seelenwanderung, Ahnungen und dergleichen, was mehr in das Gebiet des Spiritismus als des Hypnotismus gehört. Die meisten Anwesenden äußerten sich sehr skeptisch über das Thema, nur der erwähnte Student verteidigte alles Uebernatürliche als etwas zwar noch Unerklärtes, aber zweifellos Vorhandenes. Und zur Erklärung, wie er zu dieser Gewisheit gekommen, behauptete er, daß es in seiner Nacht liege, die Psyche eines Hypnotisirten zu zwingen, den Körper zu verlassen und sie nach einem ganz beliebigen Orte zu senden. Er begegnete einem allseitigen Kopfschütteln; ich selbst lachte ihn aus. Er nahm das gleichmüthig auf, erklärte, daß ihm um so weniger daran gelegen sein könne, die Gesellschaft zu überzeugen, weil das Experiment nicht ganz gefahrlos für den Hypnotisirten sei, und blieb im Uebrigen bei seiner Behauptung. Aber gerade die Erwähnung der damit verbundenen Gefahr schien die junge Dame zu reizen, von der ich vorher erzählte, daß sie sich für hypnotische Experimente besonders geeignet erwies. Fräulein... doch pardon, ich bin nicht befugt, den Namen zu nennen, ich werde ihr

daher den nom de guerre Fräulein Adelheid geben.“ — Herrn von Tenczin's Discretion in unserem geschlossenen Kreise verstärkte meine Zweifel an der Glaubwürdigkeit seiner Erzählung, — also Fräulein Adelheid bestand plötzlich mit aller Hartnäckigkeit ihres im nichthypnotisirten Zustande sehr eigenvilligen Temperamentes darauf, den Versuch zu wagen und erklärte auf das Entschiedenste, ihre Psyche auf diesem noch nicht stark benutzten Wege nach Berlin geschickt zu wünschen, wo es dann in ihrer Macht liege, einmal unerwartet die Schritte ihres Verlobten zu beobachten und sein Thun und Treiben zu verfolgen. Vergebens rieth die Mutter der jungen Dame ab, und auch der Hypnotiseur mußte sein anfängliches Sträuben, das er mit der mit dem Experimente verbundenen Gefahr erklärte, schließlich aufgeben, um nicht in den Verdacht zu gerathen, die Gesellschaft nur blaquirt zu haben. Als Fräulein Adelheid schon ihren Platz in dem Sessel eingenommen hatte, in dem sie sich hypnotisiren zu lassen pflegte, und schon ihre Blicke beharrlich auf den Krystall richtete, konnte ich die Frage nicht unterdrücken, woran wir denn erkennen sollten, daß die Dame nicht einfach in hypnotischem Schlafe liege, sondern daß ihre Psyche wirklich den Körper verlassen habe und in Berlin auf den Spuren ihres Verlobten wandle. Aber Herr, — nennen wir den Hypnotiseur Herr Meiners, — Herr von Tenczin gab einen neuen Beweis seiner Discretion, — „Herr Meiners beruhigte diese Zweifel, indem er sehr kühl und jede weitere Störung ablehnend erklärte, wenn ihm das Experiment überhaupt gelinge, werde er auch dafür sorgen, daß es nicht an einem Beweise fehle. Fräulein Adelheid lag sehr bald in hypnotischem Schlafe. Es wäre nicht nöthig gewesen, daß Herr Meiners uns noch einmal aufforderte, möglichst wenig Störung zu verursachen, denn wir sahen Alle dem Experimente, wenn auch etwas ungläubig, doch sehr gespannt entgegen. Der Hypnotiseur hatte seine Hand leicht auf die Stirne der jungen Dame gelegt und schaute ihr starr in das Gesicht; seine Züge, die immer eine etwas fahle Farbe hatten, schienen noch bleicher geworden, und allmählig verlieten große Schweistropfen aus seinem kurzgeschnittenen Haar. Das Concentriren aller seiner Willenskraft wirkte augenscheinlich ganz wie eine enorm gesteigerte körperliche Anstrengung auf seine Blutcirculation und die Hautthätigkeit. Wir konnten deutlich wahrnehmen, wie der Athem des jungen Mädchens immer schwächer wurde, wie die Brust sich langsamer hob und senkte und endlich sich gar nicht mehr zu bewegen schien. Auch der Mund hatte sich ein wenig geöffnet, als der Hypnotiseur seine Hand von der Stirne der Dame entfernte und mit einem tiefen Athemzuge zurücktrat. „Es ist geglückt,“ sagte er leise, die Psyche ist auf der Wanderung.“

Als Herr von Tenczin des leichtgeöffneten Mundes erwähnte, hatte er wohl ein Lächeln aufgefangen, das Geheimrath Boretius zu dem Hausherrn hinüberfandte. Beide Herren hatten ihre Billard-Partie unterbrochen und lauschten mit dem Laue in der Hand der Erzählung.

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen,“ fuhr Herr von Tenczin fort, „ich erwähne den geöffneten Mund nicht, weil ich etwa glaube, daß die Psyche hier ihren Austritt genommen habe, sondern lediglich, um Ihnen zu beweisen, wie lebhaft mir jede Einzelheit des Erlebnisses im Gedächtniß steht, und auch um Sie, die Sie ja jetzt noch mit einigem Mißtrauen zuhören müssen, durch Details zu überzeugen, daß ich nicht fabulire, sondern der Wirklichkeit nacherzähle. Sonst halte ich selbstverständlich die Seele für etwas durchaus Körperloses, für das es weder Raum noch Zeit giebt. Ohne diese Ueberzeugung wäre das Folgende nicht denkbar. Nachdem Herr Meiners sich einen Augenblick von der physischen und geistigen Anstrengung erholt, richtete er an Fräulein Adelheid die Frage: „Haben Sie Ihren Bräutigam gefunden?“ — Das Sprechen schien der Hypnotisirten sehr schwer zu werden; es dauerte eine ganze Weile, bis sie mit einem kaum gehauchten „Ja“ antwortete. Doch ich fürchte, Ihnen langweilig zu werden, wenn ich Sie nicht mit allen Details der Szene verschone, ehe ich endlich zu dem ‚Quod erat demonstrandum‘ komme. Genug, Fräulein Adelheid erzählte auf die Aufforderung des Hypnotiseurs, daß sie ihren Bräutigam in einem großen, hell erleuchteten, mit kostbaren Wandgemälden geschmückten Saale gefunden habe, in dem an vielen kleinen Marmortischen zahllose Menschen saßen. Er erwarte augenscheinlich Bekannte, denn er sehe sich wiederholt nach der Thür um; die Erwarteten, zwei Herren, traten endlich ein, er erhob sich und ging mit ihnen eine lange und sehr belebte Straße hinunter. Hier gab Herr Meiners der Hypnotisirten den Auftrag, ihrem Bräutigam ihren Namen in das Ohr zu rufen und dann weiter zu erzählen. Fräulein Adelheid berichtete, daß ihr Bräutigam plötzlich von einer großen Unruhe erfaßt schein, daß er sich von seinen beiden Begleitern trenne, die vergebens Alles versuchten, ihn zurückzuhalten, und daß

er den Weg nach seiner Wohnung einschlug. Dort, berichtete sie weiter, nahm er sich kaum die Zeit, Hut und Paletot abzulegen, setzte sich an den Schreibtisch und begann einen Brief zu schreiben. „Können Sie den Brief lesen?“ fragte der Hypnotiseur. Fräulein Adelheid antwortete zustimmend, und über das Gesicht des Herrn Meiners flog ein triumphirendes Lächeln. Er winkte mich herzu, indem er mir sagte: „Sie sind der Mißtrauischste gewesen, Herr von Tenczin; wollen Sie die Güte haben, Wort für Wort aufzuschreiben, was das Fräulein dictiren wird.“ Als er mich zum Schreiben bereit sah, wandte er sich wieder an die Hypnotisirte: „Lesen Sie den Brief!“ — Fräulein Adelheid las. — Sie werden sich nicht wundern, daß mir jedes Wort im Gedächtniß geblieben ist. — langsam und deutlich:

„Theuerste Adelheid!

Eben im Begriff, mit zwei Freunden, die ich im Café Bauer erwartet, mich zu unserer Statpartie zu begeben, hörte ich in der Friedrichstraße Deinen Namen in so ergreifender Weise an mein Ohr klingen, daß mich eine unerklärliche Unruhe nach Hause trieb. Ich fürchtete hier eine Depesche aus Hamburg zu finden, die mir ein Unglück meldete. Zum Glück habe ich mich hierin getäuscht. Aber ich werde dieses plötzliche, räthselhafte Gefühl der Besorgniß nicht eher abschütteln können, als bis ich mich durch eigenen Augenschein davon überzeugt habe, daß meine träben Ahnungen grundlos sind. Ich würde noch heute mit dem Nachzuge reisen, wenn ich nicht meinen Chef benachrichtigen müßte. So sende ich Dir diese Zeilen, Dich von meinem Kommen in Kenntniß zu setzen. Dein ewig Getreuer.“

„Ich glaube, die Herrschaften werden mit diesem Beweise zufrieden sein, und ich kann die Psyche zurückrufen, da ich bei längerem Fernbleiben für die Folgen nicht einstehen könnte, denn ich weiß nicht, wie lange ich noch meiner Kraft Herr bleiben werde,“ wandte sich Herr Meiners an uns, und wir stimmten ihm natürlich bei. Denn wenn Fräulein Adelheid's Psyche wirklich während der zwanzig oder dreißig Minuten, während deren ihr Körper in hypnotischer Starre vor uns gelegen, in Berlin verweilt und ihren Bräutigam beobachtet hatte, dann mußte am nächsten Morgen der Brief, und im Laufe des Tages er selbst in Hamburg eintreffen.“

Herr von Tenczin machte eine kleine Pause, die nur von Fräulein von Wolkowka mit der lebhaften Frage unterbrochen wurde: „Und sie kamen Beide wirklich?“

Ich erwartete bestimmt, Herr von Tenczin würde jetzt mit einem lakonischen „Nein“ antworten und das Ganze für einen Scherz erklären, den er sich mit uns gemacht. Aber er blieb vollkommen ernsthaft.

„Sie kamen Beide,“ sagte er ohne Zaudern, „und der Brief stimmte Wort für Wort mit dem Dictat überein, das ich in meiner Tasche mit mir genommen hatte. Zudem wurde der Brief, den Fräulein Adelheid ja an der Handschrift als von ihrem Bräutigam kommend erkennen mußte, nach Verabredung in unserer aller Gegenwart geöffnet, und ich ließ es mir nicht nehmen, auf das Genaueste den Aufgabe- und den Abgabestempel des Couverts zu prüfen.“

„Das ist stark,“ sagte lakonisch Geheimrath Boretius und wandte sich an den Hausherrn: „Ich glaube, wir können unsere Partie fortsetzen.“

Fräulein von Wolkowka citirte noch einmal Hamlet nach ihrer Original-Ausgabe, die Hausfrau begnügte sich mit einem Lächeln, und ich erlaubte mir den Einwurf, daß, wenn die Geschichte sich wirklich so abgespielt, woran ja nicht im Mindesten zu zweifeln sei, nur die eine Möglichkeit bleibe, daß Herr Meiners, der Hypnotiseur, mit Fräulein Adelheid und ihrem Bräutigam verabredetes Spiel gespielt, und daß alle drei sich einen schlechten Scherz mit der Gesellschaft erlaubt hätten, wenn ihr ganzes Treiben nicht vielleicht gar noch verwerflicheren Beweggründen entsprungen sei. Aber Herr von Tenczin wollte diese Möglichkeit nicht zugeben; er erklärte sich so vollkommen von der Zuverlässigkeit der Theilnehmer überzeugt, daß er bereit sei, jede Bürgschaft für sie zu übernehmen.

Frau von Vorbeck hatte den kleinen Sturm, welcher der Erzählung folgte, scheinbar theilnahmslos vorübergehen lassen. Das Gespräch begann schon in andere Bahnen einzulenken, als sie sich plötzlich, und lebhafter als sonst ihre Art war, an Herrn von Tenczin wandte. „Man darf wohl annehmen, Herr von Tenczin,“ fragte sie, indem sie ihm mit ihren dunklen Augen fest in das Gesicht sah, „daß Sie seit diesem Hamburger Erlebnis sich eingehender mit dem Hypnotismus beschäftigten, daß Sie selbst versuchten, das Experiment jenes Hamburger Hypnotiseurs nachzumachen.“

„In der That, gnädige Frau,“ gab Herr von Tenczin mit leichter Verbeugung zur Antwort, „ich glaube, daß ich mit einer für den Hypnotismus empfänglichen Person im Stande bin, alle die Dinge auszuführen, welche hier in Berlin Herr Hansen zum Beispiel und einige Andere für Eintrittsgeld zeigten.“

„Darum handelt es sich für mich nicht,“ sagte Frau von Vorbeck ernst. „Ich meine, ob es Ihnen gegliückt ist, eine Psyche austreten und nach einem vorher bestimmten Orte wandern zu lassen?“

Herr von Tenczin zögerte nur einen Augenblick.

„Ich kann allerdings dafür nicht so unwiderlegliche Beweise bringen, als den vorher erzählten, gnädige Frau, aber ich selbst bin überzeugt, daß mir der Versuch mit besonders geeigneten Persönlichkeiten mehrmals gegliückt ist.“

„So machen Sie einen Versuch mit mir,“ sagte Frau von Vorbeck, indem sie sich erhob, und in einem Tone, der von vornherein jeden Widerspruch ausschloß. „Sie sagten, es sei Gefahr dabei; ich nehme die Verantwortung auf mich. Schicken Sie meine Psyche auf das Schiff meines Mannes, — da sie etwas Körperloses ist, für das es weder Raum noch Zeit giebt, so ist der Weg von hier nach Zanzibar nicht weiter als von Hamburg nach Berlin.“

Während Fräulein von Wolkowka in die Hände klatschte und den Versuch sehr interessant fand, hatte Frau von Vorbeck auf einem Divan Platz genommen, auf den das helle Licht des Kronleuchters fiel.

„Es bedarf keiner weiteren Vorbereitungen,“ sagten Sie, Herr von Tenczin; bitte, wollen Sie Ihren Versuch beginnen?“

Herr von Tenczin schien die Situation doch etwas unbehaglich zu werden. Er suchte augenscheinlich nach einer Ausflucht, aber seine Bemerkung, daß er ja noch gar nicht wisse, ob Frau von Vorbeck überhaupt für den Hypnotismus empfänglich sei, wurde von dieser kurz damit abgeknippt, daß sie ihm sagte, er werde sich ja bald davon überzeugen können.

Der Hausherr und Geheimrath Boretius hatten ihre Partie wieder unterbrochen und waren zu uns getreten, die wir von der Fensterbank aus stille Beobachter spielten.

„Sie dürften gut thun, gnädige Frau, sich ein wenig bequemer zurückzulehnen,“ sagte Herr von Tenczin zu Frau von Vorbeck, die ihrer Gewohnheit gemäß lertzen gerade saß, ohne die Rückenlehne zu benutzen, „denn wenn das Experiment glückt, dürfte es leicht eine halbe Stunde Zeit erfordern, und Sie würden sich nachher vielleicht ermüdet fühlen, als ob Sie wirklich eine große Reise gemacht hätten.“

„Ich sitze niemals anders,“ erwiderte Frau von Vorbeck ablehnend, „bitte, beginnen Sie nur.“

Herr von Tenczin zog einen Ring mit einem auffallend schönen Brillanten, dessen Feuer im Lichte des Kronleuchters in allen Farben spielte, vom kleinen Finger und gab ihn Frau von Vorbeck mit dem Bedeuten, sie möge denselben während einiger Minuten starr ansehen. Dann trat er zu uns und sagte im Flüstertone, er hoffe fest, daß das Experiment gelinge, denn er glaube in Frau von Vorbeck's Augen einen Schimmer entdeckt zu haben, der allen für den Hypnotismus besonders empfänglichen Personen eigenthümlich sei. Ich mochte ihm nicht widersprechen; in ihren Augen lag allerdings das Sehnsüchtige und Schwermüthige, das dunkle Augen häufig haben, aber ihre ganze Persönlichkeit zeigte einen so ausgeprägten, selbständigen und gefestigten Charakter, daß ich wahrscheinlich mich zu einer höheren Meinung von dem ganzen Wesen des Hypnotismus belehrt haben würde, wenn es Herrn von Tenczin gelungen wäre, diese Frau in den Zustand gänzlicher Willenslosigkeit zu versetzen. Dennoch schien es Anfangs, als ob das consequente Anstarren des in allen Farben flimmernden Brillanten seinen ermüdenden Einfluß auch auf Frau von Vorbeck nicht verfehle; ihre klassischen Züge schienen mir ein wenig schlaffer zu werden, die ganze Haltung von ihrer Straffheit zu verlieren. Auch saß sie unbeweglich, als Herr von Tenczin an sie herantrat und mit kunstgerechten Strichen vor ihrem Gesicht auf- und niederfuhr. Als er aber glaubte, sie in hypnotischen Schlaf versetzt zu haben und über ihre Augenlider streichend ihren Kopf sanft rückwärts zu beugen versuchte, erhob sie sich plötzlich und ließ den Brillantring, den sie bis dahin in der Hand gehalten, auf das grüne Billardtuch fallen. Ich glaubte, beobachtet zu haben, daß bei der Berührung seiner Hand eine plötzliche Röthe in ihre Wangen stieg, und daß sie gewaltig ein unangenehmes Gefühl hinunterlämpfte.

„Sie hatten Recht, Herr von Tenczin,“ sagte sie dann mit klarer Stimme, indem sie sich mit ruhiger Würde wieder an der Seite der Hausfrau niederließ, „ich eigne mich nicht im Mindesten für diese Art von Experimenten. Vergeben Sie mir, daß meine heute nicht ganz feste Gemüthsstimmung, an der die Nachricht von dem längeren Fernbleiben meines Mannes die Schuld trägt, mich bestimmte, Sie zu bemühen.“

Herr von Tenczin konnte das Erstaunen über den plötzlichen negativen Erfolg seiner Willens-Concentration nicht ganz unterdrücken, und innerlich war er gewiß Fräulein von Wolkowka dankbar, daß sie ihm mit ihrer Lebhaftigkeit ein wenig aus der Verlegenheit half. Die junge Dame war sonst sehr daran gewöhnt, sich als

den Mittelpunkt einer Gesellschaft zu fühlen, und es war ihr heute schon fast seit einer Stunde nichts anderes übrig geblieben, als Pose zu sitzen. Sie ergriff also die günstige Gelegenheit, sich in Erinnerung zu bringen.

„Sie hatten Furcht vor der Seelkrankheit, gnädige Frau,“ sagte sie in ihrem hartklingenden Deutsch, „oder Sie glaubten vielleicht, Ihre Psyche würde den Rückweg nicht finden. Lassen Sie mich versuchen; ich werde Ihnen Nachricht bringen über Ihren Herrn Gemahl, mit Gefahr meines Lebens, trotzdem er nicht werth ist, daß Sie sich um ihn kümmern, wenn er es erträgt, zwei Jahre und ein halbes von Ihnen getrennt zu sein.“

Ohne Herrn von Tenczin zu fragen, ob er bereit sei, das Experiment zu wiederholen, nahm sie den Brillantring vom Billard und setzte sich auf den Divan, auf dem Frau von Vorbeck vorher gesessen. Mit einer toletten Bewegung zog sie die Füße auf das Polster und drückte die Schultern in die Kissen der Lehne zurück.

„Wenn man eine weite Reise vorhat, muß man es sich bequem machen,“ sagte sie, indem sie noch einmal den Kopf lächelnd zu uns wandte. Jede ihrer Bewegungen war berechnet, sie vergaß sogar nicht, die Falten ihres schwarzen Kleides zu ordnen und noch einen Blick auf den Niesenstrauß von rothen Rohnblumen an ihrer Brust zu werfen; aber sie hatte Geschmach in ihrer Gefallsucht, und wenn auch nach deutscher Auffassung nichts Mädchenhaftes in ihrer Art lag, so erreichte sie doch, daß der Hausherr und Geheimrath Boretius mit einem wohlgefälligen Schmunzeln sich anschauten, um dann schleunigst ihre Blicke dem pikanten lebenden Bilde wieder zuzuwenden. Auch Herr von Tenczin war bald ganz bei der Sache; er schien wirklich nicht ohne Erfahrungen auf dem Gebiete des Hypnotismus zu sein, wie es ja seine Art war, jeder nur denkbaren Materie für kurze Zeit sein ganzes Interesse zuzuwenden, als ob er die Absicht habe, ein Brodstudium darauf zu bauen, um dann plötzlich den Gegenstand seiner eifrigsten Studien wieder gänzlich fallen zu lassen. Die Hausfrau und Frau von Vorbeck führten leise ein Gespräch mit einander, das nur insofern zu dem erneuten Experiment in Beziehung stand, als es sich um den verlängerten Aufenthalt des Kapitän's in den ostafrikanischen Gewässern drehte. Offenbar bemühte sich die erstere in ihrer liebenswürdigen Weise, die ein wenig veinliche Scene von vorhin im Gedächtnisse ihrer Freundin zu verwischen.

„Es scheint wirklich, als ob Fräulein von Wolkowka sich für die Einwirkungen des Hypnotismus empfänglicher zeigte, als Sie, gnädige Frau,“ wandte sich Geheimrath Boretius nach einiger Zeit an die Damen und veranlaßte sie dadurch, einen Blick nach dem Divan hinüberzuwerfen. Herr von Tenczin trat eben ein wenig zurück, sodaß das Licht des Kronleuchters voll auf Fräulein von Wolkowka's Züge fiel. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Brust hob sich langsam und regelmäßig, und ihr Gesicht zeigte auch den fast stupiden Ausdruck, den man bei allen Hypnotisirten findet. Aber ich erinnerte mich wohl, scheinbar Hypnotisirte, die diesen gleichen Ausdruck unverkennbar gezeigt hatten, in einer öffentlichen Sitzung plötzlich dem Hypnotiseur ein Schnippen schlagen gesehen und gehört zu haben, wie sie unter dem Hohngeflächter des Publicums erklärten, daß sie sich mit dem Hypnotiseur nur einen Scherz gemacht hätten. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß auch Fräulein von Wolkowka geschickt eine Rolle spielte, und war nur darüber im Zweifel, ob sie es darauf abgesehen hatte, Herrn von Tenczin oder Frau von Vorbeck zu blagüiren. Denn die Freude und das Erstaunen, welches Herr von Tenczin äußerte, ein so vortreffliches Medium gefunden zu haben, waren zu ungeheuchelt, um annehmen zu können, er und Fräulein von Wolkowka hätten sich vorher auch nur durch einen Blick mit einander verständigt.

„Ich glaube, daß das Experiment mir gegliückt ist,“ sagte Herr von Tenczin nach einigen Minuten. „Sehen Sie nur, auch die Lippen haben sich ein wenig geöffnet.“ Er wandte sich direct an Frau von Vorbeck. „Soll ich an Fräulein von Wolkowka die Frage stellen, wo sie sich gegenwärtig befindet?“

„Ich glaube nicht mehr an Ihre wandernde Psyche, Herr von Tenczin,“ erwiderte Frau von Vorbeck gleichmüthig, „aber fragen Sie immerhin.“

„Vielleicht findet Fräulein von Wolkowka Ihren Herrn Gemahl auch gerade einen Brief an Sie schreibend, gnädige Frau,“ flüsterte Geheimrath Boretius boshaft, „und wir können Original und Dictat nachher mit einander vergleichen.“

Herr von Tenczin warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. Er nahm die Sache augenscheinlich ernsthaft, und ich begann, ihm im Stillen abzubitten, daß ich seine Hamburger Erzählung vorhin für eine Blüthe seiner fruchtbareren Phantasie angesehen hatte. Er war selbst dupirt worden, zu welchem Zweck, das blieb mir freilich unklar, weil er nach dem merkwürdigen Schlusse

seines Experimentes mit Fräulein von Wolkowska es immer ablehnte, auf jene Hamburger Geistergeschichte näher einzugehen.

Dieser seltsame Abschluß überraschte uns Alle, Fräulein von Wolkowska nicht ausgenommen, trotzdem sie gemeint hatte, uns etwas vorzuspielen. Herr von Tenczin war nämlich wieder zu ihr getreten, und indem er sie stark fixirte und seine Hand auf ihre Stirn legte, sagte er in strengem Tone zu ihr: „Sage uns, was Du siehst?“

Sie ließ ihn ein wenig lange auf ihren Reisebericht warten, sodas er sich gezwungen sah, seinen Befehl zu wiederholen.

„Wasser,“ sagte sie endlich lallend, „viel Wasser, nur Wasser! O, und wie heiß!“

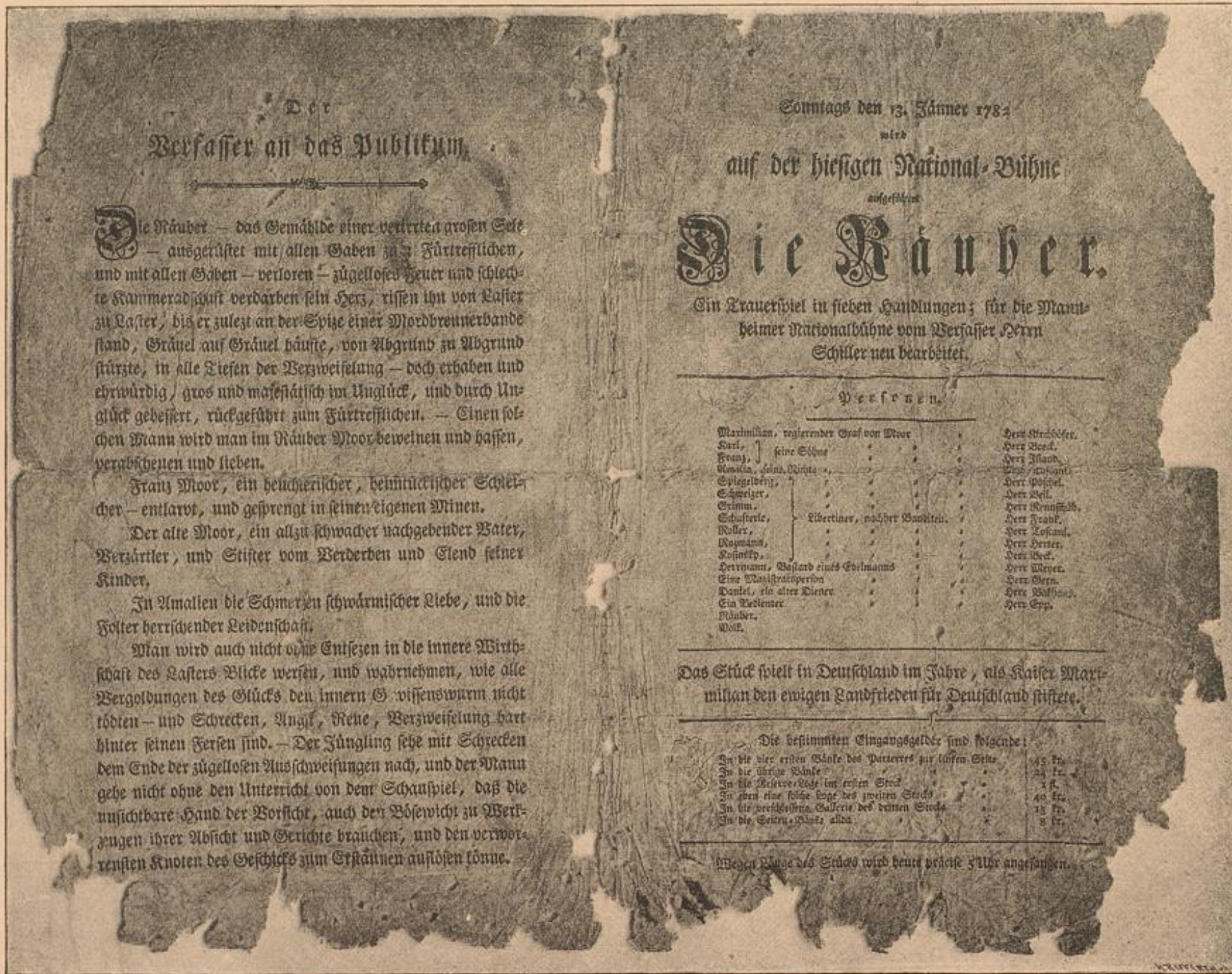
Marine-Offizier persönlich eine Depesche für sie gebracht, wurde sie todtenbleich, und mit unnatürlich großen Augen schaute sie nach der Thür. Wir sprangen hinzu, um sie zu unterstützen, denn sie sah aus, als ob eine Ohnmacht sie anwandeln würde. Wir Alle hatten den Eindruck, das die Depesche schlimme Nachrichten für Frau von Borbeck enthalten müsse.

Da wurde der Diener durch einen Herrn in Marine-Uniform bei Seite geschoben, eine hohe, kräftige Gestalt mit gebräunten Zügen, aus denen ein Paar Augen so freudig blickten, das man sofort wußte, er konnte nicht der Ueberbringer schlechter Nachrichten sein. Und Frau von Borbeck hatte ihn kaum gesehen, als sie die Arme ausbreitete und auf ihn zuflieg, mit einem Jubelrufe, so aus innerster Seele kommend, das ich ihn niemals ver-

sich lächelnd an Herrn von Tenczin wandte: „Ich mache Ihnen ein Kompliment; es ist Ihnen schnell gelungen, Fräulein Olga's Psyche aus Ostafrika zurückzucitieren.“

Natürlich wurde Kapitän von Borbeck aufmerksam und fragte. Es wurde den Beiden keine Einzelheit erspart und auch des mißlungenen Versuches, Frau von Borbeck zu hypnotisiren, geschah Erwähnung. Der Kapitän nahm die Erzählung mit gutem Humor auf, und als wir geendet, legte er den Arm um seine Gattin und zog sie zärtlich an sich.

„Deine Psyche konnte nicht wandern, mein Liebling,“ sagte er, „weil sie immer bei mir ist, wo ich auch weilen mag.“



Facsimile des Theaterzettels zur ersten Aufführung der „Räuber“, am 13. Januar 1782.

Frau von Borbeck zuckte die Achseln und wandte sich indignirt ab.

„Jetzt ein Schiff,“ fuhr Fräulein von Wolkowska fort, „noch ein Schiff! Eins, zwei, drei Schiffe!“

„Sie hat es gewußt, das das ostafrikanische Geschwader aus drei Schiffen besteht,“ flüsterte Frau von Borbeck der Hausfrau zu; aber es klang nicht mehr ganz gleichmüthig.

„Der Sturm, der Sturm!“ lallte Fräulein von Wolkowska. „Wie die Schiffe tanzen!“

In diesem Augenblicke hörten wir hastige Schritte im Nebensalon, lauter und geräuschvoller, als die Dienerschaft sonst in diesem Hause zu gehen pflegte, und ehe noch einer von uns die Störung verhindern konnte, stand schon ein Diener in der Thür zum Speisezimmer.

„Gnädige Frau,“ sagte er laut und eilig, indem er abwechselnd von der Hausfrau zu Frau von Borbeck blickte, „es ist eine Depesche für Frau von Borbeck angekommen, und ein Marine-Offizier hat sie selbst gebracht, und da dachte ich — — —“

Man hörte nichts weiter von ihm. Frau von Borbeck hatte sich jäh erhoben, und als sie hörte, das ein

geffen werde. Sie hing an seinem Halse und lachte und weinte; er strich ihr mit der Hand lieblosend über das reiche Haar, und seine Stimme zitterte, während er mehrmals wiederholte: „Mein Weib, mein liebes Weib, hab' ich Dich endlich wieder!“

Dann löste er sanft ihre Arme von seinem Halse und schaute sich triumphirend in unserem Kreise um, in dem ihm nur Fräulein von Wolkowska und Herr von Tenczin Fremde waren: „Die Ueberraschung ist mir gut gelungen, meine Herrschaften, nicht wahr!? Ich dachte es mir doch gleich, das meine kleine practische Frau den Aufgabs-Ort meiner Depesche übersehen würde, sonst hätte sie wohl gewußt, das Kiel nicht in Zanzipar liegt.“

„Es war ein böser Scherz,“ sagte Frau von Borbeck, durch Thränen glücklich zu ihm aufschauend, „aber er soll Dir verziehen sein, weil ich Dich wieder habe.“

Wir begrüßten den Heimgekehrten herzlich, und der Hausherr stellte ihn Herrn von Tenczin und Fräulein von Wolkowska vor. Die Letztere konnte ihre Verwirrung nicht ganz verbergen, besonders als der Hausherr

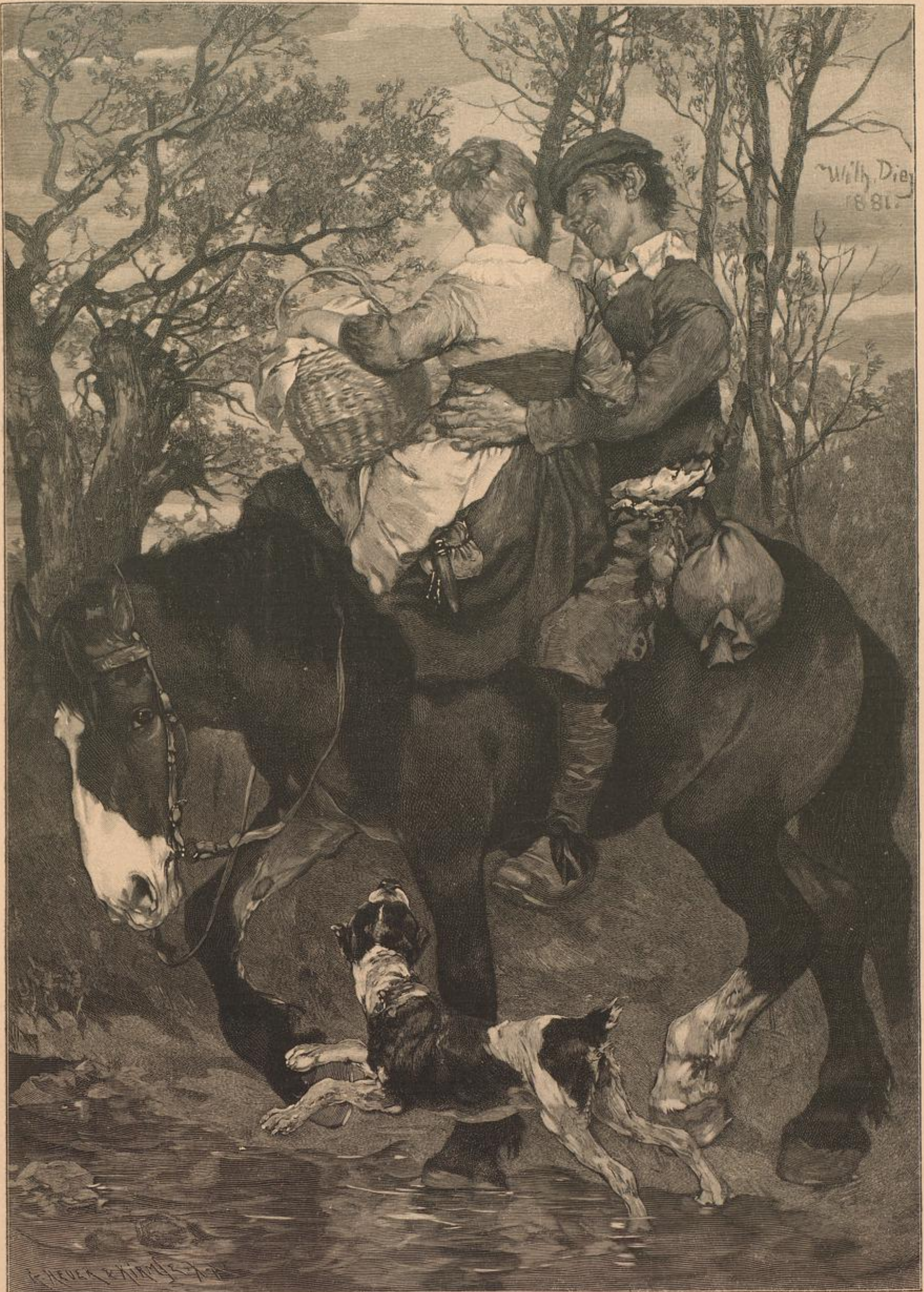
Nachdruck verboten.

Der erste Theaterzettel der „Räuber“.

Von Dr. Rudolph Genée.
Zu vorstehendem Facsimile.

Die Räuber! Die erste Ankündigung dieses Stückes wird man, im Rückblicke auf jene Zeit, wie einen Kanonenschuß empfinden, wie das donnernde Signal für den Beginn einer revolutionären Epoche unserer dramatischen Dichtung. Damals aber konnte man es nicht ganz so auffassen, denn damals war es eben nur einer der stärksten Blitze, welcher nach längerem, schon seit Jahren grollendem Donner aus den Wolken flammte.

Die Schiller's epochemachendes Jugendwerk auf der Mannheimer Nationalbühne am 13. Januar 1782 zum ersten Male aufgeführt wurde, hatte das Stück schon eine kurze Geschichte hinter sich. Im Jahre 1781 hatte es der junge Regiments-Medicus bereits vollendet, aber seine Autorschaft sollte noch Geheimniß bleiben. In seiner Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, welche Schiller als Candidat der Medicin in der herzoglichen Militär-Akademie zu Stuttgart bei einer öffentlichen Prüfung vortrug und welche 1780 gedruckt wurde, hatte er bereits die Kühnheit und das Selbstbewußtsein, auf sein



Leistiges Reiten. Von Wilhelm Diez. — Siehe Seite 87.

Stück hinzuweisen, indem er, um von den Seelenmartern, welche trank Phantasien erzeugen, Beispiele anzuführen, nächst einem Hinweis auf Richard III., auch eine längere Stelle aus der großen Scene des Franz Moor citirte, wobei er aber, um die eigene Dichtung und seine Person zu maskiren, unter dem Text der Stelle scherzhafter Weise die Anmerkung machte: „Life of Moor, Tragedy by Krako, Act V. Sc. 1.“

Sowohl dieses Sichverbergen hinter einem nicht existirenden englischen Drama, wie auch die Zusammenstellung mit Richard III. läßt schon erkennen, aus welcher geistigen Bewegung das Stück hervorgegangen war. So wie „Götter von Verfassungen“ aus der Shakespeare-Begeisterung hervorgegangen war, welche die jugendlichen Geister seit einer Reihe von Jahren ergriffen, und wie dieses Stück die Epoche der Sturm- und Drang-Dichter eröffnete, so waren Schiller's Räuber der stärkste und revolutionärste Ausklang dieser Epoche.

Wir können an dieser Stelle selbstverständlich nicht eine literarhistorische Abhandlung über die „Räuber“ geben wollen, sondern nur einige Erläuterungen zu dem hier mitgetheilten ersten Theaterzettel des Stückes, der im Originaldruck seit Kurzem sich in meinem Besitze befindet und wohl als eine der größten bibliographischen Seltenheiten gelten kann.

Nachdem die erste Ausgabe der „Räuber“ als Buch im Sommer 1781 noch ohne den Namen des Dichters erschienen war, hatte der um die Einführung Schiller's so hochverdiente Freiherr von Dalberg, kurfürstlicher Theater-Intendant in Mannheim, den Muth gehabt, das Stück zuerst aufzuführen. Aber erst setzte er sich, durch Vermittelung des Buchhändlers Schwann, mit dem Dichter in Verbindung, um denselben zuvor zu einigen Aenderungen zu bestimmen. Diese sollten zunächst mit Rücksicht auf die Bühnenwirkung gemacht werden, hatten aber zugleich den Zweck, etwaigen Zweifeln über die Moral der Dichtung zu begegnen. Mit diesen Veränderungen wurde das Stück zuerst in Mannheim aufgeführt, und so wurde es dann auch 1782 wieder gedruckt, mit dem Vermerk: „Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage“. Gleichzeitig aber erschien auch ein Neudruck der ersten, bereits vergriffenen Ausgabe, in welcher nur die anstößigsten Dinge im Dialog verändert waren, oder, — wie es in der Vorrede heißt, — „mit Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten, die dem feineren Theil des Publicums auffallend gewesen waren“. Nach dieser „zweiten verbesserten Auflage“ ist das Stück in die Gesamtausgabe der Schiller'schen Werke gekommen, während die Mannheimer Theaterbearbeitung für sich bestehen blieb.

Abgesehen von diesen Veränderungen im Stücke selbst war aber für die Mannheimer Aufführung dem Theaterzettel noch eine Proclamation des Verfassers an das Publicum beigegeben, durch welche dieser Theaterzettel noch ein ganz besonderes Interesse erhält. Auch diese Ansprache war auf Dalberg's Wunsch von Schiller für den Theaterzettel geschrieben, und von Dalberg in einigen Kleinigkeiten geändert worden. Die ursprüngliche Schiller'sche Fassung dieser Proclamation ist gleichfalls erhalten, und wir erleben aus der Vergleichung mit dem Theaterzettel, daß Dalberg einen kleinen Satz daraus wegließ, welcher sogar die moralische Tendenz stärker betonte. In dem letzten Abzuge vor den Worten: „Der Jüngling sehe mit Schreden“, hieß es ursprünglich noch: „Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Geheße der Religion und des Verstandes beugen.“

Form und Geist der ganzen Proclamation zeigen die gährende Jugendkraft und Ueberchwenglichkeit des Dichters, neben welcher allerdings das Bemühen, die richtige Auffassung der Dinge seitens des Publicums zu fördern, sich etwas seltsam ausnimmt. Solche erläuternde oder auch lobpreisende Ankündigungen auf dem Theaterzettel waren übrigens in damaliger Zeit nichts Seltenes. Auch in Berlin, zu Döbberlin's Zeiten, wurden sie häufig bei neuen Stücken angewendet, so z. B. auch bei der ersten Aufführung von Goethe's Götz, 1774. Aber solche Ankündigungen gingen sonst von den Directoren aus, während bei den Räubern der Dichter selbst es war, der für sein Stück zum Publicum sprach.

Auf dem eigentlichen Theile deszettels, der die Personen des Stückes aufzählt, wird dem Leser zunächst die unter dem Titel gemachte Angabe „in sieben Handlungen“ auffallend sein. Eine interessante Notiz darüber erhalten wir von Schiller selbst in einem Berichte, den er am 15. Januar seiner Selbstkritik in dem „Wittenbergischen Repertorium der Literatur“ anonom in einem Anhange beifügte. Am über den Verfasser zu läuschen, hatte er diesen mit N. unterzeichneten Bericht über die Mannheimer Aufführung aus Worms datirt. Darin heißt es: „Unmöglich war's, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Scenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewannen; man spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge.“

Ueber die Darstellung, sagt Schiller in demselben Berichte, daß ihm der junge Hssland als Franz Moor am vorzüglichsten gefallen habe, und fügt prophetisch hinzu: „Deutschland wird in diesem jungen Manne noch einen Meister finden.“

Es mag hier noch darauf hingewiesen sein, daß von den auf dem Zettel genannten Darstellern nicht nur Hssland ein hervorragender und überaus fruchtbarer Schauspiel-Dichter wurde, sondern daß auch noch zwei andere, — die Darsteller des Schweizer und des Kosinsky: Veil und Beck, — später als Verfasser beliebter Theaterstücke sich hervorthaten. Veil als Schweizer wird von Schiller in dem erwähnten Berichte besonders gerühmt, während ihm Beck als Karl Moor für die Rolle nicht groß genug war. Man ersieht ferner aus dem Personen-Verzeichnisse, daß in der Mannheimer Theater-Bearbeitung die komische Person des Paters, aus Rücksicht auf die Geistlichkeit, in eine Magistrats-Person umgewandelt worden war. Herr Gern, der dieselbe spielte, wurde später durch Hssland nach Berlin gerufen; er war der Vater des später so beliebten Komikers und galt selbst als ein guter Sänger und Schauspieler.

Die vorstehenden kurzen Mittheilungen mögen darthun, daß nicht allein Bücher, sondern auch Theaterzettel Anspruch haben, als historische Documente für Literatur-Geschichte zu gelten. Für den Liebhaber werden sie aber an Interesse gewinnen, wenn sie auch in der historischen Farbe und im Gewande ihrer Zeit vor uns erscheinen, sozusagen als „klassische Zeugen“. In solchen Dingen wirkt oft das Vergangene lebendiger, als das Gegenwärtige. Als solche klassische Zeugen haben aber wohl nicht viele eine gleiche Wichtigkeit, wie dieser Räuber-Zettel, mit welchem der populärste deutsche Dichter dem großen Publicum zuerst auf jenem Boden verfaßet wurde, von welchem aus er mit Sturmesgewalt in die Höhe wuchs, und dem er bis an sein Ende treu geblieben war: auf dem Boden des Theaters. Von diesem Räuber-Zettel mit seiner, wie aus einem moralisirenden Delirium erklingenden

Ansprache an das Publicum werden kaum mehr als zwei Exemplare existiren. Selbst das Mannheimer Archiv hat ihn nur unvollständig, ohne die Proclamation; das Stuttgarter Theater besitzt ihn gar nicht. Nachdem ich in den Besitz des einen Exemplares gelangt bin, wird die getreue Reproduktion, bei der das Original auf etwa die Hälfte verkleinert worden ist*), sicher Vielen willkommen sein.

*) Beim Original-Zettel ist der Schriftsatz jeder der beiden neben einander stehenden Seiten 27 Cent. hoch und 15 Cent. breit. Ein in neuerer Zeit gemachter Neudruck des Zettels ist mit neuen Typen ausgeführt, die von den Charakteren des Originalen sich bedeutend unterscheiden.

Nachdruck verboten.

Zur Erziehungs-Frage.

Von J. von Brun-Barnow.

Haben wir auch von dem Zustande der arkadischen Unschuld gelesen, wo die unverdorrene Natur, ohne den Beistand der Wissenschaft, ohne eine geregelte, aufmerksame Erziehung gute und glückliche Menschen erzog, so wissen wir ebenso nach eigener Ueberzeugung, daß ein derartiger Zustand im Gebiete der Dichtung keine Quelle hat, und die vorherrschenden Jüge in einer ungebildeten Menschenklasse Rohheit und Grausamkeit sind, welche bei der geringsten Herausforderung den Leidenschaften freien Spielraum lassen.

Nicht früh genug kann mit der Erziehung des Kindes, der Sorge um eine richtige körperliche und geistige Pflege begonnen werden. Eine bloße instinctive Liebe der Mutter reicht hierbei nicht aus. Der Junctin, welcher die niedrigeren Geschöpfe erhält, bedarf keiner Ausbildung, aber der Verstand, welcher nothwendig ist, um dem Kinde die ihm allein zuträglichste körperliche und geistige Pflege angedeihen zu lassen, bedarf der Entwidlung. Fast jeder weibliche Charakter, wenn er dem Berufe einer Erzieherin aus innerem Lebensdrange folgt, incliniert zur Pflege, zur Erziehung des Kindes und häufig, wo auch Nichtmütter in die Lage gekommen, Opfer aller Art zu bringen, ihre Leibes- und Seelenkräfte zum Nutzen anvertrauter Kinder zu üben, liefern sie hierfür den Beweis. Es ist die Erziehung der Jugend eben eine Pflicht, wie irgend eine andere, und wer sie mit dem Berufe auf sich genommen, der hat sie zu erfüllen. Die Segnungen der Gesundheit des Körpers, des Gemüthes und des Geistes lassen sich am einfachsten erreichen, wenn wir in Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen handeln und um diese befolgen zu können, müssen wir sie kennen lernen. Ohne Kenntniß dieser Gesetze kommt das treueste Mutterherz in Gefahr, das Wohl ihrer Lieblinge auf falschem Wege zu suchen. Der Verstand, mit dem die Frau so gut wie der Mann ausgestattet wurde, ist zur Uebung und zum Gebrauche bestimmt und darf nicht unbenutzt darnieder liegen.

In allen häuslichen Angelegenheiten wird die Wirksamkeit der Frau durch Intelligenz erhöht. Sie wird richtiger denken und voraus sorgen, den Vorgängen des Lebens besser gewachsen sein, verbesserte Wirtschaftsmethoden einführen und in geschulter geistiger Kraft die Erziehung ihrer Kinder mit Umsicht und Verstand leiten. Die gänzliche Hülflosigkeit der Jugend ist eine kurze, vorübergehende und wer sich Gelegenheit genommen, zu beobachten, wie frühzeitig die geistige Entwidlung des Kindes beginnt und es anfängt, den Stoff für künftigen Gebrauch einzusammeln, wird auch zu beurtheilen vermögen, wie wichtig daher die ersten Eindrücke sind, die ein Kind in seiner Jugend erhält. Vermögen wir auch in späteren Jahren nicht immer anzugeben, unter welchen Umständen dieser oder jener Einfluß auf uns ausgeübt worden ist, so wird er doch seine Wirkung auf die Bildung unseres Charakters nicht versagen, und somit ist das Beispiel der Eltern von unendlicher Wichtigkeit. Frebels Ausspruch: „Kommt, laßt uns unseren Kindern leben!“ umschließt das höchste Wirken und Schaffen des menschlichen Seins; denn in dem Kinde ruht immer ein Stück Zukunft, — ein Stück Weltgeschichte. — Die Kraft des Volkes liegt in der Jugend; das heranwachsende Geschlecht bildet einen der wichtigsten Faktoren in unserem Staatsleben. Leider sieht unsere heutige Jugend nicht so aus, wie man wünschen möchte. Und woran liegt die Schuld? An der Erziehung, an dem Mangel an Pflichttreue, dem Leichtsinne der Eltern, welche in dem Genuße des Lebens ihre Hauptbefriedigung suchen. — Der Lehrer allein kann die Jugend nicht erziehen; die Eltern müssen ihm in die Hand arbeiten. Des Lehrers Hauptaufgabe ist, das Kind zu unterrichten, die Hauptaufgabe der Eltern dagegen ist die Erziehung durch Wort und Beispiel. Das innige Zusammenleben von Eltern und Kindern, das ist die Seele der häuslichen Erziehung! Die Mutter Goethe's weckte den Genius ihres Sohnes durch ihre allabendlichen Erzählungen, ihren innigen Verkehr mit ihm und ihre Theilnahme an seinen Interessen. So soll es sein. — Die Mutter soll nicht allein die Mutter, sondern die Freundin, die Vertraute ihrer Kinder werden, der Vater soll ihnen an langen Winterabenden erzählen von den Helden der Weltgeschichte und auf gemeinsamen Spaziergängen sie auf die Schönheiten der Natur und das Leben und Weben in derselben aufmerksam machen. Auch an ihren Spielen sollten sie hin und wieder Theil nehmen, oder mindestens die Kinder dabei beobachten. Der Wahl des Spieles, der Art ihrer Unterhaltung hastet meist das natürliche Streben an, die Beschäftigung der späteren Jahre vorzubilden. Es giebt instinctartige Unterschiede in den Unterhaltungen der Kinder verschiedenen Temperamentes, welche oft eng mit der Wahl ihres künftigen Berufes verbunden sind und die, wenn richtig beobachtet und angeleitet, die Leistungsfähigkeit des Menschen verdoppeln; denn da, wo er mit ganzer Kraft seiner Reizung und Fähigkeit folgen darf, läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß er Tüchtiges leistet. Doch leider werden die Väter und Mütter immer seltener, die eine derartige Aufmerksamkeit der Entwidlung ihrer Kinder schenken. Der Mann findet es angenehmer, seine Unterhaltung außer dem Hause zu suchen, die Frau bequemer, die Kinder sich selbst oder unzuverlässigen Diensthöten zu überlassen. Und das nicht allein. Wie oft kommt es vor, daß die Eltern in Gegenwart der Kinder den Unterricht des Lehrers, ohne ihm jemals beigezogen zu haben, tadeln. Man raisonnirt in des Kindes Gegenwart auf Schule und Staat, tadelt deren Einrichtungen, und kommt das Kind nach Hause und erzählt begeistert von den biblischen Geschichten, dem Leben vortrefflicher Männer, da kommt nur zu oft der eifige Hauch des Unglaubens und setzt selbst in die junge Menschenskoipe den häßlichen Wurm

des Zweifels, des Mißtrauens. Ist auch die Erde reich an betrogenen Hoffnungen, schmerzlichen Enttäuschungen, so halte man doch des Kindes empfindliches Herz von Zweifel und Unglauben frei und erziehe es in dem Geiste des großen Kinderfreundes, der da sprach: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm!“ Mit einem für Liebe empfänglichen Herzen erhält der Mensch selbst bei schweren Erfahrungen sein Gemüth frei von Bitterkeit und Reid und bleibt gläubig nach den Sternen. Giebt auch der Zauber einer Sternennacht, der in stiller Majestät dahin gleitende Mond, seinen Erlaß für betrogene Hoffnungen und zerstörte Illusionen, so erhält sich ein gläubiges Herz doch den Sinn für die reichen Schönheiten der Natur und findet Erhebung und Trost in ihnen.

Auch die Sorge um das „Ginst“ halte man fern; Gott hat in seiner Weisheit vor unseren Augen nicht ohne Ablicht die Zukunft verthält. „Unser täglich Brod gib uns heute!“ ist die Bitte, welche uns Christus gelehrt hat. Soll aber der Segen von heute mit schwerem Geiste empfangen werden, weil wir nicht wissen, was uns der morgende Tag bringt? Es ist genug, daß jeglicher Tag seine eigene Plage habe, und deshalb sollen wir unser und unserer Kinder Gemüth nicht mit der Sorge um den kommenden trüben. Kurz genug ist der holde Traum der Kindheit, das sorgenlose Kinderleben; ungerufen tritt der Ernst, die Erfahrung an die kaum erblühte Jungfrau, den kaum entwidelten Jüngling heran. Der Kampf um's Dasein zieht Jeden mehr oder weniger in die Arena des Lebens; aber wir bestehen ihn besser mit freiem, offenem Kopf und Herzen, als mit bangem, grübelndem Sinne. Sider und durch nichts zu rauben ist der Sonnenschein der Kindheit, den wir unseren Kindern in liebevoller Fürsorge so ungetrübt wie möglich erhalten sollen. — Die Mutterliebe ist der große, innige Pulsschlag alles Lebens, und alle Völker sind reich an Sprichwörtern auf die „gute Mutter“. Der Deutsche sagt von ihr: „Muttertrennen wird täglich neu“. — „Was der Mutter in's Herz geht, geht dem Vater nur an's Knie“. Der Russe: „Das Gebet der Mutter holt vom Meeresgrunde herauf“. Der Indier: „Wenn die Mutter stirbt, löst sich die Familie auf“, — und was die Mütter leiden müssen, drücken die Italiener mit den Worten aus: „Mutter will sagen Märtyrerin“.

Großes hat das Frauenherz geleistet, wo die Mutterliebe die Trübseligkeit war, aber wie auch das Schönste und Edelste in das Gegenheil verkehrt werden kann, so auch läßt sich das Mutterherz leicht nach Seiten hinlenken, wo es statt Segen Unheil schafft und Menschen erzieht, oder richtiger gesagt: verzehrt, welche sich auf Anderen zur Last leben. Hand in Hand müssen Eltern in der Erziehung ihrer Kinder gehen und in Uebereinstimmung dieselbe lenken. Aber diese Uebereinstimmung ist es, die leider häufig fehlt, und was der Vater an Strenge zu viel thut, das schadet die Mutter durch Nachsicht. Wie soll aber die Liebe, diese Eltern- und Mutterliebe, beschaffen sein, damit sie zum Segen werde? so höre ich manchen meiner freundlichen Leser fragen? Ja, im Ganzen bleibt die Frage immer eine offene, so viel darüber auch geschrieben worden und geschrieben wird. Wir stehen mit derselben vor dem größten Weltrathsel, ohne es ganz und rein lösen zu können. Während wir Anderen Lebensregeln ertheilen, strauchelt vielleicht soeben draußen in der Welt unser eigenes Kind, das wir mit Sorgfalt und Liebe groß gezogen, das aber trotz alledem im Kampfe mit den Verführungen unterliegt. Wir hören im Leben von verborgenen Schätzen erzählen, von Reichtümern, welche im Grunde des Meeres, im Schoße der Erde ruhen, die der Menscheverhand zu heben sich anstrengen. — Solche verborgenen Reichtümer birgt die noch unentwidelte Seele des Kindes, und unsere Aufgabe bleibt es, sie aus ihrer Verborgenheit empor nach dem Lichte zu ziehen, die Perle in der Muschel zu suchen, — den Diamanten zu schleifen, — das edle Metall des Geistes von häßlichen Schlacken zu befreien; die weitere Entwidlung müssen wir der Schule der Erfahrung überlassen, in welche der Fürsicht Hand den Menschen führt.

Nachdruck verboten.

Aus dem Frühjahrsleben Konstantinopels.

Konstantinopel, Ende April.

„Ten Oernd besaucht der Flieder,
Und Jasmin duften wieder;
Und der Oik, der feste Freier,
Voll des Knospen ihre Flieder.“

Nur wenig schöner Tage bedarf hier bei uns der Frühling zu seiner Wiedergeburt. Wenn das Erdreich durch die anhaltenden Winter-Regen gesättigt ist, dann treibt die erwärmende Lenzsonne ungläublich schnell die Säfte in die Wurzeln, die Wiesen schmücken sich, Bäume und Sträucher ergrünen, rothe Mäthen umspinnen die Nester des Firsichbaumes, kräftiger umschlingt der liebende Epheu die Cypresse, duftende Strauße, blau und weiß, bietet der Flieder, und von tauendjährigem Gemäuer hängt die Alcinie ihre blauen Blüthentrauben, deren Gerüche ein besuchender Säb entfährt.

Wer nur im Herzen den verjüngenden Odem spürt, der scheidet sich an zum Preise des Höchsten. Auf nach Mekka! lautet die Losung des frommen Raselmannes; er greift zum Pilgerstabe, um dem Drängen seines Herzens und dem Gebote des Propheten zu folgen, das ihn durch die Wüste nach heiliger Stätte ruf.

Ein großartiges, festliches Ereigniß bietet die Abfahrt der heiligen Karawane, welche die Geschenke des Sultans und seine frommen Wünsche mitnimmt, um sie am Grabe des Propheten niederzulegen. Am dem Abmarsch des Pilgerzuges beizuwohnen, welcher die Hauptstadt am fünfzehnten Tage vor Beginn des Ramasan verläßt, begeben wir uns nach dem Hüdiz-Kiosk, der auf der Höhe von Beschiktasch am Vösporus gelegenen Residenz des Sultans. Die breite, staubige Straße, welche von Tophane, der am nördlichen Ende des Hafens sich ausdehnenden Vorstadt, den Vösporus auf europäischer Seite begleitet, ist schon in den Morgenstunden belebter als sonst; die Wagen der Tramway sind überfüllt, zahllose Droschken wirbeln Staub auf, und Gruppen Neugieriger, fremder und einheimischer, ziehen hinaus. Von Beschiktasch an bildet Militär-Spazier bis auf die Höhe von Hüdiz. Zimmer dichter wird die Menschenmenge; die schmalen Trottoirs hinter den Soldaten sind überfüllt. Aus jedem Fenster lugt die Neugier. Die Mauern, welche die Straße bergan begleiten, sind bis auf das letzte Fleckchen von Fußbauern besetzt. Wo in der Welt bietet sich eine seltsamere, farbenreichere Parade! In Gruppen und langen Reihen hoden türkische Frauen in ihren schillernden

Seidenmänteln unter bunfarbigen Sonnenschirmen; Männer in den verschiedensten Trachten sind zu Tausenden zusammengefröhnt und belagern die Straße. Aber auch auf den mit frischem Grün bewachsenen Abhängen sitzen unter aufgespannten Schirmen verkleidete Tüchlerinnen: wenn sie jung und schön sind, gleich lieblichen Gruppen von Sonnentröschchen, — gleich einer Vertammlung gütiger Pilze die alten. Ja, sie sind gütig. Nahst du dich mit verwegenerm Blicke solcher Gruppe, so löst sich ein Mütterchen eine Galosche vom Fuße und schwingt sie auf dein Haupt.

Bücherverkäufer haben ihren Stand, einen großen Blech- oder Holzstapel auf einem Dreifuße, überall aufgeschlagen; Wasserverkäufer stürzen mit Gläsern und preisen die Quelle, aus der sie schöpfen.

Der im Sonnenschein blinkenden weißen Koschee Sultan Hamid's gegenüber steht das Wachaushaus, in welches wir als begünstigte Zuschauer eingelassen werden, nachdem wir uns durch das Menschengewühl durchgeschoben haben.

Wir erblicken einen langen Zug von Priestern, die, vom Gebete kommend, eben das Gotteshaus verlassen; meist alte, bärtige Männer von ehrwürdigem Aussehen, in langen, grünseidenen Gewändern mit breiten, goldgestickten Kragen. Ein grüner, mit ansehnlichen Goldstreifen umwundener Turban bedeckt ihr Haupt; tiefes Schweigen ruht auf ihrem Antlitz; auf gesuchten Stirnen liegt frommer Ernst, und fast finstern blickt das Auge. Mit abgemessenen Schritten bewegt sich die feierliche Schar nach dem Kiosk des Sultans. Dort, vor den Fenstern des Großherrn, profanen Augen verborgen, vollzieht sich nun die Ausrüstung der Karawane. Zunächst begeben sich die Pilger und diejenigen Priester, welche jene leiten, in ein großes Zelt und halten dort gemeinsame Mahlzeit, Wegzehrung. Dann tritt der Scheich al Islam unter sie und erteilt ihnen seinen Segen. Die jetzt zur Reise geistig und leiblich gestärkte Gesellschaft versammelt sich nun vor den Fenstern des Großherrn. Seine Majestät winkt einen freundlichen Abschiedsgruß, die Pilgrime verneigen sich bis zur Erde, und alsbald erscheinen gegen dreißig Abgeordnete des Sultans und überreichen den Führern der Karawane in weißledernen, mit grünen Schirmen geschlossenen Beuteln Geldgeschenke; jenen folgt auf dem Fuße eine lange Reihe von Kistenträgern; auch sie bringen Gaben für Mecca. Nachdem nun die beiden Kamele und über dreißig Maulthiere beladen sind, werden die ersteren in dem Sande umhergeführt, der in großen Mengen im Parke vor dem kaiserlichen Palaste angehäuft wurde, um so den beschwerlichen Marsch durch die Wüste zu vermindern. Nach dieser Ceremonie werden die Thiere angehalten, man breitet Oberteppiche vor ihnen aus, die Priester richten ihr Angesicht nach Osten, und noch einmal segnet der Scheich al Islam; hierauf verläßt die Karawane den Park und wird jetzt erst den Blicken der schaulustigen Menge sichtbar. An der Spitze der Karawane schreiten die Priester, die sie zum Sultan geleiten; vor dem Schlosse wird angehalten, und die Imams befehlen die weißen Kasse, welche dort mit goldgestickten Sätteln ihrer warten. Der Zug setzt sich in Bewegung durch die endlose Menschenmenge, die vom Militär nur mit Mühe, aber energisch, in Ordnung gehalten wird. Mit Rippenhöfen und Peitschenhieben werden Vordrängende in die Schranken zurückgewiesen. Die beiden Kamele an der Spitze der Karawane ragen weit über die Köpfe der Menge. Mit glänzenden Metallketten sind die Thiere aufgesäumt und seidene Quasten hängen von ihren goldschimmernden Dedern. Das Erste wiegt auf seinem mit kostbarem Teppich beledeten Rücken ein Zelt, angefüllt mit allerlei Schätzen und verhängt mit gold- und silberdurchwirkten Tüchern von großem Werthe; das zweite trägt auf einer Unterlage von seidnen Dedern einen thurmartigen Aufbau, wunderbar anzuschauen, mit aufgeschreckten Pfauenwedeln und wackelnden Straußfedern. Dieser abenteuerliche Aufputz soll den bösen Geist von der Karawane abschrecken. Den Kamele folgen Soldaten, deren Gesang von den dumpfen, gleichmäßigen Tönen zweier Trommeln begleitet wird.

Blötzlich staut der Zug; mitten in der Straße zertheilt sich die Menge: zwei Araber mit trummen Säbeln und kleinen, tellergroßen Metallschilde bewaffnet, stürzen sich zu wildem Zweikampfe auf einander, nachdem sie zuvor durch Aufschlagen der Säbel auf die Schilde Aufmerksamkeit erregt haben. Bald vor, bald rückwärts springen die Weiden zu Angriff und Abwehr, in raschen, bebenden Schlägen erklingen die Waffen. Dieses Schauspiel, welches man für einen meisterhaft ausgeführten Waffentanz halten könnte, stellt den Angriff der Karawane durch Räuber und die erfolgreiche Vertheidigung derselben durch den Führer dar. In der That eilen jetzt mit langen Stöcken versehen Pilger unter Lärm zur Unterstützung des Angegriffenen herbei. Der Kampf hat kein Ende, und die Menschenmenge wälzt sich weiter.

Ein Trupp Soldaten schreitet einer von zwei starken Maulthieren getragenen Sänfte voran; diese ist aus braunem Holze kunstvoll gefertigt und gleicht einem zierlichen Pavillon. Drei Fenster desselben öffnen sich zu beiden Seiten, eines nach vorn und ein achtes nach rückwärts; sie sind sämmtlich mit üppigen Vorhängen versehen. Vergoldete Säulen tragen das zierliche Dach der Sänfte, auf dessen Giebel ein goldener Halbmond glänzt. Auf den schwellenden Rippen dieses prunkhaft ausgestatteten Tragessels sitzt ein Knabe, ein kaiserlicher Prinz; er repräsentirt seinen Papa, den Sultan, der im Geiste die Karawane begleitet. Es folgt nun ein langer Zug schwerer gepackter Maulthiere, deren jedes nebst zwei Kisten noch ein viereckiges, mit Strauß- und Pfauenfedern aufgeputztes Gestell trägt. Auch ihre Lasten bedecken kostbare Schawls, und die sonst nur gemeiner Arbeit gewohnten Mäuler schreiten mit led aufgerichteten Ohren rüstig vorwärts, als wären sie eitel auf die hervortragende Rolle, zu der sie auserlesen sind.

So bewegt sich ein phantastischer Zug von der Höhe hinab dem Meere zu, und die Sonne spendet der belebten Landschaft eine vortheilhafte Beleuchtung.

Endlich verkünden Kanonenschüsse die Einschiffung der Karawane nach Scutari; dort verweilt sie einige Tage und benutzt dann ein Spezialschiff zur Weiterfahrt bis Beirut. Von hier zieht sie nach Damas, woselbst sich ihr die Wallfahrer aus anderen Orten des türkischen Reiches anschließen, um mit ihr die beschwerlichen des Marsches durch die Wüste zu theilen.

Die Geschichte erzählt uns von manchen Ueberrällen, die die heilige Karawane in früheren Zeiten zu erdulden hatte. Unter der Statthaltertschaft Bassans von Aegypten wurde sie im Angesichte Mecca's ausgeplündert. Vor nicht ganz zweihundert Jahren mußten die Pilger von Stambul den sicheren Durchzug durch die Wüste mit hunderttausend Pfistern von den räuberischen Beduinen erkaufen und der Führer einer Karawane, der deshalb in Konstantinopel Beschwerde führte, büßte für dieselbe mit seinem Kopfe. Dagegen verlor der

Araber-Scheich Beni Darb, welcher 1758 die Pilger angriff, im Kampfe mit ihnen sein Leben. Auch heute noch ist eine Wallfahrt nach Mecca ein gefährvolles Unternehmen, und wer sich daran beistelligen will, der ist gehalten, zuvor seine Familien-Verhältnisse zu ordnen und das Vermögen seiner rechtmäßigen Frau sicher zu stellen.

Wenn aber die Karawane endlich auf dem Hügel vor Mecca Halt macht, um die Opferkase zu schlachten, dann erheben die Pilgrime ihr Angesicht, von der Wimper tropft die Thräne, und die entzündete Seele strömt über: „Allah il Allah! Rahomed rahul Allah!“ Gottfried Albert.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kronprinzessin Wilhelmine von Holland. Siehe das Bild, Seite 81. — Seit Monaten liegt der greise König der Niederlande, Wilhelm III., auf dem Krankenlager, immer wieder die Kräfte in Erstarrung sehend durch die Fähigkeit, mit welcher seine kräftige Natur dem unheilbaren Sichthume Widerstand leistet. Aber nur dem Namen nach ist er noch König; die Regierungsgeschäfte führt an seiner Stelle der Regentchaftsrath, und diese aus den Notabeln des Landes zusammengesetzte Körperschaft wird auch an der Spitze des Landes bleiben, wenn König Wilhelm III. das Zeitliche gelehrt hat. Denn Kronprinzessin Wilhelmine, das einzige noch lebende Kind des Königs aus seiner zweiten Ehe mit Königin Emma, Tochter des Fürsten Georg Victor von Waldeck und Pyrmont, — zwei Söhne aus des Königs erster Ehe sind Ende der siebziger Jahre gestorben, — Kronprinzessin Wilhelmine, die Erbprinzeßin der niederländischen Krone, vollendet erst am 31. August d. J. das neunte Lebensjahr. Sie wird also das dritte königliche Kind in Europa sein neben dem Könige von Spanien und dem Könige von Serbien, das die Last einer Krone trägt. Glücklicherweise wird der jugendlichen Kronprinzessin Königin Emma, unter deren treuer, mütterlicher Obhut die künftige Königin der Niederlande aufwächst, auch die Last dieser Krone tragen helfen, da nach dem Ableben König Wilhelms III. seine Gemahlin an die Spitze des Regentchaftsrathes tritt. Bekanntlich trennt sich das nur durch Personalunion mit den Niederlanden verbundene Großherzogthum Luxemburg nach dem Tode des Königs von demselben, da die weibliche Linie in Luxemburg nicht erbberechtigt ist und geht an den ehemaligen Herzog Adolf von Nassau über, der thronförmlich die Regierung des Großherzogthumes bereits jetzt übernommen hat. Nicht unmöglich aber ist es, daß beiden Ländern in absehbarer Zeit eine Wiedervereinigung bevorsteht, da nach erreichter Volljährigkeit der jetzigen Kronprinzessin Wilhelmine eine eheliche Verbindung derselben mit dem bisher noch unermählten Thronerben von Luxemburg, dem am 22. April 1852 geborenen Erbprinzen Wilhelm von Nassau, in Aussicht genommen sein soll.

Luftiges Reiten. Von Wilhelm Diez. Siehe das Bild, Seite 85. — Ein Bild des Münchener Akademie-Professors Wilhelm Diez erinnert unwillkürlich an die besten niederländischen Meister. Seine Figuren zeigen dieselbe, ein wenig derbe Gesundheit, und ein drastischer, ungeschlakter Humor spricht aus den meisten seiner Szenen. Unser Bild giebt eine vortreffliche Anschauung von der Eigenart des Meisters, der auch in seiner Färbung der Natur so nahe wie möglich zu kommen und sie vor Allem ungeschminkt wiedergeben sucht. Es ist ein luftiges Reiten zu Zweien auf dem Rücken desselben Pferdes, den laut bellenden Hund zur Seite; und für die zu Markte ziehende Schöne hat das Angenehme auch noch sein Nützliches, — sie kommt trocknen Fußes durch das Gewässer, das ihren Weg kreuzt.

Die Pariser Revue „L'Art“ äußert sich über die von Frau Frieda Lipperheide in Berlin gesammelten und herausgegebenen „Muster altitalienischer Leinwanderei“ (Berlin, Verlag von Franz Lipperheide) wie folgt: „In Deutschland unternahm Frau Frieda Lipperheide, nachdem sie sich mit dem vollsten Erfolge mit altdeutschen Stickereimustern beschäftigt, in dem gleichen Sinne eine prachtvolle Publication, welche die altitalienische Kunst der Stickerei behandelt. Eine streng gewissenhafte und eingehende Methode, große Klarheit der Erläuterung, außerordentliche Gewissenhaftigkeit in den geringsten Einzelheiten, sowie gründliche Kenntniß und Beherrschung des Gegenstandes bedingen den Hauptwerth dieses schönen Werkes, das sich in seiner vortrefflichen Ausstattung als ein Monument der ersten Kunst und des guten Geschmacks giebt. Der belehrende und erklärende Theil des Werkes steht in keiner Weise hinter dem historischen zurück. Niemand vielleicht hat es einen geschickteren und practischeren Commentar gegeben für Stickmuster, die in so ausdrucksvoller Weise dargestellt worden sind, und niemals hat man die Technik einer Kunst mit ihren tausend Geheimnissen und ihren unzählbaren handwerksmäßigen Vorschriften in einer Serie so logischer und gründlicher Abhandlungen erläutert.“



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Der Herrenschrank. — Wenn ich mir erlaube, den Leserinnen der Illustrirten Frauen-Zeitung ein neues Möbel mit einem neuen Namen vorzuführen, so bestimmt mich hierzu nicht nur die eigennützige Absicht, der Männerwelt zu helfen, sondern zugleich der Wunsch, dem Schassenstrübe unserer Frauenwelt ein neues, nicht unwürdiges Ziel der Kunst-Beihätigung zur wohlwollenden Beachtung bescheidenlich zu unterbreiten.

Natürlich ist dies neue Möbel nicht neu, sondern wie Alles, schon da gewesen; es steht sogar sichtlich vor Aller Augen in unserem Kunstgewerbe-Museum, aber ehe der Typus reif ist, in ein modernes Zimmer seinen Einzug zu halten, bedarf es wie immer noch einer gewissen Zurechtung.

Dieses Möbel ist weiter nichts, als eine Waschkloset-Vorrichtung in Verbindung mit einem Schranke mit verschiedenen Abtheilungen, Thüren und Schubfächern, Alles zusammen so knapp in einander gearbeitet, daß es nicht mehr Platz einnimmt, als ein gewöhnlicher Waschtisch, oder ein einfacher Kleiderschrank.

Der Schrank enthält, oder kann wenigstens genau Alles das enthalten, was unserer modernen Herrenzimmer fehlt. Ich habe hierbei allerdings vorwiegend das Berliner Wohn-

haus im Sinne. In diesem liegt das Herrenzimmer am vorderen Corridor, um den Besucher ohne Berührung mit der übrigen Wohnung einzulassen. Dagegen befindet sich der Waschtisch und der Kleiderschrank im Schlafzimmer, am hinteren Corridor, und wenn der Hausherr seine Finger an den Büchern bestäubt hat, ein frisches Tuch haben, oder sein Schuhwerk wechseln will, so hat er jedesmal den umständlichen Weg durch Vorder-Corridor, Speisezimmer und Hinter-Corridor zu machen, ebenjowenig zu seiner Freude, als zu der des übrigen Haushaltes.

Ganz ähnliche Mißverhältnisse finden sich überall, wo Familien ein Haus in mehreren Stockwerken bewohnen, und wo das Treppauf und -ab fast noch schlimmer ist, als der Dauerlauf auf den Corridoren.

Dem Uebelstande abzuhelfen, schmuggelt man wohl einen verschämten Waschtisch in das Herrenzimmer ein, aber solches Möbel muß man aufklappen, — und gewöhnlich erst Angehöriges von der Klappe abräumen, — dann muß man den Eimer aus dem unteren Theile hervorholen, um das Wasser zu wechseln, das Handtuch aus seinem Versteck hinter einer Thüre hervorholen u. s. w. Das moderne Alt-Deutschthum hat allerdings schon etwas Wandel gebracht, hat die Wasserblase mit Beden auf zierlichem Ständer mit Handtuchhalter eingeführt und somit für den ersten Angriff gesorgt, denn ein ernsthaftes Waschen wird kaum je benötigt, der seine Wasserstrahl, der eben die Finger benetzt, genügt in fast allen Fällen. Eine solche Waschkloset-Vorrichtung finden wir im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zu einem zierlichen Möbel ausgebildet, welches nur gerade breit genug für das Becken ist, unten ein Schränkchen mit einem Eimer enthält, in welchen das Wasser ablaufen kann, und oben ein schmales Schränkchen für allerlei Geräth. Für dieses Möbel, welches in der Schweiz noch heute im Gebrauche ist, hat sich dort auch der alte Name Waschkloset, oder als Zusatz zu einem wirklichen, für Aufbewahrung des Geschirrs bestimmten Büffet. Das hier (Seite 88) abgebildete, dem sechzehnten Jahrhundert angehörige Stück stammt aus der Schweiz, Nase und Becken sind jedoch nicht ursprünglich zugehörig.

Solche schmale Waschklosets sind nach alten Mustern, besonders von München aus, vielfach in neue Einrichtungen eingeführt. Dagegen kenne ich von dem Typus unseres Schrankes kein zweites Beispiel. Er gehört schon dem siebzehnten Jahrhundert an, in welchem die Waschklosete weniger nöthig für das Wohnzimmer ist, da man sich bei Tische der Gabeln, und nicht mehr der Finger bediente. Unser Möbel unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Waschkloset dadurch, daß es zur Seite noch einen schmalen Schranktheil enthält. Das ist an sich keine besonders geniale Erfindung, aber der Schrank löst genau die Aufgabe, welche er im modernen Herrenzimmer zu erfüllen hat, und so erlaube ich mir, für ihn, nach Analogie des „Herren-Schreibtisches“, den Namen „Herrenschrank“ vorzuschlagen.

Die nach gewöhnlichem Tischlerbrauche unstatthafte Theilung des Schrankes in zwei ungleichartige Hälften giebt dem Möbel nicht nur eine anmuthende Leichtigkeit, sondern auch die Grundlage für eine ganz freie Gestaltung aller Theile, die durch keine symmetrischen Gewinnschnitte gehemmt wird. Die Höhe mit der Wasserblase ist in ihrer Höhe und Breite ein fester Punkt. Ueber derselben erhebt sich ein kleiner Schrank für beliebiges Geräth, unter derselben ein Raum für den Eimer, in welchen das gebrauchte Wasser mittelst Stöpfelvorrichtung abgelassen werden kann. Ich bemerke übrigens, daß dieser Eimer und Auslaß nicht unumgänglich nöthig sind. Die Menge des Wassers, die jedesmal beim Verreiben der Hände aus der Blase abfließt, ist so gering, daß man das Geräth ein Duzendmal des Tages benutzen kann, ohne daß sich das Becken merklich füllt; das Wasser im Becken wird weiter nicht berührt und ist bei gewöhnlicher Beschäftigung kaum als unsauber zu bezeichnen; bleibt es im Becken stehen, bis es bei der Zimmer-Reinigung am Morgen entfernt wird, so erfüllt es noch durch Verdunstung einen sehr guten Dienst, da es im Herrenzimmer an ausdünstenden Wasserflächen mangelt.

An der Seite des Schrankes wird man die Handtuch-Rolle anbringen, das wirkliche Gebrauchsstück läßt sich durch ein gesticktes Lebertuch zierlich verdecken.

Die linke Seite bleibt von der Waschkloset-Vorrichtung unberührt und kann ganz nach Belieben und Bedarf eingerichtet werden. Selbst wenn man einen erheblichen Theil als Kleiderschrank benutzte, um einen Hausrath und Aebuliches unterzubringen, so behält man unten oder oben immer noch Schranktheile frei, die man recht nöthig braucht. Wir sind in unserem Herrenzimmer stets in Noth, wenn wir auch nur eine Tintenflasche fortstellen wollen. Unsere Schreibtische enthalten zumeist nur Schubkästen, welche schließlich für alles Mögliche herhalten müssen, was gar nicht hineingeht. In einem solchen Schranke wird sich leicht genug ein Fach für die Cigarren, für Flaschen, für eine Cassettschloß und manches Andere anbringen lassen, wonach wir jetzt jedesmal klingeln und das Haus in Alarm setzen müssen, weil wir keine feste Stelle für kleine Handvorräthe haben.

Dieser Herrenschrank muß, wenn er nützen soll, auf die ganz persönlichen Gewohnheiten des Hausherrn zugeschnitten sein; der außerordentliche Vortheil desselben ist, daß er jede Verdrängung der Theile erlaubt, und so durch vollkommene Ausnutzung jedes Winkels in knappestem Raume die Dienste erfüllt, für die man sonst zwei bis drei Möbel nöthig hat.

Ein weiterer Vortheil ist, daß ein solches, rein aus dem Bedürfniß herausconstruirtes Möbel, an keinerlei historisches Formenschema gebunden ist. Wenn man den Schrank einer Renaissance-Einrichtung streng einpassen will, so ist eine Kleinigkeit, die der Barockzeit angehörenden Profile und Füllungen unseres Modells in strengere Formen zu übertragen.

Die einfache, durch keine bestimmte Theilung beschränkte Form macht es sogar möglich, auf architektonische Rathen, Gesimse u. s. w., völlig zu verzichten. Die einfachen Bambus-Möbel der Chinesen und Japaner geben einen Anhalt, wie man einen solchen Schrank aus ganz schlichten Brettern zusammensetzen und an den Vorderanten mit einfachen Rundstäben, Bambus oder gedrehtem Holze beschlagen kann. Die neuesten Skizze zeigt solche Construction in verschiedener Eintheilung der mit Thüren oder Schubfächern versehenen Fächer. Es steht natürlich auch nichts im Wege, eines oder mehrere dieser Fächer ganz offen zu lassen. In welcher Weise Rahmen und Füllungen vertheilt werden, hängt davon ab, wo man Thüren und Theilungen anbringen will, aber jeder Dorf-Tischler wird im Stande sein, nach angegebenen Mustern ein derartig einfaches Möbel herzustellen.

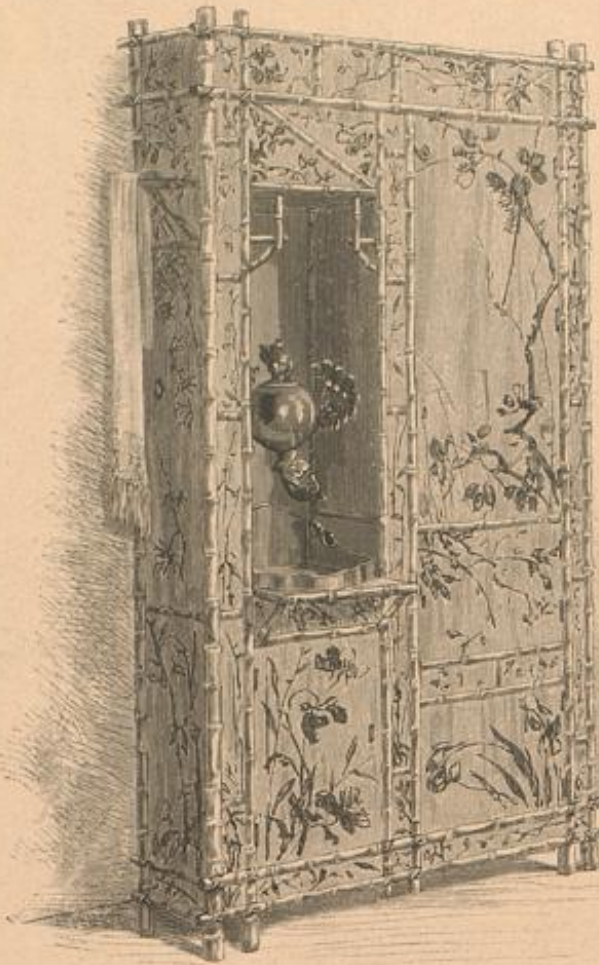
Dem sündigen Auge unserer Frauenwelt wird es nicht entgehen, daß die somit gewonnenen, einfachen Holzflächen einen

neuen Zimmelpfanz für jegliche Art weiblicher Kunstübung bieten. Während man die Füllung eines architektonisch durchgebildeten Möbels nur mit streng eingeordnetem Ornament verzieren kann, ist hier die volle Freiheit gewahrt. Man kann diesen Flächen mit Oel- und Wasserfarbe zu Leibe gehen, man kann sie brennen, anbohren und fernschneiden, man kann sie mit Metall belegen und äßen, man kann sie im Porzellan-Ofen braten, unter Glas bemalen und vergolden, mit Stiften beschlagen, in Leder rüben, kurz jede Gewaltthatigkeit verüben, ohne daß dieses Möbel in seinem Charakter und seiner Verwendbarkeit merklichen Schaden erleidet. Man kann auch nach Verübung der ersten Platte dem Möbel Zeit zur Erholung lassen, bis es am nächsten Weihnachten oder Geburtstage einer weiteren Ausschmückung ausgehört wird. Es können sich sogar verschiedene Mitglieder der Familie zusammenschließen, um die künstlerische Vergewaltigung durchzuführen. Bei der hohen Zweckmäßigkeit des Möbels darf man überdies auf milde Beurtheilung seitens des Beschenkten rechnen.

Wenn die Damen, was wir als die Regel anzunehmen durchaus bereit sind, wirklichen Geschmack besitzen, so werden sie diese Flächen leicht und flott behandeln, wie dies Fräulein Marie Kirchner in unserer Skizze vortrefflich angegeben hat, sie werden wirkliche Naturstudien in der leichten Stilströmung, die wir von den Japanern lernen können, ohne sie zu copiren, mit geschickter Hand verwenden, um die Flächen anmuthig zu beleben, werden die schmutzig grauen und chokoladenbraunen Töne bei Seite lassen, vielmehr alles hell, blank und frisch halten, damit es mit dem leuchtenden Glanz von Kupfer oder Zinn freundlich zusammenstimmt, und werden somit in das düstere Herrenzimmer etwas hineinbringen, das wie ein Strauß frischer Blumen aufleuchtet und anmuthet, und den Herrn selbst zu jeder Stunde an die lieben Hände gemahnt, die so Püchliches gestiftet und ihn außerdem davor behüten, allzu oft die Wirtschaftsräume der Familie passieren zu müssen.

So mag denn dieser Schrank seine friedliche Mission antreten. Ich erlaube mir mit Absicht, ihn schon jetzt einzuführen, damit die Damen, die ihre schätzbaren Kräfte der Aufgabe widmen wollen, noch vor Beginn des Sommers die nötigen Platten vorbereiten und mit Behagen bis zum Weihnachtsfeste alle Herrlichkeiten fertig stellen können. Nur gestatte ich mir aus Vorsicht die kleine Bemerkung einzufügen zu lassen, daß ich selbst bereits so glücklich bin, ein entsprechendes Möbel zu besitzen.

Zulius Lessing.



Herrenschrank. — Siehe Seite 87.

zielt man eine reichere Ernte und besonders auch größere und schmackhaftere Früchte, da Licht und Sonne überall ungehindert Zutritt finden; zu gleicher Zeit wird hierdurch schon etwas dem Erscheinen lästiger Insekten vorgebeugt. Der Hauptschnitt findet bei Johannisbeeren und Stachelbeersträuchern im Winter statt, in den Monaten Januar bis Anfang März. Hierbei müssen alle schwachen, zu dicht stehenden und sich kreuzenden Zweige entfernt werden; die vorjährigen Triebe hat man bis etwa auf die Hälfte zu verkürzen; auch thut man gut, die unteren Zweige fortzunehmen, deren Früchte aus Mangel an Licht verkümmern und leicht von Erde beschmutzt werden. Bei Johannisbeersträuchern schneidet man gewöhnlich bis auf die Spornen des alten und jungen Holzes zurück. Sind sehr alte, vermoderte Stämme vorhanden, so sägt man dieselben heraus; sie bringen keinen Nutzen, schaden aber als Brutstätte des Ungeiebers. Sehr vorthelhaft ist es, wenn man das dreijährige Holz alljährlich beseitigt. Sollte man den Schnitt zu richtiger Zeit vernachlässigt haben, so muß man jetzt noch das Verkümmerte so viel wie möglich nachholen. Im Sommer wird das zu dicht stehende Holz fortgenommen; auch entfernt man die Wurzelstöcklinge und zwar bei Kronenbäumen sämmtlich, während man bei den Sträuchern zwei bis drei der stärksten Triebe als Ersatz stehen läßt.

S. Sp. in Braunschweig.

Aesclepias (55). — Die unter dem Namen Aesclepias bekannte Pflanze heißt eigentlich *Moya carnosa*; sie stammt aus China und Ostindien und gebraucht zu ihrem Gedeihen viel Wärme, Sonnenlicht und Feuchtigkeit. Geben Sie daher Ihrem Topfe einen recht sonnigen Stand am Fenster und sorgen Sie während der Sommermonate für reichliche Bewässerung, dann und wann auch für einen Düngerguß. Die dicken Blätter müssen immer staubfrei gehalten werden; im Winter genügt häufiges Abwischen, in der Zeit des Wachstums aber sollte man die Pflanze alle zwei bis drei Tage mit lauwarmem Wasser besprühen. Diese Pflege wird die Aesclepias gewiß durch dankbares Blühen lohnen. Die am Spätherbst gezogene Pflanze gewährt dann mit ihren glänzenden, dunklen Blättern und den wie aus Wachs gebildeten, bläulichfarbenen Blumen einen wunderhübschen Anblick; zu gleicher Zeit entfernen die Blüthen, die einen klaren, weichen Honigsaft absondern, auch durch ihren Wohlgeruch. Sehr zu beachten ist, daß man die abgeblühten Dolden nicht abschneiden darf, denn an dem dicken, schuppenförmigen Haupt-Blüthenstiel entwickeln sich in den folgenden Jahren wieder Blüthen. Während der Wintermonate muß die Pflanze durch kühlere Luft und spärliche Bewässerung in Ruhe versetzt werden; am zuträglichsten ist ihr eine Wärme von nur 8 bis 10 Grad. Beim Umpflanzen im zeitigen Frühjahr gebe man der Wachsblume eine reist nahrhafte, Luft und Wasser durchlassende Erde mit Scherben-Unterlage. Für diesen Zweck eignet sich am besten eine grobkörnige Heide- und kräftige Kompost-Erde, mit Sand untermischt. Stecklinge bewurzeln sich unter einer Glasglocke zwar zu jeder Zeit leicht, werden aber am zweckmäßigsten im Frühling gemacht.

P. A., Altona.

Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisenfolge bei einem Hochzeits-Mahle.

Krautbrühe.	} Capwein.	}
Sauerampfer-Suppe.		
Auflern.	} St. Peray.	} Receipt 1358.
Aspic von Sardinen und Caviar.		
Lammbraten mit Soubise-Sauce.	} Duville.	} u. 1360.
Freischlingstrüden mit Cumberland-Sauce.		
Sterlett auf russische Art.	} Martobrunner.	} Receipt 1361.
Steinbutt auf lämische Art.		
Schorion (Chicoree).	} Schloß Johannisberger Cabinet.	
Stangen-Spargel.	}	
Junge Gans.	} Château Palmer.	} Receipt 1362.
Waldfchneepfen mit Gurken-Salat.		
Eis. Früchte. Noë et Chandon.	}	
Käseschnitte.	}	
Nachisch. Alter Tokayer.	}	

1358. Aspic von Sardinen und Caviar. Eine halbkugelförmige Stärk-Kasserole wird vorsichtig mit recht klarem, lauwarmem Aspic ausgegossen und so lange auf klein geschlagenem Eise gedreht, bis die Flüssigkeit erkaltet ist und sich überall gleichmäßig, etwa einen kleinen Finger stark, angelegt hat. Man nimmt man die Sardinen, die zuvor zum Abtropfen auf ein Sieb gethan und zwischen zwei weichen Tüchlein leicht getrocknet wurden, und legt sie zu einer großen Rosette auf den Aspic, so, daß die schmaleren Schwanz-Enden in der Mitte zusammen stoßen, die breiter werdenden Kopf-Enden aber den übrigen, sich erweiternden Raum füllen. Einige Löffel Aspic, welche man darüber gießt, müssen wiederum auf dem Eise erstarrten und die Fische in genügender Menge bedecken, um sie festzuhalten; der nun noch leere Mittelraum wird mit russischem Caviar gefüllt, das Ganze zuletzt mit dem übrigen Aspic ausgegossen und bis zur Zeit des Anrichtens in Eis gesetzt. Auf eine runde Schüssel gestürzt, bedeckt man die Kasserole mit, — in kochendes Wasser getauchten, — ausgerungenen Tüchern, doch achte man darauf, daß sich die Form nicht zu sehr erwärme, und ein Theil des Inhaltes schmelze, es würde sonst das schöne Aussehen der ausgezeichneten Platte verloren gehen.

1359. Lammbraten mit Soubise-Sauce. Am geeignetsten sind zu dieser Schüssel 2-2½ Monate alte Lämmer, wie man sie zur Osterzeit findet. Das Fleisch des nur mit Milch gemästeten Thieres muß weich, gut mit Fett bewachsen sein und bis zum Gebrauche möglichst lange in kühler Jugluft gehangen haben. Meist nimmt man das ganze Lamm, d. h. die Keulen mit dem daran sitzenden Nieren- und Rückenstück, läßt aber oft die Vorderblätter zurück, wäscht den Braten, trocknet ihn, haut die unteren Beinnochen ab und wickelt die Bauchlappen unter dem Rücken zusammen, sodas dieser ein rundes Aussehen bekommt und beim Braten nicht einfällt. In eine passende Pfanne gelegt, gesalzen und mit ungefähr 1½ Kilo zerlassener Butter übergossen, muß das zarte Fleisch bei fleißigem Begießen in 1½-2 Stunden gar werden; auch setzt man, wenn der Saft kurz wird, ab und zu ein wenig Wasser, oder besser Fleischbrühe zu. Von Wichtigkeit ist ein geschicktes Zerlegen. Nachdem zunächst die Keulen losgetrennt und in Querscheiben geschnitten wurden, haut man den Rücken der Lämme nach in zwei Theile, diese wiederum in Portionsstücke, sodas ein jedes aus zwei Rippen besteht. Nun wird Alles zusammengefügt, daß es die Gestalt des ganzen Lammes zeigt, auf die Beinnochen der Keulen steckt man kleine Papiertraufen, garnirt den Braten rings herum mit feiner Brunnentresse und füllt die kurz eingelegte, ein wenig feimig gemachte Brühe über. Da das sehr fein

schmeckende Fleisch zuweilen weichlich gefunden wird, empfiehlt sich dazu die kräftige

1360. Soubise-Sauce. Für diese schält und schneidet man ungefähr ein halbes Liter weißer Zwiebeln, blanchirt sie kurze Zeit in kochendem Wasser, um ihnen den scharfen Geschmack zu nehmen, und läßt sie auf einem Siebe abtropfen. Nun zerläßt man ½ Eßlöffel Butter, fügt einige Scheiben würzig geschnittener Schinken nebst den Zwiebeln hinzu, stäubt, sobald diese, — ohne sich zu färben, — weich werden, einen Löffel Mehl über und verührt die Sauce mit ½ Liter guter Sahne und etwas Bouillon. Wenn Alles gut verkostet ist, streicht man es durch ein Sieb, schmeckt es mit Salz und einer Prise gelohenen weißen Pfeffer ab und giebt die feimige Sauce recht heiß auf die Tafel.

1361. Steinbutt auf lämische Art. Der in wiederholt angegebener Weise zurecht gemachte Fisch wird eine Stunde in Essig mit Salz, Pfeffer, Zwiebelscheiben, einem Bündchen Majoran, Thymian und Petersilie mariniert, dann mit dieser Marinade in das kochende Wasser des Fischessels gethan und unter Hinzufügung einiger Gewürznelken, etwas Muskatblüthe, 4-6 Anchovis und sehr wenig Meerrettig langsam in nicht zu viel Brühe weich gelocht. Die Sauce bereitet man von 1½ Kilo Butter, die mit dem erforderlichen Mehl gemischt, mit Fleischbrühe und ¼ Liter Weißwein verkostet wurde. Mit Citronensaft recht milde abgeschmeckt, gebe man einige fein gewiegte Anchovis und zuletzt das gelochte, würzig geschnittene Fleisch eines Hummers und zwei Dutzend Auflern hinzu. Letztere dürfen nur steif werden, nicht kochen.

1362. Waldschneepfen. Man rechnet je auf vier Personen einen Vogel, rupft die Schneepfen, zieht die Kopfhaut mit den Federn ab, fengt sie, sticht die Augen aus, entfernt Gurgel und Kropf, nimmt sie aus, wäscht und trocknet sie, drückt die Keulen nach der Brust zurück und durchsticht sie mit einem feinen Holzspieß, um ihnen bessere Form zu geben. Mit Speckscheiben umwickelt, werden sie in reichlicher Butter bei fleißigem Begießen recht saftig gebraten und wie Hühner zerlegt. Inzwischen hat man die Eingeweide, unter Zurücklassung des Magens, fein gewiegt, mit einem Stücke Butter, Pfeffer, Salz, etwas Muskatnuß gemischt, auf das Feuer gebracht und sie so lange gerührt, bis sie anfangen, fest zu werden. Ist dies geschehen, giebt man ein frisches Eigelb hinzu, verbindet sie mit demselben unter beständigem Rühren, und streicht sie auf in Butter geröstete Semmelscheiben, die man im Ofen warm erhält. Auf einer länglichen Schüssel angerichtet, werden die Schneepfen mit den Semmelschnecken und Köpfen der Vögel, diesen beiden größten Delicatessen des betreffenden Bratens, garnirt. Die etwas feimig gemachte Sauce giebt man besonders.

Gartnerei

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Ausplagen der Keulen.** — Kann man das Ausplagen der Keulen, das so sehr ihre Schönheit beeinträchtigt, verhindern?
Sophie am Ostseestrand.
- Alpenpflanzen.** — Ich möchte ein Beet mit Alpenpflanzen anlegen und bitte um gütigen Rath.
L. H. bei Görlitz.
- Kürbisjucht.** — Auf welche Weise kultivire ich den Speisefürbis, um sehr große Früchte zu erzielen?
Bertha M. in Waldsee.
- Galla.** — Wie behandelt man die Galla?
Hermine v. G. in Schwaben.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Beschneiden der Johannisbeer- und Stachelbeersträucher (55). — Durch das richtige Beschneiden der Beerensträucher er-

durch ihren Wohlgeruch. Sehr zu beachten ist, daß man die abgeblühten Dolden nicht abschneiden darf, denn an dem dicken, schuppenförmigen Haupt-Blüthenstiel entwickeln sich in den folgenden Jahren wieder Blüthen. Während der Wintermonate muß die Pflanze durch kühlere Luft und spärliche Bewässerung in Ruhe versetzt werden; am zuträglichsten ist ihr eine Wärme von nur 8 bis 10 Grad. Beim Umpflanzen im zeitigen Frühjahr gebe man der Wachsblume eine reist nahrhafte, Luft und Wasser durchlassende Erde mit Scherben-Unterlage. Für diesen Zweck eignet sich am besten eine grobkörnige Heide- und kräftige Kompost-Erde, mit Sand untermischt. Stecklinge bewurzeln sich unter einer Glasglocke zwar zu jeder Zeit leicht, werden aber am zweckmäßigsten im Frühling gemacht.

P. A., Altona.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Crème-seidene Garnitur zu reinigen.** — Wie wird eine gekoppelte crème-seidene Garnitur gereinigt?
Langjährige Abonnentin in Wien.
- Abfärben von Sammet.** — Auf welche Weise kann man verhindern, daß echter schwarzer Sammet auf weißer Wäsche abfärbt?
Baronin Sch. in Berlin.
- Spprüche für Tischläufer und Theetücher.** — Wer kann mir einige für Tischläufer und Theetücher passende Spprüche mittheilen?
A. G. in Genna.

Antworten.

- (Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Spargel und Blumenkohl einzumachen (XV, 88). — Spargel und Blumenkohl halten sich sehr gut in den bekannten Einmachgläsern, die weithalbig auch zum Einmachen des Obstes an hain Mario verwendet werden. Man schält und schneidet beide Gemüse, — Stangen-spargel ist weniger anzurathen, — blanchirt sie in kochendem, leicht gesalzenem Wasser, füllt sie mit diesem, — heiß, — in die bereit gehaltenen, etwas angewärmten Gläser, verschließt diese entweder mit den dazu gehörenden Patent-Verschluß-Deckeln oder verbindet sie mit erweichter, gut ausgewaschener Blase, umwickelt sie mit Heu und kocht sie, — mit kaltem Wasser aufgesetzt, — eine Stunde in einem entsprechend großen Kessel. Für Blumenkohl ist, je nach der Größe der Stücke, eine etwas längere Zeit zu empfehlen.
B. B.
- Flaunefedern (64).** — Die Sage, daß Flaunefedern Unglück bringen, stammt aus der deutschen Schweiz und hat einen sehr realen Hintergrund. Bekanntlich ist die Flaunefeder der Helmschmuck der Habsburger, deren Dienstmannen, Ministerialen und selbst angeworbene Reislige dieselbe trugen. Wo sich nun in der Schweiz, so lange dieselbe unter der Vormachtigkeit der Habsburger stand, die Flaunefeder zeigte, war diese mit einem Unglück gleichbedeutend.
A.
- „Grüne Seite“ (72).** — Die volkstümliche Bezeichnung: „Grüne Seite“ soll wohl gleichbedeutend mit jung, jugend, frühlingssfrisch sein, ebenso wie der Ausdruck: „Grüner Junge“ etwas noch Unreifes andeutet, aber tadelnd gebraucht wird.
D. E.

J. in Brunn. — Echweiß-Zamen ist in der Samen-Behandlung von Thiele, Berlin W., Potodamer Str. 4, käuflich; das fleisch abgewendete Quantum kostet 50 Pf.

Langjährige Abonnentin in Glogau. — Ihre Frage ist nicht verständlich genug gestellt, um sie beantworten zu können.

Abonnentin in Amsterd. — In jedem größeren Magazin für Reise-Neuigkeiten erhalten Sie Reise-Federbetten für Herren; wir nennen Ihnen die Firma Proger, Berlin NW, Unter den Linden 27.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Nachdruck verboten.

Ein Inseltag.

Novelle von C. Merk.

Morgenstille! In den großen Städten mit ihrem frühzeitigen Fuhrwerks-Gerassel und Postwagen-Gepolter ist dieses Wort fast illusorisch geworden; auf der kleinen Kloster-Insel in der weiten Wasserfläche hat es noch seine volle Bedeutung. Es ist so fühlbar, so hörbar still! Der See athmet kaum. Auch der Spätsommertag scheint noch zu schlummern; nur hinter einem bläulichen, glühenden Duftegewoge blinzelt die Sonne. Aus der Kirche dringt zuweilen der Gesang von Kinderstimmen und das Klingeln der Ministranten. Später trippeln, mit dem Gebetbuche in der Hand, ein paar alte Fischerfrauen über den Friedhof, der wie ein heimlicher Garten am Wege liegt.

Ihnen folgt ein schlankes Mädchen, ein Fräulein aus der Stadt. Sie kommt nicht aus der Kirche, sondern aus dem Mesnerhaus, in dem sie Wohnung gefunden. Ein blondes Inselkind trägt ihr den Malkasten nach. Sie gleitet rasch, ein wenig scheu, an den Linden vorüber, die vor dem Gasthause stehen, und lächelt freudig, da es hier noch ganz einsam und still ist. Sie hat gestern eine reizende Studie entdeckt: eine Aferstelle, an welcher ein Fischer seinen alten, wettergrauen Kahn geborgen und einiges Netzwerk aufgehängt hat; dahinter der helle Lust- und Wasserton. Sie will zur Stelle sein und an der Arbeit sitzen, ehe die Maler, von denen es auf der Insel wimmelt, mit Staffelei und Skizzenbuch ausziehen und ihr zuvorkommen.

Am Ufer, dicht vor der Klostermauer, packt sie ihre Farben und Pinsel aus und richtet mit der begeistertsten Ungeduld des Beginners die Leinwand zurecht. Von dem Garten des „Reichtvaters“ kommt leiser Mesendust, und die Kloster-Enten plätschern im Wasser. Plötzlich fährt die Kohle, mit der sie aufgezeichnet, mit einem unsinnigen Striche über das Blatt; die Zeichnerin ist erschreckt worden durch einen Schritt in ihrer Nähe und schaut nun, ausblickend, in ein verwundertes Augenpaar. Einer der Maler steht vor ihr und sagt ein verlegenes: „Guten Morgen, Fräulein Balden, — Sie malen hier?“

Nun erst sieht sie, was ihr in ihrem Eifer entgangen war: ganz dicht neben ihr, im Grase, liegen Feldstuhl und Mappe; an der Mauer lehnt ein Schirm. Sie war also doch nicht die Erste am Platze und soll nun früherem Rechte weichen! Sie denkt es in tiefem Mißmuth, schickt sich aber doch an, zusammenzupacken, hebt den Strohhut, den sie von dem gelockten, kurzen Haar genommen, vom Boden auf und schraubt den großen, grauen Schirm aus dem Stock. Sie fürchtet sich vor den Malern. Sie weiß, daß Jeder,

auch wenn er selbst nur ein Unwürdiger und Schänder ist im Tempel der Kunst, sich doch berufen fühlt, die Frau, die ihm immer ein unberufener Eindringling scheint, von dessen Schwelle zu verjagen. Das Benehmen der Künstler während der paar Wochen, die sie auf dem kleinen Fleckchen Erde verbrachte, hat ihr auch deutlich gezeigt, daß die Malerin der Vorrechte verlustig wird, die man sonst einem jungen Mädchen einräumt.

Der blonde junge Mann, der neben ihr steht, ist freilich immer einer der Höflichsten gewesen, und er sagt auch jetzt in sehr zuvorkommendem Tone:

„Ich möchte Sie um keinen Preis verdrängen, mein Fräulein!“

„Aber Sie waren zuerst hier, Herr Lutrat; ich bemerkte Ihre Sachen nicht; entschuldigen Sie!“

„O, bitte! Ich wollte anfänglich nur zeichnen;

Horizont ab. Die beiden Maler haben kein Auge für den wachsenden Sonnenzauber der weiten Landschaft; sie beschäftigt die Vordergrund-Studie, auf der nun wärmere Licht tanzt, und die Schatten weicher in einander fließen. Aber die Farben sind auf die Palette gesetzt, die Arbeit ist im Gange; nun fangen sie zu plaudern an. Sie haben unter den Linden schon ab und zu Gespräche getauscht und sind sich nicht ganz fremd. Es giebt auch der Anknüpfungspunkte genug; die Bilder der letzten Ausstellung, die Ankäufe des Kunstvereins, der gemeinsame Aufenthalt.

„Sie sind nicht zum ersten Male auf der Insel, nicht wahr, Fräulein Balden?“ fragt der Maler im Laufe der Unterhaltung.

„O nein! Ich kenne hier jeden Stein und jeden Uferbaum. Vor Jahren bin ich allsommertlich auf der Insel gewesen, — mit meinem Vater. Jede Stelle erinnert mich an süße, harmlose Jugend-Thorheiten!“

Er lacht; aber ein forschender Blick streift die junge Collegin.

„Ja, ja,“ sagt er leise. „Man träumt und schwärmt leicht auf dieser kleinen Insel.“

„So lange man sehr jung ist nämlich,“ giebt sie mit einer altklugen Miene zurück, die wunderbarlich zu den blühend rothen Lippen und zu der weichgerundeten Wange stimmt. „Dann erscheinen einzelne Menschen oft merkwürdig vorthelhaft in dieser Inselbeleuchtung, gerade, als wären sie auf Goldgrund gemalt, wie die Heiligen in der alten Klosterbibel.“

„Wie auf Goldgrund gemalt,“ wiederholt er lächelnd. „Der Vergleich ist gut!“ Dabei gleiten seine Augen über das von braunem Haar umkrauste, etwas eigenartige Profil an seiner Seite, als sei es nicht von blauer Luft, sondern von lichtestem Glanze umwogt. „Für Sie scheint das freilich ein überwundener Standpunkt,“ fügt er

hinzu und arbeitet energisch mit der Spachtel in die Studie.

„Gott sei Dank! Ewigkeiten liegen zwischen damals und heute!“

„Nun, dafür haben Sie sich merkwürdig gut gehalten!“ lacht er.

„O, auf die Jahre kommt es gar nicht an,“ giebt sie zurück, indem sie eifrig die Kremsjerweiß-Tube auf die Palette drückt. „Man kann mit einem Schlage alt und klug werden! Wenn das Herz einmal eine recht gründliche Enttäuschung erlebt hat, wenn ein Halt, den man für felsenfest hielt, zusammengebrochen ist und die tiefsten Empfindungen in den Wind geschleudert wurden, o, dann ist der Goldgrund, auf dem man einst die Menschen sah, für immer dahin!“

Es klingt leidenschaftlich nach ihren bisherigen kühlen Worten, als habe die Erinnerung an eine Wunde in ihr Herz gegriffen. Er fühlt sich verstimmt. Ihr Wesen war ihm so unberührt, so mädchenhaft herbe er-



Maikäfer. Von G. Schächinger. — Siehe Seite 95.

aber der Ton ist zu schön in dieser Morgenstimmung. So lief ich fort, um meine Farben zu holen.“

„Und waren natürlich sehr entsetzt, als Sie zurückkehrten! Doch Sie sehen, — ich räume das Feld.“

„Nein, das soll und darf nicht sein! Sie halten mich wohl für einen rechten Wildling! An mir ist's, zu gehen! Denn,“ fügt er ein wenig zögernd hinzu, „es wäre Ihnen wahrscheinlich peinlich, wenn wir zusammen hier malten.“

„Nicht im Geringsten, wenn das ginge,“ erwidert sie, ruhig zu ihm aufschauend.

„Das geht vortrefflich. Ich hatte mir ohnedies einen etwas weiteren Standpunkt gewählt.“

„So ist ja Alles in bester Ordnung.“

Sie stellt den Schirm wieder auf und strichelt weiter. Ein leiser Windhauch hat sich erhoben; der See beginnt sich kräuselnd zu regen. Die Berge treten aus den Nebelschleiern hervor; als zartblauer Hauch zeichnen sich die fernen, schweren Gebirgsmassen von dem lichten

schienen; es überrascht ihn peinlich, daß sie eine bittere Erfahrung hinter sich habe.

„Es scheint für Sie ein ganzer Roman auf der Insel gespielt zu haben?“ fragt er, nicht ohne eine leise Gereiztheit im Tone.

„Nein!“ giebt sie mit einem klaren, ernsten Blick zurück. „Kein Roman, — ein Schicksal! Aber ich habe mir seitdem das Träumen abgewöhnt! Und das ist gut!“ fügt sie leichter hinzu und schließt, den Kopf zurückbeugend, die braunen Augen ein wenig, um die Wirkung ihrer Studie zu prüfen. Sie fühlt sich sehr befriedigt. Das Fischergeräth und Netzwerd wird wohl noch viel Mühe kosten; aber der Kahn mit dem Weidenstrahl scheint zu gelingen. Das könnte ein gutes Bild werden! Mit heißen Wangen weiter pinselnd, überlegt sie die Staffage, die sich wohl am besten dazu eignen würde: Nonne, Klosterbruder, oder ein Paar in altdeutscher Tracht? Die Kinder kommen aus der Schule, guden halb scheu, halb neugierig auf die Staffeleien und laufen mit verlegenem Lachen fort, wenn der Maler ihnen ein lustiges Wort zuruft.

Es läutet Mittag von der Klosterkirche.

„Wie rasch die Stunden verfliegen! Schade, daß der Morgen vorüber!“ ruft Lutrat.

Beide stehen auf.

Nun wirft das Mädchen den ersten Blick auf die Arbeit des Malers. Ein Schrecken packt sie, der ihr das Herz zusammenkrampft. Was hat er aus dem Motiv gemacht! Wie ungeschickt, wie kindisch erscheint neben diesen kraftvollen, kühnen Strichen ihr eigenes Gezeichnete, das sie eben noch vollauf befriedigt, ja entzückt hatte! Auch sie hat die Natur im Auge gehabt und ihr nachzubilden gesucht, und nun sagt ihr erst diese halbfeierte, fremde Leistung: So ist's, — das ist Wahrheit!

Es wird ihr heiß vor den Augen. Ihre erste Bewegung gilt der armseligen Studie, die sie verdecken will; doch ihre ehrliche Natur sträubt sich dagegen. Lutrat's Blick ist ihr gefolgt und ruht nun prüfend auf ihrer Skizze. „O, ich sehe nun wohl, sie ist verfehlt, ein ganz verfehltes Nachwerk.“ ruft sie außerst verlegen. Er ist ihr nicht mehr einer von den jungen Herren, denen sie so gleichgültig gegenübersteht; er ist ihr ein Meister geworden, und mit der Miene eines Schülers, das Lob oder Tadel zu gewärtigen hat, blickt sie in sein offenes, frisches Gesicht mit den gutmüthigen grauen Augen.

„Sagen Sie es mir nur, — es ist talentlos, nicht wahr, ganz talentlos?“ fragt sie mit zitternder Stimme.

Er ist zu aufrichtig, um in seiner Miene eine abfällige Kritik verbergen zu können; aber er tröstet sie: „Ich bitte Sie, liebes Fräulein, wer wird sich gleich so hart verurtheilen. Eine angefangene Studie! Es wird Ihnen morgen besser glücken! Hoffentlich können wir weiter malen! Es wird doch schön bleiben!“

Er sucht das Gespräch abzulenken; aber in ihr ist ein Zweifel erwacht, ein qualender, wilder Zweifel an ihrem Können. Sie muß sich Klarheit verschaffen. Diese Angst wird sie sonst erdrücken.

„Ich hätte eine große Bitte an Sie,“ sagt sie schüchtern, während sie den Malkasten einräumt.

Er wendet sich mit warm ausleuchtenden Augen zu ihr.

„Möchten Sie sich einmal meine Studien ansehen und mir ein ehrliches Urtheil darüber sagen? Ich arbeite hier so allein. Es will mir mit einem Male scheinen, als sei ich auf einen ganz falschen Weg gerathen.“

„Herzlich gern, liebes Fräulein, wenn meine Meinung Ihnen als Kritik genügt,“ antwortet er, erfreut, in ihre Nähe und in ihr Vertrauen gezogen zu werden.

Sie beunnt sich eine Weile. Sie hat auf dem Lande kein Atelier und kein Besuchs-Zimmer, in das sie ihn einladen kann.

„Wenn Sie nicht der Siesta bedürfen, so würde ich am liebsten nach Tische um Ihren Besuch bitten. Es ist dann Schatten in der Laube vor dem Häuschen. Ich kann die Mappe herunterbringen.“

„Ganz recht! Ich werde mich einfinden.“

Dann gehen sie aus einander. Eine Viertelstunde später sitzen sämmtliche auf der Insel weilende Sommer-Gäste beim Mittagmahle unter den Linden. Hans Lutrat hat den Eckplatz an der langen Tafel, welche die Künstler vereint, und wo es lebhaft zugeht. Er ist heute schweigsamer als sonst, und sein Blick gleitet oft durch die Lindenzweige nach dem kleinen Tische, an dem die Collegin ihre einsame Mahlzeit einnimmt. Sie sieht so jung, so lustig aus in dem leichten, geblühten Kleide, das sie angezogen hat; das bräunliche Colorit ihres Gesichts macht sich reizend in dem grünlichen Blätter-schatten. Er glaubt immer weniger an ihren Ernst für die Kunst; sie wird ihm immer mehr zu einem hübschen Mädchen, das gefallen will und gefallen kann. Sie verläßt bald ihren Platz und geht, an den Linden vorüber, nach Hause. Einige der anwesenden Gäste grüßen;

auch mehrere Maler verneigen sich. Andere drehen der Malerin geringschätzend den Rücken zu, und einer der Jüngeren macht eine böshafte Bemerkung. Da treffen ihn Hans Lutrat's zornige Augen und eine scharfe Zurückweisung.

Lutrat genießt ein gewisses Ansehen am Künstler-tische; er ist wohlhabend, verkehrt in den besten Kreisen und besitzt mehr „Schliff“, als viele der anwesenden Collegen. Diese Vorzüge würden ihn allein kaum emporheben; aber er hat schon bedeutende künstlerische Erfolge gehabt, und man schätzt sein Streben und seine Begabung.

So großt auch heute nur eine dumpfe Opposition gegen ihn unter den am anderen Ende des Tisches sitzenden Akademikern, die stets das „malende Frauenzimmer“ als Zielscheibe ihrer Wiße betrachten. Diese jungen Leute, die so früh mit der zweifelhaften Kategorie der „Modelle“ in Berührung kommen, verlieren allzu leicht den Respekt vor dem Weibe, auch vor dem anständigen, wenn nicht eine sehr sorgfältige Erziehung oder eine feingebildete Familie den härteren Einfluß auf sie geltend machen.

Lutrat erhebt sich gegergt und entfernt sich in entgegengekehrter Richtung, als das Fräulein. Es braucht Niemand zu wissen, daß er sie besucht, und auf der Insel giebt es ja kaum einen Umweg.

Während er langsam, seine Cigarre rauchend, am Ufer dahinschreitet, sitzt das Mädchen vor ihrer großen Mappe. Es ist ihr zu Muth, wie vor einem Examen. Sie hat kaum einen Bissen über die Lippen gebracht. Was wird er sagen? Seit sie die Studien wieder vor sich hat, ist es ihr hoffnungsvoller zu Muth. Manche scheinen ihr doch sehr gut, sehr wahr. Die eine freilich, mit bewegtem See, unter die sie so selbstbewußt den Namen „Via Valden“ gesetzt, will ihr heute nicht mehr genügen. Aber das alte Fischerhäuschen, und die Uferstelle mit den Kindern! — Er wird sie sicher loben und ihr diese Unruhe fortnehmen, diese Muthlosigkeit!

Nun kommt er, wirft die Cigarre fort und tritt durch das Gärtchen zu ihr. Sie giebt ihm die Hand; ihre Finger sind eiskalt. Dann setzt er sich. Sie öffnet die Mappe und reicht ihm Blatt um Blatt. Er behält jedes lange in der Hand, prüfend, betrachtend, es fernhaltend; dann legt er es mit einem „O, sehr nett! ganz hübsch!“ oder: „Ach, das haben Sie auch gemalt!“ „Wie fleißig Sie waren! Da könnte sich unjereins ein Beispiel nehmen!“ auf den Stuhl an der Seite.

Nun ist er zu Ende mit den Blättern und zählt, ein Bischen verlegen, wie viele deren sind, blickt nach dem Datum der einzelnen, — ihr aber ist's zu Muth, als wäre ein glühender Stein auf ihr Herz niedergefallen und lastete nun da mit unerträglicher Schwere.

Sie weiß es wohl, warum er sie nicht ansieht; sie versteht, daß er nur höflich gewesen, und daß diese Höflichkeit eine fromme Lüge ist. Sie muß, — sie will die Wahrheit hören, — und wenn es das Schlimmste wäre!

„Herr Lutrat, sagen Sie mir keine Nebensarten! Bitte seien Sie ehrlich, wie Sie gegen einen Mann wären, gegen einen Kameraden!“ Und sie sieht ihn so seit an, daß er die Augen unwillkürlich zu ihr aufschlägt. Er ändert seine Miene, wie er auf das streng und herb gewordene Gesicht schaut; sein ehrlicher Sinn kämpft mit seinem guten Herzen, das ungern wehe thut, — und gerade ihr! Aber die Aufrichtigkeit trägt den Sieg davon.

„Wenn ich offen meine Ueberzeugung aussprechen soll, so muß ich sagen: Sie sind allerdings nicht ganz auf dem rechten Wege! Es fehlt Ihnen die richtige Anschauungsweise, die richtige Auffassung der Natur. Sie sehen zu viel Kleines, Nebensächliches. Darüber geht die Wirkung, der Gesamt-Eindruck verloren. Auf diese Weise können Sie nie ein Bild malen. — Das soll Sie nicht entmuthigen.“ fügt er hinzu, als er bemerkt, wie starr und traurig sie zu Boden blickt. „Es fehlt Ihnen gewiß viel mehr an der richtigen Führung, als an Begabung.“

Sie schüttelt den Kopf: „Nein, nein!“ sagt sie dumpf. „Mein Lehrer ist nur nicht wahr gewesen, wie Sie.“

Seine Aufrichtigkeit reut ihn nun, da sie so vernichtend auf das Mädchen wirkt. Dabei erscheint sie ihm so liebreizend mit den langen, dunklen Wimpern, die ihre Schatten auf die Wangen werfen, dem trozig geschlossenen, hübschen Munde, an dem die Unterlippe sich in so anmuthiger Linie nach abwärts senkt.

„Ich muß fast ein wenig lächeln,“ sagt er, „wenn ich Sie so niedergeschlagen sehe. Was brauchen Sie zu malen? Wenn ein Künstler Sie so, wie Sie hier stehen, auf die Leinwand zu zaubern vermöchte, mit den nickenden Rosen hinter Ihnen, mit der vollen Wahrheit der Stellung und Farbe, — er wäre ein Meister; er wäre ein Raffael! Sie aber sind dieses Kunstwerk der Natur, das Keiner von uns erreichen kann. Lächeln Sie, schmücken Sie sich das Haar mit Blumen, und Sie selbst haben die herzerfreuende Anmuth und Schönheit, die wir suchen, in der Irre, mit tausend Mähen!“

Nun hebt sie die Augen zu ihm auf; todesstraurige, düstere Augen, die in eine lichtlose Oede zu starren scheinen, und sagt tonlos:

„Auch Sie sagen das! auch Sie!“

Er steht bestürzt vor ihr.

„Sie legen zu viel Gewicht auf meine Worte. Ich fürchte, ich war derb, rücksichtslos, — verzeihen Sie mir!“

„Nein, — ich danke Ihnen!“ Sie reicht ihm die Hand. „Glauben Sie mir, — Sie haben mir nur Gutes gethan! Sie waren ein braver Kamerad!“

Das Lächeln, das sie auf ihre schmerzlich zudenden Lippen zwingt, hat ihm etwas unsäglich Ergreifendes. Er möchte ihr zu gern ein warmes, liebes Wort sagen, aber der Hals ist ihm wie zugeschnürt. Er möchte gern bleiben; aber er bemerkt wohl, daß sie allein sein will.

So geht er nachdenklich zurück über den kleinen Friedhof, auf dessen sonnenbeschienenen, grünen Boden die Grabkreuze ihre Schatten zeichnen.

Unter den Linden ist es still. Nur einer der Stammgäste sitzt noch an einem Tische und schaut verträumt in den wogenden Sonnenglanz, unter dem der See brüht. Es ist ein Professor, der alljährlich hier seine Ferien verbringt; ein ernster, einsamer Mann, der schwere Schicksale hinter sich hat. Aber so düster er wohl in das Leben blickt, er hat sich Güte und Menschenliebe aus dem Schiffsbruche seines Glückes gerettet und hält sich nicht abgeschlossen von der heiteren, jüngeren Generation um ihn her. Auch jetzt hebt er die Augen mit einem freundlichen Blicke zu dem Maler.

„Sie waren ja heute der Studien-Genosse von Fräulein Valden. Sagen Sie: ist sie geschickt? leistet sie etwas?“

Hans ist im ersten Moment befremdet, daß diese Frage so völlig mit seiner Gedanken-Beschäftigung zusammenstößt.

„O, sie ist sehr itrebam und nimmt es ernst mit der Kunst,“ erwidert er ausweichend. „Sie kennen die Dame schon länger?“ fügt er hinzu, indem er sich neben dem Professor niederläßt.

„Gewiß! Ich sah sie hier heranwachsen; sah sie aus einem muthwilligen kleinen Herzen ein stilles, ernstes Mädchen werden, das ihren eigenen Weg geht. Darum interessire ich mich für sie und wünsche ihr von Herzen einen Erfolg, der ihr Heimath und Familie wirklich ersetzt.“

„Sie hat keine Eltern, keine Angehörigen?“ fragt Hans mit lebhaftem Interesse.

„Doch, doch. Es ist ihre eigene Schuld, daß sie so allein dasteht. Aber ich vermag das bei ihrem Charakter am Ende zu begreifen. Ich habe ja mit angesehen, wie sie in ihren Kinderjahren von ihrem Vater verhätschelt wurde. Sie war gerade erwachsen, als er sich zum zweiten Male verheirathete. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hatte sie an ihm gehangen; nun fühlte sie sich überflüssig, in seinem Herzen und in seinem Hause, dessen Führung eine practischere, erfahrenere Hand übernahm. Keine böse Stiefmutter allem Anscheine nach; nein, eine pflichtgetreue, kluge Frau, die dem Mädchen wohlwollte und es auch ihr gern behaglich gemacht hätte. Aber gerade ihr nüchtern verständiges Wesen, ihre geschäftige Art, Alles selbst leiten und lenken zu wollen, ihre vielleicht etwas spießbürgerliche Lebens-Auffassung lasteten wie ein Alpdruck auf dem nach Freiheit dürstenden, leidenschaftlichen jungen Geschöpf.“

Ich bin ein stiller Beobachter und liebe es, Charaktere zu studiren. So interessirten mich diese beiden Frauen, die, Beide von guter Art und redlichen Herzens, sich doch nicht harmonisch zusammenfinden konnten. Die Mutter rieth gutmüthig:

„Unterhalte Dich, wie es einem jungen Mädchen ziemt. Denke daran, vortheilhaft auszusehen, mache ein freundliches, heiteres Gesicht! Das gefällt den Männern. Bereite Dich vor auf Dein künftiges Hauswesen.“ Ein edler Lebenszweck, rief die Tochter in herbem Mädchenstolze, zu warten und zu harren, bis irgend ein Mann die Gnade hat, mich zu heirathen. Ich sollte ihn wohl auch noch anzuloden suchen! O vpsui! Mit immer heißeren Träumen von Ruhm und Selbstständigkeit hat sie sich aus dem Alltags-Leben herausgeholt und dringend danach verlangt, sich zur Malerin ausbilden zu dürfen. Aber der Vater widersetzte sich, von seiner Frau beeinflusst, diesen emancipirten Ideen, wie man ihren Wunsch nannte. Auch die Geldfrage spielte wohl eine Rolle; denn der Mann lebt von seinem Beamten-Gehalte und muß sich einschränken. Doch als die zweite Stiefschwester zur Welt kam, erklärte sie energisch: sie bitte, daß ihr das kleine, von ihrer Mutter ererbte Vermögen ausbezahlt werde; es würde hinreichen, um ein paar Jahre Unterhalt zu nehmen. Dann wolle sie sich selbst ihren Unterhalt verdienen.“

Die Eltern thaten ihr Möglichstes, um sie zurück-zuhalten, aber sie ist ein kleiner Trostkopf. So hat

sie denn die Schiffe hinter sich verbrannt, und es würde mir leid thun, wenn sie eine Niederlage erleben müßte. Doch die Damen fangen ja an, ganz bedeutende Concurrantinnen für die Herren Maler zu werden."

"Gewiß, gewiß!" giebt Hans zerstreut zurück. Seine Unruhe ist gewachsen mit jedem Worte, das der Professor gesprochen. Nun versteht er, was sie mit ihren leidenschaftlichen Worten am Morgen meinte, die ihm so viel zu denken gaben. Die Liebe des Vaters ist ihr entrissen worden! Das war das Schicksal, das sie hier erlebt. Ihre Einsamkeit rührt ihn tief. Es war ihm vorher nicht in den Sinn gekommen, daß die Kunst eine Lebensfrage für sie sein könne; der Erwerb steht ihm, dem vermöglichen Manne, nicht so im Vordergrund wie den Anderen, und die anmuthige, geschmackvolle Erscheinung des Mädchens rief niemals den Gedanken an Armuth wach. Nun scheint seine Ehrlichkeit ihm doppelt grausam. Und doch! je ernster die Sache für sie ist, desto weniger nützen ihr Beschönigung und falsches Lob. Aber er muß versuchen, sie zu trösten, ihr Rathschläge geben, sich ihr als Lehrer anbieten. Immer ungeduldiger verlangt er danach, wieder vor ihr zu stehen, ihr das liebe, tropige Köpfchen aufzurichten, das sie vorher so tief gesenkt hat. Sie pflegt sonst unter den Linden ihren Kaffee zu trinken, ehe sie an die Nachmittagsstudie geht. Heute wartet er umsonst.

Einsilbig sitzt er neben dem Professor. Der Mittag-dunst schwindet von den Bergen. Der See färbt sich dunkler. Die weite Landschaft enttaltet ihre Licht- und Farbenfülle. Je weiter die Stunden rücken, desto reicher werden die Töne, desto leuchtender und feierlicher strahlt die Insel in Sonnenglorie.

(Schluß folgt.)

Kadenz verboten.

Verzagt und erbeten.

Aus einem Kriegs-Tagebuche von Botho von Preßentin.

Mit einer Illustration von H. Andel.

Nicht immer blüht dem Kavalleristen das Los, in frischem, frühlichem Reitergefechte seine Klinge mit der des Gegners zu messen. Ungleich häufiger und mühsamer sind die Pflichten, welche seiner harren, wenn es die Armee zu sichern, ihr im Feindeslande die verschiedenen Lebensbedürfnisse zuzuführen gilt. Je länger sich die Verbindungs-Linien nach der Heimat ausdehnen, um so schwieriger wird die Verpflegung einer großen Armee.

Im Jahre 1870 hatten die deutschen Belagerungstruppen vor Paris aber noch mit einem besonders erschwerenden Umstande zu rechnen.

Im Westen befand sich eine neue feindliche Armee in der Bildung, welche eine Anzahl von Franciscour-Corps schleierartig vorgehoben hatte. Im ersten Kampfe wenig von Bedeutung, erwirkten diese zusammengewürfelten Scharen doch die Fou-ragierungen für die Armee vor Paris außerordentlich und verhinderten eine genügende Aufklärung des Terrains durch kleinere Kavallerie-Abtheilungen.

In erster Linie gegen sie wurde deshalb Anfang October 1870 eine Kavallerie-Division vorgehoben.

Noch hatten die Spitzen der genannten Division jene Stadt nicht erreicht, da traf die Meldung ein, daß am 11. October preussische Husaren und bairische Infanterie in Ablis heimtückisch durch die Schar des Polen Lipowski überfallen sei.

Das war doch etwas für das schneidige Kavalleristen-Hez des Divisions-Kommandeurs!

Vorwärts rasselten die Schwadronen, und ein furchtbares Strafgericht erging über die unglückliche Stadt. Viele ihrer Bewohner hatten sich während des Ueberfalles hinreichend lassen, gegen die deutsche Belagerung die Waffen zu ergreifen. Sie hatten damit das Schicksal der Stadt und ihrer Bürger selbst heraufbeschworen.

Kaum waren Kürassiere und Ulanen eingerückt, so riefen unheimliche Trommelwirbel die Einwohner zusammen. Mit starker Stimme verlasen städtische Polizisten den unabänderlichen Befehl des Kommandirenden: „In zwei Stunden wird die Stadt an allen Ecken in Brand gesteckt; bis dahin steht es Jedem frei, seine beste und werthvollste Habe zu retten!"

Gestern noch hatte man in Ablis mit großen Worten gesprochen, diese „diablen de Prussiens" sollten an Kimmern wiedersehen hinausgefegt werden; nun war der verhaßte Feind stärker da denn zuvor. Seine Reiter sahen wie Statuen auf den Rossen. Alle Plätze und Thore waren von Ulanen besetzt.

Angsttrübe verirrter Kinder, das Versterben der auf Handwagen dahergefahrenen und umstürzenden Krüden, welche die letzte Hoffnung einer stehenden Familie bargen; das ganze, unbeschreibliche Chaos von brüllend daher kommendem Vieh und verzweifelnden Menschen jeden Geschlechtes und Alters vermochte das eiserne Hez des hoch und stolz auf seinem Pferde haltenden Führers nicht zu erweichen.

Wieder und wieder zog er seine Uhr. Endlich ein kurzer Befehl an den neben ihm haltenden Kommandeur des bairischen Bataillons. — Ablis ging in Rauch und Flammen auf.

Während sich die wirbelnden Dampfswolken über Ablis bald hierhin, bald dorthin wälzten, um an anderer Stelle in mächtigen Säulen zum Himmel aufzusteigen, bezog die Kavallerie-Division westlich der brennenden Stadt Vorposten. Die Regimenter des Gros wurden weiter zurück in Massen-Quartieren untergebracht.

Der energische Führer, dessen Befehl das Schicksal der Stadt entschieden, nahm mit seinem Stabe und einer Anzahl anderer Offiziere im prachtvollen Schlosse der verwitweten Herzogin von Lunnes und Chevreuse zu Dampierre Quartier.

Trotzdem der Wind die Rauchwolken von Ablis in dichten, langsam dahinziehenden Massen über Park und Schloß führte, war die Aufnahme, welche die preussischen Offiziere fanden, vor-

züglich. Jeder unausgesprochene Wunsch wurde den Herren beinahe an den Augen abgelesen.

Gegenüber dieser seltenen Gastfreundschaft wurden auch von den einquartierten Offizieren alle Formen gesellschaftlicher Höflichkeit beobachtet. Niemand unterließ es, der Herzogin seine Aufmerksamkeit zu machen, und Jeder gewann bei dieser Gelegenheit einen ausgezeichneten Eindruck von der wahrhaft vornehmen, würdigen alten Dame.

Ein ausgefülltes Diner vereinigte später die preussischen Offiziere um ihren Führer an der gastreichen Tafel der Schloßherrin. Strahlendes Kerzenlicht erleuchtete den großen Speise-saal mit seinen alten Ahnenbildern bis in die entferntesten Ecken. Erstaunt mochten die alten, geharnischten Herzöge von Lunnes und Chevreuse aus den schweren Eichenrahmen an der Wand auf die bunten Uniformen der Feinde Frankreichs blicken, die sich hier sichtlich so wohl fühlten.

Konnte man es diesen Reiter-Offizieren verdenken, wenn sie gern hier weilten?

Seit Wochen und Monaten hatten sie vielleicht an keiner gut gedeckten Tafel mehr gegessen, und zum ersten Male während dieses ganzen Feldzuges durften sie wieder edle Frauenwürde bewundern. Wie Manchem unter ihnen mag da die Erinnerung an die Eltern, die Lieben daheim gekommen sein. Und da auch die Weine, — besonders der Sekt, — vorzüglich waren, so stieg das Wohlbefinden mit jeder Minute.

Der Kommandirende fühlte sich an der Herzogin Seite ganz besonders wohl. Im elegantesten Französisch führte er die Unterhaltung mit ihr. Wie es sich ergab, hatten sie mehrere gemeinsame Bekannte, und durch diese intimere Annäherung wurde der Ton des Gespräches immer wärmer.

Als die Schloßherrin endlich die Tafel aufhob, führte sie der General durch eine Reihe von Salons in das Zimmer, wo der Kaffee bereit stand. Den Voranschreitenden folgten paarweise oder in Gruppen die vergnügten Offiziere.

Die Vordersten von ihnen sahen — ja, sahen sie recht? Der General, welcher die Herzogin zu ihrem Sitze vor dem Marmorkamine geführt, hatte sich verneigt und ihr dabei nach deutscher Sitte die Hand gereicht.

Und sie?

Das bereits leicht gebeugte Haupt im Silberkämme des Greisenalters richtete sich stolz auf, und ihre Blide fielen nach dem Fenster, wo die blutige Röhre des Brandes von Ablis durch die vorgezogenen Gardinen schimmerte. Beinahe höhnend klang es alsdann in den Ohren der aufstehenden Deutschen:

„Verzeihen Sie, Herr General, aber die Hand kann ich einem Feinde meines Vaterlandes nicht geben!"

Zu den Augen des alten Soldaten bligte es auf. Nur einen Augenblick. Dann verbeugte er sich tief und wortlos.

Gleich einem kalten Reife war es auf die angeregte Stimmung gefallen, und erst als sich die Herzogin bald darauf zurückzog, der General aber laut und vernehmlich erklärte, „er hege allen Respekt vor dieser Frau," vermochten sich die leichtlebigen Reiter wieder voll ihres unvergleichlichen Quartieres zu erfreuen.

Weiter rollten die eisernen Kriegswürfel zum Nachtheile der Franzosen. Immer tiefer waren die Reitercharen der Division in das Land eingedrungen. Immer mehr hatte sich der jeder Lage gewachsene Führer die Herzen aller Leute gewonnen. Wo Gewehralben knatterten und Kanonen brüllten, war der General sicher in erster Linie. Sein hoher persönlicher Muth führte ihn auch oft dahin, wo er eigentlich als Führer nicht hingehörte, weil er sich von Allem selbst zu überzeugen liebte.

So lag er am 3. November mit seinem Stabe unmittelbar hinter den Vorposten in einem einsamen Hause zu Curville. Die Pferde blieben gefesselt, und er, wie seine ganze Umgebung, legten die Kleidung nicht ab. Man ruhte, wie man war, auf dem Lager, um beim ersten Alarm zu Pferde steigen zu können.

Wenn aber die Uebermüdung infolge der anstrengenden letzten Tage beinahe Jedermann die schweren Lider zudrückte, der General fand keinen Schlummer.

Ein einiger Regen wurde von Südwesten gegen die Scheiben seines Zimmers gefegt, und gleichsam zur Wachsamkeit mahnend, peitschten die Aeste einer uralten Ulme das Dach des Hauses.

Ein Hundewetter! So recht geeignet, um in dem durch-schnittenen Terrain einen Ueberfall des Feindes zu begünstigen.

Den Kopf auf seinen rechten Arm gestützt, lauschte der General auf seiner Ruhstelle. Es war ihm, als vernehme er das Geräusch eines schnell näher kommenden Wagens. Er hatte sich nicht getäuscht; das Gefährt hielt vor seinem Hause; Stimmen wurden vernehmbar. Es mußte etwas Besonderes vorgehen.

Mit jugendlicher Schnellkraft sprang er empor. Ein Griff, — und die Kerze flammte auf.

Diesen Lichtschein mußte man draußen wahrgenommen haben. Noch bevor der General das Fenster erreichte, um hinauszuschauen, trat sein Diener, — eine Karte in der Hand, — mit der Meldung ein: „Die Dame bittet, den Herrn General trotz der Nachtstunde sprechen zu dürfen."

Schon hatte jener die Karte in der Hand und las, näher zum Licht tretend: „La Duchesse de Lunnes et Chevreuse."

Ein stilles Wächeln umspielte die Lippen des stattlichen Mannes; dann befahl er, seinen Anzug ordnend: „Machen Sie schnell hier ein wenig Ordnung und bitten Sie die Frau Herzogin, näher zu treten." Im nächsten Augenblicke indes befand er sich, eilte persönlich seinem Gaste entgegen und führte denselben in sein Gemach.

Kaum kennlich vor Gram und Schmerz, — in tiefster Trauer, — stand ihm die zu Dampierre so stolze Greisin gegenüber, und ohne seine Anrede abzuwarten, kam es zögernd über ihre blassen Lippen: „Eine unglückliche Mutter wagt es, Ihre Nachtruhe zu stören..."

Bewegt bat der General zunächst die Herzogin, in dem einzigen Sessel Platz zu nehmen, allein nassen Auges schüttelte Jene den Kopf und sagte: „Lassen Sie mich stehen, bis ich weiß, ob es mir gestattet wird, meinem ältesten Sohne die letzte Ehre zu erweisen."

„Sie haben einen Verlust in Ihrer Familie erlitten, Frau Herzogin?"

„Mein Aeltester, unser Stolz, liegt in Artenay, — von einer Kugel durch die Brust getroffen, — auf der Bahre, und sein jüngerer Bruder befindet sich mit einem schweren Schusse in der Lende im Lazareth von Orleans. Man will ihn amputiren. Dieser entsetzliche Krieg wird mir auch mein letztes Kind nehmen. Ueben Sie Erbarmen, Herr General; erlauben

Sie einer armen, beraubten Mutter, den einen Sohn zu be-graben und, — wenn Gott es will, — die letzten Seufzer des anderen in Empfang zu nehmen. — Lassen Sie mich Ihre Vorposten passieren!"

Dachte der General der Stunde, wo die gebrochen vor ihm Stehende ihm zu Dampierre die Hand verweigerte?

Ja — und vielleicht gerade deshalb sagte er jetzt besonders mild: „Glauben Sie, Frau Herzogin, daß wir mit Kranken und Leidenden Krieg führen? Nein, fahren Sie mit Gott, und von Herzen will ich wünschen, daß Sie den Zustand Ihres zweiten Herrn Sohnes weniger ernst finden. Da wir kaum etwas vor dem Feinde zu verbergen haben, so brauche ich Sie nicht einmal um Discretion über unsere Stellungen zu bitten."

„Soll ich Sie erst versichern, daß ich schweigen werde, wie das Grab?"

„Nein, Frau Herzogin, es bedarf keines Wortes. Bitte, nehmen Sie jetzt aber Platz; ich will den Befehl geben, daß Sie durch eine Patrouille bis über die Vorposten hinaus geleitet werden."

Als nach kurzer Zeit eine Kürassier-Escorte vor dem Stabs-quartiere aufmarschirte, erhob sich die Herzogin und sah dem gegenüberstehenden deutschen Führer ernst in das offene, klare Auge; dann bat sie mit Freimüthigkeit: „Neulich habe ich es in meinem Hause abgelehnt, dem Feinde Frankreichs die Hand zu reichen. Heute, Herr General, erbitte ich mir statt aller Dankesworte die Gunst, diese brave Hand drücken zu dürfen. Wollen Sie mir auch diese Bitte großmüthig gewähren?"

Einen Augenblick standen sich die beiden vornehmen Naturen Hand gegenüber; dann beugte sich der General respectvoll herab und drückte mit den Worten einen Kuß auf die Hand der Greisin: „Nur in Erfüllung eiserner Pflichten sind wir Soldaten zeitweilig gezwungen, unser Herz dem Erbarmen zu verschließen!..."

Kadenz verboten.

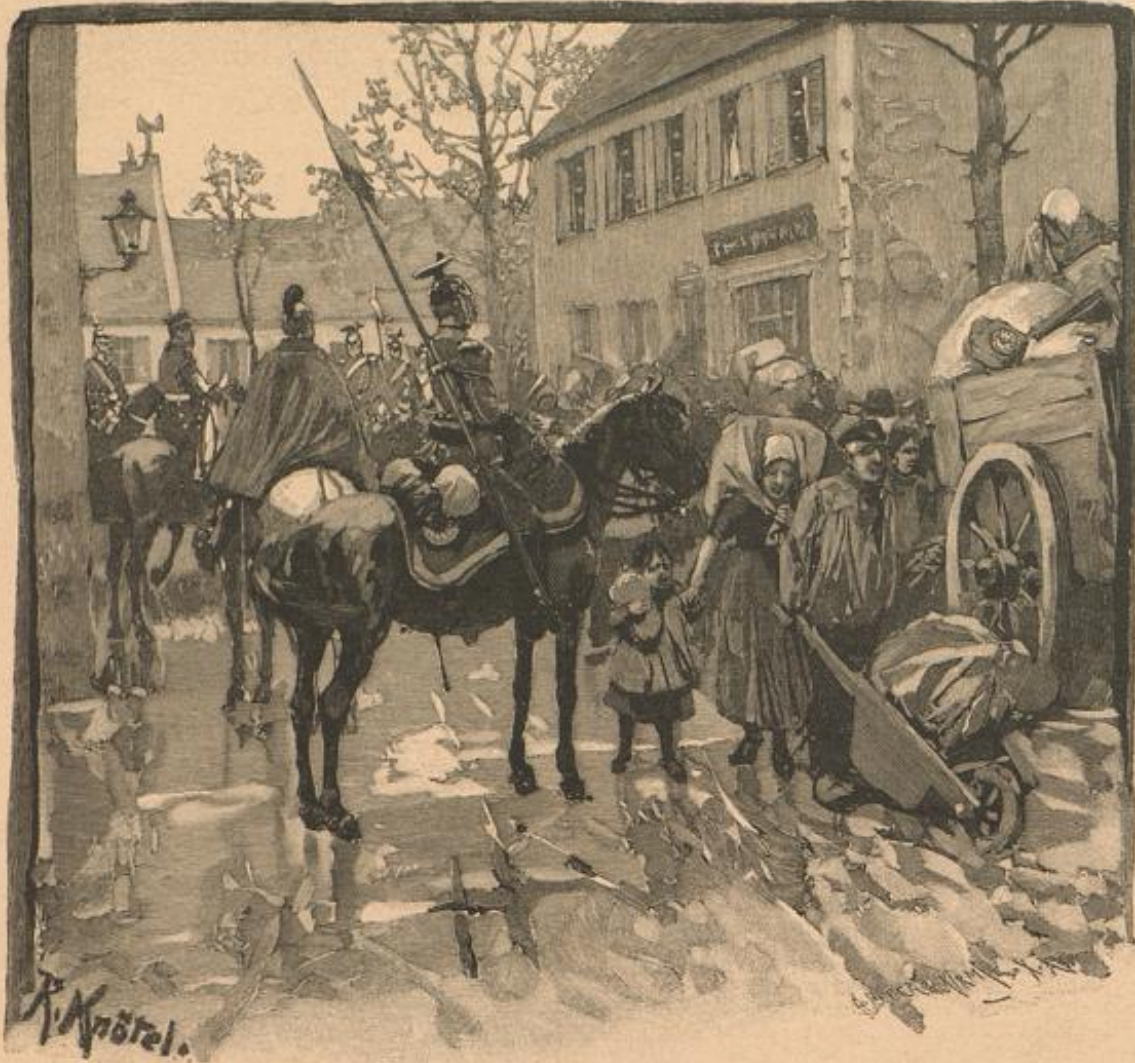
Die deutsch-nationale Bedeutung der Wagner-Festspiele in Bayreuth.

Von Georg Winter.

Wie sehr auch heute noch, wie seit dem ersten Auftreten Richard Wagner's, ein erbitterter Streit der Meinungen über Wesen und Bedeutung der neuen Richtung der Musik die gesammte musikalisch gebildete Welt in zwei große Lager theilen mag: einen großen Erfolg hat der Genius des „zukunfts-Componisten" mit Sicherheit schon errungen. Wenn bei Lebzeiten Wagner's von seinen Gegnern immer und immer wieder die Meinung geäußert werden konnte, daß nach dem Tode des Meisters sein Werk der „verdienten" Vergessenheit anheimfallen werde, der es nur durch eine fanatische Mode-Thorheit entrissen worden sei, so ist diese Meinung nunmehr durch die Thatsachen als endgültig widerlegt zu bezeichnen. Die größte organisatorische That, welche dem genialen Manne gelungen, die Begründung der Bayreuther Festspiele, ist so wenig mit ihrem Schöpfer zu Grunde gegangen, daß die allgemeine Theilnahme an diesen Bühnen-Weihfestspielen vielmehr von Aufführung zu Aufführung in zunehmender Progression gewachsen ist. Langsam, aber sicher gewinnt die neue Kunstströmung, welche hier dem deutschen Volke erwachen ist, in immer weiteren Kreisen an Boden, sodaß jetzt zum ersten Male der Versuch gemacht werden kann, die Festspiele in zwei auf einander folgenden Jahren zu unternehmen. Sie werden in diesem Jahre wie im verflohenen stattfinden.

Wird aber darum der Streit der Wagnerianer und Anti-Wagnerianer verstummen? Wir glauben es nicht. Ist doch auf jedem Gebiete geistiger Lebensthätigkeit das Neue immer nur in beständigem Kampfe gegen das Alte emporgekommen. Wer dächte, wenn er das leidenschaftliche Für und Wider über Wagner's künstlerische Bedeutung vernimmt, nicht an jene erregten Kämpfe, welche dereinst durch die Beethoven'schen Symphonien in der musikalischen Welt entbrannt sind? Gab es nicht auch damals zahlreiche Stimmen gerade in den maßgebenden musikalischen Kreisen, welche die neuen Bahnen Beethoven's als Irrwege bezeichneten? Die „altklassische Schule", welche in den Traditionen Bach's, Händel's und Haydn's groß geworden war, meinte, in den Beethoven'schen Schöpfungen ein Ueberpringen der der Musik gezogenen Grenzen sehen zu müssen, eben weil sie der Ansicht war, daß diese Kunst in den Werken der älteren Meister und Mozart's den höchsten, erreichbaren Gipfelpunkt erklimmen habe. Heute ist die Geschichte der Musik über die kritischen Bedenken der damaligen Gegner Beethoven's längst zur Tagesordnung übergegangen. Die große historische Frage ist, ob der Gang der Dinge bei der Beurtheilung der Wagner'schen Musik derselbe sein wird. Unzweifelhaft hat Wagner der Musik neue Gebiete eröffnet, und ihr Aufgaben gestellt, welche in scheinbarem Widerspruche mit dem Wesen der früheren Musik stehen. Ist dieser Gegeniaz aber ein wirklicher oder scheinbarer? Gibt es doch schon heute sehr viele Anhänger der alten klassischen Musik, welche trotzdem, — oder nach ihrer eigenen Meinung gerade deshalb, — auch Wagner's Musik ihre Verehrung zugestehen und ihr ein unvergängliches Fortleben auch in kommenden Jahrhunderten weissagen, während wieder andere jener Altklassiker, — und zwar gegenwärtig wohl noch die überwiegende Mehrtheit, — die Wagner'sche Musik nur für eine ganz vorübergehende Erscheinung halten, welche in ihrer Pflege nur eine Mode-Thorheit sehen, die Bayreuther Festspiele als eine solche verpöten, und mit aller Bestimmtheit behaupten, daß die Wagner'schen Werke nach kaum einem Jahrhundert „verdienter Vergessenheit" anheimfallen werden.

Wir sind weit entfernt davon, an dieser Stelle den Streit der Parteien entscheiden, oder auch nur unser eigenes Urtheil darüber abgeben zu wollen, welcher von ihnen dereinst der Sieg zufallen wird; ja, wir halten eine absolute und völlig objective Entscheidung dieser Frage darum gegenwärtig für völlig ausgeschlossen, weil Wagner's Natur in ihrer schroffen Einseitigkeit, in der vielleicht gerade ihre großartige Genialität liegt, das Urtheil der Zeitgenossen gewissermaßen mit Fingern Händen gefesselt hält; wer nicht für ihn ist, der muß wider ihn sein, und darum werden alle Urtheile, die jetzt über ihn laut werden, soweit sie von kunstverständiger Seite ausgehen, nothwendig einseitig und parteiisch sein müssen. Aber gerade diese Thatsache selbst, daß Wagner die gesammte musikalische und einen großen Theil der un-musikalischen Welt in zwei einander mit Leidenschaft bekämpfende Parteien gespalten hat, ist ein absoluter Beweis dafür, daß seinem Schaffen eine ureigene,



Zu „Versagt und erbeten“ von Botho von Pressentin. Von R. Knötel. — Siehe Seite 91.

von den einen willig, von den anderen widerwillig anerkannte Bedeutung im geistigen und künstlerischen Leben unserer Zeit innewohnt, die ihm auch dann nicht wird abgesprochen werden können, wenn seine Werke wirklich in kommenden Jahrhunderten der Vergessenheit anheimfallen sollten. Selbst wenn Wagner in der Geschichte der Musik nur eine vorübergehende Rolle spielen sollte, für die Geschichte des geistigen Lebens des neunzehnten Jahrhunderts wird er für alle Zeit eine hervorragende Bedeutung beanspruchen dürfen. Denn nichts Unbedeutendes ist im Stande, eine so nachhaltige und tiefgehende Bewegung in dem Leben eines geistig hochbeachteten Volkes hervorzubringen, wie es die Wagnerische Musik gethan hat. Die historische Bedeutung ist Wagner und den Bayreuther Festspielen für alle Zeiten gesichert, selbst wenn sein musikalisches Streben ein Irrthum gewesen sein sollte. Denn nicht nur auf musikalischem Gebiete liegt diese Bedeutung; man wird Wagner's Wirksamkeit nie völlig gerecht werden, wenn man ihn nur als Componisten würdigt. Seine historische Wirksamkeit liegt vielmehr ebenso sehr in seinem poetischen Schaffen, in seiner erstaunlichen organisatorischen Begabung, in seiner philosophischen Weltanschauung; auf allen diesen Gebieten ist er eine für das neunzehnte Jahrhundert und speziell für die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts im höchsten Maße charakteristische Erscheinung, eine Erscheinung, der geradezu eine nationale Bedeutung zugesprochen werden muß. Ueber diese aber muß sich ein Urtheil auch von einem Zeitgenossen gewinnen lassen, hier muß eine objective Werthschätzung möglich sein. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich den Bayreuther Festspielen vielleicht eine neue, interessante Seite abgewinnen, welche in den bisherigen Anschauungen über dieselben, mochten sie von befreundeter oder gegnerischer Seite ausgehen, noch nicht zu der ihr gebührenden Geltung gekommen ist.

Wenn diese nationale Bedeutung Wagner's noch nicht durch den leidenschaftlichen Widerstand klar gemacht worden ist, den gerade die chauvinistischen Kreise Frankreichs ihm entgegenstellen, eben weil sie das instinctive Gefühl haben, daß seinen Schöpfungen etwas spezifisch Deutsches innewohne, gegen das man als gesinnungstüchtiger Franzose nothwendig Front machen müsse, dem muß die Erkenntniß dieser Thatsache mit voller Klarheit aufgehen, wenn er sich nur ein einziges Mal entschließt, seine Schritte nach Bayreuth zu lenken und das Leben und Treiben, welches während der Festspiele dort herrscht, zu beobachten. Mir wenigstens ist es so ergangen, als ich zum ersten Male den Festspielen beiwohnte. Ich war auf's Höchste überrascht und fühlte mich innerlich gehoben, als ich die völlige Umwandlung wahrte, welche ein deutscher Künstler mit dieser kleinen altsächsischen Residenzstadt zu Stande gebracht hatte. Das Leben und Treiben in den Straßen der sonst so ruhigen und kleinstädtisch gearteten Stadt muthet den Besucher an, wie ein Traumbild, welches an ihm vorüberzieht. Welch' reges und frisches Leben auf dem Bahnhofe, welcher ungeheurer Verkehr auf den Plätzen und Straßen! Nicht als wenn man in eine kleine Mittelstadt von wenig mehr als zwanzigtausend Einwohnern einjoge, sondern als wenn man sich plötzlich mitten in das Treiben einer unserer Weltstädte versetzt sähe, so kommt man sich vor, wenn man aus der überfüllten Bahnhofshalle heraustritt. Alle Straßen sind festlich mit Fahnen geschmückt; man würde, auch wenn man es nicht wüßte, sofort gewahr werden, daß hier ein hohes Fest gefeiert wird. Denn nicht bloß die altersgrauen Häuser, sondern auch alle Menschen, welche in den Straßen herumwandeln, fahren und reiten, sie Alle haben gleichsam ein festliches Gesicht aufgesetzt; man sieht der Mehrzahl von ihnen

an, daß es die Begeisterung für eine von ihnen hochgehaltene Sache ist, die sie aus allen Himmelsgegenden hierher zusammengeführt hat. Aber nicht wie sonst ist es die Einholung einer Kürstlichkeit, oder die Feier irgend eines Schützen-, Krieger-, Turn- oder sonstigen Volksfestes, der zu Ehren die kleine Residenz ihr Festkleid angelegt hat; das Eine und Einzige, welches die festtägliche Stimmung und den festtäglichen Schmuck veranlaßt hat, ist — die Kunst. Wann ist solche Ehre und Feier früher der deutschen Kunst zu Theil geworden? Wann jemals früher ist es vorgekommen, daß man Hunderte von Meilen gereist ist, um einer dramatischen Aufführung beizuwohnen? Wie läglich sind doch bisher alle mühsamen und redlichen Versuche, der deutschen Nation, ein National-Theater zu schaffen, gescheitert! Wie sind doch früher alle Mahnungen derer verhallt, welche dem Ziele, der deutschen Kunst neues und edleres Leben zu schaffen, unentwegt zutreiben! Nun, was seit Generationen für die deutsche dramatische Kunst erstrebt worden ist, das neue Musik-Drama, — sein genialer Schöpfer hat es trotz aller erforderlichen großen Opfer in kurzer Frist erreicht; auf diesem Gebiete haben wir jetzt in der That ein „National-Theater“, eine Stätte, an der die edelsten Kräfte der ausführenden Kunst zusammenströmen, um deutsche Tonwerke in der höchsterreichbaren Vollendung zur Aufführung zu bringen. Unser jetziger Kaiser hat als Prinz vor mehreren Jahren ausgesprochen, was Tausende, die den Festspielen beiwohnen haben, mehr oder weniger klar empfunden und gedacht haben, wenn er sagte, es würde eine Schmach für das deutsche Volk sein, wenn diese Festspiele wieder eingingen; denn in gewissem Sinne seien sie für die Deutschen das, was die olympischen Spiele für die alten Griechen waren. Wenn ihnen vorläufig noch eine gewisse Einseitigkeit anhaftet, weil nur die Werke des einen Meisters, der sie geschaffen, zur Aufführung gelangen, so werden sie später ihren Charakter als „National-Theater der Deutschen“ noch deutlicher zeigen, wenn das Bayreuther Festspiel-Haus, wie es in dem Plane seines Begründers lag, sich später, wenn sein weiteres Bestehen gesichert ist, auch den Schöpfungen anderer Meister öffnen wird.

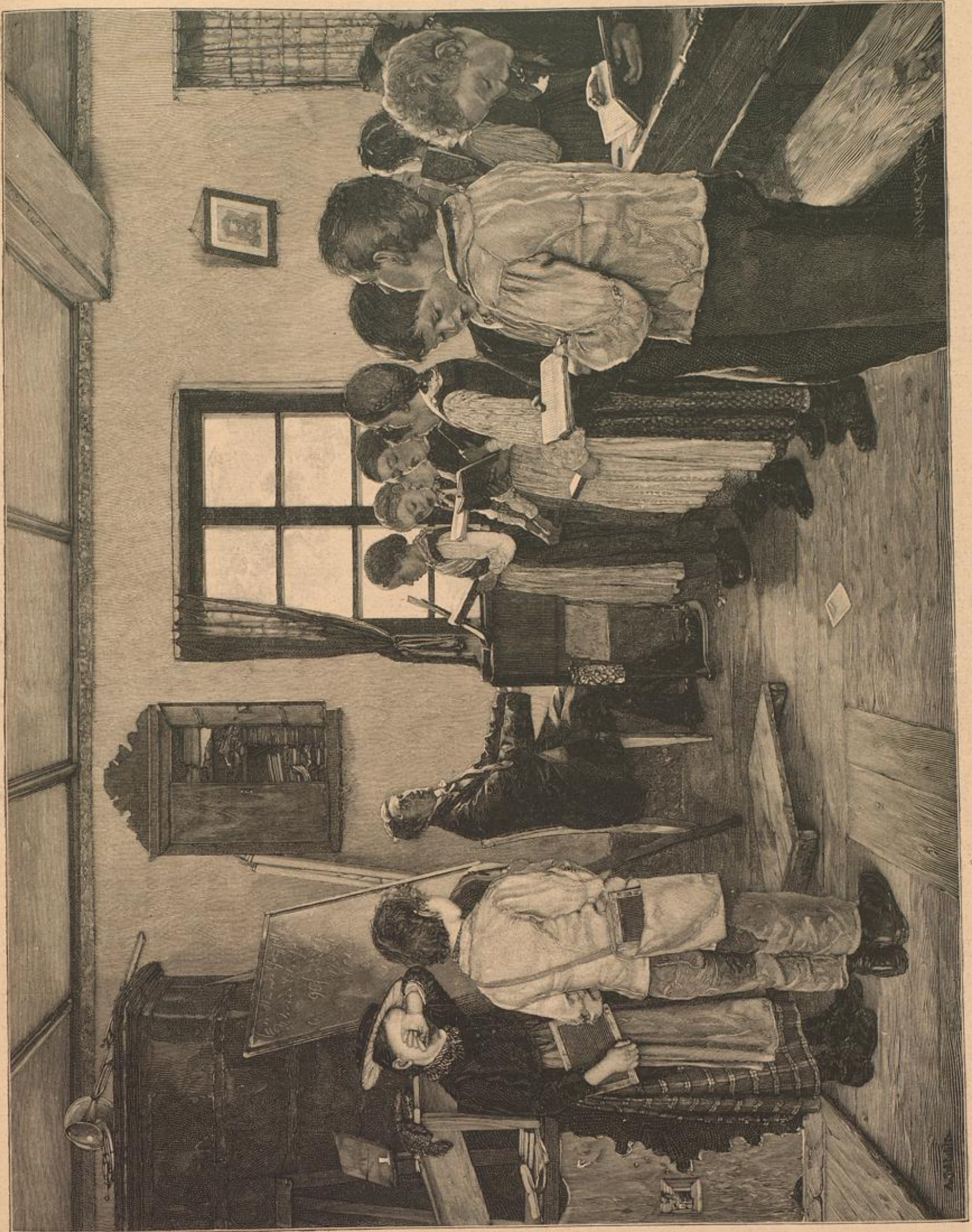
Aber auch jetzt schon ist Großes erreicht, auch jetzt schon bilden diese Festspiele, von dem musikalischen Werthe der Schöpfungen, die in ihnen zur Darstellung gelangen, vollkommen abgesehen, ein glänzendes Zeugniß für das staunenswerthe Organisations-Talent des „Componisten der Zukunft“, wie er rühmend von den Einen, spötelnd von den Anderen genannt wird. Denn auch jetzt schon bilden die Festspiele, trotz ihrer Einseitigkeit einen geistigen Mittelpunkt für große Kreise der künstlerischen und überhaupt der geistigen Aristokratie. Man würde sehr fehlgehen, wenn man annähme, daß nur, oder auch nur hauptsächlich, die Geld-Aristokratie sich hier zu einem Sport höherer Art zusammenfände, daß nur die mit Gläubigergütern reich Gesegneten sich den Luxus einer „Bayreuth-Fahrt“ gestatten könnten. Wie oft hat man nicht gesagt, daß diese Festspiele niemals eine Sache des deutschen Volkes werden könnten, weil eben nur reiche Leute die damit verbundenen großen Ausgaben bestreiten könnten. Nun wohl, eine populäre Sache im Sinne der Vergnügungen des Tages können und werden sie niemals sein. Das ist auch nicht ihr Zweck; im Gegentheil, es lag in der Absicht ihres Begründers, ihnen einen von den künstlerischen „Unterhaltungen“ des Tages verschiedenen Charakter zu geben. Es sollte eben Jedem, der an diesen Festspielen theilnehmen wollte, bewußt bleiben, daß er sich zu etwas Außerordentlichem, von dem Alltäglichen Losgelöstem hier einfindet; er sollte Opfer bringen, um sich von Allem, was die Sorgen und Geschäfte des Tages mit sich

bringen, frei zu fühlen und nur der Kunst zu leben, so lange er an deren Stätte weilt. — Aber war das nicht bei den olympischen Spielen der Griechen ebenso der Fall? Mühen nicht auch da von den Theilnehmern erhebliche Opfer an Zeit und Geld gebracht wurden? Gerade darin, daß sie auch von solchen gebracht wurden, welche sonst Opfer dieser Art scheuen müßten, lag ein gut Theil der nationalen Bedeutung dieser Spiele. So auch hier.

Freilich, wir wollen nicht leugnen, daß Manche der Theilnehmer Leute sind, welche des höheren künstlerischen Strebens und Verständnisses ermangeln und nur nach Bahreuth gehen, weil sie es für eine Art von Modesache halten und, — weil sie das nöthige Geld haben. Aber diese Leute bilden nicht nur nicht die Mehrzahl, sondern nicht einmal einen irgendwie hervorragenden Typus der Besucher. Den bei Weitem Meisten ist es Ernst mit der Kunst, ist deren reiner und ungefälschter Genuß wirklich der einzige Zweck ihres Kommens. Neben dem bekannten Schriftsteller, der nach Bahreuth geeilt ist, um an den künstlerischen Leistungen Kritik zu üben, begegnet man auch dem schlichten Gelehrten, der vielleicht nur mit Mühe die Opfer zu bringen vermag, um sich diesen Kunstgenuß zu verschaffen, und auch einmal dem musikalischen Wettstreite, den hier die besten Künstlerkräfte mit einander kämpfen, beiwohnen; ja, auch der junge Musensohn fehlt nicht; er benutzt vielleicht die Heimreise von der Universität, um hier erst einen Wehetag der Kunst mitzufeiern, ehe er nach Hause eilt. Und alle diese verschiedenen Kreise, sonst in ihren Lebensgewohnheiten wie in ihrer Weltanschauung so grundverschieden von einander, wie fühlen sie sich hier einig in dem Bewußtsein, ein wirkliches Fest national-deutscher Kunst zu begehen, wie wahrten sie in den festlichen Räumen des Theaters eine weisevolle, andächtige Ruhe, wie folgen sie gespannt dem künstlerischen Spiele, das sich vor ihren Augen entfaltet! Nichts von dem geschäftigen Lärm, dem lauten Geplauder, dem eiteln Prunken mit Toiletten, welches sonst in den Theatern so oft unangenehm stört. Niemand kommt zu spät, oder wer zu spät kommt, wird nicht eingelassen; Punkt vier Uhr werden sämtliche Eingänge des Theaters geschlossen und für Niemand wieder geöffnet. Man erzählt, daß ein einflußreicher Patron der Festspiele, der sehr namhafte Beiträge für ihr Fortbestehen zahlte, gleichwohl am Portal wieder umkehren mußte, weil er vier Minuten nach vier Uhr erschienen war. Man hat diese und andere Neuheiten, — wie die vollkommene Dunkelheit, welche beim Beginne der Vorstellung im Zuschauerraum hergestellt wird, — vielfach bespöttelt und als übertrieben und manirirt beschrieen, wie ja auch die Neuierung des unsichtbaren Orchesters Gegenstand mannigfacher Spötteleien geworden ist. Nicht dünkt, um Unrecht. Alle diese scheinbar unbedeutenden Neuheiten tragen ein sehr Erhebliches dazu bei, die Aufmerksamkeit des Hörers ausschließlich auf das, was auf der Bühne vorgeht, zu concentriren und Alles, was diese Aufmerksamkeit ablenken könnte, zu vermeiden. Die absolute Dunkelheit des Zuschauer-Raumes macht jenes eitle Prunken mit Toiletten, das Vorknetzen und Aokettieren der Zuschauer unter einander, das den wahren Kunstfreund in anderen Theatern oft in hohem Grade stört, völlig unmöglich. Die einfache Folge ist, daß man sich längst angewöhnt hat, für die Vorstellungen erst „große Toilette“ zu machen. Man geht in das Festspiel-Haus in dem einfachen Reife-Anzuge, in welchem man vielleicht soeben auf dem Bahnhofe angekommen ist. Denn nicht den äußeren Menschen, sondern den inneren will die Kunst, aber diesen auch ganz und ohne Abzug. Selbst das Erscheinen von Kürstlichkeiten in der Hofloge lenkt die Aufmerksamkeit nicht ab. Ovationen innerhalb des Festspiel-Hauses werden vermieden, sie würden auch sehr erschwert sein, weil man den Eintritt der zu Feiernden kaum bemerkt, da auch die Kürstlogge völlig dunkel ist. Ich wohnte im Jahre 1886 zufällig gerade der Vorstellung des Parival bei (2. August), in welcher der damalige Kronprinz des Deutschen Reiches von Anfang bis zu Ende anwesend war. Im Theater selbst war davon so gut wie nichts zu merken. Erst in den Pausen, als man sich im Freien erging, wurden dem geliebten Thronfolger, der wiederholt auf dem Balkon erschien, begeisterte Huldigungen dargebracht.

Eben weil nun während der Vorstellung selbst die geistigen Kräfte der Mitwirkenden wie der Hörer in ungewöhnlichem Maße concentrirt werden, hat man verständiger Weise die Pausen ziemlich beträchtlich (auf etwa 1/2 Stunden), ausgedehnt. Dann strömt Alles hinaus, um sich in der idyllischen Umgebung des Festspiel-Hauses in der frischen Luft zu ergehen. Dann waltet hier ein buntes, reges Leben. Das wachsende Bedürfniß hat eine ganze Anzahl von Restaurationen, stehenden und fliegenden, entstehen lassen, welche, leicht errichtet, eben nur für die Zeit der Festspiele vorhanden sind. Es ist eine Stadt außerhalb der Stadt. — denn das Festspiel-Haus liegt etwa einen Kilometer von der Stadt entfernt, — welche sich hier in kurzer Zeit entwickelt hat. Zwei Stunden des Tages, während der beiden Pausen, concentrirt sich hier alles Leben des Festes, bis dann jedes Mal durch ein Trompetensignal das Zeichen zum Wiederaufgang gegeben wird und das ganze bunte Leben wie ein Traumbild verfliehet, um der früheren Stille Platz zu machen.

Und wie hier die Stadt vor der Stadt, so sucht sich auch die kleine Residenz selbst den steigenden Anforderungen nach Kräften anzupassen. Eine Kleinigkeit ist es für eine Stadt von etwas über 20,000 Einwohnern nicht, vier Wochen im Jahre täglich mehrere Tausend Fremde zu beherbergen. Aber das Festspiel-Comité hat hier eine ebenso umsichtige als rege Thätigkeit entfaltet. Ein Stück des Organisations-Talentes des begründenden Meisters ist auf dasselbe übergegangen. Die Hotels vermögen der Nachfrage natürlich nicht annähernd zu entsprechen, die besseren derselben steigern naturgemäß ihre Preise während dieser kurzen Saison zu einer für gewöhnliche Sterbliche unerschwinglichen Höhe. Dagegen kam man infolge des geschickten Waltens des „Wohnungs-Comité's“ in Privatwohnungen gut und verhältnißmäßig wohlfeil unterkommen. Wenn man sich vorher bei diesem Comité anmeldet, so erhält man alsbald bei der Ankunft in dessen Geschäfts-Büreau eine Anweisung, auf welcher eine Anzahl von Privat-Logis in verschiedenen Preislagen (1/2—5 Mark pro Tag), verzeichnet sind. Kurzum, die kleine Stadt sucht der großen Zahl der Gäste auf alle Art und Weise gerecht zu werden. Auch für den gesteigerten Verkehr innerhalb der Straßen ist Sorge getragen. Man stammt, wenn man die lange Reihe von Wagen sieht, welche zwischen drei und vier Uhr in ununterbrochener Folge nach dem Festspiel-Hause hinausfahren. In der That hatte die Beschaffung der Wagen in den ersten Jahren ihre großen Schwierigkeiten, und diejenigen, welche man damals bekommen konnte, entsprachen keineswegs immer unseren moderneren Anschauungen von Bequemlichkeit und Eleganz.



Das Morgenlied. Von Adolf Schlabitz. — Siehe Seite 93.

Noch jetzt sieht man unter den städtischen Equipagen ab und zu eines jener vorintuitiven Gefährte, welche dereinst hier den Verkehr vermittelten. Aber im Großen und Ganzen ist das Bedürfnis gedeckt, indem für diese Wochen von Nah und Fern, aus kleineren und größeren Städten, zahlreiche Staats-Karossen herüberkommen. Auf diese Weise gewinnt das Städtchen während der Festwochen nach jeder Richtung hin ein völlig verändertes Aussehen.

Ist dies Alles, — von der musikalischen Bedeutung der Sache ganz abgesehen, — nun nicht ein ganz zwingender Beweis für die Organisations-Kraft Wagner's, für seine Fähigkeit, die mannigfachen Kräfte nach Einem großen Ziele hin zu lenken? Es hiesse eine Geschichte der Bayreuther Festspiele schreiben, wollte man die Beweisführung hierfür erschöpfend vervollständigen. Das Resultat bleibt bestehen: hier zum ersten Male ist es einer deutschen Kunststrichtung gelungen, einen wirklich nationalen Mittelpunkt zu finden.

Liegt nicht aber in dem Erfolge dieser Organisations-Arbeit zugleich auch ein Beweis, daß der, der sie vollbracht, doch auch zugleich noch etwas ganz Anderes gewesen ist, als ein großer Organisator? Daß der Zweck, für den er die Organisation schuf, daß die Kunst, der er hier zur äußeren Darstellung verhelfen wollte, tiefinnerliche, gewaltige und ideale Kräfte enthalte? Wäre ohne dies dieser Erfolg auch nur denkbar gewesen? Muß nicht in seinem ganzen Schaffen ein Element enthalten sein, welches in weiten Kreisen des Volkes tiefen Verständnisses und innerer Uebereinstimmung sicher war? Wir sagten es schon, daß wir dieses Element nicht ausschließlich, ja vielleicht nicht einmal vorzugsweise in seiner Musik erkennen. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß selbst ein leidenschaftlicher Gegner Wagner's durch eine Bayreuther Aufführung, wenn auch nicht befehrt, so doch tief ergriffen wird, und zwar nicht bloß durch die geradezu grandiosen Leistungen der ausführenden Künstler, der ersten musikalischen Größen aus ganz Deutschland. Dieser ganz eigenthümliche Zauber, der jeden unbefangenen Hörer gefangen nimmt, liegt vielmehr in dem einheitlichen, tiefdurchdachten künstlerischen Ganzen, in dem harmonischen Zusammenwirken alles Dessen, was der künstlerische Genius hervorbringt, in dem Interesse an dem Gegenstande, welcher der Kunstschöpfung zu Grunde liegt, mit einem Worte: die großartige dramatische Begabung Wagner's ist es, die seinen Schöpfungen auch für diejenigen einen unermesslichen Zauber verleiht, die mit seinem musikalischen Streben nicht einverstanden sind. Nicht in dem, was er mit der alten Oper gemeinsam hat, liegt seine großartige Bedeutung, sondern in dem, worin er bewußt und grundsätzlich von ihr abweicht. Man thut ihm bitter Unrecht, wenn man ihm vorwirft, daß seine Musikdramen der Fülle von Melodien ermangelten, welche die alte Oper auszeichnet. Das Musik-Drama ist eben keine Oper und will keine sein. Es ist ein Drama, in welchem die tiefsten feinsten feinsten Regungen, für die es einen Ausdruck durch Worte nicht mehr giebt, in Tönen wiedergegeben werden. Aber Alles ist eine Einheit: die Handlung, das Dramatische ist es, dem sich Alles unterordnet hat, nicht die Musik. Während in der alten Oper Text und Musik oft fast unvermittelt neben einander herlaufen, die Musik das Alles Beherrschende ist, was über die Unmöglichkeiten und Unwahrheiten der Handlung und des Textes hinweghelfen muß, sind hier Handlung, Text und Musik eine untrennbare Einheit: es liegt darum in dem Ganzen eine innere Harmonie, eine tiefere Wahrheit, die der „Oper“ mit wenigen Ausnahmen mangelt. Die alte Oper wirkt, selbst in ihren hervorragendsten Erzeugnissen, nur durch die Macht der Musik, trotz des Textes. Die Handlung ist oft eine geradezu störende Beigabe. Bei aller Schönheit der Musik liegt in dem Kunstwerke der alten Oper, als Ganzes betrachtet, eine innere Unwahrheit, welche sie nie völlig überwinden hat, die aber in den Wagner'schen Musik-Dramen völlig überwunden worden ist. Es ist hierfür sehr bezeichnend, daß fast alle unsere Opern-Componisten ihrer Musik Handlung und Text aus der Hand eines Anderen zu Grunde legen konnten; ein Wagner'sches Drama mit dem Libretto eines Anderen ist etwas schlechthin Undenkbares. Text und Musik sind Eines, untrennbar mit einander verbunden. Es ist ein wirkliches Drama, in dem sie zusammenwirken.

Gerade diese dramatische Begabung Wagner's ist zugleich eine echt nationale; der Gegenstand, den er zum Objecte seiner Kunst gemacht hat, die Empfindungen und Anschauungen, die in seiner Kunst wirken und leben, sind ferndeutlich von Grund aus. Niemand hat den tiefen Sinn und den innersten Grund unserer deutschen Sage klarer empfunden und überwältigender zum Ausdruck gebracht, als Richard Wagner. Es ist ein echt historischer Geist, der uns aus seinen Werken entgegenweht. Wie Gustav Freytag in der Literatur, so hat es Richard Wagner in seinem Musikdrama unübertrefflich verstanden, uns den eigenthümlichen, ureigenen Geist unserer nationalen Vergangenheit, ihrer Sage wie ihrer Geschichte, in unergänglichen, greifbaren Gestalten zu versinnbildlichen. In meisterhaften Zügen hat er die transcendental-religiöse Anschauung der Wimmelsänger-Zeit und ihren stets ungelösten Conflict mit der dämonischen Sinnlichkeit zum allgemeinen bewußten Verständnis gebracht. In diesem Sinne kann der Tannhäuser nur dem Faust an die Seite gestellt werden: beide sind Dramen der Idee, wie sie nur der tiefinnige Genius des Deutschen zu schaffen vermochte. Darin beruht eine der eigenthümlichsten Fähigkeiten Wagner's, daß er den Ideen, welche er zur Darstellung bringen wollte, in den großen Gestalten unserer heimischen Sage eine allgemeiner verständliche Verförderer geschaffen hat. Hätte er kein anderes Verdienst, als daß er diese dem Gedächtnisse lange entschwindenden Gestalten der nationalen Sage dem Volke dauernd wiedergewonnen hat, so wäre ihm schon deswegen ein Platz in der Geschichte des nationalen geistigen Lebens gesichert. Daher die Begeisterung, welche Wagner auch bei den niederen Schichten unseres Volkes gefunden hat. Es ist ein Stück echten nationalen Geistes- und Gemüthslebens, welches das Volk mit Recht in Wagner's Schöpfungen wiedererkennt. Die Wagner'schen Dramengestalten sind Fleisch von unserem Fleische und Bein von unserem Bein. Man gehe nur in unsere Opernhäuser, wenn eine Wagner'sche „Oper“ aufgeführt wird, und beobachte einmal, mit welcher Spannung und welchem tiefinnerlichen Interesse gerade die an solchen Abenden immer dichtgedrängten Scharen auf der Gallerie und den anderen wohlfeileren Plätzen dem Gange der Handlung folgen. Für sie ist es nicht die Musik, deren Schönheit sie kaum voll zu verstehen vermögen: das Interesse an dem Gange der Handlung, an den wahrhaftigen und lebendigen Gestalten, an ihrem Schaffen und ihrem Schicksal, die tiefe Wahrheit und Harmonie des Kunstwerkes, das ist es, was sie anzieht. Jamohl, Wagner ist populär geworden, mehr als irgend ein anderer Componist, denn er hat die Fühlung mit dem Herzen des Volkes gefunden und in allen seinen Schöpfungen an den Tag

gelegt. Was wußte man im Volke vor Wagner's Auftreten viel von dem Sängerkriege auf der Wartburg, wer kannte die Sage vom Parsifal und dem Gral, wer die von Lohengrin? Wagner's Verdienst ist es, wenn sie heute dem deutschen Volke liebe Vertraute geworden sind. Darin liegt die eminent nationale Seite seines Schaffens, und in diesem nationalen Charakter seiner Werke liegt die hauptsächlichste Ursache, weshalb die Franzosen so leidenschaftlich Opposition gegen ihn machen. Die Musik allein ist es nicht, gegen die sich diese Opposition richtet; Beethoven und Mozart, Bach, Händel und Haydn sind auch Deutsche, und doch beherrschen ihre unsterblichen Werke das musikalische Leben in Frankreich ganz ebenso wie in Deutschland; ihre Musik ist international, ihre allgemeinen und tiefen Gesetze spotten der nationalen Begrenzung. Wagner aber ist deutsch und nur deutsch in seinem Schaffen, darum haßten ihn die Franzosen, darum wollen wir Deutsche uns auch freuen, daß seiner Kunst in dem Festspiel-Hause zu Bayreuth eine würdige und bleibende Stätte geschaffen ist, die zu erhalten und zu pflegen eine Ehrenpflicht unserer Nation ist.

Nachtrag verboten.

Selbstherrlich.

Studienblatt von Alfred Friedmann.

Auf allen Zweigen und Aesten des Thiergartens lag Schnee. Wie ein Zaubermärchen, nahm sich das Alles aus. Es war eine glühende Pracht, und ein prächtiger, schneeweißer Glanz.

Da vernahm ich still Wanderender knisternde Schritte, und eine einsame Frauengestalt schritt an mir vorbei.

Ich sah ihr nach und erkannte sie an dem eigenthümlich schwebenden Gange, dem ich vor langen, fernem Jahren so oft hoffnungslos und vergebens nachgeschlichen.

Ellen war's.

Ich hatte sie seit so manchem ereignißschweren Winter nicht mehr gesehen.

Ellen war ein hochherziges, stolzes, verwöhntes Kind. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich sie vor fünfzehn Wintern geliebt. Aber sie mochte nichts von mir wissen.

„Nie und nimmer werde ich mich einem Manne beugen!“ rief sie, als ich ihr einst von Liebe und Hochzeit und Heirath sprach.

„Ihr seid Alle Tyrannen!“ fuhr sie fort, „und wollt aus uns Euer Werkzeug und Spielzeug machen. Ihr wollt uns unterjochen und beherrschen. Wir dürfen keine Meinung mehr haben, als die hochwerthe Eure; wir sollen unser Ich abwerfen wie eine Schlangehaut und dafür Euer schätzbares Du anziehen, wie eine neue Tricot-Taille. Alles was eigenartig, selbstwerthig, original an uns ist, das sollen wir opfern, — ja, wir sind das Opfer, welches an dem Hochaltar der Ehe abgeschlachtet wird! Aber ich bin anders, anders als Alle. Ueber mich hat nichts Macht! Eine alte Jungfer? Gut! Ich will eine alte Jungfer werden. Besser eine originelle alte Jungfer, als ein schablonenhaftes Dugendweib. Selbständig, selbstherrlich will ich sein! Herrlich denke ich mir das; frei, ungebunden und dabei doch innerhalb der Fänge der Pflicht, des Gesetzes, der Sittlichkeit durch's Leben zu wandeln, über dem Sein zu schweben, Niemandes Skavin, Niemandes Herrin sein, — nein, frei, Niemandem unterthan! Eigener Neigung gehorchend; gehorchend allerdings, aber nur dem ureigenen Charakter!“

Was sollte ich da erwidern? Daß die Liebe all' das auflöst, wie ein Eimer Wasser eine Flamme, oder wie ein Schwamm eine Tafel-Schrift? Doch sie liebte mich ja nicht!

Aber es kam Einer! Der war unwiderstehlich, weil sie ihn liebte! Er war vielleicht nicht schön; sicher ist, daß er nicht geistreich war, denn ich kannte den lieben Freund nur zu genau. Er hatte etwas, was sie berückete, was, — damals, — zu ihr stimmte, wie ein Ton zum andern, wie eine Farbe zur andern. Er kam, sie hörte ihm zu, und sie lag an seinem Herzen. Und er bengte sich zu ihr nieder und löschte aus alle Selbstherrlichkeit, alle Selbständigkeit, alle — Originalität, alle Freiheitswilligkeit mit seinem ersten Kusse.

Ich glaube, sie erlebten goldene Fliederzeiten. Ich sah den Freund oft, und er erzählte dem Neidlosen sein Glück. Doch — ich traute, glaubte ihm nicht recht. Und es nahte ein Tag, da zeigte sich, weiß Geistes Kinder die Beiden! — Sie waren im Theater gewesen und schlenderten durch die elektrisch beleuchteten Hauptstraßen nach Hause. Ellen lobte diese und jene Theaterdame, sie bewunderte ihr Spiel, ihre Kleider, ihre Brillanten. Sie lobte das freie, ungebundene Leben des lustigen Schauspieler-Völkchens und redete eine Menge Dinge dabei, von denen sie nur eine unvollkommene Ahnung, sicher keine tiefere Kenntniß hatte. Ihr Gatte entgegnete Jenes und Dieses; es sei doch nicht Alles so goldig, als es glänze, und sie meinte, er sei ein Philister. Da gab ein Wort das andere, ein Vorwurf den anderen, und während sie Arm in Arm durch die schönen, glatten, belebten Straßen schritten, entfernten sich ihre Herzen, und ein Abgrund that sich zwischen ihnen auf. Sie sahen plötzlich ein, daß sie zwei wildfremde, gar nicht zu einander gehörige Wesen seien, und als sie endlich in ihrem Heim angekommen, ach, — da sanken sich die Thoren nicht in die Arme. Nein, sie schmolten. Und daß die Frau schmolte, schmolten konnte, daß sie nicht die Nachgebirgere, daß sie nicht die Klügere war, entfremdete ihr das Herz ihres ja auch thörichten Gatten. Und so wandelte sie liebeleer, — nach dem ersten Jan!

Aber sie war nicht verlassen. Nach wenigen Wenden wiegte sie ein Kind auf ihren Knien. Sie vergaß Alles um sich her: Die Eltern, den bösen Mann, der ihr selbst jetzt nicht wieder gut werden wollte, den Tanz, das Theater, die Welt. Sie lebte nur in dem süßen Engelsgeschöpfchen, dem herzigen, kleinen Püppchen, mit dem sich ganz anders spielen ließ, als mit ihren einstigen Modepuppen, denn bald gab es Antwort, stellte es Fragen; es zappelte so reizend in seinem Bade, es wälzte sich so zierlich in seinem Bettchen. Sie war seine Magd, seine Dienerin; sie lief, wenn es deutete, hlog, wenn es die rothigen Lippen kräuselte und ein Thränen in das blaue Auge stieg. Eines Nachts aber, da kamen die Engel des Herrn. Zwar wurde der Arzt geholt, aber er erliefen viel zu spät. Zwischen einem Lächeln und einem Seufzer hlog das erdenmüde Ding auf den weichen Flügeln zweier Engel, die es gen Himmel herzten und wiegten, fort, weit fort von der Mutter, die nun stand vor dem ersten Grabe.

Und da wandelte Ellen an mir vorüber! Wo ist jetzt Deine Selbstherrlichkeit, Deine Selbständigkeit, arme Geliebte ferner Jugendtage? Nichts hatte Macht über Dich, nichts, und Niemand war Dein Herr! — Ach, Du vergaßest das Schicksal und den eigenen Charakter! —

Kocherzucht verboten.

Aus der Saison in Nizza.

Nizza, den 1. Mai.

Es ist sonderbar. Das Klima beginnt bereits sommerlich heiß zu werden, und man soll sich noch immer amüfieren. Es ist ein wenig viel, was man vom Gesellschafts-Menschen verlangt in dieser Stadt der Sonne und der Blumen, der internationalsten Gesellschaft und des sorglosen Lebensgenusses. Aber man muß keine Pflicht erfüllen und die Stunde der Erlösung geduldig erwarten: sie hat nun geschlagen.

Zum letzten Male habe ich im Cercle gefessen. — Das Menu ist noch immer vortreflich, aber die Zahl der Tischgenossen hat sich merklich gelichtet. Zum letzten Male habe ich gestern den leichten Ballschuh und die weiße Binde tanzend und schwägend bis zum Morgengrauen benutzt.

Nun fahre ich ab, und gleich mir Hunderte: die Bühner halten nicht mehr, wie die Jäger zu jagen pflegen. Aber ehe mich der train de luxe dem rauhen Norden zuführt, — mein Vlay ist seit drei Tagen referiert, — eile ich, mein Versprechen zu erfüllen, und Ihren Lesern über die einfliehende Saison Bericht zu erstatten.

Sie war brillant: seit Jahren die beste. Die Statistik hat dies ganz ernsthaft an dem Mehrverbrauch von so und so viel Tausend Kilo Fleisch nachgewiesen. Monte-Carlo, — Nizza's reizvolle Schwester, die, ich beklage es! der Sünde in die Arme gefallen, — hat es durch den Reingewinn von sechzehn Millionen Francs, welcher dem Fürstenthume zu Gute kommt, konstatiert. Die Gesellschaft lieferte sich den Beweis selbst; täglich und stündlich.

Da waren vor Allem zweimal zwei Blumenschlachten. Von gutem Wetter begünstigt, rollten hunderte von Wagen, in Blumen vergraben, mit lachenden, lebenswürdigen Frauen besetzt, die nicht müde wurden, die duftenden Kinder des Frühlings mit Grazie und Kraft schleudernd zu vertheilen, die Promenade des Anglais hinab. Wehe dem Chlinderhute, der sich bliden ließ; unbarmherzig vernichteten Leutoyen und Rosen seinen schimmernden Glanz!

Da waren ferner Matinées, Bälle, Empfänge, Soirées und Theater-Festlichkeiten in Hülle und Fülle, von Dilettanten-Concerten und Wohlthätigkeits-Vorstellungen ganz zu schweigen.

Die Vicomtesse Vigier, — die frühere Opern-Sängerin Sophie Cravier, eine geborene Hannoveranerin, — sang (im Alter der Kistori), — das Gretchen, und wurde mit Blumen überschüttet. Auch mit Beifall: die Armen erhielten dreizehntausend Francs Reingewinn! Die Schönheits-Concurrenz erzielte dagegen keinen Erfolg. Niemand von der Gesellschaft interessirte sich für dieselbe. Das Comité löste sich auf. Die Preisrichter urtheilten nach dem Worte: unter den Blinden ist der Einäugige König. Das Ganze war das Unternehmen eines Speculanten, dem das Handwert gelegt sein dürfte.

Die sogenannte weiße Redoute, ebenso die rothe, verliefen glänzend. Trotz der Eintönigkeit der Farben boten sie reizende, lebensvolle Bilder und viel Unterhaltung und Intriguen, als sich die mit Damen der Gesellschaft besetzten Logen leerten, und man unter so mancher weißen oder rothen Maske für Augenblicke den lachenden Mund einer Dame erschaun konnte, die man am Tage vorher auf der Präfectur, oder auf dem Balle des Herzogs von Pomor gesehen.

Letzterer war entschieden das Haupt-Ereigniß der Saison. Im Palais Tiranny hatte sich, der Einladung der Lady Caithness, Herzogin von Pomor folgend, die Crème der Gesellschaft eingefunden. „Le costume tout blanc sera de rigueur.“ Es war ein außerordentlich glänzendes Fest. Die Herzogin trug ein Vermögen von Brillanten zur Schau, und der Herzog führte mit großer Geschicklichkeit einen Cotillon, der bis früh sechs Uhr dauerte.

Auch in den schönen Räumlichkeiten der Präfectur entfaltet sich lebendiges Treiben, wenn Madame Arsène Henry mit großer Sicherheit und Lebenswürdigkeit Nachmittags oder Abends empfing, und Engländer, Deutsche, Russen und Amerikaner zum Klange der Wiener Musik in sorglosem Reigen dahinwälzten. Gott sei Dank! man blieb bei diesem fröhlichen Anblicke verschont von politischen Problemen und freute sich, daß man keinen Schönheits-Preis zu vertheilen hatte. Embarras de richesse, — man wäre wirklich in Verlegenheit gerathen!

Unter dem Patronate der Königin von Württemberg fanden mehrere Concerte und Buzare zum Besten eines deutschen Kranken-Hauses und der deutsch-evangelischen Kirche statt. Unser Landsmann, der trotz seiner kosmopolitischen Bildung gut deutsch geliebene Herr Ralph Schropp, arbeitet seit Jahren an gleichem Zwecke und widmet demselben Zeit und Geist, ohne deshalb die Vervollständigung seiner berühmten Gallerie alter Meister zu vernachlässigen.

Der spanische Consul, Monsieur Gombaz, besitzt eine nicht minder werthvolle Gallerie moderner Meister, in welcher sich viele Kaja Bonheurs, zwei große Alma Tademas, Bonnais, — Spanier, Franzosen und Deutsche (zwei kleine Malarts), — zum Theil ersten Ranges befinden.

In Monte-Carlo und am Baccarat-Tische unseres Clubs entwickelten sich nicht minder interessante Bilder, als auf dem glatten Parquet der Ballsäle. Da sah man Sarah Bernhardt mit großem Chic an der Boulette Tausende verlieren, — eine Reclame so gut wie eine andere — während der Prinz von Wales mit großer Lebhaftigkeit dem trente et quarante folgte. An einem anderen Tische saß die Baronin von Zuylen, geborene von Rothschild, die trotz ihrer Revenuen von rund fünf Millionen, nur zaghaft mit den Goldstrücken pointirte, — während Jim Bennett, der amerikanische Millionär den grünen Tisch in Monte-Carlo nur verließ, um im Cercle de la Méditerranée in Nizza wie ein deus ex machina zu erscheinen und die Bank zu sprengen.

Zu all' diesem leichten, amüsanten Treiben bildete das Haus der Gräfin von Chambrun einen wohlthuenden Contrast. Hier haben die Mäusen ihre bleibende Heimstatt. Allabendlich versammelte sich hier ein gewählter Kreis und lauschte den Klängen der Harfe, des Gejanges, oder dem Zauber Wagner'scher Musik, welche die Gräfin leidenschaftlich liebt. Auch in Paris treibt sie diesen Cultus, und das Palais Combe, in welchem sie residirt, ist der Versammlungsort bedeutender Männer und vornehmer Frauen.

Es wird spät, — und wie viel hätte ich noch zu erzählen! Aber hat der alte Hesiod nicht Recht, wenn er sagt: die Hälfte ist mehr als das Ganze?

Graf Gardenia.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Maitäfer. Von G. Schachinger. Siehe das Bild, Seite 89. — Ein sehr patriotischer Franzose hat neuerdings bekanntlich die Entdeckung gemacht, daß die Maitäfer eigentlich zu den Erzfeinden Frankreichs zu zählen sind, weil sie — schwarzweiße Zeichnung an sich tragen. Es wird nicht lange dauern, so wird man die Maitäfer in Frankreich schlechtweg „Prussiens“ nennen. Nun, die Feinde unserer Feinde sollen nicht immer unsere Freunde sein; wir wollen den Maitäfer nicht deshalb unter unseren besonderen Schutz stellen, weil der patriotische Franzose ihn als „preußenfarbig“ demüthigt hat. Wir wollen ihn vielmehr weiter schütteln, und ihn den Schweinen und Hühnern zum Fraße vorwerfen, wenn er uns unsere Bäume sahl frist. Aber unsere Kinder werden ihn auch weiter als einen unvermeidlichen und willkommenen Voten des Frühlings betrachten, mit ihm spielen, und dazu das alte Maitäfer-Liedchen singen, dessen Sinn wohl Niemand mehr enträthseln kann:

„Maitäfer flieg,
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist in Pommernland,
Pommernland ist abgebrannt,
Maitäfer flieg!“

Das Morgenlied. Von Adolf Schlaby. Siehe das Bild, Seite 93. — Der alte Dorfschul-Lehrer auf dem köstlichen Bilde von Adolf Schlaby ist ein Mann von jener echten Herzens-Freundlichkeit, die jeden Schimmer von gemachtem Wesen vermeidet, die sich aber als die einzige Stütze in allen Anfechtungen und Stürmen des Lebens bewährt. Er folgt nicht nur einer Vorschrift seiner Vorgesetzten, wenn er den Beginn der Schulstunden mit einem im höchsten Grade gelungener geistlichen Liede feiert, er folgt seinem eigenen Bedürfnis. Aus voller Brust singt er das Lied mit, das er am Klavier begleitet, und er hat dabei auch seine unschuldige weltliche Freude an den hellen Kinderstimmen, die so gut zusammenklingen. Auch den Gesichtern der Kinder sieht man deutlich an, daß ihnen die Kröpfung der Schulstunden eine liebgeordnete Gewohnheit ist. Nur zwei scheinen das Ende des Liedes mit bösen Borahnungen abzuwarten. Sie stehen bei Seite, und das halb-wüthige Mädchen schädelt sogar herzbrechend, trotzdem es doch gewiß ein fröhliches Lied zum Lobe des Herrn ist, mit dem der alte Dorfschul-Lehrer die Stunde beginnt. Das böse Gewissen scheint Beide zu mahnen. Wahrscheinlich haben sie sich, und nicht zum ersten Male, auf dem Wege zur Schule verspätet, und sie müssen fürchten, daß es mit einer bloßen Ermahnung nun nicht mehr sein Bewenden haben wird. Oder sie haben den Vers nicht beherzigt, der schön geschrieben die Wandtafel schmückt: „Ein Kindesherz soll sein, wie die Lilie so rein“, und müssen bei Seite stehen, weil sie den Lehrer angezogen haben. Solcher Möglichkeiten giebt es gewiß noch mehrere, denn die Unarten der Schulkinder sind ja zahlreich, wenn auch nicht eben so gleichförmig wie Sand am Meere. Aber wir können dem guten und doch ersten Gesicht des Lehrers vertrauen, daß es seinem Erziehungswerke glücken wird, auch diese beiden verirren Schafe noch auf den rechten Platz zu führen.

Paul von Szepeanski. Zu dem Portrait, Seite 96. — Der Verfasser der in der letzten Nummer der Illustrierten Frauen-Zeitung veröffentlichten, eigenartig pittoresken Erzählung „Die wandernde Psyche“ ist unserem Leserkreise längst kein Fremder mehr. Seit Jahren gehört Paul von Szepeanski zu den treuesten Mitarbeitern unseres Blattes. Schon die erste Erzählung, die er an dieser Stelle veröffentlichte, die reizvolle Circus-Geschichte „Die Todesbrüder“, ließ das hervorragende Talent des jungen Autors in seiner ganzen Originalität und Feinheit erkennen. Noch gereifter und durchgebildeter tritt seine Begabung in seinen späteren Erzählungen hervor, vor Allem in der prächtigen Berliner Geschichte „Die Halzgräfin“, der unsere Leserrinnen sich sicher noch mit Freude erinnern werden, und die auch bei ihrem Erscheinen in Buchausgabe von Kritik und Publicum als eine der hervorragendsten Erscheinungen der zeitgenössischen Belletristik begrüßt wurde. Ein neuer Novellenband Szepeanski's, unter dem Titel „Wächterne Herzen“ soll in den nächsten Wochen herausgegeben werden. Wie so viele unserer beliebtesten Schriftsteller hat auch Szepeanski die Feder für das Schwert eingetauscht. Vielleicht ist der Arme in ihm ein tüchtiger Offizier verloren gegangen, — die Literatur hat jedenfalls gewonnen, daß er sich gänzlich den Mufen gewidmet hat. Szepeanski, der gegenwärtig in Leipzig eine Redakteurstelle an einem angesehenen Familienblatte bekleidet, steht erst in der Mitte der Dreißiger; es ist also zu hoffen, daß er uns noch manche Frucht seines frischquellenden und ursprünglichen Talentes, dessen Hauptvorzüge neben einer ungezogenen Fabulierungskunst in meisterhafter Beherrschung der Form und einem packenden Charakterisierungs-Vermögen zu suchen sind, schenken wird.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten.

Die Blumen im Kunstgewerbe. — Welchen Reiz Blumen und Blüthen auf jeden Menschen ausüben, darüber braucht man keine Worte zu verlieren; hierin sind auch die Menschen aller Zeiten, soweit wir von ihnen Kenntniß haben, sich gleich gewesen. Es genügte aber denselben nicht, sich bloß an der Blumenpracht der Natur zu erfreuen, sie suchten Alle mit mehr oder weniger Kunst davon in den Werken ihrer Hände, in den Producten ihrer handlichen Geschicklichkeit Gebrauch zu machen.

Die Antike hat uns im Großen und Ganzen nur wenig überliefert, was uns einen Begriff von der Blumen-Freudigkeit ihrer Künstler giebt. Einzelne Fries-Verzierungen an den Tempeln, die bekannten Wand- und Vasen-Malereien, dann Silbergeschirre, deren Typus der Hildesheimer Fund vertritt, das ist Alles; aber das Wenige ist ausreichend, uns mit hoher Achtung vor dem feinfühligsten Sinn zu erfüllen, mit dem man den lustigen Kindern der Natur in ihren Erscheinungsformen nachging, und diese für decorative Zwecke verwendete. Welche unendliche Fülle von Mannigfaltigkeit zeigt sich in der Behandlung des Mantus, und mit welcher raunenswerthen Erfindungsgabe verstand man es, diesem Naturgebilde immer

neue künstlerische Formen abzugewinnen, in wie zahlreichen und immer neuen Gestaltungen tritt uns das Palmenblatt entgegen, und welche köstlicher Naturforn zeigt sich in den Wasser-pflanzen und ihren Blüthen, welche den großen Mischkrug aus dem Hildesheimer Fund schmückend umkleiden.

Die Ausschmückung der Vasen zeigt in der Anordnung und Auswahl der Ornamente eine vollständige Grantheit des Pflanzen-Organismus und seiner practischen Verwendung für die Kunst. Die aufwärts treibenden Blätter des unteren Theiles des Gefäßkörpers lassen denselben wie aus einem Blätterteiche emporschweben, der Hals ist mit Blumenkränzen umwunden, die je nach der Bestimmung des Gefäßes als Guß- oder Schöpfgefäß, nach aufwärts streben oder abhängen, die Hentel erscheinen mit lustigem Rankengewinde an den Gefäßkörper gebunden.

Einen merkwürdigen Contrast in der Vorliebe für Blumen stellt das Mittelalter dar. Der Garten in unserem Sinne als notwendiger Annex jedes größeren Hauses, kunstvolle Anlagen, wie sie die Römer an und bei ihren Villen liebten, waren unbekannt; aber trotzdem hallten die Pieder der Minnesänger wider von Maienluft und Blüthenduft, und die Hände der Steinmetzen meißelten die Kinder der Flora in allen Formen und Gestalten an die Giebel und Krönungen der Rathhäuser und Kirchen.

Bewußt und unbewußt nahm die Renaissance die antike Verzierungsart auf, bildete ihre lustigen Pflanzen-Arabesken, verband sie mit animalischen Motiven zu den bekannten Grotesken, und schuf eine neue Art der decorativen Kunst. Unabhängig von der realen Erscheinung der Pflanzen und Blüthen gab sie ihnen neue Formen, neue Farben, eine ideale Darstellung, in der der pflanzliche Organismus nur soweit in Betracht kam, als die künstlerische Logik es erforderte. Das Alles konnte aber nur eine Zeitlang dauern. Die Freude an der Natur und ihren Erscheinungen war zu lebendig, der Eindruck der Gebilde der Natur in Form und Farbe zu mächtig, und die Empfänglichkeit für diesen Eindruck zu groß, als daß man in der Kunst immer nur mit dem stilisirten Schema sich begnügen sollte, — und so konnte Ghiberti mit den prächtigen Blumenkränzen, mit denen er die berühmten Bronze-Thüren in Florenz umrahmte, einen Ton anschlagen, der wie heller, weiterschallender Frühlingsklang überall begrüßt und verstanden wurde. Mit dieser naturalistischen Durchbildung der Pflanzen- und Blumenformen ist ein Anstoß gegeben worden, der, leicht verständlich wie er war und den Tendenzen der Zeit entsprechend, in sich selbst seine Berechtigung und die Gewähr seines Erfolges hatte.

Eine kurze Hemmung erlitt die von Ghiberti eingeleitete Bewegung in der mehr natürlichen Nachbildung der Pflanzen- und Blumenformen, durch die Einführung orientalischer, namentlich persischer Motive, als deren vorzüglichstes die Kelle gelten muß, die in der gesammten Decoration, und namentlich in der Stickerie, eine bevorzugte Stellung bekam.

Recht klar läßt sich die Darstellung der Pflanzenwelt im Geschmack der Zeiten und Völker an den Geweben verfolgen. Während das späte Mittelalter fast ausschließlich die Granatapfel-Musterung cultivirte und hierin sich kaum erschöpfen wollte, treten mit der Renaissance die kleinen Pflanzen- und Blüthenformen in den Vordergrund. Es ist vor Allem das Streublumen-Motiv, das in unendlich vielen Variationen die Seidenweberei beherrscht, wobei allerdings zunächst noch eine naturalistische Bildung vermieden wird; aber man kann aus einzelnen dieser Variationen schon deutlich ersehen, daß die ganze Strömung einer mehr natürlichen Darstellung zutreibt. Einzelne Nelken- und Lilienblüthen stehen schon ganz auf naturalistischem Boden, und als dann mit den letzten Resten des mittelalterlichen Granatapfels gebrochen und aufgeräumt war, traten an deren Stelle die hängenden Blumenbüschel, die über die Ziele der neuen Richtung keinen Zweifel mehr ließen.

Die Führerschaft trat nun Italien an Frankreich ab, welches in den Lhoner Seidengeweben die naturalistische Blumen-Musterung auf jede Art begünstigte. Blumen und Spigen sind die charakteristischen Webemuster des siebzehnten Jahrhunderts, und der Einfluß dieser Musterung macht sich schließlich auf fast allen Gebieten des Kunstgewerbes geltend.

Die Blüthezeit der Blumen-Decoration bildet aber das achtzehnte Jahrhundert mit seinen geklärten Seidentoffen und Kattunen, seinen Buntpapieren, seinen Fayence- und Porzellan-Gefäßen und seinem Silberschmuck mit Diamanten.

Immer mehr suchte der Musterzeichner sich directe Vorbilder aus der lebendigen Natur aus, um damit seine Gewebe und Stickerien zu verschönern; Kattune und Buntpapiere bedeckten sich mit Blumen- und Blüthen-Motiven, die Fayencen und Porzellane können wir uns ohne Blumen gar nicht denken, und die zierlichen Sträußchen aus Silber, mit blühenden Diamanten besetzt, sind der charakteristische Schmuck des Rococo.

Man würde aber die Bestrebungen der Zeit und den Werth ihrer Leistungen ganz verkennen, wollte man die Behauptung aufstellen, daß die maßgebenden Künstler nur Copisten der Natur und ihrer Erscheinungen waren. So sehr in Farbe und Structur die Kunstleistungen des Jahrhunderts den Stempel eines tiefen und eingehenden Naturstudiums zeigen, ebenso sehr bewahren sie sich eine gewisse schöpferische Originalität, sowohl in der Composition im Allgemeinen, wie ganz besonders in Bezug auf deren technische Ausführung. Selbst in den Blumen-Bildungen, die auf den ersten Augenblick wie Malereien nach der Natur erscheinen, ist immer noch soviel selbständige Erfindung, soviel stilistische Eigenart, daß man nie in die Versuchung kommt, die künstlerisch angeordneten Muster mit den Vorbildern in der Natur vergleichen zu wollen. Selbst da, wo man eine gewisse naturalistische Ausartung am meisten befürchten könnte, in der Darstellung der Tulpen, mit denen damals ein förmlicher Cultus getrieben wurde, weiß der Musterzeichner die Grenzen zu respectiren, die die technischen Anforderungen gezogen haben.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert läßt sich Schritt für Schritt nachweisen, wie die Verwendung der Pflanzen und Blumen in den decorativen Künsten immer größeren Boden gewinnt, zugleich aber immer mehr einer größeren Natürlichkeit zustrebt. Daß diese Tendenz im achtzehnten Jahrhundert unumkehrlich sich zur Geltung bringen konnte, liegt theils in dem einmal mit Erfolg eingeschlagenen Wege, den zu verlassen keine Veranlassung vorlag, lag aber besonders auch in der Naturschwärmerei des Rococo, der ein natürlich gefunder Sinn zu Grunde lag, wenn sie auch mitunter auf Abwege gerieth. Gegenüber dem Barock und der Renaissance verhalten sich die Blumenmuster des Rococo, wie der englische Garten zum französischen und zu den Pinienwäldern italienischer Villen.

Auf seinem Gipfel angekommen, konnte das Blumenmuster im Kunstgewerbe sich nur kurze Zeit erhalten. Waren

keine so großen Umwälzungen, wie die französische Revolution war, gekommen, vielleicht hätte die Blumen-Ornamentation sich wieder formell der Antike genähert, wozu bereits die einleitenden Schritte gemacht waren.

Nach den die Revolution begleitenden Kriegen, und der damit im Zusammenhange stehenden Unterbrechung aller gewerblichen Künste, suchte man wieder Zuflucht bei der Natur, aber so äußerlich, daß ein befriedigendes Resultat sich nicht ergeben konnte. Statt auf die den Erscheinungsformen der Natur zu Grunde liegenden ewigen Gesetze bei Bildung ihrer Formen in der Pflanzenwelt einzugehen, blieb man an der Erscheinung selbst kleben und veruchte hier ihr gleichzukommen. Je weniger die technischen Mittel Hindernisse boten, desto fröhlicher wagte man die Concurrnz, und daher kommt es, daß vor Allem die Stickerie sich in der undankbaren Lösung der Aufgabe analtete, die Erscheinungsformen des Blüthenlebens in Seide und Leinen zu copiren. Was die Stickerie wagte, wagten auch andere Zierkünstler, und so bekamen wir die naturalistische Decoration der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, die weiter als jede andere von der Natur entfernt war.

Es ist das Verdienst der Engländer und der in England lebenden Gelehrten, auf die Ausschließlichkeit dieser Veruche und ihre innere Unwahrheit aufmerksam gemacht zu haben, dem sogenannten Naturalismus eine stilistische Theorie entgegenzusetzen, und vor Allem das Flach-Ornament in der Benutzung von Blumen- und Pflanzen-Motiven auf einen gangbaren Weg gewiesen zu haben. Die seit 1851 immer wieder betonten Grundsätze der Decoration waren zu vernünftig, als daß sie bei aller Exclusivität und Herbheit, die ihnen innewohnen, nicht einen Erfolg haben sollten.

Es kam nun die von keinem Geringeren als Owen Jones eingeleitete Zeit der Stilistik und des Stilistrens. Die Blumen mußten sich bezüglich ihrer decorativen Verwendung gefallen lassen, von dem Secirnessef der Stilisten in ihre Theile zerlegt, anatomisch präparirt und mit dem Zirkel constructirt zu werden. Die griechischen Palmetten und Anthemien wurden das leuchtende Vorbild, und mit Aufwand aller Kraft, welche die Theorie und die Logik der Zweckmäßigkeit boten, sollte das große Publicum zu dem Glauben bekehrt werden, daß „die strengen Muster“ der Alten auch für unsere Zeit die allein richtigen und deshalb auch die schönsten seien.

Diese Zeit des Kampfes und des Conflictes der theoretischen Grundsätze der Kunsttheil mit dem herrschenden Geschmacke, zeitigte und reifte die Urtheile auch des laufenden Publicums, und als Ausgleich trat unsere moderne Blumen-Decoration zu Tage, die ebenfoweit von dem Alles stilisirenden Rigorismus, wie der naturalistischen Ungebundenheit entfernt ist. Als maßgebender und berechtigter Friedensstifter trat hier der Orient, vor Allem Japan, ein.

Kein Volk der Erde kann sich jener Feinfähigkeit für die Natur und ihre reizenden Blumenkinder rühmen, wie die Japaner; aber auch kein Volk weiß diese natürlichen Vorbilder freier und zugleich wahrer zu benutzen und nachzubilden. Man braucht bloß die Stickerien dieses Volkes zu betrachten und zu studiren, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß schöner und verständiger, natürlicher und dabei stilvoller noch keine Menschenhand Blumen und Blüthen mit der Nadel gebildet hat.

Heutzutage spielen die Blumen im Kunstgewerbe eine Rolle, wie nie zuvor, und ganz besonders in jenen Arbeiten, die ihrer Natur nach auf Frauenhände angewiesen sind. Wenn, wie es ja richtig ist, jede große Kunstperiode sich mit vertieftem Naturstudium einleitet, so dürfen wir dieses Prädicat unserer Zeit nicht verweigern. Daß wir aber mitten in dem Streben, für unsere Verzierungskünste, vor Allem aber für die Verwendung der Pflanzen-Motive, eine wissenschaftliche Theorie festzusetzen und zu begründen, eine so unübertreffliche Unterstützung in den Ostasien und ihren Producten bekamen, das ist ein Vortheil und ein Glück, deren noch keine Zeit früher in so ausgiebigem Maße sich zu erfreuen hatte.

Jacob Stockbauer.

Uns' Mäns.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Vor der Sommerreise.

„Wenn Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“ Das ist ein wahres und schönes Wort, am wahrsten und schönsten aber für den, der jung, mit dem Künzel auf dem Rücken, hinauswandert, keine Pflichten zurückläßt, keine Sorgen mit auf den Weg nimmt. Wenn der Arzt uns sagt: „Sie müssen fort, frische Luft und Bäder werden Ihnen gut thun, aber — keine Ueberanstrengung; nehmen Sie sich eine Gesellschafterin mit, ein junges Mädchen, das Sie unterstüzt, gestreut . . .“ ja, dann sieht die Sache schon anders aus. Gefegnet seien alle die, — nicht zu alten, — Rühmchen und Bäschen, die treuen unverheiratheten Freundinnen, die in solchen Falle hilfsbereit zur Hand sind, Schätze, deren gar manche Familie sich rühmen kann, sie zu besitzen. Ich hatte Niemand, mir beizustehen, so blieb nichts übrig, als in den Tagesblättern ein Inserat zu erlassen und den Erfolg abzuwarten. Er war so überraschend, daß man hätte glauben mögen, die Hälfte der „den höheren Ständen“ angehörigen Damen mache es zu ihrem Lebenszweck, „Reisebegleiterin“ zu werden, und mannigfach, wie die gestellten Bedingungen und Ansprüchen, waren die Personen, die sich vorstellten. Leider wurden mehrere derselben arg von „Nerven“ geplagt und wünschten deshalb eine „Veränderung“, die Meisten hatten es durchaus „nicht nöthig“, eine abhängige Stellung einzunehmen, beanspruchten kein Gehalt, aber die Behandlung einer „Damen“, waren auch in ihrer Erscheinung so elegant und „ladig“, daß man mich selbst jedenfalls für die „Begleiterin“ angesehen hätte. Einzelne allerdings machten auch einen weniger feinen Eindruck, forderten das Gehalt eines Hausmädchens und erklärten sich zu den weitgehendsten Dienstleistungen bereit. Da war die Wahl schwer, und ich schwante unschlüssig, bis ich mich für ein junges, frisch aussehendes Mädchen, in einfach sauberen und dabei feinem Anzuge, entschied, die mir offen erzählte, sie sei die Tochter einer Beamten-Witwe, darauf angewiesen, dieselbe zu unterstützen, habe gute Schulbildung und gewiene, die Kinder nachhülfezustanden; augenblicklich frei, habe sie meine Annonce gelesen, und die unbeschreibliche Sehnsucht, einmal etwas von der schönen Welt zu sehen, hätte ihr den Rath gegeben, sich zu melden. Sollte ich Vertrauen zu ihr haben, würde sie gern bereit sein, mich zu unterstützen, wie und wo sie könne: sie sei gewöhnt, vorzulesen, auf die Bedürfnisse der fränklichen Mutter

zu achten, auch practisch nicht ganz unbewandert, grübt in den kleinen Erfordernissen, Ausbesserungen der Toilette, in der Bereitung von Thee, Kaffee, und dergleichen mehr. Wenn ich meine, daß sie



bei all' diesen unbedeutenden Hülfleistungen, die vielmehr von einem richtigen Tactgeföhle, als von einer directen Umachung dictirt worden müßten, ein Honorar beanspruchen dürfte, so würden zwanzig Mark monatlich für sehr glücklich machen. Es war in der Art zu sprechen, in der Haltung des Mädchens Etwas, was mich sympathisch berührte, eine Hauptbedingung für das Zusammenleben zweier Personen, meine ich, und gern versprach ich ihr ein Gehalt von fünfundsanzig Mark. Unsere Abreise ist auf übermorgen festgesetzt, und seit vier Tagen ist „Käselein“ bei mir, um mich bei den unumgänglich notwendigen wirthschaftlichen Vorbereitungen zu unterstützen. Ich glaube, einen guten Griff gethan zu haben. Zwar duftet es bereits stark nach Kampher, aber Gardinen und Teppiche sind auf's Beste „eingewottet“, die Pelzfachen, Mäntel u. getriebelt, mit dem stark riechenden „rothen Rottenpulver“ eingestreut, in alte Leinentücher fest eingewickelt und sicher verpackt. Das Silberzeug ist auf die königliche Bank gebracht, und für meine Messer und Gabeln, die in den großen Etuis unnötigen Platz fortnehmen würden, nähte mir das umsichtige junge Mädchen Taschen von weichem Leder, mit abgesteppten Abtheilungen für die einzelnen Stücke. Wir besorgten gemeinsam ein paar Handarbeiten, eine leichte Kreuzstich-Stiderei, eine Häselei, deren Muster aus Sternen bestehend, in kleinen Theilen gearbeitet, auf Spagiergängen mitgeführt werden kann, und schließlich packten wir ein Körbchen mit allerlei Dingen, die Einem auf der Reise von großem Werthe sein können. Da ist zunächst ein prächtiger Spirituslocher, der sehr wenig Platz einnimmt und in kürzester Zeit die Bereitung verschiedener Getränke ermöglicht; da finden sich ferner Leguminosen von Raggi zu Suppen; Sibils, der beste der Fleisch-Extracte für Brühe; Thee und Cacao von Drühen, ein holländisches Fabrikat, das ich kennen lernte und das mir sehr gefällt. Außerordentlich milde, ist es frei von jedem Pottasche-Zusatz und leicht löslich. Man sieht, ich gehöre nicht zu denen, die ich glücklich priest, weil sie mit dem Hängel als einzigem Begleiter in die Welt ziehen, aber ich gehe leichteren Herzens, als ich noch vor Kurzem glaubte, es thun zu können. Möge sich diese Reise auch uns als eine Günst' erweisen!

rein, oder häufiger noch in Mischungen verwenden. Da giebt es Mooreerde für Hortensien; Torferde für Azaleen; Heideerde für Ericen; Walderde für Camelien; Wiesen- oder Rasenerde für Oleander und Myrthen; Schlamm-erde für Canna, Caladium; Kompost-Erde für die verschiedensten Topfpflanzen; Mistbeeterde für Zwiebelgewächse; Holzerde für Orchideen; Lauberde, die oft als Beimischung dient. Hierzu kommen noch mancherlei Zusätze von Sand, Lehm, Thon, Kalk, Mergel und verschiedene Düngemittel. Der Blumenfreundin wird es in den meisten Fällen unmöglich sein, alle oder nur die wichtigsten dieser Erdarten zu erhalten; auch sind in der Regel für die Cultur der Zimmerpflanzen zwei Erdarten ausreichend: eine leichtere, die Heideerde, die den Wäldern, wo vorwiegend Heidekräuter im Vereine mit Farnen wachsen, entnommen wird, und eine fettere, nahrhafte Kompost-Erde, die durch Zerlegung von Pflanzentheilen, Mist und Abfällen aller Art entsteht. Die bräunliche, grobfaserige Heideerde ist für die meisten tropischen und feindwurzigen Pflanzen, namentlich für alle vom Cap und aus Neuholland stammenden Gewächse, unentbehrlich. Gute Kompost-Erde wird für Pelargonien, Fuchsen, Bouvardien, Heliotrop und andere schön blühende Topfpflanzen angewendet. In sehr vielen Fällen wird eine Mischung beider Erdarten den Pflanzen dienlich sein, immer aber muß ein Zusatz von Sand hinzukommen. Der weiße, ausgewaschene, grobkörnige Flußsand ist der beste; er macht den Boden magerer, aber auch porös und durchlassend. Man benutz die Erdarten am besten ungefeibt; sie sind dann lockerer und enthalten in den noch nicht vollständig zersehten Stücken nahrhafte Bestandtheile. Selbstverständlich muß man immer für guten Wasserabzug durch eine Scherben-Unterlage Sorge tragen, worauf auch stets in diesen Blättern hingewiesen ist.

Selene K. in Saarburg.



Paulwabyzepaniste

Gärtnererei.

Kochdruck auch im Einzelnen verboten.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Pflanzen für dunkle Plätze (55). — Selbst unter den ungünstigen Verhältnissen, welche meist die sogenannten Berliner Stuben und andere wenig helle Wohnräume der Zimmer-Gärtnerie bieten, braucht man nicht ganz auf Pflanzenschmuck zu verzichten. Wenn auch die Blumen nur unter dem belebenden Einflusse der Sonne gedeihen, so giebt es doch einige Blüthpflanzen, die eine fast unverwundliche Lebenskraft und Ausdauer besitzen und auch bei wenig Licht noch durch ihr frisches Grün erfreuen. Unter diesen anspruchslosen Gewächsen, die gegen Staub, trockene Luft, Lichtmangel und Temperaturwechsel fast unempfindlich sind, nimmt die Plectogone oder Aspidistra elatior die erste Stelle ein. Wer kennt nicht das Gewächs, wenn vielleicht auch nicht dem Namen nach, mit seinen großen, festen, dem Wurzelstock entsprossenen Blättern, die eine glänzende, dunkelgrüne Farbe haben, bei einigen Arten auch weiß gestreift, oder gelb gepunktet sind? Die Blüthen von trüb-brauner Färbung erscheinen dicht an der Erde. — Fast ebenso hart und dauerhaft erweisen sich einige Philodendron-Arten, die selbst bei geringer Pflege und in einem Zimmer, in das kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, noch gedeihen. Dabei gewöhnen die Pflanzen mit den großen, durchbrochenen Blättern und den zahlreichen, kräftigen Luftwurzeln einen malerischen Anblick. Am verbreitetsten ist Philodendron pertusum. — Auch die Rüssel-Lilie, Curculigo recurvata, und einige schmalblättrige, grüne Dracaenen sind ungemein hart und anspruchslos und bilden durch ihren palmähnlichen Wuchs eine Zierde der Zimmer. Sehr empfehlenswerth ist auch der australische Gummibaum, Ficus australis, der sich von dem allbekannteren Gummibaume durch seinen buschigen Wuchs und viel kleinere, mehr runde Blätter unterscheidet; ferner Dasylirion, eine stattliche, harte Dekorationspflanze, und Pittosporium Tobira, mit schöner, kräftiger Belaubung und weichen, wohlriechenden Blüthen. Letztere Pflanze ist von großer Ausdauer, sie nimmt im Winter mit geringer Wärme und so wenig Licht vorlieb, daß man sie selbst zur Ausschmückung von Ecken hinter Schränken verwenden kann. — Den genannten Gewächsen lassen sich die folgenden noch würdig an die Seite stellen: Aucuba japonica, Goldborange mit glänzenden, gelbgeflochtenen Blättern und toralrothen Früchten, einige Cissus-Arten, die sich durch schnellen Wuchs und herrliche Belaubung auszeichnen, Myrsine africana, ein immergrüner, an die Myrthe erinnernder Strauch, Rhamnus, Lorbeer, Lebensbaum und Cyressen, sowie fast alle Farnkräuter und die reizenden, moosartigen Selaginellen.

P. Sch., Erfurt.

Verpflanzen (55). — Ihre Frage ist in dieser allgemeinen Fassung schwer zu beantworten. „Eines schiedt sich nicht für Alle“, auch nicht eine Erdmischung für alle Pflanzen; denn diese haben je nach ihrer Art, ihrer Heimath, ihrem Standorte, die verschiedensten Bedürfnisse, auch in Bezug auf den Erdboden, dem sie ihre Nahrung wesentlich entnehmen. Die Gärtner halten deshalb für ihre Pflanzlinge die verschiedensten Erdarten bereit, die sie theils in ihrer Natur vorfinden, theils künstlich erzeugen, und die sie entweder

Briefmappe.

Kochdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Gipsfiguren. — Wie werden gelblich gewordene Gipsfiguren gereinigt? Eine Abonnentin.
Toiletten-Schwämme. — Wie reinigt man Toiletten-Schwämme? Langjährige Abonnentin.
Cigarren-Bändchen. — Wiederholt werden wir nach Bezugsquellen für Cigarren-Bändchen zu Portieren gefragt. Würden einige unserer freundlichen Leserinnen die Güte haben, uns solche zur Veröffentlichung mitzutheilen?
Salpeterhaltiges Brunnenwasser. — Unser Brunnenwasser ist stark salpeterhaltig und läßt in Folge dessen in den Kochtöpfen, namentlich in emaillirten Geschirren, einen starken Salpeterfah zurück. Giebt es ein Mittel, diesem Uebelstande abzuwehren, und welches ist, wenn es ein solches Mittel nicht geben sollte, die beste Methode, die Geschirre zu reinigen, damit sie nicht so schnell abgenutzt werden? B. N. Schönfließ.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Karde (80). — Die gebleichten Blattrippen der Karde schneidet man in fingerlange Stücke, legt sie mit kaltem Wasser auf und läßt sie etwa zwanzig Minuten tüchtig kochen. Dann übergießt man sie mit kaltem Wasser und reibt mit Salz und einem Luche die äußere Haut ab. Nach nochmaligem Abwaschen dampft man sie in Butter und schwacher Fleischbrühe, der man einen Theelöffel von Liebig's Fleisch-Extract zusetzt, weich. Die Brühe verdicke man mit heller Mehlschwitze, würzt sie mit Pfeffer und verleiht ihr durch Citronensaft einen schwach säuerlichen Geschmack. Statt des Citronensaftes giebt man kurz vor dem Anrichten oft ein Gläschen Sherry an den Beizug. Die Karben brauchen zum Weichwerden mehrere Stunden. Sehr wohlgeschmeckt sind gebadene Karben. Die wie oben weichgedämpften Karben wendet man in Eiermilch und geriebenem Brode um, und bäckt sie in Butter. Auch kann man die Karben mit ihrem Beizug gratiniren. Man schüttet sie in eine ausgestrichene, mit Parmesanfäse bestreute Schüssel, belegt sie mit Butterstücken, bestreut sie mit Käse, gießt die dick eingekochte Sauce darüber, bestreut sie mit geriebenem Brode, und bäckt sie bei gelinder Wärme eine gute Viertelstunde. Frau Dr. L. H. in Bremerhaven.

Sprüche für Fischläufer und Theedüger (88). — Als geeignet für Fischläufer und Theedüger empfehlen wir Ihnen folgende Sprüche:
 Dem lieben Gast man gern beiseht,
 Sein heißes Lachen froh man hört!

„Fröhlich und sich freundlich weisen,
 Dient zur Würze aller Speisen.“
 Am Tage Arbeit, Abends Gäste,
 Ein treues Herz und offenes Haus,
 Die Lieb' zur Kunst und frohe Feste,
 Das macht das Glück des Lebens aus.“
 Mit trauten Gästen, Sang und Wein,
 Zieht die Freude bei uns ein.“

Wischgefäße (80). — Einfache Gefäße von Weißblech sind im Allgemeinen wenig für Kaffeebereitung geeignet, sie sollten immer innen verzinkt sein. Der schlechte Geschmack, der ihnen, namentlich neu, oder nach längerem, unbenutztem Stehen, anhaftet, ist nur durch ein wiederholtes Auskochen mit Lauge zu mildern, nicht aufzuheben. Von anderer Seite wird noch empfohlen, die Geschirre mehrere Stunden mit Wasser und Weizenkleie tüchtig auszukochen.

Rathschläge.

Fricassee. — Die Hauptbestandtheile eines feinen Fricassee bilden Fisch- oder Hühnerfleisch, zu einem einfacheren nimmt man Kalbfleisch. Die Sauce bleibt immer dieselbe, man bereitet sie, indem man 2-3 Eßlöffel Butter mit ebenso vielem Mehl durchknetet, mit der erforderlichen Menge Fisch- oder Fleischbrühe vermischt, mit Sardellen, Citronensaft, etwas Weißwein abgeschärft und sie kurz vor dem Anrichten mit einigen Eigelben abgießt. — Von Fischen nimmt man vorzugsweise Hecht oder Zander, die in bekannter Art vorbereitet, mit Wurzelwerk, Zwiebeln, in Stücke geschnitten, in gefalztem Wasser gar gekocht, besser noch in einer Fischwanne ganz gekocht, oder, — gepickt, — im Ofen gebraten werden. In letzterem Falle richtet man den Fisch auf einer länglichen Schüssel an und garnirt ihn seitwärts mit dem Fricassee. Bei Hühnern giebt man jüngeren Thieren den Vorzug, da sie fester und weicher sind. Man kocht sie ebenfalls mit Wurzelwerk in nicht zu langer Brühe, und schneidet sie erkalte in Portions-Stücke. Ebenso wie das Fleisch, werden auch die übrigen Bestandtheile des Fricassee einzeln zubereitet, um zuletzt mit diesem gemeinsam in die Sauce gethan zu werden, in der sie gut durchziehen müssen, aber nicht kochen dürfen; es empfiehlt sich daher, das Ganze au bain Marie, — im Wasserbade, — warm zu erhalten. Auf eine Schüssel für 12 Personen rechnet man einen Fisch von 2-3 Kilo, ebenso 2-3 kleinere, 2 größere Hühner, 20 Stück Champignons, 1/2 Kilo Kalbsmilch, einen Kalbsbreggen, eine Kalbszunge, 1/2 Schok Kresse, auch bereitet man von Fisch (nur für Hühner-Fricassee), Fleisch oder Semmel kleine Klöße, mit denen man nach Belieben einen Theil der Krebsnasen füllen kann, und giebt einige Hände voll getrockneter oder frischer Wurzeln, geschnittenen Spargel und Trüffel hinzu. Alle diese Bestandtheile, und mehr noch, finden zur Bereitung eines guten Fricassee Verwendung, sind aber nicht sämmtlich unbedingt erforderlich. Ungern vermischt man die Kresse, von deren Schalen man, nachdem sie im Mörser gestoßen wurden, eine Krebsbraten bereitet, die zuletzt über die fertig angerichtete Schüssel gepriest, derselben ein gutes Aussehen und feinen Geschmack verleiht. Ebenso garnirt man sie mit kleinen, halbmondförmigen Blätterteig-Stücken, — Fleurons, — oder bäckt von diesem Teige einen Rand, in dessen Mitte das Fricassee gefüllt wird. Bei Abend-Gesellschaften giebt man es als erste Platte, bei Dinern, je nach der Reichhaltigkeit der Speisefolge, entweder nach der Suppe oder als Zwischengericht.

Rhabarber. — Der in England längst heimische „Rhabarber“ hat sich als Compot auch bei uns den Markt erobert, und wir haben gelernt, ihm Geschmack abzugewinnen. Namentlich als Füllung von Pie geschätzt, empfiehlt es sich, ihn für den Winter einzumachen; man kocht ihn zu einer Marmelade. Nachdem die Stengel, die möglichst stark sein müssen, geschält worden sind, schneidet man sie in Stücke, kocht sie mit nicht zu vielem Wasser in einer halben Stunde weich und läßt sie auf einem Sieb abtropfen. Auf 1 Kilo Rhabarber rechnet man 625 Gr. Zucker, der in bekannter Art gekocht und ausgeschäumt wird; ist dies geschehen, giebt man den Rhabarber hinein und läßt ihn unter aufmerksamer Rühren, damit er nicht anbrenne, eine Stunde kochen. Sobald eine auf einen Teller gelegte Probe dickflüssig bleibt und nicht mehr aus einander läuft, ist die Marmelade beendet, die sich, in Töpfen aufbewahrt, lange Zeit hält und an Wohlgeschmack gewinnt. J. A.

Fr. A. in K. — Ein solcher Leitfaden ist vorhanden und für Ihre Zwecke außerordentlich zu empfehlen. Der Titel lautet: Der weibliche Handarbeits-Unterricht für Schule und Haus von Emma Weverth (Wera, A. Reichenitz). Von der einfachen Strickmaße schreitet der in acht Schulläufige eintheilte Lehrgang bis zur Weichstiderei weitest fort und umfaßt sowohl die Häsel-, Häb-, Kreuzstich- und Rüssel-Arbeit, als auch das Steppen, Knöpfen und Ausschneiden eines Fransenbrettes. Der Text ist dem Verständniß des Kindes angepaßt und wird durch zahlreiche Abbildungen erleichtert.
Fr. Johanna M. in Limburg a. d. Rh. — Email-Schreib zum Reinigen der Gläser finden Sie in den großen Berliner Wirtschaftsmagazinen, ebenfalls aber bei E. Kaveno, Wallstr. 92-93.
Frau M. S. in Montreux. — Adressen: 1. Feine ungarische Karbonaten; 2. Nacion u. Scherz, Friedländer, 75; 3. Kammen in Metallischer Ausführung; 4. Strohwasser, Unter den Linden 33; 5. Bronze-Becken und Siegel; 6. Erinn u. Kende, Leipzigerstr. 83; 7. Nöthlich, Leipzigerstr. 122; 8. Oeynau Peter für Stahlblech; 9. Hirschwald, Kunstgewerbe-Magazin, Unter den Linden 54; 10. Pulze, Leipzigerstr. 121.
H. R. in Düsseldorf. — Daß eine weiße Ladung des Schrankes Schön an dem schnellsten Helmbrechen der Wäsche haben sollte, ist kaum anzunehmen, viel wahrscheinlicher erscheint es, daß dieselbe unrichtig mit Chemikalien behandelt wurde. Chlor, Essig, Javelle, Mittel, welche die Wäsche zunächst weiß machen lassen sie ebenso schnell vergilben, wenn dieselbe nach der Anwenndung nicht sofort tüchtig und wiederholt in reinlichem Wasser gewaschen wurde, oder in diesem einige Stunden stehen bleibt.

Sarontin von L. in Z. Witwen, welche ein zweites Mal heirathen, lassen ihre Ausstattung meist mit dem Namen zeichnen, den sie tragen, zuweilen auch mit der Größe des zweiten Mannes. Bestimmte Regeln giebt es hierfür nicht; meist sind die verschiedenen Familien-Verhältnisse bestimmend. Die gewöhnlichen Muster für Beizug finden Sie nebst Monogramme in der Nummer vom 20. Mai 1888.
Langjährige Abonnentin. — Eine geklöppelte Spitzen-Garnitur wäscht man, indem man sie in einen kleinen Napf thut, eine genügende Menge Venis aufrührt, sie in diesem wiederholt hin und her schwenkt und andrückt. Nachdem dreitet man sie auf eine Unterlage von weichen Leinentüchern und reibt sie mit einem anderen Luche trocken, was allerdings mit einiger Vorsicht geschehen muß, um das feine Gewebe nicht zu zerreißen.
Frau A. Sch. P. — Das betreffende Buch ist uns leider weder bekannt, noch haben wir dasselbe ermitteln können.
E. Gde von Fr. — Verkündliche Dank für freundliche Zusendung.
K. B. in M. — Berlin SW, Zimmerstr. 65.
H. S. Berlin. — Es würde dem Wahrsagen, welches wir in der Illustrirten Frauen-Zeitung stets vertreten haben, widerstreben, wenn wir Extravaganzen das Wort reden wollten. Denn als solche sind wohl die Schwere anzusehen, um die es sich in der uns freundlichst überlieferten Heiligkeit handelt. Unsere heutige weibliche Tracht ist so mannigfaltig in ihren Formen und läßt dem Betrachter des Einzelnen so großen Spielraum, daß es nicht schwer fallen kann, darunter das Einfache, Practische, Gesundheitsgemäße auszuwählen und sich dienlich zu machen.
M. R. (Fento-brasilica) in Endorao (Brasilien). — Ihr hübscher Artikel über den wir herzlich gelacht haben, kam leider zu spät. Herzlichen Dank und Gruß aus der Heimath.
„Melida in Braunschweig.“ — Zur Erinnerung heißt auf dänisch „Til Erindring“; die dänischen National-Farben sind „Roth und Weiß“.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 24.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 9. Juni 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Ein Inselftag.

Novelle von E. Merk.
(Schluß.)

In der kleinen, bescheidenen Stube des Meßner-
häuschens sitzt Lia regungslos vor der unglückseligen

Mappe. Ihr Bestes hat sie an die Blätter gegeben; mit voller Begeisterung, mit unermüdlichem Eifer, mit Andacht fast, ist sie an ihr Tagewerk gegangen. Und das ist nun das Ergebnis! O, es war nicht schwer, aus der höflichen Schale, in welche der Maler seine Kritik gehüllt, den harten Kern herauszulösen: „Sie

sind eine Stümperin, mein Fräulein! Sie verschwenden Leinwand und Farbe!“ Ein Wort, das schwertreffendste, hatte er ja deutlich gesagt: „Auf diese Weise werden Sie nie ein Bild malen können!“ Aber sie mußte ein Bild malen, — noch mehr: sie mußte es auch verkaufen, wenn sie nicht hungern wollte nach wenigen



Das Königliche Schloß zu Hannover. Von Th. von Eckenbrecher. — Siehe Seite 100.

Kupfer: in der Kronestraße.

Monaten. Sie hatte so fest darauf gerechnet, daß der Erfolg kommen müsse, daß sie eine Stelle als Lehrerin erhalten würde. — Was sollte sie nun lehren, da sie selbst nichts konnte? Aber ist es wirklich so? Ist das Urtheil Lutrat's ein Orakelwort, eine unfehlbare Verdamnung? Sie giebt sich Mühe, an ihm zu zweifeln. Da sieht sie in Gedanken wieder den Kahn vor sich, den er am Morgen gemalt, neben welchem der ihre sich ausnahm wie ein Kinder-Spielzeug aus Pappe.

Wahr! Alles wahr, was er gesprochen, was sie selbst nun mit einem Male erkennt, als wären ihre Augen heller geworden. Großes hat sie gewollt und Kleines gesehen, das Nebenächliche so gründlich verachtet, und es doch gemalt! O, welcher Hohn auf ihre großen Ideen und ihre großen Worte! Ein Wahn ihr Talent, die Kunst ein ewig verschlossenes Heiligthum! Wenn sie auch die Mittel besäße, von vorne anzufangen, der Glaube ist dahin, der Muth! Es packt sie eine Raserei des Jornes; das erste Blatt, das ihr in die Hände kommt, reißt sie entzwei und schleudert die Stücke zu Boden.

Dann verdrauscht die heiße Blutwelle, die klare Bestimmung kehrt zurück, die Frage: Was nun? — Auf der Insel bleiben und das Leben fristen, bis der letzte Thaler dahin war? oder heimkehren in's Elternhaus, als Neuge, Bittende, und sagen: Laßt mich Cure Magd sein! Ihr hattet Recht: ich habe mich getäuscht! — Der Nüchternheit diesen Triumph gönnen! Es ertragen, seinen freien Gedanken mehr aussprechen zu dürfen, ohne durch den eigenen Mißerfolg geschlagen zu werden. — nein! tausend Mal nein! Besser ein drittes, das wie eine Zuspucht empordämmert vor ihren verzweifelten Blicken.

Ein Frösteln steigt ihr über die Glieder. Von dem Kloster her weht eine schwere, grabeskalt Luft. Wie aus verschollener, ferner Zeit klingt durch die Stille der Gesang der Nonnen. Tiefe Schatten umlagern die grauen, ernsten Mauern. Sonnig und warm erscheint daneben der kleine Friedhof, über den die freie Luft hinflattert, auf dem tiefrothe Georginen glühen.

Sie kann die Augen nicht mehr fortwenden von den stillen, blühenden Gräbern. —

Hans Lutrat läuft seit Stunden um die Insel. Er muß dem Mädchen doch endlich begegnen! Wie kann sie sich auf dem kleinen Raume so gründlich vor ihm verbergen? Er sucht sie unter den Linden wieder und wieder; er geht zum sechsten Male an der Klostermauer auf und ab. Die Uferbank unter dem Weidenbaume, auf welcher sie sonst stets bei Sonnen-Untergange sitzt, bleibt heute leer. Da pfeift das Dampfsschiff; er rennt athemlos an den Steg. Wenn sie abreite! Nein! zum Glück nur fremde Gesichter!

Der letzte gelbe Hauch verblaßt am Himmel; nur über den Tannenwald im Westen zieht sich noch eine feine, leuchtende Linie hin. Es weht kühl; die Kollegen kehren heim von einer Segelfahrt. Alles sitzt schon in der Stube; Hans allein lehnt noch draußen im feuchten Grafe am Wiesenzaune und wartet. Man ruft nach ihm. Endlich nimmt er seinen Platz ein, und um ihn her erklingt Tellerklirren, Lachen, Plaudern. Er schaut beständig nach der Thür. Die Malerin pflegte sich sonst frühzeitig beim Abendbrot einzufinden. Heute steht ihre Theetasse noch unberührt auf dem einsamen Tischchen. Er weiß sich selbst kaum Rechenschaft zu geben, warum ihr Ausbleiben ihn so erregt, warum sich mit jeder verrinnenden Viertelstunde seine qualvolle Unruhe steigert.

„Was haben Sie denn heute, Lutrat? Sie sehen aus wie der steinerne Gast!“ ruft einer der Maler.

„Ich finde es zum Ersticken heiß hier in der Stube,“ sagt Hans aufstehend. „Ich werde noch ein wenig in's Freie gehen.“

„Heiß! Sie sind ja ganz blaß!“ meint ein Anderer. Aber Hans antwortet ihm nicht mehr. Er hat den Hut vom Nagel genommen und eilt aus dem Gasthause fort zum Mefnerhäuschen.

Kein Licht an ihrem Fenster! Alles dunkel! Er hat sich eingeredet, daß sie aus Troy gegen ihn zu Hause geblieben sei; diese Finsterniß spricht dagegen. Wo aber ist sie hin? Mit einem plötzlichen Einfalle nähert er sich der Kirche; sein Schritt hallt auf den Steinfliesen. Aber das alte Portal ist verschlossen. Auch hier kann sie nicht sein. Er muß Aufschluß haben. Ihre todestraurigen Augen wollen ihm nicht mehr aus dem Sinne.

Er pocht am Mefnerhause. Eine blasse, junge Frau öffnet ihm.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob Fräulein Walden einen Ausflug gemacht oder ob sie abgereist ist?“

„Nein, abgereist ist sie nicht. Sie war den ganzen Nachmittag in ihrem Zimmer. Gegen Abend erst ist sie fortgegangen. Ich will noch ein wenig auf den See hinausfahren. Gehen Sie nur ruhig schlafen,“ hat sie gesagt; ich habe den Schlüssel.“

Mit einem dumpf klingenden „Danke“ ist Hans wieder fort. Er giebt sich keine Rechenschaft, warum

ihm bei dem Gedanken, daß sie auf den See hinausgefahren und nicht zurückgelehrt sei, ein Schauer überläuft. Ueber die schweigende Insel eilt er nach dem Schifferhäuschen. In den kleinen Hütten herrscht schon tiefe Ruhe. Eine Rage faucht ihn an mit getrümmtem Rücken und grünlichem Augengefunkt, wie er sich einer Thür nähert. Ein verschlafener Kopf erscheint nach einer Weile an dem kleinen Fenster.

„Was! seid Ihr zu Haus? Habt Ihr nicht das Fräulein gerudert, — die Malerin?“

Der Schiffer reißt sich die Augen und besinnt sich. „Nein! die hat selbst fahren wollen. In der blauen Pletten“ ist sie hinaus. Wird schon lange zurück sein. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Die Wellen schlagen an den Steg. Das Schilf rauscht und regt sich im Winde. Aber die „blaue Pletten“ fehlt zwischen den Rähnen, die am Ufer stehen. Via ist also noch draußen auf dem See, allein!

Hans besinnt sich nicht mehr; er springt in eines der Boote, in dessen „Wieden“ noch die Ruder stecken. Schwer dröhnend klatscht die eiserne Kette, die er von dem Stegballen löst, in das Wasser. Ein starker Stoß und er schwimmt draußen. Was nun? Wo soll er sie suchen auf dem weiten, dunklen, nachtmischleierten See? Er weiß es nicht. Er weiß nur, daß er rudern wird immerzu, immerzu, bis er die „blaue Pletten“ gefunden, und wenn es darüber Morgen werden sollte. Allmählig ragen die Umrisse der Insel nur mehr als schwere Schattenmasse aus dem gleichfarbigen Grau; dann blißen noch die Lichter wie Sternchen aus einem wogenden Dunste, und endlich ist nur noch Wasseröde um ihn. Er giebt sich Mühe, in dieser Einsamkeit die klare Berechnung des Naturmenschen zu entfalten. Er läßt sein Tuch flattern. Von dorthier, von Südwesten kommt der Wind.

Das Mädchen aber ist keine geschickte Ruderin. Er hat ihr manchmal zugehört, wenn sie Abends um die Insel fuhr. Sie wird gegen den Wind nicht aufkommen sein. Er wird sie nach seinem Willen getrieben haben. Also dort hinaus, in den Weitsee. Er rudert, rudert. Manchmal erscheint sein Thun ihm so toll, daß er laut auslacht. Seine Hände aber arbeiten weiter. Eine Sternschnuppe fährt über den Himmel. Eine unennbare Angst preßt ihm das Herz zusammen. Es ist ihm, als müßte er ersticken, als könnte nur ein Schrei ihn befreien. Und er ruft ihren Namen, fast wie im Jorn. Aber das Wasser rauscht gleichförmig weiter. Dunkel hüllt ihn ein. Er wüthet gegen sie. Das eigenwillige, trostlose Ding! Wie sie sein Urtheil ihm abgelistet, wie treuherzig sie ihn um Wahrheit gebeten! Zum Danke für seine Offenheit will sie ihm nun dieses Gefühl der Schuld auf die Seele wälzen! Aber dann hört er wieder die zitternde Stimme sagen: „Sie waren ein braver Kamerad!“ Er fühlt die kleine, kalte Hand in der seinen, und möchte sich vor die Stirne schlagen, daß er so schweigend, so kalthertzig von ihr gegangen.

Hinter ihm aber hat das Grau sich mit Helle belebt. Wachsendes Licht zieht empor; zieht in Streifen über das Wasser. Der emporsteigende Mond ruft auf der einsamen, weiten, endlosen Fluthenmasse ein Erwachen hervor. Der Wind wird stärker. Er meint, einen Rudererschlag zu vernehmen. Er horcht auf. Eine einzelne, schaumgekrönte Welle nur stürzt mit lauterem Branden vorüber. Gedankenlos ringt er weiter. Nach einer Weile läßt er müde die Arme sinken und blickt um sich. Ein langer, glänzender Mondstrahl fällt nun über das Wasser, und in dem wogenden Goldglanze tanzt ein winziger, dunkler Punkt.

Ein Kahn! Er strebt der Lichtmasse zu mit rastlos sich mühenden Armen. Kraftvoll schneidet sein Boot wieder die Wellen. Nun schwimmt es in dem Segliger. Er wendet den Kopf zurück: der dunkle Punkt ist nicht verschwunden; er ist größer geworden. Näher! näher! Nun sieht er deutlich die Silhouette auf dem lichten Hintergrunde. Wie ein Geistergeschiff wiegt sich der Kahn in dem Glanze. Keine Gestalt hebt sich über den Rand empor; kein Ruder fällt in das Wasser. Das Boot treibt im Winde.

Es wird ihm schwarz vor den Augen. Der Hut fliegt ihm vom Kopfe. Er rudert weiter, wie rasend. Er will alle Gedanken, die emporwachsende Angst betäuben in der wilden, heißen Bewegung. Nun ist er nahe. Ein starker Schlag. Er kann den Rand des Rahmes erfassen. Er athmet tief auf und beugt sich hinüber. Aber seine Lippen stoßen einen kurzen Schrei aus, der wie ein Jauchzen klingt. Auf dem Schiffsboden liegt das Mädchen, den Kopf auf einer Ruderbank. Silberbleich erscheint ihr Gesicht, das stark aufblickt zu dem Nachthimmel.

„Was thun Sie hier? Fräulein! Fräulein Via!“ ruft er.

Geisterhafte, weltentrückte Augen schauen ihm entgegen. Sie sagen ihm, daß keine phantastische Laune sie hierhergeführt; nein, ein wilder, verzweifelter Entschluß.

„Ich schaue in's Nichts!“ erwidert sie tonlos, „und suche Ruhe!“ Und dann, wie erwachend, sich besinnend, fährt sie empor.

„Was wollen Sie von mir? Warum sind Sie so plötzlich da? O zurück, zurück! Lassen Sie mich!“ Und sie sucht ihren Kahn von dem seinen loszureißen.

„Ich bin Ihnen nachgefahren, blindlings, durch Nebel und Finsterniß! Wie durch ein Wunder habe ich Sie gefunden. Sie sehen ein, daß ich Sie nach alledem nicht frei geben werde!“

Er beugt sich über den Rand ihres Schiffchens zu ihrem Gesicht. In dem weißen Mondlichte treffen sich ihre Augen; weit geöffnet, in starrem Glanze die ihren, brennend, lebensprägend die seinen.

„O, Sie kennen mich nicht!“ ruft sie ihm zu und wirft die Haare zurück, die ihr, feucht von dem Nachtnebel, an der Stirne kleben. „Ich habe mich niemals zwingen lassen! Nicht von den Nächsten! . . . Ich will allein sein!“

Hestig greift sie nach den Rudern und ringt mit aller Kraft, von ihm los zu kommen; aber wie mit Eisenklammern legt sich seine Hand auf ihren Arm. Er löst ihr die Linke von dem Ruder. „Sie mühen sich umsonst! Heute müssen Sie gehorchen!“ ruft er mit flammenden Augen. Im nächsten Momente hat er sich in ihren Kahn geschwungen, sitzt ihr gegenüber und faßt ihre Hände.

„Sie sind in meiner Gewalt!“

„Eine Heldenthat!“ höhnt ihr blasser Mund, und sie läßt ergeben den Kopf sinken. „Es macht Sie wohl sehr stolz, einem armen Menschenkinde die Qualen zu verlängern?“

Der Ausdruck der Hoffnungslosigkeit auf ihren Zügen rührt ihn tief. Weicher, zärtlicher legen sich seine Finger um die ihren. Aus diesen heißen Händen strömt es wie eine plötzliche, ihr aufgezwungene Wärme durch ihre erstarrten Glieder.

„Sagen Sie mir nur das Eine: haben meine Worte diese Verzweiflung in Ihnen geweckt?“ fragt er bittend.

„Nein! nicht Ihre Worte! Die Erkenntniß, daß Sie Recht haben, daß ich nichts kann!“

„Und Sie glauben wohl,“ entgegnet er lebhaft, „daß solche Stunden nicht für Alle kämen! Jeder hat es sich hundert Mal gesagt, diese nämlichen Worte: du kannst nichts! Nur der Stümper nicht! der Dilettant! Der Zweifel aber weckt neues Ringen, neuen Fortschritt! So weit wie bei Ihnen aber darf die Entmuthigung nicht gehen!“

„Ich fühle allerdings, daß ich nie wieder einen Pinsel in die Hand nehmen könnte!“ sagt sie tonlos, ohne sich zu regen, in müder, stumpfer Hoffnungslosigkeit.

Da wirft er den Kopf zurück, und, sie streng anblickend, ruft er zornig:

„Mein Fräulein! Nun will ich einmal alle Höflichkeit bei Seite lassen und Ihnen recht unverblümt die Wahrheit sagen! Sie wollen Selbstständigkeit und Freiheit haben, wie ein Mann, Sie fordern, daß man mit Ihnen spricht, wie mit einem Kameraden und bewahren sich so schlecht! Bei dem ersten Anlasse, der Ihre Kraft, Ihre Energie auf die Probe stellt, werfen Sie die Flinten in's Korn! Wissen Sie, welches Wort man einem Manne zurufen würde, der so muthlos seinen Posten verläßt? Man würde ihn feige nennen!“

„Ja, feige!“ wiederholt sie mit ihrer furchtbaren Ruhe. „Auch darin haben Sie recht! Aber feige nicht, weil ich nicht mehr leben will. — nein! weil mich das Grauen packt vor diesem Aufhören, das doch so süß sein muß. Ohne dieses Grauen, — es wäre Alles vorüber! Aber ich hatte den Schauer fast überwunden, — es war ganz still in mir geworden; das Denken verstummte, und bald, — wenn der Mond hinter jener großen Wolke stand, — dann wollte ich mich hinuntergleiten lassen! O, warum haben Sie mich gezwungen zu neuem Sprechen, neuem Denken, zu einem zweiten Kampfe? Es ist nutzlos, was Sie thun! Ich will nicht zurück! Das Leben hat keinen Zweck, keinen Sinn mehr für mich!“

Leidenschaftlich, wie in heißer Erbitterung spricht sie die Worte, als habe der neue Kampf in ihr bereits begonnen, als wolle sie eine lockende Stimme in ihrem Innern betäuben, die leise flüstert: „Das Leben ist doch so süß!“

Er antwortet nicht; er muß arbeiten mit voller Kraft. Der Wind ist gegen sie. Sein Boot, das er an die „blaue Pletten“ gehängt, erschwert die Last. Auch sie schweigt. Stumm, nur vom Wasser umrauscht, ziehen die Rähne dahin, einen langen Silberstreifen hinter sich zurücklassend.

Unverwandelt blickt er auf ihr still vor sich hinstarrendes Gesicht. Er sucht und sucht nach einem zwingenden Worte, das ihren finsternen Entschluß erschüttern soll. Immer heißer und voller wird ihm das Herz; immer mächtiger drängt es ihn, die Fluthen von Wärme und Liebe, die darin emporwachsen, auszu-

gesehen über das blasse, traurige, junge Gesicht vor ihm; aber er bleibt stumm und — rudert weiter. Schon steigt die dunkle Kirchthurm-Kuppel der Insel aus dem Glanze empor. Die Umrisse des friedlichen kleinen Landes dämmern durch das Licht- und Schatten-Gewoge. Da läßt Hans mit einem Male die Ruder sinken, faßt die Hände des Mädchens wieder, und wie ein Aufschrei aus tiefster Brust klingen die Worte:

„Via! Eigenfinniges, trotziges Mädchen! Wie wäre es, wenn Sie Jemand lieb hätten! — lebten, um einen Menschen lieb zu haben, — versuchen Sie es!“

Sie braucht nicht zu fragen, wen sie lieb haben soll. Aus den Augen, die sie anblicken, so nah, so glänzend, so bittend, spricht etwas Neues zu ihr, — ein Fremdes, Wunderbares.

Sie bleibt noch immer regungslos und schweigt. Sie landen an der Insel. Kein Licht brennt mehr in den Häusern. Nur Mondesglanz übergießt die Wiesen. Ein Märchenland scheint das stille, in Schimmer badende Ufer. Ihr schwindelt, wie sie den Boden betritt, dem sie aus immer entrückt zu sein glaubte. Sie läßt es geschehen, daß er den Arm um sie schlingt und schleppt, halb getragen von ihm, mit müde geschlossenen Augen, die Füße weiter. Immer fester drückt er die Willenlose an sich. Ein nie gekanntes, wonniges, banges Gefühl strömt über sie ein. Immer berausender flüstert die Stimme in ihr: Leben ist süß! so süß! Sie kämpft gegen den Zauber, der sie einspinnen will. Sie muß erwachen aus diesem berückenden Traume und sich die kalte Wirklichkeit zurückrufen. Sie öffnet die Augen. In überwältigender Pracht liegt die licht-trunkene Landschaft vor ihr; heiße Blicke suchen die ihren. Wie mit lodernden Flammen erwacht in ihr die zurückgedämmte Lebenslust. Sie fühlt mit heißem Schrecken die große Macht, die sie verleugnet hatte, die Macht, welche die Menschenwelt zusammenhält. Was sie erstrebt und erhofft, verblaßt plötzlich vor einem neuen, sie ganz erfassenden Verlangen nach Glück.

Auf dem kleinen Friedhofe, über den sie hinschreiten, funkeln die Kreuze. Sie stehen vor dem Meßnerhäuschen. Mechanisch greift sie nach dem Schlüssel in ihrer Tasche. Da reißt er sie stürmisch an sich.

„Via, Sie haben ihr Leben wegwerfen wollen, — ich habe es gerettet — mir gerettet! Ich will es haben! Es gehört mir! Sie haben das Recht daran verloren!“

Sie steht noch immer wie gelähmt, wie berauscht von diesem Leben, von dem sie sich schon losgelöst glaubte, und das sie nun umklammern will mit seinem gewaltigsten Zauber.

„Sagen Sie mir nur ein Wort, — ich lege mich sonst hier vor Ihre Schwelle und hüte Sie, — nur das eine, — daß Sie leben werden!“

Sie nickt. — Bitternd, mit schein gesenkten Augen steht sie vor ihm. „Ich kann nicht mehr, — kann nicht mehr sterben wollen,“ sagt sie leise.

Mit heißen, glühenden Lippen küßt er sie auf den zukenden, kalten Mund.

Lange, nachdem sich die Thür hinter ihr geschlossen, steht er noch am Gartenzaune, schaut nach dem Lichte, das durch die Vorhänge schimmert; sieht, wie es verlöscht. Er hört die Wellen an's Ufer schlagen, die Linden rauschen, — in seliger Trunkenheit, wie Tausende vor ihm.

Rohdruck verboten.

Wie einst im Mai.

Novellette von Ida Boy-Ed.

Wenn man sich zu amüsiren selbst nicht mehr im Stande ist, gewährt es auch keine Unterhaltung, Andere sich vergnügen zu sehen“, sagte der zwei- undzwanzigjährige Herr von Meyer zu dem Baron von Hafften, welchen er vom Club her kannte, und den er sich, wie es hieß, in allen Dingen zum Vorbilde nahm. Hafften lehnte an einem Thürpfosten zwischen Spielzimmer und Salon und sah, scheinbar mit müden und gleichgültigen Augen, in das vom Kerzenglimmer überstrahlte Menschengewühl. Er wandte nicht ein bißchen sein Haupt nach dem Sprechenden, welcher seitwärts hinter ihm stand; er errieth die Persönlichkeit an dem künstlich nacheinander Tone.

„Finden Sie, mein lieber von Meyer?“ sagte Hafften. Dieses „von Meyer“ in seiner Betonung gab dem jungen Manne allemal einen schmerzlichen Stich. In Hafften's Munde wurde das „von“, dessen die Meyer's sich seit einigen Jahren erfreuten, zur Kränkung; auch hatte Hafften eine verurtheilte Angewohnheit, ein wenig mit der Zunge anzustoßen, wenn er von dem Vater seines Bewunderers, dem „Herrn Commerzienrath von Meyer“ sprach. Aber diese versteckten Bosheiten waren dem jungen Meyer nur ein Beweis mehr von der unerreichten „Feudalität“ des Barons und erhöhten seine anhängliche Bewunderung. Und schließlich hat auch jeder „von Meyer“ wieder noch einen nachstrebenden Müller, dem er seinerseits als das Urbild gesellschaftlicher Vollkommenheit erscheint, und der seinen, von Anderen getretenen Hochmuth, vollauf sättigt.

„Ist es wahr, Herr Baron“, fragte der junge Meyer, „daß Sie alle Erregungen durchgeföhlet haben, und daß Sie nur noch wünschen, einmal einer Hinrichtung beizuwohnen zu dürfen?“

„In der That, mein Lieber“, bestätigte Hafften mit lässigem Kopfnicken, und da es mir nicht vergönnt war, dem Scharfrichter zuzusehen, beobachte ich inzwischen hier die Mörder bei ihrem Handwerk.“

„Ah“, sagte Meyer mit einem dummen Gesichte. „Hier?“ „Jawohl, hier. Erstens morden wir Alle, Sie und ich eingeschlossen, die Zeit und unsere Gesundheit in der langweiligen Gesellschaft und den überfüllten Zimmern. Weiter, — leben Sie dort in der Ecke die Käthin Langhoff mit den beiden Cousinen von Malten? — nun die morden gerade den guten Ruf irgend einer schönen, geistreichen Frau, deren Verbrechen ist, gefeiert zu sein, — mir ist förmlich, als sehe ich den Namen auf den schmalen, giftigen Lippen schweben. Dort die Baronin Beuren morder das Glück und den Wohlstand ihrer Familie, ihre kostbare Krobe kann ihr Mann nicht bezahlen, ihre Juwelen sind bezahlt, aber der Käufer war eben nicht Beuren.“

„Wo, — woher wissen Sie das?“ stotterte Meyer. „Der Käufer muß es dumm und ungeschickt angefangen haben, daß es sich herumsprechen konnte; es wird ein Keuling auf dem Parquet und in der Gesellschaft sein“, sagte Hafften mit größter Seelenruhe, während der Jüngling neben ihm blutroth wurde. „Und sehen Sie unsere gute Hausfrau, wie sie strahlt!“ fuhr der Baron fort, „ihr wohlwollendes Herz hat die heutige Abend-Gesellschaft als Festerbank für zwei Seelen eingerichtet, und das halbe Duzend von Wissenden wird ein teuflisches Vergnügen sein Beobachten haben.“

Die Auffassungsgabe des jungen Mannes konnte den Andeutungen seines Mentors nicht folgen. Er wollte fragen, aber in diesem Augenblicke richtete Hafften sich mit jäher Lebhaftigkeit auf, und sein dunkles Gesicht leuchtete in einer inneren und schönen Bewegung. Eine Frau war über die Schwelle der großen Eingangstür getreten, und nicht Hafften's Augen allein hingen so gespannt an ihr. Sie war eine Frau, in der Blüthe ihrer Jahre, aber mit einem Ernst in den bedeutenden Zügen, der diesen Jahren voraus war.

Hafften eilte ihr entgegen und begrüßte sie mit einer Wärme, die selbst ihr auffiel.

„Darf ich mich heute Abend ganz zu Ihnen bekennen, meine Freundin?“ fragte er leise und eindringlich.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie erstaunt entgegen.

„Darf ich nicht von Ihrer Seite weichen, Sie unausgesetzt unterhalten, Jeden von Ihnen abwehren, der zu Ihnen sprechen will?“

„Droht mir denn Gefahr?“

„Vielleicht!“

„Von wem?“

„Von Alban.“

Schnell und leise hatten sie einander die Worte zugeworfen. Nun sah er, daß die schöne Frau doch erbläute.

„Er wird kommen, Sie werden ihn sehen, er Sie, die Hausfrau weiß, daß Sie einmal Alban's Braut waren, man hat Sie böswillig zusammen eingeladen“, erklärte Hafften ihr.

Die Gesellschaft ringsum beobachtete das leise Gespräch, und die Käthin Langhoff sagte zu den Malten's: „Natürlich, der arme Hafften fällt doch noch herein, und unsere gute Melanie hat die Elasticität des Herzens, zu dem verlossenen Bräutigam von einst, dem verstorbenen Gatten von vor zwei Jahren, noch den Dritten wählen zu fügen.“

Melanie hatte sich nur eine Secunde lang besonnen. „Ich kann nicht wieder fortgehen. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mich vorbereiteten.“

Jetzt kam die Hausfrau, welche sich in den Nebenräumen aufgehalten haben mochte, und begrüßte ihren späten Gast.

„Zum Glück haben Sie noch nichts veräußert, theuerste Melanie, Alban Kronach wird singen, und natürlich ist der berühmte Sänger noch nicht da.“

„So,“ entgegnete Melanie beinahe trocken. „Ist Kronach denn jetzt in unserer Stadt?“

„Auf der Durchreise von Wien nach Berlin. Er war an meinen Gatten adressirt, der ihm für Petersburg, wohin Kronach später geht, Wechsel und Empfehlungen mitgeben soll. Natürlich arrangirte ich schnell diesen Abend und bat insbesondere Sie, weil mir ist, als wären Kronach und Sie so etwas wie Jugendgenossen.“

„Ja, in der That, so etwas,“ sagte Melanie oberflächlich. Hafften liebte nichts so sehr an Frauen wie ein vollkommenes Fassung. Sie erschien ihm das bedeutendste Merkmal einer adeligen, fest in sich selbst beruhenden Seele. Er wußte ganz genau, daß diese gefasste Haltung nicht der Gleichgültigkeit gegen den Erwarteten entsprang, denn Melanie liebte den Mann noch immer, der sie einst, wenige Tage vor der beabsichtigten Vermählung, durch Antrene beleidigte. Er wußte sogar, daß sie dies ihrem späteren Gatten gleich gestanden, und daß dieser sich darin gefunden, anstatt Liebe, Freundschaft zu besitzen.

„Um Gotteswillen,“ sagte die Langhoff zu den Malten's, als Hafften sich jetzt mit Melanie in einer Ecke niederließ, mit einer so zur Schau getragenen Absichtlichkeit, das töte a töte inmitten der Gesellschaft zu bewahren, daß selbst Herr von Meyer sich nicht vorzustellen wagte, „er escortirt sie ja, als wenn sie eine Gefangene oder eine Königin wäre.“

„Beiden gönnt man bekanntlich nicht die Freiheit, einen unbewachten Schritt zu thun,“ lachte eine Malten, „möglichst-weise combinirt er auch beide Eigenschaften: er hält seine Herzenskönigin in Ketten.“

Hafften und Melanie plauderten eine Weile, bis er mitten in einen Satz hinein das Wort „Achtung“ lästerte.

Sie begriff augenblicklich. Ihre Hände bebten, aber sie wandte ruhig, als sei sie gleich den anderen Damen auf die Erscheinung des berühmten Sängers neugierig, das Haupt zur Thür.

Da stand ein Mann, fast noch auf der Schwelle, und lachte mit der Hausfrau, ein Mann, groß, auffallend wohlgebaut, blaß, mit blondem Haupte. Sein Gesicht war eher das eines Aristokraten, denn das eines Künstlers, der vornehme Familien-Namen, den er um der Kunst willen abgelegt, stand ihm doch noch auf der Stirn geschrieben. Ein unbestimmtes Etwas in der Haltung des Kopfes, in der Pose der Gestalt, deutete darauf hin, daß die Grazie seines Auftretens nicht unbewußt sei. Die Deffentlichkeit und die Gewohnheit, sich betrachten zu lassen, nehmen immer der Grazie die Keuschheit, aber sie erhöhen zuweilen den Zauber derselben, indem sie ihr den Reiz erhöhter Gefährlichkeit hinzufügen.

In den langen Minuten, daß Melanie dem Gespräche von fern zuhört, und bis er dann ihr zugeführt wurde, gerade ihr zuerst, in diesen Minuten lebte das klopfende Frauenherz die ganze Vergangenheit wieder durch.

Wie sinnlos beglückt hatte sie die Liebe des vielumworbene Mannes, der gerade damals mit den Seinen um die Erlaubniß rang, sich ganz der Kunst widmen zu dürfen. Wie hatte sie seinen Eifer angefeuert, wie freudig gelobt alle Fährlichkeiten seiner Laufbahn mit ihm zu bestehen, auf seinen stolzen Namen zu verzichten und lieber Alban Kronach's Gattin zu heißen, als die Grafenkrone seines Vaters über ihr Wappen zu stellen. Dank ihrer Begeisterung, war es ihm gelungen,

seiner Familie Widerwillen zu bezwingen, aus Rücksicht auf sie hatte sein zürnender Vater ihn nicht enterbt, mit ihr hätte er, vier Wochen vor der schon bestimmten Vermählung, des Sterbenden Segen empfangen. Der Zauber seiner Heiterkeit und seines, wie von innerem Sonnenscheine durchglähnten Wesens, hatte durch den Trauerfall nichts von seiner strahlenden Helle eingebüßt.

Das machte Melanie's Herz vor Schreck schon erbeben. „Ich bin ein Künstler, ich brauche Sonnenschein“, sagte er, „glaube mir, ich liebe meinen Vater sehr. Aber weinen mag ich nicht.“

Und doch sah sie ihn zuweilen weinen; wenn er seine Lieder sang und sich in die Stimmungen derselben hinein-dachte, dann rannen Thränen aus seinen Augen, und aus seiner sinnlich berückenden Stimme klang es, wie wenn verhaltene Thränen sie leise verklärten. Zuweilen beklüßte es sie dann wie ein Grauen: „Er fühlt nur, wenn er singt, sonst ist es leer in ihm.“

Dann kam der Tag, wo man ihr mit unwiderleglichen Beweisen von seiner Untreue sprach, und sie ihn beschwor zu sagen, daß es doch nicht wahr sei. Aber er leugnete gar nicht. Er meinte, daß dies seiner Liebe zu ihr, die wieder anders geartet sei, keinen Werth nähme. Und er sagte, daß feilsche Erregungen für ihn das notwendige Mittel seien, alle Stimmungs-Schwärzungen für seinen Gesang zu erproben; Treue dürfe Melanie nicht von ihm verlangen, mit Eiferucht ihn nicht plagen; seine innere Freiheit sei ihm Daseins-Bedingung, und je freier sie ihn lasse, desto inniger werde er sie lieben.

„Alles oder Nichts,“ sagte sie, ihre tödtliche Herzenswunde vor ihm verbergend, und sie fügte kalt und stolz hinzu: „scheiden wir dann lieber.“

Seidem hatten ihre Lebenswege sich nie wieder gekreuzt; nicht ohne Bemühen und Vorsicht war ihnen das möglich gewesen. Daß sie sich hier finden konnten, war Beiden vollkommen außer Berechnung. Und Hafften, der kein Auge von dem Sänger verwarf, beobachtete genau, daß die Hausfrau ihm nun von Melanie sprach, denn seine heitere Stirne erdicht plötzlich ernst, und gleich darauf suchte sein Auge umher.

Jetzt traf es den Blick der einst Geliebten. Sie sahen sich aus der Ferne an und erblickten nicht einmal. Ihre Blicke wuchsen näher und durchdringender in einander, als er nun langsam auf sie zu kam.

„Eine Vorstellung ist wohl unnöthig,“ sagte die Hausfrau. „Aber ich bitte,“ sprach Hafften sehr vordringlich, so sehr, daß Alban Kronach sich nicht gewundert hätte, wenn man ihm den dunklen Mann mit dem boshaft überlegenen Zuge um den Mund, als Melanie's Verlobten vorgestellt.

Melanie sah ihm das an und erröthete. In ihrem vornehmen Herzen lebte eine Schwäche: der Wunsch, daß Alban eines Tages ihre Treue wie einen Vorwurf, wie einen verneinenden Richterpruch empfinden möge.

Nun sprach er. Seine Stimme wurde ihr eine wahre Qual. Und er, der sie so genau gekannt hatte, las jede Bewegung von ihren Zügen, das wußte sie, und das machte sie nur noch unglücklicher.

Der sonst so geschäftsmüde und wortfarge Hafften führte die Unterhaltung mit dem Sänger, die sich um dessen Lebens-Schicksale drehte. Hafften fragte Alles, was man sonst einen fremden Menschen keineswegs fragt, aber er fragte eben für Melanie, aus ihrer bangen, wißbegierigen Seele heraus. Und der Sänger antwortete auch, wie man sonst einem Fremden nicht antwortet, er sprach auch für Melanie. Er sprach von den Kämpfen und Freuden seiner Sängerschaften, denen nicht der Ruhm, sondern das Glück gefehlt habe, denn der Stern einer echten Frauenliebe habe ihm nicht geleuchtet. Die Sonnenbrände wechselnder Leidenschaften verdorrten zuletzt das Herz.

Während er so sprach, im Sprechen mit Blick und Ton immer lebhafter werdend, wußte Melanie genau, daß er vielleicht vordem nie daran gedacht hatte, sich aus den „Flammen“ heraus nach dem milden, stetigen Lichte eines häuslichen Herdes zu sehnen, aber in diesen Minuten fest überzeugt sei, es gethan zu haben.

Die Hausfrau stand dabei und verlor kein Wort von dem Gespräche; ab und zu wechselte sie einen Blick mit den unfern sitzenden Damen Langhoff und Malten, einen Blick, der so viel sagen sollte, als: seid nur geduldig Kinder, ich erzähle Euch nachher Alles.“

Hafften wurde nervös, er begriff die Qual, die Melanie erduldet und dachte: „biegen oder brechen.“ Wenn man ihn zum Singen brächte, hätte sie vor dem weitigenden Gespräche Ruhe und konnte im schweigenden Hören sich ganz klar über die Wichtigkeit dieses Wiedersehens werden. Kronach war mit tausend Freuden bereit. Wie konnte er auch eindringlicher an das Herz der, wie ihm jetzt schien, noch immer Geliebten an-pochen, als mit seinem machtvollen Gesange.

Melanie wußte, als er sich an den Flügel setzte, daß er „ihre“ Lieder singen werde, die, mit denen er sich einst in ihr Herz gesungen. Und so that er. Sie aber schloß die Augen und gab sich Nähe, nicht zu hören. Als es ihr zu schwer wurde, begann sie mit den heißen, trockenen Lippen mühsam ein Flüstergespräch mit Hafften. Der Sänger bemerkte, wie ihre Seele vor ihm floh. Der Wunsch, sie dennoch zu fangen, stieg in ihm zur plötzlichen, leidenschaftlichen Begierde. Er endete seinen Gesang und bat die Hausfrau leise, ob er Melanie nicht zu Tische führen dürfe.

Die Hausfrau, welche sich bereits mit der freudigen Hoffnung trug, an ihrem Tische eine sensationelle Verlobung zu erleben, gab logisch das Zeichen, und Kronach bot Melanie den Arm.

So zwischen Fisch und Braten, und Käse und Birne die höchsten Dinge des Seins abzuhandeln; mit einem verstoßenen Händedrucke das innigste, vielbedeutendste Verständniß zu machen, während der Mund, zur anderen Seite gewandt, ein oberflächliches Nichts spricht; durch einen heißen Augenblick ein Herz erzittern lassen, während man scheinbar ganz unbesungen dastht, — das sind die Fähigkeiten, die das Gesellschaftsleben ausbildet bei den Menschen, deren Herzen unter der Lava-Decke des „guten Tones“ aufrührerisch und vulkanisch schlagen. Kronach, der für den unbefangenen Beobachter mit Melanie heiter zu plaudern schien, folterte das Weib, welches er einst geliebt und betrogen, auf eine unheimliche Art. Zwischen jede laut gesprochene Phrase über Welt und Kunst schob sich ein heißes, leises: „damals —“ und „weist Du noch —“ oder „wie konnte es geschehen.“

Und sie ward stumm und stammer, und ihre Wangen wurden bleich. Hafften, der sie von fern beobachtete, sah wohl, daß ein ungeheurer Kampf in ihr gährte.

Endlich, als man aufstand, gelang es dem Sänger, seine Dame in das noch stille Musikzimmer zu entführen, wo er vorher gesungen.



Im richtigen Moment. Von A. Schram. — Siehe Seite 103.

„Melanie,“ rief er, ihre beiden Hände ergreifend, „Weib, fühlst Du es denn nicht, daß wir uns noch lieben wie damals, daß Alles, was dazwischen lag, nur Selbstbetrug war? Sei wieder mein, mein geliebtes Weib.“

„Nein,“ sagt sie. Es war fast unhörbar.

„So liebst Du mich nicht mehr!“ rief er drängend.

Sie sah ihn an.

Ein freudiger Schreck, der sich augenblicklich in die heftigsten Liebeswünsche umwandelte, durchzuckte ihn. Ja, so blühte nur unsterbliche Liebe. Dann mußte ihr „Nein“ auch bestmöglich sein.

„Vorhin wolltest Du mich nicht hören,“ sagte er erregt, „jetzt zwinge ich Dich.“

Und er setzte sich an den Flügel, griff in die Tasten und sang:

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die leuchten roten Aftern trag' herbei,
Und laß uns von der Liebe reden,
Wie einst im Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Auf daß ich fühl', wie schön Erinnerung sei,
Und laß' mich wieder Deine süßen Blicke,
Wie einst im Mai.

Es blüht und flimmert heut' auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre steht den Todten frei,
Kommt an mein Herz, daß ich Dich wieder habe,
Wie einst im Mai.

„Nun, meine Freundin,“ sagte er mit einem sanften, gütigen Tone, „hat dieser Abend meine Hoffnungen vernichtet oder erfüllt?“

„Werden Sie, wie mein erster Gatte, mit meiner Achtung für Sie nehmen? Nein! Denn ich — ich liebe — ihn — noch immer,“ flüsterte sie.

Er nahm zärtlich ihre Hand. Ueber sein dunkles Gesicht flog ein melancholisches Lächeln, und sein Auge sah innig auf das schöne, blasse, jetzt schmerzverzerrte Gesicht des Weibes.

„Stolz und tapfer!“ sagte er. „Oh, wie das würdig ist. Sie lieben, aber Sie verlieren sich nicht. Liebe fragt nicht nach Werth und Unwerth, über Ihr Herz haben Sie keine Gewalt. Aber das Heiligthum Ihrer Frauenwürde geben Sie nicht dahin. Darum lieb' ich Sie nur noch mehr.“

Und nach einigen Secunden setzte er mit bedeckter Stimme hinzu:

„Nein, — Ihre Achtung ist mir nicht genug. Ich wollte Ihre Seele, Ihre ganze Seele, das ganze, herrliche, süße Weib wollte ich haben. — Gute Nacht, Melanie. Wir bleiben gute Kameraden, — was?“

Und er lachte sich aus wegen des Flors, der sein Auge verdunkelt hatte.

„Nun, mein lieber von Meyer,“ sagte er zehn Minuten später, als dieser junge Mensch ihn auf dem Wege zum Club eingeholt hatte, „geben Sie mir Recht? Haben Sie auch den begangenen Morden zugehört?“

Der junge Herr hatte immer noch nicht ganz begriffen, fürchtete nun durch eine Entgegnung sich bloßzustellen und murmelte:

Auf den Klang der Stimme hatte sich die Gesellschaft möglichst leise herzugewandt. Aber weder Kronach, noch Melanie bemerkten einen einzigen Menschen. Sie waren beide leichenblau. Er fühlte, daß er noch nie so gefangen, wie in diesem Augenblicke, er mußte ihr die Tiefen der Seele aufgewühlt haben. Und sie stand einige Secunden wie in Erstarrung.

Dann neigte sie sich zu ihm und sagte leise: „Wie einst im Mai, — so heute, — so ewig: nein!“

Sie wandte sich um, ihr Blick ging suchend, wie der eines verirrten Kindes, bangumher. Sie sah all' die Menschen, und diese schienen sie wie eine Mauer zu umschranken und zu zwingen, noch länger mit ihm eine Luft zu athmen. Sie fühlte seltsame Kälte über ihren Körper kommen, und in ihrem Kopfe brauste es, wie Glodengetöse.

Hastig drängte sich an sie heran und nahm ihren Arm.

„Ja, — fort,“ flüsterte sie halb bewußtlos. Und die guten Menschen gönnten der Heldin des Abends ungehinderten Abgang; man bildete eine Gasse, schwieg und zeigte so, daß man Alles verstanden hatte, was vorgegangen war. Auf Hasten's Gesicht spielte ein teuflisches Lächeln, als er im Vorüberstreifen die Menschen hochmüthig und dreist anfaß.

Draußen im Vorsaal gab er der schweigenden Frau ihren Mantel um, führte sie die Treppe hinunter und half ihr in den Wagen. Am offenen Schläge blieb er stehen.

„Allerdings, — wenigleich ich nichts Besonderes...“
„Das Besondere war, daß man einem weltmüden, zweifelvollen Herzen das letzte Restchen Hoffnung, das in ihm war, martertodt gemacht hat, so daß an dem Aufkommen dieses Herzens überhaupt gezweifelt werden könnte,“ erzählte der Baron mit seinem gewissen Lächeln.

„Ah, das ist freilich Mord,“ rief der junge Meyer mit Empfindung, „wenn mir so etwas passirte...“

„Seien Sie ruhig. Sie haben von Ihrem Vater, dem Herrn Commerzienrath von Meyer, keine Anlage zu so etwas; den von Meyer's passirt dergleichen nicht. Ah, — da sind wir am Club, — gute Nacht; ich gehe nach Hause. Der Wein war zu schlecht, mir ist nicht wohl.“

Rachdruck verboten.

In alten Welfenschlössern.

Skizzen von E. Bely.

I. Hannover — Petit Paris.

Siehe die Abbildung, Seite 97.

„Dat Land twischen Deister und Leine,“

„Dat is et rechte, dat id meine“.

hatte der alte Welfe Erich I., welcher bekanntlich Luther auf dem Reichstage zu Worms mit einem Trunk Einbecker Bieres erquickte, bei einer Erbtheilung gesagt, und jenes Land erkoren, und diejenigen, denen es später zufiel, haben allzeit gewünscht, daß dort gut sein war. Das alte Schloß an der Leine, welches 1637 aus einem Minoriten-Kloster entstand, kann gar Vieles erzählen von „Geschlechtern, die kommen und gehen, und steigen wieder in's Grab“.

Seit jenen zwei und einem halben Jahrhunderten, in denen es stolz dort auftrat, hat es manche bauliche Veränderung erfahren, aber die Grundform ist so ziemlich dieselbe geblieben, ein paar Bierede, die Höfe umschließen.

Die glanzvollsten Tage sah das Schloß unter der Regierung des Kurfürsten Ernst August und seiner geistvollen Gemahlin Sophie, der Leibnitz die Bezeichnung „unser große Frau Kurfürstin“ gab. Beide waren gleich prachtliebend, wie sie gleich ehrgeizig waren, — und das war das Band, welches sie vereinte, denn nicht Liebe hatte sie zu einander geführt.

Zahlreiche Bilder in der Familien-Gallerie zeigen uns das Paar in den verschiedensten Phasen seines Lebens: Ernst August als häßlichen, selbstbewußt blickenden Mann, mag ihn der Darnisch belleiden, das goldgestickte Hofgewand oder die riesige Allonge und der Hermelinmantel, mit welchem er sich schmückte, als er die Kurwürde erlangt hatte, — Sophie, schön und hoheitsvoll, in jugendlicher Tracht, wie im Witwenkleide; sie hatte eine imponirende Gestalt, dunkelbraunes Haar, große blaue Augen und einen lichten Teint.

Galt Ernst August als „einer der schlauksten und politisch ausgebildeten Fürsten“ seiner Zeit, so brachte ihm seine Gemahlin als einzige Mitsprache den „Stolz und die Romantik des Hauses Stuart“, — und das war eine bedeutungsvolle Gabe. Wie das Ehepaar darauf bedacht war, seinem Hause Ansehen und Macht zu geben, so suchte es auch nach Augen blendenden Glanz zu verbreiten; Ernst August führte die Primogenitur (Erbgeburtsrecht), im welfischen Hause ein, und seine Gattin sollte dazu bestimmt sein, demselben am Abend ihres Lebens den englischen Thron zu gewinnen.

Sophie war das zwölfte Kind des unglücklichen Winterkönigs Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz und der stolzen Elisabeth von England, Tochter Jacobs I., welche bekanntlich lieber „unter einer Krone hungern, als unter dem Kurhut schmelzen“ wollte.

Die Erziehung, welche Sophie erhielt, war eine äußerst strenge, hauptsächlich auf ceremonielle Dinge gerichtete, und wenig Liebe wurde der Prinzessin zu Theil: „Meiner Mutter war der Anblick ihrer Hunde und Affen lieber, als der ihrer Kinder,“ erzählte sie selber.

Während eines Aufenthaltes zu Heidelberg, am Hofe ihres Bruders Karl Ludwig, dem nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges ein Theil seiner Erbstaaten zurückgegeben wurde, verlobte sich Sophie mit Georg Wilhelm, dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, einem der schönsten Fürsten seiner Zeit. Nach herkömmlichem Brauche ging derselbe aber erst auf Reisen und zwar nach Italien, das ihm, wie so manchem Deutschen, verhängnißvoll wurde. Die fertigen Augen der Venezianerinnen thaten's ihm an; er vergaß die lächelnden seiner Braut, und seine Freiheit erschien ihm ein zu kostbares Gut, als daß er sie hätte opfern mögen, selbst für eine Prinzessin Sophie.

So machte er seinem jüngeren Bruder Ernst August den Vorschlag, statt seiner die Braut heimzuführen, — 20,000 Thaler Zulage zu dessen kleiner Anpanage, und das Versprechen Georg Wilhelm's, sich nie zu vermählen, damit sein Erbe Jenem und seinen Nachkommen zufalle, unterstützten als reale Dinge den absonderlichen Gedanken.

Die schöne Prinzessin mag über diesen seltsamen Wechsel nicht wenig erstaunt, vielleicht auch in ihren innersten Gefühlen verletzt gewesen sein, — aber sie ging auf denselben ein. In ihren Memoiren sagt sie: „Moi, j'étais trop fière, pour être touchée,“ und dem Bruder gestand sie, ganz von dem Hoheitsgefühl einer Stuart durchdrungen: „Ich betrachte eine Weirath nur wie eine Verforgung, um gut und standesgemäß zu leben; wer mir eine solche bieten kann, einerlei wer, dem werde ich meine Hand reichen.“

Und Ernst August erfüllte, was sie von ihm gehofft. Licht, Glanz, Musik, Freude herrschten in dem Schlosse an der Leine. Sophie hatte Reisen nach Paris gemacht, um ein Vorbild für ihr „petit Paris“ zu haben. Ein Zeitgenosse erzählt: „Alles ist in Hannover bei Hofe in gutem Zustande. Die Zimmer im Schlosse sind sehr sauber und reich möblirt. Es ist allda ein neues Theater mit schönen Logen vor Leute von allerhand Condition, und zahlet allda kein Mensch, der in die Comödie geht, sondern der Churfürst thut alles auf seine Kosten, wie solches auch an anderen Höfen in Teutschland gebräuchlich ist, sowohl denen Leuten in der Stadt, als denen bei Hofe ein Vergnügen zu machen. Das Opernhaus aber in dem Schlosse wird von allen Reisenden billig als eine Maritän betrachtet, hienmal dasselbe sowohl der Malerei als der Einrichtung wegen, das Beste in ganz Europa ist.“

Der Hof ist durchgehends sehr polit und wird in Teutschland selbst wegen seiner Civilität und übrigen Wohlstandes in allen Dingen vor den Besten gehalten. Die Damen sind vollkommen wohl erzogen, höflich und meistens schön von Gestalt.“

„Komödien, Maskeraden, Wirthschaften“ fanden in den

glänzenden Sälen statt und zu der Carnivalsfarce „Trimalcion moderne“ hatte Niemand anders den Text geschrieben. — als der Philosoph Leibniz!

In der Beschreibung einer Maskerade auf dem Rathhause vom Jahre 1688 heißt es: „Bei der Rathhausstür nun stunde ein Unteroffizier mit etlichen Motten Musketiere zu beiden Seiten, durch welche man hingehen und sich, damit keiner ohne Maske mit hinein schleichen möchte, beschauen lassen mußte, und kam man gleich auf den großen Rathhaus- oder sogenannten schönen Huldigungs-Saal, welcher mit großen Spiegeln und drei doppelten messingenen Kronenleuchtern an den Wänden aufgesteckt behangen waren. — Es waren von hohen Personen auf dem Rathhause zu sehen, der Herzog daselbst mit deren Frau Gemahlin, hochfürstliche Durchlaucht, der Erbprinz mit dero Frau Gemahlin, Prinz Maximilian und Prinz Charles, dann Herr Herzog von Celle und Gemahlin, auch vom Wolfenbüttelschen Hause Herr Herzog Anton Ulrich, dero Frau Gemahlin und ältester Prinz mit Gemahlin, auch einer Prinzessin und einem gräflichen Fräulein von Hohenlohe, so sich als Vaie am selbigen Hofe aufhält, wie auch eine Gräfin von Reuß, und sonst von solchen fürstlichen Personen. Die Herrn Herzöge von Hannover, Celle und Wolfenbüttel, nebst deren französischen Cortège Mons. Comille, Graf Gall und Montalban und die verschiedenen Cavaliere, zusammen an elf Personen, sahen oben im Saal bei einer runden Tafel und spielten das also genannt Weid (?) (wobei damals des Herzogs zu Hannover Durchlaucht 14,000 Reichsthaler zum Gewinnst erhalten haben).

Während dem Spiele demaskirten sich die Herrn Herzöge sowohl, als auch die fürstlichen Frauenzimmer, so meist aber sich die ganze Zeit beim Tanz hielten und zusahen, auch zum theil mitanzogen. Es war dasmal der Herzog zu Hannover mit einem seidenen, mit goldenen Blumen durchwirkten Schlafrocke, der Herzog von Celle aber mit einem schwarzgrauen und der Herzog von Wolfenbüttel mit einer rothen Zammerlücke (Domino?) auch mit türkischen Hüben und raffinen Masken, so um den ganzen Kopf gingen, gekleidet. Das fürstliche und Hofrauzimmer aber mehrtheils mit rothen Zammerlücken und darum Keinen, gestickten, allerlei Racon-Gürteln, gestickten kleinen Hüben oder Masketten, deren etliche dazu mit Perlen, auch Kleinodien und mit großen Stupfedern besetzt waren. Etliche aber waren auf andre Art angezogen, darunter die junge Prinzessin von Celle und auch die von Wolfenbüttel einen Kardinal in Kleidungen präsentirten.

Alles solches Wert und Wesen ging zu vier Uhr Nachmittags an und endigte sich zu zehn Uhr des Nachts, binnen welcher Zeit immerhin Manns- und Weibsteute auf- und abgingen, mit einander redeten, lachten, sich kigelten und scherzten und fuhren dann gegen solche Stunde, da zur Tafel geblasen wurde, allerseits Herrschatten wieder nach Hofe.“

Die Jünger Italiens haben für damalige Verhältnisse zu Hannover goldene Zeiten gehabt: Der Comödianten sind jetzt daselbst sieben in Diensten, welche zusammen jährlich sechstausend Reichsthaler bekommen und über das ihnen noch die nothdürftigen Kleider zu den Comödien geschafft werden.“

Großartig waren die Festlichkeiten und Ceremonien am hannoverschen Hofe bei fürstlichen Besuchen, wie Hochzeiten. — hatten sich doch auch enge Bande mit dem brandenburgischen Hause geknüpft durch die Vermählung von Ernst August und Sophiens einziger Tochter Sophie Charlotte, der „philosophischen Königin“, mit dem ersten Könige von Preußen. Die preußischen Verwandten, der König von Spanien, die Königin von Dänemark, Peter der Große u. A. wurden als Gäste begrüßt.

Bei Peters erster Anwesenheit am 25. Juli 1697 hatte er auch dem „Blodsberg“ (Brodten), einen Besuch gemacht und traf dann in Cöppenbrügge mit dem hannoverschen Hofe zusammen, bei welchem Sophie Charlotte als Gast weilte. Der, wie es scheint, das öffentliche Anstarren scheuende Beherrscher der Reußen machte aber, — laut Hofbericht, — seine Bedingungen:

„Seine Czarische Majestät ließen dem Hofmarschall sagen, daß sie willens, denselben Abend zu Cöppenbrügge mit der sämtlichen Herrschaft zu speisen, es sollte aber niemand in das Gemach kommen, außer der Herrschaft, als die Damen, der Hofmarschall und drei oder vier Cavaliere.“

Man trug dem Wunsche des Gastes Rechnung. — als der Czar aber anlangte, standen doch viele Leute auf dem Walle und Peter, beleidigt äußernd, daß das wider die Abrede, stieg im Rathhause ab, wo man die Küche für die Domestiken aufgeschlagen. Der Intervention des Hofmarschalls gelang es aber doch, ihn zum Kommen zu bewegen, man führte statt des Czaren den Gesandten in einer Kutsche nach dem Schlosse, Peter selber kam bei Eintritt der Dunkelheit zu Fuß.

Am 1. März 1713 wiederholte er seinen Besuch, kam diesmal nach Hannover und sträubte sich nicht gegen das Ceremoniell eines großen Empfanges. Er wurde mit aller Pracht eingeholt. Von der Roskowiitschen Garde, welche ihn begleitete, heißt es: „Sie bestand aus 30 Mann, die aber keine sonderliche Parade machten, weil sie nicht allzuwohl montirt waren, auch ganz confus durch einander ritten. Die Hüte hingen ihnen um die Ohren, die Deggen hatten sie zwar entbloßt, waren aber ziemlich roßig. Ihre Montur war grau mit rothen Doublen ganz schlecht, wiewohl sie sich des andern Tages besser ausstaffirt hatten.“

Große Tafel mit „goldenem Service“ und roth-sammetten „Chaises à dos“, Musik, „gepaudet und geblasen“, von Kanonen-

schüssen begleitet, Comödie, Maskerade und Tanz ließ der Czar über sich ergehen.

„Se. Czarische Majestät forderten ihre Durchlaucht die Churfürstin (damals 83 Jahre alt) auf und machten mit einem polnischen Tanze den Anfang.“

Bei dieser Gelegenheit war's, daß Peter, die sichbeineuen Schnürleiber der Damen nicht berücksichtigend, äußerte: „Die hannoverschen Frauenzimmer haben verteuft harte Knochen.“

Weiter wird erzählt:

„Der Czar wollte aber nicht in dem vor Sie zubereiteten Bette schlafen, vorgebend, nicht gewohnt zu sein in so kostbarem Bette zu schlafen, wie sie denn auch ihr eigen Bettwerk, so in Mattagen besteht, auf die harte Erde haben legen lassen und darauf die Nacht zugebracht.“

Waren Paris und Versailles dem prächtlichen churfürstlichen Ehepaare Vorbilder, so auch andere französische Sitten. Es gab ebenfalls eine hannoversche Pompadour, die Baronin, spätere Reichsgräfin von Platen, geb. von Meisenburg.

Sie hielt in ihrem Hause, das dicht neben dem Schlosse stand, einen eigenen kleinen Hofstaat; ihre sechs Lakaien trugen rothe Livree mit silbernen Knöpfen und ihre Pferde hatten



Studienkopf. Von E. Haanen. — Siehe Seite 105.

rothe Sammetdecken und wurden an rothseidenen Füßeln gefahrt. Sie hielt täglich offene Tafel, der eine Cour voranging und gab Bälle und Wirthschaften, denen oft der ganze Hof anwohnte.

Ein trefflich ausgeführtes Bild, Kniestück in Lebensgröße, zeigt sie als eine, trotz der vierzig Jahre, welche man ihr geben mag, imponirende dunkle Schönheit mit großen, stolzblickenden Augen und vornehmer Haltung.

Die Churfürstin Sophie schien nicht im Mindesten davon berührt, daß sich ihr Gatte dieser lebenslustigen Frau zugewendet, — das „moi, je suis trop fiere“, mochte auch hier wieder sein Recht behaupten. In allen Hofberichten ist die schöne Blauen in unmittelbarer Nähe der Churfürstin aufgeführt.

1681 heißt es in der „Nachricht“, was bei der Zusammenkunft der verwitweten Königin Sophia Amalia zu Dänemark mit Herzog Ernst August passirte:

„Fünfzig vergoldete Carossen, alle mit sechs Pferden bespannt, fuhren der Reihe nach. In diesen saßen die vornehmsten Cavaliere und qualifizirtesten Damen des Hofes. Die Cavaliere hatten reich mit Gold gestickte oder mit Vorten besetzte Kleider, die Damen aber die kostbarsten Habits nach der französischen Mode an. Diejenige, so sich am meisten hierbei distinguirte, war die Frau Baronessin von Platen. Selbige war in einem mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkten Stoff gekleidet und hatte eine große Garnitur von Diamanten an sich.“

Und die Schlagbatten in all diesen Gemälden von Glanz und Pracht? O, sie fehlen nicht. — und in die Festmusik hinein klingt es wie verhaltenes Weinen, die Waffentirren, und eine Blaupur läßt sich verfolgen.

In der Familien-Gallerie hängen ein paar reizende Bilder, von denen man den Blick nicht wenden kann. — Prinzess Sophie Dorothea von Celle, dem Erbprinzen Georg vermählt. Wir sehen sie als ganz junge Frau, ein Mal im Schäferinnen-Costüm mit dem Strohhut, das zweite Mal im Brocattkleide, Rosen in den braunen Locken und einen Rosenkranz in der linken Hand, während die großen Augen lebensfroh in die Welt blicken und der volle Mund lächelt. Ach, sie wandelte nicht auf Rosen, die arme Sophie Dorothea, Prinzessin von Ahlden, — wie sie als eine der unglücklichsten Frauen in der Geschichte verzeichnet ist.

Ueber ihr die ritterliche Gestalt im Darnisch mit der Schärpe und losem Haar, dem träumerischen Blick und der Falte zwischen den Augen, trägt den Namen Philipp, Graf von Königsmarck, — und der wurde das Verhängniß des lieblichsten jungen Weibes, das je die Prachträume des Veine-Schlusses durchschritten.

Zahllose Romane und falsche Denkwürdigkeiten sind über diese Tragödie im Welschenhause veröffentlicht, — was der Wahrheit am nächsten kommt, sind wohl die Annahmen eines hannoverschen Archivars, Staatsrath Schaumann, der in Sophie Dorothea nicht eine Schuldige, sondern ein unglückliches Opfer der Politik und der Verhältnisse sieht.

Georg Wilhelm, der einstige Verlobte Sophiens, hatte allezeit ein empfängliches Herz behalten und trotz seines Bersprechens, nicht beirathen zu wollen, einem französischen Fräulein Leonore d'Albrent, die Hand gereicht. Unweit ihrer unglücklichen Tochter Sophie Dorothea sehen wir auch sie, ein stolzes, regelmäßiges Gesicht, im Brocattkleide und Hermelin, denn sie war trotz ihrer Unbedürftigkeit zur Herzogin von Celle erhoben. Freilich hatte Georg Wilhelm sowohl in Bezug auf seine Verheirathung, wie auf jeden Schritt, der seine Familien-Angelegenheiten betraf, im Einverständnis mit Ernst August gehandelt, der doch sein Erbe bleiben sollte. Und um späteren Weitläufigkeiten zu entgehen, kam man überein, die Kinder mit einander zu verbinden. So wurde Sophie Dorothea von Lüneburg-Celle das politische Opfer, und die Verhältnisse, welche sie in ihrer neuen Heimath traf, vollendeten dann das andere.

Der Churprinz liebte sie nicht, er wendete sein Herz Frau von Wenhe zu; die Churfürstin stand ihr fremd und kalt gegenüber, sie hatte vielleicht doch die einstige Kränkung nicht verwunden, vom Vater ihrer Schwiegertochter verächtelt worden zu sein, und dann sah sie, die Stuart, auch eine Unbedürftige in ihr. Ernst August war den Klagen der armen jungen Frau so unerschütterlich, wie die Eltern sich denselben verschlossen zeigten, — es war ein unerträgliches Leben für die arme Sophie Dorothea, und ihr energischer Sinn strebte aus demselben hinweg, sie suchte endlich nur noch das Mittel, und das zeigte sich in Königsmarck, den sie bereits am Hofe der Heimath gekannt.

Er hatte ihr zur Flucht helfen, sie an den befreundeten Hof von Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel bringen sollen. Eine letzte Befreiung fand statt am Abend des 1. Juli 1694, — und beim Verlassen der Zimmer der Churprinzessin lauerten Königsmarck Trabanten auf, — wie wieder sah ihn ein lebendes Auge.

Sophie Dorothea war eine Gefangene, der Prozeß wurde ihr gemacht, und da sie Scheidung verlangte und nicht zu ihrem Gemahle zurückkehren wollte, wurde der Spruch wegen „böswilliger Verlassung“ über sie gefällt und das Schloß zu Ahlden ihr als lebenslängliches Gefängniß angewiesen. Zweimundzwanzig Jahre lebte sie dort, wie eine lebendig Begrabene, — und starb am 20. November 1726, im Alter von sechzig Jahren.

Ihre Tochter, nach ihr Sophie Dorothea genannt, wurde die Mutter Friedrichs des Großen.

Und noch eine slantke Gestalt taucht auf, Caroline Amalie von Dänemark, — eine sanfte Schönheit, die Arentselin der stolzen Churfürstin Sophie, mit dem Beinamen „die Unglückliche“, in Struensee's leidvolle Geschichte verflochten. Sie kam als Verbannte verschiedene Male von Celle herüber nach Hannover, wo sie in dem verlassenen Schlosse residirte. Sie war zweimundzwanzig Jahre, als sie geschieden wurde und starb schon nach zwei Jahren am Flecktyphus, worauf sie in möglicher Eile beigesetzt wurde. Auch ihr Schicksal hat eine ganze Reihe romanhafter Darstellungen und Enthüllungen hervorgeufen.

Fünfzig Jahre später wurde in dem Schlosse an der Leine die Prinzess Friederike von Westenburg-Strelitz geboren. Wer hätte an der Wiege dieses Kindes damals geahnt, daß es als „Königin von Hannover“ einst dort residiren würde. Man sagt, in demselben Räume, in dem Friederike das Licht der Welt erblickt, habe sie auch die Augen für immer geschlossen.

Als „Hannover nach England“ ging, wurde es still in den Prachträumen des Veineschlusses, so still, wie es heute ist. Es sind eben Wandlungen, zuerst waren es Mädchen, die in den Kreuzgängen und Kapellen ihre Vitaneien sangen, dann entfaltete sich die rauschende Pracht des Hoflebens, man vernahm Opernmelodien und das Rollen von vergoldeten Carossen, — und heute verhallen nur noch die Schritte der auf- und abziehenden Wache auf dem Steinpflaster.

Nachdruck verboten.

Die Frau im serbischen Volksliede.

Eine Studie von Ernst von Dombrowski.

Wen von den Falken der schwarzen Berge und ihren Brüdern, den Herzogojzen und Bosniern, gehört, weiß in der Regel, daß diese im antiken Sinne heldenhaften Männer eine hohe, schlanke, schniege Gestalt, edel und charakteristisch geschnittene Züge, durchbohrend scharfe, glühende Augen besitzen, und dies läßt es erklärlich erscheinen, daß man allgemein die schöneren Hälften dieser Ketten thatsächlich für mindestens gleichschön hält; eine derartige Meinung wird noch durch den Umstand unterstügt, daß uns eine Reihe neuerer, zum Theil prächtiger Bilder wahrhaft herrliche Frauengestalten als „wässer-schöpfende Bosnierin“, „gefangene Herzogojnerin“ u. s. w. vorführen. Leider muß ich solche sanguinischen Vermuthungen von vornherein als unrichtig, und die Phantasie, welche die meisten Künstler hinsichtlich des weiblichen Geschlechtes der nordwestlichen Balkan-Länder entwicelt, als eine merkwürdig überschwängliche und äppige bezeichnen; denn vergeblich habe ich, sofern es sich um wirklich slavische Eingeborene handelte, in Bosnien, der Herzogojna, Dalmatien, Montenegro und dem Sandtschak Novibazar*) nach jenem Ideale gesucht, welches z. B. der geniale Germa! in so meisterhafter Weise auf die Leinwand zauberte.

Von der Save südlich bis an die Grenzen Albaniens entbehrt das Frauengeschlecht in allen westlich der Drina und des Tim gelegenen Landstrichen nach untern Begriffen fast jeden Reizes. Höchstens in den größeren Städten, namentlich in Banjaluka und Sarajevo und in der Bosovina**) stößt man in echt serbischen Familien hin und wieder auf hübsche, ja sehr hübsche Gesichter, die lebhaft an die mit Recht gerühmten Schöjzinnen Sorrents erinnern; im Allgemeinen jedoch sind die Weiber klein und vierschröbig, im reiferen Alter geradezu vieredig gebaut, und die nichts weniger als lieblichen, stumpfen, mitunter entseztlich rohen Züge, die theilnahmlos blickenden, öden Augen tragen im Vereine mit dem wirr und ungepflegt herabhängenden Haar und dem unvermeidlichen, förmliche Krusten bildenden Schmutz nur dazu bei, jenem Rangel ein noch auffallenderes, abschreckenderes Relief zu verleihen. Was ganz junge Mädchen zeigen hin und wieder gefälliger Formen und einen fröhlichen, heiteren Blick; unter Verheiratheten sucht man nach beiden umsonst, — ein aufmerksamer Beobachter würde in den schwarzen Augen keinen Funken von Lebensfreude, aber viel Energie und vor Allem viel in ihren Keuschungen mühsam zurückgebrängte und unterdrückte Entzujung, Enttäuschung lesen.

Wenn man bedenkt, daß z. B. die Slaven, welche Slavonien und einen Theil Süd-Ungarns bewohnen, ausnehmend schöne Frauen besitzen, so scheint es kaum faßbar, daß dieselben eines Stammes mit jenen Bosniern und der Herzogojna seien; und doch ist es so. Ein Jahrhundert anbauender Druck hat diese durchgreifende Degeneration bewirkt. Wohl latere derselbe, so weit er äußere Verhältnisse betraf, in gleichem Maße auch auf den Männern, und diese haben sich weder ihrer Erscheinung noch ihrem Charakter nach im Geringsten verändert; aber wenn auch der Druck an sich derselbe war, — die Männer fanden Trost in dem Gedanken, daß sie für ihre Freiheit, ihre ererbten Rechte, für die Erhaltung von Haus und Hof all' die namenlosen Mühen, Entbehnungen und Gefahren eines fast nie rastenden Kampfes trugen; ihnen bot jeder kleine errungene Erfolg frischen Lebensmuth, frische Spannkraft, und die Freude über einen mit Strömen von Blut erkaufte bedeutenden Sieg über die moslemitischen Tyrannen ließ sie die Jahrzehnte hindurch erlittenen Lubiden und Verluste auf lange Zeit hinaus vergessen; was aber blieb dem Weibe? Nicht einmal über den Sieg durften sich die Gattinnen und Töchter jener Helden freuen, denn sie konnten sicher sein, daß sie über kurz oder lang in harter Sklaverei oder selbst in qualvollem Tode die kühnen Thaten ihrer Männer sühnen müßten. Dazu kommt, daß die Frau in Bosnien und der Herzogojna unbedingt rechtlos dastehet und eigentlich mit dem Augenblicke in menschlichem Sinne zu leben aufhört, wo sie einem Manne zum Altar folgt, da sie dadurch zu dessen unbefruchtetem, fast frei verfügbarem Eigenthume wird. Darf es nun wundern, daß diese Frauen im Laufe der Zeit geistig und körperlich verkümmerten? Es ist im Gegentheil merkwürdig, daß sie sich doch noch so weit erhielten, als es heute der Fall, daß in diesem Geschlechte doch nicht alle edleren Keime erstickten, ja daß diese bei jüngeren Weidwipfen immer noch in reicher Fülle vorhanden sind und erst mit dem Momente absterben beginnen, wo sich in unsern Verhältnissen das Weib geistig und körperlich voll zu entwiceln anfängt; die einige Jahre verheirathete Frau ist nicht mehr eine solche, sie ist, so wenig passend der Vergleich scheinen mag, nicht mehr als eine Art unbedingt süßamen Hausstieres. In dieser Eigenschaft freilich leistet sie geradezu Fabelhaftes. Wer je gesehen hat, was ein bosnisches oder herzogojnisches Weib in einem Tage und oft gleichzeitig schafft, muß sich lebhaft der Schilderung Herodot's erinnern, welcher von einer illyrischen Frau erzählt, die ein gefülltes Wassergefäß auf dem Kopfe trug, ein Pferd am Arme führte und dabei Klatsch spann. Derartige Anblicke kann man namentlich in der süblichen Herzogojna und in Montenegro täglich haben. Ein Weib, das ein oder zwei kleine Kinder auf dem Rücken, unter jedem Arme eine schwere Last Bruchholz, auf dem Kopfe einen Wassereimer trägt, und so manchmal eine Stunde Weges zurücklegt, zählt nicht zu den Seltenheiten. Ja, es ist mir, der ich gegen Anstrengungen und Strapazen aller Art gestählt bin, vorgekommen, daß ich ein mir als Führerin dienendes Weib mittleren Alters, das noch dazu einen großen Korb trug, nach achtsündigem Marsche auf beispiellos schwierigem Terrain auffordern mußte, ihr Tempo zu mäßigen und eine kurze Rast zu halten, denn mir war der Athem ausgegangen. Die Frau sah mich halb verwundert, halb mitleidig an, verfiel, als wir wieder aufbrachen, sofort neuerdings in ihren siebenmeilen-Schritt und erreichte nach weiteren drei Stunden das Endziel unserer Wanderung, die Stadt Cajnica, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung, während ich mehr todt als lebendig anlangte. Während des ganzen Tages hatte sie weder etwas gegessen noch getrunken.

Bevor wir nun zu unserem eigentlichen Thema übergehen, erscheint es geboten, noch einige Andeutungen über den serbi-

schen Volksgefang im Allgemeinen und speziell über seine culturgeschichtliche Bedeutung voranzuschicken. Wollte man z. B. allein auf Grund der Lieder aus der Zeit des höfischen Minnegefanges ein Charakterbild der deutschen Frau des Mittelalters entwerfen, oder gar die provençalische, spanische oder italienische Literatur zu einem derartigen Zwecke benutzen, so müßte das entrollte Bild nothgedrungen nicht nur der Wahrheit zuwiderlaufen, es müßte sogar bei objectiver Behandlung der inneren Harmonie entbehren und zu einem Spiegel der entgegengelegtesten individuellen Anschauungen werden. Das hat seinen Grund in dem Umstande, daß das höfische Lied nicht immer die Stimme des Volkes ist, sondern oft nur der Ausdruck eines individuellen, vereinzelt, dem allgemeinen Volks-Charakter nicht selten fremden Gefühles, wenn es nicht gar, wie dies namentlich im fünfzehnten Jahrhundert der Fall, als bloßes Kunstproduct, haar jedes höheren Impulses, jeder tieferen Empfindung, bezeichnet werden muß. Anders beim Volksliede der serbischen Stämme. Der Ausdruck der geistvollen Talvi: „Der Serbe lebt seine Lieder“, hat auch heute noch seine volle Geltung. Ein Lied, das nicht eine natürliche, häufig wiederkehrende Handlung oder Empfindung, sondern ein Phantasie-Product, oder gar, sofern es sich nicht um die Thaten bestimmter Helden handelt, ein Eigenthum der Vorzeit zum Vorwurf hätte, wäre rasch vergessen und durch ein neues, zeitgemäheres ersetzt; denn der Sänger weiß, daß er nur dann auf Erfolg rechnen darf, wenn er bei seinen Zuhörern verwandte Saiten anzuschlagen versteht. Daher kommt es, daß z. B. die Frauenlieder, die man an der Save hört, von jenen Bosniern, der Herzogojna und Montenegro's durchweg verschieden sind; der auf seiner Bildungsstufe seit mindestens vierhundert Jahren stillstehende Herzogojze singt mit vollem Verständniß ein in seiner Heimath entstandenes Lied aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert in nahezu ungeänderter Form; er würde aber jenem der heutigen Süd-Slavonier theilnahmlos zuhören, und es gewiß nicht behalten und fortzupflanzen, da es außerhalb seines Ideen-Kreises liegt und Gemüthsregungen wiedergiebt, die, theilweise schon von der Cultur angekränkt, seiner weiterharten Brust fremd sind. Man kann demnach sicher sein, daß alle Lieder, die in den süblichen Theilen der von Serben bewohnten Länder von fahrenden Sängern oder auch des Abends im Kreise der Familie zu den monotonen Klängen der einseitigen Guzla vorgetragen werden, direct und ohne Vermengung von Kunst und Phantasie dem Volksleben entstammen, weshalb sie sich weitans besser, als eine von Neijenden mitgetheilte, flüchtige Beobachtung zum Materiale einer Schilderung des Gemüthslebens jener Völker eignen.

Was ich im Folgenden, theils vollständig, theils auszugsweise an Volksgefangen einschalte, theile ich in den Uebersetzungen von Talvi, Kapper und Frankl**), oder auch in neuen Uebersetzungen nach den von Vul Karabitschik gesammelten Originalen mit. Wo nicht Vesteres der Fall, habe ich die älteren Uebersetzungen einer sorgfältigen Vergleichung mit dem Original-Texte unterzogen und hin und wieder nöthig erscheinende kleinere Aenderungen vorgenommen. Uebrigens gelangten fast ausschließlich nur solche Gesänge zur Berücksichtigung, deren gegenwärtiges Fortleben im Volke ich direct oder indirect auf meinen Reisen in den nordwestlichen Balkan-Ländern zu constatiren vermochte, und die daher im Sinne des Vorgelegten als verlässliche culturgeschichtliche Bausteine gelten können. Ueberdies habe ich alle älteren Lieder ausgeschlossen, die auf heute nicht mehr bestehende Sitten und Gebräuche hinweisen, so daß die nachfolgende Darstellung in jeder Hinsicht der Gegenwart, und nur dieser, angehört. Ich betone dies, da auf Grund der Nachrichten, welche über die beispiellose Robeit der der Cultur noch nicht zugefahnten serbischen Stämme im Umlaufe sind, mancher Zweifel und der Glaube an eine idealisirende Auffassung des Themas laut werden dürfte. Gerade der grelle Contrast, in welchem der niedrige Bildungsgrad des Herzogojzen und Montenegro's und seine geistige Robeit zu jener naiven, kindlich reinen Empfindung steht, die uns aus seinen Frauenliedern, gleich dem silberklaren Quell der Dinarischen Steinwästen, lieblich entgegenströmt, liefert den Beweis, daß ein edel veranlagtes Volk nie vollends zu sinken, daß auch ein Jahrhunderte wärender, maßloser Druck nur sein Aeußeres zu verändern, nicht aber Herz und Gemüth zu vergiften vermag; daß endlich speziell die Frau, auch wenn ihr Alles genommen wird, was Geist und Seele an Nahrung bedürfen, sittlich nicht gänzlich untergeht, daß sie, selbst wenn ihr die Ehe nicht mehr, als eine entwürdigende Sklaverei verheißt, doch immer noch lieben und Mutter sein kann. Diese Thatsache, die in unserer Schilderung eine mehr als ausreichende Bestätigung erfährt, muß uns mit jenem Volke verbinden, das es verdient, nach langem, von wilden, verwirrenden Träumen gestörtem Schlafe zu einer neuen, würdigen, lichtvollen Zukunft erweckt zu werden; sie muß bei unsern Leserinnen warme Theilnahme für jene verachteten, gequälten Geschöpfe wachrufen, die sich, so wenig echt Weibliches sie heute bei oberflächlicher Betrachtung zeigen, doch die heiligsten und innigsten Empfindungen der Frau in all' den sie wild und verwüstend unbrausenden Stürmen treu und unverfälscht bewahrt haben.

Wir eröffnen unsere Schilderungen mit der Liebe und dem Brautstande; es sind dies ja speziell hier die einzigen Momente, welche einen Lichtstrahl in das Leben der Bosnierin**) werfen, einen Lichtstrahl, dessen Schimmer neben den Mutterfreuden ausreichen muß bis an das Ende des freudlosen Daseins, und der für kurze Zeit wenigstens die düstigen Ansoipen zum Emporblicken bringt, die auch der Wuf dieser Frauen in reicher Fülle birgt.

Ja, ich möchte sagen, daß bei der Bosnierin die Zeit der ersten Liebe noch heißer, mächtiger, schneller gestaltend auf das Gemüthsleben einwirkt, als bei den Frauen der Kultur-Völker, weil eben ihr ganzes leidenschaftliches Empfinden in diesem einen Augenblicke zusammenströmt und zu losender Flamme aufschlägt, um dann rasch unter der Asche eines öden, lieblosen, nur von der Pflicht regierten Lebens zu verglimmen. Die Jungfrau wächst in einem halb traumhaften Zustande auf, sieht plötzlich den Schleier vor ihren Augen weggerissen, fühlt vielleicht wenige Wochen den ganzen Rauber einer innigen, rasch emporkeimenden Reizung, um dann, wenn sie das heiß-ersehnte Ziel erreicht, mit Schrecken zu erkennen, daß es ein Wahnbild war. Alles drängt sich für sie auf kurze Zeit,

*) „Volkslieder der Serben“, übersezt von Talvi. 2. Auflage. Leipzig 1853. 2 Bände. — „Die Gesänge der Serben“, übersezt von Siegfried Kapper. Leipzig 1852. 2 Bände. — „Gusle, Volkslieder der Serben“, übersezt von G. L. Frankl. Wien 1851.

**) Der Kürze halber spreche ich stets nur von Bosniern, doch gilt alles Gesagte in gleichem Maße auch von den Bewohnern der übrigen, hier in Betracht gezogenen Länder.

*) Nur diese Länder ziehe ich für die vorliegende Arbeit in Betracht.

**) Der bosnische Landstrich an der unteren Save.

oft auf einige Tage zusammen, und deswegen sind die Gefühle hier auch glühender, in ihren Aeußerungen greller und disbarmonischer, als anderwärts.

Streng wachen in erster Reihe die Mütter, aber auch ältere Schwestern und namentlich Brüder über die Ehre eines jungen Mädchens, deren Verletzung in früherer Zeit unumkehrlich die Blutrache in ihrem vollen Umfange wachrief, und die auch heute noch hart gefühlt wird. Ja, die Verachtung, die den Verführer trifft, reicht sogar über das Grab hinaus, denn der heilige Ilsa (Elias), welcher in der serbischen Legende, als treuer Anhang an die altgriechische Mythologie, genau die Stelle Charons einnimmt, darf jede Seele in das glückliche Jenseits überführen, nur drei nicht:

Eine Seele, sündenreich,
Die den Rum' zog vor Gericht;
Eine Seele, sündenreich,
Die dem Nachbar lang gegrollt;
Und die sündenreichste Aller,
Die verleumdet eine Jungfrau

Ein arger Verführer, der im Grabe keine Ruhe findet und den die Mutter fragt, ob ihn die Erde oder der Sarg drücke, antwortet ihr:

Nicht die Erd' ist's, die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung. —
Was mich drückt, das sind der Mädchen Klüße!
Grämen sie sich, so dring' ich auf zum Himmel;
Seufzen sie, so dröhnt die ganze Erde;
Wenn sie weinen, muß es Gott erbarmen!

Die erste Liebe wird in vielen Gefängen gefeiert und bei den Süd-Slaven fast noch höher gehalten, als bei anderen Völkern; deutlich zeigt dies ein Ausspruch in einem aus dem Banat stammenden Liede, wo es heißt:

Erste Liebe ist ein Becher Blumen;
Zweite Lieb' ein Becher rothen Weines;
Doch die dritte ist voll Gift ein Becher!

Kommt es, was sehr häufig geschieht, zu einer Lösung des ersten Verhältnisses, sei es nun durch Tod oder Untreue des Geliebten, dann zählt es nicht zu den Seltenheiten, daß die Betrogene ihrem Leben ein gewaltiges Ende bereitet. Ich selbst habe in Bischofsgrat***) gesehen, wie ein Mädchen von der Brina-Brücke in's Wasser sprang, als sich der Hochzeitszug ihres einstigen Auserwählten näherte; und in Bilet****) traf ich eine halb wahnsinnige Greisin, deren zwei Töchter sich vergiftet hatten, weil der Bräutigam der einen im Kampfe gegen die Oesterreicher gefallen, der der anderen nach Montenegro gezogen und nicht wieder heimgesetzt war.

(Schluß folgt.)

*) Balke, eine besonders hochverehrte Persönlichkeit.
**) Stadt im südlichen Bosnien, südöstlich von Sarajewo, dicht an der serbischen Grenze.
***) Ort in der südlichen Herzegovina, an der Quelle der Trebinjska, eine halbe Stunde von der montenegrinischen Grenze.

Nachdruck verboten.

Aus der Pariser Gesellschaft.

Paris, im Mai.

Wie Alles auf Erden, so wandelt sich auch die Gesellschaft; es wäre vielleicht des Schweifes eines Edlen, eines Philosophen und Kultur-Historikers werth, an der Hand von geschichtlichen Thatsachen nachzuweisen, inwieweit die Gesellschaft in ihren Sitten und Moden den großen Wandlungen der weltliche anmuthvoll vorausgeht, oder — nachhinkt. Das Richtige ist vielleicht, daß ebenso sehr das Eine, wie das Andere der Fall ist, und daß die sondernde Thätigkeit des Kultur-Historikers auf Hindernisse unüberwindlicher Natur stößen würde.

Betrachten wir beispielsweise den Faubourg Saint-Germain, in den vor noch gar nicht so langer Zeit der brave General Boulanger seinen Einzug gehalten hat, nicht gerade mit dem Pomp, den uns ein bekanntes Matarisches Bild vor Augen zaubert, aber doch in einer in den Annalen jenes altarisofranzösischen Viertels kaum dagewesenen, siegreichen Art. Sehnt sich der Faubourg à tout prix nach einem neuen Hofe, selbst wenn es der Hof seines Herzens nicht wäre? Sieht er große Wandlungen voraus? befindet er sich im Schlepptau des bekannten ozeanischen und bonapartistischen Prätexten, oder ist er, — insofern eine Collectivität von Palästen überhaupt bewegungsfähig ist, — der Vorläufer einer neuen cäsarianischen Glanz- und Gesellschafts-Epoche?

Ich möchte auf diesen und ähnliche Gedanken nicht näher eingehen, weil es ja nicht meine Aufgabe ist, an dieser Stelle Politik zu treiben. Es genügt mir, wenn obiges Beispiel meine Einleitungsworte genügend illustriert hat. Auch ist ja nicht zu verkennen, daß nicht nur politische Einflüsse, sondern auch das Ausland, das mit Dampf und Electricität, durch seine Waaren, seine Zeitungen und seine Reisenden immer mehr nach internationalem Bürgerrechte trachtet, im Faubourg St.-Germain, von dem allein ich heute sprechen will, gewaltige Revolutionen verursacht hat.

Schon die Bezeichnung „Faubourg“ St.-Germain giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Unter „Faubourg“ verstand man früher stark bevölkerte, womöglich revolutionäre Viertel, welche die wohlhabenden Stadttheile des Centrums gleichsam umlagerten, nur zu bereit, nach Raubthierart über den aufgespeicherten Vorrath der Reichen bei guter Gelegenheit herzufallen.

Heute liegt die Sache genau umgekehrt. Die Faubourgs, die sich in die üppigen großen Boulevards einschmiegen und mit ihnen beinahe verschmelzen, können mit den von der Mode etwas vernachlässigten inneren Stadttheilen ohne große Mühe rivalisiren. Der Faubourg Saint-Germain hat allerdings immer eine Sonderbedeutung behalten. Er bedeutete und bedeutet noch heute nicht so sehr einen Stadttheil von Paris, der, — je nach seiner Lage, — arm oder reich ist, sondern er ist ein politischer und socialer Begriff. Er hat sich stets, so viel es ihm möglich war, gegen revolutionäre Einflüsse ab-

geschlossen, was ihn allerdings nicht hinderte, den jeden Regime-Wechsel überlebenden jungen Adel in sich aufzunehmen und ihm, je mehr er alterte, eine ebenbürtige Stellung einzuräumen.

Man darf wohl behaupten, daß sich der Faubourg St.-Germain gegen Schreckensherrschaft und Guillotine, die seinem ganzen, auf der Ueberlieferung beruhenden Wesen entgegen waren, viel tapferer vertheidigt hat, als gegen das Gold, gegen die Verführung des Goldes und gegen — die Verarmung. Die Verarmung ist für viele Menschen schlimmer als der Tod, und nichts bestätigt diese Erfahrung mehr, als der französische Adel, der, — insofern er in Paris weilt, — in dem Sammelnamen „Faubourg St.-Germain“ aufsteht. Wie hat sich letzterer verändert! und gewiß nicht nur dadurch, daß der Seine-Präfect Haushmann, daß das zweite Kaiserreich einen mächtigen Verkehrsweg, den Boulevard Saint-Germain, durch dieses von dem elendesten Gassengerümpel umrahmte Palastviertel gleichen Namens gelegt hat. Die prächtigen Gärten, deren uralte Bäume den Stammbaum uralter, edler Geschlechter zu verkörpern schienen, sind zum größten Theile verschwunden, und die paar Privat-Paläste, die Hotels Lynnes, Galliera, Castris x., welche den Ansturm neuer Zeiten und neuer Gesellschaftsklassen überdauert haben, sind zu zählen.

Es wäre interessant, die Geschichte dieser decadence, die mit der Schreckensherrschaft begann, unter dem ersten Kaiserreiche, trotz aller Versuche des großen Corsen, einen adeligen Hof sich zu bilden, und ebenso unter der Juli-Ronarchie, trotz ähnlicher Bestrebungen des Bürgerkönigs, fortzudauern, und unter der dritten Republik zum trostlosesten Ausdrucke gelangte, — an dieser Stelle wenigstens zu skizziren. Aber mit der Geschichte verhält es sich wie mit den Schönheiten von ebendem. Wir sind Egoisten! Wir lieben nur die Blumen, die noch blühen und duften, wir lieben nur die Gegenwart.

Die Gegenwart! Nun, mein Gott, — der Faubourg St.-Germain ist nicht mehr das, was er war, aber er ist immer noch reich, prächtig und eigenartig genug, um ihm noch ein ausgiebiges Interesse abzugewinnen zu können. Was ihn heute kennzeichnet, das ist, worauf ich schon anspielte, seine enge Verbindung mit der haute finance, die für ihn verführerischer war, als alles Jacobinerthum. Nachdem er früher zu juridhaltend, zu ausschließend gewesen war, verfiel er nun in den entgegengelegten Fehler. Wir sehen den Faubourg nicht nur mit Abenteurern wie Boulanger paßiren, sondern auch mit dem Faubourg Saint-Honore und dem Finanzviertel des Parc Monceau in die allerintimsten gesellschaftlichen und — geschäftlichen Beziehungen treten.

„Geschäftliche Beziehungen!“ das Wort klingt hart oder vielmehr würde hart klingen für das Ohr eines jener Graubden unter dem Sonnenkönige und dessen Nachfolgern, für das Ohr von Männern, davon jeder Zoll ein gentilhomme war! Der gentilhomme von heute speculirt an der Börse und macht eine Millionärstochter zu seiner Schwiegertochter. „Il dore son blason“, und — was das Seltsamste ist, — diese Reizung wird heute auf der Pariser Bühne überhaupt nicht mehr verspottet, obgleich sie seit der Zeit, wo Scribe die „Geldheirath“ zu seinem Lieblings-Thema erhob, bedeutend gewachsen ist. Diese merkwürdige Erscheinung erklärt sich ganz einfach dadurch, daß die modernen französischen Lustspielmacher selbst durch das laudinische Joch der Geldherrschaft mühen und nicht mehr frei sind.

Um sich von dem eben Ausgeführten zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die prächtigsten Hotels des Faubourg St.-Germain, auf die ältesten Adelsfamilien Frankreichs zu werfen. Letztere sind fast durchweg, um mich eines familiären Ausdruckes zu bedienen, mit dem Parc Monceau verschwägert, wie man heute das Viertel nennt, welches, vor Jahrzehnten noch unbekannt, die Erbschaft der Chaussee d'Antin angetreten hat und die Hochburg des Geldadels geworden ist. Die Herzogin von Sagan beispielsweise verbannt ihren großen Reichtum und den Glanz ihrer Feste, die ebensovoll in der Provinz, wie im Faubourg St.-Germain stattfinden, nicht etwa ihrem geschiedenen Gatten, sondern ihrem Vater, einem hervorragenden Finanzier. Ich könnte diese Beispiele verzeihen, doch wird ein flüchtiger Blick auf die vorerwähnten Hotels des Faubourg genügen, um meine Behauptung zu erhärten, so auf das berühmte Hotel de Castris. Der Besitzer desselben war gezwungen, es Stückwerk für Stückwerk an den reichen, den Faubourg langsam erobernden Vorneadel zu vermiethen, und erst durch seine Ehe mit der Baronin Sina wurde es ihm möglich, denselben wieder den Charakter eines feudalen Herrenschlosses zu geben. Das Hotel de Lynnes wurde von dem Herzog von Sabran, der Fräulein von Lynnes geheirathet hatte und sie überlebte, zum größten Theile an den Schwiegerohn Rothschild's, Herrn Ephrussi, vermiehet. Und auch die Hotels Doudeauville, Visaccia u. a. m. haben Wandlungen ähnlicher Art erlebt.

Es versteht sich von selbst, daß Madame auch im Faubourg St.-Germain noch empfängt, natürlich, wie es allgemein Sitte ist, an bestimmten Tagen. Die Zimmer sind in Paris, wo es an Raum fehlt und die Mietzpreise infolgedessen leicht in's Ungeheuerliche steigen, meist sehr klein, bisweilen liliputanisch klein. Anders im Faubourg. Dort empfängt Madame in einer hall, wie der Franzose, der an englischen Brocken Freude hat, zu sagen liebt. Gemaltete Wände, Gobelin-Tapeten, Seidenmöbel in allen Größen und Formen, und nach der neuesten Mode, ähnlich wie im Atelier eines berühmten Malers, in künstlicher Unordnung aufgestellt, überall Plauderwinkel und Plauderreden bildend. Allerorten kleine Tischchen, und in irgend einer Ecke, halbversteckt von mächtigen Blatt-pflanzen, das Buffet. Die Sitten haben sich in der That unter englischem, amerikanischem und man darf hinzufügen, russischem Einflusse stark verändert. Früher genügte ein Stückchen Kuchen und ein kleines, so kleines Liqueur-Gläschen, daß man es kaum sah. Heute ist man materialistischer geworden, und viel leicht liegt das zum Theile auch daran, daß der Sport, die Körperbewegung, die Gymnastik in allen Formen, in Frankreich bedemende Fortschritte gemacht haben, und daß damit zugleich auch die Ehrlust erhöht wurde. Die Zahl der Reiterinnen im Bois de Boulogne hat sich in wenigen Jahren verdreifacht; man betreibt sogar den Fußsport, und die englischen Rasen-spiele haben der vornehmen französischen Gesellschaft geradezu den Kopf verdrückt.

Madame empfängt also nach diesen Sport-Exercitien ihre Gäste, die natürlich in ihrem Promenaden-Kostüm sich viel wohler fühlen, als in steifem Gesellschafts-Kostüm, zum Liv-o'clock tea, bei dem der Thee indessen nur eine ganz kleine Nebenrolle spielt. Nach den erwähnten körperlichen Übungen will man erfrischend essen und trinken. Das Buffet weist Caviarstücke, Gänseleber-Pastete und sonstige Speisen und vor Allem auch Bouillon auf. Alle russischen Lederbissen sind

vertreten, denn im Faubourg so gut wie im letzten Salon des Bourgeois, wird der erträumte Bundesbruder auch in dieser Form gern gefeiert. Und so giebt es denn auch neben den trefflichsten Weinen des Südens und Frankreichs, die, in kristallinen und silbernen Kannen und Krügen servirt, in allen Farben des Regenbogens erstrahlen, allerlei russische Schnäpse.

Diese sehr substantielle Verpflegung aller, auch der weiblichen Gäste, verleiht ihren Einfluß auf den Gesellschaftstön natürlich nicht. Früher plauderte und flüsterte man, und die boshaften Bemerkungen über dieses oder jenes Mitglied der Gesellschaft waren so leicht und flüchtig, wie die Perlen des Champagners. Heute geht es minder ätherisch zu. Die Gesellschaft hat sich sogar im Faubourg St.-Germain demokratisirt, und die blumenreiche, galante Sprache der Altvorderen würde kaum mehr verstanden werden oder gezeit er scheinen. Nur so erklärt es sich, daß man der Tagespresse gestatte, über alle Familien-Verhältnisse des Faubourg frei zu berichten, jede feiner wirklichen oder angeblichen Schönheiten zu schildern, zu verherrlichen und bisweilen zu kritisiren. So hatte vor einiger Zeit ein Blatt den seltsamen Einfall, alle heirathsfähigen oder ebenverheiratheten jungen „dues“ des Viertels vor dem Leser Revue paßiren zu lassen. Eben erst verheirathet: der Herzog von La Roche-Guyon, der Vicomte Charles de la Rochefoucauld, späterer Herzog von Doudeauville, der Herzog von Decazes und der Herzog von Rorny. Noch zu haben: der Herzog von Uzès, der Herzog von Lynnes, der Herzog von Brissac, der Prinz von Tarent, später Herzog von Termolles, der Marquis von Binodan, Herzog von Castelbarco, der Sohn der Prinzessin von Sagan und zwei Talleyrand-Perigord's.

Engen von Jagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Im richtigen Moment. Von A. Saram. Siehe das Bild, Seite 100. — Alte Leute und junge Leute sind oft genug verchiedener Meinung. Wenn die alte Dame, die so sorglos ihr Mittagschlafchen im Sorgenstuhle hält, während sie ihr Töchterlein wohl geborgen meint, plötzlich erwachte und inne würde, daß sie nicht mehr zu Zweien, sondern zu Dreien sich in der Wohnung befindet, so würde sie wahrscheinlich der Ansicht sein, daß der ungeborene Gast durchaus nicht den richtigen Augenblick für einen Besuch gewählt habe. Denn selbst wenn er ihr auch sonst als ein höchst angenehmer Gesellschafter und auch nach anderer Richtung in allen Stücken „wünschenswerth“ erschiene, so würde sie doch jedenfalls die Unterbrechung ihres Mittagschlafchens sehr bedauern. Fast aber scheint es, als ob der Besucher diese Besuchsstunde gewählt habe, gerade weil er die Gewohnheiten der alten Dame kennt, und von ihr ungeführt sein möchte. Es ist ja häufig, wenn man die Gegenwart einer alten Dame als Störung betrachtet, aber ganz unbedenklich ist diese Auffassung zweifellos nicht, wenn man weiß, wie junge Leute nun einmal sind. Die beiden Jungen geben sich offenbar alle Mühe, die alte Dame nicht aufzuwecken, wir wollen hoffen, daß das wirklich nur aus Rücksicht geschieht und daß, sollte sie dennoch vorzeitig erwachen, Keiner von den Dreien eine unangenehme Ueberraschung empfindet.

Studentkopf. Von E. Haanen. Siehe das Bild, Seite 101. — Ein rothes Tuch um die wirren schwarzen Locken geknüpft, eine Korallen-Kette um den Hals geschlungen, die lose Taille den mädchenhaften braunen Hals freilassend, ohne Furcht, daß die italienische Sonne ihn noch mehr bräunen könnte, so steht das neapolitanische Fischermäddchen am Strande und hält Ausschau auf das blaue Meer. In der Ferne zeigt sich ein dreieckiges Segel, die Rückkehr einer Fischerbarke kündend. Des Mädchens Augenlider mit den langen, leichtenhaarigen, schwarzen Wimpern sind halb geschlossen, und doch ist ihr Blick klar und weithinsehend, wie der des Raubvogels. Sie weiß ganz genau, wenn die Fischerbarke angeht, und wer ihr daraus entgegenkriechen wird, sobald die Barke auf den Strand gestochen ist. Den Jahren nach ist das Mädchen fast noch ein Kind. Aber der halbgeöffnete Mund verräth, daß ihrem Herzen die Sehnsucht nicht mehr fremd ist.

Königin-Witwe Maria von Bayern †. Siehe das Portrait, Seite 104. — Bereits in voriger Nummer haben wir einen Rückblick auf das Leben der am 17. Mai auf Schloß Hohenwangang entschlafenen Königin-Mutter von Bayern gegeben. Heute bringen wir das Bild der schwergeprüften Frau, die mit stiller Seelenstärke und in aufrichtiger Frömmigkeit die schwersten Prüfungen ertragen hat, welche jemals einem Mutterherzen bestimmt waren. Am Dienstag, den 21. Mai, erfolgte in München in der Cajetan-Kirche die Beisetzung der sterblichen Hülle der entschlafenen Königin. Die Straßen Münchens, durch welche sich der Beidenzug bewegte, zeigten düsteren Trauererschmerz, und die Bevölkerung bestand auf alle Weise ihren Schmerz um die Dahingeklebene, die allen Bedürftigen und Hülfesuchenden stets ein offenes Herz und eine offene Hand entgegengebracht hat. Dem von Gabelmännern getragenen Sarge folgte als erster Leidtragender der Prinz-Regent Luitpold von Bayern, dem sich zwischen den Vertretern der Kaiser von Deutschland und Oesterreich, dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen und dem Erzherzog Friedrich von Oesterreich, als nächster Blutsverwandter der verstorbenen Königin, der Großherzog von Hessen anschloß. Die übrigen bayerischen Prinzen und Herzöge, die Prinzen Wilhelm und Albrecht von Württemberg, die Prinzen Wilhelm und Heinrich von Hessen, der Erbprinz von Anhalt, Prinz Friedrich von Sachsen-Meinungen, und der Herzog von Leuchtenberg waren die anderen fürstlichen Leidtragenden, welche dem Sarge das Geleit nach der Cajetan-Kirche gaben. Hier erfolgte die Einsegnung der Leiche durch den Erzbischof von München; der Erzbischof von Bamberg, die Bischöfe von Augsburg, Regensburg, Eichstätt und Passau wohnten der Feier gleichfalls bei, ebenso sämtliche Prinzessinnen des bayerischen Königshauses, die vor dem Hauptaltare Platz genommen hatten. Am Tage nach der Beisetzung beschloß ein Requiem in der Theatiner-Kirche, bei dem der Erzbischof von München unter Anführung mehrerer Bischöfe celebrierte, während der Hof-Stiftsbekant von Turck über den Palm: „Nach der Fülle meiner Trübsal im Herzen haben Deine Tröstungen meine Seele erquickt“ die Trauerrede hielt, die Leichen-Feierlichkeiten für die Königin-Mutter Maria von Bayern.



Königin-Witwe Maria von Bayern, gestirbt am 17. Mai. — Siehe Seite 103.



Kochzud verboten.

Pflanzen als Luftverbesserer.

Unser mehr dringt in unserer Zeit die Erkenntniß durch, daß den Krankheiten vorbeugen besser ist, als sie heilen.

Pflanzen und Thiere stehen, wie Jeder weiß, in Bezug auf ihre Ansprüche an die Luft in einem vollkommenen Gegensatz, und der Mensch ist, was seine körperliche Organisation angeht, den Thieren gleichzustellen.

Und doch wird sich keine der Leserinnen abstreiten lassen, daß sie stets die Waldluft als eine besonders angenehme und wohlthätige empfunden hat.

erscheinen läßt, täuscht sich durch die Beimischung von Producten der trockenen Destillation, welche aus den auf den erhitzten Oberflächen lagernden Staubtheilchen entstehen und die Schleimhäute der Kehle reizen.

Dagegen kommt die ozonisirende Wirkung lebenskräftiger Pflanzen im hellen Zimmer eher stärker zur Geltung, als im Walde, weil der Ausgleich der Luft-Zusammensetzung mit der der Außenluft langsamer sich vollzieht.

Neben den allseitig geschätzten Hängelampen haben sich zu Ende der Winter-Saison die großen englischen Standlampen mit Erfolg eingeführt.

Zwischen Blüthpflanzen auf einer Veranda oder in einer Gartenhalle macht die Standlampe mit ihrem Kieleschirm einen höchst wirkungsvollen Eindruck.



Kochzud auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Getrocknete Blumen. — Wie trocknet man frische Maiglöckchen, daß sie vollkommen weiß bleiben, und Rhododendron, daß er seine schöne rothe Farbe behält?

Austrichten von Messing-Schlössern. — Gibt es ein Mittel, um Messing-Schlösser an Thüren zu austreichen, damit das lästige Pulver vermieden werden kann?

Antworten.

Gipsfiguren (96). — Gipsfiguren reinigt man, indem man sie mit getochter Stärke überstreicht, und dieselbe so lange sitzen läßt.

Auch temperatúrausgleichend wirkt der Wald. Er erscheint uns kühler bei Tage und wärmer bei Nacht im Vergleich zum freien Felde.

Aus dem Erörterten geht hervor, daß in den Ortschaften, jamaal in den großen Städten, die luftverbessernde Wirkung von Gartenanlagen völlig verschwindend ist gegenüber der übermäßig vermehrten Erzeugung von Kohlenäure durch so viele athmende Wesen.

Günstiger steht es mit dem Inneren unserer Wohnungen. Zwar kommt die Vermehrung der Luftfeuchtigkeit durch die Pflanzen hier nicht in Betracht, da durch die Athmung des Menschen und durch brennende Lichter der Luft mehr Wasserdampf zugeführt wird.

bis sie von selbst abspringt. Sollten nach einigen Tagen noch einzelne Stücke des Leberzuges festhaften, so entfernt man sie vorsichtig mit der Hand.

Rathschläge.

Wohltuende Wäsche. — Den Viehhäbberinnen wohlthätiger Wäsche empfehlen wir zur Jetztzeit das Sammeln von Waldmeister.



Rohes Johannisbeer-Gelée. — Der roh angebrehte Saft von rothen oder beliebiger Farbe, zur Hälfte weissen Johannisbeeren wird gewogen und, damit er recht klar werde, durch einen Filzbeutel filtrirt.

Aprikosen-Marmelade. — Hierzu verwendet man gern rechte reife, weiche Früchte, die man schält, entsteint und durch ein Haarsieb streicht.

Frau Maria S. in Frankfurt. Einen Spirituslecker für die Reise, der Ihren Wünschen entspricht, brachte Ihnen bereits die Nummer vom 28. Mai d. J.

Frau Theresia M. in Breslau. Der Verkauf der böhmischen Schmuckkästen, von denen wir kürzlich berichteten, ist dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe von H. Fischerwald übertragen.

Maria S. in Wien. Salatgrün ist auch hier die neueste Farbe für Tischpapier, doch dürfte diese Mode keine nicht länger dauern, als jene, welche das feuerrothe „Höllenspapier“ vorlieb.

Langjährige Abonnentin in Ungarn. — Kautschuk-Mäntel, die fest gewoben sind, nicht wieder geschmeidig zu machen.

Langjährige Abonnentin in Ungarn. — Kautschuk-Mäntel, die fest gewoben sind, nicht wieder geschmeidig zu machen.



Lampe mit farbigem Papierschirm. Standlampe aus Cuivre poli.

Bezugsquellen: Schirmgestelle und Lampen: C. Kadenius, Berlin NW unter den Linden 62-63.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Verlag von Otto Dürr in Leipzig.



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 26.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 23. Juni 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Eine Lustgas-Operation.

Novellette von José Baroin von Schneider-Arno.

Bitte, Herr Baron, sich nur einige Minuten zu gedulden. Der Herr Doctor wird gleich bereit sein; es handelt sich nur um eine kleine Lustgas-Operation . . .

Mit diesen Worten verschwand der dienstbare Geist, so heiter lächelnd, als ob die „Lustgas-Operation“ in der That etwas „Lustiges“ wäre. Ich faßte mich in Geduld, denn ich kannte die „Minuten“ des Zahnarztes. Er besaß jedenfalls eine andere Zeitrechnung als der Rest der Menschheit.

Als ich wehmüthig mein geschwollenes Antlitz im Spiegel betrachtete, fielen mir mit Schauern die Worte meines Freundes Bartenstein ein: „Wenn Du nicht gleich zum Arzt gehst, wirst Du zeitlebens Dein geschwollenes Gesicht behalten; Herr von N. und Graf Z. sind nie mehr davon kurirt worden.“ Bartenstein hatte für jeden Krankheitsfall im Regiment ein paar Illustrationen bei der Hand. Er war unser medicinisches Drauf, ein eingefleischter Homöopath. Mit seinen Kügelchen kurirte er nicht nur seine Schwadron, sondern auch alle Pferde und Hunde derselben. Sein größter Gegner war daher der Regimentsarzt, ein Allopath, — ein „Erzpfuscher“, wie Bartenstein ihn wohlwollend nannte.

Bartenstein hatte im Uebrigen Recht. Es war die höchste Zeit, daß ich zum Zahnarzt kam. Ich war im normalen Zustande nicht übel, aber jetzt! brr! eine wahre Caricatur! Von meinen Zigeuneraugen bis zu dem etwas spitzen Kinn war das ganze Antlitz nach rechts gezogen, auch die rechtsseitige Spitze meines schönen Schnurrbartes stand in bedenklicher, windschiefer Richtung. Entsetzt wandte ich mich von dem verätherischen Spiegelschale ab und schritt melancholisch zum Fenster, wo ich alsbald in Betrachtungen des Gegenübers versank. Ich blickte nämlich in einen Modesalon, wo vier oder fünf Probir-Mamsells Mäntel, Jacken, größere und kleinere Umhänge an- und auszogen, um- und abnahmen und sich, gleich Gliederpuppen, nach allen Richtungen drehten, mit stereotypem, gedankenlosem Lächeln auf den hübschen Gesichtern. Da nun aber die Sonne in den Salon schien, wurden von der corpulenteren Laden-Besitzerin die Vorhänge energisch zugeschlagen. Aergerlich zog ich mich in das Innere des Wartezimmers zurück und blätterte in einer der aufliegenden Zeitschriften. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein sentimentales Liebesgedicht. — „Mein, Imre,“ sagte ich zu mir selbst, — „du hast zwar eine geschwollene Wade, — aber so weit bist du noch nicht gekommen, daß du ein sentimentales Gedicht lesen wirst!“ Ich klappte das Buch zu. — *Apropos* — Imre heißt auf deutsch Emmerich. Ich bin ein Ungar aus dem Neuträer Comitatz und habe die Ehre mich vorzustellen als: Imre von Horvát, I. I. Rittmeister im fünften Husaren-Regiment.

Da mein stummer Verkehr mit dem Gegenüber gestört worden war, ließ ich meinen Blick an den Bildern, an den blauen Atlasmöbeln und den mit gelber Seide gestüßten Portièren vorüberschweifen und kam zu dem geistreichen Schlusse, daß dies Gemach ein ganz hübscher Salon sein könnte, wenn es nicht das Wartezimmer eines Zahnarztes wäre. Ich habe manchmal sehr geistreiche Einfälle, über die meine Kameraden herzlich lachen können. Alle meine Verwandten (ich besitze zweiundzwanzig Bettern und sechsunddreißig Cousinen), die Namensverwandten nicht mit eingerechnet, denn in Ungarn giebt es noch mehr Horvát als Zichy, alle meine Verwandten nennen mich den „olos Horvát Imre“, d. h. den geschiedten Emmerich Horvát. Man kann sich leicht vorstellen, wie Geistes Kinder die zweiundzwanzig Bettern sind. . .

Bitte, Baronesse, nur noch einige Secunden zu warten, der Herr Doctor wird gleich kommen. Es handelt sich nur um eine kleine Lustgas-Operation. . .

„Ittem! wie viel Lustgas verbraucht denn der

Doctor! Seit einer Stunde immerfort Lustgas! Das ist ja eine wahre Carnevals-Stimmung.“

Die Jose verzog ihr Antlitz zu einem breiten Lächeln und zeigte dabei mehrere große Zahnlücken, die gerade nicht dazu beitrugen, ihre Physiognomie anziehender zu gestalten. Zu gleicher Zeit sah ich aber auch ein paar dunkle Augen auf mich gerichtet, deren Feuer fast mit dem meiner Blicke rivalisiren konnte.

Ich drückte mich verschämt in die Ecke des blauen Sofa's und wandte mein geschwollenes Profil ab, somit das normale, annähernd griechische, der jungen, hübschen Dame zu, die sich nun ihres Pelzes und Ruffes entledigte und sie ihrer Begleiterin übergab. Diese legte beides behutsam in meine nächste Nähe und verschwand.

Wäre meine Wade nur etwas weniger geschwollen gewesen, ich hätte mir auf keinen Fall die herrliche Gelegenheit entgehen lassen, ein der Situation angemessenes Gespräch zu beginnen, wie z. B.: „das Barten ist sehr unangenehm, mein Fräulein!“ oder: „gnädiges Fräulein leiden auch an den Zähnen? Unglaublich! bei einer solchen denture!“ So aber verhielt ich mich mäschenstill, die reizende Silhouette am Fenster betrachtend und folgendes Facit aus der Betrachtung ziehend:

„Gut gebaut, seine Fesseln, — kleiner Kopf, prächtige dunkle Mähne und schöne, kluge Augen! Perfecte Dressur, anmuthige Gangart, jebr hie!“ —

Neben mir lag der Muff aus Seehundfell, — ich streichelte den weichen Pelz, steckte verstoßen meine Hand in die Oeffnung und zog ein kleines, feines, parfümirtes Taschentuch daraus hervor. Das legte ich wie einen Umschlag auf die kranke Wade, und eine wohlthuende Wärme verbreitete sich über mein leidendes Antlitz. Ich schloß die Augen. —

Da ertönte plötzlich ein martererschütternder Schrei und unterbrach meine sympathische Kur! — Ich stürzte mit dem Tuche in der Hand zur Thür, um dort mit der eben Eingetretenen etwas unsanft zusammen zu stoßen. „Pardon! Pardon!“ ertönt es nun gleichzeitig von unseren Lippen, und wir wollen Beide in das Heiligthum des Arztes dringen, um dort Hülfe zu leisten oder ein armes Menschenkind vor zu viel Lustgas zu bewahren.

Zu demselben Moment trat jedoch der blonde Plombir-Assistent aus der Marterkammer aus und beruhigte uns mit lächelnder Miene, indem er in ausgesprochenem Berliner Tonfalle sagte: „Ach, meine Herrschaften, ich bitte, sich zu beruhigen, es war ja nur eine ganz kleine Lustgas-Operation!“

In der That ertönte jetzt aus



Wohin? Von E. Rod. — Siehe Seite 111.

dem Nebenzimmer die Stimme des Doctors, der seinem schreienden Patienten im echten Wiener Deutsch eine Strafpredigt über sein unbändiges Benehmen hielt. — „Na also,“ klang es heraus, „das war nothwendig, so ein Spectakel zu machen, daß alle Leut' auf der Gassen z'ammenlaufen und glauben, daß hier Jemand mir nichts, dir nichts massacrirt wird!“

Bald darauf erschien das Lustgas-Opfer in Person: ein kleiner, dicker Mann, dem die Thränen über die hochgerötheten Wangen liefen. Unter tiefen Seufzern, und indem er mit einem großen, rothgewürfelten Taschentuche die salzigen Tropfen abtrocknete, sagte er mit weinerlicher Stimme: „Mein bester Herr Offizier, glauben Sie mir, lieber lasse ich mich mit meinen fünf- und sechzig Jahren noch zum Landstürme anwerben, als daß ich noch einmal Lustgas einathme. Schönes Lustgas das!“

Ich konnte nicht länger die Klagen des armen Opfers anhören, denn der Doctor hatte mich und die „Baronesse“ bemerkt. Ich wollte natürlich der jungen, reizenden Patientin (sie gefiel mir, in der Nähe betrachtet, immer besser), den Vorrang geben, doch, zu meinem größten Erstaunen bat uns der Arzt zu gleicher Zeit in sein inneres Heiligthum und begann in seiner gemüthlichen Art mit uns Beiden zu plaudern.

„Na, Herr Baron, Sie sind schön zugerichtet und noch dazu im Fasching, — das is' doch ein rechtes Pech, und Sie, Baronesse, haben's wieder Anstand mit dem eingesehten Zahnerl? Na, das werden wir gleich richten; kommen's nur und setzen's Sie sich schön her. Aha, da hapert's! Da nehm' ich ihn halt einfach heraus und lass' ihn abseifen. In einer Minute bin ich wieder da! Der Herr Baron werden mit der Baronesse ohnehin viel zu plaudern haben“ — und er verschwand.

Zuerst blickten wir Beide erstaunt zur Thür, dann begegneten sich unsere Augen, und ich trachte so gut als möglich zu lächeln, was mir ganz und gar nicht gelingt. Ich ermanne mich nun mit schwerem Herzen, meine Mitterplüch zu erfüllen und stottere etwas „von im Wege sein“ und von „geniren“ hervor, mich dabei langsam zur Thür bewegend.

Nun befände ich mich in paralleler Linie mit dem Sessel, auf dem die Baronesse Platz genommen und kann in aller Eile ihr Profil studiren. Die Nase nimmt einen griechischen Anlauf, wird dann aber plötzlich voller und endet ein klein wenig in der Richtung nach aufwärts. Die Wange ist sanft gerundet, der Teint tadellos; der Mund spielt im Profile beinahe gar keine Rolle, so klein ist er. Auffallend hübsch ist die Hand, und was die Zähne betrifft, so brauche ich mich nur ein wenig vorzubiegen, um im Spiegel, den die Baronesse in der Hand hält, eine, außer einer kleinen Lücke tadellose Reihe regelmäßiger, weißer Perlen zu entdecken. Zu gleicher Zeit bemerkte ich mit nicht geringem Schreck ein paar dunkle, auf mich gerichtete Augen unter stark gewölbten, schönen Brauen. Einer inneren Eingebung folgend (ich gebe sehr viel auf innere Eingebungen), trete ich einen Schritt weiter vor und überreiche der zürnenden Göttin das entwundene Taschentuch mit äußerst anmuthiger Handbewegung. Ich ernte ein fremdliches Antlitz mit einem Grübchen in der Wange, das mir früher entgangen war, und das mich ganz in Erstaune versetzt. Das Eis ist gebrochen! Ich vergesse meine geschwollene Wange und stelle mich in's Sonnenlicht. Ich hoffe, sie wird an mich die Frage stellen, ob mir die Sonne nicht lästig sei. Da hätte ich mein historisches Wort an den Mann bringen können, das Fürstin Dolgorouch bei ähnlicher Gelegenheit dem Czaren Alexander erwiderte und das sie zu seiner Gemahlin erhoben hat: „Ich habe zwei Sonnen vor mir, Majestät!“

Sie fragt mich aber nicht, und mein historisches Wort bleibt ungesprochen. Sie blickt mich nur an, und ich sehe so viel Wohlwollen in diesem Blicke, daß ich mein Vorhaben, nicht indiscret zu sein, ganz aufgebe.

Nun spricht sie und — o Wonne, mit entschiedenem ungarischen Accent!

„Ich finde es sehr komisch von dem Doctor, uns warten zu lassen. Man hat jetzt so viel zu thun; er sagt immer: nur eine Minute, und dann dauert es eine Stunde.“

„Wahrscheinlich eine Lustgas-Operation,“ erwidere ich schlagfertig und zaubere dadurch wieder das Grübchen in ihre Wange. Das giebt mir neuen Muth, und ich fahre fort: „Leiden Baronesse oft an Zahnschmerzen bei dieser wunderbaren denture?“

„Ja, o nein, gar nie; aber, denken Sie sich, Herr Rittmeister, vor einer Woche esse ich mit einem Vetter von mir ein Bielliebchen, beiße auf die harte Mandel, und krag! ist mein Zahn abgebrochen. Isteneim! war das unangenehm! Ich bin gleich nach Hause gefahren, und am andern Tage um acht Uhr in der Früh war ich schon hier. Der dumme falsche Zahn paßt aber nicht, und heute Abend haben wir einen großen Ball, und ich kann doch nicht mit dieser Zahnlücke den Tanz eröffnen.“

Ich trete ganz nahe, um die Lücke genauer zu betrachten, doch die Baronesse hält das Taschentuch fest an den Mund und schüttelt den Kopf. Dabei blickt sie mich an und beginnt plötzlich laut zu lachen.

„Oh, wie Sie geschwollen ausschauen! Das ist zu komisch! Verzeihen Sie,“ fügt sie gutmüthig bei, „es ist nicht recht, daß ich lache, aber Sie haben Alles auf einer Seite, und auf der andern ist gar nix! Und wenn Sie lachen, dann glaubt man, Sie weinen!“

„Sie sind sehr grausam, Baronesse, mich so zu verspotten. Wenn Sie wüßten, wie weh Sie mir thun, würden Sie gewiß nicht lachen. Ich bin auch heute Abend zu einem Ball bei meiner Cousine Ilona Horvát geladen, soll meine schöne, reiche Verwandte kennen lernen und mit ihr die erste Quadrille tanzen. Ich wette aber, wenn sie mich sieht, wird sie auf dies Vergnügen verzichten.“

„Sie kennen Ihre Cousine gar nicht? — wie sonderbar!“

„Höchst sonderbar, Baronesse, aber das hat seine Gründe. Ilona Horvát ist sehr reich; ihr Vater zahlt 70,000 Gulden Grundsteuer, und sie ist sein einziges Kind. Alle männlichen Horvát's machen ihr den Hof und möchten die reizende Cousine heirathen. Ich bin ein armer Teufel und bin dem Goldfische aus dem Wege gegangen, denn ich fürchte, daß, wenn sie so hübsch ist, wie man sagt, ich mich am Ende doch in sie verlieben würde, und das wäre ein wahres Unglück für mich, heirathen würde sie mich nämlich doch nicht! Ein Kamerad von meinem Regimente hat ihr nun thörichter Weise meine Existenz verrathen, und vor acht Tagen erhalte ich einen Brief von ihrem Vater, worin dieser mir Vorwürfe wegen meines Ausbleibens macht, und mich dringend für heute Abend einladet. Ilona hat sogar die erste Quadrille für mich reservirt. Wenn sie mich in meinem geschwollenen Zustande sieht, wird sie wohl darauf verzichten! Ich wollte jedoch die schöne Cousine nicht tranken, schreibe also dem alten Herrn einen Zusagebrief, fahre gestern von Stoderau herein, erkalte mich mordsmäßig, — und heute früh sagt mir mein Freund Patos, bei dem ich wohne: „Ihre Horvát, schau in den Spiegel; Du wirst eine wahre Freud' an Dir haben.“ Meinen Schreck, als ich dieses Gesicht erblickte, können sich Baronesse vorstellen.“

„Sie Armer,“ sagt nun die Baronesse herzlich, „ich bemitleide Sie wirklich, — aber, — vielleicht kann ich Ihnen helfen und zwar,“ — nach einer kleinen Pause, — „auf zweierlei Art. Erstens kenne ich Ihre Cousine Ilona sehr gut; sie ist sogar meine beste Freundin. Ich werde sie auf ihren Vetter vorbe-reiten und ihr sagen, daß er (mit einem reizenden Augenaufschlag) momentan weniger schön ist als sonst.“

Ich schlage meine Sporen zusammen und mache ein tiefes Kompliment. Diese Freundin ist reizend. — „Zweitens,“ fährt sie fort, „habe ich ein ausgezeichnetes Mittel gegen diese Waden, — das werde ich Ihnen schicken, wenn Sie mir Ihre Adresse angeben.“

„O bitte, Baronesse, — und ich bitte auch um eine Quadrille für heute Abend. Sie sind gewiß auch auf dem Ball?“

„Natürlich, aber ich habe nur noch die erste Quadrille frei, und die haben Sie ja schon vergeben.“

„Ja, leider, — aber vielleicht tanzt die Cousine nicht mit mir, wenn Baronesse ihr sagen, wie ich aussehe, vielleicht schämt sie sich, und dann erbarmen Sie sich meiner.“

„Pardon, daß ich Sie habe warten lassen,“ unterbricht nun, zu meinem großen Leidwesen, der hereintretende Doctor unsere interessante Unterredung, — „aber es war nur —“

„Eine kleine Lustgas-Operation,“ falle ich ihm in's Wort.

„Richtig errathen, Herr Baron, — so, da ist das Zahnerl, Baronesse, na, also, ist's jetzt recht?“

„Ganz recht!“ und meine allerliebste neue Freundin springt auf, nimmt ihre Handschuhe und eilt mit einem „Adieu, Herr Doctor,“ zur Thür hinaus. Ich komme ihr zuvor, drücke ihr noch meine Visitenkarte in die Hand, die ich bei dieser Gelegenheit ergreife und küsse und rufe ihr noch zu: „Angargasse, Reitlehrer-Institut, und heute Abend erste Quadrille!“

Lachend verschwindet sie, und ich kehre langsam in das Ordinations-Zimmer zurück. Ergeben setze ich mich in den Marterstuhl und sehe noch immer zwei dunkle Augen und ein reizendes Grübchen im Geiste vor mir. Ach wenn nur die Baronesse die Cousine, und die Cousine die Baronesse wäre!

Die Stimme des Doctors weckt mich aus meinen süßen Träumen.

„Das Fräulein Schwester hat es sehr eilig, — wahrscheinlich Faschings-Angelegenheiten?“

„Wen meinen Sie?“

„Nun, die Baronesse!“

Mit Mühe vermag ich zu sammeln:

„Das ist doch nicht meine Schwester, lieber Doctor,

ich habe gar keine Schwester!“ Das Handtuch, das mir in den Mund gesteckt wird, hindert mich daran, das gehörige Pathos in meine Erklärung zu legen. Jetzt ist die Reihe an dem Doctor, sein Erstaunen auszudrücken. Er hält in seiner Henkerarbeit inne: „Nicht Ihre Schwester, Herr Baron? Na, das ist eine schöne Geschichte! Ich war überzeugt, daß die Baronesse Horvát die Schwester des Barons Horvát sei! Wie hätte ich sonst Sie Beide zugleich hereingeführt! Na, die Baronesse wird schön böse auf mich sein!“

„Sie heißt Horvát, sagen Sie, — das ist am Ende doch —!“ Der Rest meines Satzes verhallt in dem Lustgas-Apparat, der mich bald in höhere Regionen versetzt. Ich sehe ganz deutlich meine Cousine mit der kleinen Zahnlücke vor mir, ich fühle ihre Hand auf meiner geschwollenen Wange, — das thut so wohl und doch so weh! ...

„Da haben wir ihn! Aufwachen, Herr Baron,“ ertönt es nun an mein Ohr. Doch ich will nicht aufwachen; der Traum ist zu schön! — Ein Zahnarzt kennt aber kein Erbarmen, und alle meine Bitten, mich nochmals zu narcotisiren, bleiben unerhört. Der Sack, der so schöne Träume in sich barg, wird weggetragen, und die wohlbekannt Stimme, die nun im Nebenzimmer ertönt: „Gleich, mein Herr, — es ist nur eine kleine Lustgas-Operation,“ — bringt mich wieder vollkommen auf die Höhe der Situation. Ich stehe auf, verabschiede mich vom Doctor, drücke ihm zärtlich die Hand für alle mir bereiteten Genüsse und eile hinaus, vorüber an dem lächelnden Antlitz der Jose, der ich in klingender Münze Lebenswohl sage. Unten am Hausthore besteige ich den mich erwartenden Wagen und sporne den Kutsher zur Eile an.

In meiner, oder vielmehr in der Wohnung meines Freundes Patos angelangt, freue ich mich, ihn nicht daheim zu treffen, — denn ich war in einer gewissen sentimentalen Stimmung, in der ich seine Scherze und Wiße nicht gut vertragen hätte. Diese Stimmung wurde noch wehevoller, als ein Diener mir ein kleines Päckchen überbrachte. Ehe ich es öffnete, sog ich noch mit Wonne den feinen Veilchenduft ein, der ihm entströmte und mich lebhaft an ein gewisses kleines Taschentuch erinnerte.

O Imre, Imre! mir scheint, du bist verliebt! Zum zwanzigsten Male in so jungen Jahren ein Opfer der Liebe! — Ich öffne das Päckchen. In einer eleganten Cassette liegt ein Fläschchen, und an diesem ist mit rothem Bande ein Stück Papier befestigt, auf dem mit festen Schriftzügen steht: „Alle zwei Stunden die geschwollene Wange mit dieser Flüssigkeit einreiben!“ Die Orthographie ist nicht ganz richtig, aber ich habe nie für die Orthographie geschwärmt und drücke das unorthographische Schriftstück zärtlich an meine Lippen. Ganz unten am Boden der Cassette entdecke ich eine Karte mit den Worten: „Heute Abend neun Uhr erste Quadrille mit Cousine Ilona tanzen!“

Wohl fünfzig Mal lese ich das Recept, — reibe mich alle fünf Minuten mit dem Mittel ein, und mein Freund trifft mich in der wonneseligsten Stimmung, ermangelt aber nicht, alsbald etwas Außergewöhnliches zu wittern und überfluthet mich mit schlechten und guten Wizen. Ich bleibe jedoch schweigsam wie eine Sphinx und verberge meine Schätze vor seinen profanen Blicken. Er schwärmt von Ilona Horvát und läßt durchblicken, daß er in hoher Gnade bei ihr stehe, und sie nicht abgeneigt sei, ihn zu heirathen. Meine anscheinende Theilnahmslosigkeit ärgert ihn, und er zieht sich zur Toilette in sein Schlafzimmer zurück, indem er entrüstet ausruft:

„Baratom! Du bist ein langweiliger Kerl! Entweder bist Du verliebt oder krank!“

Meine Wange bessert sich zusehends; sie ist beinahe normal. Um acht Uhr sitzen wir Beide, Patos und ich, im Wagen und fahren in das Palais meines Onkels. Wir sind am Ziele. Hellerleuchtete Fenster strahlen uns entgegen, und die bezaubernden Töne einer musizirenden Zigeunerbande versetzen mich in Entzücken. Ein behäbiger Portier in ungarischer Nationaltracht empfängt uns ehrerbietig am Wagenschlage, ein junger, hübscher Leibhufar fährt uns die elektrisch erleuchtete, mit frischen Blumen geschmückte Treppe hinauf. Patos ist hier zu Hause, — er übernimmt nun die Führung. Zuerst durchschreiten wir ein helles Foyer und gelangen in einen eleganten kleinen Salon, wo rauschende Schleppen älterer Damen das Durchschreiten zu einer wahren Steeple-Chase gestalten. Vor einer stattlichen Dame in schwarzer Sammet-Toilette wird Halt gemacht.

Infolge meiner außerordentlichen Intelligenz vermuthete ich, daß das meine Tante Horvát ist — sie empfängt mich mit zärtlichen Vorwürfen und sagt, ich sei der einzige Horvát, der sie nicht besucht habe und dergleichen mehr; dann stellt sie mich den sie umringenden anderen Müttern als ihren lieben Neffen Horvát Imre vor. Viele federengeschmückte Häupter nickten mir zu, viele Augen musterten mich vom Scheitel

bis zur Zehe. Mir wird sehr unbehaglich zu Muthe, und ich trachte, bei meinen Verbeugungen immer näher zur Thür zu gelangen, was mir endlich auch gelingt. Das nächste Zimmer bietet schon einen erfreulichen Anblick. Einzelne Paare sitzen in gemüthlichen Nischen und an kleinen Etablissements und ruhen vom Tanze aus. Mehrere Kameraden begrüßen mich und stellen mich ihren Damen vor. Vartenstein mischt gerade seiner Tänzerin eines seiner unfehlbaren Mittel in ein Glas und ist glücklich, auch da ein Opfer seiner Kunst gefunden zu haben. Patos grüßt rechts und links, bringt hier und dort einen seiner verbrauchten Wipe an und steuert endlich mit mir dem Tanzsaale zu, wo gerade ein Csárdas begonnen hat.

Mein Auge sucht natürlich gleich die Cousine. Sie ist nicht unter den Tanzenden; dort aber in einer Ecke steht sie, von Herren umringt, die sie offenbar zum Tanz auffordern. Jawohl, sie ist es, meine holde Freundin von heute früh! Patos durchschreitet mit mir den Saal, um mich ihr feierlich vorzustellen. Ich lasse Alles mit mir geschehen und höre wie im Traume meines Kameraden näselnde Stimme: „Habe die Ehre, Ihnen, Baronesse, Ihren Vetter, Horvát Zmre, vorzustellen, Rittmeister beim fünften Husaren-Regiment.“ Ich mache meine vorchriftsmäßige Verbeugung; doch meine Blicke sind wie festgebannt an die reizende Gestalt in dem weißen duftigen Kleide, mit den berühmten Horvát'schen Perlen um den schneeigen Hals, — gebannt an die dunklen Augen, an das gewisse Grübchen in den erhigten Wangen! —

„Freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Vetter Zmre; meine Freundin hat mir schon viel von Ihnen erzählt“ — und dabei lächelt sie schelmisch und zeigt die hübschen kleinen Zähne mit dem fremden Eindringling vorn in der Mitte. Niemand weiß um dieses Geheimniß als ich! — Meine Cousine muß meine Gedanken errathen, — denn sie rächt sich, indem sie nun meine, noch immer etwas gespannte Wange betrachtet und fortfährt:

„Ich sehe, die „geschwohlene“ Wacke ist viel besser, aber der Schnurrbart ist noch immer ein wenig schief.“ Sie spricht das Wort „geschwohlene“ ebenso unorthographisch aus, wie sie es schreibt, — das finde ich allerliebste und ihr ungarisches Deutsch klingt wie Musik meinem Ohre.

„Meine Freundin —“
„Pardon, daß ich unterbreche,“ sagt nun Patos, — „wer ist diese gemeinliche Freundin? Habe ich nicht die Ehre, sie zu kennen?“

„Vielleicht, Herr von Patos,“ erwidert Ilona lachend, „haben Sie sie schon gesehen; sie sieht mir sehr ähnlich, nur hat die Arme ganz vorn eine Zahnlücke, — sehen Sie, gerade hier.“ — und dabei deutet sie auf ihren kleinen falschen Zahn.

Um uns wird der Csárdas fortgesetzt und ist nun auf dem Culminationspunkte der Raserei angelangt. Das paßt so ganz zu meiner Stimmung! Ich habe noch kein Wort gesprochen, doch als ich sehe, daß Patos Miene macht, Ilona zu engagiren, nehme ich eine lähne Wendung, schlinge meinen Arm um sie und fliege mit ihr durch den Saal, Patos und die anderen harrenden Tänzer in höchster Entrüstung zurücklassend.

War das ein sich Suchen und Finden, Trennen und Vereinen, ein Rasen und Tanzen! War das ein Leuchten in Ilona's Augen! Ein Glühen in ihren Wangen! Ein Pochen und Klopfen in ihrem Herzen!

„Ja, das ist Lustgas!“ rief sie jauchzend aus und rief den Zigeunern, die schon zum zehnten Male den Schluß-Accord spielen wollten, ein lautes „Heogy vót!“ zu. Ich war im Himmel! Für uns Ungarn ist der Himmel ohne Csárdas gar nicht denkbar! —

Meine Tänzerin hing endlich erschöpft an meinem Arme. Wer je mit einem geliebten Mädchen Csárdas getanzt hat, der weiß, wie mir zu Muthe war, — das kann keine Feder beschreiben, am allerwenigsten die eingetrocknete eines Husaren-Rittmeisters!

Der letzte Geigenstrich war verklungen; alle Paare suchten die verschiedenen Ruheplätze auf. Die Fächer wurden energisch in Bewegung gesetzt; auch die Herren fächelten sich Kühlung zu oder stürzten zum Buffet, wo der Sekt in Strömen floß.

Ilona war bald wieder von allen meinen Rivalen umringt, die ihr bittere Vorwürfe machten, den einen Vetter allen anderen vorzuziehen. Patos kam leuchtend heran; er hatte aus Verzweiflung über Ilona's Untreue eine der tanzenden Mütter engagirt, eine heirathslustige, reiche Witwe, deren Gewicht zu viel für seine schwachen Kräfte gewesen zu sein schien. — Er warf mir, der ich noch neben Ilona saß, wüthende Blicke zu.

„Lieber Vetter,“ ertönte es nun an meiner Seite in dem mir schon so liebgewordenen Tonfalle, — „gehen Sie jetzt zu meinem Vater in das Spielzimmer, und

sagen Sie ihm, daß Sie der Horvát Zmre sind; er wird sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen.“ Ein er-muthigender Blick aus den schönen Augen begleitete diese Worte; ich that, wie sie geheißt und eilte in das Spielzimmer, — doch sah ich noch, wie Patos allsgleich meinen leeren Platz einnahm.

In einem raucherfüllten Gemache saßen die würdigen Väter an mehreren Tischen und spielten Jarolás oder Tarol. Die leeren Champagner-Kübel, die an dem schon ziemlich geplünderten Buffet standen, gaben Zeugniß von reichlich vollbrachter Arbeit.

Die Gesichter der alten Herren waren geröthet, und öfters wurde das Spiel unterbrochen durch ein lautes „Hajak!“, wenn Einer der heiteren Greise eine pikante Anekdote zum Besten geben wollte.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund!“

citirte jetzt ein kleiner Graubart und deutete auf mich, der ich noch nicht den richtigen Moment gefunden hatte, mich vorzustellen.

„Was wünschen Sie, edler Daniel, in dieser Löwen-grube?“ redete mich ein Zweiter an.

„Ich habe die Ehre mich meinem Oheim, den ich noch nicht die Ehre habe zu kennen, vorzustellen.“

„Bravo! er hat die Ehre, noch nicht die Ehre zu haben, — sehr gut!“ tönte es nun von einem anderen Tische herüber.

Ein wenig eingeschüchtert nannte ich jetzt nur meinen Namen.

„Horvát Zmre!“ —

„An mein Herz, mein lieber Neffe,“ rief sofort mit einer tiefen Stimme ein alter Herr mit schwarzen, blitzenden Augen und weißen, buschigen Brauen, „freut mich ungemein! — Hast lange warten lassen!“ Und nachdem er mich aufmerksam betrachtet, fuhr er fort:

„Ganz ein Horvát'sches Gesicht, — ganz und gar unsere schönen Augen!“

„Da, haratom,“ trinf' auf gute Verwandtschaft, — hier sind noch fünf baesi's*** von Dir.“ — dabei deutete er auf fünf alte Herren, die mich der Reihe nach, nach ungarischer Sitte, umarmten und abküssten.

So viel Verwandtschaft ist zu viel Glüd! dachte ich mir und blickte sehnsuchtsvoll zur Ausgangsthür. Ich hörte schon die Befehle des Arrangeurs, sich zur ersten Quadrille zu sammeln. Doch da gab es kein so schnelles Entrinnen; jeder sogenannte Onkel wollte genau wissen, wer mein Vater und meine Mutter waren, — ich mußte Allen Red' und Antwort stehen und erklären, in welchem Verwandtschaftsgrade ich zu ihnen stände, bis endlich ein alter General, der nicht Horvát hieß, zu meiner Freude ausrief:

„Na, hat denn diese verwandtschaftliche Nühriceue gar kein Ende?“

„Lassen wir ihn gehen,“ fiel nun mein wirklicher Onkel einem falschen in's Wort, der mich noch nach einer alten Erbtante ausfragen und durchaus nicht glauben wollte, daß sie sich sehr wohl besände, — „lassen wir ihn gehen, — Jugend gehört zur Jugend, — morgen Zmre, auf Wiedersehen bei Tische!“ Ich war so-gleich bei der Thür, eilte in den Saal und kam noch gerade zur Quadrille zurecht. Meiner Cousine sah immer der Schelm im Nacken, und sie meinte, ob ich nicht lieber mit der Freundin tanzen möchte.

„Gut, ich tanze mit der Freundin,“ sagte ich lachend (ich kam diesen Abend gar nicht aus dem Lachen heraus) und eilte mit Ilona am Arme an meinen Platz. Patos war unser Gegenüber, doch er würdigte mich keines Blickes. War es aber der Champagner, den ich bei den Vätern' getrunken, waren es Ilona's schöne Augen, ich war diesen Abend nicht mehr Herr meiner selbst, und der Himmel weiß, was ich für Unsinn geplaudert.

— Als wir einmal leise mit einander sprachen, und Patos höhnisch fragte, ob wir wohl so ernste Verwandtschafts-Angelegenheiten zu verhandeln hätten, schüttelte Ilona nur ihr Haupt und sagte kurz: „Wir sprechen von viel ernstern Dingen, — von einer Lustgas-Operation!“

Patos wurde nicht klüger, als er war, — wir lachten aber über sein erstauntes Gesicht und benahmen uns wie ein Paar unartiger Kinder. —

Patos und ich sind die Letzten. Beim Abschiede küßte ich die kleine Hand Ilona's einmal für meine Cousine, einmal für die Freundin, — und dann wieder für die Cousine.

Patos spricht während der Nachhausefahrt kein Wort.

Den anderen Tag aber macht er mir Vorwürfe über meine Unaufrichtigkeit, über meine Falschheit. Ich höre lange geduldig zu und will mir meine glückliche Stimmung nicht verderben lassen, — doch da er unartig und grob wird, zahle ich's ihm mit gleicher Münze zurück, und das Ende ist eine regelrechte Forderung von

*) Hört! hört!

**) Mein Bruder.

***) Onkel.

meiner Seite, die auch angenommen wird. Ich spreibe bei meinen Verwandten und fahre Abends nach Stockerau. Zwei Tage darauf schlagen wir uns bei einem Kameraden. Patos Säbel streift meinen Arm, ich haue ihm eine Schramme über die Hand. Wir versöhnen uns, und ich rathe Patos, die reiche Witwe nicht aus den Augen zu lassen.

Ich fahre natürlich wegen dringender Familien-Angelegenheiten jeden Nachmittag von Stockerau nach Wien. Mein Oberst lacht verschmigt und nennt mich einen verfluchten Kerl.

Vartenstein curirt nach wie vor mit Nux und Aconit, — doch ich bin, seiner Ansicht nach, wie alle Verliebten ein incurabler Patient. Patos hat krankheitshalber Urlaub genommen und zieht sich, um sich von seinen Schulden zu erholen, auf seine, d. h. auf die Güter seiner Freunde zurück. Ich habe mich mit meiner Cousine Ilona verlobt, um endlich allen verwandtschaftlichen Zweifeln ein Ende zu machen. Im April feiern wir unsere Hochzeit und der Zahnarzt wird eingeladen; auch für ein Transparent wird georgt, worauf in großen Lettern zu lesen sein wird:

„Ehjen*) die Lustgas-Operation!“

*) Vivat!

Neudruck verboten.

Poeta laureatus.

Von Heinrich Seidel.

Der junge Doctor Anton Brandeis saß in einer stillen Straße der Weißvorstadt von Berlin am Fenster und las. Es war ein schöner, stiller Sommerabend; auf den Stirnseiten der Häuser lag ein zartes, rosiges Licht, die Thürschwälbchen jagten sich schreiend an den Giebeln entlang, die Kinder spielten Jock und Anschlag, und zuweilen rollte schlaftrig eine einsame Droschke vorüber. Auf alle diese Dinge achtete aber Brandeis gar nicht, denn er war ausschließlich in sein Buch vertieft, und zwar in einer Weise, die wohl der stille Traum manches Poeten ist. Wie sonderbar, daß er, dem schon von Kindheit an ein starkes Interesse für die Poesie innewohnte, diesen Dichter erst jetzt entdeckt hatte. Das war doch nur möglich bei dieser fürchterlichen, breiten Bettelwunde der Literatur unserer Tage, in deren trüber Fluth die paar guten Broden kaum zu entdecken sind. Nicht, daß etwa so viel weniger Gutes sich heutzutage fände als früher, nein, nur das Mittel-mäßige, Ueberflüssige und Glende hat sich in einer Weise vermehrt, daß es jammervoll ist. Und alle diese Mittelmäßigen, Ueberflüssigen und Glenden stehen zusammen und rühren die Pauken und die Schellen für einander, wie Quackhalber auf dem Jahrmartie, die uns Broddüggelchen als heilkräftige Pillen und verdorbenes Flaumenmüs als Latwerge verkaufen. Wie oft war Brandeis schon durch solche oft wiederholten Anpreisungen bewegt worden, ein Buch irgend eines sogenannten neueren Dichters in die Hand zu nehmen, und wie oft hatte er dasselbe schon verdrücklich wieder aus der Hand geschleudert, weil er fand, daß es immer derselbe saure Buchhändlerknecht war, den er schon aus vielen Beispielen kannte! Aber jetzt hatte er so ganz durch Zufall einen Poeten gefunden, der ihn glücklich machte. Unter den Colonnaden der Leipziger Straße entdeckte er ein unscheinbares Büchlein, das der brave Herr Danz mit fünfzig Pfennigen ausgezeichnet hatte. Der Name des Dichters, Walter Kolin, war ihm bekannt, er hatte manches Gute über ihn, aber noch nichts von ihm gelesen, und so meinte er, fünfzig Pfennige an diese neue Enttäuschung wenden zu dürfen. Er brachte das Buch nach Hause und las es noch am selben Abend zu Ende unter Lachen und Weinen und mit stillem Entzücken. Das war der Poet, den er immer gesucht hatte, hier fand er ausgesprochen, was er selber in der tiefsten Seele trug. Gedanken und Empfindungen, die schon lange in ihm nach Worten rangen, hier fand er sie klar und deutlich vorgetragen; wahrhaftig, er selber wäre dieser Dichter geworden, hätte die Natur ihm zu einem begeisterungsfähigen und nachführenden Herzen auch die Gabe verliehen, zu sagen, was er liebte und was er litt. Wie schön und durchsichtig war die Sprache dieses Poeten! Bald rieselte sie dahin gleich einem Vädlein, das über Kiesel plätschert und zugleich hundert neckische Lichter wirft, bald brauste sie ungestüm und mächtig daher, bald buchtete sie sich zu sanfter Klarheit, die den gewaltigen Himmel sowohl als das feinste Zwieglein widerspiegelte. Nirgend fand er leere Worte, sondern Alles war aus Anschauung und aus der Tiefe geschöpft; mit ein paar unscheinbaren, aber richtig gewählten Ausdrücken ward eine ganze Landschaft vor das geistige Auge gezaubert, durch eine feine Wendung das verschlungene Gedankengewebe der handelnden Personen blitzartig erleuchtet. Der tiefste Ernst wie der heiterste Scherz stand diesem Dichter zu Gebote, und Beides wußte er so zu mischen, daß er bei dem Leser die wunderliche Seligkeit des Lachens unter Thränen erzeugte.

Am nächsten Tage ging Brandeis zu Gsellius und kaufte sich Alles, was von diesem Poeten erschienen war. Zu seiner Beschämung sowohl, als zu seiner noch größeren Freude fand er, daß es eine ganze Reihe von Bänden war, und nun ruhte er nicht, bis er Alles in sich aufgenommen hatte, um, als er fertig war, mit behaglicherem Genusse wieder von vorne anzufangen. Er mußte sich gestehen, daß er sehr geneigt war, von allen lebenden Dichtern diesem den Vorber zu reichen. Zwar sein Verstand machte Einwendungen dagegen, aber sein Herz entschied nun einmal so. Es war eben sein Poeta laureatus, und im Stillen für sich nannte er ihn auch so. Nur konnte er kaum begreifen, daß der Name dieses Mannes nicht in Aller Munde und seine Bücher nicht in jeder guten Hausbibliothek waren. Aber dazu war Walter Kolin den guten Deutschen wohl noch lange nicht todt genug.

Herr Doctor Anton Brandeis hatte einige Freunde und Gefinnungs-Genossen, und das erste, was er that, war, daß er hinging und eine kleine Kolin-Gemeinde stiftete, wobei er in den meisten Fällen zu seiner Freude das eigene Urtheil bestätigte fand. Er begann sich natürlich auch für die näheren Lebensumstände dieses Mannes zu interessieren, konnte aber

*) Das ungarische: „Noch einmal“, wörtlich übersetzt: „Wie war's?“ —

weiter nichts in Erfahrung bringen, als daß der Dichter schon seit langer Zeit in Berlin lebe. Als er nun an dem schönen Sommerabend seine Lectüre beendet hatte und mit sinnendem Nachgessen in den rosigen Abendhimmel starrte, da fiel ihm dieser Umstand wieder ein; er holte schnell das Adressbuch herbei und schlug nach. Mit freudigem Schreck durchfuhr es ihn, als er fand: Walter Kolin, Schriftsteller, Wiesenstraße 22. Das war ja die Straße, in welcher er wohnte, und die Nummer 22 führte das kleine, zweistöckige Haus gerade gegenüber. Wie wunderbar erschien solches Zusammentreffen. Dieser Mann, den er seit Kurzem so überaus verehrte, hatte ihn seit lange gegenüber gewohnt, und gewiß hatte er ihn schon oft, wenn nicht täglich, gesehen. Wer wohnte denn dort außerdem noch? August Habnke, Schuhmacher, — das war der Portier des Hauses, dessen Frau stets auf Patzchen ging und die gewandteste Junge in der ganzen Straße führte, — und dann nur noch: Ferdinand Lehmann, Rentier. Das war natürlich der dicke Herr mit der Stumpfnase, dem anstrahlten Kinn, den kleinen Augen und der Glase, derselbe Herr, der dort eine Treppe hoch wohnte, lange Pfeifen rauchte und ansah, wie ein pensionirter Bäckermeister, was er auch wohl war. Er stand dabei, — dem gehörte natürlich das Haus. In diesem Augenblicke öffnete sich gegenüber die Thür, und der Bewohner des Erdgeschosses trat heraus. Dieser ihm von Ansehen ebenfalls längst wohl bekannte Mann war also Walter Kolin. Eine vornehme Erscheinung von etwas über Mittelgröße wie Goethe, von gerader Haltung wie dieser und sehr sauber, fast elegant gekleidet. Natürlich, wer so sorgfältig in seinen schriftstellerischen Arbeiten verfuhr und einen so geläuterten Stil schrieb, so viel Werth legte auf das Kleid der Sprache, der gab selbstverständlich auch etwas auf sein Aeußeres. Und welcher einen echten Dichterkopf hatte der Mann! Dunkles, ein wenig natürlich gelocktes, aber kurz gehaltenes Haar, braune Augen von schwarzen Brauen überschattet, eine kräftige, wohlgebildete Nase, darunter ein schöner Schnurrbart. Der ganze Kopf mit seiner bräunlichen Gesichtsfarbe hatte etwas Markiges, und seine Züge schienen aus lauter kleinen Flächen zusammengesetzt in der Weise, wie es Franz Hals zu malen liebte. Jätwahr, an diesem Manne befand sich Alles in Harmonie.

Anton Brandeis konnte ihn sich in aller Ruhe betrachten, denn er stand eine Weile vor seiner Thür, einen Stock mit goldenem Knopfe unter dem Arme tragend, nestelte an seinen Handschuhen und ließ dabei seinen Blick über den hellen Abendhimmel gleiten. Dann wandte er sich und ging langsam und gemessen dem nahen Thiergarten zu. Einige Berge von Umland schossen Brandeis unwillkürlich durch den Sinn. Er murmelte vor sich hin:

„Ergebst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —“

und machte sich ebenfalls für seinen gewohnten Abend-Spaziergang bereit. Es war ziemlich hell draußen, denn die Sonne stand noch am Himmel, in rosigen Dunst gehüllt. In den Straßen brühte die Schwüle des heißen Tages, der die Häuser wie Ofen geheizt hatte, doch von den Gärten wehte zuweilen ein kühlerer Hauch und ein betäubender Verkojen-Duft herüber. An dem blankgelegten Himmel war kein Wölkchen, nur ein Luftballon schwebte dort in der Gegend von Charlottenburg. Der Luftschiffer schien den stillen Abend benutzen zu wollen, um möglichst hoch zu steigen; er öffnete sichtlich die Sandblase, welche ihm als Ballast diente, denn von Zeit zu Zeit fuhr aus der Gondel, die wie ein Pünktchen erschien, ein schmaler Silberkreis hernieder, der sich allmählig verbreiterte und in der stillen Luft verchwamm.

Im Thiergarten war es ein wenig kühler, die Hauptsteige wimmelten von Spaziergängern, und deshalb schlug Brandeis die Pfade ein nach den sogenannten wilden Wegen, wo es einsamer war. Dort kamen ihm nur vereinzelt Leute entgegen; die Dämmerungsalster begannen zu fliegen, vom zoologischen Garten her tönte Musik, und zwischen den Stämmen stand das Abendroth. An einer etwas freieren Stelle schaute er unwillkürlich zum Himmel empor und sah nun wieder den Luftballon, der, allein noch von der schon verfunkenen Sonne beleuchtet, in der gewaltigen Höhe schwebte wie ein rosiges Traumgebilde. Darüber hatte der junge Doctor verstimmt, auf die Begegnenden zu achten, und als er nun weiter schritt, sah er plötzlich den Mann vor sich, der ihm so große Theilnahme einflößte. Dieser beachtete ihn nicht, er ging mit den Händen auf dem Rücken und gesenkten Hauptes, heimbar in sich selbst vertieft, an ihm vorüber. Brandeis hätte viel darum gegeben, hätte er gewußt, welche Gedanken jetzt in dieser so edel geformten Stirn sich bewegten. Sie schwebten gewiß so hoch über dem staubigen Gewimmel auf dieser Erde, wie jener Luftballon in reinen Aetherhöhen. Er empfand es als ein Glück, daß er nun den Mann kannte, der sein Herz so tief zu errögen und sein Gemüth so hoch zu erheben wußte.

Jedoch, es war ein heißer Tag gewesen und der Abend warm, sodas Brandeis sich nach einem Trunk sehnte. Die „Khaale Kreatur Dänubier“ kam ihm in den Sinn, denn an solchen Tagen voll Sommergluth ist das kühle, säuerliche und von Kohlensäure prickelnde Weißbier durchaus nicht zu verachten, insonderheit, wenn man einen Ort weiß, wo es gut behandelt wird. Solchen kannte Brandeis sehr wohl und lenkte seine Schritte zu einem kleinen Weißbiergarten, woselbst eine Anzahl von festen Niedermännern aus der Gegend allabendlich ihre ungeheuren Glasbottiche leerten und dazu Puff, Solo, Sechshundschzig oder den allmählig alles Andere verschlingenden Stat zu spielen pflegten. Als der junge Doctor in den kleinen Garten eintrat, sah er dort den anderen Bewohner des ihm gegenüber liegenden Hauses mit einigen Herren an einem Tische sitzen, und als er vorüberging hörte er ihn sagen: „Erbsen, Sauerkohl und Pökelfleisch sind durchaus nicht zu verachten, — das einzige Gericht, bei dem mir in Wirklichkeit das Wasser im Munde zusammen läuft, wenn es auf den Tisch kommt.“

Brandeis setzte sich an einen entfernten Tisch, denn es gelästete ihn nicht, noch mehr von den Gesprächen dieses Urphilisters anzufangen; er trank gedankenvoll seine Weiße und grübelte darüber nach, wie seltsam doch das Schicksal die Menschen zusammenwürfelt, so daß diese beiden Männer in einem Hause wohnten, der Eine, dem das Haupt erfüllt war von lichten Phantasien und heiteren Wundern, und der Andere, dessen Hirn nur die niedrigsten Gedanken zu bewohnen schienen.

Als er dann nach einiger Zeit wieder fortging, waren die Männer scheinbar noch immer mit Gesprächen über Essen beschäftigt, denn im Vorbeigehen hörte er den dicken Herrn wieder sagen: „Ja, Spidaal, den muß man an der Dösee essen!“



Anton Brandeis

„Ehensülicher Kerl!“ dachte Anton Brandeis. Als er nach Hause kam, fand er eine Karte vor, folgenden Inhaltes:

„Lieber Doctor! Wollen Sie morgen Abend um acht Uhr zu uns kommen, so habe ich eine hübsche kleine Ueberraschung für Sie. Ich erwarte Sie bestimmt! Ihre Marie Bärger.“

Brandeis war erfreut über diese Einladung, denn er besuchte gern jene Familie, und die Hausfrau war seine mütterliche Freundin. Man traf dort immer angenehme und unterrichtete Leute, und der Verkehr war zwanglos und behaglich. Am nächsten Abend machte er sich bei Zeiten auf den Weg. Der wohlhabende Herr Bärger hatte ein hübsches kleines Haus in dem sogenannten Kielgan'schen Willen Viertel, und als Brandeis dort ankam, ward er von dem Mädchen in den Garten gewiesen. Frau Bärger kam ihm mit leuchtenden Angesicht entgegen: „Ich habe ganz etwas Wundervolles für Sie,“ sagte sie freudig, „die Bekanntschaft hat sich ganz schnell und zufällig gemacht. Kommen Sie!“

Als Brandeis gleich darauf um eine Gebüschhecke bog, fuhr ihm der Schreck in alle Glieder, denn dort vor einem herrlich blühenden Rosenstrauche, stand im Gespräch mit dem Hausherrn der dicke Herr aus dem Hause gegenüber. „Wie kommt das Ungethüm hierher?“ dachte er unwillkürlich, aber schon hatte ihn Frau Bärger dorthin geführt und stellte ihn vor: „Herr Doctor Anton Brandeis, — einer Ihrer größten Verehrer, — Herr Walter Kolin!“ und dann sah sie den Doctor triumphirend an. Dieser aber war wie mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, und seine Verwirrung unbeschreiblich. Dieser dicke Mann mit der Stumpfnase, dem anstrahlten Kinn, den kleinen Augen und der Glase, dieser pensionirte Bäckermeister, dieser Weißbier-Philister war sein Poeta laureatus Walter Kolin!

„Sehr erfreut!“ stotterte er mechanisch, allein eigentlich war er zerschmettert. Frau Bärger, die seine Verwirrung sah und sie der freudigen Ueberraschung zuschrieb, legte sich in's Mittel und brachte das Gespräch bald in einen besseren Fluß, sodas Brandeis den ersten Schreck überwand, und es ihm gelang, seine Begeisterung an den Mann zu bringen und das Gesicht des Poeten mit einem freundlichen Schimmer zu verklären.

„Ein recht verständiger junger Mensch!“ sagte Kolin später gelegentlich zu Herrn Bärger, denn er glich in dieser Hinsicht, wie wohl alle Künstler und Poeten, ein wenig dem Herrn Pievenbrint aus den „Journalisten“, der von den Leuten, die seine Weine loben, sagt: „Die Kerls haben keinen schlechten Geschmack!“

Als Anton Brandeis aber in angeregtem Gespräch mit Herrn Walter Kolin durch die laue Sommernacht nach Hause gewandert war und sich wieder in seinem stillen Zimmer befand, da schwor er, niemals wieder voreilig von dem Aeußeren des Menschen auf sein Inneres zu schließen, und er hat von jener Zeit ab die Physiognomie für die trüglichsste aller Wissenschaften gehalten.

Die Frau im serbischen Volksliede.

Eine Studie von Ernst von Dombrowski.

(Schluß.)

Wir fragen wir uns nunmehr, welche Eigenschaften ein Jüngling besitzen muß, um begehrt zu sein, so ist zu erwähnen, daß, wie dies bei allen unverdorbenen Naturvölkern der Fall, die Mädchen selbst wenig auf Stellung und Reichthum, sondern nur auf die Person selbst sehen, während freilich die Mütter und sonstigen Angehörigen erstere Momente allein in Rechnung ziehen. Selbstredend ist es, daß die Bosnierinnen ebensowenig als ihre in der Kultur höherstehenden Schwestern einen bestimmten Schönheits-Codex für die Männer zusammengestellt haben, daß vielmehr lediglich der individuelle Geschmack entscheidend wirkt.

Bezeichnend ist es für den allgemeinen Volks-Charakter, daß die Mädchen der Krajna und Bosavina, der beiden Kornkammern Bosniens, stets dem Ackerbauer und überhaupt dem Grundbesitzer den Vorrang einräumen, während die herzogvinische Jungfrau nur die eine unerläßliche Anforderung an den Ehekoren richtet, daß er ein „Held“ (junak*) sei. Ein Lied, das keine ackerbauende Heimath nicht zu verleugnen vermag, läßt eine Mutter ihrer Tochter eine Reihe von Heiraths-

*) Der Begriff „Held“ fällt dem Montenegroiner und Herzegoviner mit „Krieger“ zusammen, und dies darf insofern nicht Wunder nehmen, als der gegen die Türken kämpfende Krieger, der stets gegen eine riesige Uebermacht stritt, im vollsten Sinne ein Held sein mußte.

Candidaten vorschlagen. Erst einen Biegenhirten, der aber verschmäht wird, denn „Biegenhirt steigt auf die Felsen, wird den Hals mal brechen“; dann einen Schäfer, doch „Schäfer geht in's Waldgebirge, beißen ihn die Wölfe“; ferner einen Handelsmann, insofern der „streift durch die Welt, kommt niemals nach Hause“; weiter einen Schneider, jedoch „Schneider hat gar keine Nadeln, hungern ihm die Kleiden“; da nennt die Mutter schließlich einen Ackermann, und das Mädchen ruft freudig aus:

„Mutter, ja, den Ackermann!
Werd' es gut da haben!
Ackermann hat schwarze Hände,
Aber Weißbrot ist er!“

Diese rein materiellen, abschreckend realen Anschauungen zeugen recht deutlich von der Stumpfheit der Savelbewohner, die auf der denkbar unglücklichsten Bildungsstufe stehen, — auf der Schwelle zwischen ihrem Urzustande und einer neuen, fremden Kultur. Von ersterem ist nur mehr die Rohheit vorhanden, die nationalen und individuellen Ideale sind verbläht, und die aufgedrungenen neuen Sitten und Gebräuche bieten keinen Ersatz dafür. Welch' andere ethische Tiefe weist das echt montenegroische Lied auf:

Kühlwein trinken dreißig Cetinjaner,
Sie bedient die junge Cetinjanerin,
Wie sie Jedem dar den Becher reichet,
Nach dem Weine streckt die Hand aus,
Jeder will sie küßend nur umarmen.
Doch es spricht das Cetinjan'sche Mädchen:
„Heiß mir Gott, ihr dreißig Cetinjaner!
Dienerin zwar bin ich Euer Aller;
Aber bin nicht Euer Aller Liebchen;
Bin es nur alleine jenes Helden,
Der mir schwimmt durch den Fluß Cetinja,
Ganz in kriegerischer Waffen-Kleidung,
Auf den Schultern diesen Kathsherrn-Mantel,
Also schwimmt' er durch den Fluß Cetinja,
Schwimmt durch vom Berge bis zum Berge;
Und sein treues Weib will ich dann werden!“

Doch die Helden schau'n zur Erde nieder,
Ob sie wachsen sah'n des Grases Wälden,
Wie man sieht der Mädchen Wusen schwellen“).
Nur nicht that's der junge Radoica,
Auf die leichten Hüfte sprang der Jüngling,
Gürtete sich mit den blanken Waffen,
Worf sich ganz in kriegerischen Anzug,
That den weiten Kathsherrn-Mantel d'rüber, —
Also wirft er sich in die Cetinja.

Durchgeschwommen war der Helden-Jüngling,
Durchgeschwommen schon von Berg zu Berge;
Als er aber nun zurück sollt' kehren,
Unter taucht er in die Fluth ein wenig,
Taucht nicht unter, weil er matt geworden,
Taucht unter nur, sein Lieb' zu prüfen,
Ob sie ihn auch treu und herzlich liebt.

Wie das sieht das cetinjan'sche Mädchen,
Stürzt sie sich hinein in's wilde Wasser,
Aber d'rauf der junge Radoica
Taucht empor und faßt das schöne Mädchen,
Trägt sie aus dem Flusse an das Ufer,
Greift sie d'rauf bei ihren weißen Händen,
Führt sie heim in seine weißen Höfe.

Das Lied ist zweifellos alt, hat aber heute noch eine enorme Verbreitung und wird überall mit besonderer Freude aufgenommen; in ganz Montenegro, der Herzegovina, dem südlichen Bosnien und Dalmatien zählt es neben den Gesängen vom Königssohne Marko zu den am häufigsten gehörten.

Wie gelangen nunmehr, das Mädchenstum verlassend, zur Heirath. Wie schon hervorgehoben, schließt mit ihr, höchst feltene Ausnahmen abgerechnet, das Glück des Weibes ab.

„Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmaï,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei!“

Dieses Dichterwort wäre wahrer noch, als es ist, wenn es dem Munde eines bosnischen Sängers entstanne. Wir haben bereits bemerkt, daß den Mädchen keinerlei Einfluß auf die Wahl ihres zukünftigen Gatten zusteht, daß die Mutter vielmehr ihre Tochter oft im vollsten Sinne des Wortes an den Weisheitsenden, den die Arme vorher vielleicht nie gesehen, verkauft. Alte und neue Lieder schildern diese, leider heute noch herrschende Unsitte, welche früher, allerdings nur in Ausnahmefällen, selbst so weit ging, daß christliche Mädchen an Türken verhandelt wurden, wenn diese mehr boten als andere Freier. Ein solches Vorkommniß schildert ein Lied aus dem Sagenkreise von „Zoo dem Zengger**“), welcher für Muschica, die Tochter eines an der Küste wohnenden Bans „drei Schuhe voll Gold-Ducaten“ zahlen will, jedoch durch den Türken-Hauptling Mehmed von Ubbina überboten wird, indem derselbe „sechs Schuhe voll Gold-Ducaten“ entrichtet will. Zoo erfährt dies, sammelt eine Schar Helden, darunter seinen Neffen Thadja, und lauert dem Hochzeitszuge des Türken auf; doch verläßt ihn und seine Genossen der Muth, als sie gewahren, daß ihnen die Feinde zehnfach überlegen seien. Nur Thadja zittert nicht, schießt Mehmed und einige Andere aus dem Hinterhalte vom Pferde, worauf sich alle Zengger den erschrockenen Türken entgegenwerfen und sie in die Flucht schlagen. Thadja bemächtigt sich der Braut und führt sie seinem Oheime zu, spricht aber dabei verächtlich:

Hier, o Oheim, nimm das liebe Mädchen!
Doch von nun an bin ich dein Genoff' nicht;
Zeige bist du, wo es gilt zu wagen!

Ähnliche Ueberfälle zählen übrigens als Folge der geschilderten Verhältnisse keineswegs zu den Seltenheiten; wer das Land zu Pferde in Begleitung eines ortskundigen Führers bereist, wird von diesem fast stündlich auf Grabsteine aufmerksam gemacht werden, die an Brantraub und die an ihn geknüpften Kämpfe erinnern. Nur ausnahmsweise hatten Räuber die Hand dabei im Spiele, vielmehr handelte es sich meist um die Verfechtung älterer Rechte eines abgewiesenen und nun

*) Eine stehende, in den Heldenliedern überall wiederkehrende Formel, wenn zum Ausdruck gebracht werden soll, daß ein Mann vor einer ihm vorgehaltenen That zurückschreckt und thut, als ob er nichts gehört hätte.

**) Derselbe, vielfach besungen, lebte zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts.



Offiziere Napoleon I., von Damen der italienischen Aristokratie bewirthet. Von S. Albarej. — Siehe Seite 111.

nach Rache dürstenden Bräutigams. Gelang es diesem, seinen Nebenbuhler zu tödten, und die Geliebte zu entführen, so war hierdurch natürlich die Blutrache wachgerufen, und erbitterte Kämpfe bildeten die unausbleibliche Folge.

Wenn ein Freier den geforderten Kaufpreis bereits erlegt und die Mitgift geliefert hat, so ist der Bund damit noch nicht endgültig besiegelt; denn es kommt vor, daß ein zweiter Freier dem ersten diese Gaben vergütet, ihn auch noch anderweitig abfindet, und die Eltern durch reiche Geschenke zur Rücknahme ihrer Zusage veranlaßt, was in der Regel nicht schwer fällt. Ob das Mädchen den ersten Bräutigam geliebt hat, den zweiten vielleicht haßt und verachtet, spielt keine Rolle für die Mutter, und ist auch für den Verbenden ohne Belang, denn seine Frau ist ja seine willen- und rechtlose Skavin, die er, wenn sie sich nicht aus Liebe fügt, mit der Peitsche dazu zwingen darf. Die Väter, die sich, wenngleich sie selten idealistren, doch immer auf edleren Bahnen bewegen, melden von solchen Greueln wenig, oder malen sie zum Mindesten nicht detaillirt aus. Wer aber länger in jenen Ländern gelebt, hat manches gesehen, was das Blut stocken macht und dem Con- traste zwischen solch beifpielloser Rohheit und dem im Allge- meinen so hochberzigen Charakter des Volkes das denkbar schärfste Relief verleiht. Es gehörte z. B. noch vor zwei Jahr- zehnten nicht zu den Seltenheiten, daß in der Herzegovina der den Eltern unpassend erscheinende Geliebte ihrer Tochter vor deren Augen ermordet, und sie selbst noch am selben Tage gezwungen wurde, dem Mörder ihre Hand zu reichen. Zeigte sie diesem nach der Hochzeit ihren Abscheu, so schlug und stieß er die Unglückliche so lange, bis sie sich ihm ergab, wenn sie nicht den Tod einem solchen Lose vorzog. Auch heute noch sind derartige Scenen, wenngleich der Mord meist wegfällt, in einzelnen Landestheilen gewöhnliche Erscheinungen. Das Weib hat hier eben mit dem Augenblicke der Vermählung die Stel- lung eines Hausthieres und darf nur in dem Falle auf eine halbwegs menschliche Behandlung rechnen, wenn es sich als solches gefügig und brauchbar erweist. Der Mann laßt seine Braut, wie ein Pferd, und wie er dieses, sobald es sich wider- spenstig erweist, mit unbarmerzigem Peitschenhieben zum Ge- horfam zwingt, ebenso that er es mit seiner Gattin.

Daß unter diesen Umständen die Ehe jedes tieferen sitt- lichen Haltes entbehrt, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden. Die Frau hat einzig und allein den Beruf, das Haus zu hüten und für die Kinder zu sorgen, um die der Mann sich nicht zu kümmern braucht.

Abgesehen vom Reichthume war es, namentlich in Kriege- rischen Zeiten, aus naheliegenden Gründen sowohl der Schwie- germutter als auch dem Mädchen selbst lieb, wenn der Freier einen ausgebreiteten Verwandtschaftskreis besaß, da dann sein Haus der (heute nur noch in Montenegro und Albanien im vollen Umfange) üblichen Blutrache wegen gesicherter erschien, als wenn er im Nothfalle nur über die eigene Faust zum Schutze seines Herdes verfügte.

Da in reicheren Landstrichen die Mädchen oft sehr hoch im Preise stehen, sehen sich unbemittelte junge Männer häufig auf Witwen angewiesen, da diese frei über ihre Hand verfügen dürfen und für dieselbe, namentlich dann, wenn sie einmal ein Alter erreicht, in dem sich unsere Damen bereits über ihr Geburtsjahr im Unklaren befinden, bloß ein Geringes ver- langen. Uebrigens scheint dieser Brauch, der stellenweise arg überhand genommen, nicht echt südslavisch, sondern erst durch die Türken*) eingeführt worden zu sein, wie denn überhaupt auch der Brautlauf im Allgemeinen mohammedanischen Ur- sprungs sein dürfte. Die Bevorzugung von Witwen tritt naturgemäß am häufigsten in den großen Städten deutlich zu Tage, weil daselbst die Vermögens-Unterschiede bedeutender und der Preis der Mädchen ein durchschnittlich höherer ist, als in den abgelegeneren Landestheilen. Aber selbst für Sarajevo**) wird sie in mehreren Viedern als ein „neuer böser Brauch“ gekennzeichnet und verworfen; so in dem folgenden:

Ueber Sarajevo fliegt ein Falke,
Suchet Schatten, um sich abzukühlen,
Findet eine Tann' in Sarajevo,
Trunster einen Born mit frischem Wasser,
An dem Born die Witwe Hyacinthe
Und die Jungfrau, duft'ge Gartenrose,
Sann der Falke, Alles wohl bedenkend,
Ob die Witwe Hyacinth' er küsse,
Ober ob die Jungfrau Gartenrose?
Aber sinnend sann er aus das Eine
Und sprach also zu sich selber leise:
„Gold ist mehr werth, wenn auch abgetragen,
Mehr als Silber, wenn auch neu geschmiedet.“
Und er küßt die Witwe Hyacinthe.
Järend spricht die Jungfrau Gartenrose:
„Sarajevo, Anheil soll Dich treffen!
Weil der böse Brauch in Dir begonnen,
Daß die Jünglinge die Witwen lieben,
Und die greisen Greise schöne Jungfrau!“

Die Brautwerbung geschieht in der Regel durch den Bruder oder Oheim des Freiers, seltener direct, und zwar wird sie mit Verhandlungen über den Preis des Mädchens eröffnet. Auch kommt es, wenn der Vater des Bräutigams noch lebt, vor, daß die beiderseitigen Eltern alles Geschäftliche selbständig erledigt haben, ehe sie ihre Kinder von dem im Falle erfolgter Einigung unabänderlichen Beschlusse verständigen, gegen welchen es keinen Widerspruch giebt, seitens des Sohnes ebensowenig als seitens der Tochter.

Sind die Verhandlungen zu günstigem Ende gebracht, so erhält die Braut entweder einen Ring oder (nach türkischer Sitte), einen natürlichen, bei reichen Leuten einen silbernen oder goldenen Apfel, als Zeichen der Verlobung; letzterer wird indeß vielfach nicht als solches anerkannt und in der Regel bloß bei heimlichen Verlobungen geschenkt. Daher heißt es im Liede:

Einen Apfel giebt als Liebespfand man,
Und Basilium zum Wohlgeruche;
Doch den Ring nur giebt man zum Verlobniss.

Hi das Jawort ertheilt, so erhält meist auch der Bräutigam von den Verwandten seiner Braut reichliche Geschenke, die er entsprechend zu erwidern hat.

*) Bei diesen darf eine Witwe nur dann an eine neue Ver- bindung denken, wenn sie kinderlos ist oder die Kinder erster Ehe entsprechend versorgt hat, da der neue Gatte solche in keinem Falle anerkennt.

**) Sarajevo, die an der Miljeva gelegene Hauptstadt Bos- niens, gilt im Volksmunde und demgemäß auch in den Viedern überhaupt, als der Hauptstz türkischer Anstöße.

Darauf zieht der Brautführer mit blumengeschmückter, wohlgefüllter Cutura*) im Dorfe von Haus zu Haus, ver- kündet die Verlobung und ladet angemessene Personen zu Gästen (svati) ein; Jeder der Zulagenden spricht einen Glück- wunsch, hängt ein Geldstück an die Cutura und thut dann einen kräftigen Schlud aus ihr. Absolut nothwendig sind zur Hochzeit ein Trauungspathe (kom vjenani), welche im Namen Gottes und des heiligen Johannes verleiheue Würde Niemand ablehnen darf;**) ein Geschloß desselben, der die Fahne trägt; ein Vorsieher der Hochzeitsgäste (starišvat); ein Führer des Hochzeitszuges (vojvode); ein Sackpfeifer (gadjar) und endlich eine Art Postreißer (čaus), dem jede Insolenz gestattet ist; außerdem eine den Vermögens-Verhältnissen der Brautleute angemessene, möglichst große Anzahl sonstiger Hoch- zeitsgäste. Am liebsten sieht man es, wenn diese Alle un- verheirathet sind und lauter neue Sachen an sich tragen. So rühmt das Lied vom Fahnenträger Milic:

..... aus Herzegovina,
Aus der Zaca, aus Cataro's Umkreis,
Aus ganz Bosnien wählt er schmale Svaten,
Lauter junge, unvernünftige Felder,
All' auf Rossen, nie zuvor geritten,
All' mit Waffen, nie zuvor getragen.

Nach und nach versammeln sich alle theilhaftigen Personen im Hause des Bräutigams und werden von diesem und dessen Angehörigen je nach ihrem Range begrüßt, unter Umständen auch beschenkt. Sind alle Gäste eingetroffen, was allerdings bei großen Hochzeiten, an welchen sich Personen aus weitem Umkreise theilnehmen, infolge der mangelhaften Communicationen unter Umständen mehrere Tage, ja Wochen währen kann, wäh- rend welcher sich die zuerst Angelangten im Hause des Bräu- tigams gütlich thun, so setzt sich der Zug in Bewegung. Der Bräutigam hat ein weißes Tuch um den Hals geschlungen, der Brautführer eine natürliche oder künstliche Rose angesteckt; voran schreitet der Fahnenträger mit entfalteter Fahne neben dem Führer des Hochzeitszuges. Vor jedem Hause wird Halt gemacht, Glückwunsch und Dank gesprochen und der unentbehr- liche Branntwein oder Wein getrunken. Der Haupt-Troß reitet langsam vorwärts, einige junge Svaten aber umkreisen ihn be- ständig in rasendstem Galopp, die tollsten Reiterkunststücke voll- führend. Trotz der vielen Personen, der geistigen Getränke und der allgemeinen Aufregung entsteht kein Streit, es darf keiner angefangen und vor Allem kein Blut vergossen werden; dies würde das Glück des Brautpaares, dem Abersauben nach, von vornherein untergraben und daher von den Angehörigen desselben bitter gerächt werden.

Endlich trifft der Zug im Hause der Braut ein, wo be- reits große Vorbereitungen getroffen wurden. Die Haupt- personen der Feier, die für einander bestimmten, haben sich sehr oft bis dahin noch gar nicht gesehen, zum Mindesten kennen sie einander selten näher; mit welchem Bangen muß die Braut der ersten Begegnung entgegenblicken, welcher Schrecken muß sie erfassen, wenn sie plötzlich gewahrt, daß sie für das ganze Leben an einen zwar reichen, ihr aber gänzlich unbekanntem, alten und häßlichen Mann geleitet werden soll! Tief verschleiert führt sie ihr Bruder den Versammelten vor, indem er ihr zuspricht:

Stille, weine nicht, Mädchensele!
Aber stets weinen wird Deine Mutter,
Jimmerdar weinen, um Dich trauern,
Weinen die Mädchen, Deine Gespielen,
Wenn sie am Brunnen Schön-Köschen nicht finden,
Nicht Schön-Köschen, noch frisches Wasser!

Dann übergiebt er sie dem Brautführer (djavor) welcher den Bräutigam feierlich ernaht:

Junger Bräutigam, rothe Rose!
Hier, hier hast du den Kosmarinstengel.
Wenn der Kosmarinstengel verwelkte,
Dir wär' es Schande, uns wär' es Sünde,
Oft begieh' ihn, den Kosmarinstengel,
Daß er nicht trauernd verwelke!

Hierauf muß die Braut, vom Djeber geführt, unter be- ständigen tiefen Verbengungen Jedem der Anwesenden der Reiche nach die Hand küssen. Nachdem sie allseitig beglück- wünscht worden, wobei mancher rohe Scherz mit unterläuft, wie denn überhaupt die ganze Feier für die Braut eine Mar- ter ist, wird ein Festessen eingenommen und darnach, wenn das thunlich, noch am selben Tage nach dem Hause des Bräu- tigams aufgebrochen. Wer von den Gästen, wenn der Bräu- tigam oder Starišvate nicht Jemanden besonders hierzu be- stimmt hat, dahin zuerst die Vorkchaft von der Ankunft des Zuges bringt, erhält reichlichen Votenlohn, sodaß nun die best- berittenen Svaten ein förmliches Wettrennen insceniren, wäh- rend Andere, wie früher, jubelnd, singend und Piftolen ab- feuernnd umherzuschwärmen. Die Vorkchaft an die Mutter des Bräutigams wird meist in gebundener Rede erstattet, z. B.:

Kreuz dich, des Bräutigams Mutter!
Kommt der Bräutigam, die Braut heimführend!
Wasser trankst bis jetzt du, übermäßig' ges,
Abgestanden, trüb von Staub und Wermuth!
Frühes, heut' ges, wirst du fortan trinken,
Duftend schön nach Emission und Waschen!***)

Nähert sich der Zug dem Hause, so verdoppeln sich, von dort wiedergegeben, Schreien, Singen und Schiefen. Die Schwester des Bräutigams tritt aus der Thür, breitet ein Stück weißes Linnen vor dieselbe, übernimmt die Braut, nach- dem sie der Djeber vom Pferde gehoben, und reicht ihr eine Hand voll Getreidekörner, die sie beim Ueberschreiten der Schwelle über den Kopf nach rückwärts werfen muß. Im Vorhause angelangt, reicht der Djeber der Braut einen Spinn- rocken, mit dem sie die vier Hände zu berühren hat; dann erhält sie zwei Brode, die sie unter die Arme nehmen, ein Stück Zucker, das sie im Munde halten und je eine Flasche mit Wein und Wasser, die sie in den Händen tragen muß.

*) Eine flachrunde Holzflasche, die man auch in Ungarn und Rumänien verbreitet findet.

**) Der gegebene Trauungspathe ist der Laupathe des Bräu- tigams; ohne seine besondere Einwilligung darf bei schwerem Tuche Niemand anders dieser Ehre theilhaftig werden.

**) Zum Verständnisse der letzten Zeilen sei bemerkt, daß un- verheiratheten jungen Männern die Mütter das Haus besorgen; sobald jedoch der Sohn heirathet, gehen die Pflichten des Haus- haltes auf die junge Frau über, und eine Schande wäre es für diese, wenn sie der Schwiegermutter die Verrichtung schwererer Arbeiten zumuthen würde.

Im inneren Raume des Hauses legt sie diese Gegenstände an einen bereitstehenden Tisch, an dem nun ein tolles Gelage be- ginnt, dem sie bis zum Ende beiwohnt. Am nächsten Morgen findet die Trauung statt, dann folgen noch drei bis vier Tage lang wüste Bacchanalien unter gänzlichlicher Nichtbeachtung der jungen Frau, — für die Arme ein Vorgegeschmack dessen, was sie nun erwartet.

Die Sonne ist für sie gesunken, und selbst an Sternen fehlt es der Nacht ihres nunmehrigen Daseins; nur einmal erhellt ihr freudloses Leben noch ein beglückender Strahl, — wenn sie Mutter wird. Die Liebe der Bodnerin zu ihren Kindern ist oft wahrhaft rührend; in ihr findet sie Erjaß für das, was ihrer Ehe sonst fehlt, in ihr erwachen noch einmal jene Em- pfindungen, die ihre Brust vielleicht bewegt, ehe sie sich für ewige Zeit gefesselt, ehe ihr der Schleier von den Augen ge- rissen ward, der ihr den bodenlos gähnenden Abgrund einer verlorenen Zukunft verbarg.

Allerdings ist die Mutterliebe in erster Reihe auf die Söhne gerichtet, was in den geschilderten Verhältnissen seine natür- liche Ursache hat. Auch für die Tochter sorgt die Mutter tren- nlich bis zu deren Verheirathung, — alte, unvermählte Mädchen sind bis heute hier ebensowohl wie in jedem anderen, noch nicht von Hyper-Civilisation ergriffenen Lande, unbekante Größen, — ihre Liebe aber gehört in erster Reihe den Knaben, die ihren ganzen Stolz, ihre ganze Freude ausmachen; nur für sie lebt sie, und werden sie frühzeitig von der Mutter ge- trennt, sei es nun auf diese oder jene Weise, so dauert es selten lange, bis sie in's Grab sinkt.

Dieses erklärt sich auch die unendlich hohe Verehrung, welche dem Weibe, so tief seine Stellung als Gattin ist, als Mutter zu Theil wird, und dies ist vielleicht das einzige Gute, was durch die vielfache Verhärzung mit Mohammedanern, bei denen Mutter- und Kindesliebe sprichwörtlich sind, nicht nur nicht abgeschwächt, sondern womöglich noch potenzirt wurde. Die Kinder, namentlich die Söhne, hängen auch in höheren Alter, wenn sie längst selbständig geworden, mit abdtischer Liebe an der Mutter, und eine Greisin im Kreise ihrer Kinder und Enkel zu sehen, gewährt einen wahrhaft rührenden An- blick, der uns theilweise mit dem abschreckenden Eindrücke der südslavischen Ehe verlobt. Wehe dem Sohne, der seine Mutter nicht ehrt, nicht bis an ihr Lebensende treulich für sie sorgt! Die Volkspoesie läßt einen solchen Frevel nicht bloß, der Wirklichkeit entsprechend, durch Menschen, sondern sogar durch den Himmel bestrafen, wofür folgende Legende ein Bei- spiel liefert:

Nährt neun liebe Söhne eine Mutter,
Mit dem Koken, all' auf ihrer Rechten,
Und vernährt auch die neun Söhne alle.

Als sie aber ausvermählt die Söhne,
Guben an die Söhne so zu sprechen:

„Nur zum Spott ist uns im Haus die Mutter!
Daß sie doch hinausging in's Gebirge,
Unre alte Mutter, in das grüne,
Und daß dort ein wildes Thier sie fräße!“

Dieses hört die arme alte Mutter
Und im Herzen that's ihr bitter wehe.
Nimmt zur Hand denn ihren Stab die Greisin,
Geht hinaus in's grüne Waldgebirge.

Niemand ist, der mit ihr da hinausging,
Niemand, als zwei zarte kleine Enkelin;
Rufen: „Kommt, Großmütterchen, zurück doch!“
Rufen, und den Enkelin folgt die Greisin.

Da sie aber vor den Höfen anlangt,
Standen um die Höfe die neun Söhne,
Standen da — neun Fellen die neun Söhne,
Kalte Mauern die neun Schwiegerkötter;
Goldbeschwingte Tauben, die zwei Enkelin,
Flagen girrend um die kalten Mauern.

Nachdruck verboten.

Aus der Wiener Gesellschaft.

Wien, Ende Mai 1889.

It dem jungen Grün der Bäume, das unsere Residenz so freundlich schmückt, schüttelt sie auch den Charakter der Trauer ab, der ihr bis jetzt angehaftet. Zwar blutet noch das Vater- herz unseres edlen Monarchen; doch seine Seelengröße entreißt uns Allen, und besonders Jenen, die das Glück haben, ihm nahe zu stehen, die vollste Bewunderung. Die tiefgebeugte Kaiserin, die sich ihrer neutralistischen Schmerzen wegen einer strengen Kur unterziehen mußte, ist Gott sei Dank erfreulich gebessert aus Wiesbaden zurückgelehrt. Die junge Witwe, Kronprinzessin Stefanie, weilt in dem romantisch am Meeresstrande gelegenen Schlosse Mira- mare. Sie lebt im Kreise ihres Hoffstaates still und ruhig, sich viel mit ihrem reizenden Töchterchen, mit Lectüre und Musik beschäftigend.

Ostern, das Auferstehungsfest, hat allen Herzen neue Hoff- nung beschieden. Die Charwoche war ganz dem Seelenheile gewidmet, aber nachdem man der Frömmigkeit Genüge ge- than, kam endlich doch wieder das Vergnügen an die Reihe.

Zwar haben die verschiedenen jours fixes aufgehört, die zu besuchen Modesache war. Nur die Gräfin Clam-Gallas emp- fängt noch. Ihre Salons werden das „Paradies“ genannt, — doch nicht, weil nur Engel darin Einlaß finden (das wäre eine gefährliche Klippe), sondern weil nur die crême de la crême eingeladen wird. Wenn man im Salon Clam erscheint, dann ist man in der Gesellschaft geboren, man gehört zu ihr.

Die Abende bei der Fürstin Metternich sind nicht so exclusiv, aber vielleicht gerade deshalb amüsanter. Die Fürstin hat nicht umsonst in Paris zu Napoleons Zeiten „la bon temps et la pluie“ gemacht, um nicht aus dem ff zu verstehen, ihre Gäste zu unterhalten. Auch die an Kunstschätzen so reichen Salons des Groß-Industriellen unter den Aristokraten, des Grafen Harrach, sind geschlossen. Nur seine prachtvolle Glas- Niederlage im eigenen Palais, — dieser Dorn im Auge der Bollblut-Aristokraten, — ist jahraus jahrein geöffnet; denn Graf Harrach findet es durchaus nicht unter seiner Würde, das Pfund, das ihm der Himmel gegeben, zu verwerthen. Er ist auch einer der wenigen Industriellen, welche dieses Jahr die Pariser Ausstellung besähen. Was kümmert sich die Glas- Industrie um die Politik?

Der reichen Phantasie der Fürstin Metternich ist wieder

eine vorzügliche Idee entsprungen, die, von den ersten Cavalieren unterstützt, sich zu einer reichhaltigen, höchst interessanten „Goldschmiede-Ausstellung“ entwickelt hat. Zu Gunsten der Armen natürlich! Das reiche, todte Kapital, das in den Schatzkammern des Adels liegt, ist an's Tageslicht gekommen und verzinst worden für die Armen Wiens! Was die Fürstin unternimmt, trägt immer den Stempel des Gelingens an sich, und so ist auch diese Goldschmiede-Ausstellung ein voller Erfolg für die Unternehmer, das heißt für die gute Sache.

In den herrlichen, unbewohnten Sälen des kaiserlich Schwarzenberg'schen Palais sind nun wahre Wunder an Gold- und Schmuckstücken zu sehen. Gleich am Eingange steht ein Kasten mit fünftausend Ringen, die eine chronologische Geschichte des Ringerschmuckes, von dem einfachen Reife aus Erde bis zum kunstvollsten Ringlein der Neuzeit, enthält.

Der kolossale Bronze-Ring, der einen wahren Riesen-Finger geschmückt haben muß; der Wappen-Ring in tausenderlei Gestalt, eine Augenweide und ein Kopfzerbrechen für den Deralbiter; der zarte Ketten-Ring, der sich wie durch Zauberputz zum Armbande erweitert; der mit Cameen und Corabenen geschmückte Ring; die prachtvollen Jataqalien, Alle in hundertfacher Auflage und Variation, — das ist Eigenthum eines ungarischen Edelmannes, — die Frucht jahrelanger, liebevoller, kunstverständiger Sammlung.

Die nächsten drei Säle bilden einen würdigen Rahmen für die darin aufgestellten Schätze. Herrliche Gobelins zieren die Wände des ersten Saales. Der zweite ist in Weiß und Gold gehalten; der dritte aber zeigt eine eigenthümliche, bunte Wand-Bekleidung: schillernde Paradies-Vögel und Blumen aller Art und in allen Farben auf dunkelblauem Fond. Da stehen sie, die Glasfäßen mit ihren Schätzen; eitel Gold und Silber in theils barocker, theils kunstvoller Form.

Da liegen sie an einander gereiht, die dreizehn Diademe, die ein kolossales Vermögen repräsentiren. Welches Feuer! Brillanten und wieder Brillanten! Rubinen, Saphire und Smaragden in allen Größen und Fassungen! Dazu die herrlichen Colliers mit den großen Tropfen aus blutrothem Rubin und wunderbarem Smaragd; die reizenden Agretten, die kunstvollen Armbänder und Ohringe! Und darunter stehen die Namen der Besitzinnen all' dieser Herrlichkeiten, und die Phantasie schmückt im Geiste das schöne Haupt der Fürstin Montenuovo mit jenem blühenden Diamanten-Diademe, das einst die Königin Marie Louise getragen, — die Witwe Napoleon des Ersten, die, nachdem des Kaisers Traum und Leben zu Grabe getragen war, ihre Hand dem österreichischen Grafen Neipperg reichte, der den Fürstentitel erhielt und seinen Namen in's Italienische übertrug: Monte novo (neuer Berg, Neipperg).

Jenes herrliche Collier ist Eigenthum der Fürstin Metternich; hier das in gothischen Stile gehaltene Diadem schmückt die hohe Stirn der Fürstin Kinsky, und da, die gleißende Rivière den Hals der Baronin Schloisnigg-Caoriani. Alle aristokratischen Namen sind in Brillantschrift vertreten.

Die heute inanoos glänzt durch ihre Abwesenheit; nur angestammter, ererbter Schmutz fällt die Vitrine, die natürlich für uns Damen die größte Anziehungskraft ausübt. Vor uns liegt der Schatz eines ungarischen Magnaten, des greisen Grafen Edmund Sich, des ältesten Vertreters einer weitverzweigten Familie. Ein Auf der Bewunderung entringt sich unseren Lippen. Welche Verschwendung an Edelsteinen! Man fängt an, ihren Werth gering zu schätzen bei dieser Masse! Degen aus Gold, mit Steinen besetzt; breite Gürtel mit Rubinen und Saphiren besetzt, — Ketten aus Gold, dick und schwer, und an jedem Gliede ein erbsengroßer Edelstein; Agretten für den Kalpat, aus zarten Perlen und Brillanten; Schnallen, Ringe, Sporen, — Alles aus Gold und Edelstein!

Ein anderer ungarischer Aristokrat, dessen Vater zu den reichsten und prächtlichsten Fürsten zählte, Fürst Esterhazy, hat einen Tisch aus massivem Golde ausgestellt, der ganz mit Edelsteinen bedeckt ist, — dazu eine Standuhr in gleichem Stile, — schwerfällig in der Form, aber unschätzbar im Werthe.

Die ehemaligen Regenten von Hannover und Nassau haben wohl ihre Reiche, nicht aber ihren Reichthum eingebüßt. Der Herzog von Cumberland hat aus dem berühmten Welfen-Schatze eine ganze Zimmer-Einrichtung aus reinem Silber geliefert: Tische, Spiegel und hohe, rothgepolsterte Stühle, ein raffines Silber-Vergewerk repräsentirend. Der Herzog von Nassau stellte ein großes Contingent von goldenen Tafel-Aufsätzen und Eßgeräthen in kunstvoller Ausführung zur Verfügung.

Erzherzog Albrecht, der Onkel unseres Kaisers, hat auch in lebenswüthiger Weise eine mit Silbergeschirr gefüllte Vitrine ausgestellt, und Erzherzog Franz Este, der präsumtive Thronerbe Oesterreichs, ebenfalls seinen von dem Herzoge von Modena ererbten Schatz an Silber, den er im Falle seiner Thronbesteigung dem jüngeren Bruder, Erzherzog Otto, Gemahl der Erzherzogin Josefa von Sachsen, abtreten muß.

An kostbaren Kirchengeschätzen, wie Cimboren, Monstranzen etc., an silbernen und goldenen Humpen in allen Größen fehlt es natürlich nicht. Wie gelbender wendet man seine Blicke von dem gleichenden Golde ab; man verliert die Werthschätzung dieses Edelmetalls, — oder bekommt einen förmlichen Goldrausch!

Das Auge fällt auf ein gar unmuthiges Bild. Da locht uns eine Gruppe schöner Damen in ausgefuchst einfachen Halbtrauer-Toiletten mit wahren Bijoux von bunten Hüten und Capotes zu einem improvisirten Atternoon-tee. Wer kann da widerstehen? Ist der Thee auch theuer, so trinkt man ihn ja zum Wohle der Armen und empfängt ihn aus der Hand einer schönen Dame! Welch raffiniertes Lockungsmittel!

Als ich mich von dem Gold- und Schönheits-Zauber, der mich in den Sälen gefangen hielt, endlich losgerissen hatte und die breite Treppe wieder hinabstieg, philosophirte ich über die ungleiche Vertheilung der irdischen Glücksgüter. Ich dachte an die armen, stinkenden Tramway-Kutscher und an die Schätze, die da oben brach liegen. Und doch, wollte man sie zu Gelde machen und unter die Armen vertheilen, es wäre nur ein Tropfen in dem Meere des Glends. Es giebt keinen Ausgleich auf Erden, — das war das traurige Facit meiner ganzen Philosophie!

Wie aus einem Traume erwachend betrat ich das Freie und sah die hereinströmende Menge.

Wie sagt doch Gretchen? „Am Golde hängt, zum Golde drängt doch Alles hier auf Erden!“

Unter derselben Flagge: Misericordia! wurde auch Anfang Mai im kaiserlich Kremberg'schen Garten von mehreren aristokratischen Damen ein Bazar und Gartenfest in Scene gesetzt. Der schon etwas veraltete Wohlthatigkeits-Sport des Verlaufs, oder des „modernen Straßenraubes“ ist wieder in Flor gekommen. Vom jungen Frühlingsgrün umrahmt, von den versüßlichen Klängen der Militär-Musik umrauscht, entfalteten

die aristokratischen Verkäuferinnen die größte Liebeshörigkeit. Da wurde nicht der Adelsbrief gemüthert, — da hieß es nur: „Thue Geld in Deinen Beutel!“ und der freundlichste Empfang war einem gesichert.

Eine Blume aus der Hand der schönen Comtesse Bodschak, ein Bonbon von der jüdischen Erscheinung der Gräfin Schönborn, ein Bonmot aus dem geistreichen Munde der Altgräfin Salm, unter deren Ähren sich auch ein deutscher König, wenn auch nur ein Gegenkönig, Heinrich IV., befindet, — wer kann dem widerstehen? Es könnte nur ein Wüßes sein, der sich nicht nur die Ohren mit Wachs verstopfte, sondern auch die Augen mit einer Binde bedeckte! Der Erfolg war natürlich ein glänzender, und die Armen Nichts, für welche der Ertrag des Festes bestimmt ist, können diesen Sommer gewiß zufrieden sein.

In Jüli soll auch im Monat October die Trauung der jüngsten Kaisertochter mit dem Erzherzog Franz gefeiert werden.

So hat denn die winterliche Saison, die so schön am 2. December mit dem vierzigjährigen Jubiläum-Tage der Regierung unseres geliebten Kaisers begonnen hatte, die dann Anfangs Februar durch den Tod des Kronprinzen sich schwarz verhüllte, einen freundlichen Abschluß erhalten. Auch einige Bräute zeigen ihre glückstrahlenden Gesichtchen, so die reizende Tochter des österreichischen Ministers des Innern, Comtesse Mary Taaffe, Verlobte des Grafen Condenhoven, die schöne Comtesse Schönborn, Braut des Fürsten Max Fürstenberg und die lebenswürdige Comtesse Marianne Thurn, Braut des Sohnes der Oberst-Hofmeisterin der Kaiserin, Grafen Anton Gosh.

Alles steigt jetzt auf's Land, denn unsere wohlgepflegten Park-Anlagen, unser Kahlenberg, wo immer ein frisches Lüftchen weht, unsere blaue Donau können keinen Ertrag bieten für die herrlichen Matten der ewig grünen Steiermark, für die hohen Berge Tirols und die wunderbar schönen Seen Ober-Oesterreichs.

A. Gräfin zu P.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wohin? Von G. Rod. Siehe das Bild, Seite 105. — Bekanntlich giebt es einen geheimnißvollen, tiefen Teich, zu dem nur der Gewässer-Storch den Weg kennt, in dem wir Alle dem Leben entgegengeträumt haben. Daß es diesen Teich giebt, ist ganz zweifellos, denn wir wissen ja Alle, daß wir waren, ehe wir sind, und das Märchen würde auch nichts von dem Teiche zu erzählen wissen, wenn er nicht wirklich existirte. Allerdings können wir gewöhnlichen Menschenkinder den Weg dahin nicht mehr zurückfinden, aber ein Künstler ist auch mehr wie ein gewöhnliches Menschenkind. G. Rod hat den Teich nicht nur flüchtig wieder-gesehen, sondern augenscheinlich ganz ordentliche Local-Studien an Ort und Stelle gemacht, und Gewässer-Storch und ein Menschenkindlein, das noch in seiner Wiege gelegen, haben ihm sogar Modell gestanden. So ein halb ängstlich, halb neugierig fragendes Gesicht haben wir gewiß Alle gemacht, als wir die Storchenschwinger über uns rauschen hörten. Wohin? Wohin geht's? In ein Fürstenschloß oder in eine Bettlerhütte? — Wir haben uns Alle nicht aussuchen können, in welche Wiege wir gelegt zu werden wünschten, wir haben uns abfinden müssen mit dem Lose, das uns beschieden war.

Offiziere Napoleon I., von Damen der italienischen Aristokratie bewirht. Von S. Alvarez. Siehe das Bild, Seite 109. — A la guerre comme à la guerre, — heute ein Bivouak unter freiem Himmel, morgen ein Quartier in einem Marmor-Palaste. Man muß den Augenblick benutzen, denkt der Eine der beiden napoleonischen Offiziere, und er führt sich todesmüthig in das Feuer der schönen Augen der Marchesa. Der Andere ist vorsichtiger, vielleicht auch nur ungewandter; vielleicht einer der Handen Napoleons, die auf dem Schlachtfelde sich mit Ruhm bedeckten, aber im Salon vor Furcht zitterten.

Heinrich Seidel. Zu dem Portrait, Seite 108. — Unserem Leserkreise ist Heinrich Seidel ein so guter alter Bekannter, daß wir nicht nöthig haben, seiner Bedeutung als Dichter hier noch gerecht zu werden. Einzig in seiner Eigenart, unübertroffen in der Kunst, das Stillleben der Menschen und der Natur zu schildern, mit einer kräftig hervortretenden Beigabe reiften Humors, und durch seine behagliche Portragsweise ebenso stark wirkend, wie durch die Lebenswahrheit seiner Gestalten, so nimmt Heinrich Seidel nicht nur die Stelle eines gern- und vielgelesenen Autors ein, sondern er ist ein Dichter, der sich eine ganze Schaar von bedingungslosen Verehrern und Verehrerinnen geschaffen hat. Dieser mächtig wachsenden Schaar von Seidel-Verehrern mag es besonders interessant sein, Einiges über den Lebensgang des mit seiner Persönlichkeit bescheiden hinter seine Werke zurücktretenden Dichters zu hören. Heinrich Seidel entstammte einem Predigerhause, am 25. Juni 1842 wurde er als der älteste Sohn des Pastors Seidel in dem mecklenburgischen Dorfe Berlin bei Wittenburg geboren. Trozdem Seidel hier nur die ersten Kinderjahre verlebte, da sein Vater bald an die Nicolaikirche in Schwerin berufen wurde, ist sein seines Verstandniß für das Naturleben, das aus allen seinen Dichtungen hervorleuchtet, doch zweifellos auf die hier empfangenen Eindrücke zurückzuführen. Ein Rusküchler ist Heinrich Seidel nie gewesen; er hat es kürzlich in einer launigen Selbst-Biographie erzählt, die er unter dem Titel „Von Berlin nach Berlin“ in einer Zeitschrift veröffentlichte. Seine Mitschüler wußten seine mehr nach innen gerichtete Natur sogar so wenig zu würdigen, daß sie ihn „Drömer“ oder auch wohl gar „Stapmüß“ nannten. Dafür war er ihnen in allen körperlichen Uebungen voraus. Nachdem Seidel es bis zur Tertia gebracht hatte, sagte er der Schulbank Balet und trat als Volontär in die Schweriner Lokomotiv-Reparaturwerkstätte ein, um sich für den Ingenieur-Beruf practisch vorzubilden. Achtzehnjährig bezog er dann das Polytechnikum in Hannover, und nachdem er nach Abschluß seines Studiums mehrere Jahre hindurch seine Kräfte zwei Gießerey-Maschinenfabriken gewidmet hatte, siedelte er 1866 nach Berlin über, um noch einige Jahre an der Gewerbe-Akademie zu studiren. Durch den Professor der Kunstgeschichte Friedrich Eggers wurde Seidel in den bekannten „Tunnel über der Spree“ eingeführt, jene Vereinigung von Literaten und Literaturreunden, deren Glangzeit zwar damals schon weit zurücklag, die aber am Ende der sechziger Jahre eine Art Nachblüthe entfaltete. Hier verdiente sich Heinrich Seidel die ersten Dichterlobbeeren, aber auch in seinem eigentlichen Berufe fehlte es ihm nicht an großen Erfolgen. So löste Seidel eine Aufgabe, wie sie vorher noch keinem deutschen Ingenieur gestellt war, indem er 1872 die Construction des eisernen Daches der mächtigen Anfunshalle des Anhalter Bahnhofes in Berlin

mit 62¹/₂ Meter Spannweite ausführte. 1870 erschien das erste Bändchen Seidel'scher Dichtungen, dem bald weitere folgten; gegenwärtig sind sechs Bände seiner Gesammelten Werke im Verlage von Liebeskind in Leipzig erschienen. Seidel hat seinen Ingenieur-Beruf aufgegeben und lebt, — seit 1875 mit Agnes Beder, der Tochter eines Hamburger Kaufmannes, verheiratet, — in Berlin nur noch seinen dichterischen Arbeiten und seiner Familie. Bei dem jüngsten seiner drei Knaben hat Feldmarschall Graf Rottke, den einst des Dichters Urgroßvater taufte, Gewatter gestanden.



Nachdruck verboten.

Neue Papiere!

Keinen Schreck, wenn ich bitten darf. Wir leben zwar, wie man mich jüngst versichert hat, inmitten einer neuen Aera der Gründungen, aber wenn ich an dieser Stelle den „neuen Papieren“ spreche, so sind selbstverständlich nimmermehr jene bunten schillernden Werthscheine und Scheinechen gemeint, welche als Aktien, als Obligationen mit und ohne Priorität, oder als Dividenden-Talons diese Welt des Scheins berücken, entzücken und ihr dann manchmal, leider meist zu spät, die ganze papierene Richtigkeit ihrer Träume und Hoffnungen recht grell vor Augen führen. Ueberlassen wir derartige „Papiere“ dem sorgenden Gatten und unserem Bankier, dem braven, allezeit opferbereiten Freunde, — hoffentlich sind sie Beide Mitwisser jenes seltsamen Geheimnisses, in welches mich einst ein Kundiger einweihete: daß die Schönheit der äußeren Ausstattung bei allen Aktien fast regelmäßig im umgekehrten Verhältniß zu ihrem eigentlichen Werthe stehen soll.

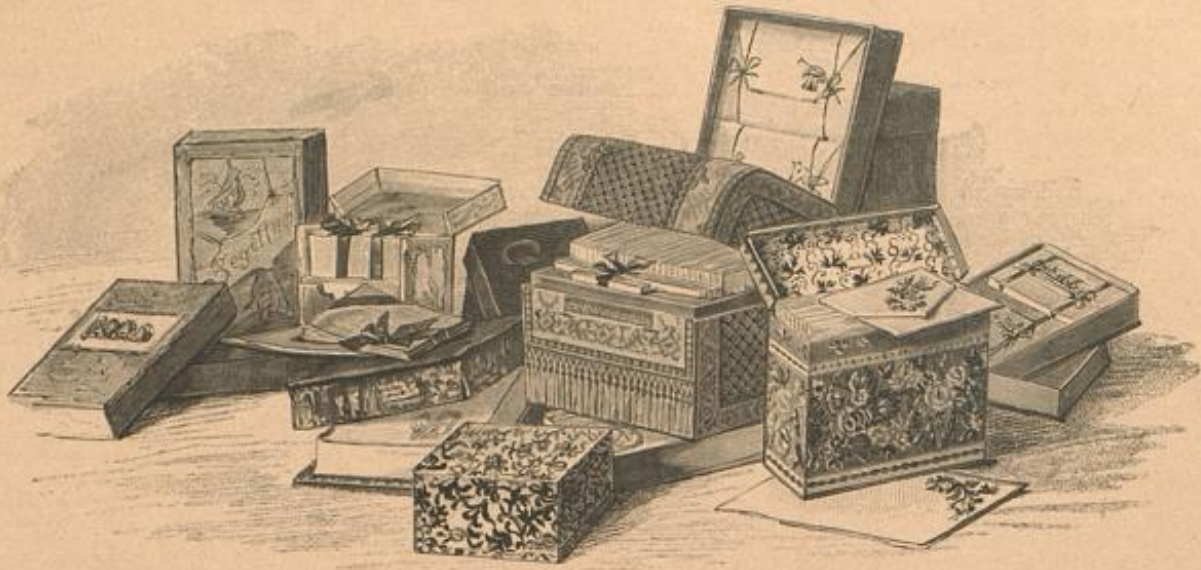
Bei den unschuldigen „neuen Papieren“, welche ich heute im Sinne habe, liegt die Sache anders. Bei ihnen nämlich geht, Dank der gediegenen Richtung unseres jetzigen Kunstgewerbes, beinahe stets die innere Gediegenheit mit dem Glanze des Augen-gewandtes Hand in Hand. Die Zeiten sind hoffentlich für immer vorüber, in denen eine ausgeprochene Schundwaare sich unter dem Namen Luxuspapier breitmachen konnte, lediglich weil dem elenden, dünnen und leichten Holzschliff-Erzeugnisse ein prunkendes Mäntelchen umgehängt war. Umgekehrt aber, — und das ist nicht weniger bedeutungsvoll, — ist der Fabrikant heute zu der Einsicht gekommen, daß eine an sich gute Waare schweren Schaden erleiden muß, wenn ihre künstlerische Ausstattung den Händen von Pflüchern, von Dilettanten, oder, am schlimmsten fast, der lediglich markt-gängigen Geschicklichkeit ideenloser Musterzeichner anvertraut wird. Gerade die deutsche und österreichische Papier-Fabrikation würde sich nimmermehr mit so großem Erfolge von der französischen und englischen Concurrenz frei gemacht haben, wenn sie nicht den Stoff, den gebildeten Farbensinn wirklicher Künstler zu gewinnen gewußt hätte.

Ich habe schon einmal, vor Jahr und Tag, in diesen Blättern über unsere heutigen Papier-Ausstattungen geplaudert, und ich schüttelte damals noch mein tiefbetrübt Herz über den Mangel an Geschmack aus, der sich weniger als ein Verschulden der Fabrikanten, denn als die Schuld des lieben Publicums in der sogenannten Markt- und Durchschnittswaare ausdrückte. Ich erlaubte mir in aller Bescheidenheit darauf hinzuweisen, daß jenes hochzuverehrende Publicum sich nicht wundern darf, wenn eine allzu billige Waare auch eine herzlich schlechte, und daß es andererseits für die Fabrikanten sehr, sehr schwierig ist, auf die Geschmacksvorstellungen und die Zahlungsbereitschaft der Käufer einzuwirken, zumal jene mit einer oft geradezu erdrückenden Concurrenz zu kämpfen haben.

Heute nun scheint es mir, als ob ich eine Wendung zum Besseren constataren könnte. Ich will lieber vorsichtig sein und sagen: den Anfang eines solchen Umschwunges! Ich habe zwei Anzeichen dafür. Einmal glaube ich bei meinen Streifzügen durch die maßgebenden Lager unserer Reichshauptstadt das Obfliegen eines ruhigeren, gediegeneren Geschmacks auf unserm Gebiete bemerkt zu haben; die bunten spottbilligen Cartons mit den grellgezeichneten Papieren, die schlechthinigen Vogen mit den „überlebensgroßen“ Monogrammen sind seltener geworden und eine allzu extravagante Ausstattung findet, wie man mich versichert hat, nur noch sehr eingeschränkten Beifall. — Den zweiten Anhalt giebt mir mein sehr ausgebreiteter Briefwechsel. Selbst diejenigen meiner Freunde, welche früher in den „ausgefällenen“ Formaten, mit den gewagtesten Farben-Zusammenstellungen und den kühnsten Emblemen exzellirten, haben sich zu einer vornehmeren Einfachheit bekehrt, und auch die allerjüngsten meiner jungen Freundinnen und Gönnerinnen senden mir ihre reizenden Episteln nicht mehr auf Briefbögen, welche karrirten Hendenstoff zum Verwechseln gleichen oder eine grasgrüne Wiesenfläche mit rothen Mohndolmen in allen vier Ecken imitiren.

Unsere Zeichnungen führen uns heute eine ganze Anzahl moderner Papiere vor; es ist freilich nicht möglich, im Holzschnitte den überaus reichen Reichthum der Farben zur Erscheinung zu bringen, welche dieselben auszeichnen, aber die Stizzen geben doch die Art der Ausstattung, die ganze Geschmacksdichtung klar und deutlich wieder. Ausgesprochene Eleganz vereinigt sich fast bei allen Cartons, in allen Mustern, mit einer vornehmen Einfachheit, und die überaus große Mannigfaltigkeit der Formen, wie der Decoration ermöglicht, worauf ich besonderen Werth lege, ein Anpassen der äußeren Briefgestalt an den Inhalt und an die Reigungen des Schreibenden, wie des Briefempfängers. Wir finden da unter Anderem schweres, gediegenes Kanzlerpapier von ungewöhnlicher Stärke, wie es für den Arbeitstisch eines vielbeschäftigten Mannes paßt, der das übliche Geschäftspapier gern einmal mit einer eleganteren Form vertauscht. Neben geschmackvollem gelbweißen Sportpapier sehen wir solches mit reicher und doch keineswegs überladener heraldischer Ausstattung in metallartig wirkendem Reliefdruck, und eigenartige Vogen von fast vieredriger Form im Stil der italienischen Renaissance. Für den Schreibtisch einer eleganten Frau eignet sich das glatte, verschiedenfarbige Mispapier ebenso vortreflich, wie das originelle, gelbliche, raube Bauernpapier mit seinem Schmuck von bunten Blumen, ähnlich denen, welche wir als Aufhängier der sogenannten Bauernklissen kennen. Ganz reizend endlich hat auch unsere jungen Damen bedacht: das Muster Kiederblüthe, ein parfümirtes, citronefarbenes Papier mit zart getönten Fliedersträußen, wird gewiß ebensoviel Beifall finden, wie die Vogen mit den schelmischen Köpfchen von Kate Greenaway. Geradezu entzückend sind die zu den Papieren gelieferten Cartons. Der Industriezweig, welcher sich mit diesen Cartonage-Arbeiten beschäftigt, hat in den letzten Jahren einen ganz entschiedenen Aufschwung genommen, — auch er Dank vor Allen dem verständnißvoller Eingreifen wirklichen Kunstsinnes. Ein Carton z. B., wie derjenige, in welchem das Papier „Mosaïque de Venise“ Aufnahme gefunden hat, ist eine

Bierde jedes Schreibtisches, er ist wirklich ein kleines Geschenk für sich. Und gerade als Geschenke, als reizende Geschenke, eignen sich alle diese Papier-Ausstattungen im höchsten Maße. Man ist häufig in Verlegenheit bei der Wahl einer kleinen Freundschaftsgabe, welche dem Empfänger wirklich Freude bereiten und doch zugleich auch den Stempel einer gewissen Anspruchslosigkeit tragen soll. — nun wohl: ein geschmackvoller Carton mit Briefpapier, mit Karten und Briefeinschlüssen ist fast überall willkommen. Der Geber, die Spenderin müssen es nur verstehen, unter dem fast übergroßen Reichtume von Mustern eine zweckentsprechende, sinnige Auslese zu halten. Das ist freilich nicht immer ganz leicht, aber eine richtige Wahl wird auch stets einen freudigen, aufrichtigen Dank finden.



Neue Briefpapiere.

Nachdem beide Theile gut verrührt sind, hängt man die mit dünnen, feinem Bindfaden umschürzte Figur so in die Flüssigkeit, daß sie rings umher von derselben umspült ist. Nach einer halben Stunde etwa nimmt man sie heraus, läßt sie völlig trocknen und bestreicht sie mittelst eines feinen Pinsels mit Alaun. Man braucht zu einer mittelgroßen Figur ein nußgroßes Stück Alaun, den man in einer Tasse Wasser auflöst. So behandelte Gipsfiguren werden völlig rein und leuchtend weiß.

Frau Dr. S. in B.

Sprüche für Tischläufer und Theetücher (88 u. 96). — Von sehr geschätzter Seite wird uns noch eine große Anzahl derartiger Sprüche freundlichst zur Verfügung gestellt, von denen wir eine Auswahl hier folgen lassen:

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht einer von den Besten.

Ein fröhlich Gemüth und edler Wein,
Die mögen hier oftmals beisammen sein.

Kommt Dir zu Haus ein fremder Gast,
Gieb's ihm so gut, als Du es hast.

Salz und Brod gebe Gott,
Dann hat's hier keine Noth.

Trink und is, Gott's und der Armen nicht vergiß.

Ein guter Trunk
Macht Alte jung.

Sei mit den Deinen
Alzeit im Reinen.

Wasserkung macht alt und klug.

Ein froher Gast ist Niemand's Last.

Frau Fanny V. geb. Baronin E. in J.

Toiletten-Schwämme (96). — Weiches Wasser versteht man mit etwas verdünnter Salzsäure und legt die Schwämme einen halben Tag hinein. Dann drückt man sie fest aus, wäscht sie tüchtig mit heißem, scharfem Sodawasser und spült sie zuletzt in Wasser, dem man etwas Spiritus zusetzt, nach. Die Schwämme werden völlig sauber und so elastisch, wie neue.

Salpeterhaltiges Brunnenwasser (96). — Die weiße Schicht, die sich in Theeesseln und sonstigen Gefäßen, in welchen regelmäßig Wasser gekocht wird, ansetzt, ist ein Kalk-Niedererschlag. Denselben entferne ich von Zeit zu Zeit aus meinen emaillirten Gefäßen mit einer Mischung von einem Theile Salzsäure und einem gleichen Theile Wasser. Diefelbe wird in den Topf gegossen und ungeschwemmt, worauf der Kalkanlag sehr rasch verschwindet. Die Mischung kann, gut verkocht, öfter gebraucht werden. Auch entfernte ich den Kalk, doch weniger rasch, indem ich das gut zugedekete Gefäß mit starkem Essig auskochte. Zur sonstigen Reinigung emaillirter Gefäße verwende ich calcinirte Soda und Seife. Das Scheuern mit Sand ist der Glasur sehr schädlich, da allmählig durch das starke Reiben auch die Emaille abgerieben wird.

Henriette B. in München.

Frau Fanny V. geb. Baronin E. in J. Verbindlichen Dank für Ihre freundliche Sendung. Wir haben die Sprüche mit großem Interesse gelesen und, wie Sie sehen, eine Anzahl davon auch unseren Verehrten noch nachträglich mitgetheilt.

Frau Gertrud K. in Schw. Ihrem Wunsche sind wir, wie Sie gesehen haben werden, schon vorgekommen.

E. A. in Br. Leider nicht verwendbar.

Freiin v. B. in R.-E. — Der Versuch, alte Handschuhe zu verwenden, ist vielfach gemacht worden, hat sich aber immer als wenig ertragreich erwiesen. Wer sich Zeit und Mühe nicht verheizen läßt und im genügenden Reichthum leben will, die vor der Verwendung mit Benzol gereinigt werden müssen, kann ein Leder-Molast bestellen, aus in der Art, wie man sie von Seitenstücken macht, die über geschnittene kleine Formen von Spielarten gearbeitet, auf der linken Seite zusammengeheftet, in Stücken zu zusammengeheftet werden, für kleine Handschuhe, Unterlagen u. zu brauchen sind. Bei einigem Geschick können dergleichen Arbeiten sogar recht hübsch werden, sie lassen sich auch mit leichter Bequemlichkeit noch weiter verziern. Beständig einer anderen Veranlassung habe „Handarbeiten“ der Nummer vom 16. Juni d. J.

E. Schol. — Fußboden-Anstrich. Wir geben Ihnen gern das nachfolgende Rezept, bemerken aber dabei, daß dasselbe bei so schlechten Böden, wie Sie sie anzuzeigen zu können, schwerlich sehr haltbar sein kann, noch weniger, wenn Sie auch nicht die zum Trocknen notwendige Zeit abwarten können. Ritzige Böden müssen ausgeklopft, besser abgeschleift werden, um eine glatte Fläche herzustellen; in Weichholz nicht thunlich, so wäre zunächst ein zweimaliges Streichen mit weißer Leimfarbe, der etwas Ocker zugesetzt ist, zu empfehlen. Ist dies geschehen, so überstreichen Sie den Boden mit einer geländerten Menge Leim, nach fünf Stunden mit Schellack-Firniss, und wiederholen Sie dies Verfahren in gleicher Weise nach Ablauf einer Stunde, wenn möglich zwei Mal. Schellack-Firniss bereitet man durch Auflösen von Schellack in Weingeist. Man rechnet dabei auf zwei Liter Weingeist anderthalb Liter Schellack und bewahrt die Lösung in einer gut verkorkten Flasche.

Fr. S. in E. Wir hatten vor Kurzem bereits Gelegenheit, das praktische Werkchen „Der weibliche Handarbeits-Unterricht für Schule und Haus“ von Emma Wedreher. Gera, A. Reclam, an dieser Stelle zu empfehlen, welches jedoch in Ihrem Interesse nochmals darauf hin, weil gerade in den letzten, das Ganze abschließenden Festen die für das Haus so wichtigen Arbeiten des Webens und Ausbefferns mit einer Gründlichkeit und Anschaulichkeit gelehrt werden, die Ihnen bei dem Unterrichte Ihres Töchterchens sehr zu Statten kommen dürften.

Langjährige Abonnentin aus Ungarn. — Obgleich entfernt man mit Essig das Javelle, wenn dieses nicht zur Hand, mit einem zu gleichen Theile aus Chlor und Pottasche bereiteten Fleckwasser, welches, lebhaft aufgeschüttelt, vor dem Gebrauche durch ein Tuch gefiltert werden muß. Die betroffenen Stellen werden nach dem Waschen der Stücke in das Fleckwasser getaucht, gut durchgerührt, und die Wäsche dann in's Spülwasser geworfen oder zum notwendigen Auskochen in den Kessel getan. Wenn Kaffeeflecke alt sind, lassen sie sich schwer fortbringen; man bestreue sie mit Butter, lasse sie eine Zeit lang liegen und wache sie dann mit „armer Kaffee“ nach, oder man weiche sie in Regenwasser ein, reibe sie tüchtig durch, wasche sie in heißem Wasser nach, und zuletzt in solchem, in dem Weizenkleie verkokt ist. Gelblich-braune Flecken können mit einem weichen Schwamme abgewaschen und mit eben solchem Tuche vorsichtig nachgetrocknet werden. Matt und echt vergoldete Bilder-Rahmen vertragen keine Feuchtkheit. Man muß sich mit dem Auswischen der Verzierungen begnügen, da auch können blank und nicht vergoldete Stellen mit dem Schwamme gewaschen oder mit einem Leder abgerieben werden.

Bestandtheile: Briefpapiere: S. Hampe, W. Markgrafen-Str. 56. — Handschuhen, Siebkannen: C. Augustin, vorm. P. Schmitt, W. Postdamer Str. 9

In dieser Nummer gehört ein Weibblatt und für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Gartnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Einige Regeln über das Begießen.

Will man in den heißen Sommertagen im Garten Genuß und Erquickung finden und sich an dem kräftigen Gedeihen seiner Pflänzlinge erfreuen, so darf man es vor allen Dingen nicht an reichlicher Bewässerung fehlen lassen. Diese muß jedoch den Pflanzen zu rechter Zeit und in richtiger Weise, vorsichtig und mit Sachkenntnis zugeführt werden. In den heißen Monaten ist die beste Zeit zum Gießen am Abend, an trübigen Tagen aber kann man es zu jeder Zeit vornehmen. Bei großer Sonnenhitze darf eine Bewässerung nur im Nothfalle erfolgen, weil sich dadurch, namentlich bei lehmhaltigen Böden, eine feste Kruste bildet, welche den Zutritt der Luft zu den Wurzeln hindert. Ist die Erde in Folge von anhaltender Trockenheit hart geworden, so muß man die Oberfläche vor dem Gießen mit der Hacke auflodern. Das Regenwasser ist allen Gewächsen am zuträglichsten; man sollte daher Vorkehrungen treffen, um es so viel wie möglich aufzufangen. Auch Fluß- und Teichwasser ist weich und besitz wegen der zerfetzten thierischen und pflanzlichen Stoffe viel nährenden Bestandtheile. Das kalte Brunnenwasser hingegen enthält meist nur mineralische Stoffe, besonders Kalk; es hinterläßt nach dem Verdampfen oft Schmutzflöckchen auf den Blättern und hemmt durch Verstopfung der Poren die Luft-Circulation. Ist man daher auf die Benutzung von Brunnenwasser angewiesen, so sollte man es stets tagsüber in offenen, freistehenden Gefäßen oder in Bassins den Einwirkungen von Sonne und Licht aussetzen, damit es sich erwärme und der aufgelöste Kalk zu Boden fällt. Gebraucht man das Wasser kalt und frisch, wie es aus dem Brunnen kommt, zum Gießen, so wird eine so plötzliche Abkühlung den Pflanzen mehr schaden als nützen. Das zu verwendende Wasser muß stets mindestens denselben Wärmeegrad haben, wie die Luft, welche die Pflanzen umgibt; am wohlthätigsten wirkt es, wenn es noch 4 bis 6 Grad wärmer ist. Die Natur kann hierin unsere Lehrmeisterin sein; sie zeigt uns, wie segensvoll und befruchtend ein warmer Regen ist, besonders wenn er sanft, gleichmäßig und tropfenweise niederfällt. Dem entsprechend müssen auch wir beim Gießen verfahren und das Wasser nicht mit starkem, gerodem Strahle aus der Brause strömen lassen, sondern es langsam, gleich einem feinen Staubregen, den Pflanzen zuführen. Am zuträglichsten ist es ihnen, wenn sie nicht mit einem Male das erforderliche Wasser erhalten, sondern nach und nach, indem wir wiederholt gießen, aber schließlich doch durchdringend gießen. — Wie alle Arbeiten durch gutes, brauchbares Handwerkszeug erleichtert werden, so sind auch für das Gießen zweckentsprechende und bequeme Kannen von großem Belang. Die Abbildung zeigt eine sehr praktische Gießkanne von ovaler Form aus starkem, nicht rostendem Zinkblech, deren weit gebogener Henkel sowohl das Tragen erleichtert, wie bei der



Handhabung von Vortheil ist. Auf Wunsch kann man zu dieser Gießkanne außer der Strahlenbrause noch ein anzufräubendes Rohr mit Regenbrause erhalten, welches sich in vielen Fällen sehr nützlich erweist. — Bei dieser Gelegenheit sei noch auf eine sehr praktische Handspritze hingewiesen, die den Gartenbesitzern, namentlich wo es an Wasserleitung fehlt, große Annehmlichkeit und Erleichterung bietet, und sie in den Stand setzt, Blumen, Gehölze und Rasen ohne viel Mühe zu bewässern und von Staub und Insekten zu befreien. Die fest und stark gearbeitete Spritze aus Messing kann in jedes beliebige Gefäß mit Wasser gestellt werden und läßt sich nach Wunsch und Bedarf mit Strahl oder Brause leicht und bequem verwenden.

D. A.

Fragen.

Weiße Lilien. — Die weißen Lilien in meinem Garten stehen schon seit mehreren Jahren an derselben Stelle und haben in diesem Sommer nur wenig Blüthenstiele getrieben. Würde ich gut thun, sie umzusetzen, und wann geschieht dies am besten?

E. A. in Poppel.

Tube-Rosen. — Ich bin eine große Freundin der Tube-Rosen und freue mich, daß dieselben wieder Modeblumen geworden sind. Lassen sie sich überwintern und im nächsten Jahre abermals zur Blüthe bringen?

Vina V. in Halberstadt.

Gütmachen der Rosen. — Wann ist die geeignetste Zeit zum Gütmachen der Rosen?

J. F. bei Meiningen.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Beschneiden der Fierzsträucher (63). — Ob das Beschneiden der Gehölze am zweckmäßigsten vor oder nach der Blüthe geschieht, hängt von ihrer Art und Eigenthümlichkeit, besonders aber von dem Stande und der Entwicklung der Blüthen-Knospen ab. Bei einer großen Anzahl der Fierzsträucher brechen die Blüthen aus dem jungen Holze hervor, aus den Seitenaugen vorjähriger Triebe, wenn dieselben wenigstens fünf Blätter entwickelt haben. Dergleichen Buschwerk wird am besten im Frühjahr, vor Beginn des Wachsthumes, beschnitten, indem man die vorjährigen Zweige etwa um ein Drittel verkürzt. Es entstehen nun wenige, aber kräftige Triebe, die schöne und große Blüthen hervorbringen werden. In dieser Gruppe gehören die Rosen, mit Ausnahme der gelben persischen Rose (Rosa lutea, Persian yellow) und der Hagebutte, ferner Schneeball, Weigela, Deukie und viele Arten von Spiraea. — Andere Sträucher entwickeln ihre Blüthen-Knospen ebenfalls am jungen Holze, aber an der Spitze der Zweige, sobald dieselben einen Trieb von fünf bis acht Blättern gemacht haben. Wollte man diese Gehölze, wie Flieder, Rothdorn, Hortensie, gelbe Rose vorzeitig beschneiden, so würde man der Blüthenpracht verlustig gehen. Dagegen ist es gerathen, nach dem Verblühen die Gartensöhre oder ein scharfes Messer vor Hand zu nehmen, die welken Blumen zu entfernen, altes Holz herauszuschneiden, die Sträucher zu lichten und ihnen eine gefällige Form zu geben. — Andere Sträucher, z. B. die meisten immergrünen, Daphne, Magnolie werden so wenig wie möglich beschnitten. Bei den Nadelhölzern unterbleibt der Schnitt ganz, falls man nicht eine bestimmte Form zu geben beabsichtigt.

P. Sch.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Muskelkrampf. — Giebt es ein Mittel, den Muskelkrampf in den Beinen zu verhüten oder wenigstens schnell zu heben?

M. G. in Leipzig.

Conservirung von Fruchtstücken. — Kann mir Jemand mittheilen, wie Fruchtstücke roh mit Weinstein-Säure conservirt werden?

Frau Anna K. Berlin.

Behandlung von Fleck. — Bei der frühzeitigen Hitze nahm Fleisch, das ich einige Tage in der Speisekammer bewahrte, einen üblen Geruch an; giebt es ein Mittel, denselben zu beseitigen?

Neue Abonnentin in Preshburg.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Gipsfiguren (96 u. 102). — Für das Reinigen von Gipsfiguren wird uns noch das folgende Verfahren als selbstverprobt mitgetheilt: Man löst ein Stück gelochten Kalk in Regenwasser auf. Die entstandene dünne, milchig-weiße Flüssigkeit vermischt man mit 1/2 Theelöffel voll hellem, dünnem Pergamentleim.



Verlag von Franz Viewegh in Berlin W., Postdamer Straße 28.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Trud von Otto Dürr in Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 28.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 7. Juli 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Viller.

Es war eine ganz neu erbaute Villa, nicht sehr groß, aber elegant und stilvoll, mit behaglichen *Sal-Ferrons*, die nicht so umfangreich wie eine Veranda, aber auch nicht frei und ungedeckt wie ein Balcon sind, in denen man bei Wind und Wetter fast wie in der Stube sitzt, während man zudringliche Sonnenstrahlen durch Vorhänge auszuschießen vermag. Diese roth und weiß gestreiften Vorhänge waren gleichfalls neu, und der Garten schien sogar zu neu, das heißt, man sah ihm die große Jugend

noch an; aber er versprach nach seiner Anlage viel für die Zukunft. Die Lage der Besitzung war außerordentlich vortheilhaft. Wo der Garten mit einer dichten, grünen Hecke aufhörte, fing die Wiese an, und die Wiese ging, bis sie wirklich nicht weiter gehen konnte, weil sie sonst in die vorüberausgehenden Elbstuthen getaucht wäre. Trat man nach der anderen Seite durch den Vorhof aus dem Hause, so brauchte man nicht weit zu gehen, und man befand sich in einem an Hügeln aufsteigenden Walde. Die Lage war einsam, in ziemlicher Entfernung von dem Dorfe Hosterwitz, für den Geschmack der meisten Menschen vielleicht zu einsam; aber der Besitzer, Friedrich Nolte, Seidenwaaren-Händler aus Dresden, fand auch darin einen Vorzug; er konnte nur Vorzüge entdecken, denn er selbst

hatte Villa Josephine, — selbstverständlich mit Hilfe eines Architekten, — erbaut, und nachdem er das Geschäft seinem Compagnon überlassen hatte, war er hinausgezogen und wohnte seit ungefähr vier Wochen mit Frau und Tochter in Hosterwitz.

Herr Nolte wollte aber seine Villa auch von Andern bewundert sehen, denn er war ein wenig eitel. Selten verging ein Tag, an dem er nicht Freunde und Bekannte hinausgeladen hätte. Er wurde nicht müde, seine Gäste bis auf den Boden und vom Boden wieder bis in das Souterrain zu führen, um von ihnen zu hören, daß Villa Josephine das Muster eines modernen Sommerhauses wäre.

Dieses Herumführen beanspruchte viel Zeit, weil Herr Nolte dabei den Bauplan entwickelte und in einer



Zu der Erzählung „Die Zwillinge“, von Frida Schanz. Illustrirt von A. Mandlich. — Siehe Seite 115.

ausführlichen Darstellung auseinandersetzte, nach welchen Rücksichten man so und nicht anders gebaut habe. Diese Erklärungen waren für Herrn Rolte interessanter, als für seine Gäste; aber für einmal ließ man sich von einem so gutmüthigen und gastfreien alten Herrn schon eine kleine Weitschweifigkeit gefallen; man schmeichelte seiner Eitelkeit, und so wurde er nicht müde, immer neue Gäste einzuladen. Frau Josephine kam gar nicht dazu, sich selbst des neuen Besitzes zu freuen, weil sich so viele Andere darüber freuten; sie mußte immer nur an das Bewirthen denken. Ja, sie war noch zu keiner großen Wäsche gekommen, und, so sonderbar es klingt, gerade auf diese Wäsche hatte sie sich besonders gefreut; das neue Waschhaus mit seinem vorzüglich construirten Kessel und den practischen Einrichtungen sollte eingeweiht werden; die Wiese bot zugleich einen trefflichen Bleichplatz dar, und Frau Josephine hielt auf gebleichte Wäsche. Das sauber geplättete und gefaltete Leinen in den Fächern ihres Spindes aufzubauen, gehörte zu ihren häuslichen Freuden; sie that es stets mit einer gewissen Feierlichkeit, indem sie die Wäsche-Nummern wie Zauberprüche leise vor sich hinhurmurmerte. Doch beanspruchte sie von ihrem Manne nicht das gleiche Interesse, wie sie es überhaupt nicht liebte, ihm mit Berichten über häusliche Angelegenheiten lästig zu fallen.

Am Sonntag Abend wurde abermals eine Anzahl guter Freunde nach dem Dampfsschiffe geleitet, und nun war endlich die Woche angebrochen, welche der großen Wäsche gewidmet sein sollte. Frau Josephine selbst notirte die Zahl der von dem Hausmädchen fortirten Wäschestücke, während eine Waschfrau schon mit dem Anreisen derselben beschäftigt war. Ihre Tochter Sinchen ging der Mutter hilfreich zur Hand.

Seitdem das Haus fertig gestellt war, fand Herr Rolte im Garten ein neues Feld der Thätigkeit, und sein Gärtner unterwies ihn soeben in der Veredelung der Rosen. Oben auf der Veranda ruhte Pfiff, der gewaltige Neufundländer, den schönen Kopf auf die Vorderfüße gelegt und die Augen geschlossen; nur wenn ihm eine Fliege zu nahe kam, zuckte er mit den Ohren.

In dieser Ruhe und stillen Geschäftigkeit bot Villa Josephine bei blauem Himmel und Sonnenschein ein Bild des Friedens dar.

Wie aber am Horizonte oft ein kleines Wölkchen das nahende Unwetter verräth, so zeigte sich zwischen den Augen des Herrn Rolte, — guten, treuen und klugen Augen, — eine beängstigende Falte; er folgte auch nicht so aufmerksam, wie sonst, den Anweisungen des Gärtners. Bei jedem Geräusche auf der Straße wendete er den Kopf, und als er endlich den Postboten gewahrte, rief er ihn an und sprang sogar über die Beete, um ihm die Briefe selbst abzunehmen. Einen derselben erbrach er sofort, und beim Lesen desselben vertiefte sich die Falte. „Hätte ich von der unglückseligen Wäsche nur eine Ahnung gehabt, würde ich ja für heute Niemand eingeladen haben,“ dachte er. „Natürlich kommen Alle! Die Einladung war mir so herausgefahren, und dann wollte ich meiner Frau nichts davon sagen, weil sie der Besuche überdrüssig ist. Na, aber jetzt wird sie mir erst recht eine Scene machen, und nun ist's nicht mehr zu ändern.“

„Haben Sie vielleicht meine Frau gesehen, Simer?“ wandte er sich an den Gärtner.

„Sie muß im Waschhause sein, Herr Rolte.“

Etwas befangen begab sich Herr Rolte in den Hof.

„Frage doch einmal, was Vater will, Sinchen,“ meinte Frau Josephine, einen flüchtigen Blick durch's Fenster werfend, und fuhr zu zählen fort: „Sechsendreißig, siebenunddreißig, achtunddreißig.“

„Papa hält einen offenen Brief in der Hand.“

„Um Himmelswillen! Es werden doch nicht schon wieder Gäste kommen? Neununddreißig, vierzig, einundvierzig.“

Sinchen, ein allerliebtestes Mädchen von siebzehn Jahren, gekleidet in ein helles Sommerkleid, ein zierliches Schürzchen vorgebunden, lief dem Vater entgegen. „Kommt wieder Besuch, Papa?“ Und Sinchen wies bedeutungsvoll auf den Brief.

„Wie konnte ich denn ahnen, daß Mutter heute waschen will?“ verteidigte sich Herr Rolte. „Ich dachte, wenn Jemand überraschend kommt, braucht sie nicht Umstände zu machen; irgend etwas ist ja immer im Hause, und dann.“

„Ach, Papa, sage doch schnell, wer kommt. Viele Personen? Kommen sie schon morgen?“

„Alles auf einmal kann ich nicht beantworten,“ brummte Herr Rolte. „Heute kommen sie.“

„Heute? Am Waschtage, Papa!“

„Wenn Du so schreiest, erschreckst Du die Mutter.“

„Wer kommt denn, Papa?“

„Tante Therese; es ist selbstverständlich, daß Tante Therese einmal eingeladen wird; wäre sie nicht verreist gewesen, wir würden sie längst eingeladen haben.“

„Und die Mädchen?“

„Aber Sinchen, das versteht sich doch auch von selbst.“

„Und weiter Niemand? Gott sei Dank!“

„Freund German hat die Einladung übernommen, da lag es doch auf der Hand.“

„Natürlich, Papa.“ Sinchen warf einen besorgten Blick nach dem Waschhause; von dort tönte es wie in einer Rechenstunde: „Sieben, acht, neun, zehn, elf.“

„Und dann kommt nur noch Professor Stetter.“

Jetzt lief Sinchen auf einmal roth an, und weil sie das verbergen wollte, rannte sie schnell in's Waschhaus.

„In dem Professor bin ich aber unschuldig, Sinchen,“ rief ihr der Vater nach. „Der hat sich selbst eingeladen, als ihn.“ Hier unterbrach ihn ein Ausruf seiner lieben Frau, der durchaus nicht wie ein Freudenruf klang, und dann erschien sie selbst.

Frau Josephine gehörte nicht zu den sanften Frauen; sogenannt sanfte Frauen sind gefährlich; ich möchte ihnen nicht trauen. Frau Josephine scheute sich nicht, gerade heraus und deutlich ihre Meinung zu sagen; sie war meist ruhig, aber sie konnte auch heftig werden; unbedingt war sie eine brave, gute und bedingt auch eine verträgliche Frau; im Augenblicke aber sah man ihr an, daß der Temperaments-Messer auf den Siedepunkt zeigte.

Der gute Herr Rolte war durchaus nicht abgeneigt, seiner Frau einmal eine kleine Scene zu machen; aber es war ihm höchst peinlich, sobald sie ihm eine Scene machte. Er wäre gern in den Garten retirirt, doch das hätte seiner Würde geschadet. Er mußte im Nothfalle den Tyrannen spielen und zeigen, daß er sich vor einer großen Wäsche nicht zu fürchten brauchte. Demzufolge zog er die Augenbrauen hoch, erinnerte sich, daß er Reserve-Offizier gewesen und nahm eine martialische Haltung an.

Frau Josephine war ihrem Gatten gegenüber stets zu Concessionen geneigt, doch sobald er diese Haltung und diese Miene annahm, gab es ihr einen Ruck im Nacken, und sie würde, wie Schloß, auf ihren Schein bestanden haben.

„Liebes Kind, mache nicht erst Einwendungen,“ fuhr Herr Rolte gereizt auf. „Ich kann Therese nicht nöthigen, an der Thür umzukehren, nachdem ich sie eingeladen habe.“

„Aber ich kann ihr sagen, daß ich von dieser Einladung nichts gewußt habe.“

„Das kannst Du allerdings; aber Du würdest Dir damit nur selbst schaden. Wenn Du klug bist, machst Du gute Miene zum bösen Spiele. Hättest Du mir früher von der verd. . . . von Deiner Absicht einer großen Wäsche etwas gesagt, so . . .“

„Es ist das erste Mal, daß Du mir heimlich Gäste einladest!“

„Ja, liebes Kind, daran bist Du selber schuld. Ich wollte eine Scene vermeiden.“

„Deine Gäste müssen heute allerdings vorlieb nehmen; an Waschtagen werden keine Lampreten gebraten.“

„Du wirst schon Deinen Ruf als ausgezeichnete Hausfrau nicht auf's Spiel setzen.“

Hier mengte sich Sinchen ein: „Ich glaube, Mama, es wird sich arrangiren lassen. Ich habe eben einen guten Gedanken.“

Herr Rolte klopfte dem lieben Mädchen auf die Wade. „Na, wenn Sinchen einen guten Gedanken hat, da wird sich's schon machen.“ Und erleichtert zog er sich nach dem Garten zurück.

Frau Josephine blickte Sinchen strenge an. „Es ist ganz unpassend, daß Du Dich einmengst, wenn ich mit dem Vater rede. Vater hat Unrecht, hinter meinem Rücken Gäste einzuladen, also darfst Du ihm dann nicht mit guten Gedanken aushelfen.“

„Liebe Mama,“ bat Sinchen, — und wer hätte widerstehen können, wenn sie bat, — „o, liebe Mama, Du wirst es Tante Therese gewiß nicht merken lassen, daß Papa sie ohne Dein Wissen.“

„Und wenn ich's auch nicht zeigen wollte, das fühlst sie heraus.“

„O, Mama, Du bist viel zu gut und hast auch Papa viel zu lieb; es würde ihn tranken.“

„Mir scheint, Du hast Lust, mir gar eine Strafpredigt zu halten.“

„Aber Mama!“

Sie waren, so redend, in die Küche gegangen, und Sinchen nahm Teller aus dem Schranke.

„Was nützen uns denn die Teller, so lange wir nicht wissen, was wir darauf serviren sollen!“ rief Frau Josephine ärgerlich.

„Ja, wenn Dir's recht ist, Mama, werde ich Dir meinen guten Gedanken enthüllen. Klingt 'enthüllen' nicht großartig? Nun, Du sollst sehen, Deine Gäste werden denken: Was für Umstände hat sich diese Frau wieder gemacht!“

Frau Josephine war schon halb besänftigt; da schlug die gute Stimmung plötzlich um; die Waschfrau erklärte, die letzten Tage der Woche bestellt zu sein, und das Barometer war gefallen. „Also kann die Wäsche

im Tasse verfaulen,“ erklärte Frau Josephine mit ungewohnter Gereiztheit.

„Die Waschfrau wird schon eine Hülfswfrau herbeschaffen,“ meinte Sinchen und nickte ihr mit diesem Lächeln zu, dem ihr Vater niemals und die Mutter sehr schwer widerstehen konnte.

Raum war dieser Sturm abgeschlagen, so zeigte sich, daß Friederike, die Köchin, ihre „Laune“ bekam. Ging etwas nicht am Schnürchen, so trat die Laune ein und dauerte mindestens drei Tage; was aber das Schlimmste, sie war ansteckend. Zuerst wurde allemal Frau Josephine davon ergriffen, dann das Hausmädchen; nur an Sinchen prallte sie wirkungslos ab.

Wenn Friederike mit ungewöhnlichem Geräusche hantirte, consequent Jedermann ohne Ausnahme den Rücken lehnte und bei Allem, was man ihr sagte, den Kopf über die Schulter gewendet: „Was?“ schrie, — dann wurde es in den Küchenräumen höchst unbehaglich, und Frau Josephine floh aus dem Souterrain in höhere Regionen; heute war sie genöthigt, auszuharren, da man den Besuch jeden Augenblick erwarten konnte; die Folge war ein Zerwürfniß, welches in einer Kündigung gipfelte. Darnach wurde die Temperatur so schwül, daß selbst Sinchen den streitenden Parteien aus dem Wege ging.

Und doch hätte an diesem Tage Frau Josephine alle Ursache gehabt, auf Sinchen stolz zu sein. Es war noch kein Jahr, daß sie zu häuslichen Geschäften herangezogen wurde, wobei Sinchen für Staubtuch und Kochlöffel durchaus keine Passion zeigte. Wenn irgend möglich, entschlüpfte sie, und man fand sie dann pinselnd vor einem frisch gepflückten Zweige, oder sie saß auf irgend einem Baume und steckte die Nase in ein Buch; dann erklärte Frau Josephine, daß sie mit Schaudern an die Zukunft dachte, und daß Sinchen ohne Zweifel ihren künftigen Gemahl unglücklich machen würde. Frau Josephine schien vergessen zu haben, daß sie mit siebzehn Jahren auch noch keine perfecte Hausfrau war und ebenfalls ihre kleinen unschuldigen Passionen besaß.

Heute war Sinchen wie umgewandelt; sie half eifrig und mit Ueberlegung, dabei ging ihr jedes Geschäft auch von der Hand. „Für Freund German, den alten Junggejellen, kann sie sich doch nicht interessieren?“ dachte Frau Josephine; daß auch Professor Stetter zu den Gästen gehörte, hatte Sinchen „zufällig vergessen“ der Mutter zu melden.

Gegen zwölf Uhr landete die eingeladene Gesellschaft mit dem Dampfsschiffe, und schon von fern kündigten sich die lustig schwappenden Stimmen an; besonders Freund German mit einem tiefen Bass, und Tante Therese mit einem etwas scharfen Diskant.

Frau Therese Albrecht, eine sehr reiche Witwe, erschien mit ihren drei Töchtern in der elegantesten Sommer-Toilette. Darin lag keine Beleidigung, und doch verstimmte es Frau Josephine sichtlich. „Du wirst Dein Kleid zerdrücken,“ bemerkte sie, als Tante Therese sie, wie immer, ein bißchen stürmisch umarmte, und zu den jungen Mädchen ließ sie gar die Bemerkung fallen, daß es bei Landpartien practischer wäre, einfache Kleider zu tragen.

Im Grunde waren beide Frauen gute Freundinnen; aber es gab häufig kleine Händeleien zwischen ihnen. Frau Therese hatte sich gut conservirt, war eitel und verstand es, sich elegant anzuziehen; Frau Josephine war auch gut conservirt, sie war aber nicht eitel und verstand es nicht, sich elegant anzuziehen. Die wahre Ursache ihrer kleinen Kämpfe aber lag tiefer, sie ließ sich Jahre zurückführen. Man sagt, — und wenn man sagt, so muß wohl etwas Wahres daran sein, — daß Herr Rolte, als er noch schlank war und ein schwarzes Schnurrbärtchen trug, — kurz, zu einer Zeit, wo Frau Josephine ihn unwiderstehlich fand, er nicht dem Fräulein Josephine, sondern dem Fräulein Therese den Hof machte; diese aber hatte schon gewählt und verschmähte ihn; das war's, was Frau Josephine ihrer Cousine nie vergeben konnte; obgleich sie ihr eheliches Glück gewissermaßen dieser verdankte. In ihrem Herzen blieb ein Stachel der Eifersucht zurück.

„Hör' mal, Fritz, was fehlt denn Deiner Frau?“ fragte Tante Therese ein bißchen verstimmt.

„Ich werde Dir das später auseinandersetzen,“ entgegnete Herr Rolte. „Was meiner Frau fehlt, ist ein zweifelhafte Wort und fängt mit einem W. an.“

„Willst Du nicht Therese Deinen Arm bieten und sie im Tempel Deiner Glückseligkeit herumsühren?“ fiel hier Frau Josephine scharf ein. „Ich kann mich dabei freilich nicht betheiligen, weil ich in der Küche nachsehen muß; Friederike hat ihre „Laune.“

Diese Laune war eine bekannte Familien-Kalamität. Nun wurde Herr Rolte wieder ganz vergnügt und strich schmunzelnd alles seinem Häuschen spendende Lob ein. Endlich aber ließ sich Tante Therese auf einen Sessel fallen und erklärte, sie sei vom vielen Sehen erschöpft und könne nicht weiter.

„Du bist hungrig, Mama,“ erklärte Gretchen, ihre jüngste Tochter; sie war das Infant terrible der Fa-

milie. Obgleich ihre Schwester sie in den Arm zwidte, fragte sie: „Es ist ja schon zwei Uhr! Eßt Ihr auf dem Lande immer so spät, Tante Josephine?“

Zum Glücke öffnete Sinchen in diesem Augenblicke die Thür nach dem Speisezimmer und sagte mit einem Knix: „Darf ich bitten? Es ist angerichtet.“

Professor Stetter bewunderte sogleich den Blumen-schmuck der Tafel. „Dazu hat Sinchen Talent,“ erwiderte der stolze Vater, und Sinchen erröthete; sie erröthete fortwährend und besonders, wenn Professor Stetter sie anredete.

„Warum wirst Du denn immer roth, wenn der Professor mit Dir spricht?“ fragte das unverbesserliche Gretchen, und nur ein Teller mit Suppe konnte Sinchen vor weiteren Fragen retten.

Der böse Geist, welcher in der Küche regierte, schien mit den Speisen auf die Tafel zu kommen; eine behagliche Stimmung, wie sie im Nolte'schen Hause gebräuchlich war, fand sich nicht ein. Freund German fing an, unpassende Witze zu machen, die eigentlich gar keine Witze waren, und über die Niemand lachte; das genirte ihn aber durchaus nicht. „Gestern sah ich auch meine erste Liebe wieder“, erzählte er unverdrossen. „Als wir uns liebten, war ich Secundaner, und sie lernte das Schneidern; jetzt ist sie eine dicke Bäckersfrau und schon längst Großmutter; aber, — sollte man's glauben, — wir haben uns doch gleich wiedererkannt.“

„Alte Liebe rostet nicht,“ bemerkte der Professor und stieß mit Freund German auf seine erste und einzige Liebe an.

Da gab's Frau Josephine einen Stich; bis dahin verhielt sie sich einsilbig und schien verdrossen; jetzt machte sie böshafte Bemerkungen, bald gegen Tante Therese, bald gegen ihren Gatten; auch die jungen Mädchen gingen nicht leer aus, und selbst Freund German erhielt seinen Theil.

Tante Therese war eine empfindliche Natur; sie ertrag es nur eine kleine Weile; dann erwiderte sie geizig, sodaß ihre drei Töchter abwechselnd „Mama! Aber Mama!“ dazwischen riefen. Sinchen wurde immer röther und wagte gar nicht mehr von ihrem Teller aufzublicken. Herr Nolte huiete verlegen, und Freund German, wie Professor Stetter verjachten vergeblich, sich taub zu stellen und ein anderes Thema anzuschlagen. Als aber der gequälte Hausherr den Frieden zu vermitteln versuchte, da wandten sich die erregten Parteien gegen ihn, als einen gemeinschaftlichen Feind, und als es ganz unmöglich war, den Streit noch länger für ein harmloses Tischgespräch zu halten, lief Tante Therese, die Serviette vor das Gesicht gepreßt, nach rechts hinaus, — gefolgt von ihren drei Töchtern; und Frau Josephine stürzte nach links, gefolgt von ihrem Sinchen.

Die so sich selbst überlassenen drei Herren blickten sich verdutzt an, und dann bemerkte Freund German, der den Vortheil besaß, ein alter Junggeselle zu sein, lakonisch: „Diese Weiber! O diese Weiber!“

Professor Stetter benutzte die erste Gelegenheit, sich machte hinauszuerschlagen. Es lag ihm daran, Sinchen zu sprechen. Er war besorgt, durch irgend eine unbegreifbare Ursache diesen Zanf veranlaßt zu haben, und das ängstigte ihn; denn er liebte Sinchen und war entschlossen, bei der ersten Gelegenheit sich zu erklären.

„Fräulein Sinchen,“ rief er ganz leise in der nächsten Stube; keine Antwort; er trat auf den Ed-Perron. „Fräulein Sinchen!“ rief er lauter.

„Ja,“ kam's ganz leise wieder; er erkannte nicht aus welcher Gegend; aber nun vernahm er deutlich ein Schnurren, das nicht nach Schnupfen, sondern mehr nach vergossenen Thränen sich anhörte, und dann trippelte Sinchen zaghaft und doch zutraulich herbei, die lieben Augen noch thränenfeucht.

Der Professor reichte ihr mit einem bedauernden Ausdruck die Hand; das rührte Sinchen und die Wasserwerke setzten sich gleich wieder in Bewegung.

„Sie kennen mich als Ihren Freund, Fräulein Sinchen,“ sprach der Professor herzlich. „Aber bitte, weinen Sie nicht; ich kann das Weinen nicht vertragen, es ist mir sehr peinlich, — Sie begreifen, — wenn Sie weinen.“ Sinchen versuchte gehorsam zu lächeln.

Beruhigt fuhr der Professor fort: „Ich bitte, sagen Sie es mir aufrichtig, ob ich an dieser eben erlebten Scene Schuld trage. Ich sagte etwas von alter Liebe, die nicht rostet, — Sie können versichert sein, daß ich Ihre Frau Mutter damit nicht beleidigen wollte.“

„Und Sie sind daran auch ganz unschuldig, Herr Professor,“ fiel Sinchen eifrig ein, wurde aber dunkelroth, als sie fortfuhr: „Doch kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, wie es so gekommen ist; nein, — es ist unmöglich.“

Sinchen fühlte, daß es zu unhöflich wäre, einem Gaste zu bekennen, wie unwillkommen ihrer Mutter an diesem Tage der Besuch war; auf alte Liebe, welche nicht rostet, legte sie kein Gewicht, weil sie mit der Jugend-Geschichte ihrer Eltern nicht genügend vertraut war.

Professor Stetter aber drückte Sinchen freundschaftlich die Hand und versicherte: „Wir können Sie's schon sagen, Fräulein Sinchen, ich bin ein guter Freund und

sag's Niemand wieder; und ich habe auch etwas auf dem Herzen, das ich nur Ihnen, — Ihnen ganz allein sagen kann.“

Da nun Sinchen darauf brannte, zu erfahren, was der Professor nur ihr, — ihr ganz allein sagen konnte, entschloß sie sich zur Beichte, und die Schuld drückte nicht länger den Professor allein; sie wurde von allen Gästen und der großen Wäsche gemeinschaftlich getragen.

„Ach,“ sagte Sinchen, „in unserer alten, winkligen Stadtwohnung haben wir immer in Frieden gelebt, und Papa nahm stets Rücksicht auf Mama, wie auch Mama auf Papa. Aber seit Mama wegen der vielen Gäste gar nicht mehr zur Ruhe kommt, hat sie auch ihre gute Laune verloren. Was aber Mama am meisten kränkt, ist, daß Papa, ohne ihr davon etwas zu sagen, Tante Therese eingeladen hat. Ach, ich fürchte mich sehr! Heute Abend wird's gewiß noch was geben. Papa ist sehr böse auf Mama; ich sehe es ihm an; er wartet nur, bis Alle fort sind. Ach,“ und hier fing Sinchen wieder zu weinen an, „ach, wir waren immer so glücklich; aber nun ist's mit dem Glücke vorbei, und wenn's so weiter geht, wie heute, da nimmt es noch ein sehr trauriges Ende.“

„Und Sie glauben wirklich, der Unfrieden käme allein daher, daß Ihr Vater zu viel Gäste einladet?“

Sinchen fühlte, daß sie ihre Mutter entschuldigen mußte. „Sie dürfen nicht glauben, Mama wäre nicht gastfrei; bitte, glauben Sie das nicht, Herr Professor. An Sonntagen ist's Mama nicht einmal angenehm, wenn wir allein bleiben.“

„Und heute ist allerdings erst Montag,“ bemerkte der Professor mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Es ist nichts Schrecklicher als Unfriede,“ versicherte Sinchen mit sehr weiser Miene.

„Da bin ich ganz Ihrer Meinung,“ rief der Professor eifrig. „Wir wollen uns niemals zanken.“

„Wir uns zanken? Ja, wie kämen wir denn zum Zanken, Herr Professor?“

„Nun, ich meine nur so. Zum Beispiel wenn Sie verheirathet wären, Fräulein Sinchen, und wenn ich verheirathet wäre, — wenn wir uns, mit einem Worte, in der gleichen Situation wie Ihre Eltern befänden, so würde ich meiner Frau an einem Waschtage keine Gäste einladen, — gar heimlich einladen! — und Sie, Fräulein Sinchen, würden Ihrem Ehemanne, sollte es ihm doch passiert sein, an einem Waschtage heimlich Gäste eingeladen zu haben, keine Scene machen!“

„O, niemals!“ rief Sinchen mit Ueberzeugung. „Aber,“ setzte sie traurig hinzu „Sie werden sehen, oder vielmehr Sie werden's zwar nicht sehen, aber ich werde es erleben, heute giebt's noch einen Sturm!“

Und hier brach Sinchen auf einmal in ein so herzhaftes Schluchzen aus, daß der Professor genöthigt war, sie zu trösten. „Liebes Sinchen,“ bat er und wagte den Arm um ihre schlaffe Taille zu legen, „bitte, weinen Sie nicht schon wieder. Ich hoffe, Sie werden sich mit der Zeit das Weinen abgewöhnen. — Gehen Sie heute Abend dem Sturme aus dem Wege; zum Schlimmsten aber lassen wir's nicht kommen. — Lassen wir's nicht kommen,“ wiederholte der Professor noch einmal zuversichtlich.

(Fortsetzung folgt.)

Raddruck verboten.



Ein Familienbild von Frida Schanz.
Illustrirt von A. Mandlid.

Obgleich es schien, als habe die Natur, spielend mit ihrer Kraft und im eigenen Entzücken über einen ihrer köstlichsten Entwürfe, das holde Schöpfungsmerk doppelt hervorgebracht, so hatte die Sade doch ihre Bedenlichkeiten.

Professor Wilken, der glückliche Vater der schönen Zwillinge, behauptete nämlich:

„Wenn die Lehrer und Mischhüterinnen, sowie die Dienstboten des Hauses mindestens zwanzig Mal am Tage, ja wenn er selbst und die Mutter der Kinder des öfteren Lise mit Köse und Köse mit Lise verwechselten, so sei dies ganz gleichgültig. Denn in der That sei wahrscheinlich Köse weder wirklich Köse, noch Lise wirklich Lise, — und wenn auch, so nenne er dies einen bedeutungslosen Zufall. Selbstverständlich wären die Kinder während ihrer jüngsten Jahre unzählige Male beim Baden und im Schlafe verwechselt worden, da man sie damals ebenso wenig wie zwei gleiche Hafelnüsse habe aus einander halten und unterscheiden können.“

Die junge Mutter aber setzte im Gegensatz zu dieser väterlichen Frivolität einen weit höheren und edleren Stolz, als den, diese beiden seltenen und köstlichen Geschöpfe ihr eigen zu nennen, darein, vom ersten Lebenstage der Kinder an stets ungewissheit im Klaren darüber gewesen zu sein, ob sie es mit Kösen oder mit Lisen zu thun habe.

Denn glücklicher Weise hielt sie, wie sie Jedem gern erzählte, als sie eine Stunde nach der Geburt das Wunder mit müden Blicken zum ersten Male sah, in ihren zitternden, schneeigen Händen ein blau und ein rosig behändertes Mädchen, um für die etwaige Geburt eines Erben oder auch für die „nur eines Mädchens“ jedenfalls gewaffnet zu sein.

Mit überirdischer Geistesgegenwart die Lage der Dinge und alle verwirrenden Möglichkeiten der Zukunft erfassend, streifte sie schnell über jedes der zarten Köpfchen eines der bunt geschmückten Spigen-Neschen, und im Auf und Nieder ihrer verrinnenden Gedanken hielt sie das Eine krampfhaft und unverlierbar fest:

„Die Blaue soll Lise und die Rothe soll Köse sein!“

Mit strenger Sorgfalt wachte sie dann über die Unantastbarkeit dieser farbigen Abzeichen.

Das rosenfarbene Häubchen durfte nie mit dem blauen zugleich gewechselt oder abgenommen werden. Schmelzte das zu dem blauen Bande gehörige Köpfchen, seines Wahrzeichens ledig, im Gemüthe des Morgenbades, so hatte das andere im Schmelze des hellrothen Bades unweigerlich sein Bettchen zu hüten, und wenn die Reihe des Ertrischens dann an jenes kam, so prangte das erstere ein für alle Mal schon wieder im säuberlichen Schmelze seiner Bergahmmeinicht-Schleifen.

Diese Methode wurde getreulich fortgeführt, bis der aufkeimende Verstand in den Zwillingstürchen eine bessere Unterscheidung zuließ.

Statt des üblichen „A-ba-A-ba“, des ersten fallenden Kinderlautes, den die Herren der Schöpfung, in „Papa“ umgekehrt, als verdiente Huldigung mit schmunzelndem Triumph hinzunehmen pflegen, brachte mütterliche Unermülichkeit dem blauen Kündchen, so bald nur das erwachende Seelchen aus den strahlenden Augen sprach, den alle Zweifel bannender Klang seines Namens „Lise“ und dem rothen den des seinen „Köse“ bei.

Welch ein Jubel, als das „A—i“ und „E—es“ zum ersten Male deutlich erscholl!

Es war ein wahres Aufathmen, ein lachender Erlösungsschrei!

„Gottlob, Gottlob! Nun schadet es doch nichts, wenn wir auch einmal die Häubchen verwechseln!“

Bald hielt das Bewußtsein des eigenen kleinen Ich stark und fester das Richtige fest.

„Köse Wan—Wan will!“ schmettete das Zweijährige und wand dem Schwesterchen, welches durch ein gleich gellendes: „Lise Wan—Wan will!“ sein Recht behauptete, den gemeinsam geliebten Gummihund aus den kleinen Händen. —

„Lise brav sein!“ klang es von dem einen hohen Stühlchen, wenn des Vaters strenge Augen einmal bei Tische, über klappernde Pöfelfchen und schreiende Mäulchen hinweg, ihre zur Ordnung rufende Nacht ausübten. Und „Köse brav sein!“ edote hell und silbern das Zwillingstimmenchen, und jedes der an des Vaters Antlitz hangenden, ängstlich schelmischen Augenpaare ward dann zum Spiegel einer besonderen, eigenen kleinen Seele, eines vom anderen deutlich unterschiedenen, winzigen, lebendigen Seins.

Und doch schien, je mehr die Kinder heranwuchsen, sich entfalteten, Aug und lebhaft, trotzig, lieblich und gut wurden, in diesen zwei klopfenden Herzen ein Geist, in diesen zwei Seelen ein Wille, in diesen zwei geheimnißvollen Blüthenfeldern ein Duft zu wohnen.

Immer vereint, bei Spiel und Arbeit ungetrennt, selbst im Schlummer Wange an Wange und im Traume Hand in Hand lebten sie dahin, blühten sie auf, wurden sie groß und schön.

Ueber kleinen Ausbrüchen von Eigenwillen, kleinen Wildheiten, kleinen Zänkereien thaten sich die Schwesterfeldchen immer fester und bewußter zu einer unzerstörbaren Kameradschaft zusammen.

Nicht nur ihr Keuschen, ihre beweglichen schlanken Körper, die schönen zarten und doch so frischrothen Gesichter, das prächtige Blondhaar stimmte so einzig, so wunderbar überein; auch ihre Fähigkeiten und Auffassungskräfte waren die gleichen; sie beide hatten schon als Kinder etwas Energisches, Kräftig-Gelassenes, und in Anbetracht dieser so weit gehenden Ähnlichkeit mochte der Professor mit seinem spöttischen Troste wohl recht haben, es kam wirklich nicht so viel darauf an, ob die Lehrer, die Mischhüterinnen und die Dienstboten des Hauses zwanzig Mal am Tage Köse mit Lisen und Lise mit Kösen verwechselten.

Auch den Mädchen selbst, den eng verwachsenen Blüthen verjähug dies nichts.

Aber Einer that es weh!

Die Professorin wollte nicht umsonst wie eine Heldin mit rothen und blauen Bannern für die unverwundbare Weiblichkeit der beiden lieben Geschöpfe gekämpft haben.

So oft die Mädchen, aus der Schule heimkehrend, je nach den Verhältnissen mit Lachen oder Seufzen, von einem neuen Verwechslungs-Falle berichteten, empörte sich ihr tapferes und gerechtes Herz.

„Köse Wilken, was hast Du da wieder für Unsinn ausgerechnet!“ hatte der Lehrer heute bei der Vertheilung der Heste gesagt und Lisen dabei mit dem harten Fingerringen das unschuldige Köpfchen geklopft.

Gestern hatte Lise inmitten des Ernstes einer Bibelstunde ihrer Nachbarin ein eiliges Geheimniß anvertraut, und Köse hatte dafür als „unverbesserliche Schwägerin“ sich im Klassenbuche wiederfinden müssen!

„Mütterchen, Herr Doctor Karthen hat gesagt, es ging so nicht länger,“ berichteten die Zwilling-Mäulchen eines Tages. „Du solltest so gut sein, uns wenigstens nie gleich zu kleiden, am liebsten die eine roth und die andere blau!“

„Noch einmal damit anfangen?“ rief die Professorin verzweifelt. Aber da jedes der Mädchen unter ihrem wohl affor-

tirten, auf's Haar gleich zugetheilten Garderoben-Reichthum ein rothes und ein blaues Schärpenband besah, so ward am nächsten Tage verständig über Rosens helles Kleid die purpurne und über das Rosens die himmelfarbene Erkennungs-Fahne gefaßt.

„Und doch! denke nur, Mütterchen, heute war es erst komisch!“ hielten sie an jenem Mittage. „Herr Doctor Karsten streit sich in der Stundenpause mit Miß Standon, ob die Blaue Lise oder Rösche, und ob die Rother Rösche oder Lise sei. Ich glaube, liebes Mütterchen, die bunten Schärpen helfen auch nichts. Wir müssen uns durch etwas Anderes erkennbar machen, sagt Herr Doctor Karsten.“

Der Professorin stieg eine aufrührerische Blutwelle in ihr liches Gesicht.

„Das soll nun etwas heißen! Wer nicht blind und stumpf ist, hat Euch noch immer aus einander gekannt,“ sagte sie pikant. „Sagt nur Euerem Herrn Doctor Karsten!“

Aber die Vorhast an den begriffstüchtigen Klassenlehrer schien ihr im rechten Augenblicke doch zu respectswidrig für die reinen Ohren der unschuldigen Gesandten, und um den Strom ihrer Empörung in das Bett eines anderen Gegenstandes zu lenken, fuhr sie fort:

„Willst du gleich, Lise! Geschwind herunter von dem Blumenritze! Ich will Dich lehren, Dich so an meinen Phönix zu lehnen, unachtsames, unartiges Kind! Ob wohl jemals im Leben Rösche auf solche Unarten kommt!“

„Ach, Rösche kam noch auf ganz andere Unarten!“ Sie flog eben vom Blumenritze herunter der zürnenden Mutter hell anlachend in die Arme.

„Herzmütterchen, ich bin's! Ich bin's ja! Ich, die Rösche! Liebes, goldenes Mütterchen, jetzt hast Du uns auch einmal verwechselt!“

Als die Professorin am selben Nachmittage, den Nachhall dieser Stunde in der bekümmerten Seele, auf die im Grün des Gartens auftauchenden und im schnellen Laufe wieder verschwindenden, weiß und goldig heraufschimmernden Mädchen-gestalten hernieder sah, kam ihr ein sie blühend erleuchtender Gedanke.

„Rösche! Lise!“ rief sie hinab.

Als die Beiden, gleich rosig angestrahlt, gleich erwartungsvoll, mit fliegendem Athem, die bunt behänderten Pflüchchen am Arme, ein paar Minuten später vor ihr standen, sagte sie mit aller Strenge, der ihr gutherziges Gesicht und ihre weiche Stimme fähig waren: „Ich habe den Trödel satt! Der dummen Aehnlichkeit soll nun ein für alle Mal ein Ende gemacht werden! Es ist ohnehin eine Heidenarbeit, jeden Morgen Eueren beiden langen Köpfe zu flechten. Wenn eine mit dem Kopfe herumgeht, ist es genug. Papa meinte noch gestern, es sei gut für Euer Haar, es noch einmal kurz verschneiden zu lassen. Also, — ein Wort statt vieler: Eine behält ihren Kopf, und die Andere läßt ihn sich abschneiden. Nun löst, wer diese und wer jene sein soll!“

Um die Wirkung dieses Dictums nicht von den geliebten Gesichtern ablesen zu müssen, sah die Professorin mit gut gespielter Aufmerksamkeit, einen gar nicht existirenden Vorgang verfolgend, in den Garten hinab.

Aber ein nach kurzem Schweigen in der Zeit desselben Augenaufschlages losbrechendes Zammern rief ihre Blicke in's Zimmer zurück.

Zwei weiche Händchen begannen im selben Augenblicke ihr schmeichelnd die Wangen zu streichen.

„Liebe Herzensmutter! Ach, laß uns doch die Köpfe! Wir wollen uns gern selbst kämmen, und Eine kann ja der Anderen das Haar flechten! Was schadet es denn groß, wenn wir einander so ähnlich sind!“

Ihr selbst wurde das Herz weich.

Aber sie wußte, die Mädchen waren nie so lenksam, so verständlich und zugänglich, wie in solchen gerührten Augenblicken, und eine so mächtig in ihr zur Ueberzeugung gewordene Idee fallen zu lassen, war die Sache der Professorin nicht.

So griff sie zu der von ihr mit Vorliebe angewandten Erziehungs-Methode der eindringlichen Vorstellungen in Verbindung mit dem zu diesem Recept gehörigen Appell an die Einsicht und Verständigkeit der Zwillingen-Köpfchen.

Dabei schnitt sie wie spielend aus dem gestrigen Theaterzettel mit dem silbernen Stückscherden einen langen schmalen und einen kurzen Streifen zurecht.

„Nun zieht nur gleich. Ich wünsche es, und ihr seht ein, daß ich Recht habe,“ sagte sie und hielt die beiden, zu gleich großen Knäuelchen zusammengedrückten Schicksalslose den Mädchen hin.

„Ach Rösche, Rösche! Du! Gerade Du! Arme Rösche!“

Ein neuer Schmerzerguß brach los, diesmal nur einstimmig, denn Rösche, die den langen Unglücksstreifen gezogen hatte, war vorhin nur aus Angst um den Schwesterkopf so heftig aus ihrer Gelassenheit emporgeschreckt und sah dem eigenen Schicksale nun mit der alten schönen Ruhe und Sicherheit in's Auge.

„Komm nur, Lise, wir gehen gleich zum Friseur, ich bin froh, wenn ich das Ding los werde!“

„Nein, nein! — Nicht wahr, Mütterchen, das wirst Du nicht dulden? Nicht gleich! Nicht heute! Man muß sich doch erst daran gewöhnen!“

„Unfinn!“ sagte die Professorin. „Bei so etwas immer: je eher, je besser! Aber bis Abend wartet nur! Ich muß gegen sieben Uhr zum Schneider und gehe dann mit Euch!“

Zum letzten Male sah sie nach dieser Scene von ihrem Fensterbänke aus die beiden goldblonden Flechten aus dem Garten-grün heraufschimmern.

Die Schwestern gingen jetzt Hand in Hand, ruhig, wie es schien schweigend, die Wege entlang.

Darauf sah sie den einen Kopf noch einmal von der großen Schaukel heraufleuchten. Die Besizerin des anderen schien über die Schularbeiten gemacht zu haben, denn es wurden erst auf der Treppe, dann nebenan im Kinderzimmer ein paar Minuten lang Tritte laut.

Dann, ein Biereständchen später, unterbrach ein zweites leises Trappen und Kantiren die wieder eingetretene Stille.

Hierauf bereitete der Sommer-Nachmittag lautlos die sonnigen Schwingen über Garten und Haus.

Der traumhaft süße Hauch der Lilien und Nelken zog von den Beeten empor leise wehend in die Wohnung der Glücklichlichen, — und in der tiefen Stille und in dem Blumendufte entfielen die klappernden Kadeln den fleißigen Händen, und die kleinen eingebildeten Sorgen dem Herzen der Professorin.

Sie legte den Kopf mit den schweren, dunkelbraunen Zöpfen mit lässigem Behagen zurück, athmete ein paar Mal auf und schritt dann im Traume leicht, wie besüßelt, durch die lachende Ferne versoffener froher Zeit.

Da klang nach kurzem durch die Seligkeiten ihrer eigenen Mädchenzeit ein deutlicher, hastiger Tritt, ein helles Lachen flog neben ihr auf, und etwas Feuchtes, Heißes, Weiches schmiegte sich an ihre Wangen.

„Hilf, Karl!“ rief sie noch im Traume und griff mit beiden Händen durch die Luft.

In denselben Augenblicke schlug sie die Augen auf.

Da schaute es durch schimmernden Thau aus dunkelblauen Augen übermüthig zu ihr empor.

Ein glattes, fast bis an die zarte Haut kurz geschorenes Anaberköpfchen lag an ihrer Brust.

„Rösche!“

„Nein, Mama, ich bin's, — Lise! Ich habe mir den unnützen Kopf gleich abschneiden lassen, daß sie den ihren behalten kann. — Nun bist Du froh, nicht wahr? Nun kann man uns doch endlich einmal unterscheiden!“

Die Professorin war noch stumm.

Sie hatte sich ein schönes, kurz gelocktes Titusköpfchen, eine weiche, volle Umrahmung für das schmale Gesicht gedacht, und nun, — dieser Anblick!

Aber aus Aerger, Schrecken und dem Unbehagen des jähen Erwachens kämpfte sich doch schnell die Nahrung über dies edle kleine Geschöpf empor.

„Na, schön bist Du nicht, wahrhaftig nicht! Aber Du hast es wohl sehr gut gemeint, Lischen! Ein anderes Mal fragst Du mich erst, ehe Du solche Ueberraschungen ausführst, nicht wahr? Und nun, Schatz, laufe schnell und hole einmal Röschen; ich will Euch doch neben einander sehen. — Zu unterscheiden seid ihr wenigstens nun, Gott sei Dank!“

Das junge Herz ganz voll Uebermuth, voll Schelmerei und Jungfräulichkeit läßt Lise hinaus, um die Schwester zu suchen. Sie wirft einen schnellen Blick in's Verzimmer, dann in das Zimmer der Mutter, wo der Flügel steht. „Rösche! Rösche! — Wahrscheinlich wird sie im Garten sein!“

„Rösche! Rösche!“ ruft sie noch einmal vom Fenster hinab.

Aber der im Nachmittags-Schweigen erstarrte Garten giebt keine Antwort.

„Sie wird schon kommen. Ich warte einstweilen bei Dir, Mütterchen, wenn ich darf. Da klingelt es, — horch, ist sie das nicht?“

Im hastigen Laufe geht es nach der Thür; von draußen naht sich ein gleicher Ansturm.

Lise will die Thür aufreißen; da wird sie schon von draußen aufgeklirrt, — und nun —

Welch ein Bild! Welch ein Durcheinander von Schreckenslauten!



„Lise!“
 „Rösche!“
 „Rösche!“
 „Lise!“
 „Du?“

„Was fällt Dir ein?“
 „Du auch!“
 „Dir zu Liebe!“
 „Und ich, um Dir das Tabeisein zu ersparen!“
 „Wo denn Du?“
 „Bei Bartley am Markte!“
 „Ach, und ich bei Kunz in der Kirchgaße!“
 „Derrgott, das ist eine schöne Geschichte. Nun sind wir ja wieder einander gleich!“ —

Der letzte Ausruf klang wie ein schöner, lang gedehnter Schluß-Accord des wechselnden Duos im vollkommensten Zusammenhang, im gleichen Taktfalle, im gleichen entsehten Tone.

Und im gleichen Tempo, vom gleichen Gedanken erschüttert, wandten sich die beiden tahlenden Mondhäuher beim letzten Worte nach dem Fensterbänke um, und der Ausdruck der vier schönen, sehenden Augen sprach mit rührender Uebereinstimmung:

„Armes, armes Mütterchen! Was wirst Du nun sagen?“

Sie hätte ja schelten müssen, aber sie that es nicht.

Ein Etwas in ihrem zudenben Gesichte ließ beide Zwillinge mit einem zwischen Lachen und Weinen schwankenden Ausrufe auf sie losstürzen.

Die beiden entstellten Engelsköpfe lagen lange an ihrer Brust, und während ihre Lippen pflichtschuldigst zürnten: „Ihr thörichten, voreiligen Kinder, was werdet Ihr mir noch anrichten,“ rief ihr jubelndes Herz:

„Gott erhalte sie mir so gleichmäßig schön, so brav, so hold! Und wenn sie sich bis zur Unkenntlichkeit gleichen an tapferer Güte, — Du, Gott im Himmel, wirst die lieben Seelen wohl auseinander kennen!“

Kabdruck verboten.

Die Königin der Blumen.

Eine Rosen-Blauderei von Theodor Wolff.

Wenn der Sommer seinen Einzug hält in das Land, dann ist seine Siegesbahn mit duftigen Rosen besetzt. In den Gärten prangen die herrlichen Mäthen, und wo zwei Liebende weilen, werden Rosen ausgepflanzt, — eine Blumensprache, die überall Verständniß findet. Denn die Rose ist das Symbol der Liebe, der keuschen, unentweichten Liebe. Es giebt eine alte englische Ballade vom süßen Wilhelm und der schönen Anna, — eine rührende alte Geschichte. Und darin heißt es:

In der Kirche Maria's lag der Ehan,
 Die Maid im Marienchor,
 Aus seinem Grab wuchs die Birke heran
 Aus ihrem die Rose hervor.
 Die neigten sich und verzweigten sich dicht,
 Wären gern beisammen recht nah,
 Und Jeglicher, der vorbeigeht, spricht:
 Zwei Liebende ruhen allda.

Aus den Hügeln, unter denen reine Liebe ihr Grab gefunden, wachsen die duftigen Rosen. Sie sind das Zeichen der Reinheit, der keuschen Sittsamkeit, und so finden wir sie in den kulturgeschichtlichen Schilderungen vergangener Jahrhunderte nicht selten wieder. Im Mittelalter war vielfach unzählbaren Mädchen das Tragen der Rose verboten, wogegen in einzelnen Dörfern Frankreichs die schöne Sitte herrschte und auch wohl heute noch herrscht, dem süsssamsten Mädchen als Belohnung eine Rose zuzuerkennen. Und soll die goldene Rose, die rosa aurea, welche der Papst fürstlichen Damen verleiht, nicht auch eine Belohnung strenger Tugend sein? Daß die erste der goldenen Rosen von Urban V. gerade der gattenmörderischen Johanna von Sicilien verliehen ward, ist freilich ein unglücklicher Zufall.

Es giebt nichts Zarteres, als eine duftige Rosenblüthe, nichts Zarteres als eine junge Mädchenseele. Darum hat man denn auch die eine zum Symbol der anderen erwählt. Die knospende Mädchengestalt und ihr schönstes Empfinden, süß-schämig verschwiegene Liebe, vergleichen wir mit der Rose. Besonders in unsern alten Volksliedern spielt die schönste der Blumen in dieser Eigenschaft eine große Rolle, und nur das Ringeln am Finger kann's ihr als Liebes-Symbol hier gleichthun. Die Rose ist der duftende, vielsagende Liebesgruß:

Ich werf' mit Rosenblättern
 In Liebchen's Fenster ein,
 Ei schlafe oder wache,
 Ich möchte bei Dir sein!

Als Pfand aufrichtiger Liebe wird oft von dem Ritter die Herbeibringung der drei Rosen verlangt, „die in der Zeit gewachsen sein, wohl zwischen Weihnachten und Ostern.“ Ein besonderes Zeichen von Liebe und Glück sind auch die „drei Rosen auf einem Zweige,“ und gar oft heißt's bei den alten Volksängern: „Ich wollt', ich sänd' im Garten drei Rosen auf einem Zweig.“ Liebende necken und belustigen einander, indem sie sich gegenseitig mit Rosen bewerfen. Aber das Hinwelen der Rose ist zugleich das Zeichen, daß die Liebe und Treue verrathen wurden oder daß der Liebste gestorben ist. So mahnt der Busch beim Scheiden die Liebste:

Wenn die zwei Röslein
 Nicht mehr sind roth,
 Werf sie in den Fluß hinein,
 Den', ich wär' todt.

Ein ähnlicher Gedanke liegt dem schönen Liede zu Grunde, welches anhebt:

Es wollt' die Jungfrau früh aufsteh'n,
 Wollt' in des Vaters Garten geh'n —

Die Jungfrau findet im Garten statt der Rosen, die sie sucht, nur Rosmarin, und erkennt hieran, daß ihr Geliebter gestorben sei.

Die griechische Sagen- und die christliche Legenden-Bildung haben sich auch der Rose bemächtigt und den Ursprung der Blumenkönigin in den Schleier süß-geheimnisvoller Mythe gehüllt. Und beide Religionen haben die Entstehung der Rose mit dem Herrlichsten und Erhabensten in Zusammenhang gebracht, was sie besitzen. Als Aphrodite, die Schaumgeborene, dem Meere entstieg, — so erzählen die Griechen, — fielen von ihren Gliedern die glitzernden Wassertropfen hernieder und wurden zu duftigen Blüthen; so entstanden die Rosen. Die christliche Legende aber berichtet über den Ursprung der Rose, und im Besonderen der Moosrose: Ein Blutstropfen Christi



Rosentage. Von G. Schröder. — Siehe Seite 118.

fiel hernieder in das Moos am Fuße des Kreuzes; dort erwuchs die Moosrose.

Aus diesen beiden Sagen ist ersichtlich, wie hoch die hellenischen und später die christlichen Völker allezeit die köstlichste der Blumen schätzten. Und zahllose fernere Beweise ließen sich hierfür aus den Liedern der Sängler aller Jahrhunderte und aus den Werken der Geschichtsschreiber beibringen. Allen, was schön und voll Liebreiz war, gaben die Griechen die Rose zur Begleiterin. Eine der Grazien trug sie im Gürtel, zu duftigen Kränzen gewunden erschien sie bei den Festen des Bacchus, geliebte Leichen und Urnen wurden mit ihr bekränzt. Und als die drei Göttinnen vor Paris um den Preis der Schönheit stritten, soll Aphrodite, die Siegerin, statt des Gürtels als einzigen Schmuck eine Rose getragen haben. Trägt die hellenische Rosenverehrung bei den Festen des Bacchus und der Aphrodite einen lebensfrohen, oft leichtfertigen Charakter, so sind die Lieder und Sagen, in welchen die Rose in unserem Heimatlande auftritt, meist in einem stillschwärmerischen, milden Tone gehalten, wie es ja unserer deutschen Art so entspricht. Wer kennt nicht die zarte Legende von der heiligen Elisabeth, deren mildthätige Spenden sich in dem Augenblicke, da der gestrenge Gemahl erschien, in Rosen verwandelten? Ganz ähnlich wie der heiligen Elisabeth soll's übrigens noch gar mancher edlen Frau ergangen sein. Schleiden nennt in seinem vortrefflichen Buche: „Die Rose, Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Bedeutung, Leipzig 1873“ unter anderen noch die heilige Kasilda von Burgos, die heilige Rosa von Viterbo und die heilige Elisabeth von Portugal. Derselbe Autor erzählt auch, ebenso wie Beckstein (Deutsches Sagenbuch), eine fromme Rosen-Legende aus dem siebzehnten Jahrhundert. In Brienä hing eine Jungfrau einen Rosenkranz bei einem Kirchensfest an die Wand. Der Kranz verdorrte, blieb aber siebzehn Jahre hängen. Nun erschien ein steinaltes Mütterchen und erinnerte Gott an den vor siebzehn Jahren heimlich ausgesprochenen Wunsch. Da fing der Kranz wieder an zu grünen, trieb neue Knospen, die zu Rosen erblühten, und die Alte schlief bei diesem Anblicke in Frieden zur ewigen Ruhe ein.

Keine andere Blume hat soviel Verehrer, soviel Liebhaber gefunden, wie die Rose. Die Tulpenliebhaberei in Holland war ein Sport, eine Modesache, die Rose aber hat ihre Herrschaft durch Jahrtausende gewahrt. Wenn jetzt die Rosenzeit beginnt, so greift Alles nach der herrlichen Blume, die Frauen heden sie vor die Brust, die Männer in's Knopfloch, in allen Häusern, in allen Gärten verbreitet sie köstliche Wohlgerüche. Eine leidenschaftliche Verehrerin der Rose war Kaiserin Josephine, welche in ihrem Garten zu Malmaison dieser Leidenschaft Genüge that. Doch vielleicht in keinem anderen Lande ist der Rosen-Kultus ein so wichtiger Factor für Poesie und Leben geworden, wie in Persien. „Das Land von Schiras, — sagt Hafis, — wird nie aufhören, Rosen zu tragen, und nie wird die Nachtigall von ihm weichen.“ Wem geht's nicht, — auch ohne diesen Spruch des alten Sängers, — bei den Namen Schiras und Hafis durch die Seele wie Rosenduft und Nachtigallenschlag? Die Nachtigall wirbt um die herrliche Blumenkönigin, und das ist ein schmelzendes Loden und Bitten, ein Schmolzen und Rosen, ein ewiger, liebedurchgläuter Sommerabend.

Einen höchsten Charakter nahm die Rosenliebhaberei unter den Kaiserin im alten Rom an. Hier, wo jede Empfindung, jede Freude in raffinierte Uebertreibung ausartete, ward auch die Rosenverehrung zu einem Zerkhilde. Nero vermochte es, bei einem einzigen Gelage für 200,000 Thaler Rosen zu vergeuden. Aber weit schlimmer noch trieb es Heliogabal, welcher die ihm lästig gewordenen Großen seines Reiches eines Tages durch Rosenblätter erstickte ließ; während eines Gastmahles öffnete sich die Decke und ein duster Regen von Rosenblättern fiel auf die entzückten Gäste hernieder; und dieser anfangs so freudig begrüßte Regen dauerte fort, bis die Gäste des gastreichen Kaisers sammt und sonders in ihm erstickt waren.

Sollte man es glauben, daß es auch solche Kräfte gegeben hat, in deren Augen die lieblichste der Blumen ein Grenel war? In der That, es wird von Diefem und Jenem berichtet, daß der Anblick der Rose El und Abscheu in ihm erregt habe. Besonders die geistlichen Herren im Mittelalter stellten ein stattliches Contingent zur Schar der Rosenverächter, und Einer von ihnen, der Cardinal Heinrich von Cordova, fiel sogar in Ohnmacht, wenn er nur den Duft der Rose verspürte. Gott sei Dank, solche nervenschwache Gemüther waren allezeit auf unserer schönen Erde sehr in der Minderheit, wir aber mahnen mit Hafis: „Frommer, komm' und pflüde Rosen, häng' die Krutte an die Dornen!“ oder singen mit Böhm ein frisch-freudiges „Rosen auf den Weg gestreut!“ Denn wir wissen es:

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod umblüht,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüßert;
Tönet nicht der Wonnelang
Angestoh'ner Becher,
Nach der frische Mundgefang
Weinbelanbter Zecher!

Und so lange es liebende Seelen geben wird, so lange werden sie sich mit Rosen schmücken, und so lange die Sängler noch das Gute und Schöne preisen werden, so lange werden sie der Blumenkönigin Pracht und Duft im Liede besingen. Denn das Land von Schiras ist nicht das einzige, welches nicht aufhören wird, Rosen zu tragen.



Nachdruck verboten.

Rosentage. Von R. Schröder. Siehe das Bild, Seite 117. — Die Rosentage, das sind unzweifelhaft die schönsten des Jahres. Der vielbesungene Frühling mit seinen ersten Weichen, der in Wirklichkeit in unserem Klima doch nur vereinzelt schöne Tage bietet, ist nur ein Vorgefühl jener herrlichen Zeit, wenn die Rosen in voller Blüthe stehen, wenn die Sonne uns zwingt, den Schatten zu suchen, und berauschende Düste rings die Luft erfüllen. Und ähnlich, wie der Frühling von den Dichtern überschätzt wird, so geht es auch der ersten, der jungen Liebe. Wie viel schöne Verse sind auf das Gehen und Bangen in schwebender Pein gemacht worden, als ob es gar nichts Däbischeres geben könne, wie den geliebten Gegenstand anzuschmachten, wenn man über die Zukunft noch nicht ganz genau im Klaren ist. In Wirklichkeit ist es viel hübscher, wenn das Gehen und Bangen ein

Ende hat, und man die Geliebte sein eigen nennt. — die Tage der glücklichen Ehe, das sind die wahren Rosentage des kurzen Menschenlebens. Mit feiner Symbolik hat unser Künstler das glückliche Ehepaar mit dem Stammhalter mitten hinein in all' die Rosenpracht gemalt. Nicht nur im Garten ist Rosenzeit, sondern auch in jeder Herze und in ihrem Hause; und darin wird sie fortbauern, auch wenn die Rosen im Garten längst verblüht sind und ihr Duft vom Winde davongetragen ist.



Nachdruck verboten.

Ueber die modernen Nachbildungen alter Kunstgegenstände. — „Die ganze Welt will nur mehr bibelot,“ so äußerte sich jüngst ein französischer Kunst-Schriftsteller und beklagte das traurige Los der modernen kunstgewerblichen Metiers, welche ihre Arbeiten nicht an den Mann bringen können, denn Jeder, der etwas Geld besitzt, will alterthümlich sich einrichten und natürlich mit echten alten Gegenständen prunken. Ein anderer Franzose, der das gleiche Thema behandelt, hält den Künstlern eine ernste Strafrede darüber, daß sie zuerst angefangen, ihre Metiers wie Trödlerbuden auszustatten und den Geschmack des Publicums zu verderben. Etwas Wahres ist an beiden Behauptungen. Die Vorliebe für alterthümliche Einrichtungen hat einen vielfach krankhaften Zug angenommen und eine Reihe von Industrien groß gezogen, die mit der Ehrlichkeit nicht immer auf vertrautem Fuße stehen.

Man fertigt heutzutage Nachbildungen alter Gegenstände des Kunstgewerbes aus einem dreifachen Grunde: Erstens um die Liebhaber und mehr oder weniger unverständige Sammler und sogenannte Kunstfreunde zu befriedigen, resp. zu täuschen, zweitens zur decorativen Ausstattung von Wohn- und Luxus-Räumen, drittens endlich zur Ergänzung alterthümlicher Zimmer-Einrichtungen, und weil die Originale einen von den Leistungen der Gegenwart nicht übertroffenen künstlerischen Werth besitzen.

Diese drei Abtheilungen von Nachbildungen sollen im Folgenden etwas näher gewürdigt werden.

Was die erste Klasse betrifft, so kann dieselbe wiederum in drei Abtheilungen zerlegt werden: Man fertigt aus einem alten Gegenstände durch Zertheilen desselben mehrere oder andere Objecte, — man benützt wirklich alte Gegenstände, und giebt ihnen durch moderne Zubehören einen höheren Werth, — man fertigt endlich mit und ohne alte Formen völlig Neues. Allen diesen drei Abtheilungen ist die beabsichtigte Täuschung des Käufers eigen, der in dem Glauben, ein echtes, altes Stück zu erwerben, immer nur einzelne alte Theile, oder auch diese nicht einmal, erwirbt.

Eine alte Truhe, die in den Besitz eines verständigen Schreiners kommt, wird zertheilt, der Deckel und die beiden Seitentheile bleiben, die Vorderseite wird neu angefertigt; die alte Vorderseite wird aber wieder mit neuem Deckel und zwei neuen Seitentheilen versehen, — und aus der einen alten Truhe sind durch Geschid und Wissenschaft zwei geworden. So macht man es mit Schränken, Tischen, Bänken, Kassen u. s. w. Ein alter Schrank muß sich dabei gefallen lassen, in ein Büffet umgewandelt zu werden, einige alte Stücke einer Vertäfelung werden zu Schränken verwendet; kurz der Metamorphosen sind ungemessen viele.

Die alten Porzellan-Fabriken haben viel unbemaltes Geschirr in den Handel gebracht. Derartige Stücke werden gesammelt und, da sie die offenkundige Marke der Fabrik tragen, leicht an den Mann gebracht. Um ihren Werth zu erhöhen, werden sie aber vorher noch nach alten Mustern bemalt, und aus einem Ausschußstück der alten Fabrik ist ein begehrenswerthes Kunstwerk geworden. — Eine Schüssel, ein Krug, oder sonst ein altes Porzellanstück, ist zerbrochen worden, einzelne Theile sind verloren gegangen: man schickt diese Gegenstände in eine Fabrik, dort werden die fehlenden Theile mit wissenschaftlicher Berechnung des Schwindungs-Coefficienten und mit künstlerischem Anpassungsinn neu gefertigt, gebrannt und dann behutsam und sorgfältig angefitet. Auf diese Weise werden Schüsseln, Kannen, Körbe, Figuren, Gruppen und dergl. wieder ganz, — leider gefitet.

Ein Kunstfreund kommt in abgelegene Gegenden, hoffend, dort noch seltene, alte Stücke zu finden. Unter gütiger Beihülfe eines ortskundigen Fachmannes entdeckt er in einem abgelegenen Bauernhause eine alte Truhe, von deren Werth die Besitzer zwar keine Kenntniß zu haben scheinen, aber deren Veräußerung ihnen auch durchaus nicht im Sinne liegt. Nach langem Reden und Bieten wird der Kauf abgeschlossen; die vollständig neue Truhe geht in den Besitz des Sammlers über und wird durch den ortskundigen Fachmann alsbald durch eine andere zu gleichem Zwecke ersetzt. — Anfangs der vierziger Jahre kam ein bairischer Goldschmied nach Wien, wozu er für sich und zu seiner eigener Uebung einen Kupferstich auf Silberblech überzeichnete und darnach die Vließplatte trieb. Er konnte sie nicht verkaufen, aber ein Freund rief ihm, sie „alt“ zu machen und einem Antiquar anzubieten. Die Platte wurde als alt gekauft, wohl auch verkauft, und dem ersten folgten noch mehrere solcher Kunstwerke. — Silberbecher werden oft so täuschend nachgemacht, daß selbst das beste Kennerauge sich täuschen läßt. Auf einem solchen Stück schien Alles echt, nur die eingeschlagene Marke gab keinen Sinn. Der Goldschmied war in diesem Zweige der Wissenschaft noch nicht bewandert. Warum verlegt sich aber ein solcher Meister nicht darauf, seine Kunstfertigkeit auf die Herstellung neuer Arbeiten anzuwenden? Einfach deshalb, weil die neuen Gegenstände nicht gekauft werden, die Kunstfreunde wollen alte Gegenstände und werden dementsprechend bedient. Wer soll den Fabrikanten es verargen, wenn sie Schwächen nachgeben, die eine ungesunde Mode ausgebildet hat? Ein wahrer Kunstfreund hat auch für das Schöne der Gegenwart ein Auge, und nur dadurch, daß derartige Kunstfreunde in alten Zeiten häufiger waren, ist die Kunst früher groß geworden. Da eben die richtige Beurtheilung wahrhaft schöner, moderner Kunstleistungen ein größeres künstlerisches Verständniß erfordert, als das einfache Sammeln alter Kunstwerke, da außerdem gerade solche Sammlungen alter Gegenstände reichen Gewinn versprechen, wenn sie früher oder später verkauft werden, so ist es kein Wunder, daß es der Sammler so viele giebt, und die wahren Beförderer der Kunst und des Kunstgewerbes so selten sind. Etwas ganz Anderes ist es mit jenen Nachbildungen alter

Kunstwerke, die als Nachbildung im Vorneherein sich geltend machen und bloß zur Decoration verwendet werden. Alte Schilde, Partisanen und Hellebarben in Eisenquast oder in Papier-Mache, Nachbildungen alter, getriebener Messingplatten durch mechanische und deshalb billige Reproduction, vor Allem aber galvanoplastische Reproductionen, geben einen, wenn auch nicht werthvollen, doch immerhin anständigen Zimmerschmuck, und sie dienen dazu, das Auge an schöne Formen zu gewöhnen, es zu schulen und künstlerisch zu bilden. Hierher gehören auch die Nachbildungen alter Thonwaaren, z. B. der kreuzförmigen Krüge, mittelst alter Original-Formen. Es steckt in den Originalen eine so lebensfrohe, urwüchtige Naivetät, so viel verständiger Handwerksinn, daß selbst die Nachbildungen noch daran Theil nehmen und das Auge eines Kunstfreundes erfreuen können. Freilich ist der Einfluß, den diese Art Nachbildungen auf unser Kunstgewerbe ausüben, nicht besonders groß: es sind der Natur der Sache nach nur wenige Geschäfte, die sich in diesen Kunstzweig theilen, und die Zahl der Käufer ist eine beschränkte.

Die größte Förderung hat unser Kunstgewerbe unstreitig von jenen verständigen Kunstfreunden gewonnen, welche die alterthümlichen Sachen nicht um ihrer selbst willen, nicht ihres Alters wegen, sondern mit Bezug auf ihre Formvollendung und malerische Wirkung, und mit Beziehung auf die Anforderungen der Gegenwart schätzen gelernt haben. Die alte Einrichtung eines Hauses hat Schaden gelitten, an der Decke und der Vertäfelung haben Zeit und Unverstand ihre Spuren zurückgelassen; der glückliche gegenwärtige Besitzer will diese Schäden repariren, er will aber seine Räume auch den Forderungen der Gegenwart entsprechend haben, er will nicht auf jene Bequemlichkeiten verzichten, die in geschichtlicher Entwicklung der Wohnungs-Ausstattung unentbehrlich geworden sind. Da fehlen die Stühle, dort ist ein Schrank nothwendig, das Sopha muß sich dem Raume anpassen u. s. w. Das ist ein Fall, wo der Fachmann seine Kunst zeigen, wo er beweisen kann, daß seine Leistungen denen der Vergangenheit ebenbürtig gegenüberstehen, und daß er es versteht, die neuen Gegenstände in Harmonie mit den alten und mit dem Raume zu gestalten. Die alten Techniken werden von ihm ganz anders studirt und gepflegt, als von dem, der bloß für Sammler arbeitet: er belebt die Gegenstände seiner Kunst mit eigenem Geiste und freut sich des gelungenen Resultates, als künstlerischer Schöpfer, nicht als fälschender Künstler. Ähnlich verhält es sich auch dann, wenn alte Originale die Muster und Vorbilder für Neuschöpfungen abgeben. Es giebt ja deren genug, die auch heute noch nicht übertroffen sind. In der Nachbildung solcher alten Kunstwerke ist der künstlerische Fachmann nur noch sein eigener Herr. Er wird die Ungelegenheiten des Originals vermeiden, dieses ist bloß ein corrigirbares Vorbild, das anregend und befruchtend auf ihn wirkt, ohne ihn zum geistlosen, wenn auch noch so geschickten Copisten zu machen. Aus diesen Bestrebungen hat sich unsere moderne Kunst-Industrie nachhaltige Kräfte gewonnen: sie sind die Grundlage, auf der sich unser gewerblicher Fortschritt in Kunst und Technik aufgebaut hat, und die Auftraggeber haben im wahren Sinne des Wortes als Kunstfreunde gehandelt.

Mit dem Worte „Kunstfreund“ wird heutzutage überhaupt großer Unfug getrieben, und vielfach ist dasselbe weiter nichts, als eine Maske, hinter der sich das profane Geschäft versteckt. Kunstfreunde waren die alten Medicäer in Florenz, welche ihre großartigen Sammlungen anlegten, den zeitgenössischen Künstlern zur Anregung zur Verfügung stellten, aber diese auch nach allen Richtungen ihrer Thätigkeit unterstützten. Kunstfreunde waren die alten Patriarchen in unseren deutschen Städten, welche Communen und ihre Privathäuser mit jenen Kunstwerken schmückten, die heute als „alte Kunstwerke“ der Ziel- und Augenpunkt der Sammler resp. Händler geworden sind, die aber damals in Ehren standen, als Glanzstücke der Kunst ihrer Zeit.

Was wir heutzutage brauchen, sind nicht die Sammlungen der Kunstfreunde in ihrem ruhelosen Bestande: diese werden durch unsere Museen mehr, als nothwendig, ersetzt: wir brauchen ein verständnißvolles, laufendes Publicum, welches im Stande ist den Werth der modernen Kunstleistungen zu würdigen, welches sich von der einseitigen Meinung frei macht, daß das Alte schön und begehrenswerth sei, schon deshalb, weil es alt ist! wir brauchen ein Publicum, welches das Schöne um seiner selbst willen sucht, und sich daran erfreuen kann, das aber auch einseht, daß man solche Kunstwerke nicht in 50-Biennig-Bazaren kauft.

Wenn Jeder sein Geld nur in Münzsammlungen anlegen wollte, so müßte schließlich unser Handel eingehen: wenn Jeder nur das Alte sucht, wenn es sich darum handelt, seinen Kunstsinne zu betheiligen, so muß die Kunst ersterben. Auch unsere Zeit wird einst die alte werden. Wenn das Menschengeschlecht mehr ist, als eine moleculare Vereinigung von Individuen, wer an die geschichtliche Fortentwicklung desselben glaubt und sich voll und ganz als Theil dieser Entwicklung betrachtet, der wird aus altem menschlichen Gründen auch dafür sein, daß die kommende Zeit einst, wenn sie auf die unsere als die vergangene schaut, von unseren Leistungen nicht geringer denkt, als wir von denen „unserer Väter“ denken: dazu gehört aber die Unterstützung der Kunst und des Kunstgewerbes auf ehrlicher und gesunder Basis, und die Achtung ihrer Producte um ihrer selbst willen, nicht aus Mode, Laune oder Geldgewinn.

Jakob Stodbauer.



Nachdruck verboten.

Reise-Albums.

„Was hilft es mir, daß ich die Wunder der Kunst und Natur erschaut, da ich sie doch nicht in bleibender Erinnerung zu bewahren vermag,“ klagte ich kürzlich meiner jungen Freundin, Elly von B. „Sie, mein Liebbling, haben kaum die Hälfte meiner Reisen gemacht, und trotzdem ist die geistige Ausbeute, die Sie mit nach Hause gebracht, eine so viel größere! Wie geht das zu? Haben Sie denn stets die nöthige Ruhe gehabt, sich das, was Sie gesehen, so fest in's Gedächtniß zu prägen, daß Sie es nicht wieder vergaßen?“

Elly schüttelte das Köpfchen und holte von einem Marmor-tischchen, auf dem allerlei Silberwerke und Mappen lagen, ein Buch hervor, welches sie mir reichte.

„Das ist der Freund, der meinem Gedächtnisse nachhilft, wenn es zu versagen droht,“ meinte sie lächelnd.

Ich betrachtete mir erstauht den erwähnten Freund. Es war ein Buch von der Größe eines gewöhnlichen Photographie-Albums, hübsch in gepreßtes Leder gebunden und trug auf dem oberen Deckel die in Gold gedruckte Aufschrift: „Reise-Album von Ely von B.“

Neugierig wandte ich die Blätter um. In das erste, aus braunem Carton-Papier bestehende, war eine Photographie des lieblichen dänischen Seebades Marienlyst eingefügt, und um dieselbe herum, von verschiedenfarbigem, gepreßtem Seetang, ein zierlich geordneter Kranz geklebt, den eine Schleiße aus Seegras zusammenhielt. Darunter stand mit in Wasserfarben ausgemalten Buchstaben zu lesen: „Marienlyst, den 6. Juli 1885.“

„Sehr hübsch,“ sagte ich beifällig, „in der That sehr hübsch! Beim Betrachten dieses Blattes wird Ihnen selbstverständlich die Erinnerung an den schönen Ort viel lebendiger, als es ohne dasselbe der Fall wäre. Die Photographie zaubert das landschaftliche Bild vor Ihre Seele, der Seetang läßt Sie der Stunde gedenken, in der Sie ihn gesammelt, und das Datum, welches Sie unter Ihr Kunstwerk geklebt, hilft Ihnen, Ihre Reise-Erlebnisse der Reihe nach chronologisch zu ordnen. Doch, was ist das?“ unterbrach ich mich, auf eine Reihe von Worten deutend, die auf die breiten Palme des Seegrases geklebt waren. „Welchen Sinn sprachen haben Sie da verzeichnet? Oder ist's vielleicht gar ein selbstgedichteter Vers, in dem Sie Ihrer damaligen poetischen Stimmung Ausdruck gaben?“

„Keines von Beiden,“ lautete die lächelnd gegebene Antwort, „sondern eher ein Commentar zu, — zu, — doch Sie sollen gleich hören, wozu. Vorerst lesen Sie nur, was da steht.“

Und ich las, meinen Augen nicht traudend: „There are more things in heaven and earth, Horatio etc. etc.“

„Ja, aber was hat dies Citat aus Hamlet mit Marienlyst zu schaffen?“ fragte ich erstaunt.

Ely's Gesichtchen nahm einen höchst weisen, überlegenen Ausdruck an. „Nun, sehr viel, denke ich. Wissen Sie denn nicht, meine liebe Frau Schmeißerin, daß der melancholische Dänen-Prinz von Shakespeares Gnaden dort begraben liegt, oder wenigstens liegen soll? Ich habe mir selbst seine Ruhestätte zeigen lassen, — ein erhabener Moment, sage ich Ihnen. Eine blond-ladige Engländerin war sogar so gerührt, daß sie in hysterisches Schluchzen ausbrach. Welch' lächerlichen Eindruck das machte, können Sie sich denken! Ich vermochte kaum erst zu bleiben, und als nun gar zum Schluß die Miß fragte, ob denn Opheliens Grab nicht auch zu sehen sei, und ein guter Bekannter von mir aus Berlin her, ein Affessor R., ihr antwortete: ja wohl, dort unter jener Buche befindet es sich, da war es mit meiner Fassung zu Ende, und ich lachte laut auf. Die gefühlvolle Dame aber nahm den Scherz für heilige Wahrheit und weinte um so heftiger. Auf dem Rückwege zu unserem Hotel nun äußerte ich zu dem Affessor, wie es nur möglich sei, daß ein gebildeter Mensch heutzutage noch an solche Märchen, wie die Geschichte mit Hamlet's Grab ein ist, zu glauben vermöge, ich begriffe es nicht.“

„D, man begreift Vieles nicht, mein quädiges Fräulein,“ erwiderte er mir, „aber Sie wissen, — there are more things in heaven and earth etc.“ Zur Erinnerung an diese kleine Episode und an Hamlet's Grab nun, habe ich mir von letzterem ein paar Palme gepflückt, jene Schleiße daraus gebunden und das Citat darauf geschrieben. Nicht wahr, jetzt verstehen Sie wohl, wozu letzteres den Commentar bilden soll?“

„Zu der Leichtgläubigkeit derer, die nicht aussterben?“ rief ich. Meine kleine Freundin nickte. „So ist's. — Aber nun schlagen Sie eine andere Seite meines Albums auf, und sehen Sie, ob sie Ihnen ebenso gut gefällt, wie die erste.“

Ich that, wie mir geheißen, und erblickte auf schwarzem Grunde die Photographien der Thorswalden'schen zwölf Apostel, deren Namen in kunstvoller Rundschrift darunter gemalt waren. Auf einem dritten Blatte präsentirte sich eine Bleistift-Zeichnung von Ely's eigener Hand, Schloß Fredensborg darstellend, verziert mit einem von dorthier mitgebrachten grünen Zweige.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Reise-Album?“ fragte Ely, nachdem ich die letzte Seite in Augenschein genommen und das Buch zugeklappt.

„Es ist reizend, wirklich reizend,“ erwiderte ich mit Ueberzeugung, „und würdig des Köpfcchens, in dem die Idee dazu entsprungen.“

„D, die Idee ist nicht gar so neu,“ wehrte die Kleine bescheiden ab, „im Gegentheil, ich habe Reise-Albums schon des Ofteren gesehen, nur begnügten ihre Besitzherinnen sich meist damit, sie mit unterwegs gekauften Photographien anzufüllen. Wenn sie noch eine, an geweihter Stelle gewachsene Blume hinzuthäten, glaubten sie schon das Höchste geleistet zu haben. Mir aber war das nicht genug, ich wollte, daß jedes Blatt in meinem Buche gewissermaßen eine ganze Geschichte erzähle und nicht nur das äußere Bild einer Landschaft, eines Bauwerkes oder Kunstgegenstandes vor meine Augen führe, sondern, wie Sie ganz richtig vorhin bemerkten, mir auch die weiteren Eindrücke, welche ich in schönen Stunden empfangen, vergegenwärtige. Um dies Ziel zu erreichen, bedurfte ich freilich, abgesehen von den mitgebrachten Bildern, auch noch anderer Materialien, das ich, zu Hause angelangt, mit Hülfe von Malerei und Schrift zu einem hübsch aussehenden Ganzen vereinigte. Es war häufig eine mühselige Arbeit, aber sie hat mir viel Freude und einen dauernden Genuß verschafft.“

Ich stand auf und reichte Ely die Hand. „Schade, daß ich Ihr Reise-Album in meinen Mädchenjahren noch nicht gesehen,“ sagte ich. „Jetzt habe ich keine Zeit mehr, mit einem anzulegen, aber anderen jungen Damen will ich davon erzählen, damit sie es Ihnen nachthun.“

M. Kossak.

Pflanzen gehört, giebt es noch eine große Anzahl von ausdauernden Gewächsen, die sich mehr oder minder zu diesem Zwecke eignen. Bei der Auswahl muß man sich neben dem persönlichen Geschmacke auch von der Rücksicht auf Lage und Erdboden leiten lassen, und besonders in Betracht ziehen, ob die Pflanzen größere Gehölzgruppen, Rabatten oder Blumenbeete umranden, ob sie gerade Wege einfassen oder zierliche Beete im Rasen begrenzen sollen. Als immergrüne Einfassung der Gruppen von Fiertrüchern und Nadelhölzern, besonders für schattige Stellen, ist Efeu, der mehrmals im Jahre zurückgeschnitten werden muß, und Immergrün zu empfehlen. Auch verschiedene schön blühende Steinbrech-Arten lassen sich gut verwenden. Ebenso bildet die Schwertlilie eine lüdenlose, dichte Umrandung und gewährt zur Blüthezeit einen herrlichen Anblick. Für stattliche Blattpflanzen-Gruppen und Bassins ergeben die Funkia-Arten mit ihren großen, herzförmigen Blättern einen malerischen Anblick. Blumenbeete, besonders in Rasenflächen, umsäumt man gern mit schön blühenden, niedrigen Pflanzen. Hier ist die Gartenprimel in erster Linie zu nennen, da sie wenig Pflege erfordert und Jahre lang eine feste und schöne Umrandung bildet; auch Fenchel und Heckenrose, Taufendschönlilien, Alpen-Bergheiniel und Alpen-Arabis sind als Einfassungs-Pflanzen gebräuchlich. Seltener sieht man das Weiden zu diesem Zwecke verwendet und doch eignet es sich vorzüglich dazu, besonders auch durch seine Anpruchslosigkeit, die mit jeder Lage und jedem Boden vorlieb nimmt. Praktische Leute benutzen auch wohl allerlei Stäuchen- und Gewürzkräuter, wie die krause Schnittpetersilie, selbst den Schnittlauch, Lavendel und Salbei als Umrandung der Beete. Die Zwiebelgewächse sind selber zu Einfassungen wenig zu gebrauchen; Schneeglöckchen, Scilla und Narcissen umwinden zwar im Frühjahr die Beete wie ein herrlicher, dichter Blumenkranz, aber nach dem Abwelken der Blätter ist ihre Spur schnell verloren. Wollen Sie nicht nur Ihren Augen, sondern auch Ihrem Gatten etwas bieten, so wählen Sie als Abschluß geradliniger Beete die dankbare, rankeartige Monats-Erdbeere. M. J. Schaffhausen.

Cactus (63). — Ich besitze viele Cactus-Pflanzen, die mich alljährlich durch ihre Blütenpracht erfreuen. Auch jetzt stehen wieder einige in Flor und erregen durch ihre zahlreichen, großen, farbenprächtigen Blumen allgemeine Bewunderung. Da ist es denn erklärlich, daß diese Cactus-Pflanzen meine Freunde und mein Stolz sind, und ich mich gern ihrer Pflege widme. Aber eigentlich kann ich kaum von Pflege reden, denn es giebt wohl keine andere Pflanzen, die so anspruchslos sind und so leicht zur Blüthe gebracht werden können, wie die meisten Cactus-Arten. Während des ganzen Winters kümmerge ich mich selten um sie; ich gieße fast gar nicht und lasse sie ruhig an einem hellen, trockenen Orte stehen; mitunter mühen sie sogar mit einem dunklen Blau des Wohnzimmer vorlieb nehmen. Im Frühjahr werden die Cacteen umgepflanzt; sie erhalten eine Erdmischung, die überwiegend aus Hyde-Erde mit Zusatz von Sand und verwittertem Lehm besteht; selbstverständlich darf eine Scherbenunterlage nicht fehlen. Die Erde wird nur leicht angekrüßt; ich gieße auch nicht gleich, sondern lasse den Boden etwas austrocknen. Während des Wachstums beschränkt sich meine Pflege darauf, meinen Lieblingen einen recht sonnigen Platz, — sei es am Fenster, auf dem Blumenbrette oder im Garten, — zu geben und sie regelmäßig mit abgekühltem, weichem Wasser zu versorgen. Dies geschieht im Frühling und Herbst am besten des Morgens, im Sommer am Abend. Früher litten die Stämme zuweilen durch Blattläuse, die ich mit einem Pinsel und warmem Seifenwasser entfernte, damit die Pflanzen nicht durch das lästige Ingeziefer zu Grunde gerichtet würden. Seitdem ich bei trockenem Wetter auch meine Cacteen früh und Abends leicht überspriehe, haben sich die bösen Feinde nicht wieder gezeigt. Mitte September nehme ich die draußen stehenden Pflanzen in's Zimmer und vermindere allmählig die Bewässerung. Nur der Phyllocactus mit blattartig verbreiterten Ästen, ohne Stacheln, macht in der Behandlung infolgedessen eine Ausnahme, als er Schutz gegen die Mittagssonne erfordert, während die anderen Arten am schönsten und kräftigsten im vollen Sonnenlichte gedeihen.

Cactus-Freundin in Eisenach.
Kürbisjucht (88). — Ein äußerst nahrhafter, humusreicher Boden in sonniger, warmer und feuchter Lage ist das erste Erforderniß, wenn die Kürbisfrüchte ihre Früchte zu vollkommener Größe ausbilden soll. Namentlich auf einem Kompost-Haufen erreichen die Früchte mancher Arten, — wie beim silbergrauen Kürbis, dem großen, gelben Melonen-Kürbis, dem gelben und weißen Geyner-Kürbis, — unter günstigen Bedingungen ein Gewicht von 25 bis über 60 Kilo. Aber auch auf tief gegrabenen und gut gedüngten Boden lassen sich bedeutende Erfolge erzielen, wenn man es an reichlicher Bewässerung, besonders später mit Jauche, nicht fehlen läßt. Legt man die Kerne gleich in's freie Land, so darf dies nicht vor Mai geschehen; vortheilhafter noch ist es, schon im April die Pflanzen in Töpfen heranzuziehen und sie dann Ende Mai auf die für sie bestimmten Stellen zu bringen, was mit Ballen und sehr behutsam geschehen muß. Die Stauden erfordern viel Raum und große Feuchtigkeit; daher ist es gerathen, sie mindestens 1 1/2 Meter von einander entfernt zu setzen und zwischen sie zwei Pflanzen ein Loch zu machen, damit man ihnen immer hinreichend Nahrung zuführen kann. Wenn es, wie Ihnen, um die Ernte großer Speise-Kürbisse und nicht um die Bekleidung von Mauern, Zäunen oder Kompost-Haufen zu thun ist, der darf an jeder Pflanze nur zwei Früchte stehen lassen und muß die Seitentriebe fällen, auch die Haupttraube über dem dritten Blatte nach der letzten Frucht abschneiden, sobald sich diese etwa faustgroß entwickelt hat. Zuweilen werden die Kürbisse fleckig, oder auf der Unterseite nicht reif; um dies zu verhindern, thun Sie gut, einen Dachziegel oder ein Brett unterzulegen, erforderlichenfalls auch die Frucht zu wenden, aber vorsichtig, ohne den Stengel zu knicken.
Frau Bertha K. in der goldenen Aue.

Blattläuse. — Gegen die Blattläuse wendet man die verschiedensten Mittel an, wie Seifenwasser, Bepudern mit Schwefel, Räucherer mit Tabak und Insectenpulver. Besonders wirksam erweist sich eine nicht zu starke Tabakslauge; man gießt auf 1/2 Kilo Tabak etwa 1 Liter heißes Wasser und wäscht die befallenen Triebe mit dem erkalteten Aufguss oder taucht sie einige Sekunden hinein, wonach ein Abspülen mit reinem Wasser erforderlich ist. — Neuerdings wird ein aus Tabak hergestellter syrupähnlicher Extract, der den Namen „Nicotina“ führt, von Autoritäten angelegentlich empfohlen. Das Fabrikat, ursprünglich als Waschmittel für Haushire bestimmt, um dieselben von Ingeziefer zu befreien, hat sich auch als ein sehr wirksames Mittel zur Vertreibung von Blatt-, Schild- und Blattläusen erwiesen; es zeichnet sich durch Billigkeit, Haltbarkeit, einfache und bequeme Anwendung aus und verursacht den damit behandelten Gewächsen durchaus keinen Schaden. Man wendet das Mittel, das in Blechbüchsen zum Preise von 4 Mark versendet wird, meist mit einem Zusatz von 100 Theilen Wasser an. Durch Bestreichen, Ueberpinseln, Abwaschen und Besprüngen mit der so verdünnten Nicotina wird auf Topf- und Gartenpflanzen alles Ingeziefer vernichtet. W. W.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Honig. — Wie kann man Honig auf seine Echtheit prüfen? Frau E. K. in Kehl.

Kräuteln der Haare. — Lassen sich die Haare noch auf andere Weise, als durch Brennen oder Wickeln kräuteln? Giebt es vielleicht ein Pulver zu diesem Zwecke? Rr. 777.

Türkisches Sultanbrod. — Kann mir Jemand das Rezept zu dem sogenannten türkischen Sultanbrode mittheilen? R. v. P., Schloß H.

Schnecken. — Wie vertreibt man Schnecken aus Wohnräumen und Küchen? Aufmerksame Leserin.

Fliegen. — Welches ist das beste Mittel, um sich der jetzt so lästigen Fliegen zu erwehren? Abonnentin bei Bremen.

Stücktrommeln. — Ich bitte um gefällige Mittheilung der Adresse eines Fabrikanten (nicht Händlers) für Stücktrommeln zum Anschrauben und Stellen. R. P. in R.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Behandlung von Fleisch (112). — Fleisch, das im Sommer überdriechend wurde, verliert diesen Geruch, wenn man in das Wasser, in dem es gewaschen wird, ein Stückchen „übermangansaures Kali“, von der Größe einer Erbse, wirft. Sollte das Mittel ein erstes Mal noch nicht genügend helfen, so wiederhole man den Versuch und wache dann das Fleisch in reinem Wasser nach. Junge Abonnentin in Gotha.

Conservirung von Fruchtsäften (112). — Man nehme 3 Kilo Himbeeren oder ebenso viel ausgesteimte saure Kirschchen, Erdbeeren oder ähnliche Früchte, schütte sie in einen großen Raps, übergieße sie mit einem Liter Wasser, in dem 80 Gr. Weinsäure aufgelöst wurden, und lasse sie 24 Stunden stehen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Früchte durch ein Tuch gedrückt, der Saft gemessen, pro Liter mit 1 1/2 Kilo fein gestoßenem Zucker versetzt und dann läßt man ihn abermals 24 Stunden stehen. Es wird sich nunmehr auf der Oberfläche ein Schaum gebildet haben, der sorgfältig abgefüllt, einen durchsichtig klaren Saft von schönster Farbe und Geschmack zeigt. In geschwefelte Flaschen gefüllt, verschließt man diese und bewahrt sie an kühlem Orte. Frau v. S. in Erfurt.

Muskelkrampf (112). — Um diesen, oft sehr schmerzhaften Krampf in den Beinen zu heben, springe man, sowie Einen derselbe überfällt, aus dem Bette und stelle sich fest auf das betroffene Bein. Der Schmerz wird in demselben Augenblicke aufhören. Frau A. in Frankfurt a. M.

Rathschläge.

Paraffin als Waschmittel. — Der Wunsch, die immer wieder als eine Plage des Haushaltes empfundene „große Wäsche“ zu vereinfachen, führt zu beständig neuen Versuchen, von denen der neueste, die Anwendung von Paraffin (bestes Petroleum), als vortrefflich empfohlen wird. Wir theilen unseren Leserinnen das Verfahren mit, guten Erfolg bei einer zu unternehmenden Probe wünschend, zu dem allerdings in erster Linie eine genaue Befolgung unserer Angaben erforderlich ist. Es wird die schmutzige Wäsche fortirt, Abends zuvor eingeweicht und, wo nöthig, eingeseift, dann läßt man sie über Nacht liegen. Am nächsten Morgen füllt man den Kessel mit Wasser und giebt in dieses, wenn es in vollem Kochen ist, auf je dreizehn Liter Wasser einen Eßlöffel Paraffin und eine Handvoll fein gehabte Seife. Diese wird sich in kurzer Zeit auflösen und in Verbindung mit dem Oele einen weichen, weißen Seifenschaum bilden. Nun füllt man den Kessel mit Wäschestücken, welche aber aufgelockert werden müssen, um dem Wasser Spielraum zu lassen, überall tüchtig durchzuziehen. Es ist dies eine wesentliche Bedingung für den Erfolg der Reinigung. Für Stuben-Händtücher, Tischtücher etc. genügt ein viertelstündiges Kochen, für Küchengewand eine halbe Stunde; bei längerem Kochen hört die reinigende Wirkung auf; es theilt sich dann den Stücken eine dunklere Färbung mit. Nach dem Kochen wird die Wäsche aus dem Kessel gezogen, zunächst in heißem, dann in kaltem Wasser nachgespült, worauf sie an Reinheit und klarem Tone nichts mehr zu wünschen übrig lassen soll. Es soll dies Verfahren auch für bunte Stoffe, für Tüll- und Mull-Gardinen, selbst für Wolle zu empfehlen sein, doch möchten wir immer erst zu einer Probe raten. Flanel läuft nach dem Kochen weder ein, noch wird er hart, doch bekommt er ein etwas gelbes Aussehen. Vorsichtige Bereitung und Sauberkeit sind die zum Gelingen notwendigen Bedingungen; die Kupferkessel müssen, noch warm, nach der Wäsche auf geschuert und getrocknet werden, da sich leicht keine Fett- und Seifenpartikel an die Wände festsetzen, die sich bei erneutem Gebrauche lösen, und sich dann als Flecke auf die Wäschestücke legen.

Nachdruck verboten.

Neue Moden.

Paris, Ende Juni.
Paris im Zeichen der Weltausstellung und des Eiffelturmes läßt seine Anziehungskraft doppelt und dreifach auf die Fremden aus, trotz Chauvinismus und Patriotismus, und wie die beliebten Schlagworte alle heißen. Sämmtliche Gebäude und Ruppeln der Stadt hoch überragend, erscheint der Thurm wie der Riese in der Fabel unter dem Bolke der Kiliputaner. Zugleich ist er das Emblem der gesammten Pariser Industrie geworden. Confiseur und Bäcker ahmen seine Form in ihren lederen Waaren nach; die Passenenterie-Geschäfte erbauen ihn aus Knöpfen und Garnrollen, der Bronzegießer benutz die eigenartige Thurmfigur zu Stuh-Ähren, der Papparbeiter zu Attrappen, die elegante Modedame trägt sie als Initial auf ihrem feinen Batist-Taschentuche etc.

Nachdem die Ausstellung, — eine Stadt für sich, — nun endlich aus dem Chaos von Brettern, Balken, Eisen, Stroh und Emballage fertig hervorgegangen und ihr zweites Einweihungsfest erlebt hat, bietet sie dem überraschten Auge so viel des Schönen, Bollendeten und Großartigen, daß es eines tagelangen, ernsthaften Studiums bedarf, um auch nur einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen. Was Wunder, daß der oberflächliche Beschauer nur an Einzelheiten haften bleibt, daß z. B. für die graziose Pariserin die Glas-Butrinen mit Schmutz und Toiletten-Gegenständen den Augenpunkt des Interesses bilden! Ihr Auge, das vielleicht noch soeben ermüdet über die Kunst- und Industrie-Schätze hinglitt, leuchtet sicher freudig auf, sobald sie eine für sie geheiligte Region betritt. Und nun beginnt ein intensives Schauen, ein Betornern der ausgestellten

Gärtnererei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Stedlinge von Cleandern. — Wann ist die geeignetste Zeit, um Stedlinge von Cleandern zu machen? Martha K. in Stolberg.

Schutz für Weintrauben. — Alljährlich verliere ich viele meiner schönsten Trauben durch Wespen und andere Insekten. Wie kann ich mich am besten dagegen schützen? G. v. R. bei Neu-Ruppin.

Erdbeer-Beete. — Wann und wie legt man am besten Erdbeer-Beete an? Elise S. in Schandau.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Einfassungs-Pflanzen (63). — Außer dem Buxbaume, der, wenn er regelmäßig beschnitten wird, zu den besten Einfassungs-

Schätze, als gälte es ihr Seelenheil und nicht nur irdischen Land. Für den Fremden aber ist das Studium der Toilette der Pariserinnen selbst bei Weitem interessanter, denn Grazie und Geschmack, gemeinsam in dem Worte „Ghic“ ausgedrückt, sind Gaben, welche jeder Pariserin von guten Feen in die Wiege gelegt werden.

Obgleich weit entfernt von der Ungebundenheit und Extravaganz der Revolutionszeit, lassen dennoch die diesjährigen Trachten eine Beziehung zu ihr erkennen. Wir führen nur die voru faltenlosen, bald sehr luftigen, bald in capriciösem Widersprache hinten leicht schleppenden Röcke an, die oben gebauschten, unten eng anschließenden, bisweilen selbst das Handgelenk umschließenden Ärmel, die lose, bequeme, wie aus einem Stoff-Shawle zusammengestellte Taille und die kurze mit breitem Gürtel; ebenso der abfallende, den Hals frei lassende Kragen und die großen Hüte aus gefaltetem Stoffe oder Spitzen, sowie aus Stroh mit reichen Feder- und Blumenschmuck. Sie alle fanden ihre Vorbilder in den Schlusshahren des vorigen Jahrhunderts. Dinten sind die Röcke weit, eingereicht oder eingefaltet, aber nicht ängstlich steif auf der Grundform festgenäht. Die einst in regelmäßige Falten geordneten breiten Schärpen dürfen, locker um die Taille gelegt, zwanglos niederfallen. Natürlich sind zu diesen eigenartigen Toiletten die Mantelets wenig geeignet, weshalb man sie durch offene oder geschlossene kleine Jacken ersetzt. Ebenowenig sieht man unsere Regenuniform, den langen Paletot oder Ueberzieher aus Cheviot, Tuch &c. Zum Schutze gegen das Wetter wird der radartige Mantel aus Gummistoff, gummirter Cloire oder Changant-Seide mitgeführt.

Wäre Göttin Mode mit Seherblick für die hohe Temperatur dieses Sommers begabt gewesen, sie hätte aus ihrem Füllhorn nicht mehr der leichten Stoffe, als da sind Changant-Seide, Woll-Ruffelin, gestiftter Krepp, Tüll in allen Stärken, Batist und Mull über uns ausschütten können. Durchscheinende Gewebe verlangen natürlich ein passendes Unterkleid, — am schönsten aus Seide.

Am scharfen Grün, besonders dem Mai-, Chartreuse-Grün und dergleichen, der Manie der Frühjahrsmonate, hat sich die Pariserin überfättigt. Wie sie einst all' ihre Phantasie aufbot, dasselbe in irgend einer neuen Form an ihrem Anzuge zur Geltung zu bringen, so sinnt sie jetzt bereits darauf, durch neue Farben-Combinationen die alten vergessen zu machen. Für die allerneueste Farben-Verhmelzung gilt gelbliches Rode mit einem unreinen Rosa; letzteres eint sich auch gut mit gelblichem Braun, daneben werden Silbergrau, Blaugrau und Viole bevorzugt.

Eine sehr vornehme, durch die Ausstellung hervorgerufene Pariser Mode-Neuheit bilden die zudigen Spitzenbesätze; vornehm deshalb, weil sie bisher nur in kostbarer Radel-Arbeit und noch nicht in wohlfeilen Imitationen vorhanden sind. Geschickte Hände dürften vielleicht eine Nachahmung in der wirkungsvollen trischen Häkelarbeit versuchen. Diese Spitzen-Bordüre umgibt den Rocksaum, bildet auf der Taille Gürtel, Passe und Ärmelbesatz und ist stets so geordnet, daß die scharfen, spitzen Zaden aufwärts stehen. Der Brustkreuzen aus Sammet auf den hellen, gestiftten Batist- und Kreppkleidern ist eine andere charakteristische Mode; mit ihm harmoniren Halsbündchen, eine Patte auf dem Oberarmel, sowie Gürtel und Schleifen.

Die Régligés und Anzüge für den Fünf-Uhr-Thee entfalten einen verschwenderischen Luxus; mit anderen Stoffen als Sammet,

Seide und edlen Spitzen will eine Schneiderin, die auf ihr Renommée hält, gar nichts mehr zu thun haben. Für Sportkleider scheinen Jersey und Flanel in Weiß, sowie Metallknöpfe und bunter Bortenbesatz am meisten begehrt. Jung Paris trägt, in Nachahmung der Großen, kurze Tailen zu verhältnismäßig langen Röcken, große Kragen aus Stickerei oder Häkelarbeit, noch größere Stoffhüte, in denen die süßen Gesichter oft ganz verinken, und breite Gürtel, im Rücken zu ganz kurzer Schleiße geknüpft oder durch eine Rosette geschlossen.

Zwar hätten wir noch viel zu berichten, von interessanten Gartenstühlen und Zelten, von dem Einflusse des Rococo- und Poppstiles auf die Möbel-Industrie und vielen Anderen mehr, allein der unserer Plauderei gewidmete Raum ist leider bereits überschritten. Vielleicht ein anderes Mal! F. J.

In dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein farbiges Modenbild, ein Extra-Blatt und ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten.



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 29.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 14. Juli 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Viller.

(Fortsetzung.)

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo der Geist blickartig erleuchtet wird; einen solchen Augenblick durchlebte der Professor Jacob. Seine Augen glänzten, und seine Stimme war bewegt. Er legte den Arm noch fester um Sinchen's Taille, zog sie näher an sich, und sagte leise: „Sinchen, wenn es mir gelingen sollte, Alles wieder in's Geleise zu bringen, wollen Sie mir dann auch zur Belohnung . . .“

Hier nickte Sinchen unerwartet schnell.

„Sie wissen ja noch gar nicht, was ich verlange, Sinchen?“

„Eine Belohnung,“ sagte Sinchen und blickte ihn mit ihren unschuldigen siebenjährigen Augen vertrauensvoll an.

Es schien dem Professor richtiger, es vor der Hand bei der allgemeinen Belohnung bewenden zu lassen. „Wir sind also Bundesgenossen,“ sagte er bestimmt und drückte ihre Hand.

„Für alle Zeiten,“ vollendete Sinchen mit Zuversicht.

„Hm,“ meinte der Professor, und seine Miene wurde bedenklich, „es könnte aber nothwendig werden, daß wir, um den Frieden zu erlangen, eine Schlacht schlagen müssen.“

„Wenn Sie der Feldherr sind, Herr Professor, fürchte ich mich auch nicht vor der Schlacht.“ Und Sinchen blickte ihn durch Thränen lächelnd an.

Professor Stetter traute sich Charakterstärke zu; aber dieser Blick erschütterte ihn, und wer jemals so angeblickt worden ist, wird aus Erfahrung wissen, daß auf einen solchen Blick Umarmung und Kuß folgen müssen. Demzufolge umarmte der Professor auch Sinchen und wagte einen schüchternen Kuß auf ihre Stirne zu drücken.

Als Sinchen gleich darauf in der Küche auftauchte, sah sie vollständig getrübt aus.

„Bitte, liebe Friederike, den Kaffee auf die Veranda,“ bat sie höflich.

„Was?“ schrie Friederike; als sie aber Sinchen's leuchtende Augen und ihr süßes Gesichtchen erblickte, setzte sie, obgleich in mürrischem Tone, hinzu: „Gleich, Fräulein.“

Der Professor war gutmüthig und hülfreich und wünschte bei dem Arrangiren der Tassen zu helfen; es waren antike Tassen aus der Urgroßmutter Glaschrank. Leider machte der Professor Alles verkehrt; eine Obertasse mit Kornähren setzte er auf eine Untertasse mit Rosen. Die Zuckerzange legte er in den Sahnengießer, und als er gar wagen wollte, den in der Eile gebackenen Natron-Kuchen zu zerschneiden, da fiel ihm Sinchen entschlossen in den Arm und siehte, er möchte es doch lieber ihr überlassen und nicht einen neuen Sturm bei Mama heraufbeschwören.

Natürlich mußte der Professor um Verzeihung für die Ungeschicklichkeiten bitten, welche ihm Sinchen strafend vorhielt, und zur Buße ihre kleine drohende Hand lassen.

Da wurden Beide durch lautes Lachen erschreckt. In der offenen Salonthür stand Tante Therese und hinter ihr die drei Cousinen. Sie hatten Alles gesehen.

„O Tante Therese,“ rief Sinchen und lief auf sie zu und küßte sie in ihrer Verlegenheit. „O liebe Tante Therese, nicht wahr, Du wirst mit Mama nicht länger böse sein? Mama war heute nicht ganz — munter, weißt Du; aber ich bin überzeugt, jetzt wird's ihr besser gehen; es muß ihr besser gehen. Ich will sie gleich holen, und — o liebe Tante Therese, — nicht wahr, Ihr werdet wieder gute Freunde sein?“

Anstatt aller Antwort frug Tante Therese leise: „Sinchen, wann hast Du Dich denn mit ihm verlobt?“

Auf diese Frage blieb Sinchen aber die Antwort schuldig. „O Tante Therese,“ rief sie dunkelroth und vorwurfsvoll und lief schnell in's Haus.

Betrübt und beschämt saß Frau Josephine in ihrer Schlafstube. Es ist sehr peinlich, wenn man im Alter von vierzig Jahren und im Besitze einer erwachsenen Tochter sich schämen muß, weil man die Gastfreundschaft verlor. O, und diese dumme Eifersucht! Wie konnte sie nach neunzehn Jahren einer glücklichen Ehe noch eifersüchtig sein! Es war geradezu albern! Therese gab dazu keine Veranlassung, — nein, selbst durch ihre elegante Toilette gab sie keine Veranlassung, denn so elegant ging sie ja immer, — und ihr eigener guter Mann erst recht nicht. Wie oft hatte er ihr nicht versichert, daß das Schicksal klüger gewesen wäre als er

selbst; denn es habe ihn mit der allerbesten kleinen Frau beschenkt; während er in thörichtem Irren an eine andere Frau gedacht habe.

Und wie hatte sie sich vor Freund German, diesem böshafsten Junggesellen, blamirt! Vielleicht war Professor Stetter auch böshaft; ihn kannte sie nicht so genau, wie Freund German; doch daß er ihr Sinchen gern hatte, und daß er ein tüchtiger Gelehrter und achtungswerther Mann war, das wußte sie. Vielleicht sprang er jetzt von Sinchen ab, — vielleicht wollte er die Tochter einer solchen Mutter nicht heirathen, — vielleicht wählte er dafür eine der eleganten Töchter von Tante Therese. — Sinchen war gar nicht elegant; ja, sie mußte jetzt mehr auf ihre Toilette sehen. — Und dann, — ein tiefer Seufzer, — wie stand sie vor ihrem



Der Krantjunker. Von E. Strecker. — Siehe Seite 127.

Manne da, vor ihrem eigenen lieben Manne? Ob er ihr ein solches Benehmen noch einmal vergeben würde? O, wie sie bereute und sich schämte!

Da flog die Thür auf, und Einchen, hell wie ein Sonnenstrahl, kam herein und fiel der Mutter stürmisch um den Hals. „Der Kaffee ist fertig, Mama, und Tante Therese ist verjöhnt, und wir sind Alle so vergnügt. Nur Du fehlst uns noch, liebe Mama, dann werden wir ganz glücklich sein!“ Und während sie so zärtlich schwatzte, strich Einchen der Mutter Haar glatt, zupfte an der Tragenschleife, rückte das winzige Spitzenhäubchen gerade, und ließ dabei die Mutter nicht zu Worte kommen. Wie im Triumphe führte sie sie dann hinunter.

Tante Therese sagte nur: „Du, ich glaube, wir sind Beide mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen,“ und dann lachten sie und küßten sich und saßen friedlich neben einander. „Vergiß auch nicht, mir das Recept von dem Katronkuchen durch Einchen abschreiben zu lassen,“ sagte Tante Therese laut, und leise setzte sie hinzu: „Wenn Einchen jetzt nicht andere Dinge zu schreiben hat.“

„Was meinst Du damit?“

„Nun, nun; es ist schon gut! Ich merke, es soll noch ein Geheimniß bleiben.“

In diesem Augenblicke traten Herr Nolte und Freund German auf die Veranda. Sie vernahmen schon im Salon das fröhliche Lachen der jungen Gesellschaft und fanden die streitenden Parteien in vollster Harmonie auf dem Sopha von Drahtgewebe.

Frau Josephine aber blickte ängstlich forschend in das Antlitz ihres Mannes, sodas sie kaum die Anspielung von Frau Therese verstand. Sie wollte das Gespräch noch einmal aufnehmen, aber ein ungestörter Augenblick fand sich nicht mehr. Die Gesellschaft benutzte ein zeitig in Dresden landendes Schiff. Tante Therese ging mit ihren Töchtern in „Rheingold“ und Freund German in sein Kegelkränzchen. Der Professor wäre wohl gern länger geblieben; aber Herr Nolte, welcher sich am Nachmittage sehr schweigsam verhielt, forderte ihn nicht auf.

Auf dem Wege nach dem Landungs-Platz gelang es ihm, Einchen zu sagen, daß er vorhabe, ihren Papa homöopathisch zu kuriren.

„Sie wollen ihm solche winzige weiße Kügelchen eingeben?“ frug Einchen ungläubig. „Meinen Sie, daß ihn das von der Passion, alle Tage Gäste einzuladen, kuriren wird?“

„In der Homöopathie, Fräulein Einchen, wird ein Uebel durch das gleiche Mittel, welches es hervorrief, auch wieder kurirt,“ versetzte der Professor.

„Sie meinen . . .?“

„Einchen, hast Du denn mit dem Professor Geheimnisse?“ fragte das enfant terrible und hing sich an ihren Arm. So erfuhr Einchen nichts Genaueres über des Professors Plan, und sie dachte doch noch lange daran, als sie Abends am offenen Fenster stand und den Mond anschaut; oder vielmehr, sie wollte daran denken und kam doch nicht dazu; ein ungelamtes, ungeahntes Glück zitterte durch ihr Herz.

Frau Josephine gab's an diesem Nachmittage allemal einen Stich, so oft sie ihren Eheherrn anblidte; zwischen seinen Brauen drohte eine Wetterwolke; sie nahm sich jedoch vor, den angesammelten Horn zu entladen, ehe das Wetter zum Ausbruche läme.

„Lieber Fritz,“ bat sie nach dem Schlafengehen demüthig, „sei mir nicht böse, es thut mir wirklich leid . . .“

Er aber schnitt ihr kurz das Wort ab. „Ich habe ein Recht, zu verlangen, daß meine Gäste in meinem Hause zuvorkommend empfangen werden. Die Verletzung der Gastfreundschaft gilt selbst unter den Wilden als eines der verabscheuungswürdigsten Verbrechen. Selbstverständlich werde ich meine Freunde vor einem solchen Empfang bewahren. Du kommst fortan ungehindert Deine große Wäsche halten; durch meine Gäste wirst Du nicht mehr daran gehindert werden. Aber es wird auch der erste und letzte Sommer sein, den wir in dieser Villa wohnen; ich werde sie meinem Agenten zum Verkaufe übergeben.“

Herr Nolte war mit seiner Rede zufrieden, zog die Bettdecke über die Ohren und machte die Augen zu.

Aber die Wirkung auf Frau Josephine war eine ganz andere, als er erwartete. In Einchen's zartem Alter würde Frau Josephine wahrscheinlich nach einer solchen Strafpredigt unter strömenden Thränen den gestrengen Herrn Gemahl um Verzeihung angefleht haben und zu jeder Buße bereit gewesen sein. Aber Frau Josephine war nicht mehr siebzehn, sondern vierzig Jahre, und die Erfahrung eines langen ehelichen Lebens stand ihr zu Gebote. Sie sagte sich, daß sie die ungelegenen Gäste vortrefflich bewirthe habe, und daß sie den ganzen Nachmittag bestrebt gewesen war, ihre Unhöflichkeit wieder gut zu machen, ja, daß sie sich ihrem Manne gegenüber zu einer demüthigen Abbitte bequente; und es fiel ihr ferner ein, daß kein Mann das

Recht habe, seiner Frau, die für die Ehre des gastfreien Hauses eintreten müsse, heimlich Gäste einzuladen; daß sie also ein Recht habe, beleidigt zu sein, und nicht der Herr Gemahl. Und so drehte sich Frau Josephine, ohne ein Wort zu erwidern, auf die andere Seite, zog die Decke über die Ohren und machte auch die Augen zu.

„'s ist aber doch merkwürdig,“ dachte Herr Nolte, „wie's scheint, hat sie mir meine Rede auch noch übelgenommen. Dann räusperte er sich; Frau Josephine gab kein Lebenszeichen; er räusperte sich nochmals und nach einer kleinen Pause sagte er: „Gute Nacht.“

„Gute Nacht,“ kam's von der anderen Seite.

Professor Stetter war mit dem Freundes- und Bekanntentkreise der Familie Nolte ziemlich vertraut. Es gab darunter Leute, die nicht alle Eigenschaften gesellschaftlicher Lebenswürdigkeit zu ihren Kardinaltugenden rechneten; gerade aber diese waren es, die der Professor aufsuchte, um während der Unterhaltung gelegentlich auf Villa Josephine zu kommen.

„Wissen Sie auch, daß Nolte's Geburtstag schon in der nächsten Woche ist?“ fragte er dann harmlos.

Da diese Herrschaften, wie z. B. der Rechtsanwält Klige, nicht zu den nächsten Freunden gehörten, wußten sie es wirklich nicht.

„Sie sollten Nolte an diesem Tage überraschen,“ fuhr der Pläneschmieder schlaun lächelnd fort. „Es wird zwar, wie man sagt, kein offizieller Empfang stattfinden; aber an einem solchen Festtage ist man auf Besuch vorbereitet, auch wenn man keine Einladungen erläßt. Nolte ist der Mann, sich über eine solche Aufmerksamkeit rasend zu freuen; nur dürfen Sie ihm niemals verrathen, daß ich Sie dazu gleichsam erst aufgefordert habe. Glauben Sie mir, er kennt jetzt kein größeres Vergnügen, als sein Haus bewundern zu hören.“

Der Professor war seiner Aufgabe gewachsen, und wo er predigte, fand er Gehör. Er rieb sich befriedigt die Hände, und wäre der Zweck nicht edel gewesen, hätte man wohl sagen können, daß er voll boshafter Freude dem Unheile, welches er auf die ahnungslose Familie heraufbeschwor, entgegenschaut. „Einen schrecklichen Tag soll der gastfreie Herr Nolte niemals erlebt haben,“ dachte er und hoffte das Beste von diesem Ueberjalle.

Indes wurde die Stimmung in Villa Josephine, trotz zunehmender Zuliebe, immer kühler.

„Ach,“ dachte Einchen, „hoffentlich wird Er, — in ihren Gedanken war das er' groß geschrieben, — Papa recht bald homöopathisch kuriren; denn geschehen muß etwas; so geht's nicht weiter.“

Herr Nolte spielte seit dem denkwürdigen Waschtage den Märtyrer; er lud zwar keine Gäste mehr ein; aber der stets gutmüthige und stets gut gelaunte Mann rächte sich für diese Entfremdung durch malitiose und unliebenswürdige Anspielungen. Und Frau Josephine, diese gleichfalls gutmüthige und stets gut gelaunte Frau steckte diese Anspielungen nicht ein, sondern fuhr kampfbereit auf, und mit kühner Schwelung ging sie aus der Bertheidigung zum Angriffe vor. Sobald sich die Gatten aber nicht reizten und zankten, saßen sie sich wie Delphinen gegenüber.

Einchen blickte traurig bald den Vater und bald die Mutter an, und es war gerade, als wollte sie sagen: „O liebt Euch doch wieder um meinetwillen.“

Sie wußte nicht, wem sie Unrecht geben sollte; sie dachte nur daran, daß Beide jetzt ihrer Liebe bedürften, und verdoppelte ihre Aufmerksamkeit und ihre liebevolle Rücksicht. Manchmal aber kam es ihr vor, als ob die Eltern ihrer gar nicht bedürften, dann schloß sie sich in ihr Stübchen ein und weinte heimlich. Sie hatte ja keine Vorstellung, wie stark die Bande ehelicher Liebe sind; darum meinte sie, diese Entfremdung und Kälte führe in den Abgrund einer ewigen Trennung.

It ein Herz voll Sorgen, dehnen sich die Tage aus; es war kaum eine Woche vergangen, Einchen aber dünkte es ein endloser Zeitraum.

Einige Tage vor dem bewußten Geburtstage wagte Einchen schüchtern zu fragen: „Mama, werden wir Papa's Geburtstag feiern?“

„Ich bin natürlich bereit, ihn zu feiern,“ entgegnete Frau Josephine scharf, „aber Du siehst ja, wie Papa ist; er hat sich ganz verändert; es ist ja kaum zu ertragen, und wenn das so fortgeht, so, — so . . .“ hier lief sie zum Zimmer hinaus und ließ Einchen voll trüber Ahnungen zurück.

Während der tiefen Stille des Mittagmahles sah Frau Josephine auf einmal entschlossen von ihrem Teller auf und sagte mit einer kalten, trockenen Stimme: „Nolte,“ — er war's gewöhnt Fritz' oder mein Schatz' genannt zu werden, — wenn Du an Deinem Geburtstage Gäste einzuladen wünschst, möchte ich Dich bitten, mir die Zahl derselben anzugeben, damit ich mich bei Zeiten darauf vorbereiten kann.“

Einchen guckte erschreckt die Mutter an; dieses Ent-

gegenkommen klang mehr wie eine Kriegserklärung, und so sagte sie auch Herr Nolte auf.

„Ich bin Dir für Deine Zuvorkommenheit sehr verbunden,“ erwiderte er mit vernichtender Höflichkeit; „aber ich habe eingesehen, daß ich mir den Luxus eines gastfreien Hauses nicht gestatten darf, und, — und — damit basta.“ Er erhob sich geräuschvoll, ließ den Teller mit Pudding stehen und zog sich in sein Zimmer zurück.

Frau Josephine blickte ihm erblaffend nach; sie verspürte eine starke Neigung, hinterherzulaufen. Ach, mit tausend Freuden würde sie ihm jetzt alle Tage Gäste geladen haben, hätte sie damit seine Liebe und den Frieden des Hauses zurückerlauft; aber ein falscher Stolz, die Furcht, ihrer Würde etwas zu vergeben, hielt sie zurück.

„O Mama,“ rief Einchen und schob auch ihren Teller mit Pudding zurück, „bei uns ist es gar nicht mehr hübsch, und ich freue mich auf Papa's Geburtstag auch nicht mehr.“

„Meine Schuld ist es nicht,“ bemerkte Frau Josephine kalt, doch mit dem klaren Bewußtsein, daß es hauptsächlich ihre Schuld wäre; dabei versuchte sie mit größter Anstrengung einen Bissen Pudding hinunterzuschlucken. „Ich kann nicht mehr thun, als Vater so entgegenzukommen; wenn er eigenmächtig ist, kann ihm Niemand helfen.“

Der Bissen war glücklich verschluckt, den Versuch zu erneuern schien aber unmöglich; so erhob sich auch Frau Josephine und schritt würdevoll nach der anderen Seite hinaus.

Einchen blickte ihr bekümmert nach: „Ich glaube, ich werde niemals heirathen,“ schluchzte sie.

Frau Josephine war eine vorsorgliche Natur; deshalb waren die Geburtstagsgeschenke auch schon während ihres Dresdener Aufenthaltes vorbereitet worden. Ein prachtvoller, gestickter Lehnstuhl, — von ihrer eigenen fleißigen Hand gestickt, — wurde am Abend vorher seiner Hüllen entledigt; Einchen zeigte ihre jüngst erworbene Kunst in einem gemalten wilden Rosenzweige, der die runde Platte eines schwarzen Tischchens schmückte.

Schon am frühesten Morgen ließ sie in den Wald und kehrte mit einem ganzen Busche Eichenzweige, Farnblätter und Wiesenblumen wieder; sie bekränzte den Lehnstuhl mit einer Guirlande und die von Friederike gebakene Mandel-Torte mit einem Bergknechtchen; in jede kleine Vase steckte sie Blumen und streute Rosen über das weiße Tafeltuch. Es war ihr, als müßten diese duftenden, holden Geschöpfe den häßlichen Unfrieden des Hauses bedecken und begraben.

„Ich gratulire Dir zu Deinem Geburtstage,“ hatte Frau Josephine beim Aufstehen gesagt, und Herr Nolte mit einem kühlen Kusse dafür gedankt. Einchen umarmte ihn, als die Eltern zum Frühstück herunterkamen, süßlich, und ach, wie viel gute Wünsche hatte sie auf dem Herzen. Ihr Anblick allein war schon wie die Erfüllung aller guten Wünsche; denn Einchen strahlte mit dem blauen Himmel um die Wette. Sie trug sich mit der geheimen Zuversicht, daß die homöopathische Kur an diesem Tage ihren Anfang nehmen würde. Aber beim Frühstück wurde ihre Hoffnung grausam zerstört.

Unter den eingelauenen Gratulationen befand sich auch eine Karte des Professors Stetter, worin dieser außerordentlich bedauerte, durch einen wichtigen Termin an der persönlichen Gratulation verhindert zu sein.

„Er springt ab,“ dachte Frau Josephine, „und ich bin daran schuld, daß mein einziges Kind unglücklich wird.“

Traurig blickte sie Einchen an; Einchen aber blickte nur ihre Tasse an, und als sie merkte, daß der Kaffee in Gefahr war durch zwei dicke Thränen verfalzen zu werden, ließ sie schnell hinauf nach ihrer Stube.

„Weshalb läufst Du Einchen denn auf einmal fort?“ fragte Herr Nolte, von seinen Briefen aufsehend.

„O, ich glaube, es wäre ihr lieber, wenn wir heute Besuch bekämen,“ meinte Frau Josephine niedergeschlagen.

„Na, sie muß endlich anfangen, sich daran zu gewöhnen,“ versetzte Herr Nolte, brannte seine Cigarre an und wollte sich zu einer Promenade in den Garten begeben.

„Willst Du Deine Geburtstags-Geschenke nicht wenigstens ansehen?“ sagte Frau Josephine kleinlaut.

„Habt Ihr mir denn was bescheert?“ fragte Herr Nolte, und seiner Stimme konnte man es anhören, daß er sich darüber freute.

„Einchen,“ rief Frau Josephine die Treppe hinauf. „Gleich, Mama,“ kam es ganz hell von oben herunter, denn Einchen hatte nur diese zwei Thränen vergossen; dann war sie wieder vernünftig. Sie stellte sich des Professors gescheute, ehrliche Augen vor; sie hörte seine tiefe, ernste Stimme, und da kam ein solches Zutrauen in ihr bangendes Herz, daß sie muthig seinem geheimnißvollen Plane entgegenah.

Herr Nolte stand mit einem Gesichte, das ernst

sein sollte, aus dem aber das Schmunzeln über die reiche Gabe nicht ganz verbannt war, vor dem Lehnseffel.

„Du hast Dir ja damit eine außerordentliche Arbeit gemacht, Josephine; ich danke Dir.“ Hier folgte der übliche, aber noch immer sehr kühlte Auf. „Der Stuhl scheint sehr bequem.“ Er nahm Platz und legte sich behaglich zurück. „Ausnehmend bequem. Ich glaube, Du hältst mich für einen altersschwachen Greis, weil Du mich schon jetzt so verwöhnst.“ Wie um diese Meinung Lügen zu strafen, sprang er dann schnell auf und trat an das gemalte Tischchen. Er sah es von allen Seiten an, hielt die Vornette vor die Augen und sah es nochmals ganz genau an. Dann klopfte er Sinchen nur auf die Waden und sagte leise: „Das hast Du hübsch gemacht, Sinchen,“ und ging schnell hinaus. Es war ihm weh um's Herz. Da vergällte man sich nun das Leben mit lächerlichen Nichtigkeiten und besaß einen Schatz wie Sinchen. Es gab wohl Viele, die ihn um diesen Schatz beneideten, und er, — er hatte in der vergangenen Woche seiner kaum gedacht. Diese Gedanken waren nicht geeignet, ihn milder gegen seine Frau zu stimmen. „Die Frau ist an Allem schuld,“ schloß er seine Betrachtung, „und bis sie nicht vernünftig geworden, eher wird's auch nicht wieder gut.“ Grimmig paffte er seine Cigarre, während er im Garten umherwanderte. Pfiß, der Neufundländer, folgte ihm getreulich auf Schritt und Tritt, und nach seinem Ausbruchs schien er sich zu wundern, daß sein Herr nicht einmal ein Wort an seinen treuesten Freund richtete.

Sinchen stand indeß am Fenster ihrer niedlichen kleinen Stube. Es war ihr, als könne sie keine Arbeit vornehmen, weil sie etwas erwarten müsse, aber sie hätte nicht sagen können, was sie erwartete, da es der Professor nicht war.

Ob das zu Erwartende wohl mit dem Dampfschiffe von Dresden stromauf herbeigeführt wurde? Sinchens Augen waren scharf, wie gesunde, junge Augen sind; aber die Entfernung war doch zu groß, um die Personen auf dem Deck unterscheiden zu können.

Jetzt legte das Dampfschiff an, und eine ungewöhnlich große Anzahl Personen füllte die Landungsbrücke. Sinchens Herz begann zu klopfen; ihr war so ahnungsvoll zu Muth.

Doch jetzt, — sollte sie sich getäuscht haben? — trennte sich die Gesellschaft wieder; der größere Theil derselben schlug den entgegengesetzten Weg nach dem Dorfe ein; nur ein Herr, eine Dame und drei kleine Jungen schienen nach Villa Josephine zu steuern.

„Drei kleine Jungen!“ überlegte Sinchen. „Wer von unseren Bekannten besitzt drei kleine Jungen?“

Sie blieb nicht mehr lange in Zweifel; die Familie kam um die Straßenecke. „Du, mein Himmel! Rechtsanwalt Alys! Aus welcher Ursache der Professor uns den herschickt? Denn hergeschickt ist er. O, der arme Papa, den mag er nicht leiden, und die Mama auch nicht; und zu unserem Umgange zählt er eigentlich auch nicht. Na, einen Grund muß er wohl gehabt haben.“

Sie lief in den Hof, die Fremden zu begrüßen. „Da sind wir Alle, Fräulein Rolte,“ rief Herr Alys mit seiner sehr lauten Stimme und schüttelte Sinchen kräftig die Hand. Das war nun eine unbestreitbare Thatsache: die vollzählige Familie Alys bis auf Willy, den jüngsten Sproß, präsentirte sich ihren Blicken.

Herr Alys, ein kleiner, untersehter Mann mit breiten Zügen und einem nicht sehr gepflegten Vollbarte, fuhr fort: „Ob der Herr Vater zu Hause ist, braucht man nicht erst zu fragen; an seinem Geburtstage ist man immer zu Hause.“

Hier näherte sich Frau Alys, eine schüchterne, kleine, sehr unbedeutend aussehende Frau: „Wir kommen, Ihrem Herrn Vater zu gratuliren,“ versicherte sie mit einer altmodischen Verbeugung. „Wir haben vom Herrn Professor gehört.“

„Aber so halte doch Dein Plappermaul, Emilie,“ fuhr der Rechtsanwalt auf. „Davon sollen wir ja nichts verrathen.“

„Das hast Du mir nicht gesagt, Oskar,“ wagte die kleine Frau auf die rohe Zurechtweisung schüchtern zu entgegnen.

„Natürlich hast Du's wieder vergessen; das Rothwendigste wird immer vergessen. Wir haben unsere drei Jungen mitgebracht.“ Hier tippte Herr Alys mit seinem Spazierstöckchen auf die Häupter seiner Sproßlinge. Der Älteste hielt den Stock fest und riß ihn dem Vater aus der Hand. „Sie haben Courage, nicht wahr?“ bemerkte der Vater, zufrieden lächelnd.

Sinchen fühlte, daß die Höflichkeit sie jetzt zu einer Unwahrheit nöthigte. „Papa wird sich sehr freuen,“ stotterte sie verlegen, mit dem Bewußtsein, man müsse es ihr ansehen, daß sie das Gegenheil dächte.

„Da meine Frau nun einmal den Professor Stetter verrathen hat, kann ich ja sagen, daß er die Veranlassung unseres Besuches ist; ich muß ehrlich gestehen, daß er mich erst darauf brachte. Na, und warum sollte ich

Herrn Rolte nicht die Freude machen; die Jungen dürfen jetzt ohnehin nicht in die Schule wegen der Ansteckung.“

„Ach ja,“ fiel hier die kleine Frau ängstlich ein. „wegen des Willy sollten wir doch um Entschuldigung bitten; er hat den Keuchhusten.“

Da ist gar nichts mit Entschuldigung bitten,“ zürnte der Eheherr. „Nur keine unnötigen Redensarten. Bei Keuchhusten ist nichts besser wie frische Luft; also werden wir den Jungen doch nicht zu Hause lassen.“

„Natürlich nicht,“ versuchte Sinchen mit einer zweiten Unwahrheit diese Worte zu bestätigen; denn sie fand es höchst unnatürlich, mit einem kranken Kinde Besuche zu machen und die Krankheit zu verbreiten.

Zum Beweise der Wahrheit seines Zustandes verfiel Willy in einen solchen Hustenanfall, daß er blauroth im Gesichte wurde. Die geängstete Mutter rief und klopfte ihn und redete ihm zärtlich zu.

Der ungewohnte Lärm zog Herrn Rolte herbei. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er diese unerwarteten und unwillkommenen Gäste erblickte.

„Da ist er ja!“ schrie Herr Alys und schwenkte seinen Hut. „Unser Geburtstagskind!“

„Wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen wollen,“ flüsterte Sinchen der kleinen Frau zu, „ich will nur Mama Ihre Ankunft melden.“ Und während Herr Rolte seine Gäste in den Garten führte, stieg Sinchen die Treppe hinauf und trat in der Mutter Zimmer.

Frau Josephine verlebte eben eine kummervolle Stunde. Sie hatte gehofft, der selbstgearbeitete Lehnseffel würde die Stimmung ihres Mannes verbessern und die Versöhnung vorbereiten; diese Hoffnung aber erfüllte er nicht, und sie vergoß in der Einsamkeit bittere Zähren. Da sie dieselben vor Sinchen nicht zu zeigen wünschte, drehte sie in geschickter Wendung ihr den Rücken und drückte das angehauchte Schnupftuch vor die Augen.

„O, Mama, rathe einmal, was für Gratulanten sich eingefunden haben!“ rief Sinchen und warf sich athemlos auf einen Stuhl. „An dem Besuche ist Papa aber unschuldig.“

„So sag's doch lieber gleich, Sinchen.“ Frau Josephinens Stimme sollte ungeduldig klingen und klang doch nur betrübt.

„Rechtsanwalt Alys, der Weltverbesserer; Frau Rechtsanwältin Alys, sein furchtjames Weibchen, sowie drei junge Alyes, von denen der Jüngste am Keuchhusten leidet. Was sagst Du zu dieser Gesellschaft, Mama?“

Jetzt drehte sich Frau Josephine scharf um. „Das ist entsetzlich!“ rief sie. Sinchen sah natürlich die rothgeweinten Augen, aber sie ließ sich's nicht merken. „Wir haben nur eine Hamburger Nalshuppe, Papa's Lieblingsgericht. Ich bin auf Gäste gar nicht eingerichtet!“

„Mama, verzweifle nicht,“ meinte Sinchen. „In solchen Momenten bist Du ja groß; da zeigt Du, was Du zu leisten vermagst.“

„Aber wie können diese Menschen auch noch ein krankes Kind mitbringen. Du kannst Dich anstrecken.“

„Ich habe mich einstens schon an Tante Theresens Mädchen angesteckt, wie Du weißt, und bin gefeit, Mama.“

In diesem Augenblicke klopfte es, und gleich darauf steckte Friederike ihr scharinasiges Gesicht herein. Sie war in rosenrother Stimmung; Frau Josephine hatte zum so und so vielen Male die Kündigung zurückgenommen. Allerdings hatte auch Niemand außer ihr und der Herrin an den Ernst der Kündigung geglaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Kadbraut verboten.

Cronberg,

das neue Heim der Kaiserin Friedrich.

Von Bernhard Ohrenberg.

Siehe die Abbildung, Seite 124.

Don hochragenden Edel-Kastanien und fruchtreichen Obst-Bäumen umkränzt, schmiegte sich das freundliche Städtchen Cronberg im Overtaunus an die Weste gleichen Namens. Wenn der Besucher dieser altersgrauen Burg die Nähe nicht scheut, die unbehaglichen Stufen in dem gewaltigen Schloßthurm zu erklimmen, so wird er durch ein Rundgemälde von entzückender Schönheit belohnt, denn die Burg und das Städtchen zeichnen sich durch eine wunderherliche Lage aus, sodas man Beide mit Recht die Krone des Taunus nennt. Cronberg und seine Umgebung sind nicht nur mit Bezug auf ihre landschaftlichen Reize ein kleines Paradies zu nennen, sondern dieses fruchtbare, mit dem Zauber der Romantik umspinnene Stück Erde ist überaus reich an historischen Begebenheiten, die man bis in jene ferne Zeit verfolgen kann, von deren wilden Kämpfen das Nibelungenlied Kunde giebt.

Der alte Stadtheil von Cronberg, in dessen Gewirr steiler, holpriger Gäßchen man vom Schloßthurm blickt, bietet in architektonischer Beziehung geringes Interesse, denn von den alten Baulichkeiten ist nur wenig übrig geblieben. Von der alten

Bergerge „Zu den drei Rittern“, die mit weithinverbreiteten Holzschmiedereien verziert war, mußte, um ein Beispiel anzuführen, der obere Stock, angeblich wegen Bauverfalligkeit, abgetragen werden, was sehr zu bedauern ist. Noch heute wird in der Holzbildhauerei in Cronberg Vorzügliches geleistet. In das Gasthaus „Zu den drei Rittern“ mündete ein unterirdischer Gang von der Burg Cronberg, welcher noch jetzt vorhanden ist, aber zugemauert wurde.

So steil und schmal die Gassen am Burgberg sind, die uns ein treues Bild der „Zusammenpferdung“ im Mittelalter bieten, so breit und amnuthig sind die Straßen des neuen Stadtheiles.

Das malerisch gelegene Städtchen übte stets eine große Anziehungskraft auf die Künstlerwelt der alten Reichsstadt Frankfurt aus. Nun weiß man von dem heiteren Volkchen der Maler, daß es ein besonders ausgebildetes Auge für Naturschönheiten besitzt, und man darf getrost ihren Spuren folgen; denn wo Künstler ihre Hütten bauen, da muß es amnuthig sein.

Gewiß hat auch die Kaiserin Friedrich mit Künstleraugen geschaut und geprüft, bevor sie den Entschluß faßte, hier ein Heim zu gründen, da die hohe Frau, wie bekannt ist, auf dem Gebiete der Malerei ganz Hervorragendes leistet.

Der Künstler-Colonie folgten bald wohlhabende Bürger Frankfurts, die Cronberg und das benachbarte Königstein zu ihren Sommerfrischen erwählten. Im Frühling gleicht die nähere Umgebung dieser beiden Städtchen einem großen, blühenden Garten, aus dessen frischen, üppigen Grün die stattlichen Villen freundlich hervorlugen.

Der neue Stadtheil Cronbergs hat jetzt durch die kürzlich vollendete, im gothischen Stile erbaute Kirche eine monumentale Zierde erhalten; vor dem Gotteshause befindet sich ein künstlerisch ausgeführtes Denkmal, welches zu Ehren eines Mannes errichtet wurde, der sich große Verdienste um die Hebung der Obstbaumzucht erworben. Dieser Mann, dessen aus Erz gegossenes Portrait den Stein schmückt, war Johann Ludwig Christ, erster Pfarrer zu Cronberg; ihm verdanken die hiesigen Obstzüchter den Vertrau, welchen Cronbergs Kastanien, Kirscheln und Mirabellen genießen. Die mächtigen Kastanienbäume, deren dichte Laubkronen köstlichen Schatten spenden, sind in so großer Zahl vorhanden, daß sie noch jetzt kleine Wäldchen bilden, obgleich in neuerer Zeit die gewaltigsten Nischen unter ihnen der Art zum Opfer gefallen sind, weil sie ein vorzügliches Rugholz liefern. Es gab früher Stämme, die ein Alter von über hundert Jahren erreicht hatten, und man schloß daraus, daß die Edel-Kastanien durch heimkehrende Kreuzfahrer eingeführt worden seien; aber mit größerem Rechte ist wohl anzunehmen, daß diese Pflanzungen von den Römern herrühren.

Der Duft der hellgrünen Blüthentrauben, so wie das süße Aroma der Aprikosen-Blüthen verbreiten sich im Frühling stundenweit. Von den Kirscheln sind die beliebtesten die süße Mai-Herzliche und die große süße Malische; noch ausgebreiteter als die Kirschenzucht ist der Anbau der Aprikosen, die hier am Vorzüglichsten gedeihen. Der Ertrag ist bisweilen so reich, daß an den mit gelblichen Früchten beladenen Kronen nur wenig Blätter sichtbar sind. Getrocknete Aprikosen und Kirscheln bilden deshalb einen bedeutenden Export-Artikel.

Bekanntlich hat Kaiserin Friedrich die Villa Keiß, so wie neuerdings die benachbarte Villa Hüttenlehner und angrenzende Ländereien erworben, um diese Besitzungen in großartige Parkanlagen umzuschaffen. Die Villa Keiß, welche unbehelligt vom Lärm des Verkehrs, ungefähr einen Kilometer vom Städtchen entfernt, auf sanft ansteigendem Hügel sich erhebt, ist ein im Renaissance-Stil erbautes stattliches Schloß in Quadrat-Form. Das Hauptgebäude wird von vier niedrigen Thürmen, mit Eckern, gekrönt, deren Fenster mit zierlichen Simsen und Umrahmungen aus Holzschmiederei geschmückt sind. Die Spitzen der Thürme bestehen aus getriebener Metall-Arbeit. An der nach Südwest gerichteten Hauptfront befinden sich zwei große Balcone, die von zwei Doppel-Säulenpaaren aus rothem Sandstein getragen werden. Breite Treppen, deren Stufen ebenfalls aus feinkörnigem, dunkelrothem Sandstein gemeißelt sind, führen aus dem Parke auf eine geräumige Rampe, die mit einer niederen Balustrade eingefast ist.

Der das Schloß umgebende liebliche Park zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß er die verschiedenartigsten und werthvollsten Coniferen von solcher Größe und Pracht der Formen enthält, wie sie nur höchst selten gefunden werden dürften; selbst jeden mit der Gartenkunst nicht vertrauten Besucher wird die Schönheit dieser Nadelholz-Gruppen mit Bewunderung erfüllen.

Auf der Südwest-Seite ist durch Sprengungen in dem felsigen Gestein, auf dem sich die Villa erhebt, ein künstlicher Teich geschaffen worden, der von einem Wasserfalle gespeist werden und einer Fontaine als Sammelbecken dienen soll; noch unvollendet, läßt diese Anlage erkennen, daß sie eine sehr wirkungsvolle Verschönerung des Parkes bilden wird.

An der Nordwest-Seite des Schloßes befindet sich die Zufahrt für die Equipagen. Prachtvolle, dichte Nadelgehölze verbergen die sich anschließenden Wirtschafts-Gebäude, unter denen ein zierliches Gartenhaus besonders auffällt. Hinter den Ställen und Delonomie-Gebäuden liegen die Treibhäuser und Küchengärten; wohlgepflegte Aprikosen-Pflanzungen durchschneiden die Gemüsegärten, und die Mauern, welche die ausgedehnten Gärten einschließen, sind mit Reben und edlem Spalier-Obst bekleidet.

Wie verlanget, beabsichtigt die hohe Frau, nicht nur großartige Erweiterungen der Parkanlagen zu schaffen, sondern auch die Räume im Schloße umzugestalten.

Von den bereits erwähnten Balconen, sowie aus den Zimmern der Südwest- und Westfront, bietet sich den Blicken ein entzückendes Bild auf die fruchtbaren Main- und Rhein-Ebenen mit ihrem lieblichen Hintergrunde; ferner auf die schön geschwungenen Linien des Taunus-Gebirges, die herrlich bewaldeten Berge und auf das Städtchen selbst mit seiner amnuthigen Umgebung. Namentlich wird das Auge gefesselt durch die hoch empfortretende Burg Cronberg, welche noch recht gut erhalten ist. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, bildete sie das Stammhaus eines berühmten Geschlechtes, das sich ursprünglich von Gschorn nannte. Nachdem sich dasselbe im Jahre 1219 in zwei Linien getheilt hatte, nahm die eine Linie um 1230 den Namen Cronberg nach ihrer neu-erbauten Burg an, deren erster Besitzer Otto von Cronberg war. Der östliche Theil des gewaltigen Baues ist der ältere und erhebt sich auf einer Felsen-Terrasse, die man vom Burg-hofe aus auf einer Treppe ersteigt. Wenn man das Rundbogen-thor durchschritten hat, gelangt man zu einem sehr alten, vier-eckigen Thurm, dessen oberer Stock früher als Kapelle gedient zu haben scheint. Der sehr gut erhaltene vieredrige Hauptthurm der Burg ist vermuthlich im Jahre 1400 erbaut. Die ehemaligen Wohngebäude bilden zwei dreistöckige Flügel mit zwei Treppenthürmen, geschweiften Giebeln und einem Erker. Die



Schloß Cronberg, das neue Heim der Kaiserin Friedrich. Von Th. von Edenbrecher. — Siehe Seite 123.

schmalere Oberbau ist mit einem hohen Dach versehen, aus dessen Ecken die Wächter Umschau hielten. Südlich von den Wohngebäuden erhebt sich an der Ringmauer die mit Thürmchen geschmückte Schloß-Kapelle, und daneben befindet sich ein dreistöckiger Tortenthurm, durch welchen der Burgweg nach der Stadt hinabführt. Noch heute machen die Baulichkeiten der Feste Cronberg einen imponirenden Eindruck. Den Ritteraal, welcher sich im älteren Theil des Schlosses befand, schmückte früher ein originelles großes Wandgemälde, das die im Jahre 1389 am 19. Mai gelieferte Schlacht zwischen den Cronbergern und der freien Reichsstadt Frankfurt darstellte. Von diesem Gemälde giebt es eine Copie, die im Parterre-Saale der Burg verwahrt wurde, sich jedoch jetzt in Wiesbaden befindet; es wäre wünschenswerth, wenn dieses Delgemälde, das von großem, culturhistorischem Interesse ist, wieder in Cronberg Aufstellung fände.

Ueber das denkwürdige Treffen, bei dem sich die Frankfurter in großer Heberzahl befanden und dennoch unterlagen, berichtet der Chronist: „In demselben Jar (1389) auff St. Bonifacius Tag, da waren die von Frankfurt ausgezogen, ihrer mehr denn fünfzehn hundert wohlberaitete Leute mit Hauben, Harusch und Beingewand, und kamen vor Cronberg an die Feinde, die hatten wohl hundert Ritter und Anechte. Und legen die von Frankfurt nieder, also, daß ihrer bey hundert erschlagen, und ihrer mehr denn sechshundert gefangen wurden. Also schlug der kleine Hauff den großen Hauffen nieder. Das war nicht Wunder. Denn der große Hauffe flohe, und der kleine hrittte. O Frankfurt! Frankfurt! gedente dieser Schlacht. Und gaben die von Frankfurt vor ihre Gefangene mehr denn siebenzig tausend Gulden.“

Wer nach Besteigung der Burg eine leibliche Erfrischung sucht, dem ist in den Cronberger Gasthöfen noch eine Ueberflutung vorbehalten. Während es früher auf beliebigen Zielpunkten der Touristen üblich war und zum Theil noch ist, daß sich die Besucher in den Fremdenbüchern durch gereimte Ergüsse verewigten, hat dies die Cronberger Künstler-Kolonie in genialerer Weise gethan. Im Speisesaale des „Frankfurter Hofes“ und in anderen Gastwirthschaften (z. B. auch im Feldberg-Hospiz), findet man vor treffliche Delgemälde, die meist nach Motiven aus dem Taunus-Gebirge geschaffen sind, oder interessante historische Ereignisse behandeln; — das ist in der That die liebenswürdigste Weise, sich ein bleibendes Andenken zu gründen.

Cronberg, das durch eine Zweigbahn directe Verbindung mit Frankfurt hat, ist nicht nur als Ausgangspunkt für lohnende Taunus-Wanderungen geeignet, sondern bietet auch in dem sehr nahe und idyllisch gelegenen Vade Cronthal, Heilung-suchenden einen ruhigen und anmuthigen Aufenthalt. Das Bad besteht seit 1834, und von seinen sechs Mineral-Quellen werden besonders ein Stahlbrunnen und eine Salzquelle gebraucht.

Etwas höher wie Cronthal, in ganz reizender Lage, erhebt sich an bewaldetem Berghange das Dorf Mammolshain, dessen Mineralquelle seit 1829 Anwendung findet. Der nahe bei Cronberg laufende anstehende Schönberg, soll, wie die Sage erzählt, ein Frauenkloster und eine Burg getragen haben.

Zu sehr beliebten und lohnenden Ausflügen in die nächste Umgebung bieten die romantisch gelegenen Orte Königstein und Falkenstein Gelegenheit, deren kühn emporgelagerte Burg-Ruinen eine köstliche Aussicht gewähren; beide Orte sind nur drei Viertelstunden von Cronberg entfernt und mit ihrem Besuche läßt sich eine Besteigung des großen Feldberges und des benachbarten Königstein verbinden; der letztere ist durch seine uralten Ringwälle berühmt.

Kaiserin Friedrich, welche mit kunstsinningem Blicke die Arbeiten in ihrem neuen Heim überwacht, wirkt schon dadurch, daß sie sich in diesem schönsten Theile des Ober-Taunus an-

kaufte, fördernd auf die geistliche Entwicklung von Cronberg, wo ihr die Herzen aller Bewohner jubelnd entgegen-schlagen. Möchte die hohe Frau in Schloß Friedrichshof, wie der künftige Name lauten wird, Glück und Frieden finden!

Nachdruck verboten.

Où est la femme?

Blauderei von Gregor Samarow.

Der berühmte französische Polizei-Spion, Eugène François Vidocq, welcher dem ersten Kaiserreiche und der Restauration unter Ludwig XVIII. diente und in der Ermittlung der verborgensten Verbrechen unübertroffener Meister war, pflegte bei jedem verwickelten und scheinbar undurchdringlichen Kriminalfalle zuerst die Frage zu stellen: „Où est la femme?“ denn er behauptete, daß im Mittelpunkte der Verbrechen jedes Verbrechen immer eine Frau stünde; sei diese Frau erst gefunden, so entwirre sich das ganze Netz der scheinbar unauflöslich verschlungenen Fäden von selbst.

Vidocq war ein großer Schuft; — er war zu den Galeeren verurtheilt, entflohen zweimal und wurde dann endlich nach der damals beliebten Polizei-Maxime, welche Gift durch Gift überwinden wollte, zu den geheimen Diensten der Spionage verwendet. Sein Grundsatz hätte also eigentlich wenig Anerkennung und Würdigung finden sollen, aber die Welt war ungalant, und wir meinen auch ungerecht genug, jenes Wort nachzusprechen und allmählig für eine Wahrheit zu halten, denn es hat sich nicht nur bei der Entdeckung von Kriminalfällen bis in unsere Zeit hinein oft als practisch erwiesen, sondern scheint sich auch in der Geschichte des Menschengeschlechtes zu bewähren. Freilich werden dabei immer nach Vidocq's Vorgange die bösen Frauen als Beispiel angeführt, und da mag es denn vielfach in der That so scheinen, als ob der weibliche Einfluß ein verhängnißvoller sei.

Unsere Stamm-Mutter Eva reichte ja Adam den Apfel, der uns um das Paradies brachte; Eris warf den Apfel der Zwietracht unter die Göttinnen des Olymps, und die schöne Helena mußte infolge dieser mythologischen Schönheits-Concurrenz auf dem Berge Ida den gewaltigen Kampf entzünden, der zehn Jahre lang das Blut der Helden von Griechenland und Troja fließen ließ und endlich die stolze Beste des Priamus in Trümmer schlug; die Tochter des Herodes erdreichelte in blutiger Laune von ihrem Vater das Haupt Johannes des Täufers. Während des Cäsaren-Wahnsinns der römischen Welt Herrschaft waren die Messalinen und Agrippinen die Mittelpunkte aller Greuel, welche die ganze Menschheit in blutigem Schlamm versinken ließen; Lucrezia Borgia gab das entsetzliche Beispiel einer schauerlichen Verbindung der höchsten geistigen Verfeinerung mit der tiefsten Entartung der menschlichen Natur; Katharina von Medici brachte mit ihrer zarten weichen Hand Gift und Dold, um die kalten Berechnungen ihrer Politik zu dem gewünschten Abschlusse zu führen, den das Schicksal ihr dennoch verweigerte. Unter den letzten Bourbonen war es der unheilvolle Einfluß so mancher Frauen, der Frankreich in den Abgrund stürzte. Während der Schrecknisse der Revolution waren es wieder die Weiber, welche am furchtbarsten wütheten und den wahnsinnigen Mauth des Volkes immer wilder entflammten.

Auch in großen Kriminalfällen bis auf die heutige Zeit scheint sich Vidocq's pessimistischer Grundsatz zu bestätigen, und die Frauen finden sich nicht nur als Veranlassung, sondern auch als treibende Kraft gar vieler schweren Verbrechen, so daß es für den Untersuchungsrichter auch heute noch ganz zweckmäßig sein mag, bei jedem schwierigen Falle zunächst nach der

Frau zu suchen. Gar manche Männer finden in unserer Zeit, in der leider die Galanterie, oder sagen wir lieber die Ritterlichkeit, mehr und mehr verloren geht, eine gewisse Genugthuung darin, Weiberfeindschaft zu zeigen und mit geistreich-stolzer Miene nachzusprechen: „Où est la femme?“ Und doch ist dies Alles nur Irrthum und Fehlschluß. — Jene Männer bedenken nicht, weshalb ein Armutshzengniß sie sich selbst ausstellen, indem sie den Ausspruch Vidocq's zum geflügelten Worte machen, und wir glauben uns um die Gerechtigkeit und um die Frauen verdient zu machen, wenn wir jenes Wort im umgekehrten Sinne prüfen.

Die männliche Kraft erhält ihre Weiche und ihre Er-muthigung durch den Reiz der weiblichen Schönheit und Anmuth, und zwar ebenso der Anmuth und Schönheit des Geistes, als des Körpers, während umgekehrt der Mann der zarteren und feineren weiblichen Natur sichere Halt und feste Stütze bieten soll. Ist das Verhältniß zwischen den beiden Elementen des Wesens der Menschheit, welche eigentlich nur vereint irdische Vollkommenheit, soweit dieselbe möglich, erreichen können, das richtige, so wird sich schwer bestimmen lassen, in wessen Händen die Leitung auf dem Wege des Lebens liegen soll. Im Kampfe mit den Sorgen und Mühen wird der Mann vorangehen und mit starkem Arme die Bahn brechen müssen, wenn er seine Aufgabe und seine Pflicht richtig erfüllt. Im geistigen Regen und Bewegen, im Aufschwunge zu der idealen Reinheit, welche die Seele vom Staube reinigt und erfrischt, wird aber die Frau mit zarter Hand den Mann leiten müssen, um ihm Verständniß und Empfänglichkeit zu erhalten für Alles, was über die Alltäglichkeit der drückenden, pflichtmäßigen Arbeit hinausgeht. Trägt der Mann nicht eine ganz außerordentlich seltene und schwer zu erhaltende Frische der Empfindung in sich, so wird all' sein Wirken halb bleiben und im Staube verkümmern, wenn ihm die Frau nicht den Blick hinaufrichtet zum Ueberweltlichen. Nun ist es freilich eine oft ausgesprochene und auch oft durch Beispiele und Thatfachen bestätigte Wahrheit, daß das weibliche Wesen eben durch die feinere, empfindlichere und empfindungsvollere Organisation auch tiefer herabsinken kann, als der Mann, wenn es einmal zum Schlechten und Niedrigen sich gewendet, wie der Engel zum Dämon wird, wenn er vom Himmel sich abgekehrt. Aber es ist gewiß psychologisch richtig, daß das dämonische Element in der Frau immer nur unter dem Einflusse einer übermächtigen bösen Leidenschaft, meist des Hasses oder der Rache, sich entwickelt und zur Herrschaft gelangt, und man kann fast immer, wenn eine Frau zu tiefer Verderbtheit herabsinkt, eine tragische Ursache voraussetzen. Dann freilich wird es auch häufig vorkommen, daß die Frau den Mann mit sich tiefer hinabreißt, als er sonst vielleicht gefallen wäre, daß sie seinen Arm zum Werkzeuge des Verbrechens macht, das sie eronnen und geplant, immer aber scheint es, daß auch in solchem Falle der schwerere Vorwurf den Mann treffen sollte, der sich durch List und Lockung zu Thaten leiten läßt, deren Bedeutung und Tragweite ihm klarer sein müßte, als der mehr in Empfindungen augenblicklicher Eindrücke lebenden Frau.

Auch da also, wo wirklich die Frau der Mittelpunkt eines Verbrechens ist, stellt sich die männliche Welt ein Zeugniß der Feigheit und Armut aus, wenn sie sich auf den Vidocq'schen Grundsatze beruft, um ein Verdamnungs-Urtheil über die Frauen zu sprechen, wie wir denn leider geteiben müßten, daß unser Erzvater Adam sich bei dem verhängnißvollen Bisse in den verbotenen Apfel ziemlich erbärmlich benahm, und daß Eva mehr von dem Hauhe des Paradieses in die Welt der Arbeit und des Kampfes hinausgetragen und ihren Töchtern vererbt hat, als er. Aber im umgekehrten Sinne ist jenes so oft gegen die Frauen angewendete Wort jedenfalls viel richtiger und viel maßgebender in der Geschichte der Völker und der einzelnen Menschen. Denn wo irgend etwas Großes und Schönes geschaffen wurde in der Geschichte und der Cultur-Entwicklung, wo irgend ein reines Glück, ein edler Genuß dem einzelnen Menschen im Ringen seines Lebens zu Theil wurde, da kann man gewiß mit Recht fragen: „Où est la femme?“ — Und fast immer wird man die Hand der Frau finden.

Im Alterthume finden wir Frauengestalten, welche große Männer begeisterten zu edlen Schaffen oder sie mahnend zurücksührten von dem Trange wilder Leidenschaft. Aspasia, deren Gestalt oft so falsch dargestellt wird, leitete und begeisterte den großen Pericles, den Meister der Staatskunst, den Beschüßer edler Cultur, der sein atheniensisches Vaterland auf den Gipfel der politischen und geistigen Herrschaft erhob. Die Weiber von Sparta trieben ihre Männer, Brüder und Söhne zum Heldentode für das Vaterland. Coriolan senkte das gegen Rom geäufte Nachschwert vor seiner Mutter und seiner Gattin, und selbst in der Kaiserzeit ragen edle Frauengestalten aus den Trümmern der versinkenden Welt empor. In unserem deutschen Vaterlande haben wir ja das leuchtendste Beispiel, wie eine edle Frau mit ihrem Geiste, mit ihrem Glauben und Hoffen ein ganzes Volk durchdringt und zu den herrlichsten Thaten begeistert. Kaum wäre jemals so schweres Unglück, wie es Deutschland unter dem Schwerte des ersten Napoleon traf, so ertragen und so überwunden worden, wenn nicht die Königin Luise in ihrem Leben und über das Grab hinaus mit ihrem Geiste alle deutschen Frauen erfüllt, und durch diese wieder alle Männer zu gläubigen Vertrauten und heiligem Jorne begeistert hätte.

Wenn man vor den Standbildern der Helden der Befreiungskriege fragen wollte: „Où est la femme?“ so hat der erhabene kaiserliche Sohn die fromme und wahre Antwort gegeben, indem er unter rauschenden Baumwipfeln das Bild seiner kaiserlichen Mutter aufrichtete, deren Geist in Schopenhof's und Stein's Gedanken lebte, und in Blücher's Schwert den todesmuthigen Söhnen des Vaterlandes voranflammete.

Wenn wir unsere großen Dichter alle an uns vorüberziehen lassen, so wird uns aus ihren Worten, die uns erheben und entzücken, immer die Antwort entgegenklingen auf die Frage: „Où est la femme?“ —

Der große Goethe hat kein Hehl daraus gemacht, daß die Epochen seines Lebens und Schaffens sich genau abgrenzen lassen nach dem Einflusse, den edle Frauen auf ihn übten, von der schönen Friederike von Seseheim, die sein junges Herz höher schlagen ließ, bis zu Bettina, die sein alterndes Haupt mit frischen Jugendblüthen befranzte. Immer und immer war es das „ewig Weibliche“, das ihn hinanzog. Schiller's liebliche und erhabene Frauengestalten, die immer ihren Platz behalten in dem Herzen des deutschen Volkes, sind Verkörperungen wirklichen Lebens, und wenn man in der Lebensgeschichte

*) Denkwürdiger und mühliger Rheinischer Antiquarius.



Ponte di Vigo zu Chioggia. Von Hans Hermann. — Siehe Seite 127.

des warmherzigen Dichters die Antwort sucht auf die Frage: „Où est la femme?“ so wird man in den verschiedenen Epochen die edlen Frauen finden, welche den Farbenfächer und die ideale Schönheit boten für die Bilder der Thekla und der Luise und all' der anderen Gestalten, die selbst da, wo sie bösem Verhängnisse dienen, doch niemals das Gemeine streifen. Seine selbst mit seinem cynischen Pessimismus, der ihn oft wie ein unartiges Kind in den Schmutz treten ließ, wird immer wieder in aufstimmender Begeisterung oder wehmüthigem Sehnen emporgeworfen zu der Lichtgestalt des Ideals durch die Frauenbilder, die sein bitterer Spott nur am Saume ihres Gewandes zu berühren wagt.

Doch es ist nicht möglich, zurückzugreifen in die Geschichte der Vorzeit und in das innere Leben der bevorzugten Geister unseres Volkes.

Wo immer auch in unseren Tagen der Kriegsgott seine blutrothe Fackel schwingt, wo die so schrecklich ausgebildete Technik der Vernichtung Hunderte und Tausende auf den Schlachtfeldern niederhämmernd, da klingt wohl von manchem bleichen Munde, aus manchem verblutenden Herzen so ganz anders als im Tone Vidocq's die bange Frage: „Où est la femme?“ und die Antwort läßt nicht auf sich warten. Da erscheinen sie alle, die todesmüthigen Priesterinnen der Liebe, die Heldinnen des rothen Kreuzes, die katholischen barmherzigen Schwestern, die evangelischen Diakonissen und die freiwilligen Dienerinnen der Barmherzigkeit. Das müde Auge und die zitternde Hand, welche fehmüthig die Mutter, die Schwester, die Gattin und die Geliebte suchen — sie finden die treue, warme Hingebung der christlichen Liebe, die in selbstloser Aufopferung auch dem Fremdesten, auch dem wehrlosen Feinde die eigene Ruhe, die eigene Gesundheit, ja das eigene Leben zu opfern bereit ist. Und tausend Herzen, die durch diese Liebe dem Leben erhalten blieben, tausend Andere, denen Pflege und Trost der Barmherzigkeit ein freundliches Scheiden gewährten und den Fluch der Verzweiflung in ein letztes Wort des Dankes und des Segens verwandelten, sie werden vor Gott und Menschen die Antwort auf jene Frage geben: die Frau ist da, wo es gilt, Leiden zu lindern, Wunden zu heilen, die Seelen zu erquicken und die Liebe zu üben um der Liebe willen! Wenn Kaiser Wilhelm I. seine Krieger zu den glorreichen Siegen für die Größe des Vaterlandes führte, so sendete die ehrwürdige Kaiserin Augusta ihre Streiterinnen der Barmherzigkeit aus, und eine Pflicht ist der anderen, ein Heldenthum dem anderen gleich. Von dem rothen Kreuze gilt das Wort Christi: „Nehmt mein Kreuz auf Euch und folgt mir nach.“ und wenn unsere Armeen des Reiches stolzen Bau auftrudelten, so ist unter der Fahne des rothen Kreuzes ein Tempel der edlen Sitte und Menschlichkeit erbaut, in dem alle Völker sich die Hände reichen, und an dessen Altar die Frauen das heilige Priesteramt üben.

Und im Hause, in der Familie wird man wahrlich oft von Vätern und Kindern die Frage Vidocq's hören, wenn Sorgen, Schmerz und Kummer die Heimath bedrängen — die Antwort wird ein stummer, dankbarer Blick in das Auge der Gattin und der Mutter geben, aus dem das verklärte Licht der Liebe, der Treue, der Aufopferung in Noth und Tod hervorstrahlt.

Ringsum in der großen, weiten Welt der Arbeit und des Ringens um das Dasein, in allen Gebieten klingt uns eine hoch ehrenvolle und rührend bewegende Antwort entgegen auf jene Frage: „Où est la femme?“ Ueberall sehen wir die Frauen eifrig, treu und unermüdet an der Arbeit, um mit festem Willen und unerschütterlichem Muth aus eigener Kraft sich des Lebens Bau aufzurichten. Lange waren ja die Frauen verurtheilt, nur als Gattinnen einen Beruf des Daseins finden zu können, und diejenigen, denen dieser Beruf verlagert blieb, versanken in trübes Elend, wenn ihnen nicht eigener Besitz die Mittel zu einem oft zweck- und freudlosen Dasein boten.

Dieser schwere Mißstand in der Gesellschafts-Ordnung führte zu der, zuerst gewissermaßen revolutionären Bewegung für die Frauen-Emancipation, welche in ihren ersten Regungen das Gebiet der Politik den Frauen gewinnen wollte und dadurch theils dem Abscheu, theils der Lächerlichkeit verfiel, sodas edle Frauen sich von ihr fern hielten. Aber bald wendete sich diese Bewegung auf richtige Bahnen, um der allein stehenden Frau durch ihre Arbeit die Mittel einer selbständigen und ehrenvollen Existenz zu erringen. Ueberall sehen wir die Frauen an Werke, wo nur irgend eine Arbeit der weiblichen Natur nicht widerspricht. Die Post und die Telegraphie hat weibliche Beamte, Buchhalterinnen führen die Bücher großer Geschäfte, die Wissenschaft hat ihre Gebiete dem weiblichen Geiste geöffnet, die weiblichen Kerkze werden eine Wohlthat für die weiblichen Kranken und auch für die Hospitäler werden, und eine Frau, die Willen und Muth hat, kann sich heute, ebenso wie der Mann, ihre eigene Existenz gründen; — sie kann aber auch, wenn sie dazu nicht vom Schicksale gezwungen ist, durch eine sie selbst befriedigende und stählende Thätigkeit dem Haushande neben dem Manne Quellen des Wohlstandes zuführen.

Stolz dürfen wir Deutschen darauf sein, daß gerade in unserem Vaterlande die Bewegung der Frauen-Emancipation sich von ihren widerwärtigen und lächerlichen Ausschreitungen, die sich besonders in Amerika und Rußland entwickelten, zuerst befreit hat, — und wieder sind es unsere Fürstinnen, die auch hier an der Spitze ihres Geschlechtes leitend und schützend vorantreten, und diese so segensvolle Bewegung mit dem Werke der Barmherzigkeit des rothen Kreuzes vereinen. Vor Kurzem erst hat der vaterländische Frauen-Verein unter dem Vorsteher der ehrwürdigen Kaiserin Augusta und in Anwesenheit der regierenden Kaiserin und der Prinzessin Albrecht seine Generalversammlung gehalten, und in der Wirksamkeit seiner siebenhundert Kreisvereine nimmt die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksklassen keinen geringen Platz ein. Wie ein Strom des Segens ergießt sich diese Thätigkeit durch das ganze Volk, und jener französischen Polizeifrage dürfen wir vor diesem Wilde die deutsche Antwort geben, indem wir zu der ehrwürdigen Witwe unseres großen, unergelichen Kaisers in Stolz und Ehrfurcht aufblicken: „Hier ist die Frau, — und Gottes Segen ist mit ihr.“

Handend verboten.

Wie man heirathet.

Skizze von Philipp Berges.

„Nichts einfacher als das!“ antwortete er lachend, nicht seiner Frau ein paar Mal zu und schloß die Thür, sodas wir allein waren. Dann streckte er eine fürchterlich ernste Miene auf, ließ sich mir gegenüber in einen Sessel nieder und sprach: „Entschuldig! Also das war Dein Ernst. Hui, schämst Du Dich nicht?“ Zu meinem bestigsten Bedauern

schämte ich mich nicht. „Ein Mensch wie Du.“ fuhr er fort, „in guter Lebensstellung, im Besitze eines geachteten Namens, nicht ohne einiges Vermögen, und dazu ein hübscher Kerl, also so ein Mensch, sage ich, sollte gezwungen sein, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Frau zu suchen?“

„Aber es machen doch Tausende so und werden glücklich dabei.“ warf ich ein.

„Unfinn!“ schnitt er mir in seiner lebhaften und wenig ceremoniellen Weise das Wort ab, „Dumme werden vielleicht glücklich, — sie würden es sein, und wenn man sie an eine Lage verheirathete, — aber gebildete und mit Gefühl begabte Menschen erlangen auf diesem Wege nur äußerst selten dasjenige Glück, welches die Ehe gewähren sollte. Du, zum Beispiele, könntest Dich nie glücklich fühlen, jeßelte man Dich an ein geistig tief unter oder hoch über Dir stehendes Wesen. Leuchtet Dir das nicht ein?“

„Hui! ja!“

„Nun, siehst Du, ich habe Recht, — ich habe überhaupt immer Recht. Betrachten wir nun zunächst die Sache von Deinem persönlichen Standpunkte. Du willst heirathen. Gut. Du hast das Recht dazu; das Alter, die Benutzung x. hast Du auch. Also, — jetzt wart' mal, — ja, also nimm ein Mädchen und heirathe ganz einfach. Jetzt sind wir schon zu Ende.“

„Mit Deiner Weisheit!“ antwortete ich verdrießlich. „Vor allen Dingen muß man doch ein Mädchen kennen lernen, damit man sich nicht in das Joeben von Dir selbst angebotene Unglück stürzt. Nun, zu dem Ersteren habe ich eben keine Zeit. Einem Mädchen für die Dauer einiger Jahre nachzulaufen, dazu bin ich schon zu alt, ich bringe es nicht mehr fertig, — und eine alte Schachtel, die den ersten besten Mann nimmt, um unter die Haube zu kommen, will ich auch nicht; da muß denn also doch wohl die Annonce d'ran!“

„Aha! So, so, — ja, — hm, ja, da hast Du vollkommen Recht, oder vielmehr gänzlich Unrecht; ach was, alle Deine Argumente bestehen sogar aus purem Nonsens!“

„Wieso?“

„Du solltest in Deinen Ausführungen ein wenig mehr Logik walten lassen. Glaubst Du vielleicht, über diese Zeitungs-Ehen macht ein besonderes, extra für diesen Zweck der menschlichen Thorheit angeordnetes, hochwohlwollendes Schicksal, damit immer die beiden Rechten sich zusammentreffen? Oder glaubst Du, Geld allein etwaige Charakter-Unterschiede aus? Mehr noch, bist Du der Ansicht, die Blüthe sämtlicher Jungfrauen antwortet sofort auf Deine Annonce? Meine in dieser Sache sehr maßgebliche Ansicht ist sogar diese: ein junges, hübsches, kluges und gebildetes Mädchen, so wie es etwa für Dich passen würde, verschmäht es, auf diesem Wege nach einem freier Umhau zu halten, und das Gros der Candidatinnen besteht somit aus verblöhten oder beschränkten Pflanzen.“

„Ja,“ athmete ich schwer, „leider sehe ich das ganz gut ein. Ich bemerke zugleich, daß unsere Untersuchungen nicht genügt haben, denn wir sind nun wirklich zu Ende, das heißt, wir stehen wieder vor der Frage: Wie heirathet man?“

„Aber Mensch!“ schrie er wieder, „habe ich es Dir nicht schon einmal gesagt? Es ist nichts einfacher, als das. Höre mir zu, ich will Dir erzählen, auf welchem Wege ich zu meiner Frau gekommen bin. Das ist es ja auch, was ich Dir einzig und allein zur Antwort geben wollte, und deshalb schloß ich die Thür. Sie braucht es nicht zu hören. Wir sind ja gänzlich auf Abwege gerathen, wie ich jetzt erst wahrnehme. Hier, gimme eine an! — Feuer? Hinter Dir auf dem Tische. So, — fertig? Aha! Also höre. Doch ich muß noch bemerken, daß ich mich zu jener Zeit, von welcher ich sprechen will, in derselben Calamität befand, wie Du gegenwärtig. Ich war ebenso alt, sehr beschäftigt und fand wenig Zeit, mich in der Gesellschaft umzusehen. Dabei hatte ich den starken Wunsch, mir bald eine Häuslichkeit zu gründen; also was that ich? Grillen, wie Du, setzte ich mir nicht in den Kopf.“ (Er verneigte sich gegen mich.) „Dagegen machte ich mich mobil, das heißt, ich verwendete einige Sorgfalt auf mein Aeußeres, hielt mich stets zum sofortigen Angriffe bereit, sah nach allen niedlichen Gesichtern, und als es zur Schlacht kam, steckte ich meinen Verband in die Tasche und ließ das Herz gewähren. Doch nun höre! Es war an einem kalten Januar-Abend, als ich auf gewohntem Wege nach meiner Wohnung eilte. Mein Weg führte mich an der großen Eisenbahn vorbei; deutlich drangen die Töne der Musik herüber und auch die Strahlen des elektrischen Lichtes brachen sich durch die kalten Kronen der Bäume Bahn. Musik übte stets einen besonderen Zauber auf mich aus. Zu meinem Kopfe begann ein Frühlingsspiel, welches ich seit einigen Tagen als unvollkommene Idee mit mir herumtrug, lebendig zu werden. Die Reime sprangen empor, tanzten eine Polka nach der Melodie, welche leise in mein Ohr drang, umarmten sich, küßten sich und klopfen leise gegen meine Hirnschale. Nach! auf! Nach! auf! Wir wollen an's Tageslicht. Wenn es so weit gekommen ist, kann, wie Du aus Erfahrung wissen mußt, der Guß beginnen; — trotzdem ist das Frühlingsspiel nie obere werden. Es schwand gänzlich aus meinem Gedächtnisse. Das kam so. Plötzlich gewahrte ich zwei junge Damen, deren eine mir zugulächeln schien. Sie hatte blaue Augen, blondes Haar, ein Stumpfnäschen, kurz, ein reizendes Gesichtchen, — nun, Du kennst es ja. Sie sah damals ebenso aus. Ich spreche nämlich von meiner. — dieses junge Mädchen war nämlich meine Frau, das heißt, sie ward es später. Doch halt, jetzt habe ich den richtigen Ausdruck: sie war meine Zukünftige. Allerdings ahnte ich das damals durchaus nicht, mich befährte nur das äußerst sympathische Gesichtchen, dessen Lächeln mich bis in's Herz erwarnte, und sofort sagte ich mir: Fräulein, die gefällt dir! Ich weiß selber nicht, wie ich das folgende fertig brachte. Ich holte ein gut Theil Humor aus meiner Vorkammer, drehte mich kurz entschlossen um, war mit einigen Schritten bei den beiden Damen, welche eben in den Schatten traten, und zog freundlich grüßend meinen Hut. Sie blickten mich Beide ganz verwundert an. Kein Wunder! Ich kann es wirklich nicht zugeben, meine Damen“, sagte ich lachend, „daß Sie bei der herrschenden Dunkelheit allein, ohne Schutz, Ihren Weg machen, und muß Sie daher ernstlich bitten, mein Gefuch, Sie nach Hause geleiten zu dürfen, zu gewähren.“ So etwa sagte ich mit Lachen, welches sich aus einer Mischung von Frechheit und Schüchternheit zusammensetzte. Die ganze Sentenz sollte ein Wis, — oder vielmehr bitterer Ernst sein. Wir kennen Sie ja gar nicht!“ jagte meine Frau, — das heißt: die Blonde von den Beiden; die Andere war dunkel — und blickte mich scharf an. Aber ich verlor den Kopf nicht. „Sie kennen mich nicht?“ antwortete ich sehr erfreut. „Sieh' da, welch' ein glücklicher Zufall für mich. Da habe ich ja gleich Veranlassung, mich Ihnen vorzustellen!“ — Nun, jedenfalls ist das sehr originell!“ bemerkte die Blonde ärgerlich und machte eine Schwenkung hinweg von mir, aber ich schwentte auch und fuhr fort: „Mit Ihrer gütigen Erlaubniß! Ich bin nämlich —“

„nun, meinen Namen kennst Du ja, Mitarbeiter der hiesigen —, und mein Blatt kennst Du ja auch. Sie sah plötzlich auf und in mein Gesicht. Wirklich, so sind Sie es, der zuweilen die niedlichen Gedichte verfaßt?“ fragte sie. „In der That schäme ich mich so glücklich und würde mich freuen, wenn meine geringen Verdienste mir oder meiner Bitte ein günstiges Gesicht bereiten würden!“ Geiern Abend las ich Ihr Gedicht: Die Hochzeitsreise! — es ist geradezu entzückend! Das sagte sie so ganz unbefangen. Du, — in dem Augenblicke hätte ich sie am liebsten gleich beim Kopfe genommen; der Mund, welcher jene Worte sprach, erschien mir entzückender, als alle guten und schlechten Verse der Welt. Ich verneigte mich indeß sehr bescheiden und fragte, obgleich das eigentlich jetzt nicht mehr nöthig gewesen wäre: Also, verehrtes Fräulein, wollen Sie mir gestatten, daß ich Sie begleite?“ Sie sah mit offenem, unerschütterlichen Blick in meine Augen, und im Scheine einer Laterne, welcher über ihr Gesichtchen huschte, bemerkte ich, daß es roth überglühend war. Dann sprach sie leise: Obgleich wir uns ja eigentlich gar nicht kennen, glaube ich Ihre Bitte doch nicht abschlagen zu dürfen, — und nach einigen Augenblicken setzte sie mit lustigen Lachen hinzu: Wie Sie versichern, macht es Ihnen Vergnügen, nun, und ein Verbrechen wird es ja wohl nicht sein! Kurz und gut, ich geleitete sie nach Hause, — die Fremdin verließ uns schon unterwegs, — durfte ihre Schlittschuhe tragen, denn die Damen kamen vom Eise, und vor ihrer Thür gewann ich ihr das Versprechen ab, sie wiedersehen zu dürfen. Sie sagte mir bedeutend: sie sei am nächsten Nachmittage wieder auf dem Eise.

Denke Dir nun meine Bestürzung, als es mir plötzlich einfiel, daß ich ja gar nicht Schlittschuh laufen kann. Ich fiel aus allen meinen Himmeln. Also kaum begonnen, — schon wieder zerronnen. Niemals hatte ich mich für dergleichen Künste interessiert, das heißt, hinter meinen Büchern sitzend, konnte ich's ja auch nicht, und überdies war ich in Hinsicht gymnastischer Uebungen stets sehr schwach gewesen. Daher verwarf ich den in mir auftauchenden Gedanken: die Kunst des Schlittschuhfahrens in einer Nacht zu erlernen, auch ohne Weiteres. Verzweifelt kehrte ich heim. Kein Schlaf kam in meine Augen. Vom Abend bis zum Morgen wandelte ich in meinem Schlafzimmer hin und her, ohne indeß einen Ausweg zu finden. Sie nicht wiedersehen zu dürfen, schien mir die gräßlichste Verdammung. Du weißt nicht, wie verlobten Leuten zu Muth ist. Denn wie Du vielleicht jetzt schon gemerkt haben wirst, war ich sterblich verliebt in die Kleine.

Am Nachmittage wankte ich mit hängendem Kopfe der Eisenbahn zu, bezahlte eine Mark Eintrittsgeld, — meine Frau hatte damals ein Abonnement, — und stand plötzlich auf meinen nackten Füßen, das heißt gänzlich ohne Schlittschuhe, mitten im Getümmel der Fahrenden. Nach kurzer Zeit endete ich meine Kleine, und ich gebe Dir die Versicherung, das Herz fiel mir rechtchaffen in die Schuhe. Als sie näher kam, verneigte ich mich, schwentte meinen Hut, drückte ihre Hand und stotterte, auf ihre Frage nach meinen Schlittschuhen: wie ich gestern das Pech gehabt habe, mir auf dem Heimwege einen Fuß ein wenig zu verstauchen. Natürlich, — bei der Glätte! Bedauern, Kopfschütteln, Achselzucken, jämmerliches Gesicht, — und schon wollte ich mich verabschieden. Sie hielt mich zurück. Und nun denke Dir, was sie that. Nein, es ist unendlich, denken kann man sich so etwas nicht! Sie verließ die Eisenbahn und ließ sich von mir spazieren führen. Viele mögen dies nach so kurzer Bekanntschaft anstößig finden, aber das müssen äußerst verdorrte Seelen sein, welche nie das ungehörige Weien einer echten, jungen Liebe kennen gelernt haben. Denn auch sie liebte mich. Was wir an jenem ersten Offenbarungstage mit einander sprachen, dessen habe ich mich nie erinnern können, — unsere Hände sprachen, unsere Blicke redeten eine gar verständliche Sprache, — und, — ist es glaublich? — als es dunkel geworden war, besiegelten wir das Bündniß mit einem Kusse. Es kam so ganz von selbst. Ich erinnere mich nur, daß ich ihr gefand, ihr erster Anblick hätte eine Liebe in mein Herz geschloß, die mich selig mache, und daß sie mir nach langem, heftigem Bitten bestätigte, ich sei ihr nicht gleichgültig. In Hinsicht auf ihre große Jugend, sie war noch nicht achtzehn Jahre alt, wollten wir das Verhältniß aber noch eine kleine Weile geheim halten. — Wir sahen uns nun häufiger. Bierzehn Tage litt ich an verstauchten Füßen und betete jeden Abend inbrünstig um Thauwetter. Als dasselbe endlich eintrat, war ich der glücklichste oder vielmehr der unglücklichste Mensch von der Welt. — Dein Gesicht verträht mir, was Du denkst. Du denkst: ich spreche Unfinn. Solche Gedanken verbitte ich mir. Still, — kein Protest, das weiß ich besser. Ich war glücklich und unglücklich, — glücklich, weil ich meine geliebten Füße wieder hatte und nicht mehr zu humpeln brauchte, wenn ich mit ihr ging; unglücklich, weil sie jetzt das Haus weniger verlassen durfte, und ich sie infolge dessen nicht sehen konnte. Das hielt ich nicht aus. Entgegen unserer Besprechung schickte ich mich an, ihren Vater aufzusuchen, ihm Alles zu entdecken und um ihre Hand anzusprechen. War sie noch so jung, kann konnten wir ja eine Weile warten. Wo es sich nur irgend thun ließ, bin ich immer für den geraden Weg gewesen. Als ich mich für meinen Besuch vorbereitete, empfing ich einen Brief von ihr, in welchem sie mir mittheilte, daß sie gezwungen sei, am nächsten Abend auf einen Ball zu gehen. Natürlich ließ auch ich mich dort einführen. Mit dem Eintritte in den Ballsaal war meine ganze Ruhe dahin, ein fieberhaftes Zittern schüttelte mich. — Du kennst ja mein Naturell. Wir begrüßten uns durch ein leises Beugen des Hauptes. Sie sah ganz entzückt aus. Du mußt bedenken, es war das allererste Mal, daß ich sie ohne Hut und Mantel erblickte. Nein, doch nicht, den Hut hatte ich ihr schon ein paar Mal abgenommen, um ihr reizendes Haar und die nette Art, wie sie dasselbe mit einer goldenen Broche oder Radel auf dem Kopfe zusammengehalten trägt, zu bewundern. Aber nun gleich im ausgezeichneten Ballkleide, Blumen im Haar und am Gürtel, — sie sah doppelt schön aus. Neben ihr sah meine Schwiegermutter: eine ziemlich dicke und nicht eben sehr intelligente aussehende Dame, ich darf das sagen, seitdem sich meine damalige Beurtheilung glänzend bestätigt hat. Wenn Du mich in Zukunft häufiger besuchst, wirst Du sie selbst kennen lernen, — ach, — sie besucht uns ziemlich oft. Also weiter! Vor den Damen gewahrte ich einen Herrn, der sich angelegentlich mit ihnen unterhielt. Wer war er? Meine Aufregung nahm einen höheren Grad an. Trotz der lebenden Wände meiner Geliebten begann ich den Unglücklichen wie ein gereizter Tiger zu umkreisen. Hübscher Vergleich, — was? Endlich verließ er die Damen, und ich stürzte mich sofort auf ihn. Jetzt bemerkte ich, daß er ein colossal dummes Gesicht hatte, — es war nämlich ihr Vetter, — mütterlicherseits. — August, ach so, Du kennst ihn ja nicht. Mein Herr, sagte ich, Sie sind, wie ich vermuthete, so glücklich, jene Damen dort drüben näher zu kennen? „Ja?“ fragte er mich. „Ja, — Sie

gestatten wohl, daß ich mich vorstelle. — ich heiße so und so! Er verneigte sich. Ja, aber welche Damen meinen Sie denn eigentlich. Die da? Und er streckte seinen unendlich langen Zeigefinger gegen meine Schwiegermutter aus, welche ihn mit einem schrecklichen Blick für diese Ungezogenheit strafe. Ich erreichte jedoch meinen Zweck, denn der charmanter Vetter machte mich mit meiner Frau und deren Mutter bekannt. Beide waren sehr erfreut. Nach wenigen Minuten lernte ich auch den Papa kennen, auch kein großes Licht, aber ziemlich gemüthliches Haus. Was soll ich Dir noch erzählen? Ich tanze nur mit ihr, sie nur mit mir, — das forderte Erklärung. Noch an demselben Abend entdeckte ich ihren Eltern, daß Erna und ich uns schon kennen, daß ich sie liebe und wir uns heirathen würden. Soll ich noch etwas hinzufügen? Wir sind jetzt seit zwei Jahren Mann und Frau und leben genau wie in den ersten Tagen unserer Ehe. Was sagst Du jetzt? Bedarf's jetzt noch der Zeit —"

In diesem Augenblicke erschien der niedliche Kopf der Gattin meines Freundes in der Thürrampe, und eine liebliche Stimme ermahnte uns, den eingesehenen Thee nicht kalt werden zu lassen. „Wir kommen gleich!“ rief mein Freund. Als die Thür sich wieder geschlossen hatte, fuhr er sich mit den Händen durch das lockige, volle Haar und blickte mich triumphierend an. „Ich hab's Dir bewiesen, daß man eine Frau finden kann, wenn man nur will, ohne sich des sogenannten ‚nicht mehr ungewöhnlichen Weges‘ zu bedienen. Sag' aufrichtig! Meine Frau — ist sie nicht reizend? Ist sie nicht hümmlich?“

Plötzlich hielt er inne, schlug sich mit der Hand vor die Stirne, blickte verzückt gegen die Decke, machte: hm, hm, hm! — und stürmte mit allen Angehörigen eines vor Freunde außer sich gerathenen Menschen im Zimmer auf und ab. „Mensch, Mensch, eine Idee, eine tolle Idee! Ja, warum kommst Du denn auch gar so wenig zu Deinen alten Freunden? Bei Deinem Einfriederleben mußt Du Dir ja Grillen in den Kopf setzen. Mensch! das Glück lacht über Deinem Haupte. Du bist noch nicht verloren — höre, aber sei gefaßt: sie hat noch eine kleine Schwester, achtzehn Jahre alt, reizend, gebildet, geistreich, gänzlich frei! Wie, altes Haus, wenn wir Verwandte würden?“

„Aber Fräulein,“ wandte ich kühl ein, denn dergleichen ‚gemachte‘ Ehen hasse ich, „wäre das nicht ein keinesfalls höher stehender Weg, wenn Du etwa vermittelst —“

„Anstun, Anstun!“ protestirte er. „Du mußt sie kennen lernen. Zufällig, natürlich. Zufällig gefaßt sie Dir, Du ihr, ganz per Zufall werdet ihr Mann und Frau, — das bedarf keiner Vermittelung, wie Du befürchtest. Denke doch nur, eine Schwester meiner Frau, sozusagen eine andere Auflage von ihr, die muß ja Jedem gefallen, und irgend einen Mann, sei er ein Halbgoth, glücklich machen, denn —“

Jetzt wurde die Thür weit offen gestellt. „Aber ich muß die Herren doch jetzt ernstlich bitten. Es wird ja Alles kalt. Uebrigens ist auch unsere kleine Schwester soeben gekommen!“

Die Vorlesung hat gesprochen! Ichrie mein lebhafter Freund, ganz außer sich gerathend und schloß mich mächtig in seine Arme. Wir aber begannen sonderbarer Weise das Herz zu pochen, als ich das wunderliebliche Gesicht der kleinen Schwester im anderen Zimmer erblickte. Seit jener Stunde glaube ich auch an Sympathie der Seelen.

Die Frage jedoch: Wie heirathet man? fand ihre glänzende Lösung, denn die Kleine ist jetzt wirklich meine Frau, und wir sind unansprechlich glücklich!

ihre Huldigung dargebracht hat, führen zwanzig sogenannte Klügelreiter eine köstliche, allgemeines Entzücken erregende Quadrille vor. Ihr reicher Anzug: gelbseidenes Gewand, blauammetner Ueberwurf, Pelzmütze mit Federfedern, erhält den eigenthümlichsten, streng historischen Schmuck durch große, vom Gürtel hoch über den Kopf aufsteigende Flügel von Adlerfedern. Die höchsten Aufgaben der Reikunst werden wie spielend von Reitern und Rossen ausgeführt. Als sie zum Schluß nach dem langen Galopp in Carrière hinausstürmen, ist des Weils kein Ende.

Nicht mindere Pracht entfaltet das nun folgende kaiserliche Heer, geführt von Herzog Karl von Lothringen in Hofkleid und Allonge-Perrücke, umgeben von Fürsten und Eölen in gleicher Tracht. Ein Manöverritt mit Schleifenraub giebt abermals Zeugniß von der vollendeten Reikunst des sächsichen Offizier-Corps.

Und nun erscheint, mit Begeisterung begrüßt, das sächsische Heer, voran die Artillerie mit zwei Geschützen, die den Feldzug von 1688 mitgemacht haben. Die ehrwürdigen Gelellen, bedient von Artillerie- und Pionier-Offizieren in sächsicher Artilleristen-Uniform: langschöbigen, grünen Röcken und rothen Westen, müssen sich zu den verschiedensten Evolutionen hergeben und gehorchen mit ungläublicher Gewandtheit. Der Artillerie folgt als sächsische Reiterei das Regiment von Plotho, aus dem das jetzige Gardereiter-Regiment hervorgegangen ist. Seine kleidame Uniform: langschöbige, gelbe Röcke mit rothen Aufschlägen, gelbe Lederhosen und Eisenhauben mit gelb-rothen Federn, hat kaum die gebührende Würdigung gefunden, als das Waffenpiel der Panzerreiter, — ausgeführt von achtundvierzig Unteroffizieren des Gardereiter-Regiments, — einer der Glanzpunkte des Festes, — Aller Augen in Anspruch nimmt. Ein lebendigeres Bild kriegerischer Tüchtigkeit ist nicht zu denken, als diese mächtigen Gestalten, wie sie, bald in größere, bald in kleinere Gruppen getheilt, trotz gegenseitiger einander reitend, mit blankem Fallschirm loschlagen, daß die Funken sprühen. Jetzt aber wird schon hinter der Scene der wichtige Schritt der Infanterie hörbar, und in der gespreizt schwerfälligen Gangart des siebzehnten Jahrhunderts erscheint in rothen Röcken, weißen Westen und Hosen, Strümpfen, Schmalenschuhen und dreieckigen Federhüten eine Abtheilung Fußvolk, als Vorläufer des siegreichen Feldherrn Kurfürst Georg III. Er selbst und sein herrliches Pferd tragen die sächsichen Farben: Gelb und Blau; eine Allonge-Perrücke umrahmt das ernste Antlitz, und stolz trägt die Rechte das sächsische Scepter. In seinem Gefolge sehen wir Herzog Christian von Sachsen, Feldmarschälle, General-Wachmeister u. s. w. nebst einer Schaar berittener Leib-Trabanten. Sie Alle saluiren vor der Königs-Loge, während weitere hundertachtzig Offiziere aus allen sächsichen Infanterie-Regimentern, in alte, verschiedenfarbige Uniformen gekleidet, in die Arena einmarschiren. Hellebarben und Feuerstein-Klingen bilden die Bewaffnung. Nachdem sie verschiedene Evolutionen ausgeführt, lassen auch sie vor der Königs-Loge Posto, wo sie auf den Kommando-Ruf „Halt! Halt!“ schultern und präsentiren, dann zu beiden Seiten abzuweichen, jedoch in ihrer Mitte ein feiner Raum bleibt, in den zum Schluß der Feier vierundzwanzig Offiziere, in der rothen Uniform des Plotho'schen Regiments, mit der Standarte des Hauses Wettin eireiten. In kunstvoller feierlicher Quadrille bezeugen sie der Fahne ihre Ehrfurcht, indeß sich Alle, die im Festspiele mitgewirkt haben: Fürsten und Soldaten, Polen, Tataren und Kaiserliche, mit den sächsichen in der Arena vereinen, um König Albert und seinem Hause den Huldigungsgruß darzubringen. Kanonenschüsse ertönen, und während sich die Standarte vor der Königs-Loge senkt und neun Musik-Chöre die Sachsen-Hymne erbrausen lassen, fliegen Schwerter und Hellebarben in die Luft, und in das dreimalige, begeisterte „Hurrah!“ der Krieger stimmen in gleicher Begeisterung die Zuschauer ein.

Zu der Wiederholung des herrlichen Schauspieles, am Abend des 18. Juni, hatte Oberst von Meerheimb zu Ehren Sr. Majestät des Kaisers, der das Fest mit Allerhöchster Seiner Gegenwart beehrte, einen neuen Prolog gedichtet. Im Uebrigen verlief das Waffenpiel in derselben Weise, das heißt in jeder Einzelheit vollendet, in seiner Gesamtwirkung blendend, bezaubernd, hinreichend wie am ersten Abend. Es errang so sehr den Beifall Sr. Majestät des Kaisers, daß höchsterseits nach Schluß der Vorstellung mit Sr. Majestät dem Könige Albert in die Arena niederstieg, wo beide Monarchen in huldvoller Weise den Mitwirkenden ihre Anerkennung aussprachen.

Der 19. Juni fand Dresden vom frühen Morgen an in festlicher Erregung. Aus Bororten und umliegenden Dörfern strömten die Schaustüchtigen zu Wasser und zu Lande herbei und nahmen, einige schon um halb sechs Uhr, Aufstellung in den Straßen, die der Festzug durchschreiten sollte. Besonders bevorzugt wurde die Brühl'sche Terrasse, mit ihrer breiten Treppe und langen Balustrade, die den vollen Ueberblick der Augustusbrücke gewährte.

Die Sonne scheint; nur hin und wieder zieht die Dipe mildend, eine Wolke über den tiefblauen Himmel und heiter, wie er, ist die Stimmung der Menge, die überall in jubelnden Zuruf ausbricht, als zwischen neun und zehn Uhr das gesammte Königshaus mit seinen hohen Gästen eine Rundfahrt durch die Feststraßen macht.

Endlich naht die erkohnte Stunde; der Königs-Bavillon füllt sich mit goldstrotzenden Militär- und Hof-Uniformen und einfach eleganten Damen-Toiletten. Die Königin trägt fahblau Seide, Prinzessin Mathilde erscheint in Hell-Vila, Erzherzogin Maria Josepha in Lichtblau. Ein lautes dreifaches Hoch der Kopf an Kopf gedrängten Menge, der Fenster- und Tribünen-Zuhörer erschallt, als die Majestäten und zu beiden Seiten derselben die fürstlichen Verwandten und Gäste ihre Plätze einnehmen: Prinz Georg mit hoher Familie, Großherzog und Großherzogin von Weimar, Herzog von Altenburg, Herzog von Meiningen, Prinz und Prinzessin Friedrich von Meiningen, Herzogin von Genua, Graf und Gräfin von Händern, Herzog Ernst von Coburg-Gotha, Herzog von Coburg-Cohary und als Vertreter des englischen Hofes der jugendliche Prinz Alfred von Edinburgh.

Horch! Aus der Ferne tönt näher, immer näher kommend Musik, untermischt mit dem Jubel des Volkes; Pferdegetrappel wird hörbar — der Festzug ist da!

Aber wie wäre es möglich, diese Wunderhuldigung, an der ein ganzes Land mit Begeisterung gearbeitet hat, in allen Einzelheiten zu beschreiben. Nur einige Bilder können wir heransheben, und doch wären alle der Erwähnung werth, denn jedes trägt in seiner Weise zur Vollendung des Ganzen, zur Servollständigung des Grundgedankens bei: dem verehrten, geliebten Königspaare in lebenden Bildern zu zeigen, zu welcher Mäthe das Sachsenland unter der Herrschaft des Hauses Wettin gediehen ist.

Gleich der Anfang des Zuges giebt ein herrliches Bild: Fahnenträger und Trompeter in der Tracht des ersten Jahrhunderts, gefolgt von Meißener Ritzern aus derselben Zeit, nebst hundertfünfzig Rittern (die ritterschastlichen freisündlichen Corporationen der Erblande) und Knappen in prächtiger Ausrüstung. Dann der herrliche Turnier-Zug aus dem vierzehnten Jahrhundert: dreißig Paar gepanzerte Ritter im reichsten Wappenschmuck, begleitet von sechzig Knappen zu Fuß mit waldem Blondhaare in buntfarbigem Sammet- und Atlas-Gewändern. Als die Ritter (die Lehmannschaft von Meissen, Osterland und Thüringen) mit huldigem Zurufe ihre schweren Lanzenstöße vor der Königs-Loge heben und senken, brechen auch die Zuschauer in lauten Jubel aus. Ebenso prächtig ist der Zug der Oberlausitzer Ritterschast, — lauter Edelente eines Districtes. Herrlich geschmückt ziehen die allegorischen Bilder der Residenzstädte Meissen, Freiberg und Dresden vorüber, und nun erscheint, — ein Glanzpunkt des Zuges, — die Rückkehr des Kurfürsten August von der Jagd. Boran ein Musikchor, mit grünen Kränzen geschmückt; dann von acht Scheden gezogen die altmodische Karosse mit dem Kurfürsten, der Kurfürstin und den kurfürstlichen Kindern; ein vierspanniger Svedenwagen mit Wildschwein und Sechzehnder; Jäger und Jägerinnen zu Pferde, Vagen, Falconiere, eine Reute, drei herrliche Windhunde, eine Trage mit einem todtten Bären, ein Karren mit maroden Hunden, Troßbuben, ein Bauerwagen mit zerlumplem Gefindel. — Das Ganze von köstlicher Naturwahrheit.

Neue Städtebilder folgen, darauf landwirthschaftliche Gruppen, unter ihnen von besonderem Interesse Altenburger Bauern in der Landesstracht, Männer und Frauen von auffallend guter Haltung, und eine wendische Hochzeit.

Einen geradezu imponirenden Eindruck machen die langen Züge der Berg- und Hüttenleute mit Charjriten und Fahnen; knochige Gestalten, ernste charaktervolle Gesichter. Ihr Schmuckwagen zeigt eine erhaltene Berg-Formation, zu beiden Seiten derselben arbeitende Bergleute; an der Rückseite Schmelzofen und Mänschläge; auf der Höhe des Wagens hocht der Berggeist, voran schreitet ein Mann mit der Wänschelruthe. Die Grubenleute der Zwickauer Kohlen-Meviere fahren einen Kohlenwaggon vorüber, in dem eine Anzahl Gnommen thätig sind. Von auffallender Schönheit in aller Schönheitsfülle ist der Wagen der Stadt Leipzig; reizend originell der von Markneukirchen, auf welchem alle musikalischen Instrumente, die das singende, klingende Städtchen fabricirt, von Kindern gespielt und geblasen werden. Nach unendlich scheinendem Vorübermarsche der meist kostümirten Fürstenschulen, Conservatorien, Turner u. s. w. kündigen vierzig schmetternde Posthörner den Postzug an. Den blauen Postkutschen folgen Postmeister in gelber Uniform, Postknechte mit großen Peitschen, endlich ein ehrwürdiger Extra-Postwagen des vorigen Jahrhunderts. Das schwerfällige Ding mit seinen altmodisch gekleideten Insassen erregt allgemeine Heiterkeit. Diesen Vertretern der sogenannten guten, alten Zeit folgen Sinnbilder des modernen Weltverkehrs durch Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Telephone u. s. w. Wieder endlose Züge von Gewerbe-Bereinen und Zünngen mit hübschen, oft komischen Schmuckwagen. Militär-Bereine, die ihrem sie freundlich grühenden Heldenkönige mit Begeisterung jubeln. Endlich ein wunderbar poetisches Bild: die Porzellan-Manufactur zu Meissen. Zwei Herolde in „Zwiebelmuster-Kostüm“ eröffnen den Zug, als Bierzig Kinder, als Rocco-Figürchen gekleidet, gehen, bewegte Gruppen bildend, dem herrlichen, in blau-weiß gehaltenen Wagen voran, der von vier weißen, neben einander gespannten Pferden gezogen wird. Die Hauptstücke des Wagens sind ein Riesen-Blumentorb und eine Riesenvase, umgeben von fünfzehn Personen, theils in Rocco-, theils in antiken Gewändern. Von hohem Interesse sind ferner die Erzeugnisse der Textil-Industrie, der Spitzen-Körperei, der Stahl-, Eisen-, Leder-, Chocoladen-, Tabaks-, Kork- und Glas-Industrie. Die Bierbrauer fahren den auf stattlicher Tonne thronenden König Gambrinus vorüber.

Und noch eine Anzahl Schmuckwagen, Gewerbe und Bereine, „wer kennt die Völler, nennt die Namen“, und Alle bringen dem Hause Wettin ihren Dank, und Alle legen Zeugniß ab von dem Wohlstande, der Intelligenz, dem Reize der Bevölkerung, bis endlich nach beinahe dreistündigem Vorüberströmen ein Friedenswagen die Huldigung schließt. — Höchste Ehre dem Fürsten, der sie empfing, höchste Ehre dem Volke, das sie darbringen konnte.

Claire von Glümer.



Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Der Krautjunker. Von E. Stredter. Siehe das Bild auf Seite 121. — Es ist offenbar der erste Gut, den der kleine Kerl da auf dem Schoße hält; vielleicht hat der Vater ihn heute erst aus der Stadt mitgebracht. Aber bald krümmt sich, was ein Hütchen werden will. Wer weiß, in welchem alten Bilderbuche er zum ersten Male einen Junker mit der Spielhahn-Feder gesehen hat. Jedenfalls hat ihm der prächtige Schmuck imponirt, und er sucht ihn nun in seiner Weise nachzuahmen. Eine besonders glückliche Wahl hat er freilich nicht getroffen, denn wenn er zufällig einer Biene oder einem anderen Vegetarier mit seinem Kohlblatt in den Weg laufen sollte, dann könnte es leicht geschehen, daß sein stolzer Schmuck ihm unbarmerzig abgerupft und seinem natürlichen Bestimmungsorte zugeführt wird. Doch was fragt die Jugend nach dem „Wenn!“. Sie ist glücklich in der Freude des Augenblickes, und sie ist vor Allem mit dem Augenblicke zufrieden. Und wie hübsch hat der Künstler diese glückliche, neidlose Zufriedenheit auf den Gesichtern der beiden prächtigen kleinen Burtschen zum Ausdruck gebracht! Wie selbstlos freut sich Händchen über den neuen Gut des Bruders, und wie harmlos ist dessen eigene Freude über die großartige Verschönerung, welche er mit demselben Sinn der Jugend bewahren, gleichviel ob sie zeitweilig „Krautjunker“ bleiben, oder ob sie dereinst in der That einmal mit einem wirklichen Federbusche sich das Haupt schmücken werden.

Ponte di Vigo zu Chioggia. Von Hans Herrmann. Siehe das Bild auf Seite 125. — Die italienische Sonne steht ziemlich hoch am Himmel, — der feil abfallende Schatten an der Brücke läßt darüber keinen Zweifel, — aber trotz der Hitze ist das Bild, welches der Maler vor uns hingezaubert hat, ebenso lebensvoll wie stimmungsvoll. In einer Hafenstadt pflegt eben das Leben selten

Nachdruck verboten.

Die Festtage in Dresden.

Dresden, im Juni.

„Für alle Lieb' aus Sachsens Gauen sind Ehor und Straßen heut' zu eng,“ heißt es in einem der zahllosen Festgedichte zum acht-hundertjährigen Regierungs-Jubiläum des Hauses Wettin, und diese wenigen Worte kennzeichnen am besten den Grundton der eben verrauhten, unvergesslichen Festtage.

Seit Monaten hatte im ganzen Königreiche Sachsen die seltene Feier eines acht-hundertjährigen Bestehens im Wechsel der Dinge, einer acht-hundertjährigen Zusammengehörigkeit von Volk und Fürstentum, Gedanken und Hände in Anspruch genommen; denn vom erbgewessenen Adel der Markgrafschaft Meissen, dem ältesten Reichslehen der Wettiner, bis zu den Bergleuten des Erzgebirges und den Arbeitern der Fabrik-Districte fühlten sich alle Schichten der Bevölkerung gedrungen, dem geliebten, verehrten Herrscherhause ihre Huldigung darzubringen.

Dresden fiel überdies die Aufgabe zu, sich als Festort würdig zu schmücken, und als am Morgen des 16. Juni die Gloden sämtlicher Kirchen, den Beginn des Festes verkündigend, zu Theben und Dank-Gottesdienst riefen, prangte die alte Stadt im farbigsten Feiertagsgewände, von dem sich die wechselnden Bilder der Festfeier abhoben.

Die reichsten, eigenartigsten dieser Bilder boten das Armeefest und der Huldigungszug des Landes. In einer Anzahl unbeschreiblich lebensvoller, farbenprächtiger Scenen veranschaulichte das erstere den Antheil der kurfürstlichen Armee an der Befreiung Wiens von den Türken 1683. Ein Herold in alldentscher Tracht, auf prächtig angeführtem Rosse, erklärt, um was es sich handelt. Kaum sind die Schlusssätze des Prologs, — gedichtet von Oberst von Meerheimb, — verklungen, als mit lautem Geschrei eine Tarenten-Horde (einundzwanzig sächsische Husaren-Offiziere) in die Arena stürmt. Wetterbraune Gelellen in Kirgisen-Mägen, den krummen Säbel schwingend, jagen sie, des nahen Sieges gewiß, auf ungefestigten Pferden in wilder Lust einher; springen über Hürden, produciren die tollsten Reiter-Kunststücke, galoppiren schreiend durcheinander, um endlich auf den sich gehorsam niederstredenden Rossen, hier liegend, dort sitzend, auszurufen. Trompeten-Signal hinter der Scene schreit sie auf; sächsische Dragoner, in rothen Reitröcken mit Spitzen-Jabot und Federhut, springen, die Schwerter zückend, herein; die Tarenten fliehen, und auf das Bild ungeführter Kraut folgt ein kunstvolle, mit einer Hand gerittene Quadrille.

Neue Fanfaren verkündigen die Ankunft des Polenheeres. Ein Trompeter-Corps auf Apfelschimmel reitet voran; dann erscheint König Johann Sobieski im schimmernden Panzer, das Scepter in der Hand, mit glänzendem Gefolge in überaus prächtigen, pelzverbrämten, mit Gold und Edelsteinen übersäten Gewändern; selbst die Schweife und Mähnen der herrlichen Rosse sind hin und wieder mit Gold durchflochten. Nachdem die Polenschar die Arena unritten und der Königs-Loge

einzuschlafen; Leute, die vom Gewinne und vom Bilde leben, das heißt Kaufleute und Schiffer, dürfen sich selten Ruhe gönnen. Darum sehen wir auch fast überall, wohin wir blicken, fröhliches, frohliches Leben und Treiben. Auf der Brücke und unter der Brücke folgt eine geschäftige Menge ihrem Gewerbe, nach allen Richtungen hin durchfurchen Gondeln die stillen Fluthen des Kanals, und die dunkelblaue Adria, deren leichtgekäuflerte Fläche wir durch den Brückenbogen erblicken, ist mit zahllosen großen und kleinen Schiffen bedeckt, die alle die günstige Brise benutzen und ihren verschiedenen Zielen zusteuern. Nur die beiden anmuthigen, dunkelblauen Frauengestalten im Vordergrunde des Bildes lassen für einen Augenblick müßig die Hände ruhen. Vermuthlich haben sie von einem Abwesenden oder, — um es deutlicher zu sagen, — von „ihm“ gesprochen. Der helle und doch traumverlorene Blick der an der Ecke des Hauses sitzenden jugendlichen Schönheit läßt kaum eine andere Deutung zu. Wie es scheint, hat sie soeben ungläubig gelächelt zu dem, was ihre Nachbarin ihr sagte, denn diese hat mitten in ihrer Arbeit aufgehört und blickt halb vorwurfsvoll, halb theilnehmend zu der Anderen hinüber, ein Beweis, daß ihre Gedanken eifrig beschäftigt sind. Vielleicht ist sie eine ältere Schwester, die sich zu Rathschlägen berufen glaubt. Aber sie ist selbst nicht auf's Beste beraten, sonst müßte sie wissen, daß das liebende Herz für Rathschläge wenig zugänglich ist. Glücklicherweise steht die Jüngere von den Weiden nicht so aus, als ob sie sich, wenn es nöthig ist, nicht selbst zu helfen wissen sollte. Die kraftvolle Gestalt und die energische Haltung des Kopfes lassen wenigstens darauf schließen.



Rachdruck verboten.

Ueber Federvieh-Zucht.

Es hat die Federvieh-Zucht von jeher zu den Viehhabereien der Frauen, namentlich derjenigen gehört, die auf dem Lande leben; und abgesehen von dem Vergnügen, das ein gutbeflegter Hühnerhof bereitet, kann er seiner Besitzerin bei rationeller Verwaltung auch einen guten Ertrag sichern. Es ist der Nutzen allerdings von Verschiedenem abhängig, in erster Linie von der Lage der Ställe. Diese sollen geräumig, für jede Gattung Federvieh besonders eingerichtet, nach Süden, mindestens nach Osten gelegen sein, da Wärme den Thieren zuträglich ist, Kälte hingegen beim Brüten und Legen gleich nachtheilig wird. Ebenso ist große Sauberkeit anzurufen; man schütze die Ställe durch Räucherungen vor dem Ueberhandnehmen von Insekten, indem man, — wenn die Thiere im Freien sind, — Schwefelblüthe auf glühende Kohlen streut, den Dampf tüchtig durchziehen läßt und zu diesem Zwecke den Raum mehrere Stunden fest geschlossen hält, dann aber der freien Luft Zutritt gewährt. Gegen schwarze Würmer und Käfer rührt man Wasser mit Seife zusammen, läßt die Mischung trocknen und streut sie dann auf die Brutstätten und den Fußboden. Ferner ist das Vorhandensein stehenden oder fließenden Wassers wünschenswerth, die Thiere müssen sich genügend im Freien, auf dem Hofe, noch besser auf grasigem Platze bewegen können, wo sie beim Scharen und Kratzen durch Vertilgen von Insekten-Samen und einer Masse von Insekten sich einen guten Theil ihrer Nahrung selbst suchen. Es sollte überhaupt, — um einen Hühnerhof lucrativ zu machen, — derselbe stets den wirtschaftlichen Verhältnissen angemessen sein, denn wo die Abfälle zu nicht ausreichen, und eine Kornfütterung eintreten, dieses wohl gar noch gekauft werden muß, kann von einem Nutzen nicht mehr die Rede sein, es sei denn, daß die Nähe einer Stadt den guten Absatz von Thieren und Eiern ermöglicht. Da die Ernährung des Federviehes im Winter aber stets kostspieliger wird, wird es angezeigt sein, den Bestand durch Verkauf zu verringern, umso mehr, als namentlich die zweite Brut gesucht ist. Ebenso muß bei eintretender Kälte Futter und Wasser heiß gegeben werden, es befördert dies früheres und besseres Legen. Pferdefleisch gilt in der Neuzeit für ein treffliches Nahrungsmittel. Was nun das Brüten betrifft, so achtet man genau auf die Beschaffenheit der unterzuliegenden Eier, namentlich darauf, daß sie groß und frisch seien. Am bei gekauften Eiern das Alter zu ermitteln, löse man 20 Gr. Salz in einem Liter Wasser auf und lege die Eier hinein. Ein 3 Tage altes Ei schwimmt in der Flüssigkeit, eins von 5 und mehr Tagen sieht, — je älter, desto mehr, — über die Oberfläche hervor. Große Eier nehme man darum zum Brüten, weil das eben ausgekühlte Küken 2/3, von dem Gewichte des Eies hat, man also möglichst große und kräftige Thiere züchten wird. Die Zahl der unterzuliegenden Eier ist von der Größe der Brathenne abhängig.

Nögen für heute diese Andeutungen genügen, denen später vielleicht weitere, z. B. über „Federvieh-Rast“, hinzuzufügen sind, denn wie in so Vielem, ist es auch darin Deutschland gelungen, Frankreich Konkurrenz zu machen, und gar manches fette Duhn, das wir allerdings noch unter fremdem Namen kaufen und theuer bezahlen, hat in einer der großen Geflügel-Züchtereien in der Nähe Berlins das Licht der Welt erblickt. E. A.

Bechamel oder eigentlich Bechamel, wie zuverlässige Quellen ergeben, hieß der Mundloch Ludwigs XIV., welcher eine wahre Meisterschaft im Bereiten von Saucen besaß. Von seiner ausgezeichneten Praxis hat alle Welt in Frankreich Nutzen gezogen, die vornehmen Damen fühlten sich veranlaßt, seitdem ebenfalls pikante Saucen zu erfinden, doch standen sie denen Bechamels an Güte bedeutend nach, und so gaben jene denn diese Viehhabereien wieder auf. Der Grundsatz, zur Sauce-Bereitung stets nur beste Butter zu verwenden, datirt schon aus jener Zeit; ebenso die noch heute vertretene Methode, eine sogenannte Basis für Saucen in der weißen oder braunen Consistenz herzustellen, welche im Uebrigen Gouffé in seinem berühmten illustrierten Kochbuche „Mutter-Sauce“ nennt, und von der er behauptet, man könne daraus, „so wie der Maler aus wenig Farben mehrere Bilder“, — Saucen für verschiedene Geschmacksrichtungen — bereiten. Seit Gouffé kamen für die Saucen hochtrabende Namen auf, und durch ihn ist auch Bechamel's Name im Bereiche der Küche für alle Zeiten zu Ehren gekommen, da man nach diesem eine aus weißer Coulis mit kräftiger Geflügelbrühe unter Zusatz von süßem Rahm bereitete und mit Salz und Muscatnuz gewürzte, sehr schmackhafte und beliebte Sauce benennt. Auch der bürgerliche Tisch, der die in Scheiben geschnittenen, heißen Kartoffeln mit dieser Sauce à la Bechamel zu gekochtem Schinken servirt, kennt darin ein empfehlenswertes Gericht. Eine Kalbfleisch oder einen glazierten Kalbsrücken oder ein zierliches Fricandean, ebenfalls mit Glacé überzogen und so weich gedämpft, daß sich davon mit dem Löffel abstechen läßt, servirt

man ebenfalls sehr passend mit dieser Sauce, desgleichen den Zander, den Schellfisch. Ferner haben es Gönner des Stodfisches mit einer Pastete à la Bechamel versucht, die, mit Fleurons garnirt, sehr empfehlenswerth sein soll. Hartgekochte, halbirte und danach in feine Scheiben geschnittene Eier, mit einer dicken Bechamel-Sauce vermischt und in einer tiefen Schale angerichtet, sind ein angenehmes Gericht, — ein hors d'oeuvre, — nach der Suppe zu geben. Noch sei einer ähnlichen Schüssel mit geräucherter Lachs, den man in ganz feine Streifen und diese wiederum in kleine Würfel schneidet, gedacht. Bei diesem Gerichte muß die Bechamel-Sauce aber ganz ohne Salz zubereitet werden, weil es wegen des Salzgehaltes, der dem geräucherter Lachs beigemengt eigen ist, zu scharf gefalzen schmecken möchte; im Uebrigen ein Verfahren, wie man es bei den Sardellen- und Häring-Saucen gleichfalls kennt. Mancher zieht es allerdings vor, den Lachs in Milch zu legen, man nimmt ihm aber dadurch sowohl die schöne Farbe als den angenehmen Geschmack. T. P.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Myrten. — Schon mehrere Myrtenbäumchen sind mir trotz aller Pflege und sehr reichlicher Bewässerung zu Grunde gegangen. Kann ich auf besseren Erfolg rechnen, wenn ich mit einem Myrtenstod aus einem Ableger ziele? Helene M. in Graudenz.

Ricinus. — Anderwärts sehe ich oft sehr schöne Ricinus von auffälliger Größe. Da meine Pflanzen im Wachse zurückgeblieben sind, möchte ich sie überwintern und bitte um gütigen Rath, wie es am besten geschieht. R. L. bei Hanau.

Glorinien. — Ist es möglich, die prächtigen Glorinien zu überwintern und im folgenden Jahre wieder zur Blüthe zu bringen? Pauline K. in Wien.

Rathschläge.

Korb zum Pfücken von Blumen und Obst. — Es ist jetzt eine Lust, im Garten spazieren zu gehen und sich der Blütenpracht und des Obstreichthums zu freuen! Wie gern pfücken wir die schönsten Blumen, um sie zum duftenden Strauß zu ordnen, oder auch die saftigen Beeren, die uns von den Sträuchern so verlockend entgegenblicken. Aber wo sollen wir unsere Schätze lassen, wenn wir uns hier und dort bücken, um neue einzusammeln? Einen Korb am Arme zu tragen oder ein Gefäß in der Hand zu halten, ist oft lästig und hinderlich. Doch wir wissen uns zu helfen. Wir nehmen ein beliebiges rundes Körbchen, leiten durch dessen Mitte einen Stod, der unten zugespitzt und oben mit gebogenem Griff versehen ist und erhalten so einen sehr brauchbaren, kleinen Behälter, den wir bequem tragen und schnell überall in die Erde stecken können, wo wir eine Ausbeute von Blumen oder Obst machen wollen. Einige Schleifen können zur Ausschmückung dienen, erforderlichen Falles auch zur Befestigung des Körbchens. G. P.



Mücken-Lampe. — Da in diesem Jahre die Mücken überall besonders zahlreich auftreten, und Einem beinahe den Aufenthalt im Freien verleideten, möchten wir auf die Mücken-Lampe als eines der wirksamsten Mittel, um die Qualgeister fernzuhalten, aufmerksam machen. Der dargestellte Apparat kann überall im Freien aufgestellt werden und vertreibt durch die aufsteigenden und zerstäubenden Dämpfe die blutgierigen Feinde im weiten Umkreise. Er besteht aus einer Spiritus-Lampe, einem zylinderförmigen Gefäße mit Behälter und einem Flügeltrabe. Jedem Apparate ist eine Flasche Insecten-Essenz beigegeben, eine Flasche aber nicht unangenehm riechende Flüssigkeit, welche zur Füllung des oberen Behälters dient. Die Essenz kommt, wenn die Spiritus-Lampe angezündet ist, in's Kochen, die sich entwickelnden Dämpfe sehen das Flügeltrab in Bewegung, wodurch dieselben nach allen Richtungen hin zerstäubt und die Mücken verjagt werden. (Siehe auch den Artikel „Fliegen“ in der Briefmappe).

Ein kleines Universal-Gartengerath. — Wer hat nicht schon auf Spaziergängen daheim oder auf Reisen den Wunsch gehabt, einen hübschen Stein, einen Krystall oder eine interessante Versteinung von der umgebenden Erde und dem Gesteine loszulösen, oder eine schöne Pflanze, vielleicht eine seltene Orchidee, ein Alpen-Velchen, eine Leberblümchen auszuheben, um sie im Blumentopfe oder Garten weiter zu pflegen und sich ihrer Entwicklung zu freuen. Aber wie oft mußten wir den Versuch aufgeben, den Gegenstand unserer Sehnsucht zu erlangen, weil der Stein, die Knolle oder Wurzel zu fest im Erdröche steckte. Dann bedauerten wir wohl lebhaft, nicht ein passendes Werkzeug bei uns zu haben, mit dessen Hilfe sich unser Wunsch leicht erfüllen ließe. In solchen



leicht zu tragen und zu handhaben, daß man es ohne Besorgnis auf Spaziergängen mit sich führen kann. Der 22 Cent. lange,

hölzerne Griff trägt auf der einen Seite einen 6 Cent. breiten, fünfzünftigen Rechen, auf der anderen einen 9 Cent. langen Spaten oder Pflanzenstecher. Beide Theile sind aus Eisen, lassen sich bequem auf- und zuklappen und erweisen sich trotz ihrer Kleinheit für leichte Gartenarbeit sehr brauchbar. Auch auf dem Kirchhofe kann das kleine Gerath Verwendung finden, wenn wir die Gräber unserer Lieben mit Blumentöpfen oder Pflanzen schmücken wollen, ohne fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Verlagsquellen für das Gartengerath und die Mücken-Lampe: E. Kuglin, Berlin W., Potsdamer Str. 11.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Petroleumglöden. — Sieht es ein Mittel, das unangenehme Ausdünstungen der Petroleumglöden an Lampen zu verhindern? Frau Amalie S. in Regensburg.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Zeitensahlen hinter den Schlagworten hin.)

Behandlung von Fleisch (112 u. 119). — Man nimmt für 10 Pfennige Salicyl-Säure, reibt das Fleisch damit ein und läßt es so zehn Minuten liegen. Legt man es dann noch zehn Minuten in frisches Wasser und wäscht es nachher ordentlich ab, so ist der Geruch verschwunden. A. G.

Getrocknete Blumen (104). — Um Raglöden, Alpenrosen, überhaupt Blumen zu trocknen und dabei in Form und Farbe zu conserviren, empfiehlt sich das folgende erprobte Verfahren: Man gebe in ein Ristchen eine Lage von Flugsand, welcher vorher sorgfältig getrocknet und ausgeleert sein muß. Auf diesem Sande breite man die Blumen aus und decke sie mit einer entsprechenden Lage gleichen Sandes zu. Sind die Blumen nicht übermäßig hart, so kann man ohne Nachtheil mehrere Schichten über einander legen. Sobald man das Ristchen an einem trockenen, doch nicht der Sonne ausgefetzten Orte 14—20 Tage stehen, nach dieser Frist werden die Blumen vollkommen getrocknet sein, ohne die Farbe wesentlich verloren zu haben. Auf diesem Wege kann man selbst Frauenstübchen, — bekanntlich eine der zartesten Blumen der Hoch-Alpen, — dauernd erhalten. Johann L., geb. Baronin G.

Fliegen (119). — Bezüglich der unter der vorstehenden Marke veröffentlichten Frage wird uns von einer freundlichen Leserin u. A. folgendes geschrieben: ... Die Fliegennoth ist in diesem Jahre wohl erträglich, dagegen haben wir die Mücken das Leben rechtlich sauer gemacht. Vielleicht kann ich der verehrten „Abonnettin bei Bremen“ einen Gefallen thun, wenn ich ihr hierüber meine Erfahrungen mittheile. Ich freute mich sonst immer sehr auf die ruhigen Nachmittags- und Abendstunden, und sah so gern im Schatten der Bäume mit einer Handarbeit beschäftigt oder in ein Buch vertieft! Aber in diesem Jahre ließen mich die erwähnten kleinen Blutlanger kaum zum frohen Genusse und zum Gefühle des Behagens kommen. Ganze Schwärme fliegen aus der Ferne, die an unserem Garten vorüberfliehet, spielen, eine lebendige Säule bildend, in der Luft und überfallen, sobald sie Blut wittern, ihr Opfer. Daß es nur die Weibchen thun sollen, während die friedlichen Männchen eifrig dem harmlosen Tanzvergnügen hingeben, macht die Sache nicht besser und die Stiche nicht weniger empfindlich. Was habe ich nicht Alles gebraucht, um die Blutlanger zu vertreiben! Ich zündete Insectenpulver an, machte ein Schmelzfeuer, brannte Mückenkerzen ab, rieb mich mit Nelkenöl und den verschiedensten Mückenwassern ein; mein Mann rauchte doppelt so viel Cigarren wie sonst, — aber wenn die Unholde auch auf kurze Zeit vertrieben wurden, so kamen sie doch bald in vermehrter Anzahl wieder und zerlachten mir Gesicht, Hals, Hände und Füße, daß ich oft vor Verzweiflung in's Zimmer flüchtete. Viel besser ging's mir da freilich auch nicht; bald vernahm ich das leise singende Summen, das die Anwesenheit zahlreicher Mücken verrieth, und spürte empfindlich ihre Nähe. Ein flüchliches Salmaigeist oder Baumöl und ein Stückchen Seife begleiteten mich beständig, um sofort die entzündeten Stellen einzureiben; war ich gerade draußen in der Nähe der Zwiebelbeete, so bestrich ich auch wohl mit dem Saft des Zwiebelrohrs die schmerzenden Stiche. Da brachte mir kürzlich eine Freundin aus Berlin eine Mücken-Lampe mit, die sich wirklich bei einem sofort angestellten Versuche recht wirksam erwies und die ungeliebten Gäste verjagte. Wie froh war ich über diesen Erfolg! Doch leider dauerte das Vergnügen nicht allzu lange, denn bei dem fleißigen Gebrauche nahm der Extract nur zu schnell ein Ende, und in unserem kleinen Stübchen war er nicht zu erlangen. Aber Noth macht erfindend. Ich nahm ein Hand voll Salben-Blätter und reichlich Gewürznelken auf ein flüchliches Essig, und benutzte nun dieses Getränk statt der Essenz und mit gutem Resultate. Ich will nun zwar nicht behaupten, daß mein Mittel ganz so kräftig und wirkungsvoll ist, wie die präparirte Insecten-Essenz, aber ich kann es doch als Nothbehelf allen gleich mir geplagten Leserinnen unserer Zeitschrift empfehlen, besonders da es mühelos herzustellen und sehr billig ist, was bei fleißigem Gebrauche doch auch in's Gewicht fällt.

Frau Anna T., Hinterpommern.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 31.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 28. Juli 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Biller.

(Fortsetzung.)

„Es kommt Besuch, gnädige Frau,“ meldete Friederike.

„Ich weiß: Rechtsanwalt Albe. Sie müssen in's Dorf und einen Braten auf-treiben, Friederike.“

„Ach, gnädige Frau, die Gesellschaft ist ja schon im Garten, ich meine die andere; sie kam eben in den Hof. Pfiß schlägt an, — hören Sie?“

Ein Geschwirr männlicher und weiblicher Stimmen ließ sich vernehmen. Frau Josephine wurde vor Schreck starr. Sinchen aber begriff, daß die Schlacht begonnen und stürzte dem Feinde mut- thig entgegen. Als sie jedoch in den sonnendurchglänzten Hof trat, welcher mit Herren und Damen gefüllt schien, stand sie einen Augenblick athemlos und geblendet, und zu den Begrüßungen, welche ihr von allen Seiten entgegen- schwirrten, stotterte sie nur hoch- eröthend: „Willkommen, sehr will- kommen in Villa Josephine!“

Erst allmählig wurden die Ge- stalten zu bekannten Persönlich- keiten, und Sinchen zählte in Ge- danken: „Zwei und zwei ist vier, und noch zwei ist sechs, und Herr Kullmeyer — ist sieben.“ Dann, nach allgemeinem Händeschütteln und der Versicherung, daß man komme, um Papa zu gratuliren, und daß man Albes habe voraus- gehen lassen, um durch die Menge nicht zu erschrecken, gewann Sin- chen Fassung und sagte: „Aber warum haben Sie uns Ihren lie- ben Besuch nicht angekündigt?“

„Weil wir Sie überraschen wollten, mein Herzchen,“ versicherte Frau Serena von Asmus, eine un- gewöhnlich lange und ungewöhnlich magere Dame mit einem tiefen Organe. Dr. Arner, Schriftsteller, ein junger Mann mit blondem, wohlgepflegtem Scheitel und Bärt- chen, lispelte, Sinchen die Hand drückend: „Erwartete Freuden kom- men wie Regen oder Sonnenschein, — sie sind Allerweltsgaben, und wir gehen ihnen gleichgültig ent- gegen; aber eine frohe Ueberraschung bestärkt den Schritt und macht das Herz kloppen, — sie ist die Würze des Lebens!“

„Bravo! Bravissimo!“ rief Fräulein Cäcilie von Asmus, die Schwägerin der Frau Serena; sie hinkte ein wenig und war bemüht, ihr winziges, klaffendes Hündchen in ihren Armen vor der schnüffelnden Nase Pfiß's zu bergen. Dr. Arner gehörte zu den Proteges der Damen Asmus; sie be- saßen ästhetische Bildung, patronisirten gern, und an Zeit dazu fehlte es ihnen nicht.

Abermals fühlte Sinchen, daß auch sie des lispeln- den Doctors Sentenz belatschen müsse; aber so weit war sie in der Verstellungskunst noch nicht fortge- schritten.

Ein junger, strammer Freiwilliger kam ihr zu Hilfe. „Gnädiges Fräulein,“ näselte er im besten Offiziers- Jargon, „erlaube, mich Ihnen selbst vorzustellen: Curt von Clarenbach, studiosus juris. Wäre eigentlich Sache

meines Alten; aber wie Sie sehen, hat er's vergessen.“ Verbeugung nach Vorschrift folgte, wie elegantes Drehen seines staumensprossenen Bärtchens.

„Hören Sie, mein gutes Herrchen, wenn Sie nichts dawider haben, möchte ich Sie bitten, daß Sie uns ge- fälligst die Hausthüre nicht länger versperren; denn nach meiner unmaßgeblichen Meinung, hören Sie, kriegen wir Sie im Hofe bei so einer unverständigen Hitze alle- mal einen Sonnenstich.“

„Bitte, mein Herr,“ sagte der Freiwillige, ihm Platz lassend. Als jedoch der kleine Herr Kullmeyer, — ge- wirkte Strumpfwaaaren en gros, — eintreten wollte, hielt ihn der junge Herr zurück. „Ladies first, mein Herr.“

Wohl oder übel brachte Sinchen ihre Gesellschaft im Salon unter; dann entschlüpfte sie und stürzte in die Arme ihrer verzweifelnden Mutter.

„Ich weiß Alles,“ jammerte Frau Josephine. „Ich habe vom Fenster aus zugehoben. Daß so viele Menschen aus freien Stücken kommen, Vater zu gratuliren, das ist unmöglich! Wer kann uns diesen Schabernack ge- spielt haben? Sinchen suchte ihr glühendes Gesichtchen nach einer anderen Seite zu wenden; sie kannte ja nur zu gut den Anstifter. „Na, wenn's Vater heute nicht überdrüssig bekommt, das Haus voll Gäste zu haben,“ fuhr Frau Josephine fort, „dann wird er's niemals überdrüssig. Wie trägt er denn sein Schicksal, Sinchen?“

„D, ich denke, mit Würde, Mama. Ich habe ihn seinen Gra- tulanten und seinem Schicksale überlassen. Aber was fangen wir denn an, Mama? Wir sind mit den Albe'schen Jungen fünfzehn Personen zu Tische!“

„Dann erkläre ich, Sinchen, daß, wenn nicht ein Wunder ge- schieht, wir an Vaters Geburtst- tage hungern werden.“

„Nein, das darf nicht sein,“ versetzte Sinchen bestimmt, und der Entschluß einer heroischen That leuchtete aus ihren Augen. „Ich werde Eierkuchen baden, Mama. Das ist das einzige Gericht, was ich zu machen verstehe, und an Mehl, Eiern und Butter tritt in einem Dorfe nicht sobald Mangel ein, — Salat liefert der Garten; einen Braten oder etwas de- gleichen stellt Friederike her; Du opferst Deine kürzlich eingelochten Büchsen mit grünen Erbsen und Spargel.“

„Aber Sinchen, was fällt Dir ein?“ unterbrach die entsetzte Mut- ter. Büchsen galten in ihren Augen als unantastbares Heiligthum, so lange die Jahreszahl nicht wechselte.

„Mama, ich kenne keine Barm- herzigkeit; es ist die Gewalt der Thatfachen, die aus mir spricht!“

„Gott stärke mich, Sinchen. Du declamirst ja mit Pathos.“

„Du, geliebte Mama, gehörst natürlich allein der Gesellschaft. Ich werde sogleich Wein, Soda- wasser und Biscuits hineinschicken. Im Uebrigen aber verlaß Dich auf Deinen guten Stern und auf Dein Sinchen.“

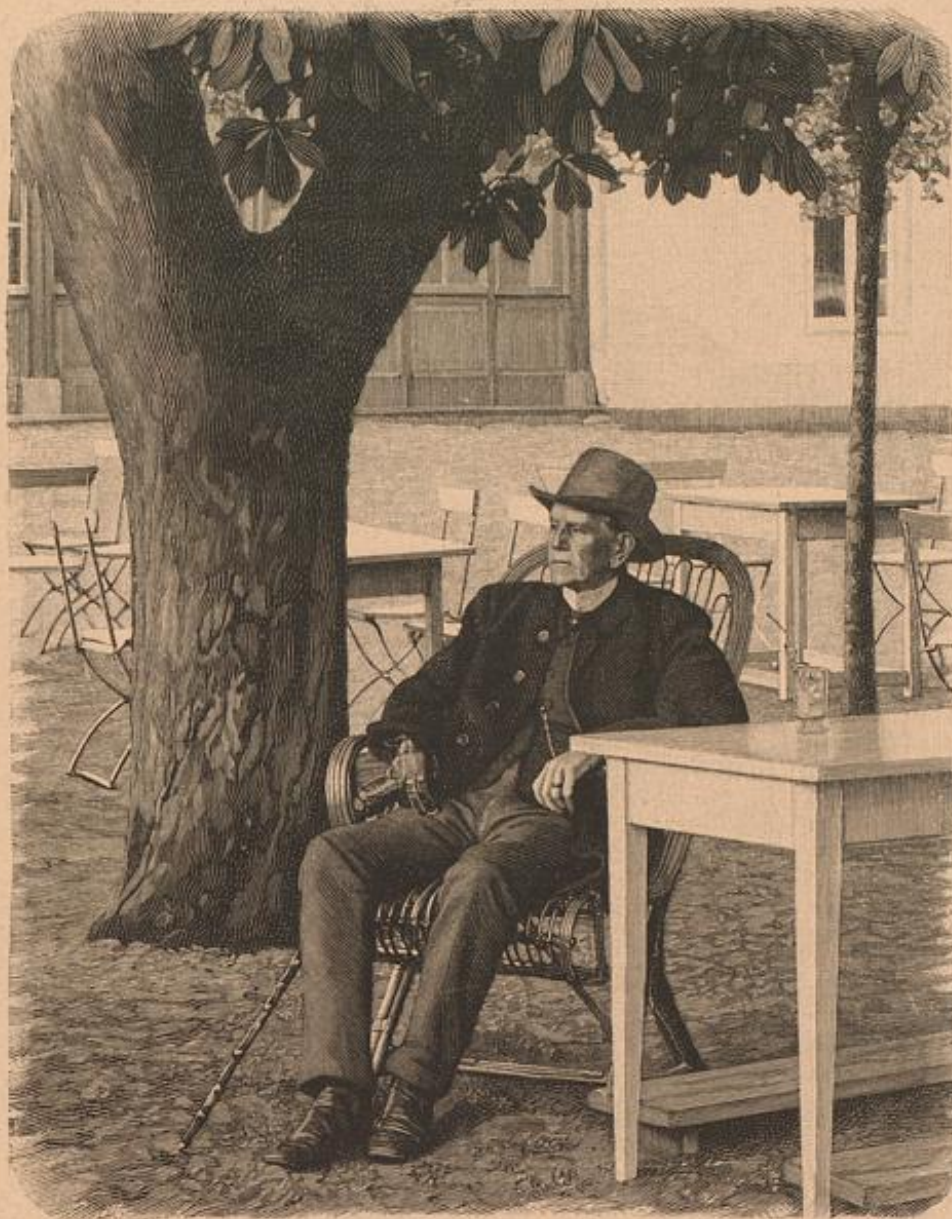
„Du bist ein Herzenskind!“ rief Frau Josephine gerührt und küßte ihr liebes Mädchen.

„Ach, wenn sie wüßte, was ich weiß, ob sie mir's und Ihm ver- geben würde?“ dachte Sinchen, während Frau Josephine noch einen Blick in den Spiegel warf.

Da flog die Thüre auf, und Frau von Asmus erschien und grollte in allen tiefen Tönen: „Verzeihen Sie, meine theure Frau Nolte, daß ich so un- bejagt hier eindringe; aber ich bin entsetzt! Hören Sie's nicht, wie das Kind hustet? Das ist Keuchhusten, und der ist ansteckend. Wie konnten Sie sich diese Personen mit Keuchhusten einladen?“

„Haben Sie's denn nicht schon auf dem Schiffe be- merkt, liebe Frau von Asmus? Mich wundert, daß Sie nicht vorzogen, lieber umzukehren.“

„Die Person blieb mit dem Keuchhusten-Kinde in der Kajüte, und da hörte man es nicht. Ich denke ja nicht an mich, aber ich fühle mich verantwortlich. Dr. Arner ist zart, — man hört es schon an seinem



Feldmarschall Graf Moltke in Ludowa. — Siehe Seite 135.

Nach einer Photographie von A. Veisner in Waldenburg in Schlesien.

„Hören Sie, thun Sie sich auf Ihre englischen Redensarten nicht so viel. Ich bin Sie ein Sachse, und ich rede Sie nur Deutsch; aber was Sie das Deutsche anbelangt, da reden wir Sie's in der Perfection.“

„Wir sind überhaupt das Land der Perfection,“ meinte der Freiwillige herablassend. „Denn ich bin Sie auch ein Sachse.“

„Ach, gehen Sie, — preussisch angehaucht sind Sie, mein Lieber, — preussisch dressirt und equipirt, und von unserer schönen, guten und alten Nationalität da ist Sie nicht mehr viel übrig geblieben.“ Und der kleine Parti- cularist fuhr fort zu eifern, bis man dem verblüfften Geburtstagskinde gegenüber stand.

schwachen Organe, — der junge Steinbach ist aber noch zarter. Ich wäre außer mir . . .“

„Sorgen Sie sich nicht, gnädige Frau,“ fiel Sinchen in ihrer herzlichen Art ein. „Ich decke den Zungen auf dem Ed-Perron und werde ihnen gleich einige Bilderbücher in die Laube unten bei der Wiese bringen.“

„Und ich will nun noch bemerken, liebe Frau von Asmus, daß wir Althe's nicht eingeladen haben,“ versetzte Frau Josephine ein ganz klein wenig pikirt. „Sie kamen so unerwartet . . .“

„Wie wir. Ja, das kommt von Ueberraschungen. Sie haben recht, meine Theure. Wir hatten es uns so praktisch ausgedacht. Theobald, — ich nenne Dr. Urner Theobald, weil er den unromantischen Namen Gottfried führt, — Theobald wollte gern den Stoff zu einer Humoreske haben.“

„Das ist ja sehr erfreulich,“ meinte Frau Josephine. „Da kommt man auf die angenehmste Art und in der wünschenswertesten Gestalt in die Doffentlichkeit.“

„O bitte, erzählen Sie das Papa,“ rief Sinchen eifrig und empfahl sich, um ihren vielen Geschäften nachzugehen; dann überlegte sie: „Wenn Papa erfährt, daß ihn seine Gäste als Humoreske verarbeiten, wird er am Ende Pfiff abrichten, keinen Menschen außer Bettlern in's Haus zu lassen.“

Die Unterhaltung im Salon war schon im lebhaftesten Gange, als die beiden Damen eintraten, und wurde durch die Begrüßung Frau Josephine's nur für einen Augenblick unterbrochen. Die Herren hatten sich in einen Eifer hinein geredet, der einem Streite auf's Haar gleich. Nur Herr Nolte war verstummt. Nachdem er in seiner Jugend mehrere Jahre in England gelebt hatte, wurde er stets peinlich berührt, wenn im gesellschaftlichen Verkehre in Deutschland Keiner dem Anderen das Wort gönnte, sondern nur trachtete, seine eigene Weisheit leuchten zu lassen. Und es war nicht einmal die Politik, sondern der neu angelegte Nolte'sche Garten, wegen dessen sie sich ereiferten.

Herr Nullmeyer hatte den Garten zwar noch nicht betreten; aber er schätzte Herrn Nolte und fühlte sich berufen, als sein Vertheidiger gegen den Rechtsanwalt Althe aufzutreten. Dieser Herr war soeben aus dem Garten mit Nolte in den Salon getreten und hatte dem armen Rame das Vergnügen an seinem Besitze vollständig verleidet. Da war nichts, was er lobte; an jedem Gebüsch, jedem Blumenbeete, an der Anlage jedes Weges fand er zu tadeln. Er war schon dafür bekannt, Alles besser zu wissen, als andere Leute, und wenn er ja einmal lobte, so geschah es doch nur, um den Tadel nach einer anderen Seite zu verschärfen.

„Na, das versichere ich Sie, mein guter Herr Rechtsanwalt,“ eiferte Nullmeyer, die flachen Hände auf die Kniee gelegt; „es thut Sie mir wirklich leid, daß unser Herrgott Sie nicht bei Erschaffung der Welt zugezogen hat, Sie hätten uns das Firmament vielleicht orange oder violett angepinselt und die grüne Natur blau und gelb gemalt!“

„Das kann ich Ihnen versichern, Herr Nullmeyer, die Kleinstatelei und die Particularisten wären nicht auf der Welt, wenn's auf mich ankäme.“

„Ne, mein guter Herr Rechtsanwalt, den Particularisten Bliemchen hätten Sie nicht erschaffen; hören Sie, sehen Sie, dazu gehört Sie mehr Schöpfungskraft, als Sie zusammenbringen! — Und was ich Sie sagen will, mein guter Herr Nolte, lassen Sie 'mal den Herrn Rechtsanwalt nur erst ein Gärtchen anlegen mitten in's einige deutsche Reich, und da soll er sich doch seine Freiheitsbäume und seinen Kohl bauen, und von wegen seiner socialdemokratischen Gesinnung nur rothe Blumen.“

Herr Althe hatte vergeblich versucht, den empörten kleinen Sachsen zu unterbrechen; jetzt aber schrie er so laut: „Ich bin kein Socialdemokrat,“ daß Herr Nullmeyer für einen Augenblick verstummte; aber auch nur für einen Augenblick, dann schien er erbozt. „Wissen Sie auch, mein Guter, warum Sie kein Socialdemokrat sind, — weil Sie vom Communismus nichts wissen wollen, und vom Communismus wollen Sie nichts wissen, weil Ihre liebe Frau ein nettes Kapitalchen . . .“

Hier unterbrachen einige Akkorde wie schmetternde Fanfaren das erregte Männchen; es sprang auf und lief, die Hände in den Taschen seines langen Rockes, in das andere Zimmer, um den Tönen des von Herrn Steinbach mißhandelten Pianinos zu entfliehen.

Herr Steinbach warf bei jedem Akkorde mit einem Rucke die langen Haare, welche sein Haupt umflatterten, zurück, und bei jedem Läufers wiegte er den Oberkörper in Wellenbewegungen. Er war Conservatorist und der musikalische Protégé der Damen Asmus.

„Das ist Alles Phantasie,“ erklärte Fräulein Cäcilie und bemühte sich, durch Streicheln und Liebsungen ihr Amichen am Heulen zu verhindern. „Im Phantafiren ist er groß. Er geht jetzt nach Weimar, um vor Biszt zu phantafiren, und dann wird er öffentlich nach beliebigen Themas phantafiren.“

„Eine Wildniß von Tönen,“ lispelte Doctor Urner

auf der anderen Seite, „man fürchtet nur, daß er sich nie wieder herausfindet.“

Frau Josephine warf einen mißtrauischen Blick auf ihren Nachbar; sie fühlte sich, sobald sie ihn ansah, als komische Figur in seiner Humoreske und fürchtete sich, ein Wort zu reden. Wie wäre das jetzt übrigens auch möglich gewesen; „die Phantasie“ war in einen ohrenbetäubenden Lärm ausgeartet.

„Er ist jetzt mitten in der Schlacht,“ versuchte Fräulein Cäcilie in das Ohr von Frau Josephine zu schreien. Amichen heulte dumpf unter einem über ihn gedeckten Shawl. „Das ist der Reiter-Angriff; Pferdegetrappel; Signal; eine Gewehrhalbe, — ruhig, Amichen, ruhig! — Trompeten und Kanonendonner . . .“

„Das muß eine fürchterliche Schlacht sein,“ sprach Frau Josephine seufzend. „Aber, wie ich sehe, haben Sie dieselbe schon öfters durchlebt . . .“

„Wie?“ schrie Fräulein Cäcilie. Die Wiederholung blieb Frau Josephine erspart; der Schlachtenlärm wurde durch ein herzhaftes Gebrüll aus dem Garten übertönt.

Es schien, daß Frau Althe die ganze Zeit über auf nichts, als auf dieses Gebrüll gewartet hätte. „Das ist mein Karl,“ erklärte sie gefaßt und lief hinaus, Frau Josephine hinterher. Es verbreitete sich das Geräusch, ein junger Althe wäre vom Baume gestürzt, und die Schlacht schloß mit einer Disharmonie.

„Mein guter Herr Rechtsanwalt,“ rief Nullmeyer in das Nebenzimmer, wo Herr Althe mit dem Amtsrichter von Clarenbach auf und ab promenirte, und da sein Gesellschafter einsilbig war, ungestört raisonniren konnte. „Mein guter Herr Rechtsanwalt, da Sie das Bessern durchaus nicht lassen können, sollten Sie gefälligst einmal bei der eigenen werthen Nachkommenschaft anfangen. Ich brauche Sie nichts weiter zu sagen, als: unreife Birnen und zerrissene Hosen, und die Situation ist Sie begreiflich.“ Und ehe nur Herr Althe, wie nach jeder Miene zu erwarten stand, auf ihn losfahren konnte, war das Männchen verschwunden.

„Ich kenne nichts Widerwärtigeres, als so einen particularistischen, das Deutsche verkümmenden, weichen alten Sachsen,“ brüllte Herr Althe mit zornfunkelnden Augen.

Abermals kam Nullmeyer's Kopf zum Vorschein. „Sie brauchen sich aber nicht zu erschrecken, Herr Rechtsanwalt; gefährlich ist Sie's nicht.“ Und fort war er.

Unterdeß stand Sinchen am Herd, angehaucht von der Gluth der Flamme, und buk Eierkuchen, wie sie es versprochen hatte.

In der Küche war es noch heißer, als draußen in der Julihitze; ganz unerwartet fünfzehn Personen zum Mittagstische zu bewirthen, ist wohl geeignet, die Temperatur um einige Grade zu steigern, und doch bekam Friederike heute keine Laune. In Sinchens Gegenwart konnte sie gar nicht aufkommen. „Ach, wie Sie mir leid thun, arme Friederike,“ klagte das schlaue Mädchen, „aber ich werde Papa schon erinnern, was Sie heute Alles geleistet haben. — Ist der Tisch auch fertig gedeckt, Anna?“ fragte sie das Hausmädchen und erinnerte an die verschiedensten Dinge, von denen sie voraussetzte, daß sie das zerstreute junge Ding vergessen hätte. Dann aber, weil ein Kuchen zerstückelt aus der Pfanne auf die Platte schlüpfte, schalt sie ihre eigene Ungeheuerlichkeit.

„O, ich bitte, mein gnädiges Fräulein, seien Sie nicht gar zu streng mit der reizendsten Köchin, die meine Augen je erblickt haben,“ hörte Sinchen plötzlich eine Stimme, und hinter ihr stand der Freiwillige.

„Ehrlich gestanden, gnädiges Fräulein, ich habe mich schauderhaft ohne Sie gelangweilt.“

„Sie sind zu artig, Herr von Clarenbach.“

„Ja, aber meine Gnädige, wegen des Amichen des Fräulein von Asmus bin ich doch nicht hergelommen? Das Pianino habe ich auch schon öfter ohne sonderliches Vergnügen maltrairiren hören, und rechnen Sie es vielleicht zu den höheren Genüssen, mit Herrn Rechtsanwalt Althe Politil zu treiben oder mit Herrn Urner . . .“ Hier stockte der Freiwillige; Doctor Urner und der musikalische Schlachtenmaler sahen zur Rükenthür herein.

„Was?“ schrie Friederike und guckte über die Schulter grimmig nach den Eindringlingen.

„Edle Kochfrau des unterirdischen Reiches, nicht Deinethalb sind wir in den Ortus hinabgestiegen,“ flüsterte Doctor Urner. „Wenn nicht in diesen Räumen eine holdere Gottheit waltete, so . . .“

„Wie haben Sie das denn ausgefunden?“ fragte der Freiwillige mit bedenklichem Stirnrunzeln.

„Ich folgte erröthend Ihren Spuren,“ war die Antwort.

Nun hatte Sinchen ihre Noth mit den drei Verehrern, die sich eifrig und eifersüchtig zur Hülfe herbeidrängten, welche jeden Auftrag verkehrt ausrichteten und die größte Verwirrung anrichteten. Dabei ein bedenkliches Klirren und Klappern, und das schrill erschallende: „Was?“ von Friederike wirkte verwirrend.

Eine junge Dame, die unter diesen Verhältnissen fortfährt, Eierkuchen zu backen, ist entschieden als eine Hausfrau jedem Heiraths-Candidaten zu empfehlen.

Aber lustig ging's in der Küche zu, und Herr Professor Stetter mußte entweder eine sehr geringe Meinung von diesen Courmachern haben, oder seines Sinchens sehr sicher sein.

Frau von Asmus und ihre Schwägerin ließen die Zeit auch nicht ungenützt vorübergehen. Es war eine etwas gefährliche Passion, daß sie ihre ausgebreitete Bekanntheit zu Gunsten ihrer Protégés ausnützten. Fräulein Cäcilie von Asmus suchte Frau Josephine zu bewegen, ein Concert für Herrn Steinbach in Hofsternwiz zu veranstalten, während Frau von Asmus Herrn Nolte aufmerksam machte, daß die Wände der reizenden Villa Josephine noch recht leer wären.

„Was meinen Sie wohl, Herr Amtsrichter,“ wendete sie sich an den schweigenden Herrn von Clarenbach, „würde sich hier eine stilvolle Mondlandschaft oder ein humoristisches Genrebild besser ausnehmen?“

„Verehrte,“ fiel Herr Nolte voll böser Ahnungen schnell ein, „meine Tochter malt Blumen; es giebt sehr verschiedene Arten von Blumen, sie kann mir also alle Lücken damit ausfüllen.“

„Gehen Sie! Sie sind Mäcen; Fräulein Sinchen ist ein lebenswürdiges junges Mädchen; aber, Sie sind Mäcen und dürfen nicht mit Familien-Rosen die Wände verum . . . verzieren wollte ich sagen.“ Und dann, sich wieder an den Amtsrichter wendend, fragte sie: „Kennen Sie nicht einen gewissen Lupinoff? Ich muß ihn noch einen ‚gewissen‘ nennen; denn je größer das Genie, je schwerer bricht es sich Bahn. Die Jury der Jubiläums-Ausstellung in Berlin hat seine ‚Andromeda‘ zurückgewiesen, und er wollte schon verzweifeln; der Armist hat Frau und Kinder. ‚Mein Freund,‘ sagte ich; ‚Sie verlieren höchstens eine goldene Medaille, aber je öfter Sie zurückgewiesen werden, desto sicherer gewinnen Sie die Unsterblichkeit.‘ Mit diesem Manne kann man ein Vermögen machen.“ — Hier wendete sie sich wieder zu Herrn Nolte. „Sie kaufen für einen lächerlich niedrigen Preis, — sagen wir tausend Mark, — seine ‚Eisbären im Mondenschein.‘ Ueber Nacht wird er berühmt wie Weretichagin, sein Landsmann, — und Sie haben an diesem einen Bilde neunzigtausend Mark profitirt. Was sagen Sie dazu?“

„Daß ich kein Bilderhändler bin, gnädige Frau.“

„Nein, Sie sind ein Mäcen; Sie besitzen ein feines Kunstverständnis und wollen nichts, als Ihr Haus mit den Werken der besten Künstler schmücken. Ich werde Lupanoff sagen, daß er Sie in seinem Atelier erwarten darf. Wollen wir gleich Tag und Stunde festmachen?“

„Mein liebes Fräulein,“ entgegnete Frau Josephine zu gleicher Zeit ihrer Wittstellerin im Salon, „wegen des Concertes müssen Sie mit meinem Manne reden, er besitzt ein unüberwindliches Borurtheil, sobald ich etwas unternehme, was die Doffentlichkeit nur streift.“

„Nun, ich will das Eisen schmieden, so lange es warm ist,“ versicherte das Fräulein, erhob sich entschlossen und humpelte mit ihrem Amichen zur Thür hinaus.

Rechtsanwalt Althe saß im Lehnstuhl, schlürfte mit Behagen seinen Wein und wettete gegen die Unhaltbarkeit aller Zustände. Der Amtsrichter hatte die erste Gelegenheit, ihm zu entfliehen, benüht; so war Althe eine kleine Weile darauf angewiesen, nur in Gedanken zu wettern. Seine arme kleine Frau fand aber kaum soviel Zeit, sich durch ein Biscuit und einen Schluck Wein zu erfrischen; ihre Zungen hielten sie in Athem. Bald prügelten sie sich, bald passirte ihnen sonst etwas, und Willy bekam dazwischen seine Erstickungs-Anfälle. Sobald Herr Althe seine Frau hinauslaufen sah, warf er ihr jedesmal auch noch einen ärgerlichen Blick zu, als ob sie eine Schuld daran trüge.

Nachdem sich Fräulein von Asmus entfernt hatte, nahm er Frau Josephine in Beschlag. „Ein Wort im Vertrauen, Frau Nolte. Leider ist meine Frau zu unbedeutend,“ — die arme Frau war soeben, durch ein Gebrüll erschreckt, hinausgestürzt, — „sonst wäre es ihre Pflicht, mit Ihnen zu reden. Meine Sache ist es nicht. Kinderpflege gehört in das Departement der Weiber. — Ich habe mich nämlich überzeugt, daß Ihre Villa eine gesunde Lage hat.“

Frau Josephine erschrak; sollte ihr Mann die Villa wirklich zum Verlaufe ausgeben haben? Und was hatte die Villa mit der Kinderpflege zu thun? „Wollen Sie unsere Villa etwa kaufen?“ Sie zwang sich zu einem ungläubigen Lächeln.

„Nein, soviel wirft unsereinem die Advocatur nicht ab. — Das Trinkwasser habe ich vorhin untersucht, obgleich ich prinzipiell kein Wasser trinke; es ist auch ganz leidlich.“

„Darf ich fragen, was Sie eigentlich beabsichtigen, Herr Rechtsanwalt?“

„Nun, es würde mir jedenfalls höchst peinlich sein, Sie zu incommodiren; da Sie aber, wie ich sehe, Raum genug haben, kann ich den Widerstand meiner Frau nicht begreifen.“

Hier trat die Frau in den Salon.
 „Es ist unbegreiflich, Emilie, daß Du nicht fünf Minuten ruhig auf Deinem Stuhle sitzen bleiben kannst. — Ich spreche eben mit Frau Nolte, daß es das Einfachste wäre. Du bleibst gleich mit Willy hier; das einzige Mittel gegen Keuchhusten ist eine Luftveränderung, und mit drei Wochen Land-Aufenthalt wären wir über den Berg.“

„O, lieber Oscar, wie kannst Du nur wegen...“
 „Es ist die alte Geschichte; gegen jeden vernünftigen Vorschlag, den ich mache, sträubst Du Dich.“

Frau Josephine überlegte eben, wie sie am geschicktesten sich auf die Seite der armen kleinen Frau stellen könnte, damit aus ihrer Villa kein Keuchhusten-Hospital würde, als Frau von Asmus mit ihrer tiefen Stimme sich für einen Augenblick Gehör erbat. Die Sache schien geheimnißvoll; sie entführte Frau Josephine am Arme auf die Veranda.

„Sie wissen, meine liebe Frau Nolte, daß ich ein mütterliches Herz besitze, obgleich der Himmel mir das Glück, Mutter zu sein, versagt.“

„Sie holt sehr weit aus,“ dachte Frau Josephine und setzte laut hinzu: „Ich dachte, es wäre zweckmäßiger, wenn wir Platz nähmen.“

Frau von Asmus fuhr fort: „Darum schaffe ich mir immer Adoptiv-Kinder an.“

„Adoptiv-Söhne, Frau von Asmus.“

„Seien Sie nicht böshaft, meine Liebe. Ich bin eine alte, unschöne Person, und wenn ich mich eines jungen Mannes annehme, so geschieht's aus Menschenliebe.“

„Und Eitelkeit,“ ergänzte Frau Josephine in Gedanken.

„Auch die Adoptiv-Söhne machen Sorgen, das können Sie mir glauben.“

„Wenn sie nur nicht auch Schulden machen.“

„Da kann ich nur gute Lehren geben; meine Mittel erlauben leider nicht, ihre Schulden zu bezahlen.“

„Und welcher Ihrer Söhne ist es denn, der Ihnen jetzt Sorge macht?“ fragte Frau Josephine gutmüthig.

„Theobald will mir gar nicht gefallen; sein Roman kommt nicht vorwärts, und ich fürchte, daß er selbst einen Roman erlebt.“

„In mich wird er sich doch wohl nicht verschossen haben?“

„Sehen Sie wohl, Sie können das Spotten nicht lassen. Wenn er sich nun aber Hals über Kopf in Ihre Tochter verliebt hätte?“

Hier wurde Frau Josephine sehr ernst. „Sinchen wollen wir ganz aus dem Spiele lassen. Sinchen ist noch ein unbedeutendes, junges Ding, von dem nicht die Rede sein kann.“

„Also ganz hoffnungslos?“

„Ganz hoffnungslos.“

„Vielleicht schon ein bestimmter Bewerber in Aussicht?“

„Es ist mir schmerzlich, nur daran zu denken, daß ich das Kind einmal fortgeben muß.“

„Ich habe mir schon überlegt, wie Theobald zu trösten wäre, im Falle er Ihre Tochter nicht bekäme.“

„Haben Sie eine andere Partie in Vorschlag?“

„Ich werde alle Hebel in Bewegung setzen, sein neues Lustspiel auf die Bühne zu bringen. Darf er es vielleicht nach dem Essen, — ich höre schon die Teller klappern, — vorlesen?“

„Es wird uns ein großes Vergnügen sein,“ versicherte Frau Josephine stockend.

Rechtsanwalt Ahe leerte mit Seelenruhe sein Glas Wein, strich sich seinen Bart und warf seiner Frau, die eben wieder hinauslief, einen verächtlichen Blick zu. Als nun gerade Herr Nolte eintrat, erhob er sich langsam, rückte sich zurecht und sagte: „Ich habe vorhin mit Ihrer Frau gesprochen.“

Herr Nolte konnte darin nichts Ungewöhnliches finden und erwartete geduldig das Weitere; der ganze Tag kam ihm wie eine große Geduldsprobe vor.

„Ich denke nämlich auch, daß es das Beste wäre, meine Frau bleibe mit Willy gleich draußen.“

„Wie meinen Sie?“ Herrn Nolte's Augen wurden starr vor Entsetzen. „Ihr Willy soll hier bleiben?“

„Ich habe mit Ihrer lieben Frau soeben darüber verhandelt. Das Zimmer über der Eßtube, soweit ich nach Lage des Hauses urtheilen kann, würde wohl das dienlichste sein.“

„Das Zimmer befindet sich neben meiner Schlafstube, Herr Rechtsanwalt,“ bemerkte Nolte mit Würde; aber Ahe ließ sich nicht imponiren. „So, neben Ihrer Schlafstube? Na, das hat nichts auf sich; ich schlafe jetzt auch neben dem Jungen; öfter wie zwei, höchstens dreimal bekommt er in der Nacht keinen Anfall; und ich bin überzeugt, daß der Luftwechsel Wunder thun wird.“

„Aber was sagt denn meine Frau dazu?“ beharrte Herr Nolte.

„Berehrter, ich sagte Ihnen doch schon, daß ich mit Ihrer lieben Frau ausführlich gesprochen habe.“

Hier schwankte mit ihrem Amichen Fräulein Cäcilie herein. „Ach, gut, daß ich Sie endlich finde, Herr Nolte. Ihre liebe Frau hat mich an Sie gewiesen. Sie haben Vorurtheile, mein Vester, und sind ein Tyrann. Ja, ja, streiten Sie nicht und vertheidigen Sie sich nicht, Sie sind ein Tyrann. Ihre Frau hat mir's soeben versichert.“

Sofort zeigte sich die verhängnißvolle Falte zwischen den Brauen des Herrn Nolte. „Meine Frau ist sonst sehr vorsichtig in ihren Aeußerungen.“

„Ach, Sie müssen mich nicht beim Worte nehmen. Ich will Ihre Vorurtheile bekämpfen, und da nenne ich Sie einen Tyrannen; und meiner Ueberzeugung nach sind Sie auch ein Tyrann, doch wie ich hoffe, einer, mit dem sich reden läßt. Es handelt sich nämlich um ein Concert...“

„Kling—ling—ling,“ läutete es.

„Die Tischglocke, gnädiges Fräulein. Darf ich um Ihren Arm bitten?“ rief Herr Nolte eifrig, und da ihm wegen der Fortsetzung des Gespräches angst wurde, setzte er hinzu: „Aber beim Essen reden wir nicht von Geschäften.“

„Sie sind ein Tyrann, wie schon gesagt,“ rief das Fräulein lachend und war bemüht, ihr zappelndes Amichen mit einer Hand zu halten, während sie die andere ihrem Führer anvertraute.

Frau Josephine bekam beim Tone der Klingel Herzpochen. Sie hatte alle häuslichen Sorgen Sinchen übertragen; ob dieselbe aber einer so schwierigen Aufgabe auch gewachsen wäre, das mußte sich jetzt erst zeigen.

Mit Remerblid überflog Frau Josephine die lange Tafel; sie glänzte, schien gut geordnet, an Blumen fehlte es auch nicht; sie konnte wirklich keinen Mangel entdecken. Da erschien auch das Hausmädchen, in weißen Handschuhen, mit der Suppen-Terrine. Dann streifte ihr Blick schein den Gatten; er sah unbehaglich und gezwungen aus. Professor Stetter hätte sich's nicht besser wünschen können: die homöopathische Kur schien vorzüglich anzuschlagen.

Sinchen und ihre drei Verehrer fehlten noch. Sie war nur für einen Augenblick in ihr Stübchen geschlüpft, um ihr glühendes Gesicht und die Hände zu waschen, das Haar zu bürteln und ein gesticktes Schürzchen umzubinden. Vor der Thüre wurde sie von ihren drei Rittern empfangen und im Triumph hereingeführt. Herrn Nolte's Falte vertiefte sich noch mehr; es gab eine Art lärmender, zudringlicher Courtmacherei, die ihm höchst mißfiel und die er geradezu haßte, sobald sie seinem Sinchen galt.

Die Landluft und das Warten hatten den Appetit gehindert. Sinchen, als Hausfrau mit verantwortlicher Redaction, sah mit Schrecken Schüssel auf Schüssel geleert nach der Küche zurückwandern; sie konnte den Zeitpunkt berechnen, wo sie nicht mehr gefüllt erscheinen würden. Auch sie spürte den rechtschaffenen Appetit eines jungen, gesunden Magens; aber sie versicherte ihren Nachbarn, daß, sobald sie loshe, ihr der Hunger verginge. Dabei steckte sie heimlich einen Bissen Brod nach dem anderen in ihren Mund.

Frau Josephine bemerkte Sinchens Angst. Sie besaß diesen aufmerksamen Hausfrauen-Blick, dem an einer Tafel nichts entgeht; sie wußte auch, daß Sinchens Angst nur ihrer Unerfahrenheit entsprang, und hätte sie gern getröstet. „Aber man verhungert nicht gleich,“ dachte sie, „und durch einen solchen Tag sammelt sie mehr Erfahrung, als durch ein Duzend guter Lehren.“

Als die Mandeltorte endlich herumgereicht wurde, athmete Sinchen auf; Alles war glücklich abgelaufen und ein zufriedener lächelnder Blick der Mutter belohnte sie für alle ausgestandene Angst und Mühe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Wie die Sphinx entstand.

Ein Deutungsversuch von Adolf Brenneke.

Illustrirt von D. Gerlach.

Auf dem flachen Dache seines Hauses schritt der Bildhauer Seti gedankenvoll hin und her. Schon legten sich die ersten Schatten der Nacht über das Nilthal und das hundertthorige Theben. Fern im Westen, hinter den Kluppen der großen Götter Wah el Khargeh, war der purpurne Sonnenball soeben in die unermeßliche Wüste hinabgesunken.

Der Künstler, ein hoher, ernster Mann in der Vollkraft der Jahre, hatte während des Tages unten in der Werkstatt rastlos geschafft. Die Entwürfe für die Säulenhäuse zum neuen Kienentempel des Gottes Ra und für die porphyrynen Standbilder einiger thebanischer Herrscher naheten ihrer Vollendung; wer die gewaltigen Thonmodelle sah, spendete ihrem Schöpfer begeisterten Beifall und pries ihn als einen Liebling der Götter.

Aber Seti war nicht glücklich. In seinem dunklen Auge glühte das verhaltene Feuer unbefriedigten Stolzes; tief auf wogte die breite Brust, die Arme zuckten mitunter in die Höhe, als schwängen sie den Hammer, um in Trümmer zu schlagen alle die Gebilde von rothem Granit, welche sich vor der Künstlerseele in prächtigen Reihen aufbauten. „Theben ist groß und

eine Königin unter den Städten,“ murmelte er, während sein Blick über das im Graublau der Nacht verschwimmende Häusermeer hinlag. Hier strömt der Reichthum der Welt zusammen; in jenen Palästen schweben die Großen des Negerlandes; und dort, inmitten der Säulenhallen ihrer Tempelbezirke, opfern die Priester dem widerlöbigen Knecht und dem hochtönenden Ammon-Ra. Auf allen Gebieten menschlichen Schaffens regen sich fleißige Hände; die Wissenschaften und die Künste stehen in herrlicher Blüthe; das ganze Nilthal strömt von üppiger Fülle. Nur meiner Kunst scheint keine Entwicklung beschieden. Die große Menge freilich urtheilt anders: die maßlose Pracht der immer gewaltigeren Bauten blendet ihren Blick, sogar die Steinhaufen der Pyramiden von Memphis reizen sie zur Bewunderung. Wie fleißig, wie gedankenvoll sind alle unsere Werke des Meißels! Der rohe Stoff allein beherrscht die Sinne; einfürmig und nichtslegend, wie die Denkmäler der alten memphischen Dynastien, stehen allerorts die steinernen Thierbilder da, oder ungelente, aus den Felswänden herausgearbeitete Bildwerke sollen die Thaten unserer Kriegerkaste kommenden Jahrtausenden überliefern. O könnte ich doch in greifbare Formen bannen das Schöne nach einer edleren darstellenden Kunst, wie es immer ungestümer mein Herz durchfluthet! Ich will, ich kann nicht länger gleich einem Werktagsarbeiter auf ausgetretenen Bahnen einhergehen! Meine Gebilde müssen fortan eine Seele haben; der Stein muß belebt werden durch einen Gedanken, der die Sinne, den Geist, das Herz des Beschauers packt. — Aber was soll ich schaffen? Welchen Gedanken vermag meine Kunst überhaupt zu verkörpern?“

Seit hielt inne im Gehen. Der Lärm der Weltstadt veranste mehr und mehr in der Ferne, von der Wüste her brachte ein weicher Westwind Kühlung, und in funkelndem Glanze waren die Sterne am Nachthimmel aufgezogen. „Könige wie Götter,“ so fuhr der Künstler in seiner Betrachtung fort, „wollen durch die Größe ihrer Tugenden den Begriff ihrer eignen Macht und Stärke sinnlich wahrnehmbar hinstellen. Also wäre die Stärke das begehrtesten der Götter? Aber jene Steinmassen wirken höchstens durch den Gedanken an die Peitsche, welche Laufende zu hartem Frohdienste antrieb. Unsere Götter unsere Könige sind nicht stark an sich; sie sind ein Nichts ohne den gläubigen Gehorsam der Völker. Stark sein heißt frei sein, frei wie der König der Wüste, dessen Stimme dem Donner gleicht, dessen Flammenauge das Dunkel der Nacht durchdringt, und der durch einen Schlag seiner Pranke die Gazelle zu Boden streckt. In den Eisenmuskeln jenes Panthertiers lebt die freie, die höchste Kraft aller Geschöpfe, — wohlan, ich will die Linien seines Leibes, wie ich sie so oft im brennenden Wüstenlande oder unter den Palmen der Oase mit scharfem Auge gemessen habe, in hartem Rothstein nachbilden als ein unvergängliches Sinnbild der Stärke!“

Gleich am nächsten Morgen schien ein neuer Geist die Werkstatt des Bildhauers zu durchwehen. Er überwiegen den ertauften Gehäfen die Vollendung der gewaltigen Säulenhäuse und Götterbilder, während er selbst, der Meister, hinter einem Vorhange den Leib des Wüstenkönigs in Thon knetete. Wieder und wieder zerflog er sein Werk, bis nach Wochen harten Ringens ein herrliches Gebilde vor ihm stand. Die Muskeln und Gelenke zeigten die höchste Spannung der Kräfte, trotz der Ruhe, in welcher das edle Thier dalag, die Taten vorgeirrt, der Schweiß in weitem Rundbogen bis mitten auf den Rücken geschlagen. Von allen Seiten zollte man dem Meister Beifall. Er hätte, so wurde neidlos anerkannt, durch diese bis in die feinsten Jüge der Natur abgelauschte Verkörperung der Stärke eine neue Bahn für seine Kunst geschaffen; das große Theben dürfte stolz auf den Schöpfer jenes Bildwerkes sein.

Nach war der Jubel nicht verklungen, als Seti plötzlich von einer unerklärlichen Schwermuth befallen wurde. In den Gärten des Königs, da wo von Rosengebüsch und Lotusstauden umkränzt eine Bucht des Nils zum Bade einlud, hatte der Zufall ihn ein Weib erblicken lassen, dessen Schönheit den Kunstmann und noch mehr die feilsche Empfindsamkeit des gereiften Mannes blitzschnell zur höchsten Leidenschaft entflammte. Von süßen Zauber bestrickt stand er, keiner Regung fähig, an den Boden gewurzelt da, bis ihn das Rauchen einer Raddenschar und die am fernem Gartenthore blinkenden Rüstungen der äthiopischen Leibwache daran gemahnten, daß sein Leben auf dem Spiele stände; denn Niemand geringeres als die junge Königin hatten seine Augen geschaunt. Geräuschlos glitt er durch das Buschwerk zurück, und in scheuer Hast, als bestieten sich Vipern an seine Fersen, stürmte er dann heim, um im entlegenen Gemache seines Hauses den Zauber der Erscheinung mit allen Sinnen festzuhalten.

„O große Göttin Isis,“ flehte er, „und du, anmuthige Hathor: strafe mich nicht, wenn fortan zu jeder Stunde jenes sonnenstrahlende Weib aus der dunklen Nisthöhle vor mir auftaucht und meinen Weisheit lenken wird. Keines Sterblichen Ohr darf die Kunde vernehmen von dem Feuer, das meine Brust durchbohrt und alle anderen Regungen in mir ertödtet hat. Wie stier gloyt ihr mich an, ihr Widerlöbige! Wie geistlos erscheint mir sogar das Panthertier, für das mich ganz Theben vor Kurzem feierte! Die Schönheit allein hat diese Wandlung in mir zu vollbringen vermocht. Wie Schuppen fällt es mir von den Augen: den weiten Kreis der Natur sehe ich mit einem Schlage verändert vor mir. Alle Lebewesen handeln unter dem Einflusse ihres Gefallens am Schönen, von den stummen Fischen, den glänzend gefiederten Vögeln bis hinauf zum Menschen aller Zonen, ja bis zu den gewaltigen Göttern. Die Schönheit wirkt schneller als die Herzengüte, stärker als die Freundschaft, bezaubernder als Ruhm und Edelgestein; sie verursacht brennende Schmerzen, ohne daß man die kleinste Wunde wahrnimmt, oder daß die Weisesten der Weisen ihr Wesen erklären könnten. Mein Kopf glüht, meine Pulse fliegen, — und doch ist es so kühl in diesem Gemache, und doch befeelt mich gerade jetzt die freudigste Schaffenslust. Was Besseres könnte ich in starrer Formen zu bannen versuchen, als jene Weltbewingerin Schönheit, deren Abbild so urplötzlich wie eine Offenbarung vor meinem Auge sich enthüllt hat!“

Wie vorher hatte ein Bildhauer gewagt, die Reize lebenswarmer Schönheit in sprödem Gesteine nachzubilden. Gerade die Neuheit dieser höchsten Aufgabe der Kunst stachelte Seti zu immer neuen Beobachtungen und Versuchen an. Ueberall auf Markt und Gassen spähte er prüfenden Auges den feinen Linien der körperlichen Schönheit nach, und jede fesselnde Form, jede blühende Rundung paßte er dem Thonmodelle in seiner Werkstatt an. Als dann endlich der lichtrothe, wohlgeglättete Porphyrlaub in noch höherem Maße wie einst das Panthertier ganz Theben zur Bewunderung hinriß, da war auch der Meister glücklich über sein Werk. Er fühlte, daß er etwas Vollkommenes geschaffen hatte. Aber höher als der Beifall seiner Landsleute und der Nachruhm bei den spätesten Geschlechtern beglückte ihn das künstlerhafte Schweben im Anblicke der Schön-



Zu „Wie die Sphinx entstand“, von Adolf Brenneke. Illustrirt von D. Gerlach. — Siehe Seite 131.

heit und die Genugthuung, daß es ihm gelungen war, jenen feinen, seelischen, weltbeherrschenden Trieb sinnlich wahrnehmbar zur Anschauung zu bringen.

Wie alle groß angelegten Naturen, so wiegte sich auch Seti nicht in bequeme Ruhe ein; trotz aller Erfolge machte sich bald bei ihm eine innere Stimme geltend, daß er noch nicht auf der letzten Höhe künstlerischen Schaffens angelangt wäre. Weniger das Werk seines Meißels selbst, als vielmehr der jenem Werke unterbreitete Gedanke von der Allgewalt der Schönheit, erregte allmählig das Unbehagen des Meisters. Sein klarer Verstand sagte ihm, daß auch die edelste Schönheit, gleichviel ob der unbelebten Natur oder der Lebewesen aller Art, zu sehr dem Geschmack der Menschen und dem Wechsel alles Geschaffenen ausgesetzt wäre, als daß sie auf Jedermann veredelnd einwirken könnte. Die wenigsten Sterblichen erfassen mit seinen, des Künstlers, Augen, die Farbenpracht des Regenbogens, den schlanken Wuchs der Palme, oder die Schönheitslinien des Weibes; hatte ihn selbst doch erst ein Zufall mit Begeisterung für jene augenfällige Vollkommenheit erfüllt!

Aber welche Tugend ist denn überhaupt die edelste, die mächtigste, die erstrebenswertheste? so fragte sich Seti stets von Neuem, wenn er grübelnd unter den Sykomoren seines Gartens lustwandelte, und so fragte er jeden der Weisen und die Ammons-Priester, die ihm während der nächsten Monate in den Weg kamen. Sie nannten ihm hundert treffliche Eigenschaften, welche dem Menschen zur Fierde gereichten. Gerade die große Zahl der Vorzüge und Tugenden verwirrte ihn; über die heilige Dreizahl hinauszugehen, dachte ihm für seine künstlerischen Zwecke nicht rätlich. Trotz seiner Seelenkämpfe hatten sich die Begriffe der Stärke und der Schönheit, wie sein Meißel sie geschaffen, eine so hervorragende Stellung in seiner Gedankenwelt bewahrt, daß er nur nach dem ergänzenden Dritten suchte, welches jenen beiden ihrer thierisch-sinnlichen Seite benehme und ihnen eine edle Beständigkeit im Wechsel der Erscheinungen sicherte.

In stiller Sternennacht enthielt sich dem Bildhauer das Räthsel. Wer hatte die ewigen Gesetze erforscht, nach denen die Himmelskörper dort oben ihre Bahnen wandelten? Wer

setzte die Jahreszeiten, die Tagesstunden fest? Wer berechnete im Voraus das Steigen des Nils, dessen gurgelnde Fluthen soeben wieder die weite Niederung befruchteten? Und wem verdankte man jene uralten, geheimnißvollen Schriftzeichen, welche eine menschheitverbindende Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft schlugen?

„O Weisheit, wie konnte ich deiner vergessen!“ rief Seti freudig bewegt aus. „Du allein prägst dem Menschenthume den Stempel der Gottähnlichkeit auf; durch dich erkennen wir das Woher und das Wohin unseres Erdenlaufes; in alle Eitelkeiten unseres Strebens bringst du Ernst und Stetigkeit, Genügsamkeit und Frohsinn. Lernet Weisheit! Das will ich vermöge meiner Kunst in alle Welt hinausrufen. Aber in welche Form kleide ich jenen geistigsten aller Begriffe? Das Geschwätz des Marktes, die Geheimnisthämerei der Priester und Sternendeuter sind weit entfernt von jener Weisheit, die allein vor dem Lichtgott Ra-Tum Bestand hat und von dem Augen Gotte Thot beschützt wird. Sie kann durch kein Thier- oder Menschenbild verkörpert werden. Der flamme Stern dort am Nachthimmel verfinnlicht besser als die anmaßenden Gesichter der Papyrus-Gelahrten die echte Weisheit, erhaben über Raum und Zeit, über Tand und Eitelkeit, einzig bedacht auf die Erkenntniß der Wahrheit inmitten einer Welt des Scheines!“

Erst durch erneutes Nachdenken kam der Künstler zu der Ueberzeugung, daß nur im ruhigen, sinnenden Blicke des Menschenauges der Begriff „Weisheit“ zur Anschauung gebracht werden könnte. Da ferner die Stärke, die Schönheit, die Weisheit, jede für sich betrachtet, nur Bruchstücke der Vollkommenheit abgaben, so würde erst die bildliche Vereinigung jener drei Grundtugenden das Abbild des Ideal-Menschen darstellen.

Hier hielt Seti in seinen Betrachtungen inne; zu neu, zu kühn erschien ihm die letzte, an sich so einfache Forderung, und bei allem berechtigten Stolze auf seine Meisterthätigkeit schaute er dennoch zurück vor der Möglichkeit, jene herrliche, weitgehende Idee in Stein zu verkörpern. Hatten jedoch nicht schon vor ihm ägyptische Bildhauer Thierköpfe auf Menschenleiber gesetzt, um die Eigenschaften der Götter, allerdings in roher, unkünstlerischer Weise, zu veranschaulichen? Dadurch war ihm sein

Weg angedeutet; mit dem Leibe des Löwen verband er Haupt und Brust des Weibes, seines Schönheits-Ideals, und in das Augenpaar dieses Doppelwesens legte er den klaren, weisheitsvollen Blick, der sich durch nichts blendend läßt und in ruhiger Hoheit das Wesen aller Dinge zu durchdringen scheint.

Es war ein Festtag im hundertthorigen Theben, als der große Seti nach mehrjähriger Arbeit vor allem Volke seine Sphinx enthüllte. Auf einem hohen Unterbau ruhte das wohl zwanzig Schritt lange Steinbild. Staunend bewunderten Tausende das Spiel der Muskeln und die mächtigen Tugenden des Thieres, während andere Tausende die edlen Linien des Antlitzes priesen, indem Alle insgesamt von Schauer und Ehrfurcht ergriffen wurden durch die Mahnung, welche die halbgeöffneten Steinlippen ihnen zuzurufen schienen: „Strebet nach Stärke, Schönheit, Weisheit, ihr Menschenkinder! Nur aus dieser Vereinigung der höchsten leiblichen und geistigen Vorzüge erblüht euch die Freude am Leben und die größtmögliche Vollkommenheit, deren Ihr bedürft, damit Isis eure Seelen nicht zu leicht befinde, wenn sie ihre Wanderung antreten durch die Leiber aller Thiere auf Erden, im Wasser und in den Lüften!“

Vom heiligen Nil bis hin zum fernen Euphrat und dann, in späteren Jahrtausenden, bis in die Werkstätten der griechischen Künstler, in die Paläste der römischen Großen und in manche, dem Ausbaue edlen Menschenthumes geweihte Stätte der neuesten Kulturwelt nahm das bedeutungsvolle Räthselwesen seinen Lauf: überall schuf man Sphinxen. So lange noch ein Zug nach Vervollkommnung die Welt beherrscht, wird das Werk Seti's, des denkenden Künstlers, die Menschen sinnbildlich hinweisen auf die drei vornehmsten Lebensgüter: Stärke, Schönheit, Weisheit.

Nachdruck verboten.

Unter'm Regenschirm.

Aus der Jugendzeit.

Von Robert Fald.

Man hatte bis zu der in der Vorstadt des Kreisortes gelegenen Villa des Landrathes noch drei Viertelstunden zu gehen; da fing es an zu regnen. Die Frau Landrathin, eine bildhäßliche, elegante Dame, der man die Annäherung an die Vierzig nicht anlah, streckte ihren Arm prüfend aus und fühlte die ersten Tropfen auf der Rückseite ihrer Hand. Da wandte sie sich zu ihrem Knecht, einem hoffnungsvollen Secundaner von etwa fünfzehn Jahren, der die Sommerferien im Hause des Onkels zubringen durfte: „Alfred, lauf' mal, so rasch Du kannst, in's Dorf zurück zum Schulmeister und bitte ihn um einen Regenschirm!“ Als ihre etwa sechzehnjährige Tochter sich anschickte, den mütterlichen Auftrag gemeinschaftlich mit dem Wetter auszuführen, hält sie die Mutter mit den Worten zurück: „Nein, Anna, Du bleibst hier bei mir, Du würdest ganz naß werden!“

Die Landrathin spannte ihren kleinen Sonnenschirm auf, zum zweifelhaften Schutze für sich und das Töchterchen, das sich dicht an die Mutter schmiegte. Der linke Alfred ließ sich nicht lange erwarten. Hinter ihm her leuchtete der alte Schulmeister, mit einem großen, rothen Regenschirme unter dem Arme. Die ehrfurchtsvolle Einladung des Alten, das Vorübergehen des Wetters in seinem nahe gelegenen Häuschen abzuwarten, wurde freundlich dankend abgelehnt, da es schon zu spät sei, und das Mittagessen auf die Spaziergänger warte. Der Regenschirm wurde aufgespannt, und man schickte sich an, den Heimweg anzutreten. Anna und Alfred lächelten sich lustig zu, als sie die kolossale rothe Maschine sich entfalten sahen zu einem wahren Dache, das einer ganzen Familie seinen Schutz hätte angedeihen lassen können.

„Ach, wie prächtig!“ jubelte Anna. „Jetzt alle Drei untergefaßt und dann munter vereint vorwärts!“

„Ach, warum nicht gar, keine Thörin,“ entgegnete die Mutter. „Hier nimmst Du meinen Sonnenschirm, und Alfred, als mein Cavalier, hält den Regenschirm über uns Beide.“

Dieser mütterliche Befehl erfreute sich keiner freundlichen Billigung der jungen Gesellschaft, deren Gesichtchen sich sichtlich um einige Centimeter verlängerten. Aber die Landrathin merkte davon nichts, sie hatte sich beim Geräusche eines sich nähernden Gefährtes zurückgewandt. Es war der Einpäuner des Doctors.

„Gnädige Frau,“ rief dieser, indem er sein Pferd anhielt und den Kopf aus dem halbverdeckten Wagen streckte, „wollen Sie nicht einsteigen? Für eine Perion ist noch Platz!“

„Ja, gern, Herr Doctor, wenn ich Sie zu keinem Umwege veranlasse.“

„Ich fahre nach der Stadt und muß also bei Ihrer Villa vorbei. Bedauern muß ich nur, daß ich in meinem kleinen Gefährte den jungen Herrschaften nicht auch ein schützendes Obdach anzubieten vermag!“

„Die jungen Herrschaften bekommen hier den großen Regenschirm und werden zu Fuße gehen,“ entgegnete die Landrathin, indem sie aus Anna's Hand den Sonnenschirm zurücknahm, welche sich mit kindlicher Freude unter das rothe Schupdach flüchtete.

Nicht ohne Wohlgefallen bemerkte die Mutter die kindliche Regung der lieblichen Tochter, als sie zu dem Doctor in den Wagen stieg, hielt es aber doch für gerathen, den zurückbleibenden „jungen Herrschaften“ im Fortfahren zuzurufen: „Ich verlaße mich darauf, daß Ihr keine Dummheiten macht und direct nach Hause geht! Du, Alfred, bist der Jüngere, aber der Verständigere, Du mußt für Deine Cousine, die ich Dir anvertraue, mit vernünftig sein!“

„Du hast gehört,“ sagte Alfred mit gewichtiger Miene zu Anna, „was die Mama gesagt hat. Du bist meinem Schutze anvertraut; also erbitte ich mir Respekt und unbedingten Gehorsam!“

„Was für ein stolzer Cavalier!“ entgegnete das Cousinchen wegworfend schnippisch. „Mit einem Rasenmäher könnte ich ihn hier in den Graben werfen.“

„Das möchten wir doch einmal sehen!“ erwiderte Alfred gereizt.

„Was? Willst Du etwa bestreiten, daß Du drei gute Finger kleiner bist als ich?“
 „Ja, das bestreite ich; haben wir uns vielleicht dieses Jahr schon gemessen?“
 „Dieses Jahr freilich noch nicht, aber im vorigen.“
 „Na, also! Ich bin seit dem vorigen Jahre gewachsen und Du nicht, wenigstens nicht in die Höhe.“
 Diese Anspielung auf die sich rundenden Formen seiner Cousine kam Alfred wie eine unerhörte Kühnheit vor, über welche er tief erröthete und die Augen niederzuschlug.
 Anna war einen Augenblick zweifelhaft, ob sie lachen oder ob sie böse werden sollte, begnügte sich aber damit, vor sich hinzumurmeln: „Ungezogener Bengel!“
 „Nächstes Jahr wollen wir uns einmal wieder darüber sprechen,“ sagte Alfred, froh, daß seine kühne Bemerkung nicht schlimmer aufgenommen war.
 „Vorüber wollen wir uns sprechen?“
 „Nun, wer der Größere von uns dann sein wird?“
 „Natürlich wirst Du dann ein Goliath sein . . . aber vorwärts doch! Wie hältst Du denn den Schirm? Die furchtbare Last ist Dir wohl zu schwer, Du armer Junge?“
 Es war nicht zu leugnen, daß Alfred den Schirm schlecht hielt, weil er immer auf den Fußspitzen marschiren mußte, um nicht kleiner als seine Cousine zu erscheinen. Dazu war es recht stürmisch, und ab und zu bog ein Windstoß den schwanken Stiel des Schirmes bedenklich auf die Seite.
 „Auf der rechten Seite bin ich wie unter einer Traufe,“ bemerkte Anna.
 „Und ich auf der linken.“
 „Gieb mir doch einmal den Schirm,“ sagte das Mädchen, „mir fünf Minuten will ich ihn halten.“
 „Das fällt mir nicht im Traume ein, mir ist der Schirm anvertraut, und ich gebe ihn nicht aus den Händen.“
 Anna, von Natur etwas eigenwillig, wollte ihren Willen durchsetzen und versuchte nun, mit Gewalt zu erlangen, was sie in Güte nicht erreichen konnte. So wurde denn der Schirm bald nach dieser, bald nach jener Seite gezerrt, und da derselbe eben kein ganz tactfestes Gestell hatte, so klappte er plötzlich ganz zu, und die beiden Streitenden saßen nun wie in einer Falle. Als sie ihn mit Mühe und Noth wieder aufgespannt hatten, sah Alfred ziemlich verblüfft, Anna aber um ihren Kopf ganz zerzaust aus, und Beide triefen, als wären sie einem Bade entstiegen. Nun erhob sich zwischen ihnen ein Streit, wem die Schuld an dem Unfalle zur Last falle.
 „Es war Deine Schuld, Du warst so ungeschickt,“ sagte Anna.

„Nein, Du bist an Allem schuld; weshalb wolltest Du mir den Schirm entreißen?“
 So ging es eine ganze Weile fort; dann gewann aber die Heiterkeit wieder die Oberhand. Anna und Alfred sahen sich einander an und brachen in lautes Lachen aus. Ein komisches Entsetzen lag auf dem lieblichen Gesichtchen des jungen Mädchens.
 „Lache nicht so, Alfred,“ sagte sie. „Wenn Du den Schirm nicht ruhig hältst, wird er uns den Streich gleich noch einmal spielen, und dann komme ich am Ende mit einem blauen Auge davon.“
 „Das wäre allerdings übel! . . . Aber es war doch ganz hübsch unter dem zugeklappten Schirme.“
 Wieder meinte Alfred, einen zu gewagten Ausdruck gebraucht zu haben, wieder wurde er roth und fürchtete sich, sein Cousinchen anzusehen. Diese warf ihm einen Blick voll unruhiger Koleretterie zu und sagte dann, wie eine Frau, die sich mit Takt zu benehmen weiß:
 „Komm, jetzt wollen wir wie verständige Leute weitergehen.“
 Alfred fühlte eine Art Bangigkeit über sich kommen, ein bis dahin ihm unbekanntes Unbehagen, welches ihn aber so wunderbar süß durchschauerte, daß er es in diesem Augenblicke gegen nichts in der Welt vertauscht hätte.
 Und Anna, ihr liebes Köpfchen zu ihm neigend, redete zu ihm so vertrauensfroh, wie nie zuvor, nicht wie man zu einem Kinde, zu einem Spielgefährten, sondern wie man zu einem Jünglinge, der Vertrauter und Freund sein kann, spricht. Die Freunde, welche Alfred darüber empfand, sich von einem hübschen, jungen Mädchen so wie Altersgleichen behandelt zu sehen! Anfangs etwas verwirrt, unsicher und verlegen, thaute er allmählig auf und fing nun an, mit ungewohnter Wärme und Lebendigkeit zu sprechen. Die Unterhaltung drehte sich um allerlei Erinnerungen aus ihrer Kindheit, die sie gemeinsam in demselben Orte verlebt hatten. Wie oft hatten sie sich als Kinder gezankt und in den Haaren gelegen und konnten doch keine Stunde ohne einander leben. Später waren ihre Eltern nach verschiedenen Orten gezogen, und Alfred und Anna erinnerten sich lächelnd, wie bitterlich sie beim Abschiede geweint hatten und wie sie sich feierlich versprochen hatten, einander zu schreiben. Natürlich konnte das Versprechen nicht gehalten werden, da sie damals noch kaum die Buchstaben malen konnten. Dafür aber hatte Alfred die Sommerferien regelmäßig bei Anna's Eltern verleben dürfen. Das war dann für Anna immer die schönste Zeit des ganzen Jahres gewesen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß eine kleine Erkältung zwischen

den Beiden eintrat, da Anna sich zu einer Hopfenstange anzubahnen schien, während Alfred durchaus nicht wachen wollte. So sah sie denn mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung auf den Knirps herab, zu dessen großem Aerger. Aber das war nun vorbei, diese Demüthigung war vorüber, und Anna erkannte jetzt offen, daß Alfred neben ihr gar keine so läbliche Figur abgab.
 Wer die Beiden so unter dem großen, rothen Schirme geborgen Arm in Arm auf der Landstraße dahinwandern sah, dem mußte unwillkürlich Eduard Mörike's reizendes Gedicht „Erinnerung“ einfallen, in welchem der Dichter seinen letzten Spaziergang mit Clärchen durch die regnerischen Straßen so anmuthsvoll schildert:
 Beide unter einem Schirme,
 Beide heimlich eingeschlossen,
 Wie in einem Feen-Stübchen,
 Beide glücklich Arm in Arm.
 Wenig wagten wir zu reden,
 Denn das Herz schlug zu gewaltig,
 Beide merkten wir es Schweigend,
 Und ein Jeder schob im Stillen
 Des Gesichtes glüh'nde Röthe
 Auf den Widerschein des Schirmes.
 Wie schade, daß man nicht allezeit so Arm in Arm mit einander gehen konnte, daß man der Mittheilung seiner intimsten Gedanken, seiner geheimsten Wünsche, der kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens doch einmal ein Ziel setzen mußte! — Die Unterhaltung der Beiden unter dem Schirme nahm ganz unmerklich eine pathetische Wendung. Wer weiß, was Alles die Zukunft ihnen noch vorbehielt: eine Reihe von Enttäuschungen, vielleicht gar einen frühen Tod. Der letztere Gedanke ließ das Blut erstarren! . . .
 „O, sprich es nicht aus!“ fluchte Alfred.
 „Würdest Du Dich wirklich grämen, wenn ich stürbe?“
 „Wie kannst Du nur so fragen!“ erwiderte er mit Thränen im Auge.
 Als Antwort drückte sie sanft seinen Arm . . . Da wurde die empfindsame Unterhaltung durch eine Stimme unterbrochen.
 „Aber Kinder, wo bleibt Ihr denn? Das Essen wartet, beeilt Euch ein wenig!“
 Es war die Landrätthin, die am Bitterthore der Villa ungeduldig der beiden Schirmgenossen harrete, welche, ohne es zu merken, am Ziele ihrer Wanderung angekommen waren.
 „Aber um Himmels willen, weshalb habt Ihr denn den



In der Dorfkirche. Von J. Molitor. — Siehe Seite 135.
 Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Union in München.

Regenschirm noch aufgespannt? Schon vor einer halben Stunde hat es aufgehört zu regnen."

"Wie, es hat aufgehört zu regnen?" fragten Alfred und Anna ganz verwundert.

"Nun ja, freilich! Fallet Ihr denn aus den Wolken? Von Anna wundert mich das nicht gerade sehr, sie weiß nie, wo sie den Kopf hat, aber Du, Alfred, solltest Dich doch schämen! Und wie seht Ihr denn aus? Ganz durchnäßt, bis an die Haare! Rasch lauft hinein, zieht Euch um und dann gleich zu Tische! Du, Alfred, gib den Schirm dem Diener, daß er ihn dem Schulmeister mit Dank wieder hinträgt. Wegen des großen Regens, den er Euch gebracht, hätten wir ihn nicht erst zu leihen brauchen."

"Rein, Mama, wirklich, es ging sich sehr schön unter dem Schirme," sagte Anna, indem sie dem Hause zuschritt.

"Schelmin!" flüsterete ihr leise Alfred zu, der schon wieder an ihrer Seite war.

Kabstrud verboten.

Eine Sommernacht auf einem russischen Kaiserschloß.

Von Fr. Wih. Groß.

Die Nordlandfahrt des deutschen Kaisers Wilhelm II. in nicht längst vergangenen Tagen hat die Erinnerung wieder auf ein russisches Kaiserschloß gelenkt. — Peterhof ist sein Name. — das zwar seit den Tagen des großen Schöpfers dieses russischen Verfallses infolge zahlreicher historischer Vorgänge zur Berühmtheit gelangt war, aber trotzdem in den letzten Jahren beinahe in Vergessenheit gerieth. Schlösser und Paläste haben ihre Glanz-Epochen, wie ganze Völker, und steigen oder sinken im Ansehen mit ihren jeweiligen hohen Bewohnern. Alexander III. und sein Hof weilen meist in dem lange verwaist gewesenen Gatschina und suchen Peterhof nur selten und sehr vorübergehend auf, während es früher der Lieblingsort der Czaren war, und infolge seiner unvergleichlichen Lage an der Küste des Meerbusens den Wallfahrts-Ort der erholungs- und vergnügungsbedürftigen Bewohner des nahen St. Petersburg bildete.

Peter der Große verlebte dort in dem noch vorhandenen sehr einfachen Landhause „Mon plaisir" seine Sommer-Ruhe, und noch gegenwärtig zeigt man in dem Lusthäuschen das Schlafgemach seines berühmten Gründers. Katharina II. unternahm in der bekannten Juninacht, als sie auf Befehl ihres kaiserlichen Gemahls verhaftet werden sollte, in Begleitung der ihr ergebenen Offiziere vom Schloße Peterhof aus den entscheidenden Ritt nach der Hauptstadt, um sich der Gewalt zu bemächtigen und ihrem Gemahle dasselbe Geschick zu bereiten, das er ihr zugebracht hatte. Nicht weit von dem Schloße befindet sich ein zweites Landhäuschen, in welchem diese Herrscherin gern ihre Ruhestunden verbrachte. Trotz der äußeren Schmucklosigkeit besitzt es doch eine kostbare innere Ausstattung, die noch ganz in demselben Zustande vorgefunden wird, in welchem sie sich zur Zeit der Kaiserin befand. Zahlreiche andere antike Bauwerke, ein großer, mit Statuen, prächtigen Wasserfontänen und seltenen Bäumen und Sträuchern angelegter Park, sowie eine ganz ausnehmend imposante Umfassung auf das großartige Rundgemälde mit dem bewegten Meeresspiegel sind weitere Vorzüge, die dieser Sommer-Residenz einen großen Reiz verleihen.

Alexander II. pflegte auf diesem Lustschloße den schöneren Theil des Jahres zuzubringen, und die benachbarten großfürstlichen Schlösser von Strelna, und das noch reizender gelegene Oranienbaum boten angenehme und bequeme, in einer halben Stunde zu erreichende Ausflüge. Namentlich war es das Schloß Oranienbaum, das der Czar im Sommer häufig aufsuchte, um den Nachmittag bei der hohen Besitzerin, Großfürstin Helena Pawlowna und deren Tochter, der schönen Großfürstin Katharina, zu verbringen, welche Letztere in dem etwas tiefer im Parke gelegenen und vom großen Palais getrennten „Chinesischen Palais" wohnte.

Obgleich Oranienbaum an Statuen und Wasserfontänen keinen Luxus aufzuweisen hat, so hat doch die Natur und Gartenkunst Alles aufgeboten, um dafür vollumfänglich zu entschädigen. Aber es braucht eben wenig Rarmorbilder und Springbrunnen, wie Juno oder Hebe eines Juwelen-Kranzes, um schön zu sein. Das Panorama ist noch großartig, freier und imponirender als im angrenzenden Peterhof, und auch in geschichtlicher Beziehung ist jede Spanne Raum geweihter Boden. Von allen Besitzern und Besitzerinnen hat aber Keiner der keine so viel gethan, um den Ort mit historischen Erinnerungen zu bereichern, als Katharina die Große, die nicht nur als Großfürstin in Oranienbaum weilte, sondern auch später als Kaiserin mit Vorliebe sich dorthin zurückzog. Von anderen Merkwürdigkeiten abgesehen, ist es besonders der in Octogon-Form aufgeführte Pavillon (Solitüde) jener russischen Semiramis, der den ersten Rang einnimmt. In einer Park-Eröffnung am Rande der gebirgsartig sich hinziehenden hohen Küste gelegen, grüht er den Seefahrer schon aus beträchtlicher Ferne. Auf dem Söller oder der Plattform des Daches befindet sich ein Niesen-Fernrohr aufgestellt, das bei Nacht ebenso zu astronomischen Zwecken benutzt werden kann, wie am Tage zum Ausblicke in die offene, unbegrenzte See. Das Bild, das sich da, — mit der kaum einen Kanonenschuß entfernten und durch eine schmale Meerenge getrennten Seefersehung Kronstadt zu Füßen, — vor unseren Augen aufrollt, ist ein überwältigendes, und der Eindruck, den die wogenden Hügelreihen der heranwühlenden Meereswellen ausüben, ein packender und fesselnder.

Im Hoch-Parterre, zu welchem eine Rampe hinaufführt, befindet sich ein größeres Gemach mit ein oder zwei verwickelbaren kleineren Räumlichkeiten, und ganz dieselbe Eintheilung wiederholt sich eine Treppe höher, während man auf einer kleinen Wendeltreppe zum Söller gelangen kann. Hier pflegte die große Kaiserin sich mit ihren jeweiligen Günstlingen zusammenzufinden, und noch bis in die Mitte der sechziger Jahre, — also bis in die jüngste Zeit, — befand sich die ganze Einrichtung so erhalten, wie sie Katharina zurückgelassen haben soll. Selbst die benutzten Geräthschaften und Spielzeuge wurden noch in den kleinen Räumlichkeiten und Wandchränken aufbewahrt und sind vielleicht auch noch gegenwärtig vorhanden.

Vor der Rampe, die, wie man sagt, im Sommer mit Salz bestreut und zu kleinen Aufs., resp. Schlittenpartien benutzt wurde, lag ein großer, langer Platz, der an beiden Seiten von

alten Tannen eingefast war, zwischen welchen gerade Wege hinführen. Zur rechten Seite lag ein kleines, künstliches Gewässer mit einem Inselchen, auf welchem eine wasserprudelnde steinerne Figur stand, die aber, — wie das Bassin und so vieles Andere, — längst dem Verfall anheim gegeben wurde. Noch vor nicht langer Zeit, während meiner letzten Anwesenheit dabeist, fanden historisch eingeweihte und mit den lokalen Verhältnissen vertraute Personen in einigen von Gebüsch umgebenen Bodenvertiefungen von dem Gewässer wenigstens noch eine schwache Spur und von der Steinfigur allenfalls einzelne Bruchstücke vor, während gegenwärtig auch diese geringen Merkmale verschwunden sind.

Allein wenn man die Phantasie etwas zu Hilfe nimmt, und sich in die ursprünglichen Verhältnisse zurückversetzt, wird es demungeachtet möglich sein, sich vorzustellen, daß es für die anmuthigen Spiele der Kaiserin keinen schöneren Raum geben konnte; besonders wenn man berücksichtigt, daß der von Tannen und Gebüsch eingefaste Platz auf der hinteren Parkseite des Abends von Ballons und anderen, damals üblichen Beleuchtungs-Mitteln illuminiert wurde und in feenhaftem Lichterglanze erstarrte, sobald die erwähnten geräuschvollen Spiele stattfanden.

In unseren Tagen ist allerdings die Solitüde sowohl, wie die Umgebung derselben kaum noch als die frühere wieder zu erkennen. Die Großfürstin Helena Pawlowna ließ die historische Rampe entfernen und durch einen neuen Stufenbau ersetzen, wogegen der ehemalige Platz in ein reizendes Garten-Pöhl umgewandelt wurde. Nachmittags oder gegen Abend fanden während der Anwesenheit der großfürstlichen Herrschaften im Sommer an diesem Pavillon von einer Militär-Kapelle, alltäglich, mit wenigen Ausnahmen Concerte statt, die ein zahlreiches Publicum anlockten, oder es wurde dort von den hohen Damen und ihren Gästen der Thee eingenommen, und ein solcher Nachmittag mit der darauffolgenden Nacht waren es auch, die wir hier aus der Erinnerung wiedergeben wollen.

Das Concert hatte wie gewöhnlich stattgefunden und war zu Ende. Der letzte Adienton war erklingen, und die Großfürstin Mutter und Tochter, die sich in dem Pavillon befanden, hatten sich auf die Plattform begeben, um noch einen Augenblick den Sommerabend zu genießen.

Das Schauspiel war ein beruhigendes, denn die Sonne schlich über den Horizont hin, ohne unterzugehen, und verlegte das nahe gegenüber liegende, aus dem Meeresspiegel emporstehende Kronstadt mit seinen Kuppeln, Thürmen und den mastenreichen Kriegs- und Handelshafen in ein glühendes Feuermeer. Rechts, über den flimmernden und glitzernden Meerbusen hinwegblühend, gewahrte man am fernen Hintergrunde die Thürme der vier Meilen entfernten Hauptstadt, und unter anderen zahlreichen Hochbauten auch die goldene Kuppel der Isaakskirche, die sich im Widerscheine des niedergehenden Tagesgestirnes ausnahm, als ob die Sonne von Petersburg aufginge, während die Finnen und Krümmungen der Spitzbauten von Wasil-Ditrow und der angrenzenden Stadttheile blitartige Reflexe warfen.

Dieß man das Auge nach der linken Seite schweifen, so verlor es sich wieder in dem blinkenden und blendenden Gewoge der unermesslichen, grünblauen See, und obgleich Windstille herrschte, rollten doch mächtige Wasserberge daher, die wie hinter einander sich fortbewegende Hügelreihen ausliefen. Hier und da schienen helle Flammen aus den glimmenden Rämmen der Wellen emporzuschlagen, und wenn sie dann ächzend am Rande zerbrachen, glaubte man die ganze Küste von einer feuer- und funkenprühenden Hecke umgeben. Abgehende und ankommende Schiffe kreuzten sich nah und fern immerwährend, um entweder in dem Handelshafen, oder, — wenn es Kriegs-Fahrzeuge waren, — in den daneben liegenden zwingerartigen Kriegshafen einzulaufen, dessen Mastenwald der Fremde weit eher für ein Hopfenfeld halten würde. Ueberall auf der monotonen und im beständigen Farbenwechsel begriffenen Wasserfläche fesselt eine Bewegung und Lebendigkeit ohne Gleichen. Hin- und herfahrende Dampfer wehen wie eine riesige SeeSpinne ihre Raucheuse, und Segelschiffe, wie Rufschaalen auf und nieder tauchend, oder auf dem Rücken einer Woge tänzelnd, streichen, fliegenden Seeentwürfen gleich, über die Oberfläche, während andere sich wie fremdartige Meeres-Geisterte ausnehmen, die der Strahl der Abendsonne aus der Tiefe emporgeholt hat.

Allein, dieser Glanzpunkt des Schauspieles dauerte doch nur eine begrenzte Zeit und erlosch dann allmählich, ohne daß man sagen könnte, es hätte nun auch mit aller Schönheit ein Ende gehabt. Ganz im Gegentheile folgte jetzt die herrliche Dämmerung der unbeschreiblichen nordischen Sommernächte, und an die Stelle des magischen Lichts und der Sonneneffekte trat die beschleichende Weiße der Abendstunde mit dem geheimnißvollen Flüstern, Nausen, Säuseln und Rollen des Parkes und der nahen See. Es begann das unsichtbare Leben der wonnigen Nachtstunden, das man mehr ahnt und mit dem Instinct als mit den Sinnen wahrnimmt. Erst hatte das Auge sich an dem Naturspiele gewöhnt; jetzt landete man mit selbigem Empfinden auf die verschiedenen, — wenn auch noch so leisen Klänge und Stimmen der Natur und wiegte sich im süßen, seligen Wohlbehagen.

Unterdessen verflüchtete sich das Meer etwas dichter und erschwerte die Beobachtung auf eine größere Entfernung. Ebenso verflüchtete die geräuschvolleren Lebens-Außerungen in der Außenwelt, und selbst in unserer nächsten Umgebung ward es stiller. Das Publicum, das auf dem langen und breiten Wege zwischen dem Schloße und Pavillon promenirte, oder auf den zahlreichen Bänken sich niedergelassen hatte, zerstreute sich zusehends. Ein großer Theil hatte bereits den Park verlassen, und ein anderer verließ sich in den vielen Nebenwegen, während der Rest nur noch aus Neugierigen bestand, die mit bewunderungswürdiger Ausdauer auf die hohen Damen warteten, um dieselben zum so und so viel hundertsten Male einer Ocular-Inspection zu unterwerfen. Die Letzteren, die bis dahin am Fernrohr gestanden, verließen jetzt den Söller, um die Rückkehr nach dem Schloße anzutreten. Im Parke und auf dem von mächtigen Baumriesen beschatteten großen Hauptwege herrschte schon Halbdunkel, und rechts und links, kreuz und quer schwebten Legionen Glühwürmchen von einem Gebüsch zum anderen oder hingen sich an die Blätter. Auch die zahlreichen Nachtigallen, — die sich aus den verschiedensten Richtungen des weiten Parkes gegenwärtig antworteten, lödeten ihre köstlichen Triller, und das Lärmen der über unseren Köpfen sich wiegenden Baumwipfel kam uns vor, wie das Geflüge unsichtbarer Genien und Waldnymphen.

(Schluß folgt.)

Kabstrud verboten.

Kissingener Badebrief.

Bad Kissingen, Anfang Juli.

Die Saison in Kissingen hat infolge der günstigen Witterungsverhältnisse des Monats Mai sehr frühzeitig begonnen. Die Ex-Königin von Hannover mit ihrer Tochter Mary gehörte zu den ersten Gästen von Bedeutung, welchen sich dann auch der Herzog von Edinburgh anschloß. Die Königin von Hannover ist Mitte Juni wieder abgereist, als der Besuch Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin in näher Aussicht stand, während der Herzog von Edinburgh noch hier weilte. Die Kaiserin kam am 28. Juni in einem Sonderzuge von Ebenhausen hier an, enthusiastisch begrüßt von der zahlreich zusammengeströmten Bevölkerung und den Kurgästen. Sie wurde vom Herzoge von Edinburgh, welcher ihr ein prachtvolles Bouquet überreichte, herzlich empfangen und fuhr dann durch die festlich geschmückte Stadt, überall mit begeisterten Hochrufen begrüßt, nach der oberen Saline, wo sie Hofrath Streit, der Bädler der königlichen Bäder Kissingen, Vocklet und Brüdner, in ihre Gemächer leitete. Die hohe Frau war angenehm überrascht über den Geschmack, mit welchem das sonst recht nüchterne und kahle, einstige fürstbischöfliche Jagdschloß für seinen neuen Zweck umgewandelt war. Das Jagdschloß, welches früher auch dem Fürstbischof von Seinsheim, dessen Wappen über der Einfahrt angebracht ist, erbaut. Ein langgestreckter, zweistöckiger Bau, sehr schlicht und wenig auffällig, mit niedrigen Seitensügel, umschließt er einen großen Hof und bildet den Mittelpunkt einer hübschen landwirthschaftlichen Colonie, welcher der Oekonomie-Rath Streit, Bruder des Borigen, vorsteht. Es traf sich sehr glücklich, daß der Herr Oekonomie-Rath, welcher das Schloß bewohnt, ein eifriger Sammler von alterthümlichen Kunstgegenständen ist und aus seinem reichen Schatze von Möbeln, Porzellanen, Bildern, Schnitzereien u. s. w. die ganze Ausmöblirung übernehmen konnte. Fürst Bismarck hatte stets nur einige Zimmer inne, die bescheiden möblirt waren, da der Fürst kein großes Gewicht auf die äußere Umgebung legt, während jetzt außerordentliche Anstrengungen nötig waren, um Ihrer Majestät und den kaiserlichen Prinzen ein würdiges Heim für die mehrere Wochen umfassende Dauer ihres Aufenthaltes zu schaffen. Es ist dies Letztere in jeder Beziehung gelungen, und die hohe Frau hat mehrfach ihrer Leberrückung über das Gelingen Ausdruck gegeben. Schreitet man durch die große Thor-Einfahrt und geht rechts eine dunkel gehobnte, bequeme Treppe hinauf, so gelangt man in den großen Saal, welcher als Eßzimmer dienen soll; er macht einen freundlichen Eindruck, obwohl von den Wänden alte, feierliche Herren in Perücken, die Portraits früherer Fürstbischöfe und Päpste, herniederblicken. An den Längsseiten stehen schöne, alte Schränke, in einer Ecke ein Wiener Flügel, in einer anderen auf einer Estrade eine Ephenlaube mit einem Bilde auf die Umgebung. Von der Decke, welche durch ein großes Wandgemälde von Paul Reno geschmückt ist, hängen künstlich ausgeführte Kronleuchter herab. Von hier aus gelangt man nach rechts in die mittelgroßen Toiletten- und Schlafzimmer der Kaiserin, welche für manchen Geschmack, der eine helle, freundliche Umgebung liebt, vielleicht etwas zu ernst ausfallen. Die Wände sind mit Werken tüchtiger alter Meister verziert, darunter Bilder von Dorn, Franz Potius, Mabusse, Golzins (der Besuch der heiligen drei Könige), und neuerer wie Dietrich, genannt Dieterich, welcher eine Landschaft mit Schäfermädchen im Genre Watteau's dargestellt hat. Zwei wunderbar schöne Holzschnitz-Werke fallen besonders in die Augen, eine Magdalena von Tullmann Riemen Schneider, einem Würzburger Meister, welcher 1631 starb, und zwei bemalte Holz-Reliefs von Albrecht Dürer, Scenen aus dem Leben Jesu darstellend, und zwar letztere mit solcher Feinheit ausgeführt, daß man zur genauen Untersuchung eines Vergrößerungsglases kaum entbehren kann. Auf der anderen Seite des Saales liegt zuerst der Empfangs-Salon der Kaiserin, welcher mit seinen hellpolirten, echten Rocco-Möbeln, den werthvollen Teppichen und Draperien einen recht freundlichen Eindruck macht, der noch durch den Bilderschnud erhöht wird. Das Genre überwiegt hier; Nicolaus Waas ist durch zwei Portraits alter holländischer Patriizer vertreten, Adrian van der Velde durch eine prächtige Landschaft, die beiden Wagenbauer durch Thierstücke u. s. w., jedoch das Auge, wozu es auch schweifen mag, gefesselt wird. Das an das Toiletten-Zimmer anstoßende Schreibzimmer der Kaiserin dagegen ist im Stile der Spät-Renaissance, welche besonders durch einen prächtigen Schreibtisch repräsentirt wird, angefaßt, zu dem sehr gut der Wandbild, Portraits preussischer, markgräflich ansbachischer und fürstbischöflicher Herrscher, paßt. Von hier führt eine Wendeltreppe zu den Gemächern der Prinzen hinab, welche den Tag nach der Ankunft der Kaiserin ebenfalls eintreten und, so weit sie nicht schon zu Lernübungen herangezogen werden, sich die Zeit mit Spielen auf dem großen Hofe verbringen; derselbe ist in einen großen Garten mit Blumen-Rabatten, Rasenflächen, Palmen- und Lorbeer-Gruppen umgewandelt worden, und nur ein großer, steinerner Brunnen erinnert an des jetzigen Gartens einstige Bestimmung. Von einer verdeckten Laube schweift der Blick über die fastgrünen Wiesen der Saale zu den Buchenwäldern auf dem gegenüberliegenden Höhenzuge. Von dem Garten aus führt eine Thür in die Kapelle, wo des Besitzers kostbare Schnitzereien von Riemen Schneider stehen, welche kein Museum der Welt in dieser Anzahl aufweisen kann. Von dem Altare lächelt holdselig in ernster und dabei doch milder Schönheit die Mutter Gottes, mit dem Jesusknaben auf dem Arme, herab. Noch ist der Faltenwurf der Gewänder so knittelrig, wie bei Albrecht Dürer und Stoß, die Haltung eine gezwungene, unfreie, aber es ringt das Streben nach Naturwahrheit sich doch schon durch, ein kräftiger Realismus sucht die star gewordenen Formen der alten Schule zu durchbrechen. Riemen Schneider, welcher oft an von Dürer behandelte Sujets anknapfte, hat sein Vorbild in seinen besten Werken, zu denen dieser Altar mit seinen Seitensügel, deren Darstellungen eine wunderbare Kunst der Gruppirung zeigen, zu rechnen ist, übertroffen.

In diesem Heime nun, welches einsam und abgeschieden von dem Treiben des Bades liegt, wird die Kaiserin, wie zu hoffen steht, die Stärkung und Kräftigung finden, deren sie dringend bedarf. Die hohe Frau gebraucht eine Trink- und Badekur. Des Morgens in aller Frühe erhebt sie sich, trinkt Brummen und spaziert später mit den Prinzen auf dem sogenannten Bismarck-Wege, einem Fußpfade, durch die Wiesen,

welcher die Entfernung bedeutend abkürzt, nach der unteren Saline, wo das Bad für sie in den sogenannten Färstebädern bereitet wird.

Des Nachmittags unternimmt sie bei schönem Wetter gewöhnlich Ausflüge in die Umgegend, welche eine ganze Anzahl angenehmer Partien aufweist, obwohl wenig mehr zu genießen ist, als kühler Waldesschatten und von mäßiger Höhe ein Ausblick auf das Rhön-Gebirge und die freundliche Stadt im Thale.

G. Meinede.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Graf Moltke in Gudowa. Siehe das Bild, Seite 129.

Jeder, der unserem greisen Feldmarschall Grafen Moltke begegnet, hat seine Freude über die bewundernswürdige Frische und Rüstigkeit, mit welcher der achtundachtzigjährige Schlachtenkämpfer seine Jahre trägt.

In der Dorfkirche. Von J. Molitor. Siehe das Bild, Seite 133. — Ein einfacher, schmuckloser Raum mit weißgetünchten Wänden und rohgegemauerten Bänken dient der kleinen Dorfgemeinde als Gotteshaus.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

- Mittagessen im Sommer. — Krebsjuppe. Recept 1363.
Kalbsmilch und Hirn in Muscheln Recept 1364.
Forellenschleie Recept 1365.
Junge Hühner mit Salat.
Steinpilze mit Bechamel.
Französische Bohnen (à la poulette) Recept 1366.
Brod von Aprikosen und Mandeln Recept 1367.
Butter und Käse, Früchte.

1363. Krebsjuppe. Man kocht, für etwa 10 Personen, ein Schock kleine oder mittelgroße Krebse in Wasser, mit Salz, Zwiebeln und etwas Petersilie, gar, bricht die Schwänze aus, entfernt mittelst eines Längsschnittes in das Fleisch den Darm, schneidet die Füße ab, löst das Innere heraus, reinigt und beschneidet die Schalen. — Krebsnasen genannt, — und trocknet sie. Von einem Theile derselben, — die Uebrigen werden mit Klopfzig gefüllt, — bereitet man, nachdem sie im Mörser gestoßen wurden, mit 150 bis 200 Gramm Butter die 'Krebsbutter', indem man sie in die Butter wirft und diese auf nicht zu hellem Feuer so lange rührt, bis sie eine schöne rothe Farbe angenommen hat.

1364. Kalbsmilch und Hirn in Muscheln. 1 Kilo Kalbsmilch wird gut gewässert, gebrüht, entfeilt, in Butter mit Salz und Wurzelwerk weich gekocht, zwischen zwei Deckel gelegt, etwas beschwert, und wenn sie erkalte ist, in recht gleichmäßige Scheiben, etwa von der Größe eines Dreimarkstückes, geschnitten. Ebenso kocht man, mit etwas Essigzusatz, das gut gewässerte, von Haut und Adern befreite Kalbsgehirn, schneidet es in gleichmäßige Stücke, und rührt in wiederholt angegebener Art mit Eidotter, feinem Del und französischem Essig eine Mayonnaise-Sauce.

1365. Forellenschleie. Man nennt so die wie Forellen gekochten, diesen auch im Geschmack ähnlichen, und oft dafür gehaltenen kleinen Sommerfische, von denen 6—8 Stück auf das Kilo gehen. Sie werden aufgeschnitten und ausgenommen, was möglichst rasch geschehen muß, um, — da sie nicht geschuppt werden, — den Schleim, der sie umgibt, nicht zu verletzen.

1366. Französische Bohnen (à la poulette). Kleine, zarte, gleichmäßige Bohnen werden abgeseigt und in kaltem Wasser gelegt. Inzwischen feigt man einen Topf mit reichlichem Wasser und einem Kochlöffel Salz auf rasches Feuer, wirft, sobald er stark kocht, die Bohnen hinein, läßt sie einige Male aufwallen, gießt sie ab und thut sie abermals in kaltes Wasser. Man läßt man zwei feingehackte Zwiebeln in einem guten Stück Butter weich dämpfen, — doch dürfen sie sich nicht bräunen, — fügt einige Löffel kräftiger Brühe, Salz und Pfeffer hinzu, und läßt darin die Bohnen vollständig weich werden.

1367. Brod von Aprikosen und Mandeln. Zehn recht reife Aprikosen werden geschält, durch ein Haarsieb gestrichen, mit 30 Gramm in warmem Wasser aufgelöster Gelatine und einem Zuderhup verbunden, der durch Aufkochen von 180 Gramm Zucker in einem knappen halben Liter Wasser hergestellt wurde. Man stellt die Masse auf's Eis, nachdem man sich an einer Probe überzeugt hat, daß sie sich genügend verfestigt, und läßt sie erkalten. Dierauf brüht man 250 Gramm süße, 8 Gramm bittere Mandeln in kochendem Wasser, häutet sie, stößt sie im Mörser fein, übergießt sie mit 1/2 Liter Wasser und drückt sie durch ein Sieb. Zuletzt vermischt man die so gemommene Mandelmilch mit 125 Gramm feingestohlenen Zucker, 30 Gramm lauwarmen aufgelöster Gelatine, gießt sie noch einmal durch das Sieb, und setzt sie zum Erstarren auf Eis. Drittens bereitet man ein Wein-Gelée, bestehend aus 1/2 Kilo Zucker, 4 Citronen, 60 Gramm Gelatine und einer Flasche Rheinwein. Der Zucker wird in kleine Stücke geschlagen und mit 1/10 Liter Wasser übergossen, sobald er geschmolzen ist, auf's Feuer gesetzt und gekocht, dann thut man den Saft der Citronen hinein und schäumt ihn aus. Beinahe erkalte, mischt man ihn mit der besonders aufgelösten Gelatine und dem Rheinweine, in dem die sehr feingehackten Citronenschalen eine halbe Stunde ausgezogen sind. Gut verrührt wird, wenn die Gelatine von der besten Qualität war, eine Mischung des Gelées nicht mehr möglich sein. Sind diese Vorbereitungen sämmtlich beendet, bleibt nur noch ein Zusammenfügen der Speise übrig, und geschieht dies, indem man den Boden einer passenden, auf Eis gestellten Form, mit dem noch flüssigen Wein-Gelée ausgießt, dieses erstarren läßt, abwechselnd einen Teelöffel Aprikosen-Gelée, einen Theelöffel Blanc manger absetzt, damit eine Lage in der Form fällt, diese wiederum mit Wein-Gelée übergießt, und so fortfährt, bis das Ganze verbraucht ist. Auf Eis gestellt, muß die Speise recht kalt angerichtet werden, um sehr erquickend zu sein. G. R.

Organde wurde schon im Mittelalter, namentlich in England unter der Regierung der Königin Elisabeth geschätzt, gleichzeitig mit dem Marzipan, aus dessen Teigmasse jenes Getränk sich bequem und leicht herstellen läßt, indem man die mit Zucker durchsetzte Mandelpaste, welcher das Rosenwasser den bekannnten duftigen Geschmack verleiht, mit kochendem Wasser auflöst und die entstandene Flüssigkeit durch ein feines Sieb treibt. Je nachdem die Temperatur des Getränkes erwünscht ist, stellt man es sodann zurück zum bloßen Verkühlen oder auf Eis. Il est froid comme une carafe d'orgeat, ist bei den Franzosen ein beliebter Ausspruch für die Bezeichnung eines eifigen Weinens. Seinen eigentlichen Namen führt dieser Kühltrank von dem Gerstenwasser (Tisane), mit dem er am wohlthätigsten und zugleich gesundesten bereitet wird. Wir Deutsche pflegen ihn nach seinem Hauptbestandtheile Mandelmilch zu heißen. Will man Organde direct aus den Mandeln, — wozu man unter den süßen einige bittere mit verwenden kann, — bereiten, so bebrüht man die Mandeln wie sonst üblich, damit sich leicht ihre Schale entfernt und stößt sie am besten, —

und zwar möglichst fein, — in einem Mörser. Es empfiehlt sich, sie dabei mit etwas Wasser anzufeuchten, um ihr Deligwerden zu verhüten. Auf 1/2 Pfund süße Mandeln kann man 1/2 Pfund Zucker und 1/2 Liter Flüssigkeit, — Wasser, Tisane oder Milch, — rechnen. Obwohl das erfrischende, weißliche Getränk beim Zufuhr der letzteren seinen Namen am ehesten rechtfertigen kann, so sollten ältere und besonders schwächliche Personen doch lieber auf die Zubereitung mit Milch verzichten. Die mit Wasser oder Tisane hergestellte Organde ist als die zuträglichste zu betrachten. Tisane erhält man, indem man Gerste, — etwa 1/2 Pfund mit einem Liter Wasser, — so lange über schwachem Feuer kocht, bis sie leicht aufspringt. Diese Abkochung, die man zum Verkühlen hinsetzt und darauf durch eine Serviette feilt, um das Gerstenwasser vom Bodensatz zu trennen, wird zum Verdünnen der feingestohlenen Mandeln verwendet, verliert, wie je nach Geschmack mit einer Würze von Vanille oder Orangenblüthe versehen. Will man nur Wasser zum Bereiten der Mandelmilch gebrauchen, so kocht man die feingestohlenen Mandeln sammt dem Zucker einige Minuten damit und treibt die Flüssigkeit durch ein Haarsieb oder preßt sie durch eine starke, gut ausgewässerte Serviette. Den Rückstand kann man nochmals zerstoßen oder auch nur mit Wasser übergießen, um ihn dann abermals auszupressen. Den geschätzten Vesperwein ist sehr wohl bekannt, daß dieser Auszug aus der gestohlenen süßen Mandel, der sogenannten Mandelpaste, eine wohlthunende, ja unentbehrlich sogar eine heilkräftige Wirkung auf den Körper ausübt. Diesem Umstande verdankt die Mandelmilch ihren Platz in der Arzneiwissenschaft schon seit unendlich langer Zeit. Als Kühl- und Erquickungstrank verdient sie weit mehr Beachtung, als ihr in unseren Tagen gewöhnlich zu Theil wird. Man setzt sie vor anderen Erfrischungen von zweifelhaftem Werthe ungeredeterweise vielfach zurück. Sie führt dem Körper Kühle, ohne ihn zu erregen. Sie schmeichelt nicht gleichnerisch nur im Augenblicke des Genusses unserm Gaumen, um unseren Geschmack zu bestechen und hinterdrein, wie zahlreiche andere kalte Getränke mit weingeisthaltigem Zusatz, unsere Körper-Temperatur desto sicherer zu erhöhen, unserm Organismus mehr Wärme zuzuführen, als er im normalen Zustande erheischt, ja ihm sogar förmlich Gluth in die Adern zu treiben. Die Organde verspricht nicht mehr in diesem Punkte, als sie hält. Sie ist in des Wortes ganzer Bedeutung ein mildes, beruhigendes Getränk, — eine Erfrischung! Allerdings müssen wir vorlieb nehmen, daß ihr kein Feuergeist innewohnt, wie dem frappirten Königspunsch, auch der schaumartige Schmelz ihr fehlt, wenn sie über unsere Zunge gleitet, den wir am Sillabus schätzen. Auch wird sie dem duftigen Bouquet eines Ananas-Cardinals, eines Bischofs mit Maraschino oder des vielgenannten Dippokras, über dessen Vaterland die Gastrosophen der früheren Jahrhunderte sich auf's lebhafteste stritten, das Wasser nimmer reichen. Sie bleibt dagegen aber das bevorzugte Tränkchen für die nervöse Dame, das zarte Kind, — eine Mittschwester der Orangeaden und Limonaden und aller jener harmloseren kalten Mischungen, welche trotz des zahlreichen Ritwerbes, den die Inhaltsverzeichnisse der Kochbücher ihnen eröfnen, für den heißen Sommer sowohl durch ihren lieblichen Geschmack als ihre die Körper-Temperatur herabstimmende, daher gesundheitsfördernde Wirkung die weitgehendste Beachtung verdienen. Antoinette Gyrn von Terpiß.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Neue Mode-Blumen. — Wer kann mir sagen, was die neuen Mode-Blumen: Bouvardia, Stephanotis, Gardenia für Pflanzen sind (Sträucher oder Züchtungs-Gewächse) und wo sie herkommen? Wann blühen sie? Und welche Farbe haben die Blumen? Lassen sie sich leicht im Zimmer ziehen? Abonnentin in G.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.) Calla (88). — Das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich mich noch als Gärtnerin aufspielen und gar in Ihrem geschätzten Blatte, zu dessen eifrigsten Vorkämpfern ich wohl gehöre, gedruckt sehen würde. Aber da ich wegen meiner Erfolge in der Calla-Zucht viel bewundert und beneidet werde, glaube ich die aufgeworfene Frage sachgemäß beantworten zu können und will meine Handlungsweise, die in mancher Beziehung von der herkömmlichen abweicht, meinen lieben Mitgärtnerinnen zu Rath und Trost dienen lassen. — Die meisten Blumenfreunde bewässern die Calla im Sommer und Winter gleichmäßig stark, oder in der heißen Jahreszeit noch reichlicher; sie spritzen fleißig und halten die Unterfüße immer voll Wasser. Ich mache es anders. Vom Mai ab gieße ich allmählig immer weniger und zuletzt gar nicht mehr. Zur Zeit der Hundstage setze ich die Calla-Töpfe an eine recht der Sonne ausgelegte Stelle im Garten oder vielmehr, ich lege sie dort feittwärts an, sobald auch der Regen kaum Zutritt findet und die Erde vollständig ausdort. Wie traurig sehen nun meine Pflänzchen aus! Nichts ist von dem stolzen Wuchse und der Blätterpracht geblieben, rein gar nichts! Im September nehme ich den knolligen Wurzelstock aus der Erde und setze ihn, nachdem er von weissen Blättern, Rebenprossen und flebrigen Wurzelhaftern gereinigt ist, in einen hohen Topf mit sandiger Schlamm Erde auf einer Scherben-Unterlage. Schon nach einigen Tagen zeigt sich neues Leben. An einem hellen, sonnigen Platze am Fenster entwickeln sich bei fleißiger Bewässerung sehr schöne und kräftige Blätter, und schon gegen Weihnachten erschließt sich in der Regel die erste blendend weiße Blüthenheide. Um diese Zeit muß der Unterfuß stets mit Wasser reich gefüllt sein, auch helfe ich mitunter durch einen flüssigen Düngerguß nach. Im Laufe des Winters folgen noch 3 bis 5 Blüthen, ja mitunter hatte ich die Freude, daß eine Pflanze gleichzeitig zwei Blumen hervorbrachte. Das gewöhnte dann wirklich einen herrlichen Anblick! Der Erfolg spricht also für mein Verfahren, aber ich habe mir auch sagen lassen, daß die Theorie es gut heißt, und daß ich nur thue, was die Natur uns vorgezeichnet hat. Denn die Calla aethiops, — ich bleibe bei diesem Namen, mögen manche Botaniker sie auch Richardia oder gar Zantedeschia nennen, — stammt aus Afrika, wo sie die Aflukuter, die Moräste und Sümpfe durch ihre Blüthenpracht verschönt, aber bei der Sonnen- gluth der trockenen Zeit vollständig vom Erdboden verschwindet, bis die Regen-Periode im September die ausgetrocknete Knolle wieder zu neuem Leben erweckt. Schließlich möchte ich noch auf ein aufmerksam machen. Man schneide nie einen wellenden Blattstiel, der eine Blüthe hervorbringt, so daß man den Grund ab, weil

man sonst leicht die zweite an derselben Stelle sich entwickelnde Blüthe vernichten kann.

Kupfplatten der Nelken (88). — In der Regel wird das Kupfplatten der Nelken durch unpassende Erde, mangelhaftes Aufbinden, unrichtige Töpfe oder auch durch rauhe Witterung veranlaßt. Unter solchen ungünstigen Bedingungen bleibt der Keim in der Entwicklung zurück; er plagt und die Blüthe flattert aus einander. Je sorgfältiger man also die Nelken pflegt, um so weniger wird sich die lästliche Erscheinung bemerkbar machen. Die Erde muß gut und nahrhaft, doch nicht allzu fett sein. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man sie Nelken auf ein Beet, wo vorher Hyacinthen gestanden haben, bringen darf; sie gedeihen nicht, ebenso wenig wie Hyacinthen nach Nelken. In Bezug auf die Töpfe wähle man zur Nelken-Cultur womöglich neue, noch nicht in Gebrauch gewesene und nicht allzu große Töpfe; ein oberer Durchmesser von 10 Cent. bei einer Höhe von 14 Cent. ist für eine kräftige Pflanze ausreichend. Da die Blüthenknospen meist sehr empfindlich sind, muß man sie gegen Regen und rauhes Wetter, wie gegen Sonnenbrand zu schützen suchen. Zeigt der Keim Neigung zum Aufbrechen, so kann man dies manchmal dadurch verhindern, daß man die Keimspitzen vorsichtig abschneidet. Regelmäßiges Begießen, womöglich mit weichen Wasser, sorgfältiges Aufbinden und ein freier, luftiger Standort tragen wesentlich zum Gedeihen der Pflanzen und zur Entfaltung schöner, ebenmäßiger Blumen bei.

Tuberose (112). — Sie haben Recht, sich darüber zu freuen, daß die Tuberose (*Polyanthos tuberosa*), nachdem sie lange Jahre in Vergessenheit gerathen war, wieder einen wohlverdienten Ehrenplatz einnimmt. Denn wie herrlich ist ihr Wohlgeruch, wie schön nehmen sich die rein weißen Blumen aus, die zuweilen an den Spitzen rosa angehaucht sind, wie lange währt ihre Blüthendauer, da sich die Blumen an der reichblüthigen Keule nach und nach von unten nach oben erschließen! Ein fernerer Vorzug der Tuberose besteht darin, daß man blühende Pflanzen, je nach dem Beginne der Cultur, fast während des ganzen Jahres erzielen kann. In America und in Frankreich werden die Tuberose im Großen angebaut und massenhaft verkauft; auch die meisten der bei uns getriebenen Zwiebeln sind von dort her eingeführt. Das Ueberwintern der Zwiebeln macht keine Schwierigkeit; man nimmt sie, wenn die Pflanzen in vollständiger Ruhe stehen, aus der Erde, trocknet sie an einem luftigen, frostfreien Orte und bewahrt sie bei 6 bis 10 Grad Wärme bis zum Treiben. Doch glückt es nicht immer, sie im folgenden Jahre im Zimmer wieder zur Blüthe zu bringen. Immerhin sollten Sie einen Versuch machen, denn ein glänzender Erfolg würde die angewendete geringe Mühe reichlich lohnen. Setzen Sie daher die Zwiebeln im Februar, März oder April in mäßig große Töpfe, die mit Laub- und guter, sandiger Mistbeet-Erde gefüllt sind, achten Sie darauf, daß der Zwiebelhals frei heraussteht und geben Sie ihnen dann einen sonnigen Fensterplatz im warmen Zimmer. Die Pflanzen wollen namentlich im Anfange einen warmen Fuß haben; sie gedeihen daher kräftiger, wenn man sie zunächst in ein Mistbeet stellen kann. Vom Beginne des Triebes an bis zur Entfaltung der Blüthen muß reichlich gegossen werden. Auch im freien Lande lassen sich die Tuberose kultiviren. Man bringt sie Anfang Mai etwa 7 Cent. tief in gut zubereitete Beete mit lockerer, nahrhafter Erde; haben sie einen Blüthenschaft getrieben, so kann man sie mit vollem Ballen herausnehmen, in Töpfe pflanzen und in's Zimmer bringen, wo sie willig ihre schönen, duftenden Blüthen erschließen werden.

Rosalie v. A., Würzburg.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jealöse Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gefällig geschätzt sind.

Ein neues Malmittel. — Während auf dem Gebiete der Malerei das Petroleum eine Rolle zu spielen beginnt, und von künstlerischen Autoritäten als zuverlässigstes Malmittel gepriesen wird, ist es Herr Dr. Gehring in Landsbut (Bairern) gelungen, eine für die Decoration keramischer Erzeugnisse und Glaswaaren hochwichtige Erfindung zu machen, welche in der Anwendung des Aluminiums und seiner Verbindungen besteht. Das Aluminium gehört zu den leichten Metallen und findet sich hauptsächlich in der Thonerde. Das auf chemischem Wege dargestellte flüssige Präparat ist in der patentirten Zusammenfassung als alleiniges Malmittel für Majolika-, Porzellan-, Email- und Glasmalerei zu verwenden und wird Alum-Lack genannt.

Die trockene Aluminium-Bronze wird unter Verzicht auf Alum-Lack für mattsilberne Bemalung von Glas, dunklen Gefäßen, Eisen-, Stahl-, Messing- und Kupferblechen benutzt.

Die großen Vorzüge dieses neuen Malmittels bestehen darin, daß es sämtliche Oel- und Klebstoffe, wie Lavendel, Dill- und Nelkenöl, venezianisches Terpentin, Gummi arabicum u. vollkommen entbehrt, und daß es für jede Farbengattung der verschiedenen Thon-, Porzellan- und Stein- gut-Waaren, unglazirt oder glazirt, gleich verwendbar ist. Ferner sind die damit gemischten Farben bedeutend feuerbeständiger, und man hat es in der Hand, glänzende und matte Zeichnungen in einem Brande einzubrennen, da die Farben niemals fließen. Bei dem Malen selbst trocknet jede Farbaufstrich rasch, ohne künstliche Erwärmung und kann wiederholt übermalt werden; das lästige Trocknen und wiederholtes Brennen der, nach alter Technik gemalten Porzellane fällt weg, und das Abbrauchen vor dem Brande geht auch viel schneller von statten. Der Alum-Lack verleiht den Farben mehr Leuchtkraft und macht namentlich den Purpur auf Porzellan besonders glänzend.

Verlag von Franz Vipperheide in Berlin W., Potsdamer Straße 38.

Auf der Palette zurückbleibende Farbereste verharzen nicht, sondern werden beim erneuten Gebrauche durch einige Tropfen Terpentinöl aufgeweicht und dann wieder mit Alum-Lack fertig gerieben.

In technischer Hinsicht sei noch bemerkt, daß man den Farben nach Belieben Alum-Lack zusetzen kann, und z. B. die Farben so flüssig anreiben darf, daß man mit der Reiß- oder Zeichenfeder contouriren kann.

Der schwierigen Email-Malerei leistet der Alum-Lack ganz besonders gute Dienste. Den glatten Flächen giebt er einen gleichmäßigen Glanz und den Farben tiefes Feuer. Wegen seiner Wetterbeständigkeit beginnt man in Baiern bereits, das Verfahren zu Schildern und Thürfällungen zu verwenden. Wenn die hiesigen Architekten erst einmal die Vorzüge kennen gelernt und erprobt haben, kann dem Verfahren eine große Zukunft prophezeit werden.

Dasselbe läßt sich nämlich sowohl für Fayon- als auch für Flächeneisen verwenden, für lackirte Decken und Relief-Relief-Verzierungen der Plafonds. Die Email-Malerei im großen Decorationsstile für Bau-Ornamente der Facaden dürfte dem erfindungsreichen Baumeister mit Hilfe des Gehring'schen Verfahrens ein weites Feld eröffnen. Mit den kräftig farbigen Emailen lassen sich auf dem ordinären, aber in der Form doch reizvollen, unglazirten gebrannten Töpfer-Thone, wie er in Baiern verarbeitet wird, höchst originelle Decorationsstücke herstellen; jedoch müssen die Muster auch dem bayerischen Stile, wie ihn die Handwerker in Südbaiern anwenden, entlehnt oder angepaßt sein.

Gleich werthvoll ist die Technik, d. h. Anwendung von Email-Malerei für Wandstiele, Medaillons aus Thon und Terracotta, Blumentöpfe, Vasen, Lampenfüße, Wasserkrüge, Dieneladeln und Kamin-Einfassungen.

Noch eine interessante Technik, deren gelungene Wiedergabe durch die Gehring'schen Präparate gesichert und deren Effect höchst eigenartig ist, haben wir in der Aluminium-Bronze-Malerei vor uns.

Die Aluminium-Bronze, ein bedeutend billigerer Ersatz für Silber, ist viel haltbarer und ausgiebiger als letzteres, schwärzt sich nie in der Luft oder im Innern der Räume, und wird unter Hinzunahme des Alum-Lackes zu mannigfachen Decorationen in der Metall-Industrie, als Imitation der Silber-Tauschirungen und in der Glas- und Thonwaaren-Industrie angewendet. Auf den dunklen Thoner glazirten Thonwaaren (sogenannte Schweizer Majolika), lassen sich mit der angeriebenen Bronze mittelst einer Stahl-, Nadel- oder Schilfrohr-Feder die feinsten, prächtigsten Linien-Ornamente anbringen, welche durch decent aufgetragenes Glanz- oder Mattgold in der Gesamtwirkung erhöht werden kann.



Jedes Thongeschirr, glazirt und unglazirt, ist mit dieser Bronze leicht und bequem zu verzieren, ebenso farbige Gläser, welche allerdings das Brennen vertragen müssen, weil ja diese Bronze-Malerei ein Einbrennen in Glas-Feuer bedingt. Auch mit dem weichen Pinsel lassen sich Flächen, welche durch dünnes und starkes Auftragen modellirt werden, gut und sicher malen. Nahrungsmittel, aber ungemein zart und gefällig in Form und Wirkung, sind allerlei große und kleine Gläser und Flacons, Schalen und Teller, deren Zeichnung vom Glaschleifer zuvor in vertieften, millimeterbreiten Linien eingeschliffen wird, und welche Vertiefungen dann mit der Feder oder dem Pinsel mit Bronze-Präparat ausgefüllt werden. Die glatten Glasflächen belebt man durch kleine, farbige Email-Pünktchen. Auf diese Art decorirte Gläser machen ganz und gar den Eindruck, als sei das Glas mit Silber tauschirt oder mit Silber umspunnen. Die unglazirten, sogenannten Bisquit-Porzellane dürften durch derartige Bemalung nur gewinnen.

Es kann nicht genug betont werden, daß der Alum-Lack also das beste Malmittel für sämtliche Malereien bildet, welche eines Brandes bedürfen, und daß die Erfolge dieses Verfahrens sicher einen Platz in den Werkstätten der keramischen Kunst-Industrie einbringen werden.

H. Lehnert.

Von den Abbildungen, welche den vorstehenden Artikel illustriren, stammen der kleine mit eingeschliffenen Linien verzierte Flacon, sowie das irdene unglazirte Töpfchen mit seinem bayerischen Blumenmuster aus Landsbut; beide messen 10 Cent. Höhe, während die dunkelbraune, in Gold und Silber decorirte Henkelvase aus Thoner glazirtem Thon 15 Cent. hoch ist. In Gold und Silber sind auch die Verzierungen gehalten, welche sich von dem dunkelblauen Grunde des 22 Cent. im Durchmesser betragenden Majolika-Tellers (aus der königl. Porzellan-Manufactur zu Berlin) wirkungsvoll abheben. Die Malereien selbst sind von einer bekannten Künstlerin,

Fräulein Luthmer (Lützow-Straße 17), ausgeführt, welche auch diese neue Behandlungsweise beim Malen ihren Schülerinnen lehrt. — Das Material, sowohl Blumen-Lack und Aluminium-Bronze, als die verschiedensten Glas- und Thonwaaren sind durch die Firma Haase u. Brandt, W., Wilhelm-Straße 91, zu beziehen.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Eisenflecke.** — Wie entfernt man Eisenflecke aus Leinwand? M. K. in Gms.
- Rococo-Stoffe.** — Wer liefert in Deutschland die schönsten Rococo-Stoffe?
- Billard-Tisch.** — Wo bestellt man am besten einen Esstisch, der auch als Billard einzurichten ist, und der nöthigenfalls für 24 Personen ausreicht?
- Unterricht in der Landschafts-Malerei.** — Wer ertheilt einem in Dresden für kürzeren Aufenthalt den besten Unterricht in der Landschafts-Malerei? M. G. S. auf P.
- Ameisen.** — Wie vertreibt man Ameisen aus Wohnräumen? Insektenpulver, Petroleum sind schon vergeblich angewandt worden. Frau C. K.
- Gartenwasser.** — Wie bereitet man sich selbst das Gartenwasser für den Teint? Nazire am Bosphorus.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

- Schnecken** (119). — Um Schnecken aus Wohn- und Schlaf-räumen zu vertreiben, besprengt man ein Stück ungelöschten Kalkes leicht mit Wasser. Wenn derselbe zu Pulver zerfallen ist, bestreut man damit den Fußboden, und zwar dicht an den Wänden entlang; des Morgens wird man ihn dann mit todtten Schnecken bedeckt finden. Schon nach wenigen Wiederholungen dieses Mittels werden sämtliche Schnecken vertrieben sein. Nazire am Bosphorus.
- Portiären aus Cigarren-Bündchen** (47, 96). — Von Bezugquellen für Cigarren-Bündchen sind uns einige Adressen zugegangen, die wir jedoch nicht veröffentlichen können. Den verehrten Verehrern, welche dieselben zu erfahren wünschen, theilen wir sie auf Wunsch per Postkarte mit. D. Red.

Rathschläge.

Indischer Ingwer. — In jedem Garten, in welchem Salat gezogen wird, gehen eine Menge Pflanzen verloren, die unbrauchbar werden, sobald sie in Samen schießen. Solche nehme man zu dem nachfolgenden, sehr guten Recept, schneide die Stengel ab, schäle die äußeren, faserigen Theile fort, sodas nur das Innere zurückbleibt und zerlege dies in Stücke von der ungefähren Größe des westindischen Ingwers. Nun koche man zu 2 1/2 Liter Wasser 1 1/2 Kilo Zucker, füge einen großen Löffel gestoßenen Ingwer hinzu, werfe die Salatstücke hinein und lasse sie zwanzig Minuten kochen. Nachdem sie zwei Tage in der Brühe gestanden, koche man sie abermals eine halbe Stunde und wiederhole dies weiter vier bis fünf Mal, lasse beim letzten Aufkochen den Saft ablaufen und trockne die Stücke mit einem Tuche. Nun bereite man, mit Zusatz von soviel rohem Ingwer, als erforderlich ist, einen starken, brennenden Geschmack zu erzeugen, einen neuen Syrup, koche den Salat zwei bis drei Mal darin auf, bis er vollständig klar ansieht und den Geschmack des indischen Ingwers angenommen hat, thue ihn in Töpfe, fülle den Zucker über und verschleife ihn gut. Bei sorgfältiger Bereitung wird dieser nachgemachte Ingwer schwer von dem Indischen zu unterscheiden sein.

Pflaumen roh einzumachen. — Geschälte und entsteinte, oder nur entsteinte Pflaumen werden gewogen, mit einer gleich großen Menge geriebenen, besten Zuckers schichtweise gemischt, in eng-haltige Flaschen gefüllt, mit Papier verbunden und so lange in einen warmen Ofen gestellt, bis sich der Zucker vollständig aufgelöst und mit den Früchten vermischt hat. Sobald dies geschehen, wird das Papier entfernt, und man verbindet die Flaschen mit fest schließender Blase.

Aprisolen-Paste. — Recht reife Aprisolen reibe man aus, setze sie in einer gut verzimten Kasserole mit Wasser auf's Feuer, lasse sie bis zum Zerfallen weich kochen und reibe sie durch ein Haarsieb. Nun löse man Zucker von dem gleichen Gewichte der durchgeseihten Masse, vermische Beides und koche es auf gelindem Feuer zu einer nicht zu festen Marmelade, die in eigene Formen gegossen, oder zu beliebigen dünnen, flachen Platten geformt, zum Trocknen in den warmen Ofen gestellt wird. Sobald die Kuchen fest geworden sind, wickelt man sie einzeln in Papier, und bewahrt sie in einer geschlossenen Büchse oder einem Blechkasten.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten.



Zeichn. von Otto Dürr in Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Nr. 33.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 11. August 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.



Zu „Klein Ederl“ von Marie Giese. Zeichnung von Carl Rickelt.
Siehe Seite 140.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Biller.

(Fortsetzung.)

Doctor Uner entzog sich schon längere Zeit der Unterhaltung, drehte Brotkrümchen und blickte zerstreut umher.

„Theobald wird einen Toast ausbringen,“ flüsterte Frau von Asmus ihrer Nachbarin zu. Da kam ihm ganz unerwartet der Amtsrichter zuvor, klopfte an sein Glas und erhob sich mit Würde.

„Hab's meinem Alten längst angesehen, daß er eine Rede auf dem Herzen hat,“ bekannte leise der Freiwillige seiner Nachbarin. „Meine Herrschaften,“ begann der Amtsrichter, „ich setze voraus, daß Sie Alle mit mir übereinstimmen, unser hochverehrtes Geburts-

tagskind leben zu lassen und eine oftmalige Wiederkehr dieses frohen Tages zu wünschen . . ."

"Hoch! hoch! Er lebe hoch!" tönte es von allen Seiten, und die Gläser klangen. Sinchen sprang auf und umarmte ihren Papa. Frau Josephine nickte ihm herzlich zu und hoffte auf Erwidrung; doch schien Herr Nolte in dem allgemeinen Tumult nichts zu bemerken.

Der Amtsrichter war stehen geblieben, und sobald der Sturm vorübergebraust war, erhob er abermals seine Stimme: "Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einige Worte zu Ihnen zu sprechen, meine Damen und Herren; vornehmlich wünsche ich mit meinem Freunde Nolte zu reden. Ich bin Ihnen heute schweigend erschienen. Ich war schweigend, weil ich nachdachte; die wichtigsten Fragen des Volkswohles haben mich beschäftigt . . ."

"Hört! hört!"

"Die Klagen über die Zunahme des Proletariates werden verstummen, die Social-Demokratie wird so zu sagen aus Mangel an Beschäftigung eingehen . . ."

"Hört! hört!"

"Ich wiederhole, sie würde eingehen, wenn ein Jeder von uns seine Pflicht thäte, wie ich voraussetze, daß mein Freund Nolte seine Pflicht thun wird, sobald er nur weiß, was seine Pflicht verlangt . . ."

"Bin sehr begierig, es zu erfahren."

"Das soll nicht etwa eine Beleidigung sein —"

Furchtbares Gebrüll aus dem Ed-Perron, wo die Alysche Nachkommenschaft dinirte, unterbrach den Redner. Frau Alys stürzte hinaus, begleitet von wütenden Blicken und Kopfschütteln ihres Herrn Gemahls.

Nach einigem Käuspern fuhr der Amtsrichter fort: "Ein Landstich, meine Herrschaften, legt dem Eigenthümer in der heutigen Zeit schwerwiegende Verpflichtungen auf; er ist durchaus nicht geschaffen, um sich des Lebens zu freuen, um Gäste zu laden und", — mit einem Compliment nach Sinchen, — "dieselben vorzüglich zu tractiren, nein, ein Landstich ist nach den Anforderungen der modernen Kultur eine Stätte der Arbeit und der Anstrengung . . ."

"Hört! hört!"

"Bis jetzt, ich muß es zu meinem tiefsten Bedauern beklennen, ist Villa Josephine kein national-ökonomischer Mittelpunkt der Kultur; ich habe mit Schrecken gesehen, daß nicht die geringste Anlage auf dieses erhabene Ziel hindeutet. Ich fragte mich: sollst Du schweigen? Aber nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu dem Entschlusse gelangt, zu reden. Ich gehorche der Stimme der Pflicht, und mein Freund Nolte wird auch der Stimme der Pflicht gehorchen."

"Was soll ich denn thun?" wagte Herr Nolte einzuschalten.

"Im Kleinen durch zweckmäßige Anlagen und weise Ausbeutung der Natur Großes wirken. Das ist es, was ich jedem Grundbesitzer, — er mag nun ein Gärtchen oder ein Rittergut sein eigen nennen, — predige."

"Na, so legen Sie doch endlich los," rief Herr Alys ungeduldig.

"Ich komme sofort auf die wichtigen Punkte, Herr Rechtsanwalt; es ist durchaus nicht nothwendig, daß Sie mich ermahnen. Ich werde Alles, was ich noch zu sagen habe, gewissermaßen in Schlagworten zusammenfassen, und ich bin überzeugt, daß mein Freund Nolte, sobald er nur weiß, worin seine Verpflichtungen bestehen, nähere Aufschlüsse verlangen wird. Er wird mich stets bereit finden, ihm mit Rath und That beizustehen. Also vernehmen Sie," — der Amtsrichter schrie jetzt mit Stentorstimme: — "Hühnerzucht, Taubenzucht, Kaninchenzucht, Bienenzucht, Seidenraupen-Zucht!"

"Um's Himmelswillen, ist hier eine Volks-Versammlung?" ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen, und in der geöffneten Thür zeigten sich den erstauten Blicken Freund German, Tante Therese und ihre drei Töchter.

In dem allgemeinen Aufstande, der nun erfolgte, hörte man Freund German's Ruf: "Hoho! Große Geburtstags-Fete mit Toasten und Champagner!"

"Ohne Champagner, mein gutes Herrchen," krächte Nullmeyer dazwischen.

"Also ohne Champagner. Warum sind wir nicht dazu geladen worden, Freund Nolte?"

"Wir sind Sie ja auch nicht geladen worden, hören Sie; wir sind Sie freiwillig gekommen, Herr German, nur ein Bißchen mehr in der Frühe dieses frohen Tages."

"Na, Friß, lasse Dir zu Deinem Geburtstage gratuliren," rief Tante Therese und umarmte und küßte Herrn Nolte als Better ganz ungenirt.

Und, — so sonderbar ist das menschliche Herz, — Frau Josephine bekam nicht den gewohnten Stich dabei.

Die Entfremdung von ihrem Gatten schmerzte tiefer, als die Eifersucht, welche sie selbst als grundlos erkannt hatte.

Allmählig legte sich der Tumult der Begrüßung, und

die aus einander gesprengte Gesellschaft fand sich in verschiedene Gruppen wieder zusammen. Die älteren Damen in Frau Josephine's Zimmer, die Herren rauchend auf dem Ed-Perron, die jüngere Gesellschaft auf der Veranda. In den hintersten Theil des Gartens wurden die jungen Alys verbannt.

Frau von Asmus sträubte sich gegen eine Trennung der Gesellschaft und behauptete: "Vor uns Damen lohnt sich's nicht. Theobald ist ein Dichter, und ein Dichter braucht Publicum; ältere Damen, — ich darf uns wohl ältere Damen nennen, — repräsentiren aber kein Publicum."

"Was soll denn vorgehen?" erkundigte sich Frau Therese.

"Dr. Urner will so freundlich sein, uns mit seinem neuesten Lustspiele bekannt zu machen," erklärte Frau Josephine in einem Tone, als ob sie den Tod Dr. Urners meldete.

"Ich werde die Herren citiren," meinte Frau von Asmus entschlossen. "Sie können mit dem Rauchen noch warten."

"Liebe Frau von Asmus, ich glaube, es wäre besser, wenn wir uns den Genuß auf ein anderes Mal versparten," versetzte Frau Therese entschlossen. "Ein Dichter braucht vor allen Dingen eine empfängliche Stimmung; aber wo bekommen wir in dieser Hitze und zu dieser Stunde eine empfängliche Stimmung her?"

"Dann werden die Damen sehen, daß es heute überhaupt nicht zu der Vorlesung kommt." Und nachdem Frau von Asmus diese Worte wie eine Prophezeiung im tiefsten Akt von sich gegeben, nahm sie eine Tasse Kaffee aus Frau Josephine's Hand und versank in düsteres Schweigen.

"Gott sei Dank, wenn's nicht dazu kommt," flüsterte Frau Therese ihrer Cousine in's Ohr.

"Am meisten wundere ich mich, Freund Nolte," sagte Herr Nullmeyer auf dem Ed-Perron, "daß in Ihrem Brunnen noch Wasser ist, und daß Sie bei so 'nem riesigen Kaffee-Consum die gebrannten Bohnen nicht ausgeben. Und sehen Sie, hören Sie, das muß Sie Ihr Feind lassen, Bliemchen-Kaffee haben Sie uns nicht vorgezogen . . ."

Herr Nolte lächelte matt; er war auf dem Punkte der Erschlaffung, wo man nur noch matt lächeln kann. Nach dem Essen war er gewohnt, sich in seine "Höhle", wie er sein Zimmer nannte, zurückzuziehen; aber selbst dieses unschuldige Vergnügen sollte ihm an seinem Geburtstage nicht vergönnt werden. Statt dessen mußte er hören, wie ihn der Amtsrichter mit seinen Pflichten näher bekannt machte.

Alys war im Augenblicke verstummt; mächtige Rauchwolken ausstößend, las er die Parlaments-Verhandlungen in der "Frankfurter Zeitung" und sammelte Stoff zu einem fulminanten Angriffe auf Bismarck. Nullmeyer aber nahm sich seines Freundes Nolte tapfer an. "Ja, mein werther Herr Amtsrichter, darin stimme ich Sie ja vollständig bei." Und hier wendete er sich an seinen Freund Nolte: "Das kann Sie nun nichts mehr helfen, mein Guter, es ist Sie Ihre Pflicht, daß Sie sich von den Hähnen aus Ihrem besten Schlafe schreien lassen. Und gegen die Hühner, die Sie Ihre Blumenbeete zerstören, und die Tauben, die Sie Ihre frisch gelegten Erbsen ausscharrten, dürfen Sie nicht etwa schimpfen! Das müssen Sie dulden; das bringen Sie zu Ihren Verpflichtungen mit. Und wenn Fräulein Sinchen von einer Biene gestochen wird, soll sie bei Leibe nicht schreien, — das gehört Sie zur National-Ökonomie, — Ihre Zeit aber gehört Sie hauptsächlich den englischen Kaninchen und den Seidenraupen und nicht mehr Ihrer lieben Frau. Was Sie die Karnickel anbelangt, so sind sie immer hungrig; aber gegen die Gefräßigkeit der Seidenwürmer sind sie enthaltsame Thiere. Fünfmal am Tage müssen Sie das Ungeziefer mit frischen Blättern füttern, und dann kann Sie's auch noch passieren, daß Sie das heimtückische Gewürm aus Bosheit crepirt . . ."

Der Amtsrichter lachte herzlich; Herr Nolte lächelte immer matter.

"Da ist Sie nichts zu lachen, meine Herren," fuhr Nullmeyer ernsthaft fort. "Bis jetzt war Sie seine national-ökonomische Vernachlässigung mit der Unwissenheit von meinem Freunde Nolte zu entschuldigen. Wenn einem Menschen das ahnungsvolle Genie für das Wohl der arbeitenden Menschheit abgeht, — was der Herr Rechtsanwalt in so hohem Grade besitzt . . ." hier guckte Herr Alys grimmig aus seiner Zeitung auf. "Besten Dank," rief er und versenkte sich abermals in eine Richter'sche Rede.

"Nun bin ich Sie in meinem schönen Satz, weil er Sie ein Bißchen zu lang gerathen war, durch Herrn Alys's Dankbarkeit steden geblieben; aber das will ich Sie nur sagen, Nolte, wenn Sie nicht ein ganz pflichtvergeßenes Individuum sind, müssen Sie sich der National-Ökonomie in die Arme werfen oder Ihre Villa verkaufen. Ausruhen, Rosenpflügen und Gäste

einladen, sowie uneingeladene bewirthen, das ist Sie für den modernen Menschen ein Verbrechen. Merken Sie sich das."

"Friß, könntest Du einen Augenblick heraustrimmen?" fragte Frau Josephine und guckte zur Thür heraus.

Das war die alte, liebe Stimme, die er seit einer Woche nicht mehr gehört hatte; aber Herr Nolte traute diesem Friedenszeichen noch nicht, erhob sich langsam und fragte drinnen mit der angenommenen Strenge in seinem Blicke:

"Was wünschst Du von mir?"

"O, ich wünsche gar nichts; ich wollte Dir nur eine Gelegenheit geben, zu entfliehen, denn ich habe Dir's ja längst angesehen, daß Du in Deine "Höhle" schlüpfen möchtest."

"Unmöglich! Das wäre eine zu große Unhöflichkeit," rief Herr Nolte barsch.

"Mache doch keinen Lärm; so lange kannst Du's nicht aushalten." Sie ergriff seine Hand; er wurde schwach und ließ sich fortführen.

"Du mußt es ja aushalten." Seine Stimme klang sehr viel sanfter.

"Ach, mir macht's nichts aus, aber Du darfst uns nicht krank werden." Sie öffnete die Thür zur "Höhle".

"Also Du meinst wirklich?" Da war er schon hinter der zufallenden Thür. Er fand das Zimmer verdunkelt, wie er es liebte; da stand auch der neue, gestickte Lehnstuhl, daneben das gemalte Tischchen und ein frisch angelauenes Glas Wasser darauf, zugleich ein gefaltetes Foulard-Tuch, mit dem er beim Nachmittags-schlafchen gern das Gesicht bedeckte. Seine Frau hatte trotz der Aufregung und Unruhe mit liebender Hand für seine Bedürfnisse gesorgt.

Während er sich behaglich auf dem Lehnstuhle ausstreckte, fühlte er, wie der Groll aus seinem Herzen entwich; dagegen wurde der Wunsch, alle seine Gäste aus dem Hause zu werfen, immer lebhafter. Sobald er jedoch das Foulard über sein Gesicht gebreitet, nahm er sich vor, diese friedliche Stunde nicht durch gerechten Zorn zu trüben, sondern möglichst wenig auf den von draußen eindringenden Lärm und das ferne Gebrüll der jungen Alys's zu achten. Seine Seele leistete auch nur gedungen Widerstand, und er war eben im Begriffe, in angenehme Bewußtlosigkeit zu versinken, als ein Geräusch ihn zu voller Klarheit aufschreckte; er riß das Tuch von seinem Gesichte und starrte Herrn Dr. Urner an.

"Sollte ich stören, verehrter Herr Nolte, kann ich mich ja wieder zurückziehen," kispelte der Doctor und schritt dabei näher, mit der offenbaren Absicht, sich niederzulassen; diese Absicht führte er auch im nächsten Augenblicke aus.

"Durchaus nicht, — Sie stören durchaus nicht," murmelte Herr Nolte verlegen, als wäre ein Nachmittags-schlafchen ein Verbrechen, und er ein ertappter Sünder.

"Sie erlauben, daß ich weiter rauche?" Der Doctor machte sich's auf einem zweiten Lehnstuhle bequem.

"Entweder will er Sinchen oder Geld," reflectirte der unglückliche Hausherr.

"Ich hatte mich gefreut, ein verständiges Wort mit Ihnen zu reden, Herr Nolte; aber Alys und Nullmeyer machen jede Unterhaltung zur Unmöglichkeit. Selbst meinen Toast habe ich nicht ausbringen können."

"Ob ich ihn gleich frage, was er verlangt, Sinchen oder Geld?" dachte Herr Nolte. "Sinchen kriegt er natürlich nicht; aber Geld würde ich ihm geben, wenn ich ihn damit los würde."

Indeß kispelte der Doctor weiter; ja im Verlaufe der Unterhaltung wurde seine Stimme sogar manchmal ganz vernehmlich. Wie voranzusehen, sprach er sehr viel und Herr Nolte möglichst wenig. Die literarischen Zustände der Gegenwart waren ein dem Kaufmann fremdes Gebiet; er hatte nicht, wie Dr. Urner, mit der Concurrenz der Damen zu kämpfen, wenn auch der Geschmach derselben ein wichtiger Factor in seinem Seidenwaaren-Geschäfte gewesen war.

"Gott sei Dank, Sinchen zeigt keine schriftstellerischen Anlagen," beruhigte Herr Nolte.

"Eine seltene und höchst schätzenswerthe Ausnahme," bestätigte der Schriftsteller.

Dann kam er auf den falschen Geschmach des Publicums. "Das größte Unglück ist, nicht verstanden zu werden," seufzte er.

"Sie schreiben wohl so eine Art Zukunftsnuß?" fragte Herr Nolte naiv, und nachdem Dr. Urner bestätigt, daß er nicht im richtigen Zeitpunkte zur Welt gekommen wäre, ging er gegen die Redacteure los, wobei er durchblicken ließ, daß Alles in's richtige Geleis kommen würde, sobald man nur ihn zu einem Redacteur machen wollte. Schließlich bekannte er, daß das unerhoffte Wiedersehen eines ausgefandenen Manuscriptes unter die schmerzlichsten Momente des menschlichen Lebens gehöre.

"Und das passiert Ihnen?"

Dr. Arner zuckte die Achseln und seufzte. „Um, — ich fange an zu begreifen; aus dem Aesthetischen in's Practische überseht, heißt das: Sie bringen Ihre Waare nicht an?“

Dr. Arner lachte gezwungen. „Sie nehmen mir die Bezeichnung Ihrer Geistes-Producte als Waare hoffentlich nicht übel; es war nur ein bildlicher Vergleich.“ In Gedanken aber sagte sich Herr Nolte: „Er will nicht mein Sünden.“

Dr. Arner hatte den Vergleich sogar sehr treffend gefunden. „Es giebt Verhältnisse, die man mit dem Worte ‚Ebbe‘ bezeichnet; unter diesen Verhältnissen kann die Rückkehr eines Manuscriptes geradezu vernichtend wirken.“

„Er will nur Geld,“ dachte Herr Nolte beruhigt, und als er nach einiger Zeit mit Dr. Arner sein Zimmer verließ, — der Schlaf war ihm vergangen, — schien dieser in gehobener Stimmung, lispelte nicht länger und sprach von Herrn Nolte als seinem schätzenswerthen Freunde und Gönner.

„Abgefangen,“ rief Fräulein Cäcilie und fuhr mit ihrem Amichen auf Herrn Nolte zu. „Jetzt lasse ich Sie aber nicht wieder los, bis wir unser Geschäft abgeschlossen haben.“ Dabei drängte sie ihn in sein Zimmer zurück, und als auch sie bald darnach wieder heraustraten, machte Herr Nolte ein langes Gesicht und Fräulein Cäcilie schmunzelte. Um dem Concerte zu entgehen, hatte er die Reise des jungen Conservatoristen nach Weimar mit hundert Mark bezahlt.

Herr Nolte fand die ganze Gesellschaft auf der Wieje. Die Jugend vergnügte sich mit Spielen; die Aelteren standen am Elb-Ufer und beobachteten ein aufsteigendes Gewitter.

„In spätestens einer Stunde bricht's los,“ erklärte Frau Josephine mit überraschender Sicherheit.

„Ja, hören Sie, meine gute Madame Nolte, dann wird Sie's wohl an der Zeit sein, auf den Rückzug zu denken. Wann geht Sie denn das nächste Schiff nach Dresden vorbei?“

„Nicht vor einer halben Stunde,“ erklärte Frau Josephine. „Damit kommen Sie ganz gut noch trocken nach Dresden.“

Herr Nolte merkte sofort, daß seiner Frau das Gewitter den Vorwand bot, die Gesellschaft mit dem nächsten Schiffe loszuwerden. Aber die Gesellschaft schien dazu keine Lust zu haben.

Alte hänselte die Furchtsamkeit des Herrn Nullmeyer; der Antsrichter meinte, er verstehe sich auch auf Gewitter, und dieses werde vor der Nacht nicht da sein, — wenn es überhaupt käme.

„Na,“ sagte Herr Nolte, „meine Frau hat einen merkwürdig guten Blick für's Wetter; wir nehmen sie immer unsere Wetter-Prophetin.“

„Wenn Ihr uns los sein wollt, so sagt's gerade heraus,“ mengte sich Tante Therese ein. „Durch so ein paar dunkle Wolken lassen wir uns aber nicht vertreiben.“ Und Freund German versetzte: „Wenn ich mit dem einen Schiffe gekommen bin, habe ich nicht Lust, mit dem nächsten wieder abjudampfen.“

„Was fällt Euch ein?“ rief Frau Josephine mit plötzlichem Eifer, als sie ihren Mann erblickte. „Mich im Gegentheil macht es nur glücklich, wenn Ihr dieses Schiff nicht benutzt, denn das nächste werdet Ihr nicht mehr benutzen können, und das ist dann das letzte. Mir aber wird's das größte Vergnügen sein, Euch die ganze Nacht bei mir zu behalten; den Vorwurf der Ungastlichkeit sollt Ihr mir nicht machen, denn die Verlesung der Gastfreundschaft ist selbst bei den Wilden eines der verabscheuungswürdigsten Verbrechen.“ Diesen letzten Satz sprach sie lauter und mit Beziehung. Herr Nolte verstand, auf wen es gemünzt, und dachte: „Ich habe mich da neulich doch etwas zu stark ausgedrückt. Ich finde, daß man auch die Gastfreundschaft nicht zu weit ausdehnen darf.“

Frau Josephines Worte wurden von dem jungen Bäckchen lebhaft erfaßt. „Hurrah! Hierbleiben! Hierbleiben! Wir wollen die ganze Nacht nicht schlafen! Tanzen! Eine Bowle brauen!“ schwirten die Worte durch einander.

Nur Frau von Asmus, ihre Schwägerin und Herr Nullmeyer erschienen zur Abfahrt für das nächste Schiff gerüstet. Die Damen waren ein wenig pikirt, daß sie von ihren Protégés, für die sie so viel gethan hatten, schnöde verlassen wurden; denn Dr. Arner und der Conservatorist zeigten unzweideutig die Absicht, zu bleiben. Herr Nullmeyer erbot sich dafür, die Cavalier-Dienste bei den Damen zu übernehmen. Nach kurzem Abschiede stürmten die Drei, — Amichen voraus, — dem nahenden Schiffe entgegen. Nach einem höflich bedauernden Abschiede blieb Herr Nolte am Thore stehen und sah ihnen betrübt nach: „Nur drei Personen,“ dachte er. „Ach, wenn ich doch die ganze Gesellschaft jetzt so traben sähe, wie diese Drei!“

Nur zu bald zeigte sich, daß Frau Josephine eine gute Wetter-Prophetin gewesen war. Mit einem Male war der ganze Himmel mit Wolken bezogen, und der

Sturm kam über das Wasser gefahren, sodaß die sonst so friedliche Elbe plötzlich mit schaumgekrönten Wellen bedeckt war. Zugleich wirbelte eine mächtige Staubwolke auf, und Alles stoh in's Haus. Nur Frau Alve irrte noch umher, weil ihr Karl sich nicht sogleich fand; aber ehe der Regen losbrach, war auch sie mit ihren Angstkindern geborgen.

Unter Blitz und Donner zog das letzte Schiff vorüber. Mit einem Seufzer sah es Herr Nolte ziehen. Nun war keine Rettung mehr; die ganze Gesellschaft mußte für die Nacht in Villa Josephine untergebracht werden. Er gerieth immer tiefer in eine menschenfeindliche Stimmung; das Benehmen seiner Frau ärgerte ihn auch. Sie zeigte keine Spur von Unbehagen oder Unruhe; im Gegentheil, sie schien vergnügt, daß sich das improvisirte Geburtstagsfest bis über die Nacht ausdehnte, und dabei sah sie ungewöhnlich hübsch aus.

Durch die Gegenwart so vieler Menschen machte sich bei geschlossenen Fenstern eine drückende Schwüle bemerkbar, und der allgemeinen Heiterkeit schien ein Dämpfer aufgesetzt. Alve's Politisiren mit Freund German nahm einen gereizten und giftigen Charakter an. Dr. Arner und der Freiwillige warfen sich Sottisen an den Kopf. Tante Therese suchte abzulenken und schlug ein ruhiges Gesellschaftsspiel vor; aber man konnte sich nicht darüber einigen, und die Stimmung wurde immer gedrückter. Die Gegenwart der jungen Alve's wirkte auch nicht erheitend. Willy heulte aus Furcht vor dem Donner, purzelte von Stühlen und bekam Erstickungsanfälle. Tropdem erschien er im Vergleiche mit seinen Brüdern als ein Engel und erregte nur Mitleid. Diese Weiden aber erwiesen sich bei näherem Verlehte als die ärgsten Rangen, und man konnte sie nicht einmal los werden; steckte man sie zu einer Thür hinaus, kamen sie zur anderen wieder herein. Die unglückliche Frau Alve, durch die Ungezogenheit ihrer Zungen und die vernichtenden Blicke ihres Gatten endlich vollständig zur Verzweiflung gebracht, setzte sich in einen Winkel und weinte.

Herr Nolte schlich wie ein ruhelofer Geist aus einem Zimmer in's andere, saß kurze Zeit auf einem Stuhle und blickte melancholisch die Gesellschaft an, stand dann einen Augenblick am Fenster und betrachtete tiefsinnig das Toben des Wetters; zuletzt ging er kopfschüttelnd in das nächste Zimmer.

Endlich kam Frau Josephine auf einen klugen Gedanken: sie schleppte den Conservatoristen an das Piano. „Aber jetzt phantasiren Sie nicht über eine Schlacht,“ raunte sie ihm zu. „Etwas Lustiges, — Strauß oder Millöder, — verstehen Sie?“ Und während der Jüngling die Operetten-Melodien erklingen ließ, gab sie unter der Hand zu verstehen, daß sie, wenn man sich nicht bald über ein Spiel einige, Dr. Arner auffordern werde, sein Lustspiel vorzulesen. Das wirkte. Die jungen Damen schnitten Papierstreifen, und der Freiwillige spitzte Bleistifte, als Vorbereitung für ein Schreibspiel.

„Aber wo steckt denn Sünden?“ fragte Frau Josephine.

„Das gnädige Fräulein steht d'rin am Fenster und bewundert das großartige Schauspiel,“ versicherte Dr. Arner. Er war soeben im Entrée gewesen, um der Tasche seines Ueberziehers das Manuscript zu entnehmen, in der Hoffnung, daß ein günstiger Augenblick bald eintreten könnte.

Sünden stand nicht nur aus Naturschwärmerei am Fenster; sie wußte, daß das letzte Schiff, welches aus Dresden kam, um diese Zeit in Hostowitz anlegte, und sie erwartete noch in der letzten Stunde den Professor. Weshalb sie ihn mit solcher Gewißheit erwartete, hätte sie nicht sagen können; auch war das Schiff nicht einmal zu sehen. Der strömende Regen ließ nur die nächsten Gegenstände erkennen; ein Blitz zeigte für Augenblicke das Bild der sturmgepeitschten Landschaft. Bei dem Scheine desselben glaubte Sünden das Schiff, und auf der Landungsbrücke ein einsame Gestalt zu erblicken.

„Das ist er,“ dachte sie mit vollkommener Sicherheit. „Ach Gott, wenn er nur erst glücklich bei uns wäre!“

Dieser fromme Wunsch war wohl gerechtfertigt. Es waren nur wenige Minuten verflossen, da schien es, als ob das Feuer vom Himmel herunterstürzte, worauf ein prasselnder Schlag folgte.

„Es hat eingeschlagen!“ schrie Alles durch einander. Jeder stürzte zum Fenster, und da in diesem Augenblicke, gleichsam wie um Athem zu schöpfen, der Regen nachließ, sah man noch brechende, abgerissene Zweige einer vom Blitze gepalteten Pappel umherfliegen.

Niemand hatte beachtet, daß auch Sünden einen Schreckensruf ausstieß; Niemand merkte, daß sie todtbleich aus dem Zimmer, ja, ohne Kopfbedeckung, wie sie war, aus dem Hause stürzte. Der Sturm stemmte sich ihr entgegen, als sie das Hofgitter öffnete; der Regen stürzte auch jetzt mit verdoppelter Gewalt herunter und benahm ihr fast den Athem, aber wie von unsichtbarer

Macht getrieben, flog das zarte Kind die Straße hinunter.

„Tante Josephine,“ rief Gretchen, „was will denn Sünden auf der Straße?“

„Sünden? Um Gotteswillen! Das Kind hat doch nicht den Verstand verloren?“ Einen Augenblick zweifelte die erschreckte Mutter, ob sie aus dem Fenster ihr nachrufen, oder gleich zur Thür hinaus ihr nach-eilen sollte. Da ließ sich Gretchens Stimme abermals und mit einer noch erstaunlicheren Kunde vernehmen: „Tante Josephine, schnell; sie umarmen sich!“

„Wer?“

„Sünden umarmt einen Herrn!“ —

Armes, kleines Sünden! Sie hatte ihn ja gar nicht gesehen, weil das Wasser ihr immer über die Augen lief. Sie wäre vielleicht an ihm vorbeigerannt; sie war überzeugt, er läge erschlagen unter der Pappel. Aber der Professor, dem der Sturm nicht entgegenkam, erkannte sie. „Sünden, — um Gott, was ist Ihnen passiert?“ rief er; da lag das Kind in seinen Armen, und mit vor Schluchzen erstirter Stimme brachte es heraus: „Ich dachte, der Blitz hätte Sie erschlagen!“

„O, Du geliebtes Sünden!“ jubelte der Professor. „Nach mir bist Du in diesem Wetter hinausgelaufen?“

In diesem Augenblicke fuhr ein greller Blitz hernieder, damit es dem liebenden Paare an der elektrischen Beleuchtung nicht fehle, sodaß die an den Fenstern versammelte Gesellschaft Zeuge ihrer ersten Umarmung wurde.

„Tante Josephine, es ist der Professor! Er trägt Sünden in's Haus!“ schrie Gretchen.

Frau Josephine hatte sich in diesem kritischen Momente schon für die Thür entschieden und stürzte ihrem Sünden entgegen. Das erschien wie eine Aufforderung; die ganze Gesellschaft stürzte ihr nach. Aus dem sicheren Schutze des Hausflures wagte sich aber Niemand heraus.

Vor der Hofthür setzte der Professor sein liebes Mädchen nieder auf den Boden und Hand in Hand traten Beide in den Hof.

„Hoch lebe das Brautpaar,“ rief das infant terrible, trotz der heimlichen Kniffe seiner Schwestern. „Es lebe hoch!“ fielen die Uebrigen ein. Es war auch nichts mehr zu verheimlichen.

In Sündens Absicht lag es nicht, sich öffentlich zu verloben, ehe die Eltern ihr Jawort dazu gegeben; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Ausreißer nützte nichts. Der Hof war kein passender Aufenthalt. Triefend vor Nässe, gerade als wären sie den Fluthen der Elbe entstiegen, trat das Brautpaar in's Haus. Nur eine Mutter konnte den Muth finden, eine so vollständig durchnässte Tochter zu umarmen. Alle Anderen drängten nach rückwärts. Frau Josephine machte auch keine Nährscene, sondern nahm ihr triefendes Sünden und verschwand mit ihr auf der Treppe, die nach ihrem Zimmer führte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Aphorismen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Wisset, die Euch Haß predigen, erlösen Euch nicht.

Erene üben ist Tugend, Erene erfahren Ehre.

Der Pfennig der Witwe wird von der Kirche dankbar quittirt. Wüßt Du gleichen Lohn empfangen im Tempel der Kunst, dann sei ein Krosch und bringe Dein Hab und Gut.

Es giebt eine nähere Verwandtschaft, als die zwischen Mutter und Kind: die zwischen dem Künstler und seinem Werke.

Wenn Ihr wüßtet, daß Ihr solidarisch seid für jedes begangene Unrecht, das Lästern würde Euch vergehen.

Der kleinste Hügel vermag uns die Aussicht auf einen Chimborasso zu verbeden.

Kein Todter ist besser begraben, als eine erloschene Leidenschaft.

Der Ignorant weiß nichts, der Parteimann will nichts wissen.

Sich auf die Richtigkeit seiner Impulse verlassen dürfen, das ist Glück, das giebt einen festen Halt.

Einen Menschen kennen heißt, ihn lieben oder ihn bedauern.



Zu „Klein Ederl“ von Marie Giese. Zeichnung von Carl Nikelt.

Rahm und verboten.

Klein Ederl.

Ein Bild von der Brennerstraße.

Von Marie Giese.

Mit Zeichnungen von Carl Nikelt.

An dem Punkte, wo der Schallerbach die linke Felswand des Eisal-Thales durchbricht, sieht man schon in beträchtlicher Höhe unter dem finsternen Nadelholze Laubbäume aufstehen, die sich nach unten hin so weit mehrten, daß sie auf der breiten, am Fuße der Wand aufgebauten Terrasse einen dichten Hain bilden. Einzelne Exemplare und größere oder kleinere Gruppen sind auf dem weithin gedehnten Wiesenplane zu beiden Seiten und bis zum Ufer des im Thalgrunde dahinströmenden Eisal verstreut, sodas man sich in einen unabsehbaren Park verirren glaubt. Die prächtigsten aber bleiben auf der Terrasse und in ihrer nächsten Umgebung beisammen, um etwa dreißig Bauernhäuser zu beschirmen, den Wohlstand ihrer Bewohner durch ihren Frucht-Reichtum zu mehrten, und ein Dorf-Anneros zu schaffen, das ebenso viel schöne Einzelbilder, als Hoffstellen hat.

Das Dorf heißt Bahrn, und die Bäume sind Edelkastanien und Wallnußbäume. Man findet unter ihnen Stämme, die sechs Meter im Umfange haben und, mit gigantischer Kraft aus dem Boden emporstrebend, sich in eine Menge Äste theilen, die stark genug sind, um jeder für sich einen ansehnlichen Baum vorzustellen.

Wie sich um jedes Haus eine Anzahl dieser herrlichen Bäume gruppiert, so gehört auch ein Querschnitt dazu, oder ein dahin geleiteter Arm des Gebirgsbaches, wenn es nicht zufällig an diesem liegt. Das Rauschen dieser Gewässer belebt den ganzen Ort, hier lauter, dort heimlicher. Und dies ist gut, weil seine Stille sonst eine fast verzauberte wäre. Denn die alte, über das Brennerloch aus Deutschland nach Italien führende Straße ist verödet. Seit zwanzig und einigen Jahren, als der schwierige Bau der Eisenbahn über den Alpengürtel vollendet ward, begegnet man auf ihr nur noch den Heuwagen der Bauern und in seltenen Fällen dem Einspäumer eines Krämers, oder dem Karren einer Zigeunerfamilie. Staubfrei und sauber zieht sie bergauf und bergab durch Alpenwälder und über grüne Matten, und die Blumen an ihrem Rande sind von unberührter Frische.

Die einsame Straße führt durch das Unterdorf und berührt dabei einen für ganz Bahrn hochwichtigen Punkt. Es ist dies ein stattliches Bauernhaus mit einem, nur durch ein paar blinde Scheiben erhaltenen Erdgeschosse, in dem viele Fässer von bedeutendem Neusien lagern. Im ersten Stocke liegt eine große, realische Gaststube. Aus ihrem breiten, vergitterten Erkerfenster rücken rothe Kisten und Gelbweiglein heraus. Ein Niesen-Rußbaum wirft seinen sonnendurchglüherten Schatten auf die Front und die handfesten Tische und Wandbänke zu beiden Seiten der Haustür. Damit aber Keinem ein Zweifel bleibt, daß das Haus ein Gasthaus ist, schwankt an einer in der Mauer befestigten Querstange hoch in der Luft ein goldglänzender Adler.

Hier wird ein vortrefflicher Südtiroler Wein geschmeckt, der die Väter von Bahrn häufig herbei lockt, und dem zuweilen auch einige geistliche und weltliche Herren aus dem benachbarten frommen Städtchen Wigen Ehre anthun. An einem guten

Jmbisse läßt die dicke, brave Adlerwirthin es nie fehlen, und daß Filomena, die rosenwangige Hausdchter, den Wein kredenzt, kann seiner Güte keinen Abbruch thun.

Wie die meisten Orte im schönen Tirolerland, so hat auch das stille Bahrn seine Sommerfrischler, darunter in der Regel einige Maler, die mit Vorliebe im goldenen Adler Quartier nehmen. In diesem Sommer waren ihrer drei gekommen, zwei Fräulein und ein männlicher Colleague. Ein junger, noch kaum bekannter Schriftsteller hatte sich ihnen angeschlossen.

An einem Juniabende, eine Stunde vor Sonnenuntergang, saß die kleine Gesellschaft in Erwartung des Abendessens unter dem Rußbaume an ihrem Stammtische. Dieser hatte ein festliches Aussehen. Zwischen den beiden weißen, mit rothem Bozener Leithenweine gefüllten Karaffen stand in einem braunen Krüge ein prächtiger Rosenkranz, nicht weit davon eine Schüssel mit köstlichen Wald-Erdbeeren und ein appetitlicher Gualhuys.

„Wir werden uns heute mit Geduld rüsten müssen, bis Filomena uns etwas verabreicht. Sie wollte nichts weiter verrathen, als daß sie das Verbeßen des Herrn Professors richte, was etwas mehr Zeit fordere als gewöhnlich.“

Diese Bemerkung machte eine der Malerinnen, ein altes Fräulein, mit einem Gesicht von hausbackener Form, aber äußerst zumüthigem, zufriednem Ausdrude. Sie trug einen Marienscheitel und über ihm, geschmackvoll geordnet, ein schwarzes Spitzentüchlein. Ihre ganze Aunübung beschränkte sich auf Copiren von Heiligenbildern für Dorfkirchen, das sie bei ausdauerndem Fleiße auskömmlich ernährte. „Herr Professor“, fuhr sie fort, ohne von ihrem grauwollenen Strickstrumpfe aufzusehen, „wir fühlen uns von dem goldenen Adler um Jhretwillen zurückgehet.“

Derjenige, dem diese Worte galten, hörte sie nicht. Er blätterte mit der zweiten Colleague in einem Skizzenbuche der Letzteren, eine Beschäftigung, welche die Aufmerksamkeit Beider ausschließlich in Anspruch nahm. Er stand in der ersten Kraft und Blüthe des Mannesalters und sah nicht nur wie ein Künstler, sondern auch wie ein braver und lebenswürdiger Mensch aus. Vor einigen Tagen hatte er ein Gemälde, das den goldenen Adler mit dem Rußbaume und einem Stüd der Straße, die hier unter einer malerischen Brücke von dem Bache gekrenzt wurde, für einen unerwartet hohen Preis verkauft, und ein Seitenstück dazu bestellt bekommen. Ein anderes, eben auf der Ausstellung befindliches Bild, war als ein Meisterwerk recensirt worden. In überströmender Freude war er heute seinen Freunden nachgekommen, um Studien zu dem Seitenstücke zu machen und eine Frage an sein Schicksal zu stellen, von deren Beantwortung es abhing, ob sein Glück ein vollkommenes werden sollte.

„Sind Sie taub, Professor, daß Sie mich alles in den Wind reden lassen?“ fragte aufblickend Fräulein Schlosser, die Heiligenbilder-Copistin.

„Beste Schlosserin“, entgegnete er, „wollen auch Sie mich mit diesem philiströsen Titel reizen, der mir gar nicht einmal gebührt? Sie wissen doch, daß er bei den Landleuten hier nur den Unterschied zwischen Maler und Aufrechter bedeutet! Ich brauche ihn wirklich nicht zu meinem Glücke! Dazu fehlt mir.“ — „Setze er leise hinzu, — „etwas so ganz anderes!“

Das junge Mädchen an seiner Seite erröthete. Die Schlosserin bemerkte es und blinzelte von nun an zuweilen nach den Beiden hinüber, während sie sich stellte, als höbe sie an ihrem Strickzeuge eine Waage auf.

Jene junge Colleague hatte ein brünettes, sehr anziehendes

Gesicht und eine hohe, edle Gestalt. Mit sechsundzwanzig Jahren besaß sie schon einen Namen als Talent für Blumen- und decorative Malerei und wurde sowohl ihrer Persönlichkeit, als auch ihrer Künstlerkraft halber, von ihren Collegen bewundert.

„Gott sei Dank“, nahm die Schlosser wieder das Wort, „daß man einmal einen Menschen sieht, der von Glück spricht; selten genug kommt es heut zu Tage in der Welt vor. Uebrigens würde es uns leid gethan haben, Professor, wenn Sie in München geblieben wären. In meinem Troste hätte ich mir wenigstens sagen können, daß die Schuld nicht an mir lag.“

„Und das Darlehen, welches Sie mir zur Reise anboten, kam wahrscheinlich einem Hülfbedürftigen vom Metier zu Gute?“ erwiderte er in herzlichem Tone.

„Man thut, was man kann“, sagte sie so harmlos, daß Niemand in dem jungen Manne, der neben ihr saß, diesen Hülfbedürftigen hätte vermuthen können, zumal er nicht vom Metier war.

„Man thut, was man kann“, wiederholte sie, „aber schön ist's halt nicht, wenn man Ludank erntet.“

„Sie meinen, daß man Ihnen Ihr mühsam Erspartes nicht wieder zurückgibt?“ fragte das junge Mädchen.

„Das ist mir auch schon einmal passiert, aber was ich meine ist, daß Jemand, dem ich geholfen hatte, hinter meinem Rücken die Aeußerung that: Die Schlosser'sche Heiligenbilder-Fabrikation ist ein nahrhaftes Handwerk!“

„Das war eine gemeine Seele!“ rief der Professor.

„Ein Elender!“ murmelte der junge Literat.

„Ich habe keinen Ausdruck dafür!“ sagte das Mädchen.

Die Stricknadeln der Schlosserin flogen schneller. „Guer Eifer freut mich, Kinder, obgleich ich weiß, daß Ihr genialen Wesen über meine Malerei nicht viel anders denkt. Aber meine Copien sind gesucht, und ich lebe davon. Damit bin ich zufrieden.“

Ihr geheimer Schüßling — sein Name war Stiller — hatte bisher wenig auf die Unterhaltung geachtet. Er hielt auf seinen Knieen eine große Mappe, in die er mit Meistrit etwas hinein schrieb. In seinen großen, hellbraunen Augen lag ein trübes Etwas, das seine Bekanntschaft mit den Sorgen des Lebens ahnen ließ. Zum Glück hatte sich ihm Aussicht auf eine Stelle als vierter Redacteur bei einer Zeitung eröffnet, und in dieser Hoffnung konnte er sich seinem eigentlichen Berufe jetzt mit leichtem Herzen hingeben.

„Haben Sie nie ein selbständiges Werk versucht?“ fragte er etwas ungeschickt seine Gönnerin.

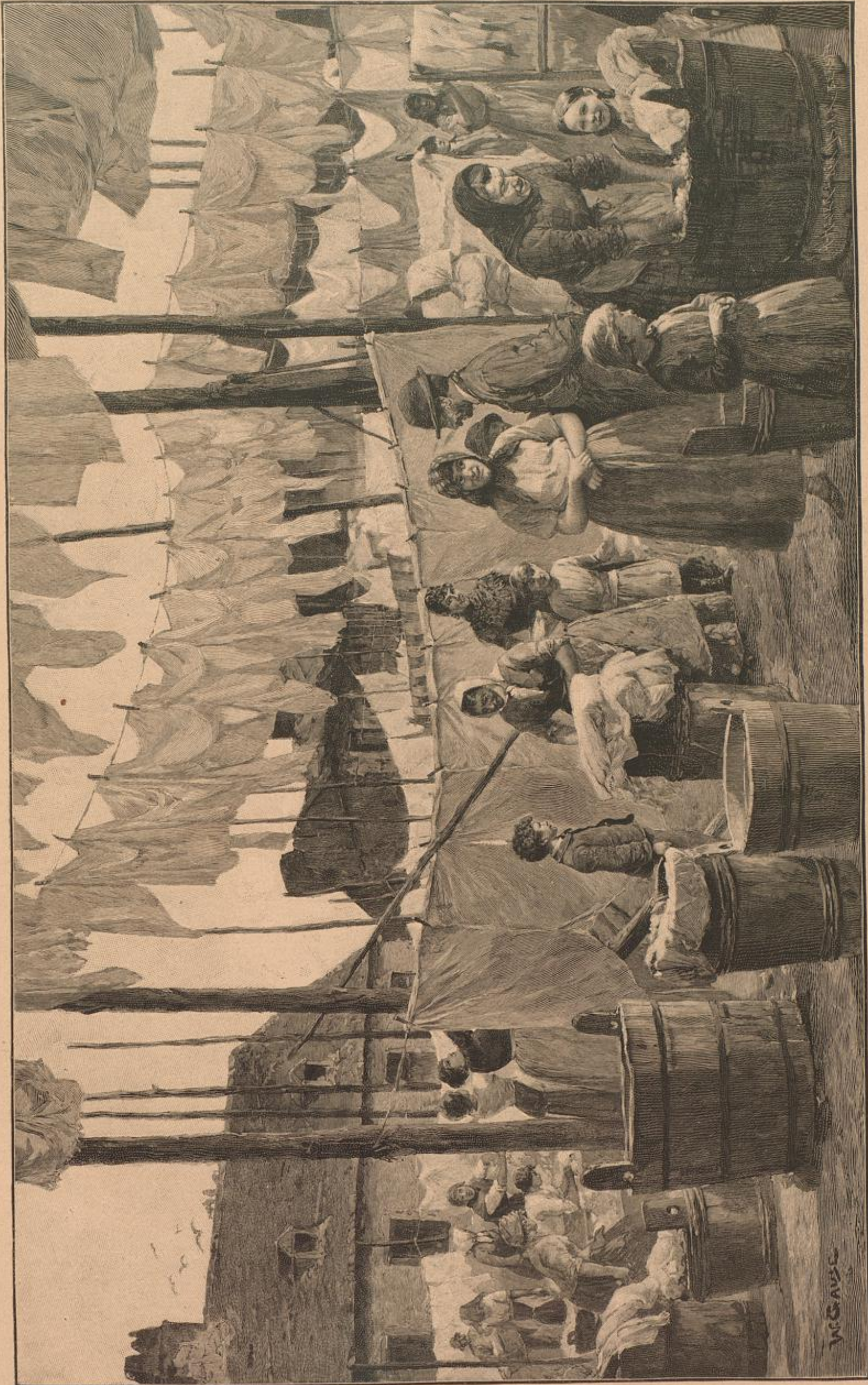
„Es fehlte mir immer an der nöthigen Zeit, so in die blaue Luft hinein etwas zu malen.“ erwiderte sie ein wenig kleinlaut, denn sie entsann sich einiger unglücklichen Versuche aus ihren jüngeren Jahren.

„Die Glückliche von uns Allen ist doch Fräulein Nina.“ sagte Stiller mit einem kleinen, schwermüthigen Lächeln. „Nach Italien zu gehen —“

Der Maler fuhr zusammen und wechselte die Farbe. „Nach Italien?“

Nina erhob den Kopf und entgegnete in etwas unsicherem Tone: „Ja, nach Italien! Seit ich das Wort kenne, ist's mein Traum, Italien zu sehen! Und hier bin ich schon auf dem Wege!“

„Hoffentlich reichen die Mittel.“ bemerkte halbblaut die Schlosserin.



Wiener Wäscherinnen. Von W. Gause. — Siehe Seite 140.

„Auf zwei volle Jahre! Außerdem habe ich Bestellungen!“ erwiderte Nina, und nun klang ein froher Stolz aus ihrer Stimme.

Stiller seufzte. „Hören Sie, mein Freund“, sprach mit einer Anwendung von Aergern die Schlofferin, „das Seufzen ist eine krankhafte Angewohnheit. Sie haben Anlage zu einem sogenannten Wimmerholz und müssen dagegen kämpfen. Bei uns Malern seufzt man nicht! Wir lassen uns keine Zeit dazu. Eher gestatten Sie sich einen kleinen Kluch, z. B. Donnerweiser! oder „Schodschwerenoth!“ Alles, nur keine Sentimentalität!“

„Ich nehme Ihnen Ihr ewiges Schelten nicht übel, weil ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, und verspreche Ihnen, mich zu bessern,“ erwiderte er, zu seiner Schreiberei zurückkehrend.

Der Professor seufzte nicht, aber über seine Züge hatte sich eine Wolke gelegt. Er zog seiner Nachbarin das Skizzenbuch aus den Händen und begann eine Zeichnung: ein Meer von Dächern, darüber die mächtige Kuppel einer Kirche, Pinien, Ruinen. An den oberen Rand des Blattes schrieb er die beiden Worte: „Dahin! dahin!“

Nina griff zu einem Buche, Pöble's Geschichte der Malerei in Italien, und las, oder schien zu lesen.

So sahen sie ein halbes Stündchen, dann ließ sich Fräulein Schloffer also vernachlässigen:

„Euer idyllisches Vahn ist mir denn doch etwas zu todt; Sie sollten uns etwas vorlesen, Stillerchen!“

„Mit Vergnügen! Darf es etwas Eigenes sein?“

„Voransgesetzt, daß keine Seufzer darin vorkommen, ja!“

„Ich werde mir erlauben, ein Abendstimmungs-Bild, an dem ich eben schreibe, vorzutragen.“

„Also aufmerksam, Ihr dräben!“ rief sie und klingelte mit der Stricknadel an ihr leeres Glas. Nina legte ihr Buch nieder, er zeichnete weiter, ohne aufzublicken.

„Es war,“ begann Stiller, „ein warmer Sommerabend. Die Sonne sank in das waldige Dunkel über dem Dörfchen Vahn an der uralten Brennerstraße. Auf den Wiesen trocknete das Heu und ergoß würzigen Duft über den lichtgrünen Abergang. In den kleinen Bauerngärten hauchten die Centifolien und die weißen Lilien, die Lieblingsblumen des Dries, ihren süßen Odem in die stille Luft. Einödnig plätscherte der Bach und trug auf seinen Wellen die Hollunderblüthen und die Blätter der wilden Rosen, welche die Bäche am Ufer ihm zuwarf, mit sich fort. Dieser Frieden lag über dem Dörfchen. Vor den Thüren sahen, ihr Pfeifchen schwaunend, die Bauern, ein halbes Duzend Kinder spielten im Dämmerlicht der Baumriesen mit den abgefallenen Früchten. Die Abendglocken —“

„Entschuldigen Sie, mein Herr Poet,“ unterbrach ihn seine Freundin, „aber was Sie da lesen, hören und sehen wir Alles selbst. Ueberflagen Sie freundlichst ein paar Seiten und kommen Sie zur Sache.“

„Zur Sache?“ entgegnete er gereizt. „Ich kann doch nicht mit der Thür in's Haus fallen, wenn ich erzählen will, daß Goethe auf seiner Reise nach Italien durch Vahn kam und selbstverständlich im „goldenen Adler“ einkehrte! Professor, was lagen Sie? Nicht wahr, der kleine Eingang ist durchaus notwendig?“

Der Angerufene blickte verwirrt auf. Er hatte nicht mit einem halben Ohre zugehört. Aber seine Verlegenheit dauerte nicht lange. Aus dem Erkerfenster, an dem sie schon eine Weile sichtbar gewesen war, rief die Wirthin ihm zu:

„Schaun's, Herr Professor, dort kommt der Burlacher!“

„Der Burlacher kommt! Der Burlacher kommt!“ tönte es plötzlich aus verschiedenen Richtungen durch einander. Mit einem Schlage kam Leben in das „verwünschene“ Dorf.

Die Bauern blickten die Straße hinauf und standen auf, die Kinder warfen ihre grünen Rüsse fort und rannten dem Gasthause zu; eine kleine Schar Knechte und Mägde, die vom Heuen kamen und in's Oberdorf wollten, schwenkte links ab und wandte sich ebenfalls dem „goldenen Adler“ zu, selbst die am Herde mit Bereinigung der Polenta und Anodol beschäftigten Hausmütter der Nachbarschaft ließen ihr Nachwerk auf einen Augenblick im Stiche, um aus der Thür zu sehen, ob der Burlacher wirklich käme.

Daß auch drei oder vier Hunde, die irgend wo herumgelegen und geschlafen hatten, sich der allgemeinen Bewegung anschlossen, wird nur erwähnt, um von ihrem Vorhandensein in dem idyllischen Orte Kunde zu geben.

Und sogar auf den gedankenabwesenden Professor übte das Rauberwort seine Wirkung. „Der Burlacher ist da!“ rief er, „der Träume Flor“ abschüttelnd. „Kommen Sie, Fräulein Nina, kommt auch Ihr beiden feindlichen Seelen Stiller und Schloffer, ich will Euch den Burlacher vorstellen.“

Sie folgten ihm, — die Schlofferin, nachdem sie zuvor eine Serviette über den Gugelhuß gedeckt hatte. Was sie nun sahen, war dies:

Auf der Straße, vom Brenner herab, fuhr ein ungewöhnlich großer, mit einem grauen Leinwand-Verdecke ausgerüsteter Frachtwagen in's Dorf ein. Die beiden wohlgepflegten, braunen Pferde trugen zum Schutze gegen die Fliegen ein rothes Netzwerk über dem Kopfe und an ihrem Geschirre hing eine Unzahl von Glöckchen, deren leises Geklingel sich mit dem Geräusche der Räder vermischte. Der Fuhrmann knallte lustig mit der Peitsche und nicht nach beiden Seiten zum Grusse. Auf dem kleinen Plage vor dem Stallgebäude, das links neben dem Gasthause stand, machte er Halt und sprang von seinem Sipe.

„Grüß Gott, Herr Professor! Sein's a wieder da? Freut mich, Sie wieder zusehen! Sie schau'n gut aus, mein i!“

„Gleichfalls, Burlacher!“ erwiderte der Maler, indem er dem sonnenverbrannten Manne die Hand schüttelte.

„Schau, Venz, der Herr Professor is a da!“ rief im Innern des Wagens eine frische Kinderstimme.

„Grüß Dich Gott, Miez!“ (Marie), entgegnete er und hob aus einer fensterartigen Luke in dem Verdecke ein niedliches, rothwangiges Mädchen von zehn bis elf Jahren herans. „Und da haben wir auch die holde Venz! Aber Kinder, wie seid Ihr gewachsen! Noch ein paar Jahre, und Ihr seid zwei große Madeln!“

„Dann will der Vater uns nimmer mitnehmen, hat er gesagt!“ erwiderte lachend Miez. Sie reichten ihm vertraulich die Hand, strichen ihre blauleinernen Röschchen zurecht und blickten gespannt nach der Luke in dem Wagen.

„Ist die Mutter heuer mit mir?“ fragte der Professor.

„Komm schon!“ ließ sich drinnen eine Stimme hören. „Und da haben's a den Ederl!“

„Den Ederl? Ja, wer ist das?“

Anstatt zu antworten, hielt ihm eine noch junge Frau mit schwarzem Haar und eben solchen Augen, unzweifelhaft italienischer Herkunft, einen etwa vierjährigen Knaben hin, der mit

einem rothen, nur bis zum Kniee reichenden Planellettschen bekleidet war, und auf dem dunkelblauen Kopfe, weit zurückgelegt, einen kleinen braunen Filzhut trug. Ein schönes, großäugiges, von Gesundheit strotzendes Bübchen, mit einem schimmernden Roth auf den bräunlichen Wangen.

Der Professor und seine Gefährten blieben stumm vor Staunen.

„'s is der Eduard, das Jüngst' von unsren Kindern,“ sprach die Mutter. „Wir haben g'meint, 's sei besser, wir hätten ihn mit uns, weil die Großmutter daheim mit länger mit ihm auskommen kann. Im Haus' läßt er sich mit halten, und hinter ihm herzulaufen, is sie nit mehr stink genug.“

„Welch' ein entzückendes Kind!“ rief Nina hingerissen.

„Ja, da ist Alles Vollkommenheit!“ setzte der Maler hinzu. Die Augen der Burlacherin leuchteten. „Und schwer is er nit wenig! Wenn der Herr sich bemühen wollt!“

„Komm, Ederl, Du Brachtstüdt aller Tiroler Buben!“ unterbrach er sie. Aber Ederl strampelte mit seinen nackten Beinchen ungeduldig in seinen Armen und rief, indem er nach dem Fuhrmann deutete, der seine Koffe am Röhrbrunnen trankte:

„Laßt's mi a Bißel aufsitzen, Vater!“

„Gut! Aber zuvor wird dies Fräulein Dich küssen, als die höchste Ehre, die Vahn Dir bieten kann!“ entgegnete sein neuer Freund.

„Das will ich gern! Komm nur, Ederl!“ rief Nina fröhlich.

Ederl befaß sich keinen Augenblick, sondern als sei es auch ganz nach seinem Sinne, umschlang er ihren Hals und küßte sie herzlich. Nun küßte ihn der Professor und setzte ihn auf den Rücken des Handpferdes, das den kleinen Mann, der ein Mal über das andere „häh! häh!“ rief, bedächtig in den Stall trug.

„Ein reizendes Genre-Bildchen!“ sagte lächelnd der junge Schriftsteller. „Es ist wahr, die Stoffe liegen auf der Straße! Reinen Sie nicht auch, Fräulein Schloffer?“

Sie nicht würdevoll, wie immer, wenn sie nicht Lust hatte, auf einen Gegenstand einzugehen.

(Schluß folgt.)

Eine Sommernacht auf einem russischen Kaiserjochse.

Von Fr. Wilh. Groß.

(Schluß.)

er gegen achthundert Schritte lange Weg war beinahe zurückgelegt, als ein junger Mann von fast kleiner Statur und großer Beweglichkeit auf die Großfürstin zuschritt und derselben ehrerbietig die ihm gereichte Hand küßte. Das war an sich gerade kein Ereigniß. Bei Damen nimmt man es mit einem Handkuße mehr oder weniger nicht so genau, allein, — dem jungen Manne sah man es doch an, daß er in dieser Richtung eine große Übung besaß und große Geschicklichkeit an den Tag legte, ohne Befangenheit zu verrathen. Im Uebrigen hatte seine Erscheinung durchaus nichts Vornehmes, aber seine Körperhaltung zeigte viel Gleichmüdigkeit. Der Schritt war leicht und behend und die Bewegung gefällig und sicher, ohne Künstelei. Das etwas runde Gesicht wurde von ziemlich langem Lockenhaar umgeben und schien noch viel jugendlicher, als der Mann war. In keinem Falle hätte man demselben irgend welche Bedeutung beigemessen, und ihn weit eher für einen Studenten, als für eine geniale Persönlichkeit gehalten.

Es war Anton Rubinstein, der zwar damals schon Director des Petersburger Conservatoriums war, aber eine Veräththeit noch nicht erlangt hatte. Er verkehrte jedoch sehr viel im Palais der Großfürstin Helena, gab häufig musikalische Abend-Unterhaltungen und war der bevorzugte Gästling der hohen Dame.

Nach einer ständigen Begrüßung wurde der Weg fortgesetzt, und gleich darauf betrat man den großen, freien Platz mit seinen Blumenanlagen, der vor dem Hauptjochse lag. Ungefähr in der Mitte des letzteren war auf dem Riese des Weges ein Tisch mit Sesseln aufgestellt, auf welchem die großfürstlichen Damen Platz nahmen, um dann die Unterhaltung in der anmüthigsten Stimmung fortzuführen.

Mittlerweile war die Nacht vollständig hereingebrochen. Die Vanillen- und Rosengruppen strömten ihre süßen, würzigen Düfte aus und wirkten geradezu berauschend auf Herz und Sinn. Nachtrichter und Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, um ihre süße Nahrung aus den Kelchen zu fangen. Käfer surrten und schmurzten vorüber, Cycaden zirpten, Grashüpfer sägten, das Laub in den Gebüschen raschelte, und der ganze Wald sumimte, brumnte und zirpte von kleinen Lebewesen, die ihrem Lustgefühl Ausbruch gaben.

Die Großfürstin Katharina verfolgte den Triller einer Nachtigall, die ganz in der Nähe schlug und wendete sich an Rubinstein, indem sie sagte: „Ja, Sie haben uns schon manche hübsche Sachen hören lassen, aber ein solches Concert, wie es uns unsere kleinen bestederten Virtuosen aufführen, können Sie bei aller Meisterlichkeit doch nicht nachahmen.“

„Nein, Kaiserliche Hoheit, das kann ich nicht!“ gestand der junge Meister ein, dessen Bescheidenheit vortheilhaft von der Selbsteingonnenheit anderer Künstler abtath. „Bei aller Einfachheit dieser Musik habe ich es noch nicht dahin gebracht, und wenn wir es vermöchten, würde es vielleicht Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht gefallen.“

„Weshalb nicht?“ warf die Großfürstin-Mutter dazwischen.

„Ich möchte das doch nicht glauben.“

„Aus vielen Gründen, Kaiserliche Hoheit!“ bemerkte der junge Meister. „Zunächst ist es doch wohl nicht der Klöten-schmelz der Nachtigall allein, der uns so ausnehmend gefällt, sondern es ist die Eigenart des Vogels, uns seine Productionen zu ungewöhnlicher Nachtstunde vorzuführen, wenn unsere Sinne ohnehin schon auf das Günstigste beeinflusst sind. Es sind ferner eine Menge lieblicher Vorstellungen, die uns bei dem Erönen der Nachtigall nahe treten. Ohne Zweifel wird ihr Lied unter allen Umständen eine Kunstleistung sein und bleiben, aber der Genuß wird doch wesentlich dadurch verstärkt, daß die Nachtigall und der Frühling, oder die Nachtigall und die Sommernacht untrennbare Begriffe sind. Als Beweis dafür führe ich an, daß uns bei drückender Sonnenhitze am Tage der Schlag der Nachtigall weit weniger anmüthet, weil unsere Nerven abgesehnt sind, und daß er uns umgekehrt am meisten entzückt, wenn die Nachtrische und das Juchellicht erquickend auf unsere Geister einwirken und die Phantasie auf den höchsten Grad ihrer Steigerungsfähigkeit emporläutern. In der heißen Steppe

würde sicherlich die Nachtigall uns nicht mehr das sein, was sie uns in unsern Wäldern und Gärten ist!“

Manches davon mußten auch die hohen Damen zugeben, und die Großherzogin Katharina meinte, daß der Gesang des Vogels allerdings nur im Bereiche einer plätschernden Quelle, eines rauschenden Wasserfalles oder eines murmelnden Baches vollkommen gedacht werden könne, und ebenso mußte sie beipflichten, daß Nacht- oder Waldesdunkel, — womöglich aber von Mondschein erhellt, den Zauber wesentlich erhöhe, allein, — sie konnte sich nicht denken, daß der süße Triller in der Steppe an Melodie so viel verlieren sollte, daß sein Reiz aufhörte.

„Es ist nur eine Meinung, liebes Kind!“ versetzte die Mutter. „Wir haben die Steppe ebenso wenig besucht, wie Rubinstein, und sind daher auch nicht in der Lage, zu wissen oder zu beurtheilen, in wie weit unser Meister Recht behalten würde.“

„Wir haben aber zufällig Jemand hier, der die Steppe genügend kennt und uns genaues Bescheid geben kann!“ fiel die Großfürstin ein. „Wie denken Sie darüber?“ fragte sie indem sie sich lächelnd zu mir wandte.

Da Alle lachten, so konnte ich mich nicht enthalten mit einzustimmen, und mußte bemerken, daß ich niemals Gelegenheit gehabt hatte, zu beobachten, wie sich die Nachtigall in der Steppe annehme, weil ich dort nie einer begegnet wäre. „Wohl aber habe ich daselbst, — wenn auch selten, — das Lied der Verche gehört und gefunden, daß die Wirkung dieses Gesanges in der melancholischen Einöde der Steppe weit eher gehoben als abgezwängt wurde. Wie sich nun aber der wesentlich anders modulierte Nachtigallenschlag ausnehmen möchte, wage ich bei meinem geringen Verständnisse für Musik kaum zu entscheiden, habe aber doch das Gefühl, daß das hohe Lied dieses Vogels in der elegischen Einsamkeit der Wandervögel ebenso wohlthuend berühren würde, wie die Schalmei oder primitive Flöte des Steppenhirten!“

„Oder auch eine Symphonie von Rubinstein auf der Harfe oder dem Cello vorgetragen!“ ergänzte die Hofdame.

Die Großfürstin Katharina amüthete sich darüber, und ihre hohe Mutter klopfte dem jungen Meister auf die Schultern, indem sie sagte: „Das ist wahr, Rubinstein! Wir werden ja wohl einmal Gelegenheit haben, zu erproben, ob Sie mit der Nachtigall einen Wettstreit aushalten können!“

Damit war das Gespräch über diesen Gegenstand zu Ende, denn die Aufmerksamkeit Aller wurde von einem neuen Schauspiel in Angriff genommen. Die Bäume und Gebüsche fingen an, sich mit bunten Flämmchen und Lichtern zu schmücken, an den Rändern der Wege und auf dem großen Rasenplage, der sich zwischen dem Palais der Großfürstin-Mutter und dem chinesischen Palais hinzog, waren langgeschwungene Linien von farbigen Lampions entstanden, die den Theil des Parkes vor dem Schlosse in eine Märchenwelt verwandelten. Am Ende des Rasenplatzes fiel das Auge auf das reizend beleuchtete chinesische Palais, das sich in dem Brillant-Feuer wie ein Jauerschloß ausnahm, während hier und da auf den Rasen-Platzungen oder größeren Wiesenflächen sich ganze Gruppen, Staffeln und Figuren von bunten Laternen zusammen-drängten.

In kurzer Zeit flimmerte und glimmte der ganze Park, so weit derselbe zu übersehen war, und um die Illusion zu vervollständigen, ertönte in weiter Ferne die Variation eines Waldhornes.

Darüber ward es tiefe Nacht, und die Lampions erloschen nach und nach. Die langen Gewinde und Gruppen verglühten, bis auch das letzte Flämmchen verschwunden war; allein wie bei Sonnennuntergang erlitt auch jetzt die in Dämmerung zurückgefallene Nacht keinen Verlust an ihrer Pracht. Es war nur ein Sonnenwechsel, der durch seine Contrasten gerade die Wirkung erhöhte, und wenn man auch in eine traumhafte Stille zurückverfiel, so hatte man doch fast den Eindruck, als ob das nur geschähe, um für Wahrnehmungen vorbereitet zu werden, die uns in gewöhnlichen Augenblicken entgehen. Es begann nun das Gaukelspiel der nächtlichen Schatten, der tangenden Bäume und das Foppen und Reden der Phantasie. Die Marmorfiguren fingen an zu hüpfen und alle Gegenstände zu kreben und ihre Gestalt zu verändern.

Die nordischen Sommernächte sind überhaupt so schön, um verschlafen zu werden. Uebrigens nahte jetzt auch der Morgen, das Ensemble der Vögel stimmte bereits vereinzelt die Tonlage zum bevorstehenden Früh-Concerte an, und die hohen Herrschaften fanden es an der Zeit, sich in ihre Schlösser zurückzuziehen.

Auch Rubinstein entfernte sich, um nach St. Petersburg zurückzukehren, und — da Alle gingen, blieb auch mir nichts Anderes übrig, als dasselbe zu thun. Aber noch glitzerten und blinzelten zahllose Funken auf dem Meere, als wäre es mit Diamanten besäet. Es waren die Sternchen am tiefblauen nördlichen Firmament, die ihr Bild in dem elastischen Elemente abspiegelten und auf- und niederzutauchen schienen. Seitwärts oder hinterwärts im Gebüsche, am Flügel des Schlosses, scheint die Waldsee des Parkes ihre Stimme zu erheben und Aeolus in den Lüften auf der Harfe zu accompagniren. Kaum wußte man, ob es nicht eine Illusion wäre, allein, — als man etwas aufmerksamer lauschte, konnte man ganz deutlich hören, wie von einer Frauenstimme das Lob der Morgenstunde gesungen wurde.

So viel sich beurtheilen ließ, mußte die Sängerin den deutschen Damen der Großfürstin angehören, denn das Liedchen wurde in deutscher Mundart und so leise gesungen, als ob die Sängerin nur ihren eigenen Empfindungen nachgegeben hätte und von Niemandem gehört werden wollte. Es erfolgten noch einige Accorde auf einem zur Begleitung benutzten Saiten-Instrument, und dann verstummte auch diese Musik. Nun aber begann in vollen Tönen der Vogelchor einzusetzen; der ganze Park tönte wider von dieser Introduction zu der großen Frühmette, die zugleich aber auch das Finale des Sommernachtszaubers war, der mit der lieblichen Dämmerung in Nichts zerfloß.



Nachdruck verboten.

Unter der Linde.

Von Friedrich Bodenstedt.

Die alte Linde stand in voller Blüthe
 Und hob sich dunkel aus den lichten Matten
 Des Hugelrucks, darauf die Sonne glühte.
 Ich ließ mich nieder in des Baumes Schatten;
 Da schwirr' es über mir von Bienenschwärmen,
 Die über alle Blüthen sich zerstreuten,
 Den süßen, duft'gen Inhalt zu erbeuten.
 Aus allen Zweigen scholl ein summend Lärmen
 Der Bienen, die's von einer Blüthenkassell
 Zur andern zog, mit feinem Sangesflügel
 Sie anzuschlüpfen. Glücklich Bienenvölkchen! —
 Dacht' ich, — Du weißt das Leben zu genießen;
 Den Himmel Deiner Freude trübt kein Wölkchen,
 Da auch für Andre Freude daraus sprächen:
 Denn Dein Genuß zeigt keinen Ueberdruß:
 Was er Dir bietet trägt Du sorglich heim,
 Verwandelt Blüthenstaub in Honigschein
 Und hästet ihn in selbsterbauten Zellen;
 Schaffst immer fleißig für den Bienenstaat
 Und dufdest darin nur nach Kugeln Nuth
 Die Trohnen nicht, die müßigen Gesellen.
 Gehorsam folgst Du Deiner Königin,
 Und wahrst Dir doch den eignen, tapfern Sinn:
 Fliegst Jedem, der Dich kreuzt auf Deinen Wegen,
 Furchtlos mit scharfer Stachelwehr entgegen.
 Nur gegen Feinde zeigt Du Deine Stärke,
 Nur wer Dich stört in Deinem Friedenswerke,
 Wird Dir zum Feind. . . Glücklich Bienenvölkchen!
 Den Himmel Deiner Freude trübt kein Wölkchen,
 Und wär' das Reinschwärz so klug wie Du,
 So ging's vernünftiger auf Erden zu.

Nachdruck verboten.

Aus der Saison in Wiesbaden.

Wiesbaden, im Juli.

From the frying pan to the fire", sagte mein alter englischer Freund, als ich ihm von unserem Entschlusse erzählte, diesen Sommer einmal nicht auf Glettscher und Firnen zu steigen, sondern sein säubertlich in der Nähe zu bleiben, das heißt, die wunderkräftigen Thermen Wiesbadens aufzusuchen.

Nachdem wir die verschiedenen Phasen einer Extrazug-Fahrt, — und wer in unserer praktischen Tagen, da jede Mark, die man am Willet erspart, sich als Reingewinn berechnet, kennt eine solche nicht! — von Berlin nach Frankfurt glücklich überwunden hatten, nahmen wir im Zuge nur den wahrhaft großartigen Prachtbau des neuen Frankfurter Bahnhofes wahr. Gern hätte unser Auge sich noch länger an den gigantisch geschweiften Bogen der imposanten Einfahrtshalle erstreckt, — denn das landläufige „nil admirari“ eines Vollblut-Berliners habe ich mir noch immer nicht zu eigen gemacht, — aber die freundlichen Schaffner ergriffen sans façon unser Handgepäck. Aus einer Coupé-Thür wurde es heraus, in die direct gegenüber stehende Hineingehoblen, und als wir mit Berliner Gewissenhaftigkeit den Schein für das schwere Kaliber der eigentlichen Reise-Bagage abgeben, nochmals absteigen und selbst zum Rechten sehen wollten, hieß es: „Nacht nig. Wird schon Alles komme, in Wiesbade werde Sie's sehe,“ und dahin mit uns rollte der Zug.

Wie, unsere gesamte Bade-Garderobe, all' unser fahrendes Hab und Gut draußen zurückgelassen, sollte sich von selbst, ohne Legitimation und Mähäl unsererseits, wieder einfänden? Das klang ja märchenhaft harmlos und für Berliner Ohren geradezu unfählich! Aber, o Wunder! kaum hielt in der recht primitiven Einfahrtshalle des Wiesbadener Tamm-Bahnhofes unser Zug, als auch der mächtige Gepäckwagen abgekoppelt und entleert wurde. Da waren sie ja schon, die beiden schwarzen, lieben Ungehörigen mit dem weihin leuchtenden gelben Kugelbeschlage, die unser Hab und Gut für die nächsten fünf Wochen umschlossen!

Ach, das war ein Stoffeuser, als wir nun endlich in den kühlen, eleganten Zimmern unseres neuen Heimes gelandet waren! Wochenlang vorher bestellt, empfingen sie uns behaglich und traut, — nun konnte man endlich aufathmen, Kohlen- und Reisestaub gründlich abschütteln, und sich nach dem grausamen, unaufhörlichen Geräffel der siebzehnstündigen Eisenbahn-Tour wieder als Mensch unter Menschen fühlen.

Wiesbaden ist ein überaus liebliches Fleckchen Erde. Die meisten meiner freundlichen Leser werden es aus eigener Anschauung kennen und keine wellenfürmenden Berichte unerhörter Abenteuer von hier aus erwarten. Wer kann überhaupt heutzutage, da Entfernungen aufgehört haben zu bestehen und man nach fremden Welttheilen reist, wie ehemals von Berlin nach Gröman, noch etwas absolut Neues bringen wollen, wer einen Gedanken hegen, den „nicht ein Anderer schon zuvor gedacht“?

Wie dem auch sei, „die Schönheit liegt im Auge des Beschauers“, etwas Neues stellt sich wohl Jedem dar, der mit offenem, empfänglichem Sinne Gottes schöne Welt durchstreift und sie froh auf sich wirken läßt, und so soll auch mein Wanderbericht von hier, enthält er gleich nichts noch nie Gesehenes, dankbar wiederholen und bezeugen: Wiesbaden ist schön! Es vereint die Reize ungenirten Landlebens, eine Fülle von Grün, lauschige, stille Plätze, mit dem Comfort der Großstadt, ihrem frischpulsirenden Leben.

Aber ich bitte Sie, — die Gluth! die Hitz! die Lust! Ja, ja, meine Verehrten, das ist Alles richtig, — Gluth, Hitz und Lust sind einfach schillerungslos hier, aber ohne diese mächtigen „raw-backs“ wäre Wiesbaden auch geradezu das Ideal, und ein solches, Sie wissen es ja selbst, giebt's nun einmal nicht auf unserer Pilgerfahrt. Etwas zu wünschen soll und muß uns allenthalben übrig bleiben, hier heißt es: „Abkühlung, und nochmals und abermals!“ Sonst aber wirklich nichts.

In Wiesbaden selbst kommt man nicht sehr zur Beschaulichkeit. „Amüsement“ ist die Lösung Aller, die nicht durch

Mollkühl oder Krücken zur strengsten Beobachtung der Kur gezwungen sind. Unter den siebzehntausend Fremden, die bis jetzt in diesem Jahre die Wunderquellen hier aufgesucht, sind doch aber, Gottlob! weitaus die Hälfte Angehörige der Kranken, Touristen, Passanten, die ferngefund und froh in diesem Paradiese einige Monate oder Wochen verleben wollen und zu Allem aufgelegt sind, was die überaus rührige Kur-Direction in feinem Wechsel vornimmt. Die Aufführungen von Herrigs Luthers-Festspielen, welche sich einer sehr großen Beliebtheit, besonders unter den Einheimischen, erfreuen, wetteifern mit dem geradezu muster-gültigen Gesamt-Gastspiele des süddeutschen Hoftheaters, dem sich der große Saal des Kurhauses dreimal die Woche öffnet, um die Gunst des Publicums. Dort erst, seit kirchliche Darstellung aus dem Leben des selbigen Wittenberger Mönches, dessen Nischenwerk die Welt aus ihren Angeln hob, hier modernste Probleme, Sardou's „Georgette“, Echegaray's packende „Galeotto“, sein noch viel eigenartigeres „Wahninnig“, das den Berlinern bislang noch unbekannt, — überall bringt das schöne Wiesbaden viel, das heißt, „Jedem etwas“. Auch des Gartenfestes dieser letzten Tage möchte ich erwähnen, das zuerst dem aufstrebenden Luftballon, ohne besetzte Gondel, dem athemlos zuschauenden Publicum vorführte. Der Luftkünstler, Herr Lattemann, hing nur mit einer Hand an einem am Ballon befestigten Ringe, auch ein Fuß ruhte in einer unsichtbaren Schlinge, — sonst schwebte er frank und frei hoch über der befallsubelnden Menge. Der Eifelthurm in einem fünfundzwanzigstel natürlicher Größe zeigte uns dann als Schluß-Effekt ansehnlich die blendende, frührende, knatternde Seite unseres explosiven Nachbarvolkes; — zum Glück übertrug kein zündender Funke das verderbende Element in die Umgebung, sondern nach kurzer, funkelnder Pracht verlor das Blendwerk in sich selbst.

Aber wollen Sie, liebe Leser, heraus aus dem Getümmel, das an einem Wiesbadener Feuerwerks-Abende genau so drängend, stobend, treibend sich gestaltet, wie bei unseren revidenzlichen Illuminationen, — wozu hier als Plus noch das wahrhaft babilonische Sprachengewirr sich gesellt, — so weiß ich nichts Entzückenderes, als die idyllischen Spaziergänge durch die ganz neuen Anlagen bis hin zur Diemenmühle. Rechts ist dieses Jahr ein mächtiger lawn-tennis-Platz, sowie ein großer Raum für Old-Englands unsterbliches Croquet entstanden, links wiegen sich auf stillem Weiher Schwäne, — überall tiefes Grün in märchenhafter Fülle und Raumverschwendung, stundenweit sich erstreckend.

Der Aufschwung, den Wiesbaden in den letzten zwanzig Jahren genommen, ist geradezu erstaunlich. 1869 zählte der Ort gegen dreißigtausend Einwohner, jetzt hat ihre Zahl sich verdoppelt. Seit das Spiel verboten, worüber zunächst die Alt-Nassauer sehr entrüstet gewesen sein sollen, hat sich die Gesellschaft hier total umgestaltet. Alle zweifelhaften Existenzen sind ängstlich ausgemerzt, die herrlichen Kur-Anlagen sind geblieben und wachsen alljährlich an Ausdehnung und schattigen Grün, aber in ihnen promenirt nicht mehr das Tahni-Gold von früher. Wiesbaden heißt auch „Pensionopolis“, — so viele von Sr. Majestät getreuen Untertanen und Kämpfern haben sich aus allen Ecken des deutschen Vaterlandes hier zu dauerndem Wohnen niedergelassen. Alljährlich entstehen ganze Straßenzüge, sei es in dem exklusiv vornehmen Fremdenviertel der Park-, Garten- und anderen Villenstraßen, sei es über dem Reithof, zu Seiten der weithin leuchtenden Langenbeck'schen Villa, oder ganz entgegengekehrt in der Gegend der Zukunft, die Viebrich mit Wiesbaden vereinen wird durch die breite, schattige Adolfs-Allee. Ueberall frisches Leben, rühriges Bauen, hohe und Mittelpreise. Wer die Mühe des Studirens nicht scheut, findet hier, was er braucht, vor Allem jenes wahrhaft großstädtische sans-gêne, das uns modernen Menschen nun einmal zum Bedürfnis geworden.

Daß der vielgerühmte Professor Wegger aus Amsterdäm ebenfalls hierher übergesiedelt und ihm Scharen der Massage-Bedürftigen folgen, erwähne ich nur kurz. Sein Muster-Sanatorium in der Frankfurter Straße ist zunächst noch im Entstehen, vorläufig hat ihm die Stadt ein schönes, geräumiges Haus in der Albenstraße zur Verfügung gestellt, wozu auch im Frühjahr Ihre Majestät die Kaiserin von Oesterreich regelmäßig zum Massiren kam. Da, wie man versichert, die erste Consultation mit fünfzig Mark, und jede folgende mit zwanzig hononirt wird, ist diese neueste Acquisition der Stadt wohl vorzugsweise für gekrönte Häupter oder Millionenfürsten bestimmt. Für die Gesundheit der ungezählten Scharen minder Begünstigter sorgen außerdem gegen hundert- und dreißig andere Kräfte und Capacitäten durch alle nur denkbaren Methoden. Auf Schritt und Tritt lugen lauschige Pensionen aus dem Grün hervor und bewillkommen den Kur-gast Sommer und Winter. Denn in der That, sehr zum Unterschiede von allen anderen deutschen und böhmischen Bädern, suchen Hunderte des milden Klimas wegen Wiesbaden im Winter auf. Seine wunderkräftigen Thermen, deren Entdeckung nachweislich bis in die graue Vorzeit der Römer zurückdatirt, machen es für alle Zeit zur unbestrittenen Königin der Tamm-Bäder.

Constance Baronesse von Gaudy.



Nachdruck verboten.

Wiener Wäscherinnen. Von W. Gause. Siehe das Bild, Seite 141. — Die Wiener Wäscherinnen genießen eines ähnlichen Rufes, wie die Wiener Fackeltänzer, sie sind feck, und in ihrer Art eine Spezialität der schönen Donaustadt. Elegant chauffirt und den hübschen Fuß nicht durch einen zu langen Rock unsichtbar gemacht, mit gut sitzender Taille, die Haare unter einem kokett geknüpften Kopftuche versteckt, so sieht man sie häufig in den Straßen Wiens die blendend weiße Wäsche den Kunden in's Haus tragen. Immer heiteren Sinnes und led mit dem Rande, verdankt der urwienerische Dialect ihnen einen ganzen Schatz von heiteren und charakteristischen Worten. W. Gause, der ausgezeichnete Wiener Künstler, hat diese berühmten Wiener Wäscherinnen da aufgesucht, wo sie bisher am wenigsten bekannt waren, mitten in ihrem Berufe, bei ihrer eigentlichen Arbeit. Das Bild zeigt, daß sie tüchtig und rüstig zu schaffen wissen, und daß auch bei der Arbeit ihr Mund nicht gern still steht. Ganz so kokett und abtrott wie bei dem Austragen der Wäsche sehen sie freilich nicht aus, wenn sie am Waschlasse stehen und spülen oder Wäsche auf-

hängen. Und ebenso zeigt uns Gause's Bild, daß auch Wiener Wäscherinnen nicht ewig jung und feck bleiben können. Zwei von seinen fleißigen Frauen und Mädchen mahnen stark an die Vergänglichkeit alles Irdischen; sie könnten ebenbürtig in Berlin am Waschlasse stehen, ohne von den Berliner Wäscherinnen, die zwar auch gut waschen, aber von denen in der Allgemeinheit noch Niemand behauptet hat, daß sie feck wären, merklich abzulehnen. Aber die berühmten Wiener Wäscherinnen-Bälle werden diese beiden alten Damen auch wohl kaum noch besuchen — sie könnten den Ruf derselben ernstlich in Gefahr bringen.



Nachdruck verboten.

Große Wäsche. — Mein herzliches Mütterchen!

Endlich komme ich einmal wieder zu Dir, und dem neulichen rüchtigen Grusse soll heute ein langer, ausführlicher Besuch folgen, denn „die große Wäsche“ ist vorüber und Ruhe herrscht wieder in meinem kleinen Reiche. Weißt Du wohl, daß ich es in diesen Tagen gar nicht so leicht fand, „auf eigenen Füßen“ zu stehen, daß mein Auge recht oft fragend in das Deine zu blicken verlangte, daß, — mit einem Worte, — Du mir sehr fehltest, mein treues, bestes Mütterchen? Hast scheint es, als ob auch die Männer das besagte Wäschfest als etwas Schweres empfänden, denn als am Sonnabend Freund G. zu uns kam, um uns für Mittwoch, — es war mein zweiter Wochtag, — zu einer kleinen Gesellschaft einzuladen, und mein Mann etwas zögernd sagte: „Ja, ich weiß nicht . . . wir haben Wäsche . . .“ (Denke Dir, er sagte „wir“) antwortete G. sofort: „Oh, Sie Kernter, da condolire ich aufrichtig, das sind für uns Ghemänner schredliche Tage!“ So etwas soll der Meime nicht sagen können, — wir nahmen an und gingen hin. Aber wohin komme ich mit meinem Geplauder! — Weit ab von dem Ernst der Sache, von der ich berichten wollte, also revonnons à nos moutons, — passe wohl auf, mein Mütterchen, höre, was ich Dir erzähle, und wenn ich es doch hier oder da falsch anfang, so sage es mir, ich mache es dann ein zweites Mal schon besser.

Mit Schrecken also gewahrte ich, wie die Schätze meines Leinwandkranzes, namentlich das Tischzeug, abnahmen, und so befestigte ich mir, — das muß man in einer großen Stadt und einer Miethswohnung immer thun, — auf Wochen voraus Waschlasse, Boden und zwei Wäscherinnen, die mir empfohlen waren, und die Dienstag und Mittwoch kommen sollten. Am Montag früh besorgte ich das Sortiren der gebrauchten Wäsche, zählte und notirte die einzelnen Posten auf meiner hübschen neuen Tafel und lange sechs Stück meiner guten trockenen Oberschälse hervor; dies schien mir für die achtwöchentliche Wäsche meines kleinen Hausstandes genügend, ich mußte aber über mich selbst lachen, als ich sie, — ganz wie Du! — sorgsam abtante, um die Abfälle mit zwei weiteren Stücken zur Schälse zu verwenden. Auch Fleckwasser brühte ich mir von 125 Gramm Potasche, drei Liter Wasser und ebenso viel Chlor selbst auf, ließ die Masse sich gut sehen und goß sie dann durch ein altes Tuch. Hier nennen sie dasselbe Wasser „Eau de Javelle“, und man muß es theuer bezahlen! Ich konnte ohne dasselbe nicht gut fertig werden, denn in einer Menge Servietten waren greuliche Weinsflecken, die nun aber glücklich verschwunden sind, nachdem ich sie nach dem ersten Waschen ordentlich damit einrieb und die Stücke sofort zum Kochen in den Kessel warf. Die Mädchen mußten Holz und Kohlen in den Keller tragen, das Waschgefäß zurechtstellen, tüchtig ausspülen, auf dem Boden die Leinen ziehen, und als unser Nachmittags-Kaffee auf den Tisch kam, war Alles fertig und in idyllischer Ordnung. Da plötzlich trat, ziemlich erregt, das Hausmädchen mit der Meldung in's Zimmer: „Es bringt Einer eine Waschmaschine, gnädige Frau!“ — „Eine Waschmaschine! das ist falsch, wir haben keine bestellt.“ Ich sagte das ganz entschieden. „Lach gut sein, Kind, es ist schon recht, ich wollte nicht, daß mein kleines Fräulein sich unnötig quäle . . . eine Aufmerksamkeit von mir!“ Mein Gott, diese Männer! War das nicht der Reuter'sche Rutschbock in veränderter Gestalt? Alles war so hübsch altmodisch eingerichtet, die Frauen bestellt, und nun, im letzten Moment, diese Maschine, die ich nicht kannte! Es war eine nach Neuburg'schem Systeme, ein vieredriger Kasten mit daran angebrachter Wringmaschine. Ich schämte mich, es Dir zu gestehen, aber ich war in diesem Augenblicke recht unbarbar, mein liebes Mütterchen; die mißtrauischen Mienen der Mädchen, das enttäuschte Gesicht meines Mannes, der mich zu erfreuen gedacht hatte, meine eigene Verlegenheit, — was sollte ich thun? — Auf Opposition mußte ich gefaßt sein, aber der Versuch sollte gemacht werden, das stand fest. Ich las mir also die Gebrauch's-Anweisung in Ruhe durch (sie war vielerlei) überlegte mir die Sache und traf meine Anordnungen so, daß ich ein Drittel der gesammelten Wäsche für die Frauen bestimmte, mit dem sie am Morgen beginnen sollten, zwei Drittel, — darunter die schmutzigsten Stücke, — für die Maschine, deren Einweihung ich am Nachmittage selbst bewohnen wollte. Ich hatte dies Alles mit möglichster Ruhe angegeben, im Grunde aber war mir gar nicht ruhig zu Muth, und um meinen sonst so gefunden Schlaf war es geschehen. Am Morgen vor fünf Uhr war ich lange wach, um sechs hörte ich „tapp, tapp“ die gefährdeten Wäscherinnen die Hintertreppe hinaufkommen, dann gab es in der Küche ein Laffengelapper (wir hatten eine Riesenportion Kaffee mit dem nöthigen Feigenzusatz vorgelesen), ein Durcheinandersprechen und Gelächter. Ob sie mich wohl mit meiner Waschmaschine anlachten? Mein Gott, welche Angst hatte ich! — Es ging aber besser, als ich dachte; ich besorgte die Küche selbst, denn die Köchin wusch mit. Um vier Uhr bekam ich die Meldung, daß das Tages-Pensum fertig sei, und es wurde gefragt, ob gleich gespült werden solle? Jawohl. Gegen sieben Uhr hing die Wäsche auf dem Boden, und es war gerade noch Zeit genug, den zurückgebliebenen Theil anzusehen und, lauwarm eingeweicht, in die Maschine zu packen, in der er die Nacht über stehen blieb. Am nächsten Morgen ging ich selbst in den Keller, ließ die Stücke herausnehmen, auswringen und ausschütteln. Nun gossen wir nach Vorschrift die Maschine halb voll mit tosendem Seifenwasser, thaten zwei Wäschestücke hinein, strzten eine kleine Hand voll „Zägelseife“ (ganz fein geschnittene Seife) darüber, und fuhren voll den Bottich zu füllen, wozu etwa acht Henden oder vier Latzen gehörten. Jetzt wurde die Maschine fünf Minuten in Bewegung gesetzt, dann zogen wir die Wäschestücke heraus, ließen sie durch die Wringmaschine gehen, gaben in das noch sehr heiße Wasser eine zweite Portion, — bei der dritten Füllung gossen wir tosendes Wasser zu, — erneuten es dann ganz, und fuhren so fort, bis eine ausreichende Menge gewaschen war, um in den großen Kessel gethan zu werden.

Mit kaltem Wasser, Lauge (oder Soda) und Seife auf's Feuer gebracht, kochte sie eine halbe Stunde, dann zogen wir sie heraus und gestanden und einstimmig, daß an dem klaren guten Aussehen nichts zu tadeln sei. Allerdings fanden sich bei genauer Befichtigung hier und da noch gelbliche Streifen, aber ein einmaliges Durchwaschen in der Lauge genügte, sie verschwinden zu lassen; eine Maschine hat eben keinen Verstand! Ein zweites Mal steckten wir die Wäsche mit reinem Wasser und etwas Seife in den Kessel, und nach halbständigem Kochen war die Arbeit vollendet. Es blieb eine sehr wesentliche Zeit- und Mühe-Ersparnis, das gaben selbst die Wäscherinnen zu, die ein doppeltes Pensum in viel kürzerer Zeit als am Dienstag Tage beendeten. Inzwischen war die Wäsche, welche wir am Dienstag nach dem Boden gebracht hatten, schon getrocknet, ich ließ sie abnehmen, und gleich am nächsten Morgen ging es an's Regen. „Immer hübsch Saum auf Saum, und die Kanten anzuziehen!“ Ich hörte es im Geiste mein Mütterchen sagen und gab mir alle Mühe, es gut zu machen; ja, es war ein Vergnügen, zu Zweien die großen Stücke zu reden, und sich nicht umreißen zu lassen bei einem unerwarteten Nade. So neue Wäsche ist wohl hübsch, aber alte! O weh, die bösen Oberhemden, da merkte man, daß keine Frau dazugehört, sie in Ordnung zu halten! Ich mußte mich über sie und die Taschentücher meines Mannes gründlich erbarmen, die Ersten vor dem Plätten, die Letzteren vor dem Waschen kochen. Aber Vergnügen hatte ich auch dabei, wie viele Risse ließen sich mit ganz feiner



Moderner deutscher Gobelin für eine Stuhllehne.

Nadel und Faden fast unsichtbar machen, wie viele ausgerissene Knöpfe wurden, auf kleine Hand-Unterlage gesetzt, wieder ordentlich angenäht, und nun erst die durchgestochenen Mantelkanten, deren Kanten ausgefranst waren! Gut, daß ich das schöne feine Batistband besaß und sie damit einfassen konnte, sie belohnten meine Mühe durch ein ganz neues Aussehen. Schließlich kam gar mein Mann, „um nach dem Rechten zu sehen“, machte ein verständnisvolles Gesicht, sah mich mit seinen guten Augen an und sagte etwas von dem Glücke, eine ordentliche kleine Frau zu besitzen. War das nicht hübsch? O, ich bin so glücklich, mein Mütterchen, die Wäsche ist wirklich gar nicht so schlimm wie man immer denkt! Zuletzt kam nun noch der große Plätt-Tag, an dem ich tüchtig mithalf, aber das Beste war doch der Abschluß, das Wegpacken meiner schönen Sachen. Wenn ich Dir nur wenigstens einmal meinen Wäschehaufen zeigen könnte, er sieht so hübsch aus! Auf dem obersten Faße liegt die Leibwäsche, alles zu Dutzenden mit seidenen gestickten Bändern, den Liebesgaben meiner Freundinnen, gebunden, dann kommt das Tischzeug, jedes Tuch mit den dazu gehörenden Servietten, das Bettzeug, zwei vollkommene Bezüge zusammengelegt, damit ich sie bequem herausnehmen kann, endlich das Küchenzeug. . . . Doch, was erzähle ich Dir dies Alles, weißt Du ja am besten, wen sich Deine Tochter zum Vorbilde nimm! Und zum Schluß bekomme ich fast Gewissensbisse, nicht meine ausführliche Schreiberei Dich nicht ermüden? Aber nein, nicht wahr? Ruhest Du doch wissen, wie es bei mir zugeht, und eine erste große Wäsche ist immerhin etwas Wichtiges für eine junge Frau; wenn ich also etwas verschah, dann sagst Du es mir? Ich verspreche Dir auch in meinem nächsten Briefe weniger lang und weniger profanisch zu sein; diesmal ging es beim besten Willen nicht anders, und nun leb' wohl, mein liebes Herzgemüthchen, und sei gegrüßt von Deiner dankbaren Tochter
Elisabeth.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geleglich geschieht sind.

Moderne Gobeline. I. — Die Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung des Jahres 1888 vermachte zwar von Dem, was auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes in Norddeutschland geleistet wird, auch nicht annähernd ein richtiges und vollständiges Bild zu geben, wohl aber brachte sie manche Ueberraschungen für fernere Stehende. So zeigte sie vor Allem, welche lebhaftesten Anstrengungen in den staatlichen Central-Anstalten der Reichshauptstadt gemacht werden, um dem Handwerke neue Felder zu erschließen, und ihm als führende Institute die Wege zu weisen. Den glänzendsten Erfolg errang hier die königliche Porzellan-Manufactur; nicht minder vornehm und lehrreich hatte das königliche Kunstgewerbe-Museum ausgestellt.

In die Ausstellung des letzteren waren auch einige Objecte aufgenommen, welche nur in sehr losem Zusammenhange mit dem Museum standen, sei es, daß der betreffende Verfertiger Lehrer oder Schüler der Anstalt war, oder daß das Museum den Fabrikanten mit Rath und That zur Seite gestanden. Zu diesen Stücken gehörten zwei wenig beachtete und doch höchst beachtenswerthe Arbeiten: zwei Füllungen in der sogenannten „Gobelin“-richtiger Wirt-Technik, der Firma Fiesch und Co. in Berlin. Die eine der beiden Arbeiten, die Füllung für einen Pflaster, giebt unsere Abbildung wieder: ein hübsches Gebänge aus Früchten, durch Bänder von einer Löwentralle herabhängend. Als Vorbild hat dazu eine norditalienische Malerei gedient, von welcher eine getreue Copie im königlichen Kunstgewerbe-Museum zu Berlin sich befindet. War somit die Entstehung des Musters nicht Eigentum des Fabrikanten, so gehörte ihm alles Uebrige voll und ganz.



Moderner deutscher Gobelin für einen Pflaster.

Die Ausführung war vorzüglich, die Farben waren geschickt gewählt, eher zu viel als nöthig, und zum Schluß: das Ganze war auf eigene Rechnung, ohne jede materielle Unterstützung von irgend welcher Seite, angefertigt.

Es liegt auf der Hand, daß Arbeiten dieser Art nicht im ersten Anlaufe herzustellen sind, daß vielfach langwierige und kostspielige Versuche vorangehen mußten, um eine Arbeit zu Stande zu bringen, mit der man ein junges Unternehmen auf einer großen Ausstellung einführen will. Es verdienen gleichmäßig die Kühnheit eines solchen Unternehmers, wie die trefflich ausgefallene erste Leistung allgemeine Anerkennung. Damit hat unsere vaterländische Kunst einen neuen Zweig getrieben, welcher früher einmal hier und da geblüht und Früchte getragen hat, dann aber verdorrt ist. Denn in Deutschland konnte, wie anderwärts in früheren Zeiten, die Kunst der Teppichweberei auch nur blühen, erwärmt von den Strahlen fürstlicher Gunst; mit dem Sinken des Interesses an dieser Kunst, bisweilen mit dem Tode eines einzelnen Mannes, nahmen die betreffenden Werkstätten oft ein schnelles Ende. Nur in Frankreich, wo in der großartigen Rational-Werkstätte der Gobeline die Kunst der Wirterei, der „Gobelin-Technik“, ihre schön-

sten Blüten entfaltet, wo sie zu einer Höhe geführt ist, daß die gewirkten Wandteppiche mit der Malerei es aufnehmen konnten, da hat diese Kunst alle Regierungsformen: Königthum, Kaiserreich, Republik, Communismus überdauert, weil jede Regierung die Bedeutung dieser Werkstätte wohl erkannte und in ihren Leistungen einen Triumph nationaler Kunst sah, den kein Volk der Erde Frankreich streitig machen werde und könne. Denn auf diesem Gebiete mit Frankreich in Wettkampf treten zu können, ist keine Nation im Stande; ganz abgesehen von den Mitteln, die den „Gobeline“-zu Gebote stehen, haben wir es hier mit einer Kunst zu thun, welche auf Jahrhunderte langer Tradition beruht, die gewissermaßen vererbt wird und eine ganz erstaunliche Schulung erfordert.

Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, wenn eine einzelne Firma es wagt, auf eigene Faust, ohne öffentliche Unterstützung, nicht den Wettbewerb mit der französischen Staats-Manufactur aufzunehmen, wohl aber, ähnliche Wege zu betreten. Was das heißt, kann man nur verstehen, wenn man die Technik dieser Teppichweberei kennt. Im Grunde ist es die einfachste und daher aller Wahrheitsliebe nach älteste Art, ein Gewebe herzustellen. Auf die senkrecht stehende Kette, — auf die Unterschiede von Hoch- und Flachseite hier eingugehen, würde zu weit führen; die Wirtereien von Fiesch sind auf der Hochseite angeführt, — wird das Muster mit Punkten übertragen und darauf werden die verschiedenen Farben mit kleinen Haken aus freier Hand eingezogen. Der Arbeiter hat dabei die Rückseite des Gewebes vor



Moderner deutscher Gobelin für einen Stuhlitz.

sich, er muß daher, um sich von der Wirkung seiner Arbeit zu überzeugen, die Sache im Spiegel betrachten. Es ist also eigentlich ein „Malen mit der Nadel“, da alle Fäden da, wo ihre Verwendung aufhört, weggeschnitten werden. Kein zweites Verfahren ist denn auch so geeignet, vollständige Kunstwerke herbeizubringen; von der größeren oder geringeren Geschicklichkeit des Künstlers und der Verwendung möglichst reicher Farbtöne hängt es dann ab, diese Wirtereien dem eigentlichen Gemälde immer mehr zu nähern. Wir sprachen von „Künstlern“, denn nur solche sind in der Lage, Arbeiten auszuführen, welche die „Gobeline“-mit Stolz als ihre Erzeugnisse rühmen; und an Nuancen einzelner Farben wird in der Manufaktur geradezu Erstaunliches geleistet, sie werden hergestellt, auch wenn man nur zehn Centimeter Wolle in dieser Färbung bedürfte.

Man geht eben geradezu in den Gobeline darauf aus, gewirkte Bilder herzustellen, und so lange dies Bestreben zu den höchsten Leistungen anspornt, so lange es möglich ist, in dieser Technik wirklich vollständige Kunstwerke zu erzeugen, so lange kann man gegen ein derartiges Bestreben nichts einwenden. Daß ein solcher Wandteppich niemals ein Gemälde an Tiefe und Reichthum der Farbe ersehen kann, liegt auf der Hand, und dies ist der wunde Punkt der ganzen Kunst.

Reuendings ist man daher wieder darauf gekommen, solche Bilder von decorativer Wirkung, — es sei nur an die herrlichen Gobeline im Buffet der Großen Oper zu Paris erinnert, — herzustellen, und hier wird immer der Schwerpunkt der Kunst liegen müssen, zumal dann, wenn ein Atelier, wie das junge Berliner, darauf sehen muß, die Sachen abzugeben.

Mit richtigem Verständnisse ist daher die Berliner Firma der Sache nahe getreten: dabei waren ganz unerwartete, fast ungläubliche Schwierigkeiten zu überwinden. Schon die Beschaffung der Wolle bot ungeahnte Hindernisse; sobald die Färbung derselben, namentlich der kleineren Posten. Endlich die Technik selbst, zumal der Besuch der „Gobeline“-noch lange keine Gewähr für das einfache Nachmachen“ ist. Am schwierigsten war es natürlich, Leute zu finden, welche neben der nöthigen Intelligenz auch die Lust zu dieser Arbeit besaßen und nicht verloren, welche Anfangs eitel Mühe und Noth ohne Früchte und greifbare Resultate bot.
A. Pabst.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Häftelmuster. — Kann mir Jemand ein Geschäft angeben, welches Häftelmuster gut bezahlt? Im Voraus besten Dank. S. v. B.

Windbeutel. — Ich bitte um Angabe eines Receptes zu Windbeuteln, nebst der zur Füllung derselben gehörenden Gröme.
Frau J. M. in Sp.

Antworten.

Eisenflecke (136). — Um Rostflecke aus der Wäsche zu entfernen, seuchet man etwas Bittersalz mit einigen Tropfen Wasser an, bedeckt die Flecke damit und läßt die Wäsche einige Minuten liegen; sodann reibt man sie durch und wiederholt dasselbe Verfahren noch einmal. Derauf nimmt man ein mit kochendem Wasser gefülltes und solchergestalt erhitztes Zinngefäß, setzt es auf die Flecke, läßt es einige Minuten auf denselben stehen und wäscht die Stücke alsdann in weichem Wasser aus. Sind die Flecke sehr alt, so muß das Verfahren bisweilen wiederholt werden, um einen vollen Erfolg zu erzielen.
Martha von P. in W.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 35.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 25. August 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Biller.

(Schluß.)

Herr Nolte," stammelte der gleichfalls triefende Professor, "darf ich Sie vor allen Dingen um trockene Kleidung erjuchen?"

Und Herr Nolte, dessen Augenbrauen nach dem sechsten Erlebten noch nicht ihre normale Lage angenommen hatten, trat steif, würdevoll und keines Wortes mächtig, aus der Schar der immer mehr zurückweichenden Gäste, winkte dem Professor, ihm zu folgen, und stieg mit ihm die Treppe hinan, die zu seinem Schlafzimmer führte.

Gretchen zeigte große Neigung, gleichfalls die Treppe zu ersteigen; aber diesmal hielten beide Schwestern sie mit Gewalt zurück und zogen sie den Anderen nach in den Salon.

"Das muß man ihnen lassen, sie haben sich den passendsten Moment für ihre Verlobung ausgesucht," bemerkte Freund German trocken.

"Mir ist nur Eins unbegreiflich," meinte Tante Therese.

"Daß Sinchen nicht wartete, bis er sie umarmte?" fragte Freund German.

"Nein, daß Fritz und Josephine so erstaunt aussahen. Ich hab's ja schon vor acht Tagen gewußt."

"Und die glücklichen oder unglücklichen Eltern nicht aufgeklärt?"

"Nein. Ich sagte zu meinen Töchtern: Ihr macht keine Anspielung! — Wenn man uns nicht in's Vertrauen zieht, werden wir uns doch nicht vordrängen."

"Das hätte ich Sinchen nicht zugetraut; erst sich heimlich zu verloben, und dann sich öffentlich mit dem Professor zu umarmen!"

"Sinchen!..." wehrte Frau Josephine eine zweite Umarmung in des jungen Mädchens Stube ab. "Erst ziehe Dich um; es ist ja gerade, als würde ein nasser Schwamm auf mir ausgedrückt. Ich muß mir selbst ein trockenes Kleid anziehen."

Doch Sinchen mußte wenigstens reden. "Bist Du böse, Mama?"

"Wie soll ich mir nur erklären, daß Du mir nichts, Dir nichts den Professor umarmst?"

"Habe ich ihn umarmt, Mama? Ich weiß es nicht mehr. Ich war so in Angst, weil ich dachte, er wäre erschlagen."

"Aber er hatte ja abgeschrieben? Wie kamst Du dazu, ihn heute zu erwarten?"

"Wegen der homöopathischen Kur, Mama!"

"Sinchen, Kind, Du sprichst doch nicht im Fieber?" Die Hand der besorgten Mutter faßte nach ihrer Stirn.

"Ach, Mama! Der Professor wollte ja Papa homöopathisch kurieren."

"Papa ist aber nicht leidend?"

"Es war Dir doch nicht recht, daß Papa alle Tage Gäste einlud," entgegnete das Mädchen schlau; "da sagte der Professor, — ich nenne ihn noch immer Professor, Mama, —"

"Also weiter; der Professor sagte?"

"Er sagte es ein bißchen philosophischer, ungefähr so: Du hättest Dir z. B. den Wagen mit Kuchen verdorben, nun, so müßtest Du durch Kuchen auch wieder kurirt werden, — und das nennt man..."

"Die Gäste hat uns also der Professor auf den Hals geschickt?"

Sinchen war jetzt in einem trockenen Kleide und konnte ihre Mutter umarmen. "O, liebe Mama, schilt nicht mit ihm; er hat's ja gut gemeint. Und ich glaube, Papa ist geheilt; aber Du darfst ihm nichts verrathen, sonst giebt er's nicht zu, daß..."

"Ja, nun wünsche ich aber doch zu wissen, wie es zugegangen, daß Du hinter dem Rücken Deiner Eltern und ohne mir ein Wort zu sagen..."

"Ja, wenn ich das wüßte, Mama! Als der Professor das letzte Mal hier war, fragte er, ob ich ihn belohnen wollte, wenn er uns wieder glücklich machte. Du weißt, Mama, wie unglücklich wir damals schon waren. Natürlich wollte ich ihn belohnen; und dann sagte er, daß er mir auch etwas ganz allein anvertrauen wollte. Natürlich wollte ich das auch gern wissen; aber das sagte ich nicht, und er sagte mir auch nichts, und da..." Hier stockte Sinchen und wurde sehr roth. "Da hat er mich ein bißchen umarmt. Das hat Tante Therese nicht gesehen. Doch als ich ihn auszankte, weil er beim Kaffee Alles ungeheuer machte, hat er mir die Hand geküßt, und das hat Tante Therese gesehen, — und ich dachte, sie würde Dir's sagen, und dann hätte ich auch Alles gesagt, — aber es war so

wenig zu sagen, weißt Du, und da dachte ich, er kann ja zuerst reden, wenn er kommt, und gewiß kommt er noch heute. Der Termin ist sicher ein Vorwand; er will nur nicht Alles mit erleben, was er uns eingebrockt hat, — und darum erwartete ich ihn, — und ich sah ihn an der Landungsbrücke, und als der Blitz in die Pappel fuhr, da war's, als fühlte ich einen Schlag auf den Kopf, und eine Stimme rief: 'Nun ist er erschlagen,' und da lief ich fort, — und sah ihn gar nicht; aber er sah mich, und es rührte ihn sehr, daß ich feinetwegen hinausgelaufen war. Ich dachte nicht, daß Ihr uns sehen würdet, und daß Gretchen gleich so ein Aufhebens machen würde." Mutter und Tochter hielten sich umschlungen. "O, liebe Mama, ich bin so glücklich!"

"Gott sei Dank, daß der Professor ein Mann ist, dem wir Dich vor allen Männern am liebsten anvertrauen," sagte Frau Josephine, durch Thränen lächelnd



M' liab's Dirndl. Von Paul Selgentreff. — Siehe Seite 150.

In Herrn Nolte's Schlafzimmer war die Unterhaltung nicht so lebhaft.

Herr Nolte benahm sich, als ob er gleichfalls einen Schlag bekommen hätte; er suchte und suchte in seinem Kleiderschrank und brachte endlich nur einen Rock angehängelt.

„Herr Nolte,“ bat der Professor, um welchen sich ein See bildete, „ich muß allerdings auch um Pantalons bitten.“

Stumm wandte sich Herr Nolte wieder dem Schranke zu und kramte weiter; als er endlich mit einem Paar Beinleidern ankam, hatte sich der Professor so weit seiner Kleidungsstücke entledigt, daß er zu der Ueberzeugung gekommen war, auch eines Oberhemdes zu bedürfen; schließlich brauchte er auch Socken und Schuhe, und jedes Stück schleppte Herr Nolte stumm, nach langem Suchen, herbei.

Endlich stand der Professor in einem Aufzuge, der unter anderen Umständen Herrn Nolte sehr zum Lachen gereizt haben würde: die Verschiedenheit dieser Männer, — der eine klein und dick, der andere groß und schlank, hatte sich nie so deutlich gezeigt, als in diesem Augenblicke. Die Pantalons reichten dem Professor kaum bis auf die Knöchel und seine Arme streckten sich lang aus den Ärmeln des Fracks hervor. Trotz dieses Anblickes lachte Herr Nolte nicht; darum wagte auch der Professor nicht zu lachen, und die Feierlichkeit des Moments fing an, ihn zu bedrücken. Auf einmal sagte er einen Entschluß, ging auf Herrn Nolte zu und umarmte ihn.

„Sie sind mir doch nicht böse, Herr Nolte?“ sprach er herzlich. „Ich liebte Ihr Sinchen schon lange, und daß sie mich wiederliebt, hat sie mir heute bewiesen.“

„Es ist aber sonderbar, daß man davon erst erfährt, nachdem man sich vor der ganzen Gesellschaft umarmt und geküßt hat.“

„Ja, daran war nur das Gewitter schuld, Herr Nolte. Sie können versichert sein, daß ich mit dem Vorsatze herauskam, noch heute Abend mit Ihnen zu reden.“

„Na, das hätte mir heute gerade noch gefehlt. Sie müssen doch sehen, daß wir das ganze Haus voll Gäste haben, die sogar beabsichtigen, auch noch die Nacht hierzubleiben . . .“

„Ihre große Gastfreundschaft verleitet . . .“

„Ich habe keinen Menschen eingeladen, und hinauswerfen kann ich sie leider auch nicht bei dem Wetter. Also wie sollte man in dieser Unruhe ein vernünftiges Wort reden!“

„Ich fürchte, daß Sie auch mich bis morgen früh behalten müssen, und wenn Sie dann erlauben . . .“

„Ein Jahr müßt Ihr warten, — unter keiner Bedingung erlaube ich, daß die Hochzeit vor einem Jahre ist.“

„Gott sei Dank!“ rief der Professor und schüttelte seinem Schwiegervater die Hand. „Sie haben es mir leichter gemacht, als ich hoffen durfte.“

„Wenn die ganze Gesellschaft die Geschichte weiß, da bleibt nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen.“

„Zum bösen Spiele, Herr Nolte? Vertrauen Sie mir ungern Ihr Sinchen an?“

„Zum Kukud, Professor, Sie müssen sich doch selber sagen, daß man sich von dem Kinde ungern trennt! Siebzehn Jahre hat man's um sich gehabt und sich daran erfreut . . .“ Hier brach seine Stimme, er schritt schnell zur Thür hinaus; der Professor folgte, und es gehörte seine glückliche Bräutigams-Stimmung dazu, die Gratulationen in einem solchen Kostüme entgegennehmen zu wollen. Auf Spott und Gelächter machte er sich freilich gefaßt.

Als die Herren hinausstraten, ging die gegenüberliegende Thür auf; Sinchen und die Mutter erschienen ebenfalls, und Sinchen hing gleich an ihres Vaters Halbe. Sie war gerührt; aber als ihr Blick auf den Bräutigam fiel, brach sie trotz der Thränen in ein helles Lachen aus. Lachen ist ansteckend; die Eltern und der Professor wurden gleichfalls davon ergriffen, und als sie in den Salon traten, die ganze Gesellschaft.

„Ach! Jamos! Das ist eine Situation, wie man sie nicht besser erfinden könnte,“ schrie Dr. Urner ohne alles Bispeln und mußte sich vor Lachen auf einen Stuhl setzen; Frau Josephine sank auf den nächsten. „Also dazu haben wir Sie gütlich aufgenommen, dazu hat mein Sinchen sich in Todesgefahr gestürzt, damit Sie jetzt komische Figuren aus uns machen?“

„Aber gnädige Frau, ich werde ja keine Namen nennen und die Villa Josephine nach Amerika verlegen.“

„Es scheint mir ein fragliches Vergnügen, als komische Figur an die Oeffentlichkeit zu kommen, lieber Herr Doctor.“

„Aber gnädige Frau, das hängt ja erst von der Gunst irgend eines Redacteurs ab.“

„Nun, ich bin gewarnt,“ rief sie lachend. „Ich werde mich jetzt vor dem Umgange mit Schriftstellern hüten.“

Frau Josephine erhob sich. Es war jetzt keine Zeit zum Klagen; ihre Stimmung war auch nicht darnach. Von allen Seiten mußte sie die Glückwünsche entgegennehmen. „Ja, es ist ein großes Glück,“ sagte sie. „Ich kenne Niemand, dem ich lieber mein Sinchen anvertraute.“ Aber dabei empfand sie Schmerz. Ein Fremder hatte ihr das Herz ihres einzigen Kindes entwendet; es war vergeblich, daß sie sich sagte, es sei das Schicksal aller Eltern, und daß es ihr nicht einmal lieb sein würde, wenn es anders wäre; das Glücksgefühl kam gegen das Schmerzgefühl nicht auf.

Herr Nolte schien durch die Verlobung seiner Tochter auch nicht heiterer geworden. Die Glückwünsche nahm er mit sehr zweifelhafter Miene auf. Er empfand eine grenzenlose Sehnsucht, mit seiner Frau allein zu sein, um mit ihr das wichtige Ereigniß zu besprechen. „Wenn sie vernünftig wäre, ließe sie die ganze Gesellschaft und ginge mit mir in die Höhle, damit wir ungestört reden könnten,“ dachte er grimmig; „aber wie mir scheint, ist ihr dieser Dr. Urner und Freund German und Theresie wichtiger, als ihr eigener Mann. Nach mir fragt sie nicht, sie hat nur Augen und Gedanken für ihre Gäste; wenn es denen nur an nichts fehlt; ich bin gar nicht für sie vorhanden. Und Sinchen ist auch nicht besser; da geht sie nun schon wieder und umarmt ihre Mutter zum so und so vielen Male; warum umarmt sie mich nicht?“

Eiferjüchtig und grollend kam Herr Nolte in einen Zustand, wo er geneigt war, mit Herrn Nlye und dem Amtsrichter Streit anzufangen.

Sinchen aber umarmte wirklich Frau Josephinen zum so und so vielen Male. „O, ich bin so glücklich, Mama,“ flüsterte sie, „und ich habe ihn schon Karl genannt, und er will, daß ich ihn ‚Du‘ nenne; aber das bringe ich noch nicht zu Stande.“

Sinchen auf dem Fuße folgte der Professor. „Ich bin so glücklich, Mama,“ sagte er bewegt und küßte ihre Hand. „Nicht wahr, ich darf Sie ‚Mama‘ nennen?“

Nun kann man aber von Glück und guten Wünschen nicht allein leben; besonders wenn man nur als Zeuge und Wünschender theilhaftig ist. Zudem hatte sich das Gewitter verzogen und störte die Anwesenden nicht mehr in der Ueberzeugung, daß ein gutes Abendbrod jetzt wohl am Plage wäre.

Tante Theresie, eine practische Frau, wußte, daß eine frischgebundene Braut und Schwiegermutter nicht geeignet sind, an Alles zu denken, daß man sie folglich unterstützen müsse. Ohne viel zu fragen, begab sie sich demzufolge nach der Küche; aber hier stieß sie auf ein bemerkenswerthes Hinderniß in der Gestalt Friederike's.

Friederike saß auf einem Stuhle und trank Kaffee. „Ne, meine gute Madame Albrecht,“ erklärte sie auf Tante Theresien's Aufforderung, ohne sich zu erheben, „da wenden Sie sich nur an meine gnädige Frau. Wenn sich unser Fräulein Sinchen verlobt hat, freut mich das sehr, obgleich sie noch hätte damit warten können; aber ich bin Sie keine Hotel-Köchin!“

„Ja, was meinen Sie denn damit, Friederike?“

„Ich diene Sie bei Herrn Kaufmann Nolte, aber in keinem Hotel, und ich bin Sie nicht gewohnt, daß es heißt: heute sind wir allein, und wir machen dem Herrn sein Lieblingsgericht, eine Aschuppe, — und auf einmal heißt's: Friederike, heißt's, wir sind fünfzehn Personen zu Tische! Eine Hotel-Köchin bin ich nicht.“

„Gut,“ entschied Frau Theresie, „da Sie nicht helfen wollen, und wir doch nicht hungrig bleiben können, müssen Sie sich nicht wundern, wenn wir uns selber helfen, und wenn vielleicht mehr Leute in die Küche kommen, als Ihnen lieb ist. Wo ist denn das Hausmädchen?“

„In ihrer Kammer und heult.“

„Warum heult sie denn?“

„Ja, was soll sie denn Anderes thun? Wenn ich so 'ne junge Person wäre, wie die Anna, da heulte ich Sie auch; jetzt aber trinke ich zum Troste ein Schälchen Kaffee. Denn sehen Sie, was zu viel, das ist zu viel. Da stehen Sie heute Mittag noch die Teller, wie sie vom Tische kamen, die Töpfe sind noch nicht aufgewaschen, und da heißt Sie's schon wieder: Kaffee für zwanzig Personen, heißt Sie's, — das hält Sie aber kein Mensch aus, sage ich Sie; nein, das geht Sie über menschliche Kräfte, wenn man Sie keine Hotel-Köchin ist! . . .“

Tante Theresie war nun hinlänglich über die Lage aufgeklärt; sie begab sich in den Salon. „Hört, Ihr Mädchen,“ sprach sie zu ihren Töchtern, „Ihr müßt Euch jetzt selbst rühren, wenn wir ein Abendbrod sehen wollen. Sinchen ist Braut, Tante Josephine ist Schwiegermutter, Friederike ist keine Hotel-Köchin, und das Hausmädchen heult.“

Die Botenschaft wurde mit großem Jubel aufgenommen; Sinchen wollte sich's nicht nehmen lassen, mit zu helfen, aber sie wie Tante Josephine wurden durch allgemeine Abstimmung ausgeschlossen.

Die drei Cousinen liefen hinunter nach der Küche,

und die drei jungen Herren, die nicht verlobt waren, ihnen nach. Was nun folgte, ist schwer zu beschreiben. Sie lehrten das Unterste zu oberst, räumten die Schränke aus und stürzten die Speisekammer um. Friederike schlug nur immer die Hände zusammen. „Aber das geht Sie ja hier ärger zu als im Kriege!“ schrie sie.

„Ja, wenn man keine Hotel-Köchin ist, muß man sich das gefallen lassen,“ belehrte sie der Freiwillige, und das gleichfalls seiner Thätigkeit enthobene Hausmädchen kam vom Weinen in's Lachen, und aus dem Lachen kam sie gar nicht mehr heraus.

„Ein Schinken,“ triumphierte Dr. Urner und brachte ihn wie eine Sieges-Trophäe angeschleppt.

„Makronen!“ jubelte der Conservatorist; da wurde ihm von Fräulein Gretchen bedeutet, mit ungekochten Maccaronis könne man nichts anfangen. Der arme Mensch hatte kein Findexglück; er brachte altbackenes Weißbrod zum Vorschein, Stearinlichte und einen Zuckerkuchen, und wurde endlich mit allgemeiner Zustimmung ausgewiesen.

Schließlich aber gelang es ihm, den Weinkellerschlüssel zu erobern, und nun, während der Freiwillige am Herde stand und Rühr-Eier machte, fanden er und Dr. Urner ein reiches Feld der Thätigkeit. Als Gretchen gar eine Büchse mit Ananas entdeckte, war der Jubel allgemein, und Herr Nlye braute eine Bowle.

Nach dem Abendbrode, bei dem es an Toasten nicht mangelte und Dr. Urner seinen unterdrückten Trinkspruch anbrachte, setzte sich der Conservatorist an das Piano und spielte die Aufforderung zum Tanze; dann ging er in einen Strauß'schen Walzer über. Im Augenblicke waren alle im Wege stehenden Möbel beseitigt, und das junge Volk tanzte vergnügt.

So bis gegen zwei Uhr hörte man Lachen und lustige Stimmen, dann aber war's wie zu Ostern, wenn ein Kerzchen nach dem anderen in der Kirche ausgelöscht wird; eine Stimme nach der anderen verstummte, und Jeder suchte, wo er ein stilles Plätzchen zum Schlafen fände.

Frau Josephine hatte schon längst ihre Thätigkeit als Hausfrau wieder angetreten. Bei Zeiten war die kleine Frau Nlye mit ihrer unruhigen Gesellschaft im Gastzimmer untergebracht worden; auch die Dienstmädchen wurden früh zu Bette geschickt, damit sie am anderen Morgen zur rechten Zeit ausge schlafen hätten. In Sinchen's Stube fand Gretchen ein Unterkommen; Tante Theresie aber sträubte sich ernstlich, mit ihren beiden anderen Töchtern das Nolte'sche Ehepaar zu vertreiben. Trotzdem mußte der arme Herr Nolte es sich gefallen lassen, auch seine Schlafstube besetzt zu finden. Wo sollte er nun sein müdes Haupt zur Ruhe legen? —

Im Wohnzimmer saßen nur noch der Rechtsanwalt und Dr. Urner; sie politisirten, rauchten und tranken den letzten Rest Bowle. Auf der Chaiselongue in Sinchen's Zimmer lag der Professor und träumte, wie es schien, schon von ihr, denn er rührte sich nicht bei Frau Josephinen's Eintritt. Sie durchschritt das Wohnzimmer, wo sie den Freiwilligen und den Conservatoristen schlafend fand, öffnete ihres Mannes Zimmer und hörte ein vernehmliches Schnarchen, welches der Amtsrichter verursachte, der auf dem Lederlopha ausgestreckt lag. Nur ihren Mann fand sie nirgends.

Eine plötzliche Angst erfaßte sie. Konnte er zu dieser späten Stunde noch in's Gasthaus gegangen sein, weil er im eigenen Hause kein Unterkommen fand? Aber nein, das war so ganz gegen seine Art; das hätte möglicher Weise den Leuten Veranlassung zum Reden gegeben, und das liebte er nicht. Wenn er aber nicht ausgegangen war, mußte er sich doch irgendwo im Hause finden.

Sie lief hinunter nach den Küchenräumen, denn ihr Licht war im Verlöschen; sie brannte sich dort eine Laterne an, und nach einem flüchtigen Blicke in Küche und Vorrathskammer überzeugte sie sich, daß er auch hier nicht weilte.

Noch einmal spähte sie dann in jedes Zimmer, — keine Spur von ihm. Dr. Urner lag jetzt, ein Sopha-lissen unter dem Kopfe, auf dem Teppich; Herr Nlye hatte sich vermittelst eines Lehnstuhls und zweier Stühle ein Lager konstruirt; da Beide schliefen, schloß Frau Josephine, daß die Bowle bis zum letzten Tropfen ausgetrunken wäre.

Wo aber sollte sie ihren Gatten noch suchen? Es ist ein eigenthümliches Gefühl, in der tiefen Stille der Nacht, nachdem die lauten, lustigen Menschen stille Schläfer geworden sind, ruhelos und einsam durch das Haus zu schleichen. Eine qualende Angst schnürte ihre Brust zusammen; sie konnte kaum hoffen, ihren Gatten im Hofe zu finden, und doch schloß sie das Haus auf und trat hinaus.

Der Morgenwind wehte ihr erfrischend entgegen; die Sterne erbleichten schon, und der erste röthliche Schimmer stieg im Osten auf. Unruhig flackerte das Flämmchen in der Laterne, als wisse es, daß ihm kein langes Dasein mehr beschieden sei.

Frau Josephine blickte sich um. Da fiel ihr auf,

daß in der Thür des Waschkamers der Schlüssel steckte; sie öffnete erwartungsvoll, — und fand ihren lieben Mann.

Auf einem uralten Lehnstuhle, der hier ein zurückgelehntes Dasein fristete, war er eingenickt, fuhr aber bei ihrem Eintritte auf und fragte mürrisch, ob er auch hier nicht einmal Ruhe mehr finden könnte.

Da war sie aber schon an seiner Seite und schlang die Arme um ihn: „O, mein geliebter Mann, habe ich Dich endlich wieder!“

Merktlich befänstigt entgegnete er: „Du hast mich ja selbst aus meiner Schlafstube hinausgeworfen.“

„Du weißt, wie viele Menschen ich unterbringen mußte, und in unserer Schlafstube fanden drei Personen Platz. Ich hatte Dir vorher schon auf dem Schlafsofa in der kleinen, braunen Eckstube ein Lager zurecht gemacht, und damit Niemand ungerufen eindringe, hatte ich den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Nun komme nur schnell, damit Du noch ein paar Stunden Schlaf findest.“

Schlaftrunken und etwas steif von dem harten Sitze, erhob er sich und folgte ihr; sie war ihm behülflich, und wie ein müdes Kind brachte sie ihn zur Ruhe.

„Aber wo wirst Du denn schlafen?“ fragte er, als sie ihm das jetzt erst ein.

„O, für mich findet sich schon ein Fleckchen.“

Da küßte sie sich von den Armen ihres Gatten umschlungen. „Gehe nicht fort,“ bat er. „Ich will Dich, — nur Dich allein. Mag der Teufel die ganze Gesellschaft holen, — Dich will ich behalten, — hörst Du? Ganz allein Dich.“

„Gib,“ schluchzte sie, „wenn es Dich glücklich macht, will ich Dir ja alle Tage Gäste einladen; aber so kann ich nicht weiterleben; ohne Deine Liebe kann ich nicht weiterleben! — Und nun verläßt uns auch das Kind!“

„Ja, ja, nun wird's wieder, wie's am Anfange gewesen, — wir werden allein sein, — wir Beiden ganz allein!“

„Und da ist's ja ganz natürlich, daß Du Dich nach Umgang sehnst; es ist nicht gut für Dich, immer allein zu sein.“

„Nach Dir sehne ich mich und nach keinem anderen Menschen; ich bin ihrer überdrüssig. Sie haben mir mein Haus verleidet mit ihrem verdammten Gerede. Der Alke will Alles besser wissen und hat doch nicht für einen Dreier Geschmak; und der Amtsrichter heizt einem mit den national-ökonomischen Pflichten die Hölle ärger als Beelzebub!“

„Meine Speisekammer ist auch gründlich geleert,“ versicherte Frau Josephine, aber sie lächelte dabei; denn wie jämmerlich klein und gering erschienen ihr jetzt alle häuslichen Sorgen und Mühen.

„Wie sie in meinem Weinkeller gehaust haben, davon will ich gar nicht reden,“ fiel Herr Nolte ein. „Es war ein etwas kostspieliger Tag. Dem Conservatoristen mußte ich die Reise nach Weimar bezahlen, — reichlich, wie sich's versteht; und Dr. Urner, weißt Du, sah auch auf dem Trodenen, weil ihm alle Manuscripte zurückgeschickt wurden.“

„Hat er Dich ange . . .“

„Nein, angepumpt hat er mich nicht gerade, aber der arme Kerl that mir leid; es muß sehr peinlich sein, Manuscripte wiederzuerhalten; und deshalb . . .“

„Dagegen ist nichts zu sagen, aber daß er sich wohl gar eingebildet hat, unser Sinnen zu bekommen . . .“

„Was? Meinst Du, er habe auf Sinnen speculirt?“

„Frau von Asmus gab mir zu verstehen, daß er Sinnen liebe . . .“

„Hätte ich das geahnt, würde ich ihm nicht so viel gepumpt, — sollte wohl gleich sagen: geschickt haben. Na, die Asmus, die versteht's! Dem gewissen Lupinoff muß ich auch noch ein Bild für tausend Mark abkaufen. Am nächsten Freitag führt sie mich in sein Atelier.“

„Und weißt Du, daß ich morgen, oder vielmehr heute, eine Wohnung für die kleine Frau Alke mieten muß?“

„An dem Alke kannst Du sehen, was ein Tyrann zu bedeuten hat, Josephine. Gegen so einen komme ich nicht auf. Führt nichts wie schöne Redensarten im Munde. Das ist die richtige Sorte. Na, der armen, kleinen Frau wird's gut thun, wenn sie die Tyrannei einmal los ist. Die Wohnung will ich schon bezahlen und Gott danken, wenn mich der Junge nicht im Schlafe stört!“

„Daß Du und wir Alle und Dein Geburtstag als eine Humoreske verarbeitet werden sollen, das . . .“ Hier machte Herr Nolte eine Bewegung, als wollte er aus dem Bette springen, und Frau Josephine fuhr mit Geistesgegenwart fort: „Das will ich nicht fürchten.“

„Ich danke; sollte Dr. Urner die Absicht haben, wäre ich geneigt, ihm den Hals umzudrehen. Das gestehe ich Dir ehrlich, Josephine, ich habe nun die ewigen Besuche satt, und in diesem Sommer lade ich keinen Menschen mehr ein.“

„Aber mein Schatz, an so einem Einsiedler-Leben finden wir Beide keinen Geschmak; ich mache einen anderen Vorschlag: wir richten uns einen jour fix für unsere guten Freunde ein. Nun, was sagst Du dazu?“

„Um, das will ich mir noch überlegen. Jetzt möchte ich Dich aber fragen: was sagst Du zu unserem Sinnen?“

Die Sonne hatte schon einen beträchtlichen Lauf zurückgelegt, ehe es in Villa Josephine lebendig wurde. Sinnen war eine von denen, welche am frühesten erwachten. Das Glück weckte sie, wie die Kinder am Weihnachtsmorgen; es war so groß, daß sie fast nicht daran glauben konnte. Als sie aber an's Fenster trat, sah sie es in leibhaftiger Gestalt im Garten herumspazieren. Da litt es sie auch nicht länger in der Stube; behutsam, um Gretchen nicht zu wecken, huschte sie hinaus. Heute kam das „Du“ schon von ihren Lippen, als ob sie längst darauf eingeübt wäre.

Friederike erwies sich an diesem Morgen wieder sehr gnädig und lehnte, in Anbetracht der bräutlichen Verhältnisse, jede Hülfe Sinnen beim Frühstück ab.

Allmählig fand sich die ganze Gesellschaft ein, der Conservatorist vollständig grau, ein warnendes Beispiel für Alle, welche eine Ananas-Bowle zu sehr lieben. Dafür strahlte Herr Nolte in guter Laune, und alle Höflichkeit, welche er Tags zuvor versäumt hatte, suchte er nachzuholen.

Beim Frühstück konnte sich Frau Josephine nicht enthalten, zu sagen: „Eigentlich bin ich für homöopathische Kuren nicht sehr eingenommen, doch habe ich von so glänzenden Resultaten durch dieselben gehört, daß ich fest entschlossen bin, der Allopathie untreu zu werden.“

Da gudte sie ihr Schwiegerjohn an und lachte; Sinnen wurde roth und lachte auch. Dann küßte der Professor seiner Schwiegermutter die Hand und fragte: „Liebe Mama, bist Du mir böse?“ worauf Herr Nolte die Augenbrauen in die Höhe zog und bemerkte: „Der Zusammenhang ist mir ganz unverständlich.“

Frau Josephine aber hielt es nicht für nothwendig, ihren lieben Mann darüber aufzuklären.

Nachdruck verboten.

„Mehr Weib als die Anderen.“

Von Hans Wachenhusen.

Wohl an die zehn Jahre meines Lebens habe ich in Paris verbracht und also die Pariserinnen kennen gelernt; daß ich aber die Französischen im Allgemeinen kenne, darf ich nicht behaupten, denn ich bin neun Monate im Sattel durch den größten Theil von Frankreich gereist, ohne eine solche zu sehen.

Man braucht das nicht so buchstäblich zu nehmen, denn sieben Achtel der Pariserinnen sind aus der Provinz, und im Uebrigen erklärt sich die Sache dahin, daß diese Reise während des Feldzuges von 1870 in meiner Eigenschaft als Kriegs-Berichterstatter geschah. Stelle Dir vor, Leserin, wach' einen Berichterstatter von den deutschen Frauen haben mußten, den Frauen von Barbaren, die sie aus Furcht und Haß keines Blickes für würdig hielten, von männlichen Angehörigen, die nur menschlich zu stimmen, wenn man ihnen eine Schale voll Sauerkraut vorsetzt: eine Thatsache, die so weit ging, daß sogar die nach Frankreich verheiratete Tochter eines großen Frankfurter Bankhauses sich aus Furcht vor ihren Vandalen verleitete ließ, aus ihrem Schlosse nach Tours zu fliehen, wie sie es Alle thaten, sobald nur die Lanzenspitze eines Mannes am Horizonte erschien!

Ich scheue mich nicht, auszusprechen, daß die Pariserin das ignoranteste und zugleich lebenswürdigste Geschöpf ist, das aus richtig verstandenen Instinkte die Mode erfinden mußte, denn sie weiß sich schon in ihrer Kindheit grazioser zu drapieren, als jede Andere. Sie lernt nichts, als schön zu sein, auch in demselben richtigen Instinkte, denn nach den Gesetzen der Schönheit ist sie es in seltenen Fällen. Eins fehlt immer in ihrem Gesichte: die Regelmäßigkeit, und meist ist die Nase daran Schuld, die gegen diese Gesetze verstößt. Hat sich in Paris der Salon der großen Oper mit dem glänzendsten Damenslor gefüllt, die Schönheiten darunter werden Fremde sein, die Graziositäten sind jedoch stets die Pariserinnen. Sie haben immer „Chic“, immer Grazie, und um gleich das Gegenstück von einer Gala-Vorstellung in der großen Oper anzuführen: man braucht sie nur bei Regenwetter an einem der belebtesten Uebergänge des Boulevard des Italiens haufenweise aus allen Schichten dastehen und warten zu sehen, bis die Passage über den Boulevard frei wird, — sie tanzen mit einer Annuth über den schwarzen Schlamm, ohne daß die gewöhnlichste Grifette sich ihre weißen Strümpfe beschädigt.

Sie lernen, wie gesagt, wenig. Die Erziehung im Kloster bei den höheren Kreisen ist eine mehr als oberflächliche, einseitige; sie lernen dort Gott verehren, um ihn schnell zu vergessen. Diese Erziehung geschieht nur in äußerster strenger Abschließung, die das junge Herz mit doppelter Sehnsucht nach außen erfüllt. Sind sie aus den Klosterdämmen entlassen, so heißt es, wie Jacques Offenbach zu seiner Tochter sagte: „So, jetzt kannst Du in meine Operetten gehen!“ In der mittleren Bürgerklasse ist die Erziehung noch dürftiger; im Arbeiterstande, der sich lange, sogar unter dem zweiten Kaiserreiche, in der Familie vor der allgemeinen „Avorgondage“, vor Anstreckung bewahrte, der aber seit der Belagerung ebenso verkommen ist von Erziehung gar keine Rede, denn das Mädchen muß in die Fabriken und verfällt frühzeitig moralisch; aber das hindert sie nicht, wenn sie in reiche Hände geräth, durch angeborenen Chic äußerlich die Ducheße zu repräsentieren.

Chic, Eprit und Mode, das sind die drei französischen Heroica; das Wort „Mode“ mit dem wunderbaren Hauche und Tone der Pariserin, der Französin überhaupt, auszusprechen,

gelingt einer Fremden nur nach großer Übung. Es liegt ein Zauber in dem Worte, den manche Nicht-Französin hinein zu legen kaum jemals erlernt; die ganze Seele der Pariserin liegt darin, aber auch der Jubelgriff alles Könnens, Gelingens und Vollendens. Ich erinnere mich, wie ich einmal eine reiche Berliner Dame zu der damals gefeierten Modistin Alexandrine führte; die erstere wollte von dieser einen neuen Hut nach Berlin mitnehmen. Alexandrine lehnte die eilige Bestellung ab; auf unser Bitten erklärte sie: „Je ne suis pas inspirée!“ und die Berlinerin wählte unter den vorhandenen Modellen früherer „Inspiration“ der großen Modistin. Von dem berühmten Damenschneider Worth erzählte man Neuliches als unerreichtem Kleiderdichter.

„Les Parisiennes sont femmes, mais elles sont plus femmes que toutes les autres femmes“, jagte eine französische Schriftstellerin; das heißt zweifelsohne: sie besitzen alle Eigenschaften des Weibes in weit höherem Grade, als die Anderen. Indes geschieht das hier, wie mit den Sinnen im Allgemeinen; durch den Mangel des einen potenzieren sie sich auf Kosten desselben die anderen Sinne, und diese eine fehlende Eigenschaft ist gerade das, was sonst des Weibes Stärke: das Gemüth, die Fähigkeit zum Fühlen, zum Empfinden! Diese Tante existirt nicht in dem Seelen-Instrumente der Pariserin; sie wird ersetzt durch die Laune, die ihr in ungläublicher Intensität eigen, die sie nicht fühlen und geben, sondern mit Unterordnung selbst aller Vernunftgründe nur begehren, in der größten Herzens-trodenheit mit sich selbst einen Göpendienst treiben läßt, in dem ihr die Mode, selbst die ausschweifendste, als Priesterin dient. Sie hat eben nichts in sich, also muß sie's an sich haben; sie besitzt keine Größe des Herzens, die Anderes neben sich anzuerkennen bereit wäre, wie ja auch der Pariser Alles belacht, was es ihm gleichthun will. Sie bewundert nur sich, und die Pariser Presse ist nur allzugalant und stets bereit, sie zu verherrlichen. Es giebt sogar eine ganze Journalistik in Paris, die sich in dieser Aufgabe erschöpft. Die Pariserin besitzt eben keinen Geist, nur den Instinkt, eine angeborene Feinesse, die innere Lücke zu maskiren; sie lernt nichts, liest nichts und — liebt nichts, als sich selbst, aber auch das nicht einmal mit dem Herzen, welches ihr ein lästiger Ballast sein würde.

So, fertig für die Welt, kommt die Pariserin aus der Pension, tritt sie in's Leben. So heirathet sie ohne innere, wahre Empfindung für den Mann; so giebt sie auch ihre Kinder wieder in die Pension, um nicht durch Pflichten am Gesellschaftsleben gestört zu werden; so wird sie vielleicht frühzeitig Witwe ohne Vermögen, denn der Stand hat für sie keine Reize, und so wird sie nicht einmal mehr, was ehemals das Pariser Familienleben auszeichnete, eine ehrwürdige, liebenswerthe Matrone, die dort überhaupt ausgestorben zu sein scheint.

Erscheinen nun die Frauen anderer Nationen der Pariserin ganz untergeordnet (nur für die „Aktion“ der Amerikanerinnen hat sie Verständnis und Sympathie), so wird doch keine deutsche Frau, mit seltenen Ausnahmen, sich in der französischen Gesellschaft heimlich fühlen lernen. Eins hat die letztere allerdings vor der unsrigen voraus: sie kennt nicht unser Einladungs-System, unser gewissenhaftes Abrechnungswesen im Besuchemachen und Erwidern, das für den Geschäftsmann so zeitraubend; sie hat ihre Salons, in denen sich Alles sammelt, kommt und geht, nachdem es der Wirthin seine Zulassung gebracht. Sie hat auch nicht die von Speisen brechenden großen Tafeln mit ihren langweiligen Reden und Toasten, aber dafür fehlt ihr die Gemüthlichkeit (ein Wort, das dem Franzosen überhaupt fremd), des häuslichen, des Familienlebens, und frohig zum Erstarken wäre das Gesellschaftsleben der Pariser, wenn es ihnen nicht gegeben wäre, mit ihrem quackberigen, geschmeidigen Weisen Elemente der verschiedensten Art um sich zu vereinigen.

Wie Paris ein Anderes geworden ist, seit es so schwere Pfaffen überstehen mußte, so ist auch die Pariserin, — ich spreche im Allgemeinen, — eine Andere jetzt, wenn sie auch in ihrem nationalen Eigenthum dieselbe geblieben. Jenes Seine-Nabel des zweiten Kaiserreiches existirt nicht mehr, wo die schöne Eugenie an der Spitze all' der falschen Baronessen, Comtesen und Duchessen, die ihr in frisch geirritierten Equipagen folgten, in's Bois de Boulogne fuhr, in einen täglichen Carneval mit den gepuderten Lakaien all' der nach dem Staatsstreich aufgewucherten Schmarotzer-Kristokratie, der tollsten Abenteuer-Vande, die den Thron des neuen Cäsars aufgerichtet, sich also auch auf dessen Stufen lagerte. Selbst die Namen jener wilden, lustigen Epoche sind so schnell verschwunden, wie sie aufgelaucht. Jene Zeit, da die Fürstinnen und Herzoginnen des petit cercle der schönen Eugenie aus Uebermuth sich mit den Häufelängerinnen der Cafés chantants „encanaillierten“ — Verzeihung für das Wort, es diente damals als Stigma — und die femmes honnêtes diese beneideten, weil für sie Alle die indischen Shawls bestimmt, die in den Schaufenstern hingen, — sie ist wie eine Sonne im Blute der Nation untergegangen, als die Kaiserin, eine geborene Spanierin und dennoch die französischste aller Französinen, ihre „posito guerra“, ihren kleinen Krieg haben wollte. Sie ging in's Exil mit einem gedemüthigten Gatten und wandte damals einer traurigen Hinterlassenschaft, einer in Luxus und Sittenlosigkeit corrumpten weiblichen Generation den Rücken, die alles Elend über sich ergehen lassen mußte, das der Zusammenbruch der kaiserlichen Herrlichkeit brachte.

Aber wahr ist es: die Frauen in Paris ertragen das mit ungläublicher Aufopferung, — wieder nicht aus Seelengröße, die ihnen fremd ist, — aus demselben practischen Instinkte, von dem ich schon sprach, aus kluger Berechnung des Nützlichen und Nothwendigen. Und so waren sie es, die den in jener wüthen Epoche der Belagerung vielfach verirrten, in ihrer Parteinuth verrannten Männern die Hinten abnahmen und ihnen sagten: „jetzt habt ihr Politik genug getrieben, ihr seht, wohin sie geführt hat; geht an die Arbeit, an die Geschäfte, damit wir einmal wieder anständige Toilette machen können!“

Die Heße indeß war damals nach oben gestiegen und seitdem nicht mehr zu bewältigen. Den Männern der guten Gesellschaft ward es immer unerträglich, auf der Straße den Cylinder zu tragen und die Hand unbedeckt zu zeigen, um sich äußerlich von dem Duvrier zu unterscheiden, und den Frauen ist die Republik eine abscheuliche Regierung, die in schmutzigen Stiefeln einhergeht. Und wie das „Gehirn“, die „Capitale der Welt“, ihre Gewalt in der europäischen Politik verloren, so mußte sie sich auch entschließen, die der Mode mit Anderen zu theilen. Die Pariserin wird zwar nie dazu kommen, in derselben die Schöpfungen dieser Anderen voll anzuerkennen, aber in der Kunst, sie zu tragen, wird ihr auch keine den Vorzug streitig machen. Sie ist eben nur Weib in des Wortes äußerlicher Bedeutung.

Nachdruck verboten.

Allerlei Schuhwerk.

Von Klaus von Rheden.

Mit elf Abbildungen.

In London hat vor einiger Zeit eine interessante Ausstellung historischer Schuhwerke aus der reichhaltigen Sammlung des Herrn Joseph Bor stattgefunden, die von Neuem bewiesen, welche bedeutende Rolle zu allen Zeiten die Bekleidung unserer Füße gespielt hat. Stiefel und Schuhe waren nicht nur bereits bei den Kultur-Völkern des klassischen Alterthums im Gebrauche, wir begegnen ihnen vielmehr noch früher in allen Theilen der Welt, und zwar oft in Formen, die im Laufe späterer Zeit, vom Mittelalter bis in die Tage unserer Großmütter, wiederkehrten. Auch in dieser Beziehung hat der würdige Herr Alida Recht, wenn er behauptet, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt. Der sogenannte Schnabelschuh beispielsweise, der zur Zeit der mittelalterlichen Märsche als Krone der Modeschönheit galt, figurirt schon auf ägyptischen und etruskischen Denkmälern und war auch den Römerinnen als *calceus repandus* wohlbekannt.

Als einfachste Form der Fußbekleidung finden sich in der erwähnten Ausstellung neben altägyptischen Sandalen die Sohlen aus Reintierleder, wie sie noch heute von den Bewohnern der nördlichen Polarländer getragen werden. Die ägyptische Sandale besteht aus Bastgeflecht und wurde durch einen Bastrriemen über den Spann am Fuße festgehalten; ein zweiter Riemen verband den Spannrriemen mit der Sohle zwischen der großen und der zweiten inneren Zehe. Nicht minder primitiv in der Form ist die Sandale der Grönländer, nur findet sich bei ihr durch das Umbiegen und Zusammenschnüren des Spitzleders noch eine Schuhvorrichtung für die Zehe, die diesen empfindlichsten Theil des Fußes vor dem Erfrieren bewahrt.

Anslänge an diese ursprünglichste Art der Fußbekleidung sehen wir in dem hier neben wiedergegebenen Brautschuhe einer Schönen aus Damaskus. Sohle und Stöckel bestehen aus Holz, doch sind letztere sowohl, wie auch die Kante der Sohle reich mit Perlmuttern, Intarsien und bunten Malereien geschmückt, während der Spannrriemen aus Saffianleder mit Goldstickerei verziert ist. Diese Form der Sandale mit zwei Stöckeln ist bei den Frauen des Orients allgemein Sitte. Besonders die vornehmeren Araberinnen lieben es, — in ähnlicher Weise, wie dereinst die europäische Damenwelt in der Epoche der Stöckelschuhe, — die beiden senkrechten Holzträger der Sandale sich möglichst hoch aufzurichten zu lassen, wodurch natürlich die Gestalt der Schönen wächst, aber zu Ungunsten der Freiheit und Grazie in der Bewegung. Bei den Sandalen der Türkinnen findet sich insofern ein Unterschied von der sonst gebräuchlichen Form im Oriente, als dort der am hinteren Theile der Sohle befestigte Stöckel dem, allerdings völlig mittelalterlich erhöhten Absatz unserer Damenschuhe gleicht. In den größeren Städten der Türkei hat übrigens seit Jahrzehnten unsere Stiefelette mit Gummizug bereits hiegezüglichen Eingang gefunden, und auch in Algier und Tunis haben Araberinnen und Kabylinnen vielfach die unbequeme Stöckel-Sandale mit dem Ledertiefel vertauscht. Nur die Jüdinnen Nord-Africas halten noch an der althergebrachten Fußbekleidung fest, die bei ihnen aus sehr zierlich gearbeiteten und mit reicher Goldstickerei geschmückten, hochhackigen Pantöffeln besteht, welche jedoch so kurz sein müssen, daß der Haken des in kurzen Strümpfen stehenden Fußes noch über die obere Absatzfläche des Schuhs hervorraagt. Natürlich wird dadurch der Gang erheblich beeinträchtigt; es ist kein sonderlich ergötzlicher Anblick, wenn man die meist unförmlich wohlbeleibten Damen des Orients über die Straße watscheln sieht.

Auch der Schuh eines indischen Rajahs, den unsere Bilder-Serie bringt, ähnelt der Form der abfaßlosen Sandalen. Es ist jene Schuh- Art, von der wir oben sprachen, — eine der ältesten der Welt, der wir auf den Bildwerken aus etruskischer, ägyptischer, assyrischer und alt-indischer Zeit häufig begegnen. Von den Etruskern übernahmen, wie viele andere Moden, die Römer dieselbe. Bis in das spätere Mittelalter hinein erhielt sie sich in vielen Theilen Europas und artete zeitweise zu wahrhafter Monstrosität aus, so daß Geistlichkeit und Behörden, — wie 1452 der Cardinal Caprismus zu Nürnberg, 1460 der Rath daselbst, 1478 der Bischof von Bamberg, — gegen den Anflug der Schnabelschuhe einzuschreiten für gut befanden. Der nebenstehend abgebildete indische Schuh ist aus feinem Leder gefertigt und äußerst reich mit Goldstickerei verziert. Er stammt aus dem vorigen Jahrhundert, doch ist genau dieselbe Form noch heute im ganzen Oriente gebräuchlich.

Der Schuh König Eduards IV. von England, der sich gleich-

falls in der Bor'schen Ausstellung als eine der Haupt-Kuriositäten derselben befand, führt uns in das sechzehnte Sæculum hinein. Man trug damals allgemein den sogenannten gehackten Schuh, d. h. einen Schuh mit breitem Zehenabfluße, der möglichst wenig Seitenleder hatte. Er bestand gewöhnlich aus

Sammet und war, wie die Abbildung zeigt, mit Puffen verziert; hin und wieder verirrte sich der Geschmack sogar so weit, daß man statt der Puffen Schlige am Obertheile anbrachte, durch welche man die mit Ringen besetzten Zehen sehen konnte.

Ein ganz merkwürdiges Stück der Sammlung ist der Hansschuh der Maria Stuart, der nach Form und Arbeit den buntesten Morgenschuhen, wie sie noch vor nicht zu langer Zeit bei unseren Damen Sitte waren, gleicht. Elegant und geschmackvoll, obwohl nur aus schlechtem Naturleder gefertigt, präsentirt sich der Schuh der schönen Maria von Lothringen, der nachmals so berühmten Herzogin von Longueville und Mutter der unglücklichen Schottenkönigin Maria. Die Fußbekleidung der Männer und Frauen war um diese Zeit eine analoge und wurde gewöhnlich aus Rohleder gefertigt; der Absatz nahm bereits eine ziemlich hohe und spitze Form an, die später, — am Ende des sechzehnten und zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, — immer grotesker ausartete und schließlich den Damenschuh von dem der Männer wesentlich unterschied. Zu diesem Unterschiede der Form trat dann auch noch eine Verschiedenheit des Stoffes. Während für den Männer- schuh fast ausschließlich Leder als Material gewählt wurde,

stellte man die Frauenschuhe der Vornehmen von der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ab, gewöhnlich aus hellfarbigem Seidenzeuge her. Nur die Luxuschuhe der Frauen niederen Standes, die im Alltagsleben niedrige Lederschuhe oder Pantoffeln trugen, bestanden nicht aus Seide, sondern aus, — meist schwarzem — Sammet. Von 1650 ab entwiderte sich die Mode des Stöckelschuhes immer mehr, und damit

begann auch, im achtzehnten Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichend, die Zeit des größten Luxus für den Damenschuh. Man war nicht mehr damit zufrieden, den Schuh aus schwerem, gemustertem Seidenzeuge herzustellen, sondern verjah ihn auch noch mit prächtiger Stickerei und mit Gold- und Silberbesatz, ein Schmuck, der sich bis auf die Absätze erstreckte. Die beste Illustration für die Verschwendungssucht

dieser seltsamen Zeit bieten die auf der Bor'schen Ausstellung in mehreren Exemplaren vorhandenen Schuhe der Königin Anna von Großbritannien und Irland. Der eine derselben ist aus wundervollem Brocat gefertigt und weist eine hervorragend schöne Handstickerei auf, die in Form von goldenen Farnblättern den ganzen Schuh überzieht. Der hohe, geschweifte Haken aus Korl ist mit rothem Leder überzogen und gleichfalls mit ornamentaler Stickerei geschmückt. Auch das Innere des Schuhs besteht aus feinem Saffianleder. Die Sohle ist ziemlich dünn und mit weißem Leder gepolstert und schleift sich, — wie dies bei den Stöckelschuhen ziemlich allgemein gebräuchlich war, — nicht unmittelbar an das Hintertheil des Schuhs an, sondern ist an den Absatz festgenäht, dessen Trittfläche sie bildet und auf dessen innerer Seite sie herabläuft.

Der zweite Schuh der Königin Anna, den das Bild uns zeigt, steckt in einem eigenartigen, aber nicht ungraziösen Ueberstuhle. Man trug diese Ueberstühle bei schlechtem Wetter schon im fünfzehnten Jahrhundert ganz allgemein, nur bestanden sie bei den Männern aus einfachem Holze, während sie für die eleganten Damenwelt aus starkem Leder gefertigt wurden, wie der durch die Illustration veranschaulichte, welcher überdies noch mit einem farbigen und gemusterten Stoffe überzogen ist und über dem Spanne durch zierliches Bandwerk zusammen gehalten wird.

Eine ziemlich gleiche Form-Entwicklung, wie der Stöckelschuh, wies der Pantoffel auf; der Bequemlichkeit halber wurde jedoch hierbei neben der weicheren Polsterung der inneren Sohle auch der Absatz breiter und niedriger gestaltet, bis er um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine fast plumpe, jedenfalls sehr derbe Form annahm, die sich aber bei Weitem zweckmäßiger erwies, als der hohe Stöckel. Auch die Spizen flachten sich bei den Hansschuhen mehr und mehr ab.

Außer den erwähnten Fußbekleidungen enthält die Bor'sche Ausstellung noch eine große Anzahl weiterer Schuhe von historischem und culturgeschichtlichem Interesse, sowie eine Menge Schuhe, Stiefeln und Sandalen außereuropäischer Völkerschaften. Es würde zu weit führen, auf a e diese Kuriositäten zurückzukommen, aber schon der flüchtige Ueberblick, den wir den Leserinnen in vorstehender Skizze geben, dürfte ihnen zeigen, welche Wichtigkeit man zu allen Zeiten der Fußbekleidung beigelegt hat. Sie spielt eine bedeutende Rolle in der Geschichte des Kostüms, der Cultur und Sitte und — der menschlichen Narrheit.



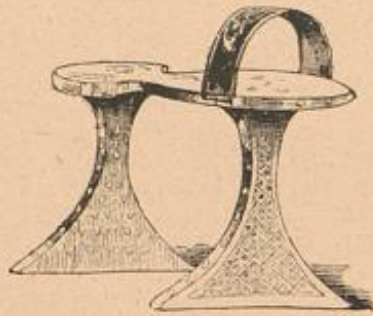
Altägyptische Sandale.



Schuh und Ueberstuh der Königin Anna von England.



Schuh der Königin Anna von England.



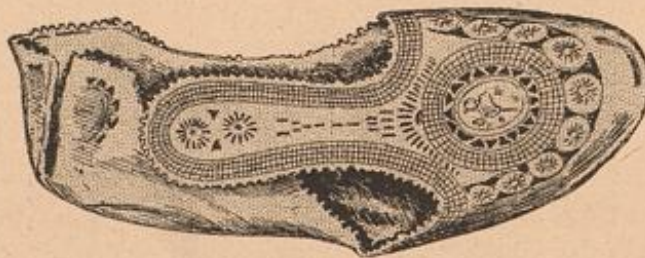
Brautschuh aus Damaskus.



Deutscher Haus Schuh vom Jahre 1720.



Schuh der Herzogin Maria von Longueville.



Haus Schuh der Maria Stuart.



Chinesischer Schuh.



Schuh eines indischen Rajahs.



Schuh König Eduard IV. von England.



Grönländische Sandale.



Klein Ederl.

Ein Bild von der Brennerstraße.

Von Marie Giese.

Mit Zeichnungen von Carl Rickett.

(Schluß.)

Der Frachtwagen wurde bald der Mittelpunkt einer lebhaften Thätigkeit. Unter Anderem kam aus ihm ein mit Rissen ausgefülltes Korbwägelchen, das Niemand in Zweifel über seine Bestimmung als Ederl's Wiege ließ, ein kleiner eiserner Kochofen, einiges Küchengerät und ein Säckchen voll Mehl zum Vorschein. Alles dies wurde am Rande der Wiege neben der Straße abgesetzt, und es dauerte nicht fünf Minuten, so hatten die beiden kleinen Tirmen unter den Bäumen ein Häufchen Meiser zusammengerast, mit welchem Mirz den Kochherd heizte, während Genz aus dem Gasthause ein Liter Milch holte. Aus dieser und ein paar Löffeln Mehl kochten sie einen Brei, der sich sehen lassen konnte. Klein Ederl hatte nach seinem kurzen Nickerchen nicht geschrien, sondern Brennholz in Vorrath herbeigeschafft und zwar auf einem Fuhrwerke, das an Einfachheit nichts zu wünschen übrig ließ: ein viereckiges Brett, an dessen einer Ecke ein schmaler Lederriemen, die Leidsel vorstellend, festgenagelt war. Mit diesem jagte er unter den Bäumen umher, hob Meiser auf, wo er sie fand, und thürmte sie wie einen Scheiterhaufen in Duodez-Format neben dem Herde auf.

„Ist mir das a' schick's Büb'l!“ sagte eine Bäuerin, die der Burlacherin einige Eier und ein Stück Butter zum Geschenke brachte. „Der fangt bei guter Zeit an, sich nützlich z' machen!“

„Hat's halt auch nöthig,“ erwiderte die Burlacherin. „Wenn schon der Handel uns nährt, z'ammenbringen läßt sich nit viel dabei!“ Sie warf einen freudvergnügten Blick auf die Kinder, welche jetzt auf dem Rasen saßen und ihre Mehlsuppe frisch weg aus dem Topfe speisten.

Der Burlacher war seines Zeichens Geschirrhändler, der Frachtwagen sein Verkaufs-Local. Dreimal im Laufe des Sommers und Herbstes brachte er seine Waare aus Hall im Innthale über den Brenner, und Jedermann an der Straße, bis etwa gegen Bozen, bezog seinen Bedarf von ihm.

Das Geschirre aber waren die schönen Weintrüge aus granem Steingut mit blauer oder rother Malerei, wie

man sie überall in Südtirol sieht. In den großen, welche bis zu acht Litern fassen, erhält man den Wein, wenn er aus dem Fasse kommt, kühl, aus den kleinen und kleinsten trinken die „minderen“ Leute und Dienstboten den Tagewein, d. h. die schwache Sorte, mit der man sich vom Morgen bis zum Abend laben kann, ohne berauscht zu werden. Der Wein! der Wein! Die Tiroler können sich die Welt ohne ihn nicht denken, und wenn man ihnen sagt, daß es auch Menschen giebt, die sich mit Wasser behelfen, so schütteln sie den Kopf und erwidern, das sei „lehr a' sad's Getränk“. Hieraus aber folgt, daß der Burlacher mit seinen Krügen eine Persönlichkeit von Bedeutung für die Brennerstraße war.

Während die Kinder ihre Abendmahlzeit hielten, richteten die Eltern ihre Auslage her, indem sie an jeder Seite des Frachtwagens in horizontaler Richtung vier lange Stangen, an die sie zuvor die Krüge gehängt hatten, mittelst eiserner Haken befestigten. Ein daneben aufgestellter kleiner Tisch diente zum Hinzählen des Geldes. In dieser ebenso einfachen als praktischen Weise war das Geschäft eröffnet.

Als Mirz und Genz diesen Thatbestand inne wurden, reinigten sie schnell ihr Kochgerät am Röhrbrunnen, nahmen Ederl in ihre Mitte und machten sich davon, um das Dorf zu benachrichtigen. Es dauerte auch nicht lange, so fanden sich die Hausfrauen und Hausherren in Menge ein, manche in Begleitung ihrer Kinder, denen ein neues Krügel verheißen war, und die es selbst heimtragen wollten.

Als die drei Herolde der Firma Burlacher zurückkehrten, strahlten sie. Sie hatten einen förmlichen Triumpzug gehalten. Klein Ederl trug

in den Händen einen Becken mit Weinbeeren (Kosinen) und eine Tüte voll Zucker.

Das Bübchen lachte Jeden an, der ein Wort mit ihm sprach, und als er Nina begegnete, die auch ein Krügel kaufte, umfaßte er ihre Kniee und rief:

„Magst au a' Bröckl?“ wobei er ihr den ganzen Becken in die Hand steckte. Sie brach ein Stückchen davon ab und nahm den Ederl zum Danke mit an ihren Tisch, wo sie ihn zwischen sich und ihren Verehrer setzte. Von den Brathähneln, — als solche stellte die Ueberraschung sich heraus, — fiel manch' guter Bissen für ihn ab, und daß er kein geschworener Feind von Erdbeeren mit Zucker war, durfte er durch die That beweisen. Die beiden jungen Leute waren froh wie die Kinder mit ihm, sodaß man hätte glauben können, die große, zwischen ihnen schwebende Frage sei entweder schon zur Zufriedenheit Beider gelöst, oder ganz in den Hintergrund gedrängt. Aber Irrer ist bekanntlich menschlich.

Vor dem Gasthause herrschte ein ganz ungewohnter Verkehr. Eine Menge Bauern und einige ihrer Gehälften hatten sich auf den Wandbänken niedergelassen, und ein Duzend oder noch mehr durstiger Seelen aus Brigen vervollständigten die Gesellschaft. Da folgten denn die Ausrufe: „A Wein!“ „A Würst!“ „A Schnitz!“ schnell auf einander, und die nicht allzu leichtfüßige Filomena hatte ihre liebe Noth, Allen gerecht zu werden.

Als die Burlachers ihr Geschäft geschlossen hatten, ließen auch sie sich's schmecken, doch setzten sie sich in bescheidener Entfernung von den Anderen, denn sie wußten aus Erfahrung, daß zwischen einem wohlhabenden Tiroler Bauern und einem herumziehenden Geschirrhändler ein Raum liegt, den der Letztere gut thut, nicht eigenmächtig zu überschreiten.

Der Abend wurde, je später, desto schöner. Kaum war das rothe Sonnengold am Himmel verblaßt, so stieg, seine ganze Poesie mit sich bringend, feierlich und groß der Mond empor. Sein Licht durchdrang das Laubdach des Nußbaumes und fiel, von phantastischen Schattengebilden unterbrochen, auf alle unter ihm befindlichen Gegenstände. Der Bach verwandelte sich in ein glitzerndes, zitterndes Silberband und rauschte leiser. Aus den Baummassen des Oberdorfes leuchtete hier und dort ein Fenster und die weiße Wand eines Hauses hervor. Weit über sein wirkliches Maß hinausgewachsen stand im nachblauen Reiter der schlanke Kirchturm.

Als der Tisch der kleinen Künftler-Gesellschaft bis auf die Weinkaraffen und Gläser abgeräumt und die Unterhaltung ein Weilschen munter dahingegangen war, holte der Professor, — diesen Titel mußte er sich ein für alle Mal in Bahru gefallen lassen, — auf Bitten seiner Gefährten seine Fithre, um zu singen. Er kannte alle landläufigen Alpenlieder auswendig, darum wunderten sie sich, daß er ein Gesang wählte, von dem die Schlosserin sagte, es sei ganz veraltet, und seit ihrer Jugend hätte sie es nicht wieder gehört. Aber trotzdem bewegte es Aller Herzen, denn er sang es mit einer Innigkeit und einem Feuer, die des schönsten Liedes eines Schubert oder Abt würdig gewesen wären.

Von der Alpe steiler Höhe
Soll der Bergstrom sich nicht ergießen,
Soll hinauf zur Quelle fließen,
Denn mein Herz ist nicht mehr mein!

Eher soll die Sonn' erblaffen,
Und ihr Strahl soll nicht mehr glüh'n,
Eh' ich, Liebste, Dich kann lassen,
Eh' ich wechsele meine Triebe,
Du bist meine erste Liebe,
Meine letzte sollst du sein!

Der junge Schriftsteller, und mit ihm die ganze Bauernversammlung nebst den Stadtherren klatschten ungestüm Beifall. Nina sah stumm da, und es war gut, daß man beim Mondenscheine ihr Erdröthen nicht sah. Die Schlosserin seufzte, jedoch so leise, daß ihr Schützling es nicht hören konnte. Das altmodische Lied hatte in dem verborgenen Winkel ihres Herzens



Erinnerungen wach gerufen, die so gut wie versunken gewesen waren und nun zu ihrem wehmüthigen Staunen wieder auftauchten.

„Spielen Sie einen Tanz, einen von Ihren schönen Walzern,“ bat Nina, die vielleicht eine Wiederholung des Gefanges fürchtete.

„Die ganze Nacht, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihr Feenhaar anzulösen,“ sagte er. Nach einigem Widerstande gestattete sie es, „um das allgemeine Vergnügen nicht zu stören.“ In diesen braungoldigen Haarwellen hatten sich am letzten Künstlerfeste die Blicke aller seiner Kollegen und gar sein Herz verfangen! Dem Ederl machte der ungewöhnliche Anblick solchen Spas, daß er Nina mit Lachen an dem dunklen Gelode zupfte und dabei das anmuthige Wort „Kuschelkopp! Kuschelkopp!“ rief, welche Vertraulichkeit der Professor dadurch bezeugte, daß er ihn aus seinem Glase trinken ließ und sagte, er sei ein einziges Bübchen.

Seine Eltern hatten ihn von ferne beobachtet und kamen herbei.

„Ja, Du feder Bub, was fällt Dir nur ein, hier bei die Herrenleut' z' sitzen?“ sprach der Burlacher. „Nehmen Sie's mit für ungut, aber er ist halt noch dumm und hat la Manier.“ „Ah nah, Vaterl,“ rief Ederl voll Eifer, „die Nina und der Herr Fesler haben mi gern!“

Ein lautes Gelächter erhob sich rings umher und währte so lange, daß der Kleine, nachdem er zuerst mitgelacht hatte, sein Mündchen zum Weinen verzog. Aber Nina sagte, er habe ganz recht, und wenn seine Eltern ihn ihr anvertrauen wollten, bis sie wieder aus dem Eisathale zurückkämen, so würde sie ihnen sehr dankbar sein. Sie wolle ihn malen, und er solle es so gut bei ihr haben, als wäre er ihr eigenes Brüdchen.

Die Augen der Burlacherin leuchteten vor Stolz. Sie überlegte ein Weichen, dann schüttelte sie den Kopf. Ihr Mann rühte an seinem Hute und sagte:

„Sell's wär' recht schön, Fräulein, aber das Bubi fährt zum ersten Male mit uns, und wir haben so a große Freud' mit ihm! Sie werden's mit übelnehmen, wenn wir ihn' mit z'Willen sein.“

„Es hätte mich sehr gefreut, aber ich kann mir denken, daß Ihr ihn nicht missen mögt,“ erwiderte sie. „Für den Rest des Abends müßt Ihr ihn mir aber überlassen!“

„Und dem Herrn Fesler!“ rief Ederl, der seine Liebe augenscheinlich gleichmäßig unter sie Beide vertheilt hatte.

Damit waren die Eltern einverstanden. Sie dankten den Herrschaften für ihre Freundlichkeit und sagten guten Abend, um in's Oberdorf zu gehen und mit einem dortigen Wirths Geschäfte zu erledigen.

Nitz und Cenz hatten inzwischen die vielgeplagte Filomena unterstügt, indem sie ihr die leeren Gläser der Gäste zutrugen. Als aber der Maler einen Walzer zu spielen begann, verließen sie ihren Posten, um mit einander zu tanzen. Kaum sah dies Ederl, als er von seinem Schemel rutschte, sich zwischen sie drängte und einen Kreis mit ihnen machte. Sie drehten sich unermüdt bald links, bald rechts herum, sobald aber Jemand an sein Glas klopfte, fuhren sie aus einander und walteten ihres Amtes als Filomenas Stützen, und um so lieber, als dabei auch für sie hin und wieder ein paar Kreuzer abfielen. Auch Ederl fand seine Verwendung als Kellner, und als er dem Professor bedächtig und geschickt eine volle Flasche zutrug, erutete er ein blankes Zehnerl. An dem Tanze theilnahmen sich nun auch eine Menge von den jungen Burtschen und Mädchen aus der Nachbarschaft, und Nina ließ es sich nicht nehmen, sich mit dem Ederl herumzuschwingen. Kurz, es war ein Leben, daß die Aeltern, als sie genug gefocht und gebatet hatte und herunter kam, um Luft zu schnappen, die Hände zusammenschlug und sagte, dies sei schon das Höchste, was Bahru leisten könne, und sie fände es geschickt und gemüthlich.

„Sie, wünschen's a Wein?“ rief Ederl sie an, als er in seinem rothen Röckchen eben wie ein Leuchtlämpchen an ihr vorüberzog.

„Freilich, wohl, Koaner Saggerbi!“ lachte sie. „Geh' nur und schaff' mir an's an!“

Nach einigen Minuten ließ die Schlofferin ihr Glas klingen. Sie neigte etwas zum Schwindel und war entschlossen, trotz alles Juredens von Seiten der beiden jungen Männer keinen Tropfen Wein mehr zu trinken.

„Wünschen's an a Wein?“ rief Ederl hinzu springend.

„Nein, aber ein Glas Wasser, frisch vom Brunnen. Sag' den Aabeln, sie möchten's holen. Ich zahl's!“

Nitz und Cenz wußten, daß das beste Trinkwasser in einem kleinen Röhrenbrunnen auf der Wiese jenseits der Straße sei. Dort schöpften sie es, und weil der Ederl sich nicht anders zu Frieren geben wollte, ließen sie ihn die Flasche tragen.

„So ein frisches Wasser hätte ich auch gern,“ sprach Nina. „Gelt, Kinder, Ihr holt es mir, — aber später. Jetzt müßt Ihr tanzen, weil der Herr Professor gar so schön spielt!“

Ja, er spielte schön. Die Fithen lang unter seinen Händen, und dabei gab er nicht einmal besonders Acht auf sie, sondern seine Blicke hingen viel häufiger an Nina, die mit ihren dunkelglänzenden Augen und dem herabwallenden Haar im Mondenscheine dafah, wie eine Prinzessin aus „Tausend und eine Nacht“.

Nach einiger Zeit bemerkte sie, daß die drei Kinder nicht mehr tanzten und auch das Wasserholen vergessen zu haben schienen.

„Sie werden schlafen,“ sagte Filomena. „Die Mutter hat ihnen befohlen, nicht spät aufzubleiben, weil der Burlacher seine Kasse nicht gern der Sonnenhitze aussetzt, und sie immer schon bei halber Nacht weiterfahren, bevor ein Mensch im Dorfe wach ist. Ihr Unterstand ist in der Scheune, dicht neben dem Pferdestalle.“

„Ich will Abschied von ihnen nehmen,“ erwiderte Nina und ging.

Die breiten Flügel der Scheunenthür standen offen. Im Hintergrunde lagen auf weichem Heu Nitz und Cenz und schliefen fest. Daneben, vom Mondlicht getroffen, stand Ederls Wägelchen. Er war im Begriffe einzuschlummern, obgleich er seine großen Augen noch weit geöffnet hatte, nach Art der kleineren Kinder, die sie nie freiwillig zubruht, sondern damit umherblicken, bis der Schlaf sie ihnen zudrückt.

„Sieh da!“ sprach sie. „Du liegst hier in Deinem Bette, und ich hab' gemeint, Du sollst mir Wasser! Aber es schadet nichts, und ein Zehnerl bekommt Du doch!“

Er murmelte einige Worte, die ungefähr lauteten: „Die Nitz hat nit wollt!“ Sie achtete nicht darauf, sondern steckte das Geld in die Tasche seines rothen Röckchens, das zugleich sein Nachtwand zu sein schien. „Und nun schlaf' wohl, Ederl, behüt' Dich Gott und reife glücklich,“ sagte sie liebevoll. Dann lehnte sie zu ihrer Gesellschaft zurück.

Es schlug eben zehn Uhr, aber Alle fanden den Abend zu schön, um schon zu Bette zu gehen, und so trank, musizierte und tanzte man fröhlich weiter. Doch obgleich der Mond immer höher stieg und goldiger leuchtete, wurde es kühler, und die verständige Schlofferin warf Nina ihren Shawl um die Schultern und wünschte ihr mit einem diefliegenden Händedrucke „gute Nacht!“

Dies brachte das junge Mädchen darauf, noch einmal zur Scheune zu gehen und die Thür zu schließen, damit die kleinen Burlachers es wärmer hätten. Als sie hineinblickte, bemerkte sie, daß der Kleine nicht mehr in seinem Bettchen lag. Auch auf dem Heu bei dem Schweiterpärchen fand sie ihn nicht. Sie suchte auf dem Plage unter den Leuten nach ihm, und im Erdgeschosse, wo Filomena beim Scheine einer Lampe immer noch mit Weinschenken zu thun hatte, aber kein Ederl war nirgends zu erblicken. Als der Professor sie so herumsuchen sah, sprang er auf und fragte nach dem Grunde.

„Der Bach —“ begann er zögernd, nachdem sie ihm gesagt hatte, was sie beunruhigte.

„Nein, nein, ich habe ihn davor gewarnt, und er ist ein folg-sames Kind.“

Sie durchsuchten den ganzen Umkreis des Gasthauses, aber umsonst. Hierbei fügte es sich, daß Nina's Blick auf den Zahl-tisch der Burlacher's fiel. Vorhin hatte sie die Karaffe, welche sie den Kindern zum Wasserholen gegeben, darauf bemerkt, — jetzt stand sie nicht mehr dort.

„Nun weiß ich's!“ rief sie. „Sein Pflichteifer hat ihn aus seinem Nestchen nach dem Brunnen getrieben, um mir das Wasser zu holen. Das brave Bubi! Wir wollen ihm entgegen-gehen!“

Sie schritten quer über die Straße und einen Theil der Wiese, die jetzt mit einem zarten Nebelschleier bedeckt war, zu einer Gruppe uralter, etwas erhöht stehender Kastanien. Das Laubdach war so dicht, daß nur vereinzelte Lichtstrahlen den Boden erreichten, der sich wie eine dunkle Insel von dem im Mondensglanze schwimmenden Wiesenplane abhob. Zur Seite an einer niedrigen Mauer ragten einige Hollunderbüsche auf. Ihre großen Blüthenbüschel schimmerten bleich durch die Schatten-Region unter den Bäumen. Dort war der kleine Röhrenbrunnen. Leise, ganz leise, wie das Klingeln von Perlen, die man in einen Krystall-Becher fallen läßt, vernahm man in der Nachtstille sein Kieseln.

„Wir haben einen Eisen-Tanzplatz entdeckt,“ sagte der Maler mit unwillkürlich gedämpfter Stimme.

„Ederl! Ederl!“ rief Nina vorauseilend.

„Gut, daß er nicht dort ist. Es strast sich, in so einen ge-zeiten Kreis einzubringen. Gewiß ist er, — aber was blüht dort am Brunnen?“

Es war eine weiße Flasche, überwall von Wasser, das aus dem engen Röhlein hineinraun. Und daneben lag schlafend auf dem kühlen Kalen kein Ederl. Sein Hütchen war ihm vom Kopfe gefallen, seine Waden waren feucht vom Thau, sein Gesicht erschien in der magischen Beleuchtung so bleich, wie die Blüten des Hollunders über ihm.

„O weh! o weh!“ rief Nina erschrocken. „Er hat erwartet, daß die Flasche sich füllen sollte, und ist dabei vom Schlafe überfallen worden. Das wird ihm schaden, — hat ihm ge-wiß schon geschadet!“

„Kinder seiner Art sind nicht so zart. Er ist ja ein halber Zigeunerbub!“ tröstete sie der Maler, aber es lag doch eine leise Beforgniß in seinem Tone.

Sie bückte sich und legte ihre Hand an seine Stirn und Wangen. „Gott sei gelobt, er ist warm und athmet leicht. Wahrscheinlich ist er eben erst eingeschlafen. Ederl, wach auf! wach auf! Komm mit zu den Schweitern!“

Das Kind schlief so fest, daß der Maler es auf seine Arme hob, ohne es dadurch zu erwecken. Nina nahm ihren Shawl ab und hüllte den Knaben damit ein. Als sie dabei seine nackten Füßchen berührte, fuhr sie zusammen. Sie waren kalt wie Eis. Sie rieb sie mit ihren warmen, weißen Händen, doch es dauerte lange, ehe Leben in sie kam. Als es ihr völlig gelungen war, bewegte das Kind den Kopf, der schwer auf der Schulter seines Trägers lag, und als es dann mühsam die Augen aufschlug, traf sein Blick den Mond und blieb starr an ihm hängen.

„Ederl!“ rief Nina, „schau her, ich bin die Nina, ich hab' Dich gesucht und will Dich heimbringen in Dein Bett!“

„Nina!“ murmelte das Bübchen mit einem schwachen Lächeln und streckte die Hände nach ihr aus.

„Ja, komm, Du sollst mir nicht zu schwer sein, Du hast es um mich verdient. Die kurze Strecke kann ich ihn schon tragen,“ fügte sie hinzu, als ihr Begleiter Einwendungen machen wollte.

Er legte seine Bürde in ihre Arme, und sie schritten zur Scheune, wo die junge Dame ihn in sein Wägelchen steckte und noch eine Weile auf seine Athemzüge lauschte.

„Er schläft ganz sanft und fest,“ flüsterte sie, „wir können ruhig sein.“

Sie schlug das Zeichen des Kreuzes über ihm, und dann gingen die Beiden.

„Es ist wirklich ein seltenes Kind,“ sprach er in bewegtem Tone, aber er dachte dabei mehr an sie, als an den Knaben.

Die Gesellschaft vor dem Gasthause war inzwischen bedeutend zusammengeschmolzen. Als es elf Uhr schlug, machte sich auch der Rest auf den Heimweg. Der Burlacher und seine Frau gelangten auf einem Wiesenpfade in ihr dunkles Nachtquartier.

Die Schlofferin schlief längst den Schlaf der Gerechten und auch der Schriftsteller stieg in sein Stübchen hinauf.

Nina und der Maler blieben die Allerlehten auf dem Plage. Als sie dann endlich in's Haus gingen, und Filomena ihnen die Treppe hinauf leuchtete, hörte sie den Maler flüstern:

„Träume süß, Kinetta, Geliebte! Und morgen feiern wir unsere Verlobung!“

Seit dem fröhlichen Abend in Bahru waren zehn Tage verfloßen, und das Dörfchen war wieder in seine traumstille Ruhe zurückgefallen. Die vier Gäste aus München hatten dem „Goldenen Adler“ früher als sie beabsichtigt, Lebenswohl, und ein so frohes Lebenswohl! Die beiden Verlobten wollten daheim möglichst bald Hochzeit machen und gleich darauf nach Rom reisen und, — sollte man es glauben? — die Schlofferin hatte sich von ihnen überreden lassen, mitzugehen, was sie einen sträflichen Leichtsinne nannte, der nur einigermaßen dadurch zu entschuldigen sei, daß sie die Kosten dieser Extravaganz durch Copiren nach dortigen Originalen so ziemlich einzubringen hoffe. Wahr ist, daß sie im Grunde gern ging, denn sie war immerhin Künstlerin genug, um von dem allgemeinen Leiden ihrer Klasse, der Sehnsucht nach der ewigen Stadt, angesteckt zu sein.

Der junge Schriftsteller hatte die erhoffte Stelle glücklich er-

langt und theilte seine Zeit gewissenhaft zwischen dem Redactions-Bureau und seinem Schreibtische.

Der Burlacher ließ diesmal ungewöhnlich lange auf seine Rückkehr warten. Sonst war nie mehr als eine Woche ver-gangen, bis er Alles verkauft hatte und wieder anlangte, um in Bahru zu nächtigen. Endlich, am zehnten Abend, als Filomena eben unter die Hausthür trat, um zu sehen, ob die Feiertunde nicht einige Gäste herführen würde, hörte sie das bekannte Schellengeläut, und im nächsten Augenblicke rumpelte der Frachtwagen über die Brücke.

Aber gegen seine Gewohnheit knallte der Burlacher weder mit der Peitsche, noch rief er ihr einen Gruß zu, und am Röhrenbrunnen angelangt, spannte er nicht aus, sondern begann seine Pferde zu tränken und mit etwas Brot zu füttern. Zugleich kletterten seine Frau und die beiden kleinen Mädchen aus dem Wagen, blieben neben ihm stehen und nickten der Wirthstochter stumm von Weitem zu.

„Ja, was hab's denn? Warum stellt's Euch an, als kennt Ihr mich nit?“ rief sie hinzugehend.

Der Burlacher schwieg. Er hatte zwischen den Augen eine tiefe Furche, und der frühere Frohsinn war aus seinem Gesichte gestigt.

Die Frau streckte Filomenen die Hand entgegen und wollte sprechen, aber ein heftiges Schluchzen erstikte ihre Worte.

„Jetzt ist's gar!“ sagte das Mädchen betroffen. „Dab's leicht la gut's Geschäft g'macht, — aber i mein', das sei nit möglich!“

„Der Ederl —“ begann Nitz, und es suchte um ihren Mund.

„Wo steht denn der Bubi?“ unterbrach sie Filomena mit einem Blicke in den Wagen.

„Der Ederl ist todt!“

„Todt?“

„Und in Klausen drinnen liegt er begraben.“

„Heilige Mutter Gottes, wie wär' das möglich? Ein Kind, so frisch und gesund wie a Kuffern!“

„Er ist todt und dahin!“ wehklagte die Frau. „Und just hier hat's ihn angefaßt!“

„Hier, wo er g'tanz und g'sprungen hat, wie a Kreisel, bis er zu Bette ging?“

„In der Fröh,“ als wir fahren wollten, hat er so fest g'schlafen, daß wir 'n in seinem Wägel' mitgenommen haben, ohn' n' z' weden. Und aufwacht ist er nimmer zum Bewußtsein! Wenn 'r z'weilen die Keugerln aufschlug, hat er Keinen von uns erkannt! Sein Kopf war heiß wie a Feuer, das hat seine Kraft verzehrt. Amal hat'r sich in seinem Bett aufgesetzt und mühsam g'sprochen: Nina, — a — Wasser holen! Damit hat'r das Fräulein meint, die hier so lieb zu ihm war, — aber sein Köpferl ist gleich wieder zurückgefallen auf's Polster, und bald darnach war's ans mit ihm!“

„Ihr armen Leut, ist das a Leid!“ sprach Filomena mit Thränen. „Aber bedenkt, unser Herrgott hat just an Engerl mehr im Himmel haben wollen, und so nahm er den Ederl!“

„Schon!“ schluchzte die Mutter, „aber wir hätten ihn gar so gern, — gar so gern behalten! 's war so a herzig's —“

„Steigt's auff!“ rief in herbem Tone der Burlacher.

„Wollt's nit über Nacht bleiben?“ fragte Filomena zag-haft.

„Nah, nah, — nit hier, nit hier!“ entgegnete er kurz.

Sie stiegen ein und fuhren davon. Filomena verstand ihn und hatte nicht weiter zureden mögen. In dem schönen Bahru überwalligsten die Erinnerungen an ihren verlorenen Lieb-ling die Armen allzu sehr, und es drängte sie, ihnen zu entfliehen. Aber doch wird bei all' ihren künftigen Fahrten hinauf und hinab die einsame Brennerstraße sein Bild mit ihnen gehen, das Bild ihres Bübchens mit den strahlenden Augen und dem rothen, lachenden Munde.

Gott hab' Dich selig, klein Ederl!



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

W' liab's Dirndl. Von Paul Felgentreff. Siehe das Bild, Seite 145. — Mit lachenden Augen schaut sie in die Welt, und aus den frischrothen Lippen blühen die weißen Zähne. Ein fröhliches Menschenkind und eine kerngesunde Natur. Sicher ist das Dirndl ebenso unverdorben bei der Arbeit, wie fröhlich beim Tanz; und in lustiger Gesellschaft. Gern macht sie sich schmunz und ist stolz auf ihren Sonntagstaat, in dem sie farbenreich prangt, wie eine Blume. An Wochentagen aber hält sie nicht viel von dem Plüsch und erscheint nur sauber und abretzt. Der Burtsch, der das Dirndl einmal heimführen wird, hat sein Glück sicher; er hat so etwas wie das große Loos in der Ehestands-Lotterie gezogen. Und man wird von ihr auf ihn schließen können, denn sie ist keine, die sich wegwirft. Sorgfältig wird sie wählen, und ihre klaren Augen bürgen dafür, daß sie ihre Wahl niemals bereuen wird.

Das Silhouetten-Album, eine Damenarbeit aus dem vorigen Jahrhundert. Siehe die Abbildungen auf Seite 152. — Der dänisch geborene deutsche Dichter und Philosoph Jens Baggesen war in zweiter Ehe mit der Pariserin Fanny Keyboz verheirathet, einzigstes Kind des Theologen Salomon Keyboz, bevollmächtigten Minister der Republik Genu bei der französischen Republik in Paris. In dem Nachlasse dieser Ehe befindet sich ein Silhouetten-Album, dessen braunleberner Einbanddeckel mit Gold-druck-Verzierungen den Namen „Lucile Marchinville“ trägt. Es ist dieses mithin nicht der Name der Eigentümerin, sondern muß der der Geschenkgeberin sein; die Correspondenz Keyboz-Baggesen's auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt wird, enthält keinen Aufschluß über diesen Punkt. Vielleicht ist Lucile die künstlerische Urheberin einiger der kleinen Bilder, aber durch-aus nicht aller fünf-and-dreißig, die noch in der Mappe vorhanden, denn diese zeigen dreizehn verschiedene Mütter in Bezug auf Cha-rakter und auf Anfertigungsweise, verschieden in der Art des Zeich-nens, wie des Ausschneidens. Gewiß ist aber, daß die sämtlichen kleinen Kunstwerke Frauenhänden entstammen. Die meisten Cartons dieses Portefeuilles sind schwarz, zur Aufnahme der weißen Silhouette bestimmt; aber auch einige weiße Cartons sind mit eingestrichelt für die farbigen Silhouetten. Einige der Schnitz-bilder schießen über das gegebene Maß des Buches hinaus, ein Zeichen, daß die Einlagen mehrerlei zusammengetragen worden sind. Von den Silhouetten, welche wir wiedergeben, ist die obere

aus einem Kartenblatte herausgeschnitten, wie sich bei dem Original deutlich erkennen läßt. Nicht eine Kunst, die nach Brod ging, sondern ein Talent der geschickten Hand und freien Phantasie war es, das in dieser Kunst von der Damenwelt Ende vorigen Jahrhunderts gepflegt ward. — ein Sport, der seiner Zeit sehr in Mode war und dem auch das Entstehen des erwähnten Albums zu verdanken ist. Vielleicht geben die umseitigen Reproduktionen und diese Zeilen unseren Damen Anregung, sich in der hübschen Kunst des Silhouetten-Schneidens, die in Deutschlands jüngsten Tagen durch Konowka und Ströhl wieder zu Ehren gebracht worden ist, gelegentlich zu üben.



Nachdruck verboten.

Von der Hamburger Kunstgewerbe-Ausstellung. — Es ist mir die ehrenvolle Aufgabe geworden, die verehrten Leserinnen ein wenig auf unserer so schön gelungenen, viele Erwartungen übertreffenden Ausstellung umherzuführen, und ich folge ihr gern. Die Ringbahn hält, und wir steigen gerade dem Haupteingang gegenüber aus. Durch das große, fünftheilige Portal gelangen wir in die Vorhalle. Ein bunter, reicher Bazar breitet sich vor uns aus. Interessirt es Sie zuerst, die Damen-Confection zu betrachten, um zu wissen, wie man sich in Hamburg kleidet? Sehen Sie dort die graziose Robe aus beige-farbener Seide mit Streifen von grünem Atlas und rosa Marquieren durchwirkt! Das Devant und die Schleppe decken schwarze Spitzenvolants, Taille und Aermel sind entsprechend garnirt. Das Ganze macht einen reizenden Eindruck, zugleich vornehm und einfach. Auch jene schwarzseidenen, mit kostbarem Verfaß von französischer Täuscherei decorirten Roben und die wasserdichten Reisekleider in hellem, feincarrirtem Nuster sind eine sehr beliebte Neuheit. Und gewiß gewinnen Ihnen auch die prächtigen Wäsche-Artikel einen beifälligen Blick ab, die gestickten Kissen-Überzüge, die entzückenden Baby-Ausstattungen mit ihren hundert allerliebsten Kleinigkeiten, welche die „angeborene höhere Cultur“ des kleinen Weltbürgers in unserer Zeit schon von der Wiege an verlangen.

Wenn ich mir erlauben darf, als Führerin Ihrem Blicke die Richtung anzugeben, so bitte ich, lenken Sie ihn auf die Nähmaschinen-Ausstellung von Weidinger, auf die Wunder, welche alle jene Toilettenerzeugnisse im höheren Stile, deren wir heute bedürfen, mit spielender Leichtigkeit herstellen. Wenn Sie es nicht schon wüßten, auf welcher Höhe die Kunst des Maschinen-Nähens steht, hier könnten Sie es bewundern lernen. Ich nenne da beispielsweise die eigens für Knopflöcher in Tricotstoff konstruirte Maschine. Unaufgeschnitten schärzt dieselbe das Loch, hält selbständig an, wenn der letzte Querringel fertig ist, und dann fährt eine kleine Guiltoline blühschnell von oben herab und schneidet mit unfehlbarer Sicherheit den haarfeinen Raum zwischen den Fäden durch. Einen Bestwunsch dürfte in jeder Hausfrau die neueste Salon-Maschine erregen, die zugleich ein elegantes Möbel und von practischster Verdaßlichkeit ist. Es ist nicht, wie bisher, ein Tisch, der die Maschine trägt, sondern ein Schränkchen; sie wird durch den Druck einer Feder in das Innere desselben versenkt, die Platte schließt sich und kann nebenbei noch anderen Zwecken dienen. Links ist Raum für die verschiedenen Utensilien und Arbeiten, rechts der Zugang zur Maschinenrie.

Wir wenden uns und stehen vor einer Hamburgischen Musterhalle. Welche Fülle von Geschäftigkeit eröffnet dieser ideale Raum dem wirtschaftlichen Sinne, wie glänzen die handgerechten Maschinen, die jede Art häuslicher Thätigkeit zu einem Vergnügen machen, wie sind Schränke und Tische so einladend mit Allem gefüllt, was das Küchen-Königreich erfordert, und wie verheißungsvoll leuchtet über dem niedrigen, bequemen, blankpolirten Herde der sinnige Spruch:

De Käsch un de Ratt
Hebbt alleid wat.

Ein hübsches Mädchen in ihrer sauberen Hamburger Tracht dazu, und die Herrin wird zufrieden sein, hier für die Bedürfnisse der traulichen Heimstätte und ihrer Familie sorgen zu können.

Aus dieser Küche treten wir in ein Speisezimmer und aus diesem in eine angrenzende Hauskapelle. In dem erstern werden Sie außer dem einladend gedeckten Tische, den ein Tischuch mit breiter, in rother Seide gestickter Borde ziert, vornehmlich die Wände interessieren. Dieselben sind mit Sidererei bekleidet. In Manneshöhe sehen Sie rings um drei Seiten die in Plattendruck gehaltene, bewundernswürth ausgeführte Darstellung eines Hochzeitszuges. Der Eindruck läßt sich am besten mit einem Basrelief vergleichen, die Figuren und die Gesichter treten deutlich hervor, die in lebhafter Bewegung befindlichen Gruppen scheinen wirklich am Auge vorüberzuziehen. Nirgends stört ein mißlungener Stich oder ein zu großer Seidenfaden in der stimmungsvoll abgetönten Farbe. Die Kapelle ist gleichfalls ein sehenswerther Raum, durch Glasmalerei-Überlicht feierlich dämmend erhellt. Wände und Gewölbe sind in farbigen Sgraffio-Malereien hergestellt, nach eigener Methode des kunstreichen Anstellers, der es nicht verdammt haben soll, an den gestickten Gesichtern im Speisezimmer selbst mitzuarbeiten.

An der langen Reihe der Zimmer-Einrichtungen im modernen, im altdeutschen, im Rococo-Stil, den Damen-Boudoirs, den Herrenzimmern und den Wohnstuben eilen wir schneller vorüber. Die Zeit drängt, und ich möchte Ihnen noch das Aunum eines Schlafzimmers zeigen, welches würdig wäre, in den Schlössern von Versailles oder Herrenchiemsee einen Platz zu finden. Die Möbel im vornehmen Rococo-Stile, die Decoration des Betthimmels, die breite Bettdecke aus blauem Sammet sind mit einer massiven, plastisch wirkenden Häkerei von weißer Brillantwolle besetzt, Vorhänge, Puffs, kleine Tischdecken haben den gleichen Verfaß. Die Toiletten-Tische sind mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet, nur die Waschtische tragen keinen Handarbeiterschmuck.

Die Mannigfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände ist unerschöpflich. Eine angespannte Bettdecke, mit rother Seide in verschiedenen Sticharten und Filet-Quipure gestickt, sollte man für die Arbeit eines ganzen Lebens halten. Sie würde eine hervorragende Fierde jedes Kunstgewerbe-Museums sein. Ein Tischchen mit Filigran-Arbeiten zeigt uns die reizendsten Schmuckfachen. Wenn Sie junge Töchter haben, meine Damen, — nichts hübscheres zum Mitbringen, als dies! Die Auswahl ist

groß und reichsam, besonders für das jugendliche Alter, dem schwerer Gold- und Juwelen-schmuck noch fremd sein sollte. Das emsige Rasteln einer Nähmaschine unterbricht unsere Betrachtung. Was wird dort genäht? Handschuhe, einer unserer unentbehrlichsten Toilette-Artikel, den wir einmal ganz in der Nähe anfertigen sehen können! Sie werden vor unseren Augen zugeföhrt, und man sollte es nicht für möglich halten, daß aus diesen feinen Lederlappen die elegante Form erwächst, bei deren Wahl wir so peinlich streng verfahren. An der Art, wie der Arbeiter hier das viereckige, für den Daumen bestimmte Stück reißt und dehnt, können wir sehen, wie sich das Ganze entwikkelt.

Doch horch, — was ist das? Einer der ausgestellten herrlichen Steinway-Flügel erklingt unter Künstlerhänden. Welche angenehme Abwechslung, bei all' dem Sehen auch einmal den Gehörnern erfreuen zu können! Lassen Sie uns den Klängen nachgehen und werfen Sie zugleich einen Blick auf diese Wand. Von ihr schaut eine stattliche Versammlung ernst und würdig blickender Männer auf Sie herab: die lebensgroßen photographischen Portraits der Mitglieder des Hamburgischen Senats in Amtstracht. Wir sind in der Abtheilung der Photographen. Dort unter dem Glasdeckel sehen Sie eine Spezialität: die unveränderlichen Platinbrude, sowie Photographie auf Porzellan, die ein ungemein zartes, liebliches Bild geben.

Nur noch fünf Minuten, wenn ich bitten darf, — die Spitzenklopplerin dürfen wir nicht übergehen. Es ist die einzige in Hamburg, und wie Sie an ihrer Tracht sehen, keine Eingeborene. Sie ist eine Nordfriesländerin, aus Tondern, dort wo das Spitzenkloppeln seit mehreren Jahrhunderten, von Holland herübergekommen, heimisch ist. Wir sind gewohnt, diese Kunst hauptsächlich im Riesengebirge, als ihrer Heimath, zu suchen, aber auch die Tondernschen Spitzen sind berühmt und verdienen ihren Ruhm. Die originelle älteste Dame ist sich des Werthes ihrer Produktionen voll bewußt und zeigt sie uns mit Stolz. Sie klöppelt, oder wie sie es nennt, „knüppelt“ vor unseren Augen, und es ist unglücklich, mit welcher Geschwindigkeit sie die Knüppel durcheinander wirft und die Nadeln steckt. Eine herrliche seidene Spitze entsteht vor unseren Augen, von der die fleißige Arbeiterin hier in der Ausstellung schon mehrere Meter vollendet hat.

Während wir nun dem Ausgange zustreben, werfen wir noch einen Blick auf die Abtheilung für Kurzwaaren. Fleißige Hausfrauen werden gern den Fingerhut mit Einsädelvorrichtung betrachten. Ferner ist eine neue Erfindung für das Klavierspiel bemerkenswerth: ein selbständiger Noten-Umwerder, der durch Luftdruck zur Ausübung seiner Function genöthigt wird.

Wir treten aus dem nördlichen Flügel heraus unter grüne Bäume; Tische und Stühle laden uns ein, unsere müden Glieder zu ruhen und einen Erfrischungstrunk zu nehmen. Ein hübsches Mädchen in heller, leidlicher Tracht bringt ihn uns. Wir sind anfangs in Zweifel, woher diese Tracht, die bunten Kleider, das weiße, nach hinten gebundene Schürzchen, die kreuzweise gelegten Kulltücher und das Häubchen stammt. Aus dem Empire? Nein, das ist alt-hamburgische Dienstmädchen-tracht, und das Haus hinter den Bäumen führt den Namen: „Die alte Liebe“. Welche Erinnerungen erweckt dieser Name nicht! — Das Gebäude ist innen im Stil eines alten Patrizier-hauses gehalten und sehr sehenswerth.

Nun aber lassen Sie uns vortreten bis an den Rand der großen Terrasse, die in der Mitte des Platzes liegt. Die Fontaine sendet einen erquickenden Sprühregen auf uns herab, und mit wohlthätiger Empfindung sehen wir unter uns ein zwischen grünen Ufern und herrlichen Bäumen schlummerndes Wasser; es ist der durch die ehemaligen Wälle und Positionen geleitete Stadtgraben, der durch geschickte Anlagen das Aussehen eines Flusses erhalten hat. Schwäne ziehen still einher, Enten flattern hin und wieder, und drüben unter der hohen, stattlichen Hängebrücke erscheinen flinke Boote. Links der niedrige Rundbau mit der mächtigen Kuppel ist die große Festhalle, welche dreitausend Menschen fassen kann. Hier trägt die Kapelle des badiischen Leib-Grenadier-Regiments ihre das Publicum begeisterten historischen Märche vor.

Ehe wir einen Rundgang durch den Park antreten, bitte ich, noch einmal zurück zu blicken und die herrliche Marmorgruppe von Bruno Kruse: Walküre, den Krieger in den Kampf führend, zu betrachten. Sie steht in der Mitte vor der Haupthalle zwischen leuchtenden Blumengruppen und wird mit Recht sehr bewundert. Doch der Park hat sich allmählig gefüllt. Von den verschiedensten Seiten tönt Musik an unser Ohr. Dies ist die günstigste Zeit, uns zu einer Erholungspause in dem maurischen Café nieder zu lassen und von dort einen letzten Blick auf das bunte, unaufhörlich wechselnde Bild zu werfen.

A. Klapp.



Nachdruck verboten.

Eine Kaffee-Plauderei. — Auf die Gefahr hin, als altjüngferliche Kaffeeschwärzer in Acht und Bann erklärt zu werden, möchte ich an dieser Stelle versuchen, ein Wort zu Ruh und Frommen meiner Mitkaffeeschwärzer zu sprechen. Kaum ein Menschenalter ist es her, daß „der Trostspender der Damen“ sich bei uns eingebürgert hat, und doch möchten ihn heute nur Wenige mißsen. Ist er nicht ein Stimulant für nervöse Naturen, die unerläßliche Zugabe jedes guten Diners, der Vereinigungszweck gemütlicher Familien-Zusammenkünfte, und endlich bei der arbeitenden Bevölkerung oft genug der Ersatz für die Mahlzeiten des ganzen Tages?

Wie kommt es nun, daß an diesem guten Freunde gerade von den Frauen, die man doch sonst beschuldigt, ihm hold zu sein, so vielfach getrostet wird, während die meisten Herren den duftenden Trank der Lebante gewöhnlich in guter Beschaffenheit einzunehmen pflegen? Vielleicht spielt hier der Trieb wirtschaftlicher Spar-samkeit mit, der den meisten Damen innewohnt und mit dem geübten Toiletten-Lurus Hand in Hand geht; denn, unter uns sei's gesagt, es giebt Hausfrauen, welche in Verzweiflung gerathen und düstern Blickes dem Ruin entgegen schauen, wenn der Kaffee-preis um einige Pfennige in die Höhe geht, oder leichten Herzens ihre Kleider bei dem theuersten Wiener Schneider arbeiten lassen. Da wird denn zu Surrogaten gegriffen, die Geschmack und Farbe geben sollen, bis schließlich auf dem häuslichen Familientische ein Getränk erscheint, das vom Kaffee nur noch den Namen hat.

In erster Linie wird gewöhnlich zu wenig Sorgfalt auf die richtige Vereinigung der zusammen passenden Kaffeeforten gelegt. Java mit Mocca dürfte stets die feinste Mischung bleiben. Ich führe als Autorität hierfür das weltberühmte Restaurant von Florde in Hamburg an, das sich dieser Sorten ausschließlich bedient und damit den verwöhntesten Feinschmeckern gerecht wird. Für einfachere Haushaltungen empfiehlt sich Santos mit Guatemala, wogegen Ceylon und alle Ceylon-Arten am besten ungenüßigt bleiben. Freilich ist es wirtschaftlicher, die Bohnen stark zu rösten, weil sie dadurch an Volumen zunehmen, dafür aber verlieren sie mit der schwärzlicher werdenden Farbe an Aroma und nehmen einen scharfen, unangenehmen Geschmack an. Wer daher mehr Werth auf die Qualität, als auf die Quantität legt, wird darauf achten, ihnen einen schönen goldbraunen Ton zu lassen, und sich dazu der altmodischen, mit dem Spiege gebrehten Kaffeetrommel lieber bedienen als der neumodischen Röst-Erfindungen, weil der Umschwung jener am gleichmäßigsten und daher am zweckentsprechendsten ist. Im Allgemeinen aber bin ich für den Fortschritt, und ohne den biederen Messinglappen unserer Kindheit zu nahe treten zu wollen, denen wir so manche gemütliche Stunde verdanken, glaube ich doch, daß die Kaffee-Maschinen neuester Construction den Vorzug verdienen. Die selbstthätige „Universal-Maschine“, hübsch vernickelt, mit zierlicher Porzellan-lamme, welche, sobald das Wasser sich brausend über den Kaffee-behälter ergießt und die Kanne füllt, von selbst den Deckel der Spirituslampe schließt, kann nach dem Diner in jeden Salon gebracht werden, wenn die Hausfrau Werth darauf legt, die Zubereitung zu überwachen.

Ein wirklich practischer Gebrauchs-Gegenstand jedoch ist der neue Spar-Kaffeetrichter nach dem Goeder'schen Systeme, welcher, im Gegensatz zu anderen Trichtern, durch seinen Verschluß das Aroma vollständig während des Aufgusses festhält, und billig, aus einfachem Weißblech hergestellt, in jedem größeren Geschäfte für Küchen- und Haushaltungs-Gegenstände zu haben ist.

Allen einfachen Haushaltungen, die gewohnt sind, größere Quantitäten gerösteten und gemahlenen Kaffee in Vorrath zu haben, möchte ich überdies noch die gepressten Kaffeetafeln aus der Fabrik des Herrn Emil Specht in Hamburg empfehlen. Es mögen noch andere derartige Fabriken in Deutschland existiren, von denen ich nichts weiß, von der Güte und Unverfälschtheit dieser Tafeln jedoch und von ihrem practischen Nutzen habe ich mich durch Augenschein und Zungenprobe überzeugt, da ich der Fabrication beizuhilfen, und gleich darauf eine vor meinen Augen aus dem Fabrikate rasch hergestellte Tasse recht guten Kaffees genoss. Man erhält dieselbe in 4 Qualitäten für Mark 2, 1.80, 1.60, und 1.40 pro 1/2 Kilo, und in Paketen à 5 Tafeln zu 100 Gram, von denen eine jede wiederum in 6 Theile à 10%, Gramm getheilt ist, woraus man 2 starke Tassen Kaffee à 1/4 Liter bereiten kann. Die erste Qualität wird nur aus reinem Java, Maracabo und Mocca hergestellt. Man hat jedenfalls hierbei die absolute Controle über den Verbrauch, ein stets gleichmäßiges Getränk und tadellose Sauberkeit, da sämmtliche Schladen durch besondere Maschinen-Vorrichtung abgefordert werden, und ferner keinen Verlust an Aroma, wie es wohl sonst geschieht, wenn man größere Quantitäten gemahlenen Kaffee, lose geschüttet, in Blech- oder Porzellan-Büchsen aufbewahrt.

Zum Schluß noch eine kurze Notiz für die wärmere Zeit. Man fülle flache Glasfische, wie man sie zu Punsch à la romaino benutzt, zu einem Drittel mit schwarzem, starkem und bitterem geistigem Kaffee, thue eine Portion Vanillegelee hinzu und servire es sofort. Es ist dies eine Erfrischung, die ihres herzhafteu Geschmades wegen Herren und Damen gleich willkommen sein wird.

A. von Klinkowstroem.

Bielliebchen. — Woher dieser Ausdruck, welcher in unserer guten Gesellschaft seit lange eingeführt ist, stammt — fragt die geschätzte Leserin. Darüber sind die Meinungen getheilt. Der Eine will zwischen dem Bielliebchen, diesem neckischen Spiele, welches seiner Eigenart nach der Wette zugehört wird, — und dem normannischen Valentins-Tage einen Zusammenhang finden; ein Anderer wiederum sucht seinen Ursprung in den Gauen am Rhein und an der Mosel, wo bei den Burfschen und Mädchen des Volkes dieser Ausdruck landläufig war und zwar als eine Art Rosenkranz beim Festspiele an einem bestimmten Sonntage des Kalenderjahres. Der Burfsche hatte seinem „Bielliebchen“ ein Geschenk darzubringen und erhielt dafür die Vergünstigung, mit seiner Partnerin „Bretzel brechen“ zu dürfen. Es mag wohl an solchen Sonntagen auf Dörfern und Städten nicht ohne manchen Unfug abgegangen sein, denn Urkunden weisen nach, das „Bielliebchen“ habe durch ein Verbot Seitens der Behörde ein Ende erreicht. Das geschah am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Doch ist die alte Gewohnheit trotzdem keineswegs ausgestorben. Man brach viele Jahre hindurch am Neujahrsabende „Bretzel“ und jeder Herr, der seine Dame zum Bielliebchen wählte, gab ihr ein kleines sinniges Geschenk. Auch die Doppelkerne der Mandeln machte man sich zu jener Zeit schon dienlich. Später band sich die Gesellschaft keineswegs strenge an den Tag. Wo sich Gelegenheit fand, ah man Bielliebchen und tilgte die Schuld, welche den Verlust des Bielliebchens im „Guten Morgen“ oder im „j'y pense“ beim Darreichen irgend eines Gegenstandes nach sich zog, durch eine kleine Aufmerksamkeit, eine kleine, unvergängliche Gabe. So pflegt man es auch heute noch in der guten Gesellschaft mit dem Bielliebchen zu halten. Es soll ein harmlos neckischer Scherz sein und als solcher betrachtet werden. Kaum legt man ihm eine tiefere Bedeutung bei. Ein Kind des Augenblicks, beim heiteren Mahle, in der Schaumweinlaune meistens geboren, während ein Ananasmandel-Pärchen oder die Zwillinge in der Ruhstube bei ihm Pathe standen, — erhebt das Bielliebchen keinen weiteren Anspruch, als ein Gehülfe des Zeitvertreibes zu sein und einen Seidensaden seltsamen Zusammenhanges zwischen „ihr“ und „ihm“ zu spinnen, der, sobald das Spiel beendet, die Bielliebchengebe entrichtet worden ist, zerreiht. Wie gar oft hat schon ein Paar Bielliebchen mit einander gegessen und sich darnach kaum jemals wieder im Leben gefaunt. — wie sehr oft, — wahrscheinlich! Nur, falls die Dame ihren Tischgenossen ganz genau kennt, ist ihr gestattet, ihm das Bielliebchen-Essen anzubieten, für gewöhnlich ist es Sache des Herrn, sich diese Gunst von ihr zu erbitten. Mitunter liegen Gründe für eine Dame vor, das Bielliebchen abzulehnen. Diese Weigerung empfiehlt sich nur da, wo sie aus festem Grundsatze geschieht: die Lebensklugheit verbietet entschieden, nur von Fall zu Fall sich zu entscheiden. Wer sich an der Gast- oder Familientafel zu einander gefeilt, stellt sich von vornherein schon den Tischgenossen gleich und darf sich in diesem Punkte weder einen Vorzug noch eine Zurücksetzung zu Schulden kommen lassen. Das passendste Bielliebchen-Geschenk des Herren an die Dame bilden jederzeit Blumen. Zwischen nahen Verwandten und zwischen Verlobten indeß darf man auch zu keinen Souvenirs von Phantasie-Schmuck oder gar Edel-Metall greifen. Eine Dame wird dem Herrn entweder ein Rauch-Requifit oder, falls er dessen nicht bedarf, — dem Richt-

raucher einen kleinen Luxus-Gegenstand für seinen Schreibtisch schenken. Ueber den Empfang dieser Gabe pflegen Cavaliere, — so forbert es die gute Sitte, — durch sofortige Zusendung eines frischen Blumenstraußes zu quittiren. Die unvermählte Dame empfängt ihr Bielliebchen-Geschenk, ohne jede Rebanche zu üben. Die verheirathete Frau dagegen pflegt den aufmerksamen Spender bei aller nächster Gelegenheit zu einer Tasse Thee oder einem Mittagsmahlte en famille einzuladen. Fast immer jedoch bleibt es Sache der Herrenwelt, beim Bielliebchen den freiwilligen Verlierer zu spielen, — ein Act der Galanterie, der wohl verzeihlich ist. Eine Handarbeit als Bielliebchen-Geschenk eigenhändig zu fertigen, wenn nicht ein vertrauliches Verwandtschaftsband oder ein bestehendes Herzensbündniß vorliegt, verräth zum Mindesten große Unvorsichtigkeit und bringt eine junge Dame leicht in den Verdacht, sie wolle der Spielerei, denn eine solche ist das Bielliebchen allemal, eine tiefere Bedeutung ihrem Partner gegenüber einräumen. Partzuführende Damen suchen diese Klippe zu umschiffen. Im Uebrigen scheint es, das Bielliebchen hübe von Tag zu Tag mehr von der Gunst ein, die es z. B. vor dreißig Jahren noch genoß, — es beginnt mehr und mehr zu verschwinden.

Tony Panty.



Nachdruck verboten.

Etwas von der Tuberoze. — Im Heftkasten der Nr. 26 der Frauen-Zeitung finde ich eine Erkundigung nach der „Tuberoze“. Gleichzeitig steht mir in einem anderen Blatte eine „Tuba-Rose“ auf. Ich nehme wohl mit Recht an, daß es in beiden Fällen sich um die Tuberoze handelt. Denn so wird der Name dieser schönen Blume richtig geschrieben.

Tuberoze (*tuberosa*) heißt in's Deutsche übersezt „die Knollige“, und die Pflanze ist so genannt wegen der knollenförmigen Wurzel. So heißt auch die Kartoffel mit botanischem Namen *Solanum tuberosum*: der knollige Nachtschatten. Man sieht, der Tuberoze ergeht es wie einigen anderen Blumen auch: sie hat einen sehr wohlklingenden lateinischen Namen, übersezt man diesen aber in's Deutsche, so kommt recht Prosaisches heraus. Wie schön

Bei uns begegnet die Cultur der Tuberoze leider einigen Schwierigkeiten. Wir erzielen wohl Blumen aus den Knollen, aber meist nur einmal. Knollen, die einmal Blüthen gebracht haben, blühen selten zum zweiten Male. Man kann sie im Zimmer überwintern, aber das hat keinen Zweck. Vielmehr ist es besser, daß man sich immer wieder neue starke Knollen vom Handelsgärtner verschafft, wenn man blühende Tuberosen haben will.

Der größten Beliebtheit erfreute die Tuberoze sich im vorigen Jahrhundert. Indem ich in meiner Blüherei umherlaufe, finde ich zwei alte Dichter, welche zu Ehren dieser köstlichen Blume ihre Veier haben erklingen lassen. Der Erste ist der ehrbare Herr Barthold Heinrich Brodes, der in seinem „Jüdischen Vergnügen in Gott“ (Tübingen 1753) der Tuberoze ein Lied von hundertzwei Versen widmet. Es beginnt also:

Jüngst trat ich in mein Schlafgemach
Und stuchte fast, als ein gar strenger Duft
Von einer saft ambriciten Luft,
Als wie im Schwall, mir recht entgegenbrach.
Ich such' und fand sogleich von dieser Lieblichkeit
Die Quelle, die so süß als schön,
In einem blauen Topf an meinem Fenster steh'n.
Dies war, in blühender Vollkommenheit,
Ein Tuberosen-Topf.

Es folgt dann eine sehr genaue Beschreibung der Blume und eine fromme Betrachtung über dieselbe. Uebrigens denke ich, Herr Brodes wird, ehe er sich zu Bette legte, den Tuberosen-Topf aus seinem Schlafzimmer entfernt haben. Der Duft der Blume ist so stark, daß es Niemandem zu rathen ist, sie in sein Schlafgemach zu stellen. In dieser Hinsicht ist der Blume nicht zu trauen, wenn auch ein Botaniker des siebzehnten Jahrhunderts, Georg Eberhard Rumph, sie *Amica nocturna*, die nächtliche Freundin, genannt hat, deshalb wohl, weil ihr Duft, auch derjenige anderer weißer Blumen, in der Nacht am stärksten ist.

Der andere Sänger der Tuberoze ist Herr Gottfried Benjamin Hande, der 1731 in Leipzig und Dresden drei Bände jezt längst vergriffener Gedichte herausgegeben hat. Eines davon ist überschrieben: „Lob der Tuberoze“, und unter der Ueberschrift findet man die Bemerkung: „Auf Verlangen nach einer gewissen Melodie verfertigt.“ Das Lied enthält zehn sechszeilige Strophen, deren erste lautet:

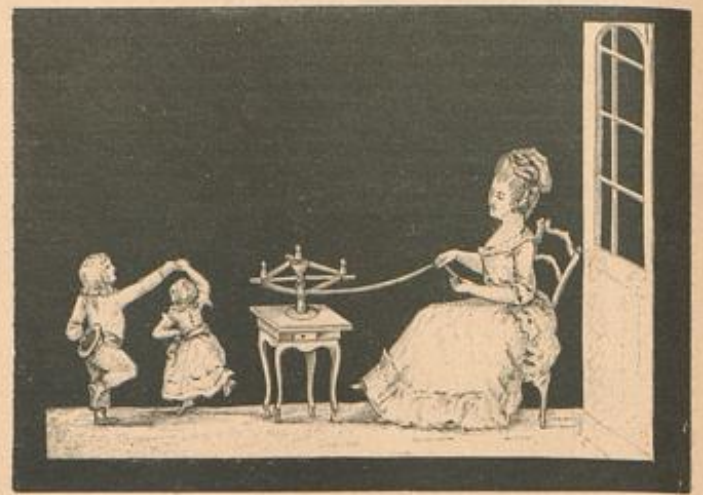
Lobt and're, Kelten und Violett,
Lobt Rosen, Lilien und Jasmin,
So sag' ich euch doch unverholen,
Daß ich nicht dieser Meinung bin:
Weil mich der Tuberosen Pracht
Auf ihre Seite hat gebracht.

Dann heißt es weiter:

Die Tulipane muß sich schmiegen
Und wird hier billig nachgeseht,
Sie kann die Augen zwar vergnügen,
Doch wird die Nase nicht ergötzt;
Wo aber Tuberosen blüh'n,
Da sehnt sich Aug' und Nase hin.

Das schöne
Lied schliefst mit
den Zeilen:
Die Tuberoze
soll allein
Bei mir die lieb-
ste Blume sein.

Weit über
hundert Jahre
sind vergangen,
seit die Tuberoze
bejungen
wurde. Jezt ist
sie wieder in die
Mode gekom-
men, — findet
sich nicht ein
Dichter, der
auf's Neue ihr
Lob verkündet?
J. Trojan.



Aus einem Silhouetten-Album des vorigen Jahrhunderts. Siehe Seite 150.

sicher und unschädlich ist, empfiehlt sich doch Vorsicht, da das Kleefalz ganz ausgewaschen werden muß. E. R. in T.

Kräuseln der Haare (119). — Wer glatte Haare gefr felt tragen will, dem bleibt wohl kaum etwas Anderes übrig, als sie zu brennen oder zu wickeln, vielleicht aber gelingt ein Versuch mit der neuerdings vielfach empfohlenen „Kefeda-Kräusel-Pomade“, welche die ersten Häuser für Parfümerien z. führen.

Abonnentin in Berlin.

Türkisches Sultanbrod (119). — Unter dem Namen „Türkisches Sultanbrod“ lernte ich verschiedene Gebäde kennen, das Eine ist eine im Oriente bereitele Confiture von Honig, Eiweißschaum, Mandeln, Rosenwasser und verschiedenen Frucht-Zusätzen, die zu einer Rolle geformt im Ofen getrocknet, von ziemlich widerlich süßem Geschmacke ist. Ein zweites „Sultanbrod“ besteht aus folgenden Zuthaten: Ein Kilo enthäuteter Mandeln wird mit 2 ganzen Eiern fein gerieben, 1/2 Kilo Zucker vorsichtig zu Caramel gebrannt, die Mandeln hinein gegeben und bis zum vollständigen Erkalten gerührt. Ist dies geschehen, fügt man weitere 16 Eibotter, 16 Gramm fein gestoßenes Zimmt, den gut geschlagenen Schnee von 6 Eiweißen hinzu, füllt die Masse in einen mit Butter ausgestrichenen Papierkasten und läßt sie in mäßig heißem Ofen eine Stunde backen.

Abonnentin in Buxarest.

Honig (119). — Die unbedingte Echtheit des Honigs festzustellen ist sehr schwer, da derselbe, ganz verschieden von Geschmack und Farbe, doch vollkommen unverfälscht sein kann. Vienen, die auf Lindenblüthen schwärmen, erzeugen einen hellen, sehr mild schmeckenden Honig, während der von solchen die in der Heide leben, dunkel, stark aromatisch, fast streng ist. Im Allgemeinen gilt ein rasches Verzuckern des Honigs als Beweis seiner Echtheit, auch ist er für Temperatur-Einflüsse sehr empfänglich, verdickt sich leicht an einem kühlen Orte, wird aber, — warm gestellt, — ebenso rasch wieder vollkommen flüssig. Eigenschaften, die der mit Zucker verfälschte, künstlich hergestellte, der fast immer durchsichtig klar und flüssig bleibt, nicht beist.

Frau Pastor B., Väneburger Heide.

Rococo-Stoffe (126). — Rococo-Stoffe besten Genres finden Sie in den großen Berliner Möbelstoff-Geschäften von Gerlon, Ehrenhaus, und Nfcher und Münchow.

Rathschläge.

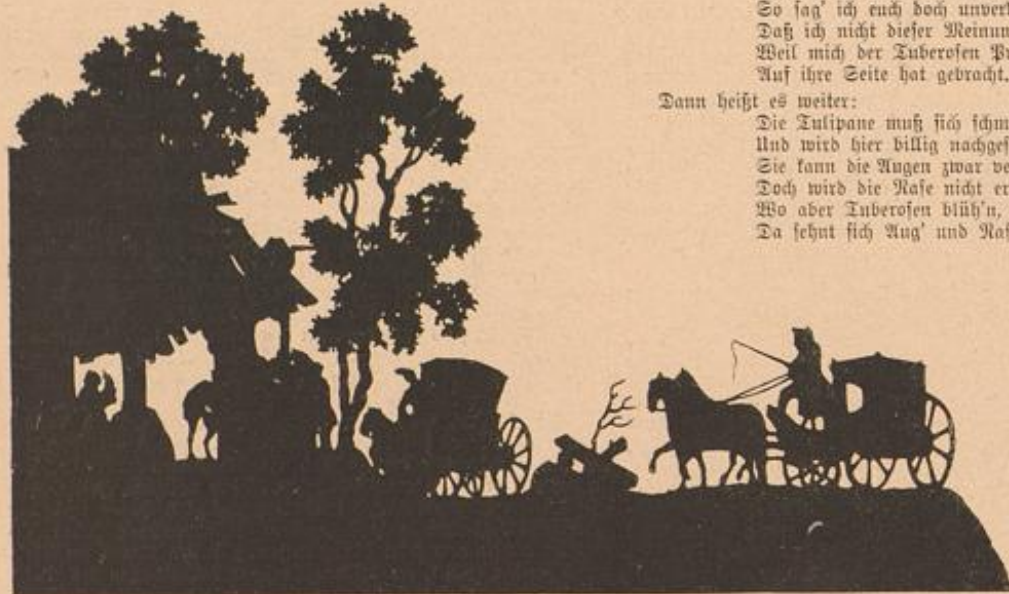
Birnen in Zucker. — Reife, aber noch feste Muscateller Birnen oder beurré-blancs werden ungeschält halb weich gekocht, in kaltes Wasser gelegt, und wenn sie abgekühlt sind, recht glatt geschält, auch schneidet man die Stiele zur Hälfte ab. In Wasser mit ein wenig Citronensaft vollends gar gekocht, legt man sie abermals in kaltes Wasser und läßt sie dann auf einem Siebe abtropfen. Je auf 1 Kilo Frucht rechnet man 1 Kilo Zucker, kocht diesen, läßt die Birnen in demselben aufkochen, schäumt sie, nimmt sie aus dem Zucker, füllt sie in einen Kaps, gießt den Saft kochend über und wiederholt das Aufkochen in dem Zucker an den drei folgenden Tagen, indem man den Saft sich etwas verdicken läßt und ein wenig Zucker hinzufügt. Am vierten Tage ist das Einkochen beendet, die Birnen werden in Gläser gepackt, mit dem Saft übergossen und luftdicht verschlossen aufbewahrt.

Birnen in Essig. — Die Birnen, beurré-blancs oder Bergamotten, werden in gleicher Weise wie die vorhergehenden zubereitet, 2 1/2 Kilo Früchte, — dann aber in 1 1/2 Liter Essig und 1/2 Kilo Zucker weich gekocht. Sind die Birnen herausgenommen, so wirft man einige Gewürznelken und ein Stückchen Canel in den Essig, läßt ihn etwas einkochen, gießt ihn durch ein Tuch über die Birnen, und kocht diese an den folgenden zwei Tagen nochmals mit dem Essig auf. E. R.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Trud von Otto Fähr in Leipzig.



Aus einem Silhouetten-Album des vorigen Jahrhunderts. — Siehe Seite 150.

lingt Tuberoze an Nase an und wie garstig klingt es: die Knollige.

Die Benennung Tuberoze ist hervorgegangen aus dem Art-namen der Pflanze, ihr Name lautet vollständig *Polyanthes tuberosa*. Auch der Haupt- oder Gattungsnamen der Pflanze, *Polyanthes*, ist bemerkenswerth; aus dem Griechischen in's Deutsche übersezt heißt er: die Stadtblume. Man nimmt an, daß die Pflanze so genannt wurde, weil sie besonders in den Städten zur Ausschmückung von Fenstern, Balcons, Rampen, Terrassen z. Verwendung fand. Sonst wurde sie in früherer Zeit auch Herbst-Hyacinthe oder indische Hyacinthe genannt. Man nahm früher an, daß sie aus Hindien stammte, in neueren Werken aber wird Mexico als ihre Heimath angegeben.

Die Tuberoze ist einmal Modenblume gewesen, dann aber aus der Mode gekommen. Aus meiner Kinderzeit her erinnere ich mich noch an die vielen Töpfe mit Tuberosen, die im Herbst auf den Danziger Markt gebracht wurden. Man vergißt diese Pflanze nicht so leicht, wenn man sie einmal gesehen hat. Sie macht einen eigenthümlichen Eindruck durch den schlanken Schaft, der unten stark, nach oben hin schwächer beblättert, mindestens drei Fuß hoch sich erhebt und an seiner Spitze die so ungemein stark duftenden Blumen trägt, die innerlich rein weiß, äußerlich fleischfarben angehaucht sind. Man sieht es der Pflanze leicht an, daß sie zu den Liliengewächsen gehört. In derselben Familie zählt auch die der Tuberoze übrigens sehr unähnliche Blume, welche die blaue Tuberoze, sunst auch Liebesblume (*Agapanthus*) oder Schmucklilie genannt wird. Allgemein bekannt ist dieses schöne Gewächs, das aus denselben Gründen „Stadtblume“ genannt werden könnte, denen die weiße Tuberoze diesen Namen verdankt.

Zeit einigen Jahren ist die Tuberoze wieder beliebt geworden. Man kann sie als Topfpflanze bei allen Berliner Gärtnern erhalten. Von großer Bedeutung aber sind ihre Blüthen für die Blumenbinderei geworden. Kistenweise werden sie uns aus Italien und dem südlichen Frankreich zugeschickt und in den Berliner Blumenläden verarbeitet. In den südlichen Ländern ist die Cultur der Tuberoze leicht, feldweise wird sie in Süd-Frankreich angebaut zur Gewinnung ihres Duftes für die Parfüm-Fabrikation. In den Südstaaten von Nord-America, wo sie ebenso leicht sich ziehen läßt, zählt sie seit alter Zeit bis heute zu den beliebtesten Blumen und ist überall in großer Menge zu finden.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Kürbis-Marmelade. — Ich habe in England sehr wohl-schmeckende Kürbis-Marmelade gegessen und würde mich freuen, das Recept dazu zu erhalten. In meinen Kochbüchern steht es nicht. Franziska H., Berlin.

Irish Stew. — Wer kann mir ein gutes Recept zur Bereitung von Irish Stew mittheilen? M. in M.

Magdeburger Sauerkohl. — Da ich in diesem Jahre besonders viel Weißkohl gewinne, möchte ich Sauerkohl nach Magdeburger Weise bereiten. Wer ist so freundlich, mir das Recept hierfür anzugeben? Frau R.-G., Olden.

Altdeutsche Leinen-Vorhänge. — Kann mir Jemand angeben, wie altdeutsche Leinen-Vorhänge gewaschen werden, ohne daß die bordeauxrothe Baumwollen-Stickerei darunter leidet? Abonnentin in Wien.

Salicyl. — Da man in Italien kein Salicyl-Mundwasser bekommt, so möchte ich mir dasselbe selbst bereiten. Kann mir zu diesem Zwecke Jemand ein Recept angeben, wie man dasselbe herstellt? Eine Abonnentin in Florenz.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Eisenflecke (136). — Um Eisenflecke aus Leinwand zu entfernen, wird uns noch folgendes Verfahren mitgetheilt: Man entfernt die Flecke am besten, indem man die betreffenden Stellen ordentlich anfeuchtet, sie über einen heißen Blechlöffel oder einen Kessel mit kochendem Wasser zieht und mit fein gepulvertem Kleefalz anreibt, dann aber sofort in warmem Wasser tüchtig nachwäscht. Am einfachsten geschieht das Ausmachen der Flecke bei der Wäsche, wo die Stücke sofort in den Kessel geworfen werden können, denn obwohl das angegebene Verfahren vollkommen

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 39.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 22. September 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Durch Nacht zum Licht.

Novellette von A. Trinius.

Seit der ersten Morgendämmerung tobte die Schlacht. Der dröhnende Donner der Geschütze rief in immer erneuten, langnachrollenden, dumpfen Schlägen das Echo der Berge wach, welche das schon am Tage zuvor zerstampfte und blutgetränkte Kampffeld in grünen Wellenlinien umsäumten. Wie in tiefer Schmerz gehüllt, war die Sonne gestern Abend hinter zerrissenen, dunklen Wolken untergegangen; als sie sich heute zögernd und still im Osten erhob, beleuchteten schon ihre ersten Strahlen das eruchtbare Bild erneuten grimmen Würgens zwischen feindlichen Heeresmassen, für welche der zurückliegende opferreiche Tag noch keine Entscheidung der Waffen gebracht hatte. Die aufgewühlte, zertretene Erde schien unter dem ehernen Graue von mehr als hundert Granaten speiender Kanonen, dem Hufschlage einherjagender Schwadronen, dem Marschtritt anrückender Bataillone, schwerfällig heranraffender Artillerie bis in ihre Grundfesten zu erzittern. Pulverdampf und aufsteigende Morgen- nebel woben einen fast undurchsichtigen, bleigrauen Schleier vor das kaum emporgestiegene Tagesgestirn, gleichsam um den Himmel von der haßerfüllten Welt zu scheiden.

Welch' ein Getümmel, welch' ein schremerzeugendes, sinnverwirrendes Durcheinander! Hörnerklang und Trommelwirbel, Kommandorufe, scharf und laut, und dann wieder anschwellendes Hurrabruhen, das — fast den Donner der Geschütze zu übertönen scheint, Gewehr-Salven und Pferdegewieh, Wagengerassel, Krachen von Kolben- schlägen, Zischen und Säusen, Rollen und Surren in der Luft, Jubel und Schmerz, Triumph und Tod! Und so wogt es auf und nieder; Ströme von Blut hat schon die Erde getrunken, doch noch immer will die Schlacht nicht stehen. Jede Minute länger dieses Mordfestes knickt Hunderte von Hoffnungen blühenden Lebens, schafft Trauer und Klage daheim in deutschen Landen. Aber die in Eisen gehüllte Schritterchar darf noch nicht die Hände müde in den Schoß legen. Noch ist die Ernte nicht vollendet, wie

grausig sich auch das Morgenlicht in den blutgerötheten Senjen des Krieges spiegelt. O, wehevoll ist der Krieg, wenn er Leichen auf Leichen zu Bergen aufhäuft, nicht zählend, nicht wägend in seiner unersättlichen Mordgier!

Immer neue Hülfskräfte wirft der Feind uns entgegen. Darum nicht zurückgehalten, was noch hinter Hügel und Wald zur Deckung hält. Vorwärts! Siegesdurstig, Mann hart an Mann, das Bajonett zum Sturme gefällt, bricht die Kolonne unter Hurrarufen

heute uns den Rücken kehren? Zusammengeschmolzen bis auf einen kleinen Rest ist bereits, was an Hülfskräften uns noch zur Verfügung stand, und nun, — ist es möglich? — vor dem gesammelten Feinde ebnet der Strom deutscher Krieger langsam zurück. Jetzt ist bereits der ihm abgewonnene Wald wieder in seinen Händen, die Unfrigen ziehen sich in die Schlucht zurück, tauchen wieder auf, verfolgt von dem Gegner, der sich eben anschiebt, die von uns jetzt besetzte Höheebene rein zu fegen. Gelingt ihm dies, so ist die Schlacht für uns verloren. Aber noch harret die Kavallerie, als unsere Flankendeckung. Sie soll, sie muß den Ausschlag geben. Von Schwadron zu Schwadron tönt jetzt der Befehl, geschlossen von beiden Seiten hervorzubrechen und dann den bereits jubelnden Feind in Front und Flanken anzugreifen, niederzureiten, zurückzutreiben.

Ein Murmeln des Beifalls geht durch die Reiterreihen. Freude, Siegeslust malt sich auf den gebräunten Gesichtern, hier und da wohl auch Ernst und Ergriffenheit. Und nun brechen die Scharen vor, Wolken von Staub unter den suntenstiebenden Hufschlägen der fröhlich wiedernden Rosse aufwirbelnd. Worte der Aufmunterung und des Abschiedes tönen hinüber und herüber. Hart neben einander braust ein Freundespaar dahin: Kürassiere, den blühenden Palast zum Dreihauen gezogen. Die hohe Gestalt des Einen, mit dem ernstesten, von dunklem Barte umrahmten Antlitz, neigt sich im Vorstürmen halb zu dem an seiner Seite dahinstürmenden jüngeren Freunde, dessen braune Augen so hell hinaus schauen:

„von Edert! Unser Leben zählt vielleicht nach Minuten. Ich sage Ihnen Lebewohl. Sollte ich fallen, — Sie wissen, was mich quält, — bringen Sie

meinen letzten Gruß und die Bitte um Verzeihung.“

„A bah! lieber Dornheim, dem Muthigen gehört die Welt. Kopf hoch! Ich denke durchaus noch nicht an's Sterben. Erst wollen wir siegen und uns dann heute Abend bei einer Flasche —“

Er kam nicht zu Ende. Eine Kugel hatte ihn mitten in's Herz getroffen. Mit einem letzten Schimmer fröhlichen Jugendübermuthes sank er erlassend aus dem Sattel, während das herrenlos gewordene Pferd mit gesträubter Mähne zurückfragte. Noch einen letzten Blick jandte Dornheim dem lebenslustigen Freunde nach, ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn, dann ging es weiter.



Das Geburtshaus der Königin Luise von Preußen im Parke zu Herrenhausen bei Hannover.
Zeichnung von Th. von Edenbrecher. — Siehe Seite 164.

hervor. Der Feind stugt. „En avant! Vorwärts!“ so schallt es durch einander. Da züngelt es zischend durch die Luft, dann ein dumpfes Aufschlagen, Auseinanderbersten, markdurchdringendes, vielstimmiges Geschrei, — Todtenstille. Ueber die Leichen der zerrissenen Kameraden geht es weiter. Aber das Hurrarufen ist erloschen. Stumm, fest jede Muskel gespannt, so dringt die Kolonne vor, nur in den Augen lodert es von düsterer Lust, die gefallenen Brüder zu rächen.

Will der Feind nicht weichen? Soll das Schlachtenglück, das die deutschen Fahnen Schritt für Schritt bisher begleitete und volle Lorbeerkränze um sie wand,

„Glücklicher Freund!“ murmelten die Lippen. „Warum irrte die Kugel und suchte Dein goldenes Herz, in dem die Welt sich mit jedem Tage rosiger spiegelt? Vorbei, vorbei!“

Das laute Kampfgetümmel verschlang jeden anderen Gedanken, und bald war er im dichtesten Gewühle verschwunden.

Das Vorgehen der Kavallerie, so blutig und opferreich es auch für die kühnen Reitercharen gewesen war, hatte doch Wunder gethan und Wandel geschaffen. Der siegreich vordringende Feind war erschrocken zurückgestaut, dem jähen und wichtig ausgeführten Anpralle der deutschen Reiter nicht lange Stand haltend. Eine breite, leichtenüberfäete Bahn war mitten in seine tapfer sich wehrende, feste Heeresmacht hineingebrochen worden, die jetzt bestürzt, aller Ordnung bar, in wilden Knäueln aus einander stob. Und in die freigelegte Gasse der französischen Kolonnen stühten nun die inzwischen wieder gesammelten deutschen Bataillone mit Hurrah und gefälltem Bajonette, das Glück der Stunde frohlockend auszunutzen. Noch ein paar Stunden Kampf, hier und da in Einzelgefechten aufgelöst, und dann — Sieg! Sieg! auf allen Punkten, längs der ganzen Linie.

Der Tag ging schon zur Rüste, als der letzte Kanonendonner unserer, dem fliehenden Feinde sich an die Ferseu bestenden Scharen in der Ferne verhallte. Die Sonne war rein und groß hinter den Waldhügeln niedergefallen und warf nun einen letzten flammenden Purpurschein über das stille Himmelsgewölbe. Droben das Roth des scheidenden Tages und drunten auf der wie von innerem Schmerze zitternden Erde das Roth gerinnenden Heldenblutes.

Die Schlacht war aus. Ruhe lag auf dem weiten Kampffelde, das heute noch einmal so viel Ehre, so viel Muth und Blut gesehen hatte. Der rauhe Lärm war verstummt, doch das Leben noch lange nicht. Die Barmherzigkeit war geräuschlos in ihre Rechte getreten. Den Verwundeten galt noch der heutige Tag, den für's Vaterland Gefallenen der nächste. Verbandplätze, mit all' ihren Schauern und erschütternden Bildern, waren hier und dort rasch aufgeschlagen worden, während in den angrenzenden Dörfern fast jede Hütte in ein Lazareth sich verwandelt hatte. Zwischen den wild über das Feld verstreuten Haufen von Todten, Verwundeten, umgestürzten Wagen, verlassenen Geschützen, Pferdeleichen, Waffen und Gepäckstücken gingen truppweise die Samariter und Bahrenträger, die wimmernden Helden aufzuheben, ihnen belebenden Trank einzusüßen und sie dann rasch und vorsichtig nach den Verbandplätzen oder Krankenwagen zu schaffen.

Zwei solcher Träger waren soeben um einen Busch wilder Rosen gebogen, deren Früchte schon bläuroth zwischen dem dornigen Blättergewirre hervorleuchteten. Der Kampf schien besonders in dieser Umgebung zwischen den deutschen Reitern und der französischen Infanterie heiß gewüthet zu haben. Der Erdboden war förmlich bedeckt mit Menschenleibern und Pferdeleichen. Halb von seinem gestürzten Thiere erdrückt, lag mit blutbedeckter Brust und blutüberströmtem Antlitze eine schwarzbärtige Kürassier-Gestalt, starr und still. Schon wollten die beiden Träger vorüberschreiten, als eine schwache Bewegung des scheinbar Todten verrieth, daß doch noch nicht alles Leben in ihm erloschen war. Der eine Träger hatte sich rasch niedergebengt.

„Er athmet noch,“ sagte er ausblidend zu seinem Kameraden. Dann begannen Beide das traurige Geschäft, den Körper des Schwerverwundeten erst von der Last des gefallenen Pferdes zu befreien, worauf sie ihn aufhoben und dann langsam auf die daneben stehende Bahre niederlegten. Bei dieser letzten Bewegung drang ein tiefer Schmerzenslaut über die Lippen des Offiziers. Aber die Augen blieben geschlossen. Nun ward die Bahre aufgenommen und zu dem abseits an der Landstraße harrenden Krankenwagen getragen. An der Böschung des Weges, welche zu einem ausgetrochneten Graben niedersiel, sah eine Anzahl leichter Verwundeter, welche sich mühsam bis hierher geschleppt hatten und nun ohne Murren warteten, bis mildthätige Hände auch sie hinüber in die Hospitäler geleiteten.

Als die Bahre mit den beiden Trägern vorüberschritt, erhob sich Einer von den am Wege Sitzenden ein wenig und blickte bewegt auf den bewußtlos Dahingestreckten. Er gehörte demselben Regimente an.

„Armer Dornheim!“ murmelten seine Lippen. „Man scheint Dir böse mitgespielt zu haben.“ Ein Zug von Trauer flog über sein Antlitz, als man den todtwunden Kameraden jetzt in den Wagen hob, worauf sich derselbe langsam nach dem nächsten Dorfe in Bewegung setzte.

Fieberhafte Thätigkeit herrschte in den Hütten des Dorfes, die sich, nur kümmerlich zumeist mit ein paar Talglüchtern erleuchtet, fast alle in Krankenhäuser verwandelt hatten. In einem dieser in Eile hergestellten Hospitäler lag Dornheim. Das Antlitz, jetzt vom Blute gereinigt, trug eine Binde über beide Augen, ebenso verrieth das halboffene Hemde, daß die Brust verletzt worden war.

Soeben hatte der Stabsarzt mit seinen Begleitern das Lager verlassen und stand im Begriffe, sich zur Thür zu wenden, welche nach dem Flure führte, als dieselbe von draußen geöffnet wurde und in dem Rahmen derselben die Gestalt einer jungen Krankenpflegerin erschien. Der flackernde Schein der Nachkerze fiel auf ein blaßes Antlitz, das trotz der geschmacklosen, vom Orden vorgeschriebenen Kopfbedeckung Anmuth und Reiz verrieth. Auch die rüschenumsäumte Haube vermochte nicht, die kraftvolle Fülle des Haars ganz zu bändigen. Ueber den Schläfen quoll widerwilliges, blondes Gelock zu beiden Seiten hervor.

Das junge Mädchen war an der Thür stehen geblieben; halb schien es, als erwarte es ein paar Worte des Empfanges, halb, als müsse es sich erst an diese unbestimmte Beleuchtung gewöhnen.

Der Stabsarzt mußte sie bereits erwartet haben. Mit leichtem Gruße sich ihr nähernd, sagte er mit halblauter Stimme, in der Art eines Mannes, der gewohnt ist, mit seiner Zeit zu rechnen:

„Schwester Beate?“

Die Angeredete verneigte sich bejahend. „Ich bin vor einer Viertelstunde erst im Dorfe angelangt und hatte alle Mühe, Sie herauszufinden.“

„Sie werden gleich angestrengten Dienst finden; es wird Ihnen, so frisch hinein in's Kriegsleben, schwer ankommen für den Anfang,“ fuhr der Arzt fort.

„Ich habe diese Thätigkeit aufgesucht und kenne meine Pflichten.“

Der Arzt nickte zustimmend, und während sein Auge noch einmal über das stille Antlitz der jungen Schwester lief, schloß er: „Ich empfehle Ihrer Sorgfalt besonders diesen Kranken. Er ist schwer verwundet. Schuß in die Brust, und die Augen durch Granatsplitter bedenklich verletzt. Ich hoffe ihn trotzdem am Leben zu erhalten, vielleicht auch das Augenlicht zu retten. Warten wir das Fieber ab. Kommt er über diesen Berg, dann dürfen wir hoffen. Ich denke heute Nacht noch 'mal nachsehen zu können.“ Er reichte der Pflegerin die Hand und verließ mit seinen Begleitern die Krankstube.

Die junge Pflegerin war allein. Das halb niedergebrannte Licht erhellte nur mühsam den grau angestrichenen, schlichten Raum, in dem fünf Feldbetten Platz gefunden hatten. Ebenso viele Opfer der heute siegreich beendeten Schlacht rangen da mit dem Tode, dessen dunkle Fittige fast ihr Schmerzenslager streiften. Schwester Beate hatte sich auf einen Stuhl in der Nähe der Thür niedergelassen. Sie stützte den rechten Arm auf den mit Verbandzeug, Wassergläsern und Arzneiflaschen bedeckten Tisch und überließ sich ihren Gedanken. Im Fluge zogen noch einmal die bunten Bilder der letzten Tage an ihren Augen vorüber: die Abreise von Berlin, das Betreten der französischen Grenze, der erste Anblick der Schlachtfelder und ihrer wehevollen Einzelheiten, das Eintreffen hier im Dorfe, wo das ihr angewiesene Regiment Unterkommen gefunden hatte. Und dann glitt ihr Blick über die einfachen Lager vor ihr, und die Hände sanken halb gefaltet ihr in den Schoß.

„Daher wartet man ihrer in quälender Sorge, und sie haben Niemand hier, der ihre Seuzer versteht und Licht in ihre Herzen trägt. Nun mußt Du ihnen Alles sein, wenn es Gott nicht gefällt, sie aus aller Schmerzensnacht still hinüber zu sich zu rufen. O, gieb mir die Kraft, das zu erfüllen, was ich mir selbst auferlegt habe! Wie sie stöhnen, die Aermsten!“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Und doch ist's nur ein unbewußter Aufschrei der gemarterten Natur. Ihr Bewußtsein ist noch umdämmert.“

Sie stand auf und schritt auf den Fußspitzen näher. „Euch Allen will ich Mutter und Schwester sein und die Stunde mit Freude begrüßen, wo Ihr mir, dem Leben wiedergewonnen, zum ersten Male dankbar die Hand drückt.“

Eine Bewegung auf dem Lager, wo man Dornheim gebettet hatte, machte sie aufmerksam. Jetzt bemerkte sie, wie sich mechanisch ein Arm ein paar Mal hob, während die trockenen Lippen des Kranken sich öffneten und dann wieder schlossen.

„Der Aermste durstet,“ sagte sie, schritt zum Tische und füllte ein Wasserglas zur Hälfte und wandte sich dann zum Lager. Sie hatte Mühe, den völlig Bewußtlosen in die Lage zu bringen, daß sie ihm konnte das Glas an die Lippen setzen. Doch jetzt war sie so weit, und begierig sog der Schwerverwundete den kühlenden Trunk ein. Behutsam ließ sie dann den Kopf des Kranken wieder in das Kissen sanft niedergleiten. Sie hatte das Glas aus der Hand auf den Stuhl am Bette gesetzt und stand eben im Begriffe, sich an das nachbarliche Lager zu wenden, als sie noch einmal den Blick mechanisch zurückgleiten ließ. Der Lichtschein, bisher durch ihren eigenen Körper abgehalten, fiel jetzt auf das Bett des dumpf stöhnenden Kürassier-Offiziers.

Zusammensuckend, bog sich Schwester Beate rasch zu demselben nieder, dann fuhr sie, jäh empor, und ein

halb unterdrückter Behehrei entrang sich ihrem Munde. Ein furchtbarer Schauer durchrieselte die schlaffe Gestalt der jungen Pflegerin. Beide Hände hatte sie aufgehoben und drückte sie nun, wie in stummer Verzweiflung, gegen die Schläfen. Und dann legte sie dieselben gegen die hochklopfende Brust und wankte zum Fenster, an dessen Scheibe sie die glühende Stirn preßte. Keine Thräne rann herab. Ein ungeheurer Schmerz schien sie zu Boden werfen zu wollen. Endlich brach ein Schluchzen aus ihr hervor.

„O Gott! Du bist gerecht!“ kam es über ihre Lippen. Dann aber schüttelte sie sich und rief wie abwehrend: „Nein, nein, — nicht so, nicht so! Gott straft nicht, wo ich ihm längst vergeben habe. Einen Prüßlein hast Du mir gegeben, daran Du erkennen willst, was noch an Schwäche in mir ist. Mache mich stark, Du, mein Gott, mache mich stark! Laß es mich durchkämpfen, wenn ich zu unterliegen drohe!“ Sie hob die gefalteten Hände zum Fensterkreuze und ließ ihren Thränen jetzt freien Lauf. So stand sie lange. Das Leben auf der Dorfstraße war längst erloschen. Nur unbestimmtes Geräusch und schweres Rollen von Wagen klang aus der Ferne und hin und wieder der abgemessene Tritt einer Patrouille oder Schildwache. Der Mond irrte mit verwirrendem Silberglanze über die Dächer und verlor sich zwischen unbestimmten Massen dunkel emporstarrer Baumgruppen. Aus den Fenstern der Hütten längs der Dorfstraße leuchtete fast überall Lichterchein.

Beate blickte mit thränenumflorten Augen zum Nachthimmel auf. „Als ich ihn einst verlor,“ sprach sie leise, „da schrie mein Herz oft zu Dir, Gott: gieb mir ihn wieder! Und nun giebst Du ihn mir zurück, um ihn mir bald wieder zu nehmen. Nicht mir, nicht mir! Gieb ihn dem Leben zurück, und ich will still von Weitem stehen und mich seines Glückes freuen.“

Sie trocknete die Augen und schlich zu den übrigen Betten, hier ein Kissen zurechtückend, dort eine Wunde zu fühlen oder einen Labetrunk den leise stammelnden Lippen einzusüßen. So verrannen die Stunden. Sie hatte sich auf dem Stuhle neben dem Bette Dornheim's niedergelassen und blickte in tiefem Sinnen in das flackernde Nachtlicht. In dieser Stellung überraschte sie der anbrechende Morgen. Das Stämpfchen Licht war längst abgebrannt. Als Beate das Fenster leise öffnete, strich ein frischer Morgenwind ihr wohlthuend über das brennende Antlitz. Vom Golde des aufsteigenden Tagesgestirnes umsäumt, glänzten die Dachfirsten der Hütten und die Thurmsfenster der kleinen Dorfkirche.

Es mochte fünf Uhr sein, als der Stabsarzt hertrat. Auch sein Antlitz verrieth die Spuren einer unter rastloser Thätigkeit durchwachten Nacht.

„Es war mir nicht möglich, eher zu kommen,“ sagte er, wie in halber Entschuldigung, zu der ihm bescheiden entgegneten Schwester. „Zu viel der Arbeit. Unser armes Regiment hat allein über dreihundert Verwundete eingebüßt, der Todten gar nicht zu gedenken. Wie geht's hier?“

Beate zuckte die Achseln. Der Arzt schritt auf das erste Bett zu, indem er zu der ihm folgenden Schwester sagte: „Vorläufig tritt nun erst das Wundfieber in seine Rechte. Dann müssen wir weiter sehen.“

Beate ging ab und zu, dem untersuchenden Arzte Handleistungen zu verrichten, und während er den noch immer bewußtlosen Dornheim untersuchte, dessen Bett in dem linken Winkel des Zimmers stand, machte sie sich an dem Tische allerhand zu schaffen. Als der Arzt sich emporrichtete, sah sie ihn stumm fragend an. Er schien ihre Frage zu verstehen.

„Das Augenlicht hoffe ich bestimmt zu retten, aber —“

„Nun?“ Sie erblaßte merklich.

„Ich fürchte,“ fuhr der Arzt ernst fort, „die Brustwunde ist schlimmer, als ich dachte. Dagegen kommt selbst die Kraft eines solchen Körpers nicht auf. Und selbst, wenn die Wunde heilte, so steht unter Umständen ein Siechthum in Aussicht.“

„Retten Sie ihn!“ Beate stieß es heftig hervor.

„Was in meinen Kräften steht, soll geschehen.“ Die Antwort klang ruhig, während zu gleicher Zeit der Blick des Arztes flüchtig forschend über das Antlitz der vor ihm Stehenden flog, die unwillkürlich, unter diesem Blicke ausweichend, die Augen zum Fenster gehen ließ.

„Gönnen Sie sich ein wenig Schlaf,“ sagte der Arzt, „ich werde Ihnen Ablösung schicken.“

Beate schüttelte verneinend das Haupt. „Ich bin nicht müde,“ antwortete sie; „wer hätte Zeit, jetzt daran zu denken?“

Die Thür schloß sich hinter dem Arzte. Wieder war Beate allein mit sich und ihren Gedanken. Das heftige Athemholen der ihrer Obhut anvertrauten Verwundeten sagte ihr, daß das gefürchtete Wundfieber jetzt ausgebrochen sei.

Wenige Tage später hatte es denn auch sein erstes Opfer gefordert. Einer von den fünf Schwerverwundeten, deren Pflege Beate übernommen hatte, war, ohne

wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein, in der Mittagshunde verschieden. Seinen Stuhngenossen war der Schmerz dieses Heimganges erspart geblieben. Man hatte den Todten bald hinausgeschafft und mit noch anderen, an diesem Tage Gestorbenen auf einem Hügel unweit des Dorfes der Erde übergeben. Beate hatte nicht ohne Thränen stumm Abschied von ihm genommen. Nun saß sie wieder am Fenster und lauschte den wilden Fieber-Phantasien der Kranken. Nur selten gönnte sich das junge Mädchen einige Stunden flüchtiger Ruhe, wie dringend ihr auch der Arzt Vorstellungen darüber machte. „Jetzt noch nicht,“ antwortete Beate dann stets; „erst sollen meine Kranken über den Berg sein,“ setzte sie dann wohl mit mattem Lächeln hinzu.

Endlich war das Fieber der Kranken gewichen. Es war gegen Abend, als Beate sich still an dem Lager Dornheim's niedergelassen hatte. Tiefer, friedlicher Schlaf hielt die Verwundeten in seinen Armen. Unverwandt hatte Beate ihr blaßes Antlitz auf das des vor ihr schwer Athmenden gerichtet, das noch immer die Augenbinde halb bedeckte.

Jetzt schien der Kranke zu erwachen. Er machte einige leise Handbewegungen und dann begannen die Lippen sich zu bewegen. Es war sichtbar, er versuchte zu sprechen. Beate beugte sich nieder, ein Schimmer von Freude lag auf ihren Zügen.

„Wo bin ich?“ flüsterte Dornheim. „Es ist so dunkel.“ Dann, als besänne er sich, seufzte er tief, fuhr sich mit der Rechten über die Augenbinde und wandte sich dann müde gegen die Wand.

Beate hielt fast den Athem an. Sie wagte sich kaum zu regen. Doch ihre Augen blieben wie zuvor auf seinem Antlitze haften. Jetzt bog Dornheim den Kopf wieder etwas zurück.

„Ist Jemand hier?“

Das Gesicht Beate's ward bei dieser Frage noch blässer. „Wünschen Sie etwas?“ frug sie leise. Ihre Stimme hatte dabei einen fremden Klang angenommen. „Nein, es ist gut, — es ist — gut!“ Der Kranke war bereits wieder eingeschlafen.

So verrannen die Tage zwischen Leiden und Pflege, Kampf und Hoffnung. Dornheim, mehr und mehr das Bewußtsein seiner Lage wiederfindend, hatte seine Pflegerin liebgewonnen. Ihre stille, emsige Weise, ihm Tag und Nacht behülfslich zu sein, seine schweren Leiden nach Möglichkeit zu lindern, hatte ihn tief gerührt und ergriffen. Auch ohne daß er sie bisher schauen durfte, hatte seine Phantasie sich doch ein Bild im Herzen geschaffen, das ihn so freundlich und hoffnungsverheißend im sanften Dichte erstrahlte, wie ein einsamer Glückstern am dunklen Himmel.

„Wie heißen Sie?“ frug er eines Tages.

„Nennen Sie mich Schwester Beate,“ antwortete sie still, während ihre linke Hand sich fest auf ihr Herz presste, als empfände sie dabei einen stechenden Schmerz.

„Schwester Beate! Ein schöner Name! Wie glücklich müssen Sie sein, Anderen die ferne Heimath ersetzen zu dürfen.“ Doch keine Antwort erfolgte jetzt. „Sind Sie glücklich? Ihr Name sagt es,“ forschte er weiter.

„Ja!“ kam es fast tonlos über die Lippen des jungen Mädchens.

„Warum sprechen Sie immer so leise? Mich dünkt, Ihre eigentliche Stimme müsse ganz anders klingen,“ sagte Dornheim und richtete das Antlitz gegen sie auf, als könne er durch die dicke Binde sie erblicken.

„Es ist besser so,“ antwortete Beate, „Kranke bedürfen der Schonung.“

Dornheim schüttelte leise den Kopf. Dann fuhr er fort: „Geben Sie mir Ihre Hand, Schwester Beate, Sie sind gut und edel.“ Er streckte die feinnige über das Deckbett. Zögernd legte Beate ihre schmale, blaße Hand hinein. Als dies geschehen, durchrieselte ein Feuerstrom ihren Leib. Sie wandte das Antlitz von dem Kranken ab und bedeckte mit der Linken die Augen, aus denen es jetzt feucht herausschimmerte. Dornheim hielt ihre rechte Hand umschlossen. Und dann auf einmal kam es seltsam über ihn. Er ließ sie hastig los, er stieß sie von sich, ein flackerndes Roth spielte über seine eingefallenen Wangen, während die zuckenden Lippen stammelten: „Fort, fort! Was suchst Du hier mich heim, — laß mich sterben ohne diese erneuten Schmerzen, — ich trage genug des Leidens. O!“ Stöhnend wandte er sich um, während die Hände fieberhaft über das Deckbett irrten. Nach einer Weile sagte er ruhiger: „Zürnen Sie mir nicht, Schwester Beate, es war ein böser Traum!“ Er machte Miene, wieder nach ihrer Hand zu tasten, dann aber flog es wie Frost über seine Gestalt. Eine kleine Weile, und hastige Athemzüge verriethen Beate, daß der Kranke wieder eingeschlafen sei, noch jetzt beunruhigt von wirren Träumen und Phantasien.

Und wieder verrannen lange Tage in gleichmäßiger Einförmigkeit. Beate's Wangen zeigten eine immer

auffallendere Blässe, und ihre Augen hatten einen fieberhaft glänzenden Ausdruck angenommen. Den Vorschlag des Arztes, für ein paar Tage der Pflege zu entsagen, hatte sie energisch und kurz zurückgewiesen. „Ich thue nur meine Pflicht,“ hatte sie geantwortet, „und bin auch nicht krank. Meine Pfleglinge allein haben zu leiden.“ Der Arzt hatte die Achseln gezuckt und war dann hinausgegangen. Von den drei Verwundeten, außer Dornheim, war inzwischen noch Einer gestorben, die beiden Anderen befanden sich auf dem Wege der Besserung. Es waren gerade sechs Wochen nach der Schlacht verfloßen, als sie am Morgen das Lazareth verlassen durften, um in deutscher Heimath, unter häuslicher Pflege, sich nun völlig zu erholen. Unter Thränen des Dankes hatten sie Abschied von der Schwester Beate genommen.

Letztere war tief bewegt. Als die Scheidenden das draußen harrende Wäglein bestiegen hatten, als das Rollen desselben allmählig in der Ferne der Dorfstraße verklang, da brach Beate, die sich bisher aufrecht erhalten hatte, in heiße Thränen aus. So hätte sie fast der Arzt überrascht. Doch als sie seine Schritte auf dem Hausflure vernahm, trocknete sie rasch die Augen, um dann, nachdem der Arzt eingetreten war, hastig die Stube zu verlassen. Nach wenigen Minuten trat sie wieder ein. Die Untersuchung war soeben beendet und der Kranke sofort in einen schlummerhaften Zustand zurück verfallen. Der Arzt mochte der Pflegerin die Frage wohl an den Augen ablesen, als er leise sagte:

„Das Schlicht ist gerettet, aber der sonstige Zustand des Kranken gefällt mir heute gar nicht. Ich fürchte einen schlimmen Ausgang. Es kann sehr rasch kommen. Seit gestern ist eine völlige Veränderung mit ihm vorgegangen. Sobald es angeht, komme ich wieder.“ Er grüßte ernst und ging hinaus.

Er hatte längst das Haus verlassen, als Beate noch immer wie angewurzelt an der Thür stand. Sie war leichenbläß geworden, doch keine Thräne rann über ihre Wangen. Die Hände hingen schlaff, halb gefaltet, nieder in den Schoß, und die Augen blickten unbewegt zu Boden. Aber endlich drang ein jammervoller Ton aus ihrer tiefsten Brust, und sie brach auf dem danebenstehenden Stuhle mit dumpfem Klageklänge zusammen.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht. Ein schwacher Hülsenruf schreckte sie auf und trieb sie zu dem Bette des Kranken.

Dornheim mochte längst erwacht sein. Die Hände krampfhaft auf die schmerzende Brust gepreßt, rang er sichtlich nach Athem. Beate schob den einen Arm unter den Nacken des Leidenden und versuchte, ihn langsam aufzurichten. Endlich gelang ihr dies. Nun ordnete sie die Kissen so, daß der Kranke in halb liegender Stellung verharrten konnte, dann ließ sie ihn wieder sanft niedergleiten. Es schien ihm sichtlich wohl zu thun. Nach einigen Minuten sanken die Hände von der Brust, und die Rechte tastete nach der Hand des Mädchens.

Beate saß still am Bette. Der Nachmittag war längst herangekommen, und einige Sonnenstrahlen stahlen sich durch die Gardine und tanzten lustig über die Wände des Krankenstübchens fort, in welchem zwei junge Menschenleben neben einander in dunkler Schmerzensnacht athmeten, weinten und beteten. Zwischen Träumen und unruhigem Hin- und Herwinden hatte Dornheim die zurückliegenden Stunden verbracht. Nun auf einmal wachte er jählings auf.

„Schwester Beate! — Beate!“ Es klang wie der schwache Nothschrei eines Ertrinkenden.

„Was giebt's?“

„Ihre Hand, — Ihre Hand!“ Wieder tastete er nach ihr, und dann hielt er sie fest, krampfhaft fest. „Schwester Beate, mir ist's, als überlebte ich den Tag nicht mehr, — nein, nein, — es ist so, — bleiben Sie bei mir, — ich fühl's, es geht zu Ende.“ Er lehrte sich nach der Wand um und legte die eine Hand über die Augenbinde, während die andere in der Rechten des Mädchens ruhen blieb.

Wieder war es still im Raume. Man hätte das Pochen beider Herzen fast hören können. Nach einer kleinen Weile wandte sich der Kranke abermals um. Er holte tief Athem, fester umklammerte seine Hand die der Pflegerin, und dann sagte er stotternd, mit halb gedämpfter Stimme:

„Schwester Beate, ich möchte Ihnen einen Auftrag geben. Es ist die Bitte eines Sterbenden. Wollen Sie dieselbe erfüllen? O gewiß, Sie sind gut, Sie sind edel!“ Ein Hustenanfall unterbrach ihn, dann fuhr er fort: „Ich habe eine Sünde auf dem Gewissen und Niemand außer Ihnen, dem ich sie beichten könnte. Mein Kamerad, der darum wußte, fiel hart an meiner Seite, zu Tode getroffen. Nun folge ich ihm nach. Seien Sie mein Beichtvater, und dann möge mir Gott verzeihen. Aber meine Zeit ist kurz —“

Wieder drückte er die eine Hand auf die Brust, und trotz der Augenbinde erkannte Beate, wie die Züge seines eingefallenen Gesichtes tiefschmerzlich zuckten.

„Schwester Beate,“ sagte er nach einer kleinen Weile, „Sie werden in meinem Koffer ein Päckchen Briefe und das Bild eines Mädchens finden. Beides gehört zusammen. Der Briefumschlag wird Ihnen auch die genaue Adresse der Schreiberin zeigen. Wenn Sie wieder nach Berlin zurückgekehrt sein werden, so erfüllen Sie meinen letzten Wunsch. Bringen Sie mir Briefe und Bild zurück und sagen Sie, daß mein letzter Gedanke, mein letztes Gebet der einst von mir treulos Verlassenen gehört hat. Ich fühle wohl, keine Neue macht das Geschehene ungeschehen, führt ein Verbrechen. Ich habe den Tod in der Schlacht gesucht, da, wo sie am grimmigsten wüthete, aber ich sollte ihn nicht finden. Und nun habe ich die langen Leiden mit Dankbarkeit zu Gott getragen, daß er mir wenigstens noch hienieden eine Prüfungszeit auferlegte. Was ich in Ihnen, Schwester Beate, fand, war unverdientes Glück. Sie haben einem Unwürdigen Ihre aufopfernde Pflege angeeignet lassen, und immer sind Sie mir wie ein Engel, den Gott gesandt, erschienen. Möchte Ihnen das Leben noch Alles bringen, daß Sie Ihren schönen Namen in Wahrheit tragen können.“

Wieder ein Hustenanfall. Dann fuhr der Kranke mit leiser Stimme fort, während das hereinbrechende Abendroth immer mehr das Stübchen mit verklärendem Lichte erhellte.

„Beate, hören Sie mich?“

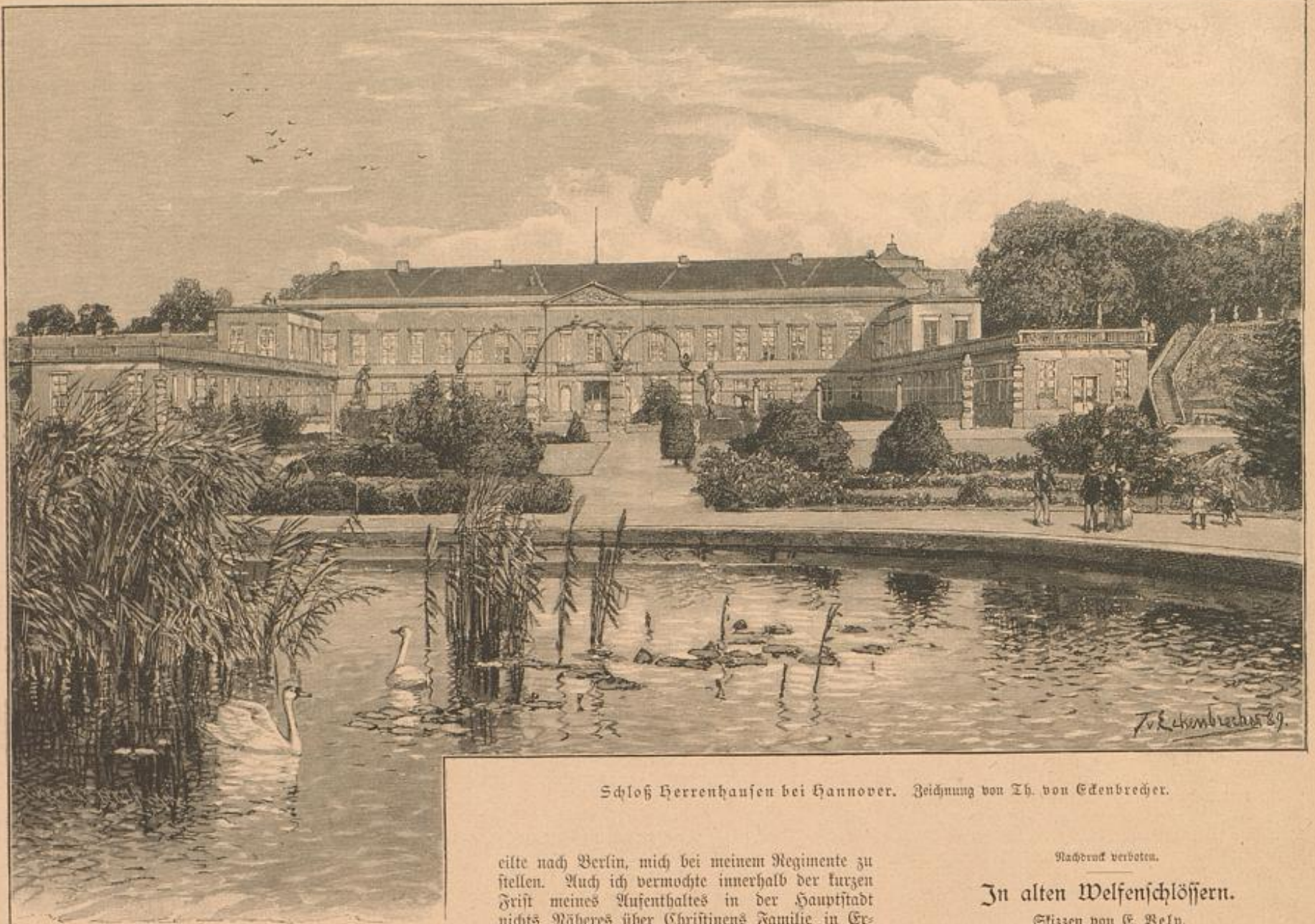
„Ja!“ klang es in tiefster Erschütterung zurück.

„Sie hieß Christine Werner und war die Tochter eines einfachen Volksschullehrers. Ich lernte sie auf einem Ausfluge in Gemeinschaft ihrer Eltern kennen, an den ich mich als Student mit einigen Freunden unterwegs angeschlossen. Nicht nur die Anmuth ihrer Erscheinung, noch mehr das feste, sichere Wesen, das sie so charakteristisch vor den anderen Mädchen auszeichnete, nahm mein Herz im Sturme gefangen. Studenten-Liebe! lachten meine Freunde, als ich begann, weniger denn sonst an ihren geselligen Vergnügungen theilzunehmen. Studenten-Liebe! Legt sich Alles! Ein ander Städtchen, — ein ander Mädchen! Und doch, es war mehr als das. Ich liebte sie leidenschaftlich und innig zugleich. Heute fühl' ich's, daß sie mir Alles geworden war, Leben, Lust, Glück, — und doch habe ich sie verlassen. Auch ich war ihr Alles. Ich verkehrte viel in ihrem Hause, aber ich empfand stets eine gewisse Scheu. Das Kleinbürgerliche dieser Umgebung beengte und bedrückte mich. In reichen Verhältnissen aufgewachsen, unter der Leitung einer Mutter, die es nie zu überwinden vermocht hat, daß mein Vater nicht auch ein Adels-Diplom, wie sie, aufzuweisen hatte, durfte es nicht Wunder nehmen, wenn mich oft im Hause dieser schlichten Lehrersfamilie eine unbestimmte Furcht vor der Zukunft überfiel, sobald ich an die Einwilligung meiner Eltern dachte. Christine war feinfühlig genug, meinen Gefühlen entgegenzukommen. Sie wußte es bald so einzurichten, daß wir uns unbemerkt zumeist an einem dritten Orte zusammenfanden. So verging ein Jahr, das schönste meines Lebens. Wenn ich sie an meine Brust gelehnt hielt und ihr in das offene, schöne, von goldenen Haarlocken umspielte Antlitz schaute, dann fühlte ich mich stark genug, einer Arme von Standes-Vorurtheilen siegreich begegnen zu können. Und doch, — ich will mich kurz fassen. Ich muß es ja!“

Er hustete wieder, während seine Hände zitternd über das Deckbett irrten. Dann ergriff er auf's Neue die Hand der Pflegerin.

„Beate! Wenden Sie sich nicht ab von mir! Ich habe dies Mädchen betrogen. Als ich mein Examen vollendet hatte, trat ich vor meinen Vater und meine Mutter und eröffnete ihnen unumwunden mein ganzes Herz. Die Mutter zürnte und schalt, der Vater bedauerte nur, seine Zustimmung zu einer solchen Verbindung niemals geben zu können. Meine diplomatische Laufbahn, meinte er, wäre damit für alle Zeit unterbunden. Zwei Tage darauf sollte ich meine neue Stellung in M. antreten. Den letzten Abend verbrachte ich allein mit Christine. Wir hatten einen Ausflug in die Umgebung gemacht. Von dem Verbote meiner Eltern hatte sie keine Ahnung. So oft ich die Lippen zu dieser Enthüllung öffnen wollte, war es mir, als drücke eine eiserne Faust mir die Kehle zu. Warum auch ihr die süße Wehmuth des letzten Abends zerstören! Wir waren selig und schmerzlich bewegt zugleich. Als wir uns endlich trennten, zum letzten Male mich ihre Arme umschlangen, da sah sie mich ruhig und groß an, indem sie tiefbeglückt mir bebend zuflüsterte: „Ich werde Dich immer lieben, Du Guter, Bester, und auch Du wirst mir immer treu bleiben!“ Und ich antwortete in überströmender Empfindung: „Immer, Christine, immer!“

„Immer!“ murmelten die Lippen Beate's mechanisch. „Dann noch ein letzter Händedruck, ein letzter, langer Kuß, — sie riß sich los und war meinen Augen entschwunden. Ich habe sie nie wiedergesehen. — Eine eigentliche Brautwerbung hatte ich nicht bei ihren Eltern



Schloß Herrenhausen bei Hannover. Zeichnung von Th. von Edenbrecher.

Nachdruck verboten.

In alten Welfenschlössern.

Skizzen von E. Bely.

II. Herrenhausen — Petit Versailles.*)

Mit drei Zeichnungen von Th. von Edenbrecher.



war existierte damals, als das Kurfürstenpaar Ernst August und Sophie zum ersten Male eine Fahrt nach dem Lustschloße Herrenhausen antrat, die jetzt so berühmte Allee nicht, welche dorthin führt, sie wurde erst von Beider Sohne, Georg I., angelegt, aber die kundigen Augen jener sich in Brachliebe und Ehrgeiz Begegnenden übersehen schnell, daß sich hier viel thun ließ, daß es ein hübsches Fleckchen Erde, auf welchem ihr Vorgänger ein Lustschloß zu bauen begonnen, — und sie schufen mit einander ihr hannoversches Versailles. Noch heute ist wenig an dem ursprünglichen Aussehen Herrenhausens verändert, zu dem man damals von weit und breit herpilgerte, um seine Wunder anzustaunen.

Das Schloß ist von einem Italiener Quirini erbaut; es wurde auf's Kostbarste möblirt; das große Orangerie-Haus entstand, mit Fresken aus dem trojanischen Kriege von Tommaso geschnitten; nach Lenôtre's Pläne wurde der Garten angelegt, Cascaden rauschten, Fontainen sprangen, vergoldete Statuen erhoben sich zwischen den Taxiswänden, in den Orangerien glaubte man sich in italische Gefilde versetzt, und Gondeln belebten die Grachten, welche sich an den weit ausgedehnten Garten schlossen.

Herrenhausen wurde der Lieblingsitz der Kurfürstin, wichtige Ereignisse ihres Lebens spielten sich hier ab, und zwischen den Hecken des Gartens mag sie oft genug gewandert sein, träumend, combinierend oder, von Leibniz begleitet, philosophirend.

Außer den Brachräumen des Schloßes, die wenig mehr an jene Zeit erinnern, bewohnte sie die kleineren Gemächer in einem Seitenpavillon des großen Orangerie-Gebäudes, — sie hatten nach damaligem Zeitgeschmacke mit barocker Laune geschmückte Wände, blühenden Farbenreichtum. Auch war in dem sogenannten Porzellanzimmer der Kurfürstin eine Sammlung von Meißener und Sevres-Kunstwerken aufgestellt.

Man zeigt diese Räume, in denen die geistvolle Frau mit ihrer ebenso geistvollen Tochter dem großen Philosophen Leibniz gegenüber saß, und wo man über das „pourquoi du pourquoi“ redete, nicht mehr, aber man sieht unwillkürlich zu den blauen Vorhängen, welche vor den kleinen Fenstern das Tageslicht abschließen, mit der Frage auf den Lippen empor: „Warum nicht?“ Sie waren ja der Rahmen für die historischen Persönlichkeiten, welche hier geathmet und gedacht.

1698 starb der Kurfürst Ernst August zu Herrenhausen, — aber nicht, wie sonst, verschwand herkömmlicher Weise die fürstliche Witwe in der Stille ihrer Gemächer, um der neu aufgehenden Sonne zu weichen, — Sophie blieb der Mittelpunkt bei allen großen Festen, die daselbst veranstaltet wurden, sie hatte sich auch Schloß Herrenhausen „vorbehalten“, und ihr Sohn, Kurfürst Georg I., verschönte ihren Lieblingsitz noch durch Anlage des Hecken-Theaters und der großen Fontaine.

Es gab auch einen besonderen Grund, aus dem man die Kurfürstin Sophie als „Erste“ des Hauses Hannover feierte. Die Enkelin Jacobs I. war in den letzten Jahren noch zu ganz anderer Bedeutung in ihrer Familie gelangt, — sie hatte die Anwartschaft auf den englischen Thron, auf welchem die

*) Siehe Nr. 24 der „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

gemacht, doch die ganze Familie betrachtete mich längst im Stillen als einen ihnen künftig Zugehörigen. Ich habe dies Vertrauen getäuscht. Ich war ein Glender. Kurz, kurz! Ein paar Jahre vergingen, Briefe flogen hin und her, Briefe, in denen die ganze Seele dieses Mädchens sich mir offenbarte. Von einem Drängen, diesem Zustande unseres Bündnisses ein Ende zu machen, stand nie ein Wort darin. Sie baute auf mich, sie glaubte mir. Ich war indessen in meiner Stellung emporgewückt, auch inzwischen noch weiter fort verfehrt worden. Alle meine Vorstellungen bei meinen Eltern, ihren Widerstand zu brechen, blieben erfolglos. Im Gegentheil, eines Tages überraschten sie mich mit ihrem Besuche. Schreckliche Ausritte erfolgten, als man mir die Verlobung mit der Tochter eines höheren Vorgesetzten mehr als nahe legte. Ich wand mich wie der Schmetterling unter der Nadel, aber endlich gab ich nach. Ich opferte Freiheit, Sonnenschein, Jugendglück. Ein paar Tage nach meiner Verlobung erfolgte meine Ernennung zum Legations-Rathe. Meine Eltern waren wieder abgereist. Dumpfen Sinnes hatte ich ihnen versprochen, selbst Christine von der Lösung unseres Verhältnisses zu unterrichten. Meine Mutter kam mir aber doch zuvor. Eine der ersten Verlobungsanzeigen traf im Hause Christinens ein. Mein eigener Brief kam mit dem Vermerk: „Annahme verweigert“ an mich zurück. Ein zweiter hatte dasselbe Schicksal.

Von diesem Augenblicke an überkam mich eine innere Unruhe. Meine Braut, welche meine Seelenqualen nicht ahnen konnte, vermochte nicht, eine gewisse Entfremdung mir gegenüber zur Schau zu tragen. So litt ich doppelt. Denn im Grunde hatte ich auch hier einen Betrug verübt. Von einem Freunde in Berlin erfuhr ich nur so viel, daß Christine nach dem Eintreffen meiner Verlobungs-Anzeige in eine schwere Krankheit verfallen war, welche sie hart an den Rand des Unterganges gebracht hatte. Als sie nach monatelangem Siechtum wieder genesen sei, habe sie das Haus verlassen. Wohin, wußte Niemand. Der Vater sei bald darauf an Kummer gestorben. Die Mutter mit den jüngeren Kindern aber hatte die Stadt verlassen, in der die Familie ihr ganzes Glück begraben hatte. Ich war bereits so weit, meine Verlobung wieder aufzuheben, nur eine letzte Rücksicht auf den Namen meiner Familie hinderte mich. Da kam der Krieg, — haha! — der Krieg. Er sprach das Trennungswort. Ich schied mit leichtem Herzen und

eilte nach Berlin, mich bei meinem Regimente zu stellen. Auch ich vermochte innerhalb der kurzen Frist meines Aufenthaltes in der Hauptstadt nichts Näheres über Christinens Familie in Erfahrung zu bringen. Dann ging's fort, — nach Frankreich, — in den Krieg, — von Sieg zu Sieg. Beate, — wo ist Ihre Hand, — ach, hier! — mir wird so leicht. In den Krieg! Haha! Das pffiff und sang um mich herum von Kugeln und Schwerterklang, aber getroffen hat mich keine. Ich schien gefeit, verdammt dazu, die Qual meiner Seele von Schlachtfeld zu Schlachtfeld zu schleppen. Und ich suchte den Tod, wie ich einst die Geliebte allabendlich unter dem Schatten der alten Lindenbäume im Parke suchte. Was ist das, Beate? Hören Sie nichts? Wie es heranbraust, Schwadron neben Schwadron, Mann neben Mann, und jetzt ein Tausen und Zischen durch die Lüfte, — hurrah! hurrah! Drauf, drauf! — ade, armer Freund, ade! — Beate, Beate! Vergessen Sie nicht, — ach! noch einmal ihr Bild küssen, — noch einmal ihr liebes Antlitz schauen, — o, mein Gott, ich kann nicht sterben, — etwas Schweres, Furchtbares legt sich auf mich, — was zischelt ihr um mich her? Ist das schon Verdammniß auf Erden? Auf's Pferd, — hinaus in die Schlacht! — Ich habe Dich betrogen, ich nahm Dir Jugend und Glück, — laß mich sterben, — kannst Du mir nicht verzeihen, Christine?“

„Ich habe Dir längst verziehen!“ Beate stieß es laut schluchzend heraus.

Wie ein unterdrückter Jubelruf bahnte sich Etwas aus Dornheim's Brust. Wie von plötzlicher Kraft befeelt, raffte er sich stützend, mit fliegendem Athem auf; jetzt hat er die Binde, welche so lange ihm den Tag in Nacht wandelte, ergriffen, — ein hastiger Ruck, — und dann läßt der Sterbende zum ersten, letzten Male die gesunden Augen auf seiner Pfliegerin ruhen.

„Christine!“
Ein markdurchdringender Schrei, — leises weibliches Wimmern, — nun ist's still. In seine Kissen zurückgesunken, liegt Dornheim stumm und regungslos. Nur das Rauschen des Todesengels geht wie ein Hauch durch den Raum. —

Als bald darauf der Arzt die Thür öffnet, bleibt er wie gebannt stehen. „Schwester Beate!“ will er rufen, doch das Wort bleibt ihm auf den Lippen. Ueber den Todten gebeugt, ist die Schwester ohnmächtig zusammengebrochen. Von der Straße her aber dröhnt, lawinenartig sich mächtig fortpflanzend, brausendes Hurrah und Jubelgeschrei, und immer näher und näher hallt es aus dem Munde begeisterter Kriegerscharen wie ein heller Siegesgruß: „Der König! Der König!...“

Kindelose Anna saß, erhalten. Freilich waren nicht weniger als vierundfünfzig berechnigte Präcedenten vorhanden, aber man übergang sie, weil Sophie die einzige Protestantin war, zu ihren Gunsten, durch Beschluß des Parlaments.

Wie hoch mag das Herz der ehrgeizigen Greisin geschlagen haben, als sie die englische Gesandtschaft empfing, welche kam, um ihr die Successionsakte zu überreichen; sie stand vor einem Thronhimmel, und Lord Macclesfield küßte ihr knieend die Hand. Die Gesandtschaft wurde mit all der am Hofe üblichen Pracht empfangen und bewirthet.

Zwar hatte sie noch zu Ende der achtziger Jahre nach England geschrieben: „In dem Alter, in dem ich stehe, darf ich an kein anderes Reich mehr denken, als an das himmlische,“ und an Leibniz: „Wenn ich jünger wäre, könnte ich mir mit einer Krone schmickeln. Jetzt aber würde ich, wenn ich die Wahl hätte, mir lieber einen Zuwachs an Jahren, als an Größe wünschen.“

Demnoch war nach Ueberreichung der Akte ihr ganzes Sehnen darauf gerichtet, den Thron von England noch besteigen zu dürfen, um den Ruhm der Grabschrift zu haben: „Sophia, Königin von England.“

Leibniz erzählte darüber der „philosophischen Königin“: Die Frau Kurfürstin war ungeduldig, Sie als Königin zu sehen; und kaum sind Sie es geworden, so freut es sie, sich auf dem Wege zu sehen, Ihnen zu folgen. Denn da sie Ihnen in so viel anderen Dingen das Beispiel gegeben hat, welche Sie so groß und anbetungswürdig machen, so freut sie sich, ihrerseits das Beispiel Ihrer Majestät in demjenigen, was die Welt sich als das Größte vorstellt, zu erhalten. Es ist wahr, weder Jene noch Sie, beide haben der Kronen und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen.

Ein schwerer Schlag war für sie der Tod dieser einzigen Tochter, Sophie Charlotte, Königin von Preußen, der gelegentlich eines Besuchs in Hannover erfolgte, wohin die geistvolle Fürstin schon krank gekommen war.

Zu ihrem Bruder Ernst August sagte dieselbe tröstend als Sterbende: „Der Tod erschreckt mich nicht. Schon allzulange betrachte ich ihn als unvermeidlich!“ Und ihrer Hofdame, der getreuen Köchin: „Was weinen Sie? Dachten Sie, daß ich unsterblich wäre? Besorgen Sie mich nicht! Ich gehe jetzt, meine Wissensbegierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können.“ Ein düsterer Trauergang entsfaltete sich, mit welchem man die königliche Leiche bis an die preussische Grenze geleitete. Zu der Stille ihres geliebten Herrenhauses mochte später die Kurfürstin ihrem Schmerze nachhängen. — schon einmal hatte sie beim Tode eines Sohnes, — von sieben Kindern sah sie drei in blühendem Alter, eins klein sterben, — an Leibniz geschrieben:

„Ich wandre in meinem Garten umher und lausche den Nachtigallen, das soll allen Kummer, der mich drückt, von meiner Seele nehmen.“

Die Jahre schwanden. Sophiens Gesundheit blieb eine gute, sie hatte noch die Genußthnung, ihre Enkeltochter mit dem preussischen Kronprinzen vermählt zu sehen.

Am 8. Juni 1714 ging sie mit der Prinzess Karoline, der Gemahlin ihres Enkels Georg, im Herrenhäuser Garten spazieren, der Regen überraschte sie und mit dem Ausrufe: „Es regnet, es regnet“, eilte sie dem Schlosse zu. Die Prinzess rief ihr zu, sie gehe zu rasch, sie erwiderte: „Wahrhaftig, ich glaube es selbst“, — und sank dann, vom Schlage getroffen, todt zur Erde nieder.

Auf der Stelle, wo die Kurfürstin Sophie vom Tode ereilt wurde, erhebt sich heute unter einem römischen Tempel ihre Statue, vom Hannoveraner Engelhardt trefflich modellirt. Hobeitsvolle Haltung, durchgeistigte Züge in getreuer Portrait-Ähnlichkeit stellen sie so der Nachwelt vor Augen, während die Geschichte ihres Hauses ihr für alle Zeiten den Namen „die große Kurfürstin“ gesichert hat.

Wenige Wochen später erfolgte der Tod der Königin von England, und Sophiens Sohn kam in den Besitz des Erbtheiles seiner Mutter, des englischen

Königsthrones, den er als Georg I. bestieg; — in Herrenhausen wurde ihm zuerst gehuldigt, und von hier aus verließ er das alte Stammland, um sich jenseits des Meeres die Krone aufsetzen zu lassen.

Befolgt man stadtwärts wieder den Lauf der Allee, so gelangt man zu dem englisch angelegten Welsengarten mit seinen uralten Baumgruppen und schimmernden Rasenplätzen, und gewahrt am Ende eines mächtigen Baumganges ein einstöckiges Haus mit kleiner Freitrepppe und Mansarden-Fenstern.

Auch das hat seine interessante Geschichte. Es wird heute als „Prinzenhaus“ bezeichnet, und die Stätte, auf welcher es jetzt unter den alten Baumriesen steht, ist nicht die ursprüngliche seiner Erbauung.

Zuerst stand das Häuschen auf dem Prinzenwall, einem Stadtwall, der jetzt modernen Straßenanlagen gewichen ist; es hieß „Weyhen-Löbe“ und wurde unter Kurfürst Georg Ludwig für die Frau General-Lieutenant von Weyhe als Lusthaus erbaut, — eine Dame, welche den ersten Unfrieden in der Prinzessin von Ahlden Ehe trug.

Georg II. überließ es auf Lebenszeit seiner Fremdbin, einer Frau von Wallmoden, die er zur Herzogin von Darmouth erhoben hatte, dann aber wurde es die Sommer-Residenz des Kommandanten von Hannover, des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz und seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Und am 10. März 1776 wurde dem Paare daselbst ein Töchterchen geboren, — Luise, — einstige Königin von Preußen.

Die Räume des Hauses sind lustig und behaglich; noch bekleidet die alte Holztafelung die Wände, an welchen der erste Schrei des Kindes verklungen, noch liegt da derselbe festge-

fügte Parkettboden, über den die kleinen Füße im kindlichen Spiele getrippelt sind. Die Königin Friederike von Hannover war die klassische Zeugin für die Echtheit der Geburtsstätte; — Winters wohnten die prinziplichen Herrschaften im Schlosse an der Leine, mit dem ersten Frühjahrs-Sonnenstrahl aber zog man hinaus in's Grüne, in das aus Weyhen-Löbe nun umgetaufte „Prinzenhaus“.

1861 wurde dasselbe, um das pietätvolle Andenken zu wahren, in den Welsengarten verlegt.

Die Familien-Gallerie enthält mehrere Bilder der Königin Luise, aus dem Nachlasse ihrer Schwester Friederike stammend; ganz besonders reizend sind vier Pastellbilder der „schönen vier Schwestern“ im Masken-Kostüm, der hildburghausen'schen Herzogin, der Fürstin von Thurn und Taxis, Friederikens und Luise's, welsch Letzterer liebliches Gesicht aus einer Nonnenkapuze blickt.

Abenddämmerung sinkt herab, sie läßt die Männer- und Frauengestalten in der Gallerie nur noch wie gespenstliche Schatten erscheinen, sie breitet ihre Schleier über das weite Terrain des Herrenhäuser Gartens, — vielleicht beginnt dort eine Nachtigall ihr Lied, — Nebel lagern über dem Leineschlosse, und um das Prinzenhaus rauscht und weht es leise in den Baumkronen, und von all den Herzen, die hier in Lust und Schmerz einmal geschlagen, lehret keins

„zu dieses Lebens Treiben,
Zu dieser Welt zurück“.



Das Einfädeln. Von Lucia van Gelder. — Siehe Seite 168.

Kadern verboten.

Wie mein Freund Bornemann „Schweningerte“.

Von Heinrich Seidel.



ah mein Freund Bornemann ziemlich wohlbeleibt ist, weiß die Welt, und der geringe Theil von ihr, welchem diese Thatsache noch unbekannt ist, erfährt sie durch diese Zeilen. Aber wie der Arrog so lange zu Wasser geht, bis er bricht, so geht der Mensch so lange zu Bierre, bis er zu stark wird.

Eines Abends erwartete man meinen Freund in dem Weinstockh-Ausschank an der Poissdamer Brücke vergeblich, und da er sich auch am nächsten Abend nicht einstellte, so gab das allgemein zu bedenklichem Kopfschütteln Veranlassung, denn mein Freund Bornemann war ein Gewohnheitsmensch, und von ihm galt, wie von kaum einem Anderen, das Wort des Commersbuches: „So pünktlich zur Secunde trifft keine Uhr wohl ein, als ich zur Abendstunde beim edlen Gerstenwein.“

Als er auch am dritten und vierten Abend sich nicht einstellte, beschloß ich, ihn aufzusuchen; allein ganz zufällig traf ich ihn am anderen Nachmittage im Thiergarten, woselbst er trotz der warmen Witterung mit großer Emsigkeit, und wie es mir schien, in einer gewissen fabrikmäßigen Weise spazieren ging. Dies war ebenfalls gegen seine Gewohnheit, denn den Thiergarten hatte er, wie alle Parks; sie waren ihm zu geledt, und wenn er spazieren gehen wollte, so fuhr er in den Grunewald und wurzelte dort zwischen den Kiefern umher.

„Sage mal, Bornemann, was ist Dir?“ fragte ich. Er machte ein tragisches Gesicht, und zwischen seinen Augenbrauen bemerkte ich zwei finstere Falten. „Er hat angelopft,“ sagte er mit dumpfer Stimme.

„Wer?“ fragte ich.
 „Der alte Hans Mors eigenhändig,“ antwortete er. „Im wahren Sinne des Wortes angelopft.“

„Na, na,“ machte ich.
 „Sehr einfach,“ fuhr er fort. „Am Tage vorher war ein kleiner Herrenabend bei meinem Freunde Rosenthin. Krebse wie die Hummer, junge Hamburger Hühner, Erdbeer-Bowle, — gute Erdbeer-Bowle, — viel Erdbeer-Bowle. Am anderen Morgen war ich ganz munter, aber gegen zwölf Uhr, als ich am Schreibtische saß, sonderbare Gefühle. Dide Schläfen-Abern, Ziehen im Nacken. Plötzlich Angst, schwarz vor den Augen, tief Athem holen, ich fühlte unwillkürlich nach dem Bullie, läuft wie so 'n abschnurrendes Uhrwerk, — schöne Geschichte, — Derkopfen! Ich machte die Bekanntschaft solcher verdammten Gefühle zum ersten Male in meinem Leben, denn Du kennst mich ja: Gesundheit eichenhaft, Magen, um Schußföhlen zu verdauen, als erwachsener Mensch nie krank gewesen. Dies war mir außer allem Spasse, und ich ging zum Arzte. Nun ja, also 'n bischen Herzverjettung,“ sagt dieser. Da werden wir wohl ein wenig schweningern müssen.“ Und dazu macht er ein Gesicht, als ob es sich um Hühneraugen-Schmerzen handelte. Nun, ich wußte es ja, der Schuft hatte gar kein Mitleid mit mir, und innerlich lachte er; denn bei dieser Sorte herrscht mehr Freude über einen Gesunden, der endlich zu Kreuze kriecht, als über hundert Kranke, die ihnen sicher sind. Nun spannte er mich denn auch gleich in eine Zwangsjacke von ganz abscheulichen Vorschriften, nach dem Grundlage, den Präfig einmal ähnlich entwickelt, daß alles dem Menschen Angenehme ungesund ist, alles Widerwärtige und Eilige aber ausnehmend gut für ihn. Auf alle Dinge, welche mir dies irdische Zammerthal erträglich machten, muß ich verzichten, eingesperrt in ein System von eisernen Gesetzes-Paragrafen. Wenn ich esse, darf ich nicht trinken, und wenn ich trinke, darf ich nicht essen. Eine neue Art von Faust sieht Du in mir, dem zwei Seelen in seiner Brust wohnen, deren eine immer trinken will, wenn sie essen soll und deren andere stets essen möchte, wenn sie trinken darf. Und in meiner freien Zeit gebrauche ich im Thiergarten meine natürlichen Fortbewegungsmittel zu öden Spaziergängen und hänge trübseligen Gedanken nach über die Vergänglichkeits alles Irdischen, oder siße des Abends, ausgehoben aus der Gesellschaft der Glücklichen, in einer einsamen Weinhandlung bei einem Schöpplein säuerlichen Rosfels und lese das öde Gemwäch der Herren Leitartikel-Schreiber, anstatt wie sonst dem anregenden Gespräche guter, verständiger Freunde zu lauschen. Aber ich kann ja nicht verlangen, daß sie mir in diese Höhle des Grames nachfolgen, wo ich mein Fett züchtige. . .“

Bornemann führte mit einer Consequenz, welche ihm Niemand zugetraut hatte, seine Kur durch und verschwand nach einiger Zeit gänzlich, um mit Zuhilfenahme des Niesengebirges an der Verminderung seines Aeußeren zu arbeiten. Als ich hörte, daß er wieder da sei, besuchte ich ihn, denn ich wußte, daß sein Geburtstag war.

Ich fand ihn auffallend verändert und abgemagert; sein Rod hing weitläufig um seine Glieder, und seine Züge hatten etwas Schlasses bekommen, als sei ihm seine Haut ebenfalls zu weit geworden. Er war aber ganz vergnügt und zufrieden mit der Wirkung des Gebirges.

„Du weißt ja,“ sagte er, „daß ich die Berge für einen Unsinu halte. Dies ewige zwecklose Aufundnieder, diese blödsinnigen Felsenwände, auf welchen nichts wächst, und der mangelnde Umblick, wenn man in den Thälern eingesperrt ist, wie in einem Gefängnisse, Alles dies halte ich für eine Verirrung der Natur. Aber gegen Fett sind sie gut, ohne die Berge hätte ich nie so rasch dieses Resultat erreicht.“ Und damit deutete er auf sechs mit Blumen bekränzte Cigarrenkasten, welche zu einem Würfel aufgebaut, seinen Geburtstags-Tisch schmückten.

Ich verstand den Zusammenhang seiner Rede nicht und fragte: „Nun, wer hat Dich denn so reich mit Cigarren beschenkt?“

Er klappte den Deckel der einen Kiste auf, zeigte, daß sie leer war, und sah unendlich pffrig aus. „Wart Du auf der letzten großen Ausstellung?“ fragte er dann. Als ich nicht, fuhr er fort: „Da hast Du gewiß die glänzenden Würfel gesehen, welche die jährliche Silber- und Gold-Production darstellen. Nicht wahr, das gab ein hübsches Bild. Man sah es forperlich vor sich und konnte sich eine Vorstellung machen. Nun, sieh mal, diese Cigarrenkisten sind auch so ein plattisches Hülfsmittel, sie stellen nämlich meinen Fettverlust dar, den ich in angestrengter Nähe und Arbeit erzielt habe. Jede dieser Cigarrenkisten hat fast genau einen Inhalt von zwei Kubik-Decimetern und entspricht darum einem Gewichte von etwa

vier Pfund. Sechs sind es, — viermal sechs sind vierundzwanzig, und so viel Pfunde habe ich mir glücklich vom Leibe geschmort.“ Das habe ich mir gestern genau ausgerechnet und mir dieses Resultat heute Morgen als mein bestes Geburtstags-Geschenk selber aufgebaut. Es ist doch eine merkwürdige Sache, wenn man es so forperlich vor sich sieht.“ Und er betrachtete seinen Aufbau mit schwärmerischen Blicken.

„Nun, nach solchen Erfolgen,“ sagte ich, „wirft Du doch gewiß auf Deinen Vorbeern ruhen?“

„Nimmermehr!“ antwortete er mit einer gewissen Größe und einer erhabenen Handbewegung. „Sieh mal, jetzt empfinde ich schon eine gewisse Wonne an der Enthaltbarkeit und bin so zu sagen ein Kanarier der Enthaltung geworden. An glühenden Sommerabenden, nach heißen, stillen Tagen, wie wir sie in diesem Jahre so viele hatten, da verjete ich mich gern in die Lage eines Fortschrittsreisenden in der afrikanischen Wüste, eines solchen, zu dessen leiblichen Gewohnheiten in der Heimath es gehörte, allabendlich in einem kühlen Bräu einzukehren und unterschiedliche Maß zu trinken. Denke nur, mit welcher Inbrunst er nach heißer Wanderung sich am Abend in der Schatten- und hierlosen Gegend in den Gedanken vertiefen wird, Doctor Faust's Mantel zu besitzen, damit er schnellen Fluges sich in ein kühles Bräuhaus zu begeben vermöchte, um seinen erhabenen Wüstenurst nicht nutzlos zu Grunde gehen zu lassen. Ich dagegen, wenn ich am heißen, glühenden Abend nach beendeter Schmor-Kur von meinem Spaziergange zurückkehre, brauche Faust's Mantel nicht. Es liegen an meinem Wege zahllos die herrlichsten Bier-Tempel in allen Stil-Arten, und in jedem fliehet ein anderer köstlicher Stoff zur beliebigen Auswahl; allein stolz schreite ich vorüber, die Hand in den Hüfen gesteckt, und lasse mir genügen an dem Hochgefühl, unwandelnbaren Grundfähen zu gebochen.“

Nun, ich bewunderte meinen Freund Bornemann wegen seiner gewaltigen Grundfähen, hegte aber einen leichten Zweifel an ihrer Dauer in meinem Herzen, denn diese Tugend erschien mir ein wenig wortreich und mit allerlei verzweifelten Schindeln verziert.

Jedoch einweilen blieb es beim Alten, und er schien seiner Widerstandskraft schon Manches zuzutrauen, denn er kam wieder in die Sitzungen des „Allgemeinen deutschen Reimvereins“, dessen Mitglieder sich damals an jedem Freitag Abend in der Jägerstraße beim Münchener Biere versammelten. Sein dünnes, halbes Fläschchen Roselwein nahm sich dürrig aus zwischen all' den breitpurigen und behäbigen Maßkrügen, allein er ließ sich das nicht anfechten, hielt die schönsten Reden über den Nutzen der Enthaltbarkeit und Tugend und zudte mit feiner Wimper, wenn ringsum der herrliche Stoff mit begeisterten Worten gelobt wurde.

„Meine lieben Freunde,“ pflegte er gern zu sagen, „das deutsche Volk steht wieder auf der Höhe und hat vielleicht den äußersten Gipfel seiner Macht noch nicht einmal erklommen. Aber zwei tödliche Dämonen nagern bereits an seinen Wurzeln, zwei böse B, und sie nennen sich Bier und Bildung. Am Bierdusel und am Bildungs-Dusel wird unser Volk schließlich wieder zu Grunde gehen. Durch den Zwang zu ewigem, ödem Gelerne und thörichter Examen-Macherei wird die Thakraft seiner Jugend gelähmt, und das Wenige, das dann noch übrig bleibt, wird in dem großen Biersee untergehen, dessen Kluthen immer höher anschwellen. Wie sinnreich ist es nicht, daß viele dieser Wörter alliterierend an einander klingen. Denn daß sie auch in Wirklichkeit zusammen gehören, das beweisen unsere höchsten Bildungsstätten, die Universitäten, wohl schlagend genug.“

Mit solchen curiösen Gedankenpielen beschäftigte er sich gern und liebte es, die Nichtigkeit seiner Ansicht mit großem Vorschwalle und dem Aufwande seines ganzen Scharfsinnes zu verfechten. Jedoch im Laufe des Herbstes bemerkte ich, daß er lazer wurde in seinen Gesinnungen und nicht mehr so genau nach der asketischen Strenge seiner ärztlichen Vorschriften lebte. Er hatte immer wundervolle Entschuldigungen bei der Hand und wußte der Sache stets ein schimmerndes Mäntelchen umzuhängen. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal traf, wie er eine ungeheure Portion Spidgans verzehrte und zwar mit sämmtlichem Fett. „Nun, ist denn das largemäß?“ fragte ich.

„Geflügel hat der Arzt mir erlaubt!“ sagte er mit dem unverschämtesten Ernste, indem er die Augen ein wenig zusammenkniff; zugleich glaubte ich aber um seine Mundwinkel ein leises tödliches Lächeln zu spüren. Dann bemerkte ich mit Entsetzen, daß er unmittelbar auf dieses Gerücht ein tüchtiges Glas Rosel setzte, eine der größten Sünden gegen diese Kur, die Essen und Trinken durch angemessene Zeiträume von einander trennt. „Nanu!“ rief ich verwundert. Er sagte mit derselben eisernen Stirne wie vorher: „Bei Schwimmvögeln gestattet man sich eine Ausnahme.“

Als wir nach einiger Zeit einmal wieder im „Allgemeinen Deutschen Reimverein“ zusammen kamen, gab es desselbigen Abends graue Erbsen mit Speck, genau nach ostpreussischer Weise zubereitet, eine Speise, welche bei Leuten, die eine Entsetzungskur brauchen, auf dem Index steht und so viel bedeutet wie Gift. Bornemann war ein Dhpresse, und man muß wissen, daß diese für solches Gerücht denselben Fanatismus haben, wie die Thüringer für Kartoffellose und die Hamburger für Kalbsuppe. Ich sah ihm gerade gegenüber und konnte gut beobachten, mit welchen Blicken er den Teller betrachtete, welcher seinem Nachbar soeben aufgetragen wurde. Er sah von der Seite darauf hin, und es zudte lästern um seinen Mund. „Sieht gut aus!“ sagte er dann. Sein Nachbar, ebenfalls ein Dhpresse, nickte nur und machte sich an seine Arbeit. Eine Wolke von köstlichem Dute stieg Bornemann in die Nase; er schnupperte ein wenig und sagte dann: „Nicht gut!“

„Schmeckt auch gut!“ erwiderte der Nachbar, gefühllos und grauam.

Bornemann grunzte etwas Unverständliches, wendete sich ab und trommelte mit den Fingern auf dem Tische. Doch nicht lange dauerte es, so drehte er wieder den Kopf und schielte von seitwärts auf das verlockende Gerücht.

„Ist es wirklich gut?“ fragte er dann.
 „Ja—de—al!“ sagte sein Nachbar.

Bornemann sah eine Weile von seitwärts auf den Teller hin und bewegte die Finger, ähnlich wie ein Laubfrosch, wenn er die ledere Fliege in's Auge gefaßt hat. Noch einmal rih er sich zusammen, wandte sich kurz ab und verjuchte ein Gespräch mit seinem anderen Nachbar anzuknüpfen. Allein es gelang ihm nicht, denn seine Seele war nicht bei der Sache. Mit magischer Gewalt zog es ihn wieder herum, und sehr eindringlich fragte er dann: „Nun sagen Sie mir aber mal ehrlich: ist es wirklich gut? Ist es gerade so, wie bei uns zu Hause?“

Der Andere machte ein verklärtes Gesicht und rief: „Gewiß, genau so! Mit einem Worte: i—de—al!“

Ein fürchterlicher Kampf wogte in Bornemann's Inneren. Seine Züge veränderten sich, sein Athem ging schwer, er ballte seine Faust, und ich sah deutlich, wie ein ungeheurer Entschluß in ihm reifte.

„Kellner!“ sagte er plötzlich, und seine Stimme bebte vor verhaltener Erregung, „bringen Sie mir auch graue Erbsen, aber.“ — so fügte er mit gedämpfter Stimme, jedoch sehr eindringlich hinzu, — „mit zweimal Speck!“

„Wenn schon, — denn schon!“ murmelte er dann für sich und ließ seine Augen schein über die Tafelrunde gleiten. Aber Niemand hatte darauf geachtet, und ich hatte bei Zeiten meine Blicke harmlos abgewandt.

Soll ich nun ausmalen, wie das Verderben weiter fortschritt und von dem stolzen Baue seiner erhabenen Grundfähen ein Stein nach dem anderen abbröckelte? O nein, ich glaube, das ist ein Schauspiel, an dem sich nur böse Menschen zu erfreuen vermögen, und solche habe ich nicht unter meinen Lesern. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ihn um diese Zeit ein anderer Freund in der „Stadt Athen“ antraf, wo er vor drei geleerten halben Litern badischen Weines saß und eben mit dem vierten beschäftigt war. „Was machen Sie hier?“ fragte der Freund, verwundert über diese Leistung.

„Ich enthalte mich des Bieres, wie Sie sehen!“ knurrte Bornemann ingrimmig.

Und ebenfalls darf ich nicht verschweigen, daß ich ihn sechs Wochen später in einer entlegenen Gegend zufällig in einem Locale, wo Niemand von uns sonst zu verkehren pflegte, vor einem mächtigen Maßkrüge fand. Er wurde sichtlich roth, gerieth in Verlegenheit, stotterte einen Satz, von welchem ich nur die Wörter „ausnahmsweise mal“ verstand und kam sich sichtlich höchst entlarzt vor. Den Akt der Bezahlung suchte er augenscheinlich in einen geheimnißvollen Schleier zu hüllen, indem er das Geld unter dem Tische abgabte und es dem Kellner, der ihn zu meiner Verwunderung wie einen täglichen Stammgast behandelte, stillschweigend in die Hand drückte. Dieser ließ seinen Blick darüber hingleiten und sprach das schredliche Wort: „Also vier Maß, wie gewöhnlich. Danke schön, Herr Doctor!“

Das war das Ende der Entsetzungskur meines Freundes Bornemann.

Kadern verboten.

Literarische Plaudereien.

Deutsche Literatur.

Von Wilhelm Bölsche.



ie Lyrik, das Vers-Epos, der Vers überhaupt ist todt. Wie oft das in letzter Zeit gesagt worden ist! Kritiker aller Art haben es gesagt, einige mit Frohlocken, einige doch wenigstens mit Seuzen. Man hat ausführlich nachgewiesen, warum es so sei, und diese Beweisfetten waren bisweilen so gut, daß man wirklich manchmal sich zu dem Glauben bekehren konnte, es müßte so sein, — wenn es nur wirklich so wäre. Aber die Thatsache, die man eben erklären wollte, besteht in Wahrheit nicht, sie besteht Gottlob nicht. Vor mir liegen drei Bücher, alle drei in Versen abgefaßt, und diese drei Bücher lächeln mich an, wie ein hübsches, frisches Mädchen, das man todtegefaßt hat, und das nun plötzlich in's Zimmer tritt, jugendblühend, mit dem vollen, schönen Glanze des ferngehabten Lebens auf den Wangen und im Geiste ganz und gar abgeneigt, die Frage nach Sein oder Nichtsein so bald selbst zu lösen, so interessant diese auch für grüblerische Philosophen sein mag. Das Dabem einer Königin schimmert aus dem einen Bande, aber umflochten von den milden, thandustigen Fiedelblüthen aller Volks-Poesie; hinter den beiden anderen Büchern stehen zwei ernste, einsame Dichtergestalten, Beide wild herumgewürfelt vom Leben, aber Beide dafür gleich fest eingewurzelt im Nährboden echter Kunst, weltumspannende Bildung, aus Schmerz und Freude herausgeretteter Empfindungsfähigkeit und Erfahrung. „Der Rhapsode der Dimbovika“ (Vonn, Verlag von Strauß), so hat die Uebersetzerin, Carmen Sylva, ein Lieberbuch getauft, das in seiner Art vollkommen einzig in der neueren Literatur dasteht. Es handelt sich um rumänische Volkslieder, Lieder von einer Pracht, die es vollauf erklärlich erscheinen läßt, daß die Königin des Landes selbst sich in langer, gewissenhafter Arbeit darum gemüht hat. Gesammelt sind sie von einer jungen Dame, Helene Bacaresco, auf den Gütern ihrer Eltern im Dimbovika-Thale. Carmen Sylva hat sie aber durch ihre vorzügliche Uebersetzung erst recht eigentlich zu einem köstlichen Schatze der deutschen Literatur gemacht. Es begreift sich, daß dem Gemüthe einer Frau, die ihr einziges Kind durch den Tod verloren, gerade diese schwermüthigen, das Tiefste der Menschenbrust in wunderbarer Bilderfülle herausragenden Volksweisen ganz besonders verwandt und vertraut klingen mußten, und aus diesem inneren Verschmelzen mit dem Stoffe mag der Zauber dieser Uebersetzung erwachsen sein, die durchaus und in jedem Zuge wie aus einem Gusse, wie ein frisches Original-Werk erscheint. Der Band ist dick, und wenn er nicht so schönen Druck zeigte, so könnte man etwas ängstlich werden vor dieser Uebersetzung. Um so mehr will es bedeuten, wenn aus guter Uebersetzung versichert werden darf, daß auch nicht ein Gedicht unter diesen vielen ist, das nicht werth wäre, gelesen, ja wieder und wieder gelesen zu werden. Im Wohltaute frei gestalteter, bald wild, bald sanft anschwellender und verklingender Athmen ziehen die Lust, das Weh, die Räthsel des ganzen Menschenlebens von der Wiege bis zur Gruft an uns vorüber. Wohl trägt das Alles Localfarbe einer Gegend, das Wogen der Maisfelder klingt wie eine leise, schwermüthige Musik durch alle die Lieder, das rumänische Mädchen schreitet hindurch in seiner Landestracht, mit dem rothen Gürtel, dem klingelnden Zigeunerschmucke, den „blauen Halsperlen am Handgelenk“; aber diese Weisen tönen so tief aus der Seele des Volkes heraus, daß sie Stimme der Menschheit werden, daß sie jene Saite klingen lassen, die im Innersten alle Gemüther der Welt verknüpft und nichts weiß von Schranken der Nationen.

Neben den Leiden und Freuden des Menschenlebens steht eine tiefe, zauberhaft hinreichende Natur-Symbolik. Das Feuer singt vom Herde, es hat „den Wald verzehrt mit allen seinen Liedern“ und plaudert nun die Geheimnisse der flüsternden Zweige aus; das Rägbelein muß sterben, weil die Erde, die so viel Blumen gegeben, eine einzige nun für sich zurückhaben will. Bisweilen wird der Ton särmisch wie echte Zigeuner-Poesie; aber das Weiche überwiegt, die Todtenlage, die Sehnsuchtsklage der Verlassenen, das Abschiedslied beim Schei-

Nachdruck verboten.

Glaube und Liebe.

Eine Geschichte aus alter Zeit.

Von Ernst Wichert.

Watte: Die vorhin gute Freunde waren, wurden hernachmal's Feinde... Wer allen Jammer sollt beschreiben, so die Zeit über sich zugetragen hat, würde ein sonderlich groß Buch werden. Ist wohl nicht möglich, allen Saak und Widernüssen zu beschreiben.
Freiberg's Chronik.

Es war fünf Jahre nach Martin Luther's vielbelagtem Tode, als am Charfreitage, Morgens in der achten Stunde, der herzogliche Secretarius, Dr. jur. Christoph Emsdaler, vom Schlosse zu Königsberg in Preußen die Steinstufen am sogenannten Danziger Keller niederstieg, um seine Braut zum Kirchgange abzuholen. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann von dreißig Jahren und trug eine schwarze Feder an dem nach oben hin zugespitzten Filzhute, ein Wams von schwarzem, gerissenen Sammet und schwarze Strümpfe. Den langen Mantel, den er lose um die Schultern gehängt hatte, hielt er vorne mit der linken Hand zusammen, die auch das Gebetbüchlein trug. Er durchschritt die Mauerspforte nach der Altstadt, die Windgasse an der altstädtischen Kirche vorbei und die enge, zur Pregelbrücke führende Schuhgasse, immer von Stein zu Stein hüpfend, um die hohen Schnallenschuhe möglichst wenig zu beschmutzen, denn der letzte Schnee war erst kürzlich abgeschmolzen und das überall in Pfützen stehende Wasser von der noch wenig durstigen Sonne nicht aufgefogen. Auf der Brücke, die nach der Insel Kneiphof, der reichsten und stattlichsten von den drei Städten Königsberg's, hinüberleitete, faßte ihn von der Gasse her ein scharfer Wind, sodaß er den Mantel fester zusammenziehen und den Hut mit der Hand halten mußte. Der Frühling war hier im deutschen Norden noch fern.

In der Langgasse hatte er besseren Schutz von den hohen Giebelhäusern. Zu einem derselben, rechts in der Reihe, führte sein Weg. Es war nicht gerade das größte, blieb aber mit seinen drei Stockwerken auch nicht gegen die Nachbarn zurück und zeigte zu jeder Seite der mit Sandstein eingefassten und durch allerhand auf den Handel bezüglichen Bildwerk geschmückten Thür ein hohes Fenster, das beinahe bis auf den erst vor kurzem nach Danziger Art vorgebauten Podest hinabreichte. In zwei große Steinlugeln waren die Eisenstangen eingelassen, welche das Treppengeländer von kunstreicher Schmiede-Arbeit hielten.

In diesem Hause wohnte der Kaufmann und Rathsherr Ambrosius Lütken, nicht der Reichste in der Gilde, aber doch wohlbegütert und hoch angesehen in der Stadt Kneiphof, in deren Rath schon sein Großvater gesessen hatte. Er war auch als ein besonders frommer, der gereinigten Lehre treu ergebener Mann bekannt und geachtet. Seinen eifrigen Bemühungen nicht zum wenigsten war es zu danken gewesen, daß nun vor mehr als fünf- undzwanzig Jahren die Reformation in der Domgemeinde leicht durchgeführt und gegen alle Anfechtungen behauptet wurde. Er selbst reiste damals nach Wittenberg, sich bei Luther Rath's zu erholen, und meinte seitdem in dessen Lehre fester zu stehen, als mancher seiner Anhänger unter den Geistlichen, die zur Predigt des Evangeliums nach Preußen berufen wurden, sobald Markgraf Albrecht von Brandenburg, der letzte Hochmeister Deutschen Ordens und erste weltliche Herzog des Landes, das Abendmahl in beiderlei Gestalt genommen hatte. Seit längerer Zeit schon war er Witwer, dachte auch bei seinem schon



Die letzten Rosen. Nach einer Zeichnung von M. Nonnenbruch. — Siehe Seite 175.

vorgeschrittenen Alter nicht daran, sich nochmals zu verheirathen, sondern ließ die Wirthschaft von einer Verwandten, Frau Gottliebe Zimmermann, leiten, die denn auch sein einziges Töchterchen, Katharina, sitzhaft und nach seinen Wünschen gottesfürchtig erzog. Zwei erheblich ältere Söhne hielten sich meist auswärtig, der Eine in Rom, der Andere in London auf, um die Handelsverbindungen zu unterhalten. Man meinte auch, der alte Herr sei eigensinnig und dülde in seinem Comptoir Niemand neben sich, der sich nicht ganz als Diener fühle; deshalb wären die Söhne schon früh aus dem Hause gegangen, wenn auch in naher Beziehung zu demselben geblieben.

Katharina war das Nesthähnchen und dem Vater um so mehr an's Herz gewachsen, als sie in Gestalt und Art ganz an die verstorbene Mutter erinnerte. Ein Bild von dieser, das im großen Saalzimmer hing, zeigte unverkennbar die Aehnlichkeit: dieselben blaugrauen Augen voll Milde und Güte, das schlichte Blondhaar, die nachdenkliche Stirn und den zierlichen Mund. Und jezt näherte sich gerade Katharina dem Alter, in dem Herr Ambrosius Lüttken seine junge Frau hatte malen lassen. Er hatte sich gar nicht beeilt, sein Töchterchen unter die Haube zu bringen. Man sagte ihm nach, daß er eher die Freier verschreckte, um sich von dem lieben Kinde nicht trennen zu dürfen. Keiner war ihm reich und hübsch und vornehm genug gewesen. Endlich hatte er's doch nicht hindern können, daß ein Mann, an den er gewiß zuletzt gedacht, der herzogliche Secretarius Christoph Emsdaler, sich auf einem Feste im Junferhofe Käthchens Herz eroberte. Ein fürstlicher Diener, ohne Vermögen und nicht einmal reichlich besoldet, da sein Herr selbst sich fast stets in Geldnöthen befand! Freilich war der Doctor der Rechte zum herzoglichen Rathe designirt, klug und durch das Vertrauen hochgestellter Personen ausgezeichnet, aber er war doch abhängig und ein Fremder. Es hatte zum ersten Male zwischen Vater und Tochter ernste Kämpfe gegeben, in denen doch das beharrliche Käthchen Sieger geblieben war. Kurz vor Weihnachten wurde die Verlobung gefeiert, zu welcher der Herzog selbst seine schriftliche Gratulation schickte, und am Sonntage nach Ostern sollte nun die Hochzeit sein. Längst hatte die gute Frau Gottliebe die Kasten und Kisten mit Betten, Wäsche und Kleidern vollgepackt, die als reiche Aussteuer der Kaufmannstochter mitgegeben werden sollten.

Emsdaler fand Käthchen schon zum Kirchgange gerüstet. Auch sie hatte sich des Charfreitages wegen ganz schwarz gekleidet und sogar die weiße Halskrause in Flor eingehüllt. Die dunkle Farbe ließ aber das feingeschnittene Gesichtchen nur um so jugendlich frischer und das in zwei Zöpfen herabhängende Haar um so blonder erscheinen. Der glückliche Bräutigam betrachtete sie mit sehr weltlichen Blicken und begnügte sich nicht damit, ihr die kleine Hand zu küssen, sondern wollte sie an sich ziehen und in die Arme schließen. Dem wehrte sie aber mit einer gewissen Aengstlichkeit. „Bedenk, Lieber,“ sagte sie, da er sich sein Recht nicht nehmen lassen wollte, „daß heute ein Trauertag in der ganzen Christenheit ist, an dem alle unsere Gedanken allein auf Christi Leiden und Sterben gerichtet sein müssen.“ Sie ließ ihm aber doch ihre Hand und sah ihn recht innig an.

„Daß Brautleute einander gut sind und sich Liebes erweisen, ist doch keine Sünde,“ meinte er, „und besteht zu Beten und Fasten gar gut.“

„Ihr sprecht leichtsinnig,“ verwies sie ihn, „und werdet hinterher Dr. Mörlin nicht frei in die Augen sehen können, wenn er von der Kanzel den Sündern das Gewissen weckt.“ Dazu lächelte sie doch ein wenig.

„Er ist ein Eiferer und Polterer,“ antwortete er, „und verdriest mich allemal mehr, als er mich erbaut. Lieber wollt' ich Euch zu Osiander in die altstädtische Kirche führen. Der ist ein Prediger nach meinem Sinne, der darauf dringt, daß wir unser Herz ganz mit Liebe erfüllen und den Glauben geistig in uns aufnehmen, nicht so ein starrer Wortgläubiger.“

„Laßt das den Vater nicht hören,“ bat Katharina erschreckt. „Ihr wißt, wie große Stücke er auf Dr. Mörlin hält und Osiander's Lehre von der Rechtfertigung verwirft. Es ist schon genug Streit deshalb auf den Kanzeln und Kathedern, tragt ihn nicht auch noch zu uns in's Haus. Ich will mir keine Entscheidung anmaßen, wer Luther's Lehre richtiger erfaßt hat, und Beide für rechte Gottesmänner halten. Thut Ihr mir zu Liebe desgleichen.“

Er beugte sich vor, um seine Friedfertigkeit mit einem Kusse zu besiegeln, und sie hätte ihm nun doch wohl wenigstens die Stirn hingehalten, wenn sich nicht in diesem Augenblicke von der Thür her ein hartes Rauspern vernehmbar gemacht hätte. Der Rathsherr stand da in Hut und Mantel, die rechte Hand weit vorgestreckt auf dem hohen Mohrstocke mit silbernem Knopfe. Er nickte einmal grüßend mit dem Kopfe und sagte:

„Ich hält' Euch wohl im Gesangbuche lesend finden sollen, zu würdiger Vorbereitung auf die Predigt. Statt dessen treibt Ihr, wie es mir scheint, auch an diesem heiligen Tage eitel Kurzweil. Deine Mutter hätte sich besser behütet.“

Er zeigte mit dem Stocke auf das Bild. Katharina erröthete bis zur Stirn hinauf, während sich der Secretarius, so gut es ging, entschuldigte. „Folgt mir denn,“ befahl der alte Herr, „die Glocken läuten schon. Heut' sollt Ihr einmal eine Predigt hören, Herr Schwiegerjohn, wie sie Gottes Wort gemäß ist, und soll kein Buchstabe daran verkehrt werden dürfen. Hat doch schon Dr. Martin Luther von diesem Mörlin gesagt: „Habt Acht auf diesen Magister! Wird Jemand nach meinem Tode in der Lehre treu und standhaft bleiben, so wird es dieser Mann thun!“ Das erfüllt sich nun nach der Wahrheit.“

Er ging voran durch die Fleischbänke-Straße auf den Dom zu, immer mit dem Stocke weit ausgreifend. Ihm nach schritt das junge Paar, in gemessener Entfernung von einander, die Augen auf das Gebetbuch gefenkt. Aus allen Häusern traten die frommen Kirchgänger. Der Dom war schon gefüllt. Viele standen im Mittelwege um die Kanzel herum. Herr Ambrosius Lüttken fand für sich und das Brautpaar Platz im Rathschore.

Wundervoll hallte die Orgel unter dem herrlichen Gewölbe, das die sechs Pfeiler überspannte, vollstimmig sang die Gemeinde das Lied Luther's. Dann trat Dr. Mörlin auf die Kanzel heraus, faßte die Bibel mit beiden Händen und hob sie über sein Haupt: „Unter diesem Zeichen werden wir siegen!“ Auf dem knochigen Gesichte waren alle Muskeln gespannt, die Augen glänzten vor Streiflust. Wie er dann anhub mit mächtiger Stimme, entstand lautloses Schweigen im weiten Raume. Er schilberte mit allen Einzelheiten, als sähe er's wirklich vor sich, Christi Gang zur Nichtstätte, wie das Blut unter der Dornenkrone von seiner Stirn rann, wie er zusammenbrach unter der Last des Kreuzes, wie die Nägel seine Hände und Füße zerrissen und die Lanze des Knechtes ihm das fünfte Wundmal stach, wie er verschmachtend die Sonne sinken sah und endlich das Haupt zum Sterben neigte. So hatte er die Gemeinde ergriffen, daß überall lautes Seufzen und Schluchzen vernehmbar wurde.

Nun war man in der Stimmung zu dem Ausfalle, den er vorbereitet hatte. „Und weshalb ist Gottes Sohn ein Mensch geworden,“ rief er, „weshalb hat er all' dieses Leiden unschuldig auf sich genommen, weshalb ist er am Kreuze gestorben? Um uns von unseren Sünden zu erlösen, daß wir rein werden durch sein Verdienst allein. Das ist unser Glaube! Das ist unsere Rechtfertigung durch den Glauben! Wer es anders sagt, der lügt in seinen Hals hinein. Der Glaube an die Erlösung durch Christi Blut ist einzig unsere Tugend. Wer es anders lehrt, der lehrt nicht nach dem einfachen Katechismus. Hol' der Teufel die Gerechtigkeit, die ich mir selbst erwerbe, ich will sie nicht holen. Behüt' uns Gott dafür! Pfui Dich, Du schwarzer Teufel, mit Deiner Gerechtigkeit. Gott stütz' Dich in den Abgrund der Hölle. Sollst Du also unseren lieben Herrn Jesum schänden, sein Leiden und Sterben mit Füßen treten und Gottheit und Menschheit also zertrennen und unseren Herrn Christum zum Krüppel machen!“ So ging es weiter fort in immer heftigerem Tone, und Jeder wußte, daß diese Strafrede auf Osiander gemünzt sei, denn er nannte ihn auch sonst schon den schwarzen Teufel wegen seiner braunen Gesichtsfarbe. Emsdaler saß wie auf Kohlen, da er seinen geliebten Seelsorger so lästern hörte, Herrn Ambrosius Lüttken aber glänzte das Gesicht vor Freuden über diesen tapferen Angriff. Doch er selbst erschrak fast, als Mörlin zuletzt offenen Aufruhr predigte. „Thut dazu, liebe Kindlein, und leidet diesen Greuel nicht länger im Lande. Thut dazu, nicht um Euer, sondern der lieben Kinder willen, die noch in den Wiegen liegen, daß sie von dieser teuflischen Kezerei nicht vergiftet werden. Es wäre Euch tausendmal nützer, daß Ihr im Blute wadetet bis an die Knie, daß der Türke vor die Stadt läme und Euch Alle ermordete; ja es wäre Euch selbst nützer, daß Ihr Juden oder Heiden wäret, als daß Ihr Solches leidet: denn Ihr seid eben so wohl mit dieser Lehre verdammt, als die Heiden. Wer sie annimmt, oder auch nur anhört, den will ich nicht zum Sacramente gehen lassen, es geschehe mit mir, was wolle!“ Er schloß mit einem inbrünstigen Gebete für die Gemeinde.

Der Secretarius hatte zu bemerken geglaubt, daß Dr. Mörlin nicht nur zufällig den Blick öfters nach dem Rathschore richtete und besonders auf ihm haften ließ. Nie war ihm dieser blinde Eiferer so in tiefster Seele zuwider gewesen. Auf dem Heimwege sprach er kein Wort; stumm verabschiedete er sich auch von seiner Braut vor dem Hause. Der Rathsherr hielt ihn für ganz zerknirscht und sagte: „Ja, ja, es ist Zeit,

daß wir in uns gehen.“ Um ihn ein wenig aufzurichten, lud er ihn zum Oster-Sonntage ein.

Recht schwermüthig begab sich Emsdaler nach dem Schlosse zurück. In der Langgasse erregte ein Mensch, der sich Nische auf den Kopf gestreut und das Kleid vorn über der Brust aufgerissen hatte, einen Auflauf. Er schrie wie besessen und verlangte, daß man den Herzog zum Lande hinausjagen und seinen Osiander verbrennen solle. Man nannte ihn den tollen Majer. Dem Unfuge wurde nicht gesteuert.

Auf dem Schloßplatze traf Emsdaler des Herzogs Leibarzt und Rath, Herrn Dr. Andreas Aurifaber, der mit seiner jungen Frau, Osiander's Tochter, aus der Kirche von Magister Junks Predigt kam. Er stand bei seinem gnädigen Herrn so hoch in Ansehen, daß dieser selbst den Brautwerber gemacht und das Hochzeitsmahl ausgerichtet hatte. Er war Emsdaler's lieber Freund, deshalb blieben sie nun eine Weile bei einander stehen. Der Secretarius erzählte in seiner Entrüstung, wie lästerlich Mörlin soeben auf Osiander gepredigt hätte, und jagte alle Schmähreden wörtlich her. „Gott bewahre uns vor solchem Unfrieden,“ schloß er.

Aurifaber, ganz erhitzt im Gesichte, hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinem Schwiegervater diese neue Kränkung seines furiosen Gegners zu hinterbringen. Er fand bei ihm schon mehrere seiner Anhänger, die laut Klage erhoben hatten. „O, der Bube,“ rief Osiander, „wie er mir das Wort im Munde verdreht und Lügen ausläßt, mich zu verderben! Ein Gistmischer und Todtschläger ist er; ob er sich schon rühmt, daß Friedrich der Weise selbst ihn aus der Taufe gehoben habe, so ist doch nicht mehr Weisheit in ihm, als in einem Pfahl, auf den man einen Saß aus dem Katechismus geschrieben hat. Daß wir Christum durch den Glauben ergreifen müssen, damit er fortan in uns wohne, aller Formelkram aber uns so wenig zur Gerechtigkeit helfe, als der Papisten gute Werke, das faßt sein Hirn nicht. Er hätte bei dem Töpferhandwerke bleiben sollen, das er anfangs gelernt: wie man einen Topf oder Schale dreht, so dreht man alle. Aber des Menschen Herz ist nicht von Thon, daß man ihm den Glauben einnet. Warte nur, Du Wortpfaffe! Ich will zeigen, daß ich eines Schmiedes Sohn bin, und mit dem Eisenhammer der reinen Lehre Deine hohlen Götzen in Scherben zerbrechen. Geht und laßt mich mit meinem Gott berathen, was zu thun!“

Er schrieb den Tag und die ganze Nacht an seiner Rechtfertigungsschrift. Die trug er am Sonnabend früh selbst auf's Schloß und übergab sie dem Herzoge. Es war freilich auch sonst seine Art, in der Nacht zu arbeiten, statt zu schlafen, und es fehlte nicht an Leuten, die ihn deshalb in Berruf brachten, als scheue er das Tageslicht und habe Verlehr mit den höllischen Geistern. Das Fenster seines Stübchens lag nach der Schloßmauer zu. Aber die Nachbarn, wenn sie früh vor der Sonne aufstanden, bemerkten oft noch den Schein der Lampe auf derselben und schüttelten die Köpfe. Wenn er predigte, war doch immer die altstädtische Kirche überfüllt. Er hatte eine gar herzliche und doch kräftige Art, zu sprechen.

Der Herzog Albrecht stand damals schon hoch in den Fünzigern, hatte aber kürzlich, auf der Stände bringendes Vorstellen, zum zweiten Male geheirathet, in der Hoffnung, daß ihm von seiner jungen Gemahlin noch ein Sohn und Erbe des Landes könne geboren werden. Er war von Herzen dem neuen Glauben zugethan, den er ja selbst nicht ohne mancherlei Kampf in Preußen eingeführt hatte, und von großer Frömmigkeit. Nicht nur las er gern in Predigtbüchern und theologischen Bekenntnisschriften, sondern er schrieb auch selbst sehr erbauliche und ausführliche Gebete nieder, sich von Zweifeln zu befreien und im Glauben zu befestigen. Der Streit der Schwarzröcke, die er als Professoren an seine neu gegründete Universität oder auf die Kanzeln der städtischen Kirchen berufen hatte, war ihm aber sehr zuwider. Er hatte es nicht an ernstlichen Mahnungen zum Frieden fehlen lassen, auch durch seinen Hofprediger, Magister Fund, der mit wenig Glück eine vermittelnde Stellung einzunehmen bemüht war, die Gegner zu größerer Duldsamkeit zu bestimmen versucht. Er sollte zu seiner tiefsten Betrübniß erfahren, daß die protestantischen Päpstelein auf ihren alleinigmachenden Glauben noch viel eifriger bestanden, als der Papst zu Rom auf den seiner Kirche, und daß schon so kurze Zeit nach Luther's Hingange seine Anhänger einander in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammen, wenn sie von der Freiheit der Lehrmeinung Gebrauch zu machen sich unterstanden. Nun bewies ihm dieses jüngste Ereigniß, wie wenig Macht er über die kampfmüthigen Geister hatte. Das Mandat, durch welches er alles gegenseitige Schmähren und Verlehern verboten, und das auf seinen Befehl von den Magistraten an die Kirchenthüren angeschlagen worden, war von Dr. Mörlin schnöde mißachtet. Darüber erzürnte er sich nicht wenig, und Osiander benutzte die Gelegenheit,

wo ihm wirklich ein schweres Unrecht zugefügt war, um das Feuer zu schüren.

„Ew. Fürstliche Durchlaucht wollen endlich erkennen,“ sagte er, „wen dieser wüthende Mensch mit seinen jatanischen Angriffen niederzuwerfen bestrebt ist. Er meint zu wissen, daß Ew. Fürstliche Durchlaucht sich zu meiner Lehre von der Rechtfertigung bekannt haben, dann aber schwach geworden seien. So hat er sich denn auf der Kanzel lassen hören, Ew. Fürstliche Durchlaucht hätten ihm geschrieben, er solle das Volk fleißig ermahnen, zu bitten, daß Gott der Allmächtige Euch wolle erlebigen aus dem Irrthume, darin Ihr verhaftet. Was doch gewißlich nicht wahr! Aber so hat man's allgemein verstanden.“

„Das beschwert mich sehr,“ antwortete der Herzog, „da ich solchen Irrthumes nimmer gedacht, sondern nicht anders gesprochen habe, als ein demüthiger Christ, der sich allerweil seiner menschlichen Schwachheit bewußt sein soll.“

„Ich hab's auch nicht anders angenommen,“ sagte Osiander. „Und da Dr. Mörlin wohl auch einsieht, daß ich bei Ew. Gnaden nicht zu Schaden gekommen, so speit er nun Gift und Galle und meint mich öffentlich so herabwürdigen zu können, daß ich bei Hofe nicht jener gelitten werden dürfte: man gebe mir da Recht oder Unrecht. Wollen doch Viele schon aus seinen Reden vernehmen, es werde mir nächstens der Predigtstuhl verboten werden, da er sonst solche Schmähung nicht wagen dürfte. Seinen Anhängern giebt er's recht in den Mund, ich solle aus dem Lande gejagt, oder mit Ruthen ausgehauen, oder gar verbrannt werden, wenn ich nicht widerrufen.“

„Vor solcher Inquisition wolle uns Gott bewahren,“ entgegnete Herzog Albrecht, schwer feuzend. „Er richtet über unsere Gewissen. Ich bitt' Euch, Lieber, haltet Euch ruhig und vergeltet nicht Böses mit Bösem, damit des Gezänkes ein Ende werde. Die Friedfertigen will ich gern in meinen Schutz nehmen.“

„Das hoffe ich von Ew. Gnaden Billigkeit und Großmuth,“ sagte Osiander. „Aber wie soll ich schweigen, wenn ich also herausgefordert werde? Muß es nicht im ganzen Lande heißen, ich sei meines Unrechtes überführt worden und so auf's Maul geschlagen, daß ich zu meiner Vertheidigung kein Wortlein weiter vorzubringen wüßte? Da man doch ebenso gut mit dem Drehsiegel aus dem Hinterhalte über Einen herfallen, ihm den Kopf spalten und dann behaupten könnte, man habe seinen Irrthum bewiesen! Soll ich die Wahrheit verleugnen aus Menschenfurcht?“

„Dazu wollt' ich selbst am liebsten rathen,“ versicherte der Herzog. „Ich will Eure Klage annehmen und darüber nach dem Rechten befinden, aber ich fordere Euer Versprechen, daß Ihr Eure Kanzel rein halten wolle von allem Schimpf, damit ich Eure Sache vertreten kann, wie es mir wohl um's Herz ist.“

Der Prediger verneigte sich dankend. „Meine Gegner bauen auf mächtiger Fürsprecher Beistand in Ew. Gnaden Nähe,“ bemerkte er. „Ew. Fürstliche Durchlaucht dürft wohl wissen sein, wen ich meine. Hat doch der Herr Oberburggraf von Noßitz an sein Haus einen Bers schreiben lassen, der also lautet:

Gott's wesentliche Gerechtigkeit,
Die ist nicht meine Seligkeit,
Sondern das Leiden Jesu Christ!
Mein Trost, Heil und Rechtfertigung ist.

Das hat ihm Dr. Mörlin eingegeben und geht gegen seinen Anderen, als gegen mich und Ew. Fürstliche Durchlaucht. Es ist weit gekommen mit dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, wenn ein oberster Diener des Landes wagen darf —

„Davon schweigt lieber,“ unterbrach ihn der alte Herr in merklicher Erregung. „Ist darüber zu klagen, so mag es in der Ober-Rathsstube vorkommen. Ihr aber sollet wissen, daß ich Euch auch gegen meiner Ober-räthe Meinung vor Schmähung in der Kirche zu schützen vermag, so lange ich dieses Landes Herzog bin. Gehet nun nach Hause und beruhigt Euer Gemüth. Ob Euer Saß von der Rechtfertigung mit Luther's Katechismus besteht oder nicht, darüber mögen die Universtitäten entscheiden.“

„Er besteht mit der heiligen Schrift,“ rief Osiander, „die allein unsere Richtschnur ist. Wahrlich, hoch verehere ich den theuren Gottesmann Martin Luther; aber auch er war nur ein Mensch. Müßt' ich ihn eines Irrthums überwinden aus der heiligen Schrift, so wäre mir's leid, aber ich dürft's nicht unterlassen um meiner Seligkeit willen. Doch hoff' ich auch vor ihm zu bestehen, und risse Dr. Mörlin das Lastermaul noch einmal so groß.“

„Müßigt Euren Eifer,“ bat der Herzog, „und betet in Euren Kämmerlein zu Gott, daß er Euch Sanftmuth und Geduld gebe. Beides ist auch Euch von Nothen.“

Osiander legte die Hände auf die Brust und schlug die Augen nieder. „Ew. Fürstliche Durchlaucht mahnen mit Recht dazu,“ sagte er. „Aber solche Dinge, und die ich noch verschweige, möchten wohl einen steinernen Mann

weich machen. Mir bricht das Herz, daß so viele Seelen, für die Christus gestorben, so greulich verärgert, verführt und mit teuflischen Lügen und mörderischem Neid vergiftet werden. Darum erhebe ich dieses Geschrei. An mir selbst ist wenig gelegen.“

Der Herzog entließ ihn nochmals mit der Zusicherung, Dr. Mörlin solle sein Mißfallen wohl spüren. Er ließ auch sogleich seinen Secretarius Christoph Emsdaler zu sich berufen, verhörte ihn in des Magister Junck's Gegenwart über die ärgerliche Predigt im Dome und trug ihm auf, ein strenges Mandat gegen Mörlin zu entwerfen und ihn mit sofortiger Entziehung des Predigtstuhles zu bedrohen, wenn er noch einmal die Kanzel zu persönlichen Ausfällen gegen seinen Gegner mißbrauche und den Paß der Theologen in's Volk trage. Emsdaler war selbst gegen den Streitprediger so aufgebracht, daß ihm dieser Auftrag sehr gelegen kam. Es ging ihm wohl ein wenig durch den Kopf, daß der Vater seiner Braut eifrig auf dessen Seite stand und Räthchen selbst für ihn Partei nahm, aber er beruhigte sich leicht, daß er doch nur seines Amtes walte und höherem Befehle gehorame. Er konnte nicht zweifeln, daß der Herzog diesmal sehr ernstlich erzürnt sei. So hielt er es nun für seine Pflicht, dem Schreiben den schärfsten Ausdruck zu geben und kein heftiges Wort seines gnädigen Herrn zu unterdrücken. Er erntete dafür dessen Zufriedenheit.

Das Mandat ging sofort ab. Es sollte bereits vor der Predigt am Ostersonntage seine Wirkung thun. Das geschah denn auch insoweit, als Dr. Mörlin einen neuen Ausfall gegen Osiander nicht wagte. Er hatte aber das herzogliche Schreiben auf die Kanzel mitgebracht, deutete darauf und sagte, es müßten am Freitag in der Kirche zwei Ohren zu viel gewesen sein; irgend ein Bube habe seine Worte falsch aufgelesen und verdreht seinen Feinden hinterbracht. Deshalb sei ihm nun der Mund verboten worden, dem er sich in der Kirche vorläufig wohl füge, mit solchem Vorbehalte jedoch, daß er von seiner Meinung nicht abstehe und seinen Glauben in Schriften vertreten werde, die drüben leicht noch mehr Aergerniß hervorrufen könnten. Denn es sei seines Amtes, zu sprechen und nicht zu schweigen. Heute wolle er sich mit aller Welt freuen, daß Christus auferstanden sei von den Todten, sitzend zur rechten Hand Gottes, zu richten die Lebendigen. Er wolle ihm ein gnädiger Richter sein!

Emsdaler wagte während der langen Predigt kaum aufzublicken; er meinte, Dr. Mörlin halte sein Auge stets auf ihn gerichtet. Während des Ostermahls in des Rathsherrn Hause suchte Emsdaler das Gespräch von diesen kirchlichen Dingen abzubringen, während Lüttken mit besonderer Borliebe immer wieder darauf hinsteuerte. Auf dessen Frage, ob er nicht unterrichtet sei, was in dem herzoglichen Schreiben stehe, gab er eine ausweichende Antwort. Er habe das Amtsgeheimniß zu bewahren, könne aber doch so viel sagen, daß der Herzog sehr aufgebracht gewesen sei und sich entschlossen habe, mit Strenge durchzugreifen. Der Rathsherr citirte: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, — fragte jedoch nicht weiter.

Räthchen sah wunderhübsch aus in ihrem blauen Kleide mit dreimal gepufften Aermeln und silbernen Vorten, dem kleinen Käppchen von gleicher Farbe mit Randbesatz von Perlen und der goldenen Halskette mit drei Schaumünzen, die sich auf der vollen Brust wiegten. Sie saß neben ihrem Verlobten, der heute ebenfalls festtäglich gepußt war, und gestattete gern, daß er zärtlich ihre Hand drückte oder seine Schulter an die ihrige lehnte. Wenn sie ihn mit den lieben Augen ansah, und das geschah oft genug auch ohne besondere Veranlassung, wurde es ihm allemal ganz warm um's Herz. War der alte Herr eifrig genug mit dem Braten oder Fische beschäftigt, so benutzte Emsdaler sofort die Gelegenheit, ihr Etwas in's Ohr zu zischeln und dabei mit seinem Munde ihre Wange zu streifen. Vor Frau Gottliebe Zimmermann, die gegenüber saß, brauchte er sich nicht in Acht zu nehmen; sie blickte schon absichtlich immer auf ihren Zinnteller hinab, um nichts bemerken zu können.

Nach aufgehobener Tafel setzte Lüttken sich in einen großen Lehnstuhl am Ofen, kreuzte die Hände über dem Bauche, ließ das Kinn auf die Brust sinken und verfiel bald, wie das kräftige Schnarchen außer Zweifel stellte, in tiefen Schlaf. Frau Gottliebe hatte mit dem Abräumen des Tisches zu thun und ließ sich nur von Zeit zu Zeit wieder sehen, sich immer mit einem leisen Mäusperrn anmeldend. Die Beiden spazierten derweile Arm in Arm die Diele auf und ab, allerhand verliebte Kurzweil mit einander treibend, hielten sich wohl auch in der anderen Ofenecke länger, als zur Umkehr nöthig, auf. Was sie sich zu sagen hatten, waren eigentlich lauter Dinge, die sich ganz von selbst verstanden; aber sie wurden nicht müde zu fragen, wie gut man sich sei und wie man sich freue, nun bald Mann und Frau zu sein und an gar keine Trennung mehr denken zu dürfen.

Zum zweiten Feiertage war man bei einer besreun-

deten Familie zu Gaste geladen. Es fehlte da nicht an jungen Leuten, die lustig sein wollten, Pfänderspiele vorschlugen, musicirten und zuletzt ein Tänzen wagten, was Emsdaler und seinem Räthchen wohl gefiel. Er meinte hier seine Würde als herzoglicher Secretarius nicht allzu streng beobachten zu müssen, worauf er sonst stets bedacht war, und das junge Fräulein, sonst ebenfalls mehr ernst als heiter, ließ sich gern die Neckereien der Freundinnen gefallen, die auf die nahe Hochzeit anspielten. Man blieb sehr lange, über neun Uhr hinaus, zusammen und wurde dann von den wartenden Dienern mit Laternen nach Hause geleitet.

So schien Alles für die Zukunft in bester Ordnung, als sich am Dienstage etwas ganz Unvermuthetes ereignete. Dr. Mörlin verließ zu ziemlich früher Morgenstunde sein Haus am Dome, um die feierlichen Schritte nach der Langgasse zu lenken. In steifer Haltung, die Unterlippe ein wenig vorgeschoben und das Kinn über die breite Halskrause weitstreckend, trat er bei Ambrosius Lüttken ein, der unten in seiner Geschäftsstube arbeitete, aber den hochverehrten Gast sogleich mit vielen Versicherungen, wie beglückt er durch seinen Besuch sei, in das obere große Zimmer hinaufnöthigte. Jrgend etwas Ungewöhnliches mußte der Anlaß seines Kommens, zumal zu so früher Tageszeit, sein. Einen Imbiß und ein Glas Wein, die ihm der Rathsherr anbot, schlug er kurz aus. „Es sollte kein Wunder sein,“ sagte er in spitzem Tone, „wenn mir der Aergir alle Lust an Speise und Trank gründlich verdorben hätte. Ihr habt gehört, was ich am Freitage gesprochen habe, die Gemeinde vor der pestilenzialischen Ansteckung zu bewahren, die von der Altstadt her eindringt, und ich glaube wahrlich, im frommen Amtseifer nicht zu weit gegangen zu sein, wenn ich die Dinge mit ihrem rechten Namen benannte. Wies doch der Tag des Leidens und Sterbens unseres Heilandes so recht darauf hin, daß ich meine Zuhörer im Glauben an die Erlösung durch sein heiliges Blut befestigte und die Irrlehre bekämpfte, als könnten wir arme, sündige und ohne unseren Herrn verlorene Menschenlein durch uns selbst irgend ein Verdienst hinzubringen, das uns reinigte. Sondern wir glauben, oder wir glauben nicht. Glauben wir, so geschieht es durch die Gnade Gottes, und ist um deswillen der Glaube in uns; glauben wir nicht, daß wir durch Christi Tod zum ewigen Leben gerettet sind, so hilft uns auch die Liebe nicht von der Verdammniß.“

„So ist's,“ antwortete Lüttken, „und wir danken Ew. Ehrwürden für die muthige Predigt, die ganz in Luther's, des theuren Mannes, Geiste war.“

„Sie hat mir aber an anderer Stelle einen gar schlechten Dank eingebracht,“ fuhr der Dompfarrer mit funkelnden Augen fort. „Leßt dieses Mandat des Herzogs, der sich unsern obersten Bischof nennt und doch vergißt, was er, Dr. Martin Luther schuldig ist. Leßt und staunet! In solchen Ausdrücken wagt er mich zu schelten, weil ich standhaft meine Pflicht gethan; mit solchen Drohungen will er den Geist von mir austreiben, daß nichts von mir zurückbleibt, als ein elender Hund, den man lieber mit Fußtritten von der Schwelle jagen, als auf der Kanzel dulden sollte! Leßt, leßt!“

(Fortsetzung folgt.)

Radrennen verboten.

Mus der Kinderzeit.

Von Detlev Freiherrn von Eilencron.

In alten Briefen saß ich heut' vergraben,
Als einer plötzlich in die Hand mir fiel,
Auf dem die Jahresziffer mich erschreckte, —
So lange war es her, so lange schon.
Die Schrift stand groß und klein und glatt und kraus
Und reichlich untermischt mit Tintenflecken:

„Mein lieber Fritz, die Bäume sind nun kahl,
Wir spielen nicht mehr Räuber und Soldat,
Türk hat das rechte Vorderbein gebrochen,
Und Tante Hannchen hat noch immer Zahnweh,
Papa ist auf die Hühnerjagd gegangen.
Ich weiß nichts mehr. Mir geht es gut.
Schreib' bald und bleibe recht gesund.
Dein Freund und Vetter Siegesmund...“

„Die Bäume sind nun kahl“, — das herbe Wort
Ließ mich die Briefe still zusammenlegen,
Gab Hut und Handschuh mir, und Rock und Stock,
Und drängte mich hinaus in meine Heide.

Nachdruck verboten.

Zafima.

Ein Märchen von Max von Hochberg.
Mit Zeichnungen von A. von Wahl.



König Anru hatte eines Tages länger, als gewöhnlich, geschlafen. Wie er nun vor dem großen Spiegel trat, um sich den Scheitelglatz zu streichen und

seine Krone aufzusetzen, schien ihm die Sonne schon voll auf den Kopf, und er wurde gewahr, daß er über Nacht ein paar weiße Haare bekommen hatte. „Man wird alt“, sagte er seufzend zu der Königin, „und muß daran denken, der Jugend Platz zu machen. Unser Sohn ist bald groß genug, um Krone und Scepter tragen zu können, doch will ich ihn zuvor noch auf Reisen schicken. Er soll erst die Welt gesehen haben, das macht klug, und ein König kann gar nicht klug genug sein...“ Die Königin war eine vernünftige Frau, und deshalb hatte sie nichts gegen den Willen ihres Gemahls einzuwenden.

Wer war froher, als Zafima bei dieser Kunde!? Was kann es auch für einen Königssohn Verlockenderes geben, als nach Gefallen fremde Länder zu durchstreifen! — Er sagte seinem Vater Lebewohl, umarmte die Königin, seine Mutter, und ritt mit einem reichen Gefolge von dannen. Seine Seele war so von Jubel erfüllt, daß er ganz vergaß, von seiner kleinen Ruhme Abschied zu nehmen, obwohl er sie sehr lieb hatte, denn sie war mit ihm aufgewachsen und sollte einmal seine Frau werden.

Die kleine Prinzessin saß in ihrem Zimmer, wollte schlafen und böse thun, aber als sie ihn über den Hof und zum Schloßthore hinausreiten sah, lief sie rasch hinter dem Zuge her und rief den Prinzen bittenden Tones beim Namen.

„Zafima“, schluchzte sie, „Du hast schon beim Abschiede nicht an mich gedacht, wie wird es erst in der Ferne werden? — Du wirst mich in der großen, weiten Welt ganz gewiß vergessen!“

Da gab er ihr vom Pferde herunter die Hand und fragte, um sie zu trösten, was er ihr aus der Fremde Schönes mitbringen sollte. Dann versprach er ihr, sein Herz gesund und wohlbehalten wieder mit nach Hause zu bringen. Weiter hatte sie nichts von ihm zu erbitten gewußt.

Der Prinz durchreiste viele Länder, besuchte die verschiedensten Fürstenthümer und erkundigte sich nach Allem, was ihm merkwürdig und sehenswerth schien. Wo es ihm besonders gut gefiel, verweilte er länger.

Von Zeit zu Zeit sandte er einen von seinen Leuten heim, um seinen königlichen Eltern die Botschaft zu überbringen, er sei gesund, und es gehe ihm gut; an die Prinzessin, seine kleine Ruhme, ließ er dabei immer einen Gruß ausdrücken. Dadurch war im Laufe der Zeit sein Gefolge schon auf die Hälfte zusammengeschmolzen, als er sich dem Reiche der Sonne näherte, von dessen Wundern man ihm viel erzählt hatte. Dort herrschte ewiger Sommer, und ein wolkenloser, blauer Himmel blickte auf das glückliche Land hernieder. Sammetweich war der Boden, wie ein bunter Teppich die Erde. Blumen sah der Prinz, die er nicht kannte und von denen er nie gehört hatte; ihre Farben waren leuchtend und ihr Duft berauschend. Tausendmal schöner blühten die Rosen hier wild, als im heimischen Garten. Palmen erhoben ihre Kronen in schwindelnder Höhe über ihm, blätterreiche Bäume und wohlriechende Sträucher boten ihm Schatten, und hohe Stauden mit gefiederten Palmen schaukelten und rauschten im sanften Winde. Smaragdgrünes Moos bedeckte das Gestein, und üppige Ranken umklammerten es. Von den Zweigen hingen seltsame Schlinggewächse gleich Guirlanden herab, von einem Baume zum anderen kletternd. Schillernde Schmetterlinge von seltener Größe gaukelten um brennendrothe und schneeweiße Blumenkelche, die aus wunderlichen Stachelpflanzen hervorbrachen, und im Gezweige schaukelten sich Vögel mit buntem, prachtvollem Gefieder.

Das Schönste aber und Wunderbarste im Reiche der Sonne war seine Königin. Mit strahlendem Lächeln hieß sie den Prinzen und seine Leute willkommen und ließ zu Ehren seiner Ankunft ein großartiges Fest veranstalten, das bis spät in die Nacht hinein dauerte. Endlich trennte man sich, und indem sie von einander schieden, legte die Königin für einen kurzen Augenblick ihre Hand auf des Prinzen Herz. Am Anru fühlte er durch das seidene Wams hindurch eine sengende Gluth darüber hinstreichen und dachte erschrocken an das Versprechen, welches er der kleinen Prinzessin am Schloßthore gegeben, sein Herz gesund und wohlbehalten wieder heimzubringen. Er sagte es der Königin vom Sonnen-Reiche. Sie lächelte dazu und sprach: „Es ist wahr, ich habe eine heiße Hand, mein Prinz, aber Euer Herz wird doch nicht gleich Feuer fangen und verbrennen. Oder sollte es aus Papier sein?“

Nun mußte der Prinz selber über seine Beforgniß lächeln.

Den anderen Tag gab ihm die Königin wieder ein herrliches Fest und so fort, und jedesmal trug sie reichere Gewänder, und mit jedem neuen Tage erschien sie ihm noch schöner, als den Tag zuvor. Und immer, wenn die Lustbarkeiten vorüber waren und der Prinz sich zurückziehen wollte, legte sie für einen kurzen Augenblick ihre Hand auf sein Herz. Dann

war es dem Prinzen stets, als striche ein glühender Wind darüber hin; allein er hatte sich schon so daran gewöhnt, daß er den kurzen Schmerz gar nicht mehr beachtete, und an sein Versprechen dachte er nicht mehr. — Wie vordem sandte er einen Boten nach dem anderen an seine Eltern, doch zu einem Grusse für seine kleine Ruhme gab er keinen Auftrag mehr. Die Tage und Monate vergingen ihm gleich Stunden, er zählte sie nicht, und da es ewigen Sommer gab, konnte er nicht auf den Wechsel der Jahreszeit merken und wußte nicht, wie lange er schon im Sonnen-Reiche weilte. Schließlich war von seinem ganzen Gefolge nur noch sein alter Kammerdiener bei ihm; der ließ sich nicht fort schicken und als Boten gebrauchen, sondern erklärte, wo sein Herr bleibe, bleibe auch er. Jetzt entschloß sich der Prinz zur Reise und sagte der schönen Königin, er müsse sich kommenden Tages auf den Heimweg begeben. Nun bat die Königin, nur noch seinen Abschied feiern zu dürfen, und das konnte ihr der Prinz nicht gut abschlagen. Die Festlichkeit dauerte bis tief in die Nacht hinein, und am anderen Morgen war der Prinz ermüdet und verschob die Reise auf den nächsten Tag. Und immer veranstaltete die Königin dann noch ein letztes Fest, und so ging es fort, und Zafima blieb und blieb im Sonnen-Reiche und schien Eltern und Heimath vergessen zu haben.

Eines Abends aber kamen braune, unscheinbare Vögel aus dem Norden gezogen, die rasteten und ließen sich zum Schlafen nieder. Einer von ihnen zwitscherte und sang ganz in der Frühe, ehe die Sonne aufging. Zafima hörte es durch den Morgentraum. Er kannte den Vogel wohl, es war eine Nachtigall; sie schlug süß und klagend wie im Kliederbusche des Schloßgartens. Ein unbeschreibliches Heimweh erfaßte den Prinzen bei ihren Tönen, und das Herz schmerzte ihn plötzlich über die Maßen. Mit Schreden und Bestürzung nahm er wahr, daß es durch die heiße Hand der Königin schon zur Hälfte verengt worden. Da weckte er seinen Kammerdiener und verließ ohne Abschied vor Thau und Tag das Reich der Sonne und seine bezaubernde Herrin. Traurig ritt er fürbass. Doch schlug er nicht den Weg nach seinem Königreiche ein; er schämte sich vor seiner kleinen Ruhme: mit einem halb verengten Herzen mochte er nicht nach Hause kommen. Lieber wollte er noch die halbe Welt durchstreifen; vielleicht heilte es unterdessen wieder. Er wandte sich gegen Norden, weil ihm der kühlere Wind die Schmerzen linderte und beruhigend über seine heißen Schläfen und sein verdorrtes Herz hinwegwehte. Die Palmenwälder auf seinem Wege schwanben im Laufe der Tage; die zur Ruhe ladenden, schattenpendenden Bäume, die üppigen Sträucher, die prachtvollen Blumen, die ihn an das schöne Wunderland erinnerten, wurden seltener und hörten endlich ganz auf. Düstere Nadelhölzer tauchten vor seinen Blicken empor; Raben und Krähen mit schwarzem Gefieder gaben ihm krächzend das Geleit statt der bunten Papageien, der Paradiesvögel, Pfauen und Kolibris im Sonnen-Reiche. Immer kälter wehte der Wind, je weiter Zafima gen Norden kam, und immer ruhiger wurde des Prinzen heißes, fieberndes Blut: die Kälte that seinem Herzen unendlich wohl. — Auch die dunklen Nadelhölzer wurden mit der Zeit nach und nach seltener und schwanben schließlich. Esig wurde der Wind, der über die kahle Steppe püß; Schnee hing am Himmel, und Reif lag auf der Erde.

„Nicht weiter, mein Prinz“, bat der Kammerdiener, „wir kommen sonst in das Land, wo alles warme Leben verfiert, wo die Erde vor Schnee und Eis erstarrt und die Sonne nicht mehr wärmt!“

„Dort will ich hin“, erwiderte der Prinz, „das wird meinem Herzen wohl thun!“

Kniefällig beschwor nun der alte Diener den Königssohn, nicht weiter zu reisen. „Nehmt um, mein Prinz, ich warne Euch“, sagte er, „denn wüßt, im Eislande herrscht eine Fürstin, durch seltenen Verstand ausgezeichnet, wie durch kalte Grausamkeit bekannt; unsagbar klug sind ihre Worte, aber sie wirken auf das führende Herz erkaltend und lähmend wie der Tod. Ihr Palast ist glänzend und klar, durchsichtig und scharfkantig gleich Eiskrystall, doch den Lebendigen, der ihn betritt, überrieffelt ein Schneegestöber, so fein, daß es unsichtbar ist, allein es kühlt bis in's Mark hinein. Der Fürstin Blick aber läßt auch die heißesten Wünsche verstummen, und der Hauch ihres Mundes macht das Blut gefrieren und das warme Herz versteinern.“

„Das wird auch den Brand meines Herzens löschen“, entgegnete Zafima, „ich will die Fürstin vom Eislande auffuchen.“ Betrübt mußte der Kammerdiener den Prinzen seinem

Schicksale überlassen. Lehrte allein um und verzog auf dem Heimwege die bittersten Thränen seines Lebens, weil er seinem jungen Herrn mit ganzer Seele zugehan war und ihm doch nicht helfen konnte.

„Wo bleibt der Prinz so lange?“ fragte ihn der König, dessen Scheitel in den vielen Jahren schneeweiß geworden. „Ich kann die schwere Krone kaum noch tragen! Wo bleibt der Prinz?“

„Er kommt bald“, tröstete ihn der alte Diener und sah zu Boden, um ihm nicht in die Augen sehen zu müssen.

„Wie geht es meinem Sohne?“ fragte ihn die Königin.

„Immer nach Willen“, antwortete der Kammerdiener und seufzte leise für sich.

„Was macht Zafima? Warum bleibt er so lange aus? Ist auch sein Herz gesund und wohlbehalten?“ fragte die kleine Prinzessin, die inzwischen groß geworden war. Dabei sah sie ihn so treuherzig an, daß er nicht lügen konnte, nur den Kopf schüttelte und stumm blieb. Da wurde die Prinzessin sehr traurig und forschte nicht weiter.

Und wieder verging eine lange, lange Zeit. Die Königin wurde krank und starb, und der König, der sich alt und lebensmüde fühlte, wäre ihr gern nachgefolgt, nur die Sorge, wer nach ihm die Krone tragen sollte, hielt ihn aufrecht. Endlich kam von Zafima Kunde. Er war zurückgekehrt und näherte sich schon dem Schlosse. Im Lande war der Jubel groß, und König Anru lächelte zufrieden und sprach: „Jetzt kann ich ruhig sterben; ich weiß, mein Sohn lebt und trägt nach mir die Krone!“ — Das Glück, den Prinzen bald wiederzusehen und zu umarmen, war auch zu groß, als daß er es ertragen konnte. Vor Freude stand ihm das Herz still. In Trauer und Thränen kam die Prinzessin ihrem Vetter entgegen, der nun als König das Schloß betrat. Rosen hatte sie im Garten



gepflückt, die Zafima als letztes Zeichen der Liebe über den todtten König streuen sollte. Doch als seine Linke die jungen Rosen ergriff, wellten sie jählings, als hätten sie unter dem glühenden Mittagsstrahle gelitten. Wie die Prinzessin dies sah, erschrak sie sehr, und Zafima zog die Hand bestürzt zurück und sah mit der Rechten nach den Blumen, die jetzt unter seiner Berührung zusammenschauerten und farblos wurden, wie wenn sie Frost bekommen hätten.

„Das ist viel schlimmer, als ich dachte“, flüsterte die Prinzessin leise für sich und streute statt seiner die Rosen über ihren todtten Oheim. Ehen hob sie dann den Blick zu ihrem Vetter. Seine Augen hatten den leuchtenden Glanz verloren, den hatte die Sonne des ewigen Sommers weggebrannt, und auf den Spitzen seiner braunen Haare lag ein weißer Hauch, wie Reif auf jungem Grün; der war darauf gefallen, während er zu Füßen der Eisfürstin gefessen und seine heiße Stirn an ihrem Throne gekühlt hatte. Doch die Prinzessin schwieg und that, als bemerkte sie es nicht; sie wollte ihm nicht mit Fragen wehe thun.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Zur Kosmetik der Römer.

Von Friedrich von Hellwald.

Der Begriff dessen, was Schminke ist, und wie man sich schmücken kann, ist unter den mannigfaltigen Bewohnern unseres Erdballes oft sehr verschieden, die Sucht, den Körper durch künstliche Mittel zu verschönern, jedoch selbst bei ganz rohen Völkern verbreitet und reicht auch, so weit wenigstens die Geschichte rückwärts zu schauen gestattet, bis in das graueste Alterthum zurück. Schon die Bibel gedenkt an mehreren Stellen der Vorliebe für Putz und Schmuck, welche in der Kleidung, in Juwelen, Haartracht und Anwendung von Wohlgerüchen sich kundgibt. Verdammt weißagt der Prophet Jeraias, wie der Tag herannah, an welchem der Herr dem eiteln Land ein Ende bereiten werde. Das zweite Buch Mosis enthält im dreißigsten Kapitel ein vollkommenes Rezept zur Bereitung eines heiligen Salbölles, woraus zu entnehmen ist, daß Wohlgerüche in jener fernem Zeit schon sehr wohl bekannt waren, und der Prophet Eschiel spricht ganz ausdrücklich von der Sitte des Schminkens.

Alt-Israël, auf welches diese Beispiele sich beziehen, war weit entfernt, ein Culturvolk zu sein. Wohl aber waren dies die Römer, insbesondere in der Kaiserzeit, und es läßt sich





Die Heberausung. Von G. Gjeric. — Siehe Seite 175.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Frau Kaufmann in München.

errathen, daß bei diesen die Toilettenkünste schon eine hohe Ausbildung erfahren hatten. In der That waren auch bei beiden Geschlechtern Schönheitsmittel aller Art an der Tagesordnung und insbesondere nahm der Gebrauch der Wohlgerüche immer mehr überhand. Reichen und Vornehmen wurden sie zu einem Bedürfnisse, das sie sich unter keinen Umständen verlagern konnten. So salbte sich sogar der von den Römern verbannte Lucius Poppäus in seinem Versteck mit aromatischen Oelen, ward aber durch diesen Duft verrathen und dem Tode überliefert. Nach den Niederlagen des Antiochus und den Siegen in Asien steigerte sich diese Leidenschaft so sehr, daß die Cornelia Licinia Crassus und Julius Cäsar ein Verbot auf den Verkauf ausländischer Wohlgerüche legten; ein Gesetz, das natürlich nicht gehalten wurde. Den Höhepunkt erreichte indes dieser Luxus unter den Kaisern. Juvenal berichtet, daß Ditho mit einem ganzen Arsenal von Esenzen, Salben und Oelen in's Feld gezogen sei. Caligula verwendete ungeheure Summen auf Wohlgerüche und badete seinen entmenschten Körper in aromatischen Esenzen. Nero war ein so leidenschaftlicher Freund der Wohlgerüche, daß in seinem Speiseaal ein Sprühregen von Esenzen von der Decke niederfiel. Bei dem Leichenbegängnisse seiner Gemahlin Poppäa wurde mehr Weihrauch verbrannt, als Arabien in zehn Jahren hervorbringen konnte.

Man verbrachte die Wohlgerüche in dreierlei Gestalt: entweder in festen Salben, in fließend ölig oder in Pulverform. Meist wurden sie nach ihrem Hauptbestandtheile oder, waren sie zusammenlegbar, nach dem Orte ihrer Erfindung benannt. Einer der beliebtesten war das „Suffimum“, welches aus Lilien, Bohnenöl, Honig, Zimmt und Saffran bestand. Diese Mischung war äußerst kostbar, ein Pfund davon kam auf nahezu 300 Mark heutigen Geldes zu stehen. Nicht bloß die Haare wurden gesalbt, sondern auch der ganze Körper, selbst die Fußsohlen, und zwar häufig, wie bei den griechischen Epikuren, jedes Glied mit einer anderen Esenz. Und nicht allein Gewänder, Gemächer, Betten und alle irdischen Geräthschaften wurden parfümirt, sondern auch manchmal sogar Hunde und Pferde mit wohlriechenden Esenzen gesalbt. Bei Gelegenheiten pflegte man Blumen zu streuen, Rauchwerk zu verbrennen, Esenzen zu reichen und dieselben aus Fläschchen von Alabaster, Narg oder Glas über die Gäste zu sprühen. Viele Salbenhändler waren weiblich, und in Capua bildeten sie mit ihren Käden eine ganze Straße. Viele Bestandtheile wurden aus Aegypten und Arabien bezogen.

Der häufige Gebrauch der öffentlichen Bäder trug zweifelsohne das Seinige zur Ausbildung der Kosmetik bei den Römern bei; doch waren die meisten Besucher der Bäder männlichen Geschlechts; die den Frauen vorbehaltenen Abtheilungen wurden nur wenig benutzt, denn die reicheren und vornehmeren Damen, namentlich die Patrizierinnen, zogen es vor, ihre zeitraubende und mühevollste Toilette zu Hause zu machen. Eine ganze Schar von Sklavinnen umgab die Damen bei diesem wichtigen Geschäfte, jede hatte ihre besondere Verrichtung, und alle standen unter dem Befehle der Ornatrix. Aus zierlichen Kästchen kramten sie eine Menge von Fläschchen und Büchsen aus, deren Inhalt das ohnehin schon mit Wohlgerüchen erfüllte Gemach mit den Düften der verschiedensten Blumen durchströmte. Doch genügte es den Römerinnen nicht, daß alle diese Salben und Oele ihrem Geruchsinne schmeichelten, sie wollten auch dadurch verächtlich werden. Dank diesem Streben entstand ein ganzes Heer von Schönheitsmitteln, deren Kenntniß man übrigens nicht selten von den unterworfenen Völkern entlehnte. Plinius hat uns die Recepte von einigen derselben aufbewahrt. Es gab deren, um die Sommerprossen zu beseitigen, oder die Muzeln zu entfernen, die man aber auch oft mit einem „Pomocentum“ verlebte; andere, um dem Antlitze ein frisches Aussehen zu geben, und um die Hände weiß zu erhalten. Von besonderer Gunst stand ein von Nero's Gemahlin Poppäa erfundener Hautüberzug aus Erbsenblüthe, Gerstenmehl, Eiern, Weinsäure, Hirschkorn, Narzissenwibbel und Honig; dies Alles wurde zu einem Teige gemengt und davon für die Nacht ein Umschlag über das Gesicht gemacht. Unbemittelte trugen einen Teig aus Brodtrumen und Milch, den sie auflegten. Besonders eitle Damen trugen auch während des größten Theiles des Tages diese Maske und entzogen sich nur, wenn sie ansäßen. Daher Juvenal in einer seiner Satiren bemerkt, ein Gemach sehe nur selten das Antlitze seiner Gemahlin ohne diese Verkleidung. Zur Entfernung derselben benutzte man Gelsmilch, der man überhaupt viel Verschönerungsmitteln und ganz besonders die Kraft, die Muzeln zu beseitigen und die Haut frisch und weich zu erhalten, beimaß. Die Kaiserin Poppäa badete deshalb in Gelsmilch, und als Nero sie verließ, hatte er doch die Hofflichkeit, ihr zu diesem Behufe fünfzig Gselinnen mit in die Verbannung zu geben.

Sehr gewöhnlich war unter der römischen Damenwelt die Sitte des Schminzens, in der ihnen übrigens die Belger und Bretonen als Lehrmeister gedient haben sollen. Man besaß rothe und weiße Schminke, erstere hauptsächlich aus Orseille, einem Moos, woraus das Ladmus zubereitet wird, mitunter auch aus Mennig dargestellt. Zur weißen Schminke nahm man vornehmlich Kreide und pulverisirten Krokodilsmilch. Außerdem war den Damen die schwierige Malerkunst geläufig, um mit zarter Hand am eigenen Antlitze weitere Verschönerungen zu bewirken. Mit Vorliebe malten sie blaue Aeberröden an der Schläfe, und mit einer wie Kuh aussehenden feinen Schwärze, welche in Wasser flüssig gemacht wurde, überzogen sie die Augenbrauen, so daß sie zwei schön gewölbte Halbkreise bildeten, die an der Nasenwurzel fast zusammen liefen. Auch zum Schwärzen der Wimpern diente diese Substanz, ein Pulver aus Mehl, Speisglas oder Wismuth mit einer Art Erdbesch und Asche von Zattelnern, Narde sowie von gebrannten Rosenblättern. Zur Reinigung der Zähne verwendete man Zahnpulver, zu dem man besonders Bimsstein mit Marmorstaub vermischte. Auch das Klauen von Mastixkernen sollte für die Zähne sehr zuträglich sein, weshalb man auch Zahnscherer aus Mastixholz verfertigte. Endlich ging die Verfeinerung der Kosmetik sogar weiter als bei uns, die wir von Haar-Bertilgungsmitteln nur selten Gebrauch machen. Die Römer bedienten sich zu diesem Zwecke nicht bloß des Bimssteins, sondern wandten auch eine eigene Pflanze (Psilotum) an, um die Haare aus dem Gesichte zu entfernen. In den öffentlichen Bädern gab es besondere Haarvertilger. Das glatte Gesicht verzierten die Römerinnen dagegen mit Schönplästerchen (Splenin), und es scheint, daß selbst Männer dieser Mode huldigten.

Großen Fleiß verwandte das schöne Geschlecht auf die Pflege der Haare und den Kopfschmerz. Mit Haardlen und Pomaden wurde das Haupthaar eingerieben, dann mit dem Brenneisen gekräuselt, theils in zierliche Zöpfe gestochten, um mit Hälfte des Kammes zu einem künstlichen Lockenbau aufgetürmt zu werden. Im Ganzen hatte die Haartracht der Römerinnen viele Aehnlichkeit mit jener der Griechinnen. Junge

Mädchen trugen die „Bitta“, eine Frisur mit Spangen, in jenem Stile, wie er vor einer Reihe von Jahren auch bei uns wieder üblich war. Antistrophe Perionen durften das Haar nicht so tragen, ihr Kopfschmerz bestand meistens aus der Mitra. Uebrigens herrschte auch hierin eine oft wechselnde Mode und große Verschiedenheit; unter mehreren gleichzeitig üblichen Haartrachten wählten die Frauen natürlich jene, die ihnen am besten stand oder die zu ihrem jeweiligen Anzuge am besten paßte. Die einfachste Frisur war geschlehtes Haar und im Nacken ein Knoten oder Rest, oder es wurden auch die Zöpfe noch einmal nach vorn und rings um den Kopf gelegt. Schon gezierter war eine von ihnen auf dem Scheitel gebildete Schleife, oder ein über der Stirne aufgebautes Toupé.

Es ist gut bezeugt, daß zur Herstellung solcher Haarbauten meistens fremdes Haar zur Verwendung gelangte. In Fälschungen waren auch die Römer nicht unerfahren. Ist doch aus Martials Epigrammen zu ersehen, daß falsche Gebisse in Rom nicht zu den Seltenheiten gehörten. So war auch das Haar färben sehr im Schwange, und zwar bediente man sich dazu der seltsamsten Mittel. Zum Schwarzfärben z. B. nahm man Blutegel, welche sechzig Tage lang in einem irdenen Gefäß mit Wein und Essig gesauht hatten. Seit den Eroberungen in Gallien und Germanien, zu Anfang des ersten christlichen Jahrhunderts, begann man großes Gefallen an den blonden und rothgelben Haaren der Nordländer zu finden, und Blond wurde, weil bei den Römerinnen selten, sehr beliebt. Um diese Farbe zu erhalten und das dunkle Haar zu bleichen, brauchte man verschiedene Mittel, besonders Asche und eine aus Deutschland bezogene laurische Seife, deren Hauptbestandtheil gleichfalls Asche mit Ziegenmilch war. Martial nennt die eigentümliche Seife Mattiac-Angeln, nach der germanischen Stadt Mattium, woher sie gebracht wurde. Man nimmt an, daß dieses Mattium das heutige Warburg in Hessen gewesen sei. Ovid, der Liebespoet, welcher auch ein leider nur in geringen Bruchstücken auf uns gekommenes Buch über kosmetische Mittel verfaßt hat, beklagt jedoch, daß diese Färbemittel dem Haare schädlich gewesen seien. Beim Färben ließ man es jedoch nicht bewenden, man ging vielmehr so weit, daß man das Haar sogar mit Goldstaub puderte, um ihm eine goldgelbe Farbe zu verleihen. Die Kaiser Commodus und Gallienus vergönneten sich unter Anderen diesen Luxus.

Raucher verboten.

Unsere kleinen, aber mächtigen Feinde.

Von Sanitätsrath Dr. C.

Schon seit dem siebzehnten Jahrhundert konnten sich die Aerzte des Gedankens nicht entschlagen, daß gewisse Krankheiten durch das Eindringen belebter (organischer) Gifte in den Körper bedingt sein müßten. Und dennoch hat es fast zwei Jahrhunderte gedauert, ehe diese Krankheits-Erreger, die unter dem Namen „Bakterien“ jetzt in weiten Kreisen des Publicums bekannt und gefürchtet sind, mit Hülfe des verbesserten Mikroskopes entdeckt wurden. Erst den letztverfloffenen zwei Jahrzehnten war es vorbehalten, diese kleinen, aber mächtigen Feinde des Menschengeschlechtes in ihren geheimen Verhältnissen zu beleuchten und sie in ihrem unheimlichen Wesen und Wirken genauer zu erkennen.

Die Bakterien sind unendlich kleine, auf der niedrigsten Stufe des Pflanzenreiches stehende Pilze (richtiger Algen). Von der Größe dieser pflanzlichen Gebilde kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß mehrere Tausend neben einander gelegt nur die Breite eines Haares haben, daß ferner ein französischer Forscher die Zahl der Bacillen in einem Blutstropfen eines an Milzbrand erkrankten Thieres auf acht bis zehn Millionen schätzte, und daß dreißig Millionen derselben so schwer wie ein Tropfen Wasser sind. Ihrer Form nach erscheinen sie entweder in schraubenförmiger Gestalt, als Kugeln oder als Stäbchen, und diese letzteren sind die vielverbreiteten „Bacillen“. Das Wachsthum der Bakterien und ihre Vermehrung geschieht größtentheils dadurch, daß eines derselben durch Theilung in zwei zerfällt, jedes dieser Beiden wieder in zwei u. s. f. Und so fort, — das klingt harmlos; aber was es thatsächlich bedeutet, wird man aus folgender Berechnung entnehmen.

Wenn ein Bacillus sich innerhalb einer Stunde theilt, diese beiden Theile nach einer Stunde sich von Neuem theilen u. s. w., so beträgt nach zwei Tagen ihre Anzahl bereits über 21½ Billionen und in fünf Tagen würden sie das ganze Weltmeer ausfüllen oder in noch kürzerer Zeit die Erde in einen Urwald von Bakterien-Niesebäumen verwandeln. Glücklich Weise ist auch in diesem Falle dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch unter diesen kleinsten der Kleinen herrscht nämlich der Kampf um's Dasein und der Wahlspruch: „ste-toi, quo je m'y mette“. Die eine Art vernichtet die andere, indem sie ihr den Nährboden entzieht. Zumal in unserem Körper haben wir mancherlei Schutzwehren und Kampfmittel gegen die kleinen Unholde. Viele derselben können die in unserem Magen abgeforderten sauren Säfte nicht vertragen und kommen darin um. Andere finden ihren Untergang durch dasselbe Gift, das sie zu unserem Verderben bereiten und absordern. Und ein russischer Arzt theilt sogar die auch von anderen Forschern bestätigte Beobachtung mit, daß die weißen Blutkörperchen in unserem Leibe die bösen Eindringlinge in sich aufnehmen und durch Verbaunung vernichten. Diese Lezieren würden von jenen „getroffen“, — lautet der vom Entdecker angewandte, — nicht sehr gewählte, aber bezeichnende Ausdruck. Daß sie dennoch in diesem Kampfe nur allzu oft Sieger bleiben, wird bei ihrer starken Vermehrungsfähigkeit nicht allzu sehr Wunder nehmen.

Die Krankheit erzeugenden Bakterien üben ihre verderbliche Wirkung auf den menschlichen Körper durch Vergiftung der Säfte und Gewebe desselben aus. Man nennt deshalb die durch dieselben erzeugten Krankheiten „Infections-Krankheiten“. Eine deutliche Bezeichnung dafür steht uns nicht zu Gebote; weil es unserer Sprache an einem Ausdruck fehlt, mit dem wir eine Vergiftung durch organische Stoffe, im Gegensatz zu der durch unlebende, bezeichnen könnten.

Etwa für dreizehn Krankheiten sind bis jetzt die zugehörigen Bakterien, und zwar für jede Krankheit eine besondere, durch bestimmte Merkmale wohl gekennzeichnete Bakterienart gefunden worden. Die betreffenden Krankheiten sind der Mehrzahl nach solche, die in seuchenartiger Verbreitung auftreten und mehr oder weniger ansteckend sind, wie Typhus, Cholera etc., und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß auch für jede der übrigen Seuchen die betreffende Bakterienart entdeckt werden wird. Aber auch eine Krankheit, die man bisher „Schlechten Säften“

„Störungen der Ernährung“ und dergleichen Ursachen zugeschrieben, nämlich die Schwindsucht, ferner eine solche, die man als „Erfältungskrankheit“ aufgefaßt: die Lungen-Entzündung (und wahrscheinlich auch der Gelenk-Rheumatismus), ja sogar der Wundstarrkrampf, den man für ein reines Nervenleiden gehalten hatte, haben sich jetzt zur Verwunderung der Aerzte und Laien als Infections-Krankheiten entpuppt. So weit und breitet sich das Reich des Bacillus über immer größere Krankheitsgebiete aus, und es läßt sich gar nicht ermessen, wie weit er seine Grenzen noch ausdehnen wird.

Wenn es schon an sich vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus für jeden Gebildeten von hohem Interesse sein muß, von einer so bedeutsamen wissenschaftlichen Entdeckung Kenntniß zu nehmen, so spitzt sich dieses Interesse doch unwillkürlich zu der wohlberathigten Frage zu: Welchen Nutzen gewährt sie uns für Gesundheit und Leben? — Welchen Vortheil hat die Heilkunde daraus geschöpft? — Wir sind weit davon entfernt, mit düffelhaftem Hochmüthe uns zu rühmen, daß wir es in dieser Beziehung schon jetzt „so herrlich weit gebracht.“ Und dennoch wäre es schon dankbar anzuerkennen, wenn uns die Bakterienkunde als einzigen Gewinn die zielbewußte Handhabung des „antiseptischen“ Heilverfahrens eingetragen hätte. Antiseptisch, — eigentlich säurewidrig, — müssen wir nach unseren heutigen Anschauungen richtiger mit „bakterienfeindlich“ übersezen. Wenn die kundige Hausfrau die sauber gereinigten Früchte zur sicheren Aufbewahrung für den Winter in die reine Glaswanne schüttet, darüber eine dünne Lage Salicyl-Säure breitet und das Gefäß mit reiner Watte und Pergament-Papier möglichst luftdicht verschließt, dann hat sie in besserer Form einen „antiseptischen Verband“ angelegt, durch den sie ihre Frucht-Conserven vor den, überall in der Luft verbreiteten Gährungs- und Säurepilzen schützt und so vor Verderbniß sichert. In ganz entsprechender Weise behütet der Arzt die Wunden seiner Kranken durch das antiseptische Verfahren vor der „Wund-Infection“, — jener unter dem Namen „Blutvergiftung“ bekannten lebensgefährlichen Krankheit und kann jetzt unter dem Schutze dieses Verfahrens die eingreifendsten Operationen ohne die früher stets vorhandene Gefahr unternehmen.

Aber auch einige andere, nicht gering zu achtende Schutzmaßregeln gegen die inneren Infections-Krankheiten hat uns die Bakterienkunde an die Hand gegeben. Dieselbe hat das Vorkommen vieler Krankheits-Erreger in der Luft, im Wasser und im Erdboden festgestellt; ebenso die Thatsache, daß sie größtentheils auf unreinem Nährboden, überall da, wo thierische und pflanzliche Stoffe in Säure übergehen, am besten gedeihen. Demgemäß suchen wir den Ausbruch von Seuchen durch Reinhaltung des Bodens, des Wassers und der Luft und durch alle hierzu führenden hygienischen Maßregeln zu verhüten. Dahin gehören Kanalisation und Wasserleitung, Ventilation in unseren Wohnräumen und strengste Sauberkeit in diesen und an unserem Körper. Dahin gehört ferner die Beseitigung der üblichen Spucknäpfe und Erziehung derselben durch Gefäße, die mit gutem Verschlusse versehen und zur Hälfte mit Wasser gefüllt sind; sowie die Abschaffung der Ansitze, den Auswurf in den Taschen nicht sorgsam aufzubewahren; weil beide Gepflogenheiten zur Ausbreitung und Verstäubung desselben, dadurch zur Verbreitung der in ihm enthaltenen Krankheitskeime in unseren Wohnräumen und so zur Anfechtung mittelst Einathmung die günstigste Gelegenheit bieten; was ganz besonders für den Schwindsucht- oder Tuberkel-Bacillus gilt. Auch für die Entfernung der Teppiche, Tischdecken, Uebergarbinen u. dgl., — dieser besten Staub- und Bacillen-Fänger, — aus unseren Zimmern möchten wir gern eine Laune einlegen, wenn wir nicht befürchten müßten, damit die unanbathbare Rolle des Predigers in der Wüste zu übernehmen, denn mit der — Mode kämpfen Götter selbst vergebens. Zur Verhütung der Weiterverbreitung von Infections-Krankheiten bedienen wir uns vornehmlich auch der Desinfection, die ebenfalls durch die Erforschung der Eigenart der Bakterien an Grundlichkeit und Sicherheit gewonnen hat. So haben wir im Sublimat und in der Carbonsäure, in der Glühhitze von 160° und vor Allem im strömenden Dampfe Mittel kennen gelernt, die alle Bakterien sicher tödten, und durch die wir demnach in den Stand gesetzt sind, unsere Zimmer und alle Gebrauchsgegenstände, die mit Krankheitskeimen in etwaiger Berührung gekommen sind, von diesen wieder zu befreien und zu reinigen. Ob es uns durch Anwendung aller dieser Schutzmittel je gelingen wird, Epidemien mit Sicherheit von uns fern zu halten? — Das müssen wir, — gleichweit entfernt von trüber Schwarzseherei, wie von rosigem Hoffnungsstolz, — bezweifeln. Denn wenn es bisher der Naturkunde nicht einmal gelungen ist, die Bedingungen zu ergründen, unter denen sich zeitweise (in den sogenannten Ausgahren) die Rauscher in's Ungeheuerliche vermehren oder die Raupen in ungemessener Zahl unsere Felder und Fluren verwüsten, wie wollen wir da die geheimen Ursachen zu entdecken hoffen, durch welche die vieltausendmal kleineren Spaltpilze, die unserem unbewaffneten Auge gänzlich entzogen sind, in ihrer Vermehrung zeitweise so sehr begünstigt werden, daß sie größere oder kleinere Gebiete gleichsam wie Heuschreckenschwärme überfallen und in Seuchenherde verwandeln!

Wir haben oben die Mittel angegeben, durch die man alle Bakterien sicher zu tödten im Stande ist. Einige dieser Mittel dienen in der Hand des Arztes auch dazu, die in Wunden und Geschwüre bereits eingedrungenen schädlichen Keime zu zerstören und jene dadurch zu heilen. Das höchste Ziel, die sichere und schnelle Heilung aller inneren Infections-Krankheiten wäre erreicht, wenn wir ebenso und durch dieselben Mittel auch die in's Innere unseres Körpers gelangten Bakterien vernichten könnten. Leider ist dieses erstrebte Ziel unerreichtbar, weil die genannten Mittel in der erforderlichen Menge unserem Körper nicht ohne Schaden für denselben einverleibt werden können. Aber ein neuer Hoffnungsstern ist uns aufgegangen, seitdem durch Versuche nachgewiesen ist, daß die Bakterien des Beschleissiebers schon in einer verhältnißmäßig schwachen Lösung des Chinin (von dem es ja längst bekannt ist, daß es das Wechselfieber heilt) in ihrer Lebenskraft abgeschwächt werden und endlich zu Grunde gehen. Aus dieser Erfahrung ziehen wir den Schluß, daß es noch andere derartige Mittel geben muß, die für den Menschen unschädlich, zugleich bestimmten Bakterien-Arten feindlich sind, — wie es ja auch gegen unlebende Gifte spezifische Gegengifte giebt, — und gründen auf eben diese Erfahrung die frohe Hoffnung, daß es uns gelingen wird, auch für alle anderen Arten von Bakterien die Stoffe aufzufinden, die ihnen zum Verderben, uns aber zum Heile gereichen.

Wir beendigen unsere Betrachtungen mit diesem ermutigenden Schluß-Wort, mit dem wir freilich dem geehrten Leser nur Zukunftsmusik zu bieten vermocht haben.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die letzten Rosen. Von M. Nonnenbruch. Siehe das Bild, Seite 169. — Wehmüthig stimmt uns der Herbst trotz seiner sonnigen Tage und trotz des bunten Farbenschmuckes, in den die Natur sich noch einmal kleidet, bevor der Winter Wald und Flur in seinen weißen Schneemantel hüllt. Noch einmal blühen die Rosen, aber sie strömen nicht mehr den süßen Duft aus, der uns in Juminächten berauschte. Ueber den bunten Blumenblättern liegt es wie ein Hauch, als ob der Frost schon darüber hingefahren wäre und sie mit seinem kalten Athem berührt hätte. Wohl dem, der sich an einen traulichen Kaminplatz rüht und es sich am lodernnden Feuer behaglich machen kann. Dort werden ihn auch die letzten Rosen erfreuen, die er im Garten gepflückt, wenn sie die Blumen-Vase schmücken, und die Flammenglut des Kamins sie aufleuchten läßt, als wären sie Junirosen und nicht Kinder des Spätherbstes. Da mag man dann auch wohl träumen, der Winter sei noch weit und ewiger Frühling lächle über der Erde, oder man mag sich trösten mit dem neuen Frühling, den die Zukunft bringt.

Die Ueberraschung. Von G. Chierici. Siehe das Bild, Seite 173. — Dabei soll man seine Kaltblütigkeit bewahren, wenn plötzlich drei Angehörer in das Zimmer stürmen und ein Gebrüll ausstoßen, als ob sie nichts Gütigeres zu thun hätten, als alles Lebendige zu verschlingen! Die Glücke flüchtet mit ihren Röcheln, die beiden kleinen Menschenkinder fallen vor Angst, — buchstäblich genommen, — vom Stuhle, und die Kage würde längst Reißhans genommen haben, wenn ihr nicht in dem unheimlichen Gebrülle ein Ton aufgefallen wäre, der ihr nicht ganz unbekannt erscheint. Und die Kage hat Recht; die unheimliche Ueberraschung entpuppt sich als ein sehr harmloser Scherz, und hinter der furchterweckenden Maske verborgen sich ein paar gute, alte Bekannte und getreue Spielkameraden. Offenbar sind sie von dem drastischen Erfolge ihrer Ueberraschung selbst etwas überrascht und es ist ihnen wohl ein wenig bange, daß sie zu weit gegangen sein könnten. Es wird ihnen wohl bald gelingen, alle geängstigten Gemüther von ihrer Ungefährlichkeit zu überzeugen.

Gärtneria

Nachdruck verboten.

Zum Herbststrauch. — Auf Feldern und Wiesen und im Walde ist die bunte Fülle wilder Blumen verschwunden. Auch das Heidekraut verblüht schon, der rothe Schimmer, in dem vor wenigen Wochen erst die Heide aufleuchtete, ist im Verlöschen. An dem Staudenwerke, das hier und da noch blüht, macht sich unliebsam das Vorherrschende der gelben Farbe geltend.

Dafür hat eine Anzahl von Bäumen und Gesträuchen sich mit glänzenden Früchten geschmückt. Aus beerentragenden Zweigen in Verbindung mit buntgefärbtem Laube und anderen, was der Herbst bringt, läßt sich jetzt auf dem Spaziergange in Wald und Flur ein reizender Strauch für das Zimmer binden. Zunächst eignen sich dazu die Vogelbeeren. Diese werden auch geschätzt von den Kindern, welche sie auf Fäden ziehen, um auf solche Weise sich wunderschöne, wenn auch nicht sehr haltbare Korallenketten anzufertigen. Aber am schönsten nehmen die Büschel korallenrother Beeren sich doch aus, wenn sie in dem lichten Laube der Ebereschen-Bäume hängen.

Vielelei anderes Beerenwerk von verschiedenem Roth ist an Waldbrändern, in Hecken, Feldhölzern und Gebüschen zu finden, eine reichbesetzte Tafel für Wild und Vögel. Die wilden Rosenbüsche prangen jetzt mit ihren scharlachrothen Früchten, den Hagebutten oder Hiefen, die auch in der Küche verwendet werden. Man muß aber sehr behutsam sein, wenn man ein Zweiglein bricht oder abschneidet, denn diese Sträuchlein haben harte Dornen. Noch leuchtender, als das Roth der Hagebutten, ist das der Beerenbüschel des gemeinen wilden Schneeballes, an dem auch das Laub im Herbst sich blutroth färbt. Nüchlich sind die vom Volke „Mehlschöphen“ genannten rothen Früchte unserer beiden heimischen Weißdorn-Sträucher, und hübsche rothe Früchte bietet für den Herbststrauch die Kornelkirsche oder der Herlitzstrauch, der im Frühjahr als der erste einer seine gelben Blüten erschlossen hat. Auf die zimrotheren Beeren des Verberischnstrauchs oder Sauerdorns sei besonders aufmerksam gemacht, weil sie im Strauche von sehr guter Wirkung sind. Von sehr lebhaftem Roth sind auch die Beeren des Bodsdorns oder Leuzelkornes, eines bekannten, überall bei uns angepflanzten Strauchs, der durch seine lang überhängenden, rutenförmigen Zweige sich auszeichnet, und ebenso die Beeren des Bitterfuß oder rankenden Nachtschattens, der hoch in den Gebüschen emporleitet und im Sommer violette Blumen entfaltet, die einer Kartoffelblüte im Kleinen gleichen. Außerordentlich reizende Früchte von zwei Farben, Carmiroth und Orange, trägt der sehr verbreitete Spillbaum. Pfaffenhütchen werden diese Früchte genannt wegen ihrer Gestalt, und Rothlehlendrod, weil die Rothlehlen sie gern essen sollen. Endlich zeigen ein sehr feines Roth die beerenartigen Früchte eines im wilden Zustande bei uns seltenen, sehr häufig aber angepflanzten Nadelholzes, des Lagns oder Eibenbaumes.

An Roth ist also in der Beerenwelt kein Mangel, von anderen Farben aber finden sich fast nur noch Blau und Schwarz vor. Von den blauen Früchten sind die hübschesten für den Herbststrauch die beiden hellblau bereiften Schlehen, die gemeine Schlehe und die größere Haferschlehe, nur daß sie wegen des etwas sperrigen Wachses der beiden Sträucher sich nicht ganz leicht einfügen lassen. Hübsch machen sich in dem Strauche auch Brombeeren von beiden Arten, mit blau bereiften und mit glänzend schwarzen Früchten. Schwarze Beeren liefern ferner der Hollunder, der rothzweigige Cornus oder Hartriegel und die Rainweide oder der Ligufter. Von guter Wirkung ist auch ein Wachholderzweig, in dessen dichten Nadelgeln reife, schwarzblaue Beeren neben noch grünen zusammenhängen, denn die Wachholderbeeren reifen erst im zweiten Jahre.

Beeren von eigenthümlich schöner Färbung trägt der Sanddorn oder Seeborn, ein Strauch, der an unseren Seelästen heimisch ist, im Binnenlande aber nicht selten in Anlagen und Gärten angepflanzt vorkommt. Die Beeren sind auf goldgelbem Grunde braunpunkirt und heben sich reizend ab von dem silbergrauen Laube des Strauchs.

Ein anderer, in unseren Anlagen häufiger Herbststrauch ist der weißfrüchtige Cornus, dessen weiße, allseitig glänzende Beeren nicht nur prächtig in den Herbststrauß passen, sondern auch im Vereine mit rothen Beeren, etwa Verberischn, dunklem Haar als Schmuck ungemein gut stehen. Sonst sind von weißen Beeren noch die des allbekannten Schneebear-Strauches, der auch nicht heimisch bei uns, aber überall angepflanzt ist, zu verzeichnen.

Es sei noch bemerkt, daß von allen genannten Beeren entschieden giftig nur die des Bitterfuß ist und die des Eibenbaumes als zweifelhaft betrachtet wird. Von den anderen ist der größte Theil eßbar.

Hervorstich gefärbtes Laub giebt weiteres Material für den Strauch. Auch kleine Eichenweige mit Eiheln und Zweige des Erlensbaumes mit reifenden Früchten und den kleinen, für das nächste Frühjahr schon vorgebildeten Blütenläschen nehmen sich gut darin aus, ebenso die grauvioletten Nischen des großen Schilfes, die bis spät in den Herbst hinein noch frisch bleiben. Sehr hübsch und beständig sind die biflorartigen Blumen der gemeinen Eberwurz, blaßgelb mit dunklerer Mitte und von metallischem Glanze. Auf dünnen Wiesen und Angern wie auf Heidefeldern kommen sie zahlreich vor. Nicht selten findet man auch spät im Herbst noch eine wirkliche, die nickende Distel, in Blüthe. Ihre große purpurrothe Blume hält sich lange und ist eine prächtige Zierde für den Herbststrauch. Endlich ist für ihn zu verwenden die Blüthe des Epheus. Diefelbe erschließt sich gewöhnlich gegen Ende des September, die schwarzen Beeren aber, die aus ihr hervorgehen, reifen erst im folgenden Frühjahr.

So läßt sich, bis der erste Schnee fällt, draußen in Wald und Flur mit Geschmack und Kunst noch manch frischer Strauch zusammenbinden, der einen reizenden Zimmerschmuck abgiebt und unendlich viel schöner ist als Alles, was der Händler aus getrocknetem, fremdem Pflanzenwerke zusammenstellt.

J. Trojan.

Süßes Mainz

Nachdruck verboten.

Fächerstudien. — Der Fächer stammt bekanntlich aus dem Oriente. In Indien und China ist der Gebrauch desselben von sehr hohem Alter. Er wurde anfangs aus Baumblättern, vornehmlich Palmwedeln, aus Federn und leichten Stoffen zusammen gefügt. Eine große Rolle spielten die Fächerfedern dabei. Mit den Fächern, die im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt in Griechenland bekannt zu werden anfangen, kam der Fächer, als ein Werkzeug, mit welchem man durch Luftbewegung sich Kühlung verschafft, nach Europa. Schriftsteller des Alterthumes nannten ihn ein Erzeugniß der Weichheit und Leppigkeit der kleinasiatischen Küstenbewohner. Dennoch betrachtete man ihn in Athen sehr bald als das Scepter der Schönheit, und auch die römischen Damen hielten ihn, nachdem sie seine Bekanntheit gemacht hatten, in hohen Ehren und legten Werth auf seine geschickte Handhabung. Ein mittelalterlicher florentinischer Schriftsteller behauptet, einige Kaiserinnen hätten Schränke mit Fächern aller vorhandenen Formen angefüllt gehabt und wären ungehalten gewesen, wenn ihre mit solchen Sammlungen beauftragten Sklavinnen eine Neuverfertigung oder Entdeckung auf diesem Gebiete übersehen hätten. Italien und Spanien kannten und gebrauchten den Fächer viel früher als Frankreich und Deutschland, wohin er erst im sechzehnten Jahrhundert kam. Talleyrand hat einmal gesagt, der Fächer sollte eigentlich eine französische Erfindung sein, denn die Französinnen wüßten das schönste Fächerpiel zu entfalten. Doch das war wohl nur eine persönliche Galanterie, die er damit ausdrückte, denn bekanntlich regieren die Italienerinnen und Spanierinnen den Fächer am graziösesten. Sie führen damit ganze Unterredungen ohne Worte mit einer Meisterschaft aus und wissen das elegante Spielzeug in ihren Händen so originell und bedeutungsvoll mit ihrem Augenblicke in Verbindung zu bringen, wie es kaum einer anderen Nation gegeben ist. Schon Boccaccio läßt einen Cavalier sagen: „Die Donna erhob ihren Fächer in der zarten Hand und neigte ihn anmüthig gegen ihr holdes Antlitz, daß er zum Bogen wurde, auf welchem ihr Feuerblick wie ein Pfeil zu mir herüberstieß.“ Die ersten Fächer hatten nicht die Form der jetzigen, sie besaßen nur einen Stiel und auf demselben ein ausgespanntes buntesfarbiges Papier, gewöhnlich mit einem Besatze von Federn. Erst im siebzehnten Jahrhundert verfertigte man Fächer mit mehreren, aus einer Kasse zusammengeklebten Stäbchen von verschiedenem Material, und diese Fabrication kam direct aus China, weshalb der galante Herzog von Orleans, der Gemahl Elisabeth's von der Pfalz, gesagt haben soll: „Weil diese Dingerchen (ces petites choses) aus China stammen, bemühen sich unsere Damen so sehr, mit geschlitzten, blinzelnden Augen hinter ihnen à la chinoise hervorzubliden.“ Unter Ludwig XIV. war der Fächer zu einem Hauptgegenstande des Luxus geworden. Das Holz wurde durch Perlmutter, Elfenbein, Gold, Stahl, Schildpatt ersetzt. Die Damen ließen ihn nicht mehr aus der Hand. An Stelle des Lederzuges von Papier malte man auf die Spizzen oder in die Zwischen-Abtheilungen Bildnisse, Blumen, Reduten, Landschaften oder auch galante Scenen der Schäferpoesie und Mythologie. Der geistreiche Genremaler Watteau, der „Maler galanter Hoffeste“, wie man ihn betitelt hatte, lieferte viele jener reizenden Compositionen, die von den Fächerfabrikanten benutzt wurden und einer ganzen berühmten Gattung den Namen der „Watteaus“ verliehen. Die schöne, unglückliche La Vallière soll in ihren glänzendsten Tagen einen Fächer besessen haben, der in der Mitte eine künstliche Verschiebung besaß, wodurch bei einem Fingergedrücke, der nur ihr bekannt gemacht worden war, ein Medaillon sich öffnete, das den König Ludwig XIV. in Schärfertracht knieend zeigte. Zur Zeit der großen Revolution verschwand das luxuriöse Spielzeug einer schwelgerischen Hofwelt. Die gesinnungsklüchtigen Bürgerinnen hätten eher Dolche am Gürtel tragen mögen, als das Abzeichen der höfischen Galanterie. Doch nachdem die große Sturm- und Drangperiode im jungen Kaiserreiche aufgegangen war, wurde auch der Fächer mit anderen Luxus-Gegenständen wieder aus der Verbannung zurückgeholt und blieb bis auf die heutige Zeit ein wesentlicher Bestandtheil einer vollendeten Damen-Toilette. Den merkwürdigsten Fächer besaß unstreitig die türkische Kaiserin und Dichterin Eliza von der Rede, geborene Reichsgräfin Wredem. Ihr war derselbe, was er ursprünglich sein soll, ein Werkzeug, um Kühlung herbeizuführen und die Augen gegen den Lichtstrahl zu schützen. Aber ihre erste Sinnigkeit, ihre Verehrung für Träger der Wissenschaft und Kunst und ihre Freundschaft an edeln Verbindungen durch Freundschaft brachten sie auf eine originelle Idee und ließen sie aus der einfachen Zusammenfügung von Holz und Papier etwas weit Würdigeres, nämlich ein Album schaffen, das ihr beständig sowohl derckante, als theure Namen vergegenwärtigte. Dieser Fächer selbst ist kein Luxus-Gegenstand, wie uns Dr. Kro-

patzsch in seiner Broschüre über Eliza's wunderbares Stammbuch in Fächerform erzählt. Er besteht aus 21 Stäben braungebeizten Eichenholzes. Die obere Hälfte ist von grünem, zweifach gefalteten Papier, sodas sich 42 Flächen ergeben. Alles ist höchst schlicht und schmucklos, dem Charakter der edeln Besitzerin entsprechend. Beide Seiten des Fächers sind nun auf Wunsch der Gräfin von ihren Bekannten und Freunden beschrieben worden, wodurch ein Erinnerungsblatt seltenster oder vielmehr einziger Art entstand. Unter diesen Fächerinschriften finden wir Sterne erster Größe, Goethe voran, während Klopstock, Herder, Gleim, Keiserlich, Kamler, Bürger, die Karfchin, Nicolai, Mendelssohn, Voss und viele Andere sich anschließen. Fast alle, hauptsächlich die nächsten Freunde, haben Sinnprüche gespendet, worin sie ihre Liebe und Verehrung für Eliza ausdrücken. Den Schluß aller Inschriften macht der Dichter und Schauspieler Karl von Holten. Er ist der achtzigste und letzte, der den Raum auf dem merkwürdigen Fächer füllt. Mit Bezug darauf schrieb er: „Auch die letzte Sprosse in Eliza's Freundschaftsleiter beglückt so sehr, daß ich den Platz selbst mit dem eines Sully wahrlich nicht vertauschen möchte.“

Anna Böhn-Siegel.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Ueber Email-Malerei. — „Sie malen Email? — ach, das ist ja sehr interessant, — aber bitte, erklären Sie mir doch einmal, wie ist das eigentlich? ich kann mir keine deutliche Vorstellung davon machen...“

Diese Frage ist während der letzten zwei Jahre unzählige Male an mich gerichtet worden. Ein großer Theil des gebildeten Publicums kennt wohl allenfalls email cloisonné und email champlevé, aber das eigentliche Email-Malerei, in der Art der Limousins und Benicands, ist den Allermeisten wenn nicht ganz unbekannt, so doch der verhältnismäßig hohen Preise wegen ziemlich fremd; es steht außerdem in dem Rufe, daß nur Kenner und Liebhaber es zu schätzen brauchen.

Wenn es mir nun an dieser Stelle gelingen sollte, dieser edlen und doch so bescheidenen Kunst einige neue Freunde zu gewinnen und den übrigen Lesern wenigstens ein klares Bild zu geben von dem, was die Technik will und kann, und worin sie besteht, so ist der Zweck dieser Zeilen vollständig erfüllt.

Unter „Email“ versteht man erstens den Glasfluß, d. h. die durch Metall-Oxyde gefärbte, leichtflüssige Glasmasse, die auf Metall aufgeschmolzen wird, — zugleich aber auch die metallenen Platten, Gefäße x. die mit Schmelz-Malerei bedeckt sind.

Der Glasfluß kann durchsichtig (translucid) oder undurchsichtig (opaque) sein und umfaßt jetzt fast alle Farben und Nuancen, die man denken kann, vom tiefsten Schwarz durch viele Arten von Blau, Violet, Roth, Braun, Gelb, Grün, Weiß, bis zum ganz farblosen Krystall-Email.

Fast sämtliche Schmelzfarben kommen in gepulverten und ausgeschleimten Zustände in den Handel.

Der Untergrund für die Schmelz-Malerei ist immer Metall, d. h. Gold, Silber oder Kupfer. Letzteres ist seiner Billigkeit halber am gebräuchlichsten, doch werden oftmals, zur Erzielung farbiger Effecte, Gold- und Silberfolien in Anwendung gebracht, worauf ich später noch einmal zurückkommen werde.

Die Fläche, die emailirt werden soll, muß stets gewolbt sein, damit die Spannung eine gleichmäßige ist, und die Dicke des Kupfers darf nicht mehr als 0,2—0,3 mm. betragen. Der gepulverte Glasfluß wird nun entweder mit destillirtem Wasser angerührt und mittelst des Spachtels auf die blanke Metallfläche aufgetragen, — oder letztere wird mit etwas aufgelöstem Tragant-Gummi bestrichen und das Email-Pulver trocken aufgestreift. Auch die Rückseite des Metalls erhält einen Ueberzug, das contre-email, um eine ungleichmäßige Ausdehnung des Kupfers und des Glasflusses beim Schmelzen und Erkalten und somit das Springen des letzteren zu verhindern.

Der also mit dem Grund-Email überzogene Gegenstand wird nun, nachdem er sorgfältig getrocknet ist, auf eine Asbest-Platte mit dieser auf ein Eisenrohr-Keg gelegt und so in den Emailir-Ofen gesteckt.

Dieser kann entweder aus Ziegelsteinen gemauert werden und wird dann mit Coaks oder Kohlen geheizt, — oder er ist aus Thon, mit einem eisernen Mantel umgeben, und die Heizung erfolgt mittelst Gas. — Diese letztere Construction ist ihrer größeren Handlichkeit und leichteren Heizbarkeit halber vorzuziehen, wenn man nicht gerade sehr große Gegenstände zu brennen hat. Man kann einen solchen kleinen Emailir-Ofen in jedem Raume mit gemauerten Wänden anbringen, indem man eine auf eisernen Strebern ruhende Schieferplatte in die Wand einläßt und auf dieser den Ofen aufstellt. Allerdings muß ein großer Gasometer in dem Hause vorhanden sein, denn der Druck der gewöhnlichen Gasometer ist nicht genügend, um eine Gluth zu erzeugen, wie sie zum Schmelzen des Emails erforderlich ist.

Der Ofen besteht aus einer Muffel, welche die Schmelzmasse gegen Staub und Asche und gegen die directe Einwirkung der Flamme schützt, — ferner aus einem Hohraume, welcher die Muffel umgiebt und welcher durch die von unten mittelst eines Rundbrenners, oder von hinten eintretende Flamme ausgefüllt wird, — und endlich aus der, die Flamme einschließenden Thonwand, die von außen durch einen eisernen Mantel verdeckt ist.

Die Muffel ist vorn offen, d. h. nur durch einen leicht entfernbarcn Voratz bedeckt, sodas man das Schmelzen des Glasflusses, das nur wenige Minuten in Anspruch nimmt, beobachten kann. Ist die Fläche vollständig glatt und glänzend geschmolzen, so nimmt man den Gegenstand mittelst einer Zange heraus und legt ihn zur allmähigen Abkühlung auf eine Gipsplatte.

Wir haben nun eine Platte, einen Teller oder irgend ein Gefäß vor uns, das der Decorirung harrt, und es steht uns hierzu eine ganze Reihe verschiedener Anwendungsformen zur Verfügung.

Die historisch älteste Technik und zugleich wohl diejenige, deren Effecte den Laien am meisten ansprechen dürften, besteht darin, daß die Metallplatte zunächst mit einer dünnen Schicht farblosen Emails überzogen wird; hierauf werden die Conturen der Zeichnung und einige Schatten-Schraffirungen mit brauner Farbe kräftig gemalt und dienen als Stege zwischen den verschiedenen farbigen Glasflüssen, die nun, nachdem die Contouren eingebrannt sind, aufgetragen werden. Die Lichter



Deckelplatte in Email-Malerei.

kann man nachher noch mit Gold aufsetzen. Auf diese Art können außerordentlich reiche, farbige Wirkungen erzielt werden, aber immerhin nur decorativer Art, da eine zartere künstlerische Durchbildung mittelst Licht- und Schattengebung bei dieser Technik ausgeschlossen ist.

Sehr hübsche Effecte erreicht man ferner mit dem schon oben erwähnten Aufschmelzen von Folien. Hierzu wird der Gegenstand mit einem dunklen Email überzogen. Die Blätter oder Blüten, die das Muster ergibt, werden in dünner Gold- oder Silberfolie ausge schnitten, auf den Gegenstand aufgeklebt und in der Muffel gebrannt. Nach dem Erkalten werden Schatten mit brauner Farbe hineingemalt und über jede einzelne dieser Folien wird translucides, farbiges Email gelegt, das durch die Metall-Unterlage höhere Leuchtkraft gewinnt. Schließlich können die nun vereinzelt dastehenden farbigen Flecke mit Goldlinien contourirt und verbunden werden.

Die edelste Technik der Email-Malerei, deren Entstehung erst in das sechzehnte Jahrhundert fällt, und deren höchste Blüte sehr bald danach von den Malerfamilien der Limousins, Benicands und Courteys erreicht wird ist das Grisaille, die Malerei von Grau in Grau auf dunklem Grunde. Diese Malereien haben durch den kalten, bläulichen Ton, der ihnen eigen ist, auf den ersten Blick wenig Anziehendes, und wer mit der Erwartung voller, malerischer Farbenwirkung herantritt, wird sich enttäuscht fühlen.

Und doch, welchen Reiz üben bei näherem Eingehen diese Grisaille-Malereien in ihrer vornehmen Einfachheit und dem weichen Schmelz ihrer Töne!

Die Licht- und Schattenwirkung in dieser Technik wird durch dünneres und dickeres Auftragen des weißen Emails auf dem dunklen Grunde erzielt, wobei die Arbeit folgendermaßen vor sich geht: die ganze, bereits dunkel emailirte Platte wird zunächst mit einer ziemlich dünnen Schicht weißen Emails, das mit Dick-Oel und Terpentin verrieben ist, angelegt und hierdurch ein Mittelton erzielt. Nun wird die Platte „abgeraucht“, das heißt, das Bindemittel, in diesem Falle das Oel, wird durch allmähliges Anwärmen der Platte verbrannt, bis das weiße Email trocken und pulverartig aufliegt und leicht entfernt werden kann. Dann kratzt man mittelst eines spitzen Hölzchens die Contouren, sowie alle Schatten-Schraffirungen hinein und giebt die Platte in's Feuer. Man hat nun einen Mittelton und alle tiefsten Schatten. Jetzt werden die Lichter und alle helleren Töne darüber gearbeitet, wieder abgeraucht und abermals gebrannt. Das Bild könnte jetzt fertig sein, indessen stellen sich meist nach diesem Brande noch kleine Mängel und Ungleichheiten heraus, die eine nochmalige Ueberarbeitung wünschenswerth machen; — schließlich wird noch etwas Gold aufgesetzt, das wieder einen besonderen, schwächeren Brand verlangt, und so kann es vorkommen, daß eine Platte sechs- bis siebenmal in's Feuer gesteckt werden muß, ehe sie fertig ist. Aus diesem Umstande und dem mit jedem neuen Brande verbundenen Risiko, das die Platte dem Verziehen oder Springen aussetzt, erhebt sich zum großen Theile die Kostbarkeit und der hohe Preis der Emailen. Außerdem aber ist die ganze Arbeit eine sehr mühevoll und kann nur mit allerdüchster Sorgfalt und vorfichtigster Behandlung ausgeführt werden.

Endlich kommen wir zu einer Technik, die im siebzehnten Jahrhundert von Jean Toutin erfunden, eigentlich den Verfall der Email-Malerei herbeiführte, — nämlich das Malen mit verglasbaren opaken Farben auf weißem Grunde. Diese Technik ähnelt in der Wirkung sowohl, wie in der Art der Ausführung, so vollständig der Porzellan-Malerei, daß der eigentliche Stiel des Emails darüber verloren geht. Wir bewundern diese bis in's Feinste ausgeführten Miniatur-Portraits des vorigen Jahrhunderts, diese reizenden, nur durch eine Lупе ganz zu würdigenden Dosen-Malereien, aber wir müssen gestehen, daß dieselben gerade so gut auf Eisenblech oder Porzellan gemalt sein könnten, — sie tragen in keiner Weise den besonderen Charakter des Emails an sich, während die Grisaille-Malerei, einzig in ihrer Wirkung, den Stempel einer vornehmen

Eigenart und eines unverkennbaren Stiles bewahrt. —

Ist nun die Email-Malerei eine Kunst, die mancherlei technische Handgriffe und oftmals handwerksmäßige Berrichtungen erfordert, so möchte ich sie doch als eine solche bezeichnen, die mir besonders geeignet scheint, von Frauenhänden ausgeübt zu werden. Die das liebevollste Eingehen und die größte Geduld erfordernde Technik, die nicht auf große, überraschende Wirkungen ausgeht, sondern ihren Werth erhält einzig und allein durch die zarteste Behandlung und das innigste Vertiefen in einen kleinen Gegenstand, — diese Technik, sage ich, ist wie wenig andere bestimmt, bei Frauen Sympathie zu finden.

Emmy Luthmer.



Deckelplatte in Email-Malerei.

Die sämtlichen Abbildungen zu dem Artikel „Email-Malerei“ sind von der Verfasserin desselben, Fräulein Emmy Luthmer zu Berlin, Lühowstr. 17, ausgeführt.



Kästchen mit Deckel in Email-Malerei.



Schatulle mit Deckel in Email-Malerei. Siehe hierzu den Deckel links oben.



Schränken mit Füllungen in Email-Malerei. Siehe hierzu die Füllung am Fuße der Seite.

Briefmappe.

Rachdruck auch im Einzelnen verboten.



Broche in Email-Malerei.

Fragen.

Erziehungs-Anstalt. — Kann mir Jemand eine Erziehungs-Anstalt in der Schweiz für Zöglinge, die sich dem Handelsstande widmen wollen, empfehlen? Dieselbe müßte vor allen Dingen gute Lehrkräfte besitzen, gesunde Lage haben und eine strenge Aufsicht führen.

B. M. in Böhmen.

Fettflecke in Parkett-Böden. — Wie entfernt man auf einfache Weise Fettflecke aus Parkett-Fußböden? Eine Abonnentin.

Gardinenfallen. — Wie rafft man mit Gelatine gesteifte Filet-Gaupure-Gardinen zurück, ohne daß die Falten hart und eckig ausfallen? S. B.

Detritin. — Wie bereitet man am besten eine Detritin-Lösung, die nicht so leicht schlechten Geruch annimmt und brüchig wird? J. v. F. in Dessau.

Eau de Cologne. — Läßt sich Eau de Cologne ohne große Schwierigkeit selbst herstellen und wie? P. v. B., Franzensbad.

Stichrahmen. — Wer kann mir eine gute und billige Bezugsquelle für verstellbare, runde Stichrahmen, die man für Weiskästerei gebraucht und an den Tisch schraubt, angeben. So viel ich weiß, kommen dieselben aus Thüringen, aber woher und von wem? S. in B.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Zeitangaben hinter den Schlagworten hin.)

Billard-Tisch (136). — Man kann aus einem Eßtisch kein Billard, wohl aber umgekehrt aus einem Billard einen Eßtisch machen. Es sind diese „Tisch-Billards“ in drei Größen in Berlin C. Kommandantenstraße 77/79 bei Reubenen zu haben. Gewöhnlich für 12 Personen ausreichend, können sie durch dazu passende „Anstieher“ leicht und beliebig vergrößert werden. Als fernere Bezugsquelle wird uns noch die Fabrik von Hoffmann und Zanda in Reichenberg in Böhmen empfohlen.

Salicyl (152). — Vor dem Gebrauche der Mundwasser mit Salicyl-Zusatz ist auf das Unterschiedenste zu warnen. Salicyl resp. salicylsaures Natron gehört freilich zu den häuflig hindernden Stoffen, es zerstört aber beim Gebrauche als Mundwasser die feste Substanz der Zähne. Von der Richtigkeit dieser Behauptung kann man sich selbst leicht überzeugen, indem man einen Zahn wiegt (mit Bruchtheilen von Grammen), diesen einige Zeit in einer Salicyl-Lösung liegen läßt und dann wieder wiegt. Der Zahn wird an Gewicht verloren haben, der Schmelz wird matt und das Zahnbain so brüchig geworden sein, daß es sich mit dem Fingernagel abschaben läßt. — Wenn keine abnormen Verhältnisse im Munde vorliegen, dürfte folgendes Zahnwasser zu gebrauchen sein:

Rp. Thymol 1,0,
Kali. chlor. 12,0,
Spir. vin. 10,0,
Aq. dest. 300,0.

M. D. S. 10—20 Tropfen zu einem Glase Wasser. — Ist Jemand besonders empfindlich gegen den Thymolgeschmack, so ersetze man diesen durch 5 Tropfen Ol. menth.

Frau M. Heumann, Zahnarzt, in Zürich.

Vanille-Crème (88). — Eine halbe Stange Vanille läßt man in $\frac{1}{4}$ Liter Sahne ausziehen, läßt diese nach dem Auskochen erkalten, fügt 100 Gr. Mehl, drei ganze, drei gelbe Eier und 125 Gr. Zucker hinzu, rührt sie auf dem Feuer zu einer dicken Crème ab und giebt zuletzt das zu Schnee gefolagene Weißer von drei Eiern hinzu. Ebenso kann man statt der Vanille 125 Gr. gebrannten, feinen Kaffee in der Sahne aufkochen lassen, letztere durch ein Haarsieb gießen und eine Crème in angegebener Weise bereiten. Beides sind wohlschmeckende Erfrischungsmittel.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein farbiges Modenbild, ein Extra-Blatt und ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten.



Füllung in Email-Malerei zu einem Schränkchen.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 42.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 13. October 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Glaube und Liebe.

Eine Geschichte aus alter Zeit.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Mörlin hatte Lüttken das Blatt hingeschoben und schlug fortwährend mit der geballten Hand darauf. Nun er es ihm frei gab, warf dieser einen Blick darauf, nahm es dann vor sich, um den Inhalt genauer zu studiren, und wiegte mißbilligend den Kopf. „Das ist in der That eine gar scharfe und unziemliche Schreibweise,“ sagte er, „und beweist, daß der Herr Herzog in großem Zorne gewesen ist.“

„Das mag so sein oder nicht sein,“ rief Mörlin vereifert, „aber ich kenne jetzt den Schreiber, der seinem ungerechten Zorn so unziemliche Fassung gegeben hat. Es ist derselbe, der sich auch nicht entblödete, in der Kirche, statt andächtig bei der Predigt zu sein, einzelne meiner Worte und Redesätze gleichsam in sein Gedächtniß zu gießen, um sie meinen Gegnern brühwarm zuzutragen. Mögen sie sich den Schlund daran verbrannt haben!“

„Von wem sprechen Ew. Ehrwürden?“ fragte der Rathsherr schon etwas zaghaft, da er zu merken anfang, daß das Gewitter über seinem Hause stand. „Ich will nicht fürchten —“

„Von keinem Anderen spreche ich,“ fiel Mörlin ein, „als von dem fürstlichen Secretarius Christoph Emsdaler, der sich in Kurzem Euren Schwiegerjohn meint nennen zu dürfen. Es thut mir Euretwegen leid, daß ich ihn solcher Feindseligkeit gegen mich beschuldigen muß; ich beschuldige ihn aber nicht ohne sicheren Anhalt, wofern Ihr mir zugebt, daß man in der Oberrathsstube über diese Vorfälle gut Bescheid weiß. Was ich Euch mittheile, weiß ich aus des Herrn Oberburggrafen, meines hohen Gönners und lieben Freundes, eigenem Munde.“

Lüttken, der ganz bleich und wieder zornroth geworden war, stammelte eine Entschuldigung des vielleicht nur allzu amtseifrigen Secretarius. Der geistliche Herr wollte sie jedoch keineswegs gelten lassen, warf die Arme herum und sagte giftig: „Wir wissen, wie es im Schlosse steht, wir wissen es nur zu gut. Wie der Herr, so der Knecht. Osiander hat mit seiner verdammten Irreligie den Herzog angesteckt, und die fürstlichen Diener meinen sich nun bei ihm gut zu insinuiren, wenn sie ihm zum Munde reden und das Feuer gegen mich anblasen. Ich weiß, daß Emsdaler ein eifriger Anhänger des schwarzen Teufels und mit Osiander's Schwiegerjohnen Aukisaber ein Herz und eine Seele ist, was ihm denn in Kurzem zu der Bestallung als fürstlicher Rath verhelfen mag. Sehet aber zu, lieber Rathsherr, daß Ihr nicht Eurer Tochter Seelenheil gefährdet, wenn Ihr sie in solche Verbindung und Gesellschaft bringt. Noch ist es Zeit, Gott die Ehre zu geben.“

„Aber was soll ich thun?“ rief Lüttken sehr erschreckt. „Die Hochzeit ist binnen acht Tagen ange-

sagt und die Einladung dazu an alle Gevattern er-
gangen.“

„So erwartet jedenfalls nicht, daß ich das junge Paar kirchlich zusammen gebe und einseigne,“ erklärte Mörlin, die Hände zur Abwehr erhebend. „Kein größeres Leid könnt' ich Euch nach meinem Sinne selbst zufügen. Bedenket Eure Schuldigkeit als Vater und Christ! Luther müßte sich im Grabe umwenden, wenn wir, die wir sein Wort zu ehren vorgeben, so achtlos unsere Pflicht hintansetzten. Wie wäre da auf eine christliche Ehe zu hoffen? Wollt Ihr es aber darauf ankommen lassen, so gehet zu Osiander, bei ihm die Trauung zu bestellen; er wird Euch gern bedienen.“

„Nimmer geschieht das,“ versicherte der Rathsherr.

„Lieber mag die Hochzeit abbestellt werden, so sehr auch mein Ansehen darunter leidet, und das Kathrinchen bekümmert werden muß. Aber giebt es denn kein Mittel, solches Ansehen von meinem Hause abzuwenden? Ich bitt' Euch inständig, hochwürdiger Herr Doctor, überleget wohl, was Ihr mir anthut und dieser Schritt im Gefolge hat.“

„Von mir erwartet keine andere Antwort,“ eiferte Mörlin. „Es sei denn, daß der Secretarius Christoph Emsdaler nicht nur mir Abbitte leistet, sondern sich auch bereit zeige, öffentlich zu documentiren, daß er dem schwarzen Teufel abjagt und sich zu der reinen Lehre nach Luthers Katechismus bekenne. Ich will dann hoffen, daß er zu besserer Einsicht gelangt sei und unter seines festgläubigen Weibes Obhut vor einem Rückfalle in die Ketzerei bewahrt bleibe.“

„Ja, er muß abbitten und widerrufen!“ versicherte der geängstigte Rathsherr, der nun doch wieder einen Lichtschimmer bemerkte. „Diese Genugthuung ist er Euch und seinem Gewissen schuldig. Ich danke Ew. Ehrwürden für diese Weisung, die uns wohl aus allem Irthum hinausführen soll. Verlaßt Euch auf mich und meiner Tochter Standhaftigkeit. Es soll Alles noch gut werden.“

Dabei beruhigte sich Dr. Mörlin, belobte Lüttken sehr wegen seiner Glaubensstrenge und trat mit dem stolzen Bewußtsein den Rückweg an, seines Amtes treu gewaltet zu haben. Herr Ambrosius aber eilte in das Hinterstübchen zu Katharina und berichtete, was er erfahren. Alle Aengstlichkeit war jetzt von ihm gewichen, sodas er das Haupt wieder hoch hob und in festem Tone sprach, als sei er ganz des verehrten Seelsorgers Meinung. Katharina hatte alle Farbe verloren; sie hörte ihn an, ohne ein Wort zu entgegnen, aber die Thränen rollten ihr über die Wangen. Was der Vater von ihrem Christoph verlangte, schien ihr nicht unverständlich, aber eine innere Stimme rief ihr zu: all' dein Glück ist hin.

Der Rathsherr schickte sofort auf's Schloß nach Emsdaler. Der Secretarius war nicht wenig verwundert durch diese ungewöhnliche Einladung, machte sich von seinen Geschäften in der Amtsstube frei und eilte nach der Stadt Kneiphof. Wie staunte er aber erst, als Lüttken ihm mit strengem Gesicht entgegentrat und sein unverantwortliches Verhalten vorwarf. „Wie mögt Ihr mich schelten,“ sagte er ganz verwirrt, „da ich doch nur meine Schuldigkeit gethan und niedergeschrieben habe, was der Herr Herzog befohl, dessen Brod ich esse? Fast durchweg hab' ich seine eigenen Worte gebraucht und den Stil nur ausgeglättet, wie dies für ein solches Schriftstück erforderlich ist. Mag Dr. Mörlin sich gegen den Kopf wenden, aber nicht gegen die Hand. Es sind des Herrn Herzogs Gesinnungen, die ihn verdriegen, nicht die meinigen.“

Das wollte Lüttken aber nicht gelten lassen. Er solle nur gestehen, daß er selbst an der Predigt Anstoß genommen und die Angriffe dem Gegner hinterbracht. Das sei in



Maria Stuart. Das sogenannte Blairs-Portrait.
Von Amhas Gawood nach dem Tode der Königin gemalt. — Siehe Seite 180.

zufälligem Gespräche mit dem Leibbarze geschehen, verführte Emsdaler, und nicht in der Absicht der Denunciation. „Wichtig aber ist's, daß ich an Mörlin's persönlichen Schmähungen Anstoß genommen habe, meine auch, daß solches sich auf der Kanzel schlecht schickt und nicht einmal in's Wirthshaus gehört.“

Nun sollte er befehlen, daß er sich zu Osiander's Lehre halte, und das that er denn auch mit allen Freimuth, ein wenig erhibt, wie bei seiner Jugend verzehlich. Als ihm nun aber gar das Anfechten gestellt wurde, abzubitten und zu widerrufen, fuhr er zornig auf: „Das verlangst nimmermehr von einem Manne, den Ihr achtet! Für wen hätt' ich auch abzubitten, als für den Herrn Herzog selbst, der mich also geheißt hat zu thun? Und was könnt' ich widerrufen, als die Wahrheit, die ich in Osiander's Lehre erkannt. Ist Euch und Anderen etwas Anderes die Wahrheit, so will ich jeden gern bei seinem Glauben lassen, hoffe auch in dem meinen selig werden zu dürfen. Darum heißen wir ja Protestanten, daß wir uns nicht blind unterordnen, sondern selbst die Erkenntniß aus der Schrift suchen. Irren wir, so mögen wir eines Besseren belehrt werden. Tragen wir aber in uns eine gläubige Ueberzeugung und bekennen uns aus Furcht, Zwang oder irdischer Güter wegen zu einer Lehre, die wir als falsch verachten, so sind wir der Lüge Knechte und verdienen nicht Lohn, sondern Verachtung.“

Dabei blieb er auch mit aller Festigkeit, als der Rathsherr Katharina aus dem hinteren Stübchen herbeirief und mit dem „absonderlichen Falle“ bekannt machte. „Sieh nun zu,“ sagte er, „wie Du ihn umstimmt. Er scheint auf schlimmen Abwegen. Gelingt es ihm nicht, Dr. Mörlin zu versöhnen, daß er ihn und Dich als ein christliches Paar zusammengebe, so hab' Ihr auch meinen väterlichen Segen nicht. Vielmehr ist mein ernstliches Begehren, daß Ihr dann Eure Gemeinschaft löst und von einander geht. Wäre das nicht, so bist Du mein Kind nicht mehr.“

Er ließ Beide allein. Das Käthchen war so bestürzt, daß es anfangs kein Wort vorbringen konnte, merklich zitterte und mit einem Blicke voll Angst und Schrecken zu dem geliebten Manne aufsah. Emsdaler nahm ihre Hände, zog sie an seine Brust und sagte: „Nimmer hätt' ich gefürchtet, in solche Gewissensnoth zu gerathen. Nun aber bin ich in einen Kerker eingesperrt und soll entscheiden, ob ich mich daraus durch eine Lüge errette, die mich nichtswürdig macht vor mir selbst. Ihr wißt, wie ich Euch liebe und auf der ganzen Welt nichts köstlicher erachte, als Euch zu besitzen, liebes Käthchen. Aber was könnt' ich Euch sein, wenn ich mich so entwürdigte und widerriefe meinen Glauben, durch den ich doch hoffe die ewige Seligkeit zu gewinnen. Gern wollt' ich mein Amt hingeben, forderte der Herzog, daß ich dieses Glaubensfreies wegen von Euch ließe. Aber wie ich Euch halten soll durch solchen Widerruf und Eurer Liebe und Achtung gewiß bliebe, das weiß ich nicht. Rathet mir nach Eurer eigenen Gewissen.“

Da weinte Katharina heiße Thränen an seinem Halse, küßte ihn mit so leidenschaftlicher Begierde, wie nie zuvor, und rief, von heftigem Schluchzen oft unterbrochen: „Ach, — ach! Ich sehe wohl, daß dieser Tag unser's Glückes letzter war. Wie hab' ich im Stillen davor gebangt, daß ein Streit über den Glauben Euch und den Vater entzweite. Nun ist's doch dahin gekommen, und wir werden nicht vor den Altar treten, er sei denn ausgeglichen nach Doctor Mörlin's Wunsche. Ich kann's nicht begreifen, wie da im Glauben ein solcher Unterschied sein sollte, daß er die Herzen scheiden müßte. Denn wenn wir den Herrn Christum nur recht lieben, meine ich, so muß uns alles Andere von selbst kommen, auch der Glaube an unsere Erlösung durch sein Leiden und Sterben. Aber der Streit ist nun einmal entfacht, und die hier und dort stehen, reißen die Klust tiefer und tiefer. Da kann Keiner nachgeben, er bräute sich denn um Ehr' und Ansehen bei den Freunden und um alle Achtung bei sich selbst. Das überwindet Ihr nicht meinetwegen, — und sollt es auch nicht überwinden. Denn begehrt' ich das von Euch, wie mein Vater will, so müßt' ich Euch von Stund' an verhaßt sein. Begehrt' ich's aber nicht, so muß ich mich in dem Anderen des Vaters Willen fügen, ob ich schon nicht weiß, wie ich's extrage. Doch darum kümmeret Euch nicht, sondern thut, was Euch die Pflicht gebietet. Kann ich Euch dann nur treu im Herzen bewahren bis an's Lebensende, so wird mir's ein Trost sein, daß auch Ihr meiner von Herzen gedenket. Und gar lange wird's ja nicht mit mir dauern.“

So sprachen sie noch viel, einander in der Zuversicht zu befestigen, daß sie im Innersten sich zugehören wollten, wie auch die Welt sie scheide, und wurden darüber unter Umarmungen und Küßen so froh, daß der Rathsherr, da er nach einer Weile zurückkehrte, nicht anders meinte, als daß durch des Secretarius Nachgiebigkeit die gute Ordnung wieder hergestellt sei. Bald mußte er erkennen, wie sehr er sich täuschte. Darauf

trennte er sie und sagte zu Katharina: „Du handelst thöricht, Deine Macht über ihn nicht zu brauchen, denn Du bedenkst nicht die Pflicht, für des Mannes Seelenheil zu sorgen, den Du doch zu lieben meinst. Er wird Dir's nicht danken, — hier und drüben. Aber es geschehe nach Eurer Willen.“

Er litt nicht, daß sie einander nochmals die Hand reichten, sondern ließ seinen Arm zwischen ihnen durch hinabsinken, als zerschneite er das Band. Emsdaler wollte sich so nicht beruhigen. Er überwand sich und ging in's Pfarrhaus zu Dr. Mörlin, in der Hoffnung, ihn durch offene Darlegung des Sachverhaltes umstimmen zu können. Der aber verwickelte ihn sogleich in ein Gespräch über den streitigen Glaubenssatz und trieb ihn so in die Enge, daß kein Ausweichen möglich war. „Die Abbitte könnt' ich Euch erlassen,“ sagte er, „denn die geht nur meine Person an, aber Euer Irglaube beleidigt Gott. Ich will nicht Schuld haben an der Verderbniß der Seele meines Weichkindes.“

So mußte Emsdaler dem Käthchen schreiben, sein Bemühen sei vergeblich gewesen. Er betheuerte ihr aber von Neuem seine Liebe und daß er ihr nur gezwungen das Wort zurückgebe, sich selbst aber gebunden erachte bis an den Tod. Auch sie versuchte noch, was ihre Bitte bei dem Vater vermöchte. So gültig er jedoch sonst stets gewesen war, diesmal zeigte sich sein Ohr ganz verschlossen. Er bestellte sogleich das Hochzeitsmahl im Junkerhofe ab und ließ den geladenen Gästen melden, er hätte um merklicher Ursachen Willen das Verlöbniß aufgehoben. Man erfuhr bald genug in der Stadt, was der Grund gewesen, und so groß war schon die Erbitterung gegen die Anhänger Osiander's, daß man den Rathsherrn fast allgemein belobte, ein so großherziges Beispiel des Glaubenseifers gegeben zu haben. Am nächsten Sonntage predigte Mörlin im Dom über die Worte, die der Knabe Jesus im Tempel zu seiner Mutter gesprochen: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ Jeder von den andächtigen Zuhörern wußte, wie's auf den besonderen Fall gemeint sein sollte, und der Rathsherr Ambrosius Lüttken war auch sehr erbaut davon. Das Käthchen aber hatte nicht in die Kirche gehen können; das lag zu Hause krank im Bette und wollte auch von Frau Gottliebe keinen Trost annehmen.

Herzog Albrecht erfuhr zu seinem großen Leidwesen, was für einen Tort Mörlin seinem Secretarius angethan, hob die Hände gen Himmel auf und wehklagte: „Wie weit soll's noch kommen mit dieser Verhörung der Gemüther!“ Er meinte ein Pflaster auf die Wunde legen zu müssen und ernannte Emsdaler zum fürstlichen Rath, damit man wisse, wie hoch er ihn halte. Es half doch nur wenig gegen den Herzenskummer. Sie werden meinen, bedachte er auch, daß ich für des Fürsten Gunst die Braut hingegeben habe, und ist doch gewißlich nicht wahr! Erst jetzt empfand er's mit ganzer Stärke, wie viel ihm sein Käthchen galt.

Auch Osiander glaubte der Herzog eine öffentliche Genugthuung schuldig zu sein wegen der Unbill, die er durch Mörlin erfahren. Er setzte ihn zum Präsidenten des Samländischen Bisthums ein, da der vor nicht langer Zeit verstorbene Bischof, Herr Georg von Polenz, einen Nachfolger in seiner kirchlichen Würde nicht haben konnte. Darüber schlug nun aber der Zorn der Gegner zu hellen Flammen auf. Mörlin und einige andere Theologen erklärten dem Herzog schriftlich, daß sie Osiander, den Irlehrer, als Präsidenten nicht anerkennen könnten. Nun wurde der Lärm erst recht groß. Hie Osiander, hie Mörlin! Der Herzog schrieb in seiner Bedrängniß an die Universitäten im Reiche und erbat sich Gutachten der Fakultäten über den streitigen Satz, kaum noch hoffend, daß sich der eine und andere Theil unterwerfen werde, wenn er Unrecht erhielt.

Aber nicht einmal ein Waffenstillstand bis zur Entscheidung von auswärt's konnte geschlossen werden. Die Streitenden und ihre Anhänger verlästerten einander auf Wegen und Stegen. Es lief heimlich eine Druckschrift gegen Osiander um: „Ein erschrecklich, mörderisch Benedicte, Vater Unser und Glaube“, das begann: „Aller Raben Augen warten auf Dich, schwarzer Ketz, und Du wirst ihnen geben Deinen Leib zur Speise zu seiner Zeit. Du thust Deine milde Hand auf und giebst Geschenke und fättigst Alle, die Deiner teuflischen Lehre anhangen. Darum ist der Galgen Deine Gerechtigkeit, das Rad Deine Erlösung und das ewige höllische Feuer (wo Du nicht Buße thust) Deine Seligkeit. Amen.“ Man hielt Mörlin selbst für den Verfasser, und toll genug trieb er's auch auf der Kanzel, indem er die Worte Christi: „wir haben euch gesiedelt, und ihr habt nicht getanz't,“ auf Osiander deutete und dabei mit der rechten Hand auf dem linken Arme siedelte und dazu sang: „Magister Jund rächte sich dafür durch ein „Liedchen für Herrn Doctor Morichen auf der Siedeln zu spielen,“ das also anhub:

„O Du armes Morlein, was hast Du gethan,
Daß Du so groß Aergerniß hast gerichtet an?“

und gegen Ende lautete:

„Mehr will ich jetzt nicht singen, sondern es bleiben lahn,
Wo er sich wollt' belehren, Zeit war es jetzt zu thun.
Unterdeß mag er siedeln, die's arme Judasklieb,
Bis er mit Juda henket, sonst kriegen wir mit Fried.“
Kyrie eleison.

In diesen Blasphemien und Lästergedichten fand freilich der Rathsherr Lüttken kein sonderliches Gefallen, wennschon er sonst vor einer derben Sprache, wie er sie aus Luther's Streitschriften gewohnt war, nicht zu erschrecken pflegte. Es verdroß ihn, daß Osiander sich vornehmer zurückhielt, als Mörlin, der sich allzu absichtlich des großen Hausens schien bemächtigen zu wollen. Er kam oft recht verstimmt aus seiner Predigt nach Hause. Da konnte ihm nun auch nicht wohl werden. Das Kathrinchen sprang ihm nicht mehr mit fröhlichem Gesichte entgegen, ihm Hut und Rock abzunehmen und die Stiefel von den Beinen zu helfen; es schleppte sich selbst nur mühsam über die Diele. Er hörte kein Lachen und Singen mehr. Die Freundinnen kamen wohl, sich nach der Kranken zu erkundigen, mußten aber von Frau Gottliebe meist draußen abgefertigt werden, da Katharina Niemand sehen und sprechen mochte. Sie verfiel sichtlich, Nase und Kinn wurden spitz, die Haut schloß und farblos, die Augen sanken ein, an den Fingern zeichnete sich jedes Knöchelchen ab. Es war wie ein Rosenzweig, der eben noch frisch geblüht und Knospen in Fülle angelegt, plötzlich von Mehlthau befallen war und unaufhaltbar welkte; alle Pflege blieb vergeblich.

Lüttken zog den Stadt-Medicus zu, der in großem Ansehen wegen seiner Gelehrsamkeit stand, die er sich von Paris geholt hatte. Er sprach täglich im Hause an und schrieb lange Recepte, die in der Rathsapothek mit aller Sorgflichkeit ausgeführt wurden. Aber das Leiden wollte sich nicht heben lassen. Nach einigen Monaten mußte er gestehen, daß er mit seiner Kunst am Ende sei. Das habe seinen Grund darin, versicherte er, weil die Krankheit vom Gemüth komme und dort gegen alle Heilmittel einen unbefieglichen Widerstand finde, wie man erfolglos eine Festung belagere, die von der anderen Seite ununterbrochen neuen Zuzug habe. Das wollte der Rathsherr nicht gelten lassen. Seine Rärthe sei immer ein verständiges Mädchen gewesen und setze sich so leicht keine Rauven in den Kopf; hätte sie aber auch Kummer gehabt, so müßte der doch längst überwunden sein. Er behauptete das doch nicht sehr zudringlich. Der Arzt suchte die Achseln und erbot sich, einen Collegen zuzuziehen, wenn er selbst nicht volles Vertrauen genösse. Er schlug Herrn Andreas Aurifaber, des Herzogs berühmten Leibarzt, vor. Davon wollte aber Lüttken nichts wissen. Osiander's Schwiegersohn solle nicht in sein Haus kommen.

Als der Juli warme Tage und beständige Witterung brachte, schickte der Stadt-Medicus Käthchen mit Frau Gottliebe nach dem nahe gelegenen Dorfe Haberberg hinaus. Sie habe da auf der Anhöhe die frischeste Luft und von den Lühen des Bauern die nahrhafteste Milch. Als aber vier Wochen vergangen waren, kehrte sie ungebeßert zurück. „Wie kann's auch anders sein,“ sagte Frau Zimmermann bekümmert. „Sie läßt die schöne Milch ungetrunken, weil sie ihr widerstehe, und die wenigen Bissen Speise, die sie tagsüber zu sich nimmt, kann man zählen. Es ist besser, sie hat hier in der Stadt wenigstens ihre Bequemlichkeit.“

Zu Dr. Mörlin in die Predigt zu gehen, war sie nicht zu vermögen. Der Vater erzürnte sich darüber ernstlich und warf ihr ein heidnisches Leben vor. Davon stamme es auch, daß Gott ihr nicht helfen wolle. Endlich kam er gar dahinter, daß Katharina sich die Schriften Osiander's zu verschaffen wußte und eifrig darin las. Er nahm sie ihr fort und schalt sie aus, aber sie antwortete: „Es liegt mir nahe, daß ich mein Gewissen befrage, ob es beruhigt sein kann, wenn Gott mich bald von dieser Welt nehmen wollte. Da finde ich nun meinen Glauben schwach und möchte ihn stärken durch Erkenntniß der Wahrheit. Die hab' ich nun in diesen Schriften gefunden. Denn es ist gewißlich wahr, daß Niemand in einem Hause wohnen kann, es wäre denn vorher gebaut, und daß der Herr Christus bei uns nicht einzieht, wir hätten ihm denn die Stätte bereitet. Das ist nun mein Bemühen allezeit. Aber ich sehe wohl, wie schwer es ist, solche Gerechtigkeit zu erlangen, da das Herz sich so schwach zeigt in all' seinem selbstkräftigen Begehren. Rag Gott mir helfen!“

Lüttken war ergrimmt gegen den „schwarzen Ketz“, der jetzt auch sein Kind verführte, und meinte nicht anders, als daß er die Schriften gleich verbrennen müßte, damit sie nicht noch weiteres Unheil schafften. Da er aber nun darin blätterte, fand er doch manche Stelle, die einen wichtigen Satz zu enthalten schien. Er las dann wohl die ganze Seite herunter. Und zuletzt schämte er sich, daß er so feige sein wollte, nicht einmal des Gegners Meinung an sich kommen zu lassen, riegelte deshalb die Thür ab, damit er ungestört sei und nicht überrascht werde, und versenkte sich in die teuflische Lehre, doch in Hoffnung, daß er hinterher um so siegesgewisser zu Mörlin stehen werde. Er wollte sich's auch nicht Recht geben, daß er wankend geworden

sei, aber seine Feindseligkeit war doch sehr gemildert, und es dämmerte ihm die Vorstellung auf, daß Luther wohl auch so verstanden werden könne und der Unterschied der Meinungen am Ende gar nicht so groß sei, als das Geschrei darüber. Das behielt er freilich für sich.

Dann kam der Spätherbst mit seinen Regengüssen und Stürmen und nebelgrauen Tagen, und dann wieder der Winter mit Frost, Schnee und Eis. Es war ein trauriges Weihnachten. Rathsens Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr. Kaum auf ein Stündchen um die Mittagszeit verließ sie noch das Lager. Eines Tages klopfte Frau Gottliebe bei Lütken an und sagte schüchtern: „Ich muß mir wohl endlich ein Herz fassen und Euch nach der Wahrheit melden, wie's steht, damit der Schlag Euch nicht unvorbereitet treffe. Euer Katharinen wird's nicht lange mehr machen, denn das liebe Kind verzehrt sich in Gram und will nicht genesen. Die nächsten Ostern wird's nicht überleben.“

Darüber erschrak der Rathsherr sehr, sagte ihre kalte Hand und stotterte: „So meint Ihr wirklich? Und dem Gram gebt Ihr Schuld, weil der Christoph Emsdaler . . . das mag ich nicht glauben.“

„Es ist doch so,“ antwortete die alte Frau, sich mit dem Zipfel der Schürze die Thränen von den hohlen Wangen wischend. „Ich hatt's selbst nimmer gedacht, daß ihr der Verlust so tief gehen könnte. Aber sie ist nun einmal nicht wie andere junge Mädchen, die leichtsinnig über so Etwas hinwegkommen und sich trösten, es seien noch mehr Männer auf der Welt. Bedenkt, daß sie diesen selbst gewählt hatte, und so hält sie nun auch an ihm fest, als sei er der Einzige, ihr Herz zu befriedigen. Das redet man ihr nicht aus.“

„Und Ihr hättet Hoffnung, sie könnte wieder genesen, wenn der Secretarius . . .“ Er wagte nicht auszusprechen, lehnte sich ab und hustete in die Hand, als ob er sich verschluckt hätte.

Frau Gottliebe aber hatte ihn schon verstanden. „Wer weiß, ob es nicht schon zu spät wäre,“ sagte sie leise. „Wenn jedoch noch irgend ein Mittel helfen kann, so wäre es nur dieses, daß Ihr sie mit froher Aussicht stärkt, es könnte da noch Alles gut werden. Wie der Kummer sie niedergeworfen hat, so kann die Freude sie aufrichten. Und sollt's auch nur ihr Sterben erleichtern.“

Der Rathsherr preßte die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Es kämpfte in ihm, ob er nachgeben sollte, und der schmerzliche Gedanke, sein Katharinen verlieren zu müssen, zuckte durch jeden Nerv, aber noch stand er fest. „Nein, nein!“ rief er. „Wenn ich auch wollte . . . wie könnte das geschehen? Soll ich den Mann zurückrufen, dem ich die Thür gewiesen habe? Und wenn ich . . . würd' er jetzt ein Anderer wiederkommen, als er ging? Es ist kein Streit zwischen uns gewesen wegen weltlicher Dinge, und ich sehe wohl ein, er kann ebenso wenig, wie ich . . . Herr, mein Gott! wer hätte das vor einem Jahre gedacht?“

Frau Gottliebe sprach noch eine Weile in ihn hinein, aber nur mit dem Erfolge, daß er nicht heftig aufsprang, sondern still zuhörte und nur immer den grauen Kopf schüttelte. Als er dann allein war, wirkten ihre Worte doch mächtiger nach, wie sie selbst vermuthen konnte. Er hatte bei seinen Geschäftsbüchern keine Ruhe, ging hinauf in's Krankenstübchen und trat an's Bett, beugte sich über die Kranke und sah sie lange unverwandt an, als wollte er sich überzeugen, daß die treue Pflegerin die Wahrheit gesprochen. Er streichelte die knochige Hand, küßte die feuchte Stirn und sagte: „Mein liebes, liebes Kind, wie gern wollt' ich Alles zurücknehmen, damit Du glücklich würdest . . . Aber Gott weiß es, es liegt nicht nur an mir. All' mein Bitten wäre vergeblich.“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Sinnsprüche.

Sorgen.

Von Hermann Lingg.

Für uns're Kinder sind wir Alten
Weit mehr zu sorgen aufgestellt,
Als um des eignen Glücks zu walten,
—
Denn uns'res seh'n wir längst zerstückelt
Und morsch am Ufer liegen,
Das uns'rer Kinder in die Welt
Mit vollen Segeln fliegen.

Einigen Philosophen.

Von Albert Roderich.

Ihr Herren, die ihr gerne Worte klaubt,
Um uns zu bringen eine volle Klarheit,
—
Wenn ihr verlangt, daß man an gar nichts glaubt,
Warum denn just an eure Wahrheit?

Jasima.

Ein Märchen von Max von Hochberg.

Mit Zeichnungen von A. von Wühl.

(Schluß.)



Nach einer Weile, in der es so still zugegangen war, daß man hätte glauben können, es befänden sich drei Tode in der Halle, begann Jasima zu reden. Ein Frösteln überlief dabei die Prinzessin, trotz der Sommerzeit: Jasima's Worte wehten sie wie eisiger, schneidender Nordwind an. „Bon Stunde ab bin ich König im Lande,“ sagte er, „und ein König muß eine Frau haben, denn der Thron ist zweifelhig.“ Die Prinzessin nickte ernst. „Ein König muß eine Frau haben,“ wiederholte sie tonlos, „denn der Thron ist zweifelhig. — Wir sind einander versprochen worden,“ fuhr sie dann fort, „als wir noch in den Wiegen lagen, darum will ich Deine Frau werden und den Thron mit Dir theilen!“

Nun hatte das Reich wieder einen König und eine Königin. Allein die Königin war weder froh, noch glücklich: sie hatte es sich einst ganz anders und viel hübscher gedacht, Königin zu werden, und der König war kalt und hart. Sprach er ein Urtheil, dann war es zwar gerecht und klug, doch ließ er nie Gnade für Recht ergehen und blieb mittheilslos und laub für alle Bitten. Den Leuten im Volke konnte es deshalb nicht lange verborgen bleiben, wie es um ihren Herrscher stand, und sie raunten sich zu: „König Jasima hat ein halb erfrorenes Herz, sonst wäre er nicht so kalt, und ein halb verbranntes, sonst wäre er nicht so hart und bitter!“

Natürlich litt Niemand mehr darunter, als die Königin. Tag und Nacht sann sie, ob ihm dies und jenes Mittel nicht helfen könnte. Endlich ließ sie heimlich einen berühmten Arzt von weither rufen. Der war furchtbar klug und konnte so starke Arzeneien verschreiben, daß man sie nur anzusehen brauchte, um gesund zu werden. Dem offenbarte sie ihr Leid, wie der König ein halb verbranntes und halb erfrorenes Herz besäße, und versprach ihm goldene Bezüge, so er ihn gesund mache. Der Arzt zuckte die Achseln. „Das ist ein höchst bedenklicher Fall,“ meinte er, „und mir noch nicht vorgekommen. Zu gleicher Zeit verbrannt und erfroren, das ist zuviel auf ein Mal; denn was für das Eine gut ist, ist für das Andere schädlich. Hier kann nur die Zeit helfen. Die Zeit heilt nämlich nachgerade Alles, auch verbrannte und erfrorene Herzen; aber manchmal braucht es ein ganzes Menschenleben dazu, bis so ein durch Hitze und Frost verwettertes Ding auskurirt ist!“

Die Königin that einen tiefen Seufzer; nachdem sie das gehört hatte, gab sie alle Hoffnung auf, ihrem Gemahle geholfen zu sehen.

Geduldig ertrug sie die Härte und Bitterkeit seines verbrannten und die Eiskälte seines erfrorenen Herzens; nur schien es ihr oft, als ginge ihr eigenes Herz dabei in Stücke und müsse mit der Zeit gänzlich aufgerieben werden, so wehe that es ihr. Sie wurde immer stiller und trauriger, und weil sie keinen Menschen hatte, dem sie ihr Leid klagen konnte, ging sie nach dem Kirchhofe, setzte sich bei König Amru's Grabhügel hin und weinte sich satt. Das erleichterte ihr den Schmerz. Eines Abends konnte sie sich erst zu später Stunde aus dem Schlosse hinwegstehlen, und die Nacht brach herein, während sie draußen war. „Ein ganzes Menschenleben ist eine lange Zeit,“ klagte sie, „und wenn ich so lange warten soll, ehe Jasima's Herz gesundet, so möchte ich lieber, ich schlief auch unter der Erde! Dann läge ich weich gebettet und hätte nicht Gram noch Noth. Ach, mein guter Oheim, warum hast Du mich nicht mitgenommen in das unbekannte Land, von dem Keiner zurückkehrt?“

Eben ging der volle Mond hinter der Kirchhofsmauer auf, und es schlug Zwölft vom Thurme. Die Geisterstunde war da, aber die junge Königin fürchtete sich nicht, denn sie hatte ein reines Gewissen und noch keinem Menschen etwas Böses gethan. Als der letzte Schlag ausgeklungen war, dampfte es weiß über dem Grabhügel, und aus dem wallenden Nebel, der aufstieg, trat König Amru. Er trug den Purpurmantel, mit dem er im Tode zugebedt gewesen, den goldenen Königsreifen um die Stirn, und in der Hand hielt er die Rosen, die damals die Prinzessin über den todtten Oheim gestreut als letzte Liebesgabe.

Wohl war die Königin ein wenig erschrocken, doch die Freude, die geliebten Züge ihres Oheims noch einmal zu sehen, überwog den Schreck.

„Mein theures Kind,“ sprach König Amru, „Dein Schmerz ist so groß und tief, daß er meinen Schatten aus seiner stillen Gruft heraufbeschwor, um Dich zu trösten. Wisse: der Edel-

stein erhält nur durch zerriebenen Edelstein Schluß, und ein krankes Herz kann nur durch ein gesundes geheilt werden, aber es muß ein großes, gutes Herz sein, das sich dazu bergiebt und opfert.“

„Ach, hätte ich nur ein großes, gutes Herz,“ unterbrach ihn die Königin seufzend.

„Deines ist wohl dazu geeignet,“ fuhr der König fort, „und Jasima's Herz ist schon in der Heilung begriffen, wenn Du es gleich mit Deinen Augen nicht wahrnehmen kannst und er selber nichts davon bemerkt.“

„Ich weiß, ich weiß,“ sprach die Königin leise, wie im Traume und schloß die Augen, „darum that mir auch oft das Herz so weh, als würde es Stückweise zerbrochen und müßte mit der Zeit gänzlich aufgerieben werden.“

„Das soll es nicht!“ sagte der König. „Komme allnächtlich und lege Dich bei meinem Grabhügel nieder. Dann will ich im wallenden Nebel zu Dir treten und meine Hand leise auf Dein Herz legen, wie jetzt, damit es nicht ganz in Stücke bricht, und was ihm bei Tage verloren gegangen, wieder nachwächst. Die Hand der Todten reicht über das Grab hinaus und hat Wunderkraft!“

Die Königin hörte die letzten Worte schon nicht mehr, sie schlief und lächelte glücklich im Traume. — Von da ab ging sie allnächtlich zu König Amru's Grabe. Ihre bleichen Wangen rötheten sich wieder, und Hoffnung strahlte aus ihren Augen, obwohl Jasima kälter und härter schien, denn je. Horn und Mißtrauen erfüllten seine Seele. Was trieb seine Frau nächtlicher Weile aus dem Schlosse, fragte er sich. Weshalb suchte sie die Todten auf und weilte zur Geisterstunde auf dem Kirchhofe, wenn alle Menschen ihn meiden und scheu einen Umweg nehmen, um nicht vorbei zu müssen. Verschiedene Male folgte er ihr verstoßen, stand von ferne und glaubte dann eine dunkle Gestalt ihr zur Seite zu erblicken. Sobald er sich näherte, verschoben die wogenden Dämpfe das Bild, die Gestalt schien in weißen Nebel zu zerfließen, und friedlich wie ein Kind schlummerte die Königin bei dem Hügel, wenn er herantrat. Das vermehrte seine Unruhe, der Schlaf floh ihn, er wurde blaß und sich, und schrieb es der Königin zu, die ihn durch Rauberkünste elend machen und verderben wolle, und deshalb mit bösen Geistern im Bunde stehe. — Heimlich entbot er den greisen Kirchenfürsten, der nicht an die Schuld der Königin glauben wollte, selbst zu schauen, den Schatten, mit dem sie Umgang pflegte, zu beschwören und zu bannen. Seine Edlen und alle seine Leute hieß er zur bestimmten Stunde mit Fackeln erscheinen, um von allen Seiten den Hügel König Amru's zu umzingeln. Dadurch mußte die Königin entlarvt und der Zauber, mit dem sie ihn umspinnen, gebrochen werden. — Die Geisterstunde schlug vom Thurme. Ueber den Gräbern wogten und wallten die Dämpfe, wie mildes Mondlicht glänzte das milchweiße Gewand der Königin, und neben ihr erschien durch den stuhenden Nebel eine schattenhafte Gestalt. Als der greise Kirchenfürst das sah, sprengte er geweihtes Wasser in den Nebel, und Jasima rief laut nach seinen Leuten und eilte zu dem Hügel, die schwankende, unbestimmte Gestalt zu ergreifen und festzubalten.

Hunderte von Fackeln lohten auf, doch ihr Licht wurde verdunkelt durch ein Leuchten, das über den Himmel ging. Taghell ward es wie mit einem Schlage. Jasima's Hand streifte grünes Gezweig, — ein Rosenstrauch stand auf dem König'sgrabe, den kein Mensch dort gepflanzt und den kein Mensch je dort gesehen, ein blühender Rosenstrauch, an dem keine Dornen waren und der zugleich rothe und weiße Rosen trug, solche, wie die Prinzessin über den todtten Oheim gestreut; aber einige von ihnen waren verdorrt, wie unter glühender Mittagssonne, und einige well, wie vom Froste getroffen. Bei diesem Zeichen vom Himmel legte der greise Kirchenfürst segnend seine Hände auf das Haupt der Königin, und Jasima stand wie versteinert: er erkannte die weißen Rosen wieder, es waren dieselben, die einst von seiner Berührung erfroren waren.

Die Königin wollte sprechen und sich vor ihrem Gemahle und dem versammelten Volke verteidigen, doch sie konnte keinen Laut über die Lippen bringen; sie faltete nur die Hände und hob sie zu ihrem Gemahle auf. — Im Rosenstrauche aber schlug plötzlich eine Nachtigall. Sie schlug süß und jauchzend, und Jasima erkannte auch die Nachtigall: sie hatte ihm vor langen Jahren schon einmal gesungen. Das Herz krampfte sich ihm zusammen bei ihren Tönen; er wußte nicht, war es vor Weh oder vor Glüd, und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, das war das Verbrannte und Verfestigte seines Herzens, was sich losgelöst hatte und von ihm abfiel, und nun konnte er mit einem Male sehen, wie engelsgut die Königin war. Und Wasser schoß ihm jäh in's Auge, das waren aber keine Thränen, das kam von seinem erfrorenen Herzen her, das jetzt mit Macht aufthaut.

Da verstummte die Nachtigall. Der König blickte seine Frau an, seine Augen leuchteten in ihrem einstrigen Glanze und der weiße Hauch, der wie Reis an den Spitzen seiner braunen Haare gehangen hatte, war verschwunden. Und Jasima sprach: „Ich klagte Dich vor allem Volke um bösen Zauber an, allein der Zauber, den Du ausübst, stammt vom Himmel, dessen Leuchten für Dich spricht und Du sollst darum gepriesen sein immerdar! Du hast mich von meinem verbrannten und erfrorenen Herzen erlöst, das muß ich Dir ewig Dank wissen. Meines Vaters Segen ist mit Dir, das sagen mir die Rosen, und das sang mir die Nachtigall. Die böse, schlimme Zeit Deines Lebens liegt hinter Dir. Alle Dornen will ich hinfür aus Deinem Wege räumen und Rosen auf Deinen Pfad streuen, so langel ich athme!“

Bei diesen Worten des Königs jubelte alles Volk, das unter Gottes freiem Himmel ob des Wunders herzugeströmt war, und Alle freuten sich, daß die Unschuld ihrer guten Königin erwiesen und daß ihr Fürst wieder ein warmes, fühlendes Herz bekommen.

Die Königin aber hielt beide Hände auf ihr Herz gepreßt, ihren Gemahl unter Thränen anlächelnd, flüsterte sie: „Brich nicht vor Glüd! Fröhlich nicht, mein Herz!“

Die Königin aber hielt beide Hände auf ihr Herz gepreßt, ihren Gemahl unter Thränen anlächelnd, flüsterte sie: „Brich nicht vor Glüd! Fröhlich nicht, mein Herz!“



Die Königin am Grabe des alten Königs. Zeichnung von A. von Wahl zu „Jasina“. — Siehe Seite 179.

Radrennen verboten.

Aus Maria Stuart's Tagen.

Von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem.

Motto: „Ein von kalten Bösewichtern in Scene
geleitetes Trauerspiel.“
Dr. Cardanus in seinen deutschen Unter-
suchungen über Maria Stuart.

Am Ausgang des vorigen Jahres trat ich mit einem Buche*) vor die Öffentlichkeit, welches in dem Gedanken an die Rechtfertigung der Königin Maria Stuart entstand und nach eingehendem Studium, nach jahrelanger Arbeit Das erreichte, was es gewollt, — in überzeugenden und überzeugten Worten an der Hand der zuverlässigsten Quellen warm einzutreten für dieses Opfer einer gewissenlosen Politik. Denn die Zeiten, wo Maria Stuart nur die schöne Sünderin der Schiller'schen Tragödie war, welche durch ihren Tod eine Serie unglücklicher Missethater zu sühnen hatte, sie sind Dank der liebevollen Forschung großer und berühmter Gelehrter, welche vor Allem die Brille trüben, religiösen Vorurtheiles dazu fallen ließen, vorüber, und aus dem Nebel einer beeinflussten und gefälschten Geschichte, aus den blutigen Schleiern des Gattenmordes und der Verschwörung, und aus dem hochpoetischen und dramatischen, aber ach! so falschen Rahmen der Schiller'schen Dichtung tritt jetzt das Bild einer holden Frau, das Opfer einer politischen Intrigue, die hingemordete Königin, welche Schwächen wohl gehabt hat, wie wir, deren stolze Seele ein Verbrechen aber nie besetzte, und welche dafür, daß sie die Erbin einer Krone war, nach der gierigen Hände sich lustern ausstreckten, so schwer, so furchtbar büßen mußte.

Ich kann hier nicht nochmals das volle Lebensbild der schönen, geistig so hochbegabten, von Herzen so fröhlichen und im Leid und Trübsal so großen Fürstin entrollen, — es ist fasssam bekannt, und mir würde es an Platz dazu gebrechen; nur ein paar Streiflichter auf den lebenswürdigen Charakter der Königin will ich werfen, und muß im Uebrigen zur Ein-

sichtnahme der Quellen, Documente u. ganz auf mein Buch verweisen.

Der Hauptpunkt aller Anklagen gegen die von Laien meist nur nach einer Darstellung verurtheilte Fürstin bildet ja wohl immer noch die berühmte oder vielmehr berühmte sogenannte dritte Ehe der Königin mit dem „schönen und kühnen Bothwell“, und ihre Leidenschaft für den Grafen, welche sie, nach Einigen zur Anreizung, nach Anderen zur Mitschuldigen am Morde ihres zweiten Gatten, Lord Darnley's, geführt habe. Nun aber ist vor dem Lichte der neueren und neuesten Untersuchungen auch dieser romantische Nimbus fast ganz entschwinden, und was davon für Zweifler noch übrig geblieben, wird auch schon von diesen nicht mehr mit Schärfe vertheidigt. Wir wissen jetzt, daß Maria Stuart den Grafen von Bothwell für einen treuen Freund des Thrones und ihrer Person hielt, daß sie aber eine persönliche Abneigung gegen den einflussreichen lieutenant of the Borders nie hat verwinden können, — wir wissen jetzt, wie dieser Mann das in ihn gesetzte Vertrauen täuschte, wie er sich der Person der Königin bemächtigte und sie durch unerhörte Mittel zwang, ihn zum Gemahl zu nehmen, — ein Schritt, dessen „nackte Nothwendigkeit“ Sir James Melville, der ein Zeuge des erzwungenen Aufenthaltes der Königin zu Dunbar-Castle während der dreizehn Tage nach ihrer Entführung war, feierlich bestätigt.

Vor dem Lichte der neuesten Untersuchungen verbleicht auch jetzt das höllische Trugfeuer der berühmten Cassetten-Briefe, jene furchtbaren Zeugen gegen Maria Stuart's Unschuld, den Zeugen ihres strafbaren Verhältnisses mit Bothwell zur Zeit, da Lord Darnley noch lebte. Von diesen acht Briefen sind Nummer 1, 2, 3, 5, 6 und 7 zweifellos gefälscht und wahrscheinlich sammt den Gedichten von Buchanan verfälscht, um die Königin zu verderben, während Nummer 4 und 8 vielleicht von ihr, aber an ihren zweiten Gemahl gerichtet sind, mit welchem sie aus politischen Gründen eine Zeitlang heimlich vermählt war. Die Fälschung dieser höllischen Zeugen, welche übrigens weder der Königin wie ihren Richtern im Original, sondern natürlich, um die Fälschung nicht zu verrathen, in der Copie vorgelegt wurden, ist heute, selbst für die Gegner der unglücklichen Fürstin, eine fast zweifellose Thatsache. Sagte doch, bezüglich dieser Cassetten-Briefe, Englands und Schottlands großer und bedeutender Historiograph, Dr. Henry, über Maria Stuart: „Ich bin seit langer Zeit schon überzeugt, daß die unglückliche Königin Maria auf das Gemeinste betrogen und grausam während ihrer Lebenszeit unterdrückt und nach ihrem Ende verleumdete worden ist.“

Freilich traten auch Männer von der hohen Ehrenhaftigkeit, von der Tadellosigkeit des Charakters, wie z. B. der Bischof von Nois, für Maria Stuart in die Schranken, aber ihre Schriften wurden verboten und confiscirt, ihre furchtlose Stimme in Kerkermauern erstickt. Und vielleicht wäre dieses „von kalten Bösewichtern in Scene gesetzte Trauerspiel“ gar nicht ausführbar gewesen, wenn Maria Stuart etwas von dem falschen, hinterlistigen Charakter ihrer königlichen Feindin Elisabeth besessen hätte, nicht so großmüthigen Herzens, so vertrauensvoll in die Medlichkeit und Treue ihrer Umgebung gewesen wäre. Es darf auch, namentlich an dieser Stelle, nicht vergessen werden, zu Gunsten Maria Stuart's zu erwähnen, daß sie nur vier weibliche Feinde besaß. Ich habe ein besonderes Studium daraus gemacht, nach Frauen-Namen zu forschen, welche der Königin feindlich gegenüber standen, denn wir müssen wohl bekennen, daß, wo es etwas zu bemängeln giebt an einer Frau, die lieben Mitschwester zuerst ihre Stimmen erheben und mit scharfen Nägeln den Faden ihrer Ehre zer schneiden, auch, wenn sie „aus Christenpflicht“ das Beste von ihr denken, was ja bekanntlich nicht daran hindert, das Schlechteste über Jemand zu sprechen. Aber trotz eifrigsten Suchens fand ich neben der langen Liste der hochherzigen Frauen, welche frohen Muthes und freiwillig die Gefangenschaft mit ihrer geliebten und angebeteten Herrin theilten, oder fern von ihr, treu zu ihr hielten, nur vier Namen, deren Trägerinnen ihr Feind waren. Es waren dies Katharina von Medicis, welche neben dem Umstande, daß sie keines Menschen Freund war, Motive der Habgucht und des Reibes trieben; zweitens Lady Douglas von Lochleven, der Mutter Lord Moray's, des illegitimen Halbbruders der Königin, welche es dieser nie vergab, daß sie statt ihres Sprossen den Thron bestiegen und ihres Vaters rechtmäßige Tochter und Erbin war, — drittens Lady Shrewsbury, jene berühmte Kantippe, die auf ihre alten Tage als Großmutter eiferfüchtig auf Maria Stuart ward und trotz aller erwiesenen Grundlosigkeit derselben die niederträchtigen Beschuldigungen auf die der Obhut ihres vierten Gatten anvertraute gefangene Königin warf, und, — last not least, — die Königin Elisabeth selbst, welche ihrer sogenannten „Größe“ durch ihr Vorgehen gegen die verhaßte und beneidete Feindin einen unverwundbaren Flecken zugesetzt und sich selbst dadurch in den Augen der Nachwelt gerichtet hat, während ihr gerichtetes Opfer jetzt im Lichte der neuen Forschung immer vorwurfsfreier, immer entlasteter, immer lebenswerther aus ihrem blutigen Grabe sich erhebt.

Es kann also, vom Blute der Stuart zu stammen, in unseren Augen keine omniöse Bedeutung mehr haben und hat es auch nicht, wie denn die Königin Victoria mit besonderer Vorliebe betont, daß das Blut der Maria Stuart in ihren Adern rollt. Und wer, wie die Herrscherin Großbritanniens, einen solchen tiefen Einblick hat in die Acten ihres geheimen Staats-Archives, der wird die Parteinahme der Engländer für ihre Urthane begreiflich finden. Und Stuart-Blut, das Blut der Maria Stuart rollt noch in den Adern einer anderen edlen, fürstlichen Frau, der lebenswürdigen und von den Baiern vielgeliebten Gemahlin ihres Thronerben, der Prinzessin Ludwig, — es rollt auch, durch seine erlauchte Mutter, in den Adern unseres jungen, ritterlichen Kaisers und Königs, in welchem wir den Morgenstern erblicken für den künftigen Ruhm und die Größe unseres Vaterlandes.

Die Redaction der Illustrierten Frauen-Zeitung, durch deren Aufforderung ich in vorstehenden Zeilen meines Buches über Maria Stuart erwähnte, hat von dem darin enthaltenen, sorgsam und mühsam von mir gesammelten zweiundsiebzig Portraits drei Bildnisse der Königin zur Wiedergabe ausgewählt. Chronologisch geordnet würde die skizzenhafte Zeichnung von Francois Clouet, genannt Janet, aus der Collection Hennin zu Paris, zuerst zu nennen sein. Sie zeigt die junge Königin als eine Knospe im zartesten jugendlichen Alter und ist von unbeschreiblicher Grazie und Lust. Ich vermute, daß diese Zeichnung dem Gemälde zur Skizze diente, welches sich von Maria Stuart im Besitze des Marquis von Villa, des Repräsentanten der Familie Kennedy auf Culzean-Castle, Arshire, befindet. Die Zeichnung stammt zweifellos aus jener Zeit, da die junge Königin noch eine Schülerin französischer Bildung war, also vor ihrer Vermählung mit dem Dauphin. Ihre Identität mit dem Original steht nach dem Urtheile Kunstverständiger außer Zweifel, doch betreffend den aufmerksamen Beschauer hier die kurze Form der Nase, welche wir allerdings auf Münzen aus der frühen Jugend der Königin gleichfalls wiederfinden, während alle späteren Bilder die feine, leichtgebogene und gestreckte Form der Nase zeigen. Das zweite, hier wiedergegebene Bild, die Königin als reine blanche, also in der Tracht der Königin-Witwe von Frankreich während der ersten vierzig Tage ihrer Trauer zeigend, ist nach dem zu Windsor-Castle befindlichen Gemälde reproducirt. Es ist eines der wundervollsten Bildnisse von der Hand Janet's, von bewundernswerthem Colorit und Modellirung. Hart wie ein weißes Rosenblatt tritt das Antlitz der damals körperlich und seelisch lebenden Königin aus den weißen Schleiern hervor, — ein vollendetes Meisterwerk der Portrair-Kunst. Die wunderbare, aber sich stets wiederholende Manier des Malers, seinen Portraits Schlagschatten zu malen, ist leider auch hier ersichtlich, während alle anderen Portraits der Königin deren große, rehbraune Augen hervorheben. Es existiren von diesem Bilde vier Exemplare, von denen zwei Clouet zweifellos mit eigener Hand gemalt hat. Das erste ist das vorliegende, durch die Gnade der Königin von England für mein Werk bewilligte, dessen Original zu Windsor hängt; das zweite, wohl unter Clouet's Leitung copirt, besitzt Sir Robert Wallace, das dritte, stark übermalte, M. Delaherche in Paris. Das vierte, echte Exemplar hängt zu Schloß Rischbach in Schlesien und wurde mir von der hochseligen Prinzessin Elisabeth von Hessen anvertraut, um

*) Maria Stuart, Königin von Schottland. Blätter zu ihrem Andenken und zu ihrer Ehre. Nach den Quellen von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld). Erschienen 1889 in nur 250 numerirten Exemplaren zu 300 Mark in der Verlagsgesellschaft Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.



Maria Stuart vor ihrer Vermählung.

Nach einer Zeichnung von François Clouet, genannt Janet.

davon zwei Copien zu machen, deren eine Seine Majestät der König von Württemberg, die andere ich selbst besitze.

Das dritte Bild, das sogenannte Blairs-Portrait, ward von Annas Cawood, dem Neffen oder Bruder der treuen Margaret Cawood, Hofdame der Königin, nach dem Tode der Letzteren, gemalt. Der treffliche Maler hatte durch irgend welche Vergünstigung der Hinrichtung der königlichen Märtyrin bewohnen dürfen, und so müssen wir dieses Bild als Zeugen für die letzten Momente der Königin betrachten, sowohl für ihr Aussehen, als auch für den Vorgang selbst. Das Portrait wird uns beweisen, daß die Schönheit der Königin noch auf dem Schaffote keine Sage, sondern eine Thatsache war, und die Darstellung der Hinrichtung im Hintergrunde ein miniature, sowie die gleichfalls im Hintergrunde stehenden beiden Hofdamen, Jane Kennedy (späteren Lady Melville) und Elisabeth Courle (gest. zu Antwerpen), beanspruchen durch ihre wunder-volle Portrait-Ähnlichkeit für das ganze Gemälde die Aner-kenning als Kunstwerk ersten Ranges. Auf der Scene der Hinrichtung erkennen wir deutlich den Grafen von Shrewsbury mit dem Stabe, den Grafen von Kent, den Sheriff mit dem Heroldsstabe und Beale mit dem Urtheile in der Hand, sowie Andrew Melville. Das königliche Opfer kniet an dem Bloße mit verbundenen Augen, und über ihre Schultern rieselt das Blut aus den beiden entseßlichen Wunden, welche die zitternde Hand des Henkers ihr schon beigebracht, während er zum drit-ten, tödtlichen Schläge ausholt.

Meinen Leserninnen, welche durch diese Skizze oder durch mein Buch zu der Sache der immer überzeugender gerech-tigerten, vielverleumdeten Fürstin hingeführt werden, danke ich ihre Parteinahme schon im Voraus und schlicke diese Zeilen am besten mit den Worten Caussin's, des berühmten und be-redeten französischen Biographen Maria Stuart's:

„So lange, als Augen Thränen vergießen können in diesem Thale des Jammers, so lange werden Thränen auf ihre könig-liche Asche fließen, und das Mitleid der Lebenden wird niemals aufhören, Lilien, Veilchen und Rosen mit vollen Händen auf ihr Grab zu streuen.“

Nachdruck verboten.

Drei Häuser und ein Hof.

Von Robert Fald.

In einem der Demolirungsquartiere der Hauptstadt, wo die alten Straßen sich in stummer Resignation damit trösten, daß, was sie an Raum einbüßen, den neuen Straßen an Licht und Sonne zu gute kommt, ist ein Platz entstanden, der vollständig dem Verbandplatze einer Ambulanz ähnlich sieht. Hier legte man einen Nothverband an ein schwer beschädigtes altes Haus, dort amputirte man einen schadhafte Balcon, an einer dritten Stelle sprach man einem hüßlichen Giebel das Leben ab und erklärte ihm gerade heraus, daß er nur noch bis übermorgen zu existiren haben würde. Der Platz befand sich am Kreuzungspunkte zweier alter, enger Straßen im Mittel-punkte der Residenz, welche früher sehr wenig besucht waren, in der fast nur „kleine Leute“ wohnten, und zwischen deren Pflastersteinen das Gras üppig wucherte. Auf diese letztere zweifelhafte Fierde verzichteten die alten Straßen am leichtesten, denn es war ihnen versichert worden, daß das schöne grüne Gras später seine Stelle auf den Rasenplätzen des neuanzu-legenden Squares finden sollte.

Als wir vor einiger Zeit in diesem Theile der alten Resi-denz umherwanderten, in bald wehmüthiger, bald freudiger Stimmung dem Vergehen und Entstehen aller menschlichen Dinge nachsinmend, da festsetzten drei Häuser und ein alter Hof-raum unsere Blicke.

Nichts stand ein von der Zerstrüßungsart noch unberührtes Haus. Es war öde und verlassen, ohne Fenster, ohne Thüren, deren gähnende Oeffnungen dem Tageslicht freien und un-gehinderten Eintritt gestatteten. Es sah aus, als ob es den zerdrückenden Arthieb in stummer Ergebung erwartete. Inmitten der rings umherliegenden Trümmer, die ihm sein eigenes Schicksal verkündeten, stand es einsam und traurig da, wie ein Geipent seiner selbst. Todtenstille herrschte in allen Stod-werken, die einst den frohen Lärm eines munteren Lebens ge-lannt hatten. Die Tapeten an den Wänden erzählten noch von der Undankbarkeit seiner Bewohner. Wie hatte man es geliebt, das alte Haus, wie hatte man es zärtlich und sorg-sam gepflegt, wie war man auf seine Verschönerung bedacht gewesen, und nun — heute verödet und verlassen und morgen der Zerstrüßung preisgegeben!

Welch treuer Gefährte war das alte gute Haus gewesen! Alle Leiden und Freuden seiner Bewohner hatte es in warmer Theilnahme mitempfunden, den ersten Schrei der Neugeborenen hatte es mit Freuden begrüßt, das letzte Gebet der Sterbenden

hatte es in stummer Trauer mit angehört. Das frische und heitere Lachen der Jugend, den häuslichen Jauch der Ehegatten, die innigen Gebete der Bedrängten: Alles das hatte das alte Haus vernommen. Den Nachhall seliger Liebeschwüre und herzlicher Küsse hatte es treu bewahrt. Und alle die frohen und träben, bitteren und süßen, dunkeln und leuchtenden Er-innerungen, die den Inhalt des menschlichen Lebens ausmachen, sollten nun mit ihm auf einmal verschwinden! Die Thüren sollten sich nie mehr mit Stolz beim Eintritt eines ehrenvollen Besuches öffnen, die Dielen des Fußbodens unter den leichten Schritten der fröhlichen Tänzer nie mehr erzittern, aus diesen Fenstern sollte man nie mehr auf die Hochzeitslustigen der Nachbarstadt hinabsehen, auf diesen Fensterbrettern sollten nie mehr die schönen Nelken und Veilchen duften!

Die Steine, die durch die Erinnerung zu Geschichte oder Poesie geweiht waren, sollten in wenigen Tagen als Schutt und Abraum weggeführt werden.

Vielleicht sucht eines Abends ein obdachloser Vagabund hier sein Lager und stiehlt sich zur Nachtzeit in eines der todtenstillen Gemächer. Er wird der letzte Bewohner des einst von frohem Leben durchtönten Hauses sein, durch dessen Fensteröffnungen jetzt der Nachwind mit trübseligem Tone des Todesröchelns zieht.

Dicht daneben steht ein erst seit kurzer Zeit fertig geworde-ner Neubau. Es ist ein stolzes, vornehmes Haus, macht aber den Eindruck eines improvisirten Millionärs, der nach Genuß dürstet. Es hat die Entfernung der Maurer und Maler gar nicht erwarten können, um sich nur den Anschein zu geben, als ob es schon bewohnt wäre. Deshalb hängen schon an den Fenstern der verschiedenen Stockwerke Gardinen, und doch lauern die Parket-Fußböden noch sehnsüchtig auf die Tritte des ersten Besuchers. Der stolze Bau ist schon beglückt, daß einer der Läden zu einem jener kurzlebigen Bazars vermietet ist, in welchem die Ladenhüter verschiedener Geschäfte zu einem „reellen Ausverkauf“ vereinigt sind.

Mit einer gewissen Aufdringlichkeit ladet es die Vorüber-gehenden ein, Notiz von seiner Pracht zu nehmen, und fühlt

sich durch die ignorirende Theilnahmlosigkeit des Publicums mehr verletzt, als wenn seine prunkende Fassade getadelt würde. Seine mit Gold und Stuckzierath überladenen Decken, seine imposanten Marmortreppen erwarten in feberhafter Auf-regung miethslustige Besucher. So steht es in stolzer Selbst-bewunderung allein und verlassen da; die hohen Miethspreise, mit denen man die Ehre, in den prächtigen Räumen wohn-en zu dürfen, erkaufen soll, halten selbst die Enthusiasten zurück. Und doch sehen seine vielen Augen mit verächtlichem Blicke auf den unglücklichen Nachbar, dessen Nähe ihm peinlich und hörend ist, als wollten sie sagen: „Ich sehe hier in Glanz und Pracht, und Du wirst in wenigen Tagen ein Haufen Schutt sein, ich habe Jahrhunderte vor mir, und Du hast nur noch Stunden zu leben“. In seiner vornehmen Verachtung merkt das stolze Haus nicht auf die Lehre des nahestehenden alten Kirchthurmes, der aus Erfahrung spricht: „Auch an Dich wird die Reihe kommen, sei hübsch bescheiden!“

Das dritte Haus steht anspruchslos klein und bescheiden in einer benachbarten, wenig besuchten Seitengasse, in welche das Sonnenlicht nur spärlich und lärglich eindringt. Sein trauriges Schicksal, in Dunkelheit und Schatten zu verkümmern, hatte durch die Zerstrüßungsarbeiten der Nachbarstraßen eine günstige Wendung erhalten, durch den Abbruch der Häuser wurde ihm eine freie Aussicht geschaffen, und fröhlicher und warmer Sonnenschein konnte jetzt in seine Wohnräume dringen. Zum ersten Male seit zwei Jahrhunderten erwärmten sich seine feuchten und geschwärtzten Mauern an den warmen Strahlen des Tageslichtes.

Die verkümmerten Blumen auf den Fensterbrettern, welche selbst im Sommer sich nicht zu rechten Blüten entfalten konn-ten, bekamen nun Leben und Farbe, ebenso wie die Gesichter der armen Leute, deren einziger Garten sie gewesen waren. Ihnen mochte zu Muthe sein wie glücklich überraschten Kin-dern, denen von zärtlicher Mutterhand eine Liebfosung widerfuhr.

Wenn man das alte Häuschen ansah, mußte man unwill-kürlich an ein elendes, armes, sieches Menschenleben denken



La Reine blanche. Maria Stuart als Königin-Witwe von Frankreich.

Nach dem Gemälde von François Clouet, genannt Janet, in der Gallerie von Windsor-Castle.

welchem im sechzigsten Jahre das Glück plötzlich Gesundheit, Frohsinn und Glücksüter beschert. Welch ein freundliches und liebliches Bild trat Einem vor die Seele, wenn man sich ausmalte, wie nach dem Falle der letzten Nachbarin die Kinder in dem armen Häuschen den ersten Sonnenstrahl begrüßten, der zu ihnen in's Zimmer drang. Einmal erst hatten sie ihn im Hause, und zwar auf dem geheimnißvollen Boden entdeckt, der in Trüben und Kisten so viele Wunder barg. Durch irgend eine verstoßene Spalte des Daches war ein schlanker, freundiger Sonnenstrahl da eingedrungen, und der war einem Goldfaden so ähnlich, daß man ihn gleich hätte mögen um den Finger wickeln. Jetzt aber lagte die Sonne in einem leuchtenden Streifen durch das Fenster, der über Mutter's Nähtisch hinwegschickte, an dem blauegekehrten Fußboden fortglitt und geschickt die Tischplatte bestrich, wo er Gelegenheit wahrnahm, die Wasserflasche zu berühren und dadurch das reizende Farbenwunder eines kleinen Regenbogens auf die gegenüberliegende helle Tapetenwand zu zaubern. Bald hatte der goldene Streifen diese Wand selbst erreicht, traf an der alten Schwarzwälder Uhr den eben heraustrretenden Vahu, der noch einmal so freudig die Stundenzahl krähte, und stieg dann zu der mit welchem Kranze geschmückten Photographie des verstorbenen Vaters empor, die er mit leuchtendem Golde verklärte.

Indem wir uns diese Bilder freudig ausmalten, gleich das dem Lichte entgegenblickende Häuschen, wie es so freudestrahlend auf die Prachtgebäude seiner Nachbarschaft schaute, einem glücklichen Großmütterchen, welches sich des Schmuckes froher Entfunder erfreut.

Wenige Schritte von dem alten Häuschen lag ein leerer Platz, der durch eine an einem Holzpfahl angebrachte Tafel als zu verkaufende Baustelle bezeichnet war. Früher hatte dort auch ein Haus gestanden, das war aber abgebrochen, und nur der von den Nachbarmauern umgebene Hof war noch zu erkennen, welcher einst dazu gehört hatte. Mit verwirrter, griesgrämiger Miene lag er da, als ob ihm im Leben niemals viel Liebes und Freundliches widerfahren wäre. Und so war es auch in der That gewesen. Er war viel älter, als das Haus, zu dessen Erbauung er sein bestes Theil hatte hergeben müssen, und so kam es, schon wegen der Altersverschiedenheit, daß zwischen Haus und Hof eine sympathische Intimität nie recht aufkommen konnte. Das Haus hatte sich aber wirklich auch recht wenig freundlich gegen den Hof benommen, es hatte ihm seine schlechteste Seite zugekehrt und kümmernte sich gar wenig um ihn; nur wenn es ihn nothwendig brauchte, wußte es ihn zu finden. War es da groß zu verwundern, wenn der Hof, ohne welchen das stolze und undankbare Haus nie hätte entstehen können, in dem Bewußtsein, daß es auf einem Stück von ihm stehe, ein einsam großendes, verkümmertes Leben hingrämelte? Für die vornehme Verachtung des Hauses entschädigte ihn das muntere Treiben der Kinder der Bewohner, welche den Hof zu ihrem Lieblingspielplatz erwählt hatten. Es war dort viel heimlicher und gemüthlicher, als auf der lauten, staubigen Straße, und der Hof hatte sich auch stets als treuer Verwalter und Bewahrer der vergessenen Spielsachen erwiesen. Er war der Haupt-Tummelplatz der lustigen Jugendwelt, die ihm in dankbarer Liebe anhing und dem Garten vorzog, wo man sich immer nur in den Beeten tummeln und zwischen den Beeten heiß bewegen durfte. Es war zwar nichts Grünes auf dem Hofe, außer dem alten, grün angefridten Brunnen, der in einer Ecke stand, aber es war dort doch viel hübscher zum Tollen und Toben, als zwischen den Blumen und Sträußern des Gartens. Das waren die schönsten Stunden des Hofes gewesen, wenn die Kinder die Treppe, welche zu ihm führte, hinabstürzten. Eines Tages hatten sie aus Brettern und Laten auf Klöben und Tonnen sich ein Gerüst zusammengezimmert, auf welches sie alle Blumentöpfe aus dem Hause aufgestellt und die Läden mit grünem Gezeuge ausgefüllt hatten. Sie nannten ihre Einrichtung „den Park“ und feierten nun ein „Parkfest“, dessen Glanzpunkt einige farbige Champions bildeten, welche, als es dunkelte, an dem Gerüste aufgehängt wurden. Das war der größte Freudentag des Hofes gewesen. Er hing an den Kleinen mit schwärmerischer Liebe und offenbarte ihnen deshalb auch mit geheimnißvoller Bereitwilligkeit viele ungelante Schätze, die in den alten Schreibern ringsum verborgen standen. Es war meistens nur altes Gerümpel von verstorbenen Möbeln oder hübschen Hausrathen, aber zu welcher frohen Leben verstand die kindliche Phantasie diesen alten Schurr-Murr zu verwenden! Das wußte der alte Hof sehr gut, und deshalb machte er sich der indiscreten Enthüllungen ohne große Gewissensbisse gern schuldig.

Aber noch eine Freude hatte das vergrämte, einsame Leben des alten Hofes einst verklärt. Ueber die Mauer des Nachbargartens war der Zweig einer Rosenranke herübergewachsen, vorsichtig und gleichsam prüfend, ob er sich in dem neuen Bereiche heimlich fühlen möchte. Erst als er glaubte, dessen sicher sein zu können, stahl er sich weiter herüber und begrüßte endlich an einem schönen Junimorgen den alten Hof mit dem freundlichen Lächeln eines frisch aufgeblühten Rosenleins. Seit jenem Morgen war der alte Hof überglücklich und hatte selbst in seinen besten Zeiten nie so freundlich ausgesehen, wie jetzt, da ihm durch die freudige Annäherung des lieblichen Blüthens solch eine ungeahnte Seligkeit widerfuhr.

Noch mancherlei aus der Geschichte des alten Hofes fiel uns bei, aber es war inzwischen spät geworden, und die eintretende Dunkelheit mahnte zum Heimwege. Wir sahen nur noch, wie eine Dienstmagd der Nachbarschaft auf den verlassenen Brunnen des Hofes zuschritt, um ihren Eimer mit dem köstlichen Wasser zu füllen, welches dort so klar, wie nirgends sonst in der Nachbarschaft, zu finden war. Als sie den alten, eingerosteten Schwengel in Bewegung setzte, glaubten wir deutlich den Anfang der alten Melodie aus Weigl's „Schweizerfamilie“ zu vernehmen: „Wer hörte wohl jemals mich klagen?“ Der Brunnen sang nur etwa die ersten acht Noten der alten Weise mit einer etwas gepreßten Tenorstimme, aber sie war doch deutlich zu erkennen, nur klang sie im Gegensatz zu ihrem Texte so wehmüthig und kläglich, daß man einen schweren Enttäuschungskampf heraushören konnte.

Nachdenklich und den Frieden tröstlicher Erinnerungen im Herzen, verließen wir das alte Stadtviertel, welches uns die wechselnden Bilder menschlicher Dinge so anschaulich vor die Seele geführt hatte: neueröffnete Aussichten, nothwendige Opfer, unermüthetes Emporblühen, wiedererwecktes Leben, die Enttäuschungspflicht der Erinnerung. Die Vorfahren räumen den Nachkommen das Feld, und es findet sich wohl ein bescheidenes Zeuge des Ruhmes der Vergangenheit, der den Ruhm der Gegenwart mit schüchternem Beredsamkeit verklärt.

Nachdruck verboten.

Richard Wagner im faubourg St. Germain.

Paris, im September.

Wenn Sie nach Paris gehen, vergessen Sie nicht, den Grafen Chambrun zu besuchen. Sie werden einen auserwählten Kreis um ihn versammelt finden und jeden Sonntag gute Musik hören. Keine Dilettanten etwa, die nach dem Diner zur Verdauung das Piano zerhämmeru, sondern Künstler, — Vocal- und Instrumental-Musik, — ein ganzes Orchester. Allez-y, n'y manquez pas.

So sprach die schöne Gräfin, als ich ihr in Nizza zum Abschiede die Hand küßte, und dreißig Stunden darauf hielt mein Wagen vor dem historischen Palais Condo in der Rue de Monsieur im faubourg St. Germain.

Sie werden den Namen des Grafen Chambrun kennen. Seine Memoiren, welche jüngst erschienen, haben in deutschen Blättern, wie in französischen, lange und ausführliche Besprechungen erfahren: im vollsten Sinne waren dieselben der allgemeinen Beachtung werth. Athmen doch diese Erinnerungen einfache, große Menschlichkeit, so hart auch politische, philosophische und künstlerische Fragen in das Licht eines eminent kritischen Geistes gerückt werden. „Humanität“, das ist das Motto, welches man vor diese Ausführungen und Urtheile schreiben könnte, denen man zustimmen mag oder nicht, denen man aber stets ein ehrliches Forchten, ein unermüdetes Suchen nach „Wahrheit und Erlösung“ zugestehen muß.

War meiner katholischen Freundin aus diesen Memoiren besonders das Thema der römischen Kirche in Erinnerung geblieben, so war mir, dem Deutschen, das Urtheil über Musik unvergänglich, der Kunst, in welcher wir so Eifel-hoch (verzeihen Sie, ich schreibe aus Paris) alle anderen Nationen überragen.

Und wenn Sie den nächsten „Cours de Musique“ des Grafen Chambrun besuchen, so werden Sie eine Ueberraschung erleben, hatte die Gräfin hinzugesagt.

„Eine Ueberraschung?“

„Eine Wagner-Aufführung, — Sie werden die Materna dort singen hören.“

Wagner im faubourg St. Germain, — das wollte mir nicht so ohne Weiteres einleuchten. Mag sein, daß Wagner sich in Lamoureux-Concerte Bahn gebrochen. Die Concerte sind öffentlich, und jedes Publicum will ergriffen sein. Wagner ergreift, und die Intrigen erlöschten. Aber das faubourg St. Germain, — diese Grundstühle, diese Reste des Conservatismus, — der Reaction! Diese absolute Negation des Bestehenden, welche nichts anerkennt, unter dem Kaiserreiche gegen den Kaiser frondirte, unter der Republik die Monarchie zurückwünscht, die moderne Gesetzgebung mit ihrem „Divorcions“ perhorrescirt und die Macht des Papstthumes nicht anerkennt, — dieses faubourg St. Germain, — die „Crème der Gesellschaft“, welches in der That nur Eins gelten läßt, das ist: sich selbst, — und welches, nachdem Finanz- und Künstlerkreise den alten frondirenden Adel wohlthätig durchwoben, eifersüchtig über seine Nachvollkommenheit wacht, mit der Devise: Noli me tangere!

Dies faubourg St. Germain schien mir sehr schwer zu erobern, selbst für einen Richard Wagner! —

Dies und Anderes sagte ich mir, als ich am gegebenen Abend vor dem glasüberdachten Portale hielt und in der Reihe der Wagen abwartete, bis die Herzogin D. die Last ihrer Schleppe und Brillanten in dem Blumen- und Lichtdurchflutheten Atrium geborgen, und die italienische Prinzessin S. fünfzehntausend Francs Schneiderrechnung mit Grazie über die teppichbelegten Marmorstufen dahingetragen hatte.

Ich will das Palais Condo nicht beschreiben. Die Geschichte spricht für dasselbe. Jetzt ist es sehr modern, sehr still, sehr vornehm. Nach der Straße, Rue de Monsieur zu gelegen, wie die meisten „Hotels“, eine Mauer mit breiter Thorfahrt. Die Portier-Loge rechts, und links eine restaurirte Kapelle. Dann der Hof, dann die Treppe und das Portal.

Hohe Teppiche, dustende Blumen, Spiegel, Diener, welche Stod und Leberzieher unbemerkt verschwinden lassen, blendende Frauen-Kladden und das eruste Schwarz-Weiß der Herren, lachend-discretos Gesichter, wie in einer Gesellschaft bei Hofe, aus dem dritten, vierten Saale, durch ein Wirrwahl von Licht und Farbenfluth, — Instrumental-Töne: das Orchester, das sich vorbereitet.

Dies die ersten Eindrücke. Der Graf von Chambrun empfängt nicht ohne Weiteres. Der ehrwürdige Herr thront im letzten Saale, gegenüber dem Orchester. Er ist fast erblindet. Statt seiner empfängt an der Schwelle, mit der Courtoisie, welche seiner Stellung gebührt, sein Privat-Secretär.

Ein Diener präsentirt das Programm:

Cours de Musique.
M. Ed. Colonna, chef d'orchestre.
M^{me} Materna,
MM. Remy, Italiander, Parent, Loeb, Bouter, Cantie, Longy, Boutmy, Letellier, Graye, Delgrange, René.

- Première Partie.
1. Prélude. Tristan et Yseult.
 2. Mort d'Yseult. " " Parsifal.
 3. Prélude. " " "
 4. Recit de Kundry. " " "
- Deuxième Partie.
5. Les murmures de la Forêt. Siegfried.
 6. Chant d'amour. La Valkyrie.
 7. Marche funèbre. Le crépuscule des Dieux.
 8. Scène finale.
- „Prière de ne pas entrer ni sortir pendant l'exécution des morceaux.“

Diese letzten Worte sind sehr deutlich gedruckt und lassen auf den Ernst der Sache schließen.

„Et bé,“ flüsterte mir die kleine Vicomtesse C. in einer Pause zu, „on y va, mais pas pour rigoler...“

Ja, es ist ernst und würdig. Ich war in Berlin, als Wagner, der ewige, leider verstorbene Meister, auf den Brettern des Opernhauses zum ersten Male „Tristan und Isolde“ einstudirte; ich höre noch seinen entsetzlich sächsischen Dialekt, mit dem er einem Hornisten von der Bühne in das Orchester mit ungeduldiger Gesticulation herunterrief:

„Dembo, Dembo! Dagd, Dagd! Wer sin doch nich hier, um uns zu amesiren!“

C'est le ton qui fait la chanson; Wagner rief's, und das wirkte.

Und so schien er auch hier gerufen zu haben. Was man in der Welt „Amusement“ nennt, jenes Conglomérat von nichtigen Koketterien, — Flirtation, — von Klatsch und Tratsch, das konnte man in diesen Sälen nicht finden.

Eine nicht zu große, aber um so mehr gewählte Gesellschaft war hier versammelt. Etwa zweihundert Personen. Adel, Kunst und Finanz; nennen wir als deren Führer die Namen: Chambrun, Gounod, Rothschild.

Die Börse, die Akademie, — l'Institut, wie der Franzose es nennt, — und die Boudoirs der eleganten Frauen, die heute zum faubourg St. Germain gehören, obwohl sie an dem anderen Ufer der Seine wohnen, in der Avenue der Champs Elysées oder des Bois de Boulogne, — Alle hatten ihre Vertreter gesandt.

Aber ein Ton herrschte unter diesen so verschiedenen Elementen: der Ton des Palais Condo! Und für diesen Abend hieß er Wagner.

Der Gast ist stets höflich, deshalb findet oft Mittelmaßiges Beifall; indessen Höflichkeit und Enthusiasmus ist doch ein Unterschied.

Ich darf Ihnen nicht von Frau Materna berichten, — „Materna“ kurzweg, wie sie der entzückte Yankee nannte, als ich seiner Zeit die gefeierte Sängerin in der Seventh Avenue in Newyork hörte, — Materna ist ein Wort wie Rubin oder Saphir, oder Smaragd oder Brillant, — ein Stern erster Größe, der überall leuchtet.

Von dem Orchester, weil es aus Franzosen bestand, möchte ich aber berichten, daß es mehr war, als ich je von gallischem Blute für deutsches Gemüth erwartete.

Da war wirklich „Interpretation“, das heißt Verdolmetschung. Und sogar Verdolmetschung für den Salon!

Der große Meister, dessen deutsches Werk, so ganz durch sich selbst, langsam aber sicher die Welt erobert (ich habe in Italien, in England, in Amerika und — Frankreich begeisterte Wagner-Musik gehört) würde über diese Leistung nicht unzufrieden gewesen sein.

Sie erfüllte ihren Zweck. Eine ganz eigenhümliche Bewegung mochte durch die Säle als die Stücke beendigt waren.

„C'est tout à fait curieux.“ — war die mindeste Anerkennung.

„Et c'est bien grand,“ sagte Gounod zu einem Freunde. Was soll ich weiter definiren? Eine Kunstleistung definiirt man nicht.

Ich gehöre keinem Wagner-Bereine an. Ich bin sogar aus einem derselben ausgetreten. Aber die Sache, die Sache ist mir um so größer.

Und wäre mir das nicht bewußt gewesen, — dieser Abend hätte mich davon überzeugen können.

Dieses ewig protestirende, in der Ueberfülle von Glanz, Prunk und Reichthum sich wälzende, blasirte, erschlaifte, sich selbst überhebende faubourg St. Germain war gewonnen, gewonnen durch eine deutsche Sache. . . .

Lesen Sie doch Wagner's Werke und die Memoiren des Grafen Chambrun! —

Graf Gardenia.

Nachdruck verboten.

Sport und Spiel. Das Bogenschießen.

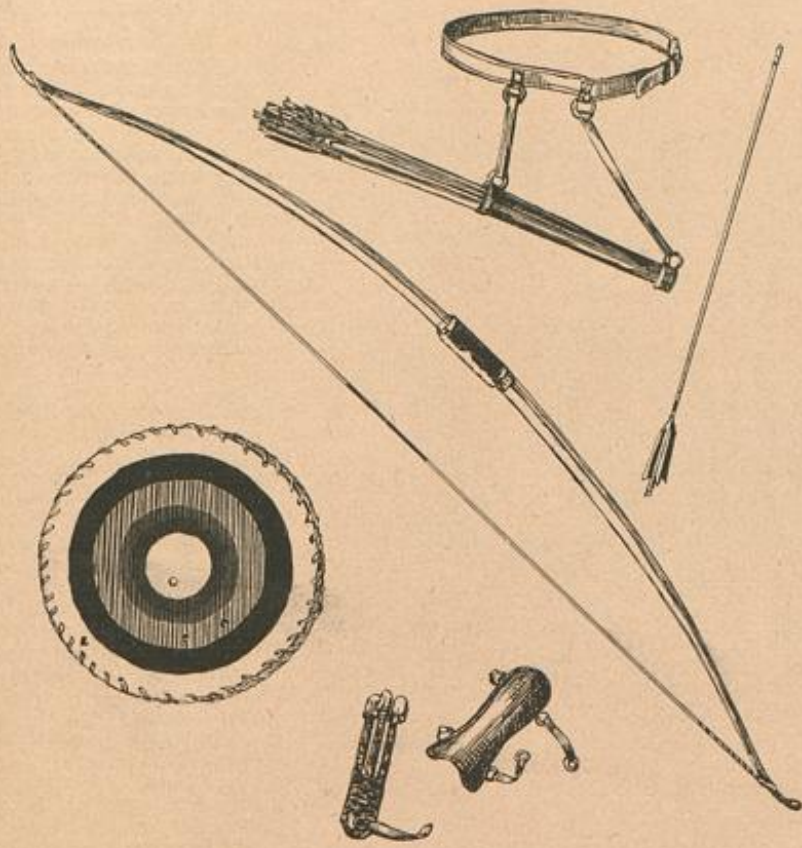
In England, dem Mutterlande jeglichen Sports, tritt neuerdings, vornehmlich in höheren Kreisen, wieder die Beschäftigung mit einem Schießgeräth in den Vordergrund, dessen Glanz- und Ruhmes-tage weit zurück in das Mittelalter liegen: wir meinen den Bogen. Obgleich er seine Bedeutung als Waffe bei den Cultur-Völkern seit Jahrhunderten verloren hat, ist er doch nie ganz in Vergessenheit gerathen, und naturgemäß wurde ihm das treueste Gedächtniß in demjenigen Lande gewahrt, welches Zeuge seiner höchsten Ausbildung seines größten Ruhmes war. Der Ruhm englischer und schottischer Bogenschützen fand seinen Widerhall selbst in den entferntesten Marken des Continents, und alte Chroniken, so die bekannte des Froissart, gedenken zu wiederholten Malen mit hoher Anerkennung der außerordentlich kühnen und gewandten Bogenschützen des Inselreiches.

In der überaus einfachen Gestaltung, in der wenig umständlichen Handhabung, die es ermöglicht, daß jedes Geschlecht und jedes Alter sich ohne allzu große Anstrengung der Beschäftigung mit diesem Schießgeräth erfreuen kann, ist wohl hauptsächlich der Grund zu suchen, weshalb dasselbe bis heute seinen Platz im Sportleben behauptet hat, ja sogar in der Gegenwart seine Grenzen immer weiter zu stecken versucht und neue Anhänger wirbt.

Vornehmlich die englische Damenwelt des high life hat gegenwärtig den Schießsport auf ihre Fahne geschrieben, und es finden innerhalb dieser Gesellschaftskreise von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte statt, in denen nach vorher gefaßten Beschlüssen der Schießsport systematisch gepflegt wird.

Man ist angezichts der so überaus einfachen Handhabung des Bogens nur gar zu leicht geneigt, den Verbrauch von Kraft und die andauernde Übung zu unterschätzen, die zur Erlangung der Treffsicherheit erforderlich sind. Allein man gebe sich keiner Täuschung hin. Ruhe in der Hand, bei verhältnißmäßig großer Muskelanstrengung beider Arme, sowie sicherer Blick sind Haupt-Erfordernisse, die einem guten Bogenschützen nicht mangeln dürfen.

Doch sehen wir uns unser Schießgeräth genauer an. Da ist zunächst der Bogen. Im heutigen Sportleben haben wir es fast ausschließlich mit dem sogenannten Langbogen zu thun, der einfach geschweift ist. Das zur Anfertigung des Bügels zweckmäßigste Material wird immer Eichenholz oder Fichtensholz sein. Letzteres findet jedoch seines sehr hohen Preises wegen wenig Anwendung. Beim Einkauf des Bogens wird der Schütze gut thun, sich vorher genau davon zu überzeugen, ob der Bügel auch keine fester-hafte Stelle aufweist, wie z. B. Kestung, Wurmfraß oder gar einen leichten Bruch. Gleichmäßige, saubere Bearbeitung und durchaus kräftiges, gesundes Holz müssen sich überall zeigen. Die Sehne besteht aus zwei zusammengebrochten Schaf-därmen und ist in der Mitte, da, wo der Pfeil aufgelegt wird, mehrere Centimeter lang mit Seide umspinnen. Die Größe und Stärke des Bogens wird sich naturgemäß nach der Kraft des Schützen zu richten haben. In England benutzt man Bogen, deren Höhe zwischen anderthalb bis beinahe zwei Meter



variiert. Ein Anfänger wird, ehe er eine gewisse Selbständigkeit in der Handhabung nebst einiger Trefflichkeit erlangt hat, gut thun, einen möglichst leichten und kleinen Bogen zu benutzen und erst mit fortschreitendem Können einen größeren und kräftigeren wählen. Abhängig von den Größe- und Stärkeverhältnissen des Bogens ist der Pfeil. Er besteht aus dem Stiele oder Schaft, der Pfeilspitze und dem Federtheile. Beim Schießen saßt man den vertical gestellten Bogen fest mit der linken Hand an dem mittleren, mit Seide überzogenen Theile des Bügels, legt den Pfeil mit einer am unteren Theile befindlichen Kerbe an die Sehne und zieht diese kräftig mit den drei mittleren Fingern der rechten Hand zur ganzen Länge des Pfeilschaftes, in der Richtung nach dem rechten Auge hin, aus. Der zielende Blick gleitet über die Richtung der Pfeillänge nach dem gesteckten Ziele, und die rechte Hand läßt, sobald letzteres sicher vom Auge erfaßt ist, die Sehne kurz abschnellen. Das Ziel muß schnell erfolgen, denn der Bogen darf nie zu lange in Spannung gehalten werden. Man schießt in England meistens nach Scheiben von circa einem Meter Durchmesser, welche in fünf Ringe abgetheilt sind. Diese Ringe zeigen die Farben Weiß, Schwarz, Blau, Roth und Gold, und zwar so, daß das Gold der innerste Ring, das Centrum ist. Um das Gassen des Pfeiles zu erleichtern, sind diese Scheiben aus Ringen von geschichtenen Strohwürfeln, die mit getheertem Bindfaden umwickelt sind, zusammengepreßt. Ueber diese ist ein dicker Canvas gespannt, auf welchen die farbigen Ringe gemalt sind. Außer diesen zum Bogenschießen wichtigsten und unentbehrlichsten Bestandtheilen benutzt man noch einen Köcher zum Aufbewahren der Pfeile, der an einem Gürtel um die Hüfte geschlunzt, getragen werden kann, ferner einen kräftigen, meist nur dreifingerigen Handschuh für die rechte Hand, um derselben Schutz gegen den durch öfteres straffes Anziehen der Sehne entstehenden Druck zu gewähren, und endlich für den unteren Theil des linken Armes eine lederne Armbinde, die an der Innenseite des linken Unterarmes, unmittelbar hinter dem Handgelenke, angechnallt wird, um zu verhindern, daß beim heftigen Zurückschnellen der Sehne der Arm empfindlich gestreift wird. Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir vermuthen, daß auch unsere Damen diesem Sinn und Körper erfreulichen Sport bald mit Lust huldigen werden, und es würden Bogen und Pfeile nebst weiterer Ausrüstung auf dem nicht mehr in allzu großer Entfernung stehenden Weiblichkeitsgebiete gewiß vielfach eine mit Freuden begrüßte Gabe sein.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die Geschichte dieses Sports in England. Bogenschießen-Gesellschaften bestanden daselbst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die ältesten und bedeutendsten sind die „Royal Toxophilite Society“ und die „Woodmen of Arden“, deren Stiftung in die Jahre 1781 und 1785 fällt. Beide Vereine, heute in hoher Blüthe stehend, haben zahlreiche Mitglieder und halten jährlich große Festschießen mit Vertheilung von Ehrenpreisen ab. Auch haben es diese beiden Gesellschaften verstanden, den noch existirenden zahlreichen kleineren Bogenschießen-Vereinen gegenüber eine gewisse leitende Stellung einzunehmen, und die von ihnen für die Schießübungen und für das Preis-schießen aufgestellten Regeln sind auch von diesen kleinen Gesellschaften angenommen worden.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Das Walthers-Denkmal in Bozen. — In den Nummern vom 26. Februar und 11. März des vorigen Jahrganges hatten wir, wie unsere Leserinnen sich noch erinnern werden, eine Beschreibung des „Vogelweidhofes bei Waidbruck“ und der „Pfarrkirche in Bozen“ gebracht. Der nach Italien Reisende, der jetzt in der letzten deutschen Stadt südlich vom Brenner, in Bozen, Halt macht und die wenigen Schritte auf den Johannesplatz hineinpaßiert, wo sich bisher nur die Kaffeetische der anstößenden Gasthäuser breit

und die zackigen Berge von rothem Porphy, überspannt von äppigem Grün und weisladenden Häusern, bilden ringum einen unvergleichlichen Kranz. Die Erinnerung an urdeutsche Art und Herrlichkeit aber wirkt hier doppelt, wo man vom deutschen Worte bald Abschied nehmen muß.

Nicht von gestern auf heute ist das Monument entstanden. Auch unsere freundlichen Leserinnen haben schon mehrfach davon vernommen. Erst mußten die Germanisten herausfinden, daß der Vogelweidhof im Dorfe Layen, das von Bozen in zwei Stunden zu erreichen ist, am ehesten Anspruch hat, für Walthers Heimath zu gelten. Dann hatten sich hingebende Männer einzustellen, um in dem armen Gebirgslande die nöthigen Mittel zu sammeln, und namentlich Andra Kircheber, Gutsbesitzer in Bozen und Obmann des Denkmal-Vereines, dürfte für seine Heimathstadt eine erkleckliche Freigebigkeit bewährt haben. Allmählig ergriff die ebenso poetische als nationale Idee weite Kreise; in Frankfurt, Graz, Prag und Wien hat manche Sängerin für den Sänger concertirt, der die deutschen Frauen am höchsten gepriesen; Kaiser Franz Josef, Kaiser Friedrich und viele andere Potentaten, selbst Landstände in England und Amerika erwiesen sich als hilfreich. Auch die Aufgabe für den Künstler war nicht leicht, denn mannigfach in übermüthigem Scherz und düsterer Klage sind die Verse des Dichters, der uns seit mehr als sechs Jahrhunderten entschunden ist, ohne daß ein Porträtzug sich erhalten. So kam es, daß vom ersten Plane bis zur Fertigstellung des Denkmals zwanzig Jahre verfloßen, und das war gut, denn in dieser Zeit haben Tausende, indem sie Mühe und Geld daran setzten, an der Monarchie der Walthers-Begeisterung ihren nationalen und künstlerischen Sinn erwärmt.

Was ist uns Walthers? wird Mancher am Fuße des Denkmals fragen, der sich bisher um fahrende Sänger der Kreuzzugszeit gar wenig gekümmert hat. Er ist uns ein Monument staunlicher Kraft und Größe, eine Mahnung zur Einheit der Deutschen in Nord und Süd, eine Verkörperung höflicher Poesie und Jacht. Er ist uns ein Vorbild, eine Vorlage, ein Warner. Die Enthüllung der Statue, obwohl ein weltliches Fest, hatte daher eine religiöse Weihe; man fühlte, daß ein großer Gedanke in den Bergen aufgerichtet wurde, eine neue Werthschätzung von Poesie und Vaterland, eine Renaissance des Mittelalters in seiner edelsten Art. Das möge der Stein reden für und für!



Rachdruck verboten.

Auftern. — Ich habe einen Freund, — einen lieben, guten Freund, — der sich in seine heutige Gattin verliebte, weil sie keine Auftern aß. Guter Max, ich will dich nicht verdächtigen, der elektrische Contact deines Herzens wurde nur aufgelöst, als du jene Thatsache constatirtest und Helene dich mit reizendem Lächeln darauf aufmerksam machte, daß die allerliebsten Schalthiere auf ihrem Couvert unberührt blieben und zu deiner Verfügung ständen, — du würdest auch ohne Das zur Erkenntniß deines Herzens gekommen sein, aber... es bleibt nun doch einmal eine tragikomische Wahrheit, daß du bei dem kleinen Junggesellen-Abschiede, den du uns vor der Hochzeit bei Pforte in Hamburg gabst, dies Geschichtchen selbst erzähltest! Freilich, als ich dann zwei Jahre später mit dir und deiner Herrin in der Weinschenke am Hafen von Triest saß und der Aufternfischer sich mit seinem hochgefüllten Korbe an unseren Tisch machte, als wir Beide uns zum ersten Male an den Gaben der Adria labten und Frau Helene durchaus nicht unseren Genuß theilen wollte, da war dir das wieder nicht recht! Aber so sind die Männer und die Ehemänner im Besonderen, — wandelbar, so wandelbar...

Ich muß indessen zugestehen, in Triest hattest du Recht und in Hamburg Unrecht, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß meine gütige Freundin sich noch bekehrt: von dem vielen Guten, das uns Nordländer die kältere Jahreszeit auf die Tafel liefert, zähle ich die Auftern zu dem Besten, und ich begreife heute noch nicht, warum die geschiedenen Athener ihr die Schmach anthaten,

jaßt mit ihren Schalen das Verdammungsurtheil über die großen Männer der Stadt abzugeben. Ich begreife es nicht, selbst wenn ich bedenke, daß es nur eben die Schalen der köstlichen Meeresbewohner waren.

Was ist solche Aufter nicht für ein unvergleichlicher Genuß, besonders in der vielfachen Mehrzahl gemossen! Fein und zart, seltsam erfrischend von Geschmack, bringt sie uns den frischen Hauch des Meeres auf die Tafel; überaus verdaulich, reizt sie den Appetit, ohne ihn zu erlahmen; sie fügt sich trefflich zu allen anderen Speisen, sie erschwert uns nimmer die kommenden Genüsse, sie ist in Wahrheit die grata ingluvios, der liebliche Gaumenreiz des Horaz. Ja, der alte Römer, der wußte seine Aufter zu schätzen, ihm bleibt das Verdienst, ihr Welttruf verschafft zu haben. Er speiste sie nicht nur, wie sie aus dem Meere kam, er erfindet die Kunst, sie zu pfeifen und zu mästen, und unsere heutigen Aufterparcs sind nur Nachahmungen jener großen Bucht-Depots, die Sergius Orata zu Gunsten seiner lucrinischen Lieblinge zuerst anlegte. Und wenn mir die Herren von Rom sonst mehr als Schlemmer, denn als Feinschmecker gelten, in Bezug auf die Auftern scheinen sie mir doch auf letzteren Ehrennamen Anspruch zu haben. Ich bin nicht genug Philologe, um der Quelle nachgehen zu können, der J. Weber die köstliche Thatsache entnommen hat, daß man in der alten Kaiserstadt eine besonders große Aufternsorte Tridacna nannte, weil man in sie dreimal hineinbeißen mußte, während bei der Kirische nur zwei und bei der kleinen Native nur ein Biß erlaubt ist, — bezeichnend ist das Geschichtchen aber gewiß.

Die guten Zeiten für uns deutsche Aufternfreunde sind leider vorbei, oder richtiger hoffentlich: sie ruhen nur. Unsere herrlichen westholsteinischen Bänke mußten, durch Raubbau erschöpft, schon vor Jahren außer Betrieb gesetzt werden, und ich fürchte, es werden noch einige Jahre vergehen, ehe wir uns ihrer Spenden wieder voll erfreuen können. Was heute von Bremerhaven und Hamburg aus als „Nordsee-“ oder „Helgoländer Aufter“ auf den Markt gebracht und im Inlande wohl gar als holsteiner Aufter vertrieben wird, ist ein herzlich trüber Ersatz. Der gütige Gott der Küche bewahre mich vor ihm und auch vor den „Amerikanern“, die uns die Hankes senden: so trefflich die amerikanische Aufter jenseits des Oceans sein soll, hier kommt sie derart entkräftet und abgemagert an, daß sie uns die Sorgen der qualvollen Nebelfahrt bitter empfinden läßt. Da lasse ich mir weit eher noch eine frische Gynpsford-Aufter gefallen, selbst wenn sie als holländische verkauft wird.

Die großen Ergensquellen für alle Aufternfreunde sind heute, — da Frankreich seine vorzüglichen Meeresbewohner aus der Bucht von Biscaya, von Cancale, Etretat und Tréport, seine köstlichen grünen Auftern von der bretagischen Küste fast ganz für sich behält, — die Gestade Englands. Wer kennt sie nicht, die Natives von Essex, die hochgeschätzten Thierchen von Faversham und Colchester, die Pandores von Edinburgh und die schwarzbebarteten irländischen Garkingsford! Es erfüllt mich immer mit stiller Wehmuth, wenn ich daran denke, daß unser deutsches Meer uns keine Auftern liefern kann, daß alle Versuche des emigen Kieler Professors Möbius, längs den so wohlgeschützten Ostufers Holsteins und Schlesiens die Lieblinge der Feinschmecker anzusiedeln, an dem zu geringen Salzgehalte der Ostsee scheitern mußten. Warum können wir in Berlin nicht einen Aufternmarkt haben, wie ihn London in Billingsgate besitzt, warum kann die Aufter nicht ein Volksernährungsmittel werden, wie sie es jenseits des Oceans ist? Vergebliche Wünsche, — bei uns bleibt sie eine Delicatsse der Wohlhabenden, und selbst manch' schäzgereicher und sonst schätzwerther Gastgeber setzt sie, eine entsetzliche Sitte, seinen Freunden „abgezählt“ vor.

Keine Tageszeit, zu welcher die Aufter nicht mundet, keine Mahlzeit, welche durch ihre Zugabe nicht gewinnt. Ich gestehe freilich offen, am schönsten kommt ihr eigenartiger Reiz bei einem kleinen, wohlgeköhlten Frühstück zur Geltung. Eine kleine Tasse Real Turtie, dazu ein Glas weißen Portweines, und dann eine mächtige, von goldigen Zitronen bekränzte Platte soeben geöffnete Natives, frisch mit Meerwasser behaut, — wem ginge dabei nicht das Herz auf? Aber schon der alte, brave Brillat-Sabarin, der doch wirklich etwas von der Sache verstand, klagte mit Recht: „Ach Gott! Ich habe ganz oder doch beinahe ganz diese Aufternfrühstücke verschwinden sehen, die früher so häufig und so köstlich waren. Sie sind dahingegangen mit den Abbés, die niemals weniger als zwölf Dugend (sic!) schlürften. Ich weine Ihnen nach, aber als Philosoph. Wenn die Zeit sogar die Regierungen weghäubt, warum sollte sie dasselbe nicht auch bei alten, guten Gebräuchen thun!“ Schade überhaupt, daß aus unserer Geselligkeit das gastliche Frühstück mehr und mehr entschwindet. Ich meine nicht jenes opulente dojeuner dinatoire, das lediglich eine Rittagsmahlzeit zur früheren Stunde ist, — ich habe die kleinen, reizenden Herrenfrühstücke (unter Vorbehalt natürlich der Frau des Hauses) im Sinne, die nur eine Episode des langen Vormittages bildeten. Man sage mir nicht, unsere heutige Generation habe zu viel zu arbeiten und zu wenig Zeit, um Epikur am Vormittage zu opfern, — der Frühstücker in der leidigen Weinstube oder, noch schlimmer, im Tempel des Gambinus beansprucht dieselbe Zeit, und besonders der Letztere raubt dem Manne, der seinen Geist braucht, weit, weit mehr Arbeitskraft, als ein kleines, rechtzeitig beendetes Frühstück am häuslichen Herde im Kreise guter Freunde.

Aber, wie gesagt: keine Mahlzeit, zu welcher die Aufter nicht mundet! Wer begrüßte eine Schüssel Goldscheller beim Diner nicht mit Freude, — vor der Suppe, wenn es möglich ist, gubdige Gönnerin! Heute dominirt jene vielgerühmte schwedische Schüssel als Vorpeise, die zwanzig scharfe, als appetitreizend belobte Scherzchen enthält, von der Hummer-Rayonnaise bis zu den Reunaugen. Reunaugen — appetitreich! Ein Barbar, der das behauptet. Bei ist ein leicht verdauliches Metall diesen Schredensstücken gegenüber. Vielleicht, daß im Klima des Polarfrees, mit dem Appetit-Schnapschen vereint, das Cabaret leidlich erträglich ist, für uns vermag es ein Dugend Auftern nimmer zu ersetzen. Ich möchte mir übrigens hier eine Einschubung erlauben, die allerdings, fürchte ich, auf Widerspruch stoßen wird: ich möchte nämlich vorschlagen, die Auftern zum Frühstück und zum Diner in verschiedener Weise zu serviren. Zum Frühstück nicht entbartet und nicht losgelöst, — die kleine Arbeit erhöht den Reiz des Genußes, von einer Ruschel zur kommenden freut man sich auf den Augenblick, wo die Jungen-Kerben sich an der köstlichen Molluste fühlen werden. Zum Diner aber sollte die Aufter stets „fertig“ gereicht werden, dort bildete sie einen Haupttheil, hier ist sie nur der liebliche Gaumenreiz, der, schnell erledigt, zu Größerem vorbereiten soll.

Auftern am Abend, erquickend und labend! Ein gutes Diner liegt hinter uns. Man hatte früh genug geendet, um noch einen Akt in der Oper zu hören, wie könnte man den Abend besser beschließen, als mit einigen Dugend Natives bei Dresse! Nichts weiter, kein Fleisch vor Allen, erlaubt ist höchstens noch ein ganz, ganz kleines Stückchen Roanfort, oder für jene Leute, die nimmer genug haben können, ein braun glänzendes, pikantes Wales rarbit.



Bogenschießen für Damen. — Siehe Seite 182.

Und dazu zuerst ein Glas Drey-Gelbermann extradry, dann einen guten Bordeaux, es darf sogar Schloßabzug sein, und man kann mit ruhigem Gewissen sich zur Ruhe legen.

Keine letzte Bemerkung bringt mich auf die Frage: was trinkt man zu Auster? Nun, auch das ist ein Vorzug der holländischen Küche, daß das mannigfaltige Raß gleich trefflich zu ihnen paßt. Die „classischen“ Stoffe, wenn ich mich so ausdrücken darf, sind selbstverständlich St. Peray oder Chablis. Aber nur ein einseitiges Urtheil wird sie als unentbehrlich bezeichnen, ja im Gegentheil, der Wille und der persönliche Geschmack hat gerade hier die weiteste Auswahl. Da es einmal mein Loos ist, in diesen Zeilen meine bescheidene Persönlichkeit mehr als gut in den Vordergrund zu rücken, so will ich offen gestehen, daß ich beim Frühstück einem Glase Maximiner Grünhäuser Kuchele, beim Diner einem Kelche Rosel-Schaumwein und am Abend, — ach, davon sprach ich ja bereits: einem herberen französischen Sect den Vorzug gebe. Inbehalten haben mir Auster auch gleich vortrefflich bei einem Pokale Me, wie bei einer Flasche alten Sherry gemundet, der, wie man mir sagte (aber ich bin Skeptiker), zweimal die Linie, den Äquator nämlich, passiert haben sollte. Das Beste paßt eben überall zu dem Guten.

Ich habe bisher nur von den Austern, wie Gott Neptun sie uns aus seiner reichen Schatzkammer auf die Tafel sendet, geplaudert. — Sie aber, meine verehrte Gönnerin, wollen wissen, wie ich über die herrliche Gabe des Meeres denke, wenn sie umgeformt, weiter im Gebiete der Küche verwendet, — bereichert und verschönt, so Sie wollen, vor uns erscheint? 's ist eine Gewissensfrage und nur schwerer Verzens entschließe ich mich zu der Antwort: die Auster bleibt, so lange sie tadellos verkauft und tadellos frisch ist, immer am schönsten, wie Gott sie geschaffen. Ich persönlich verschmähe sogar den Saft der Citrone.

Indessen: ich verachte weder eine Austersuppe (es ist freilich ein Decennium her, daß ich sie zum letzten Male gut zubereitet genoss), noch Auster-Saucen, nur sollten die Herren Köche die armen Schalthierchen hübsch erst kurz vor dem Anrichten beiseiden, da sie sonst hart werden und an Geschmack verlieren. Sauerlohl mit Austern, — charmant; ich empfehle aber, den Sauerlohl mit einer Flasche Martobrunner oder einem Fläschchen Schaumwein und einem Kajan in angenehme Berührung zu bringen. Auster-Pastetchen! Mir fällt mein treues, altes Babemercum ein, in welches liebe Freundinnen und, — dann und wann, — wohl auch ein vielbewährter Küchen-Chef für mich die eine oder andere Notiz eintragen. Vor Jahren war's, in Hamburg, oder richtiger, in einer reizenden Villa in Pöfeldorf bei Hamburg, als ich, begeistert von den gereichten Pastetchen, die liebenswürdige Wirthin um das Recept bat, — eine jener gütigen, alten Damen, die im Salon mit Grazie zu herrschen, eine Boniarde kunstgerecht zu transhiren, einen Salat vollendet zu bereiten verstehen und es auch nicht verschmähen, in ihrer allerdings ideal eingerichteten Küche nach dem Rechten zu sehen! Vielleicht ist die einfache Angabe nicht ohne Interesse: ein nicht zu knappes Stück Krebsbutter wird zur Sahne gerührt und mit drei Eidottern, ein wenig Citronensaft, Kapern, dem Austerwasser, genügend, d. h. wenig Salz und reichlichen, kleingeschnittenen Champignons vermischt. Dann rührt man die Hälfte des zu Schaum geschlagenen Eiweißes hindurch, giebt etwas Rheinwein hinzu, füllt die Pastetchen und bäckt sie etwa acht Minuten im nicht zu heißen Ofen. Inzwischen werden die Auster, — man rechnet auf die Pastete zwei bis drei Stück, — mit Eidotter und Citronensaft bestrichen, dann auf die Füllung der Pasteten gelegt und diese noch ganz kurze Zeit, höchstens fünf Minuten, in den Ofen geschoben.

Gebadene Auster! Ich kannte einen hohen Herrn, einen wohlhabenden Gourmand, der eine gebadene Auster als die Krone der Gaumengenüsse bezeichnete, — und gewiß! er steht

nicht allein mit seiner Ansicht da. Mich dünkt freilich, die Auster büßt beim Baden ihr charakteristisches Element, ihre köstliche Leichtigkeit, ein, und man findet auch nur selten einen Küchen-Chef, welcher wie derjenige des Ebenerwähnten, die Grenze zwischen dem Zuviel und Zuwenig des Badens scharf genug zu finden weiß, der jene ganz geringe Zuthat von Muscatblüthe, welche zur gebadenen Auster gehört, richtig zu bemessen versteht. Ein eigenes (bretonisches) Recept für gebadene Auster, — weit abweichend von allen übrigen, — fand ich in Weber's gastronomischen Bildern: Man tupfe von den Austern das Wasser mit einem Tuche ab und bestreue sie, sobald sie trocken sind, mit etwas Weizenmehl. Dann schneide man zwei Zwiebeln in ganz kleine Stücke und brate sie in wenig Butter; so bald sie zu bräunen beginnen, hinein mit den Austern in die Pfanne! Auch sie dürfen nur einen Hauch von Bräune erhalten, müssen aber inzwischen mit Pfeffer und Salz gewürzt, vor dem Serviren mit etwas Weinessig beträufelt und sofort genossen werden. Ich habe das seltener klingende Recept vortrefflich gefunden, nur bedingt die Zwiebelzuthat die größte Vorsicht.

Aber genug von Recepten! Ich müßte sonst fürchten, der gestrengen Redaction des wirtschaftlichen Theiles, dem ich selbst so manchen trefflichen Fingerzeig verdanke, in's Gehege zu kommen, — vor dieser Gefahr aber schreie ich zurück. Ich bin ja nur ein bescheidener Laie auf dem edlen Gebiete der Kochkunst, — so lange ich nicht selbst an wohlbesetzter Tafel sitze.

Dann's von Spielberg.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Goldfische. — Mir sind schon häufig Goldfische gestorben, ohne daß ich einen Grund dafür weiß. Wie pflege ich sie am besten? D. L. Bingen.

Stodflecke. — Kürzlich machte ich die schmerzliche Entdeckung, daß neuer schwarzzeichener Kleiderstoff, den ich in einem etwas feuchten Gartenzimmer aufbewahrte, Stodflecke bekommen hat. In meiner Noth wende ich mich vertrauensvoll an die Redaction, die so oft gütigen Rath ertheilt, mit der Bitte, mir ein Mittel gegen die Stodflecke angeben zu wollen.

Blumen-Uhr. — Ich hörte neulich von einer Blumen-Uhr. Was versteht man darunter? Kann man sich eine solche herstellen? G. v. R. in B.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Rostflecke auf Nickel (160). — Da sich nur Eisen unter dem Einflusse von Luft und Feuchtigkeit in Rost verwandelt, handelt es sich bei Ihrer Frage vermuthlich um die Rostflecke in nickelplattirten Gegenständen, bei denen der Nickel-Überzug abgerieben und das Eisen freigelegt ist. Treten solche Flecke erst vereinzelt auf, so lassen sie sich entfernen, wenn man sie tüchtig mit Del einseiftet und nach einigen Tagen mit einem Tuche abreibt, das mit Salmiatgeist getränkt ist. Will der Rost nicht weichen, so bestreiche man die Stellen mit verdünnter Salzsäure und reibe sofort nach. Wenn aber die Gegenstände nach längerem Gebrauche und vielleicht infolge von unrichtiger Behandlung beim Putzen schon zahlreiche Rostflecke

zeigen, so bleibt nichts weiter übrig, als sie neu vernickeln zu lassen.

Betty K. in Halle.

Weiße Straußfedern (160). — Ich reinige und käufele meine Gutfedern immer selbst und glaube, auch die geschickteste Putzmacherin kann's nicht viel besser machen. Zunächst bereite ich eine Seifenlösung aus guter weißer oder venetianischer Seife, die fein geschabt, mit weichem Wasser gelocht und zu Schaum gerührt wird. Mit dieser Seifenlösung wasche ich die Federn, welche ich vorher in klarem Wasser eingeweicht habe, sehr behutsam, indem ich sie auf einem reinen Tische mit einem zarten, leinenen Lappchen abreibe, oder sie auch nur einige Male leicht durch die Hand ziehe. Hierauf wird die Seife mit lauwarmem Wasser fortgespült und dies vorsichtig ausgedrückt. Um die Federn zu trocknen, lege ich sie zwischen zwei leinene Tücher und Kopfe mit der flachen Hand darauf. Nachdem sie aufgepusht sind, halte ich sie über glühende Kohlen, die ich auf dem Herde etwas weit aus einander breite; natürlich muß es vorsichtig geschehen, aus genügender Höhe und unter häufigem Umwenden, weil die feinen Fiederröhren gar leicht fengen. Macht man's aber gut, so leiden die Federn nicht und sehen wieder schön kraus und lockig aus. Für weiße Gutfedern streue ich ein wenig gestohlenen Schwefel auf die Kohlen, der durchziehende Dampf bleicht sie und giebt ihnen ihre reinweiße Farbe zurück. Dies Verfahren, das vielleicht in der Beschreibung etwas umständlich klingt, geht in Wirklichkeit schnell und leicht von Statten.

Helene W. in Göttingen.

Rathschläge.

Die Kartoffel. — Das Beschaffen des Wintervorrathes an Kartoffeln, das Kochen, die Auswahl der geeigneten Sorten und die Art der Aufbewahrung sind für jeden Haushalt gleich wichtig. Als feinste Sorte gilt die runde oder länglich-weiße Kartoffel,

deren Schale glatt und fein ist, die runde oder blaue ist größer, aber mehlig, und je nach dem Gerichte, zu dem sie gebraucht werden soll, ist die Eine oder Andere zu wählen, darum versehe man sich mit beiden Arten. Auch verlangt jede Kartoffel eine besondere Kochart, lauwarm gewaschen und mit kochendem Wasser aufgesetzt, bedarf die Weiße eines raschen, starken Feuers, die Rothe, welche leicht platzt, eines schwachen; gekochte Kartoffeln kochen man immer langsam und gleichmäßig, alte Kartoffeln schäle man am Abend zuvor und lasse sie in Wasser stehen. Sobald die Kartoffeln gar sind, gieße man sie trocken ab, decke den Topf zu, schütte ihn, hebe den Deckel auf, damit der Dampf entweicht, und wiederhole dies, bis die Kartoffeln vollkommen trocken sind. Jedem anderen Verfahren vorzuziehen ist das Kochen im Dampf, Kochtopfe, darum sollte dieser in keinem Haushalte fehlen; es dient bei einem solchen festgeschlossenen Kessel ein Siebboden als Unterlage. Auf einen Topf mit kochendem Wasser gestellt, werden so die Kartoffeln meist in 10 Minuten gar. Was das Aufbewahren betrifft, so soll man Kartoffeln nie auf den Boden eines Kellers, sondern in Kisten schütten, eine Unterlage von Holzbohlen hindert die Bildung von Keimen, wenn solche sich gegen das Frühjahr hin dennoch zeigen, so muß man sie abbrechen, denn sie enthalten einen Giftstoff, „Solamin“, und schädigen die Frucht; auch sollten frante, oder durch die Dacke angestochene Stücke, die leicht in Fäulniß übergehen und andere anstecken, immer entfernt werden. Beim Eintreten des Frostes muß der Keller wohl verwahrt werden, doch sind bei Sonnenschein die Fenster zu öffnen, damit frische Luft Zutritt findet. Sollten Kartoffeln erriren, so kann man sie unmittelbar nach dem Aufthauen, wo sie zuckerreicher schmecken, vielleicht noch genießen, indessen gehen sie rasch in Fäulniß über, darum thut man gut, sie aus Vorsicht mit alten Decken oder Stroh zu überdecken. Die geeignete Zeit zur Beschaffung des Wintervorrathes ist Ende October bis Anfang November.

Essdragon-Essig. — Wichtig für die Bereitung einer jeden guten Sauce, namentlich der Mayonnaise, ist neben dem Del ein feiner Essig, und wer den besten, den dunkelrothen Bordeaux-Essig, von dem eine sehr geringe Quantität genügt, nicht fähet, der sollte zur Sommerzeit nicht versäumen, sich einen anderen, sehr schägenwerthen, selbst herzustellen. Es ist dies der Essdragon-Essig. Man thut Essdragon-Blätter, die von den Stielen gepflückt wurden, ein paar Pfefferkörner, Chalotten, einige Kocambolen, ein paar Krauseminthblätter, auch wohl noch andere feine Kräuter, als Pimpinelle zc., in eine Flasche, füllt diese mit gutem Weinessig, verkorkt sie fest, und läßt sie einige Wochen in der Sonne destilliren. Nach Verlauf dieser Zeit gießt man den Essig durch ein Tuch, füllt ihn in kleinere Flaschen und bewahrt ihn zum Verbruche. Ebenso ist ein Gewürz-Essig als Zusatz bei verschiedenen Speisen, z. B. bei Schnorbraten, recht gut. Die Bereitung ist dieselbe wie die vorher angegebene, nur thut man statt der Kräuter verschiedene Gewürze als: Muscatnuß, Nelken, englisches Gewürz, weißen Pfeffer, ein wenig gestohlene Senfförner, einige Chalotten und Pfefferkörner in den Essig, und läßt ihn in gleicher Weise destilliren.

Essig-Del. — Der Firma Speyer und Grund in Frankfurt a. M. ist es durch ein eigenes Verfahren gelungen, Essig und Del zu verbinden und beide Flüssigkeiten so zur Verwendung für jeden Salat, Mayonnaise zc. fertig präparirt, in den Handel zu bringen. Von feinstem Oele und bestem Essig bereitet, ist ein Hinweis vielleicht mancher Hausfrau, die sich zuweilen in der rechten Mischung vergriff, willkommen.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Fr. 44.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 27. October 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Glaube und Liebe.

Eine Geschichte aus alter Zeit.

Von Ernst Wichert.

(Schluß.)

Katharina lächelte ihm freundlich zu und drückte schwach seine Hand, entgegnete aber nichts. Es schnitt ihm in's Herz. Noch einen Tag ließ er hingehen, dann war sein Entschluß gefaßt. Er zog den Sonntagsrock an, presste den Hut tief auf die Stirn und ging nach dem Pfarrhause. Er mühte sich wohl, auf der Straße eine sichere Haltung zu zeigen, aber die ihm begegneten, meinten doch: wie geht der Mann so gebückt und zitternd am Stabe! Das macht sein häusliches Leid.

Dr. Mörlin ließ ihn in sein Arbeitszimmer ein. Auf dem Schreibtische stand ein Crucifix, und davor lag eine Bibel aufgeschlagen. Auf einem Blatte Papier hatte er eben geschrieben, denn die Tinte glänzte noch naß. Er deutete darauf mit der Feder und sagte höhnisch: „Das bricht ihm den Hals ganz und gar. Der Hochmuth hat ihn verblendet, gegen Philipp Melancthon zu schreiben, der ihn doch glimpflich genug abgefertigt; er kann auch den gelindesten Tadel nicht ertragen. Nun wird der Herr Herzog wohl merken, was für eine Schlange er an seinem Busen gewärmt. Alle Facultäten erklären sich gegen ihn und verlangen Einheit der Lehre. Er ist wie ein geheht' Wild; es fehlt nur noch, daß ihm Einer den Genickfang gebe. Dazu hab' ich schon angefeht.“

Den Rathsherrn durchdröselte es. Was hatte er von diesem Manne zu hoffen? Gleichwohl faßte er

Muth und begann: „Hochwürdigster Herr Doctor, ich zweifle nicht, daß es Eurer Gehrjamkeit und Glaubensfestigkeit gelingen wird, den Gegner zu überwinden. Sehet aber heute gütigst an das Leid in meinem Hause und helfet mir zum Frieden mit meinem armen Kinde. Der Senfmann steht schon an seinem Schmerzenslager und wartet auf den Tag der Ernte. Es ist Euch bekannt, wie ich habe als Vater hart sein müssen, um nach Eurem Gebote meine Christenpflicht zu erfüllen. Das aber habt Ihr wohl selbst nicht geahnt, daß die Trennung von dem Bräutigam der Braut so schweren Kummer bereiten würde. Ist aber doch so und freist an ihrem Herzen wie ein Weier, der täglich kommt, seine Nahrung zu holen, hadt mit dem scharfen Schnabel in die Wunde und läßt sie nicht vernarben. Ich bitt' Euch flehentlich, wollet nicht meines lieben Mädchens Tod, sondern jänstigt Euren Zorn und übet christliches Verzeihen.“

Mörlin musterte ihn mit einem flammenden Blicke. „Was begehret Ihr von mir?“ herrschte er den Gast an. „Lasset doch hören.“

„Daß Ihr Euer strenges Wort zurücknehmt,“ antwortete Lüttken, „und mich ermächtigt, den Secretarius Christoph Emsdaler wissen zu lassen, Ihr wollet ihn nicht vom Altare verweisen, wenn er um den Ehesegnen bittet. Das allein kann meinem armen Kinde Leben und Gesundheit wiedergeben.“

„Ohne daß er seinen greulichen Irthum widerruft?“ plagte der Dompfarrer heraus. Er legte Lüttken die breiten Hände auf die Schultern, schüttelte ihn und rief: „Mann, Mann! werdet nicht schwach, da Euch nun Gott würdigt, den Glauben zu bekennen! Wollet Ihr Christum verrathen, um einem liebeskranken Mägdelein zur Hochzeit zu verhelfen? Was sind tausend

Tode gegen des Heilandes Blut und Wunden? Euer Kind sterbe in Gott, so ist's besser, als daß es in der Sünde wider ihn lebe.“

Dem Rathsherrn wankten die Knie. „O, kommet nur und sehet selbst, wie der junge Leib zerstört ist,“ flehte er, „Ihr werdet Euch gewiß erbarmen. Weshalb ginge ich Euch denn an, als weil ich von meinem Glauben nicht wanken will? Aber wie kann ich verlangen, daß ein Anderer den seinigen ändere, ohne überzeugt zu werden? Lasset dem jungen Manne Zeit zur Einkehr und bedenket —“

„Da ist nichts zu bedenken,“ unterbrach ihn Mörlin schroff. „Hebe Dich weg von mir, Satanas, böser Verführer! Mich sollst Du nicht überwältigen.“ Er sank auf die Knie nieder und zog auch Lüttken zu sich hinab, hob seine Hände auf und sprach ein Gebet mit vielen Anrufungen Gottes, den schwergeprüften Mann nicht schwach werden zu lassen.

Als der Rathsherr das Haus verließ, war ihm gar weh zu Muth. Noch tiefer beugte er das Haupt, und noch unsicherer setzte er den Stod, der ihm jetzt wirklich eine Stütze sein mußte. Er sprach halblaut vor sich hin und schüttelte sich von Zeit zu Zeit, wie vor Frost. Er hatte gemeint, bei Mörlin keinen leichten Stand zu haben, aber für so unduldsam hatte er ihn doch nicht gehalten. Nicht ein Wort des Mitleides hatte er für ihn und sein Kind gehabt. Unbarmherzig forderte er das Opfer. „Ihm fehlt die Liebe,“ murmelte er, „die Liebe.“ Und nun war ihm Alles, was er gesprochen, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Er ging wieder zu Katharina, setzte sich an ihr Bett, streichelte ihre Hand und sagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß es so kommen sollte... Ich bin so hart nicht, wie Du wohl denkst. Nur Dr. Mörlin!



Die Hungrigen. Von Heinrich Reutig. — Siehe Seite 191.

„Hätt' ich ihn früher so stark erkannt, wie jetzt, — das wäre nicht geschehen.“ Er erzählte, daß er bei ihm gewesen sei und um Nachsicht gebeten habe, und wie er abgewiesen worden. Nun habe er das Letzte versucht und wisse sich nicht weiter zu rathen.

Katharina zog seine Hand an die Lippen und hauchte einen Kuß darauf.

Zu derselben Zeit quälte sich auch Emsdaler mit finsternen Gedanken, wie er seinem Schicksale eine erträgliche Wendung geben sollte. Er hatte alle Lust am Leben verloren, hielt sich von jeder Hoffentlichkeit fern und mied selbst den Umgang mit den alten Freunden. Seine amtlichen Geschäfte freilich besorgte er nach wie vor mit der größten Gewissenhaftigkeit. Es schien, daß ihm der Tag zu ihrer Erledigung nicht genug Stunden haben könnte. Freude aber hatte er auch an der Arbeit nicht; sie sollte ihm nur helfen, sein Herzleid in Vergessenheit zu bringen. Er wußte, daß Rätchen schwer erkrankt sei und nicht genesen konnte. Daß er daran mit die Schuld trage, konnte er doch nicht von sich abwehren. Wenn er sich gefügt hätte, — zum Scheine wenigstens . . . Ja, zum Scheine! Das war's, was seine Ehrlichkeit anwiderte. Ein Bekenntniß aussprechen sollen, das er nicht als eine Wahrheit empfand! Wegen seine heilige Ueberzeugung . . . Aber handelte es sich denn wirklich um einen Glaubenssach, an dem das ewige Leben hing? War nicht auch Mörlin ein frommer Mann, ein eifriger Protestant, ein Schüler Luther's? Und hielt nicht auch Osiander das Leiden und Sterben Christi werth, wie Jener, nur daß er zu unserer Rechtfertigung den ganzen Christus in uns forderte: „er hange am Kreuze in Leiden oder sei im Tode oder in der Hölle, er sei erstanden, wandle bei seinen Jüngern oder fahre gen Himmel und sei zur Rechten Gottes“? Einen so starken Beweis seiner Selbständigkeit er gegeben hatte, er kam sich unfrei vor. Wenn er nicht gerade hier in Preußen gewesen wäre, in Osiander's Nähe, des Herzogs Diener, — wie hätte ihn dieser Theologen-Streit so groß ansprechen können? Und wenn er nun nicht mehr in Preußen wäre . . .

So reifte in diesen trüben Monaten ein Entschluß, der zuletzt so sicher feststand, daß nur noch die Zeit der Ausführung in Frage blieb. Eines Tages, als Emsdaler dem Vortrage der Oberräthe beim Herzoge beige-wohnt hatte und nun noch der Unterschriften wegen allein bei demselben verweilte, faßte er sich ein Herz und sagte: „Ew. Fürstliche Durchlaucht wollen gnädigst gestatten, daß ich nun auch noch ein gehorsames Gesuch für mich selbst anbringe. Mag es Ew. Fürstlichen Durchlaucht gefallen, mich huldvoll darauf zu bescheiden, so leicht ich auch der Verdacht des Undankes gegen mich richten könnte.“

Da der Herzog, mit etwas verwundertem Gesichte freilich, nickte, fuhr er fort: „Gnädigster Herr, ich bin wahrlich kein Undankbarer, und hatte gehofft, Ew. Fürstlichen Durchlaucht das mit ganzer Anstrengung meines Fleißes und treuester Ergebenheit beweisen zu können. Aber es treibt mich nun von hier fort um merklicher Ursachen willen, die ja auch Ew. Fürstlichen Durchlaucht zum Theile wohlbekannt sind, daß ich anderwärts Ruhe finde und mich mit meinem Herzen ganz frei berathen mag, es weise mich nun diese Straße oder jene. Hab' ich die Braut verloren, das hätt' ich vielleicht nicht so schwer getragen, aus Liebe zu meinem gnädigen Herrn, dessen Dienst ich mich zugeschworen. Nun aber hat die Lösung dieses Bündnisses gar traurige Folgen für die liebe Jungfrau gehabt, die ohne jenes Zerwürfniß längst hätte mein Weib sein können. Wie ich glaubhaft versichert worden bin, geht ihr der Kummer über die Trennung an's Leben. So fühle ich nun mein Gewissen arg beschwert, daß mein Stolz und meine Dienstwilligkeit die Schuld tragen sollen an dem Verderben dieses jungen und schönen Leibes, da doch die Hoffnung eines Ausgleiches übrig bliebe, wenn ich auf Amt und Freundschaft nicht Rücksicht zu nehmen, sondern mich nur mit meinem Gott zu berathen hätte. Und so bitte ich denn Ew. Fürstliche Durchlaucht, — mit schwerem Herzen allerdings, aber doch wohl überlegt, — um baldigen Abschied.“

Der Herzog hatte sich in den Stuhl zurückgesetzt und strich mit der Hand den langen Kinntbart. Er sah nicht erührt, aber sehr nachdenklich aus, senzte und antwortete, ohne die müden Augenlider zu heben: „Ja, ja, es ist so, wie Ihr's sagt. Ich hab's an Aurifaber erfahren, und es hat mich schon schwer belümmert. Hättet Ihr Euch damals zu Mörlin gewendet, es wär' Euch von meiner Seite nicht so arg verdacht worden. Jetzt freilich sehe ich wohl, daß Ihr hier nicht einen Schritt entgegen thun könnt, ohne des schmachlichsten Abfalles verdächtig zu werden. Ich fürchte nur, Ihr müßt Euch wenig, wenn Ihr geht. Denn wie ich Euch kenne, seid Ihr kein leicht bieg-james Rohr. Drüber aber wird man volle Unterwerfung fordern.“

„Es kann so sein, gnädigster Herr,“ sagte der Secretarius, „aber ich habe dann das Meinige gethan,

das Hinderniß fortzuräumen. Sollt' es gleichwohl nicht gelingen, so bin ich wenigstens fern, wenn das Traurige sich ereignet, das ich doch nicht abwenden kann, ohne mich schuldig zu machen gegen Gott. An diesem Orte wird es mich nimmermehr leiden. Darum wend' ich mich an Ew. Fürstliche Gnaden mit dieser Bitte, mich entlassen und, wenn es sein kann, nach Ausbach oder an einen anderen Hof empfehlen zu wollen, damit ich nicht brodlos bleibe und in Ehren meine Werbung wiederholen mag.“

Herzog Albrecht verhielt sich einige Minuten lang schweigend. Er hatte sich vorgebeugt und die Stirn auf die Hand gestützt. „Ihr habt mir treu und zuverlässig gedient,“ sagte er dann, aufblickend, „und müßt' ich Euch einem Anderen gönnen, könnt' ich Euch das Zeugniß meiner Zufriedenheit nicht vorenthalten. Aber ich miße Euch ungern. Es dienen mir Viele, die den Mantel nach dem Winde tragen. Was ein treuer Mensch werth ist, — zumal in dieser Zeit und in diesem Lande, — weiß ich zu schätzen. Verlangt daher nicht sofort Antwort, sondern laßt mir drei Tage zum Besinnen. Kann ich Euch dann nicht halten, so will ich Euch auch nicht aufhalten.“

Er stand auf, reichte Emsdaler die Hand zum Kuße und entfernte sich nach den Gemächern seiner Frau hin, ihm das Zusammenpacken der Papiere überlassend.

Nicht gering war die freudige Verwunderung, als am nächsten Vormittage aus der mit dem fürstlichen Wappen geschmückten Sänfte, welche sich vom Schlosse her nach der Stadt Kneiphof bewegte, vor dem Lüttchen'schen Hause die junge Herzogin ausstieg. Sie war des kalten Wintertages wegen ganz in wüßliches Pelzwerk gehüllt, das Hochzeitsgeschenk des polnischen Königs, und trug ein Körbchen mit Früchten am Arme, wie sie zu dieser Zeit nur in der fürstlichen Vorrathskammer anzutreffen sein konnten. Frau Gottliche Zimmermann eilte ihr vor die Hausthür entgegen, an der sich rasch allerhand neugieriges Volk gesammelt hatte. Sie habe gehört, sagte die Herzogin, daß des Rathsherrn einziges Töchterlein schwer krank darniederliege, und wollte ihr eine Erfrischung bringen, deren Wohlthat sich schon an sich selbst erprobt habe. Ob sie vor das Bett der Kranken gelassen werden könne? „O, welche huldvolle Herablassung, welche himmlische Güte!“ rief Frau Gottliche ein Mal über das andere, küßte den Zobelbesatz des Mantels und trippelte unschlüssig hin und her, was sie zunächst beginnen oder lassen sollte. Aus ihren wirren Reden merkte die Herzogin Anna Maria wohl, die Ueberraschung könnte der Kranken schaden. Deshalb sagte sie lächelnd: „Es ist am besten, Ihr melbet mich nicht erst, sondern nehmt mich gleich mit Euch hinein. Es bedarf dann zu meinem Empfang gar keiner aufregenden Vorbereitung.“ Sie warf auch gleich den Pelz ab, hielt eine kleine Weile die Hände an den Ofen und ging dann auf die Kammerthür zu.

Frau Gottliche öffnete und rief hinein: „Eine sehr vornehme Dame, liebes Rätchen, die Dir eine Erquicklichkeit bringt. Erschrick nur nicht, — die Frau Herzogin selbst.“

„Da ist's nun doch heraus,“ sagte dieselbe, sich dem Bette mit langsamen Schritten nähernd. „Es ist gar nichts zu erschrecken, mein liebes Kind. Nicht zum ersten Male gehe ich zu einer Kranken, ihr Etwas von meinem Ueberflusse zu bringen. Diese Früchte kommen aus Italien. Sie sind süß und voll köstlichen Saftes; eine heißere Sonne hat sie gereift, als die unsere.“

Sie stellte das Körbchen auf die Decke, die Katharina eiligst glatt ausgezogen hatte, und reichte ihr die Hand. Dann setzte sie sich auf den Stuhl am Kopfende und erkundigte sich theilnehmend, wie es der Kranken ergehe. Sie erinnerte sich, daß Rätchen ihr bei ihrem Einzuge mit anderen Rathstöchtern zusammen einen Blumenstrauß überreicht und ein Verslein gesprochen hatte. Das that der Kranken wohl. Sie richtete den Kopf auf, und es war, als ob ein leichtes Roth ihre Wangen überflog. „Aber daß Ihr nun so gütig seid, gnädigste Frau Herzogin,“ sagte sie leise; „was hat das zu bedeuten? Ich träumte diese Nacht von Euch.“

Sie nahm eine von den Früchten und sog ihren erfrischenden Duft ein. Die Herzogin öffnete eine andere und reichte ihr die zarten Scheiben zu. „Eßet nur,“ bat sie, „und habt gute Zuversicht, daß Ihr davon gesundet.“

„Wie Gott will,“ antwortete die Kranke.

„Ihr dürft nur nicht die Hoffnung aufgeben,“ fuhr die Herzogin fort. „Es sind drei Anker, die unser Lebensschiff im Sturme halten: Glaube, Liebe und Hoffnung. Der Glaube mag schwach werden und die Liebe versagen, aber die Hoffnung darf nicht von uns weichen. Sie ist wie die Sonne, die hinter schwarzem Gewölke steht: wir sehen sie nicht, aber wir wissen, daß sie scheint, und daß ein Windhauch alles Gewölk verjagen kann.“

„Jetzt eben sehe ich sie,“ sagte Katharina, die Herzogin mit einem recht innigen Blicke betrachtend

Das schien der hohen Frau zu gefallen. Sie beugte sich über das Bett und flüsterte ihr zu: „Ich hoffe, sie soll Euch bald viel wärmer anlachen. Wißt, daß Ihr noch unverändert geliebt werdet. Zwar darf ich Euch keinen Gruß bringen, aber es ist des Herrn Herzog's Auftrag, in dem ich Euch dies heimlich melde.“

Nun spannten sich alle Muskeln des hageren Gesichtens, und die Augen öffneten sich so weit, daß es fast schreckhaft anzusehen war. So unvermuthet war ihr noch nichts im Leben vorgekommen. Die Lippen bewegten sich wohl, aber sie brachten keinen Laut hervor. Sie faltete die Hände und sah unverwandt die Herzogin an, erst ganz Staunen, dann ganz Verklärung und zuletzt wieder fragend, ob das Räthsel solle gelöst werden.

Die Herzogin nickte ihr freundlich zu. „Es ist nur die Hoffnung, auf die ich Euch verweise,“ sagte sie, „aber ich zweifle nicht an ihrer Heilkraft. Berichtet Eurem Vater, daß der Herzog ihn zu sprechen wünscht!“ Mit diesen Worten erhob sie sich, um rasch Abschied zu nehmen und sich zu entfernen.

Lüttchen kam gerade vom Rathhause zurück, als sie in die Sänfte gestiegen war. Er wunderte sich nicht wenig über den Auslauf vor seiner Treppe. Als er aber von Frau Gottliche erfuhr, was geschehen war, erklärte er sogleich, er müsse morgen früh auf's Schloß gehen, sich für den gnädigen Besuch zu bedanken. Sein Rätchen fand er ganz froh gelaunt. „Ach, lieber, lieber Vater,“ bat sie, „versäumt den Herrn Herzog nicht; er hat's gewiß gut mit uns im Sinne.“ Nun wurde er freilich stützig und krauste die Stirn: es schien etwas im Werke zu sein, wozu sich im Voraus nicht Stellung nehmen ließ. Aber das Bedenken schwand bald. Er wolle sich jedenfalls dankbar beweisen, meinte er; habe der Herr Herzog ihm dann noch etwas zu sagen, so könne er ja hören, was es sei.

Am anderen Tage ging er denn auch wirklich auf's Schloß und meldete sich bei der Frau Herzogin. Er wurde aber zum Herrn Herzog geführt, der seine Gemahlin mit Hauspflichten entschuldigte, aber ihr den Dank auszurichten versprach. „Es freut mich, daß Ihr gekommen seid,“ sagte er dann; „so kann ich mir nun auch etwas vom Herzen reden, das mich lange bedrückt. Will's auch ohne Rückhalt und Umschweif gleich vorbringen. Ich weiß, daß Ihr meinem Rathe Christoph Emsdaler Eurer Tochter Hand zugesagt hattet, dann aber des leidigen Streites wegen zurückgetreten seid, der auf den Klauzeln entbrannt und in die Familien fortgejagt worden ist. Er hat hier ein starkes Liebesband zerrissen und zwei blutende Herzen zurückgelassen. Wär's denn so gar undenkbar, daß sie sich wieder vereinigen, wenn ich selbst Fürsprach' bei Euch hielte?“

Lüttchen sah zur Erde. „Gnädigster Herr,“ antwortete er, „Emsdaler kann keinen besseren und mächtigeren Fürsprecher haben, als Ew. Fürstliche Durchlaucht, einen Einzigen vielleicht ausgenommen, — und der bin ich selbst. Mein Kind jammert mich, und ich verhälfe ihm gern zu seinem Glücke. Aber vergeblich hab' ich bei Dr. Mörlin schon angefragt, ob er von seiner Strenge nachlassen wolle. Er ist eisenhart. So weiß ich nun nicht, wie ich seinen Widerstand überwinde, kann auch nicht der Meinung sein, daß es Ew. Fürstlichen Durchlaucht gelingen möchte. Daß aber Euer Secretarius sich zu dem Bekenntnisse versteht, das von ihm verlangt wird, darf ich ebenso wenig hoffen.“

„Ihr mögt Recht haben,“ entgegnete der Herzog. „Aber sind unsere Gewissen denn wirklich gebunden an dieses oder jenes Predigers Wort, da wir uns doch befreit haben vom Glaubenszwange der Kirche? Wie mag sich ein sündiger Mensch vermessen, allein die Wahrheit zu haben, die doch nur bei Gott ist? Er heiße Mörlin oder Osiander. Seht, ich selbst bin so ein irrender, aber redlich suchender Mensch und habe beider Theile Meinung ohne Vorurtheil erforcht und viele gelehrte Männer befragt, was das Rechte sei. Und am Ende jetzt's doch Keiner in mich hinein, daß es nun darin bleibe, es finde denn in mir selbst haltbaren Boden. So habe ich denn fleißig gebetet, Gott wolle mich erleuchten und aus dieser Unsicherheit ziehen, daß ich mit mir selbst eins würde, könnt' ich auch Keinem in Allem beitreten. Und also vorbereitet, hab' ich mich hingejagt und mein Bekenntniß aufgeschrieben, wie viel ich aus dem Streite der Lehrer von der Rechtfertigung für mich selbst als wahr annehmen könne, und ist darin Mörlin's und Osiander's Meinung gleich vertreten und durch Abstoßung der scharfen und harten Ecken und Kanten in eins gebracht. Das mag nicht nach der Theologen Verstande sein, will mir aber für einen ungelehrten Christenmenschen recht versöhnlich und überzeugend scheinen. So es Euch gefällt, will ich Euch das Schriftlein lesen. Sagt dann offen und ohne Scheu, was Ihr davon haltet.“

Er trat an sein Lesepult in der Nähe des Fensters, schlug die Postille auf, deren Deckel mit vielen

in's Leder gepreßten Figuren und silbernen Spangen verziert war, und nahm ein lose eingelegtes Blatt heraus, das ganz beschrieben war. Lüttken mußte neben ihm niedersitzen, und er las nun mit lauter und klarer Stimme das in Form eines Gebetes abgefaßte Bekenntniß, oft zwischenein seufzend und den Blick zum Himmel aufrichtend, zuletzt aber ganz freudig, mit heiterem Gesicht. „Gott gebe uns hierin den Frieden,“ schloß er.

„Amen!“ rief der Rathsherr, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und oft mit dem Kopfe genickt oder mit der Hand leise auf's Knie geschlagen hatte. „Von Herzen dank' ich Ew. Fürstlichen Durchlaucht für dieses Seelen-Labsal. Wort für Wort will ich dieses Bekenntniß unterschreiben als das meinige, und deucht mich, daß Mörlin ein rechter Wortklauber und Verheßer sein müßte, wenn er's nicht wollte gelten lassen. Gerade wie Ihr, gnädigster Herr, versteh' ich Luther's Katechismus, und ist Diander's Meinung dabei, so soll mich das eher freuen als verdrießen.“

„So versteht ihn Christoph Emsdaler auch,“ sagte der Herzog, „und will sich zu meiner Schrift gleichfalls Wort für Wort bekennen. Seid Ihr Beide also nicht im Glauben eins, und hindert Euch irgend Etwas, wieder so gute Freunde zu werden, als Ihr's je gewesen seid?“

Das überraschte Lüttken nun doch. Er spannte die Augenbrauen hoch auf und zog an seinem Leibgürte, als ob er ihm zu enge würde. Der Herzog aber ging nach der Thür, öffnete sie und winkte hinaus. „Nun beweiset mir ein friedfertig Gemüth,“ sagte er, zurückkehrend, „und ein väterlich Herz.“

Bald darauf erschien Emsdaler auf der Schwelle, sah verwundert den Herzog und seinen Gast an und wagte sich nicht in's Zimmer hinein. „Tretet nur näher,“ rief ihm der hohe Herr freundlich zu, „und gebt meinen Worten Bestätigung. Das Gebet, das ich Euch gestern lesen ließ, ist es Euch nicht genehm?“

„Von ganzem Herzen,“ antwortete der Secretarius. „So sehet Beide Eure Namensunterschrift darunter.“ fuhr der Herzog fort, „es ist ein Friedens-Instrument. Ist's nicht so?“ Er wandte sich mit dieser Frage an den Rathsherrn, der noch unbeweglich da stand, außer daß er dem jungen Manne das Gesicht zugewendet hatte, sagte seine Schulter und schob ihn ein wenig herum, zugleich Emsdaler heranwinkend. Und nun, wie mit einem Schlage, hoben sich vier Arme. Die beiden Männer schritten rasch vor und sanken einander an die Brust.

Herzog Albrecht trat hinzu, legte die Hände auf sie und sagte: „So ist's recht, und daran hat Gott sicher ein Wohlgefallen. Nun aber sorgt vereint, daß Euer Kathrinle bald geneset. Und wenn's so weit ist, so thut mir Meldung, denn die Herzogin und ich, wir wollen selbst Trauzeugen sein. Weil's aber doch in meiner Macht nicht liegt, Mörlin eine Handlung zu gebieten, die er kraft seines Amtes versagt, und Diander ungeru vom Brautvater angegangen werden mag, so laß' ich Euch in meine Schloßkirche ein und will meinen Hofprediger ersuchen, das Paar mit freundlichen und friedlichen Worten zusammenzugeben, des Glaubensfreites aber nicht zu erwähnen. Seid Ihr damit zufrieden?“

Beide dankten ihm für sein huldvolles Erbieten. „Und nun begleitet mich nur gleich,“ wendete der Rathsherr sich zu Emsdaler, „so ist's in Einem abgemacht, und hintennach weiter kein Maulgesperre!“

Zu Hause angelangt, bat er Emsdaler, sich ein wenig im Flur zu verweilen, bis er vorgeforgt haben werde, daß „der Schreck nicht schade“. Im großen Zimmer kam ihm aber schon Frau Gottliebe sehr aufgeregt entgegen und zischelte: „Denk Euch, es ist in Eurer Abwesenheit ein richtiges Wunder geschehen. Das Kathrinchen ist aufgestanden und hat ihr Haar geslochten und ihr bestes Kleid anzuziehen verlangt, just dasselbe, das sie am vorigen Oster-Sonntage getragen hat, da sie zum letzten Male mit —“

Sie sprach nicht zu Ende, sondern hustete in die Hand. Draußen aber räusperte sich Jemand, der durch die offene Thür Alles gehört haben mochte. „Ei, wie ist mir denn?“ bemerkte sie hinhorchend. Der Rathsherr aber trat in die Krankenstube und sah wirklich Katharina in einem Lehnstuhle am Bette sitzen, wie zu einem Festtage gepudt. Zwei von den schönen, goldgelben Früchten der Herzogin hatte sie im Schoße und ließ sie spielend über die Hände laufen.

Als der Alte verwundert stehen blieb, blickte sie ihn fragend an und sagte: „Bringst Du ihn mir mit?“

„Wen?“ rief er ganz verwirrt.

Sie senkte die Augen. „Ach, es kann doch nur Einer gemeint sein.“

„Aber wie kannst Du wissen, Kind —“

„Er ist da,“ schrie sie mit einem Freudenlaute auf, „er ist wirklich da! O, mein lieber, guter Vater.“ Sie erhob sich im Stuhle und wollte ihm entgegen, sank aber nach wenigen Schritten ohnmächtig zusammen.

Als sie wieder zu sich kam, hielt Christoph Emsdaler sie im Arme, küßte ihre Augen und Lippen und flüsterte ihr zu: „Still nur, — ganz still! Wir bleiben nun bei einander für Zeit und Ewigkeit.“

Es gab in diesem Jahre einen sonnigen, milden März, und im April trieben die Bäume schon Knospen. Ein richtiges Krankenwetter war's. Ob's aber ihm zu danken war, daß Rätchen von Tag zu Tag mehr gesundete und bald wieder rothe Wanglein hatte, oder des Herzogs Leibarzt, Aurifaber, der nun den Freund begleiten durfte, aber immer beruhigte: eine Medicin sei gar nicht erforderlich, — oder Keinem von ihnen, das mag dahingestellt bleiben.

So viel ist ganz sicher, daß am Sonntage nach Ostern die große herzogliche Kutsche, mit vier starken Pferden bespannt, durch die Straßen posterte, um das Brautpaar nach der Schloßkirche abzuholen. Und nicht minder läßt sich verbürgen, daß am Altare, als der Hofprediger den Segen gab, neben dem Rathsherrn Ambrosius Lüttken und Frau Gottliebe Zimmermann der Herr Herzog und die Frau Herzogin standen und aus bewegtem Herzen ihr „Amen“ sprachen.

Kathrinle verboten.

Im Eypreß-Zuge.

Eine Phantasie von Olga Wohlbrück.

„Habe ich sie geträumt oder erlebt, jene seltsame Begegnung, die sich bei aller Klüchtigkeit meinem Gedächtnisse so scharf eingepreßt, und der ich die nachfolgenden Zeilen widme?“

Es war Hochsommer, und die Hitze in dem geschlossenen und verhängten Coupé des Eypreß-Zuges, der mich von Paris nach Berlin bringen sollte, unerträglich. Ich befand mich bereits auf deutschem Boden und saß ganz allein da, als plötzlich auf einer Station die Waggonthür aufgerissen und eine Dame hereingeschoben wurde, die sich sofort unwillig an den Conducteur, der ihre Reisetasche hielt, mit den Worten wandte: „O, ich hasse die Einamkeit, um des Himmels willen, ein anderes Coupé!“

„Zu spät, zu spät, wir fahren gleich weiter!“ brummte der Conducteur, warf die elegante Tasche auf den Sitz und schlug die Thür zu.

Im nächsten Augenblicke wurde abgeläutet und der Zug setzte sich in Bewegung. Ich warf einen neugierigen Blick auf die Unbekannte, deren mich völlig ignorierende Neugierung nicht allzu liebenswürdig klang. Es war ein merkwürdig zierliches, pitantes Persönchen, das erkannte man trotz des langen Schleiers und des weiten Hüfters, die Kopf und Gestalt umhüllten. Kaum hatte sie sich vom ersten Schreck über das sonst leere Coupé erholt, so entnahm sie ihrem entzündenden Reise-Koffer einen kleinen Pulverflask und verpöchte mit der größten Ungeheuerlichkeit ein Parfüm, dessen krauser, erotischer Name mir entfallen, dem zufolge aber die trockene Stidluft ein feuchtes, angenehmes Aroma annahm; darauf warf sie ihren rothen Spitzenhalm mit dem endlos langen Stode, der ihr bis fast unter die Schultern reichte, in das Netz, entledigte sich ihres Hütes und Hüfters und erschien mir nun, wie sie sich in dem knappenliegenden, raffiniert-einfachen Reiseanzuge anmuthig und lebhaft hin und her bewegte, jünger und mädchenhafter, als es sich mit ihrem sicheren Auftreten vereinbaren ließ, denn, nachdem sie ein Buch aufgeschlagen auf den Schoß gelegt und die Füße weit von sich gestreckt, sodas ich die zierlichsten Stiefelchen zu sehen bekam, die man sich nur vorzustellen vermag, ergriß sie ihre mit sehr langem Griffe versehene Vorquette und fixirte mich lächelnd mit der liebenswürdigsten Unverschämtheit. — „Wenn Sie mich noch genauer betrachten wollen, können Sie sich ja mir gegenüber setzen!“ bemerkte ich halb ärgerlich, halb belustigt.

„O, mit Vergnügen,“ antwortete sie, durchaus nicht beleidigt und rüschte bis an's Ende der Bank. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich eben über den Conducteur geärgert habe,“ fuhr sie fort und tippte mit der Vorquette auf das nun zusammengeschluppte Buch. Ich warf einen Blick auf den Titel: es war eine französische Uebersetzung der Satiren von Salikoff. Sie fing meinen Blick auf und lächelte. „Ich plaudere eigentlich viel lieber, als daß ich lese, und je mehr Menschen um mich herum, desto lieber ist es mir. Der Conducteur muß wohl gedacht haben, daß ich die allgemeine Scheu vor Reisegesellschaft theile, als er mich hier hereingeschoben — oder ist diesmal die Strecke überhaupt wenig befahren?“ fragte sie und sah mich nachdenklich an.

„Sie haben diese Route öfter gemacht?“ fragte ich.

„Diese und gar manche andere,“ lachte sie.

„Also ein weitgereistes Fräulein?“ bemerkte ich.

„Ein weitgereistes Fräulein,“ bestätigte sie und lachte dabei so ausgelassen, daß ihr eine Welle von dem rothen Haar (oder war es nur roth gefärbt?) über die Schläfe fiel.

„Das ist selten in Ihrem Alter, Sie sind ja noch so jung!“ meinte ich.

„Jung?“ Sie blickte überrascht auf und funkelte mich mit ihren in allen Farben spielenden Augen an. „Nun, eigentlich haben Sie Recht: La femme n'a que l'âge qu'elle paraît avoir, folglich bin ich jung,“ schloß sie und lehnte sich, mich belustigt aus ihrer Ecke anblinzeln, zurück.

Ich fixirte sie. War es optische Täuschung oder sah ich wirklich plötzlich statt des sammetweichen Gesichtchens eines achtzehnjährigen Mädchens das zusammengeschrumpfte Antlitz eines alten Weibleins, in dessen Pergamenthaut tausende von kleinen Fältchen eingegraben waren? Ich fuhr mit der Hand über die Stirne und blickte mein Gegenüber dann nochmals scharf an; aber wieder schillerten mich die gefährlichen Rabenaugen belustigt an, und die blendend weißen, spizen Mäufelgähndchen knabberten drollig an den carminrothen Lippen.

„Sie sind natürlich Pariserin, das brauche ich gar nicht zu fragen,“ sagte ich nach einer kurzen Pause, da mich die kleine Person zu interessieren anfing.

„Wenigstens gelte ich stets dafür,“ antwortete sie, indem sie einem lauffähigen Cigaretten-Ctui eine türkische Cigarette entnahm, „in Wirklichkeit bin ich jedoch ein wenig von überall.“

Ich reise alljährlich hinüber nach Amerika und halte mich in allen europäischen Ländern auf, wenigstens in den Hauptstädten derselben; denn vor der Provinz, sehen Sie, habe ich einen Vorreut. Ich habe dasselbe Vorurtheil gegen sie, als sie gegen mich hegt. In kleinen Städten, zum Beispiel, genügt schon die geringste Sympathie für mich, um das Mißtrauen der Spießbürger zu erwecken. Sie bliden mich erstaunt, fast erschreckt an und befürchten vielleicht, daß es mit mir und meinem Rufe nicht am Besten bestellt — mein Gott! ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin. Ein großer Poet, der für unsere Zeit freilich etwas antiquirt ist, behauptet, daß die beste Frau diejenige sei, von der man am wenigsten spreche. Zu den besten zähle ich also nicht, denn gerade von mir wird am meisten gesprochen.“

„Dann sind Sie gewiß eine Künstlerin, wohl gar eine Schauspielerin, denn mit diesen befaßt sich das Publicum ja am meisten!“

Ich war überzeugt, richtig gerathen zu haben, — sie aber sah mich mitteilidig lächelnd an, kräufelte verächtlich die Oberlippe und hob das kleine Köpfchen stolz in die Höhe.

„Ich leugne es nicht, daß mir die meisten Künstlerinnen, berühmte und unberühmte, ihre Haupterfolge verdanken, ich aber, vor der sich wirkliche Prinzessinnen beugen, stehe über allen Bühnengrößen. Mir wird nicht nur oberflächlich gehuldigt, mir werden die größten Opfer gebracht; ich gewinne im Handumdrehen, oft durch mein bloßes Erscheinen, eine unberechenbare Macht, gestalte nicht selten das äußere wie innere Wesen der Leute und schmeichle manchmal sogar dem Geizigsten unter ihnen die größten Summen ab.“

Sie hielt inne und stäubte die Asche ihrer Cigarette ab.

Trotzdem nicht ein Wort über ihre Lippen gekommen, das frivol oder gar indecent gewesen, so brachte mich doch die allzu freie Redeweise, die Ungeheuerlichkeit des Auftretens, das rothe Haar und die unnatürlich frische Färbung der Lippen auf die Idee, daß ich es mit irgend einer berühmten oder berühmten Abenteuerin zu thun hätte. Und als sie nun gar während des Aufenthaltes auf einer Station auf einen verlebten aussehenden Herrn weisend, der in gedehnter Eleganz auf dem Perron herumtrippelte, ausrief:

„Hier sehen Sie gleich Jemand, der mir Tausende und Aber-tausende zu opfern pflegt,“ — da drückte ich mich verschüchtert, um nicht zu sagen, moralisch entrüstet, in die Coupé-Ecke und sagte zu mir selbst:

„Nun ist das Räthsel gelöst, sie ist nichts anderes als —“

„Eine Abenteuerin bin ich auch nicht, daß Sie's nur wissen,“ rief sie schelmisch, als wollte sie meinen unausgesprochenen Verdacht widerlegen. „Uebrigens verüble ich Ihnen Ihre ungünstige Meinung durchaus nicht,“ beeilte sie sich, mich zu beruhigen. „Eine junge Frau, die allein reist, kein degradirtes altes Kleid als Reise-Kostüm benutzt und nicht einige Duzend Schachteln und Badete mit sich schleppt, — muß ja verdächtig erscheinen. Glücklicherweise bin ich nicht ganz unbekannt und werde außer in Paris gerade in Wien und in dem sich so mächtig entwickelnden Berlin, wo wir ja so gleich ankommen, gewürdigt!“

„Sie sind also auch mit der Berliner Gesellschaft gut vertraut?“ fragte ich schon etwas beruhigter.

„Gewiß, ich zweifle auch gar nicht daran, daß wir in Berlin viele gemeinsame Bekannte haben,“ sagte sie und sah mich dabei eigenthümlich lächelnd an. „So erinnere ich mich zum Beispiel, Ihnen in der Potsdamerstraße Nr. 38 begegnet zu sein!“

„Im Redactions-Bureau?“ dann habe ich wohl eine Schriftstellerin vor mir?“ rief ich erfreut und schickte mich schon an, meiner reizenden Collegen die Hand zu drücken.

„O nein, sehe ich denn so aus?“ entgegnete das elegante Persönchen mit selbstgefälligem Lächeln. „Nein, geben Sie sich lieber keine Mühe, — Sie dürften schwerlich errathen wer ich bin. Wollen Sie es aber durchaus erfahren, so schildern Sie mich nur bei Ihrem nächsten Besuche der galanten Redaction, die sich mit mir so eingehend beschäftigt, und dieselbe wird Ihnen bestätigen, daß ich weder eine Theater-Prinzessin, noch eine Abenteuerin oder gar eine Schriftstellerin bin, sondern — die Mode.“

Kathrinle verboten.

Der Gesundbrunnen.

Aus Mazzatini's „Canti popolari umbri“, deutsch von Xanthippus.

Ein Brunnen ward in Rom gefunden,
Aus dreizehn Röhrlein thut er fließen.

Die von ihm trinken, die gefunden,
Die Kranken all, die sein genießen . . .

An seinen Flüssen wollt' ich weilen,
Daß sie mein Siechthum möchten heilen . . .

Ich trank und trank — für Liebeswunden,
Das Wasser ist noch nicht gefunden.



Nachdruck verboten.



Die Gigerl.

Eine kostümgeschichtliche Studie
von
August von Heyden.

Mit fünfzehn Abbildungen
nach Originalen von B. Lychnorff,
A. von Heyden und nach alten
Kupferstichen.

Warum nur die Thorheit der Menschen diese selbst lebhafter und allgemeiner interessiert, als das Vernünftige, von dem doch auch täglich ein gutes Theil geschieht, so fragte ich mich, als ich in Wien die Nachtparade unter den Klängen des Gigerl-Marsches aufziehen sah, als ich die Bilder dieser Geden in allen Schaufenstern fand und sie mir am Abend im Prater in so und so vielen witzigen und wiplosen Couplets von Neuem begegnete. Ich hatte die persönliche Bekanntschaft dieser Gigerl*) bereits gemacht, wie sie sich auf den knappen Stühlen der Cafés am Märtnerring in Permanenz erklären, ihre Beine mit aufgestreiftten Hosen über einander schlagend, dem Vorübergehenden die wipen Sohlen ihrer unförmlichen Schuhe zeigen. Das Monocle im Auge, klopfen sie mit dümmem, blödem Ausdrucke, der durch die in's Gesicht gestämmten Haare und den in den Nacken gedrückten kleinen Hut vermehrt wird, über ihrer Zeitung, die sie nie wirklich lesen. Geht eine Dame vorüber, der sie die Ehre der Beachtung gönnen, freilich eine Ehre von etwas zweifelhaftem Werthe, so ziehen sie die Mundwinkel in die Höhe und streichen den geschmacklos geschnittenen Bart.

*) Die Ableitung des Wortes Gigerl, entweder von Gek-Gek oder Godel, Dahn, will ich nicht versuchen.

Vielleicht erhebt sich auch der Gigerl und folgt mit schlotterndem Gange dem schönen Ragnete, bis ein Gleichgesinnter ihn mit einem langgezogenen „Servus“ begrüßt und, den Ellbogen bis zur Schulterhöhe hebend, die Hand rückt.

Ich muß bekennen, daß ich mich anfangs für diese Gederei zu interessieren, weil sie so unglaublich lächerlich und erheitend wirkt. Zu meinem Troste wußte ich ja, daß es schon Leuten meines Schlages ebenso gegangen sei. Der Zufall führte mir zudem eine ganze Anzahl allerliebster Zeichnungen des Wiener Gigerlthums zu, die in beifolgenden Holzschnitten mit den kurzen Erklärungen des kunstübenden Freundes der Ergöglichkeit unserer Leserinnen nicht vorenthalten werden sollen. Mit der Beantwortung der eingehend aufgestellten



Karl von Freyberg von Bumphausen, Senior und Chef dieser alten und weitverzweigten Familie. Gedankt sich auf die Gitter — seiner Freunde zurückzuziehen, um dort Randschmäh zu leben. Sein Einfluß auf den jungen Nachwuchs der Gesellschaft ist überall ein nachhaltiger und fruchtbringender.

Frage aber kam ich zu Resultaten, welche, da ich nun eben selbst so viel Interesse für diese Thorheit gewonnen hatte, aus Vorsicht und vereislicher Eigenliebe verschweigen will. Mit der Lösung psychologischer Probleme ist's bei mir ohnehin nie weit her gewesen.

Aber ich fragte mich: ist der Gigerl mit seinem, die ganze Figur verzerrenden Anzuge, dem überhöhen Halsragen, der dem Kopfe jede vernünftige Bewegung raubt, mit seinem zu



Chevalier de St. Agathe, Seebad-Gigerl, trefflicher Ruderer, amüsanter Gesellschaftler, Hochkapler.

kurzen oder zu langen Röcke, den engen Ärmelchen, den Handschuhen entweder im Hosenausschlag oder auf dem Hüte oder sonst wo, aber jedenfalls immer da, wo sie nicht hingehören, zwar jedenfalls ein Gek, aber ein Stupser im gewöhnlichen Sinne des Wortes? Der Stupser will schön sein, will sich vortheilhaft auszeichnen. Das aber kann beim Gigerl nicht der Fall sein; so verblendet ist doch kein Auge, daß es solche Verzerrungen der menschlichen Gestalt schön finden könne. Doch der Gigerl findet sich nicht schön, sondern nur „pschüt“. Auch der Gigerl will auffallen, will sich durch seine Erscheinung hervor- thun, aber er fängt es auf besondere Weise an. Er vermeidet sorgfältig an seinem Anzuge alles einfach Vernünftige und dressirt seine ganze Erscheinung auf Häßlichkeit und Lächerlichkeit.



Demeter Teitelbaumescu, rumänischer Bojar, im Winter Sets in Paris (mit Hammel-Transport), alt in Rumänien als Franzose, in Frankreich als Rumäne.

Das ist freilich eine sehr sonderbare Marotte, sie ist jedoch durchaus nicht neu.

Da beschreibt zum Beispiel um das Jahr 1380 ein alter Chronist die Erscheinungen seiner lieben Wiener Landsleute, der damaligen jeunesse dorée, so deutlich, daß wir ihnen fröhlich zurufen könnten: „Grüß Euch Gott, ihr lieben Gigerl!“ Wir entlehnen das Citat wörtlich Jacob von Falke's vortrefflicher Kostümgeschichte:

„Jeder kleidete sich nach seinem Eigendünkel. Einige trugen Röcke von zweierlei Tuch, bei Anderen war der linke Arm weiter als der rechte, ja sogar bei Manchen weiter, als der ganze Rock lang war. Andere hatten beide Ärmel von solcher Weite, wieder Manche zierten den linken Ärmel auf verschiedene Weise, theils mit Bändern von allerlei Farbe, theils mit silbernen Röhrlin und seidenen Schnüren. Dann trugen Einige auf der Brust einen Tuchfleck von verschiedener Farbe, mit silbernen und seidenen Buchstaben geziert. — Wieder Andere ließen sich die Kleider so eng machen, daß sie solche nicht anders, als mit Hülfe Anderer und mit Auslösung einer Menge Knöpflein, womit der Ärmel bis auf die Schulter, die Brust und der Bauch ganz befestigt waren, an- und ausziehen konnten. Andere trugen Kleider, die um den Hals und die Brust so weit ausgeschnitten waren, daß man einen ziemlichen Theil von Brust und Rücken sehen konnte. Einige fasten den Saum der Kleider mit andersfarbigem Tuche ein, Andere machten statt der Einfassung viele Einschnitte in die Enden der Kleider. Man fing durchgehends an, Kapuzen an den Kleidern zu tragen. — Manche trugen wenig Haar, andere theilten dasselbe, wie die Juden, und stochten es, wie die Cumanen. — Man verkürzte an den Oberrüden die Ärmel so viel, daß sie nur bis an den Ellbogen reichten, von da aber ließen sie einen Lappen wie ein Fühllein herunterhängen.“

Wenn ich noch hinzufüge, daß der Modeherr seine Figur durch unmäßige Auspolsterung an Brust und Hüften verunstaltete, „also, daß der Mann so wohl gebrüst wäre, gleich einer Weibsperson“, wie ein anderer Chronist sagt; daß Andere den Rock wiederum in lauter Falten, und einen reichen Gürtel fast unter der Mitte des Leibes legten, die Ärmel aber seitwärts aus weiten und langen, unten geschlossenen und ausgepolsterten Säcken hervortreten ließen, daß Viele die Schwänze ihrer Kapuzen fast auf den Boden schleppen ließen und die Letzteren über dem Gesicht mit Knöpfen schlossen, so haben wir hier schon das echte, unverfälschte Gigerlthum, welches, wie der freitbare Magister Andreas Musculus fast 200 Jahre später sagt, die schlimmste von seinen acht schweren Sünden begeht „wider das Ebenbild Gottes, darnach der Mensch geschaffen“.



Ernst Diomas Adolph Freiherr von Sievelbein, eleganter Lebemann, Ehren-Präsident des „Vereins zur Förderung guten Geschmacks in den unteren Volksschichten“ etc., vollendeter Cavalier, jeder Zoll ein Baron, für den Bürgerlichen unnaubar.



Vicomte Gaston de Moranville; des Lebens Ziel, des Lebens Zweck: eine reiche Parthe.



August Michelmaier, Sohn der Brauerei-Firma gleichen Namens, bewegt sich mit Vorliebe in aristokratischer Gesellschaft, verwehelt gern durch Zufall die Bisttentanten seiner Freunde mit seinen eigenen, wird von Baron Pumphansen auffallend portraitiert.

Bratensbüffel griff, um ihren Teller zu versorgen. Dabei gab man den Kleidern so leuchtende Farben und machte sie so bunt, daß ein echter Singer zehn bis zwölf verschiedene Töne an seinem Kleide trug.

Wenige Jahrzehnte später konnte man in Deutschland allorts den Gigerl in neuer Auflage sehen. Es war der berühmte „Monsieur Namode“. Der dreißigjährige Krieg legte durch die deutschen Gauen. Da hieß es:

„Weil wir leben in den Krieg
Nuß ist alle meine Sachen,
Wanfesärmel, Kleid und Säöß
Nach der Nüstung machen lassen.“

Kriegsmäßig kleidete sich nun der Gied mit langem Kaufbeugen, mit mächtigen Reiterstiefeln und kirrenden Sporen, auch wenn der Gaul für ihn ein gefürchtetes, wildes Thier war, dem er sorgsam aus dem Wege zu gehen pflegte. Die Kleider hingen bauschig am Körper, die Taille saß dicht unter den Armlöchern des Hüßelwamfes. Wild flatterten die Haare unter dem breiten, reich befiederten Schlapphute hervor, Anebel- und Kinnbart durfte nicht fehlen, und an einem besonders langen Haarschopfe hing ein sogenanntes Favour, ein Andenken an eine Liebchaft, ein mit einer Schleife versehenes Kleinod, das man



Josef Anton Garmader, Diöponent der Firma J. B. Zweizangen und Söhne. In allen feinen Restaurants von den Sellnern bedient, giebt bedeutende Trinkgelber, wenn er „Herr Baron“ angesprochen wird. Wurde schon zweimal mit einem wirklichen Baron verwechselt.

Daneben oder bald darauf kam wieder eine andere Gigerlmode auf; da machte man durch unförmliche Kopfbedeckungen und durch Loupiren der Haare die Köpfe groß, und durch Wälste an den Oberarmen die Schultern breit; die Taillen des kurzen Rockes schnürte man ein; die Hosen wurden so knapp und straff angezogen, daß man weder laufen noch springen konnte. Die Hände aber waren durch den trichterförmig sich erweiternden Ärmel fast verdeckt, und die Füße besaßen durch lange Schnabelschuhe, die man auf Holzsohlen, sogenannte Trippen, stellte, ungeheuerliche Dimensionen. Ja man legte Draht in die Spitzen, bog sie in die Höhe und hängte eine Schelle daran. Um den Hals trug man oft einen schweren, breiten Ring von Silber oder Zinn mit Schellen, „wie ein englischer Schäferhund“. Vor Allen aber vermied man Gleichmäßigkeit in Schnitt und Farbe auf beiden Seiten des Leibes.



Leopold Ritter von Bernstein, Sohn des Erfinders und Fabrikanten jenes trefflichen Patronentaschen-Lades, der jede Armee unüberwindlich macht. Leopold, — erst kürzlich geabelt, — ist gern gesehener Gast in allen Singspielbällen und Spezialitäten-Theatern.

ebensowenig auf seine Echtheit, wie auf seine Herkunft prüfen durfte. Das waren echte Maulhelden, welche jeden Satz mit drei Klüchen begannen, das r schnarrten und mit dem Regen rasselten, aber jeder Gelegenheit aus dem Wege gingen, wo sie ihn hätten ziehen müssen.

Aber es ist Alles vergänglich; auch Monsieur Namode wurde zu Grabe getragen, und es kam die Zeit, da Ludwig XIV. durch Decret vom Jahre 1686 die Perrückenmacher zu akademischen Künstlern erhob. Damals lebten zwei echte Gigerl am Hofe von St. Germain, MM. de Montauron und Gaston Rogaret, Herzog von Candale, von welchem Letzteren der hochhabte Cardinal von Rez nichts Anderes zu rühmen wußte, als die Größe des Spitzenbesatzes seiner Hosen. Zu diesen gesellte sich noch Langlée, ein unbedeutender Exportkömmling, der aber mit seinen Mode-Erfindungen Frankreich und somit die Welt beherrschte. Selbst der König ordnete sich den Phantastien dieses erfindertischen, aber doch geschmacklosen Kopfes unter, den man gewissermaßen den Mode-Minister des Königs nennen könnte, denn Ludwig war viel zu klug, um seine Person selbst der schwankenden Welle der Modemacherei anzuvertrauen. Wir geben in beifolgendem Holzschnitte ein Bild eines Gigerl etwa aus dem Jahre 1665 mit dem kurzen Justaucorps,

den Rfcingraf-Hosen und den Spitzen-Manschetten, und machen besonders auf die wunderbar geschmückten Schuhe aufmerksam. Sie waren die Erfindung des Schusters Leitrage, dem dieselbe nicht nur einen Platz in der Portrait-Gallerie berühmter Männer, ein adeliges Wappen, sehr viel Geld, sondern auch sehr viel Aerger eintrugen, weil der Künstlerneid der Kollegen ihm hart zusetzte. Der äppige Kopfschmuck gehört noch keiner Perrücke an, sondern ist natürliches Haar, einige kleine Fälschungen vorbehalten, weil die Perrücke erst nach 1673, als Ludwig XIV. seinen eigenen Haarschmuck, seinen Stolz, schwinden sah, zur allgemeinen Mode wurde.

Die Zeiten wurden andere; die Revolution warf ihre Schatten düster und unheimlich voraus, und die Luxus-Steuer des Herrn von Silhouette machten die Kleider theuer. So wurden diese enger und knapper; aber die Gederei starb darum nicht aus. Der Gigerl stolzete mit unförmlichem Ruffe, in feinem Habit und feinen Hosen und Strümpfen umher; der Graf von Artois besetzte sein Kleid mit Knöpfen, deren jeder



Französischer Studer zur Zeit Heinrich III. von Frankreich. Um 1589.

des Gigerls ist, von sich gestossen hätte. Als aber der unmännliche Valois Heinrich III. den Thron von Frankreich bestieg, da entstanden wieder die echten Gigerl.

Das dicke wattirte Wams stieg oben bis zur Kinnlade, unten erreichte es mit fest gepolsterter Spitze als Gansbauch fast die Theilung der Beine. Die Hüften wurden durch Wattirungen zu weiblicher Breite gebracht. Ohrhinge und kostbare Broloques auf der Stirn berechtigten zu dem Spottnamen der Hermaphroditen, die man dem Könige und seinen Mignons gab. Dabei legte sich ein unmäßig großer, steifer, gewaltiger Kragen um den Hals, für den der König eine eigene Stärke erfand und höchst eigenhändig als „godronneur de sa Majesté“ anwendete. Diese Kragen waren so groß, daß man ihnen die Nothwendigkeit zuschreibt, sich der Gabel beim Essen zu bedienen, was dem Hofe des letzten Valois als eine ganz besondere Gederei angerechnet wurde, denn die Gabel war damals noch so wenig im Gebrauche, daß die schöne Herzogin von Beaufort bei einem Diner, während ihr der ritterliche Heinrich III. die eine Hand käftete, mit der anderen in die



„Le suprême bon ton“. Karrikatur aus der Zeit des französischen Directoriums. 1795—1799

eine Uhr war, und der Kopf der verfeinerten Perrücke nahm, mindestens in Deutschland, siegreich den Kampf mit dem Haarbeutel auf. Man trug sogar hölzerne Köpfe, so daß diese in der Reichs-Armee verboten wurden. Dann kam die Revolution und brachte ganz neue Formen, und mit ihnen auch andere Geden. Camille Dumoulin und Robespierre streiften in ihrer extravaganten Eleganz schon etwas an den Gigerl. Aber diese Muscadins hielten immerhin noch Ordnung in ihrer Erscheinung. Sie wollten sich durchaus nicht verunfalten und thaten es auch eigentlich nicht, wenn sie die Perrücke durch ihre lang herabhängenden Haare ersetzten, oder den Kopf kurz schoren, wenn sie das Habit des Hofmannes durch den hochausgeschmittenen Frack, den zierlichen Schmalenschuh durch den Vänderschuh oder den zugespitzten Stulpstiefel ersetzten. Im Gegentheil, die Mode suchte das Natürliche und Naturgemäße, wenn sie es auch unter Führung des phantasielosen, philisterhaften David nicht finden konnte.

Da endlich brachte die Zeit des Directoriums die unzweifel-



Französischer Stutzer um 1865.

haften Ahnen unserer Wiener Gigerl, die Incroyables, denn bei ihnen trat das Bestreben offen zu Tage, ihre ganze Erscheinung nach der Seite des Hässlichen, des Monströsen zu bilden; die ganze Gestalt wurde auf die eines mißgestalteten Cretins zugeführt. Durch wild über das Gesicht hängende, lange Haare, den ungefalteten, großen Hut und ein das Gesicht bis über das Kinn einhüllendes, dick und wulstig umgelegtes Halstuch wurde der Kopf vergrößert, während die kurze Weste, das Herausträgen der Taille des Rockes und das Emporziehen des Beinleibes mittelst der eben erst erfundenen Hosenträger den Oberleib kurz erscheinen ließ. Im Gegensatz dazu verlängerten die fast über die Finger herabreichenden Aermel den Arm zum Affenartigen. Dabei schlotterten alle Theile des Angesichts saltenreich und unorganisch am Körper; das helle Beinleib wurde am Knie über den gestreiften, herabhängenden Strümpfen nicht geschlossen, obwohl Knöpfe oder Schnallen dazu vorhanden, und der Schaft des spitzen Stiefels war viel zu weit. Macinet bringt in seinem Kostümwerte die Copie eines Bildes der Pariser Gesellschaft im Bois de Boulogne aus der Zeit des Directoriums, welches geradezu Unglaubliches in Bezug auf Hässlichkeit der Tracht leistet. Nicht ganz so schlimm, aber immer noch schlimm genug, war die Erscheinung der Männer auf einer Zeichnung, welche die vorjährige Kunst-Industrie-Ausstellung in Salzburg uns zeigte, ein Spaziergang im Prater. Von da bis zu unseren heutigen Gigerln ist nur ein kurzer Schritt. Die Formen sind andere; die Sache ist dieselbe.

Der Wiener kennt auch schon weibliche Gigerl. Einmal den Begriff aufgenommen, will es uns scheinen, als ob wir diese nicht nur in Wien suchen sollten, und als ob sie in ihrer Eigenthümlichkeit, sich um Ursprung und Zweck des Kleides nicht zu kümmern und die Schönheit der Formen und Verhältnisse des menschlichen Körpers zu verzerrten, häufiger und viel weniger an ihre Wiener und Pariser Heimath gebunden seien, als ihre männlichen Namensvettern. Aber wir sind zu höflich, um das schöne Geschlecht in eine so wenig schmeichelhafte Betrachtung zu ziehen — für jetzt! — Wir wollen es aber nicht versprechen, daß wir immer so tugendhaft bleiben werden. Vielleicht bietet sich einmal Gelegenheit, uns auch mit dem weiblichen Gigerl eingehender zu beschäftigen.



Nachdruck verboten.

Entdeckt.

Novellette von D. Dunder.

Es ist gleich halb acht Uhr, Fritz; wenn Du noch in den Club gehen willst... Er dehnte sich behaglich auf dem breiten Divan und sah mit halbverschlossenen Augen zu ihr auf. „So spät schon, kleine Frau? Wahrhaftig, ich muß jetzt geschlafen haben,“ und dabei schloß er die Augen auf's Neue. Sie rüttelte ihn sanft und lachte dabei mit ihrer frischen jungen Stimme auf; es klang wie das Gurren einer Taube. „Kauzpelz Du, ermuntere Dich, was werden Deine Statfreunde sagen, wenn Du so spät kommst!“ „Stat... ja freilich, ach, weißt Du, Kindchen, ich werde gar nicht gehen.“ Die junge Frau fuhr zusammen. Ein Zug von Sorge, Enttäuschung, Angst legte sich um ihren hübschen Mund. „Nicht gehen?“ fragte sie gedehnt, „aber Fritz, Du sagtest doch noch gestern auf's Bestimmteste —“

„Wem sagte ich etwas auf's Bestimmteste?“ „Mir, Fritz.“ „Ach, Dir, kleine Frau,“ lachte er neckend, „das hat nichts zu bedeuten, wenn ich's nur Niemand sonst auf's Bestimmteste gesagt habe... ja was denn eigentlich?“ „Daß Du heute in den Club gehen würdest.“ „Ah so, nun, wenn's weiter nichts war,“ und dabei schloß er die Augen auf's Neue. Sie trat von ihm fort, blickte verstockt nach der Uhr auf dem Schreibtische, seufzte, und schritt mit kleinen, unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab, während er, immer noch mit geschlossenen Augen, mit der Hand in die Luft griff. „Wo steckst Du denn, Lilli?“ „Hier, Du unartiger Mann.“ „Und was machst Du da hinten, wenn ich fragen darf?“ „Ich denke nach.“ „Alle Achtung, und worüber?“ „Ueber die Unbeständigkeit der Männer.“ „Bravo, Kleine, komm her; für diese, zwar etwas posthume Erkenntniß sollst Du einen Kuß haben.“ „Und wenn ich ihn nun nicht will?“ „Oho!“ und mit einem Satz war er vom Divan aufgesprungen und verschloß mit seinem Munde ihre schmollede ver-zogenen Lippen. „Ach bin Dir böse.“ „Weil ich nicht in den Club will?“ „Weil Du wortbrüchig bist.“ Sie sah ihn mit bittenden Augen an: „Geh' Schach, ja? Willst Du?“ „Du bist wunderbar, Lilli,“ sagte er betroffen und ließ die Hand fallen, die er zärtlich in der seinen gehalten, „sehr wunderbar. Sonst pflegtest Du zu jubeln, wenn ich freiwillig oder auf Deinen Wunsch, auf Deinen Wunsch, Lilli, den Club-Abend oder Aehnliches aufgab. Und heute... übrigens ist es mir in letzter Zeit schon öfters aufgefallen, daß Du mein Fortgehen Abends ziemlich gleichmüthig aufgenommen, während Du früher, — wenn Dir meine Gesellschaft...“ „Aber Fritz, ich bitte Dich!“ Sie war tief in den Schatten des Zimmers zurückgetreten, damit er die Thränen nicht sehen sollte, die ihr in den Augen standen. „Wie kannst Du nur?...“ „Es sieht danach aus.“

„Und wenn auch, ich versichere Dich, es hat einen ganz, ganz anderen Grund,“ fuhr sie, um ihn zu beruhigen übereifrig heraus; und dann, in der Sorge, zu viel gesagt zu haben, wieder einlenkend: „Das heißt, ich meine —“ „Was meinst Du?“ „Daß alle Männer gern manchmal ohne ihre Frauen ausgehen, und daß, — und daß —“ „Und daß?“ „Dah, wenn sie's nicht thun, es gleich auf die Frauen kommt, und es heißt, sie ließen ihre Männer nicht fort, und von den Männern, sie ständen unter dem Pantoffel, — ja wohl, Du brauchst nicht mit dem Kopfe zu schütteln, es ist so, und ich will nicht, daß Deine Freunde so etwas von Dir sagen sollen, und von mir auch nicht, und darum, darum, lieber süßer Fritz, gehst Du heute mir zu Liebe in den Club, und zwar, — mit einem ängstlichen Blick auf die Uhr, — schnell, ganz schnell, damit sie nicht einmal sagen können, Deine kleine Frau habe Dich verhindert, pünktlich zu sein.“

In dem befreienden Gefühle, endlich etwas gefunden zu haben, was sein berechtigtes Unbehagen beschwichtigen konnte, hatte sie sich so in Eifer gesprochen, daß ihre Wangen purpurn erglühten, und als sie sich nun an ihn schmeigte und ihn mit ihren aufgeregten blauen Augen bittend ansah, küßte er sie, von ihrem Anblicke bezwungen, verführt und beruhigt auf den Mund, und deutete ihre plötzliche Erregung aus dem guten Willen, den er in der ersten Zeit ihrer Ehe zuweilen vergeblich von ihr erbeten, ihn nicht in seiner Freiheit zu beschränken. Wenige Minuten später war er auf dem Wege zum Club. „Zehn Minuten vor acht, Gott sei Dank. Noch war nichts verloren!“

Die junge Frau ging in ihr Schlafzimmer, klingelte ihre Jungfer und legte mit Hülfe des Mädchens in großer Eile ihr Hauskleid ab und ein durchsichtiges, weißes Spitzenkleid an, das ihre schlanke, mädchenhafte Gestalt eng umschloß. Dann befestigte sie mit hastigen Fingern ein paar dunkelrothe Rosen in dem vollen abschließenden Haarknoten, während die Jose sich noch an den Falten des Spitzenkleides zu schaffen machte. Da wurde leise an der Klingel gezogen. Ein verständnißvoll fragender Blick in das Auge der Derrin: „Ja, aber recht schnell, daß Niemand ihn auf der Treppe bemerkt, und dann gleich in mein Vouloir. Es ist doch Alles hell?“

„Ja, gnädige Frau.“ „Halt, noch eins, die Köchin ist ausgegangen?“ „Ja, gnädige Frau.“ Als Lilli einige Augenblicke später ihr kleines, trauliches Vouloir betrat, fand ein junger Mann, der kaum die erste Hälfte der Zwanzig erreicht haben mochte, vor ihrem Photographischen, blätterte zwischen den Bildern umher, und eilte, als er die junge Frau wahrte, mit stürmischer Freude auf sie zu. „Dank, tausend Dank, liebste Lilli, daß ich endlich einmal wieder kommen durfte! Wie habe ich mich danach gefühlt! Je näher ich dem Ziele bin, desto ungeduldiger werde ich, es zu erreichen.“

„Drauflos!“ sagte sie lachend, und fuhr ihm mit der Hand leicht über den dunkeln Lockenkopf, „nur ein wenig Geduld noch und wir sind am Ziele. Weißt Du übrigens,“ fuhr sie gehaltener fort, „daß es heut' beinahe ein schreckliches Unglück gegeben hätte, Hans? Mein Mann wollte durchaus nicht in den Club.“

„Das wäre furchtbar gewesen! und wie hast Du's angefangen, daß er dennoch gegangen, schlaues Weibchen?“ — Sie erzählte ihm erdöthend, wie sie sich herausgewunden. „Aber weißt Du,“ sagte sie wichtig hinzu, „Mühe hat's gekostet, und dann, er hat mir leid gethan, es bleibt doch immer eine Unwahrheit. Ich wollte, Hans, wir wären erst aus all' diesem Gange und Wange heraus.“

„Ich auch,“ beharrte er seufzend. „Und nun laß Dich anschauen, daß wir die kostbare Zeit nicht verlieren.“ „Wie schön Du heute bist!“ fuhr er fort, „wie lieblich die Rosen zu Deinem blonden Haar stehen! So — nur noch etwas tiefer hinein mit den Blumen in die goldene Kasse.“ Und seine Finger verwirren sich in das feine Gespinnst... „Und nun komm hier auf den alten, schon so traulichen Platz, — aber ein wenig lächelnder darfst Du mich wohl anblicken, Lilli!“ Und dann trat er zurück, nahm das schwebende Tuch von einer aufgespannten Leinwand, rückte ein wenig an den an der Wand angebrachten Reflectoren und begann eifrig nach dem reizenden Frauenbilde vor ihm zu malen.

„Darf ich sprechen, Hans?“ „Ich bitte sogar darum, Lilli.“ „Glaubst Du, daß er uns verzeihen wird?“ „Ich hoffe es von ganzer Seele!“ „Ach, wär't Ihr nur nicht gar so sehr im Großen geschieden!“ „Zu beklagen, aber nicht zu ändern!“ „Wenn Ihr gute Freunde geblieben wäret, würde er uns eher vergeben.“

„Möglich, Lilli.“ Er fuhrte das ganze Gespräch mechanisch, gänzlich in seine Arbeit vertieft, die ein kleines Meisterstück zu werden versprach. Ein Seufzer von ihrem Munde schreckt ihn nach einer schweigsamen Arbeitsstunde aus seinem Schaffen.

„Bist Du müde, Lilli?“ Er sandte ihr einen besorgten Blick hinüber. „O gar nicht, aber ich wollte Dich bitten, Hans, bleib' nicht zu lange. Ich habe eine Ahnung, als ob Fritz heut' früh nach Hause käme, und wenn er Dich hier fände, wäre Alles verloren.“

„Ich gehe, so bald Du willst, Liebe. Was ist's jetzt an der Zeit?“ „Schon halb zehn,“ und sie sprang auf, — „geh' lieber gleich, Hans, ich bin so unruhig geworden.“ „Geh' das Haus geschlossen ist? Der Portier wird mich bemerken!“

„O, der giebt so genau nicht Acht, und dann, was thut das?“ Er legte Pinsel und Palette hin. „Schade! wir hatten heut' Beide unsern guten Tag. Noch zwei solche Sitzungen, und das Bild ist fertig! Nun, wenn's denn sein muß, so leb' wohl, Lilli, meine Liebe, kleine Glücksfee!“

Sie schüttelte zweifelnd das blonde Haupt. „Ob ich's in Wahrheit sein werde?“ Er neigte sich und küßte sie leicht auf den Mund. Dann ging er, kaum hörbar, wie er gekommen. Sie sah ihm einen Augenblick besorgt nach und machte sich dann daran, das Zimmer wieder in seinen gewohnten Stand zu setzen.

Mit großer Umsicht hatte sie soeben die Thür ihres heimlich ausgeräumten Bücherschranks, in den sie die Leinwand wieder verborgen, abgeschlossen, als die Jungfer aufgeregt und ängstlich hereingestürzt kam. „Gnädige Frau, der Herr! Ich habe ihn soeben schließen hören!“ Lilli wurde bleich.

„Mein Gott, und ich in diesen Kleidern, — schnell in mein Schlafzimmer!“ „Unmöglich, gnädige Frau, der Herr ist schon im Wohnzimmer, hören Sie nicht? Sagen Sie, Sie hätten anprobiert, die Schneiderin sei dagewesen! So, nur die Rosen fort!“ und mit einem raschen Griff hatte die geschickte Jose die dunkelrothen Blüten aus dem blonden Haar gezogen und in ihre eigene Tasse versenkt.

Lilli hatte nur noch Zeit, dem Mädchen zuzurufen: „Sag' Du es ihm von der Schneiderin, ich kann nicht.“ — als die Thür zu ihrem Vouloir geöffnet wurde, und Fritz über die Schwelle trat.

„Hier steckst Du also, kleine Frau?“ Dann wich er betroffen zurück. „Zu Weiß? Warst Du in meiner Abwesenheit in Gesellschaft, oder wolltest Du?“ Die Gegenwart des Mädchens hinderte ihn, mehr zu sagen. Als die junge Frau stumm blieb, lachte die Jungfer gezwungen auf. „Aber gnädiger Herr, in Gesellschaft, — die gnädige Frau ohne Sie! Gnädige Frau hat anprobiert. Die Schneiderin ist erst eben fortgegangen. Haben gnädige Frau sonst noch Befehle?“

Da die junge Herrin wiederum nur stumm den Kopf schüttelte, verließ das Mädchen eilig das Zimmer. Die Zurückgebliebenen verharren einige Augenblicke in einem drückenden Schweigen. Dann trat Fritz dicht an die junge Frau heran, die in den Haften gesunken war, in dem sie vorher dem Maler gegenüber gesessen. Er hob ihren gesenkten Kopf sanft mit der Hand und wandte ihn dem seinen zu. „Hast Du mir nichts zu sagen, Lilli?“

In ihren Augen standen Thränen. „Nein,“ sagte sie leise, kaum hörbar, und eine dunkle Gluth färbte das eben noch so bleiche Gesicht. Er trat von ihr zurück, schritt mehrere Male in dem kleinen Zimmer auf und nieder, und sagte dann, scheinbar mit vollkommener Ruhe:

„Komm zu Tisch. Ich habe noch nicht gegessen. Die Statpartie war nicht vollzählig; wir haben nur ein wenig geplaudert und dann bin ich gegangen.“

Sie athmete auf. So war er nicht aus Mißtrauen, sondern durch einen Zufall so früh zurückgekehrt. Ein zuversichtliches Lächeln spielte um ihren hübschen Mund. „Gleich, Fritz, ich will mich nur schnell umkleiden.“

„Weshalb? Ich bitte Dich, bleibe so,“ und mit einem zweifelnden Gröhl, den sie in der Freude wiederkehrender Sicherheit überhörte, fuhr er fort: „ich dachte doch, ich hätte das erste Recht, Dich schon zu sehen.“

„Schmeichler!“ sagte sie lachend, und hing sich in seinen Arm; „so kommt, ich habe Hunger!“ — (Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Womit sollen unsere Kinder spielen?

Von Margarete Henke.

Die Frage dürfte eine sehr verschiedenartige Beantwortung erfahren. Die sparsame Frau des Mittelstandes gedenkt bei derselben vielleicht der Fünzigpfennig-Bazare, wo für einen Spottpreis so unzählige, reizend aussehende Spielsachen zum Kaufe laden, während die Frau der vornehmen Welt die feinen Spielwaaren-Läden im Auge hat, die zu jedem neuen Weihnachtsfeste neue, selbst dem verwöhnten und überfüllten Kinde unbekanntes Spielgeräthe und Unterhaltungsspiele feil bieten. Ich muß der Ersteren lebhaft widersprechen, kann mich aber der Letzteren auch nicht unbedingt anschließen. Die Fünzigpfennig-Bazare bergen in ihrem Inneren für den oberflächlichen Beschauer eine Unmenge niedlichen und zierlichen Spielzeuges. Wer aber genauer betrachtet und dabei bedenkt, daß derbe Kinderhäufchen mit diesen flüchtig geleimten, nothdürftig angestrichenen, elenden Sachen hantieren sollen, für den kann solch ein Bazar nur eine Art von Schaugericht sein, eine Illustration zu dem im Kindermunde geläufigen und so häufig vor Kindern ausge-

sprochenen: „Alles ansehen, aber nichts anfassen!“ Wie leid thut mir doch ein liebes Kleines, das mit Fabel ein dem Fünzigpfennig-Bazar entflammtes Spielzeug in Empfang nimmt und vielleicht schon am folgenden Tage mit Thränen an den Trümmern des geliebten Gegenstandes trauert! Denn ein gemüthvolles Kind gewinnt sein Spielwerk, falls dasselbe dem Beständnisse des Kindes angemessen ist, sehr bald lieb. Wie traurig darum, es so schnell missen zu müssen, und wie wenig einflussvoll von den Eltern, diese natürliche Liebe so schlecht zu belohnen! Vielmehr sollten Eltern und Erzieher sich bestreben, dieser Liebe und Achtung, die das gesunde Kind, — gesund im Gegenfalle zu den durch Ueberfättigung angekränkelten Kindern, — seinen Spielsachen entgegenbringt, nicht nur nicht entgegenzuarbeiten, sondern diese Empfindungen noch zu verstärken. Das kleine Mädchen, das nicht einschlafen kann, weil es seine Puppe nicht zu Bett gebracht, der muthwillige Knabe, der sein Pferdchen regelmäßig füttert, es gewissenhaft striegelt und mit Järtlichkeit liebkost, — werden sie nicht einst pflichttreue und liebevollere Menschen werden, als die grausame Kleine, die ihre Puppen schlägt und unangekleidet herumliegen lässt, oder der Wildfang, der seinem Pferde den Schwanz austreibt und es mit Züchtigungen zum Gehorsam treibt?

Wir, meine Geschwister und ich, hatten ein aus Holz gefertigtes Kinderstübchen mit einem rohgeschliffenen Sige. Als kräftige Kinderstübchen den Sige eingedrückt, wurde er durch ein Holz Brett ersetzt, und heute hat schon die zweite Generation in diesem Stübchen so manche Stunde ihres freude- und thränenreichen Kinderdaseins verbracht, und es paßt nur noch das Resthäkchen hinein. Natürlich hat das kleine Möbel im Laufe der Jahrzehnte mehrmals eine neue Politur erhalten, aber es ist doch immer noch unser Stübchen, und die Kinder machen große Augen, wenn sie hören, daß wir Großen und Alten auch einst so klein, aber natürlich immer „sehr artig“ gewesen!

Die leichte Zerbrechlichkeit des Spielzeuges veranlaßt das Kind, sich nach einem anderen, einem neuen Spielzeuge zu sehnen, und so entsteht und wird großgünstigt jenes Dörschen nach dem Neuen und Fremden, das im Kindes-, im Jünglings- und leider so oft auch im Alter des reifen Menschen eine Unzufriedenheit hervorbringt, die ein glückvolles Behagen nur vorübergehend aufkommen läßt; so werden jene Menschen gebildet, — Anlage freilich mag ja hier auch viel thun, — die sich nur wohl fühlen, wenn eine Zerstreuung, eine Abwechslung winkt, wenn sie jede neue Kleidermode mitmachen, jede neue Oper, jedes neue Schauspiel gehört und gesehen, jene Menschen, für die das Wort: „Neu!“ der Inbegriff alles Reizvollen, vielleicht das einzige Reizvolle ist.

Darum sei das Spielzeug unserer Kinder vor allen Dingen dauerhaft und gediegen, und wenn die Verhältnisse es gestatten, sei es auch geschmackvoll, sei es schön. Denn der Schönheitssinn wird uns nur zum kleineren Theile angeboren, er muß sorgfältig gebildet und genährt werden. Gehen wir also, wenn es heißt, für die Kleinen einzukaufen, in ein gutes Spielwarengeschäft, ohne darum doch Verschwendung zu sein. Denn es kommt nicht darauf an, dem Kinde viel zu beschaffen; im Gegenteil, unser Kind wird glücklicher sein, wenn es nur ein Spielzeug erhält, mit dem es wieder und wieder sich beschäftigt, das es von Tag zu Tag lieber gewinnt. Dadurch wird es angeleitet werden zu jenem liebevollen Versenken in das Kleine und Kleinste, zu jener Art von Beschaulichkeit, welcher die Langeweile fremd ist, welche immer und überall etwas zu beobachten und mit Theilnahme zu verfolgen findet; jener bewunderungswürdigen Genügsamkeit, die einen Kiesel hinter Kerkermauern ausrufen ließ: „Bis jetzt hat das All mich noch keinen Tag ohne erfrischende und geistfördernde Eindrücke gelassen, und von den blauen Meeres, die ein klarer, nordischer Himmel auf den blendenden Schnee wirft, von den bunten Granit-Fundamenten, auf denen unser Palast des Schmerzes aufgebaut ist, bis zu den hohen und fernem weißen Wolken, die an den van Eudischen Himmel auf dem Genter Altarblocke erinnern, weht und schwebt Vieles, was einem betrachtenden Gemüthe Nahrung giebt.“*)

Ich kenne ein Kind, das von seinen Eltern stets nur ein einziges, aber sehr schönes Spielzeug erhält. Im vorigen Jahre war es eine Jagd, deren in großer Menge vorhandene Thiere so naturgetreu waren, daß man nur bedauern mußte, nicht mitspielen zu dürfen. Monate lang habe ich den lieben Eberhard mit dieser Jagd spielen sehen, und immer wußte das Kind oder wußte die kluge Mutter dem gewohnten, lieben Spielgeräthe neue Reize abzugewinnen. Bald kifften die geschickten Mutterhände kleine Vögel aus Papier, die in die Zweige der Bäume gesetzt und als Schnepfen, Krametsvögel und andere Federfliegen geschossen oder als Nachtigallen und andere Singvögel dem Schutze des Jägers überwiesen wurden. Bald zog sich der Jäger mit seinen Hunden in das, dank Eberhard's lebhafter Phantasie, schnell erbaute Forsthaus zurück, wo die Hunde plötzlich die Rolle von Tante Viane's Schoßhündchen geben mußten, was natürlich nicht zu bewerkstelligen war, ohne daß sie warme — aus Papier geschnittene — Schabraden bekamen, denn „Tante Viane's Schoßhündchen sind sehr weichlich, nicht wahr, Mütterchen?“ Einmal wurde auch ein Baum mit rothen Perlen behängt, die eigentlich für Kirichen gelten sollten, von dem jubelnden Kinde aber für Eberhard's Beeren angesehen wurden. Und nun mußte sofort der Jägermann in den Wald, um einen Strauß Eberhard's Beeren zu pflanzen, den er seinem Mütterchen, — aber er hat doch auch ein Mütterchen? unterbrach sich das Kind ernst, — mitbringen sollte.

Und hierbei gelange ich zu Dem, was ich meinen freundlichen Leserinnen von Anfang an's Herz legen wollte: die Phantasie unserer Kinder!

Das Kind, welches viele und immer neue Spielsachen erhält, hat keine Gelegenheit, seine Einbildungskraft zu offenbaren und weiter zu entwickeln, während das Kind, dem wenig und zeitweise gar nichts geboten wird, gezwungen ist, zu erfinden, zu erfinden, selbst zu gestalten. Wie viel glücklicher aber Letzteres ist, wird uns gegenwärtig, wenn wir uns durch Beobachtung an uns selbst und an Anderen klar machen, daß der Trieb zu einer gewissen Thätigkeit dem Menschen angeboren ist. Nur wenige der gekauften Spielsachen geben dem Kinde Veranlassung, eine Veränderung an ihnen vorzunehmen; sie sind fertig, fix und fertig, das Kind kann mit ihnen wohl spielen, aber es kann an ihnen nichts thun, kann nicht arbeiten. Für das Kind ist aber das Spiel Arbeit, ernste Arbeit sogar. Und wo es diese Arbeitslust nicht befriedigen kann, da wird es des Spielzeuges gar bald überdrüssig, und nicht selten sieht man die Kinder der Reichen ihr kostbares Spielgeräth achloslos bei Seite schieben und mit einem Häufchen Sand, mit einigen Kieseln oder mit Eichel- und

Noos auf's Geschäftigste spielen. Wie thöricht, ja, wie lieblos, wenn dann Eltern oder Wärterinnen diese Dinge als „häßlichen Schmutz“ fortwerfen, diese Dinge, die in der staunenswerthen Einbildungskraft des Kindes eben noch Schäfchen oder Vögel, Vater, Mutter und Geschwister oder Häuser und Bäume gewesen!

Ein liebliches Geschwisterpaar hatte eine stolze Poffkutsche mit feurigen Rappen zum Geschenke erhalten. Das Spielzeug war so reizend, so nahezu kunstreich, daß man hätte meinen können, das Gefährt entstamme dem Reiche eines Zwergkönigs, die Pferde würden sich sogleich in Trab setzen und der Schwager ein lustiges Lied ans seiner zierlichen Trompete erschallen lassen. Aber o weh! Schon am zweiten Weihnachtstage stand die Poff achloslos in der Ecke des Kinderzimmers. Die Mitte desselben aber nahmen vier Stühle ein, auf deren vorderstem der siebenjährige Knabe saß auf der Lehne thronend, mit seinem Peitschen kräftig auf imaginäre Pferde einhauend. Als er der im Thürhahmen stehenden Erwachsenen ansichtig wurde, ließ er sofort sein Händchen eine Trompete vorstellen, die er an die Lippen hielt, um überfällig: „Trara, trara, die Poff ist da!“ zu blasen. „Wir haben uns selbst eine Poff gemacht!“ sagte er stolz, indem die Kinderaugen feurig blitzten.

Wir waren an der See. Spielzeug war von Hause nicht mitgenommen worden, und was wir dort gekauft, war für den Aufenthalt im Freien berechnet. Nun aber kamen Regentage, zwei, drei, vier! „Wie schlimm für die Kinder,“ hieß es da, „sie werden kaum zu beschäftigen sein.“ Aber man hatte sich geirrt, man hatte die überaus rege Phantasie der Kindesseele nicht in Betracht gezogen. Was mußten in jenen Tagen eine Schachtel an der See gesammelter Steine und ein Körbchen Muscheln nicht Alles vorstellen! Jetzt waren sie Schweine, die zum Verkaufe getrieben wurden; nachher machte die Einbildungskraft der Kinder einen zoologischen Garten mit all seinen Inzassen daraus; schließlich wurde „Familie“ gespielt, und die Steinechen waren lauter Kinde, folgliche Kinder.

Treten die Jahre des ersten Lernens erst an das Kind heran, so wird ohnehin die Thätigkeit der Phantasie unterdrückt, scharfes Nachdenken nimmt das zum Jünglinge, zur Jungfrau sich entwickelnde Kind in Anspruch, und die holde Göttin Phantasie wird zurückgedrängt in ein kleines, oft so kleines Winkelchen, daß sie nicht weiter leben kann, sondern dahinsiecht und stirbt. Und dann? O! der Beklagenswerthen, denen die zaubermächtige Göttin nie die träben Augenblicke des Lebens in weishevolle Stunden innerlichen Schauens umgewandelt; die nicht ahnen, wie des Phantasievollen Seele auch des Lebens Dornenpfad zu Paradieswegen umgestaltet; wie viel harmlosen Frohsinn Göttin Phantasie uns beschert!

Gestatte mir die nachsichtige Leserin zum Schlusse eines Vorgesanges aus Eberhard's Kinderzimmer zu erwähnen. Es waren die Tage nach dem unvergesslichen neunten März des Jahres 1888, der uns den Allgeliebten entriß. Kaisertrauer! Von Thurm zu Thurm klang das Klagegeläute der Glocken durch's ganze deutsche Reich, Trauerscharen mahnten in jedem Augenblicke an den unerfesslichen Verlust! Eberhard beschäftigte sich in jener Zeit viel mit einem Kaufstaden und hat mich eines Tages, doch wieder bei ihm zu laufen. Wie staunte ich aber, als ich, näher tretend, über dem Laden eine aus einem abgenutzten Federhalter und einem formgerecht geschnittenen Stückchen schwarzen Papiers gefertigte Fahne erblickte! Kaisertrauer selbst im Kranzlade! Eine schwarze Papierfahne über den Materialwaaren, mit ihrer unteren Spitze gerade den Kasten freitend, auf dem das Wort „Rosinen“ verführerisch blinkte! Und daneben ein Paar tieferröthliche Kinderaugen, zwei weiche Kinderhändchen andächtig gefaltet und ein frischer Kindermund, sich zu den Worten öffnend: „Unser lieber Kaiser ist gestorben! Da muß man schwarz flaggen!“ — O! heilige Einfall! Das war ein Augenblick, in dem das Erhabene und das Lächerliche dicht an einander grenzten! Mir aber schien es, als habe die Trauer des Landes einen rührenderen Ausdruck nicht gefunden, als in diesem Vorgange im Kinderzimmer.



Nachdruck verboten.

Die Hungrigen. Von Heinrich Kettig. Siehe das Bild, Seite 185. — Es will uns scheinen, als ob die drei Hungrigen, welche Heinrich Kettig uns auf seinem hübschen Bilde vorführt, einen anderen Namen verdient hätten. Abgesehen davon, daß es mit ihrem Hunger nicht gar zu weit her sein kann, weil sie sonst aller Wahrscheinlichkeit nach dem Brode, welches vor ihnen auf dem Tische liegt, eine größere Aufmerksamkeit zuwenden würden, meinen wir, daß vor allen Dingen auch die Geduld, mit der sie die Plage des Hungers ertragen, in dem Namen des Bildes zum Ausdruck hätte kommen sollen. Welchen süßen, träumerischen Ausdruck hat der Maler in die drei Köpfe gelegt! Ist es nicht, als ob eine Welt in den Augen des älteren der beiden Mädchen schlummere, als ob eine Ahnung alles Dessen durch ihre junge Seele zöge, was dereinst im Leben noch einmal in Freud' und Leid ihr Herz durchzittern mag! Unmöglich kann dieses süße Köpfchen an Essen und Trinken denken. Seine Gedanken schweifen weit ab, in dem schimmernden, grenzenlosen Reiche der Märchenträume. Nimmer mögen wir glauben, daß dieser tiefe, seelenvolle Blick in der eng beschränkten Prosa des Lebens Raum haben könnte. — Eher schon lassen die Augen des Schwesterchens auf ein mehr irdisches Begehren schließen. Doch auch ihre Phantasie hat einstweilen in dem Köstliche einen Trost gefunden, der hoffentlich so lange anhalten wird, bis die Mutter mit der dampfenden Schüssel in die Stube tritt. — Aber wie steht es mit Spitz? Ist er wirklich ein so artiger Hund, als er sich den Anschein giebt, zu sein, oder ist er ein Dackmäuser? Vielleicht ist er gar ein lachender Philosoph, der die Welt nimmt, wie sie ist, und in dem Bewußtsein, daß das Bessere ein Feind des Guten, mit stoischem Gleichmuth die Zeit abwartet, bis auch ihm der Futternapf gefüllt wird. Jedenfalls wird man dem Schlingel nicht gar zu viel trauen dürfen. Er wird trotz seiner scheinheiligen Miene als Erster die Schritte der Hausfrau hören und bei dem Dufte des lockenden Mahles die Ohren spitzen. Wir möchten werten, daß seine gesammelte Philosophie über den Haufen fliegt, sobald der Thürgriff knarrt. Dann wird er bettelnd und schmeichelnd die Herrin umspringen und nicht eher ruhen, bis auch er sein gerüttelt und geschüttelt Maß erhalten hat. Schade, daß es dann vermuthlich auch mit der stillen Resignation der lieblichen Kinder-gesichter ein Ende haben wird.



Nachdruck verboten.

Das Corset. — Nicht eine neue Strafpredigt gegen das Corset zu halten, ist meine Absicht; das haben viele Aerzte seit mehr als hundert Jahren so häufig und mit so berechneten Worten und Bildern gethan, daß es schwer sein möchte, noch etwas Neues und Besseres hinzuzufügen. Und da meine Herren Kollegen offenbar nicht allzu viel Erfolg gehabt haben, so gelüftet es mich auch nicht nach dem Rathe eines Predigers in der Wüste. Vielmehr liegt es, so scheint mir, recht nahe, zu fragen, warum diese auf den Bau des Körpers, auf die Berrichtungen seiner Organe und auf Mißgestaltungen und Krankheiten gestützte Lehren und Warnungen so geringe Wirkungen gethan haben? Sitten, die so allgemein verbreitet sind, wie die Art der weiblichen Kleidung bei allen Kulturvölkern, pflegen doch andere und bessere Gründe zu haben, als bloße Eitelkeit und Modethorheit, wie auch die Geschichte der Genußmittel lehrt, aus der uns Johnston's Chemie des täglichen Lebens (neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth, Verlag von C. Krabbe in Stuttgart; zweite Auflage) so viele schlagende Beispiele giebt. Wie allen Mißbräuchen und Uebertreibungen doch ein natürlicher guter Kern zu Grunde zu liegen pflegt, so dürfte es sich auch mit der weiblichen Kleidung verhalten, die den ärztlichen Mahnungen, wie den aus der Mitte der Frauenwelt selber hervorgegangenen Besserungen einen so hartnäckigen und ungebrosenen Widerstand entgegensetzt.

Die Lust zu gefallen, ist ein natürlicher und berechtigter Trieb, den wir nicht aus der Welt schaffen dürften, wenn wir auch könnten. Der Haushalt der Natur beruht ja zum großen Theile darauf, und wenn diese gütige Allmutter ihren unverständigen Kindern selbst die Hochzeitskleider schafft, so wird es nicht unangemessen sein, daß auch die Menschen ihre Vorzüge geltend machen, daß der Mann durch Kraft, das Weib durch Schönheit und Anmuth zu glänzen und Wohlgefallen zu erregen sucht. Dazu gehört, daß die Formen des Oberkörpers durch die Kleidung nicht verborgen, noch verunstaltet, sondern, wie sie es verdienen, hervorgehoben werden; dazu gehört der schlanke und biegsame Leib, geschickt vom schönen und führenden Arme des Mannes umspannt zu werden, dazu gehören auch die weiten, faltigen, hinunterwallenden Gewänder, die züchtig verhüllen, der Gestalt und dem Ganze Würde verleihen.

Diese Gewänder zu tragen, bieten sich von selber die breiteren Hüften und das vorragende Kreuz der Frauen unter der schlanken Weiche, die sich so wesentlich vom Bau des Mannes unterscheiden. So ungewöhnlich es für den Mann ist, die Bekleidung des Oberkörpers durch einen Gürtel zu halten, dem der kürzere Leib und die schmaleren Hüften keinen Halt gewähren können, wofür jener nicht widernatürlich und zum Schaden der inneren Organe eingeschnürt wird, so natürlich ist für die Frau der haltende und tragende Gürtel, dem die Hüften als Stützen sich darbieten. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, muß der Gürtel breit und fest sein, darf nicht als schmales Band sich um den Leib legen, wo er eine Schnürfurch nicht nur in den Bauchwänden, sondern auch in den inneren Organen, namentlich in der Leber, erzeugt, noch von oben nach unten sich zusammenschieben, wodurch ähnliche schädliche Folgen sich ergeben würden. Er muß auf Hüften und Kreuz sich stützen und die unteren Rippen mit umfassen, was er ohne Schaden thun kann, da die unteren Rippen und das Zwerchfell nebst den Bauchmuskeln beim Athmen der Frau sich weniger bewegen und vortwölben, als beim Manne. Während der Mann nämlich vorzugsweise mit Hilfe des Zwerchfelles und der Bauchmuskeln ein- und ausathmet, vollziehen sich die Athembewegungen der Frau hauptsächlich durch Hebung der oberen Rippen, die zugleich länger sind, als beim Manne, während der untere Theil ihres Brustkorbes schmaler und enger ist, als bei jenem.

Diese Gestalt des weiblichen Brustkorbes, noch mehr hervorgehoben durch die Entwicklung der Brust, die schmaleren und mehr abfallenden Schultern, sowie die Athembewegungen der oberen Rippen machen es ungewöhnlich, die Last der Kleidung von den Schultern tragen zu lassen, wie es beim Manne wegen der breiteren Schultern und der verschiedenen Art des Athmens leicht und angemessen geschehen kann. Bei der Frau hat der breite Gürtel sich auf Kreuz und Hüften zu stützen, seinerseits aber der Brust als Stütze zu dienen, womit dann die natürliche und zweckmäßige Form des Corsets gegeben ist, auf dem die Röcke sich befestigen lassen, ohne einen schädlichen Druck auf den Leib auszuüben. Denn gerade der Druck, welchen die Schnürbänder der mehr Corset getragenen Röcke auf den Umfang der Rippen, nicht mehr vorn auf das Brustbein gestülht und daher nachgiebigeren Rippen, auf die Leber und den Magen ausüben, geben vorzugsweise Anlaß zu einer schmalen Einbiegung, die an der Brust die sogenannten Schnürfurchen, die Bildung von Gallensteinen und der Krebsgeschwulst der Gallenblase, bössartige Magenleiden, Verdauungsstörungen und chronisches Siedthum erzeugen kann. Zwar kann auch das Corset solche Uebel bewirken, wenn es zu eng geschnürt ist, um die natürliche Schlankheit des Leibes zu überbetreiben oder seiner Ausdehnung entgegen zu wirken, oder wenn es zu kurz ist und statt auf die festen Hüften sich zu stützen, mit seinem unteren Rande den weichen Leib drückt und einschnürt. Solcher Mißbrauch des Corsets ist natürlich zu vermeiden; das gut passende, weder zu lange, noch zu kurze oder zu enge, mit elastischen, an ihren Enden gut verwahrten Stangen gestülhte Corset führt dagegen bei der Frau keinerlei Nachtheile herbei und verdient nicht die Strafpredigten, welche auch heutzutage noch zuweilen gegen dasselbe losgelassen werden.

Anderß ist es bei jungen Mädchen, deren unentwickelte Hüften dem Corset noch keine Stützen gewähren, sodasß es diese durch Einschnüren des Leibes suchen muß. Hier ist es ganz richtig, die kürzeren und leichteren Röcke vermittelt eines elastisch gestrickten Leibchens, an welches sie angeknüpft werden, von den Schultern tragen zu lassen. Nur muß dies Leibchen überall, vorzüglich aber oben weit genug sein, um sowohl den Athembewegungen, als auch den Bewegungen des Leibes beim Spielen, Turnen und anderen Bewegungen freien Spielraum zu lassen. Bei kleinen Mädchen durch einen Schnürleib die „schlanke Taille“ der Jungfrau vorbereiten zu wollen, ist aber nicht nur schädlich für die Körperbildung und Gesundheit, sondern geradezu thöricht; denn die Einpressung verbiegt die Rippen und giebt dem Brustkorbe eine steife, edige, unschöne Gestalt, treibt die Schulterblätter und Schultern eckig nach oben, wölbt den Bauch nach unten, und erzeugt so das gerade Gegenheil von dem was es hervorbringen soll. Der kindliche Körper braucht Freiheit, um sich zu entwickeln und durch angemessene Bewegungen und Uebungen die Leichtigkeit und Anmuth

*) Brief an Auguste Heinrich vom December 1849.

sich anzueignen, welche der Jugend zur schönsten Bier gereichen und bei der Frau zur Anmuth und Würde sich ausbilden.

Das gut gearbeitete und richtig sitzende Corset ist demnach nicht der Gesundheit feindlich, sondern förderlich, und wenn es im Widerspruche gegen viele ärztliche Mahnungen alter und neuer Zeit seinen Platz in der weiblichen Kleidung siegreich behauptet hat, so mögen seine Verfechterinnen getrostes Muthes bei seinem Gebrauche bleiben, den Mißbrauch ablehnend, der allein schädlich und ungesund ist.

Dr. Fr. Dornblüth.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Alt-norwegische Teppichmuster. — In der kunstgewerblichen Bewegung unserer Tage, welche sich bemüht, die verlorene Kunstfertigkeit früherer Generationen wiederzugewinnen, gehen zwei Strömungen, deutlich erkennbar, neben einander her. In den Mittelpunkt der Bewegung, den Hauptstädten der großen Kultur-Staaten, rafft man mit kühner Hand Alles zusammen, was irgend eine Zeit oder irgend ein Volk Herrliches hervorgebracht, und schafft in einer Art von internationalem Wettbewerbe für den Absatz auf dem Weltmarkte. Daneben geht eine stillere Bewegung, welche an jedem entlegenen Punkte sorgsam die noch etwa erhaltenen Reste alter Kunstfertigkeit aufsucht, die abgerissenen, aber noch schwebenden Fäden wieder anknüpft und aus dem Volksthum heraus eine rein nationale Erstarkung des Kunstbetriebes sich entwickeln läßt. Derartige, höchst dankenswerthe Versuche lassen sich natürlich nur an Orten anstellen, welche, abseits von der großen Mode-Bewegung, sich besonders stille Lebensbedingungen erhalten haben. Den eigentlichen Boden für diese Versuche geben die nordischen Länder ab, Rußland, welches aus politischen Gesichtspunkten die Kunst im Banne des alten Moskowitertumes zu halten sich bemüht, dann besonders Schweden und Norwegen, wo sich noch ein Bauerntum erhalten hat, der nicht fähig oder nicht Willens ist, die Waare aus dem großen Weltmarkte zu beziehen, sondern festhält an der väterlichen, Lebensgewohnheit, Tracht und Eigenart. Aber auch in diese Kreise hinein haben die letzten Jahrzehnte neue Auffassungen getragen, und es bedarf schon der besondern Hand kundiger Männer, um in der häuslichen Arbeit die alte Technik und die alten Muster zu erhalten. Die Unterstüßung des Hausfleißes hat eine gewaltige Bedeutung in diesen Gegenden, deren Ortshäuser Monate lang durch Eis und Schnee abgeschlossen sind von aller Welt und die langen Winterabende im eigenen Hause durch Arbeiten auszufüllen haben, die einfach genug sein müssen, um sich auch der ungeübten, schwieligen Hand zu fügen.

Bei Gelegenheit der Kopenhagener Ausstellung des Jahres 1888 habe ich schon an dieser Stelle auf den eigenthümlichen Erfolg hingewiesen, den diese Hausfleiß-Vereine in Skandinavien erzielen; Kerbschnitzereien und einfache Wirkerei von Teppichen und Vorhängen in uralten, einfachen Mustern von gefälligster Wirkung beschäftigen wieder, wie vordem, ganze Dorfschaften, und nicht nur für eigenen Bedarf, sondern mit einem Absatzgebiete durch ganz Skandinavien hin.

Den eigentlichen Stützpunkt hat diese Bewegung innerhalb Norwegens in dem Kunst-Industrie-Museum zu Christiania, dessen sehr tüchtiger und verständnisvoller Leiter, H. Grosch, es sich hat angelegen sein lassen, die Reste der alten, schon verfallenden Haus-Industrie zu sammeln, um sie mit diesem Vorbild-Materialie neu zu beleben. In seinem uns vorliegenden Werke*) giebt Grosch in Farbendruck achtundzwanzig alt-norwegische Teppichmuster, wie solche bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein in ländlichen Bezirken gewebt wurden und deren Reste sich bis heute erhalten haben. Die Weberei ist für die reicheren Stände die uralte lant-lisso-Technik, die auch in den kostbarsten Gobelin-Wirkereien von Paris keine durchgreifende Veränderung erfahren hat. Im Wesentlichen ist es eine Art von Stopfarbeit auf stehender Kette, in deren Garnfäden der musterbildende farbige Wollfaden hin und her geführt wird, bis er den beabsichtigten Farbensatz gebildet hat.

Grosch kann von dieser Technik ein Stück eines Wandbehangs vorführen, der bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreicht und der in kindlich einfachen Formen eine Heldengeschichte darstellt. So stiftet einst normannische Frauen im Jahre 1100 den Teppich von Bayeux, der die Eroberung Englands darstellt, und so stiftet in der nordischen Sage Väinö, wenn sie liebend Sigurd's gedenkt, ihres Helden Thaten in einem Teppich. Jahrhunderte lang bleibt die unbehülliche Technik derselbe, nur an der Kleidung der Figuren kann man die Zeit der Entstehung verfolgen. So haben wir aus dem siebzehnten Jahrhunderte die Geschichte der Herodias und die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen (siehe die größere der obigen Abbildungen, nach Tafel III des Werkes), bei denen eine uniforme Handbewegung für alle Charakteristik ausreicht.

Derartige Stücke sind allerdings mehr Curiosa. Von vorbildlicher Wichtigkeit sind dagegen die auf uralten Webstühlen hergestellten Stoffe, deren Reste besonders aus Rissenbezügeln alter Kirchen zusammengetragen sind.

Unsere zweite Abbildung (nach Tafel VI, rechts, des Werkes) zeigt uns eines der vielen sehr einfachen, aber sehr geschmackvollen Muster, welche in wenigen Farben, meist Gelb, Braun und Blau, hergestellt sind und welche ihrem Zwecke, einen hübschen und übersaus feinen Bezug abzugeben, in vollkommener Weise entsprechen. Derartige Muster sind es vornehmlich, welche der neuen Bewegung in Norwegen zu Grunde liegen und welche so eigenartig sind, daß sie auch bei uns sehr wohl benutzt werden können. Bei der Uebersättigung unserer Industrie mit den hochkultivierten Mustern der großen Kunstblüthe thut es recht gut, wenn sie gelegentlich auf diese primitiven Muster zurückgeführt wird, welche sich entweder rein aus der Technik ergeben, oder welche reichere Vorbilder, — wie auf dem obigen Muster, — zur vollkommnen Einfachheit umgestalten. In diesem Sinne wird die sehr sorgsame und dankenswerthe Arbeit von Grosch, ganz abgesehen von ihrem kulturgeschichtlichen Werthe, auch in der schöpferischen Arbeit außerhalb ihrer norwegischen Heimath mit erstlichem Danke aufgenommen werden. Julius Vessing.

*) Alt-norwegische Teppichmuster, herausgegeben von der Direction des Kunst-Industrie-Museums zu Christiania, durch H. Grosch, Berlin, A. Asher und Co. Folio, mit neun Tafeln in Farbendruck.



Alt-norwegischer Teppich, Pflanzenmotiv: Glockenblume.



Alt-norwegischer Teppich: Die klugen und die thörichten Jungfrauen. Aus „Grosch, Alt-norwegische Teppichmuster“.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Myrten (128). — Vielleicht sind Ihnen die Myrten-Bäumchen nicht, trotz aller Pflege und sehr reichlicher Bewässerung, sondern gerade infolge dieser „Maßregelungen“ eingegangen. Denn man kann leicht des Guten zu viel thun, namentlich im Winter, wo sehr viele Pflanzen durch übermäßige Feuchtigkeit zu Grunde gehen. Sonst wüßte ich eigentlich kaum eine Erklärung für Ihre Mißerfolge, denn die Behandlung einer Myrte bietet wenig Schwierigkeit. Während der Sommermonate muß man ihr reichlich Bewässerung, womöglich auch dann und wann einen Düngerfuß, zukommen lassen und die Kronen durch Bespritzen frisch erhalten. Werden die Zweige bei der Zimmer-Kultur lang und hängend, oder zeigen sich gar Schildläuse, so thut man gut, stark zurückzuschneiden. Im Uebrigen ist das fleißige Entspitzen der jungen Triebe nicht rathsam; man erzielt zwar kräftige, buschige Pflanzen, beeinträchtigt aber die Blütenbildung. Die Gesundheit und das fröhliche Wachstum der Myrten wird wesentlich befördert, wenn man sie vom Mai bis September in's Freie an einen sonnigen Standort bringen kann. Sollten sich dort ihre Wurzeln so kräftig entwickeln, daß dieselben durch die Abzugslöcher in den Boden wachsen wollen, so müssen Sie die durchgetriebenen Wurzeln abschneiden, da sonst die Pflanze im Herbst verkümmert. Wenn Sie nicht die Möglichkeit haben, Ihrem Pflänzchen einen Landaufenthalt zu gewähren, so sorgen Sie wenigstens dafür, daß er so viel frische Luft wie irgend angeht, erhält. Im Herbst lassen Sie etwas mit Gießen nach, damit die Triebe austreiben; im Winter aber gönnen Sie der Pflanze Ruhe, also ein kühles Plätzchen, wo sie nur so viel Nahrung bekommt, wie zu ihrer Erhaltung nothwendig ist. Die Myrte erträgt die trockene Stubenwärme nicht; am besten überwintert sie in einem hellen Zimmer bei nur 3 bis 5 Grad Wärme; sie nimmt aber selbst mit einem Plätzchen im Winkel oder auch im Keller vorlieb, wenn nur gelüftet wird, so bald die Witterung es gestattet. Bei reichlicher Bewässerung faulen die Wurzeln, die Pflanzen wachsen ungesund und schwächliche Triebe und

haben unter Angeziefen zu leiden. Deshalb gießen Sie im Winter wenig und nur, wenn die Erde fast ausgetrocknet ist. Beim Umpflanzen im Frühjahr erhalten die Myrten eine nahrhafte, doch nicht zu schwere Erde. Die Anzucht junger Pflanzen aus Stecklingen ist mühselos und lohnend, besonders im Mistbeet. Die geeignete Zeit ist der Frühling, aber noch im August können Sie mit Erfolg Ableger machen, die bei richtiger Behandlung auch im Zimmer leicht anwachsen. Nehmen Sie zu Stecklingen recht gesunde Zweige mit gereiftem Holze, und setzen Sie dieselben, nachdem die unteren Blätter abgeplückt sind, in kleine Töpfe mit sandiger Heide-Erde und gutem Wasserabzuge. Wenn die Ableger frucht und schattig gehalten werden und möglichst lange mit einer Glasglocke bedeckt bleiben, werden sie Wurzeln fassen und gedeihen. Durch sehr kleine Töpfe, die man nach und nach mit größeren vertauscht, erzielt man Pflanzen mit buschigem Wuchse. Hoffentlich werden Sie, wenn Sie diese Rathschläge befolgen, nicht mehr über das Eingehen Ihrer Myrten zu klagen haben, sondern bald mit freudigem Stolze auf Ihre selbstgezogenen Bäumchen blicken können. Blumenfreundin in Saarburg.

Gyacinthen auf Wasser (XV, 160). — In Bezug auf das Treiben der Gyacinthen ist besonders folgendes zu beachten: Man wähle harte, feste Zwiebeln mit gesundem Wurzelboden von frühblühenden, vorzugsweise einfachen Sorten. Bei den Gläsern kommt es besonders darauf an, daß sie eine große Halsweite haben; denn der Boden der Zwiebel muß kleiner sein, damit alle Wurzeln in's Wasser wachsen können. Sehr empfehlenswerth sind die Gläser mit Einsatz, bei denen beim Nachfüllen jede Beschädigung der Wurzeln vermieden wird. Zum Füllen der Gläser wendet man am besten weiches Wasser an, dem man meist einige Stüchlein Holzsole zusetzt. Der Zwiebelboden darf aber das Wasser nicht ganz berühren, sondern muß wenigstens 1/2 Cent. davon entfernt bleiben. Nach dem Aufsetzen der Zwiebeln werden die Gläser an einen dunklen, kühlen Ort gebracht, wo sie 8 bis 10 Wochen bleiben müssen. Inzwischen braucht man das Wasser nicht zu erneuern, sondern in Zwischendäumen von 8 Tagen nur soviel nachzugießen, wie verdunstet und verzehrt ist; selbstverständlich muß das nachgefüllte Wasser von entsprechender Temperatur sein. Sobald sich die Zwiebeln vollständig bewurzelt haben und die Blüten sichtbar werden, kann man die Gläser aus dem Keller nehmen, thut aber gut, um einen allzu schroffen Wechsel zu vermeiden, sie zunächst noch einige Tage in ein ungeheiztes Zimmer zu setzen und mit einer undurchsichtigen Papierdüte zu bedecken. Dann bringt man sie nach und nach in's Wohnzimmer und läßt ihnen reichlich Luft und Licht zu Theil werden, wodurch die Schönheit und Farbenpracht der Blumen erhöht wird. Meist ist die Veranlassung zum Steckenbleiben, daß man die Gläser zu früh aus dem Keller nimmt, ehe die Bewurzelung genügend erfolgt ist. T. S. in Reichen.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Erziehungs-Anstalt. — Siebt es in Wien oder Budapest ein Institut (Schule, Pensionat), ähnlich demjenigen in Hirschgarten bei Coepenick, von dem in Nr. 35 der Illustrirten Frauen-Zeitung die Rede war, in welchem jungen Mädchen aus höheren Gesellschaftskreisen Unterricht in der Haus-Industrie (Handarbeiten) erteilt wird? R. v. R. in B. (Slavonien).

Holzwerks-Vorlagen. — Ich suche vergeblich nach einer Anleitung und Vorlagen für Arbeiten aus Roh-Holz (d. h. Ästen und Zweigen) zur Anfertigung von Blumentischen u. dgl. Ist vielleicht eine Mitleserin im Stande, mir eine solche Adresse anzugeben? Frau St. in Luzern.

Gesinde-Belohnung. — An wen hat man sich zu wenden, um für ein Mädchen, welches zehn Jahre in einer Familie gedient hat, eine Prämie zu erlangen? B. in Königswusterhausen.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Braune Beize für Holzgegenstände (160). — Um eine schöne, dauerhafte braune Beize zu erhalten, mache ich von übermangensaurem Kali eine sehr starke Lösung, die nicht mehr rosa, sondern dunkel aussieht, und bestreiche mit derselben die betreffenden Gegenstände mittelst eines Pinsels oder Pappchens einige Male, bis sie den gewünschten Ton erhalten haben. Je nach der Stärke der Lösung und der Wiederholung des Anstrichs lassen sich die verschiedensten Nuancen vom lichteften bis zum tiefstem Braun erzielen. Dabei stellt sich diese Beize, die vollkommen echt ist, ungemein billig. Etwasige Flecke an den Fingern können leicht durch Citronensäure beseitigt werden. Sobald das Holz vollständig trocken ist, gebe ich ihm durch Waschen einen matten Glanz. Früher benutzte ich Terpentin, um das Wachs aufzulösen (siehe Nr. 37 des vorigen Jahrganges); jetzt wende ich ein Verfahren an, das noch bequemer und weniger feuergefährlich ist. Ich lege nämlich ein Stück weißes Wachs von der Größe einer Wallnuß in eine kleine Oberflache voll Benzol und lasse dieselbe gut zugebedt einige Zeit stehen, bis sich das Wachs im Benzol von selbst aufgelöst hat. Mit dieser Mischung, der man nach Bedarf Wachs oder Benzol hinzufügen kann, bestreiche ich das Holz mittelst eines breiten Borstenpinsels; dann bearbeite ich es längere Zeit kräftig mit einer harten Bürste, damit das Wachs eingerieben wird und die Holzfläche sich nicht mehr klebrig anfühlt. — Für kleinere Arbeiten habe ich in letzter Zeit Brunolein verwendet und damit sehr schöne Erfolge erzielt. Diese Flüssigkeit, welche die Wirkungen der Beize und des Wachstums in sich vereinigt, sodas man also Zeit und Arbeit spart, wurde mir in München, wo man sie auch besonders gut erhält, empfohlen. Es giebt helles und dunkles Brunolein; ersteres verleiht dem Holze kaum eine Färbung; der Ton erscheint vielmehr je nach der verwendeten Holzart verschieden nuancirt, bald in's Gelbliche, bald in's Graue oder Grünliche spielend. Bei Benützung des dunklen Brunoleins erhält man eine mehr oder weniger tiefbraune Farbe, je nach der Stärke des Auftrages, der mit einem Pappchen oder Pinsel vorgenommen wird. Durch kräftiges Reiben mit einer Bürste bekommen die Gegenstände ohne Anwendung von Wachs einen matten Glanz. Marie S., Berlin.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild.

Nachdruck verboten.

Die Feuerprobe.

Aus Spangenberg's Geschichten.
Von Theodor Herzl.

Und wieder einmal nahm unser alter Freund, der Impresario Spangenberg, das Wort: „Hab' ich Ihnen schon die Geschichte erzählt, wie ich um meiner selbst willen geliebt wurde? Nicht? Dann lassen Sie sich erzählen. Als mir das passirte, war ich anfangs selig und verdukt, und nachher lachte ich, wahrhaftig, ich lachte beinahe bis zu Thränen. Es ist lange her, mehr als zwanzig Jahre. Sie können sich also beiläufig vorstellen, wie viele Illusionen ich noch hatte. Uebrigens, nein: Sie können sich das nicht vorstellen!“

Zum Verständnisse des Folgenden ist es nöthig, daß ich Ihnen von meinen damaligen pecuniären Verhältnissen Mittheilung mache. Einer oder der Andere von Ihnen weiß vielleicht, daß ich von Hause aus wohlhabend war. Aber selbst zur Zeit, wo ich noch Geld hatte, liebte ich es, viel Geld auszugeben. Ich bin eben zum Millionär geboren. Vellagenswerthe Zufälle des Lebens haben mich leider verhindert, mein Ausgaben-Genie immer zu bethätigen. Ich mußte mich begnügen, nur dann und wann den Millionen-Traum zu träumen. Wenn mich das Auf und Ab der Schaukel einmal zu Gelde brachte, so habe ich diese Summen nie als Kapital angesehen, sondern nur als die Zinsen imaginärer Reichthümer. Ich bin mit meinen gelegentlichen Einkünften immer verfahren, wie wenn es regelmäßige gewesen wären. Die Spießbürger mögen mein Verhalten ein kurzfristiges, thörichtes schelten. Ich weiß es besser: eine lustige Poesie liegt darin. Oben oder unten, — für die Mittelstraße bin ich nicht geschaffen. Geben Sie mir heute sechzig- oder neunzigtausend Mark, und ich setze mich, wie in meiner ersten Jugend und gleich dem Rodensteiner, zwölf Monate lang zum Bankette hin mit meinen Freundchen und Freundinnen. Die Spargeln im Februar, die Mammuth-Erdbeeren im März sollen mir köstlich munden, auch wenn ich weiß, daß ich am ersten April nicht einmal mehr trockenes Brod zu essen habe. Ich hätte nur die eine Angst, daß ich am neunundzwanzigsten März sterben könnte und daß dann etliche Groschen übrig blieben zur Bestreitung meiner Begräbniskosten.

In dieser Beziehung war ich, wie gesagt, schon in meiner Jugend so weise, wie heute. Als ich nach erreichter Großjährigkeit mein väterliches Erbtheil ausgefolgt erhielt, da beging ich nur einen einzigen Fehler des Leichtsinnes: ich bezahlte meine Schulden. In diesen Fehler bin ich aber seitdem nie wieder verfallen. Mit dem Gelde, das mir nach Tilgung meiner Schulden verblieb, amüsirte ich mich und meine Freunde gottvoll. Als ich damit fertig war, fielen meine damaligen Freunde von mir ab, wie dürres Laub. Ich nahm es ihnen nicht einmal besonders übel. Ich war kein Timon von Athen, ging auch nicht in die Wildniß, sondern wurde Impresario. Dieser Beruf war der einzige, der mir eine annähernd ähnliche Fortsetzung meiner bisherigen Lebensweise verhieß. Ich konnte reisen, mit lustigen Künstlern verkehren,

kurz: die vielgeliebte Ungebundenheit blieb mir gesichert. Als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, fiel mir sofort mein Freund Kaltenbrenner ein, von dem ich eine wirk-

same Unterstützung meiner unternehmerischen Anträge erwarten durfte.

Kaltenbrenner war eigentlich nicht mein Freund, sondern bloß mein Freundchen. Das ist ein bemerkenswerther Unterschied. Der Freund ist eine fabelhafte Erscheinung, wie das Einhorn, die Uneigennützigkeit, die Selbstaufopferung und der gelügelte Löwe. Der Freund kommt nur in der Poesie vor, zum Beispiel in der „Bürgschaft“ von Schiller, gleichwie der Löwe von St. Marcus außerhalb des Wappens von Venedig nicht existirt. Das Freundchen dagegen ist heiterste Realität. Der Fehler Timons war, daß er seine Freundchen für Freunde hielt. Hätte er ihnen nicht Opfer zugemuthet, sie würden ihm nicht den Rücken gelehrt haben. Es wäre keine andere Wandlung eingetreten, als daß sie nicht mehr so oft bei ihm gespeist hätten. . . Nun, meinem braven Kaltenbrenner wollte ich durchaus keine Leistung in Geld oder in Mühe abverlangen. Er sollte mir bloß einige practische Rathschläge und nützliche Empfehlungen geben.

Kaltenbrenner war damals Director des deutschen Theaters in Pest. Ich schrieb ihm den Sachverhalt und zeigte ihm an, daß ich für ein paar Tage nach Pest kommen werde, um meine Pläne mit ihm zu besprechen. Wie ich es vorausgesehen hatte, war Kaltenbrenner sehr charmant. Er erwartete mich auf dem Bahnhofe, wie in jener prachtvolleren Zeit, wo ich erster Klasse ankam und meinen Diener bei mir hatte, welcher das Gepäck besorgte. Diesmal stieg ich eröthend aus einem Coupé der zweiten Klasse, und meine geringe Bagage beförderte ich eigenhändig auf den Perron. Kaltenbrenner stand liebenswürdig lächelnd da, und wenn er mich auch nicht, wie ehemals, in die Arme schloß, so ließ er mir doch noch immer einen Händedruck erster Klasse zukommen.

Vor dem Bahnhofe wartete sein Wagen, und er rief dem Kutscher zu, nach dem Hotel D., dem vornehmsten der Stadt, zu fahren. Ich kannte dieses kostspielige Haus dem Kufe nach und flüsterte deshalb meinem Freunde beunruhigt zu, daß dies für meine jetzigen Verhältnisse wohl nicht das geeignetste sei. Er lehnte meine Bemerkung mit einer grandiosen Handbewegung ab:

„So lange Du hierbleibst, mein lieber Spangenberg, bist Du mein Gast, und Du bleibst je länger je lieber, und wenn Du Geld brauchst, da ist meine Brieftasche. Verstanden?“

Na, ich ließ es über mich ergehen. Thatsächlich war auch ich in meiner vorherigen glänzenden Zeit sehr freigebig gegen ihn gewesen, und ich konnte sein Anerbieten acceptiren, ohne mich schämen zu müssen. Es überraschte mich freilich ein wenig. Ich hatte Kaltenbrenner für einen famosen Kerl, einen lustigen Bruder gehalten, aber seine Gemüthlichkeit in Geldsachen war mir neu. Eine angenehme Enttäuschung.

Als wir vor dem Hotel vorfuhren, sprang Kaltenbrenner rasch aus dem Wagen und zog den Hotelier, der uns mit gewinnendem Lächeln entgegenkam, bei Seite. Sie zischelten ein paar Minuten mit einander, dann trat der Herr des Hauses auf mich zu, verbogte sich tief, sehr tief, und bat mich mit devotem Zittern in der Stimme, ihm zu folgen. Ich warf Kaltenbrenner einen fragenden Blick zu, er aber verbogte sich ebenfalls tief, sehr tief, fast ebenso, wie der Hotelier, und lächelte leicht.

Man wies mir drei prachtvolle Zimmer



Nur immer vorsichtig! Von Adolf Schfabitz. — Siehe Seite 199.

an: ein Schlafgemach und zwei Salons mit der Aussicht nach der Donau. Ich wollte gegen diesen Aufwand protestiren, aber Kaltenbrenner fiel mir in's Wort, indem er sich abermals tief, sehr tief verneigte:

„Werden diese Räumlichkeiten genügen?“

„Ob sie genügen? Das will ich meinen!“

Der Hotelier zog sich hierauf lautlos zurück. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, sagte ich energisch: „Kaltenbrenner, was sind das für Dummheiten? Wenn ich Deine Gastfreundschaft schon annehme, so darf sie wenigstens nicht erdrückend für mich sein. Ich konnte Dir das vor dem Hotelier nicht sagen. Jetzt aber bitte ich Dich, die Dinge nicht zu übertreiben. Ein Zimmer genügt mir vollkummen.“

„Thu' mir den einzigen Gefallen, Dich um solche Kleinigkeiten nicht zu kümmern,“ erwiderte er lebenswürdig.

„Kleinigkeiten? Ja, bist Du denn über Nacht Millionär geworden? Wenn ich hier auf solchem Fuße leben soll, so mache ich Dir täglich eine Beche von hundert Gulden.“

„Laß Dir darum kein graues Hoare wachsen. Ich stehe mit dem Hotelier in einer großen Verrechnung, — es würde zu weit führen, wenn ich Dir das auseinanderlegen wollte, — genug, ich bringe Dir damit durchaus kein nennenswerthes Opfer.“

„So? Na, dann bin ich zufrieden,“ sagte ich. „Laß uns also gleich von meinen Angelegenheiten reden. Du weißt schon, daß ich Impresario werden will. Von Dir erwarte ich jetzt gute Rathschläge für meine künftige Carrière.“

„Damit hat's keine Eile,“ rief er. „Zunächst bleibst Du ein paar Tage hier. Ich werde Dich schon unterrichten. Einen Rath gebe ich Dir aber gleich jetzt. Dieser Rath ist die werthvollste Frucht aller meiner geschäftlichen Erfahrungen: gewähre Niemandem Einbildung in Deine Verhältnisse! Das ist der wichtigste Grundsatz für jeden Geschäftsmann. Ein Impresario namentlich ist von vorn herein verloren, wenn er anders vorgeht. Die Offenherzigkeit ist eine reizende Eigenschaft, aber vollkommen unpractisch.“

„Gut, gut, ich will mir's merken!“ meinte ich lachend. „Ich werde Niemandem Einbildung in meine Verhältnisse gestatten.“

Dann empfahl er sich. Ich sollte Toilette machen und zur Vorstellung in's Theater kommen. Er werde mir den Wagen schicken . . .

Als ich in die Prosceniums-Loge trat, die Kaltenbrenner für mich hatte reserviren lassen, war die Vorstellung schon im vollen Gange. Man gab das „Pariser Leben“ von Offenbach. Ich liebe diese leichtgeschürzte Musik unendlich, ich habe nie eine andere geliebt, wenn ich auch in meiner späteren Laufbahn aus Geschäftsrücksichten oft für Richard Wagner schwärmte. Jener Theater-Abend war überhaupt äußerst genussvoll für mich. In den Logen sahen viele schöne Frauen, — Peß ist ja mit Recht berühmt durch seinen Reichthum an Frauenschönheit, — und ich wußte mir nicht gleich, in welche dieser Bezaubernden ich mich für die Dauer der Vorstellung verlieben sollte. Kennen Sie die gedankenlose, kurze Seligkeit, eine Unbekannte anzubeten, von der man vor einer Stunde nichts wußte und die man morgen vergessen haben wird? — Mir gegenüber, in einer Parterre-Loge, saß so eine wunderbare Person. Blond, schlank, niederschmetternd elegant, Augen, veilschblaue Augen, eine Nase, ein Mund! Nachdem ich im Hause Umschau gehalten, gelangte ich zur Ueberzeugung, daß es das Beste sei, mich in diese zu vernarren. Hoffnungslose Narrheit! —

Im Zwischenakte besuchte mich Kaltenbrenner in meiner Loge. Sofort richtete ich die Frage an ihn, ob er die Schöne uns gegenüber nicht zufällig kenne. Er sah hin, lächelte, nickte ihr vertraulich zu und gab mir dann zur Antwort:

„Natürlich! Sie ist ja bei mir engagirt.“

„Wie? Eine Schauspielerin?“

„Gefällt sie Dir darum weniger?“

„O, im Gegentheil!“

Kaltenbrenner lachte verschmigt: „Meinen Segen hast Du!“

Ich hielt es für schicklich, mich gegen diesen Scherz zu verwahren: „Du weißt sehr gut, daß ich jetzt an keine Leichtfertigkeit denken darf. Der Ernst meiner Lage . . .“

„Ach was,“ unterbrach er mich, „der Ernst Deiner Lage läßt Dir nicht davon. Morgen ist auch ein Tag. Das Leben ist kurz, Verne vom Herrn von Gondremard dieser Operette: Stürz' Dich in den Strudel, Strudel 'nein!“

Nicht möglich, mit dem guten Kaltenbrenner ernsthaft zu reden! Uebrigens hatte er Recht: morgen ist immer noch ein Tag. Ich verbannte also für den Augenblick die Sorgen und kolettirte nach Herzenslust mit der reizenden Schauspielerin dort drüben. Sie schien auch gerade nichts Besseres zu thun zu haben, sie nahm meine Huldigungen par distance unverkennbar mit Wohlgefallen auf.

„Wer ist denn die ältliche Dame, die ihr Gesellschaft leistet?“ fragte ich den Director. „Eine Mutter mit vierzehntägiger Kündigung, oder eine wirkliche?“

„Eine wirkliche, mein Sohn!“ sagte Kaltenbrenner. „Ein Drache, der feuerspeiend vor der Theater-Prinzessin Wache hält und alle lähnen Ritter mit seinem Gebisse zu zerfleischen droht.“

„Ah, ah,“ rief ich lachend, „das macht ja die Prinzessin nur noch begehrenswerther!“

„Thatsache ist,“ erwiderte mein Freund, „daß der Alte bisher noch keiner beigegeben. Sie gehört zur Klasse der erbitterten, mit allen Hunden gehegten Theater-Mütter. Eine jener talentlosen alten Schauspielerinnen, die in vorgerückten Jahren Souffleusen oder Logen-Schließerinnen werden, wenn keine rettende Tochter da ist. Wenn aber eine Tochter, eine bildschöne, wie die da drüben, vorhanden ist, so wird dieselbe zu Revanche-Zwecken benutzt.“

„Aha, ich verstehe!“

„Sage nicht aha! denn Du verstehst es nicht. Mir selbst ist noch nie eine solche Person vorgekommen, wie diese alte Schürmer. Wenn ich die Mutter vorher gekannt hätte, würde ich die Tochter nie engagirt haben. Frau Schürmer macht mich zuweilen sprachlos, denn in meiner ganzen Praxis ist mir eine so raffinierte Anständigkeit nicht begegnet. Sie kommt zu allen Proben. Da unten sitzt sie, im dunklen Zuschauerraum, wie ein bissiger, lauernder Hund. Wenn ein Darsteller Miene macht, dem Fräulein Schürmer irgend einen im Stücke vorgeschriebenen Theater-Kuß zu geben, heult die Alte wild: „Herr Director! Herr Director! Das erlaube ich nicht! Meine Tochter darf nicht geküßt werden!“ Ich schwöre Dir, es ist mir unerklärlich, daß ich dieses Scherz noch nicht getödtet habe.“

„Spielt Fräulein Schürmer gut?“

„Jammervoll!“

„Warum entläßt Du sie nicht?“

„Danke sehr! Um ihr die riesige Conventional-Strafe zu zahlen? Ich habe das Fräulein nach der Photographie engagirt.“

„Ein alter Practikus, wie Du?“ sagte ich staunend.

„Was willst Du? Man lernt nie aus. Ich glaube äußerst schlau zu sein, indem ich mir ebenfalls eine sehr große Conventional-Strafe ausbedang: fünf- und zwanzigtausend Gulden. Ich dachte mir: kann sie spielen, so behalte ich sie; kann sie nichts, so werd' ich sie schon aus dem Engagement herauszögern, und bei ihrer Schönheit findet sich gewiß Jemand, der aus Liebe für sie das Lösegeld zahlt. Aber die Alte ärgert alle ernsthaften und nicht ernsthaften Liebhaber fort!“

Kaltenbrenner erhob sich plötzlich. Er habe noch Wichtiges zu thun. Nach der Vorstellung möge ich auf die Bühne kommen, wir würden zusammen soupiriren.

Ein paar Minuten später sah ich wieder nach der Loge Fräulein Schürmer's. Ich überraschte die Mutter Schürmer, die mich durch ihren großen, schwarzen Operngucker auffallend fixirte. Zugleich bemerkte ich, daß jetzt noch eine dritte Person in der Loge drüben sein müsse, denn die beiden Frauen wandten sich öfters zurück, lächelnd, nickend oder sprechend. Ah, also doch ein Aebter? War Kaltenbrenner schlecht unterrichtet? Ich nahm mir vor, ihm meine Beobachtung mitzutheilen . . . Da, als ich einmal mitten im Akte plötzlich hinüberjah, um den Unsichtbaren abzufassen, falls er sich hervorgewagt haben sollte, entdeckte ich, daß dieser Unsichtbare kein Anderer war, als Kaltenbrenner selbst. Vor meinem Späherblicke zog er sich aber eiligst zurück.

Ich war verblüfft. Was hatte das zu bedeuten? Nach der herabsetzenden Erzählung von vorhin, dieser heimliche und vertrauliche Verkehr mit der Schürmer! . . . Ich sah mit einem Male klar, wie die Sache lag. Er wollte mich offenbar von der Schönen fernhalten, weil er selber . . . ah, ah, Duckmäuser, Schlaumeier! Mich glaubte er foppen zu können, mich! Und weshalb? Kannte er mich denn nicht als einen loyalen Kerl? Die Freundinnen meiner Freunde waren nie meine Freundinnen gewesen. Gerade durch sein Mißtrauen reizte er mich zur Treulosigkeit . . .

Hinter den Coullissen suchte ich Kaltenbrenner auf. Wir gingen dann zusammen nach dem Hotel Frohner zum Souper. Von der Schürmer sprachen wir kein Wort mehr. Wie wir aber den Speisesaal betreten, — wer sitzt schon da in aller Pracht und Herrlichkeit? Die Schürmer mit ihrem mütterlichen Drachen! Mein Freund verzog keine Miene bei diesem Anblicke, der ihm nicht erwünscht sein mochte. Wir traten an den Tisch der Damen, und Kaltenbrenner stellte mich vor. Die Mutter benahm sich grotesk. Sie stand auf und machte einen beinahe courmäßigen Knix. Kaltenbrenner hatte entschieden gelogen, denn so devot und zuvorkommend, wie diese ältliche Dame, pflegen die feuerspeienden Drachen nicht zu sein. Mein Verdacht wurde zur Gewißheit: der brave Mann hatte mir ein Märchen erzählt. Viel besser als ihre Mutter benahm sich Fräulein Zolanthe Schürmer. Sie nickte lebenswürdig, aber

nur ganz leicht mit dem reizenden Köpfchen, als ich ihr vorgestellt wurde. Und doch, in dem Glanz ihrer schönen Augen, das gleich einem Lächeln hell und flüchtig vorüberglitt, lag Etwas, wie eine Verheißung, ein lustiger Gruß: „Da bist Du ja, — ich habe Dich erwartet!“ . . . Ich sah Kaltenbrenner an, der eben ernsthaft unser Menu feststellte, und ich mußte mich in die Lippe beißen, um nicht laut aufzulachen: „Armer Kaltenbrenner!“

Der Abend verging sehr fröhlich. Wir tranken recht viel Champagner und wurden immer witziger. Die alte Schürmer trank ein Glas zu viel und bestand nachher darauf, mich „Hoheit“ zu nennen. Zolanthe zwifte ihre Mutter heftig am Aermel; aber diese ließ nicht mehr von der fixen Idee ihres angeheiterten Zustandes und wollte meiner „Hoheit“ durchaus die Hand küssen. Ich sträubte mich lachend: „Nein, nein, meine liebe Frau, lassen Sie das, — wir sind Alle nur Menschen!“ Kurz, wir amüßten uns wunderbar. Ein paar Flaschen Champagner, nicht wenig dumme Witze und ein schönes, junges Weib, — so hab' ich die Glückseligkeit von jeher verstanden.

Wir begleiteten die Damen bis an ihr Haushor. Kaltenbrenner ging mit der unsicheren Alten voraus, hinterdrein ich mit der bezaubernden Zolanthe. Sie stützte sich nachdrücklich auf meinen Arm, und ich sagte ihr selbstverständlich, daß ich noch nie ein Weib so sehr geliebt habe, wie sie. Daraufhin seufzte sie ein wenig. Ich zog ihre linke Hand, die auf meinem Arme lag, zu meinen Lippen empor und bedeckte die duftenden Fingerippen mit heißen, heißen Küffen. Armer Kaltenbrenner!

Beim Haushore verabschiedeten wir uns. Der Director führte mich nach meinem Hotel zurück.

„Na, wie gefällt sie Dir in der Nähe?“ fragte er mich unterwegs.

„So so, la la,“ erwiderte ich äußerst diplomatisch. Wenn er nicht offenerzig war, brauchte ich es auch nicht zu sein, — à trompeur trompeur et demi. Wenn mir aber in diesem Augenblicke Jemand mitgetheilt hätte, daß ich eigentlich nicht wegen Fräulein Zolanthe Schürmer nach Pest gekommen sei, wäre ich sehr überrascht gewesen.

Am nächsten Tage, um die Mittagsstunde, fand ich mich bei meiner Angebeteten ein. Sie war eben von der Probe zurückgekehrt und klagte mir allerlei Misere: Verdrießlichkeiten mit dem Regisseur, Intriguen ihrer Collegen Lachmann, Nörgelien des Directors . . .

„Kaltenbrenner hilaniert Sie, liebes Fräulein?“ sagte ich erstaunt.

Und sie berichtete mir, daß Kaltenbrenner ihr, wo er nur könne, Verdruß bereite. Die besten Rollen gäbe er der Lachmann, weil diese einen Verehrer habe, dem der Director Geld schuldig sei. Kurz, der übliche Coullissen-Klatsch. Ich fand es aber sehr geschickt und klug von diesem Tausendstausend Kaltenbrenner, daß er sich von seiner Liebe nicht um das Regiment im Theater bringen ließ . . .

Zu anmuthigem Gepolter mit der reizenden Zolanthe vergingen zwei Stunden. Dann schiedte man mich fort, weil heute Spielabend sei. Beim Abschiede ward wieder mein Herz durch einen verheißungsvollen Blick aus den schönsten Augen versengt, wieder küßte ich die duftende Hand, und wieder seufzte Zolanthe ein wenig. Weiter kam ich nicht an diesem Tage. Ich ging dann trunken weg und bestellte für den Abend einen enormen Blumenkorb mit schnäbelnden Tauben. Erst als ich den Kaufpreis erlegen mußte, erwachte ich aus dem holden Traume. Der Blumenkorb hatte eine ansehnliche Breche in mein Vermögen gerissen.

Nachher suchte ich Kaltenbrenner in der Directions-Kanzlei auf. Er war sehr beschäftigt, bat mich aber, nur zu bleiben. Ich lehnte mich also in einen Fauteuil, rauchte ein halbes Duzend Cigaretten und sah und hörte dem Vielgewandten zu. Er war wirklich ein Teufelskerl. Wie er diese complicirte Maschinerie des Theaterwesens zu handhaben wußte! Durch sein Cabinet desirirten vor meinen Augen Schauspieler, Sängerinnen, Theater-Arbeiter, Decorations-Maler, Journalisten, Statisten, Gläubiger, Freilarten-Verber. Für Alle hatte er ein überlegenes Wort, einen Witz, ein moquantes Lächeln oder eine herrische Geberde.

Man brachte das Abendblatt. Er bat mich, es zu durchfliegen, während er seine Briefe schreibe, und ihm dann die Neuigkeiten zu erzählen. Es gab nicht viel Neues. „Fräulein Lachmann, die ausgezeichnete Salon-Dame des deutschen Theaters, wird demnächst in dem neuen Stücke von Sardou . . .“

„Weiß ich,“ unterbrach er mich. „Reclamen brauchst Du mir nicht vorzulesen.“

„Also politische Nachrichten?“

„Unsinn! Interessirt mich nicht.“

Halt, da stand eine auffallende Notiz. „Wie wir aus zuverlässiger Quelle vernehmen, ist der Fürst von Aetolien gestern hier angekommen und im strengsten Incognito im Hotel D. abgestiegen. Die Anwesenheit

des Fürsten hat keinen politischen Zweck, vielmehr einen ganz privaten, intimen. Wir verjagen es uns aus Discretion, nähere Andeutungen zu machen. Man kennt die romantischen Neigungen Seiner Hoheit; nicht mit Unrecht heißt der Fürst „der Schwärmer auf dem Throne“. Gleich nach seiner Ankunft besuchte der Fürst das deutsche Theater und wohnte der Vorstellung bis zum Schlusse bei. Möge es Sr. Hoheit in unserer Stadt wohlgefallen.“

Kaltenbrenner hatte mir mit großer Spannung zugehört.

„Wußtest Du, daß dieser große Herr gestern in Deinem Theater war?“ fragte ich ihn.

„Nein,“ sagte er und beugte sich schnell wieder über seine Schreiberei.

Ich las still für mich weiter in der Zeitung. Dann aber, nach einer kleinen Pause, kam ein sonderbar leuchtender Ton vom Schreibtische her. Ich schaute auf. Kaltenbrenner saß da, von einem Krampfe geschüttelt und stopfte sich das Taschentuch in den Mund.

Erstochen sprang ich auf und eilte zu ihm hin. „Was ist Dir?“

Nun pläzte er mit einem lauten, stürmischen, unauslöschlichen Lachen heraus. Die Thränen liefen ihm über die Wangen, der Athem blieb ihm aus. Ich mußte ihn halten, sonst wäre er vom Stuhle gefallen. Minutenlang währte die Lach-Krise. Ich mußte trotz der Angst, die ich um den vollblütigen Menschen hatte, mitlachen. Diese tolle Heiterkeit hatte etwas Ueberwältigendes. Als er endlich zur Ruhe kam, fragte ich ihn nach der Ursache dieses unerhörten Gelächers. Da packte es ihn wieder. Er konnte nur noch hervorleuchten: „Der Brief des Theater-Agenten Spi—Spiz...“ und abermals ging das Lachen los, an dem ich mich, ohne zu verstehen, betheiligte, so hinreißend komisch war Kaltenbrenner's Gesichtsausdruck.

Was aber in diesem unendlich belustigenden Briefe des Theater-Agenten stand, das erfuhr ich nicht, denn wir wurden durch die Meldung unterbrochen, daß die Vorstellung begonnen habe. Der Director ließ mich nach der Prosceniums-Loge geleiten, die auch heute für mich reservirt war. Da vergaß ich dann gleich die Lach-Szene in Kaltenbrenner's Cabinet, und später fand ich nicht mehr Gelegenheit, mir von ihm Aufklärungen geben zu lassen.

An diesem Abend spielte Fräulein Schürmer. Sie war eine herzlich talentvolle Person; Kaltenbrenner hatte Recht. Mich entzückte sie freilich dennoch. Das ist der merkwürdige Zauber, den die Schauspielerinnen oder Sängerinnen auf der Scene ausüben und der mit der Kunst gar nichts zu schaffen hat. Ich habe dieses Blendwerk in späterer Zeit sehr genau betrachtet und analysirt. Worin besteht diese Verführung? In dem „lauten Geheimnisse“, in dem Verkehr, der sich zwischen der „Künstlerin“ und einem einzigen privilegierten Zuschauer abspielt, vor Aller Augen und Allen unsichtbar. Sie sagt etwas, das Alle hören und nur er allein versteht. Sie grüßt ihn mit den Augen, winkt ihm mit der Hand, legt in ein gleichgültiges Wort eine für ihn berechnete Betonung, die ihn berauschet, berauschen muß. Denn in diesem lauten Geheimnisse, in dieser öffentlichen Bevorzugung liegt eine so monströse Schmeichelei, daß man sehr viel Verstand haben muß, um ihn nicht zu verlieren.

Nun denn, es war unverkennbar: die Schürmer spielte nur für mich. Und darum war ich von ihrem Spiele entzückter, als wenn sie die Wolter gewesen wäre. Ich gestehe meine Eitelkeiten ein... Mit einem pridelnden Gefühle der Genugthuung sah ich in meiner Loge und nahm die bewundernden Blicke der Leute gelassen wie ein Fürst hin. Jawohl, wie ein Fürst. Worin besteht denn die irdische Größe? Darin, daß man von vielen unbekanntem Leuten angestarrt, angestaunt, bewundert wird. Sekundenlang durchzuckte mich der Gedanke: die halten dich vielleicht gar für diesen interessanten Fürsten von Aetolien. Ich weiß nicht, ob ich eine größere Glücksempfindung gehabt hätte, wenn ich wirklich ein Fürst gewesen wäre. Es war ein strahlender Augenblick meines Lebens. Ich sah mich bewundert, beneidet und geliebt. Geliebt von der köstlichen Jolanthe, die doch durch Kaltenbrenner genau wissen mußte, daß ich kein Fürst, daß ich bloß der „angehende Impresario“ Spangelberg war. Dieselbe kühlte, spröde, herrliche Person, die den glänzendsten Cavalieren Körbe gegeben hatte, mir neigte sie sich in Liebe, obwohl sie von mir keine irdischen Güter zu erwarten hatte.

Sagte ich vorhin, daß das laute Geheimniß das Berauschendste sei? Es giebt ein noch süßeres: das stille Geheimniß, — wenn ich so sagen darf. So lange ich ein reicher Timon war, hatte ich diese Seligkeit nicht kennen gelernt. Erst in meiner Verarmung ward sie mir zu Theil, die reine Liebe, und sie machte mich glücklicher, als die fabelhaftesten Reichthümer. War's denn möglich? Ich hatte mich immer für einen hübschen und nicht unliebendwürdigen Menschen gehalten, aber daß ich ein Weib so schnell, so rasend verliebt in mich

machen könne, das hätte ich nie geglaubt. Und bloß durch den Zauber meiner Persönlichkeit! Armer Kaltenbrenner!

Wie wir zwei, Jolanthe und ich, die brave, alte Schürmer betrogen! Kaum wandte sie uns den Rücken, so suchten und fanden sich unsere Hände. Jolanthe beschwor mich nur, vorsichtig zu sein, denn ihre Mama sei eine ehrenfeste Frau, die übrigens auch hoch hinaus wolle, und wenn sie wüßte, was zwischen uns Beiden vorginge, wäre sie außer sich.

„Warum bist Du so ein armer Teufel, mein Schatz?“ jagte Jolanthe öfters neckend zu mir, aber dann fügte sie immer schnell hinzu: „Besser ist's so, denn ich hätte Dich sonst vielleicht nicht so wahnsinnig gern!“

Eine Woche lang war ich schon in Pest. Meine ursprünglichen Pläne hatte ich völlig vergessen. Ich träumte den anmuthreichen Liebestraum, der ach, so schnell, wie er gekommen, wieder entschweben sollte.

So tief war ich in mein Glück bei all' meiner Sorglosigkeit nicht eingesponnen, daß ich gewisse Dinge nicht drückend empfunden hätte. Namentlich beschwerte mich mein Verhältnis zu Kaltenbrenner. Daß ich ihm Jolanthe vor der Nase weggestrichelt hatte, — ich war davon überzeugt, daß ich es gethan, — das hätte mich weiter nicht genirt. Es war nur seine Schuld. Aber ich lebte auf seine Kosten im Hotel D, und das veinigte meinen Stolz. Das konnte nicht so bleiben. Eine begehrliche Scham hielt mich davon ab, Jolanthe mitzutheilen, daß ich Kaltenbrenner's Pensionär sei. Ich hatte ihr zwar gesagt, daß ich arm sei, wie eine Kirchenmaus, aber das Geständniß, daß er meine Hotel-Rechnung bezahle, brachte ich nicht über die Lippen.

Nun begab es sich aber eines Tages, daß ich auf Kaltenbrenner's Anregung ihm und den beiden Damen ein Souper in meiner Hotel-Wohnung gab. Anfangs sträubte ich mich dagegen, weil mich die läugerische Pracht meiner drei Salons beschämte. Da es aber Kaltenbrenner durchaus wollte, mußte ich mich fügen. Er besorgte Alles in der prachtvollsten Weise. Der Kerl verstand zu leben. Die alte Schürmer war von dem Glanze dieser intimen Festlichkeit ordentlich geblendet, und wieder trank sie ein Glas zu viel von dem Champagner. Auch der Director heiterte sich an. Jolanthe lachte mich mit ihren süßen Augen an... Ich war außer mir vor Freude und Seligkeit. Und doch konnte es so nicht bleiben.

Nein, es konnte so nicht bleiben. Beim Abschiede flüsterte ich der Geliebten zu, daß ich ihr am nächsten Tage eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Sie preßte mir die Hand und nickte mit dem Kopfe.

Als ich am anderen Vormittage zu ihr kam, war die Mutter nicht zu Hause. Wir konnten ungestört reden. Ich sagte ihr offenherzig, daß ich nicht länger in Pest verweilen könne. Sie schluchzte laut auf. Da riß ich sie an meine Brust und beschwor sie, mein Weib werden zu wollen, mit mir zu gehen, hinaus in die weite Welt, mein Leben und mein Loß zu theilen. Zwar sei ich ein blutarmer Teufel, aber ich wolle für sie sorgen und wenn ich das Geld aus der Erde holen müßte.

Wie sie mich liebte!... Sie hing unter Lachen und Weinen an meinem Halse, sie erklärte, mir folgen zu wollen bis an's Ende der Welt. Weil aber der Widerspruch ihrer Mutter zu besorgen war, verabredeten wir eine heimliche Entführung noch für denselben Tag. Wenn wir in Sicherheit wären, könne Frau Schürmer verständigt werden, und dann wollten wir uns in aller Stille trauen lassen. Zufällig hatte Jolanthe an diesem Abend zu spielen. Sie wollte vor der Vorstellung defertiren, um nebenbei auch Herrn Kaltenbrenner, der sie so viel gequält hatte, eine kleine Verlegenheit zu bereiten. Vergeblich suchte ich ihr das auszureden, sie ließ von diesem Racheplane nicht ab. Aus Zartgefühl sagte ich ihr nicht, was ich vom Director selber wußte: daß sie für ihn keine unersehbliche Kraft sei, wenigstens nicht als Schauspielerin. Und sie rief wiederholt aus, daß es sie stolz und glücklich mache, dem geliebten Manne ihre künstlerische Carrière zum Opfer zu bringen.

Was soll ich Ihnen noch viel sagen? Ich entführte richtig die schöne Jolanthe Schürmer. Meinem Freunde Kaltenbrenner schrieb ich einige Zeilen: ich sei an Allem Schuld, er möge dem Fräulein Schürmer nicht zürnen und mir verzeihen... Wir reisten mit dem Abendzuge nach Wien. Frau Schürmer sollte von Wien aus benachrichtigt werden. Jolanthe war überglücklich. Hand in Hand saßen wir während der ganzen Fahrt neben einander. Ich kann Ihnen meine stürmische Seligkeit nicht schildern. An die Sorgen von morgen dachte ich nicht.

Dennoch war ich so besonnen, bei unserer Ankunft in Wien ein sehr einfaches Hotel aufzusuchen. Als ich Jolanthe in das dürftige Zimmer, das ich gegenüber dem meinigen für sie gewählt hatte, führte, sah mich die Theure einen Moment lang befremdet an.

„Ja, mein Schatz“, sagte ich ihr, „Du wirst jetzt die Armuth kennen lernen, wie ich den Reichthum!“

Da lächelte sie wieder, sanft, holdselig, hingebungs-

voll, und schlang ihre weichen Arme um meinen Hals, und küßte mich. Ah, die Liebe, die reine Liebe ist eine feltene Kostbarkeit, herrlicher als alle Schätze des Rhampsinis...

Zwei Tage nach uns langte Frau Schürmer in Wien an. Wir erwarteten sie auf dem Bahnhofe. Ich gestehe, daß ich ihr mit Zittern und Jagen entgegenging. Denn sie, die practische Theatermutter, mußte die Handlungsweise ihrer Tochter als eine beklagenswerthe Thorheit ansehen. Um so erfreuter war ich, als sie uns schon zum Coupéfenster heraus einen lebenswürdigen Gruß zurief und mir dann beim Aussteigen ohne jeden Groll beide Hände entgegenstreckte. In meiner ersten Ueberraschung umarmte und küßte ich sie deshalb, — und das ist das Einzige an dem ganzen Abenteuer, was ich bis auf den heutigen Tag innig bereut habe.

Auf der Fahrt nach unserem kleinen Gasthose erzählte Mama Schürmer ausführlich, was sich in Pest zugefallen hatte. Kaltenbrenner sei vor Wuth außer sich gewesen. Jolanthes Flucht bedeute für das Theater einen furchtbaren Verlust. Kaltenbrenner wolle die Gerichte anrufen und mich — mich! — für den Schaden verantwortlich machen. Er werde die Conventionalstrafe von fünfundsingzigtausend Gulden schon von mir herauszukriegen wissen. Von mir! Ich mußte herzlich lachen. Wenn ich dem Director Alles glaubte, das glaubte ich ihm nicht. O, ich kannte den Grund seines Zornes besser, als die beiden Damen; ich schwieg aber. Denn nicht um die mittelmäßige Schauspielerin, sondern um das entzückende Weib stießen meines Freundes Thränen. Armer Kaltenbrenner! —

Armer Kaltenbrenner? Ich wurde aus diesem Irrthume bald gerissen, denn schon am folgenden Tage kam die große Scene, die tragische, komische, unvergeßliche... Ich war erschöpft und ziemlich verzweifelt von einem Geschäftsgange heimgekehrt — das heißt: von einem Ausgange, auf dem ich versucht hatte, irgend einen Erwerb zu finden. Viel Demüthigungen und kein Erfolg! Jolanthe war im Zimmerchen ihrer Mutter, zu der sie übergesiedelt. Ich klopfte und trat ein. Die Theure eilte mir entgegen und umarmte mich.

„Wie siehst Du aus!“ sagte sie liebevoll, und strich mir die nassen Haare aus der Stirn.

„Ich bin todtmüde“, erwiderte ich matt und setzte mich auf einen Stuhl — „und habe wieder keinen Verdienst finden können.“

Frau Schürmer lachte laut auf. Jolanthe aber maß mich plötzlich aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen. Ich verstand diesen fremdartigen, harten Blick nicht gleich, doch that er mir weh. Später verstand ich ihn nur umso besser. Die schönen, märchenblauen Augen prüften meine Mißere, von meinen bestäubten Stiefeln angefangen bis hinauf zur sorgensaltigen Stirn, zu den feuchten Haaren. Diese schönen märchenblauen Augen sahen, daß ich wirklich arm und elend war, und darum wurden sie, die vordem so zärtlich geblickt hatten, plötzlich hart.

Mama Schürmer war aufgestanden und zu mir getreten.

„Wie lange“, sagte sie mit einschmeichelnder Stimme, „wie lange soll denn dieser Scherz noch dauern?“

„Welcher Scherz?“ gab ich verwundert zurück.

„Wir wissen Alles, Hoheit!“

„Hoheit? Mit wem sprechen Sie, Frau Schürmer?“

„Mit wem? Mit Seiner Hoheit, dem Fürsten von Aetolien!“

„Das soll ich sein?“ schrie ich auf. „Sind Sie verrückt? Ich heiße Spangelberg, das wissen Sie!“

„Nein, Hoheit! Ich bin nicht verrückt, und Sie heißen nicht Spangelberg... Hahaha, der Einfall ist charmant!“

„Ich verühere Sie, Frau Schürmer!... Ja, welchen Grund sollte ich denn haben, Ihnen einen falschen Namen anzugeben?“

„Welchen, Hoheit?... Es war ja die Feuerprobe. Wie haben wir sie bestanden! In Pest hatten wir noch keine Ahnung davon, daß Spangelberg nicht Ihr wirklicher Name sei. Erst hier in Wien erfuhren wir es, durch Zufall. Und dennoch sind wir Ihnen gefolgt, muthig, bis an's Ende der Welt!... Wir haben Sie um Ihrer selbst willen geliebt!...“

Wie sie da vor mir stand, die wackere Frau, die mich mit ihrer Tochter zusammen um meiner selbst willen geliebt hatte — wie sie herrlich dastand, in schauspielerisch gewählter Pose — da brach ich in ein großmächtiges Gelächter aus. Als ich mich endlich gefaßt hatte, begann die Alte neuerlich, mir zu erklären, daß sie in Pest noch nichts gewußt hätten...

Jolanthe fuhr dazwischen.

„Lüge nicht weiter, Mutter!“ sagte sie rauh. „Es ist Alles nutzlos. Wir sind betrogen.“

„Ist es möglich?“ kreischte die Alte, „will Seine Hoheit uns jetzt im Stiche lassen? Wo wir doch die Feuerprobe...“

Die Tochter winkte ihr gebieterisch, zu schweigen, trat dann dicht an mich heran und warf mir ihre ganze Wuth mit einem Worte in's Gesicht: „Eiender!“

Ich taumelte zurück. Die Alte stürzte vor mir in die Knie und flehte: „Hohheit! Tragen Sie es ihr nicht nach! Sie weiß nicht, was sie spricht.“

Zolanthe riß ihre Mutter in die Höhe, und schrie: „Mutter, sei nicht so fürchterlich dumm! Dieser Mensch ist ebenso wenig ein Fürst, wie ich ihn je geliebt habe. Kaltenbrenner hat uns betrogen, und der da war sein Helfershelfer.“

Ardeibleich, mit verglasten Augen, erhob sich die Alte.

„Wie heißen Sie?“ zischte sie mich an.

„Spangelberg!“ sagte ich.

„Wie heißen Sie?“ kreischte sie noch einmal.

„Spangelberg!“ wiederholte ich.

Und dann ging es los. Daß ich vor diesen zwei wüthenden Weibern damals nicht die Flucht ergriffen habe, werde ich mir immerdar als einen Act hoher persönlicher Tapferkeit auslegen. Ich hielt ihnen ruhig Stand. Ich nahm es auf mich, wie eine Buße. Wohl war ich unschuldig an Kaltenbrenner's Scheltenstreich, ich selbst war ja ein Betrogener, aber dennoch durfte ich die beiden Frauen nicht einfach verlassen. Das sagte mir mein Rechtlichkeitsgefühl, und vielleicht — ich war damals noch so jung — vielleicht hegte ich auch eine heimliche Hoffnung, daß Zolanthe sich mir wieder zu neigen werde. Haha, davon war keine Rede mehr. Genug aber, ich sorgte für Beide, wie ich es für meine Pflicht hielt, unter unsäglichen Opfern — bis es mir gelang, dem Fräulein Schürmer für das durch mich verlorene Engagement ein anderes zu verschaffen. Das nahm mich drei Wochen in Anspruch. Während dieser Zeit bekam ich für alle meine Aufmerksamkeiten nur verächtliche Blicke, höhnische, giftige Reden. Endlich war ich so glücklich, ihnen den Vertrag des Leipziger Stadttheaters, der nicht viel schlechter war als der von Pest, überbringen zu können. Ich gab Zolanthe das Papier, aber sie hatte kein Wort des Dankes für mich.

Noch einen Augenblick stand ich und wartete. Wollte sie mich wirklich so gehen lassen? Dann schritt ich langsam und traurig zur Thür hinaus.

„Leben Sie wohl, Zolanthe!“ jagte ich. Und als ich zwischen Thür und Angel war, kam mir das letzte Wort der Heißgeliebten nachgesprochen: „Ab durch die Mitte! . . .“

Sehen Sie, das war das eine einzige Mal in meinem Leben, daß ich „um meiner selbst willen“ geliebt wurde. . . . Bald darauf unternahm ich meine erste Reise nach Amerika. Ich blieb zwei Jahre drüben. Von Kaltenbrenner erhielt ich nach einiger Zeit einen gutgelaunten Brief, in welchem er mir Alles erklärte. Er habe sich der Schürmer durchaus entledigen müssen, hauptsächlich, weil eine andere Schauspielerin, Fräulein Lachmann, es wünschte. Der schönen Zolanthe die Conventionsstrafe zu bezahlen, wäre ihm ganz unmöglich gewesen, und so habe er das Märchen vom Fürsten von Aetolien erfunden. Ich würde mich wohl nicht bellagen, da ich doch seiner Erfindung einen reizenden Liebestraum verdanke. . . . Nein, nein, ich zürnte ihm nicht, ich lachte über das ganze Abenteuer — so schrieb ich ihm. . . .

In Baden-Baden sah ich Zolanthe noch einmal wieder. Der liebliche Ort im Dösbachthale war damals noch in seiner höchsten Blüthe, das deutsche Monte-Carlo. Die Goldfische wurden über den grünen Tisch gehehrt. Vor dem Kurhause spielte das Orchester leichtfertige Offenbach'sche Champagner-Musik, und auf der Terrasse saßen berückende rothblonde Pariserinnen, die ihre kleinen Füße sehen ließen.

Nach meiner Ankunft ging ich aber nicht gleich in den Spielsaal. Es war ein köstlicher Frühjohmertag, und ich lustwandelte vorerst ein wenig durch die Lichtenthaler Allee. Frisch und duftend lag die milde Landschaft da. Es war mir so wohl und leicht um's Herz, wie schon lange nicht. An mir vorüber, auf dem glatten Fahrwege, rollten stattdich und langsam die Karossen

der vornehmen Welt. Und da, da kam auf Gummivädern ein hoher Landauer heran, Kutscher und Lakai in Kniehosen, mit silbernen Achselbändern und weißen Perrücken. In den Wagenkissen lehnten zwei Damen, die mir sehr bekannt schienen. Donner und Doria! Es waren Frau und Fräulein Schürmer! Ihnen gegenüber saß ausrecht ein magerer, ältlicher, eleganter Herr. Auf dem Kutschenschlage prangte ein faustgroßes Wappen unter gräflicher Krone. Da machte ich ernsthaft Front vor ihnen und entblöhte ehrerbietig mein Haupt. Die beiden Damen nickten fremd und hochfahrend, wie wenn sie nie im Leben Meine Hohheit gesehen hätten, und der Herr rückte ein wenig seinen Hut. So zogen sie vorbei, stolz, großartig, unnahbar. Ich stand und schaute ihnen nach und lachte aus voller Kehle, wie einst in dem Wiener Hotel, als ich erfuhr, daß sie die „Feuerprobe“ bestanden hätten. Der feine Staub der Straße legte sich nun zwischen sie und mich. Jetzt waren sie fern. Noch einmal blickte die Sonne auf dem dunklen Laß des Wagens, auf dem hellen Metall der Pferdegeschirre — dann waren sie gegen Lichtenthal zu verschwunden. . . . Ich habe sie niemals wiedergesehen. Ich erfuhr nie, wer dieser alte Herr gewesen, der vermutlich ebenfalls das seltene und märchenhafte Glück hatte, „um seiner selbst willen“ geliebt zu werden, wie weiland Seine Hohheit, der Fürst von Aetolien. . . .



Schloß Trauttmanssdorff. Nach einer Zeichnung von Th. von Edenbrecher. — Zu dem Artikel „Tirols Edelstein“.

Nachdruck verboten.

Tirols Edelstein.

Eine Alpenstizze von Lilly Willigerod.

Großer Jubel erfüllte die Herzen der treuen, patriotischen Alpen-Bewohner, als im Mai die Kunde durch alle Wälder ging, daß Oesterreichs geliebte Kaiserin den September und October, — die schönste Jahreszeit im paradiesischen Etschthale, — Schloß Trauttmanssdorff bei Meran bewohnen werde. Gar herrlich liegt diese uralte Ritterburg auf einem sonnigen, windgeschützten Hügel, an die hohe Bergkette gelehnt, da, umgeben von luftvollen, mit Granaten, Del- und Lorbeerbäumen bepflanzten Terrassen, welche stufenweise hinabführen in die weiten, unermeßlichen Nebengärten mit ihren schattigen Weinlaubgängen.

Meran wird mit Recht der Edelstein Tirols genannt, und wer ein Mal dort den sonnigen Winter, oder die Märchenpracht des Frühlings und Herbstes genossen, den wird es mit unwiderstehlicher Sehnsucht sein ganzes Leben hindurch dahin zurückziehen. Nie vergißt er den unbeschreiblichen Farbenzauber, den er im März und April dort erblickt, wenn alle die südlichen Pflanzpflanzen und Bäume auf den weiten Promenaden im Frühlingschmucke prangen, und die Mandelbäume, mit rosigten Blüten bedeckt, die Bergeshänge schmücken, während hoch darüber die Alpen ihre schneebedeckten Riesenhäupter majestätisch in die Wolken strecken. Eben diese wunderbare Verschmelzung der farren Gleichgewelt mit südlicher Vegetation macht das Etschthale so unvergleichlich schön. Aus der Region des ewigen Schnees stürzen die brauenden Gießbäche durch schauerliche Schluchten in sonnige Thäler, wo wenige Stunden tiefer der bewundernde Fremdling die wüchigen Trauben pflüdt, die weithin verhandt, als die köstlichsten bekannt sind. Er weiß nicht, wo er seine Blicke ruhen lassen soll: auf den zackigen Dolomiten Schlern und Rosengarten in der Ferne, die bei sinkender Sonne gar oft in Purpur getaucht sind, — nach der alten Sage die Rosen des Zwergen-

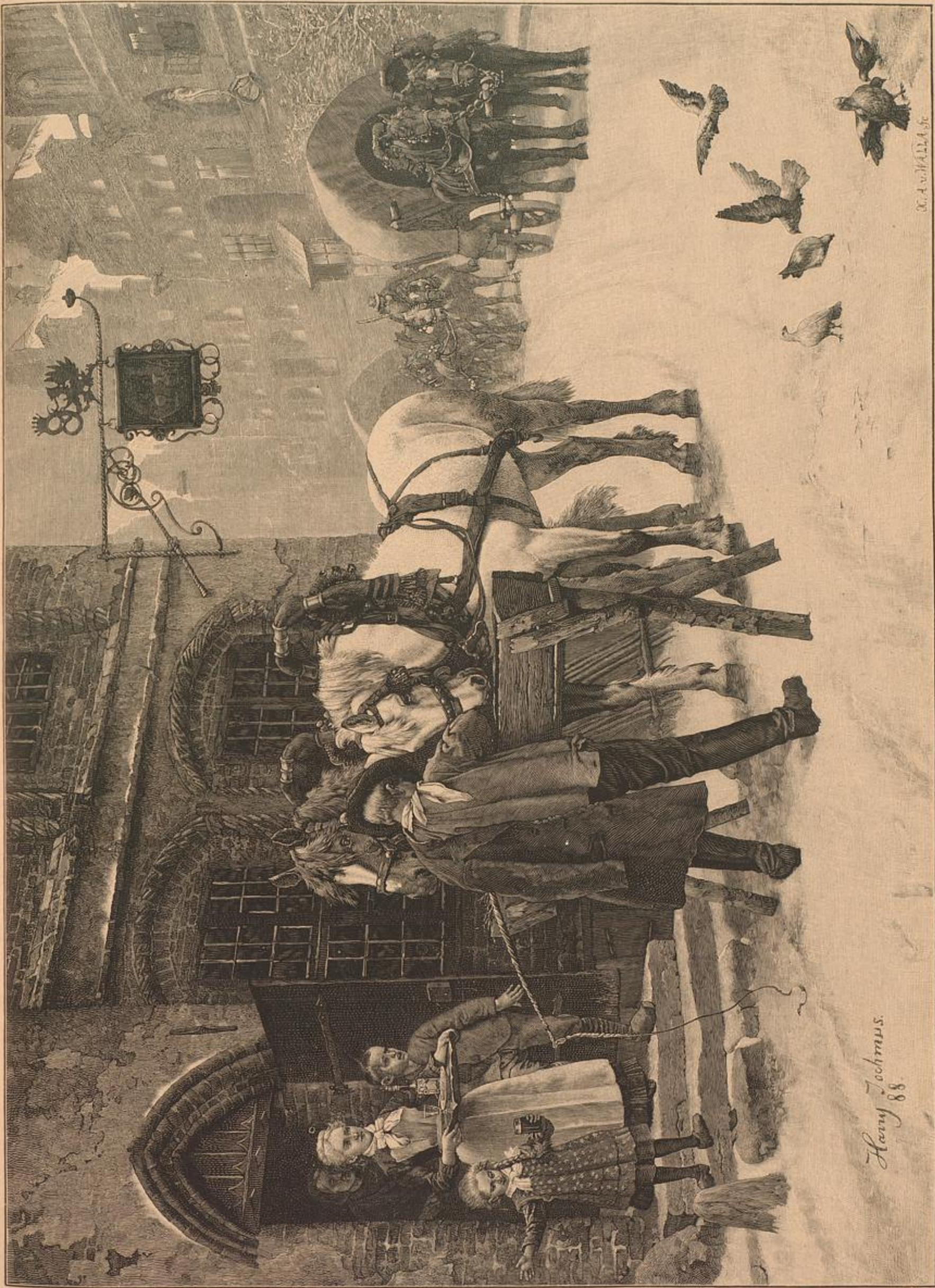
königes Lantiu, — oder auf dem nahen, wild zerklüfteten „Fingert“, an dessen Füße sechzehn Jahre vor Christo die Römer nach Eroberung des herrlichen Weinlandes die festen Castelle erbauten, deren altersgraue Thürme noch heute einige der mittelalterlichen Burgen schirmen, welche den berühmten Stuvort umgeben.

Ja, diese alten, romantischen Ritterburgen, wie viel könnte ich von ihnen erzählen; aber der Raum fehlt hier dazu, ich kann nur die besonders schönen und historisch berühmten erwähnen, vor Allem Schloß Tirol, die ehrwürdige, uralte Residenz der Landesfürsten, die da so gebieterrisch, eine Stunde von der Stadt, hoch oben auf einem Abhange des Muiherges liegt und einst dem Lande seinen Namen gab. Jetzt steht nur noch ein kleiner Theil der früher so gewaltigen, fast uneinnehmbaren Burg mit der gut erhaltenen Kapelle, völlig getrennt von dem alten Römerthurne, — dem letzten Reste des Castells Terolis, — seit der mittlere Flügel in den angrenzenden steilen Abgrund gesunken ist.

Auf dieser altersgrauen Feste und der eine halbe Stunde weiter auf hohem Felsen über der Stadt thronenden Zeno-burg residirten die Burggrafen von Tirol, besonders die letzte Landesfürstin, die berühmte Margarethe Maultsch, mit Vorliebe. Hier hielt sie ihre üppige Hofhaltung, bewacht von ihrer Leibgarde, den Schutthofbesitzern aus dem nahen Passener Thale, die sie sehr bevorzugte. Die hochgewachsenen, gewandten Schönen aus diesem rauhen, schwer zugänglichen Thale zeichneten sich zu allen Zeiten nicht bloß durch körperliche Schönheit aus, sondern auch durch Muth und Treue und heiße Vaterlandsliebe. Mit Vergnügen betrachtete ich stets aus meinen Spaziergängen und in der alterthümlichen Laubengasse zu Meran, wo sie ihre Einkäufe machen, diese kräftigen Gestalten in ihrer schmucken Landestracht, mit den scharlachrothen Aufschlägen an der kurzen braunen Tuchjacke über einer grünen Weste, den breitkrempigen Tirolerhut mit einer Spielhahnfeder oder Edelweißgeschmückt und umwunden von einer rothseidenen Schur, falls der Träger noch ein Junggefelte, — einer grünen, wenn er verheirathet ist. Dieser schönen Tracht blieb der edelste Sohn des Passener Thales, der je gelebt, Andreas Hofer, stets getreu, auch nachdem er vom Kaiser Franz als Obercommandant von Tirol bestätigt, — die Hofburg zu Innsbruck bezogen hatte. Von festem Gottvertrauen befeelt, hatte er es gewagt, sich gegen die Gewalt Napoleons, des Welteobers, aufzulehnen und, allen übrigen gedechten deutschen Bruderkämpfern ein leuchtendes Vorbild, mit seinen tapferen Schützen und dem Wahlspruche: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland“ die französischen Legionen drei Mal besiegt und aus dem Lande getrieben, bis er endlich, ein Opfer der Uebermacht und schändlichen Verrathes, — auf Napoleon's Befehl den Märtyrertod erleiden mußte. Allüberall wird man im schönen Meran an den Helden erinnert, besonders auf dem Schlachtfelde am Kuchelberge, zwischen Zeno-burg und Schloß Tirol, wo die tapferen Vaterlands-Vertheidiger am 16. November 1809 den letzten Sieg über die Franzosen erkämpften. —

Bequeme Serpentinwege ziehen sich jetzt zwischen den steilen, mit südlichen Pflanzen gezierten Abhängen des Kuchelberges bis auf die Höhe der Zeno-burg, und selbst die Kranken können dieselbe leicht in ihren bequemen Rollstühlen erreichen und sich an der großartigen Aussicht erfreuen. Tief unten wälzen sich die Wogen des wilden Bergflusses aus dem Passener Thale lobend und schäumend über riesige Steinblöcke hinunter in's sonnige, alpenbefränzte Thal, um sich dort mit der Etsch zu vereinigen. Er hat im Laufe der Jahrtausende die Granitfelsen durchbrochen und stürzt in brauenden Fällen durch die graue Schlucht, über welche sich hoch oben, hart am steilen Abgrunde, der ephemerische Thurm und die altersgraue, wohl erhaltene Zeno-Kapelle erheben. Das ist ein wunderbar schönes Landschaftsbild, — der Glanzpunkt Merans, den wohl die meisten neu angekommenen Ausgäste zum ersten Ziele ihres Spazierganges wählen. Sie Alle erfahren wohl gern, wer diese Burg in grauer Vorzeit erbaut, welche Gewalten diese mächtigen, drei Meter dicken Mauern verhehrt wurde. Zu jener Zeit war die fürchtbare Gewalt der wilden Passer noch nicht wie jetzt durch starke Wassermanern in Fesseln gelegt, und ihre Ruten verheerten gar oft die Weinberge rings umher, ja sie sollen, wie urkundlich beglaubigt wird, ganze Stadttheile mit sich fortgerissen haben.

Im Jahre 1347 wurde die Zeno-burg durch König Karl von Böhmen belagert und theilweise zerstört, um die Landesfürstin Margarethe dafür zu strafen, daß sie seinen Bruder Johann von Nöhren, ihren ersten Gemahl, fortgejagt und sich bald darauf mit großem Gepränge und in Gegenwart Kaiser Ludwig's des Baiern, mit dessen Sohne, dem Markgrafen von Brandenburg, hatte trauen lassen. Nur der starke Römerthurm und die Kapelle entgingen der Zerstörung, und mit Vorliebe betrachten alle Fremdlinge diese Zeugen grauer Vorzeit und suchen die Bedeutung der seltsamen Figuren und Ungeheuer zu entziffern, welche das marmorne Portal



Einfuhr. Von Harry Johnson. — Siehe Seite 199.

der Jeno-Kapelle zieren. Kunstkennner zählen diese Reliefs zu den ältesten, aus dem ersten Jahrhundert stammenden Ueberresten deutscher Kunst und behaupten, daß sie den Sieg des Christenthums über den heidnischen Götzendienst darstellen.

Von der Jeno-Burg aus überblickt der Fremdling alle die alten, herrlichen Mitterstiege von Obermais, — dem Villen-Biertel Merans, das nur durch die Wasser und schattige Terrassen von der Altstadt getrennt wird. Da ruhen die bewundernden Blicke wohl stets mit besonderer Aufmerksamkeit auf einem gewaltigen, völlig von Ephen überwucherten Bau mit fünf Thürmen, — das ist Schloß Plania, — die Märchenburg, wie ich sie immer nennen muß. Denn wer zum ersten Male vor der riesigen Nordmauer mit den eben Fensterhöhlen und den halb zerfallenen Ecktürmen steht, ist überzeugt, daß das Ganze nur durch die Jahrhunderte alten Ephenranken zusammen gehalten wird, und denkt wohl unwillkürlich an die Jauernbärchen, welche seine Phantasie in den glücklichen Tagen der Kindheit erfüllten. Neugierig öffnet er gewiß die morsche Pforte zum inneren Hofe, wo sich der Eingang zu dem hohen Römerturme befindet; aber statt einer verzauberten Prinzessin findet er nur verwitterte Fresken an den gewaltigen Mauern und arme Leute, die den Thurm bewohnen dürfen. Der südliche Flügel ist restaurirt und von den Eigenthümern bewohnt, welche einen Theil der Zimmer an Kurgäste vermieten. Es hat einen eigentümlichen Reiz, in so einer alten Burg zu hausen, das weiß ich aus Erfahrung, denn ich bewohnte vergangener Winter die beiden Thurmzimmer des Schloßes Kunder, nicht weit von Plania, und die herrliche Aussicht hinab auf die Stadt, sowie in's Passener Thal entschädigte mich reichlich für das beschwerliche Steigen, das im Frühjahr bei eintretender Hitze recht lästig werden kann. Wie erfreuten sich alle meine Besucher an den großartigen Landschaftsbildern, die sich vor den Thurmfenstern entfalten, wo man allein vierzehn Burgen an den Bergeshängen zählt, und wie gern betrachtete auch Jeder die alten Ahnenbilder, welche die Wände des Vorzimmers schmückten.

Da erregte besonders der Großvater der jetzigen Besitzerin, ein Freiherr von Palavicini, dessen Bildniß zwischen denen seiner vier Gattinnen hängt, die allgemeine Aufmerksamkeit, nachdem ich aus den Familien-Papieren, wie aus einer städtischen Chronik erfahren, daß sich derselbe in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahre zum vierten Male verheiratete. Sein altes Herz war in heißer Liebe zu einer schönen, achtzehnjährigen Freiin von Innerberg entzündet, die ihm noch zwölf Kinder schenkte, und zwar wurde die jüngste Tochter Katharine vier Wochen nach seinem Tode geboren. Der alte Herr starb dann nicht an Altersschwäche in seinem hundertundfünften Lebensjahre, sondern an einer Lungen-Entzündung, nachdem er bei heftigen Wüden den Berg hinaufgestiegen, und hinterließ eine achtzigjährige Tochter und sechs kleine Kinder. Er soll sich seine kräftige Gesundheit besonders dadurch erhalten haben, daß er häufig Nahrung zu sich nahm, aber sehr wenig auf einmal und besonders viel frisch gelegte Eier, die noch warm waren, mit etwas Pfeffer gemischt, zu welchem Zwecke er stets den Nemen nachschlich.

Neben Kunder, nur durch die Fahrstraße davon getrennt, liegt Schloß Rottenstein, Eigenthum des Erzherzogs Karl Ludwig, das im vorigen Jahre sein Schwager, der Herzog Karl Theodor in Baiern, bewohnte. Es ist ja allbekannt, daß dieser hochherzige Fürst alljährlich für zwei Monate nach Meran kommt, um von seiner lieblichen Gemahlin dabei kräftig unterstützt, Samariter-Dienste an den armen, augenkranken Gebirgsbewohnern zu verrichten. Als langjährige Patientin von ihm hatte ich oft Gelegenheit, die rührende Geduld und Aufopferung zu bewundern, mit welcher das edle Paar die höchste Befriedigung darin suchte, die Leiden der Menschheit zu lindern und überall, wo sie erschienen, Segen zu verbreiten. Vor Kurzem hat der Herzog die tausendste Cäsar-Operation in seinem Spitale zu Tegernsee vollführt, und er hat eine seltene Begabung, — davon habe ich mich besonders überzeugt, als er einem jungen Mädchen das Augenlicht wiedergab, das vierzehn Jahre lang blind gewesen und zwei Mal vergebens von bedeutenden Ärzten operirt worden war. Möge Gott dem seltenen Fürstenpaare noch lange zum Segen ihrer Kinder und der leidenden Menschheit Gesundheit und Kraft verleihen!

Zum Schluß muß ich den lieben Leserinnen auch noch einige Worte über den Kostenpunkt in Meran sagen, das mit Unrecht als durchweg theuer verschrien ist, denn man kann dort in recht guten Pensionen, besonders in Untermais, für zweiundeinhalb Gulden oder etwa vier Mark pro Tag leben und wenn es sein muß, noch billiger in einem der zahlreichen Privatzimmer. Man findet solche für dreißig bis vierzig, aber in weniger eleganter Lage auch für fünfzehn bis zwanzig Gulden pro Monat, und die freundlichen Wirthinnen besorgen dann aus einem Gasthause für ebenfalls fünfzehn bis zwanzig Gulden ein kräftiges Mittagessen. An Winter-Bergnügungen, wie Theater, Vällen und Concerten, fehlt es in dem berühmten, von acht bis zehntausend Fremden alljährlich besuchten Kurorte natürlich nicht, aber ernstlich Kranke suchen ja solche Zerstreuungen nicht auf. Denen, welche auf ärztliche Rath die geliebte Heimath nur verlassen, um den Stürmen, dem schädlichen Nebel des rauhen Nordens zu entfliehen, kann ich die tröstliche Versicherung geben, daß die Kurgäste Merans vergangener Winter, während der dunkelsten Zeit des Jahres, November, December und Januar, täglich über Mittag im Freien sitzend, Stunden lang den Klängen der Kur-Kapelle in den geschützten, sogenannten Winter-Anlagen lauschen konnten.

Wenn auch bei einbrechender Dunkelheit das Thermometer oft bis sechs Grad unter Null sinkt, — am Tage ist der warme, beständige Sonnenschein nicht nur im fernen Italien im Winter zu Hause, man findet ihn ebenso strahlend am tiefblauen Horizont im schönen deutschen Süden.

Kadbrud verboten.

Entdeckt.

Novellette von D. Dunder.

(Schluß.)

Bei Tisch war sie gesprächig und munter, während er vergebens mit dem Unbehagen kämpfte, daß nicht Alles war, wie es sein sollte, daß seit einiger Zeit, undeutlich nur und verschwommen, aber dennoch fühlbar, das Gespenst eines Geheimnisses durch sein Haus schritt. Vielleicht nur in seiner Einbildung, es war möglich, sogar wahrscheinlich; aber

dennoch, wenn es anders wäre. Er setzte das Kelchglas an die Lippen und über seinen Rand hinweg sah er zu Villi hinüber. Unschuldig lächelnd, ruhig wie ein Kind, das sie an Jahren noch beinahe war, sah sie ihm gegenüber. Er war ein Haer, und mit einem Zuge stürzte er den purpurnen Wein hinunter.

Nachdem die Speisen abgetragen waren, Friß seine Cigarre angezündet hatte und keine Störung durch die Jungfer mehr zu erwarten war, rückte Villi nahe zu ihm hin und, die schlanke Hand auf seinen Arm gelegt, sah sie ihm bittend in die Augen.

„Was willst Du, Kind?“
„Ich möchte Dich etwas fragen, Friß. Aber Du darfst mir nicht böse sein.“

„Nun, wir werden ja sehen.“ Und er küßte sie auf die Augen.
„O nein, es ist nichts zum Lachen, etwas sehr Ernstes.“
„So? also?“

„Hast Du, — hast Du lange nichts von Hans gehört?“
Er ließ die Hand so schwer auf den Tisch fallen, daß das Glas vor ihm erzitterte.

„Das ist freilich etwas sehr Ernstes,“ sagte er bitter. „Wie kommst Du darauf?“

„Hast Du ihm noch nicht verziehen, Friß?“
„Nein!“

„O wie hart Du bist! Sieh, er war noch so jung, als es geschah, — der stürmische Künstlerdrang trieb ihn heimlich fort, da Du ihn nicht freiwillig gehen lassen wolltest.“

„Künstlerdrang! Wer Dir das erzählte, Villi, hat ihn schlecht gekannt. Er scheute die ernste, mühevollen Arbeit, er wollte unabhängig, sein eigener Herr sein, um in sträflichem Leichtsinne dem lieben Gott den Tag zu stehlen. Wenn es Künstlerdrang gewesen wäre, hätte ich jetzt nach drei vollen Jahren doch wohl endlich einmal etwas von Resultaten hören müssen, zu denen dieser viel mißbrauchte Begriff, dieser billige Deckmantel für Faulheit und Leichtsinne geführt.“

„Und wenn ich nun etwas von Resultaten gehört hätte, Schatz?“

„Du, — ich bitte Dich, woher?“
„Von Einem, der ihn gekannt hat, der ihm sehr, sehr nahe steht.“

„Laß Deine Kinderhände von so ernsten Dingen und verschleße Deine Ohren thörichten Juträgerien! Es giebt nur Eins, das mir den Glauben an ihn zurückgeben könnte, und das Eine ist eine That, die mich überzeugt, daß er ging, weil er gehen mußte, weil er etwas in sich trug, das in der trockenen Staubluft der Bureau-Stube nicht gedeihen konnte, dann —“

„Dann wirst Du ihm auch verzeihen?“ Und weiter, kaum hörbar: „Ihm und mir!“

„Dir?“
„Sie frockte. „Ja mir, weil ich für ihn gebeten!“
Ihr Kopf glühte, ihre Hand lag fiebernd in der seinen.

„Du wirst verzeihen, o bitte, sage ja.“
Er sah sie kopfschüttelnd und ziemlich verständnißlos an.

„Ja, gewiß, aber wir wollen das Gespräch fallen lassen. Du bist krank, Kind. Geh' zu Bett, ich glaube, Du fieberst.“

„Ich glaube es auch,“ flüsterte sie mit bebenden Lippen, auf denen ein glückseliges Lächeln lag.

Zwei Tage später sollte die Nacht zu Stande gekommene Clubpartie im Hause eines der Partner nachgeholt werden. Villi frohlockte, als die Nachricht kam; war doch jeder gewonnene Abend ein Schritt näher zu dem ersehnten Ziele. Dennoch mußte sie den Anschein von Gleichgültigkeit so geschickt aufrecht zu erhalten, daß Friß ihr trotz alles Vorhergegangenen arglos Lebewohl sagte. Im Hausflur traf er auf die Köchin, die im vollen Sonntagsstaate eben von der Hintertreppe über den Hof geschritten kam.

„Was giebt's denn, Marie, daß meine Frau Sie heut' am Wochentage ausgehen läßt?“

Das Mädchen stand einen Augenblick still und sah dem freundlich fragenden froh lachend in's Gesicht:
„Es ist bloß, weil der Herr ausgeht. Ja, ja, die gnädige Frau ist seit einigen Wochen sehr spendabel. Jedesmal wenn die gnädige Frau allein zu Hause sind, sagt sie: Marie, wenn Sie Lust haben, geh'n Sie mit heut' Abend aus. Sie können auch den Haus Schlüssel kriegen, wenn Sie wollen, und mit dem Abwaschen brauchen Sie sich nicht lange aufzuhalten, das Geschirr kann bis morgen stehen bleiben!“

Friß ließ das Mädchen an sich vorüber aus dem Hause gehen und blieb in dem gewöhnlichen Gange des Thorweges, an eine Säule gelehnt, regungslos stehen.

Was war das! Sie schickte die Köchin fort, stets, regelmäßig, sobald er das Haus verließ, sie blieb allein mit ihrer Jungfer, die ihr schon aus dem Elternhause gefolgt war, und die ihr so ergeben war, daß sie jedes Geheimniß ihrer jungen Herrin, auch das dunkelste, geschickt und verteidigt haben würde! War dieses Mädchen es nicht auch gewesen, das vor zwei Tagen so schnell, wenn auch nicht ohne Verlegenheit, mit einer Erklärung wegen des weißen Kleides bei der Hand gewesen, einer Erklärung, die, wie er jetzt mit unabwiesbarer Sicherheit fühlte, eine Unwahrheit, ja eine Lüge gewesen war.

Aber was, was war es denn, dies dunkle, geheimnißvolle Etwas? Verließ Villi heimlich das Haus, wenn er fort war, oder empfing sie Reich, der keine Zeugen außer der vertrauten Jose bildete? Er zermarterte sein Gehirn, wohin Villi die Schritte lenken möge, wer es sein könnte, der ohne sein Wissen seines Hauses Schwelle übertrat. Vergebens! In dem großen Kreise der Freunde und Bekannten war auch nicht Einer, an dem Villi jemals nur das geringste tiefere Interesse kundgethan, Keiner, der es gewagt hätte, die leuchtende Ehre seines jungen Weibes auch nur mit einem Blicke zu verletzen. Achtzehn Jahre alt, als er sie vor zwei Jahren geheiratet hatte, war sie bis zu diesem Tage von beiden Eltern behütet worden, wie ein unflüchiges Vögeln im Neste, undenkbar, daß das dunkle Geheimniß in eine Vergangenheit zurückreichte, die vor ihrer Liebe zu ihm lag.

Er nahm den Hut ab und fuhr sich über die Stirn, den kalten Angstschweiß fortzuwischen.

Was sollte er thun? Zurückkehren und ihre läudhaften Pläne vereiteln, — o, wie sie vor wenig Tagen gezittert, daß es geschehen könne, als er die Absicht ausgesprochen, nicht in den Club zu gehen, — oder verheißt beobachten und dann — ihn tödten, der ihm seine Ehre gestohlen, — und sie? Ihn schändete.

Die Thür der Portier-Loge öffnete sich. Rasch setzte er seinen Hut wieder auf und machte einige Schritte vorwärts, als ob er eben von der Treppe komme; es fiel ihm ein, daß der Portier vielleicht auch schon Etwas von den heimlichen Besuchen wissen könnte und er beschloß, ihn vorsichtig auszuforschen. So sagte er denn halb abgewendeten Kopfes, wie nachlässig und von ungefähr:

„Sie, Petermann, wenn meine Frau heut' noch spät aus-

fährt, theilen Sie ihr doch mit, sie möge recht vorsichtig sein, es sei Ostwind.“

Der Alte riß den Mund auf und grinste vor Verlegenheit. „Ausgehen thut die gnädige Frau doch sonst nicht, wenn der Herr nicht zu Hause sind —“

Und schnell, um die weitere Rede des Schwägers abzuschneiden, fuhr Friß fort:

„Sie wollte heut' ausfahren, wenn kein Besuch kommt, — und weiter tastend, aber doch schon mit leise zitternder Stimme: „möglich, daß der Herr heute verhindert ist —“

„Der mit dem grauen Calabrese und dem großen Kaiser-mantel, gnädiger Herr?“

„Ja, wer denn sonst?“
„Ach, der gnädige Herr wissen, — da hätten wir uns ja im Hause nicht so d'rum aufzuregen brauchen, — wir dachten —“

Friß bligte den Bförtner mit den Augen an, als ob er ihn durchbohren wollte.

„Sie hätten besser gethan, Ihre Gedanken für sich zu behalten, Petermann! Der Herr, der meine Frau zuweilen in meiner Abwesenheit besucht —“

„Immer, gnädiger Herr!“
„Immer besucht,“ — er sprach es in dem grauenhaften Zwange, den er sich anthat, fast mechanisch nach, — „ist, — ist mein bester Freund. Guten Abend, Petermann.“

Gottlob, nun war er draußen und allein, allein mit seinem wüthenden Schmerz, — unbeobachtet, ungehört durfte er die Wäste fallen lassen, hinter der die verhaltene Verzweiflung ihn zu ersticken gedroht!

So war es Wahrheit, fürchterliche Wahrheit! Sein Weib hinterging ihn. Dieses Weib mit den blauen, unschuldigen Kinderaugen und dem blonden Engelshaute, diese scheinbar laun erschlossene Blüthe, wurmtüchtig schon und angenagt! Und er ballte die Faust und stürzte über den Fahrbaum auf die gegenüberliegende Seite der Straße, die, unbekannt noch, schweigend und dunkel, von einer Baum-Allee eingefast, dalaq. Mit beiden Händen umklammerte er einen der jungen Buchenstämme, und die heiße Stirn an seine Kinde gelehnt, schluchzte er auf, daß es einen Augenblick lang schauerlich durch den stillen Abend schalle.

Dann raffte er sich zusammen und schritt auf dem ungepflasterten Wege auf und nieder, die Hausthür gegenüber nicht aus dem Auge lassend.

Nach einer ihm endlos dünkenden halben Stunde tauchten im Laternenscheine ein grauer Calabrese und ein weiter Mantel auf, getragen von einer stattlich jugendlichen Gestalt, deren Gang und Haltung ihm, halb unbewußt, für einen Augenblick ein inniges Erinnern hervorzauberte. Dann war die Gestalt im Thorwege verschwunden, und eine Viertelstunde später schritt Friß ihr bleichen Angesichtes und fiebernden Pulses nach.

Leise, wie ein Einbrecher, drehte er den Schlüssel im Schloße und schlich auf den Fußspitzen durch das Wohnzimmer bis an die Thür zu dem Boudoir seiner Frau.

Er legte das Ohr an den Spalt, durch den ein breiter Lichtstrahl drang. Kein Laut, Alles still. Er wartete, — nichts rührte sich. Da endlich vernahm er, mit dem leise girenden Lachen, das ihn so oft entzückt: „Ich möchte die ganze Menschheit aus Dambarbeit unarmen, — ich bin zu glücklich, daß wir endlich so weit sind!“

Da hielt es ihn nicht länger. Er riß die Thür auf, daß das Schloß krachte, und mit dem Saße eines Panthers stand er mitten in dem traulichen Boudoir.

Ein kurzer, durchdringender Schrei von den Lippen der erschreckten Frau; dann fühlte er ihre Arme an seinem Halse und ihre warmen, jungen Lippen an seinem Ohre:

„Du hast versprochen, daß Du ihm vergeben wirst, wenn Du die That siehst, die Dich überzeugt, daß er gehen mußte. Sei gut zu ihm, Friß, er verdient es.“

Er war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Das Weib, von dem er geglaubt, daß seine Hand es nie wieder berühren würde, fest an sein Herz geschmiegt, bittend wie ein Kind, für ihn, den lang Entbehrten, der nun an seiner Seite stand und mit zögernder Hand nach seiner schlaff herabhängenden Rechten griff.

„Kannst Du mir verzeihen, Bruder?“ — und der junge Mann senkte demüthig das schöne, schwarzlockige Haupt und beugte die schlanke Gestalt zu ihm nieder.

Wie ein Schleier sank es ihm von den Augen, — mit einem Schlage stand die ganze, wunderförlige Wahrheit vor ihm da, und er hätte niedersinken mögen vor der Unschuld seines Weibes und stehen: „Vergieb, was ich an Dir gesündigt . . .“

Aber kein Wort kam über seine Lippen, kein Schatten seiner stumm getragenen Qualen sollte ihre Unschuld trüben. Und nun hatte sie sich schon wieder fest mit den Armen um ihn gewunden und ihn zu dem Bilde gezogen, vor dem Hans gestanden, als er das Zimmer betreten, um seines Nächstangsten an Denen zu walten, die holdste Liebespflicht für ihn geübt.

„Schau her, Friß, und dann sage noch, daß es nicht „Künstlerdrang“ gewesen, der ihn aus Deiner garstigen Bureau-Stube vertrieben hat!“

Und Friß schaute das Bild an, bis ein feuchter, zärtlicher Schimmer über seinen Augen lag:

Sein Weib, in all' ihrer kindlichen Anmuth, in all' ihrem strahlenden Liebreize, stand, wie ein zweites Mal geschaffen vor ihm, die blauen Augen lebensfroh hinausgerichtet in eine sonnige, ungetrübte Welt, das blonde Engelsköpfchen ein wenig zur Seite geneigt, wie es ihre schalkhafte Wohnheit war, während von den Lippen das girende, zärtliche Lachen sich lösen zu wollen schien, das Friß vor wenig Augenblicken zum letzten Male in seinem fortan verkehrten Leben zu hören gemeint hatte.

Die Worte verjagten ihm. Sanft ließ er sein Weib aus seinen Armen gleiten, und den lang entbehrten Bruder fest umschließend, flüsterte er ein Wort, dessen Doppelsinn einzig ihm selbst verständlich war:

„Habe Dank, daß Du sie mir zum zweiten Male geschenkt hast!“





Nachdruck verboten.

Der Arm und sein Schmuck. — Ein schönes Auge, einen schönen Fuß und einen schönen Arm pries der jugendliche Säng...

Bermag doch ein großes, klars, sprechendes Auge, von langen, dunklen Wimpern beschattet, von schwingenden Brauen umrahmt...

Zu einem schönen Frauenarme gehört in allererster Linie, daß er proportionirt und voll und weiß sei, mit rosigen Strüßchen am nicht spitzen Ellbogen...

Der Uebel grösstes und der stete Kummer vieler Mädchen und Frauen bilden die weissen, feinen, jedoch manchmal eine bedrohliche Leppigkeit entwickelnden Härchen auf den Armen...

Um dem Arme eine zarte, weisse Haut zu verleihen und zu erhalten, sind vor Allem tägliche Waschungen in weichem, lauwarmem Regenwasser...

Die Mode, den Arm mit Goldschmuck zu behängen, stammt schon aus dem frühesten Alterthume. Vor Allem war es das germanische Helden-Zeitalter...

Auch die Perser und andere Orientalen, vor Allem die Vornehmeren, hatten von jeher eine große Vorliebe für die Armringe. Man fertigte sie aus Eisenbein, edlen Metallen und dergleichen...

Seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts hat sich die Mode, Armgeschmuck zu tragen, fast nur auf die Frauen beschränkt. Jedoch erst in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts...

Jedenfalls gehört das Armband zu den wirklich verschönernden Schmuckgegenständen, da es vor Allem dazu dient, einen schönen, vollen Frauenarm nicht allein noch schwellender und weicher erscheinen zu lassen...

Rur muß vor der sich immer mehr ausbreitenden Sucht, den ganzen Unterarm bis fast zum Ellbogen hinauf mit Armbanden verschiedenster Art, in vollständig willkürlicher, geschmackloser Zusammenstellung, zu bedecken, immer wieder auf das Energischste gewarnt werden...

H. Dehmlé.

Ein neuer Arbeitstisch für Kinder. — Die immer lauter erklingenden Klagen über die bei unserer Schuljugend beständig zunehmende Kurzsichtigkeit...



Auch die leuchtendste Woge zerfließt und verschäumt: Der Traum der Liebe ist ausgeträumt. Der Traum der Liebe, so rosig und hold, Gewoben aus schimmerndem Lockengold...

Ich soll dich vergessen, du Himmel der Lust, Und du strahlst mir doch ewig in blutender Brust! Ich soll dir entsagen, es ruft mich die Pflicht; Und ich soll, und ich muß, — und ich kann es doch nicht!

Und blüht dir auf Erden noch künftig ein Glück, O schau' in's Vergang'ne nicht zögernd zurück! Heb' fröhlich die Augen zur Sonne empor, Gedenk' nicht des Thoren, der einst dich verlor.

Ernst Eckstein.



Nachdruck verboten.

Nur immer vorsichtig! Von Adolf Schlabitz. Siehe das Bild, Seite 193. — „Ach, bitte, Mama, laß mich den Topf tragen.“ — „Rein, mein Kind, das kannst Du noch nicht, Du wirst die Milch verschütten.“

Einkehr. Von Harry Jochmus. Siehe das Bild, Seite 197. — „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied so wunderbar!... Wo ist sie hin, die Poesie der Landstraße, die Zeit, da der Fuhrmann im blauen Kittel lustig pfeifend neben seinen Pferden einherfährt...“

haltung beim Schreiben Schuld giebt, hat zu verschiedenen Verbesserungen der allgemein als fehlerhaft erkannten Schul- und Arbeitstische geführt. Einen solchen verbesserten Arbeitstisch nebst dem dazu gehörigen Stuhle veranschaulicht unsere Darstellung. Stuhl und Tisch sind zierlich und fest aus Bambushäden, mit Nickelbeschlägen an den Enden, verfertigt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Eisvogel-Garnitur. — Wie reinigt man am Besten eine Eisvogel-Garnitur? S. 11.

Teppichsalten. — Wie bringt man Salten, welche sich in der Mitte eines großen, schweren persischen Teppiches gebildet haben, wieder fort? G. A., St. Petersburg.

Glacé-Handschuhe. — Wie kann man schwarzen Glacé-Handschuhen, welche durch feuchtes Liegen roth geworden sind, wieder zu ihrer Schwärze verhelfen? Langjährige Abonnentin in Bm.

Antworten.

(Auf die besüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Goldfische (184). — Seit vielen Jahren werden in meiner Familie Goldfische gehalten, die durchschnittlich ein Alter von sechs bis acht Jahren erreicht haben. Wir geben den Fischen im Sommer täglich, im Winter jeden zweiten Tag frisches Wasser (Leitungswasser), das im Sommer direct der Leitung entnommen wird...

Strümpfe (168). — Alle seidene Strümpfe lassen sich, nachdem der Fuß abgesehritten, entweder als Kernschutler oder, nachdem auch der obere Theil der Länge nach aufgeschnitten und gesäumt worden, als Wischlappen für Möbel verwenden. G. J.

Fettflecke in Parkett-Böden (176). — Man bedeckt die Flecke mit einer Lage Pfeisenthon, dem man auch etwas Benzol hinzusetzen kann; oder man nimmt Terpentineft auf einen Lappen und reibt sie, wodurch sie sogleich verschwinden, nur muß dann die Stelle frisch eingelassen und getrocknet werden. Mehrere Abonnentinnen.

Braune Beize für Holzgegenstände (160). — Für 20 Pfennige trockene Kuhbeize löse man in 2 Liter Regen- oder mit Soda weichgemachtem Brunnenwasser zehn Minuten lang und streiche warm die zu beizenden Holzgegenstände damit an, weil die Farbe so besser eindringt. Nach vollständigem Trocknen überstreicht man den Gegenstand mit in Spiritus aufgelöstem Schellack...

Stoffflecke (184). — Ja, aber wer hängt denn überhaupt Kleidungsstücke in ein feuchtes Zimmer? — Doch zu geschehenen Dingen muß man Ja und Amen sagen, es hilft sonst doch nichts; aber bitte, liebe junge Hausfrau, künftighin alle Kleider trocken hängen. — Schwarze Seidenzeuge sind bekanntlich alle in der Färbung erschwert. Diese Erschwerung besteht aus Beize und Farbstoff. Die Beize ist meistens eine Eisen- und Zinklösung und dient auch noch dazu, daß die Seide mehr Farbstoff ansaugt...

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Bemalte Möbel.

Die Holzmalerei ist eine künstlerische Beschäftigung, welche gleichsam an der Wiege der modernen Kunstgewerblichen Bewegung gestanden hat. Lange bevor die Möbel selbst im bürgerlichen Wohnhause sich in die Formen der Renaissance umgewandelt hatten, waren fleißige Hände bemüht, nach den Vorlagen von A. von Zahn, Bretter, Kästen und Schränke mit Mustern zu bemalen, welche zumeist den Intarsien und Ornament-Büchern der vornehmsten Renaissance-Periode entlehnt waren.



Kachelries für eine Wasch-Toilette.

Diese Musterbücher von Zahn haben einen weitgreifenden Einfluß ausgeübt, unseren Kunst-Dilettanten, zumeist Mädchen und Frauen, wurden die Ornament-Arabesken der alten Zeit geläufig, als eine Art von Prüfung für das Verständnis der dann kommenden Periode, welche die gesammte Architektur und mit ihr die Hauseinrichtung in demselben Sinne umgestaltete. Fast alle diese Holzmalungen gingen davon aus, einen Ersatz zu schaffen für die echte Intarsia, jene Kunst, mit farbigen Holzern Muster einzulegen. Sobald nun diese edle Kunst wieder erwachte und allgemeiner verwendet wurde, trat naturgemäß die Werthschätzung des gemalten Surrogates zurück. Der wirklichen Einlege-Arbeit sind gewisse Grenzen gesetzt, die eigentlichen Farben-Übergänge sind ihr versagt, selbst die Scala der Farben ist beschränkt. Für diese Beschränkung erkaufte sie die kraftvolle Wirkung der verschiedenen Holzfasern, die durch nachdunkeln gestiegene Wärme der Farbentöne. Aber warum soll die Malerei sich gleiche Beschränkungen auferlegen? Als die Zahn'sche Richtung begann, war sie durch die Gebundenheit der Muster eine Wohlthat in dem wirren Laster der Stilllebigkeit jener Tage; allmählig aber wurde sie eine Fessel, in der sich nur die

liche Freudigkeit in das so geschmückte Zimmer. Wie groß die Fähigkeit der Künstlerin ist, das eigenthümliche Wachsthum jeder Blume zu belauschen, wie sie, weit ab von schablonenmäßiger Behandlung, jedes Blatt, jeden Blütenkelch mit frischem Leben erfüllt, daran haben wir uns schon bei der früheren Ausstellung der Zeichnungen und Skizzen gefreut und begrüßen es hier wieder dankbarlich. Allerdings ist die Aufgabe schwerer, sich in die festen Formen der Möbel zu fügen, als sich eine leichte Decke unterhängig zu machen. Mit richtigem Stilgeföhle sind dem Möbel möglichst schlichte Formen gegeben; wenn man die künstlerische Malerei zum Hauptschmuck macht, muß man die architektonischen Schmuckformen zurücktreten lassen und was von denselben noch belassen bleibt an Siebeln und unnötigen Gesimsen, ist nur vom Uebel. Will man in der flotten Auskrennung der Blumenstücke so weit gehen wie die Japaner, so bleibt auch für die Form nichts übrig, als das leichte Bambusgestell der Japaner. Unsere Künstlerin hat die übliche Tischlerform zu respectiren gehabt und hat sich mit gutem Tact in die Aufgabe gefunden, die Flächen angemessen zu füllen, ohne in Steifheit zu verfallen. Jedenfalls sind diese Möbel ein achtungswerther Beitrag zu der Frage, wie man die in ihrem eigenen Reichtume erstickende, zumeist nachahmende Ornamentik unserer modernen Kunst durch einen frischen Lustzug liebevollen Naturstudiums beleben und dem selbständigen künstlerischen Schaffen zuföhren kann.

Julius Leising.



Bett-Tisch.



Zuhwand für eine Bettstelle.

Bemalte Möbel.

Von Lucy du Bois-Rehmond in Berlin.

Rathschläge.

Sol gratiné. (Französisches Recept.) — Eine hübsche Beizung wird ausgenommen und dann recht sorgfältig vorgerichtet. Eine geeignete Schüssel, die man auf's Feuer stellen kann, wird mit Butter belegt und mit frisch gehackten Schalotten, Zwiebeln und Champignons überstreut. Mit der Spitze eines Messers überstreicht man den Fisch gänzlich mit lieblichem Fleisch-Extract, legt ihn in die Schüssel, und zwar auf seine dunke Seite, fügt ein Glas Weißwein hinzu, salzt und überstreut ihn auch mit den genannten gehackten Kräutern, sowie mit Krumen von Weißbrod; desgleichen begießt man ihn mit etwas geschmolzener Butter. So wird die Schüssel an's Feuer gesetzt, beim ersten Sieden jedoch in den Herd geschoben und dort während einer halben Stunde gelassen. Man servirt den Fisch auf der nämlichen Schüssel, auf der man ihn gebaden hat (daher auch der schwer zu übersetzende Name des Gerichtes; gratin heißt das, was sich während des Bratens an der Schüssel, der Casserole z. ansetzt).

Frittura dolce

sind ganz verschiedene, in heißem Fette ausgebackene Sachen, zu denen allerlei Obstarten, kleine Reste von Puddings, Maczonen, Hollunder-, Gurken- und Kürbissblüthen verwendet werden. Das Haupterforderniß zum Gelingen ist ein durchaus reines Fett (frittura), ausgegallene, weder Milch noch Salztheile enthaltende Butter, besser noch diese mit gutem Rindertalg gemischt, oder weißes Schweineschmalz; auch muß die Casserole so weit gefüllt sein, daß sich die Gegenstände in dem Fette schwimmend halten. Etwa ein bis zwei Stunden vor dem Gebrauche bereitet man einen aus 125 Gr. Mehl, einem Eßlöffel Provençer Del, einem Eigelb und etwas Weißwein bestehenden dickflüssigen Teig, der, recht tüchtig geschlagen, ruhig stehen bleibt, dem man aber kurz vor Beginn des Backens langsam das zu Schnee geschlagene Eiweiß zusetzt. Sobald nun das Fett kocht, taucht man die betreffenden Sachen in den Teig, der daran haften bleiben muß, wirft dann so viele Stücke, als neben einander Platz haben, in die Frittura und achtet darauf, daß sie sich schön goldgelb färben. Ist dies geschehen, hebt man sie mit einem Schaumlöffel heraus, legt sie zum Abtropfen auf weißes Löschpapier und bestreut sie mit feinem Zucker. Sobald sich das Fett zu sehr bräunt, muß frisches hinzugesetzt werden, damit das Gebäck eine gute Farbe behält; auch empfiehlt es sich, das Obst zuvor mit Zucker zu bestreuen, es einige Zeit stehen zu lassen und den sich bildenden Saft vor dem Baden abzugießen.

Thürfüllung eines Kleiderschranks.

als neben einander Platz haben, in die Frittura und achtet darauf, daß sie sich schön goldgelb färben. Ist dies geschehen, hebt man sie mit einem Schaumlöffel heraus, legt sie zum Abtropfen auf weißes Löschpapier und bestreut sie mit feinem Zucker. Sobald sich das Fett zu sehr bräunt, muß frisches hinzugesetzt werden, damit das Gebäck eine gute Farbe behält; auch empfiehlt es sich, das Obst zuvor mit Zucker zu bestreuen, es einige Zeit stehen zu lassen und den sich bildenden Saft vor dem Baden abzugießen.

Pasticcio di Maccaroni. 250 Gr. Maccaroni werden in gefalztem Wasser weich gekocht, in ein Sieb gegossen und bleiben bis zum Gebrauche zum Ablaufen stehen. Ferner knetet man 2 Eßlöffel Butter in einer Casserole mit ebenso viel Mehl, füllt gute Fleischbrühe auf, verkocht Alles zu einer dickflüssigen Sauce, giebt das erforderliche Salz, einen Löffel fester Sahne, 125 Gr. geriebenen Parmesanläse hinzu und verrührt es mit 2 Eidottern. Verwendung für diese Speise finden weiter: Champignons, Lebern von Federvieh, Kalbsmilch, Kalbshirn, Morcheln, Trüffel, gekochte oder gebratene Reste von Hühnern, Putern z., die, je nach ihrer Art vorbereitet, in kleinere Stücke geschnitten, mit der Sauce vermischt werden. Nun streicht man eine Porzellanform dick mit Butter aus, schichtet die Maccaroni mit der Sauce und den übrigen Bestandtheilen darin auf, bedeckt sie mit zu kleinen Stücken zerplünderter Butter, streut die geriebenen Parmesanläse darüber und läßt die Speise im Ofen sich goldbraun färben.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein farbiges Modenbild.



Raddruck verboten.

„Gold zieht Blei an.“

Aus der Zeit vor fünfundsiebzig Jahren.
Von Gerhard von Amynor.

Ea liegt sie vor mir, die alte Uhr, die mir zwar nicht nur heitere Stunden gezeigt hat, aber als treue, zuverlässige Gefährtin durch beinahe vierzig Lebensjahre mir sehr werth und theuer geworden ist. Den goldenen Deckel der Rückseite (die Vorderseite trägt nur ein einfaches Glas) habe ich ausbeulen, das innere Werk flicken und theilweise neu ergänzen lassen müssen, aber nun geht sie schon seit einem Vierteljahrhundert wieder pünktlich und tadellos, und wenn sie auch ein recht altmodisches Ding ist, das noch mit einem Schlüssel aufgezogen werden muß, so mag ich mich doch nicht von ihr trennen, und sie soll, wenn sie anders so lange halten will, mir dereinst auch mein letztes, will's Gott, seliges Stündlein zeigen. Da glitzern noch die alten Gehänge von ihr, — „Breloques“ würde man früher gesagt haben, — eine durch zwei kreuzweise verlöthete goldene Ringe gebildete, durchbrochene Kugel (es sind die Trauringe meiner längst entschlafenen Eltern) und eine mit blauem Schmelz überzogene kleine goldene Kapsel. Ach, wie oft haben mich meine Kinder, wenn sie auf meinen Knien ritten und die Uhrgehänge betasteten, neugierig gefragt: „Papa, was steckt denn in dem Medaillon?“ (Die Kinderfrau hatte ihnen das böse Fremdwort beigebracht.) Wenn ich dann sagte: „Ein Bild der Mama,“ dann hieß es stets: „Bitte, bitte, zeige es mal!“ Aber ich hütete mich wohl, die kleine Kapsel zu öffnen; auch sie hatte, wie die Uhr, schwere Havarie erlitten, und nur der Kunst des Goldarbeiters war es gelungen, sie nothdürftig wieder so weit zurecht zu stutzen, daß sie einigermaßen zusammenhielt. Ich scheute mich, sie zu öffnen, da ich fürchtete, sie möchte bei solcher Gelegenheit gänzlich aus einander fallen. Und dann das Bild darinnen, — wozu brauchten es meine Kinder zu sehen? Sie hatten ja, Gott sei Dank, das Original täglich vor Augen. Sie würden gesagt haben: „Papa, hier sieht ja Mama so jung aus . . . Du hast sie wohl so als Braut photographiren lassen? Junge Mädchen tragen doch aber keine Hauben . . . wie kommt denn die Mama als Mädchen zu einer Haube?“ und da hätte ich erwidern müssen: „Es war mein Wunsch gewesen, mein Bräutchen im Schmucke einer Haube zu besitzen; Eure Mama hat mir nun damals diesen Wunsch erfüllt, und dieses Bild ist mir immer sehr lieb gewesen und ich habe es in Freud' und Leid, in guten und schlimmen Stunden auf dem Herzen getragen.“ Was würden aber meine Kinder davon verstanden haben? Am Ende hätten sie das sehr komisch gefunden und gelächelt, und solches Lächeln hätte mich geschmerzt; und so ließ ich die Kapsel lieber zu und lenkte die Neugier der kleinen unruhigen Geister auf irgend

einen anderen Gegenstand ab, z. B. auf den großen Siegelring mit dem wappenverzierten Karneol-Steine, der auch an der Uhr hängt, der aber keine Havarie erlitten hat und heut' noch so unverletzt ist, wie zur Zeit, da ihn der Großvater am Finger getragen hat . . .

Da liegt sie vor mir, die alte, brave Uhr, und ein langer Faden von Erinnerungen spinnst sich aus ihr heraus und wickelt sich mälig um meine Sinne.

Fünfundsiebzig Jahre sind es heute, daß diese Uhr

und diese Kapsel mit dem Bilde meines Bräutchens eine entscheidende Rolle in meinem Leben spielten. Fünfundsiebzig Jahre! Ein Vierteljahrhundert! Was ist nicht Alles in diesem Zeitraume erschütternd, vernichtend, verwirrend, erhebend, befreiend und beseligend auf uns eingestürzt! Keine Faser meiner Körperlichkeit von damals ist mehr vorhanden; ich bin ein Anderer, ein gänzlich Neuer geworden; und dennoch, — die Erinnerungen haften noch mit der alten Frische in meiner



Bei der Vogelhändlerin. Von Anton Müller. — Siehe Seite 207.
Das Original befindet sich im Besitze der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz in Wien.

Seele, ja, sie werden heute so lebendig, daß sich das, was längst geschehen, wieder in höchster Lebenswahrheit und Wirklichkeit vor mir abspielt; die Todten steigen aus ihren Gräbern, der Donner der Geschütze schlägt wieder an mein Ohr, aus dem Nebel des Schneetreibens tauchen die Helmspitzen und Bajonette meiner tapferen Schar, Horn-Signale schmettern durch die dicke Luft und hier und da erblihen auf der weißen Schneefläche die rothen Köpfelein des kampffroh vergossenen Soldatenblutes.

Fünfundzwanzig Jahre! Es ist mir, als wäre es gestern geschehen! Ja, die Zeit ist ein Spul, eine Art Scheuleber, das den begrenzten Blick des Sterblichen nur noch mehr einengt; in Wahrheit giebt es keine Zeit, das, was einmal war, ist immer; in unserm Herzen lebt es unzerstörbar fort, und in dem uns nimmer zu entziehenden Besitze der Vergangenheit genießen wir schon hienieden ein Vorrecht der göttlichen Zeitlosigkeit.

Fünfundzwanzig Jahre! Ich war damals ein überglücklicher Bräutigam, jung, gesund an Leib und Seele, zwar arm an Glücksgütern, aber unendlich reich an schwellenden Hoffnungen, an Plänen, die champagnergleich schäumten und perlten; meine Zukunft trug ich auf der Spitze meines Degens. Und sie, — sie war mit ihren siebzehn Lenzen ein thaufrisches Hedenröslein; vor einem Jahre erst hatte sie sich mir versprochen; auf mein wiederholtes Drängen hatte sie mir jenes Bildniß mit dem Häubchen fertigen lassen und es mir in einer süßen, heimlichen Stunde erröthend in die Hand gedrückt. Wie einen Talisman trug ich dies Bild in der blauen Goldkapsel auf meinem Herzen; es war mir die frohe Gewähr der Erfüllung aller meiner Wünsche, der Erreichung auch der fernsten und höchsten Ziele. Schon beschäftigten wir uns in unseren täglich gewechselten Briefen mit dem bevorstehenden Nestbau; wir bestimmten die Farben der Polstermöbel und der Fenstervorhänge; wir discutirten die Frage, ob wir Mahagoni oder Rußbaum für mein Zimmer nehmen sollten, in dem wir doch wohl während der Honigmonde am meisten verweilen würden, da platzte der Befehl „Mobil!“ wie eine Granate in unser heimliches Glück. Ich mußte das Briefeschreiben aufgeben und wandte mich mit Feuereifer der kriegsgemäßen Ausrüstung und Einübung meiner auf zweihundertundfünfzig Köpfe erhöhten Compagnie zu. Wer nicht Soldat gewesen, der kann sich wohl nur schwer die Stimmungswandlungen ausmalen, die ein Offizier durchmacht, der unmittelbar vom Wege zum Traualtare abberufen und in das athemlose, sich überstürzende Getriebe einer Kriegsbereitschaft hineingestoßen wird. Erst wollte ich mit meinem Schicksale hadern, daß der langersehnte Kampfrauf nicht schon ein Jahr früher erschollen war, dann wäre jetzt voraussichtlich schon wieder Friede gewesen und ich hätte die etwa gepflückten Lorbeern als Morgengabe der Geliebten zu Füßen legen können; dann aber siegte die Ueberzeugung, daß Alles, was geschieht, mit Nothwendigkeit geschieht, und die feste Hoffnung, daß auch diese Störung meiner Pläne für uns Beide, d. h. für mich und meine Braut, zum Besten sein würde. Und nun, nachdem ich mich mit dem Gescheide ausgesöhnt hatte, erfaßte mich wieder die volle Begeisterung für meinen schönen Beruf, und die Aussicht, aus der schwülen Plappatronen-Zeit nun endlich einmal hinauszukommen in die frische, herzstärkende Luft des Kampfes, trieb mir das Blut in bestelltem Umlauf durch die Adern.

Während eines Schneesturmes waren wir in Harburg eingerückt, bis wohin uns das leuchtende Dampfroß geschafft hatte; jetzt stieg ich auf meine ungeduldig schnaubende hannöversche Braune, den Train-Soldaten auf meinem zweiten Pferde, einem preussischen Hapen, hinter mir, und so führte ich meine waffenblinkende Schar über das Eis der Elbe und durch die alte, uns neugierig und etwas mißtrauisch begaffende Hansastadt Hamburg, in's schneeverwehte holstein'sche Land hinein.

An der Eider gab es nur eine kurze Rast. Bald knallten die ersten Schüsse, die unsere Vorhut mit den abziehenden Dänen wechselte, und erst vor Mitternacht fanden wir ernsteren Widerstand. Hier erreichten mich die ersten Briefe meiner Braut, die, als echte Soldaten-Tochter, nicht nur um den Geliebten bangte, sondern auch practisch für ihn zu sorgen bemüht war. Ich weiß nicht mehr, wo alle die mir nachgesandten wollenen Socken und Unterjacken hingerathen sein mögen; ich denke mir, daß der größte Theil derselben meinen tapferen westfälischen Jungen zu Gute gekommen ist. Mitternacht war mit unserer Feld-Artillerie nicht so im ersten Anlaufe zu überwältigen; wir bogen rechts aus und gingen bei Arnis über die Schlei. In der Nacht vor dem Uebergange, — wir waren auf ein ernsthaftes Gefecht am anderen Morgen gefaßt, — hatten wir uns in den knappen Ortsschaften, wie Heringe in einer Tonne, untergebracht. Ein entseßlicher Bettkasten, voll Stroh und Heu, diente mir und einem anderen Offizier zum Lager. Wir ruhten gestieft und geportirt auf dem

sehr fragwürdigen Polster und konnten natürlich nicht schlafen; draußen heulte der Wind und schüttete immer höhere Schneemassen auf das Land hernieder. Wir hatten nichtswürdigen Hunger; die Verpflegungs-Trains waren auf den ungangbar gewordenen Wegen nicht rechtzeitig herangelommen, und schon seit einigen Tagen waren wir, da auch die von den Dänen ausgeraubten Dörfer nichts mehr boten, auf unsere „eisernen“ Portionen angewiesen. Als ich so, den Wechsel der menschlichen Geschichte überdenkend, mit meinem braven Lieutenant von Ditzfurth (er hat später ein schreckliches Ende gefunden, indem er bei einer Uebung in einer Strohhütte verbrannte) schlaflos auf dem Bette lag, kroch noch unser Regiments-Arzt als Dritter zu uns auf das Martergestell. Wir stöhnten, machten ihm aber schadenfroh so weit wie möglich Platz, damit auch er die Bekanntschaft mit der allergeringsten Bevölkerung des übertriebenen Bettstrohes machen sollte. Draußen heulte es immer kräftiger, und man hörte, wie der Wind die feinen Eiskristalle gegen die Fensterscheiben trieb.

„Donnerwetter! Welch' eine Nacht!“ begann der gute Doctor, mein alter Freund, der nun auch schon den ewigen Schlaf schläft, „was meinen Sie, Kapitän, wenn wir jetzt ein Beefsteak und eine Flasche Rothspohn hätten?“

„Wenn Sie noch mit einer einzigen Silbe so sinnbethörende Bilder vor meiner Phantasie heraufbeschwören, Doctor,“ drohte ich scherzend, „so lasse ich Sie aus dem Bette holen und wegen Versuches der Meuterei arretiren.“

„Nun, nun!“ brummte er, „ich gab ja nur Dem Ausdruck, woran wir Alle im Geheimen denken. Hunger thut weh. Bei Nattern wäre es jetzt viel gemüthlicher.“

„Sehen Sie lieber Ihre Instrumente und Verbandzeug in Stand, statt in Gedanken zu schlendern und zu schlemmen! Wer weiß, wen von uns Sie morgen früh unter die Finger bekommen.“

„Alles auf's Beste vorgeesehen. Ich kann jeden Augenblick beginnen. Wenn Sie selbst ein Loth Blei in die Knochen bekommen, was Gott verhüten möge, so werde ich Ihnen nach jeder Richtung dienen können.“

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Sie wollen sich wohl rächen dafür, daß ich auf Ihre Beefsteak-Phantasien nicht eingehe?“

„Hm, man kann doch nicht wissen... die Dänen drüben sollen hübsch schwere Stücke in Position gebracht haben... es wird morgen nicht so glatt abgehen.“ Der Ton, in dem er es sagte, klang wirklich besorgt.

Mein Lieutenant fing laut zu lachen an. „Doctor, Sie haben doch kein Kanonenfieber?“

„Ach was! Kanonenfieber?“ wiederholte verächtlich der Arzt. „Man wird doch aber unwillkürlich ernst gestimmt, wenn man sich am Vorabend blutiger Ereignisse befindet. Ich habe soeben noch an meine Frau ein paar Zeilen geschrieben... Sie thaten wohl schon das Gleiche?“ Die letztere Frage richtete er an mich.

„Ich bin ja nicht verheirathet,“ gab ich zur Antwort. „Aber verlobt; das ist genau Dasselbe; wenigstens in unserem Falle.“

„Sie haben Recht; ich will auch noch schreiben,“ versetzte ich und schwang mich von dem abscheulichen Bettkasten, um beim trüben Scheine einer Talglanze noch mehrere Blätter mit Schriftzügen zu bedecken.

Der Morgen dämmerte. Geräuschlos krochen wir aus unseren Hütten und sammelten uns. Eine schlaflose Nacht, kein warmes Frühstück, kaltes, dickes, ungemüthliches Winterwetter, — wäre nicht die Aussicht auf ein Gefecht gewesen, wir würden uns recht miserabel gefühlt haben.

So aber rückten wir in brennender Ungeduld vor und vergaßen über der körperlichen und seelischen Erregung alle Unbill der Kälte und des Hungers.

Wie wir an's Eis der Schlei kamen, — allgemeine Enttäuschung! Der vorsichtige Däne war während der Nacht abgezogen, und ohne einen Schuß zu thun, marschirten wir über die gefrorene Fläche und empfingen unterwegs von einer Ausgabs-Commission, die sich mit ihren requirirten Vorräthen auf dem Eise aufgestellt hatte, für jede Marsch-Section je einen geräucherten Schinken.

Das erste genießbare Fleisch seit mehreren erbarungslosen Fasttagen! Hei, wie das den armen, verhungerten Leuten schmeckte! Der Regiments-Arzt hatte noch einen Schluck Cognac für mich übrig, und ich glaube, daß es mir an keiner Fürstentafel jemals besser geschmeckt hat, als dazumal auf meinem Marsche in's Angeln'sche Land hinein. Und nun begann ein Ausschreiten, das Einem trotz Schnee und Eis wahrhaftig warm machen konnte! In Eilmärschen wälzte sich das Heer hinter den abgezogenen Dänen her, und die Vorhut, die auf dem kürzesten Wege gefolgt war, traf noch rechtzeitig in Flensburg ein, um reiche Beute zu machen. Wir, d. h. mein Regiment, waren auf dem rechten Flügel und wurden nach Glücksburg an der Flensburger Bucht vorgeschoben.

Dieser Marsch durch das schneebedeckene, von den Dänen gänzlich ausgezogene Angeln war eine Gewaltleistung ohne Gleichen. In allerfrühesten Morgenstunden, wenn noch tiefe Finsterniß herrschte, wurde immer angetreten und bis zur sinkenden Nacht hindurch marschirt. Die Pferde gingen bis zum Bauche im Schnee. Ich war abgepöckelt und schritt hinter der bahntretenden Spitze meiner Compagnie getrost zu Fuße einher. Wir machten eine Art Indianer-Marsch; Einer immer hinter dem Anderen. War die Spitze ermüdet, so wurde sie durch eine neue Section abgelöst. Die treuherzigen Bauern kamen des Abends mit brennenden Laternen stundenweit entgegen, um uns durch Schnee und Dunkel in die halb versunkenen Nacht-Quartiere zu geleiten. Und so erschöpft meine Leute auch waren, einige Stunden nach dem Einrücken gestaltete sich oft noch ein munterer Tanz auf der Tenne, zu dem meine Hornisten mit der Quersäge oder auf einer vorgefundenen Fiedel lustig aufspielten und bei dem die frischen, drallen dörflichen Schönen die innigste Freundschaft mit den Deutschredenden Befreiern schloffen.

An einem späten Nachmittage, — wir lagen schon in der Gegend von Glücksburg und harrten gespannt der weiteren Befehle zum Vorgehen, — hatte ich gerade meine Strandposten revidirt und schlenderte allein meinem nicht mehr fernen Dorfe zu. Ich dachte an allerlei: an den Roff Krake, jenes feindliche Fahrzeug, das sich in der Bucht gezeigt hatte, und von dem schon ein ganzer Sagenkreis erzählt wurde; an meine ferne Braut, ob sie wohl auch richtig meine Briefe erhalten hätte; an die Möglichkeiten eines feindlichen Ueberfalles von der See her, und ob auch meine getroffenen Maßregeln einen solchen unschädlich machen würden. Es dämmerte schon; das Schneetreiben aber hatte aufgehört; ein reiner, blauer Himmel wölbte sich über mir und mir wurde beim Gehen so warm, daß ich den Paletot aufknöpfte. Wie spät mochte es wohl sein? Ich öffnete auch den Waffentrock und zog meine Uhr. Schon Fünf! und immer noch hell genug, daß man gut im Freien hätte lesen können. Wie ich die Uhr wieder in die Tasche zurückschob, tönte es neben mir:

„Schön' gut'n Abend, feiner Herr!“

Ich blickte überrascht auf und gewahrte ein Weib, halb Kind, halb Jungfrau, das wie aus dem Schnee gewachsen plötzlich vor mir stand. Die Kleidung des Mädchens war lumpig, obgleich ihr der Schmutz einer silbernen Kette nicht fehlte. Mandelförmig geschnittene Augen, aus denen es dunkel leuchtete, wie von schwarzen Diamanten; eine bronzefarbene Haut; nachtdunkles, stumpfes Haar und blühende Eisenbein-Zähne; — unverkennbar eine Zigeunerin.

„Guten Abend!“ grüßte ich zurück. „Wie in aller Welt hast Du Dich denn hierher verirrt?“

Sie lachte und zeigte dabei das ganze natürliche Geschmeide zwischen ihren rothen Lippen. „Wir sind überall zu Hause; aber jetzt Krieg, schlimmer Krieg, der uns vertreibt... wollen weiter dorthin,“ — sie deutete südwärts; — „darf ich meinem Herrn aus der Hand prophezeien?“

Wir war diese Art Bettel nichts Neues. „Nun, wenn ich 'was Gutes zu hören bekomme, will ich Dir einen Augenblick stillhalten.“ Ich zog den linken Handschuh aus und wies ihr die innere Handfläche.

Sie betrachtete die Linien derselben, hob dann den Blick und schielte lästern nach meinen Uhrgehängen, ließ den Blick wieder sinken, um auf's Neue meine Hand zu studiren, und begann endlich: „Feiner Herr hat Glück in der Liebe... hat eine Braut... schöne, feine Braut... aber Gold zieht Blei an,“ — sie blickte wieder nach meinen Uhrgehängen, — „Gold auf dem Herzen nix gut... bringt Gefahr.“

„Ei, Du Schlaulops!“ versetzte ich lachend. „Denk Du etwa, ich werde mich dieser Dinge hier entäußern,“ — ich zeigte auf die blanke Kapsel, — „nur um den von Dir angedeuteten Gefahren zu entgehen? Mein hübsches Kind, dann hast Du falsch gerechnet! Weil Du mir aber Glück in der Liebe verheißest, sollst Du einen Thaler haben.“ Ich suchte einen solchen hervor und schenkte ihn dem Mädchen. Das Geld sitzt Einem lose im Felde.

„Silber! Feines, blankes Silber!“ rief sie entzückt und betrachtete das Geldstück. „Danke, schöner Herr! Aber der Herr muß meiner Warnung achten... Gold zieht Blei an... Gold auf dem Herzen nix gut!“

„Dummes Zeug!“ brummte ich ungeduldig. „Mach, daß Du zu den Deinen kommst und laß Dich von meinen Posten nicht sehen; sie könnten Dich für einen Spion halten und festnehmen.“

Sie knixte und huschte davon; Gott mochte wissen, wo sie ihren Schlupfwinkel hatte. Ich kehrte nach dem Dorfe zurück und war froh, als ich die schweren, schneedurchnähten Reiterstiefeln einmal wieder von den Füßen ziehen durfte. Abends um neun Uhr lud ich alle Kammer meines Revolvers, legte ihn handgerecht neben mein Bett und streckte mich zum Schlafe aus. Doch meine Vorsicht war unnöthig gewesen; es ereignete sich

nichts Besonderes; am anderen Morgen zogen wir ungestört ab, um durch Flensburg und dann weiter, nach einer allgemeinen Rechtschwenkung, in das Sundewitt vor die Düppelstellung zu rücken.

Die Erinnerung ist wie ein Kaleidoskop; man dreht es nur um eines Haars Breite und das bunte Bild zerfällt, indem gleichzeitig ein neues an seiner Stelle entsteht.

Ich sehe noch die große Geertz'sche Karte von den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, deren Rückseite mein braver Ditsurth mit einem System von Zahlen und Buchstaben bemalt hatte, um sie so zu einem „Tempel“ geeignet zu machen. Es war eine niedrige, muffige Stube, in der wir die Nacht zum zweiundzwanzigsten Februar verbrachten. Der Marktentender hatte uns Stearinkerzen besorgt. Eine solche brannte in einem Flaschenhalse und beleuchtete den rohen Holztisch, um den ich mit meinen Offizieren und den Kameraden einer anderen Compagnie saß. Um nicht einzuschlafen, spielten die meisten der Herren Tempel: ich versuchte, einen Brief an meine Braut zu schreiben; einige Andere plauderten über die Möglichkeit, wie man der vor uns liegenden Düppeler Schanzen bald Herr werden könnte. Alle aber rauchten und tranken ab und zu einen Schluck von einem fürchterlichen Rothweine, den der findige Marktentender auf seinen meilenweiten Excursionen irgendwo aufgetrieben hatte.

Sollte ich meiner Braut von dem dummen, zweideutigen Ausspruche der Zigeunerin schreiben? Nein! das würde sie vielleicht beunruhigt haben. Ich erzählte ihr nur, wie es mir ging, daß wir Alle zwar einen tüchtigen Katarth hätten, sonst aber in wünschenswerther Verfassung und begierig wären, endlich einmal dem Dänen scharf an die Klinge zu rücken. Als ich den Brief geschlossen hatte, öffnete ich die blaue Kapsel an meiner Uhr und betrachtete sehnsuchtsvoll das kleine Bildchen in derselben. Wie lieb und traut mich diese Augen anblickten; wie reizend dieses matronenhafte Häubchen dem jugendlichen Mädchengesichte stand!

„Die Compagnien sollen geräuschlos antreten!“ tönte es von der Stimme des Adjutanten in die qualmerfüllte Stube.

Wir fuhren auf, warfen die Cigarrenstummel fort, stülpten die Helme auf die wirren Haare und stürzten hinaus vor das Haus. Noch lag die Nacht auf dem verschneiten Gelände; aber da drüben vor uns konnten wir die dämmernde Linie der Düppeler Schanzen ganz gut erkennen. Jemand etwas mußte im Werke sein; freudig schlug uns das Herz.

„Dritte Compagnie als Avant-Garde antreten!“ befehlt der Bataillons-Commandeur.

Es war meine Compagnie, der die Eröffnung des Reigens zugedacht war. Ich schwang mich auf meine Braune und zog den Säbel. Geladen waren unsere Zündnadeln schon; so ging es ohne Aufenthalt vorwärts.

Bald hatten wir eine verschneite Straße erreicht, die zwischen Knids, jenen strauchbesehten Erdwällen, die dort zur Einfassung der Felder dienen, auf die zehnte Schanze der Düppelstellung hinführte. An dieser Straße lag ein halb im Schnee vergrabenes Dörfchen, Namens Nachbüll. Vor demselben hatten die Dänen ihre vorgeschobenen Posten ausgelegt. Es konnte sich wohl nur um eine größere Reconnoissance handeln, denn die schwer armirten und sturmfreien Schanzen gewissermaßen durch einen Handstreich wegzunehmen, dazu war keine Aussicht vorhanden. Indem ich diese Betrachtungen still für mich anstellte, ritt ich dicht hinter meiner Spitze auf der Straße vorwärts.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Spanisch.

Von Hans Bachenhufen.

In meinem kleinen Essay „Mehr Weib als die Anderen“ schilderte ich die Französin von heute; ich will hier von einem anderen europäischen Frauen-Typus sprechen, von der Spanierin, die ich für das glücklichste Weib unter der Sonne halte. Ihr hat nämlich der Himmel Alles gegeben, um dies zu sein, und sie ist nicht klug genug, will ich sagen, aber phlegmatisch genug, um dies nicht zu missbrauchen.

Zunächst ist ihr von der Natur das Geschenk der Schönheit gemacht worden, einer Schönheit, die eine ganz spezifische ist; denn diese bleichen Marmorgesichter mit den großen, gluthathmenden Augen, den scharfen, schön geschnittenen Brauen, den langen schwarzen Wimpern, dieser Elastizität, dieser Schmiegsamkeit, vereint mit einer gewissen Leppigkeit der Formen, dieser Ruhe des classisch geformten Gesichts, diesem unachahmbaren Spiele der Augen, das mit der ebenso unachahmlichen Handhabung des Fächers in jeelischer Correspondenz, diesem langamen, vornehm graziosen Gange, dieser unvermittelten Lebhaftigkeit, mit welcher sie in ihrer scheinbar philosophischen Ruhe oft plötzlich wechselt, um wieder in die letztere zurückzufallen. — das Alles ist nur ihr eigen, und ich möchte behaupten, darin ist Eine wie die Andere, nur miancirt durch die Provinzial-Eigenthümlichkeiten.

Als ich zum ersten Male gegen Abend den Prado in Madrid, eine der schönsten Promenaden Europas, betrat, fand ich in dem sogenannten „Salon“ eine Sammlung von Schönheiten, wie ich sie nie vereinigt gesehen; nur die Madres, die Tias und Duchas, das heißt: die Mütter, Tanten und Bonnen, welche sie begleiteten, erschienen mir wie das Unkraut im Blumenparterre, denn der Spanierin übte Mitgabe ihrer Schönheit ist die des schnellen Verblühens und Häßlichwerdens; aber davon sei hier nicht die Rede. Dasselbe fand ich in den Familien, an die ich empfohlen war, die sich meiner sogar etwas gewaltiam bemächtigt hatten, denn es ist spanische Sitte, den Fremden zuerst anzukucken, wenn der Empfänger die Ankunft desselben brieflich angezeigt. Es liegt ein Zug von Vertraulichkeits-Bedürfnis im spanischen Wesen; der Fremde ist gleich heimlich in dem ihm fremdesten Familienkreise, er hört sich selbst von den Töchtern, den jungen Frauen des Hauses bei feinem Vornamen Don Paolo, Don Enrico angeredet, er findet sich, ohne es zu wollen, im vertrauesten Geplauder mit den Damen, empfängt von ihnen Artigkeiten unter vier Augen, die nicht zu mißdeuten des Gastes erste Pflicht ist; er sieht, wenn er zum ersten Male seinen Besuch wiederholt, die junge Frau oder die erwachsene Tochter auf dem Balcon, wie sie ihm schon mit dem Fächer lächelnd zuwinkt; er sieht sich empfangen, als sei er Jahre lang schon Freund des Hauses.

Und wenn er sich dann in diesem Kreise befindet, — einige Töchter der Nachbarschaft oder der Verwandtschaft sind auch zur Stelle, — wenn er um sich alle die zutraulich lächelnden, schwarzen Augen sieht, die nur bemüht sind, ihm zu gefallen, wenn er diesen in langen, melancholischen Acten sich bewegenden Fächer Schlag sieht, den nur die Spanierin versteht, wird's ihm bekommen, denn sie Alle verlangen dieselbe Aufmerksamkeit, Allen gebührt sie, und die Mutter, der Vater, die Tia, die männlichen Gäste, sie Alle sind von einer ungeschminkt natürlichen Artigkeit, sie sagen uns so viel Verbindliches, ohne lästig zu werden; man weiß nicht mit welcher Mühe zu zählen!

Ich spreche an dieser Stelle nur von der gesellschaftlichen Seite des National-Charakters, denn nebenbei gesagt, die Spanierin ist trüg, ihre Erziehung läßt nach modernen Begriffen viel zu wünschen, sie nimmt dieselbe im Kloster, wenn sie von guter Familie, und hat keine Vorstellung von dem, was wir von einer Hausfrau begehren. Sie ist nur schön, nur anmuthig in der Unterhaltung, die natürlich eine im Stoffe beschränkte ist; sie versteht spazieren zu gehen, zu lächeln, den Fächer zu handhaben, der ihr schon in die Wiege gelegt wird, in der Loge des Theaters zu sitzen, mit vor Aufregung glühenden Augen dem Stiergesichte zuzuschauen; was sie aber vor Allem versteht, worin sie wirklich unerreichtbar, das ist die Anmuth, mit welcher sie sich in ihrer Basquina, die Mantilla, den schwarzen Spitzenfleier über der Stirn, in der Kirche auf die Esparto-Matte wirft und, — immer mit dem Fächer, — dem Gottesdienste beivohnt. Schade um sie nur Eins: daß eben ihre National-Tracht der französischen Mode Schritt für Schritt das Feld geräumt, daß ihr Raja-Kostüm fast nur noch auf dem Lande zu finden ist. Aber sie ist auch in dieser Mode dieselbe geblieben.

Mit diesem Kostüme sind natürlich auch die gesellschaftlichen, die häuslichen Sitten zurückgedrängt, doch findet man sie noch in den besseren bürgerlichen Häusern, wie sie ehemals waren. Die sogenannten Refrescos und Tertulias existiren noch heute, wenn auch ihre unverfälschte Gemüthlichkeit Schaden genommen. Ich will hier von einer solchen echt castilianischen Tertulia erzählen, in die mich bei meiner ersten Reise durch Spanien ein reicher Geschäftsmann, Don Estevan (er hatte noch einen sehr langen, aristokratischen Namen), hinein zog. Sein Haus war in Madrid ein hochachtbares, aber er wahrte es vor unsolider Eleganz, wie denn die Wohnungen in Spanien überhaupt weniger als die unferigen mit modernem Mobiliar überfüllt sind.

Ueber eine dunkle Treppe gelangte ich, als ich Don Estevan's Einladung folgte, an eine mit Eisen beschlagene Thür, an welcher ein Wandschloß mit einem Messingringe hing. Auf mein Schellen empfing mich eine dicke Dueska mit einem „bien venido, Señor!“ und führte mich ein. Don Estevan und seine Gattin traten mir mit echt spanischer Galanterie entgegen und zogen mich in den Salon. Ich hatte mich etwas verspätet, ward jedem Einzelnen der schon Anwesenden vorgestellt und stotterte, erschrocken über alle die schwarzen Augen der Señoras, von denen eine ganz besonders schöne mich blendete durch die goldenen Spangen mit den Frutas de Valencia (sternartige Steine, die bei Valencia im Wasser gefischt werden) und die blühende Diamant-Rosette in ihrem Haar.

Zu meiner noch größeren Verwirrung sah ich, daß man mich wie eine Perle der Gesellschaft betrachtete, denn Alle sprachen sie nur von mir, unceins darüber, ob ich Frances, Ingles oder Aleman sei; ich danke deshalb dem Schöpfer, als man sich endlich um einen großen Tisch setzte, nicht zu einem Diner oder Souper, sondern zu einem „Refresco“, einer Erfrischung, zu welcher ich nur eingeladen war.

An diesem Tische fand ich mich zwischen gerade diese Schönte und eine Andere placirt, die, wie ich jetzt erst sah, fast noch schöner war, als jene. Man servirte, wie dies in einer Tertulia Sitte, nur Chokolade, denn der Kaffee ist weniger beliebt in Spanien; aber denke Dir, Leserin, meine Verlegenheit über das, was jetzt geschah!

Während ich den Damen einige Artigkeiten sagte, bemerkte ich, wie einige der Nachbarn gegenüber, ehe sie die Chokolade für sich anrührten, ein Stückchen Biscuit nahmen, dies in die Chokolade tauchten und es ihrer Nachbarin mit spanischer Grazie in das Mündchen steckten. Zu meiner Unruhe sah ich den Tisch entlang dies fast Alle thun, es mußte das also spanische Sitte sein, von der mir die Bücher, die ich über Spanien gelesen, kein Sterbenswort gesagt. Und jetzt kam das Schlimmste: meine Nachbarin zur Rechten nahm ihre Chokolade noch nicht angerührt, die zur Linken ebenfalls nicht. Beide schienen also gleiche Ansprüche auf meine Galanterie zu machen.

Eine ganz verwünschte Situation, in der ich zwischen dem Doppelfeuer dieser Augen dafah, um so ärger, als auch die Damen gegenüber mich fragend anblickten, sodah ich verzweifelt die eigenen Augen in meine Tasse versenkte! Welcher von Beiden sollte ich zuerst das Biscuit reichen? Mit einer von Beiden mußte ich's nothwendig verderben! Entschlossen tauchte ich also endlich das Gebäck in die Tasse, blickte auf zur Rechten, begegnete den schönen, dankbaren Augen und stopfte der Señora das Biscuit in das Rosenmündchen, die mir meine Aufmerksamkeit mit einem unvergeßlichen Wide lohnte.

Was aber jetzt mit der Anderen machen? Ich schaute um Vergebung stehend zur Linken, aber ein Stein fiel mir vom Herzen: der Nachbar zu ihrer anderen Seite hatte in landesüblicher Artigkeit darauf gewartet, welche der Damen ich als Fremder bedienen werde, und war schon im Begriffe, ihr das

Biscuit in's Mündchen zu stecken. Verlegt hatte ich sie jedenfalls, denn sie überließ mich fortan der Unterhaltung mit der Anderen.

Uebrigens ward's mir nach diesem Entrée doch leichter um's Herz. Als man mit der Chokolade fertig war, sah ich, wie man es auch mit den übrigen Leckerbissen, die servirt wurden, ganz ebenso hielt; man speiste immer erst die Nachbarin, ehe man an sich selber dachte, war gewissermaßen der Ernährer derselben, und so gewann denn auch ich Routine in dieser Fütterung, die mich immer wieder in die engste Beziehung zu diesen frischen, schönen Lippen und den lächelnden schwarzen Augen brachte, bis endlich Eis in langen, schmalen Tüten aus süßem Teige und eine große Torte servirt wurden, von der mir die weiche Mignon-Hand der Nachbarin als Nebanche ein Stückchen in den Mund steckte.

Wunderlich war und blieb mir diese Sitte, die, wie man mir sagte, in allen echt spanischen Familien streng beobachtet wird; aber ich gestand mir beim Nachhausegehen, nachdem man noch Guitarre und Piano gespielt, daß ich mich nie angenehmer mit einer Tisch-Nachbarin unterhalten habe, als mit dieser.

Es ist unleugbar, daß des Spaniers Volks- und Gesellschafts-Sitten alle etwas außerordentlich Liebenswürdiges und namentlich Decentes haben, und das prägt sich besonders in seinem gefelligen Verkehr mit dem zarten Geschlechte aus. Eine Dame zu berühren, vermeidet er auf's Strengste selbst da, wo das bei uns unerlässlich ist, z. B. beim Tanze. Manche meiner jungen Leserinnen werden mich für einen geschmacklosen Menschen halten, wenn ich sage: die spanischen Nationaltänze haben unserem deutschen Kundtanz gegenüber etwas unendlich Grazioses, ich möchte sagen Akademisches, denn sie leisten gerade das, was der Tanz zeigen soll, die Anmuth der Körperbewegung.

Kein Tänzer wird in jenem Lande seine Tänzerin berühren, während wir die unferige umschlingen und mit ihr in wildem Eifer über das Parquet jagen. In allen Nationaltänzen, dem Bolero, fandango, El Ole, Jambateado, Jota, Manchega, und wie sie heißen mögen, bemühen sich die Paare, sich gegenseitig durch Grazie in Bewegung der Glieder zu überbieten, und die Spanierin trägt auch nicht umsonst die Kastagnetten in den Händen, auch nicht nur, um sich selbst den Tact zu schlagen; ohne sie würde der Arm unsichr durch die Luft fahren; das darf er nicht, und das weiß selbst das gewöhnlichste Bauernkind. Auf der Wiege vor Madrid sah ich eines Tages, — es war das Fest des heiligen Jsidoro, — eine ganze Wagenburg, mit Teppichen behangen, aufgefahren. Man tanzte hinter derselben in der ungeliebtesten Heiterkeit. Ein Dudelsack-Pfeifer und einige blinde Guitarre-Spieler waren das Orchester, und die Letzteren improvisirten dabei die originellsten Verse. Der Tanz hatte eben begonnen; ein paar niedliche, äppige Rajas in ihrer Volkstracht, in Basquina und Mantilla, traten auf den grünen Plan, die Kastagnetten in den Händen, und blickten lächelnd über die im Grase Lagernden. Ein paar Rajos, junge, lustige Burche, standen ihnen schnell gegenüber, die Mädchen banden den Shawl, über welchem gewöhnlich noch ein kleines Tuch um den Hals hängt, auf den Hüften um das silberbesetzte Nieder zusammen, die reizende Mantilla ward zurückgeschlagen, die Kastagnetten wurden an den Fingern befestigt, und jetzt begann ein leidenschaftliches und dennoch anstandsvolles Schaukeln des Oberkörpers, eine runde, weiche Bewegung der Arme, während die jungen Gesichter, die schwarzen lustigen Augen vor Freude lachten. Keiner der Tänzer berührte seine Raja; die blinden Guitarre-Spieler sangen ihre improvisirten Verse von dem Glück der Jugend, während sich immer neue Paare aufstellten und die Umherlagernden den schönsten der Tänzerinnen Worte der Anerkennung und Bewunderung zuriefen. Und wie sie bezaubernd waren, diese Rajas, in ihrem kindlichen Uebermuth! Mein Begleiter trug eine Rose im Knopfloche; eine von ihnen machte ihm im Tanze allerlei scherzende Zeichen, und als er sie durchaus nicht verstehen wollte, sprang sie, ohne den Tact des Tanzes zu veräumen, auf ihn zu, nahm die Rose, steckte sie mit schelmischem Nicken in den Mund und tanzte weiter. Alles spanisch, liebe Leserin, aber von wunderbarer, nachahmenswerther Anmuth! —

Nachdruck verboten.

Ein- und Ausfälle.

Von Emil Beschkau.

Das Gold kann die Welt nicht münzen. Es muß wenigstens Kupfer dabei sein.

Die Sorge gleicht der lernätschen Schlange. Man freut sich, ihr endlich den Kopf abgeschlagen zu haben, und hundert neue wachsen an seiner Stelle hervor.

Es gäbe viel mehr glückliche Menschen, — wenn Alle den Muth hätten, glücklich zu sein.

Die Armen haben den Hunger, die Reichen — die Dienstboten.

Es giebt eine Musik, die noch süßer und ergreifender ist, als jene Mozart's und Beethoven's. Wenn dein kleiner Hausbader-Engel ruft: „Papa — Mama!“

Man kommt vielleicht ohne ihre Tugenden mit den Menschen aus, — aber nicht ohne ihre Laster.

Sprich von Jemandem Gutes, und du wirst zumeist nur Zweifler finden. Sprich Schlechtes von ihm, und sie glauben dir Alle.



Interesse für deutsche Geistesanschauungen hegt, unsere Sprache nicht in vollem Maße beherrscht, um ein klassischer Vermittler zwischen der deutschen und der italienischen Literatur zu werden.

Wie Giosuè Carducci verwendet auch Lorenzo Stecchetti gegen alles Conventionele in der Poesie seine scharf zugespitzten Pfeile. Leider ist die Muse des Dichters, obgleich dieser, am 4. October 1845 zu Rimana in der Nähe von Forlì geboren, sich im kräftigsten Mannesalter befindet, in den letzten Jahren verstummt, so daß ich nicht ohne eine melancholische Regung in diesen Herbsttagen des mit dem Verse „Quando vedrai cader le foglie morte“ beginnenden schönen Sonetts des Dichters eingedenk, in italienischen Blättern lesen konnte, Stecchetti oder vielmehr Olando Guerrini, wäre zum Bibliothekar zweiter Klasse „befördert“ worden. Wie wenig im Einklange mit solcher Amtswürde stand die schelmische Kriegslust, mittelst der Guerrini sich selbst seiner Zeit unter dem Pseudonym Lorenzo Stecchetti in die italienische Literatur einführt, indem er den Dichter der „Postuma“ als todt bezeichnete. „Er liegt auf dem Friedhofe seines Heimathsortes begraben, unter der fünften Cyprisse zur Linken des Einganges. Der Leichenstein enthält als Inschrift nur Namen und Daten.“ In Wahrheit lebt Guerrini-Stecchetti in voller Gesundheit heute noch zu Bologna, woselbst ihm gerade in diesen Tagen ein Avancement in der Beamtenhierarchie zu Theil geworden ist. Ein neuer Band Gedichte wäre allen Freunden der italienischen Literatur erwünschter gewesen; die Vorwürfe, welche Stecchetti in den Versen: „A Giosuè Carducci“ dem Autor des „Inno a Satana“ macht, er schlafe, während doch der Schlachtfeld laut erschalle, gelten jetzt dem Verfasser der „Postuma“ und der „Nova Polemica“ in weit höherem Maße. Ein Meister auf dem Gebiete der satirischen Dichtung und der Selbstironie, würde er keineswegs des Stoffes für geharnischte Sonette und der Widersacher ermangeln. Wie schneidig führte Stecchetti den Mailänder Dichter Felice Cavallotti ad absurdum, als dieser, aus seinem blauen Wolkenfuchsheim heraus, den modernen Realismus beschuldete, der keineswegs mit dem farbenblinden, nur das Häßliche erkennenden Naturalismus verwechselt werden darf! Ist es doch in diesem Augenblicke gerade schwierig, gegen denselben Felice Cavallotti vom italienischen Standpunkte aus die Satire nicht zu schreiben! Hier müßte auch das Sonett im Sinne Müdler's zum geharnischten werden, da Cavallotti in einer Zeit, in welcher die Eifersucht der Franzosen auf das nach der Lösung seines Königshauses „Sempre avanti, Savoia!“ müthig auf- und fortstrebende Italien fortbauend wächst, den traurigen Muth besitzt, um die Kunst Frankreichs in Wort und Schrift zu huldern, zugleich aber die großen Männer des eigenen Landes herabzusetzen.

Stecchetti ist keineswegs nur seiner scharfen Polemik wegen gefürchtet; auch wäre es durchaus verfehlt, seine künstlerische Eigenart lediglich in seinen mit Ironie und Sarkasmus stark durchsetzten Liebespoesien zu erblicken; vielmehr finden wir in den „Postuma“ sowie in den „Nova Polemica“ zahlreiche Verlehnungen der Empfindung, die aus dem tiefsten Grunde des eigenen Herzens zu Tage gefördert sind. Können wir uns bei der Lectüre der an eine ganze Reihe von Frauengestalten gerichteten Liebesgedichte der Annahme nicht verschließen, daß Stecchetti, wäre es auch nur, um die „Phylister“ zu ärgern, mit seinen Abenteuern prahlt, so schlägt er doch nach meinem Gefühle dann edle Herzensstöne an, wenn er z. B. in dem schweremüthigen Sonett:

„O bianche nubi che nel ciel turchino“

mit seinem Sohne poetische Zwiegespräche hält. Da Paul Henke, dem wir die vortreffliche Uebersetzung der oben angeführten Ode Carducci's: „Auf dem Bahnhof“, sowie einer Anzahl Poesien Stecchetti's verdanken, das erwähnte Sonett nicht wiederzugeben hat, lasse ich hier meine Uebersetzung dieser Verse folgen:

„Am blauen Himmel weiße Wolken jagen,
Wie woll'ne Floden jäh vom Wind getrieben;
Mein Kind sieht finend zu, wie sie zerstreuen,
Mir aber will das Herz vor Weh verzagen.
Was zwingt mich nur, die Augen aufzuschlagen
Zum Aetherblau? Erfüllt von Sehnsuchtsdrängen,
Die ungefüllt mir noch im Herzen blieben,
Möcht' ich die Sphing nach un'rer Zukunft fragen.
Doch, liebes Kind, die Weltenräthselfragen
Ergründen, ist den Wolken nicht gegeben,
Und ob ein Gott ist, können sie nicht sagen.
Wie bald, mein Junge, scheid' ich aus dem Leben,
Dein Haupt, jetzt blond, wird Silberlocken tragen;
Den Schatz der Wahrheit werden wir nicht haben.“

Während unter den modernen Dyrkern Italiens die als „verismo“ bezeichnete realistische Richtung weit überwiegt, bestehen auf dem Gebiete der Roman- und Novellenliteratur die alten Gegensätze fort, ohne daß die eine oder die andere Partei bisher behaupten könnte, den Sieg erkungen zu haben. Salvatore Farina, dessen gemüthvoller Novellenzyklus „Mio figlio!“ in einer ausgezeichneten Uebersetzung von Ernst Dohn und Hans Hoffmann vorliegt, darf, trotz seinen anschaulichen Schilderungen des wirklichen Lebens eher den Idealisten zugezählt werden. Wenn aber Idealismus und Optimismus in der zeitgenössischen Romandichtung sich zumeist decken, so darf ich darauf hinweisen, wie Freund Farina selbst in einer mir zugesendeten autobiographischen Skizze seine Welt- und Lebensanschauung auf-faßt. „Man sagt von mir,“ heißt es in dieser Skizze, „daß ich Optimist sei, weil ich fast niemals niedrige Charaktere schildere. — Dies ist jedoch ein Irrthum; ich bin eher Pessimist als Optimist, falls „Optimist sein“ nicht heißt: die Ueberzeugung hegen, daß die menschliche Seele ein Mischung von Gut und Schlecht sei. So durchforsche ich das Herz, um das Gute zu finden, sobald ich aber eine Schwäche wahrnehme, verhehle ich sie keineswegs. Was die wirklich erbärmlichen Charaktere betrifft, so erscheinen sie mir nicht so „künstlerisch“ wie die guten und noch weniger als die schwachen. Deshalb vermeide ich jene, und ich vermeide sie auch deshalb, weil mir ihre Gesellschaft mißfällt; eine Person muß eben ganze Monate hindurch Tag und Nacht mit mir zusammenleben, ehe sie in einer Novelle zur Darstellung gelangt. So ist meine Beichte zu Ende.“

Der Idealsentus Salvatore Farina's ist von demjenigen Antonio Fogazzaro's wesentlich verschieden. Darf doch der Letztere unbedenklich als ein entschiedener Vertreter der spiritualistischen Richtung angesehen werden. Wenn Farina unter dem Gesamttitel „Si muore“, „Man stirbt“, eine neue Reihenfolge von Erzählungen begonnen hat, so will er sich in diesen von dem Grundgedanken leiten lassen, welche Rolle im menschlichen Leben der Gedanke an den Tod spiele; Fogazzaro dagegen läßt seinen Helden im jüngsten Romane „Il mistero del

poeta“ in geistiger Beziehung zu der todtten geliebten Frau bleiben. Er muß denn auch diesen Helden gegen den Vorwurf des Spiritismus ausdrücklich mit dem Hinweis ver-wahren, daß es sich bei einem solchen Verkehr um Geister-Rund-gebungen handle. Der Held versichert deshalb, es bedürfe keiner neuen Lehre, um an das Fortleben der Seele und an unsere Beziehungen zu denjenigen zu glauben, welche aus dem irdischen Leben geschieden sind. Wie sehr sich nun auch die Welt- und Lebensanschauung Antonio Fogazzaro's von derjenigen Salvatore Farina's unterscheiden mag, ist ihnen doch Beiden eine rührende Herzensbescheidenheit eigen, mit der sie ihre eigenen Werke beurtheilen. Andererseits machen sie Beide Front gegen den „verismo“, der, ohne jedoch in rohen Naturalismus auszuarten, in den Romanen und Erzählungen des Sicilianers Berga und der Neapolitanerin Rutilde Seroa in die Erscheinung tritt.

Der Rahmen dieses ersten über hervorragende Erscheinungen der modernen italienischen Literatur kurz orientirenden Aufsatzes würde jedoch weit überschritten werden, wollte ich hier das gesammte Wirken dieser Dichter und Erzähler auch nur mit annähernder Vollständigkeit zu würdigen suchen. Um aber die Leserin in den Stand zu setzen, aus einer Vergleichung die bei allen spiritualistischen Anwendungen doch nicht weltfremde Eigenart Fogazzaro's, ebenso wie diejenige Rutilde Seroa's, einigermaßen zu erkennen, lasse ich hier zwei Stellen aus ihren jüngsten Erzählungen folgen. In dem in autobiographische Form gekleideten Romane, „Das Geheimniß des Dichters“, ist der Held seiner Angebeteten nach Deutschland nachgereist; wir sehen ihn in einer Mondnacht zu Tisch sitzend. „Ich dachte an eine ferne Zukunft,“ heißt es in der Schilderung, „eine Zukunft, in der ich mich dieser Nacht voll leidenschaftlicher Erregtheit, dieses Mondglanzes, der Springbrunnen und der leicht vom Winde bewegten Pflanzgen, des Anblickes der für mich fremdartigen Häuser erinnern würde. Auf dem Hof-martel vernahm ich Klang und Gesang. Die Nacht war so hell und ruhig; ich hoffte, Violet würde sich am Fenster zeigen. Ich sah jedoch Niemanden. Dagegen sang ein Bariton in abschneulicher Weise etwas von Wagner, und dann trat eine frische Stimme anmuthig das „Heidenröslein“ von Schubert vor, das ich bereits an einem milden November-Nachmittage inmitten der letzten Rosen meines italienischen Hügel's hatte singen hören. Damals hatten die schlichte Poesie Goethe's, die einfache Kunst Schubert's in Verbindung mit ihrer Sorglosigkeit voll von verhaltener Melancholie mir das Herz zusammengeknüpft; jetzt verursachten sie mir einen frampshaften Schmerz der Eifersucht, jetzt rang ich die Hände, weil das süße Röslein auf der Heiden, die „rosetta della landa“ in meinem Geheimnisse mit meinem Röslein, mit dem Röslein der bitteren Geschichte sich vermischte. Knabe sprach: ich breche dich, Röslein auf der Heiden! Röslein sprach: ich steche dich. Arme Rose! Welches Verlangen hatte ich, sie zu küssen, sie an mich zu pressen, ihr wehe zu thun und zu klagen: Röslein, Röslein, mein Röslein, ach, nicht Röslein roth, sondern bleiches Röslein! Ich konnte das Lied nicht bis zu Ende anhören und eilte davon.“

Ein Hauch deutscher Romantik, „mondbeglänzter Haubernacht, die den Sinn gefangen hält“, weht uns aus dieser von tiefer Empfindung zeugenden Darstellung entgegen. Ein anderes Symbol stellt die Rose in einer neapolitanischen Skizze dar, die in dem jüngsten Buche Rutilde Seroa's: „All'erta sentimentella“ enthalten ist. Wie realistisch wird uns daselbst südländische Leidenschaftlichkeit zur Anschauung gebracht, wie verständlich wird uns in dieser weichen Lust die Verwechslung der Charaktere! Ein Genrebild genügt in der Skizze „Tomo secco“, die verschiedenen Figuren in einem solchen „Milieu“ plastisch hervortreten zu lassen. „Als die Besperglocke schwieg,“ heißt es, „zog ein ambulanter Verkäufer über den Platz, hielt in der Mitte, breitete seine Waaren aus und verkündete deren Namen. Er verkaufte Rosen, Mairosen. Es war kein Ausrufen, sondern eine Art Gesang, ein langhingezogener, melancholischer und zugleich wollüstiger Gesang, der gewissermaßen von Schönheit und süßem Dufte gesättigt war. Er sagte nur, daß die Rosen schön wären, daß sie schön wären die Rosen, nichts weiter, aber er brachte es mit einer so sentimentalen Wollust vor, daß Traurigkeit und befriedigte Leidenschaft mit einander zu verschmelzen schienen. Trotzdem wurde Niemand an den Fenstern gesehen, deren Jalousien noch gegen die Sonne verriegelt waren, Niemand befand sich an den Thüren der Läden, die zum Schutze gegen die bereits zur Sonnenhitze gewordene Maitische halbgelassen waren. So blieb der Platz am Mai-Nachmittage völlig verlassen. Dreimal sang der Rosenverkäufer inmitten dieses Stillstehens, dieser Einsamkeit kein melancholisches Lied, indem er zu den Fenstern entblickte, während die Rosen in zwei Körben ihm zu Füßen lagen, und er verkündete, wie schön die Rosen wären.“ Rutilde Seroa ist, wie alle ihre Schriften befanden, nicht nur eine mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete, sondern auch eine phantasie-reiche Dichterin. In dieser Hinsicht unterscheidet sich überhaupt, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle, der italienische „verismo“ von dem Naturalismus Emile Zola's oder dem Impressionismus seiner minder talentvollen Nachbeter. Bei der Beurtheilung moderner italienischer Geistesanschauungen empfiehlt es sich aber vor Allem, zu prüfen, ob sie Ursprünglichkeit be- unden oder die französische Schablone verrathen. Diese Ursprünglichkeit schließt nicht aus, daß auch die italienischen Dichter und Schriftsteller Fühlung mit der Literatur der übrigen Nationen bewahren müssen, wenn anders sie das Ziel nicht aus den Augen verlieren wollen: künstlerisch vollendetes Material für die Weltliteratur zu liefern.

Rachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Petersburg, Anfang November.

In der ganzen vornehmen Gesellschaft machte vor etlichen Wochen die Erhebung der Gräfin Beauharnais zur Herzogin von Leuchtenberg das größte Aufsehen und gab zu den verschiedensten Gerüchten Veranlassung. Die neue Herzogin ist eine Schwester des bekannten Generals Skobelew. Vor etwa zehn Jahren heirathete sie einen Vetter des jetzigen Kaisers, den durch seinen Leichnam bekannten Herzog Eugen von Leuchtenberg, der von dem Stiefsohne Napoleon's, dem Vicomte Beauharnais, abstammt, und erhielt damals diesen französischen Adelsnamen. Hatte Fräulein Skobelew sich schon als Mädchen keines übertrieben guten Rufes erfreut, so gab sie alsbald nach ihrer Vermählung der Gesellschaft reichen Stoff zu allen möglichen, mehr oder minder prickelnden Erzählungen,

und die schöne, verführerische Gräfin Beauharnais bildete die jehenswertheste Erscheinung der vornehmen Welt Petersburgs. Sie wie ihr Gatte führten in jeder Beziehung ein tugelloses Leben und geriethen bald in Schulden, bis ihnen der Tod des Lanflästerhelden Skobelew wieder einigermaßen half, da die Gräfin etwa eine Million Rubel von dem Bruder erbt, der in seinen verschiedenen Kriegszügen seinen Geldbeutel reichlich gefüllt hatte. Aber lange hielt diese Summe nicht vor, und bald waren die Schulden größer als ehedem; die Gräfin erschien stets in den kostbarsten Trachten, um die sie alle Damen Petersburgs beneideten, in dem glänzendsten Schmucke; aber keine Schneiderin, kein Juwelier, kein Handwerker wurde bezahlt. Ihr Gemahl, der Herzog Eugen, Fürst Romanowski und Kaiserliche Hoheit, trieb es noch ärger, und allgemein wurde dem Zusammenbruche des glänzenden Haushaltes entgegengesehen. Da verbesserten sich auf einmal die Verhältnisse in ungewohnter Weise. Der schöne Großfürst Alexei, der zweite Bruder des Kaisers, interessirte sich für die Gräfin; zugleich wurde bekannt, daß der über ein riesiges Vermögen verfügende Großfürst dem Ehemanne die Schulden bezahlte. Trotzdem Jedermann diese Verhältnisse kannte, trotzdem man wußte, daß die bacchantischen Feste im Palais Alexei oder die Vergnügungen in Paris und Biarritz geradezu allen Begriffen von Anstand spotteten, blieb die Gräfin doch der Mittelpunkt der leichtsinnigen Damenwelt in der vornehmen Gesellschaft. Es erregte vielen Aufstoss, daß im vorigen Jahre die verschiedensten Doppelbilder der gleichfalls sehr schönen Großfürstin Maria Pawlowna (Wladimir) und der Gräfin Beauharnais öffentlich am Newski-Prospect ausgestellt waren, und der Großfürstin schadete dies sehr. Bald erzählte man sich auch, daß Großfürst Alexei nicht mehr der einzige Begünstigte sei, und schließlich wurde es Thatsache, daß die schöne Gräfin auch den Jaren in ihre Netze zu ziehen versuchte, ein Vernähnen, welches allerdings völlig vergebens blieb, da es an den festen Grundfelsen des Jaren und, wie die Welt meinte, auch etwas an dem scharfen Auge der auf ihre Rechte besonders eifersüchtigen Kaiserin scheiterte. Aber die kluge, kokette Gräfin, deren Streben war, anerkanntes Mitglied der kaiserlichen Familie zu werden, in welche sie durch ihren Mann zu gehören vermeinte, wußte sich die Gunst eines neuen Mächtigen zu erwerben, wenngleich in anderer Weise, als sie es bisher gewohnt war; sie umgarnete durch ihre Reize keinen Anderen, als den Procurator des „Heiligen“ Synods, den bekannten Verfolger der evangelischen Kirche, Pobjedonozzew, von dem man, das Kenzere betreffend, mit Schiller's Ferdinand sagen kann: „Ein Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entzünden, als dazu anzutegen“. Wenngleich der Ruf des ascetisch-strengen Procurators durch die schöne Gräfin seinen Schaden litt, so wurde Pobjedonozzew doch ihr begeisterter Anhänger, und er allein ist es, der durch seinen unbegrenzten Einfluß beim Jaren es vermochte, diesen dazu zu bringen, daß er der Gräfin den gleichen Namen wie deren Gemahl gab, wenngleich sie nur „Hoheit“, nicht „Kaiserliche Hoheit“ und auch nicht Fürstin Romanowla wurde. Die neue Herzogin gehört jedoch nunmehr zur kaiserlichen Familie, und selbst die nachsichtigsten Beurtheiler betrarigen Verhältnisse und die glänzenden Verwehler Skobelew's geben zu, daß dies geradezu ein öffentlicher Scandal sei, der entschieden dazu beitrage, das Ansehen der kaiserlichen Familie herabzusetzen. Allgemein wundert man sich, daß die Kaiserin nicht in dieser Angelegenheit ihre in allen Hoffragen sonst so allmächtige Stimme erhoben, um diese Ernennung zu verhindern.

In der ausländischen Presse findet man oft die Ansicht verbreitet, die Kaiserin habe großen Einfluß in der Politik. Ganz läßt sich dies nicht abstreiten, und man kann sogar sicher annehmen, daß sowohl ihre, als auch ihrer Schwester, der Prinzessin von Wales, Stimme, eine Schwägerin, die der Jar sehr liebt, auf seine persönlichen Beziehungen zur preussischen königlichen Familie von nicht günstigem Einflusse ist; denn beide Schwestern haben, als dänische Fürstinnen, das Jahr 1864 noch weniger vergessen, als ihre Eltern. Jendowelchen ausschlaggebenden Einfluß hat die Kaiserin jedoch in politischen Fragen größerer Bedeutung nicht, und sie hütet sich auch, solchen zu versuchen, da sie wohl weiß, daß der Jar in dieser Beziehung nicht beeinflusst sein will, obwohl ihn leider seine deutsche Feindschaft, panславistischen Rathgeber, ihm unbewußt, stark beeinflussen. Dagegen ist der Einfluß der Kaiserin in allen die Hofgesellschaft betreffenden Fragen unbegrenzt; alle Ernennungen, Einladungen und sonstige ähnliche Fragen gehen durch ihre Hand, und sie hat dabei so ihren Kopf für sich, daß sie keines Anderen Einrede duldet. Ein schlagendes Beispiel der neuesten Zeit beweist dies. Es ist bekannt, daß in Rußland der Uebertritt von der griechisch-katholischen Religion in eine andere mit Verbannung nach Sibirien bestraft wird; lebt der Betreffende im Auslande, so sind ihm die Thore Rußlands für immer verschlossen. Vor längerer Zeit trat nun eine der ersten Damen der Petersburger Gesellschaft, Fürstin Galitzin, die mit der Kaiserin in befreundeten Beziehungen stand, in Rom zum katholischen Glauben über, was damals in den Petersburger Gesellschaftskreisen das peinlichste Aufsehen erregte. Die Fürstin war natürlich aus Rußland verbannt. Vor zwei Jahren wurde die Stelle einer Oberhofmeisterin an dem Hofe des streng-orthodoxen Großfürsten Sergei, dem vierten Bruder des Kaisers, frei und sollte, auf besonderen Wunsch des Großfürsten, durch eine bestimmte Persönlichkeit ersetzt werden. Aber zu Aller Staunen las man plötzlich, daß die katholische Fürstin Galitzin in Fredensborg in Dänemark vom Jaren empfangen worden sei, was ohnehin als ganz besonders seltene Auszeichnung gilt, und kurze Zeit darauf war sie Oberhofmeisterin am Sergei'schen Hofe. Dem bestimmten Wunsche der Kaiserin war auch in diesem außergewöhnlichen Falle Genüge geleistet worden. Trotz ihres anscheinend so lebenswürdigen Charakters und ihres liebverzeihenden Kenzere wird die Kaiserin von ihrer Umgebung und in Hofkreisen sehr gefürchtet, denn man weiß, daß, wer einmal ihre Gunst verloren, diese sehr schwer wiedergewinnt, und oft genügt hierzu die kleinste Unvorsichtigkeit; ist ihre Empfindlichkeit durch irgend etwas gereizt, so vergiebt sie nur schwer. Aber auch in der kaiserlichen Familie selbst ist sie gefürchtet. Mit ihren beiden jüngsten Schwägerinnen, den Gemahlinnen der Großfürsten Sergei und Paul, steht sie sich sehr gut; namentlich liebt sie Letztere, ihre Nichte, die Tochter ihres Bruders, des Königs Georg von Griechenland, fast wie ihr eigenes Kind. Dagegen steht sie der Großfürstin Wladimir sehr kühl gegenüber und hat der schönen, ehemals medlenburgischen Fürstin schon vielen Verdruß bereitet und ihr ihre Stelle erschwert. Man ist wohl von der Wahrheit nicht allzuweit entfernt, wenn man annimmt, daß hierbei weibliche Eifersucht und Empfindlichkeit eine wesentliche Rolle spielt, denn die sieben Jahre jüngere Schwägerin machte bereits der Gattin des Thronfolgers, mehr aber noch der jugendlichen Kaiserin den Schönheitspreis in gefährlicher Weise streitig. Noch vor wenigen Jahren

eritete die ihren Gemahl, den Großfürsten Wladimir auf dessen Besichtigungsfahrt nach den baltischen Provinzen und Polen begleitende Großfürstin Maria Pawlowna wahre Triumphe, welche in Peterhof durchaus nicht gezeigten. Das Ergebnis dieser der Schönheit dargebrachten Huldigungen war, daß ein kaiserlicher Befehl der Großfürstin verbot, künftighin ihren Gemahl bei dessen dienstlichen Reisen zu begleiten. Derartige, die Großfürstin berührende Fälle lassen sich noch mehrere anführen. Neuerlich besteht übrigens zwischen beiden Schwägerinnen das herzlichste Verhältnis.

v. N.



Rachdruck verboten.

Bei der Vogelhändlerin. Von Anton Müller. Siehe das Bild, Seite 201. — Nirgends in der Welt, selbst nicht in dem Parlamente der hochflügeln Ration der Welt, kann es wohl dunter und lärmender hergehen, als in so einer Vogelhandlung. Das schnarrt und surrt, und kreischt und pfeift, und hüpfet und pikt, daß dem dieses Schauspieles Angewohnten bald Hören und Sehen vergeht. Die drei Personen aber, welche wir auf unserem Bilde vor uns sehen, scheinen den Lärm schon gewohnt zu sein. Das erkennen wir sowohl an dem stillen, zufriedenen lächelnden Bilde der Frau, wie auch an dem kritischen Stennerbilde des alten Herrn. Es muß wohl ein seltenes Paar sein, welches die Beiden beschäftigen, denn ihr Interesse an demselben scheint ein ganz besonderes zu sein. Jedenfalls wird der Käufer nicht gar zu billig davon kommen, denn man sieht es der Händlerin an, daß sie den Werth ihrer Waare kennt, sonst würde ihr Blick nicht so liebevoll darauf verweilen. — Das kleine Mädchen füttert unterdessen die Kaninchen; hoffen wir, daß sie nach Abschluß des Geschäftes eine Dose Bonbons für ihre Wohlthätigkeit erhält.

Adagio con solente. Von G. von Höpflin. Siehe das Bild, Seite 204 und 205. — Wo mögen die Gedanken der Beiden weilen? — In der stillen Klosterzelle sicherlich nicht. Sie sind hinausgegangen in die lächelnde Welt da draußen, deren helles Licht so verlockend durch die geöffneten Fensterläden hereinströmt. Das gebleichte Haar des frommen Vaters läßt auf ein langes Leben schließen. Seine Gedanken weilen wahrscheinlich in der fernem Jugend, die mit ihren Stürmen schon so lange hinter ihm liegt. Er hat überwunden, für ihn giebt es kein Bangen und Zweifeln mehr, und darum quillen die Tränen klar und mild, dem Bilde seiner Seele gleich, unter den Saiten hervor. Aber wohin mögen sie die Seele der schönen jungen Novize geführt haben, die leise, ohne daß der in sein Spiel Vertiefte es merkte, durch die geöffnete Thür hereingetreten ist und nun, von dem Pfeiler verdeckt, dem Spiele lauscht? — Wir müssen es der Phantasie unserer Leserinnen überlassen, sich nach ihrem eigenen Gefühle eine Geschichte ihres Lebens zu erfinden. Das wunderbare Bild weist eine solche Fülle von Gedanken und Empfindungen in der Brust des Beschauers, daß es ein nutzloses Beginnen wäre, wollten wir einzelne derselben hier besonders fixieren.

Dagobert von Gerhardt (Gerhard von Amynor). Siehe das Portrait, Seite 208. — Es mag kaum ein Dutzend Jahre her sein, da erregten zwei nicht allzu umfangreiche Büchereien in literarischen Kreisen und bei der öffentlichen Kritik ein gewisses Aufsehen. Sie hießen „Hypochondrische Plaudereien“ und „Handglossen zum Buche des Lebens“, und als Autor derselben zeichnete Gerhard von Amynor. Man war von vornherein nicht im Zweifel darüber, daß dieser klangvolle Name nur ein Pseudonym, aber man zerbrach sich vergeblich die Köpfe darüber, wer der eigentliche Verfasser der beiden Werke war, die durch ihren tiefen geistigen Inhalt und ihre philosophische Gedankenfülle so hoch aus dem Wust der Tages-Literatur hervorstachen. Da erschien 1878 unter dem gleichen Autornamen ein längeres herrliches Epos, dessen lyrische Einsteuungen wahre Perlen der Dichtkunst genannt werden konnten. — Peter Luidam's Rheinfahrt, — in einer unserer bedeutendsten Zeitschriften und jetzt erfuhr man endlich, daß hinter dem voll klingenden Pseudonym sich ein — preussischer Offizier, der Major von Gerhardt, verbarg. In unseren Tagen gehört es nun allerdings nicht mehr zu den Seltenheiten, daß ein Jünger des Mars sich auch auf literarischem Plane den Vorbeer halt, — gar viele unserer besten und ersten Schriftsteller haben anfänglich statt der Feder den Säbel geführt, — aber der philosophische Grundzug, der durch die bisher erschienenen Werke Amynor's ging, ließ vermuthen, daß der Verfasser jedem anderen Berufe eher angehören könne, als gerade dem nüchternen, praktischen, wenn auch durchaus nicht unpoetischen, so doch eine philosophische Geistes-Entwicklung, wie man uns zugeben wird, recht wenig unterliegenden Offiziers-Stande. Die großen Erfolge der ersten Veröffentlichungen Amynor's machten die Redactionen und Verleger auf das neu aufgetauchte bedeutende Talent aufmerksam, — und nun erschien in rascher Folge eine Reihe weiterer Arbeiten aus der Feder des unermüdetlich schaffenden und von einem so edlen und ernstlichen Streben erfüllten Autors, wie es in unserer, die raschen Augenblicks-Erfolge bevorzugenden Zeit nicht hoch genug anerkannt werden kann. Neben „Peter Luidam's Rheinfahrt“ entstanden die Gedichtsammlungen „Nieder eines deutschen Nachtwächters“ und „Der neue Romanzero“, sowie das große, formenschöne, von echt religiösem Geiste durchglühte Epos „Ein Priester“. Feuilletonistisches, kurze Skizzen, geistreiches Geplänkel über allerlei Zeitfragen und Essays mancherlei Art fanden in den Büchern „Auf der Bresche“, „Eine moderne Abendgesellschaft“ und „Für und über die deutschen Frauen“ Aufnahme, — das Hauptgebiet der schöpferischen Thätigkeit Amynor's aber sollte für die Folge das Epos in Prosa, der Roman, werden.

Mit der vierbändigen Erzählung „Das bist Du“, einem Spiegelbilde der Gegenwart, eröffnete Amynor die stattliche Reihe seiner Romane. Diesem groß angelegten, von starker sittlicher Kraft durchwehten Zeitgemälde folgte bereits in dritter Auflage vorliegende Roman „Frauenlob“, ein Mainzer Kulturbild aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, sowie der Roman aus dem alten Berlin „Gerke Sutmime“, der seiner patriotischen Tendenz halber vom Kultusminister den Volksbibliotheken und Schulen zur Anschaffung empfohlen wurde. Zeitfragen von einschneidender Bedeutung behandeln die Romane „Vom Buchstaben zum Geiste“ und „Eine heilige Familie“, während „Die Giskellis“ ein farbenreiches Sittengemälde aus dem Residenzleben unserer Tage bieten. Neben diesen großen Romanen hat Amynor im Laufe der Jahre noch zahlreiche Novellen-Sammlungen veröffentlicht, von denen hier nur die vor Kurzem erschienenen: „Benz und Rauhreif“ angeführt werden mag.

Gerhard von Amynor gehört seit Jahren zu den treuesten Mitarbeitern unseres Blattes, und es wäre schlecht angebracht, wollten wir des Lobes voll über Einen urtheilen, der uns nahe steht. Immer wieder aber kann bei der Beurtheilung dieses Schriftstellers gar nicht genügend genug der sittliche Ernst und die vom Geiste schönsten Christenthums getragenen Tendenzen hervorgehoben werden, die alle Werke Amynor's auszeichnen. Er gehört, und das muß betont werden, zu den Wenigen, die den Reizungen der großen Menge nie Concessionen gemacht haben, — und daß er sich dennoch so schnell und in so hohem Maße die Gunst des Publicums erworben hat, mag als ein Beweis dafür gelten, daß der gute Geschmack und der Sinn für das ästhetisch Schöne, Abgekürzte und Reine trotz aller Gegenströmungen doch noch Sieger geblieben ist bis heute. Und noch einen weiteren Beweis, den wir nur anführen wollen, weil diese Frage gegenwärtig den Brennpunkt der literarischen Interessen bildet, liefern die Schriften Amynor's den, daß Realismus und Idealismus in der Kunst durchaus nicht als Gegensätze aufzufassen sind, sondern gemeinsam zum Ausdruck gelangen müssen.

Amynor, der am 12. Juli 1831 zu Liegnitz geboren wurde und seinen ständigen Aufenthalt seit Jahren in Potsdam genommen, hat schwere Zeiten durchgemacht. Beim Sturm auf die Düppeler Schanzen im Jahre Vierundsechzig erhielt er einen Schuß in die Hüfte, und seit dieser Zeit litt er, — über zwanzig Jahre hindurch, — entsetzlich an nervösen Kopfschmerzen, die ihm nur wenige Stunden am Tage frei gaben für seine dichterische Production. Keine ärztliche Autorität, keine Kur, kein Bad konnte ihm helfen. „Mein Leben war eine Hölle“, so sagte er einst dem Schreiber dieser Zeilen, „mein einziger Genuß der Schlaf in seiner Bewußtlosigkeit, — ich sehnte das Ende herbei.“ Da drangen die viel angebotenen Erfolge Schwemmer's zu ihm, und, obwohl er im Laufe der Jahre allen Autoritäts-Glauben verloren, entschloß er sich doch, es noch einmal bei dem bekannten Leibartz Bis-marc's zu versuchen. Und in der That half Schwemmer dem schon Verzweifelnden durch eine eigenartige diätetische Kur. Es ist nur natürlich, daß Amynor seinem Befreier seit dieser Zeit eine begeisterte Dankbarkeit entgegenbringt.

Zum Schluß sei mir gestattet, einer kleinen Begegnung Amynor's mit Kaiser Friedrich als dieser noch Kronprinz war, zu erwähnen, — einer Begegnung, die von dem Wohlwollen Zeugniß ablegt, mit welchem der hohe Herr das literarische Streben Amynor's verfolgte und die auch nach anderer Richtung hin nicht ohne charakteristisches Gepräge ist. Lassen wir Amynor selbst sprechen. „Es war“, so erzählte er mir, „am Tage nach dem Hübelschen Attentate. Ich stand am Eingange der Villa Liegnitz in Sanssouci, in welche der Kaiser gefahren war und wartete auf dessen Erscheinen. Eine ungeheure Volksmenge umdrängte mich, um dem so wunderbar Behüteten bei seinem Wiederherauskommen zuzugucken. Der Moment war da, der Kaiser fuhr heraus, und donnernde Hurra's und Hurra's erschütterten die Luft. Da kommt bleich und erregt der Kronprinz ebenfalls aus der Villa, in die er zu Fuß vom Neuen Palais aus gegangen war. Er erkennt mich, tritt lebhaft auf mich zu und sagt mit tief zitternder Stimme: „Nun, Dagobert, was sagen Sie zu solchen Geschäften? Wenn Sie wieder einmal etwas schreiben, dann schreiben Sie über diese Verwirrung des menschlichen Geistes!“ — Die kleine Scene gab mir den Anstoß, mich an die Niederschrift meines Romanes „Das bist Du“ zu machen. Ich hatte nach Jahresfrist die Ehre, das Werk dem Kronprinzen überreichen zu dürfen. „Ich danke Ihnen“, sagte er, „wenn ich mich recht erinnere, so hat ja ein Kapitel dieses Buches einigen Staub aufgewirbelt.“ Ich erzählte kurz den Inhalt dieses Kapitels und der hohe Herr ver-setzte lächelnd: „Trösten Sie sich, — die Kunstbötter werden nicht alle!“ — „Ich weiß nicht“, hub ich stotternd wieder an, „ob mein Buch Ew. Kaiserliche Hoheit völlig befriedigen wird; ich habe den socialdemokratischen Gedanken nicht in seiner Totalität in Handlung umsetzen können; dazu fehlte mir das unerläßliche Vorstudium; nur eine Theilerscheinung, den Typus eines durch socialistische Irthümen verblendeten vornehmen Geistes habe ich schildern wollen, und auch hier fürchte ich, wird die Ausführung weit hinter dem Vorjare zurück geblieben sein.“ Er bot mir die Hand und ver-setzte: „Alles menschliche Wissen und Wirken ist Stückwerk; auch für ein einziges Samenorn, das aus ihrem Werke in das Herz eines Schwankenden fällt und dort fruchtbringend aufgeht, haben Sie vollen Anspruch auf den Dank der Menschheit.“ Und da ich zweifelhaft lächelte, fuhr er fort: „Sie glauben nicht an diesen Dank? Nun wohl, Sie mögen Recht haben, die Welt ist undankbar, aber ihr eigenes Herz wird Ihnen danken — das ist besserer Dank, und wenn es einigen Werth für Sie hat, Amynor, auch Ihr Kronprinz dankt Ihnen.“



Rachdruck aus im Einzelnen verboten.

Fragen.

Im Dunkeln leuchtende Gegenstände. — Kann mir Jemand sagen, wie man im Dunkeln leuchtende Gegenstände herstellt?

Marie K. in Str. 1.

Tintenfleck. — Auf welche Weise kann man Tintenflecke auf hellen bestickten Decken entfernen?

Neue Abonnentin in Berlin.

Schuhsohlen. — Giebt es ein Mittel gegen das Anrathen der Schuhsohlen?

Zwei langjährige Abonnentinnen M. u. R.

Antworten.

(Auf die besaglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Gisvogel-Garnitur (199). — Eine Gisvogel-Garnitur rathen wir, zu Spindler oder in ein ähnliches Institut zu geben, man reinigt sie dort mit bestem Erfolge auf chemische Weise, während ein eigener Versuch sie leicht verdirbt.

Glacé-Handschuhe (199). — Glacé-Handschuhe, die ursprünglich schwarz, durch langes Liegen roth wurden, müssen aufgefärbt werden.

Leppichfalten (199). — Um Falten aus einem großen schweren Leppiche zu entfernen, ist es nothwendig, denselben auf der linken Seite anzufeuern, ihn auf einem entsprechend großen Fußboden auszubreiten, straff zu ziehen und mit Drahtstiften, die ziemlich lang und stark sein müssen, aufzunageln. Sobald der Leppich getrocknet ist, werden die Brüche vermuthlich verschwunden sein, anderenfalls muß das Anfeuern wiederholt werden. Sollte das

Verfahren zu mühsam sein, so bleibt nichts übrig, als den Teppich nach einer Fabrik zu schicken, wo er in einen Rahmen gespannt und in ähnlicher Weise geglättet wird. Frau E. K., Berlin.

Gesinde-Belohnung (192). — Ein Fond zur Prämiiirung von Dienstkboten, die lange in einem Hause waren, — früher städtisch, — wird jetzt zu anderen Zwecken verwendet. Dagegen können Mitglieder des Hausfrauen-Vereins, gegründet von Frau Lina Morgenstern, derartige Belohnungen für ihre Dienstkoten erlangen. Aus dem Prospekte des Vereins sind die weiteren Bedingungen zu ersehen. Frau E. K., Berlin.

Rathschläge.

„Brandade de morue.“ — Nachdem der Stockfisch mindestens 24 Stunden gewässert hat, läßt man ihn einige Minuten mit Vorbereitungen, Salbei, Pfeffer, Citronenschale und einer in Scheiben geschnittenen Zwiebel kochen. Hierauf entfernt man die Haut und die großen Gräten des Fisches und bringt ihn mit zwei zerstoßenen Knoblauchzehen und frischem Olivenöl auf's Feuer. Während des Kochens wird reichlich Öl und etwas laues Wasser, so wie der Saft einer Citrone hinzugefügt und mit einem Holzlöffel so lange gerührt, bis eine glatte Masse entsteht. Einige Küffel Sahne oder dünne, in Scheiben geschnittene und in Butter gedünstete Trüffel vollenden das Gericht, das der große Staatsmann Thiers „ein Meisterwerk des menschlichen Geistes“ zu nennen pflegte. — Es wird erzählt, daß, als bei zunehmendem Alter und schwächerem Magen ihm der Genuß seines Lieblingsgerichtes verboten wurde, seine Gattin gar streng darüber wachen mußte, daß keine Uebertretung dieser ärztlichen Vorschrift stattfand. Dennoch wußte Thiers sie einige Zeit lang hinter's Licht zu führen, mit Hilfe seines Freundes Mignet aus Aix. Wenn dieser mit einem großen Pakete unter dem Arme erschien, zog sich Thiers sofort mit ihm in sein Arbeits-Cabinet zurück und verschloß die Thür des Allerheiligsten unter dem Vorwande, bei einer wichtigen Arbeit ganz ungestört bleiben zu wollen. Und fleißig waren die Herren auch, das muß man sagen. Der Inhalt des umfangreichen Paketes wurde gründlich untersucht und von den beiden Jugendfreunden gewissenhaft geprüft und schnell bearbeitet. Namentlich entwickelte der greise Staatsmann einen wahren Feuersifer in der Bewältigung seiner Aufgabe; das verbotene Gericht, die köstliche Brandade, die Herr Mignet in einer gut verpackten Blechbüchse eingeschmuggelt hatte, zu verpeifen. Aber das Vergnügen währte nicht allzulange. Der scharfe Geruch des Knoblauches spielte den Verräther, Madame Thiers überraschte die Schuldigen und kanzelte sie verbienter Maßen ab. G. v. J.

Schwedischer Punsch. — In 10 Liter kochendem Wasser werden 4 bis 5 Kilogramm Zucker aufgelöst. Nach dem Abschäumen gießt man 10 Liter Arac hinzu und läßt den Punsch unter fortwährendem Rühren gelinde kochen, bis man eine recht gleichartige Mischung erhält. Sobald sie erkaltet ist, wird sie auf Flaschen gezogen. Längeres Liegen erhöht die Güte. Beim Gebrauche kann man nach Belieben Weiswein hinzusetzen. G. v. J.

Wildpret gilt mit Recht für eine schmackhafte und gesunde Nahrung, die aber vor Allem eine verständnißvolle Zubereitung erforderlich macht. Der verwöhnteste Gaumen wird einen saftigen und säuberlich gespickten Reh- oder Hasenbraten, — namentlich wenn er vom Spiege kommt, — zu schätzen wissen, während man, wenn dasselbe Wildpret, zähe und trocken, ohne hinreichenden Zufuß von frischer Butter und fetter Sahne, im schlecht geheizten Ofen bereitet, auf die Tafel gebracht wird, — ihm nur wenig Geschmack abgewinnen kann. Niemals aber sollte man ein Stück Wild erst dann verwenden, wenn das dunkle Aussehen der sonst frischrothen Fleischfaser den Zustand der Ueberreife verräth und zwar, weil der Genuß von Wildpret, dem das sogenannte haut-gout bemerkbar anhängt, der feinen Zunge widersteht und namentlich gegen die Gesundheitsregeln verstößt. Wählt Du, geschätzte Leserin, Gäste mit einem Hirschjäger oder Schlegel bewirthe, so wähle die Frühlinge- und Sommer-Monate bis Ausgang August dazu; vom Monate September lehr die Erfahrung, daß sich dann der Genuß des Rothwildes nicht empfiehlt. Der Herbst ist die beste Zeit für die Hasen, und das Wildschwein wird vom November bis Ende Januar am liebsten verpeift. Mit Recht wird behauptet, daß der Berg-, sowie der Waldhase, die sich von guten Kräutern nähren, dem köstlicheren Feldhasen vorzuziehen seien. Halten die Hasen sich in niedrigen, lumbigen Gegenden gar auf, so haben sie kein feinschmeckendes Fleisch. Auf die Güte des Bratens läßt das Alter des Wildes keinen unbedeutlichen Einfluß; das Hirschfleisch erweist sich am besten von Thieren, die noch nicht drei Jahre alt sind; besonders empfiehlt sich dasjenige der Jährlinge oder Spießer, sowie der Hirschälber; auch ist der Damhirsch dem Edelhirsche vorzuziehen. Beim Reh, welches in den Sommermonaten am wohlgeschmeckendsten gefunden wird, liefert das Schmalthier das feinste Fleisch, welches man an der dunkelrothen Faser und dem ziemlich dicken, glänzenden Fette zu erkennen vermag. Je jünger der Hase, desto delikater wird der Braten sein. „Junge Hasen muß man von alten unterscheiden lernen.“ sagt eine wohlverfahrene Hausfrau der Vorjahre, die besonders in der Waidmannsküche bewandert ist. „Wir wollen also den Herrn Langohr bei seinen Küffeln fassen und sie von einander ziehen, giebt das Fell nach, sind überdies die Foten weit und die Haken scharf, auch der Riß in der Rippe nicht weich geöffnet, so ist er jung.“ Das Wildschwein rechnet man bekanntlich zum Schwarzwild, sein Fleisch ist sehr geschätzt, besonders dasjenige von den Frischlingen, welches sich trefflich zu kalten und warmen Zwischenspeisen eignet. Eins der schönsten Schaulücke auf Buffets bildet unbestritten der Wildschweinskopf, welcher, mit Silberpießchen, — auf die man Trüffel reibt, — bestreut, über dem kunstreich geformten Fettschmelz drängt. Ein beliebter, empfehlenswerther Schmelz unter kalten und warmen Schüsseln auf der reichbesetzten Buffet-Tische, wie man sie zu Abend-Gesellschaften oder Jagd-Dejeuners aufzustellen pflegt. — Das Ausbrechen und Zerwirken des Roth- und Schwarzwildes sind Sache des Jägers, doch läßt die routinirte Köchin sich meist das Auswerfen und Abbalgen des Hasen ebenso wenig nehmen, als das Zerlegen, Häuten und Spicken. Dabei sei erwähnt, daß man die Antifte, das Wild zu wässern, fast allgemein abgeschafft hat. Seitdem wissenschaftlich festgestellt ist, daß die Fleischfaser durch Liegen im Wasser die beste Kraft einbüßt. Die französische Art, das Wild, welches man auf ein Fleischtrett legt, mit einem sauberen Leinwandte abzureiben, wobei man dieses wiederholt in eine Schüssel mit lauwarmem Wasser taucht, ausringt, auch das Wasser öfters erneuert, — diese empfehlenswerthe Art, selbst die sehr zerfetzten Stücke zu säubern, kommt mehr und mehr in Aufnahme. Bei gedachtem Verfahren, das sich ebenfalls beim Fleische der großen Schlachtthiere anwenden läßt, behält jedes Stück ein frisches, appetitliches Aussehen und zugleich den Saft, während es durch Liegen im Wasser von Weidem beträchtlich verliert. — Wo Wald und Flur mit gefiederten Bewohnern besetzt sind, deren Fleisch,

wie man von Alters her weiß, daß des zahnen Geflügels männlich an Güte übertrifft, da schafft jede Jahreszeit eine Auswahl von Federwild in die Küche. Man pflegt dieses ebenso vorzubereiten, wie das zahne Geflügel; man rupft es trocken, wobei man sich jedoch ganz besonders vor dem Einreiben der Haut hüten muß, nimmt es sorglich aus, fengt es über Kohlen- oder Gasflamme, säubert es mit lauem Wasser innen und außen, dressirt es nach der bekannten Vorschrift, — wie sie auch für die Hausvögel gilt, — muß jenes aber vor dem Braten stets in Speckscheiben einhüllen oder mit festem Streifenpfad sehr dicht bedecken, weil das Federwild, — ähnlich wie das Haarwild, — meist ein fettarmes Fleischgewebe besitzt. Letztergenannte Eigenschaft macht das Wildpret jedoch zum Genuß für schwächliche Personen und Reconvaleszenten um so geeigneter. Zu den kleinsten und zugleich zartesten Vertretern des Federwildes kann man den Baumpieper und den Ortolan, — eine Auer-Art, — zählen. Weiter aufwärts vom Krametvögel, jener Drosselgattung, die man im Herbst in großen Mengen durch Dohnen (Schlingen) in den Wäldern fängt, — über Schneepfen, Wachteln, Rebhühner, Viet- und Haselhühner hinweg, — bis zum Auerhahn hinauf, dessen Fähigkeit bekanntlich schon manchen Koch zur Verzweiflung brachte, bieten Wald und Flur eine Auslese von Geflügel für die gastliche Tafel und den Familientisch. Aber auch von dem gefiederten Wildpret gilt, was ein bekannter Gastrosoph im Allgemeinen davon sagt: für den pot-au-feu, wie das Rindfleisch, ist es nicht geeignet, dagegen geht es unter den Augen eines kenntnisreichen Koches eine Anzahl von Umwandlungen ein und liefert die meisten hochgeschmackts-Schüsseln, wie sie nur die höhere Küche kennt.

Antoinette Gz. v. T.



Gerhard von Arngartor.



Katholik verboten.

Merke über Lampenschirme.

Ueber Wetter- und Herrenlampe niemals die Augenbrauen, und bei den Grillen der hübschen Frauen Ruht du immer verträglich schauen."

sagt kein Geringerer als Goethe, der große Kenner weiblicher Eigenheiten, und man hat Grund, anzunehmen, daß ihm das Vetter nicht gerade schwer gefallen ist. Warum auch? Tragen doch die Grillen hübscher Frauen meist nur dazu bei, das Behagen an ihnen und ihrer Umgebung zu erhöhen und sie im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Wer möchte sie daher tabeln, wenn sie sich mit Vorliebe einer Mode zuwenden, die mehr als jede andere dazu angethan ist, sie in des Wortes eigentlicher Bedeutung in das günstigste Licht zu stellen; ich meine die Mode der Lampenschirme, die jetzt mit einem Luxus und einer Farbenpracht ohne Gleichen den Salons eleganter Damen jenen weichen, warmen, stimmungsvollen Ton geben, welcher die Sinne schmeichelnd gefangen nimmt und uns beinahe gegen unseren Willen treibt, unseres Herzens innerste Gedanken in traulichen Gesprächen auszulaudern. Vielleicht denken aber die Benichtigten daran, daß diese lecken Ausgeburt der Phantasie, denen täglich von graziosen Händen neue Nuancen gegeben werden, zuerst aus den stillen Stubisfen schwer arbeitender, gelehrter Männer ihren Weg in den Salon fanden, um dann hier allmählig den ersten leisen Stich in's Privote anzunehmen. Wir haben der Gelehrtenwelt viel großartige Erfindungen auf allen Gebieten des Lebens zu danken; sie möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihr auch für diese Erfindung danken.

Ursprünglich aus grün oder blau lackirtem Blech oder Pappe hergestellt, umgab ein einfacher runder Schirm die Glode der Studirlampe, um die ohnehin angestregten Augen bei anhaltender Nacharbeit zu schützen und das Licht auf den Tisch zu concentriren. Dann versuchten wohl liebende Frauenhände, dieses notwendige Requisit ein wenig zu schmücken. Arabesken und Blumen in dunklem Seidenpapier auszuschnitten und dieses über die Lampe zu hängen, oder gar gepresste trockene Blumen in Sträußen zwischen Delpapier zu legen. Es waren dies beliebte Handarbeiten zu Weihnachten für den Hausherrn, für den immer so schwer etwas Passendes zu finden war, da jeder mit größerem Kinderlegen beglückte Familienvater bereits im Besitze zahlloser Kissen, Schlummerrollen und Pantoffeln zu sein pflegt. Doch da der Consum meistens nicht mit der Production gleichen Schritt hielt, der altmodische grüne Pappschirm sich auch wohl als zweckdienlicher erwies, so wanderte der Ueberfluth wieder in das Wohnzimmer zu der Familie zurück und wurde gelegentlich auch einmal von der Hausfrau benutzt, wenn das grelle Lampenlicht den müden Augen weh that. Dann kam unerwartet eine befreundete Dame zum Besuch. — „Soll ich den Lampenschirm abnehmen?“ hieß es. — „Ist es Dir zu dunkel?“ — „O, nein, ja nicht. Es ist zwar ein wenig dunkel, aber da wir doch gerade nichts zu thun haben.“

Und man fing an zu plaudern. Es war gar so behaglich, und ehe man sich dessen versah, hatte man unter dem Schutze der Dämmerung einander die intimsten Herzensangelegenheiten ausgeplaudert.

Das fand nun allgemeinen Anklang. Die Damen waren der Ansicht, daß das gedämpfte Licht das Mittheilungs-Bedürfnis erhöhe,

und jede wollte ihre Besucherinnen mit einer ähnlichen Veranstaltung erfreuen und ermuntern. Man erinnerte sich, daß in China und Japan seit Jahrhunderten bunte Lichtschirme und Papierlaternen zur Verwendung kamen, deren weiche Farben und natürliche perspectivlose Zeichnungen sich auf Reispapier und Seidenstoff sanft und anmuthig von dem dahinter brennenden Lichte abhoben, und da der Fortschritt der Kultur sich nun einmal von Osten nach Westen vollzieht, so fing die abendländische Industrie an, sich ihre Muster aus dem Reiche der Mitte zu holen, bis Paris sich der Sache bemächtigte und einen Mode-Artikel schuf, der die Damenwelt in einen Kaufsch des Entzückens versetzte, und ohne den ein eleganter Salon heutzutage kaum mehr denkbar ist.

Aus der breiten Krinolin-Grundform, die von grobem, rothem, in gebrannten Falten befehlendem Mull mit aufgedrucktem japanischen Goldmuster hergestellt, das Zimmer in ein so warmes

rosiges Licht hält, sind die abenteuerlichsten und graziossten Gestaltungen entstanden. In der That, man ist im Zweifel, ob man es mit riesigen Schmetterlingen, oder mit wunderbar geformten Monstre-Blumen zu thun hat, wenn man die scheinbar flatternde und doch so zierlich gefaltete luftige Combination von gelbem und blaurothem feingebrauntem Mull mit dem ersten, flüchtigen Blicke betrachtet, bis man bei eingehenderem Studium entdeckt, daß diese Schmetterlingsflügel und Blumenkelche aus dütenförmig zusammengezogenen und in gleichmäßigen Zwischenräumen zurückgebogenen Falten hergestellt sind, in der Weise, daß der gelbe Mull, der die untere Stofflage bildet, nur in den Düten zur Geltung kommt. Den unteren Abschluß bildet eine 11 Centimeter breite weiße Spitze, welche auf einem 13 Centimeter breiten gelben Bolant ruht. Für das Zimmer einer jungen Dame läßt sich nicht leicht etwas Hübscheres denken.

Ebenfalls nur für einen Damen-Salon berechnet ist der in der Nummer vom 17. November d. J. von der Illustrirten Frauen-Zeitung bereits veranschaulichte Lampenschirm aus rosa Mull mit schwarzen oder weißen Ghantilly-Spitzen. Wie anmuthig präsentirt sich Alles in seinem sanften, rosigen Scheine! Mit einem Hauch märchenhafter Poesie umgibt er die Gestalt der jugendlichen Hausfrau, die ihren zum Fünf-Uhr-Thee sich einstellenden Gästen im blumigen, möglichen-ten tea gown von weichem hellen Seidenstoffe entgegensteht. Wahrhaftig! Alle sind darin einig, daß ihre Schönheit, die man sonst bei nüchternem Tageslichte etwas zu substanzvoll gefunden hat, jetzt von einem idealen Schimmer verklärt ist.

Die beiden eben erwähnten Schirme ruhen auf einem Gestell, welches den Namen „Parasol“ führt, und wie das eines Sonnenschirmes, je nachdem man es heller oder dunkler im Zimmer haben will, auf- und zugeklappt werden kann. Für Herren- und Gesellschaftszimmer eignet sich eine originelle vieredrige Composition am besten, welche das Licht nicht hindert, durch das Gemach zu flukken, wohl aber sanfter abtönt, als gläserne Lampenglocken dies thun, die überhaupt in letzter Zeit mehr und mehr in Wegfall kommen. Das Gestell ist aus Draht, jede Seite 40 Centimeter breit, oben rund, 13 Centimeter im Durchmesser, die von hier nach den unteren Ecken ausgehenden Stäbe sind 22 1/2 Centimeter lang. Die auf solche Weise hergestellten vier Theile werden glatt mit rosa Seide und darüber gelegtem schwarzen Vöherlath bekleidet, letzterer von schmalen rosa Bänder durchzogen. Mit gleichfarbigem Seidenrüschen sind die vier aufwärts strebenden Röhre geziert. Eine breite krause Manschette aus Stoff und Tüll umgibt aufrecht stehend den Kopf, der gleichfalls unten von einer Rüsche abgeschlossen ist, während den unteren Theil des Schirmes eine 12 Centimeter breite, über rosa Seide abwärts fallende schwarze Spitze bildet, auf welcher die ebenfalls abwärts gehenden, zu Schleifen geknüpften schmalen Band-Enden ruhen.

Da wir uns nun einmal in einer Zeit befinden, in der die Lösung „Giffel“ heißt und jeder Fabricationszweig irgend ein Product auf den Markt wirft, dem er, sobald nur der leiseste Berührungspunkt nachweisbar ist, den Namen „Giffel“ beilegt, so wäre es beinahe unnatürlich, wenn nicht auch auf dem hier besprochenen Gebiete eine solche „Kunstschöpfung“ aufgetaucht wäre. Das Drahtgestell derselben ahmt so viel als möglich die Form des Thurnes nach und ist innen wie außen mit mattgrüner Seide bezogen, darüber glatt gespannt gestickter Tüll. An den Ecken gehen Draperien aus weichem Krepp und alrosa Seide empor, welche oben und unten mit Rosetten aus alrosa Seidenband abschließen. Den unteren, herabfallenden Rand bilden grazios drapierte weiße Giffelspitzen.

Will man sich nun aber selbst mit leichter Mühe und schnell einen practischen und zugleich hübschen Lampenschirm herstellen, so lege man über zwei feuerrothe Kreppstreifen von beliebiger abgestufter Breite einen dritten, wiederum etwas kürzeren, der aber von Goldfäden und bräunlichen und goldenen Streifen durchschossen ist, wie man ihn in jedem eleganten Modewaaren-Magazin kaufen kann. Man reihe die drei Streifen zusammen zwei Finger breit vom oberen Rande, sodas sich oben eine Rüsche bildet. Dieses Kragenmännchen paßt über Angel- und Pyramidenglocken gleich gut.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, ein paar Bemerkungen über Lichtschirme einfließen zu lassen. Wenn auch vielleicht nicht englischen Ursprungs, so haben sie sich doch zunächst über England in Deutschland eingebürgert, und in deutschen Häusern mit englischen Sitten fand man zuerst bei Kartenspartien und Mittag-Gesellschaften die blendenden Lichte angenehm durch kleine farbige Schirmchen verhält. Ein practisches Gestell aus gelbem Draht, mit einfacher Feder an die Kerze selbst geheftet, schützt die aus Seide, Satin oder Papier hergestellten Miniaturlöcherchen. Ich sah kürzlich eine Mittagstafel, auf welcher statt der Lampen drei Armleuchter aus almeisener Porzellan je acht Kerzen trugen, deren jede von einem Schirme aus rosa Seide mit gleichfarbigem Franze umgeben war. Den sonstigen Schmuck des Tisches bildete ein Parterre

von weißen Rosen ohne farbige Zuthat. Eine harmonische Zusammenstellung, deren kostbare Einfachheit wahrhaft vornehm und zugleich behaglich anmuthend wirkte.

Leicht hergestellt sind solche Lichtschirme aus rothem pliffirtem Papier oder Stoff, der oben in einen Messingrand gefaßt ist. Dem unteren Rande ist ein schmaler Carton-Streifen zum Zusammenhalten untergelebt und außen eine bunte Franze.

Den Alida sagt zwar, es sei Alles schon dagewesen, aber man nenne mir eine Zeit, in der auf diesem Gebiete schon einmal ein solcher Luxus und eine so graziose Phantasie entwickelt worden wäre, wie es in der unserigen geschieht!

A. von Klinkowstroem.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter, ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Lichtschirm aus pliffirtem rothen Papier mit Seidenfranze.



Lampenschleier aus Krepp.



Lichtschirm aus gebranntem Papier mit Rococo-Muster.



Lampenschirm aus schwarzem Tüll.



Lampenschirm aus chinesischem Papier.



Lampenschirm aus gebranntem Mull.



Lampenschirm aus Giffelspitze.

„Gold zieht Blei
an.“Aus der Zeit vor fünf-
undzwanzig Jahren.

Von

Gerhard von Amyntor.

(Schluß.)

Der Lieutenant von Ditzfurth, dem ich in der Nacht mein Abenteuer mit der Zigeunerin erzählt hatte und der jetzt die Spitze führte, drängte sich dicht an mein Pferd und flüsterte:

„Herr Hauptmann, möchten Sie mir nicht Ihre Uhr leihen?“

„Warum?“

Er lächelte verlegen. Dann sagte er stotternd: „Wegen der Prophezeiung . . . Sie wissen ja . . . Gold zieht Blei an.“

„Und da soll ich Ihnen einen solchen Magischen aufhalsen?“ versetzte ich warm. „Nein, mein lieber Ditzfurth; ich könnte die Uhr ja meinem Train-Soldaten zur Bewahrung geben, der ist mit meinem zweiten Pferde hinten beim Bataillon . . . aber, zum Teufel! wir Beide sind doch nicht abergläubisch . . .“

„Nein, das sind wir nicht,“ fiel er überzeugt ein.

„Na, also!“

Ich beugte mich vom Sattel und drückte ihm die Hand.

Er eilte wieder zu den beiden vordersten Leuten.

Hinter mir schallte der Hufschlag eines Pferdes. Ich wandte mich um und erkannte den Adjutanten.

„Was bringen Sie, lieber Schilgen?“

„Der Herr Major läßt bitten, daß Sie vom Pferde steigen möchten . . .“

„Ich verstehe,“ entgegnete ich kopsnickernd; „melden Sie dem Herrn Major, daß ich absteigen werde, sobald die ersten Schüsse fallen. Sonst noch etwas?“

„Der Herr General von Goeben läßt Ihnen sagen, Sie möchten verhindern, daß etwa Landleute in der Richtung nach den Schanzen ent-eilen. Wer nicht gutwillig steht, ist nöthigenfalls niederzuschießen.“

Wiederum nickte ich.



Der Adjutant sprengte zurück.

Hohes Licht verkündete den anbrechenden Morgen. Seine Kloden stöberten in der Luft und begrenzten das Schfeld. Aus einem verödeten Gehöfte zur Seite des Weges schlich ein Bauer und drückte sich vorsichtig am Zaune entlang, um sich ostwärts davonzumachen.

„Halt!“ rief ich und holte ihn galoppirend ein.

Er stand zitternd still und schaute ängstlich zu mir hinauf.

„Wohin wollen Sie?“

„Ach, mein gnädigster Herr, bitte, lassen Sie mich gehen!“ flehte er. „Mein Weib und meine Kinder sind in Sonderburg . . . ich habe ausgehalten, so lange wie möglich . . . aber jetzt, wo es auch hier losgeht, möchte ich gern zu den Meinen . . .“

„Das könnt Ihr später thun,“ unterbrach ich ihn; „in diesem Augenblicke dürft Ihr nicht nach den Schanzen hinüber; wollt Ihr Euch in Sicherheit bringen, so geht dort hinaus,“ — ich deutete rückwärts, — „die Preußen werden Euch kein Leides zufügen.“

Der dürrig gekleidete, schon ältliche Mann wurde immer kleiner und kleiner; er schien in den Schnee sinken zu wollen. Da fielen links von mir Schüsse; ich achtete einen Moment lang nicht auf ihn und schaute seitwärts; als ich wieder nach ihm hinblickte, lag er schon in langen Sprüngen querfeldein, den Schanzen zu. Ich riß den Revolver aus der Satteltasche und sagte dem Flüchtling noch. Im Nu hatte ich ihn eingeholt und schon hob ich die Schußwaffe, — ich hätte ihn nicht gefehlt, — als ich mich anders bejaun. Verathen konnte er uns nicht mehr; die ersten Schüsse hatten uns schon gemeldet, so mochte er laufen und den Seinen erzählen, daß die bösen Preußen doch keine Menschenfresser wären. „Lauf!“ rief ich ihm lachend nach, „und bestelle drüben unsere Grüße!“ Ich steckte den Revolver ein und wandte mein Pferd nach der Straße zurück.

Ein zischender Ton berührte mein Ohr; eins der schweren, klobigen dänischen Bleigeschosse war dicht an meinem Kopfe vorbeigefahren. Dem Befehle gemäß stieg ich ab und schickte mein Pferd zurück. Die dicke Schneeluft erschwerte das Fahren; wir hielten uns nicht mit vielen Feuern auf, sondern drangen frisch und gleichmäßig vor. Zwei Jüge hatte ich rechts und links ausschwärmen lassen, die, von Knick zu Knick vorwärtsstürmend, stetig Terrain gewannen. Ein neben mir befindlicher Schütze fing kläglich zu wimmern an.

„Mein Arm! o, mein Arm!“

„Inflamer Schlingel, willst Du den Mund halten!“ drohte ich barsch, und als er verstummte, fragte ich leise: „Wo sitzt es denn?“

Er wies auf seinen Ellbogen; der sogenannte „Musikantenknochen“ war ihm getroffen worden. Es mochte ein Höllenschmerz sein.

„Geh' zurück und laß Dich verbinden!“

Er gehorchte stumm.

Und weiter drangen wir vor.

„Hurra . . . a . . . ah! Hurra . . . a . . . ah!“ tönte es zu beiden Seiten des Weges, wo meine Schützen wieder einen neuen Knick in schnellem Anlaufe genommen hatten. Piff, paff! klid, klad! knatterte es hinterdrein; dem geworfenen Feinde wurden wohlgezielte Schüsse nachgeschendet.

Ein heulender Hagel legte über die Straße, auf der ich mich befand; das schwere Geschütz der Schanze zehnte sandte uns seinen ersten Kartätschen-Gruß. Sollte ich die immer ungemüthlicher werdende Straße verlassen und rechts oder links hinter einem der querlaufenden Knicks Deckung suchen? Nein! dann hätte ich den Ueberblick verloren und die Leitung des Ganzen aus der Hand gegeben. Ich blieb auf der Straße und rief ein lautes, langgezogenes „Vorwärts!“

Und vorwärts drangen wieder meine braven westfälischen Jungen! —

Da fühlte ich einen Schlag, der meine ganze linke Seite erschütterte. Ich stupte. Was war mit mir? War ich etwa verwundet? Nein, das schien mir sehr unwahrscheinlich; ich empfand ja nirgends Schmerzen. Also weiter! Ich stapfte mehrere Schritte vorwärts in dem hochliegenden Schnee; das Zischen, Pfeifen, Säusen der bleiernnen Bohnen wurde immer heftiger . . . merkwürdig! eine eigenthümliche Müdigkeit schien meine Beine zu befallen; sie wollten mir gar nicht mehr recht gehorchen. Einen Augenblick verschmauste ich und betastete während der Pause meinen Körper. Nirgends ein Schmerz; aber am linken Beine rieselte mir eine feuchte Wärme herab . . . es war ein fast wohlthuendes Gefühl. Doch nein! Wohlthuend war es eigentlich nicht; dazu wandelte mich eine zu große Schwäche an. Ich setzte mich einen Augenblick mitten im Wege nieder und versuchte, recht laut „Vorwärts!“ zu rufen; aber das Kommando kam nur kraftlos und gepreßt aus der Kehle. War ich denn verhezt? Was in aller Welt war denn mit mir geschehen? —

„Sind Sie verwundet, Herr Hauptmann?“ fragte mich der Sergeant Schäfer, der sich theilnehmend zu mir niederbeugte.

„Ich glaube, ja . . . aber ich weiß es nicht,“ stammelte ich leuchtend. „Barmherziger Gott, wenn ich es nicht wäre! Es wäre ja ein Scandal, daß ich hier sitze und nicht weiter kann . . .“

„Da ist ja das Kugelloch!“ rief der Sergeant und deutete auf meinen Paletot, der mitten auf dem Herzen zerrissen war, sodaß Watte und Federn aus der Oeffnung hervorquollen. Dabei sah er mich ganz verblüfft an, denn wenn ich durch's Herz geschossen war, hätte ich doch nothwendig eine Leiche sein müssen.

„Dummes Zeug!“ erwiderte ich, „dies Loch habe ich mir irgend wo am Gestränge der Knicks gerissen. Hier, hier muß etwas nicht in Ordnung sein,“ — ich wies auf mein linkes Bein — „hier wird mir die Haut ganz warm und feucht. Aber es wird wohl nicht viel bedeuten. Vorwärts! helfen Sie mir auf! Jetzt muß es wieder gehen!“

Ich erhob mich mit seiner Hülfe, brach aber sofort wieder zusammen.

Inzwischen war mein Bataillon herangerückt, und der mit demselben reitende Divisions-Kommandeur, der mich liegen sah, fragte mich: „Sind Sie verwundet alter Freund?“

„Ich glaube, ja, Excellenz.“

„Wo denn?“

„Der Herr Hauptmann ist in's Herz geschossen,“ meldete statt meiner der Sergeant.

„In's Herz?“ wiederholte zweifelnd der General.

„In's linke Bein,“ berichtete ich, denn ich hatte inzwischen den unennbaren Theil meiner Kleidung aufgelnüpft und zog eben die blutbesleckte Hand aus der linken Hälfte derselben hervor.

„Ich schide Ihnen den Regimentsarzt; gute Besserung, mein braver Hauptmann!“ rief der General und ritt davon.

Hinter einem Knick gegen den Kartätschhagel gedeckt, der immer wieder die Straße entlang segte, lag ich bald auf einer wollenen Decke, die mir ein westfälischer Herr, der uns mit Liebesgaben gefolgt war, gutmüthig geschenkt hatte. Mein alter Regimentsarzt entleibete mich. Als er die Wunde dicht unter dem Herzen sah, machte er unwillkürlich ein erschrockenes Gesicht.

„Bin ich geliefert?“ fragte ich gespaunt.

„Nun . . . nun . . .“ gab er, sich gewaltsam fassend, zurück, „auch so etwas kann geheilt werden . . . es ist immerhin ein böser Schuß . . . Hurrah!“ unterbrach er sich jubelnd, „da ist sie ja herausgegangen!“ — er hatte den Kugelaustritt hinten über dem Hüftknochen gefunden — „man sieht die Sache ganz anders aus! ich gratulire Ihnen, Kapitän! Jetzt kann ich es ja gestehen: sähe die Kugel noch in Ihrem Leibe, ich hätte keinen Heller für Ihr Leben gegeben . . . aber so! das wird ganz prächtig heilen!“

„So hat mein guter Sergeant gar nicht so unrecht gehabt,“ scherzte ich erleichtert, „als er meldete, ich wäre durch's Herz geschossen; es ist wenigstens dicht genug daran vorbeigegangen. Aber, zum Teufel! wie wird mir denn? Geben Sie mir einen Schnaps, Doctor!“

Er kam meiner Bitte nach und der Ohnmacht zuvor, die mich nach dem Akte des ersten Verbandes anwandeln wollte.

„Danke!“ sagte ich, mir den Bart wischend, „das hat prächtig geschmeckt! Und nun eine Cigarre!“

Mein Trainisoldat gab mir eine solche aus meiner Tasche. Ich wurde auf eine Bahre gelegt und diese Bahre in einen geschlossenen Wagen hineingeschoben, der Raum für zwei Verwundete enthielt. Das Stochwerk über mir nahm einer meiner braven Leute ein, der einen Gewehrshuß in den Kopf erhalten hatte und den ich fünfzehn Jahre später als Gastwirth in einer westfälischen Stadt wieder sah . . .

Und wieder dreht sich das Kaleidoskop der Erinnerungen vor meinem geistigen Auge. Ich sehe mich im Johanniter-Lazareth zu Hlensburg, wohin mich ein barmherziger Ordensritter noch vor Eintritt des Wundfiebers geschafft hat, denn auf der Schütze Strohe, auf die man mich in einer dumpfen Bauernstube in Satrup gelegt hatte, wäre meine Wiederherstellung vielleicht zweifelhaft geworden. Ein Duzend Offiziere wird noch mit mir in demselben Saale gepflegt, Preußen, Oesterreicher, Dänen, bunt durch einander. Wir halten die beste Kameradschaft; es herrscht eine muntere Stimmung unter uns, wenn sich nicht gerade der Zustand des Einen oder Anderen derart verschlimmert, daß die Aerzte für sein Leben zu fürchten beginnen; dann wird er hinausgetragen nach einem anderen Saale, damit er mehr Ruhe finde und wir Uebrigen nicht allzu sehr bedrückt werden.

„Schwester Jenny“ hat den besonderen Dienst in unserem Saale; sie ist das blühende, jugendliche Töchterlein des Ober-Hof- und Haus-Marschalls weiland Königs Friedrich Wilhelm IV., des Grafen von Keller, und macht ihr erstes „Debut“ als Pfliegerin verwundeter, bärtiger Krieger. Wir erleichtern ihr, so viel wir nur können, ihr schweres Amt; aber jedesmal, wenn sie früh

zu uns hereintritt, um uns eine kurze Morgenandacht zu lesen, der auch die katholischen österreichischen Herren andächtig zuhören, kämpft sie noch mit einer gewissen Befangenheit und erröthet bis an ihr blondes Stirnhaar.

Eines Tages erscheint der alte Wrangel und geht von Bett zu Bett, um Jeden von uns zu begrüßen und zu beglückwünschen; er ist immer noch derselbe, verwechselt „Mir“ und „Mich“, sucht einige Späßchen zu machen, und bittet schließlich die Schwester Jenny, daß sie ihn, wenn auch er verwundet werden sollte, hier aufnehmen und ebenso liebevoll pflegen möchte.

Wenige Tage später sitzt der Kronprinz an meinem Bette. Er ahnt noch nicht das große Martyrium, das er später so heldenhaft durchmachen sollte; er strahlt in Frische und männlicher Schönheit und erobert durch die Liebesswürdigkeit seines Herzens alle anderen Herzen wie im Fluge. Nachdem er sich huldvoll nach meinem Befinden erkundigt hat, fragte er:

„Wie war es doch mit dem Medaillon bei Ihrer Verwundung? Es werden ja Wunderdinge berichtet; erzählen Sie mir doch, wie es zuging!“

„Es war wunderbar genug, Königliche Hoheit,“ hob ich an. „Die Kugel setzte gerade auf den Bügel meiner Uhr auf, die ich auf dem Herzen trug; sie wurde dadurch abgelenkt, erlitt eine zweite Ablenkung durch das Medaillon an der Uhr, das sie völlig eindrückte, und drang nun erst einen Finger breit unter meinem Herzen ein.“

„Und wo ist sie ausgetreten?“

„Hinten über dem Hüftknochen. Sie ist nur durch die Bauchdecke gegangen — ein sogenannter Haarschuss.“

„Merkwürdig! Sie können wirklich von Glück sagen. Zeigen Sie mir doch mal die Uhr her! Das ist sie doch?“ Er deutete auf das Tischchen neben meinem Bette.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit.“ Ich gab ihm die Uhr mit Kette und Gehängen.

Er betrachtete aufmerksam den zerschossenen Bügel — das Werk war stehen geblieben — das völlig zerdrückte Medaillon, in dem aber das Bild meiner Braut ganz geblieben war, und sagte:

„Diese Uhr müssen Sie repariren lassen und mit dem Medaillon hinfort immer tragen. Ihre Braut, oder richtiger das Bild derselben, hat Ihnen das Leben gerettet . . . soll ich ihr nach Haus telegraphiren, daß ich Sie gesehen habe und daß es Ihnen gut geht?“

„Königliche Hoheit sind sehr gnädig; ich nehme es dankbar an.“

„Abgemacht!“ Er bot mir die Hand. „Aber sagen Sie doch,“ fuhr er nach einer Weile fort, „was ist das für eine Geschichte von der Zigeunerin, die Ihnen in Betreff der Uhr etwas prophezeit haben soll? Die Zeitungs-Reporter haben sich dieses Stoffes schon bemächtigt.“

Ich lächelte. „Königliche Hoheit“, versetzte ich, „es war weniger eine Prophezeiung, als vielmehr der Versuch, mir das blanke Medaillon abzubetteln. Ich traf das Mädchen in der Nähe von Glücksburg. Sie prophezeite mir nur im Allgemeinen Glück in der Liebe, und um mich zu bewegen, daß ich ihr das Medaillon, das sie lüsternd betrachtete, schenken möchte, suchte sie mir mit der Warnung Angst zu machen, daß Gold Blei anzöge.“

„Daß Gold Blei anzöge?“ wiederholte nachdenklich der Kronprinz. „Das ist in der That ein merkwürdiger Zufall; das Mädchen hat gewissermaßen Recht gehabt, freilich in anderem Sinne, als sie gemeint hat. Hätten Sie das Medaillon nicht getragen, so wären Sie heut ein tochter Mann; gerade dadurch, daß sie es trugen, und daß das Gold desselben die bleierne Bohne anzog, sind Sie gerettet worden. Trennen Sie sich nie von dieser Uhr und diesem Medaillon!“

Wieder drückte er mir die Hand, und nach allen Seiten huldreich grüßend, verließ er das Krankenzimmer . . .

Ein anderes Bild!

Der Bahnhof in Hamburg. Es ist Abend. Laternen und Pechpfannen brennen. Auf dem Plage vor dem Stationsgebäude paradirt das Hamburger Bürgermilitär. Der König hat auf dem Trümmerfelde von Düppel die Sturmsoldaten vor sich vorbeimarschiren lassen und weilt jetzt drinnen im Wartezimmer des Bahnhofes, um bald die Rückreise nach Berlin fortzusetzen.

Ein General-Adjutant ist vor das Haus getreten und ruft meinen Namen.

„Excellenz!“ erwidere ich und humple auf meinen Krücken an den Freiherrn von Mantuffel heran. (Ich hatte mich mit mehreren anderen Verwundeten schon bei Sr. Majestät gemeldet.)

„Der König will Sie noch einmal sprechen.“

„Zu Befehl.“

Bald stand ich wieder vor dem Monarchen.

„Ich bin vorhin nicht dazu gekommen,“ hob dieser freundlich an, „Sie nach der Art Ihrer Verwundung

zu fragen. Was man sich darüber erzählt, klingt ja wie ein Märchen."

"In der That, Majestät, die Art meiner Verwundung und das, was ihr vorherging, war merkwürdig genug." Und nun erzählte ich den ganzen Hergang.

"Zeigen Sie mir die Uhr," befahl der König. Ich knöpfte meinen Waffenrock auf, wobei ich die rechte Krücke in die linke Hand nehmen mußte, und reichte ihr und Kette dem hohen Herrn.

"Die geht ja noch nicht." "Nein, Majestät; ich will sie erst in der Heimath repariren lassen."

Der König nickte. "Halten Sie diese Uhr in Ehren! Uebrigens soll das Gold derselben nicht nur dänisches Blei, sondern auch preußisches Silber angezogen haben; ich verleihe Ihnen den rothen Adlerorden vierter Klasse mit Schwertern."

Ich küßte die königliche Hand und kühlte meine Augen feucht werden.

Der Monarch klopfte mir die Schulter und sagte huldvoll: "Mein tapferer Hauptmann, tragen Sie Orden und Uhr noch recht lange und in bester Gesundheit! Haben Sie schon zur Nacht gespeist?"

"Nein, Majestät." "Dann legen Sie Ihre Krücken fort und essen Sie mit mir."

Eine höhere Ehre und Freude hätte mir die Güte des Unvergesslichen nicht bereiten können.

Die „märchenhafte“ Verwundung hatte einen nicht minder märchenhaften Vorgang zur Folge. Der einfache Linien-Hauptmann saß zwischen seinem Könige und dem General von Manteuffel, und ihm gegenüber saß Bismarck, der damals von der Opposition noch als „gedankenarmer und ultrareactionärer Junker“ verschrieene Staatsmann. Wir aßen zu Vieren. Es war ein eifertiges, diplomatisch-schweigames Abendessen; aber die Stangenparzel, die es unter Anderem gab, waren daunenstark und von ausgezeichnetem Wohlgeschmack. Ehe der König aufstand, nickte er mir, sein Champagner-Spitzglas erhebend, gnädig zu und trank es dann aus. Ich erhob mich und that stehend Bescheid.

Ein höherer Bahnbeamter meldete, daß der Extrazug bereit stehe. Noch ein huldvolles Kopfnicken, und die Majestät mit ihrem Gefolge war meinen Blicken entschwunden.

Fünfundsiebenzig Jahre sind seitdem vergangen, aber die alte Uhr, die mir inzwischen manche Leidens- und manche Stunden gezeitigt hat, erinnert mich immer wieder an jenen Morgen, da Gold Blei anzog, und an jenen noch viel herrlicheren Abend, da es ein silbernes Kreuzlein anzog und mit diesem Kreuzlein die Huld und Gnade eines großen, unvergesslichen und einzigen Monarchen . . .

Nachdruck verboten.

„Um ein Stück Brod!“

Ein Lebensbild von D. von Oberkamp.

Nacht und Schweigen in weiter Runde — droben über dem Scheitel des Karwendel-Gebirges schwebt der Vollmond, die bleiche Sonne der Nacht, und sein Licht flutet in blauen Wellen dort über das Dorf, hier über das Hüttlein, das sich einsam und verloren lehnt an das nackte Gestein.

In das lautlose Riefeln der Mondwellen hinein aber tönt jetzt aus der einsamen Hütte ein Schrei, jener Schrei, der uns sagt, daß ein neues Leben zum Dasein erwacht ist. Und die Natur erwacht einen Augenblick aus ihrem Schlummer, die Tannen, die aufstreiben an der Klippenwand, flüstern und schütteln die Ähren, als wollten sie ihre Verwunderung darüber kund geben, daß so ein Menschenkindlein die Welt mit einem Weherschrei betritt, gerade als wüßte es, daß seiner Schmerz und Entfaltung harre auf Erden. Was aber die Tannen sich nur leise flüsternd zuzuramen wagen, das trägt das Echo laut hinaus in die mitternächtliche Gebirgswelt, und fast schaurig hört sich's an, wie der Schrei des neugeborenen Kindleins klagend weiter und weiter rollt, als rebeten die Steine, und als riefen die harten Felsen ihr Wehe darüber, daß ein Menschenkind zur — Welt geboren.

Menschenkind und Menschenweh, du kannst sie Beide erschauen auf der Schütte von Stroh in der armen Hütte drinnen!

Dem Kohlenbrenner Bastel ist sein Erster geboren worden. Er steht vor dem Lager der Mutter, — fährt sich mit der Hand über das Gesicht und weiß nicht, ob er lachen oder weinen soll zu dieser Thatfache. Nach drei Tagen erhebt sich die Mutter vom Pfähle — der Kampf beginnt von Neuem für sie, der Kampf um ein Stück Brod. — Das Kindlein bleibt in der Wiege liegen und schreit. Aber sein Schreien hilft zu nichts. Es hat kein Anrecht, von weichen Mutterarmen gehätselt und gewiegt zu werden. Man trägt solche arme Kinder überhaupt nur zweimal im Leben, einmal wenn sie zur Taufe, und das zweite Mal, wenn sie zum Friedhof getragen werden . . .

Des Kohlenbrenner Bastel's Erstgeborener ließ es beim zur Tauftragen bewenden, — er war gesund und verfeistete sich darauf, es mit dem Leben zu versuchen.

Als er ein Vierteljahr alt war, nahm man ihn von der Schütte Stroh und setzte ihn auf die nackte Diele. Und damit er sich nicht unzeitig beklage über die Mißstände der Erde, schob man ihm einen großen Lutscher in's runderliche Mäulchen. Das war Hanfel's, — man hatte den Buben auf den Namen Johannes getauft, — Einführung in die Welt.

Diese Welt aber bestand für ihn noch vor der Hand in zwei medernden Ziegen und in ein paar Hühnern, mit denen die Kohlenbrennerleute ihre kleine Hütte theilten.

Was der Hanfel sich zu dieser Behandlung dachte und ob er überhaupt etwas dachte in diesem Stadium seines Daseins, darüber können wir etwas Gewisses nicht sagen.

Fest stand nur, daß der Knabe nicht gerade sehr hoch begabt erschien, denn der dumme kleine Kerl lachte und jauchzte jedesmal, so oft ihm der Storch ein Brüderchen oder ein Schwesterlein brachte.

Auf diese Weise fand der Hanfel Gelegenheit, in fünf Jahren fünfmal zu lachen und zu jauchzen. Und er bethätigte seine Freude über die fünf Geschwisterlein auch in der That und bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er nach seinem vierten Jahre zum Wärter der kleinen Gesellschaft auserkoren wurde.

Armer, dummer Hanfel, — pudig genug war's, wenn er in schwierigen Fällen, wo seine eigene Autorität nicht mehr auslangte, zu der seiner Mutter seine Zuflucht nahm mit den Worten: „Mutter, die Kinder sind unartig! . . .“

Dann aber kam eine Zeit, da jauchzte der Hanfel nicht mehr, und das war die Zeit, allwo der arme Kohlenbrenner zur Einsicht gekommen, daß er das Seinige gethan auf Erden, sich hinlegte und starb.

Welch ein Tag, als der Ernährer der Familie starr auf der Schütte von Stroh und die sechs Waislein in der Runde mit fragenden Augen dem großen Räthsel des Todes gegenüberstanden!

„Vater! Vater, wehr' Dich, sie tragen Dich fort!“ schrie der kleine Hanfel, als die vier schwarzen Männer kamen, um die Leiche in den Sarg zu legen.

Aber der stille Mann auf dem Pfähle wehrte sich nicht mehr, und die Seinigen konnten ungehindert die Hinterlassenschaft antreten, die der Arme dem Armen hinterläßt: die Noth und den Jammer. Der Jammer aber war groß, und der kleine Hanfel hatte sein Theil an dem großen Elend zu tragen, vom Wärter seiner Geschwister war er als Mann und als Vetter zum Familien-Oberhaupt vorgehrt. „Sorge für die Kinder!“ sagte die Mutter von jetzt ab jeden Tag zu ihrem Erstgeborenen, wenn sie auf Arbeit in die Dörfer der Nachbarschaft hing.

Und der Erstgeborene sorgte und sorgte. Wer den kleinen Mann hätte sehen können mit seinen großen Sorgen! Da half er einem Brüderchen in die Kleider, da wusch er einem Schwesterchen am Brunnen das beschmierte Gesichtchen, da hob er einen Dritten auf, der über die eigenen Beine gestolpert war, da putzte er einem Vierten das Näschchen, und dann wieder, wo er ging und stand, trug er das Fünfte und Jüngste auf den dünnen, schwächlichen Kernlein.

Armer kleiner Familienwater! Seine rechte Schulter zog sich von dem ständigen Kindererschleppen höher und höher, sein Kindergesicht wurde von dem ewigen Sorgen und Denken frühzeitig well und greisenhaft, und seine Augen, die so sehnsüchtig dem Fluge des Vogels und dem Laufe des schlanken Rehcs folgten, nahmen jenen entsetzungsvollen, schwermüthigen Ausdruck an, wie man ihn bei den Glüd-Enterbten dieser Erde findet.

Glüd, das ungebundene Glüd der Kindheit, — wo blieb es für den kleinen Glüdverlassenen, der nie Kind gewesen?

Als er den Sommer nach des Vaters Tode in die Schule des eine Stunde Weges entfernten Dorfes mußte, da hörte er wohl von einem Paradiese reden und von der großen Himmelsleiter, die Jakob im Traume erschaut. Und er wunderte sich nur, daß die Menschen so dumm waren, daß sie sich keine solche Leiter bauten, denn nach Hanfel's kindlichen Begriffen ging es allen Menschen so schlecht, wie ihnen zu Hause, und nach Hanfel's Anschauung mußte eine Himmelsleiter gar kein Ding der Unmöglichkeit sein, denn mit der blauen Himmelsdecke, die er über sich sah, konnte es doch kein anderes Bewenden haben, als mit einer Zimmerdecke, an die man endlich einmal anstoßen mußte.

Die letzte Ansicht Hanfels über den Himmel und die Himmelsleiter sollte auf Erden niemals berichtigt werden; mit der Anschauung aber, daß es allen Leuten ähnlich erginge, wie ihnen daheim in der Köhlerhütte, sollte er an dem Tage in's Reine kommen, als er zuerst bei einem Botengange für seine Mutter in des Bürgermeisters Stube trat.

Herrgott, was das für eine Stube, und mußten die Leute glücklich sein, die alhier ein- und ausgehen durften! Eichene Bänke liefen an den Wänden hin, und bunte Bilder leuchteten von der blauen Tapete, und kupferne Geschirre glänzten vom Herde, und in der Mitte stand gar ein Tisch, auf dem eine Schüssel prunkte, aus der die schmalzgebundenen Rubeln dufteten.

So mußte es nach Hanfel's Begriffen im Paradiese ausgehen haben . . .

Armes, dummes Hanfel! Er lachte laut auf vor Vergnügen, als die Bürgermeisterin ihm nach seiner Bestellung einen großen Kanten Brod in's Wämmlein steckte und dabei sagte: „Bist ein braver Bub' und sollst ein Stück Brod bei mir finden, so oft Du Dich bei mir blicken läßt!“

Ob er sich bilden lassen würde? Mein Gott, so dumm ist Keiner, daß er eine Einladung in's Paradies ausschläge. Und Hanfel hatte auf dem Heimweg, sein Ende Brod fest an die Brust gedrückt, so ein Gefühl, als wären sie jetzt ein für allemal verfort, als hätte die große Noth ein Ende und als sollte von jetzt ab sein kleines Leben ein einziger großer Feiertag sein.

Kam der große Feiertag? Ja, er kam, aber anders, als es der Hanfel es sich gedacht.

Wieder war ein außerordentlich strenger und harter Winter über die Lande gezogen. Das Brod ward knapp und das Geld ward rar unter den Leuten, und vergebens rannte die Witwe des Kohlenbrenners von Dorf zu Dorf nach Arbeit, während der Hanfel zu Hause eingeschnitten bei den weinenden Geschwisterlein saß.

Su, wie das schaurig war in der todten Gebirgseinde! Da, wie ein wildes Thier bei Tag und bei Nacht schlich sich der Sturm um die Hütte, und der Rauch fuhr durch den Schlot wie ein graues Gespenst, und das Feuer im Ofen erlosch, so oft man es entzündete.

An einem eifigen Wintertage war's, und neben die Ziege hatte sich die verhungerte, verfrorene Kindereschar gelagert. Der Hanfel allein hatte sich in der Kinderbrust den Mannes-muth bewahrt, und während die anderen mit den Zähnelein klapperten, wärmte er den Geschwistern die übrig gebliebenen Erdäpfel von gestern unterm zerfetzten Wämmlein, und dabei, wie ein silbernes Glüdlein, ertönte seine helle Kinderstimme durch den Sturm und das Todesgrauen, und lächelnd erzählte er den Kleinen vom Paradiese, wo die braven Kinder hinkommen und

von der großen Himmelsleiter, auf der man bis zum lieben Gott gelangen könne und die er für sie bauen wolle, wenn er erst groß geworden.

Wie der Hanfel aber eben dabei war, seine großen Zukunftspläne zu entwickeln, da wurde von außen die Thüre aufgestoßen, und die Kohlenbrennerin trat in die Stube.

Die Frau sah verstört aus und krank. Sie trat einige Schritte vor und rang die Hände. Keine Aussicht auf Arbeit, kein Geld, keine Nahrung, grauenvolles Nichts, wohin ihr Auge starrte. Es war zuviel für ihre Kraft. Die Unglückliche brach in die Kniee, und „Brod! Brod! Brod!“ gleich einem Schrei des Wahnsinns gellte es von ihren Lippen durch die Hütte, hinein und hinaus in die todt'e Einsamkeit der Schneewüste.

Brod!? Der kleine Hanfel war der Einzige, der das große fürchterliche Weh erfaßte, das aus dem Verzweiflungsstuf der Mutter klang.

Und einen Augenblick auch, übermannt von der Noth, schien er in das laute Geheul seiner kleineren Geschwister mit einstimmen zu wollen; dann aber zog es auf einmal wie festige Verklärung über sein vergrämtes Kindergesichtchen. Hatte die Bürgermeisterin denn nicht zu ihm gesagt: „So oft Du Dich bei mir blicken läßt, Hanfel, sollst Du ein Stück Brod finden!“ Beinahe hätte der kleine Mann bei der Erinnerung wieder aufgelacht vor Vergnügen, aber er legte den Finger auf die Lippen, und heimlich, hinter dem Rücken der Mutter, die noch immer auf der Diele lag, schlich er sich hinaus. Draußen im Holzverschlag, da standen des Vaters Schuhe, die stopfte der Hanfel zur Hälfte mit Sägemehl voll, und als er die Schuhe erst an den Füßen hatte, da stappelte er so gut und so schlecht es eben ging, durch den Schnee, immer weiter und weiter, ruhelos und rastlos dem Dorfe zu.

Er, was die Bürgermeisterin für ein erstauntes Gesicht machte, als das Büberl' plötzlich in der Dämmerung vor sie hintrat, um sie mit erhobenen Händchen um ein Stück Brod anzugehen.

„Jesus Maria!“ schrie die Frau auf, indem sie an den Tischlasten eilte und dem Hanfel ein halbes Brod unter den Arm steckte. „Bei euch ist die Noth wohl groß, daß Du kommst, — bei solchem Wetter?“

Der Hanfel nickte, sprechen konnt' er nicht. „Behüt's Gott, Büberl'!“ klang's hinter ihm her, aber das enteilende Kind hörte es nicht mehr. Immer dunkler laut die Nacht herein, immer heftiger heulte der Sturm, und immer dichter wirbelten die Schneeflocken durch die Luft. Und da durch den Sturm und durch das Dunkel tönte plötzlich ein leises, wehes Weinen. Das schien über die Schneefläche hinzuirren, bald da, bald dort, als wär's das Weinen einer armen Seele. Das wehe Wimmern aber entrang sich der Brust des in der Schneewüste verirren Hanfel. Armer, kleiner Hanfel! Da stand er mit seinem großen Stück Brod und seinem unermeßlichen Jammer verloren und verlassen in der reglosen Einöde des Gebirges. Verschnit und verweht Weg und Steg, und kein Lebewesen in der Runde, als die Raben, die manchmal krächzend, schwarzen Punkten gleich, über das weiße Schneeleichen-tuch hinirrten, flatterten.

„Mutter! Mutter!“ Wehklagend rief's das Büberl' hinaus und dann lief's und lief's wieder weiter in Todesangst, denn einmal mußte ja doch ein Ende kommen.

Und das Ende kam. Das Ende vom Sorgen und Mühen. Des Kindes Kräfte waren erschöpft; es brach in die Kniee und blieb liegen, unfähig, sich wieder aufzuraffen.

„Mutter! Mutter!“ Noch einmal wimmerte es auf und dann ward's still, — unheimlich still über der ungeheuren Schneefläche.

Eiffige Geisterhand drückte dem Knaben die Lider zu. Schweigen und Finsterniß in weiter Runde, nur der Schnee leuchtete noch und leise im Chor flüsternten die Tannen am Klippenhang. „Schlaf' wohl, Büberl', schlaf' wohl!“

Und dann, unter diesem ersten Wiegenlied, das man ihm sang, mußte der kleine Hanfel wohl eingeschlafen sein, denn er sah eine große Himmelsleiter, die reichte von der Erde bis zum Himmel, und droben auf der obersten Sprosse da saß der liebe Gott, und der winkte und sagte mit der Stimme des todt'en Vaters: „Komm Hanfel, komm!“

Und der Hanfel kam. Schwer ward's ihm im Anfang freilich, sehr schwer, mit den großen, plumpen Schuhen aufwärts zu steigen, aber dann ward's ihm mit einem Mal, als wüchsen ihm Flügellein, die hoben ihn über die Erde und ihr Weh; so leicht, — so leicht. Er fühlte keinen Frost mehr und keinen Hunger: „Lieber Gott, ich komme!“ Es war sein letzter, klarer Gedanke, der letzte Hauch, der über seine geöffneten Lippen flog . . .

Am anderen Morgen fanden Bauern, die über Land gingen, das Büberlein erstarrt im Schnee.

Zwei Tage später aber begraben sie den Kleinen auf dem Friedhofe, und der Todengräber setzte ihm ein ganz kleines Kreuz auf den Grabhügel, ihm, der ein so großes getragen hatte. Die Leute standen herum und gafften. Der Parier trat an die Mutter heran und sagte: „Es war Einer unter Vielen“ — Ob sie den Sinn verstand, der in den Worten lag —? Vielleicht, — vielleicht auch nicht.

Es war Einer unter den Vielen, die untergehen im Kampfe um ein Stück Brod, Einer unter den Millionen, unter denen wohl Mander stark und groß und begabt genug wäre, um gleich jenen Titanen der Nothe den Kampf mit Göttern aufzunehmen, und der trotz seiner Größe und trotz seines Talentes zu Grunde gehen muß in dem kleinlichsten aller Kämpfe, in dem Kampfe, der im Staube der Erde ausgelämpft wird, im Kampfe um ein Stück Brod!

Nachdruck verboten.

Eine Villeggiatura im Herzen Rußlands.

Von Clarissa Lohde.

Moskau! . . . Der dicke Schaffner ruft es mit freundlichem Lächeln durch die geöffnete Thür in mein Coupé. In seiner Hand hält er eine Kleiderbürste und bedeutet mir durch Zeichen, da ich kein Wort Rußisch verstehe, daß er mich vermittelst derselben in einen, der alten Jaroslawt würdigen Zustand zu versetzen wünsche.

Geduldig überlasse ich mich seinen geschäftigen Händen, in die ich einen Rubel als Dank für seine wirklich anerkenntenswerthe Aufmerksamkeit während der langen Fahrt drücke und trete dann an's Fenster.

In lausender Eile fliegt der Zug zwischen hügeligem Walde dahin, aus dem verstreut weißschimmernde Landhäuser



hervorbliden; noch eine Wendung, und nun liegt sie vor mir, von goldenem Sonnenschein überglänzt unter tief blauem Himmel, die alte Hauptstadt des „Heiligen Rusland“. Zahllose Kuppeln, gold, grün und blau gefärbt, steigen aus der im Halbkreis um den blauschimmernden Fluß sich dehnen Stadt in die merkwürdig klare Luft, die mehr an den Süden, als an den Norden gemahnt. Auf freier Erhöhung strahlt gleich einer zweiten Sonne, den Glanz derselben wiedergebend, die mächtige, von vier kleineren Kuppeln flankirte Chrams Possitili (Erbskerkhe). Dahinter der Kreml mit seinen Palästen, kuppelreichen Kirchen und farbig schillernden, spitzen Festungsthürmen, ein Bild von einer Großartigkeit, wie es wohl wenige giebt. Ehe aber noch der Blick all die vor ihm sich ausbreitende Pracht in sich aufnehmen vermag, braust der Zug schon in den Bahnhof ein. Wenige Minuten darauf sitze ich in einem der kleinen russischen Wagen, der mich in Windeseile nach dem nahen Petrowsky Parke bringt, wo meine Angehörigen in einer Datsche (Landhaus) für den Sommer Wohnung genommen haben.

Petrowsky Park, von Moskau nicht weiter entfernt als Charlottenburg etwa von Berlin, ist im Sommer der Versammlungsplatz der eleganten Welt aus Stadt und Umgegend, so weit dieselbe nicht in die russischen Seebäder oder in's Ausland gereift ist.

Der Name „Park“ ist die rechte Bezeichnung für den anmuthigen Ort, dem nichts Städtisches, gleich unseren Vororten anhaftet, und der, wie Alles in Rußland, wo Boden und Raum noch in Fülle vorhanden sind, den Eindruck von Größe und Weite macht.

Vor dem kaiserlichen Schlosse, einem ziemlich geschmacklosen Barockbau aus der Zeit der Kaiserin Katharina, jetzt Eigenthum der Kaiserin Maria Feodorowna, erhebt sich die Statue der Sibirierin, der noch heute allgemein vergötterten großen Kaiserin. Ringsum breiten sich ausgedehnte Parkanlagen im englischen Stil, mit breiten Alleenplätzen, Alleen und anmuthigen Waldpartien. Ein offener Kiosk, in dem Erfrischungen gereicht werden, erhebt sich neben der Musiktribüne, wo allabendlich Promenaden-Concerte stattfinden. Weiterhin blickt ein maurischer Bau zwischen dem Grün der Bäume hervor; rechts liegt das Theater, ein ansehnliches Gebäude, mit einer Säulenvorhalle und großem Garten, in dem wöchentlich zweimal, natürlich russisch, gespielt wird.

Um diesen Mittelpunkt gruppieren sich weitgedehnte, von Baumreihen eingefasste Straßen, an denen, in Gärten versteckt, die niedrigen Holzhäuser liegen, welche den Moskanern als Sommerwohnung dienen. Doch giebt es solche sogenannter Sommerfrischen bis zehn Meilen im Umkreise von Moskau, zum Theil noch ländlicher wie Petrowsky Park, ganz im Walde oder an den Ufern eines Sees gelegen. Nach welcher Richtung man auch von der Jarensstadt fährt, überall bliden aus dem Grün der Wälder die Holzhäuschen mit ihren Veranden und Balkonen hervor; denn ganz Moskau wandert im Sommer aus, und nur ein ganz geringer Prozentsatz bleibt in der Stadt, die, obgleich sehr weit und groß gebaut, mit zahlreichen, breiten Boulevards versehen, doch durch den Mangel an Sauberkeit und polizeilicher Aufsicht, in der Hitze ein unerträglicher und ungesunder Aufenthalt ist.

Die Holzhäuser selbst tragen alle den gleichen Charakter, zweistöckig, mit einer breiten, die ganze Front einnehmenden Veranda nach vorne, die durch Gardinen vollständig zu schließen ist und selbst im Regen als Wohn- und Speisezimmer benutzt wird. Hier steht der Samowar am Morgen und bis spät in die Nacht, wenn die farbige Ampel angezündet wird, und die Hausfreunde sich um denselben versammeln. Jede Etage enthält ungefähr fünf bis sechs Zimmer, an die sich hinten die Küche mit einer gleichfalls geräumigen Veranda und einem Grasgarten anschließt. Letztere, Veranda und Garten, dienen dem Dienstpersonal zum Aufenthalt und zur Verrichtung aller häuslichen Arbeiten. Dort dampft auch Abends unter einem Baume der Samowar auf dem Tische, wo die Diensteute gleich der Herrschaft ihre Gäste zu empfangen oder sich zu gemeinsamer Unterhaltung zu versammeln pflegen.

Ja, die Diensteute! Das ist eine unerquidliche Frage im russischen Hausstande. Träge, unfauber, unehrlich, zum größten Theil dem Trunke ergeben, beanspruchen sie bei geringen Leistungen ein möglichst angenehmes Leben. Da die Polizei überdies ziemlich machtlos ist, so huldigen die Russen bei den nur zu häufig vorkommenden Hausdiebstählen dem bequemen Grundsatze, Alles gehen zu lassen, wie es eben geht, und man giebt sich kaum die Mühe, einen solchen Diebstahl anzuzeigen. Da wurde mir von einem Moskaner Herrn ein sehr charakteristisches Geschichtchen in Bezug auf dieses „Alles gehen lassen“ der Russen erzählt:

Ein reicher Bauer kommt nach Moskau, um 150,000 Rubel an die Bank, die seine Kapitalien verwaltet, abzuliefern. In einem billigen Gasthause nimmt er sich für fünfzig Kopelen ein Zimmer und schließt sein Geld in die dort stehende Kommode ein. Während er in ein Theehaus geht, um sich zu erquiden, wird die Kommode erbrochen und das Geld gestohlen. Was aber thut er nun? Ein Deutscher würde sofort jammernd und wehklagend, oder weiternd und flüchtend zur Polizei gelaufen sein, dort Anzeige zu machen. Der Russe aber thut nichts von alledem. Gelassen geht er zur Bank, wo er bereits erwartet wird und theilt dem betreffenden Beamten mit, diesmal könne er das angekündigte Geld nicht abliefern, dasselbe sei ihm gestohlen worden.

„Haben Sie denn nicht bei der Polizei davon Anzeige gemacht?“ fragt der Beamte.

Die klassische Antwort des Bauern lautet:

„Wo zu denn?“ — Und eine bedeutungsvolle Bewegung mit der Hand machend, fügt er hinzu: „Povot!“ (zu Deutsch: „Ich spude darauf“).

Ein Jahr später meldet er sich wieder bei der Bank, und dieses Mal liefert er die angekündigten 150,000 Rubel wirklich

ab. — Und was das Merkwürdigste, er ist in demselben Gasthause wieder abgestiegen, in dem er das Jahr vorher bestohlen worden war!

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zur Beschreibung unserer Datsche zurück. Von außen Blockhaus, zeigt sie auch im Inneren mit wenigen Ausnahmen nur verschaltete Holzwände. Die Tapeten werden verschmäht, weil man es für gesund hält, den Lammengeruch einzuathmen. Freilich muß man sich erst daran gewöhnen, um es nicht sehr häßlich zu finden. Abgesehen von den Diensthöfen, ist die Wirtschaftsführung für die Hausfrau in der Datsche im Uebrigen äußerst bequem. Alles, was man nur irgend braucht, wird auf den Straßen ausgeboten. Geflügel, Gemüse, Obst, legiereres von besonderer Schönheit, da es in Pracht und Fülle aus der Krüm kommt. Die Verkäufer tragen ihre Waagschale auf dem Rücken; Alles wird nach Gewicht verkauft. Freilich geht es ohne Handeln nicht ab, da hier wie in Italien stets das Doppelte vom Werthe der Waare gefordert wird.

Sonst spielt sich das Leben während des Sommers ziemlich einsörmig ab. Die Hitze ist groß, Jeder bleibt den Tag über in seiner Veranda. Spazierengehen kennt man nicht in Rußland; auch hier spricht die russische Bequemlichkeit mit. — Freude an der Natur findet man nur ausnahmsweise. Es wird spät aufgestanden; der Mann geht während des Tages seinen Geschäften nach, die Dame setzt sich in ihren Schaukelstuhl, liest, nimmt auch vielleicht hier und da eine Handarbeit vor, so geht der Tag hin. Von sieben Uhr an aber wird es lebendig in Petrowsky Park, dann jagt ein Wagen nach dem anderen vorbei, mit einem oder mit zwei der raschen russischen Pferde bespannt; denn mit der Troika (Dreigeßpann) fährt man hier im Winter oder bei ganz besonderen Gelegenheiten. Das fliegt wie der Sturmwind vorbei; die Pferde, klein und stiel, mit fliegenden Mähnen und langen, fast bis zum Boden reichenden Schweifen, scheinen die Erde kaum zu berühren; vorne auf dem niedrigen Bocke sitzt der Kutscher, trotz der heißen Sommertage das lastenartige, durch einen bunten Gürtel zusammengehaltene Gewand noch dick wackernd, auf dem Kopfe mit dem rundgeschnittenen Haar die barettartige Mütze. Alles fährt nach dem Platz vor dem Schlosse, wo sich auch bereits die elegante Welt aus Petrowsky Park selbst eingefunden hat. So still es tagsüber in den Straßen ist, so bunt bewegt wogt es jetzt hier in den breiten Wegen auf und nieder. Da sieht man die reizendsten Nationaltrachten neben den elegantesten Pariser Mode-Kostümen. — Junge Mädchen und junge Frauen kleiden sich gerne auf dem Lande in die National-Tracht. Da nur Abends, also wenn schon voller Schatten auf den Wegen liegt, promenirt wird, so geht man im bloßen Kopfe, das blaue oder rothe russische Diadem oder auch nur Schleifen von der gleichen Farbe durch das in langen Flechten über den Rücken fallende Haar geschlungen. Und so verschieden der Haarschmuck, so verschieden sind auch die Anzüge, in der Farbenwahl. Die Eine trägt einen blauen, die Andere einen rothen, eine Dritte einen dunkeln Rock. Alle aber Blousen und Schürzen, reich gestickt und von Spizeneinsatz durchbrochen. Die russischen Farben, roth und blau, müssen zwar immer darin enthalten sein, aber sie finden sich vielfach variiert. Hier herrscht das Weiß vor, dort das Mau, bei einer Andern wieder das Roth, und gerade diese Mannigfaltigkeit gewährt einen besonderen Reiz, der noch durch reichen Schmuck von farbigen Perlenketten um den Hals vermehrt wird. Die Volkstracht der Landleute ist insofern von der der Städter durchaus verschieden. Die Bauerfrauen tragen die sehr weiten, bis auf die Füße fallenden Röcke, unter dem Arme geschürzt, über einem Hemde von Watist oder Leinen mit weiten Ärmeln, das durch eine Kränze eng um den Hals geschlossen wird. Auch die Schürze wird, wie der Rock, dicht unter den Armen gebunden und bedeckt denselben fast ganz. Das Diadem ist dem der Städterinnen gleich, nur liebt man auf dem Lande vorzugsweise die rothe Farbe, sodas, wenn man in der Ferne Frauen im Felde arbeiten sieht, man den Eindruck gewinnt, als bewegten sich riesige Woblumen inmitten eines wogenden Kornfeldes. Nur die Ammen, welche Knaben nähren, müssen blau, d. h. himmelblau gekleidet gehen, die Ammen der Mädchen dagegen roth. Mit den Ammen wird ein ganz besonderer Lärm getrieben, da ihre Parade-Anzüge oft von schwerster Seide und mit den feinsten Spitzen verziert sind. Die Männer tragen rothe oder blaue Hemden, die reichen ebenfalls von Seide, die über die weiten, in hohe Stiefel gesteckten Hosenkleider fast bis zu den Knien fallen. Eine schwarze Weste darüber gezogen vervollständigt den Anzug.

Die Abendstunde auf dem Promenadenplatze vor dem Schlosse ist der Glanzpunkt des Sommerlebens in Petrowsky Park. Dort begegnen sich die Bekannten, plaudern mit einander, besprechen die Vorübergehenden und Fahrennden, und nehmen Thee oder Fruchtwasser im Kiosk. Noch während des ganzen Juli dauert der Tag fast bis gegen zehn Uhr. Dessenungeachtet strahlen aber schon von neun Uhr an der Kiosk, das maurische Haus und der Garten des deutschen Klubs, sowie auch viele Privathäuser im Schmuck buntfarbiger Lampen und Ampeln. Die besseren Familien lieben es nicht, ihre Abende, wie bei uns in Deutschland, in irgend einem öffentlichen Garten zuzubringen. Man bleibt zu Hause und empfängt dort Gäste oder besucht seine Freunde. Bis Mitternacht sind alle Veranden und Balkone der Datschen noch erleuchtet; erst dann tritt die Nacht in ihr Recht ein, wenigstens für das Land. In Moskau selbst fängt das Leben erst nach zehn Uhr an, und die Sommertheater spielen oft bis zwei Uhr in der Nacht.

Ich wohnte dem am fünfundzwanzigsten Juli stattfindenden Namensfest der Kaiserin bei, das in dem ihr gehörigen Petrowsky Parke besonders glänzend durch einen Korso und Illumination gefeiert wurde. Längs der Wege zogen sich Blumenfestons zwischen Bogen von farbigen Lampen hin. Vor dem Theater war eine Art Sommertempel errichtet, aus dessen Mitte ein mächtiges M. — der Namenszug der Kaiserin, — weit in die Nacht strahlte. Eine zweite elektrische Sonne leuchtete über dem Standbilde der Kaiserin Katharina. Zwischen diesen Sonnen, Blumen und Lampen bewegte sich der Korso hin. Nie habe ich, außer in Palermo auf Sicilien, einen Zusammenfluß von so viel glänzenden Equipagen, edeln Pferden, stolzen Reitern und

schönen Frauen gesehen, als bei diesem Fest-Korso. Hier mischte sich auch hin und wieder eine Troika unter die modernen Landauer, — die gewöhnlichen russischen Einspanner sind vom Korso ausgeschlossen, — die Mähnen der Pferde mit seidernen Bändern durchflochten, metallene Glöckchen an den Geschirren. Schlanke Fischeressen in ihrer reichen National-Tracht, den edelsteinbesetzten Dolch an der Seite, ließen ihre leichtfüßigen Kraber neben den Equipagen der Damen tänzeln. Seide und Spitzen bauschten sich in leichten Wolken über den nachlässig in die Kissen ihres Wagens gelehnuten Damen der Aristokratie. Dazwischen leuchteten auch hier und da recht grelle Farben auf, besonders das augenverlethende helle russische Roth machte sich nur zu sehr bemerkbar. Auch auf den Hüften der Damen wallten rothe Federn, und prächtige, juwelengeschmückte Fächer grühten mit nachlässiger Grazie die vorüberkommenden Bekannten. — Fast alle Datschen hatten sich gleichfalls festlich geschmückt, überall leuchtete und blühte es auf von bunten Papierballons und bengalischen Flammen. Eine laue Sommernacht; dazu eine frohbewegte Menge, ohne das oft beängstigende Gedränge, wie es bei uns bei ähnlichen Gelegenheiten vorkommt, vollendeten den heiteren Eindruck des schönen Festes.

Dicht an Petrowsky Park schließt sich Schloß und Park von Petrowsky-Rasumowsky an. Einst dem Grafen dieses Namens gehörend, ist der Besitz wieder Eigenthum des Staates und jetzt in eine Forst-Akademie umgewandelt worden. Der Weg geht eine Stunde immer durch Wald hin, in dem, wie Nester im Grün, zahllose Datschen liegen. Vor dem stattlichen Schlosse breitet sich ein Blumen-Parterre von besonderer Schönheit aus. Hier sieht man die köstlichsten hochstämmigen Rosen, die seltensten Pflanzen mit einem in Rußland nicht gewöhnlichen Geschmack geordnet. Prachtige Alleen führen zu einem großen, waldumkränzten See. Es war Abend; der Himmel, im Westen feurig roth gefärbt, spiegelte sich in der klaren Fluth, sie gleichfalls mit Gluth überziehend. Zahlreiche Mähne glitten auf der leuchtenden Fläche dahin, Gesang schallte aus denselben zu uns herüber.

Ich dachte an Turgenjews Vorliebe für die landschaftlichen Reize seiner Heimath und empfand den ganzen, eigenartig melancholischen Zauber derselben, wie er ihn in seinen Dichtungen so meisterhaft zu schildern wußte.

Auf dem Heimwege kamen wir an einer Berglehne vorüber, an die ein halberfallenes, von einigen Säulen getragenes Gebäude sich lehnt, einst vielleicht ein Land- oder Theehaus des vermhögenden Herrn Grafen, jetzt ein Aufbewahrungsort für allerhand Garten-Utensilien.

„Das alte Gemäuer,“ erzählte mir einer meiner Begleiter, „hat leider in letzter Zeit eine traurige Berühmtheit erlangt. Dort wurde vor zwei Jahren von den Forst-Ademilern ein Polizeispion ermordet, der sich unter der Maske eines Commilitonen bei ihnen eingeschlichen und eine nihilistische Verschwörung entdeckt und zur Anzeige gebracht hatte.“

Ein Schauer überlief mich. Welch ein Gegenatz: Das friedlich schöne Bild am See, und hier so nahe, die Stätte einer dunklen Bluthat. So an erschreckenden Gegenätzen reich ist ganz Rußland. Bei so vielem Guten, das man anerkennen, und an dem man sich freuen muß, noch so viel Böses, Unfertiges! In solchen Momenten überkommt uns das Heimweh stärker als sonst. — Ueber Wälder und Seen, über die weite, russische Ebene hin flogen meine Gedanken nach Deutschland hinüber, zu dem schönen, geliebten Vaterlande. Ach, man empfindet es nie mehr, welch ein Glück es ist, ein Deutscher zu sein, als wenn man im Auslande ist!

Nachdruck verboten.

Die Schwarzen und ihre Frauen.

Nach den Aufzeichnungen berühmter Forscher und eigenen Beobachtungen von Frieda von Bälow.

Wollte es nicht an der Zeit sein, in den Einwohnern unserer wichtigsten Kolonien, den Schwarzen des tropischen Africa, etwas Anderes zu sehen, als einen Gegenstand für wohlthätigen Wis und Redereien? Wir haben es hier mit einem Volke zu thun, dessen Intelligenz, Arbeitskraft und Bildungsfähigkeit bereits hinlänglich bewiesen sind. Es lohnt sich, das Material über diesen Gegenstand, das in den Aufzeichnungen hochverdienter Forscher vor uns liegt, eines prüfenden Blickes zu würdigen. Fehlt es uns doch nicht an Männern der Wissenschaft, denen die Verbreitung des Lichtes in dem „dunklen Erdtheile“ am Herzen lag, ehe noch das nationale Interesse so eng damit verknüpft war. Ihren von patriotischem Eifer noch ganz unbeflügelten Schilderungen dürfen wir, als den Producten eines streng wahrheitsliebenden Geistes, um so rückhaltloser Glauben schenken.

Es giebt vielleicht keinen zweiten Volksstamm, der in unserer aufgeklärten Zeit so gedankenlos verpöthet, mit so absoluter Geringschätzung beurtheilt wird, wie der afrikanische Neger.





Es will Abend werden. Von Paul Schab. — Siehe Seite 214.

Das doch die populäre Bezeichnung des „Schwarzen Menschenbruders“ einen unwiderstehlich komischen Beigeschmack, als werde damit dem Neger ein Ehrenittel gegeben, der ihm seiner Natur nach gar nicht zukomme. Der „Lohlepechschwarze Mohr“ mit den Wulstlippen, dem Guldenschmuck als completen Anzug und dem ungemäßigten Appetit auf den lieben Nächsten, welcher Appetit im Bilde sinnig durch übermäßig groß ausgefallene Kammwerkzeuge dargestellt zu werden pflegt, — das ist die vollstündliche und landläufige Auffassung des Schwarzen.

Wie wenig sich das Original freilich unter dieser Karikatur getroffen fühlt, geht u. A. aus dem hübschen Briefe eines Kameruner Schulknaben hervor, den unsere Tagesblätter vor Kurzem veröffentlichten. Ein deutscher Buchhändler hatte eine Sendung Bilderbücher nach Kamerun befördert zum Geschenke für die Jüglinge des deutschen Schulmeisters. Der in der Sprache des Landes abgefaßte, von dem Schulmeister mit wortgetreuer deutscher Uebersetzung versehene Dankesbrief ist voll Bewunderung über die schönen Bücher, und die Thierbilder vor Allem haben sich des Beifalles der jungen Schwarzen erfreut. Eins aber fordert den Schreiber zu lebhaftem Proteste heraus, das sind Abbildungen von Negern (vermutlich Illustrationen zu dem berühmten amerikanischen Opus: „Ten little nigger-boys“). „So sehen wir nicht aus!“ ruft der junge Schwarze mit gerechter Entrüstung dem deutschen Gönner zu.

Ueber die Schönheit der Neger läßt sich streiten. Unzweifelhaft können sie auf das, was man bei uns unter klassischen Hügen versteht, keinen Anspruch machen. Wir persönlich waren ihre gutmüthigen und schelmischen Physiognomien keineswegs unheimlich, und den Farbenton der Haut, dieses sammetartig stumpfe, oder auch wie polirtes Holz glatte Braunschwarz fand ich recht hübsch, ungleich hübscher jedenfalls, als den unreinen und kupferigen Teint mancher Weißen.

Was nun vollends die Gestalten anbetrifft, so läßt sich der schlank, feingliedrige Bucho des Negers an der ostafrikanischen Küste durchaus nicht häßlich nennen. So oft ich die Schwarzen bei ihren Handtätigkeiten beobachtete, fiel mir die Anmuth ihrer Bewegungen auf. Sie haben durchschnittlich zierlichere Hände und Füße als der Deutsche und sehr feine Hand- und Fußgelenke. Ihre lufthellen Arm- und Beinringe würden den Wenigsten von uns passen. Die Frauen, deren an der Küste sehr decente Kleidung Hals, Schultern und Arme frei läßt, zeigen diese oft schön geformt. Sie zeichnen sich durchweg durch eine prächtige, freie Haltung aus, wohl eine Folge des Brauches, jede, noch so unbequeme Last auf dem Kopfe zu balanciren. Freilich soll die Schönheit der schwarzen Frauen, wie die aller Südländerinnen, außerordentlich rasch verblühen, und eine schöne Matrone dürfte unter ihnen zu den unbekanntesten Erscheinungen gehören.

Möge man indessen über Negerförmigkeit im Allgemeinen denken, wie man wolle, so viel ist gewiß, daß der nach den afrikanischen Kolonien reisende Landsmann, dem die bei uns populäre Karikatur des „Schwarzen Menschenbruders“ vor Augen schwebt, durch das Aeußere der Originale entschieden angenehm überrascht sein wird.

Bei ihrem angeborenen Sinne für das Nierliche, die Augen Erfreuernde sind alle Schwarzen mehr oder minder eitel und puffsüchtig. Meine Diener, mochten sie alt oder jung sein, pflegten ihren Monatslohn schleunigst in neuen Toilettenstücken anzulegen, worauf sie dann selbstgefällig den erworbenen Mode-Artikel zur Schau trugen.

Ich hatte mehrfach Gelegenheit, zu bemerken, daß die Schwarzen sich geradezu in einen Dienst drängten, wenn der Brotherr die kleine Mühe und geringen Kosten nicht scheute, seinen Leuten ein einigermaßen schickliches Kostüm zu geben.

Diese stark hervortretende Puffsüchtigkeit, wie es scheint, keineswegs auf die Ostküste. Unsere afrikanischen Kolonien dürften demnach in Zukunft Modistinnen und Confections-Geschäften noch ein reiches Feld der Thätigkeit bieten. Mit der den Schwarzen eigenen scharfen Beobachtungsgabe, die sie sofort die charakteristischen Merkmale eines Gegenstandes erfassen läßt, gehen Nachahmungstalent und Nachahmungslust Hand in Hand. Wie der Neger an der Ostküste bisher in Kleidung und anderen Aeußerlichkeiten den würdevollen Araber copirte, so beginnt er jetzt schon, Viehhäuser für europäische Rode, Weinleider, Stiefel und Hüte an den Tag zu legen. Daß er vor der Hand beim Gebrauche dieser fremdartigen Kleidungsstücke noch einigermaßen läppisch ist und damit des Desteren die Nachahmung des Europäers in Bewegung setzt, kann uns nicht Wunder nehmen. Auch das Tragen eines Kleides will verstanden und gelernt sein. Entgegengesetzt zu den Engländern, die die Schwarzen in ihren kindischen Ausschreitungen eines ungeübten Geschmacks absichtlich unterstützen, indem sie extra in Hinblick hierauf erfundene, ebenso bizarr als häßliche Muster in den Handel bringen, bleibt es uns vorbehalten, den in der Anlage vorhandenen Farben- und Formensinn der Schwarzen zu bilden.

Es ist bekannt, daß bei den Negern, wie bei allen Naturvölkern, Polygamie herrscht. Das Mädchen wird vom Vater dem Bräutigam verkauft, die Frau ist demnach Eigentum, erst des Vaters, dann des Gatten. Verstorbt sie der Gatte, so fällt sie an den Vater zurück, stirbt er, an seine Erben. Der Kaufpreis variiert je nach Vermögen und Sitte der verschiedenen Stämme, aber daneben auch nach ihren körperlichen Vorzügen. Nicht nur die Kinder und das Hauswesen lasten im Allgemeinen auf der Negerin, sondern auch Feldarbeit, Handwerk und verschiedene Industriezweige. Dennoch erscheint ihr Los, so lange sie nicht eine Beute der herzlosen Sklavenräuber geworden, nicht beklagenswerth. In der Herrschaft des Mannes sieht sie keine Tyrannei, ihre Arbeit verrichtet sie ungewungen unter Scherzen und Lachen, wird freundlich behandelt und vergnügt sich an Tanz und Gesang.

Interessant für die Arbeitsleistungen der schwarzen Frau ist, was Emin Pascha über die zu einem ganz bedeutenden Industriezweige gewordene Salzgewinnung der „Stadt“ Ribiro erzählt. Dieser auf salzhaltigen Gesteine gelegene Ort treibt ausgedehnten Handel mit dem in jenen Gegenden Afrikas seltenen und darum werthvollen Salze, welches dort in heißen Quellen dem Boden entspringt. Auch hier sind es die Frauen allein, denen die Salzbereitung obliegt. Hören wir, was Emin davon erzählt:

Die Salzbereitung ist eine ziemlich einfache. Am Abend wird das zu bearbeitende Terrain durch Dessinen eines Gerinnes überrieselt und erst am Morgen die Ueberrieselung unterbrochen. Nachdem sodann einige Stunden das Terrain oberflächlich getrocknet ist, tragen die Frauen mit halbmondförmigen Eien die oberste Erdschicht ab und füllen damit kleine Tröge, aus denen sie wiederum zu kleinen Haufen zusammengehäuft wird. Am nächsten Tage wird wiederum in Trögen eine Quantität dieser Erde mit Wasser gemischt und nun in

die Filtrir-Gefäße gebracht, einfache Thongefäße mit durchlöcherter und mit einer Schicht feinen Heues bedecktem Boden, welche, auf drei Steine gestellt, die durchgeseichte Flüssigkeit in ein darunter stehendes Thongefäß abtropfen läßt. Diese Apparate stehen reihenweise am Fuße von aus salziger Erde aufgemauerten Wänden. Ist die Abtropfung zu Ende, und hat der Fabrikant seine Eile, so wird die Lauge in freier Luft verdunstet, und so ein reineres, weißeres Salz erzeugt. Soll es aber eiliger gehen, so geschieht das Verdunsten zu Hause durch Kochen und das erhaltene Salz ist unreiner und dunkler. Die eigentliche Kunst aber der arbeitenden Frauen besteht in der richtigen Mischung von Erde und Wasser, bevor die Mischung zum Filtriren kommt.

Einfacher, aber minder ungefährlich ist der ebenfalls von den Frauen monopolisirte Fischfang. Es läßt sich denken, daß die ausschließliche Ausübung solcher für das Gedeihen der betreffenden Ortsgemeinde wichtigen Verrichtungen auf das Selbstgefühl und die Stellung der Frauen nicht ohne Rückwirkung bleiben kann. Emin Pascha entwirft eine launige Schilderung der Frauen von Okela: „Die Frauen sind hier kaum das zartere Geschlecht; sie schleppen Lasten, vor denen ein Mann zurückzubrechen würde. . . . Eine ganz absonderliche Sitte der Frauen ist die, die keinen Handnege zum Fischen gewöhnlich als einzige Bekleidung um die Hüften geschlungen zu tragen. Eine solche negebundene Schöne, mit einer Last auf dem Kopfe und der unvermeidlichen kurzen Tabakspfeife im Mundwinkel, würde anderswo gewiß Furor machen.“ Von den Sitten dieser „ebenso massiven als häßlichen“ Damen weicht der Doctor freilich nichts Nüchternes zu erzählen. Recht bezeichnend erscheint es indessen, daß die Männer von Okela sich gegen die robusten Genossinnen äußerst nachsichtig zeigen sollen.

Wir haben es hier mit einer gewissen Superiorität der Frau zu thun, die lediglich auf durch Arbeit und Abhärtung erworbener physischer Ueberlegenheit beruht. Bemerkenswerther noch ist, was Emin Pascha über die Stellung der Frau bei den westlich vom Nilquellflusse angelegenen Matkala erzählt.

„Die Matkala-Frauen“, heißt es in dem Berichte, „sind die Herren im Hause und kommandiren ihre Bedienten nach Belieben. Betritt man ein Dorf, so werden zunächst die Frauen, meist hohe, kräftige Gestalten, sichtbar, und man wird bald gewahrt, daß sie es sind, welche sogar in Dorf-Angelegenheiten das Wort führen. Sie sind übrigens gute, fleißige Arbeiterinnen und an ihre Männer äußerst anhänglich.“

Noch entschiedener betont Emin eine Werthschätzung des Weibes nach ihrem intellectuellen und moralischen Werthe bei dem durch höhere Vergabung unter ihren Nachbarn ausgezeichneten Stamme der Monbuttu. Tritt uns doch hier sogar eine schwarze Selena entgegen.

„Die ersten Zwistigkeiten zwischen den Monbuttu, als eingedrungenen Eroberern, und den Nachbarstämmen“, so erzählt Emin, „wurden durch die Absicht, einige Frauen außer Landes zu führen, geschaffen, und der Krieg gegen Munja (Chef der Monbuttu), der ihm das Leben kostete und eine völlig neue Schlacht schuf, wurde einer Frau wegen unternommen, die Munja einem Araber verweigerte.“

Von der Opferwilligkeit und Anhänglichkeit der Monbuttu-Frauen weiß uns der Doctor ebenfalls ein hübsches Beispiel zu erzählen:

Gambari, der Chef eines Monbuttu-Districtes, wird von den Arabern festgehalten unter Anlage eines schwerwiegenden Vergehens. Dr. Emin Pascha, der an seine Schuld nicht zu glauben scheint, hat sich für seine Freilassung verwendet. Er schreibt:

„Heute um Mittag, gerade zur rechten Visiten-Zeit, wurde ich durch Damenbesuch überrascht. Gambari's erste Frau, Unganna, die den ganzen, weiten Weg von Monbuttu gekommen, um nach Yado zu gehen und ihres Mannes Freisprechung von mir zu erbitten, hatte unterwegs gehört, daß er frei und bei mir sei, und war über Matkala hierher geeilt, um ihn zu sehen. Sie kam nun, mir zu danken. Von mittlerer Figur, von sehr dunkler, jedoch deutlich gelb durchschimmernder Hautfarbe und, wie alle Monbuttu-Frauen, mit sehr hübschen, und was noch mehr sagen will, sauber gehaltenen Händen begabt, war sie bis auf die kaum in Betracht zu ziehende Bedeckung in Gürtelform völlig nackt. Im rechten Aeußeren lag ein blankpolirter Eisennagel mit breiter Kuppe, sonst trug sie keine Verzierung. Die Haarracht war, den Umständen gemäß, der hiesigen angepasst und der Chignon zu einer Menge bis zur Schulter reichender Locken und Wulste aufgelöst. Allerliebste war die Gelassenheit, mit welcher sie beim Eintritte in meine Hütte sofort einen Stuhl nahm und sich setzte, während der mitgenommene Dragoman, ihr Schwager, stehen mußte.“

Tritt uns in der Person der Unganna schon ein gewisses Standesbewußtsein und entsprechende Würde entgegen, so wirkt es dennoch überraschend, unter den Regierungen einer Regentin zu begegnen. Emin erzählt in zwei Fällen von der Regenschaft einer Frau. Der Chef eines Okela-Dorfes, Njahlung, ist in einer Fehde erschlagen worden, worauf seine Frau bis zum Heranwachsen ihres einzigen Söhnchens die Verwaltung übernommen hat. Dem zweiten Falle dieser Art begegnete er in Koru, einer Enclave im Hadjelli-Gebiete: „Da der Chef des Dorfes, durch den Stoß eines Büffels verwundet, nur mühselig unherhinken konnte, lag das Scepter in den Händen seiner ersten, sehr redeliebigen Frau, die ganz prächtig zu kommandiren verstand.“

Eine wirklich hervorragende Frau jedoch lernen wir in der Monbuttu-Fürstin Kettivoto kennen. Von ihr erzählt Emin Pascha:

„Als Munja von den Leuten der Ghalla's getödtet wurde, theilten sich diese natürlich in seine Frauen; die jüngste und Lieblingsfrau Munja's, Kettivoto, von den Arabern Tam Sina genannt, ist heute Jangara's (des Chefs) erste Frau und Beraterin, und es scheint, daß ihr Einfluß nicht unbegründet, denn in allen Beratungen, an welchen sie theilnahm, zeigte sie ein gesundes, vernünftiges Urtheil. Hübsch ist sie nicht und jung auch nicht mehr. Kinder hat sie, — merkwürdig für eine Monbuttu-Frau, — nie geboren, und doch ist ihre Ueberlegenheit nicht allein in Tinassi, sondern im ganzen Lande anerkannt.“

Ans all' dem geht unjeres Erachtens zur Genüge hervor, daß die Schwarzen und ihre Frauen bei uns noch immer nicht die rechte Beurtheilung erfahren haben.



Nachdruck verboten.

Unschuld. Von E. Rod. Siehe das Bild, Seite 209. — Ein entzückendes Kinderköpfchen, das die Hand des Künstlers auf die Leinwand gebannt hat. Die großen Augen schauen klar und vertrauensvoll in die Welt, die dem Kinde wie ein wundervolles Paradies erscheint, in dem es nichts als Herrlichkeiten giebt. Wie lange noch? Niemand scheint uns die Zeit schneller zu schwinden, als in den Kinderjahren, und kaum liegen sie hinter uns, dann wissen wir, daß die Welt kein Paradies ist, und daß wir, wenn es überhaupt hier auf Erden eins giebt, es verlassen haben, als wir die Kinderschuhe auszogen.

Es will Abend werden. Von Paul Schab. Siehe das Bild, Seite 213. — Eine arme Seele will des Leibes Fesseln sprengen und den Flug aufwärts in die himmlische Heimath nehmen. Eilig naht der Pfarrer mit dem Allerheiligsten, um dem Sterbenden die letzte Begehrung zu reichen. Das Mädchen des Chor-Knaben tönt schrill in die Abendstille, und das halbwohliche Mädchen, das eben noch irdische Stärkung für den Kranken bringen wollte, sinkt demüthig in die Kniee. An der Thür steht ein schlachzendes Menschenkind, das bald eine Waise sein wird, und die Krankenpflegerin faltet ihre Hände. Bald ist ihre Aufgabe erfüllt, — wenn die Schatten der Nacht herniederfinken, wird eine arme Menschenseele ausgerungen haben.

Samariterdienst im Walde. Siehe das Bild, Seite 216. — Alljährlich bei Beginn des Winters, wenn die ersten Eöwinde über die lahten Stoppeln brausen und die ersten Schneeflocken vom Himmel herabperlen, beginnt für jene kleine, lustige, gefiederte Welt, die uns in den wärmeren Monaten durch ihr Trilliren und Jubiliren zu erfreuen weiß, eine Zeit entbehrungsvollen Martyriums. Baum, Strauch und Feld stehen öde, und Schnee bedeckt weithin die Landschaft; kein Körnchen Futter ist zu finden, und dabei ist die Luft kalt und schneidend, — was Wunder, daß man in diesen unfreundlichen Wäldern so häufig keine Vogelkeiden am Wege findet! Der Bittruf: „Gedenket der Vögel!“ wird leider noch lange nicht genugsam beherzigt, — oft aber erweist sich auch die willige und miltthätige Hand als nicht practisch genug, die armen, hungernden Vögelchen anzuloten. Wir möchten deshalb alle Thierfreunde auf eine kleine Broschüre aufmerksam machen, die der Hofrath Professor Dr. R. Th. Viebe in Gera im Auftrage der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften unter dem Titel „Futterplätze für Vögel im Winter“ herausgegeben hat (Gera, bei Th. Hofmann, 20 Pf.), und die genaue Anweisungen zur Anlage derartiger Plätze enthält. Professor Viebe macht darauf aufmerksam, daß in der Nähe von Häusern der Vogelfreund oft vergeblich seine kleinen Gäste erwarten dürfte; bald treiben sich hier Hunde und Katzen zu viel herum, bald sind es gewisse Gerüche oder Geräusche, welche die Thiere verschrecken. Auf die Vertheilung kommt sehr viel an. Für manche Vogelarten müssen die Futterplätze so gewählt werden, daß sie mehrseitige Juleitung haben, also Baum-Alleen, Fämme, Feld-Raine u., auch darf der Platz nicht gestört werden durch Dinge, welche den Vögeln Furcht einflößen. Alle Futterplätze, mit Ausnahme der hochgelegenen, welche an sich schon Deckung gewähren, müssen, wie unsere Abbildung zeigt, durch Gesträuch verwahrt werden. Man umsteckt sie mit Dornen und Strauch-Ästen, legt über letztere wieder Kiste und schafft so ein kleines Dickicht, welches gegen Raubvögel Schutz gewährt, wenn letztere geküßt, auf die Futter aufnehmenden Vögel einen Stoß zu versuchen. Zugleich hält diese Strauchbedeckung auch die Tauben, Dohlen und Krähen ab, das für sie zu lockbare, für die Kleinvögel bestimmte Futter aufzunehmen und so die kleinen zu benachtheiligen. Für jene mag man besondere Fütterungen einrichten. Allgemeine Futterplätze für alle gefiederten Wintergäste anzulegen, ist ein Unthun; man muß Rücksicht auf die einzelnen Vogelgruppen nehmen.

Als hauptsächlichste Arten der Futterplätze unterscheidet Professor Viebe: 1. Hochplätze. Ueber mannhoch bringt man im Geäste eines Baumes ein mit vorstehenden Keisten benageltes, horizontales Brett an, oder man benutzt in derselben Höhe in einem gut bewachsenen Spalier eine Latte oder auch ein Fensterbrett im ersten oder zweiten Stockwerk, falls davor ein höherer Baum steht. Wenn es in der Nähe dieses Brettes an dichtem Gezeuge fehlt, in welches sich die kleinen Wintergäste vor etwaigen Feinden flüchten können, verdeckt man den Futterplatz mit einigen Dornen, was keine große Mühe macht. Alle Reifen-Arten, Baumläufer, Finken, Amseln u. werden diese Hochplätze, namentlich wenn sie am Waldrande etabliert sind, besuchen. 2. Feldplätze werden auf freiem Felde in der Nähe von Gehölzen an sonnigen Flächen angelegt. Durch dünne Pfläuchen, um welche Sträucher von Disteln, Cichorien, Halmen, Erbsentanks u. in einer Lage gebunden sind, daß sie einigermaßen lockere Garben gleichen, werden die Vögel zusammengegriffen. Als Futter eignen sich Rübens- und Kaps-Abfälle, Gartenamereien, Hauf u. am besten. Die Feldplätze werden im Verhältnisse zu ihrer Wichtigkeit am wenigsten häufig angelegt, was sehr zu bedauern ist. Die Umgebung der Städte, namentlich der größeren Städte, eignet sich weniger für sie; desto mehr die Feldmarken der Dörfer, namentlich die Areale der Rittergüter. Ganz besonders segensreich ist ihre Einrichtung, falls einer von jenen schneereichen Nachwintern eintritt, welche tausenden und aber tausenden von Feldlerchen und anderen frühzeitig aus der südlichen Winterherberge heimkehrenden Vögeln den Tod bringen. 3. Straßenplätze. Auf freiem Felde, wenige Schritte von einer Landstraße mit größeren Obstbäumen oder Pappeln, in der Nähe einer Ortschaft oder eines Gutes, auf dem freien Plage innerhalb eines Dorfes vor der Kirche oder Schule, auf den Böschungen der Eisenbahn in der Nähe des Bahnhofes oder auf den Böschungen eines Landstraßenkörpers wird ein Platz mit dornigen oder dicht bezweigten Kesten weiltäufig belegt und dem Vogel-Auge durch aufgestreuten Scheunen-Abfall und Strohhalm angezieh gemacht. Die Beschickung geschieht durch Heu-Gesäme, Hafer-Abfall, geringes Getreide, allerhand Abfall von Sämereien und dergl. 3. Gartenplätze. In günstigen gelegenen, mit Baum- und Buschwerk gut ausgestatteten Gärten oder in größeren, parkartigen öffentlichen Anlagen, in Parks oder innerhalb der Waldsäume wird unter einem dichteren Strauche, unter den niedrig hervorgewachsenen Ästen eines größeren Baumes, unter den horizontalen, schirmenden Ästen einer Fichte oder anderen Conifere ein Platz von Schnee freigemacht, mit Laub und modernem Gemist bedeckt und, wenn nöthig, noch durch Dornen gesichert gemacht. Im Falle der Roth kann man auch lange Tannen-Äste schräg in die Erde stecken und gut befestigen. Zur Beschickung eignen sich Weißbrotkruste, Vogel- und Heidelbeeren, Hagebutten, Kapselschnittchen und dergl.



Samariterdienst im Walde. Von W. Zehme. — Siehe Seite 214.

mehr zeigen, wird das Verpflanzen vorgenommen, und zwar im Herbst nach der Ernte, in der Regel alle 3 Jahre. Der Wurzelstumpf und alle kranken Theile der Wurzel werden sorgfältig mit einem scharfen Messer entfernt, der ganze Ballen durch Lockerung der Erde mit einem Hölzchen etwa um 5 Cent. verkleinert und hierauf in einen 10 Cent. größeren Topf, resp. Kübel, als der vorherige, gesetzt. Als Erdmischung nimmt man lehmreiche Gartenerde, welche zur Hälfte mit völlig verrotteter Kuhmist-Erde oder auch guter Mistbeet-Erde versetzt ist. Um diese Mischung porös zu erhalten, thut man noch etwas Klusfand hinzu. Kräftiger Dünger darf nicht verwendet werden, da hiervon leicht die Wurzeln faulen. Der Boden der Gefäße muß genügend mit Säerben belegt sein, damit eine ordentliche Entwässerung des Ballens stattfinden kann.

Die Überwinterung der Bäumchen geschieht entweder in einem frostfreien, hellen Raume, oder man topft sie aus und gräbt die Ballen an einem geschützten Orte in die Erde, wo die Bäumchen vor strenger Kälte noch durch Nadelstreu, Stroh und dergl. geschützt werden. Bei gelinder Witterung ist diese Bedeckung zu lüften.

Nach der Frühling, so bezeit man allmählig die im Freien überwinterten Bäumchen von ihrer Bedeckung, um sie nach und nach an die Luft zu gewöhnen, topft sie wieder ein und wäscht die Stämme, Äste und Zweige mit einer Abkochung von Kalk, Schwefelblüthe und Tabakstengeln, um etwaiges Ungeziefer zu vernichten, wonach man sie wieder an ihren Standort bringt.

Es ist selbstverständlich, daß gerade auf die Pflege der Früchte große Sorgfalt gelegt werden muß, denn erst die schön und vollkommen entwickelten Früchte liefern das Bäumchen und machen es zur Zimmer-Decoration werthvoll. Mehr als 5 bis 6 Früchte dürfen zu Anfang an einem Baume nicht gelassen werden; man kann diese Zahl von Jahr zu Jahr verdoppeln, doch ist es nicht zu empfehlen, mehr als 30 Früchte an einem Baume zu lassen. Die Zweige und Äste müssen bei zunehmender Schwere der Frucht unterstützt, oder auch die Frucht selbst auf kleine Fruchtträger gelagert werden, wodurch sie bedeutend an Größe zunimmt, da der Saft nun ungehindert durch den Stengel in die Frucht hineinströmen kann, was bei der herabhängenden Lage und der Krümmung des Stengels nicht der Fall war. Zum Schutze gegen Insecten ist ein Umhüllen der Früchte mit Gaze-Nezen und Aufhängen von Weispapen-Fliegen sehr zu empfehlen. Bei recht rothbackigen Äpfeln möchten wir noch eine beliebte Spielerei erwähnen, nämlich das Umgeben der Früchte mit einer entsprechenden Schablone, welche einen Namenszug, Buchstaben, eine Verzierung oder Zeichnung enthält. Da, wo die Schablone durchschnitten ist und die Sonnenstrahlen Zutritt zu der Frucht haben, färbt sich deren Schale schön roth, während sie auf den von der Schablone bedeckten Stellen grün gefärbt bleibt, wodurch die Zeichnung deutlich auf der Frucht hervortritt.

Der Schnitt ist für die verschiedenen Obst-Arten natürlich ein verschiedener. Um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu überschreiten, beschränken wir uns auf die allgemeinen Grundregeln des Schnittes, da es überhaupt schwer ist, ohne praktische Demonstration Jemandem den Baumschnitt begrifflich zu machen. Im Frühjahr schneidet man die Leit-Triebe, je nach Stärke des Baumes, auf 2 bis 3 Augen zurück und zwar auf ein gut entwickeltes und nach außen gerichtetes Auge. Den Verlängerungstrieb, je nach Stärke, auf 3 bis 5 Augen jährlich, abwechselnd bald auf ein rechtsseitiges, bald auf ein linksseitiges Auge, um ein

Schiefwachsen durch einseitiges Schneiden zu verhindern. Ende Juli oder Anfang August kneift man den aus dem Schnitte sich entwickelnden seitlichen Leit-Trieben die Spitze bis auf 5 bis 7 Augen ab, alle anderen, während des Sommers sich entwickelnden Nebentriebe werden schon im Juni bis auf das dritte Blatt abgetrennt. Dieses Abknipfen, welches nie auf einmal, sondern nach und nach vorgenommen werden muß, hat den Zweck, die stehengebliebenen Augen zu kräftigen, damit sie sich zu Frucht-Augen umbilden. Das Fruchtholz wird nicht geschnitten, es müßte denn sein, wie beim Kernobste, daß es zu lang wird.

Außerdem hat man darauf zu achten, daß durch den Schnitt die Form erhalten bleibt und Luft und Licht genügend Zutritt zu der Krone haben.

A. von Drahten.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Leinöl-Flecke. — Würde mir wohl eine Mitleserin sagen können, wie man Leinöl-Flecke aus Wäsche entfernt?

Dora S. in S.

Flecke auf Kupfer. — Wie entfernt man von dem Bassin einer kupfernen Hängelampe schwarze Flecke, welche dadurch entstanden sind, daß das Mädchen, trotz ausdrücklichen Verbotes, das Bassin einmal anstatt nur mit einem weichen, trockenen Ledergelapen mit Puhpulver abgerieben hat? Alle bisher angewandten Mittel blieben erfolglos. Irene, alte Abonnentin in S.

Seidenbau. — Wo erhält man zum Behufe einer statistischen Zusammenstellung über die Seiden-Cultur Europas, nähere Daten über die Produktions-Verhältnisse Deutschlands? Th. M. in G.

Prager Schinken. — Wie werden die weltberühmten Prager und Weiphalischen Schinken gepöckelt oder gebeizt? Mehrere Abonnentinnen.

Antworten.

(Auf die desgl. Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Holarbeits-Vorlagen (192). — Eine Anleitung zur Herstellung von Arbeiten aus Ästen und Zweigen ist gedruckt noch nicht erschienen, es bleibt die Verfertigung derartiger Gegenstände dem eigenen Geschick überlassen.

Eau de Cologne (176). — Es giebt unzählige Vorschriften zur Herstellung des kölnischen Wassers, denn die Tage sind längst vorüber, wo seine Anfertigung ein unüberwindliches Geheimniß war, und die Eau de Cologne ausschließlich in Köln, zunächst von der Schwester Maria Clementine Martin im Kloster, dann auch vom Italiener Johann Maria Farina bereitet wurde. Jetzt wissen Apotheker und Droguisten allerorten eine mehr oder minder gute Eau de Cologne zu destilliren, ja vielen Damen macht es gleich Ihnen ein Vergnügen, sich ihren Bedarf an kölnischem Wasser selbst anzufertigen. Eine Destillation ist nicht einmal nothwendig, obwohl

dadurch sofort eine innigere Verbindung des Spiritus mit den wohlriechenden Oelen erzielt wird; man kann schon durch einfache Mischung ein sehr gutes kölnisches Wasser herstellen, das einen kräftigen und doch milden Duft besitzt und ebenso erfrischend und kühlend, wie anregend wirkt. Bei der Bereitung kommt es neben dem richtigen Verhältnis der Wohlgerüche zu einander, hauptsächlich auf die Güte der Zuthaten an; besonders ist es gerathen, nur den besten Spiritus, womöglich Weinsprit, zu verwenden. Folgende Vorschrift kann ich Ihnen bestens empfehlen: Man löst 4 Gr. Citronenöl, 1 Gr. Orangenblättröl (Petitgrain-Öel), 5 Gr. Bergamottöl, 2 Gr. Lavendelöl in einem Liter Spiritus auf und fügt dann 2 Gr. Rosmarinöl und 1 Gr. Orangenblüttenöl (Neroli-Öel) bei. Nachdem die Mischung gut verfort acht Tage an einem warmen Orte gestanden hat, setzt man langsam unter beständigem Umschütteln feinstes Rosenwasser hinzu; wenn sich hierbei keine Trübung bemerkbar macht, kann man ungefähr $\frac{1}{10}$ Liter verwenden, sonst weniger. Unmittelbar nach dem Mischen lassen sich noch einzelne Niederschläge unterseiden; je länger aber die Eau de Cologne an einem kühlen Orte aufbewahrt wird, um so mehr durchdringen sie sich und bringen dann durch das harmonische Zusammenwirken der verschiedenen einzelnen Düfte jenen gemeinsamen Wohlgeruch hervor, der auf die Nerven so angenehm wirkt. Ein zweites von P. Fischer empfohlenes Rezept ist das folgende: In 500 Theilen bestem Spiritus werden 30 Th. Bergamottöl, 30 Th. Citronenöl, 7 $\frac{1}{2}$ Th. Lavendelöl, 3 $\frac{1}{2}$ Th. Rosmarinöl und 2 $\frac{1}{2}$ Th. Neroli-Öel aufgelöst. — Ein drittes Rezept mit Roschus setzt sich zusammen aus: 9 Gr. Citronenöl, 5 Gr. Bergamottöl, 1 $\frac{1}{2}$ Gr. Lavendelöl, 1 $\frac{1}{2}$ Gr. Neroli-Öel und 1 Gr. Rosmarinöl und 6 Tropfen Roschus auf einen Liter Spiritus. — Nach anderen Anweisungen kann man noch Pfefferminzöl, Kellendöl, Thymianöl, Zimmetöl tropfenweise hinzufügen. Alle diese wohlriechenden Wasser gewinnen durch die Länge der Zeit an Feinheit und Kraft. Beim Füllen in kleine Flaschen ist es gerathen, die Eau de Cologne durch Föschpapier oder Baumwolle zu seihen. M. A. Wesel.

Kathschläge.

Rosen-Bowle. — Um einer Bowle ein hochfeines Aroma zu geben, empfiehlt sich die Verwendung der so beliebten Rosen Maraschal Niel. Diese zartgelben, theerduftenden Blüten theilen, in Wein gelegt, diesen nach 10 bis 15 Minuten ihren köstlichen Wohlgeruch mit. Man rechnet 3 Rosen auf 2 Flaschen Wein. G. P.

Punsch à la Démidoff. Man löst $\frac{1}{4}$ Kilo weißen Kandiszucker und ein Stückchen gewöhnlichen Zucker, auf welchem man das Gelbe einer Citrone abgerieben hatte, in einem äußerst sauberen Kesselnchen mit einem Liter kochenden Wassers völlig auf und gießt diesen Zuckersyrup dann in eine Punschbowle, um ihm so gleich den Saft von 2 Citronen und einige Eßlöffel eingekochten Pfirsichsaft, nebst 2 Flaschen Rhein- und einer Flasche weißen Bordeaux-Wein zuzusetzen und dies Alles über einer Spiritusflamme gehörig zu erhitzen. Hierauf brennt man eine Flasche Jamaica-Rum über Zucker darin ab, gießt 1 Flasche Champagner dazu, rührt Alles mit einem Punschlöffel gut um und servirt die Bowle.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beilblätter und ein Modenbild.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 52.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 22. December 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern 4 1/2 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Anfang und Ende.

Novelle von Joz von Neuf.

1.

Also Sie reisen auch zum großen französischen Jahrmarkte, lieber Walter?" fragte ein grau-gelbeideter Mann in den hohen Dreißigern, in Lagny in's Coupé steigend.
Der Sprecher war eine echte Touristen-Physiognomie, der Angeredete ein schöner, blonder Mann, kräftig, bräunlich, aber doch durchgeistigt, anscheinend ein

den olympischen Spielen zu vergleichen, wie sie einst in Griechenland stattfanden. Damals galten die Wettkämpfe mehr den schönen Künsten, heute hat man mit Recht der die Welt beherrschenden Industrie gleichfalls ihre Tempel erbaut. Ich bin ein echtes Kind meiner Zeit, — darum bin ich auch gekommen."

"Unfinn!" sagte der Rentier.
"Run, Sie reisen doch auch?" lachte Wilhelm Walter.
"Langeweile des alternden Junggesellen! Wenn man, wie ich, den halben Erdball gesehen hat, betrachtet man sich zum Schlusse auch einmal diesen Ameisenhaufen. Aber deshalb ärgere ich mich dennoch über jeden vernünftigen Deutschen, der es nicht vorzieht, drüben zu

Anderer schien leichtlebig und genußsüchtig, ein „bon garçon“, wie man sie in Frankreich im höheren Bürgerstande massenhaft findet. Er hatte schwerlich die volle Bedeutung der Worte des Redners erfasst, aber er lächelte zustimmend dazu, gewohnheitsmäßig und verbindlich.

Die beiden Deutschen sahen einander verwundert an, keiner von ihnen hatte eine Ahnung gehabt, daß die französischen Reisegegnossen das deutsch geführte Gespräch verstanden hatten. Obgleich man gegenwärtig in den Schulen auf den deutschen Unterricht großen Werth legt, macht eine allgemeine Kenntniß der deutschen Sprache doch nur langsame Fortschritte und beschränkt sich eigentlich nur auf die Jugend. Die späteren Lebensalter ver-



Am Weihnachtsmorgen. Von E. Mod. — Siehe Seite 223.

Kind der Arbeit. Er war soeben mit dem Straßburger Schnellzuge gekommen, während der Erstere von einer Tour um Paris zurückkehrte.

„Was sehe ich, — Herr Berger?“

„In höchst eigener Person!“

„Vortrefflich, daß wir einander begegnen! Sie sind das erste bekannte Gesicht in Frankreich.“

„Werden deren bald genug zu sehen bekommen! Es wimmelt hier von Deutschen, obgleich es die deutschen Zeitungen in Abrede stellen.“

„Man darf auch nicht fehlen, — wenigstens aus unserem Kreise nicht,“ meinte der junge Ingenieur nachdenklich.

„Bah!“

„Mir scheint, die modernen Ausstellungen sind fast

bleiben und den diesjährigen, tropischen Sommer in Ruhe und Behaglichkeit an der See zu verbringen, — am meisten freilich über die deutschen Aussteller selbst!“

„Wie man liest und hört, sind Deutschland und Oesterreich-Ungarn auch nur gering vertreten?“

„Glücklicherweise ja! Man verschmäht drüben den französischen Jahrmarkt. Eine allgemeine, von unserer Regierung unterstützte Theilnahme würde sicher Alles in den Schatten stellen!“

„Parbleu! Der Chauvinismus treibt kräftige Blüten drüben, — bravo!“ sagte ganz plötzlich der Eine der beiden Franzosen, welche die Reisegegnossenschaft bildeten, zu dem Anderen. Der Sprecher war ein Vollblut-Franzose, aber von vortheilhaftestem Aussehen; der Ausdruck der Physiognomie war klug und energisch. Der

danken ihre Kenntniß unserer Muttersprache lediglich dem Fleiße und der Energie. Das galt sicher auch von dem leidenschaftlichen Franzosen.

Wilhelm Walter hatte ein unangenehmes, beschämendes Gefühl, das „Zubel-Deutschthum“ seines Landsmannes so abgestraft zu sehen und suchte seinen Freund durch einen Blick auf die richtige Erkenntniß der Situation aufmerksam zu machen; dieser aber schien wenig Verständniß dafür zu haben; haßerfüllte Blicke schossen wiederholt hinüber und herüber. Erst als der junge Ingenieur anfang, sehr unverfänglich und dabei recht interessant aus der Heimath zu erzählen, änderte sich die Situation. So gelang es ihm glücklich, ein ernsteres Rencontre zwischen Beiden zu vermeiden, und man erreichte wenigstens in äußerlich friedlicher Stimmung den Bahnhof.

2.

Schon seit dem frühen Morgen trieben sich die beiden zufällig zusammengetroffenen deutschen Bekannten in den Ausstellungs-Räumen umher. Für den jungen Ingenieur blieb natürlich die Maschinenhalle das weit-aus-Interessanteste und bildete überhaupt den wirklichen Zweck seiner Reise. Inmitten dieser dröhnenden, schnarrenden, ächzenden Urgevalten war es ihm fast heimathlich zu Sinne, aber vergebens suchte er in dieser Branche nach Neuem, Vielversprechendem. Endlich, nach Stunden, schien auch seine Nervenkraft ermüdet; hungrig und durstig wandte man sich mit einander nach einem Restaurant.

Draußen überall Tingeltangel und Theater, zahllose Militär-Concerte, Panoramas und Bazare, um das Publicum über die vorläufige Rede und Lückenhaftigkeit des drinnen Gebotenen hinwegzutäuschen. Vor einem der elegantesten Etablissements hatte sich ein geradezu berückender Damenflor niedergelassen, von dem sich der junge Deutsche unwillkürlich magisch angezogen fühlte! Wenn die Pariserin auch keineswegs den Zweck seiner Reise bildete, gehörte deren Bekanntschaft doch sicherlich zu den Annehmlichkeiten derselben. Darum zog er den leicht widerstrebenden Freund sehr energisch in das bunte Schmetterlingstreiben hinein. „Ein Dejeuner und Champagner!“ rief Kentier Berger, von seinem Magen erinnert, einem der vollbeschäftigten, übereiligen Kellner zu. „Zu wann, Monsieur?“ rief dieser zurück, indem er eilig die Flucht ergriff. Wohl oder übel mußte sich der hungrige Kentier, gleich tausend Anderen, zum Warten bequemen.

Dem jungen Deutschen schien es auch im Augenblicke nicht schwer. Es gab ringsum so viel des Entzückenden zu sehen! Ueberall war Schönheit und Jugend entfaltet. Das Alter, die Häßlichkeit schien aus dieser Welt verbannt zu sein. Alt erscheinen ist der Pariserin „odieux“. Was thut sie nicht Alles, um wenigstens den Schein der Jugend zu bewahren! Sie drapirt selbst ihre Koben vor dem Spiegel, jede unschön mit den Jahren hervortretende Körperform muß gedeckt werden, und gleich unentbehrlich sind ihr alle zur Teint-Verschönerung geeigneten Mittel. . . . Die Dame, welche sich soeben mit der erwachsenen Tochter an dem nächsten Tische niederläßt, ist ein lebendiges Beispiel. Sie mag sicher vierzig Jahre zählen; dennoch erscheint sie noch als „belle“. Und wie der vollerblickten Rose der Duft, entströmt ihr das feinste, modernste Toiletten-Parfüm. Der junge Mann wandte ordentlich ein wenig den Kopf, um den erfrischenden Duft einzusaugen. . . . Und dabei blieb sein Auge an dem jungen Mädchen hängen, das Madame begleitet. Es ist ein echt französisches Gesichtchen, feingeschnitten und bräunlich, und nicht vom „Rouge“ entstellt. Dazu zwei dunkle, aber sternenhelle, sprechende Augen, die unter dem runden, duftigen, mit Maiblumen und Hortensien gezierten Hute förmlich hervorleuchten. In der Hand trägt sie einen cremeweißen, mit Malereien gezierten Knicker, den sie im Augenblicke geschickt als Fächer gebraucht.

Wilhelm Walter konnte sich gar nicht satt sehen an dem hübschen Bilde; so reizend hatte er sich die Pariserin doch nicht gedacht. Hier war noch keine Kunst und doch Alles Geschmack und Grazie.

In eifriger Bewunderung der Tochter war es ihm sogar entgangen, daß die blendendere Mutter aufgestanden war, um mit echt französischer Lebhaftigkeit ein paar Bekannte an einem anderen Tische zu begrüßen.

Diesen Augenblick benutzte ein hübscher, höchst male-ri- sch gellideter Gärtnerjunge, um mit seinem gefüllten Blumenkorbe an Mademoiselle heranzutreten. Mit großer Höflichkeit den Strohhut ziehend, hielt er Mademoiselle ein Sträußchen entgegen, das um ein Haar den künstlichen Blumen auf ihrem Hute glich. Maiblumen und Heckenrosen, — hier und dort, — die einen mit natürlichem, die anderen mit künstlichem Dufte! . . . Jedenfalls kannte der Schall schon das neueste, sehr energische Modegebot, daß der diesjährigen reichen Blumen-Garnitur auf dem Hütchen das Brust-Bouquet um ein Haar gleichen müsse, jenes aus künstlichen, dieses aus frischgepflückten Blumen.

Mademoiselle scheint sich erst jetzt zu befinden, daß ihrer Toilette das nothwendigste Requisite fehlt. Eilig und unwillkürlich faßt die feingantirte Hand nach dem Sträußchen, und schnell ist es an richtiger Stelle zwischen Spitzen und Points neben einer Goldspinne geborgen. Nun erst erinnert sie sich des verkleideten Gamin's, der sehr begierig die Hand ausstreckt.

Sie sucht eifrig nach dem winzigen Portemonnaie, — vergaß sie es einzustechen? . . . Wo steckt Mama? Sie ist plötzlich nicht zu erblicken. Das Menschengewühl rings um sie her ist mit einem Male noch stärker geworden und entzieht Madame dem spähen Auge des erregten Töchterchens. Fatal, fatal! Wie dreist der verkleidete Gamin schon nach dem Sträußchen an ihrem Busen schießt. Muß sie es zurückgeben? Unmöglich kann sie sich davon trennen, auch wird er es schwerlich

wiedernehmen. Was thun?! . . . Da steigt vom benachbarten Tische ein blankes Frankenstück in den herabgezogenen Hut des Knaben. Zugleich grüßt ein schöner, blonder Mann ehrfurchtsvoll zu Mademoiselle herüber.

Sie dankt mit freundlicher Grazie und kann es nicht hindern, daß ihr das Blut voll in's Gesicht steigt, und daß die dunklen, sternhellen Augen plötzlich sonnenklar blißen. Wie ein blondes, deutsches Mädchen schlägt sie dieselben endlich nieder.

Da lehrt Madame zurück, um bald darauf den Gegenbesuch verschiedener Bekannten zu empfangen. Das hübsche Spiel ist aus, es bleibt dem jungen Ingenieur nichts übrig, als sich gleich seinem Freunde in die kalte Bild-Pastete und den Köderer zu vertiefen, die der Feinschmecker mit einem blitzenden Fünf-Frankenstücke, als Trinkgeld, noch rechtzeitig von dem Kellner erobert hatte.

Nach einer Stunde steht man gestärkt auf, um mit neuen Kräften nach der Ausstellungshalle zurückzukehren. Wilhelm Walter blickt verstohlen noch einmal nach der Seite, — seine hübschen Nachbarinnen sind verschwunden. In undefinirbarer, unbehaglicher Stimmung folgt er endlich dem Freunde.

Man wandte sich der Ausstellung des Kunstgewerbes zu.

Vor dem Redfern'schen Pavillon stand, wie immer, eine andächtig stauende Menge Damen, die mit Gold und Silber gezierten Mantelets aus blauem und bordeauxrothem Sammet musternd. Neu hinzugekommen und ganz besonders grazios ist eine Toilette aus weißem Tuch mit Goldpalmen durchstickt, — eine wahre Augenweide für die Damenwelt.

Den deutschen Freunden hatte sich ein Engländer angeschlossen, in welchem der junge Ingenieur einen alten Freund erkannt hatte. Mr. Tyburn hatte vor drei Jahren sich längere Zeit in Westfalen aufgehalten, um die Gußstahlwerke kennen zu lernen, bei denen Wilhelm Walter als Leiter angestellt war. Das überraschende Wiedersehen war sehr herzlich gewesen und durfte voraussichtlich zu einem neuen lebhaften Verkehr führen. Man besprach Altes und Neues und hatte die Umgebung fast vergessen, als sich der junge Ingenieur vor dem Redfern'schen Pavillon sehr unerwartet angesprochen fand.

„Vielen Dank, mein Herr, für Ihre Blumen!“ Klang es sehr grazios an sein Ohr. „O, sie duften so süß, die Maiblumen, — vielen Dank, mein Herr!“

Berwundert, hoch erfreut, wandte er sich um, — zu der kleinen Pariserin, welche neben der eleganten, eine Sammetrobe musternden Mama stand. Daß Mademoiselle englisch sprach, bezeugte, daß sie den jungen Ingenieur jedenfalls schon länger bemerkt und beobachtet, vielleicht auch ein paar Worte der in englischer Sprache geführten Conversation aufgefangen hatte. Vermuthlich hielt sie den Blumenspender gleich Mr. Tyburn für einen Engländer.

„Wäre es nicht schade gewesen, wenn meine Toilette heute des Bouquets entbehrt hätte?“ fuhr sie lächelnd fort.

„Sicher, Miß!“ erwiderte der junge Mann gleichfalls in englischer Sprache. Denn es war ihm im Augenblicke nicht unlieb, für einen Sohn Albions zu gelten. Zwischen einem Engländer und einem Deutschen giebt die Französin gewöhnlich dem Ersteren den Vorzug, sei es auch nur aus Patriotismus. „Meine Blumen sind ebenso glücklich und stolz, Mademoiselle zu schmücken, als ich selbst!“ setzte er mit der Galanterie des Franzosen hinzu.

Sie lächelte, lindlich geschmeichelt.

„Mir scheint, dieser Theil der Ausstellung ist der glänzendste,“ fuhr der junge Mann sich umsehend fort. „Aber auch die Besucherinnen sind die schönsten!“

„Sahen Sie die Spitzen schon?“ fragte sie eifrig zurück.

„Nein, Miß!“

„Mama, diese Herren wünschen die Spitzen zu sehen,“ wandte sie sich zu Madame zurück. „O, sie sind so herrlich, die Spitzen — führen wir Sie!“

Madame schien sich nur ungern von ihrer hochinteressanten Beobachtungs-Station zu trennen, aber sie fand sich doch aus Courtoisie und Patriotismus verpflichtet, den Fremden gegenüber die Honneurs der Ausstellung zu machen. Ueberdies waren ja Spitzen ein ebenso würdiger Gegenstand der Betrachtung, als die Schätze des Redfern'schen Pavillons. Diese herabwallenden Spitzenmäntel, die Rembrandt- und Tudorfragen, — wie traumverloren umstanden die Damen den Pavillon. Besonders ein Spitzenkleid, das von der Compagnie des Indes ausgestellt war und in einer Rußschale Platz fand, war ein Gegenstand immer neuen Staunens.

Während Mademoiselle in reizender Pariser Art und englischem Idiom mit dem jungen Ingenieur etwas abseits plauderte und scherzte, unterhielt sich Madame mit dem gefehrteren Herrn Berger. Und der Welt-Tourist?

Warum sollte er nicht auch einmal bei einer schönen Pariserin Station machen? Wirklich begann er immer wärmer zu werden und endlich Madame ganz regelrecht die Cour zu machen, nachdem der junge Ingenieur die Vorstellung übernommen hatte. Mr. Tyburn und Mr. Walter wurden dabei stillschweigend als Engländer hingenommen, während Herr Berger mit bekanntem „Zabel-Deutschthum“ seine Nationalität bekannte, dabei aber fortgesetzt der treue Bewunderer der schönen Französin blieb.

Bald standen die Beiden auch bei den Seidenstoffen, zu deren Ausstellern ihr Gatte, Monsieur Henri Chaumont, ebenfalls gehöre, wie Madame ihrem Begleiter erzählte. Die Größe und Reichhaltigkeit der ausgestellten Waaren gestattete einen günstigen Schluß auf den Umfang des Geschäftes. Welche feenhafte Pracht! Was Glanz und Farbe, Reichthum und Anmuth zu leisten vermögen, Alles, Alles schien an dieser Stelle vereint. . . . Der junge Deutsche freilich schien den Schönheiten wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Abichtlich ein wenig zurückbleibend, blickte er immer entzückt in das feine Gesichtchen mit den blassen und doch so warmen Farbentönen, den schelmischen Gräbchen und den dunkeln Sternenaugen. Was war die ganze, mächtige Ausstellung gegen dies kleine, reizende, pikante Wunder? —

„Pardon, Madame, daß ich mich verspätete!“ Es war ein stattlicher Mann mit hoheleganten Manieren, in welchem Herr Kentier Berger mit Ueberraschung und Schrecken sofort den Reisegeossen aus dem Straßburger Schnellzuge erkannte, der diese Worte sprach. Daß Monsieur Madame in Begleitung eines Cavaliers fand, war ihm kaum etwas Ungewöhnliches, aber daß es der Deutsche aus dem Eisenbahn-Coupe war, schien ihm doch wenig zu passen. Zwar verlief die Vorstellung in den besten Formen, man wechselte sogar beiderseits ein paar Höflichkeitsphrasen, dann aber bot der Seidenwaarenhändler der Gattin sehr energisch den Arm, um sie und die Tochter hinwegzuführen. Letztere hatte sich auch sofort von ihrem Cavalier freigemacht, um an die Seite des Vaters zu eilen, der gekommen war, seine Damen nach einem Garten-Restaurant zu führen, wo man, der Hitze wegen, diniren wollte. Eine Vorstellung seiner eigenen Person, die Wilhelm Walter beabsichtigte, war unmöglich. Die Eile, mit welcher der Seidenwaarenhändler hinwegstrebte aus der Gesellschaft des Herrn Berger, war auch für dessen Begleiter beleidigend. Betreten und sehr ärgerlich sah Wilhelm Walter seinen aufgegangenen Stern in der Menge verschwinden.

3.

Zwei volle Wochen schon war man mit einander in der französischen Hauptstadt. Ende Juni war herangekommen.

Das Aleeblatt, das sich zufällig zusammengefunden, hatte sich wenig mehr getrennt. Man hatte nicht allein fast täglich die Weltausstellung zusammen besucht, sondern auch allen anderen Schenswürdigkeiten die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Den Schlössern, wissenschaftlichen Anstalten, ja selbst den Abattoirs hatte man Besuche gemacht. Endlich war eine Abspannung eingetreten, welche den Abschied von Paris erleichtern half. Gestern schon hatte man sich getrennt. Mr. Tyburn war nach England zurückgekehrt, und der Welt-Tourist gedachte sich inmitten der Alpen niederzulassen. Nur Wilhelm Walter war noch geblieben, — in der einzigen Hoffnung, der holden Pariserin wieder zu begegnen, deren Namen er nicht einmal genau kannte. „Mademoiselle Chaumont“, der Name schien ihm so gewöhnlich, wie daheim Müller oder Meyer. Endlich packte auch er seinen Reisekoffer, um morgen über Brüssel nach Deutschland zurückzukehren. Was sollte er noch in Paris? Den holden Stern, den er überall gesucht hatte, bis zu der Sternwarte hinauf, er war und blieb verschwunden. Der reizende Stern! Hatte er nur in sein Leben hineingeblickt, um zu zeigen, wie sonnenhell es sein könne? —

Der letzte Spaziergang galt dem Bois de Boulogne. Zwischen Passy, Auteuil und Boulogne gelegen, bildet es durch seine schattigen Spaziergänge, seinen lieblichen Fluß und schönen See an heißen Sommertagen den prächtigsten, gesuchtesten Aufenthaltsort und ist so recht der Versammlungsort für die elegante Pariser Welt. Man fährt, reitet und geht, je nach Geschmack und Bedürfnis. Der schöne, wenn auch gewitterschwüle Abend nach einem sengendheißen Tage hatte die sorgfältig und mit Geschmack angelegten Wege heute noch mehr als sonst gefüllt, überall lebensfrohe Menschen und lechter Nachtigallen-Gesang. . . . Nur der junge Deutsche wandelt allein.

Da weckt ihn silberhelles Lachen mit bekanntem Tonfalle aus gedankenvollem Brüten. Er blickt auf und erkennt eine größere Gruppe eleganter Damen in Begleitung mehrerer Herren. Eine davon, die Lacherin, ist Mademoiselle Chaumont. Soll er sie anreden, ihr Lebewohl sagen? Blüßschnell kreuzen sich die Gedanken. Ja, er muß! . . . Und hat sie ihn nicht auch einst angesprochen, so reizend und freimüthig, und ihm Dank ge-

sagt? Den Hut tief herabziehend ist er schon herangetreten. Auch ist der von einem Erröthen begleitete Empfang sehr liebenswürdig. Selbst Mama tritt herzu, um ihn mit ein paar graziosen Worten zu begrüßen. Auch duldet sie die Begleitung des „Engländer“, ebenso scheint er der übrigen Gesellschaft nicht unwillkommen. An Claudinens Seite wandert er glücklich weiter. In ihrer Foulard-Robe von blauer Farbe, Hut und Schirm mit Bergfärbeminnicht bedeckt, ist sie die lebendige Verkörperung der Himmelsfarbe, und sieht aus, wie ein herabgestiegener Engel.

Da, — urplötzlich, — erhebt sich ein Wirbelwind; eines jener raschen, verderbenbringenden Unwetter dieses Sommers ist, von den Bäumen verdeckt, unbemerkt heraufgezogen. Schon rollt der Donner dicht über den Kronen der Buchen, Linden und Kastanien, schon fallen große, schwere Tropfen des längst erwünschten, staublöschenden Sommer-Regens herab. Jetzt freilich sind sie sehr unwillkommen, was soll aus den spinnwebartigen, duftigen Sommer-Toiletten, was aus der eleganten Chauffüre werden? Man ruft nach Wagen, aber kein Fialer ist zu sehen. In höchster Angst flüchtet man endlich unter die Bäume und in die Grotten und Pavillons. Aber nur Wenigen ist es vergönnt, einen Zufluchtsort zu erreichen, denn mit Behemung bricht die Entladung herab.

Zu den Wenigen, denen es gelingt, das schützende Dach zu erreichen, gehört glücklicherweise auch Mademoiselle Claudine. Wie es ihr gelang? Sie wußte es selbst kaum. Nur eines wußte sie ganz gewiß. Ein kräftiger Arm hatte sie emporgehoben und entführt, in demselben Augenblicke, als die Erregung der erschrockenen Gesellschaft sich zerstiebend in lautem Schreien und Wehklagen Luft gemacht hatte. Und daß dieser rettende Arm sie tren, fest und sicher gehalten, wußte sie auch.

Sie standen in einem eilig gewonnenen kleinen, reizenden Kiosk, und sahen einander glückstrahlend an. Mademoiselle erschien ihr Ritter wie Bayard, der Mann ohne Furcht und Tadel, für den sie in der Pension geschwärmt hatte. Aber Bayard war sicher brünett gewesen, ihr Retter aber besaß einen schönen blonden Vollbart, der sein Gesicht wunderbar harmonisch umrahmte. Nun, dafür war er ein Sohn Albions.

„Wir sind in Sicherheit, Mademoiselle,“ sagte Wilhelm Walter, indem er sie an einen Tisch führte, der in ihrem reizenden Zufluchtsort aufgestellt war. „Auch wird das Gewitter rasch vorüberziehen, hoffe ich . . .“

Mademoiselle strich mit reizender Zierlichkeit über eine Falte ihrer Foulard-Robe und sagte, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ: „Ich, ich — hoffe es auch, mein Herr!“ Dabei sah sie allerdings nicht sehr vergnügt aus, trotzdem der Himmel ihren Worten Recht zu geben schien.

„Wir können es hier schon aushalten!“ meinte der Deutsche.

Sie nickte, jetzt aufrichtig zustimmend.

„Wie schnell sich die Gesellschaft zerstreut hat,“ fuhr Wilhelm Walter fort, „Niemand ist mehr zu sehen!“

„O Mama, Mama, wo ist sie?“ rief Claudine, jetzt in plötzlicher Angst.

„Einer der Cavaliere wird Sorge für sie getragen haben,“ tröstete Wilhelm Walter.

„Ich hoffe es!“ beruhigte sich die Tochter. . . „Ist Ihr Freund, Mr. Tyburn, schon nach England zurückgekehrt, mein Herr? Ich meine, Sie sprachen davon.“

„Ja, Mademoiselle! Und auch ich gedente Paris morgen zu verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren!“

„Nach — Deutschland?“

„Ja, — mein Weg geht nach Deutschland, das meine Heimath ist!“ gestand er ein.

„So sind Sie kein Engländer?“

„Nein, Mademoiselle. Die kleine Täuschung wurde mir in den Mund gelegt, — von Ihnen selbst!“

Mademoiselle Claudine schien unbefriedigt. „Ich wünschte, Sie wären ein Engländer geblieben,“ sagte sie endlich sehr ernst und mit verhaltenen Thränen. „Es wäre herrlich gewesen, wenn Sie uns oft, recht oft besucht hätten, — wir sehen nämlich viele Engländer in unserem Hause! Aber Sie reisen ja morgen in Ihre Heimath zurück?“ setzte sie traurig hinzu.

„Meine Landsleute verkehren niemals in Ihrem Hause?“

„Nein!“

„Hassen Sie uns arme Deutsche auch?“

„Ich kenne wenige und die, welche ich kenne, sind nicht wie Sie, mein Herr. Aber Papa haßt die Brüssienser, ja, er haßt sie! Sehr!“

Das war Wilhelm Walter leider nichts Neues. Das liebe, reizende Kind, wie gern hätte er es an seinem Herzen mit hinübergenommen nach Deutschland. Es wäre zu schön, zu beglückend gewesen! Und unbewußt, und getrieben von seinem Gefühl, hatte er auch schon die Hand ausgestreckt nach dem Sterne. Und der Stern blickte so freundlich, als wolle er sagen: „Greif

nur dreißt hinauf in den Himmel“. Aber die Hand ward zurückgewiesen, durch eine größere Macht. Der Millionär, der Vollblut-Franzose, — würde er das einzige Kind einem unbedeutenden Deutschen geben, der nichts war als ein Kind der Arbeit? Nimmermehr! Claudine ward anscheinend immer bedrückter und unruhiger dazu. Und es war traurig anzusehen, wie die Gräbchen nicht weichen wollten in dem des Lachens gewohnten Gesichtchen, trotzdem sich die Augen mit Thränen füllten. Aufstehend sagte sie mit unerwarteter Energie: „Ich möchte zu Mama zurückkehren!“

Der junge Mann bot ihr den Arm und führte sie hinaus. Der Donner grollte noch, aber der Sturm hatte sich gelegt, auch hatte es aufgehört zu regnen. Schweigend schritten sie über abgeknickte Zweige und windverwehte Blätter dahin. In der großen Allee kamen ihnen die zerstreuten Spaziergänger massenhaft entgegen, die sich aus ihren schnell eroberten Verstecken allmählig wieder zusammenfanden. Darunter war auch die Gattin des Seidenwaarenhändlers. In stark chiffonirter Toilette und mit großer Erregung trat sie am Arme eines Herrn aus einem Seitenwege hervor.

„Claudine, mein theures Kind, endlich bist Du da! O, welche Angst ich um Dich getragen habe! Wie findest Du Dich?“

„Vortreflich, Mama!“ sagte das Töchterchen, obgleich der schwimmende Blick das Wort Lügen strafte.

„Wo warst Du, Kleine?“

„Dort im Kiosk, mit, mit — —“

„Tausend Dank, Mr. Walter,“ fiel die lebhaft Französin in's Wort. „Sie bleiben doch noch längere Zeit in Paris? O, Sie müssen uns besuchen, — Sie werden Ihre Landsleute häufig bei uns treffen. Nicht wahr, Sie kommen schon morgen, um sich nach uns umzusehen? Monsieur wird Ihnen auch zu danken wünschen für Ihren Beistand. Hier, meine Karte mit der Wohnung!“

Die Dame hatte so schnell gesprochen, daß es dem jungen Ingenieur unmöglich geworden war, seinerseits zu Worte zu kommen. Und auch jetzt ward ihm jede Erklärung, ja selbst eine Antwort abgeschnitten. Fialer kamen plötzlich sehr eilig herbeigerollt, um die verstreute, durchnässte Gesellschaft aufzunehmen. Der Herr, welcher den Vorzug genossen, Madame's Ritter zu sein, winkte einen Wagen heran und hob die Damen hinein. Wie im neuen Wirbelwind war die Gesellschaft zerstreut.

4.

Der junge Deutsche verbrachte die letzte Nacht in Paris schlaflos. Aber, — mußte es wirklich die letzte sein? Hielt er nicht durch die empfangene Karte und Einladung die Möglichkeit einer Fortsetzung der interessanten Bekanntschaft in der Hand? Aber was sollte sie ihm? . . . Eine Heirath konnte unmöglich daraus werden. Dazu drückte es ihn plötzlich wie eine Schuld, daß er seine Rationalität den Damen nicht gleich bekannt hatte und sozusagen unter falscher Flagge gefegelt war. Der Welt-Tourist hatte ihm gerathen, die Angelegenheit als „reizendes Reise-Abenteuer“ anzusehen und zu — vergessen! Vergessen? . . . Nein, das konnte er nicht. Schon jetzt war es ihm unzweifelhaft, daß ein Theil seines treuen deutschen Herzens hier zurückblieb. Da fällt sein Blick auf das zierliche Kärtchen mit der Bezeichnung der Wohnung. In tiefer Mißstimmung hat er sie gestern von sich gelegt. Jetzt liest er plötzlich:

„Madame Préférance Chaumont, 98, Boulevard Hauffmann.“

Er steht starr, stumm. . . Dann hat er das Gefühl, als ob er in einen Spiegel blicke, bis tief auf den Grund. In dem Spiegel aber ist ein Stück seiner Kindheit zu sehen, das als farbenbuntes Bild dem Buche seiner schlichten Kindheits-Erinnerungen eingefügt ist. Wie durch leichten Nebel blickt er plötzlich durch einen Zeitraum von neunzehn Jahren hindurch. Er sieht sich wieder in Erfurt, der Thüringer Blumenstadt, woselbst sich seine Mutter, eine unbemittelte Predigerwitwe, niedergelassen hatte, um ihren beiden heißgeliebten Kindern die notwendige Ausbildung zu geben. In einem grün umrankten, mit Blumensherben reich verzierten Hinterhause der hübschen Angerstraße hatte sie ein behagliches und friedliches Nestchen gefunden.

Der Garten des weitläufigen Grundstücks ward aber von der Rückseite durch großartige Glashäuser begrenzt, in welchen für gewöhnlich einer der großen Erfurter Blumenzüchter seine Schätze zur Entfaltung brachte. Damals freilich, in der Zeit seiner Kindheit, waren die Tempel Flora's einer anderen, unendlich krautigen Bestimmung eingeräumt gewesen. Die Verwundeten und Kranken unter den vielen Tausenden der gefangenen Franzosen, welche in den Hospitälern nicht mehr zu bergen waren, hatten in dem Winter von 1870 — 71 ihre Unterkunft daselbst gefunden. Die schönen, friedlichen Räume hatten viel Leid und Elend gesehen, ihre Mauern hallten wider von den Klagen und Seufzern der Armen. . . Kindliche Neugierde zuerst, dann aufrichtige Theilnahme, hatten den zehnjäh-

rigen Wilhelm Walter oft an den nachbarlichen Ort des Leides geführt, zuletzt ganz zufällig auch an das Bett eines Kranken, dem man auf seinen Wunsch mit-leidig einen kleinen Nebenraum eingeräumt hatte, trotzdem er kein Offizier war. Vermuthlich hatte man den feingebildeten Mann in ihm erkannt, dem man die Gemeinschaft mit den Turkos und Zuaven nicht zumuthen wollte.

Der Franzose war an der rechten Schulter schwer verwundet und wochenlang unfähig, den Oberkörper selbständig zu bewegen. Mehr aber als Körper Schmerz drückte ihn wohl Seelenleid, selbst der zehnjährige, feinfühlig Knabe empfand es instinctiv. Die Unterhaltung war mühsam, wurde aber endlich doch ermöglicht, aber von dem Robinson Crusoe, den Wilhelm dem Kranken vorlas, verstand dieser sicher nicht viel. Dafür erfrischten ihn die Apfelsinen, die Wilhelm für sein Taschengeld gekauft hatte.

Eines Tages hielt der Verwundete einen Brief in der Hand und erschien hochbewegt.

„O, theure Préférance, wann endlich werde ich Dich wiedersehen? Dich und unser liebes Baby?“ wiederholte er, den Brief an seine blassen Lippen ziehend. „Und nicht einmal zu schreiben vermag ich . . .“

„Ich will für Sie nach Paris schreiben,“ fiel der deutsche Knabe dienstfertig ein. „Wir haben in der Quinta schon französisch, — darf ich?“

„Du wollest?“

„O, gern! Und die französische Zeitung lese ich Ihnen auch vor!“

„Später. Jetzt laß Dir Papier und Feder von der Ambulanz geben und schreib! O, endlich wird Préférance Nachricht erhalten! . . .“

Der Brief ward nach Anweisung, Buchstabe um Buchstabe, niedergeschrieben. Die Adresse lautete: Madame Préférance Chaumont, 98, Boulevard Hauffmann, genau wie auf der Karte in seiner Hand. Vom Inhalte wußte Wilhelm wenig mehr, aber daß er die Freude des jungen Vaters über die Nachricht von der Geburt eines Töchterchens aussprach, wußte er noch ganz genau. Und dies Töchterchen? Nun, es hieß Claudine und war die reizendste Pariserin geworden, die jemals auf zierlichen Hakenschuhen auf dem Trottoir der Hauptstadt einher getrippelt war.

5.

Kurz vor der Dinerstunde ließ sich der junge Deutsche bei Madame Préférance Chaumont melden. Zugleich aber gab er für den Hausherrn eine Karte ab. Darauf war zu lesen: Wilhelm Walter, Civil-Ingenieur, darunter war mit Bleistift hinzugefügt: Erfurt, Anger, 1870—71.

Madame empfing ihren Gast mit großer Liebenswürdigkeit in ihrem kupferfarbenen Salon. Sie saß auf dem Sopha von Seidenplüsch und legte das letzte Mode-Journal sofort aus der Hand. Neben ihr, auf einem Tabouret, saß Claudine und hielt eine Stiderei zwischen ihren Elfsingern. Aber über die feinen Blüten und Ranken hinweg blickten die dunklen Augen sehnsuchtsvoll dem Gaste entgegen.

Man besprach zuerst noch einmal den gestrigen Vorfall, dann, wie immer, die Weltausstellung. . . Da öffnet sich die Portière, Monsieur Chaumont trat ein, die Karte in der Hand.

„Mein kleiner, nein, mein junger Freund, willkommen in Frankreich!“ rief der Franzose lebhaft und liebenswürdig. Dann richtete er die Damen wendend, jetzt er erklärend hinzu: „Daß Monsieur Walter ein Deutscher ist, weißt Du schon durch Claudine, theure Préférance, aber daß er mein kleiner Wohlthäter ist, von dem ich Dir oft erzählte, ist sicherlich eine Neuigkeit?“

Madame war entzückt, Claudine blickte immer glückstrahlender. Freudig nahm sie den Arm des jungen Deutschen, um sich von ihm zum Diner führen zu lassen, zu welchem er auf eindringlichstes Bitten von Monsieur und Madame Chaumont blieb. Die Unterhaltung war fein und belebt, als aber der junge Deutsche nach dem Kaffee, von seinem heißen Gefühle getrieben, rückhaltslos um Claudinens Hand warb, ward Monsieur Chaumont plötzlich sehr kühl. Endlich sagte er mit Ernst:

„Bleiben Sie bei uns in Frankreich als naturalisirter Franzose, und ich will Ihnen das Haus bauen.“

„Nimmer!“ entfuhr es unwillkürlich Wilhelm Walter. Das Wort ward herausgestoßen, rauh und hart, und ließ Claudinens Augen sich mit Thränen füllen.

„Junger Mann, noch kennen Sie nicht das Voos, das Ihnen winkt,“ fuhr Monsieur Chaumont jetzt mit Güte fort. „Deutsche Wissenschaft und deutscher Fleiß sind hochgeschätzt bei uns und tragen ihre goldenen Ernten. Wir aber sollen Sie, als Claudines Gatte, ein theurerer Sohn sein!“

„O, Monsieur Chaumont, Ihre Lodung ist groß!“ rief der junge Mann schmerzlich. „Es kostet mich ein Stück meines Herzens, wenn ich sie zurückweise . . .“

„Sie — wollen nicht?“

„Ich kann nicht! Aufgewachsen in einer Zeit, welche



Weihnachten im Felde. Zeichnung von Carl Becker.

die höchsten Triumphe deutscher Machtentfaltung gesehen, fühle ich mich zu sehr als Glied meines großen Vaterlandes. Ich diene freudig dem alten Heldenkaiser und harre mit gleicher Freudigkeit auf den Ruf des jungen. Mit solchen Gefinnungen kann man nicht als Franzose leben! Auch gilt das Wort: „Das Weib folge dem Manne!“ Willst Du mich allein ziehen lassen, Claudine?“

„O Vater, o Mutter, verzeiht! Ich gehe mit ihm!“
 „Das sprach nicht die Französin, das sprach das Weib!“ sagte Wilhelm Walter, sie an sich ziehend.

M. Chamont stand stirnrunzelnd und nachsinnend; anscheinend rang er mit schwerem Entschlusse. Dann sagte er ruhig: „Mir scheint, das Schicksal hat selbst die Karten gemischt. Anders, ganz anders, als ich vorgeesehen hatte, — aber es läßt sich das Spiel nicht mehr entziehen!“

Der junge Deutsche hatte den Arm fest um die feine Taille der Französin gelegt, als ob er sie gegen eine Welt verteidigen wolle. Und der Abendsonnen-Strahl, der über die Beiden hinwegflüht, erschien wie ein Votum des Himmels, der, unbeflügelt vom Fortschritte der Zeit und Verhältnisse, zwei glücklichen Menschenkindern den Frieden ihrer treuen Liebe bringt.

Nachdruck verboten.

Unser Weihnachtsbaum.

Von Hanns von Spielberg.

Wie er glänzt und schimmert, unser geliebter, theurer Weihnachtsbaum! Als Kinder haben wir ihm jubelnd die Händchen entgegengestreckt, Mütter und Väter haben ihn, an der Freude der Kinder selbst wieder jung werdend, geschmückt, und wenn die Jahre unser Haar silberfarben, zu ihm schauen wir immer mit den gleichen, von nur frohen Erinnerungen durchwobenen Gefühlen empor. Der lichterstrahlende Tannenbaum giebt unserem deutschen Weihnachtsfeste eine Poesie, welche kein anderes Volk kennt, — ein eigener Zauber zieht mit seinem Dufte in jedes Haus ein, und jedes Herz schlägt schneller, wenn es seiner denkt!

Er ist unser, ganz unser Eigen, — keine fremde Nation schmückt sich am heiligen Abend die Tanne mit Kerzen und heiterem Lant, aber, wo wir Deutschen auch hingerufen werden, nehmen wir den alten Brauch der Väter mit uns. Unsere Brüder in Nord- und Süd-Amerika wollen den Weihnachtsbaum so wenig missen, wie unsere Matrosen in fernen Meeren, und 1870 nannte in Tausenden von französischen Häusern am Weihnachtsabend der Lichtglanz der Tannen auf; wie Kaiser Wilhelm unter mächtigen Christbäumen in der Präfectur von Versailles die Gaben für seine Umgebung selbst ordnete, so wollte, — oft dicht an der Kette der feindlichen Vorposten, — auch jeder Grenadier beim heimathlichen Kerzenschimmer der Lieben im Vaterlande gedenken.

Unser Weihnachtsbaum kennt keine Confession, keinen Standesunterschied, keine Altersgrenze, — er leuchtet in weiten deutschen Landen Protestanten und Katholiken, er leuchtet im Schlosse unseres kaiserlichen Herrn und in der ärmsten Hütte, — in jeder Kasernenstube duftet am Festabend die geschmückte Tanne und in allen Kirchen ladet ihr Schimmer zur frommen Andacht. Jubelnd umringt den strahlenden Baum die fröhliche Anabenschar, es sammeln sich unter ihm gereifte Männer, und tiefgebeugt und doch Trost in der Erinnerung findend, wallfahrtet die Mutter zum Grabe ihres geliebten, zu früh verschieden Kindes, um auf den schneebedeckten Hügel, einer letzten Gabe gleich, das immergrüne Tannenteis zu legen.

Er ist in der That deutsch, unser Weihnachtsbaum, völlig deutsch selbst seinem Ursprünge nach.
 Wir wissen heute, daß in die Weihnachtsfeier ein gut Theil uralter, heidnischer Bräuche mit hinübergenommen ist. Das

Fest der Winter-Sonnenwende wurde von fast allen Völkern des Alterthumes gefeiert: die Römer tollten, jubelten und beschenkten sich bei ihren Saturnalien, die, einst auf den siebzehnten December beschränkt, sich unter den Kaisern zu einer vollen Woche ausdehnten, — die deutschen Stämme feierten am vierzehnten December das Lustfest mit Opfern und Trinkgelagen:

nicht umsonst kennzeichnen noch die Romen-Kalender das alte Fest durch ein aufrechtstehendes Trinthorn. Als dann das Christenthum seinen Eroberungszug über die Herzen begann, erleichterte es die Gewöhnung an seine hohen Festtage nicht wenig, daß sie in die Nähe der alten heidnischen fielen. Lag doch auch eine tiefe, innere Verwandtschaft zwischen beiden: wenn die Winter-Sonnenwende den Beginn des erneuten Lebens der noch in Kälte und Eis erstarrten Natur bezeichnete, um wie viel höher stand das Christfest, das der Welt das Nahen neuer geistiger und sittlicher Erleuchtung immer aufs Neue kündete. Auch von „Weihnacht“ sprechen wir heute noch nach altem seltlich-germanischen Brauch, und nimmer von einem „Weihstage“, — rechneten unsere Ahnvoedern doch die Zeit nicht nach Tagen, sondern stets nach Nächten.

Wenn die schöne Sitte des gegenseitigen Beschenkens an dem Heilstage, an welchem Gott uns seinen Sohn gab, aus den römischen Saturnalien in unser Weihnachtsfest hinübergenommen wurde, so wurzelt der Christbaum zweifellos in germanischer Sitte, im altgermanischen Glauben: es ist der letzte Abglanz des deutschen Wald-Cultus. Unter dem Schatten des Waldes, in dem er lebte, verehrte der German seine Göttheiten; ihnen heiligte er einzelne uralte Bäume, mit dem Blute seiner Opfer düngte er die Wurzeln der altherwürdigen Buchen, in ihren Zweigen hing er seine Siegeszeichen auf und an Festtagen bekränzte er die Stämme mit Laub und Blumen.

Was Wunder, wenn gerade uns Deutschen unser Weihnachtsbaum so werth und theuer ist!

Eine echte und rechte Christtanne ist ihrer Wirkung auf die Herzen sicher, gleichviel, ob sie im glänzenden Saale oder im ärmlichen Stübchen steht, gleichviel, ob sie groß oder klein ist, gleichviel, ob ein einziges, winziges Lichtchen aus ihrem dunklen Grün hervorschimmert oder strahlende Kerzen und köstliches, buntes Zuderwerk sie schmückt! Wessen Herz nicht ganz erhorbet ist, dessen Auge leuchtet auf und dessen Seele freut sich hier, wie dort.

Vielleicht thun wir heute sogar zu viel des Guten an unseren Christbäumen. Kein Los hat es mit sich gebracht, daß ich im letzten Jahrzehnt vieler Orten mein Weihnachtsfest beging und unter vielen köstlich geschmückten Christbäumen heiligen Abend feierte. Ich kann aber nicht sagen, daß mich gerade immer diejenigen Edelmannen, welche am reichsten geziert waren, innerlich am meisten befriedigten. Seit sich die geschäftige Industrie mehr denn ehemals des Christbaumenschmuckes bemächtigt hat, erscheinen mir unsere lieben, immergrünen Weihnachtsbäume bisweilen mit einem Schmucke überladen, der, wie ich glaube, nicht immer recht zu ihm paßt. Es sind, an sich betrachtet, ja meist reizende, oft entzückende Sächelchen, die der kunstgerechte Zuderbäcker und der Cartonagen-Fabrikant liefern, hätte ich aber für eigene Kinder einen Baum „anzuputzen“, so recht nach meinem Herzen, ich würde scharfe Auswahl unter ihnen und Maß in ihnen halten. Die schillernden Tropen-Vögel, die zierlichen japanischen Fächer, die bunten, an den Cotillon erinnernden Ordenssterne, sie passen nach meinem Gefühle nicht an einen deutschen Christbaum, von offenbaren Geschmacklosigkeiten, wie etwa einer als Klavier frisirten Bonbonniere oder gar der kleinen Marzipan-Wüste irgend eines vaterländischen Helden ganz zu schweigen. Vor Allem sollte mir aber mein Weihnachtsbaum nicht unter einer Ueberlast von Schmuck seinen eigentlichen Charakter verlieren: ich will nicht nur buntes Papier und Lametta und Zuderzeug und Glaslugeln und künstlichen Schnee und gleichenden Metallschimmer, — ich will auch den vollen, grünen, reich mit Lichtglanz überzogenen Baum sehen! Und, man versuche es nur, kein prunkender, überbunter Baum wird an die Schönheit seines einfachen, aber recht reich mit Lichtern versehenen Bruders hinarreichen.

Die böse Industrie hat ferner angefangen, Kindern und Eltern eine große Freude zu rauben. Wenn ich an meine Kinderzeit zurückdenke, wie froh und glücklich waren wir, wenn Mütterchen eine Woche etwa schon vor dem heiligen Abend mit dem Korbe voll rothbackiger Äpfel und hartschaliger Wallnüsse, mit Schaumgold und Silber und einigen buntten Papieren in unserem Stübchen erschien, an unserem kindertische Platz nahm und mit uns die Vordörfer vergoldete, die Nüsse fein säuberlich mit Holzplinten verjah und uns lehrte, kunstvolle Reze und lange, lange Ketten zu schneiden. Und auch Väterchen hielt sich nicht für zu gut, uns Gesellschaft zu leisten, ja er scherzte und spahte nicht nur mit uns, sondern er

war auch Meister in der Kunst, den dicken, goldglänzenden Wachsstock in unzählige gleiche Theile zu theilen, jedes Lichtchen sorgsam anzuspitzen und Probe brennen zu lassen, sodah der feine Wachsduft uns schon eine Vorfreude des richtigen Weihnachtsduftes gab. Ja, so war es ehemals, — wie aber ist es heute? Heute haben nur allzu oft weder die Eltern, noch (leider!) auch die Kinder Zeit für solche Allotria. 's ist ja auch kaum noch nothwendig: Papa oder Mama nehmen sich dagegen am Dreißigsten eine Droschke, fahren in die Stadt und kaufen den ganzen Christbaumenschmuck, — es fehlte nur noch, daß sie den fertig aufgeputzten Baum selbst beim Conditor erstünden. Gewiß, unsere Reize und Ketten waren recht armselig den prächtigen Lieberaschungen gegenüber, deren jetzt jedes Jahr neue bringt, ob die heranwachsende Generation sich aber mit gleicher Liebe der Weihnachtsbäume ihrer Jugend erinnern wird, wie wir Allen, das erscheint mir denn doch zweifelhaft.

Und weiter: unseren Eltern galt das „Anspitzen“ als eine große Freude, und ich selbst gedenke noch heute gern des Festtages, an dem ich, — ich war bereits Primaner, — zum ersten Male die Erlaubniß erhielt, mitzutun, während die jüngeren Geschwister meine Bevorzugung mit leiser Reide bemerkten. Auch uns stachen damals wohl die Tannennadeln und die Hände wurden „klebrig“ vom Wachsstocke, aber wir jubelten doch schließlich über unser gelungenes Werk; heute aber gilt nur allzu oft die Schmückung des Weihnachtsbaumes als eine Last, die man gern auf die Stütze der Hausfrau oder gar auf irgend einen dienstbaren Geist abwälzt, Hand auf's Herz! Ist es nicht so? Nimmermehr aber kann der herrlichste Schmuck die liebevolle Hand der Mutter ersetzen: Kinder haben idarfe Augen und eine eigenartig ausgebildete Empfindung, sie fühlen heraus, was fremdes Geschick, was der Eltern eigenste Fürsorge thut.

Und endlich zum Dritten: der Weihnachtsbaum soll kein Schau-, kein Decorationsstück sein, er soll, wo Kinder ihn jubelnd umtanzen werden, nicht den Augen allein, er soll auch den kleinen Federnädeln etwas bieten können. Es ist heute vielfach Mode, ihn lediglich mit Dingen zu schmücken, die Alles, nur nicht essbar sind. Papier und Papp, Glaslugeln, Porzellansterne, Metall in den denkbar verschiedensten Formen und Farben und was weiß ich noch Alles, schimmern und glänzen und summern ja sehr schön, wenn ich aber an mich selbst als Kind zurückdenke, so weiß ich bestimmt: solch' Weihnachtsbaum ohne Äpfel und Nüsse und Pfefferkuchen und Zuderwerk würde mir nimmer als ein richtiger Christbaum erschienen sein. Ich plaidire für unsere Kleinen! Auch sie sollen sich der einst der Süßigkeiten erinnern können, die sie aus den stacheligen Zweigen, bedroht von der feierlich dazwischen gehängten Muthe, naschen durften. Wenn Gott das Glück gewährt hat, sich an den freudestrahlenden Gesichtern eigener Kinder zu erfreuen, der schmücke ihnen keinen Weihnachtsbaum zum Anschauen, sondern einen zum Aubeißen, kein Prunkstück mit einem kostbaren Spielwerke im Fuße und hundert zerbrechlichen kleinen Kunstwerken in den Zweigen, sondern einen Baum, an dem die Kinder ihr kindliches Wohlgefallen haben können.

Die Freude der Kinder aber bleibt ja doch für alle Elternherzen die höchste Weihnachtsfreude! Wenn die fröhliche, die selige, die anadenbringende Weihnachtszeit herannah, dann fühlt ein alter Dagestolz, wie ich, doppelt die schmerzliche Einsamkeit, die auch der lauteste Festtrubel nimmer verjucht. Allein, — auch unter Fremden, — bleibt ihm nur die Erinnerung an die herrlichen Augenblicke, da er selbst mit klopfendem Herzen durch die Thürspalte in das geheimnißvolle Gesandzimmer lugte, die Erinnerung an die seligen Augenblicke, in denen er mit den Eltern unter den strahlenden Tannenbaum trat!

Nimmer lehren der Jugend goldige Stunden zurück, aber kein Ungemach des Lebens kann uns die frohe, die glückliche Erinnerung an sie rauben.

Sorgen wir, daß sie auch den Kindern unserer Zeit bleibt, halten wir fest an der Poesie unseres schönsten Festes, an dem alten, an unserem theuren, deutschen Weihnachtsbaume.

Nachdruck verboten.

Die kleine Maud.

Von Robert Falk.

In Zeiten der Königin Elizabeth lebte in London ein berühmter Gelehrter, Thomas Minot, oder, wie er sich nach damaligem gelehrten Brauche nannte, Minotius. Er war ein Nachkomme des bekannten alten Poeten Lawrence Minot, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts neben der Goldmacherkunst, in der er nichts zu Wege brachte, noch eine andere Kunst übte, mit dem Golde seiner dichterischen Begeisterung die Welten zu vergolden, welche sich seine Phantasie in glücklicher Einseitigkeit schuf. Ein Zug dichterischer Begabung hatte sich auf alle Nachkommen des alten Poeten vererbt und auch unser Thomas hatte seinen Theil davon erhalten, der ihm jenen Adel eines heiteren Gemüthes verlieh, durch welche allein der





Einkauf des Weihnachtskarpfens. Von Hans Bartel. — Siehe Seite 222.

Weltweise erkennen kann, „daß die Weltweisheit nichts ist, als die Weisheit Gottes, welche aus dem Spiegel der Welt zurückstrahlt“. Seine wissenschaftlichen Forschungen hatten alle nur den einen Zweck, den Menschen zur Kenntniß, aber auch zur Liebe der Welt zu verhelfen. Sein Nachdenken hatte ihn auf den Zweifel geführt, ob der Grund der menschlichen Irrthümer in der Sünde zu suchen sei, oder ob die Sünde sich auf den Irrthum gründe, ob also die Sünde der Stamm oder die Wurzel des Irrthumes sei. Zur Ergründung dieser Frage schien es ihm am förderlichsten, wenn er sich zunächst ein möglichst vollständiges Verzeichniß aller menschlichen Irrthümer anlegte. Mit angestrengtem Fleiße hatte er in vielen Jahren zehn große Folio-Bände zusammengeschrieben, in denen nach den verschiedenen Lebensaltern die Irrthümer der Kindheit, der Jugend, des reifen und des Greisenalters vermerkt waren. Der Kindheit war ein Band gewidmet, die Jugend umfaßte zwei, die reifen Jahre drei, das Greisenalter vier Bände. In den einzelnen Abtheilungen dieser Bücher waren wiederum die Irrthümer der verschiedenen Berufsarten, z. B. der Staatsmänner, der Kaufleute, der Soldaten, der Handwerker, der Gelehrten u. enthalten. Ein erster Band, der die Irrthümer der Staats-Verfassungen umfaßte, sollte, und den Nachweis, daß diese in allen Individuen und professionellen Irrthümern ihren Grund haben, war nicht vollendet.

Seit zweiunddreißig Jahren hatte Thomas Minot mit der ihm eigenen, bewunderungswürdigen Sorgfalt an dem merkwürdigen Werke gearbeitet, in welchem der Ideengang so logisch bündig geschlossen war, daß man auch nicht eine Seite aus den Büchern entfernen konnte, ohne den kunstmäßigen Aufbau des Ganzen zu Falle zu bringen. Als Endergebniß seiner Forschungen hatte der Weise gefunden, daß das Böse der Hauptbestandtheil des Lebens, und daß dasselbe, wie dieses, über die ganze Erde verbreitet sei.

Thomas Minot war in den sechzig Jahren seines Lebens nie in den Irrthum verfallen, sich zu verheirathen. Er lebte in einem auf dem Hofe eines alten Gebäudes gelegenen kleinen Häuschen, dessen gelehrter Anstrich prächtig zu den Dohlen und Krähen passte, die von dem nahen alten Kirchturme herabgefliegen kamen und mit gravitätischer Neugier durch die Eisenstangen der wunderbar geformten Fenster der Arbeit des einsamen Gelehrten zusahen. Bisweilen guckten die Vögel mit schlaun zur Seite geneigtem Köpfchen auf die großen Folianten, auf deren Rücken mit zierlicher Hand der Titel „De erroribus humanis“ und die Zahl des Bandes geschrieben waren, als wollten sie sagen, daß sie in weltlichen Dingen doch viel klüger seien, als der alte Herr dort am Schreibtische, der fast so verrostet aussah wie die alten Eisenstangen am Fenster. In dem kleinen Häuschen lebte Thomas Minot mit einer alten Hausdienerin, Namens Kitty, welche er Clausentina nannte, da sie aus Southampton gebürtig war.

Thomas' einzige Schwester hatte den Irrthum begangen, sich mit einem Tuchhändler aus der City zu verheirathen und einem kleinen Mädchen, Namens Maud, das Leben zu geben. Sie hatte nach zehnjähriger Ehe die Reihe ihrer Irrthümer damit beschloffen, daß sie starb, und ihr Gatte in dem Irrthume, daß er ohne sie nicht leben könnte, war ihr nach wenigen Monaten in's Jenseits gefolgt.

Thomas nahm die sechsjährige Waise um so freundlicher und herzlicher in sein Haus, als er hoffte, in dem Verkehr mit ihr ein reiches Material für seinen ersten Band der Irrthümer der Kindheit zu finden.

Während der ersten acht Tage war die kleine Maud ganz still, sprach kein Wort und weinte. Am Morgen des neunten Tages sagte sie zu Thomas: „Ich habe diese Nacht meine Mutter gesehen in einem hellen weißen Kleide, sie hielt wunderschöne Blumen in ihrer Hand, die sie auf mein Bett streute. Die Blumen habe ich heute Morgen nicht mehr gefunden, Onkel, hast Du sie etwa fortgenommen?“

Thomas beüllte sich, diesen Irrthum im ersten Bande seines Werkes zu notiren, fügte aber in einer Note hinzu, daß dies ein kindischer, aber recht anmuthiger Irrthum (error infantilis cum mirifica quadam suavitate conjunctus) sei.

Einige Zeit darnach sagte Maud zu ihrem Onkel: „Onkel Thomas, Du bist alt, Du bist auch häßlich, aber ich liebe Dich doch so sehr! Du mußt mich aber auch recht lieb haben.“ Schon hatte Thomas Minot die Feder ergriffen, um einen neuen Irrthum des Kindes zu verzeichnen, aber er mußte zugestehen, daß er nicht mehr jung sei, und daß er niemals schon gewesen war. Er fragte deshalb nur: „Weshalb mußt Du mich lieb haben, Maud?“

„Weil ich klein bin.“

Thomas Minot legte sich die Frage vor, ob es nöthig sei, die Kleinen zu lieben? und kam nach einiger Ueberlegung zur Bejahung der Frage, denn die Kleinen bedürften in der That der Liebe. Durch diese Nothwendigkeit aber wurde der allgemeine verbreitete Irrthum gerechtfertigt, daß die Mütter sich verpflichtet halten, ihre Kleinen mit ihrer Milch und mit ihrer Liebe zu nähren. Er beschloß, dem betreffenden Abschnitte des ersten Bandes seines Werkes eine Umarbeitung zu Theil werden zu lassen.

Als Thomas Minot am Morgen seines Geburtstages in sein Studirzimmer trat, in welchem die zehn großen Folianten seines Werkes auf den alten Eichen von Eichenholz in den Fenstervertiefungen und eine große Menge ungeordneter Papiere auf dem Schreibtische lagen, quoll ihm vom Fenster her ein lieblich süßer Duft entgegen. Auf dem Fensterbrette standen in einem kleinen Gefäße drei rothe Nelken, welche das sonst so dumpfige Zimmer mit ihrem Wohlgeruche erfüllten. Die Strahlen der Morgensonne fielen mit frohem Glanze auf die drei Blüthen, aber auch auf den alten ledernen Lehstuhl, auf den Schreibtisch von Rußbaumholz, auf die alten Pergament-Bände im Bücherständer, auf die buntpigmentirten Blumen des weichen Fußteppichs. Es war, als ob sie alle sich der Sonnenstrahlen freuten und in ihrem Glanze freudig lachten. Thomas Minot, der mit all diesem Hausrauche alt geworden war, mußte ebenfalls lächeln, als er die allgemeine Freude bemerkte.

Maud schlang ihre Arme mit herzlichem Glückwunsch-Kuß um den Hals des alten Onkels und führte ihn an das Fenster, wo die Nelken standen. Die Flügel desselben waren geöffnet und ließen die wärmige Frühlingsluft herein. Maud wies mit ihren Händchen nach dem wolkenlosen Morgenhimmel hinauf und sagte: „Sieh, Onkel Thomas, das ist der Himmel und da unten, wo unser Garten ist, das ist die Erde, in der die Blumen hier gewachsen sind. Hier aber, wo die alten, großen Bücher liegen“ (dabei zeigte sie auf die zehn Bände der „menschlichen Irrthümer“), „da ist die Hölle, da fällt kein Sonnenstrahl hinein, da ist es immer finster.“

Dieser Irrthum der kleinen Maud mahnte Thomas Minot, daß er die Arbeit an seinem großen Werke seit einiger Zeit

lässiger betriebe, ja, daß er seine Forschungen dafür seit vielen Wochen ganz vernachlässigt hatte. Woher sollte er Zeit und Sammlung zu so ernster Arbeit nehmen? Maud schleppte ihn fortwährend durch die Straßen und durch Feld und Wald, wo sie tausend reizende Dinge entdeckte, die auch ihm, dem alten Bücherwurme, neu und erfrischend waren. Beschämt über seine Vernachlässigung öffnete Thomas die alten Bände, welche staubig in den Fenstervertiefungen lagen, aber er konnte sich nicht mehr aus in seinen Manuscripten.

Ein dumpfer Geruch wehte ihm daraus entgegen, der mit der Frühlingsluft, welche er mit Maud in Wald und Feld einathmete, so gar keine Ähnlichkeit hatte. Er fand in seinen Aufzeichnungen nichts von Maud und von seinen Spaziergängen mit ihr.

Glücklicherweise kam ihm die Philosophie zu Hülfe, welche ihn auf den transcendentalen Gedanken führte, daß Maud eigentlich zu nichts gut sei. Er verschloß sich dieser Wahrheit um so weniger, als er durch ihre Anerkennung in seinem Werke über die menschlichen Irrthümer nur gefördert werden konnte.

Eines schönen Tages fand er das Kind am Fenster seines Arbeitszimmers damit beschäftigt, einen Faden durch das Loch einer Nähnadel zu ziehen. Er fragte, was sie nähen wollte?

„Weißt Du denn nicht, Onkel Tom, daß die Schwalben weggezogen sind?“

Onkel Tom wußte nichts davon. Weder im Plinius noch im Avicenna hatte er davon gelesen, daß die Schwalben zum Winter in wärmere Länder ziehen.

„Kitty hat es mir gestern gesagt...“

„Du meinst Clausentina.“

„Ja, sie hat mir gestern gesagt, die Schwalben wären in diesem Jahre schon sehr zeitig weggezogen, und das wäre ein Zeichen, daß es einen sehr strengen Winter geben werde. Und wenn es nun sehr kalt wird, dann mußt Du Deinen Pelzrod wieder anziehen, sonst friert Dich. Ich habe ihn heute aus dem Kasten genommen und gesehen, daß es an den Nähten viel auszubessern giebt; wo sie aufgerissen sind, will ich sie wieder zunähen.“

Der Winter kam und war so kalt, wie die Schwalben es vorhergesagt hatten. Onkel Tom sah in seinem Pelzrod am wärmenden Kamine und dachte über die Umarbeitung einiger Abschnitte seines Werkes nach. Aber jedes Mal, wenn er seine neuen Erfahrungen der Theorie vom Universal-Bösen anpassen wollte, hörte Maud seine Meditationen, indem sie ihm ein Glas Ale brachte, oder mit lächelnd fragendem Blicke unbefangenen vor ihn hintrat.

Als es dann wieder Frühlung wurde, machte Onkel Tom mit der kleinen Maud wieder die gewohnten Spaziergänge durch die Felder und Wälder. Von klein auf hatte er sich in großer Liebe mit dem Studium der Pflanzenwelt beschäftigt und der auch auf ihn vererbte poetische Zug der Minots hatte ihm gerade in diesem Studium eine Quelle von heiterem Genuße und sinniger Freude erschlossen. Er nannte die Pflanzenkunde eine scientia amabilis, und er war glücklich, wenn er der kleinen wißbegierigen Nichte die Geheimnisse kennen lehren konnte, welche das Entstehen, Wachsen und Vergehen der Pflanzen, ihre Bedeutung für die Menschen- und Thierwelt, ihren Einfluß auf die Gestalt und den Lebens-Prozeß des Erdballes so taufendfältig begleiten. Auf den Spaziergängen machte er seine kleine Begleiterin auf die Eindrücke aufmerksam, welche die Pflanzenwelt auf das menschliche Gemüth hervorbringt, je nach Duft und Wuchsthum, nach heilender und verderblicher Wirkung, und war hocherfreut über die Gelehrigkeit und das Verständniß seiner Schülerin. Maud brachte von ihren Ausflügen mit dem Onkel stets Pflanzen und Kräuter in großer Menge mit nach Hause, welche dann Abends nach ihren Verschiedenheiten gesichtet wurden.

Eines Abends, als sie den Schatz ihrer reichen Tagesernte vor sich auf dem Schreibtische des Onkels ausgebreitet hatte, auf welchem sie die „einfältigen Papiere“ in kindlicher Ungeduld bei Seite geschoben hatte, sagte sie zu Thomas Minot:

„Nun kenne ich schon so viele Pflanzen ihrem Namen nach und weiß, wozu sie gut sind, oder worin sie schaden. Ich will sie mir aufbewahren, dann werde ich nicht vergessen, was ich an ihnen gelernt habe, und kann dann auch Anderen zeigen, was ich weiß. Ich möchte gern ein großes Buch haben, Onkel, worin ich die Pflanzen trocken und aufbewahren könnte.“

„Nimm das hier,“ sagte Thomas Minot und gab der kleinen Maud den ersten Band seines Werkes über die menschlichen Irrthümer.

Als zwischen jedem Blatte des alten Folianten eine Pflanze lag, gab der Onkel den zweiten Band her und so fort, bis nach drei Jahren das große Werk Thomas Minot's „de erroribus humanis“ in ein umfangreiches Herbarium verwandelt war.

Kadbrud verboten.

Wie der Weihnachtskarpfen wieder in die Elbe kam und es dem Fischer selber erzählte.

Ein Weihnachtsmärchen von Wanda Bartels.



Es war einmal vor vielen hundert Jahren um die Weihnachtszeit, aber es war gar kein weihnachtliches Wetter. Der Wintersturm brauste über die Elbe. Der Regen, der in großen Tropfen von seinen Schwingen träufelte, sog den Schnee auf, der in schmutzig-grauen Fleden über dem verdorrten Graß lag, und rieselte langsam an den Ästen der Bäume entlang, daß sie frierend unter der leuchtenden Veräherung schauerten. Das Wasser der Elbe war trüb und gelb und rollte schwerfällig zwischen den öden Ufern. Die Menschen, die in den kleinen Häusern wohnten, deren strohbedeckte Dächer über dem wehenden Noth aufschauten, zeigten sich nicht. Sie saßen an ihrem warmen Ofen, rieben sich die Hände und dachten wohl: „wie schön ist es doch, daß wir nicht hinaus zu gehen brauchen.“ — Selbst die Mäwen, die einen schönen, fröhlichen Sturm so sehr lieben, ließen sich nicht sehen: der einförmige, ruhig die Elbe hinaufblasende Wind war ihnen zu langweilig.

In dem Wipfel eines alten Eichenbaumes saßen ein paar Krähen, blinzelten mit den klugen Augen in den Wind und ließen sich von ihm zusehen und schaukeln.

„Kraaha,“ sagte eine von ihnen, und schüttelte ihr nasses Gefieder, „was der Wind für ein langweiliger Gefelle ist.“

„Nur für Euch, meine Damen, nur für Euch,“ sagte der Wind und schüttelte eine hübsche Hand voll Tropfen über die

Eide, „weil Ihr weit und breit nichts Neues zu sehen bekommt; aber es giebt auch Leute, die mich gern haben, o ja —“ und er flog davon über das Noth, das sich tief vor ihm verneigte.

„Der Ged, kraaha, o dieser Ged,“ sagte dieselbe Krähe, die vorher gesprochen hatte, „wer ihn wohl gern haben soll, der uns nichts als Regen bringt.“

„Da kommt etwas,“ sagte eine junge Krähe und redete den Hals. „Da auf dem Wasser. Seht Ihr es nicht?“

„Wo denn,“ fragten die Krähen und flogen alleammt ein kleines Stückchen in die Höhe, um besser zu sehen.

„Krah, krah, krah, krah, es ist ein Schiff,“ schrien sie und setzten sich wieder in die obersten Äste. Es war ein Fischer-Ewer, der ziemlich rasch über das gelbe Wasser dahinfuhr. Der Wind füllte das braunrothe Segel und trieb das Schiff eilig nach Hamburg zu.

„Ich will einmal hinüberfliegen und es mir ansehen,“ sagte die Krähe, die zuerst gesprochen hatte.

„Wir auch, krah, krah, wir auch,“ schrien die Anderen.

„Jugend muß nicht Alles wissen,“ sagte die alte Krähe, „Ihr werdet noch vor der Zeit grau werden, wenn Ihr so neugierig seid.“

„Ach du lieber Himmel,“ kreischte die junge Krähe, „trau! wie schrecklich! Uebrigens habe ich es nur so gesagt, ich habe gar keine Lust, mir solch ein gewöhnliches Fischerboot anzusehen.“ Und sie glättete sorgsam ihr Gefieder, während die alte Krähe schwerfällig davonflog.

Mitten über dem trüben Wasser stand sie still in der Luft und schlug mit den Flügeln, bis das Fischerboot unter ihr wegfuhr, dann ließ sie sich auf das Verdeck nieder und lugte umher.

Nicht weit von ihr saß der Fischer am Steuer. Er hatte eine Deljade an, einen dunkelgelben Südwestler unter dem Kinn zugebunden und eine kurze Peise in dem einen Mundwinkel; aus dem anderen spuckte er von Zeit zu Zeit vor sich hin; ganz ruhig, immer auf dieselbe Stelle. Neben ihm saß sein kleiner Junge; er hatte auch eine gelbe Deljade und einen Südwestler und spuckte auch von Zeit zu Zeit, ohne sich zu rühren, ganz ruhig auf dieselbe Stelle.

„Da is'n Arelch, Badder,“ sagte der kleine Junge, ohne sich zu rühren.

„Jag' sie weg,“ sagte der Vater, ohne sich umzusehen.

„Ich hebb keen Steen,“ sagte der kleine Junge und blieb ruhig sitzen.

Dann waren sie Beide still und spuckten, und sahen die Krähe an, die auf dem Verdeck umherhoppfte. Auf einmal knarrte das Steuer, die Krähe erschrak und flog ein Stückchen in die Höhe.

Da sah sie im Wasser etwas nachschleppen, was wie ein großer Kasten aussah und mit Stricken am Boot befestigt war. Darauf ließ sie sich nieder.

„Was das wohl ist,“ dachte sie.

Der Kasten hatte eine Kalthür, die ein wenig in die Höhe gezogen war und mit dem Schloß auf einem senkrecht gestellten Brettchen lag, sodaß Luft in den Kasten dringen konnte. Die Krähe hüpfte an den Spalt und sah hinein, aber drinnen war es ganz dunkel. Sie redete den Hals, so lang sie konnte und sah bald mit dem einen, bald mit dem anderen Auge hinein.

„Kraaha?“ fragte sie halblaut.

„Aha,“ antwortete es aus dem Dunkeln.

„Aha, es sind Fische darin,“ sagte die Krähe und steckte den Kopf wölig in die Spalte. Als sie ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah sie einen schönen großen Karpfen ganz oben auf dem Wasser in dem Kasten schwimmen und viele andere dabei. Der Kasten war voll davon.

„Wo fahrt Ihr hin?“ fragte die Krähe.

Der Karpfen antwortete nicht, sondern schwamm langsam einmal rund um den Kasten, die anderen hinter ihm her. Als er wieder der Krähe gegenüber angekommen war, stand er still.

„Ich glaube nicht,“ sagte er etwas herablassend, „daß es sich für mich schickt, mich mit einer ganz gewöhnlichen Krähe zu unterhalten; aber wart' einmal: wenn ich es so auffasse, daß Du dazu da bist, mir die Langeweile zu vertreiben, dann sollte es am Ende nicht so unpassend sein.“

„Mir ist's gleich,“ lachte die Krähe, „ich bin nicht empfindlich. Aber sag' mir doch, warum bist Du denn so stolz?“

„Ich bin nicht stolz,“ sagte der Karpfen würdevoll, „ich repräsentire nur. Siehst Du, wir sind nämlich keine gewöhnlichen Karpfen, wir sind die Hamburger Weihnachtskarpfen.“

„Was ist das?“ fragte die Krähe neugierig.

„O, das ist etwas sehr Feines,“ sagte der Karpfen; „ich habe es von dem Fischer gehört, der es seinem Sohne erzählte. Wir kommen nach der Stadt, man reißt sich um uns, und dann werden wir gelocht, — o es muß etwas Köstliches sein, wenn man gelocht wird, denn der Fischer konnte nicht genug davon erzählen. Dann bringt man uns in ein Zimmer, wo ein großes Fest gefeiert wird, — für uns natürlich, obgleich das der Fischer nicht wußte, — und so viele Lichter giebt es da, heller als die Sterne im August, sagte der Fischer.“

„Und dann, —“ sagte die Krähe.

„Und dann, —“ sagte der Karpfen nachdenklich, — „ja, dann weiß ich nicht, was dann kommt. Vielleicht machen sie uns zu Königen, weil sie keinen König haben, die armen Leute! Ja, ja, so wird es sein, obgleich der Fischer nichts davon sagte.“

„Ich möchte wohl das Fest sehen,“ sagte die Krähe.

„O, davon ist keine Rede,“ sagte der Karpfen, „das ist nur für uns Weihnachtskarpfen. Aber ich bin nicht stolz, o durchaus nicht,“ fügte er herablassend hinzu, „ich werde wiederkommen, wenn ich König bin. Dann will ich Dir meine Krone zeigen und Dir von dem Feste erzählen, damit Du auch etwas davon hast, Du Arme!“

„Ich sah noch nie einen Weihnachtskarpfen wiederkommen,“ sagte die Krähe gedankenvoll.

„Weil es ihnen zu wohl gefiel,“ sagte der Karpfen eilig; „aber ich komme wieder, verlaß Dich darauf, ich bin nicht stolz, o nein, ich bin nicht stolz.“ Dabei schwamm er rund um den Fischkasten und schlug mit seinem ausgezackten Schwanzchen das Wasser, daß es leise klatschte.

Die Krähe flog davon und erzählte den Anderen vom Weihnachtskarpfen, und nun warteten sie den ganzen Tag auf der Eide, wann er vorüberkommen würde; aber es dauerte lange. Unterdessen fuhr das Boot ruhig weiter, bis es in Hamburg ankam.

„Jetzt kommt es,“ sagte der Karpfen, als das Boot stillstand. Aber es kam nur der Fischer mit seinem Jungen. Sie fuhren ziemlich unangenehm mit Räubern in den Kasten und warfen die Fische in große Körbe.

„Ah, ah,“ stöhnte der Karpfen, „sehr scharfe Luft hier draußen, aber man muß sich gewöhnen,“ und er schnappte mit Mund und Kiemen.

„Aber jetzt kommt es,“ sagte der Karpfen und schneelte ein wenig in dem Korb in die Höhe, weil er ein helles Licht auf die Straße fallen sah.

Aber es war nur eine große Diele, auf der eine Waagschale stand, dort setzte der Fischer seine Körbe hin, schrie Etwas mit gellender Stimme, und es dauerte nicht lange, so kamen lauter niedliche Dienstmädchen mit hellen Kleidern und weißen Häubchen, die thaten ihre großen Körbe auf, und mit Lachen und Schwappen ließen sie sich von dem Fischer einen oder mehrere Karpfen hineinlegen.

„Ach, ach,“ seufzte der Karpfen, „wenn es nun nicht bald kommt, dann erlebe ich es nicht mehr, das herrliche Fest, die Luft ist doch gar zu scharf.“

Da packte ihn der Fischer und warf ihn in einen Korb, wo schon mehrere darin lagen, und das Dienstmädchen trug ihn fort. Wie lange, das wußte der Karpfen nicht, denn sein Athem ging immer schwerer, und zuletzt lag er ganz still im Korb und räthte sich nicht.

Als er nach einer langen, langen Zeit wieder zu sich kam, athmete er ganz leicht; er blickte um sich — ja, was war denn das?

„Das Fest, das Fest,“ jauchzte er und schlug mit den Flossen. Da fühlte er, daß er im Wasser war. Es war freilich nur eine kleine Schüssel, aber es war doch Wasser, und der Karpfen bewegte sich darin, daß es plätscherte.

„Du mußt nicht plätschern,“ sagte eine Stimme, und ein kleines Mädchen stand neben dem Karpfen. „Die Mama hat mir erlaubt, daß ich Dich auf meinen Weihnachtstisch stelle, weil Du so blank und niedlich bist, aber wenn Du plätscherst, dann muß ich Dich hinunter thun.“

Da lag der Karpfen ganz still und schaute.

Er war in einem großen Zimmer, das strahlte voller Lichter, viel, viel heller, als die Sterne im August; in einer Ecke stand eine Tanne voller brennender Kerzen, und die Kerzen und Lichter spiegelten sich in großen Stücken Eis an der Wand, — der Karpfen meinte, die Spiegel seien Eis, — sobald es immer mehr Licht wurden; und in der Mitte des Zimmers stand ein langer Tisch voll duftender, nidender Blumen, während doch draußen der Wintersturm tobte, und an dem Tische saßen lauter gepuhte Menschen, und die Damen hatten funkelnde Thautropfen im Haar und an der Brust, — o wie war das schön!

„Das ist das Fest, — mein Fest,“ sagte der Karpfen. Aber er wunderte sich, daß Niemand nach ihm hinsah; denn auch das kleine Mädchen hatte ihn vergessen, während sie unter einander schwatzten und lachten.

Auf einmal gab es einen feinen, klingenden Ton, wie von einem Glöckchen, und dann stand ein alter Herr auf und sprach ganz allein eine ganze Weile, und die Anderen hörten zu und sahen ihn an.

„Jetzt werden sie mich zum König machen,“ dachte der Karpfen, und schwamm an den Rand der Schüssel. Aber der alte Herr sagte nichts vom Karpfen, sondern allerlei ganz unwichtige Sachen (nach des Fischers Meinung), und als er fertig war, wickelten sich ein paar alte Damen die Augen, und ein junger Mann drückte einem jungen Mädchen die Hand, und dann standen sie Alle auf und machten ein großes Gelächter mit feinen Blumenfeldern, die sie in den Händen hatten, und dann tranken sie den Saft aus den Blumenfeldern, aber Keiner sagte etwas vom König. Als sie Alle wieder saßen, war es einen Augenblick ganz still. Auf einmal sprangen die Kinder auf und schrien:

„Die Karpfen, die Weihnachtskarpfen!“

„Jetzt kommt es,“ sagte der Karpfen und reckte sich, um besser zu sehen. Da kam es wirklich, aber es sah gar nicht lustig aus. Zwei schwarze Männer in schwarzen Kleidern mit feierlichen Gesichtern brachten ein paar große Schüsseln herein, auf denen lagen lauter Karpfen, aber sie rührten sich nicht.

„Wie gut sie gekocht sind,“ sagten die Menschen und schauend sah der arme Karpfen, wie sie mit großen silbernen Schaufeln einander die Weihnachtskarpfen zuthielten. Und sie konnten noch dazu lachen, während sie die armen Fische verpfeiften! O, was für schreckliche Geschöpfe sind die Menschen, dachte der Karpfen, und sank auf den Grund der Schüssel; er wollte nichts mehr sehen. Auf einmal stand das kleine Mädchen neben ihm, sie war leise vom Tische aufgestanden.

„Mir ist etwas eingefallen,“ sagte sie leise. „Ich habe heute soviel Freude gehabt, ich will Dir auch eine machen.“ Und sie nahm die Schüssel vom Tische und ging aus der Thür über die große Bordiele, an der der Kanal vorüberfloß.

„Leb' wohl,“ sagte sie zu dem Karpfen, leb' wohl und erzähle Deinen Kameraden vom Weihnachtbaum!“ Dabei schüttelte sie die Schüssel mit dem Karpfen in's Wasser. Einen Augenblick fiel ein breiter Lichtstrahl auf den Weihnachtskarpfen, dann schloß sie die Thür, und er war im Dunkeln.

„Das ist also der Menschen Weihnachtstisch,“ sagte der Karpfen und schwamm langsam durch die Kanäle der Elbe zu. Es war ganz dunkel rings umher; die Krähen hatten so lange gewartet, nun waren sie eingeschlafen. Die kleinen und die großen Fische hatten die Köpfe in den Sand gesteckt und schliefen. Mitten auf dem Wasser aber segelte langsam der Fischer, der die Weihnachtskarpfen gebracht hatte, denn er wollte am ersten Feiertage zu Hause sein.

Er lehnte schlaftrunken am Steuer und sah in's Wasser, aber dem der Schein seiner Laterne tanzte. Auf einmal tauchte der Kopf des Weihnachtskarpfens in dem Lichtkreis auf und nickte ihm zu.

„Da bist Du ja,“ sagte der Karpfen.

„Da bin ich wol,“ sagte der Fischer nickend, „aber wo kommst Du her?“

„Ich bin der Weihnachtskarpfen und bin wedder in de Elbe lamen,“ sagte der Karpfen.

„Wo is dat möglich,“ sagte der Fischer und blickte starr in den Lichtschein, in dem lauter kleine Kreise durch einander liefen. — Da erzählte ihm der Karpfen die ganze Geschichte, und der Fischer nickte mit dem Kopfe und hörte ihm zu.

„Adjös vol,“ sagte der Karpfen, als er fertig war und klatsch — tauchte er unter.

Der Fischer fuhr auf und rieb sich die Augen. „Was man allens träumt in de Weihnachtstnacht,“ sagte er. „Wo fall nu de Karpfen in't Water torüg lamen, und mi dat süßest vertellen. — Je ja, je ja!“

Aber am anderen Morgen erzählte er es seinem Jungen. Und als der groß war, erzählte er es wieder seinem Jungen, — und so immer weiter, bis auf unsere Tage: wie der Weihnachtskarpfen wieder in die Elbe kam und es dem Fischer selber erzählte.

Nachdruck verboten.

Ein Menu.

Von Balduin Grollet.



otago Sévigné,“ sagte Baron Raimund erläuternd zu seiner Tischnachbarin, der blonden Gräfin Flora, weil er als ihr Cavalier die Verpflichtung fühlte, doch etwas zu sagen.

„Ich danke,“ erwiderte sie. „Erledigen Sie gefälligst, was Sie an unabweislichen Pflicht-Exemplaren von Bemerkungen noch auf dem Herzen haben, gleich in einem Zuge; denn ich möchte ein geschiedtes Wort mit Ihnen reden. Also, — es ist ziemlich heiß, und sechzig Personen bei einer Tafel ist ein bißchen viel. Fehlt noch etwas?“

„Ich glaube, es ist so ziemlich Alles. Für den äußersten Rothfall hatte ich übrigens auch noch besondere Reserven: die Gemeinderathswahlen und die deutsche Colonial-Politik.“

„Und wenn ich auch dann noch nicht bezaubert sein würde —?“

„Dann ist Ihnen einfach nicht zu helfen.“

„Sagen Sie aufrichtig, lieber Freund; ist Ihnen noch nichts aufgefallen?“

„Sie meinen?“

„Der große Diplomat will mich an sich herankommen lassen! Wie Sie vorsichtig sind, mein Lieber! Sie haben also gar nichts bemerkt?“

„Nicht daß ich wüßte . . .“

„Und doch muß es der ganzen Welt schon aufgefallen sein, daß man uns zwei, Sie und mich, so zusammen —, so helfen Sie mir doch!“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Frau Gräfin.“

„Daß man uns gegenseitig — einander — anhängen möchte.“

„Ah?“

„Das Erlaunen war ganz gut gegeben, — mein Compliment! Also Sie hatten nichts bemerkt, Sie Diplomat. So oft wir irgend wo in Gesellschaft erscheinen, werden Sie mir als Ritter zugetheilt. Dem fiel heute die ehrenvolle Aufgabe zu, mir den Arm zu reichen, um mich zu Tische zu führen? Wenn am letzten Dienstag bei Herberstein's, am Sonntag bei der Terza Somoggi? Und abgesehen von Allem, sollte Ihnen wirklich entgangen sein, was die Fürstin Tini Alles treibt, um uns zwei, — gerade heraus, — um uns mit einander zu verheirathen!“

„Saumon saucé crevettes, Frau Gräfin.“

„Reinewegen. Man ist so freundlich, uns für ein schönes Paar zu halten, — Sie brauchen sich nicht zu verbeugen, sonst muß ich's auch thun, — unsere Besichtigungen ließen sich vortrefflich arrondiren. Ich bin Witwe, Sie allerdings noch Junggeselle, aber doch schon etwas überspielt, so zwischen dreißig und vierzig, — nicht wahr?“

„Stark dazwischen!“

„Außerdem sind Sie so ernst, so geizig, so furchtbar vernünftig, eigentlich schon zu vernünftig für eine unserer Comtesses. — Sehen Sie nur, wie die Baronin Steinbauer den Tisch mit dem Messer mißhandelt. Keine Erziehung!“

„Man sollte in der That beim Fischessen überhaupt kein Messer in die Hand nehmen.“

„Beruhigen Sie sich, bewegt Gemüth; das ist mir ganz egal, und sollte man auch Forellen mit Hengabeln essen wollen. Ich habe jene Bemerkung nur gemacht, weil mein Nachbar zur Rechten, der General Esch, begonnen hatte, sich für unser Gespräch zu interessieren. — Also es würde allerjeits als eine äußerst passende Partie betrachtet werden, wenn —“

„Tombé de riz de veau régime, Frau Gräfin.“

„Sie werden mir mit Ihrer Menu-Weisheit zu Hause bleiben, wenn ich von unseren süßen Herzens-Angelegenheiten spreche. Wie der Arme jetzt dasitz, — der reine Dulder, einen Schritt vor der Schlichtbank, — es ist empörend!“

„Frau Gräfin, ich weiß nicht, wie die Pulver vor den Schlachtbänken zu sitzen pflegen, aber ich fühle, daß Sie mir schweres Unrecht thun.“

„Das thut nichts, ich verzeihe Ihnen.“

„Das ist eine bedeutende Leistung; denn wir verzeihen Jenen am allerichwersten, denen wir selbst Unrecht gethan haben.“

„Sehen Sie! Das weiß ich übrigens, und weil ich mich nicht mit Kleinigkeiten abgebe, habe ich für mich das Schwerste gewählt. — Also fürchten Sie sich nicht länger, armes Schlachtopfer; ich wollte Ihnen nur sagen, daß, so weit meine Person hier in Betracht kommt, ich auf Sie nicht reflectire.“

„Ah!“

„Dieser Augenaufschlag schmerzlichen Bedauerns war auch nicht schlecht. Sie thaten, was Sie konnten; aber Sie können eben nicht Alles. Hinter den Wolken des Bedauerns blühte ein Strahl der Freude auf, der eigentlich noch impertinent war, als Ihre unzeitgemäße Menu-Berläumdung.“

„Frau Gräfin —“

„Legen Sie nicht die Hand auf's Herz, und betheuern Sie mir nichts! Sie haben sich gefreut, Sie haben sich riesig gefreut.“

„Ich schwöre Ihnen —“

„Machen Sie nicht so ein erdrosenes Gesicht. Ich war es, ich habe Sie auf den Fuß getreten, weil Ihre Nachbarin zur Linken auf Ihre Betheuerungen neugierig geworden zu sein schien. Jetzt sagen Sie mir aber, ob sie wenigstens schon ist, wie sie heißt und wo sie wohnt.“

„Filet de boeuf à la broche saucé marsala, Frau Gräfin; darf ich behäuflich sein?“

„Jetzt war es etwas Anderes; jetzt nehme ich's Ihnen nicht übel. Sie können mich doch nicht wirklich auf den Fuß treten, da haben Sie's wenigstens symbolisch gethan. Der General Esch braucht in der That unsere Geheimnisse nicht zu erfahren. Ich werde gleich noch etwas für die Gallerie hinlegen, daß die Leute nicht gar so neugierig werden. Passen Sie nur auf, wie sie aufhören werden, herzuhorchen und wie sie enttäuscht sein werden. Also: Was sagen Sie eigentlich zum deutlichen Sprachverein? Wenn der von unserem Menu Kenntniß erhält! — Nun, rasch, antworten Sie auf meine Fragen!“

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Gräfin.“

„Thun Sie nicht so! Ob sie schön ist, habe ich gefragt.“

„Ja.“

„Na, Gott sei Dank; ich wäre sonst irre geworden an der Menschheit. Mißverstehen Sie mich nicht. Nicht, daß sie schön ist, beruhigt mich, sondern daß Sie überhaupt verliebt sind.“

„Gräfin, Sie bringen mich in Verlegenheit!“

„Wie es erdthet, das holde Kind! Sie waren mir immer fürchtbar interessant, Baron Raimund. Nur keine neuerlichen Besorgnisse, — ich hätte Sie unter allen Umständen nicht geheirathet! — Warum reden Sie denn nichts?“

„Mir ver schlägt's die Red!“

„Das verstehe ich nicht. Jetzt muß es doch gar leicht sein, mir den Hof zu machen, — da nichts zu befürchten ist. Sehen Sie, wie leicht ich Ihnen hofiere; ich sage Ihnen ruhig, daß Sie mir immer schrecklich interessant waren.“

„Sie belieben zu scherzen.“

„Ich scherze nie! Da haben Sie ein großes Wort. Ich sage Ihnen auch, warum?“

„— Sie nie scherzen?“

„Unfinn. Sie werden doch mir nicht Alles glauben wollen! Nein, — warum Sie uns immer so ein Meerwunder waren.“

„Du lieber Gott! Sprechen wir nicht davon.“

„Doch, doch! Gerade davon wollen wir sprechen. Schenken Sie mir ein Glas Wein ein und sagen Sie rasch was Dummes; die kleine Viebrich schaut her!“

„Das Schwerste in der Kunst sind doch die Schlag Schatten!“

„Ausgezeichnet dumm, monumental! Sie schaut auch schon wieder weg. Sie hat genug an der Probe.“

„Ich danke für die gütige Anerkennung, sie erhebt mich! Ich darf also hoffen, wenn es auf die Dummheit ankommt, ganze Generationen in die Flucht schlagen zu können.“

„Nicht ausbiegen! Bleiben wir bei der Stange. Wenn ich Ihnen schon mit großherziger Offenheit sage, daß ich Sie nicht zum Manne haben möchte, nicht um ein Schloß, so will ich Ihnen doch auch sagen, warum Sie mir und so vielen anderen Danten immer so interessant waren.“

„Man muß edelmüthig sein. Man legt ein Pflaster auf die Wunde, die man geschlagen.“

„Sehr richtig; so ist es. Sie gelten für äußerst ernst, geizig, unglaublich gut rangirt, für sehr süßlich und —“

„Hören Sie auf, Gräfin! Sie irren, so etwas hat noch nie einen Menschen interessant gemacht.“

„Ausreden lassen; und dann: Ich irre nie! Wieder ein großes Wort, — Sie können sich meine großen Worte notiren: es wäre schade, wenn Sie spurlos verschwinden sollten. Nein, durch seine Tugend hat sich ein Mann bei uns Frauen noch nie interessant gemacht, wohl aber durch seine Unbegreiflichkeit. Man kennt nicht den kleinsten Skandal von Ihnen. Ja, geübter Herr, was heißt das? Sie sind über die Dreißig, Sie sind kein Heuchler, ich weiß es, — man darf Erläuterungen von Ihnen fordern. Mit welchem Rechte nehmen Sie sich heraus, der Welt solche Räthsel aufzugeben?“

„Gestatten Sie ein Plagiat: bin ich der Somenthal, daß ich lieben muß?“

„Der Somenthal sind Sie nicht, aber doch ein Schauspieler, der keine Sache sehr gut macht. Das ist Alles Unfinn, was die Anderen sagen: Er hat kein Herz, — er ist ein Weiberfeind. Unfinn, Unfinn! Solche Exemplare kommen nur in Büchern vor und auch da nicht in guten. Den Mann möchte ich sehen, der sich von einer Frau, sofern diese nur keine Vogelstrecke ist, nicht um den Finger wickeln lassen würde, wenn sie will. Sie wissen: ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will. Das ist eine ewige Wahrheit.“

„Zunoh, sagt Schiller.“

„Und wenn es Schiller auch nicht sagt, richtig ist es doch. Die Viebrich sieht schon wieder her.“

„Ecrovisses bordelaise!“

„Schon gut. Nein, — jetzt wieder der General!“

„Befehlen Sie ein Glas Muscat Lamel oder Haute Sauternes?“

„Ich ziehe den Szamorodner vor. Horcht er noch?“

„Nein.“

„Darum habe ich denn auch an den ganzen Unfinn nie geglaubt; darum habe ich mir gesagt, der Mann ist verborgt, und darum habe ich endlich, — Sie entschuldigen schon, — den Stier gleich bei den Hörnern gepackt und getragt, ob sie schön ist und wie sie heißt. Oder sind Sie wirklich ein Heitiger?“

„Ich bin ein armer, sündiger Mensch!“

„So fängt die Beichte an, also beichten Sie weiter!“

„Ich muß es; schon um mich zu rechtfertigen, daß ich mir nicht sofort hier im Saale eine Kugel vor den Kopf geschossen habe, nachdem Sie mir einen Korb gegeben.“

„Sie geben der Sache eine ritterliche Wendung, auf welche ich gar nicht reflectire, — ich bin nicht trotzbedürftig. Doch weiter; also schön ist sie, — warum das tiefe Geheimniß?“

„Es ist eine Gouvernante.“

„Eine Gouvernante!“

„Daß sie es noch ist, mag Ihnen ein Beweis sein dafür, wie sehr hoch ich sie schätze. Denn meine Mittel würden mir ja erlauben, ihr eine Wohnung zu nehmen u. s. w.“

„Und Sie werden sie heirathen?“

„Gewiß; in vier Wochen.“

„So eine Freude hat mir noch nie ein Mensch gemacht. Fonds d'artichauts au velouté de volaille, — jetzt liefere ich die Menu-Weisheit, — die Viebrich hat wieder herborchen müssen! Ich könnte Ihnen um den Hals fallen, wenn wir nicht so viele Generale und Viebrich's da hätten! Sie sind ja mein Wohlthäter!“

„Vorläufig bin ich nur etwas confus im Kopfe, und wenn ich ein dummes Gesicht machen sollte, bitte ich, es mir nicht zur Last zu legen.“

„Sie helfen mir aus einer ungeheuren Verlegenheit. Ich werde nämlich den Erzieher meines Sohnes, Ihren Studien-genossen, den Dr. Werker, heirathen.“

„Ah!“

„Ja wohl! Jetzt geht es auch viel leichter. Wir haben nun zwei Scandale auf einmal; beide werden sich gegenseitig abschwächen oder erdrücken. Unsere Trauungen müssen nothwendig an ein und demselben Tage in der Botivkirche abgehalten werden. Die Welt wird nicht wissen, über wen von uns beiden sie sich mehr scandalisiren soll, und das wird uns von Vortheil sein. An demselben Tage, hören Sie! Das freundschaftliche Uebereinkommen muß recht augenfällig sein, sonst meint man am Ende noch, ich sei die von Ihnen verlassene Ariadne. — Jetzt reden Sie aber endlich mit der Viebrich, sonst kriegt sie noch einen schiefen Hals!“

Raimund wendet sich zur Baronin Viebrich:

„Mousse meringuée?“



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Am Weihnachtsmorgen. Von G. Rod. Siehe das Bild, Seite 217. — Es giebt doch nichts Lieblicheres, als so ein schlafendes Vergnügungsbüchlein! Der Weihnachtsmann hat sich am Abend vorher



Hans und Wanda Bartels.

eingefunden und unter anderen Herrlichkeiten auch das Pferd und die Dreifels mitgebracht. Er hat gejauchzt und gelacht, der kleine Kerl, geschmaukt und getollt, bis endlich die Müdigkeit ihn überwältigte. Mitten in Lust und Spiel ist ihm der Schlaf gekommen und hat ihn unmerklich sanft in das goldene Reich der Träume hinübergeleitet. Rag er ebenso froh erwachen, wie er eingeschlafen ist.

Hans und Wanda Bartels. Siehe die obigen Portraits. — Das stattliche junge Paar, das wir heute im Bilde unserer Leserrinnen vorstellen, ist ihnen dem Namen nach seit Jahren bekannt. In dem Preis-Ausschreiben der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ für die beste Zeichnung im Jahre 1886 errang Hans Bartels den zweiten Preis, und seit dieser Zeit hat unser Blatt zahlreiche reizende Illustrationen seines genial schaffenden Stiffes gebracht, die meistens von seiner Gattin in anmuthiger Weise textlich begleitet wurden. Johann Nicolaus Heinrich von Bartels, — das schlichter klingende „Dano Bartels“ ist der Name, den er auf seinen Bildern führt, — wurde am Weihnachtstage 1856 zu Hamburg geboren. Sein Vater, der in russischem Staatsdienste thätig gewesen, starb früh, und so mußte die Mutter allein die Erziehung des lebhaften Knaben leiten. Kaum hiebzehnjährig, wurde er dem bekannten Marine-Maler Rudolf Harbord anvertraut, der das hervorragende Talent des Jünglings für die Malerei gemeinsam mit dessen Freunde Carl Deckerley, erfolgreich ausbildete. 1876 siedelte Bartels nach Düsseldorf über, unternahm 1879 und 80 eine Studienreise nach Italien und kehrte dann nach kurzen Aufenthalten in Berlin nach Hamburg zurück. Nach seiner Verheirathung, 1882, zog er nach München, wo er noch gegenwärtig in glücklicher Häuslichkeit lebt. In Paris und Berlin wurden seine Bilder durch Medaillen ausgezeichnet. Obwohl Bartels auch in der Delmalerei Treffliches leistet, hat er dieselbe doch völlig von seinem Schaffen ausgeschlossen, um seine ganze Kraft der Aquarell-Malerei zu widmen, als deren hervorragendsten Vertreter seit Eduard Hildebrandt man ihn mit ehrlichem Gewissen bezeichnen kann. Nicht nur als treue Gattin und tüchtige Hausfrau, sondern auch als mitgeschaffende Genossin steht ihm seine reizende, goldblonde Frau zur Seite. Wie gemüthvoll und sinnig sie zu sabuliren und zu erzählen versteht, wissen unsere Leserrinnen am besten. Ihrer ersten größeren Erzählung „Zwitscherndens Reise“ folgte bald eine ganze Anzahl von Märchen und Novellen, die zum Theil, — wie die köstliche Nügener Geschichte „Der Sahaj von Hiddensoe“, — mit charakteristischen Zeichnungen von der Hand ihres Gatten geschmückt, in unserem Blatte erschienen. Eine kleine Serie holländischer Stimmungsbilder von Wanda Bartels, die eine erquickende Frische der Auffassung und eine frappirende Beobachtungsgabe als Gepräge tragen, soll demnächst in der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ veröffentlicht werden und wird sicherlich unserer Leserrinnen Freude erregen.

Futterplatz für Vögel. Siehe die Abbildung hierneben. — Zu unserem Artikel: Samariterdienst im Walde (siehe unter „Verschiedenes“ in der vorigen Unterhaltungs-Nummer), bringen wir nachträglich noch eine Abbildung, aus welcher sich die Anlegung eines Futterplatzes mit Leichtigkeit ergibt. Die betreffenden Maße sind an entspre-

plötzlich kam ein Umschlag. Er verkroch sich schon vor jedem Besuche, der in's Haus kam. Abends sträubt er sich, allein in seiner dunklen Stube einzuschlafen, was ihn bis dahin das natürlichste Bedürfnis gewesen war. Nachts fing er an, laut weinend aus dem Schlafe aufzuschreden, und war oft sehr schwer wieder zu beruhigen. Ich war trostlos und zerbrach mir den Kopf, was ihn auf einmal angewandelt haben könne. Da, als ich wieder einmal nach so jähem Aufschreden bemüht war, ihn einzuschlafen, wollte er sich durchaus nicht zufrieden geben. „Der Wolf, der Wolf,“ jammerte er, „der Wolf ist unter'm Bette!“ Nun wußt' ich's. Ich nahm das Kindermädchen scharf in's Verhör, ob sie meinem strengen Verbote, das Kind irgendwie fürchten zu machen, zuwider gehandelt. Weinend versicherte sie sich, an der Aufregung des Kindes unschuldig zu sein. „Also wer hat dem Kinde die Furcht vor dem Wolfe beigebracht?“ Da stellte sich denn heraus, daß bei seinen Besuchen bei Tante Rosa, in deren Hause er seit einiger Zeit so oft und so gern die eine oder die andere Stunde des Tages verbrachte, ein Kindermärchenbuch mit bunten Bildern den Haupt-Anziehungspunkt bildete. Tante Rosa mußte ihm immer auf's Neue die farbigen Bilder erklären, und so erzählte sie ihm die Märchen vom Rothkäppchen, vom kleinen Däumling und dem grausigen Menschenfresser, von Hans und Grete und der bösen Hege im Pfefferkuchen-Häuschen. Das kam dem Kleinen mit seiner lebhaften Kinderphantase nicht mehr aus dem Sinne. Der grimmige Wolf, der das arme Rothkäppchen gleich ihrer Großmutter aufgefressen, verfolgte ihn im Wachen und im Schlafe. Wir hatten unsere liebe Roth, ihm Furcht und Schrecken wieder anzusprechen. Wer weiß, ob es uns bis heute gelungen wäre, wenn wir ihm nicht im zoologischen Garten den Wolf hinter Schloß und Riegel gezeigt hätten. Nun weiß unser Bubi, daß der grimmige Geselle nicht durch seine starken eisernen Gitter brechen, mithin auch weder eine Großmutter noch ein Rothkäppchen mehr auffressen und ebensowenig ihm selbst ein Leid antun kann. Die Thränen, die er über das arme Rothkäppchen vergoß, so oft er an ihr schauerliches Ende dachte, wurden dadurch gestillt, daß wir ihm nachträglich den bekannten, aber von der läßt vernünftelnden Tante Rosa als zu unnatürlich verschwiegenen Schluß erzählten, wie der Jäger dem Wolfe das Rothkäppchen abjagt und es aus dem Bunde des Ungethüms gesund und munter wieder zum Vorschein bringt. Ja, gute Tante Rosa, die Du selbst nie ein Kind besessen, wie wenig verlehst Du Dich auf das kindliche Gemüth und den tiefen ethischen Sinn, der in solchen verblißenden Schlußwendungen so vieler Volksmärchen und Volkslieder liegt! Was wäre das komisch wehmüthige Vieh von dem Ruduk, der auf dem Baume saß und von dem Jägermann niedergeschossen wurde, und jenes geistesverwandte von den beiden Hasen, die zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal saßen und das grüne, grüne Gras abgrasen, um dabei ebenfalls von dem bösen Jägermann überfallen zu werden, wenn nicht in dem einen Liebe der arme Ruduk mit dem beginnenden Frühling wieder lebendig würde und in dem anderen die beiden Hasen sich nicht besämen, daß sie doch noch Leben, Leben hatten und lustig von dannen liefen! Die Kindersele des Volkes, die vor tragischen Ausgängen zurück-

chender Stelle eingezeichnet. Das Gerüst wird oben und an den Seiten mit Reifig bekleidet und außerdem obenauß noch mit einer Schicht Laub versehen. Die Decke ist auf der Zeichnung durch schraffierte Linien nur angedeutet, um einen Einblick in die Construction im Innern zu gewähren. Die offene Seite legt man, wenn möglich, so an, daß sie gegen den Wind geschützt ist; andernfalls giebt man ihr diejenige Richtung, aus welcher am seltensten der Wind zu wehen pflegt. In Deutschland sind erfahrungsgemäß im Winter die Südwinde am häufigsten, man würde also im Allgemeinen die Deckung nach Norden legen müssen. Doch kommen häufig auch hier noch besondere örtliche Verhältnisse in Betracht, die der speciellen Erfahrung überlassen bleiben müssen.

für's Haus.

Rathdruck verboten.

Vom Märchen-erzählen. — Unser Bubi ist der reizendste kleine Kerl von der Welt; abgesehen natürlich von dem Jhrigen, verehrte Leserin, sofern Sie selbst glückliche Mutter eines hoffnungsvollen jungen Sprossen sind! Bis vor nicht langer Zeit war unser Bubi auch der feste, unerschrockenste kleine Held. Offen und furchtlos sah er Jedermann munter lachend in's Gesicht. Der gewaltigste schwarze Vollbart, die buschigsten Brauen verblüßten ihn so wenig, wie die schärfste Adlernase der kritischsten unter den alten Lanten. Da

schredt, hat diese verführlichen Wendungen geschaffen und damit die Kleinen Liebchen auch für unsere Kleinen genießbar gemacht. Mit den Märchen hat es trotz alledem keine eigene Bewandniß und zwar eine recht bedenkliche. Kommen auch die wunderbaren Fügungen, die am Schlusse alles Schauerliche wieder ausgleichen und gewissermaßen ungeheuren zu machen suchen, dem kindlichen Gemüthe entgegen, in dem man nichts eifriger hegen und pflegen sollte, als eben sein schönes natürliches Mitleid, so führt es doch vorher die Kleinen Seelen durch alle Schauer des Schrecklichen hindurch. So oft Ihr dem eifrigen Kleinen Zuhörer ein solches Märchen wiederholt, zittert und bebzt die kindliche Seele auf's Neue um seine Liebliche, so gut sie auch wissen mag, daß sie schließlich doch aus all' ihren Fährden und Röhren glücklich erlöst werden. Ihr braucht sie nur anzusehen, die großen klaren Augen, die mit solcher Spannung auf Eure Lippen gerichtet sind, und immer größer, immer angstvoller fragend werden, die Wangen, die von Minute zu Minute fieberhafter erglühen, die rosigen Lippen, die sich öffnen, um dem heißen, hastigen Athem freien Ausgange zu schaffen, und Ihr werdet erkennen, welche Umwälzungen Ihr in den Kleinen Seelen hervorruft, welche leidenschaftliche Erregungen Ihr weckt, welche schwer bedenklichen Reize zu krankhafter Nervosität Ihr so früh in die ungewappneten Seelen pflanzt! Je ungestümer die Kleinen nach solcher für sie ungesundem Geistesnahrung verlangen, sobald sie erst einmal vorgeschmeckt worden, um so ängstlicher solltet Ihr Euch hüten! ihnen das süße Gift zu verabreichen. Nehmt Ihr Euch doch sorglich in Acht, ihnen nicht den Geschmack an starken geistigen Getränken, an scharfen und hitzigen Gewürzen beizubringen, nach denen sie ohne Zweifel ebenso lebhaftes Begehren an den Tag legen würden, wenn Ihr sie erst einmal auf diese Fährten gelenkt hättet! Liegt Euch ihr geistiges Wohl und Wehe um so viel weniger am Herzen, als ihr leibliches? Gewiß nicht; wohl aber liegt die Gefahr nahe, daß man das geistige Befinden weit weniger beachtet, weil sich seine Störungen nicht durch Brechruhr oder gastrisches Fieber äußern. Mehr im Verborgenen vor sich gehend, sind sie nur um so bedenklicher. Wie die einfachste und reizloseste Nahrung für die kindliche Verdauung, so sind die schlichtesten und ruhigsten Geschichten für den kindlichen Geist die besten und angemessensten. Mit fröhlicher Andacht wird ihnen Euer Kleines lauschen, so lange Ihr ihm nicht die Lust daran durch das ihm minder Zuträgliche verdorben habt. Wenn Euch also das gesunde geistige Gedeihen Eures Kindes lieb ist, so macht es ähnlich, wie ich es im vorliegenden Falle gethan habe. Unterhaltet Euren Liebling mit einfachen, natürlichen Kinderge- schichten, wie Ihr sie leicht selbst jeden Augenblick erfinden könnt, und giebt es in Euren Kreise eine Tante Rosa oder sonst Jemand, der die junge Seele mit unbeförmlicher Rost füttern möchte, so legt dagegen, kraft Eurer mütterlichen Autorität, die allermach- drücklichste Verwahrung ein. Amalie Baiß.



Rathdruck auch im Einzelnen verboten.

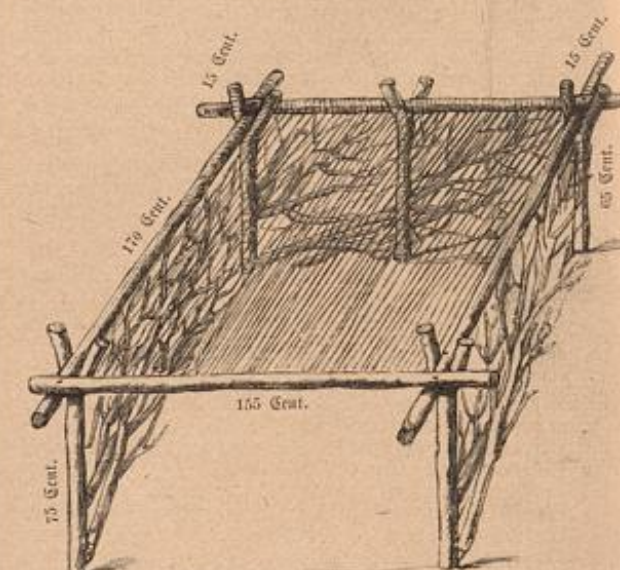
Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Erziehungs-Anstalt (192). — Es giebt in Wien außer der Ihnen bekannten Industrie-Schule nur noch das staatliche Institut für Kunstflöckerie unter Leitung der Frau Bach. Eine Anstalt, ähnlich der von Köpenick bei Berlin, existirt nicht. Frau E. K.

Leinöl-Flecke (216). — Die Flecke werden mit Butter ergraben und nach mehreren Stunden, wenn die betreffenden Stellen völlig durchzogen sind, in heißem Wasser mit Schmirer- oder Hasen- feise gewaschen. Dann wirft man das Wäschestück in den Kessel, läßt es aufkochen und behandelt es in gewohnter Weise. Vorzüg- lich zur Beseitigung derartiger und ähnlicher, — etwa Oelfarben- flecke, — sind sogenannte Flecktageln, die man aus 65 Gr. ge- schabter weißer Seife, 12 Gr. Postasche und 8 Gr. Spießöl be- reitet. Man wäscht die Flecke hier zunächst in warmem Wasser an, reibt sie dann mit den erwähnten Kugeln ein, wäscht nach und spült in reinem Wasser. Frau v. P. in Wien.

Flecke auf Kupfer (216). — Wenn das kupferne Bassin einer Hängelampe durch Abreiben mit Pulver schwarze Flecke bekam, so ist dies ein Beweis, daß dasselbe eben nicht aus dem ange- gebenen Metalle bestand, sondern nur mit einem galvanischen Ueberzuge versehen war, der nun zerfällt worden ist. Es bleibt lediglich ein neues Galvanisiren des Gegenstandes übrig.



Gerüst für einen Vogelfutterplatz im Winter.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, das In- halts-Verzeichniß des Jahrganges, sowie für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild.



Polnischer Bauer in Wintertracht.
Aus der Umgegend von Warschau.

Nach einer Zeichnung von Ludwig Burger.

Blätter für Kostümfunde. Neue Folge. 233. Blatt.

Das Winterkleid des polnischen Bauern ist vorzugsweise der Schafpel. Daß der immerwährende Gebrauch desselben ihm eine mitunter mehr als materielle Patina giebt, deren Bestandtheile zum Theile ebenso unergründlich sind, wie die der älteren Bronze-Denkmalen, erscheint natürlich. Unter diesem, mit dem Gürtel zusammengehaltenen Felze, können sich die verschiedensten Kleidungsstücke bergen; stets aber sind es im Winter die der Wärme wegen mit Stroh versehenen Stiefeln, welche in die leinenen Beinkleider gesteckt sind, darüber das leinene Hemd. Je nach der Wahl kann ferner

das ärmellose Kamisol, eine Weste von blauem Tuche mit langen Schößen oder ein Rock von blauem oder braunem Stoffe unter dem Felze getragen werden. Als Kopfbedeckung trägt der Bauer die Mütze von weißem oder schwarzem Schaf-Fell, das um den eigentlichen Kopfteil gelegt, mit grünen Seidenbändern zusammengehalten ist. Die üble Gewohnheit, den Kopf stets so warm zu halten und gegen die Einwirkungen der Luft ganz abzusperren, trägt zu der Kopfkraukheit bei, welche von der Weichsel ihren Namen hat.



Speemanns illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus veröffentlicht in dem laufenden Jahrgang folgende wertvolle neue Romane, Novellen etc.:

L. Ganghofer, Der Pfandbrief.
Robert Byr, Ein stolzes Herz.
H. Vogl, Der Rind von Verdrissgaden.
Bret-Haacke, Der Kreuzung d. Erzherzog.
E. Widert, Der zureichende Grund.
H. v. Perfall, Das Erdmannshaus.
M. v. Ebner-Eschenbach, Die Ketel.

Robert Schweichel, Jrsfahrten.
V. Mollhausen, Haus Montagne.
M. Berger, Die armen Weiden.
Rider-Baggard, Meines Testaments.
H. v. Roberts, E. Schlein, M. Johai, L. Schenk, I. Hefschel, H. Chöre.
E. Peidighan, V. Hylblom, H. Daudel.

Alle Buchhandlungen, Kolporteurs u. Postanstalten nehmen Abonnements entgegen. Alle vier Wochen erscheint ein Heft für Eine Mark. Probehefte in jed. Buchhandlung.

Garantie-Seidenstoffe
der Seidenwarenfabrik von:
von Elten & Keussen, Crefeld
direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiße und Cremé Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, Farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe schwarze Sammete und Peluche etc. etc.
Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollection.

Fabrikmarke.
Gegründet 1873.

Bade- und Doucheapparate;
Badestühle und
Wannen,
für Erwachsene u. Kinder,
Sitz-, Fuss- und Abreibewannen.

Zimmer-Closets
von 10 Mark an:
Bidets; Eisschränke;
Waschtische v. Metall
gediegen u. elegant;
Kinderwaschtische
von 10 Mark an.

Preislisten kostenlos frei.

Zeppernick & Hartz,
Berlin SW, Lindenstr. 15.

Gummi-Knetarbeit.
Neu! Leicht ausführbar. Höchst effectvoll! Damensarbeit u. Decorationen v. Rahmen, Spiegeln, Album, Böden, Schattellern u. plastischen Verzierungen, Imitation v. Majolika o. Culvre poll. Bestände. Einrichtg. M. 10 fr. u. jeill. **A. Eplinius, Hamburg,** Rathhausstr. 8. Knetmasse M. 8 v. Kilo, Mitterl. 1,50 fr. u. jeill.

Sammelalbum v. Siebig-Bildern. **Siebig-Bilder.**
Leichtes Besch. v. Bildern o. Sam. v. Liebesmitteln! 1 Etbl. geg. Einl. v. M. 4,50 franco. Probeblatt gr. u. fr. Bilderwerk. gel. **Ant. Olig, Daren, Ndb.**

Vorlagen für Porzellan- und Holzmalerei.
Auswahlendung bereitwilligst.
Carl Garte, Kunstanstalt, Leipzig.

Ernst Hartmann, Strumpffabrik in Chemnitz-Sachsen
fertigt in Seide, Wolle, Baumwolle etc. die feinsten gestriclen **Damenstrümpfe** und **Herrensocken.**
Echte Farb. Größen. Anstrichen feiner Strümpfe. Preislisten gratis und portofrei.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbig seidene Taffete und Ripse** (ca. 200 versch. Farben)
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per mètro.
- Farbig seidene „Failles Françaises“** (ca. 150 versch. Farben)
Von Frs. 5.65 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.80 bis Frs. 9.85 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per mètro.
- Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse** (ca. 190 versch. Farben)
Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per mètro.
- Farbige seidene Surahs** (ca. 180 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per mètro.
- Farbig seidene Satins merveilleux** (ca. 300 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per mètro.
- Farbige Satins merveilleux und Taffete-Changeant** (ca. 130 versch. Disp.)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per mètro.
- Farbige Seiden-Moire antique und française** (ca. 60 versch. Farben)
Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per mètro.
- Farbige Atlasse und Taffete für Steppdecken** (ca. 30 versch. Farben)
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per mètro.
- Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br.** (ca. 20 versch. Farben)
Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per mètro.

- Rohseidene Bastkleider** (ganz Seide) — 6 Qual.
Von Frs. 21 od. Mk. 16.80 od. fl. 10.50 bis Frs. 59.40 od. Mk. 47.50 od. fl. 29.70 per Robe
- Einfarbige Seiden-Damaste** (ca. 250 versch. Farben)
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètro.
- Zwei- u. dreifarbige Seiden-Brocates** (ca. 45 versch. Dispos.)
Von Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.55 per mètro.
- Echt indische Foulards imprimés** (ca. 200 versch. Dessins)
Von Frs. 2.30 od. Mk. 1.90 od. fl. 1.15 bis Frs. 7.80 od. Mk. 6.25 od. fl. 3.85 per mètro.
- Gestreifte und karrirte Seidenstoffe** (ca. 400 versch. Dessins)
Von Frs. 1.70 od. Mk. 1.35 od. fl. 0.85 bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per mètro.
- Gestreifte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.35 od. Mk. 5.10 od. fl. 3.20 per mètro.
- Karrirte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)
Von Frs. 3.65 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.80 bis Frs. 5.80 od. Mk. 4.65 od. fl. 2.90 per mètro.
- Farbig seidene Grenadines** (ca. 70 versch. Farben)
Von Frs. 2.70 od. Mk. 2.15 od. fl. 1.35 bis Frs. 16.90 od. Mk. 13.45 od. fl. 8.35 per mètro.
- Farbige Lyoner Seidenplüsch und Sammete** (ca. 140 versch. Farben)
Von Frs. 4.50 od. Mk. 3.60 od. fl. 2.25 bis Frs. 9.75 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per mètro.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Pariser Moden.

December 1888.

Ist es Zufall, — ist es ein Symptom, daß in den Pariser Salons gerade jetzt die Mode des Empire mehr und mehr an Terrain gewinnt? Ruft man die Bilder jener Zeiten zurück, um sich auf ein neues Kaiserreich vorzubereiten? Und wenn wird es beschieden sein, in diesem Lande der Ueberraschungen mit dem Zauberstabe der Mode, der stets in den Händen der jeweiligen Herrscherinnen gelegen hat, eine neue Aera hervorzuzaubern? — Unwillkürlich drängen sich leiblich in dem Salon eines Finanzmannes dem Eintretenden diese Fragen auf, als er sich von einer Anzahl mehr oder minder reizender Frauen umgeben sah, — in Paris verkehrt es eben jede Frau, reizvoll zu erscheinen, — welche das Kostüm, das Madame Josephine und Madame Récamier einst zu historischer Berühmtheit erhoben, mit liebenswürdiger Grazie zu neuen Ehren brachten. Und die streng im Stile des Empire gehaltene Einrichtung des Salons bildete eine so glückliche Folie für die Erscheinungen dieser Damen, daß man nicht einmal den Eindruck einer Maserade gewann, und man hätte sich in der That um achtzig Jahre zurückverlegt wähen können, wenn nicht die Plaudereien der Anwesenden sich um die allermodernsten Tages-Ereignisse gedreht hätten.

Begeben sich man nach einer Trägerin der altaristokratischen Namen, die während der republikanischen Perioden Frankreichs wie Iphigenie vor dem Winde verwehen, um unentwegt wieder aufzutreten, so oft ein Staatsstreich einen neuen Thron errichtet. Die hervorragendste Erscheinung hier war unweifelhaft die bildschöne Frau eines Pariser Chocoladen-Fabrikanten von europäischem Rufe, deren wunderbarer Nacken sich in seiner ganzen Schönheit in dem breiten, tiefen, vierseitigen Ausschnitte des mattschwarzen Atlaskleides präsentirte. Die Garnitur der kurzen Taille, mit den winzigen, oberhalb der Schulter gepufften Ar-



mele, krenzte sich tuchartig über der Brust und war mit Spangen von Brillanten zusammengehalten. Nicht weit unterhalb der Brust schloß eine breite Moiré-Schärpe von atmospärischem, fast verblühenem Grün die Taille bereits ab, und der kurze Rock mit Halbballen und fächerartig darüber garnirten Spitzen-Volant umspannte die Glieder. Der Hals war ohne Schmuck, aber in dem dunklen, eng am Kopf aufgesetzten, und über der Stirn ohne eigentliche Franze in einem Vordenkbüschel spitz aufgebauhten Haar steckte eine kleine Ugra von Brillanten, dahinter einige grüne Aehren. Die Tochter eines der berühmtesten Roman- und Bühnen-Schriftstellers und Gemahlin eines Millionärs fiel durch ihre wunderbaren erben-großen Perlen auf, die sie in fünf-fachen Reihen, — nicht um den Hals, sondern als Epaulette, in der Art wie die unserer Tambour-Majore auf den Oberarm fallend, — um die Schultern trug.

Auch die Mode des zweiten Kaiserreiches taucht häufig genug auf. Der weite, runde, kraus gezogene Rock mit Volants und dem Kidale, der vom Gürtel herabhängt, findet jedoch seiner Ankleidbarkeit wegen weniger Anklang. Es scheint, daß Kostbraun in diesem Jahre die bevorzugte Farbe für Straßen- und Visiten-Toiletten ist, die

nicht allein in Wolle und Seide, sondern auch in Sammet und Confections-Stoffen an kurzen Mantelets und Jacken zu Tage tritt. Feder- und Pelz-Besatz spielen nach wie vor eine große Rolle. Die beliebte Boa schlingt sich sogar jenseits um den Hut, sowie sie sich um den Hals legt, und wird deshalb der Leichtigkeit wegen gern von Federn genommen. Selbst bei den elegantesten Toiletten erscheint Pelzwerk als reizvolle Zuthat. Bei Gelegenheit eines Dinners, welches ein vielgenannter Deputirter leiblich gab, fiel ein Kleid von mausgrauem Sammet auf, das sich vorn über einem Unterleide von weißer Größe de Chine öffnete, welches reich mit orientalischer Stickerei in matten Farben und einzelnen Silberfäden bedeckt war.



Dunkler, loftbarer Pelzbesatz zierte die Taille und ging dann fächerförmig zu beiden Seiten des Tailliers auseinander. Der einzige, wahrhaft fürstliche Schmuck, den die Beführerin hierzu trug, waren mehrere dunkle, längliche Perlen von unidählbarem Werthe an den Ohren und an feiner Goldkette um den Hals.

Die Hüte sind in des Wortes eigentlicher Bedeutung von ihrer Höhe hinabgestürzt. Sehr niedrig, stehen sie gegen die Formen der Vorjahre ab. Auch hier sind Feder-Garnituren die bevorzugten. Für Concert und Theater pflegt die kleine bänderlose Capote in dieser Saison rosa zu sein. Der Teint der Pariserin ist, — Dank der vorgeschrittenen Kosmetik, — so weiß, daß sie es sich in jeder Altersstufe gestatten kann, die Farbe der Rosen zu tragen.

Geht man die Boulevards entlang und betrachtet die Schaufenster, so fällt es in die Augen, daß das Lieblingskind der launischen Mode jetzt einmal wieder das Taschentuch ist. Abgesehen von den hundertlei verschiedenen Gebrauchsstücken in Batist und Seide und in heitern, schönen Farben, welche statt des Monogramms den mit leichten Strichen hingeworfenen Namen der Trägerin in deren eigener Handschrift zeigen, ist das Schmuckstücklein, welches in alten Zeiten ein wichtiges Zubehör aller reichen Ausstattungen war, nun wieder mit ungewöhnlichem Luxus in's Leben getreten. Ueber und über mit Handstickerei bedeckt, wofern sie nicht von kostbaren alten Spitzen sind, passen sich diese winzigen, coquetten Schmetterlinge unter Jubelstimmung von Gold und Silberfäden und haarfeiner Seide den verschiedenen Toiletten an, und kosten ein kleines Vermögen. Doch was man hierin verschwendet zu haben glaubt, erspart man zur Beruhigung seines Gewissens an Stiefeln und Schuhen, wenn man auf dem Boulevard des Italiens den Corbannier du Diable frequentiert, der für alle seine Fabricate ohne Unterschied den gleichen festen und ungewöhnlich billigen Preis von 15,50 Francs verlangt. Man kauft hier ganz allerliebste ausgezeichnete, mit rothem Atlas gefütterte Vorderhufe, zierliche Promenadenschuhe, recht hübsche Stiefelchen, — Alles zu demselben Preise. Freilich, den breiten



124. In meinem Magazin, Berlin W. Leipziger Str. 124, sind um schnell zu räumen, zum Ausverkauf gestellt:

124. Schwarze und graue Wintermäntel und Jackets, erstere von M. 20, 22, 24, 26 bis 300 M., letztere von 15, 16, 17, 18, 19, 20 bis 50 M. — **124.** Schwarze und graue reinwollene Costüme, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40 bis 200 M. — Schwarze und graue reinwollene Costüm-Röcke, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 22, 24 bis 50 M. — Regenmäntel, Umhänge, Jupons, Morgenröcke, Tricotailen, Blousen u. s. w., zu besonders billigen Preisen. — Schwarze glatte und Fantasie-Tücher. — Schwarze Hüte 3, 3,50, 4, 4,50, 5,50, 6 bis 10 M. — Hauben, Colifloren, Capotten, u. s. w. — Eine Partie zurückgesetzter schwarzer Glacé- und Dänische Damen-Handschuhe, 0,50 und 1 M. das Paar.

124. Schmucksachen, welche sich zu Weihnachts-Geschenken eignen, u. s. w. — Alle Sachen sind mit wenigen Ausnahmen ganz neu und nur durch die Umwandlung meines Magazins in ein Mode-Magazin zu den ermäßigten Preisen zum Ausverkauf gestellt. Die mir bekannten Herrschaften erhalten auch Wahlsendungen.

Otto Weber, Leipziger Str. 124, Ecke Wilhelmstr.

Gegründet 1837. **A. ZUNTZ sel. Wwe.** Vielfach prämiert.

Hoflieferant
Sr. Majestät d. Deutschen Kaisers
u. Königs v. Preussen etc. etc.

Dampf-Kaffee-Brennerei
Bonn, Berlin, Antwerpen
empfiehlt ihre rühmlichst bekannten Specialitäten:
Gebrannte Java-Kaffee's.
Niederlagen in allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche.

Verlange **Stollwerck'sche CHOCOLADE**

Überall käuflich von M. 1.20 1/2 K^a an aufwärts.

Bade- und Doucheapparate; Badestühle und Wannen, für Erwachsene u. Kinder. Sitz-, Fuß- und Abreibewannen.

Zimmer-Closets von 10 Mark an: Bidets, Eisschränke; Waschtische v. Metall godigien u. elegant; Kinderwaschtische von 10 Mark an. Preislisten kostenlos frei.

Zeppernick & Hartz, Berlin SW, Lindenstr. 15.

Englische Tüll-Gardinen direct ab Fabrik: **Pilz & Kohl, Auerbach i. Sachs.** Collection frei an Jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Masses. Besorgung von **echten Teppichen, echten Bezügen, Decken** aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik. **Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.**

Bestes Apfelgelee (echt rheinisch, Apfelkraut) verl. in 10-Pfd.-Kistchen gegen 5 M. Nachh. A. Biedel, Niederbachlein a. Rhein.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Berfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Musterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Gchte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verläßt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Färbstoff erdwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Verdrückt man die Asche der echten Seide, so zerfließt sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Rollen und ganze Stücke tollfrei in's Haus, ohne Zollberechnung.

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt, Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

„Monopol“-Seide

Auszug der Analyse
des Hrn. Dr. C. Bischoff, vereid. Chem. d. Kgl. Gerichte in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11	60 "	1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12	60 "	1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Daß die mit vorliegende Henneberg'sche Monopolseide frei ist von jeder mineralischen Beiwernung, mitrostlos sich als ein völlig reines, gleichmäßiges Seidengewebe zeigt und den besten Fabriken zuzurechnen ist, welche in schwarzer Seidenstoffen producirt werden.

Berlin, den 4. Sept. 1886.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant

Zürich.

Rur direct und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden metre eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL“.** Muster umgehend.

niedrigen ehrenfesten englischen Absatz findet man trotz des englisch klingenden Firmennamens hier nicht.

Bei unserer deutschen eleganten Damenwelt steht die englische Form in diesem Augenblicke in höherer Gunst, aber ohne Deine's Abhandlung über die Hüfte der Deutschen im Allgemeinen und der Göttingerinnen im Besondern vollständig bezupflichten, hege ich doch geradete Zweifel, daß Mirza Schaffy, wenn er begeistert singt: „Seh' ich Dein' jartes Hüßchen an, So begreif' ich nicht, wie es so viel Schönheit tragen kann.“ eine unserer Landsmänninnen gemeint hat.

A. von Lindowstroem.

Berlin. — Wennleich für den Finger der glatte, einfache Reif stets am schönsten und sinnigsten bleibt, so hat doch schon Mancher sich der neuen Mode des Kettenringes zugewandt, der aus einem alten, pietätvollen Andenken oder Großmutter's Erbseufzer entnommen, jetzt wieder in Gold oder Silber für Arm und Finger zu neuen Ehren gelangt.

Den Herreninnen des Eisportes geben wir mit nebenstehenden, prachtvoll vernickelten Schlittschuhen ein speziell deutsches Fabrikat, das berechtigt ist, mit den bisher rühmlichst bekannten englischen in harte Konkurrenz zu treten.

Die Herreninnen des Eisportes geben wir mit nebenstehenden, prachtvoll vernickelten Schlittschuhen ein speziell deutsches Fabrikat, das berechtigt ist, mit den bisher rühmlichst bekannten englischen in harte Konkurrenz zu treten. Die Zahl der neuen Systeme ist eine sehr große, und es muß die Wahl derselben dem Zwecke und der Fähigkeit des Käufers sorgfältig angepaßt sein. Denn nicht für Jeden eignet sich das kurze Holländer-Eisen, oder das in den Haken des Stiefels eingelassene Metallplättchen, welches, in einen Stiel des Schlittschuhes greifend, denselben am Fuße befestigt. Viele können sich nun gar nicht von dem allbeliebtesten Schrauben-Schlittschuh trennen, der gewiß auch seine großen Vorzüge besitzt. Die unter „Bezugsquellen“ angegebene Firma hat in ihrer großen Auswahl auch für den veredeltsten Geschmack in erdenklichster Weise Sorge getragen.

Zeit der Romfahrt des Kaisers ist „das Römische“ in die Mode gekommen. Die aus Abfall-Seide gewebten Schlar- und Reife-Decken werden neuerdings durch die im römischen Geschmacke gestreiften und mit Gold durchwirkten Decken verdrängt. Aus römischen Gaze- und Seiden-Shawls ordnet man graziose Nischen oder Capoten, und die Kleinen und Kleinsten tragen stolz ihre römische Schärpe zum Alltags- und Feiertagskleide.

Nicht kostbarer und gediegener als die gemüllerten Gewebe sind bestickte Seiden-Stoffe, deren Selbstanfertigung zugleich große Freude gewährt und die Entfaltung des eigenen Geschmacks gestattet. Bald sind es Klein-Figuren, bald reiche, Tablier- und Garnitur-Theile überdeckende Rankenmuster oder Bordüren, die man wohl als Malerei der Nadel bezeichnen darf; vorwiegend erstreben sich jedoch die leicht hingeworfenen japanischen Muster der Aufmerksamkeit und Nachahmung.

Zu dem Directorium-Kostüm sieht man häufig das Maria-Antoinetten-Hüsch und weißem oder farbigem Vinon, mit Spitzen besetzt. Hier und da zeigt sich in den Gesellschaften der französischen Aristokratie auch ein wenig Puder in den Haaren und bei jüngeren Damen das Schuppplättchen. Ebenso tauchen die kleinen Manon-Arragen aus Gaze oder Spitze, welche nur die Schultern bedecken, und die schmale, wenig gekrauschten Bolants, die man ehemals Falbel nannte, wieder auf.

Als sehr eigenartig und elegant empfiehlt sich nachfolgend beschriebene Ball-Toilette. Die mit Pflüß unraudete schwarze seidene Grundform bedecken mehrfache schwarze Tüllbahnen, welche vorn und an den Seiten wenig, hinten dicht in den Bund gereiht, glatt niederfallen, an der linken Seite ein breites Panneau aus großen, gelben Chrysanthemum-Blüthen verschleiern. Einen eigenartigen Reflektenschmuck erhält die rund ausgeschnittene, ärmellose Taille aus schwarzem Brocat durch eine, ebenfalls aus Brocat gefertigte, 25-30 Cent. breite Schärpe, welche mit Krepp in der Farbe der genannten Blumen gefüttert ist. In der Mitte zu einer ziemlich großen Schleife geordnet, die auf der linken Hüfte zu befestigen ist, fällt die an den Enden je zu einer Schlaufe abgebundene Schärpe bis zum Kocksaume nieder. Lange gelbliche Handschuhe, schwarzer Federfächer.

Wie man bereits begonnen hat, die Boas auf der Straße durch Pelz-Pelerinen mit und ohne Shawl-Enden zu ersetzen, so verdrängen auch im Salon lange gemalte Crêpe-Schärpes die Spitzen-Boas. Diese in den verschiedensten Farben mit übereinstimmender oder abwechselnder Spitzen-Umrandung vorräthigen Schärpes sind mit Blumen in einzelnen Sträußchen oder zierlichen Ranken bemalt. Sie messen bei circa 50 Cent. Breite mindestens 3 Meter Länge und ergeben äußerst graziose Fichu-Arrangements mit beliebig herabfallenden oder auf der Brust gekreuzten und im Rücken zusammengeknüpften Enden. Beim Verlassen der Theater, Concerte u. s. w. empfehlen sich die Krepp-Shawls als Kleidungs- und schützende Kopfbülle.

Die Kinder copiren die Moden der Erwachsenen mit vielem Glüd. Wie reizend sieht z. B. ein Dämchen von 4-6 Jahren in einem Bauernmäntelchen von kreisrothem Tuch mit gelbem wattierten Surah-Futter aus! Die ganze Weite wird um die Schulter mehrfach in Reifalten zusammengezogen und rings um den Mantel ein grauer Pelzstreifen gelegt. Hierzu paßt nichts besser als der Hut mit vorstehendem Schirm, in dem das kleine Gesichtchen beinahe verschwindet.

Aus Pforzheim, einer bekannten Heimstätte der Gold- und Silber-Industrie, kommt uns ein neuer, interessanter Befehls-Artikel. Es sind feine, durchlöcher Blattranten aus Goldbronze



und versilbertem Metall, dazu bestimmt, auf Kragen und Ärmelrand gebettet zu werden. Aber auch zu den hochmodernen griechischen Haartreifen empfehlen sich dieselben, und zwar zur Schonung der Krur am besten gleichfalls auf schmales, gleichfarbiges, oder abwechselndes Sammetband gebettet.

Ein besonders reichhaltiges Lager der hochmodernen bedruckten Foulards weist die Firma Demmeberg auf. Da giebt es Klein-, Ranken-, Blumen- und Streifenmuster in den verschiedensten Farben zu allen modernen Grundtönen. Unter den letzteren zeichnet sich das neue, blaße Grün, sowie ein Mattblau und das in seinen verschiedenen Nuancen bald Purpur, bald Kupfer oder Porphyre genannte Roth durch schöne Lichtwirkung aus. Bunte Pompadour-Muster wechseln mit durchbrochenen Streifen oder durchbrochenen Blattwerk, während dem einfacheren Geschmack besonders die Stoffe in Weiß und Schwarz eine reiche Auswahl bieten.

So wenig es von gutem Geschmack zeigt, auf der Straße reich verziertes Schuhwerk zu tragen, im Hause und im Salon ist für dasselbe jeder, selbst ein etwas phantastischer Schmaud erlaubt. Unter den Hausschuhen giebt es solche aus brauner Seide mit goldgelbem Atlasfutter, welches sich in breitem bestickten Klettvers über den Ausschnitt legt. Ganz eigenartigen Reiz gewinnt ein anderer, reich mit Perlen und Gold gestickter Schuh aus grauer Seide durch angechnittene Blatt-Arabesken am hinteren und vorderen Rand. Um eine aus weicher Pompadour-Seide gefertigte, sehr zarte Fußbedeckung legt sich vom Haken aus ein granatrothes, vorn zu Schleifen geformtes Sammetband. Das Neueste für Gesellschaftsschuhe aus Seide oder Handschuh-Leder in der Farbe der



Toilette sind eisefirte Metallhaken, mit denen dann die leichte Stickeri-Verzierung übereinstimmt. Die Formen sind noch immer die tief ausgeschnittenen; Spangen werden durch Gold oder Perlen-Schnallen geschlossen. Hartige Atlas-schuhe zeigen auch das Blatt ganz mit dichten Reihen großer Jet- oder Wachsperlen bedeckt und dann keinen Schleifenschmaud. Seine Stelle nimmt vorzugsweise an einem Schuh aus bläulichem Kestleder mit spitzartiger Goldstickerei ein Zweig kleiner Sammetblumen ein, welcher, obgleich er den Fuß beschwert, von der tangenden Jugend dennoch gern zu den duftigen Gaze- und Tüllstücken getragen wird.

Während der Vorstellung von Gounod's „Romeo und Julia“ in der großen Oper zu Paris, mit Adelina Patti als Julia, bot das Haus einen überaus glänzenden Anblick dar. Die Damen der officiellen Welt beundeten eine besondere Vorliebe für Weiß und reichlichen Diamantenschmuck. In Bezug auf Form und Nachart der Toiletten wäre es schwer zu sagen gewesen, welcher von ihnen die Palme gebührte. Man sah viele Empire-Gürtel und Taillen à la Reanier, aber auch lange Taillen, die den schlanken Büsch reizend hervorhoben und, tief ausgeschnitten, auf der Schulter nur durch eine Blumenranke oder juwelen geschmückte Schleife zusammengehalten wurden. Besondere Aufmerksamkeit erregte die von einer blonden Schönheit getragene Toilette, in deren Draperien sich Crêpe de Chine und weiche Seide vom zartesten Rosa mischten. Ueber dem ausgeschnittenen Crêpe-Chemiset öffnete sich ein kurzes, fest anliegendes Jäckchen aus grünem Sammet mit feiner Goldstickerei; das rosa Futter des bis zur Schulter offenen Hängärmels aus Sammet bildete für die Weiße des Armes die köstliche Folie. Was die Hüften in der Art ihres Schmuckes betrifft, so hatte Alles Erfolg, was hübsch und leidlich war: freie Nacken, hängende Köpfe und Locken, Diademe, Blumen und Diamanten, Band- und Metallspangen, Flache und aigrettenförmige Feder-Tuffs.

Handarbeiten

Radbruch auch im Einzelnen verboten.



Wieder bewährt sich der alte Spruch, daß die Noth die Mutter des Fortschrittes ist. So hat das furchtbare Erdbeben, welches Jochia vor einigen Jahren heimsuchte, eine neue Industrie aus den Ruinen der zerstörten Dörfer entstehen lassen.

lassen. Die Anrohung hierzu ging von einer Neapolitanerin aus, welche die feine Strohflechterei auf der unglücklichen Insel einführte und zu deren verschiedenartigen Erzeugnissen, wie Abtügen, Wandtaschen, Bilderrahmen, Staffeleien u. d. Muster entwarf. Von natürlichem Geschick unterstützt, haben es die Schüler bald zu großer Kunstfertigkeit gebracht. Das äußerst dauerhafte, elastische Geflecht, welches meist ein schönes Goldbraun zeigt, ist mit Nelken, Anemonen, Brombeerblüthen und anderen Feld- und Gartenblumen von überraschender Naturneue geschmückt. Die zierlichen Arbeiten, von denen wir einige zur Darstellung ausgewählt, haben so großen Beifall gefunden, daß sie bereits einen bedeutenden Absatzartikel bilden. Um sie auch bei uns einzubürgern, ist für dieselben von einer Berliner Dame, Frau Schulz, Königsrührstraße 108, 2 Tr., eine Verkaufsstelle errichtet worden.

Aus der Frauenwelt

Am heiligen Abend hat sich die jüngste Tochter des österreichischen Kaiserpaars, Erzherzogin Marie Valerie, mit dem Erzherzoge Franz Salvator verlobt. Das Christfest wurde bei Hofe wie üblich in den Appartements der Kaiserin-Minigin gefeiert, und an dem hierauf folgenden Familien-Diner nahmen nur das Kaiserpaar, das Kronprinzliche Paar und die Erzherzogin Marie Valerie theil. Hierauf begab sich die kaiserliche Familie in die Appartements der Erzherzogin. Hier wartete bereits Erzherzog Franz Salvator des Erscheins des Kaiserpaars und trug dem Kaiser seine Werbung um die Hand der Erzherzogin Marie Valerie vor. Der Kaiser nahm die Werbung des Erzherzogs mit väterlicher Güte und Huld entgegen, ertheilte seine Zustimmung und sprach dann in feierlicher Weise die Verlobung des Paares aus. Da Erzherzog Franz Salvator, der sich seit dem Vorjahre in der Kriegsschule befindet, den zweijährigen Cursus derselben auf den Wunsch des Kaisers absolviren soll, wird er seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Valerie nicht vor dem Jahre 1890, und zwar wahrscheinlich im Frühling dieses Jahres, feiern.

Bei dem intimen Verkehr aller Linien des Herrscherhauses unter einander waren die Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator natürlich schon seit ihrer Kindheit mit einander bekannt. Das Erwachen einer lebhaften Theilnahme der Erzherzogin für den Erzherzog und eine gegenseitige Annäherung zwischen Beiden wurde seit dem vorjährigen Aufenthalte der kaiserlichen Familie in Jsch bemerkt. Erzherzog Franz Salvator hatte damals häufig Gelegenheit, von Gmund, wo seine Eltern auf dem ihnen gehörigen Schloße leben, nach Jsch zu kommen. Er wurde damals wiederholt von der Kaiserin Elisabeth aufgefordert, an den touristischen Ausflügen, die sie mit der Erzherzogin Marie Valerie im Salzammergut unternahm, theilzunehmen. Als sich im vergangenen Frühjahre die kaiserliche Familie in Gschloß aushielt, wurde Erzherzog Franz Salvator auch dahin geladen, und aus der Art und Weise, wie er empfangen worden und im Kreise der kaiserlichen Familie verkehrte, erkannte man in Hoffreuen, daß der Kaiser bereits seine Zustimmung zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Erzherzog gegeben habe und daß die Verlobung des jugendlichen Paares demnächst vollzogen werden dürfte. Wahrscheinlich waren die Freuden-Außerungen, mit denen der bekannte Rohr der Kaiserin die Nachricht von der Verlobung der Tochter seiner kaiserlichen Herrin begrüßte. Der gute Schwager war förmlich außer sich vor Entzücken und es fehlte nicht viel, daß er in ein heimatliches Freudenweinen ausgedrochen wäre.

Koch eine andere Verlobung wird gegenwärtig am Wiener Hofe vielfach besprochen. Vor drei Jahren ungefähr folgte einem lustigen Carnevalsstücke am Hofe ein erstes Nachspiel. Zwei vornehme Cavaliere, die sich bei dem Cotillon gegenüber standen, schlugen sich auf Säbel. Der Anlaß zu dem Zweikampfe ist uns nicht mehr ganz erinnerlich, aber der kostbare Gegenstand, der den Streit entfacht hatte, war ein Schmuckstück einer reizenden Tänzerin, vielleicht eine Blume, die sie im Gürtel getragen, vielleicht ein Fächer, den ihre rothigen Finger umschlungen hielten, vielleicht gar die reizende Tanzordnung. Das Duell nahm einen glücklichen Verlauf. Der Cavalier, der verwundet wurde, kam mit einem leichten Kopfbisse davon. Der Ritter, der für seine Dame damals auf den Kampfplatz trat, Fürst Max Fürstenberg, und seine damalige Tänzerin, Comtesse Irma Schönborn, empfehlen sich heute als Verlobte.

Vor Kurzem verstande die wegen ihrer Excentricitäten bekannte Lady Florence Dixie die Einladungsarte für die Feste, die sie in dieser Saison zu veranstalten gedenkt. Zu dem üblichen Texte wurde folgende Nachschrift beigefügt: „In meinen Salons hat der lächerliche Lufum, welcher darin besteht, daß die Frauen und Mädchen ruhig warten müssen, bis es dem einen oder dem anderen Herrn gefällt, sie zum Tanze aufzufordern, ein Ende. Es steht den Damen frei, sich aus der Gruppe der Herren einen beliebigen Tänzer zu holen; ich dulde nicht, daß in meinem Hause die Herren Paschas auf und ab spazieren, um zu überlegen, welche Dame ihnen als Tänzerin zuzugt. Bei mir haben die Frauen das Wahlrecht.“

Die schönen Frauen von Georgien sind in gewaltiger Aufregung. Unter falschen Vorpiegelungen hat man ihnen ihre Photographien abgetrotzt, und sie jammer nun, sei es wegen der vereitelten Hoffnungen, sei es wegen der Profanirung ihrer Bilder, wie der arme Peter Schlemihl, als er seinen Schatten um ein Linsengericht verkauft hatte. Von Tiflis aus hatte sich ein junger Mann die Adressen der schönen Mädchen und Frauen im Lande verschafft, an alle verhandte er ein Circular, in welchem er eine großartige Schönheits-Concurrenz in der georgischen Hauptstadt in Aussicht stellte, und Namens der Commission zur Einlieferung der Photographien der Candidatinnen behufs Prüfung der Zulassungsfähigkeit aufforderte. Dieses Circular erregte große Sensation und tief nicht unbedeutende Explosionen an häuslichen Herde hervor. Es wurde im Familienrath commentirt und besprochen, und mit sehr wenigen Ausnahmen gingen die Bilder ab! So erhielt der Dreiste eine reiche Collection der schönsten Frauenköpfe, die er indiscreter Weise als „Panorama der schönen Frauen von Georgien“ gegen Entgelt durch die Welt führen will.

Bezugsquellen: Schlittschuhe, Seite 2; S. Stroh, SW. Beckenhaus, 1. Stickerien zu Kleider-Garnituren, Seite 2; M. Levin, C. Hausvogelplatz 1. Silberne und Goldene Schärpe, Seite 2; P. A. Frank, SW. Beckenhaus 8. Bimmer, C. Riederwallstr. 33. Foulards, Seite 2; G. Franke, Berlin, Schwert.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Mehr als je tritt in der gegenwärtigen Ball-Saison das Band als Concurrent der Blumen auf. Selbst im Haare sieht man diese letzteren verhältnismäßig wenig. Der Grund davon dürfte die Begünstigung des Empire-Stiles der Toilette sein, zu welcher mit Band umwundene Spangen den geeigneten Haarschmuck bilden. Zu der Farbe des Kleides oder dessen Garnitur passend, werden zwei bis drei derartige Spangen um den Kopf gelegt. Die vorderste Spange schmückt eine prächtige Schleife, oder je nach Geschmack und Eigenart der Trägerin ein leichter Reihertuff, ein Schmetterling oder ein einzelner Blütenzweig. Für junge Frauen bestehen die Spangen aus Silber- oder Goldborten, in der Mitte von kurzen farbigen Straußfedern oder Marabouts gekrönt.

Neben den großen Spitzen- und Federfächern, die in immer reichlicher Ausstattung unsere Bewunderung erregen, tauchen auch die kleinen zierlichen Formen der Rococo-Zeit in Perlmutter und Schildpatt wieder auf, und zwar meistens glatt ohne Schnitzerei oder Metall-Einlagen.

Für die Blüten des Sommers haben die Juweliere unserer Residenz einen kostbaren Ersatz geschaffen, der sich schnell in der Gunst unserer Damenwelt einen hervorragenden Platz erobern wird. Blüten und Blätter in natürlicher oder geringerer Größe, je nach ihrer Bestimmung als Broche, Nadeln, auf Armpfangen und Fingerringen entzücken das Auge durch den wundervollen Farbenschmelz des Email. Vor allen Dingen erfreuen sich die wilden Feld-Blumen, die blaßrosa und gelblichen Anemonen, Kleeblätter, Mohs- und Storchblumen großer Beliebtheit. Thautropfen aus Brillanten blinken auf den Blättern.

Aus dem feinen, kurzhaarigen Felle des Renntieres fertigt man auch zierliche Haus-Schuhe und Pantoffeln mit rothem oder gelbem Lederbesatz und gleichen, niedrigen Haken. Ein Haarfutter macht den Schuh für die kalte Jahreszeit noch wärmer und behaglicher.



Foulard-Tücher in allen Farbtönen, vom zartesten Blau und Maigrün bis zum kräftigen Roth sind dazu bestimmt, beim ersten warmen Frühlingstreiben den Pelztragen zu ersetzen und den kleinen Ausschmuck der modernen Paletots auszufüllen.

Goldgelb zu Schwarz ist die neueste Farben-Zusammenstellung, welche das bereits so beliebte Grün und Schwarz verdrängt. Ob eine patriotische Oesterreicherin oder eine kluge Brünette die Erfinderin dieser für dunkle Schönheiten so überaus kleidamen Composition gewesen, davon vermeldet die Chronik nichts.

Damen, welche sich von dem hohen, den Hals schützenden Stehragen nur schwer trennen, füllen den kleinen Ausschmuck der modernen Kleidertailen gern durch ein Chemisett aus hellem Krepp, Tüll oder Seide. Da giebt es kleine, vorn durch vier bis fünf Schleifen gezielte, an ein Halsbündchen gefügte Vahtheile, getrenzte, durch Schmuck-Nadeln geschlossene Faltenstreifen u. a. m. Kurze, gefaltete und einmal eingeschlungene Cravaten mit traussem Spitzenabschluss, — meistens schwarz, — kann man beliebig auch über den Stehragen binden. In letzteren hinein fügen sich die schmalen Bänder, welche vorn mit einer kurzen, hinten mit einer halblangen Schleife enden, in deren Knoten ein passender Blütenzweig gebunden ist.

Das neueste Briefpapier ist durchweg gestreift oder mit Blumen bedeckt. Eine derselben tritt in der oberen Ecke, in Silber ausgeführt, reliefartig hervor, während die anderen die Farben der natürlichen Veilchen, Rosen oder Bergschmei-nicht haben und mit dem Papier eine Fläche bilden.

Paris. — Unter den leichten Ballstoffen behauptet sich der glatte Krepp, der in schöner Qualität dem Jerknittern

wenig ausgekehrt ist, fortbauend in der Gunst der Damen. Auch giebt es kaum etwas Reizenderes, als eine Robe dieses zarten Gewebes in Blafrosa, über Seide von gleicher Farbe mit Rosen-Quirlen aufgenommen. Junge Frauen wählen hierzu gelbe Rosen mit dunkelgrünen Sammetblättern, junge Mädchen weiße oder rosa Rosen mit dem gewöhnlichen künstlichen Laub. Auch in den Fächern beider macht sich ein Unterschied bemerkbar. Während verheiratete Damen sehr kostbare, aber nur mittelgroße Fächer tragen, sind die der jungen Mädchen ziemlich groß, jedoch von geringem Werthe, da derselbe eine mit dem raschen Wechsel der Mode schritthaltende Erneuerung dieses prächtigen Spielzeugs gestattet.



Zu großen Abendgesellschaften, auf welchen nicht getanzt wird, sondern literarische und musikalische Vorträge die Unterhaltung bilden, wird die Schleppe wieder allgemein, selbst von ganz jungen Frauen, ge-

tragen, und hier feiert der Sammet seine stolzen Triumphe. Damen eines gewissen Alters fügen ein mit schönen Spitzen garnirtes Unterkleid aus Krepp hinzu, welches auf eine von Sammet sich abhebbende reiche Gold- oder Stahlstickerei fällt. Die gekrauselte Taille läßt an einer Seite eine leichtere Stickerei sehen. Weiße hängende Spitzen-ärmel, modern frisiertes Haar und schöner Schmuck vollenden diese Toilette großen Stils. Unerlässlich sind weiße Glatte-Handschuhe, sowie ausgeschnittene Atlas-Schuhe von der Farbe des Sammets.



Zu der Ball-Toilette findet der „Vocken Lofes Schweifen“ immer mehr Anhängerinnen. Unsere Skizze zeigt eine für die gegenwärtige Saison maßgebende Anordnung dieser die Jugend so reizend kleidenden Frisur. An der Seite leicht gewellt, werden die Haare im Nacken von einer oder mehreren Blumenranfen umwunden, welche, an den hochtoupirtten Stirnhaaren beginnend, mit den Vocken tief über den Rücken fallen. Natürlich gekräuselt Haar bildet für diese Frisur



einen unschätzbaren Vorzug.

Der künstliche Blumenstiel ist in diesem Jahre ein kaum übersehbarer und von einer der Natur abgelassener Bollendung. Neben thaufriichen Rosen jeder Gattung erfreuen uns Nelken aller Formen und Farben; Scabiosen, Kammelein und Agaleen weitestern mit Flieder, Reiseda und Veilchen. Noch immer erhält sich der reiche Bandschmuck an Stelle des Laubes in allgemeiner Gunst. Weißen Flieder stellt man zur Halbtrauer mit schwarzem Sammetband zusammen, blaue und buntfarbige Agaleen mit rötlichlila Band. Zu Rosen wird dasselbe rosa, oliv oder zart maigrün gewählt, zu Bergschmei nicht oliv oder blau, zu Veilchen weiß, blaßblau oder blaßlila. Der duftige Federball der abgeblühten Butterblume endlich wirkt äußerst distinguirt zwischen Schlingen aus breitem Wandgras.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modells in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten gebraucht werden. Grosses Lager in farbigen Woll-Costümen für den Eisport. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schnellige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegenkommen.

35. 35. 35.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten des „Berliner Tageblatt“ wird der bis 1. Februar bereits abgedruckte Theil des neuesten Friedrich Spielhagen'schen Romans:

„Ein neuer Pharaon“

gratis und franco nachgeliefert. Alle Reichs-Postanstalten nehmen Abonnements auf das „Berliner Tageblatt“ nebst seinen werthvollen 4 Separat-Beiblättern: „ULK“, „Deutsche Lesehalle“, „Zeitgeist“, „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ für Februar und März zum Preise von 3 Mark 50 Pf. entgegen.

Gegründet 1837.

Vielfach prämiirt.

A. ZUNTZ sel. Wwe.

Hoflieferant

Sr. Majestät d. Deutschen Kaisers u. Königs v. Preussen etc. etc.

Dampf-Kaffee-Brennerei

Bonn, Berlin, Antwerpen

empfehlen ihre rühmlichst bekannten Specialitäten: Gebrannte Java-Kaffee's.

Niederlagen in allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaarenfabrik von:

von Elten & Keussen, Crefeld

direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiße und Crème Seidenstoffe, schwarz und weiß carrirte und gestreifte Seidenstoffe, Farbige Seidenstoffe und Koksidenstoffe schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollektion.

Fabrikmarke.



Gegründet 1873.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Schwarze seidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 11 Qual. Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. 75 kr. bis Frs. 6.80 od. M. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.
- Schwarzseidene Ripse (ganz Seide) — 15 Qual. Von Frs. 3.05 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.
- Schwarze Peau de soie (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.
- Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 5.35 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.65 bis Frs. 16.80 od. Mk. 13.20 od. fl. 8.25 per metre.
- Schwarze seidene Mascotte (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Schwarzseidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.35 od. Mk. 3.45 od. fl. 2.20 bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.
- Schwarzseidene Surahs (ganz Seide) — 9 Qual. Von Frs. 2.80 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.40 bis Frs. 11.65 od. Mk. 9.30 od. fl. 5.80 per metre.
- Schwarze glatte und gemusterte Seiden-Grenadines — 10 Qual. Von Frs. 2.— od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.
- Schwarze seidene Rhadamés (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.

- Schwarze Damaste (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.45 od. Mk. 2.75 od. fl. 1.70 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40.
- Schwarze halbseidene Atlasse — 9 Qual. Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 7.45 od. Mk. 5.95 od. fl. 3.70 per metre.
- Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 4.45 od. Mk. 3.35 od. fl. 2.20 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.80 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.25 od. Mk. 9.80 od. fl. 6.10 per metre.
- Schwarze seidene Moire Française — 9 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.30 od. fl. 6.45 per metre.
- Schwarze seidene Moire antique — 8 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Schwarze seidene Sicilienne 60 und 130 cm br. — 12 Qual. Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.80 od. fl. 3.65 bis Frs. 39.50 od. Mk. 31.90 od. fl. 19.75 per metre.
- Henneberg's „Monopol-Seide“ (ganz Seide) — 12 Qual. nur direct und nur echt, wann auf jedem metre eingedruckt ist.

G. HENNEBERG'S „MONOPOL“

Von Frs. 6.15 od. Mk. 4.90 od. fl. 3.05 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Landau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Unter den duftigen Tülls zu Ballkleidern erfreuen sich die mit Chenille- und Flockseide im Streifenmuster und bordürenartig besetzten der besonderen Bevorzugung.

Die Mode der weißen Unterröcke ist keineswegs gänzlich abgekommen. Es giebt entzückende Röcke aus Rausch oder Raffin, mit schneeigen Spitzen in Form von Volants und Einsätzen garnirt.



Ganz anders wie bisher, sowohl was die Anordnung des Haars als die der Blumen betrifft, stellt sich die neueste Ballfrisur dar.

Das Gesicht umrahmen zwei leicht gehobene, etwas abfliehende Scheitel mit einem gekräuselten Puff über der Stirn. Eine in der Mitte aigrettenförmig aufsteigende Blumenkrone stützt die Scheitel auf beiden Seiten.

Mehr noch, als sich zum Feste zu schmücken, ist es eine Kunst, im Hause reizend zu erscheinen; und das Studium, welches unsere gräßlichen Weltbuden hierauf verwenden, zeitigt die entzückendsten Toiletten.



Nach Mauve und Apfelgrün, die Lieblingsfarben der Damen des Kaiserreiches, haben sich neben der Kleiderform der damaligen Zeit bei uns einzuzeichnen gewagt.

Handarbeiten

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 12. — Rumänische Stickmuster. — Im Anschluß an die auf Tafel 2, 6 und 8 veröffentlichten slavischen Stickmuster aus dem südlichen Balkan bietet das gegenwärtige Blatt Vorlagen echt rumänischer Ursprungs.

welche in Kreuz-, Flach-, Strich- und Kettenstick auf schwarzem Woll-Canevas ausgeführt und in der Nummer vom 3. Februar dieses Jahres mit Abb. 78 naturgroß und zum Klein erweitert, mit Abb. 62 in kleiner Uebersicht dargestellt ist.



zeigt sich die Musterung etwas in die Länge gezogen, weil hier, im Gegenfalle zu den übrigen Vorten, Bäumchen zc., die Stiche, wie auch im Originale, über drei Fäden in der Breite und über zwei in der Höhe greifen.

Die Firma Joh. Friedrich Quilling (siehe Bezugsquellen) liefert unter dem Namen Straußfedern-Wolle ein neues bemerkenswerthes Material. Der glänzende, mit losen Schlingen durchzogene, mohairartige Faden eignet sich hauptsächlich zum Stricken, und zwar mit mittelstarken Holzknädeln, indem man hin- und hergehend stets rechts arbeitet.



ben vorrätige Straußfedern-Wolle wird in Knädeln von 50 Gramm (Preis 1 Mark) verkauft. Ein Knädel von diesem sehr ausgiebigen Material genügt zur Anfertigung der



nebenstehend veranschaulichten Kinderkappe. Man arbeitet für dieselbe ein vierreihiges Stück; auf einem Anschlag von ungefähr 50 Maschen etwa ebenso viel Touren und verbindet nach dem Abwaschen die Seitenränder durch lose Stiche.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Prinz Friedrich Leopold von Preußen, der einzige Sohn des verstorbenen Prinzen Friedrich Carl, hat sich mit der Prinzessin Luise von Schleswig-Holstein, einer Schwester der regierenden Kaiserin, verlobt.

Paris. — Vor Kurzem hat sich in Paris ein denkwürdiges Ereignis zugetragen. Die „Academie des Sciences“ hat einen ihrer großen mathematischen Preise, den sie zu diesem Zwecke noch erheblich erhöht hat, einer Frau ertheilt. Die Gekrönte ist Frau Sophie von Kowalewsky, geborene von Korwin-Kruskowsky, Doctor der Philosophie und Professor der Mathematik an der Universität zu Stockholm, wo sie seit fünf Jahren über die schwierigsten Gebiete der neueren Mathematik mit schönem Erfolge Vorlesungen hält.

Bezugsquellen: Vorkasse: J. A. Heese, W. Leipzigerstr. 87. — Schmud: A. H. Werner, Hofluecker, W. Friedrichstr. 173. — Handschuhe: C. Riefel, NW, Friedrichstr. 90. — Bouillottes, Chemise u. s. w.: M. Levin, C. Hansvoigt-Platz 1 u. M. Basse, W. Leipzigerstr. 42. — Blumen-Garnituren: F. Penzmann, W. Leipzigerstr. 83. — Straußfedern-Wolle: Joh. Friedrich Quilling, Frankfurt a. Main, Kaiserstr. 8. — Knädelhalter: F. Sahn, W. Berberstr. Markt 8.

Advertisement for Keltz & Meiners, Berlin W, Leipziger Strasse 10. Kunstmaterialien-Magazin. en detail. Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gouache-, Majolika-, Bronze-, Gobelins- und Chromo-Malerei.

Advertisement for BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER. (Glycerin and Gurke) macht die Haut in kurzer Zeit zart, weich und weiss, beseitigt und verhütet vollständig. Rauheit, Rötze, Risse, Reizung und schützt die Haut gegen die Wirkungen von Frost, kalten Winden und hartem Wasser.

Advertisement for Kanarienvögel! Feine Harzer! Kanarienvögel! mit dem seltensten Tönen zu M. 6, 8, 10, 12, 15 und 18 per Stück empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preisvermerk H. Natemann, Clausthal, Oberharz. NB. Zahlreiche Anerkennungsbriefe stehen zu Diensten.

Advertisement for Bade- und Doucheapparate; Badestühle und Wannen, Zimmer-Closets, Zeppernick & Hartz, Berlin SW, Lindenstr. 15. Familien die keine Badeeinrichtung haben, werden um ihre Adressen ersucht von F. Weis Berlin W 41.

Advertisement for VIETORSCHE Kunstgewerbe- und WIESBADEN. Frauenarbeits-Schule. Umfassendste, namentl. auch berufl. Ausbildung in Kunststickererei, Musterzeichnen, Kunstgew. Malerei u. s. w. Techniken mit Rücksicht auf die Lehr- od. Atelierthätigkeit. Seminar f. Handarbeitslehrerinnen. Pension i. H. der Vorsteherin. Prosp. u. Näh. d. d. Direktor MORITZ VIETOR.

Die Mode.

Rocherent auch im Einzelnen verleben.

Berlin. Für jugendliche Mütter giebt es einen ebenso prächtigen wie duftigen Ballstoff, der selbst den Reiz des vom eigenen ersten Ballkleidechen ganz bezauberten rofigen Tüchteleins erregen könnte: mit Gold- oder Silberblumen bestickter schwarzer Seidentüll, der, in ganz flachen Falten über schwarzer Seide arrangirt, wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht wirkt. Die größte Schönheit dieser Gewebe besteht nicht in dem Glanz des Metallfadens, sondern in der künstlerisch vollendeten Zeichnung, die stets eine Blumenart, Rosen, Rohn, Asten, Nelken u. s. w. in den verschiedensten Formen, voll aufgeblüht, in der Knospe und zu Tuffe zusammengefaßt, nebst dem dazu gehörigen Laubwerk, in anscheinend regellosem Durcheinander über den Grund verstreut.

— Großmütterchen ist entzückt über ihre zum Ball gepuhlte Enkeltochter: zaubert ihr deren Erscheinung in ringsum eingereichtem Rocke aus luftigen gestickten Batist, krauser, viereckig ausgeführter Taille mit zierlichen Puffärmelchen und hinten eingeschlungener, dreier Schärpe, die eigene Jugend vor. Selbst, was heute als neueste Mode gilt, die Kreuzbänder an den tief ausgeführten Schuhen, fehlen nicht.

— Eine reizende kleine Neuheit sind Tanzkarten in Buchform aus Eisenblech-Papier, mit den zierlichsten Malereien auf dem Titelblatte. Diese Karten, welche durch Bandschleifen an der Taille oder dem breiten Empire-Gürtel befestigt werden, empfehlen wir namentlich den vielumworbenen Ballschönen, die oft Tage und Wochen vor einem feste Tänze zuzagen — zur Unterhaltung ihres Gedächtnisses.

— Großen Luxus entfaltet das Tischzeug, für welches das Leinen wieder von den Damast-Geweben in den Hintergrund gedrängt wurde. Farbige Damast-Decken und Tischläufer in Mattrosa, Goldgelb, Zartgrün, Hellblau oder auch nur mit farbigen Musterstreifen, machen die Handtücher überflüssig. Diese wiederum prägen in buntesten Farben, in Kreuz-, Stiel- und Blattlich auf dem weissen Damast-Gewebe. Getönte Jacquard-Decken erhalten einen wahrhaft königlichen Schmuck durch Kettella-Gins- und Anzüge, diese köstliche Nadelarbeit, die fleißige Hände so gern selbst anfertigen.

— Als hübsche Vereimung eines Promenaden- und Biffiten-Kostümes für junge Damen erscheint folgender Anzug aus dem neuerdings wieder auftauchenden bräunlichgrauen Architekten-Sammel. Der Rock zeigt die vordere Draperie auf der Hüfte, dicht unter den Bunde, durch einige Falten leicht gehoben, während der Stoff hinten in tiefen Falten niederfällt. Der hinten anschließende Paletot hat kurze lose Vordertheile, die mit doppeltem Knopfschluß über einander greifen. Dieser Schluß tritt jedoch nur für die Straße ein, im Zimmer werden die Vordertheile in ganzer Länge breit zurückgeschlagen, wobei ihre schöne innere Ausfütterung, ein reich mit Gold und Seide gesticktes Atlasfutter, zur Geltung gelangt. Die Taille erhebt eine weissebene, in den Rock tretende Bluse, deren Stehkragen, Manschetten und Knopfschleife mit Gold gestickt sind. Die Taille umspannt ein Goldgürtel. Dunkles Pelzbarrett und gleicher Ruff zur Vervollständigung des Anzuges.

Wien. — Auf die Schleppe wird bei den diesjährigen Saison-Toiletten ein noch höheres Augenmerk wie in den lehrverloffenen Jahren gerichtet. Diefelbe gewinnt an Dimension und muß bei solchen Gelegenheiten, wo große Toilette angezeigt ist, von bedeutender Länge sein. Bei Hoffestlichkeiten erscheinen die Damen in langen, über der Taille

befestigten Schleppen und werden solche von viereckigem Schutte, mit breiter Pelzverbränung, heuer am meisten bevorzugt. Das beliebteste Pelzwerk ist überdies der „Blau-fuchs“. Bei Dinner-Toiletten hinwieder trägt man kürzere Schleppen, welche unter einer breiten Ceinture, die das mit einem Fichu „Marie Antoinette“ gepuhlte Corsette abschließt, hervortreten. Eine haute Nouveauté sind auch lange, runde Schleppen, die mit dem Rücken des betreffenden Corsette aus einem Stücke geschnitten sind. Als die modernsten Farben für solche große Toiletten wären „Milgrün“, „Wassergrün“ und „Chartreuse“ zu nennen, und werden schwere, allertostbarste Goldbrocate mit hoher Vorliebe dafür verwendet.



— Zu den schönsten Toiletten, die man in jüngster Zeit auf der Bühne gesehen hat, gehören diejenigen, welche Frau Charlotte Volter in dem Schauspiel von Alex. Dumas „Die Fremde“ mit ihrer gewohnten Anmuth und Grazie trug. Namentlich zwei dieser eleganten Modeschöpfungen entzückten unsere Damenwelt und dürften auch in weiteren Kreisen Interesse erregen. Die eine dieser prächtigen Roben bestand aus Moiré-Pekin in den Farben Schwarz und Weiß. Der Rücken und die runde, lange Schleppe waren, der herrschenden Mode gemäß, in einem Stücke geschnitten. Das hiervon lebhaft absteckende Deuant aus rothem Gaze-Stoff zeigte reiche à jour-Stidereien, während ein Empire-Gürtel aus schwarzem Moiré-Band und ein breiter Kragen aus dem Stiderei das harmonische Ganze vollendete. Aber ein noch blendenderes, an Geschmack wie Originalität gleich hervorragendes Kostüm bildete eine Haus-Toilette aus elfenbeinfarbener Armure-Seide. Das aus diesem kostbaren Materiale angefertigte Unterkleid umrandete eine breite, spigenartig durchbrochene Gold-Stiderei und war überdies höchst reizvoll in Chenille à la Watteau, dem Liebungs-Genre dieser Saison, gestickt. Die Taille mit ihren langen, mit reichen Gold-Passamenten besetzten Ärmeln, gemachte in Form und Garnung an die bösenischen Mädchen, während das prunkvolle Oberkleid, aus gelblichrothem Sammet, mit nilgrünem Moiré gefüttert, in einer tiefen Watteau-Falte, wie die Cour-Schleppen, ganz hoch am Rücken befestigt war. Der schwere Moiré des Futteres bildet auch den Kragen-Befah, sowie die Ärmel-Ausschläge des anmuthigen Mädchens.

— Eine neue Mode-Ordnung verlangt, daß das Monogramme auf der inneren Bodenplatte des chapeau-claque der Herren nicht mehr in Goldstiderei, sondern in buntpigmentierter Seiden-Plattstiderei ausgeführt sei.

Paris. — Die Mode-Kinder-Bälle zu veranstalten greift mehr und mehr um sich, jedoch manche Mütter weniger für ihre eigenen, als für die Kostüme ihrer Lieblinge zu sorgen haben. Während des Carnevals machen diese Bälle bunten kostüm- und Maskenfesten Platz; was ist also natürlicher, als daß man daran denkt, mit eigener Hand und möglichst wenig Kosten hübsche Anzüge herzustellen? Unsere Vorträge sollen dazu behilflich sein. Sehr einfach löst sich das Hirtentostüm in aus Tuch, Velvet oder Wollstoff zusammenstellen. Die Bäuerin aus der Zeit Karl IX. trägt zu blauem Wollrock ein schwarzes Sammetmieder, Bluse und Schürze aus Musselin; das Haar deckt ein Netz und ein ediges Sammetkappchen. Reicher erscheint die Dame aus der Zeit Heinrich II., deren Kleid aus grünem Plüsch mit

124. **Otto Weber's Mode-Magazin** 124. **Otto Weber's Trauer-Magazin** 124.

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,
bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten gebraucht werden.
Grosses Lager in farbigen Woll-Costümen für den Eisport.
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

berufend sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.
Schnelle Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

Verlange **Stollwerck'sche CHOCOLADE**

Überall käuflich von M. 1.20 1/2 K an aufwärts.

Geegründet 1837. **A. ZUNTZ sel. Wwe.** Vielfach prämiirt.

Hoflieferant
Sr. Majestät d. Deutschen Kaisers
u. Königs v. Preussen etc. etc.

Dampf-Kaffee-Brennerei
Bonn, Berlin, Antwerpen
empfiehlt ihre rühmlichst bekannten Specialitäten:
Gebrannte Java-Kaffee's.
Niederlagen in allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche.

Bade- und Doucheapparate; Badestühle und Wannen, Zimmer-Closets

für Erwachsene u. Kinder.
Sitz-, Fuss- und Abreibewannen.

von 10 Mark an;
Bideis-, Eiseshränke;
Waschtische v. Metall
gediegen u. elegant;
Kinderwaschtische
von 10 Mark an.

Preislislen kostenlos.

Berlin SW, Lindenstr. 15.
Zeppernick & Hartz,

Das wohlschmeckendste Laxativ,
von den berühmtesten Ärzten und Kindern gern genommen, sind wirksam
Kanoldt's Tamar Indien.

ärztlich erprobte und warm empfohlene,
süßer u. schmerzlos wirkend, sehr appetitlich mit
Chocolade umhüllte
Confitures laxatives,
Gotha's Tamarinden-Conserven.

Für Kinder genügt 1/2-1/3 Tamar
Erwachsene 1/2-1/3 Tamar
In Schacht. à 20 Flg., auch einzeln à 15 Flg.
nur in Apotheken. Allein Adt von
Karb. C. Kanoldt Nachf. in Gotha.

F. SCHADE
Juwelier
Gold- und Silberwaaren-Fabrik
Geegründet 1840
Berlin C.
Verkaufs-Lager nur: Ross-Str. 27.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Weisse Seidenstoffe

ca. 130 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weiss seidene Marcellines und Taffete** (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 1.45 oder Mk. 1.20 od. fl. 0.75 kr. bis Frs. 5.40 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.70 per metre.
- Weiss seidene Ripse** (ganz Seide) — 9 Qual.
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 13.65 od. Mk. 10.90 od. fl. 6.80 per metre.
- Crème-weiss seidene Ripse** (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.65 od. Mk. 8.50 od. fl. 5.30 per metre.
- Weiss seidene Satins merveilleux** (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Crème-weiss seidene Satins merveilleux** (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Weiss seidene Surahs** (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per metre.
- Crème-weiss seidene Surahs** (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per metre.
- Weiss seidene Moire française** — 7 Qual.
Von Frs. 1.90 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per metre.
- Crème-weiss seidene Moire française** — 7 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per metre.

- Weiss seidene Moire antique** — 8 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.
- Crème-weiss seidene Moire antique** — 2 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — und Frs. 3.90 od. Mk. 3.10 od. fl. 1.95 per metre.
- Weiss seidene „Faille Française“** (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Weisse halbseidene Atlasse** — 8 Qual.
Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per metre.
- Crème-weiss halbseidene Atlasse** — 5 Qual.
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per metre.
- Weisse Satins Duchesse** (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Crème-weisse Satins Duchesse** (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Weiss seidene Damaste** (ganz Seide) — 7 Qual.
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per metre.
- Crème-weiss seidene Damaste** (ganz Seide) — 7 Qual.
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

weihem Kamminchenpelz verbrämt ist. Die Puffen der Taille bestehen aus weihem Atlas. Eine weiße Feder schmückt das Barett, zu welchem Plüsch, Sammet oder Tuch dienen kann. Am wenigsten Mühe erfordert das Griechentöcklein: Plüschrock aus weihem Wollstoff, gleiche Bluse und vorn offenes Tuch-Jäckchen mit Soutache-Verzierungen.

Es ist nicht leicht, für ganz junge Mädchen einen Masken-Anzug zu finden, der grazios und ihrem Alter angemessen sei. Eines um so größeren Auftrages dürfte sich die Blumenfee erfreuen, deren duftige Toilette ebenso reizsam wie jugendlich erscheint. Ueber den glatten kurzen Rock aus altrosa Seide, welchen eine Guirlande der verschiedensten Blumen umsäumt, fällt eine Draperie aus plissirtem Krepp von gleicher Farbe. Die in tiefe Faden ausgechnittene und in Toffalten geordnete Draperie bildet oben einen kurzen Haush, unter welchem sich lange Blumenzweige hervorranken. Guirlanden und Tuffs schmücken die glatte Taille, sowie das Haar und den zu dem Kostüm unerlässlichen Birtenstab.



Die Mama oder eine liebevolle Tante, welche dem Drängen der Jugend nachgebend, diese zu einem Kostümfest begleiten, sich aber den Zwang der „Verkleidung“ nicht auferlegen möchten, dürfen unbedenklich in der heutigen Gesellschafts-Toilette erscheinen, nur nach der Mode einer anderen Zeit frisirten, um nicht gänzlich aus dem Charakter des Festes herauszutreten. Da weisen nun die diesjährigen Seidenstoffe mit ihren grossen matten Blumen-Bouquets wie von selbst auf die Frisur im Zeitgeschmack Lud-



wig XVI. hin. Diese Frisur braucht nicht slavisch nachgeahmt zu werden, im Gegenteil ist die größte Freiheit in ihrer Anordnung gefordert; unerlässlich aber ist eine Wolke von Feder und ein leichtes Färben der Augenbrauen und Wimpern, wodurch das Gesicht einen pizanten Reiz erhält.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der in Nr. 3 unseres Blattes unter dem Titel „Neue Blumenmalerei“ erschienene Aufsatz von Professor Julius Lessing wurde durch einen prächtigen Jasminzweig illustriert, welchen wir nebst dem, von Fräulein du Bois-Reymond entworfenen und ausgeführten Deckchen entnommen hatten. Der echte Jasmin des Südens, der bei uns nur spärlich vorkommt, jedoch sein Name im Sprachgebrauch ganz allgemein auf den bekannten, ihm gar nicht verwandten Pierstrauch übergegangen ist, eignet sich mit seinen zierlich edlen Formen, seinem geschmeidigen Wuchse und seiner einfachen Färbung sehr für decorative Zwecke. Auf vorliegendem Deckchen erscheint er zum Kranze geschlungen. Die Zweige sind in einzelnen getheilten Filofelle-Seide durch Stielstich, die scharf geschnittenen kleinen Blättchen der Blätter und Blüten durch Plattstich wiederzugeben, während der Farben-Contrast von Dunkelgrün und Weiss, den sie in der Natur bieten, hier, dem viel or-farbigem Atlasgrunde angepasst, durch Bronze- und Goldfarben angedeutet ist. Zwei Linien von verflochtenen Kettenstich und Stielstich in Bronze- und Goldfarben bilden die Einfassung, eine Goldschnur den Rand. Dasselbe Muster ließe sich auch in olive und rebeba Tönen, mit in's Grünliche gedrohenem Weiss für die Blumen, ausführen; soll die Stickerei aber als Lampenteller dienen, so ist die Blüthenfarbe viel or-gelblicher, wie auch der Jasmin im Hinblick auf diese Bestimmung als Ornament gewählt ist, um an unseren langen Winter-Abenden, zusammen mit der Erinnerung an seinen feinen Duft, die Gedächtnisbilder der angenehmen Gegenden herauf zu beschwören, in denen er heimisch ist.



Der in Nr. 3 unseres Blattes unter dem Titel „Neue Blumenmalerei“ erschienene Aufsatz von Professor Julius Lessing wurde durch einen prächtigen Jasminzweig illustriert, welchen wir nebst dem, von Fräulein du Bois-Reymond entworfenen und ausgeführten Deckchen entnommen hatten. Der echte Jasmin des Südens, der bei uns nur spärlich vorkommt, jedoch sein Name im Sprachgebrauch ganz allgemein auf den bekannten, ihm gar nicht verwandten Pierstrauch übergegangen ist, eignet sich mit seinen zierlich edlen Formen, seinem geschmeidigen Wuchse und seiner einfachen Färbung sehr für decorative Zwecke. Auf vorliegendem Deckchen erscheint er zum Kranze geschlungen. Die Zweige sind in einzelnen getheilten Filofelle-Seide durch Stielstich, die scharf geschnittenen kleinen Blättchen der Blätter und Blüten durch Plattstich wiederzugeben, während der Farben-Contrast von Dunkelgrün und Weiss, den sie in der Natur bieten, hier, dem viel or-farbigem Atlasgrunde angepasst, durch Bronze- und Goldfarben angedeutet ist. Zwei Linien von verflochtenen Kettenstich und Stielstich in Bronze- und Goldfarben bilden die Einfassung, eine Goldschnur den Rand. Dasselbe Muster ließe sich auch in olive und rebeba Tönen, mit in's Grünliche gedrohenem Weiss für die Blumen, ausführen; soll die Stickerei aber als Lampenteller dienen, so ist die Blüthenfarbe viel or-gelblicher, wie auch der Jasmin im Hinblick auf diese Bestimmung als Ornament gewählt ist, um an unseren langen Winter-Abenden, zusammen mit der Erinnerung an seinen feinen Duft, die Gedächtnisbilder der angenehmen Gegenden herauf zu beschwören, in denen er heimisch ist.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Die Hochzeit der Prinzessin Sophie von Preußen mit dem Kronprinzen von Griechenland wird dem Benehmen nach im Frühjahr in Athen stattfinden, da in Berlin Schwierigkeiten hinsichtlich der religiösen Trauung infolge der confessionellen Verschiedenheit der hohen Verlobten entstehen würden.

— Die langjährige Hofdame der hochseligen Königin Elisabeth von Preußen, Fräulein Anna von Alvensleben, ist vor Kurzem gestorben.

Newyork. — Eine Anwältskanzlei auf dem Gebiete der Hochzeitreisen bereitet sich in Amerika vor. In den fashionablen Kreisen von Newyork ist man des Lobes voll von der bereits in einzelnen Fällen bei Allianzen aus der besten Gesellschaft zur Anwendung gebrachten modernen Einrichtung des „geheimen Homingmondes“. Die Grundidee der Neuheit besteht darin, daß der Plan der Hochzeitreise von Bekannten und Verwandten des Brautpaares ausgearbeitet und vor dem letzteren völlig geheim gehalten wird. Sie haben sich einfach um nichts zu kümmern. Weder die Zeitdauer, das Ziel der Reise, noch der Zeitpunkt der Abreise wird ihnen vorher mitgeteilt. Wie gewöhnlich findet die Trauung statt, darauf folgt die übliche große Gesellschaft, welcher die Neuvermählten bis spät in die Nacht hinein erwartungsvoll beiwohnen. Sie haben sich dem geheimen Comité ja auf Gnade und Ungnade ergeben. Pünktlich tritt ein Bedienter auf sie zu und ladet sie ein, ihm zu folgen. Vor der Thür angelangt, werden ihnen die Reisekleider übergeben, man geleitet sie zu einem bereitstehenden Wagen, und fort geht's zum Bahnhof. Das Gepäck, ebenfalls von dem geheimen Comité zusammengestellt, ist inzwischen schon nach dem Bestimmungsorte aufgegeben, während die nötigsten Kleider und Reiseutensilien bereits in den für diese Gelegenheit gemieteten Separat-Schlafwagen geschafft sind. Erst nachdem die Hochzeitreisenden in den Wagen eingestiegen sind, überreicht der Bediente im Momente der Abfahrt des Zuges den Scheidenden eine Liste mit dem Plane ihrer Reise. Nun erst erfahren sie, wohin die Fahrt geht, ob nach dem „sonnigen Süden“ oder nach dem wildromantischen Westen, und es ist ihnen anheim gestellt, sich über den Geschmack des geheimen Comité's zu freuen oder zu ärgern. Also in doppelter Beziehung eine Fahrt in's Unbekannte. — das ist die moderne amerikanische Hochzeitreise.

Paris. — Es hat sich hier selbst ein Comité gebildet, welches demnächst schon den Aufruf zu einem internationalen Frauencongreß erlassen wird. Der Congreß soll während der Welt-Ausstellung in diesem Jahre in Paris zusammenzutreten. Eine große Anzahl von Pariser Damen hat sich bereits für das Unternehmen angemeldet.

Bezugsquellen: Valtstoffe, Tanzarten: M. Levin, C. Hausvoigtei-Platz 1. — Färberei: B. Wolfenstein, W. Leipziger Str. 121. — Courschleppen: S. A. Deese, W. Leipziger Str. 87.

Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.

Veränderungsbestand:	Gezahlte Versicherungssummen:
Ende 1886: 257 Millionen M.	bis Ende 1886: 45 Millionen M.
Ende 1887: 277 Millionen M.	bis Ende 1887: 48 Millionen M.
Ende 1888: 296 Millionen M.	bis Ende 1888: 52 Millionen M.

Vermögen:

Ende 1886: 58 Millionen M.	Die Versicherer erhielten durchschnittlich an Dividende gezahlt:
Ende 1887: 64 Millionen M.	1880-81: 139%
Ende 1888: 70 Millionen M.	1885-86: 169%
	1886-87: 229%
	1887-88: 349%
	1888-89: 419%

Die Lebensversicherung ist mehr und mehr Gemeingut aller geworden. Sie ist es auch für diejenigen Familienmänner, deren Existenz lediglich auf dem unmittelbaren Ertrage ihrer Thätigkeit beruht, am nächsten, sich der Lebensversicherung zur Sicherstellung ihrer Angehörigen zu bedienen, so ist doch die Ansicht längst hinlänglich geworden, daß eine solche Vorsicht für den bemittelten Kaufmann, den Gewerbetreibenden, den Grundbesitzer u. dgl. überflüssig sei. Zeiten, in welchen der Werth des Geldes, wie die Wandelbarkeit aller Vermögensverhältnisse, so häufig vor Augen treten, weisen Jeden in der eindringlichsten Weise darauf hin, daß es auch für ihn Zweck und Nutzen habe, sein Leben zu versichern.

Die Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig gehört zu den ältesten und größten, sowie vermöge der hohen Dividenden, welche sie fortgesetzt an ihre Versicherten zahlt, zu den billigsten Gesellschaften Deutschlands.

Dieselbe übernimmt auch sogenannte Kinder-(Aussteuer-, Wittib-) Versicherungen. Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Gesellschaft und deren Agenten gern erteilt. — Tüchtige Agenten gesucht.

Tüchtige Agenten werden gesucht.

Cotillon- u. Ballartikel

überrassende Neuheiten. Illustr. Cataloge gratis aus franco. (Man verlange Postliste.)

Masken-Costüme, tolle Ausstattungen, billige Preise. Illustr. Cataloge gratis u. fr. (Man verlange Postliste.)

Kolner Fahnen- u. Lampions-Fabrik **Bernhard Richter**, Söhn, Rhein, Neumarkt 19.

Kerbschnitzerei. Werkzeuge einzeln u. i. Kästen à 25 u. 30 M. Holzwaren, Schnitten a. i. Köln u. Bremen. Preisb. d. Fr. G. Roth, Berlin, Wilhelmstr. 139p.

Garantie-Seidenstoffe der Seidenwaarenfabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld**

Fabrikmarke. Gegründet 1873.

direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Creme Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollektion.

L. Späth, Baumschule (135 Hektar umfassend) bei **Rixdorf-Berlin**

empfehlte grosse Vorräthe von: Obstbäumen in allen Formen, Alceebäumen, Ziergehölzen, Coniferen, Rosen, Obstwilldungen, Forst- u. Horkonpflanzen, Erdbeer- und Spargelpflanzen, Malblumenkolben und Blumenzwiebeln.

Kataloge gratis und franco.

Prämirt Brüssel 1876. Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881. Wien 1883.

Burk's Arznei-Weine.

In Flaschen	à ca.	100 Gr.	200 ..	700 ..
Gleiche Preise in	ganz	Deutsch-	land.	

Mit edlen Weinen bereite. Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen: **Burk's Pepsin-Wein (Essenz)**, Verdauungsfördernd.

In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Burk's China-Malvasier, Ein delikates Tonicum.

In Flaschen à M. 1.—, M. 1.80 u. M. 4.—.

Burk's Eisen-China-Wein, wohlgeschmeckend u. leichtverdaulich.

In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Zu haben in den Apotheken Deutschlands und vieler grösseren Städte des Auslandes.

Man verlange ausdrücklich: „Burk's Pepsin-Wein“ „Burk's China-Malvasier“ etc. etc. und beachte obige Schutzmarke und die Firma.

C. H. Burk, Stuttgart.

— Export nach überseeischen Ländern. —

Die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden**, empfiehlt in reichster Auswahl:

Cotillon- und Carneval-Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen. Künstliche Pflanzen

Gegenstände als komische Kopfschmucke, Orden, Colifantouren, Attrappen, Knallbomben, Costüme, Masken, Porreken, Saaldecorationen, Bigtophones u. s. w.

u. Gefässe dafür in Majolica, Holz, Messing etc. Illustr. deutsche u. französ. Preisblätter Saloon 1889 gratis u. franco.

Echtes Linoleum (Kork-Teppich). Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von **Julius Henel vorm. C. Fuchs**, k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau. Qualitäts-Proben und Muster franco.

Garantirt waschaechte Stickseiden von **W. Rücker** in Weinheim a. d. B. zu beziehen durch alle besseren Tappissier-Geschäfte. — Grossisten erhalten Vorzugspreise. — Für die Waschlöhlichkeit wird vollinhaltliche Garantie geleistet.

Seltene Gelegenheit!

Verkauf von Reismustern in hochf. Damenwäsche mit edler Handstickerei. Eine große Partie Musterlaken, die auf Teur etwas dunkel geworden, werden im Ganzen oder in einzelnen Stücken andnehmend billig abgegeben. Es befinden sich darunter hochf. Damenhemden in Iden, Renford auf Brust und Kermel mit bodenleganter reicher Stickerei, die sonst 7-9 M. kosten, jetzt M. 3.40-4.50. Damenhemden ff. Konford mit gebiegenes Handstickerei, sonst 5-7 M., jetzt 2 M. 30 Pf. bis 3 M. 95 Pf. Außerdem eine Partie ff. leinere Taschentücher, Handtücher u. Tischzeuge. Eleg. Damen-Nachthemden m. Handstickerei v. M. 4.65 an. Sämmtliche Sachen sind nur bessere Qualitäten.

En gros. Damenwäschefabrik, Specialität in Handstickereien, Export. **Max Donig, Berlin, Gr. Friedrichstr. 9, 1.**

Finnen, Blüten im Gesicht; wer mit diesen Schönheitsfehlern behaftet ist und will davon befreit sein, der wende sich an mich. **Römhild 1. Thür. J. Rottmann, Apoth.**

Glasen-Nachtlichte, nachhertrafen seit 1868. C. mal garantirt, überne Modells Amerikaner 1861 und Berliner 1862. Für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung. Universal vorrichtung.



Polnischer Bauernbursche in Festtracht,
aus der Umgegend von Warschau.

Nach einer Zeichnung von E. Burger.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 234. Blatt.

Der junge, hier dargestellte Bauernbursche zeigt die übliche Bekleidungsweise der preussischen und russischen Polen.

Ein langes Hemd, am Kragen mit farbigen Bindbändern zugebunden, fällt bis zum Knie über die Beinkleider von weißem oder streifigem Stoffe, welche in die langen Schaffstiefeln gesteckt und haushartig über diese zurückfallend, getragen werden. Die Stiefeln werden meist unter dem Knie durch Riemen am Bein festgebunden. Im Sommer begnügt sich der arbeitende Bauer mit diesen Kleidungsstücken, denen er den Strohhut hinzufügt, nie aber, ob- denselben mit Bändern, Blumen oder Pfauenfedern zu

schmücken. Die Viehhäberei für letztere ist unter allen Slaven verbreitet.

Ein Kamisol von blauem Tuch ohne Ärmel, aber mit langen Schößklappen und Taschen, gleich der Weste der Popfzeit, wird über das Hemd angezogen oder ein langer Rock von blauem Tuch mit gelben Knöpfen, mit hellblauen Schnüren eingefast, rothen Aufschlägen mit hellblauem Samurbesatz. Der Gürtel wird um diesen Rock geschlungen, jedoch die beiden Zipfel desselben zu beiden Seiten gleichmäßig herunter fallen. Unser Bursche trägt darüber noch einen zweiten taftartigen Rock von braunem rauhen Stoffe.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin
Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.
bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schloppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten gebraucht werden.
Grosses Lager in farbigen Woll-Costümen für den Eisport.
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin
befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.
Schnelle Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

Kein Schwindel, höchst Reell!

Diese Abbildung zeigt eine neu patentierte Accord-Zither-Harfe. Dieselbe ist einzig in ihrer Art, ist für Alt und Jung, innerhalb einer Stunde kann man ohne einen Lehrer die schönsten Stücke spielen. Durch den Apparat, welcher die Accorde hervorbringt, erhält die Zither einen wunderbaren harten Ton. Die schwierige Notenschrift fällt auch weg, denn die Noten sind durch Zahlen erkenntlich gemacht.
Die Preise sind wie folgt, äußerst billig:

Nr. 52	loftet mit 3 Accord-Reihen und 15 Metallsaiten, gelb lackirt	fl. 3.50
Nr. 54	mit 3 Accord-Reihen und 22 Saiten	5.50
Nr. 67	Nabagoni polirt, 3 Accord-Reihen, 19 Metallsaiten und 3 Basssaiten	8.-
Nr. 75	5 Accord-Reihen, 3 Basssaiten und 19 Metallsaiten in C und G spielbar, gelb lackirt	7.-
Nr. 76	fein polirt, samt wie Nr. 75	8.75
Nr. 78	Außbaum polirt, ertrafen	10.50

Zu jeder Zither-Harfe wird eine Anleitung nebst in Musiknoten beigegeben. Jede Zither befindet sich in einem Pappecarton. Höhe und Verpackung beträgt für Nr. 52 50 Pf., für die anderen Nummern 75 Pf. Versandt per Gasse oder Nachnahme.

H. Zuleger, Leipzig,
gegründet 1870.
I. Meinen illustrierten Preis-Courant über Schweizer Psychophone, Phantasia-Artikel mit Musik, sowie über das neue, unübertreffliche **Symphonion** und **Manopan** liefert auf Verlangen gratis und franco.
II. Ebenfalls meine illustrierte Preisliste über Bläs- und Streich-Instrumente, sowie deren Reparaturteile, Saiten u. s. w. gratis und franco.

H. Zuleger, Leipzig (gegr. 1870).

Gegründet 1837. **A. ZUNTZ sel. Wwe.** Vielfach prämiert.
Hoflieferant
Sr. Majestät d. Deutschen Kaisers u. Königs v. Preussen etc. etc.
Dampf-Kaffee-Brennerei
Bonn, Berlin, Antwerpen
empfiehlt ihre rühmlichst bekannten Specialitäten:
Gebrannte Java-Kaffee's.
Niederlagen in allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche.

Bade- und Doucheapparate;
Badestühle und Wannen.
für Erwachsene u. Kinder.
Sitz-, Fuss- und Abreibewannen.

Zimmer-Closets
von 10 Mark an:
Ridets; Eischränke; Waschtische v. Metall geblühen u. elegant;
Kinderwaschtische von 10 Mark an.
Preislisten kostenlos.

Zeppernick & Hartz, Berlin SW, Lindenstr. 15.

Strümpfe zum Anweben
von Wolle, Baumwolle und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommirte **Strümpfmaschinenfabrik von Kreyszig & Sohn,** Berlin, Leipziger Str. 22. Lager besser und moderner Strümpfe jeder Qualität. Auf Wunsch Auswärtigen.

Gummi-Knetarbeit.
Vollständige Einrichtung dazu Nr. 10. — Knetmasse Nr. 8 v. 10 in 1/2, 1/3, 1/4 Kilo. Frante für Nr. 1, 50 sowie 1 fertige Knetmaschine, 1 Stück Knetmasse u. Anleitung, Wasservertäufel gel. Lager aller Materialen, Zerkleinerer, Verlagen. Auswärtigen der letzteren überallhin.
A. Eplinius, Hamburg, Rathausstr. 8.
Familien die keine Badereinrichtung haben, werden um ihre Adressen ersucht von V. Wehl Berlin W 41.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

Farbig seidene Taffete und Ripse (ca. 200 versch. Farben) Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.	Rohseidene Bastkleider (ganz Seide) — 6 Qual. Von Frs. 21 od. Mk. 16.80 od. fl. 10.50 bis Frs. 59.40 od. Mk. 47.50 od. fl. 29.70 per Robe
Farbig seidene „Failles Françaises“ (ca. 150 versch. Farben) Von Frs. 5.65 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.80 bis Frs. 9.85 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per metre.	Einfarbige Seiden-Damaste (ca. 250 versch. Farben) Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse (ca. 190 versch. Farben) Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per metre.	Zwei- u. dreifarbige Seiden-Brocates (ca. 45 versch. Dispos.) Von Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.65 per metre.
Farbige seidene Surahs (ca. 180 versch. Farben) Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.	Echt indische Foulards imprimés (ca. 200 versch. Dessins) Von Frs. 2.30 od. Mk. 1.90 od. fl. 1.15 bis Frs. 7.80 od. Mk. 6.25 od. fl. 3.85 per metre.
Farbig seidene Satins merveilleux (ca. 300 versch. Farben) Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per metre.	Gestreifte und karrirte Seidenstoffe (ca. 400 versch. Dessins) Von Frs. 1.70 od. Mk. 1.35 od. fl. 85 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per metre.
Farbige Satins merveilleux und Taffete-Changeant (ca. 130 versch. Dispos.) Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per metre.	Gestreifte seidene Surahs (ca. 100 versch. Dessins) Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.35 od. Mk. 5.10 od. fl. 3.20 per metre.
Farbige Seiden-Moire antique und française (ca. 60 versch. Farben) Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per metre.	Karrirte seidene Surahs (ca. 100 versch. Dessins) Von Frs. 3.65 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.80 bis Frs. 5.80 od. Mk. 4.65 od. fl. 2.90 per metre.
Farbige Atlasse und Taffete für Steppdecken (ca. 30 versch. Farben) Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.	Farbig seidene Grenadines (ca. 70 versch. Farben) Von Frs. 2.70 od. Mk. 2.15 od. fl. 1.35 bis Frs. 16.80 od. Mk. 13.45 od. fl. 8.35 per metre.
Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br. (ca. 20 versch. Farben) Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.	Farbige Lyoner Seidenplüsch und Sammete (ca. 140 versch. Farben) Von Frs. 4.50 od. Mk. 3.60 od. fl. 2.25 bis Frs. 9.75 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).
Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die heute so modernen Metall-Stickerien, welche fertig zu kaufen, recht kostspielig, und selbst herzustellen, ziemlich mühevoll sind, kann man durch mehrere Reihen feiner Gold-, Silber- und Stahlbleche ersetzen, und gerade durch das Verarbeiten dieser verschiedenen Metalle wird eine eigenartige, reiche Wirkung erzielt.

Schon steht die Ball-Saison in vollem Flor, und noch täglich treffen die überraschendsten Neuheiten ein, um den Toiletten immer frischen Reiz zu geben. Heute sind es Fächer der zarlichsten Art aus duftigen Seidentrepp, mit dessen Aquarell- und Bronze-Malereien die gewundenen oder glatten Kupfer-, Silber- oder goldglänzenden Holzgestelle im Einklang stehen. Eigenartig ist die Form der Fächer, sowie der am Rande ausgeschnittene Umriss der Malerei, deren Motive überaus mannigfaltig sind. Hier schmälern sich zwei fast lebensgroße Tauben, dort wiegen sich kleine geliebte Sänger auf einem blühenden Apfelbaumzweig. Große Mohndolmen, Halb-



fränze von Sternblumen oder mächtige Schilfblätter mit mattgetönten Blüten, Vögeln oder Käfern, treten auf dem klaren oder goldgetönten Grunde bald wie verschleiert, bald in kräftigerem Glanze hervor; auch die beliebten Schwalben, um das Halbmond des Fächers aufgereiht oder über dasselbe zerstreut, fehlen dem grandiosen Spielzeug nicht. Anstatt der Malerei zeigen einzelne Fächer ganz locker aufgeheftete Krepp-Auflagen, hier in Form und Farbe einer Seerose, dort in denen eines Nachtfalters mit ausgebreiteten Flügeln, welche leicht mit Bronzefarben gemalt sind. S. II.

Paris. — Auch im Reiche der Moden herrschen „Grundzüge“, und der von uns so oft betonte, vornehmste derselben: die Uebereinstimmung der Toilette mit ihrer Trägerin, d. h. Wahl von Stoff, Farbe, Form und Schmuck nicht nach dem toten Buchstaben des Modejournals, sondern nach der Persönlichkeit, wird von besonderer Wichtigkeit, wenn es sich um „Masken“ handelt. Ein kleines, zierliches Persönchen mit allerliebstem Stumpfnäschen wird als — Königin Elisabeth von England ebenso wenig Glück machen, als eine ernste, „stivoole“ Schönheit in dem capriciösen Kostüm einer „Pierette“, diesem altbekannten und doch immer neuen Stammgastes aller Maskenbälle! Altbekannt als Typus, — immer wieder neu in der Erscheinung; denn die Pierette folgt in gewissem Sinne der herrschenden Mode und präsentiert sich fast in jedem Jahre in veränderter Gestalt: einmal hochgebauscht, in hellem, glänzendem Atlas, dann schlicht und glatt, in dunklem, selbst schwarzem Sammet oder Nüsch, wie gegenwärtig. Der breite Schrägstreifen um den Saum des Rockes wird von weißen, gelblichen oder gelben Pompons gehalten; Strümpfe, Schuhe und Handschuhe sind schwarz. Auch die charakteristische, steif gestärkte Kutsche aus weißem



Null zeigt eine etwas andere Form und wiederholt sich um den Rand der Handschuhe. Den weißen Filz hat garnirt schwarzes Sammetband, — darunter aber gehört krauses Haar, ein lustiges, nicht notwendigerweise schönes, aber pitantes Gesicht, zu welchem sich Lebhaftigkeit, Witz und Grazie gesellen müssen!

Ganz andere Forderungen stellt das strenge historische Kostüm an seine Trägerin: imponirende Erscheinung, regelmäßig schöne Züge, vornehm abgemessene Bewegungen, höchste weibliche Einfachheit und höchste weibliche Würde! Reiche, kostbare Stoffe: gold- oder silberdurchwirkter Brocat, schwere glatte Seide, edles Pelzwerk sind bei der schlichten Form des Gewandes erforderlich; der Kopfschmuck besteht aus einer Art goldenem, mit Perlen besetzten Netz, dessen mit Perlen schmücken umwundene goldene Raup: das Gesicht umrahmt.



Nur jugendliche Frische und Anmuth darf sich zur Königin der Rosen erheben, dann aber wird es dieser an Huldigungen nicht fehlen! Auf dem einfachen Gewande aus meergrünem Crêpe de Chine blühen und leuchten Rosen, entweder in allen Farben, Größen und Formen, oder nur durch eine Art vertreten, — die Phantasie hat hier freies Spiel, um möglichst reizvolles, Feenhaftes zu schaffen!

Das „Zeitgemähe“ vertritt unser letztes Bildchen! Die große Aufgabe, „Wittwen und Waisen zu vertheidigen“, wollen die Herren der Schöpfung mit der Frau durchaus nicht theilen, — nun müssen sie sich die gefürchtete Concurrenz wenigstens im Ballsaale gefallen lassen! Sade der Trägerin ist es dann freilich, den Beweis zu liefern, daß der weibliche Advokat seinem männlichen Kollegen an Beredsamkeit, Schlagfertigkeit und — Spitzfindigkeit nicht nachsteht. — Das pitante Kostüm kann in Kaschmir, Atlas oder Sammet ausgeführt werden, — je hübscher und geistvoller seine Trägerin, desto erfolgreicher wird ihre „Thätigkeit“ sein. B. de G.



London. — Die glänzenden, grünlich schillernden Hahnenfedern sind nicht nur als Boa sehr beliebt, sondern neuerdings auch als Bekleidung ganzer Westen, welche man sowohl zu kurzen Paletots, wie auch zu langen Mänteln trägt. Diese Westen zeigen

einen kleinen, etwas herzförmigen Ausschnitt, den eine flache, mit Nadel geschmückte Herren-Gravate ergänzt. Mit letzterer stimmt ein hoher Stehragen in Stoff und Farbe überein.

Rothe und schwarz gemusterte, glatte Federn bedecken, reihenweise aufgelegt, die zierliche Capote-Form eines ebenso apart wirkenden wie practischen Hüttchens. Die ganze Garnitur bildet eine mehr schlappige Schleife in der vorderen Mitte, welche, gleich den seitwärts einschlingenden Bindebändern, aus schwarzem Sammetbände besteht. S. R.



Bezugsquellen: Fächer: E. Sauerwald, W. Leipziger Str. 20. — Umlegetragen aus Feinen: W. Levin, C. Dausvogel-Platz 1.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Ein eigenartiges Geschenk ist für die Kaiserin Friedrich von einem Photographen in Kofel angefertigt worden. Der Photograph hat aus dem Kern einer in England gewachsenen Kirsche ein kunstlerisch ausgeführtes Körbchen geschnitten. Die Arbeit ist mittelst eines einfachen Taschenmessers ausgeführt. Der Henkel, der obere und untere Rand des Körbchens ist perlartig ausgearbeitet, der Boden trägt eine Rosette aus acht Blättern, die Seiten sind filigranartig durchbrochen. Das Körbchen wird von einer aus weißer Steinmaß geschnittenen, mit Schuppenarmband und Ring gezierten Hand gehalten. Dasselbe ist an einem theils aus Ebenholz, theils aus Eisenbein geschnittenen säulenartigen Postament befestigt.

Deffau. — Die Verlobung der Prinzessin Marie von Baden mit dem Erbprinzen Friedrich von Anhalt ist vor Kurzem in Karlsruhe vollzogen worden.

Paris. — Die ehemalige Vorleserin der Kaiserin Eugenie, Madame Garette, hat jüngst ihre Memoiren veröffentlicht, und wir entnehmen denselben folgende Einzelheiten: Napoleon III. hatte sich mit Eugenie aus reiner Liebe verlobt, als sie auf einer Reise im Jahre 1832 in Paris erschienen war. Er versprach ihr die Ehe, wenn ihm das Glück in seinen Plänen bestehe; sie sagte ihm, sie werde seine Frau werden, was auch kommen möge; im Falle eines Unglücks solle er zu ihr nach Spanien reisen. Eine Nadel mit einem großen Aesblatt aus Smaragden nahm sie von ihm als Talisman mit. Sie trug dieselbe bis zum Tode des Kaisers allabendlich neben ihren anderen Juwelen. Als der kaiserliche Prinz nach dem Zululande abreiste, trug sie die Nadel wieder — bis zum 19. Juni. Nach dem Tode ihres Sohnes aber gab sie, auf jede weitere Hoffnung verzichtend, das Kleinod der Herzogin von Mouchy. Das hohe Paar feierte am 30. Januar 1853 die Vermählung in Notre-Dame. Nach spanischer Ueberlieferung werden die Perlen, mit denen sich die Kaiserin an ihrem Hochzeitstage schmückte, das Symbol vergossener Thränen. Die Kaiserin, ein altes Vorurtheil verachtend, trug an jenem Tage ein Halsband von unvergleichlichen Perlen. Die Ueberlieferung hat sich bewährt. Ein anderer Schmuckgegenstand wurde von der Kaiserin abgelegt, sobald sie dessen Vorgeschichte aus dem Jahre 1848 erfahren. Es war dies ein nufgroher, gelber Diamant. Derselbe war von einem Aufständischen während der Blünderung der Tuilerien verschluckt und wieder gefunden worden, als der Dieb an den Verlegungen gestorben war, die ihm der Stein mit seinen scharfen Kanten in den Eingeweiden verursacht hatte. — Schließen wir diese vertraulichen Erinnerungen einer Frau aus den Tuilerien mit der Geschichte eines anderen Schmuckes, welche die Wandelbarkeit der menschlichen Geschichte noch ergreifender zeigt als die anderen. Sie lebte ein werthvolles Halsband, das ihr die Stadt Paris verehrt, ab und gründete für den Preis desselben das Aigl. Eugenie Napoleon, das genau nach der Form des Halsbandes gebaut wurde. Die Kaiserin besuchte dasselbe häufig, um sich von dem Wohlgeruch der Mädchen zu überzeugen, die dort in Handarbeiten unterrichtet wurden.



Dublin. — Ueber eine romantische Ehe, welche in einer reichen altadeligen Familie in einer südlichen Grafschaft Irlands gewaltige Bestürzung hervorgerufen hat, melden Dubliner Zeitungen folgende Einzelheiten. Der einzige Sohn, ein Jüngling von 22 Jahren, befand sich in sehr schwächlicher Gesundheit und der Arzt empfahl ihm, in einem wärmeren Klima zu überwintern. Als Reisebegleiterin und Wärterin wurde eine ältere Dame gewonnen, und der Vater war sehr glücklich, seinen Sohn und Erben in so guten Händen zu wissen. Einige Zeit lang ging Alles gut. Die einlaufenden Briefe gaben über das Wohlbehinden der Reisenden die besten Berichte. Die Gesundheit des jungen Mannes besserte sich täglich und seine Mutterzeit nahm zusehends zu. Doch waren die zuletzt gekommenen Briefe nicht so ganz befriedigend, wenigstens nicht für den Vater, denn sie enthielten die Meldung, daß der Sohn und Erbe eines Vermögens, das 200,000 Mark jährlich abwirft, seine — alte Wärterin geheirathet hat.

Passendes Damengeschenk
wird recht practisch dazu eingerichtet, sämmtl. Nummern eines Jahrganges der Illust. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres auszubewahren, ist der **Sammelkasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung**
in Buchform hocheleganter mit Goldverfärbung, dauerhaft und silber eine Zierde jedes Salons. Gegen Einsendung von M. 6.50 franco zu beziehen von W. Schillberger, Buchhandlung, Berlin W., Schilfstraße 3. Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

Englische Tüll-Gardinen
direct ab Fabrik: **Pilz & Kohl, Auerbach i. Sachs.**
Collection frei an Jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Maasses.
Bessergang von **echten Teppichen, echten Bezügen, Decken**
aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.
Antwerpen 1855 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.

F. SCHADE
Juweller
Gold- und Silberwaaren-Fabrik
Gegründet 1840
Berlin C.
Verkaufs-Lager nur: **Ross-Str. 27.**

Erven Lucas Bols
gegründet 1575
Amsterdam
Curaçao, Anisette, Half om Half, Genever etc.
hochfeine **Punsch-Essenzen.**
Dépôt **Berlin W. S.**
Probirstube:
Friedrich-Strasse No. 169.

Stickerei
jeder Art wird entworfen, vorgezeichnet, arrangirt und eingerichtet im Atelier von **Frau S. Eisen**
v. d. Tannstr. 7
München.

Handlanguettenarbeit
übernimmt zu sauberster Ausführung und kürzester Lieferzeit
Laura Dreverhoff, Zwickau i. S. (gegründet 1848).
Freien nur Zeichnungen gratis.

Tricotstoffe, Tricotuche, Seidene Tricotstoffe
versendet an Private. Muster gratis und franco.
Aug. Juncker, Leipzig, Weststrasse 76.

Musterblätter für Laubjäger
Schnitz-, Einlege- u. Holzmalereiarbeiten,
800 Nummern, illust. Verzeichn. 20 M. Berlin.
Mey & Widmayer's Verlag in München.

Ersparnisse
machen diesen Damen, welche vor Beginn größerer Arbeiten Muster meiner Specialitäten: **Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen** aus engl. Kammgarn, Zephyr und Kameelhaar, Corallengarn, **echtfarbige Baumwollgarne**, Häkelgarne mit genau pass. Kongressstoff, Käsegarn, **Hoffmanns „Goldstickt“**, Woll-Chenille, Dorchgarn u. s. w. verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität und Billigkeit meiner Erzeugnisse.
Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.
Ernst Hartmann, Strumpffabrik in Chemnitz-Sachsen
festigt in Seide, Mer. P. Woll, Wolle u. die feinsten gestriclen
Damenstrümpfe und **Herrensocken.**
Schr. Farb. Ertraggrößen, Anstrichen seiner Strümpfe, Treislisten gratis und portofrei.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Vertin. — Nachdem das Leder-Armband mit Uhr sich praktisch bewährt hat, versucht ein Armband aus hellem Leder mit Portemonnaie die Gunst der Damen zu gewinnen. In dem zierlichen Gelbbüchlein lassen sich allerdings keine Schätze bergen, doch ist er auch nur für kleine Münze bestimmt; auch läßt sich ein Fährschein dort bequemer als in der Hand aufbewahren. **M. St.**

Wien. — Wir hatten Gelegenheit eine reizende Robe d'interieur zu bewundern, die aus schneeweißem, schmiegsamen Wollstoff bestand. Von diesem blendenden Grunde hob sich eine schöne Stiderei in zartgrüner und blaßrosa Seide (Stil Rococo), das anmuthsvolle Gewand umfäumend, höchst vortheilhaft ab, während die hohe, herzförmig ausgeschnittene Taille mit grazios gestecktem Fichu, das, so wie die halblangen Ärmel, gestickt war, noch zierlich getüpfelte Schleifen aus grünem Sammetband schmückten. **H. M.**

Paris. — Nachdem sich bereits seit einiger Zeit bedeutende Veränderungen in der Haartracht angekündigt und auch zum Theil vollzogen hatten, erscheinen heute einige Frisuren, die von den bisherigen hohen Arrangements vollkommen abweichen. Leicht gewellte und gebrechte Scheitel, lange Locken oder gewundene, hängende Haarsträhnen bilden das Typische der neuen Frisur, welches



man je nach der Persönlichkeit kleidsam zu verwerthen, dem Geschmack überlassen bleibt. Diademe, Haarspangen aus Band oder Metall, Perlenreihen und feine Blüthenzweige wunden sich durch die Locken und dem welligen Scheitel, dem sich häufig ein zuffrauser Stirnbüschel anschließt. Charakteristisch ist es, daß auch bei diesen Frisuren der größte Theil der Stirn freibleibt. **B. de G.**



Das Streben nach Schlankheit der jetzigen Mode ist nicht zu verwechseln mit jener gewaltigen Eingangsheit vergangener Jahre. Die übertriebene Fülle der Röcke darf sich nicht in unschöne Knappheit verwandeln, sondern das Charakteristische der neuen Form besteht darin, daß sie „naturgemäß“ ist, — die Figur weber entstellt, noch allzu sehr markirt, sondern sie in angemessener natürlicher Weite umschließt. Leider aber begegnen wir bereits Erscheinungen, die des Guten so reichlich zu viel thun, daß es zum Schlimmen wird, und diesen gegenüber können wir nicht oft genug betonen, daß jede Uebertreibung nicht allein unschön, sondern vor Allem unfein wirkt. **I. G.**



London. — Für die gegenwärtige Saison der Concerte, der Hochzeiten, für die Promenade im ersten, vorwichtigen

Frühlings-Sonnenschein, dem zu Ehren man sich so gern ein wenig schmückt, wird die Boa noch einmal ganz besonderer Gunst sich zu erfreuen haben, und zwar die Boa aus Tüll, aus glatten oder punktirtem, schwarzem oder weißem Tüll. Großer Dauerhaftigkeit können sich diese duffigen, zarten Richtigkeiten zwar nicht rühmen, aber da geschickte Finger sie aus nicht allzu kostbarem Material herzustellen wissen, mag der kleine Luxus nicht ganz verdammenstwerth sein! **I. G.**

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung, Nr. 25. Neue Blumenstickereien. Wie bereits in dem zu dem Extrablatt gehörigen Text erwähnt, eignen sich die auf Gerstenkorn-Gewebe ausgeführten Vorlagen, Abb. 1 und 4, hauptsächlich zur Verzierung von Balcon- oder Garten-Möbeln, resp. Kissen und Decken, und unsere Leserinnen werden auch in dem technischen Theile einer der nächsten Nummern die Darstellung eines Gartenstuhl-Kissens nach Art der Abb. 4 finden. Wie reizvoll die schöne, auf rothen Fries gestickte Borte, Abb. 2, in der Anwendung wirkt, zeigt nebenstehende Wiedergabe einer Fensterdecke, die außerdem nur noch einfache Franzen und kräftige, mit Pompons abgeschlossene Schnüre zur Ausstattung erhält. Aus der kleinen Ansicht des Morgenrothes ergibt sich die geschmackvolle Verwendung der graziosen Blätterborte, Abb. 3, während das mit Schnur be-



grenzte seidene Sackel den Strandbiffelzweig, Abb. 6, als Verzierung zeigt. **S. Z.**



Bezugsquellen: Armband mit Portemonnaie: C. Sauerwald, W. Leipziger Str. 20.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.

bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten gebraucht werden.

Grosses Lager in farbigen Woll-Costümen für den Eisssport. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,

zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.

Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

Berechtigtes Aussehen

macht der im „Berliner Tageblatt“ gegenwärtig erscheinende neueste Roman von **Friedrich Spielhagen**, unter dem Titel: „Ein neuer Pharao“. Allen zum März neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis Ende Februar veröffentlichte Theil des hochinteressanten Werkes gratis nachgeliefert. Ferner erhalten dieselben eine bis auf die Neuzeit vervollständigte, buntfarbige

Karte von Deutsch-Ostafrika.

Für Monat März nehmen alle Postanstalten Abonnement entgegen für 1 Mk. 75 Pf.

Gegründet 1837.

Vielfach prämiirt.

A. ZUNTZ sel. Wwe.

Hoflieferant

Sr. Majestät d. Deutschen Kaisers u. Königs v. Preussen etc. etc.

Dampf-Kaffee-Brennerei

Bonn, Berlin, Antwerpen

empfiehlt ihre rühmlichst bekannten Specialitäten:

Gebrannte Java-Kaffee's.

Niederlagen in allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche.



CRÈME SIMON

beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.

J. SIMON, 36, Provence, PARIS. In allen Apothek. u. Parfum.

Anzeigen.

Falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38 und zu Wien I, Operngasse 3.

Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Berfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Küstchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verläßt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Verdrückt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke tollfrei in's Haus, ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt, Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

„Monopol-“ Seide

Auszug der Analyse

des Hrn. Dr. C. Bischoff, vereid. Chem. d. Kgl. Gerichte in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11	60 "	1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12	60 "	1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

„Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Daß die mir vorgelegte Henneberg'sche Monopolseide frei ist von jeder mineralischen Beiwermung, mikroskopisch sich als ein völlig reines, gleichmäßiges Seidenewebe zeigt und den besten Fabrikaten zuzurechnen ist, welche in schwarzen Seidenstoffen producirt werden.“

Berlin, den 4. Sept. 1886.

sig. Dr. C. Bischoff, gerichtlicher Chemiker zu Berlin.

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Dépôt

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant

Zürich.

Nur direkt und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden metre eingedruckt ist: G. HENNEBERG'S „MONOPOL“. Muster umgehend.

Die Mode.

Rathschuß auch im Einzelnen verbieten.

Berlin. Welch billiges Vergnügen, auf der Bank der Spitzer zu sitzen und die neuesten Mode-Erscheinungen bösbützig zu kritisieren! Wer aber unter der scheinbaren Kaufenhaftigkeit der Mode das Vernünftige und Zweckmäßige ihrer Gaben zu erkennen und zu würdigen vermag, der läßt sich durch den Spott nicht irritiren, sondern nimmt das Neue und Originelle mit Prüfung wahr, doch stets mit Dank entgegen. So auch den Schleier dieses Winters, der gemäß seinem Zwecke, vor rauhen Winden zu schützen, das Gesicht vollständig einhüllt, was entschieden schöner und praktischer ist, als es mit einem Stück Tüll nur zur Hälfte zu bedecken. Diese veränderte Tracht des Schleiers hatte nun auch eine Veränderung seiner Form zur Folge. Er wurde nicht nur länger, sondern auch bedeutend weiter und erhielt am oberen und unteren Rande einen Saum mit Bändchen, welches den Schleier um den Hut und unter dem Kinn zusammen zu ziehen gestattet. Auf diese Weise umhüllt der Tüll Hut und Gesicht wie eine Wolke, ohne daß er so schnell wie der herkömmliche von dem Athem durchfeuchtet würde. Trotzdem nun auch diese Jungen diesem Schleier den häßlichen Namen „Maulkorb“ — das französische Muselière mag wohl manchem Ohre mißlich klingen — gaben, so besteht er doch in vielen Vorzügen, die diejenigen, welche wissen, wie anmuthig ihr Köpfchen sich in der Tüllwolke ausnimmt, dies mit Großmuth übersehen können. R. St.

Des spigen Ausschnittes der Taille, der leicht zu einem bedenklichen „Zu viel“ führt, scheint man müde zu sein; die neuesten Ball- und Gesellschafts-Toiletten sind entweder ganz rund oder viereckig ausgeschnitten. I. G.

Schon seit langer Zeit ist man bestrebt, die arme einförmige Herrentracht farbig zu beleben und etwas Abwechslung in dieselbe hineinzubringen. England wagte sich mit buntfarbig gestickten Westen, Frankreich mit rothen Fracks und Anziehosen hervor, jedoch blieben dies immer einzelne Erscheinungen, die nicht maßgebend genug waren,



um allgemeine Nachahmung zu finden. In Deutschland ging nun kürzlich von tonangebenden Künstlern der anregende Gedanke aus, durch kleine, dem herrschenden Geschmacke sich anpassende Neuerungen den Uebergang zu einer nach und nach sich vollziehenden Umwälzung herbeizuführen. So zeigt der häufig mit heller Seide gefütterte Frack bereits hier und da breite Revers aus schwarzem Moiré antique, zwischen denen gestickte Überbänder und farbige Westen hervorschauen. Dem Moiré der Revers entsprechen auch die breiten Galons der Beinkleider. Auch beginnt das der „Empire“-Herrentracht entlehnte, reizvolle Jabot aus — Spitzen unter dem leinenen Anlege- oder leicht umgebogenen Strickragen die feine Seiden-Gravate zu ersetzen. Ebenso tritt die Leinen-Manchette mit mehrfachem schmalen oder breiten Spitzenansatz aus dem Aermel hervor. D. H.

Eine glatte, unverzierte Fläche erscheint dem heutigen Schönheitsfinn oder doch dem farben- und formenverwöhnten Auge sowie den nadel- und pinselfeindlichen Fingern kaum noch möglich! Das kommt nun auch den glatten Seiden- oder Atlasröden des Directoire-Kostüms zu Gute! Wer sich bereits einmal an einem Hächer oder dergleichen ganz schicktern versucht hat, geht nun muthig daran, lustige Blumen- und Streifen- oder Bordur- und Seitentheile des „Falter“-Rodes zu zaubern, und wo die Wirkung des Pinsels nicht kräftig genug erscheint, helfen farbige Seiden- und Goldfadenstiche nach. Auch die breiten Schärpenbänder lassen sich in gleicher Weise bereichern. I. G.

Gegen Regen und Kälte geschützt zu sein, ist bei der stets wechselnden Temperatur während der Uebergangszeit unseres Klimas von großem Werthe. Deshalb hat sich auch der Gummi-Regenmantel bald zu einem unentbehrlichen Toiletten-Gegenstand jeder Dame emporgeschwungen. Am meisten bevorzugt man die feinen carrirten, gestreiften oder melirten englischen Stoffe, welche außen ihre Rauheit behalten und nur innen wasserdicht gummiert sind. Nebenstehende Darstellung zeigt die stets praktische Form des Herren-Regenmantels, bei der die Pelierine beliebig loselassen, oder auf dem Vordertheile festgeknappt getragen werden kann. D. H.



Gegen das althergebrachte Farben-Trio der jugendlichen Ball-Toiletten: Weiß (oder Creme), Blau und Rosa, kann eigentlich kaum eine andere Farbe aufkommen. Nun ist aber ein so eigenartig weiches Grün, — „Märchen- oder Rigen-Grün“ möchte man's nennen, — erschienen, daß es einen ganz entschiedenen Sieg davonträgt. Dies zeigte sich bei einer Hochzeit, die vor einigen Tagen die Jugend eines vornehmen Kreises der Hauptstadt vereinte. Das Kleid selbst war aus luftigster weißer Seiden-Gaze mit eingewebten seidenen Streifen. Die schüchtern über einander tretenden, faltigen Vordertheile der kurzen Taille ließen ein fein gefaltetes Hemdchen aus Größe de Chine sehen, das sechsmal mit schmalen, grünen Bändern durchzogen war. Aus gleichfarbigem, breitem Moiré-Bande war der sehr hohe Gürtel zusammengesetzt, der fast ein niederes Leibchen bildete. Dazu große Wasserrosen mit feinem Schilf und — ein frischer, rosiges Leint! I. G.

Bei aller Willkür der Mode vermag ein aufmerksamer zusehendes Auge doch ein gewisses System in den Erscheinungen derselben zu verfolgen. Zwischen den einzelnen Bestandtheilen der jeweiligen Toilette herrscht ein ganz bestimmter Zusammenhang, der nur zum Schaden des Ganzen außer Acht gelassen werden kann. So ist z. B. die zunehmende Länge des Rockes die unvermeidliche Folge der Prinzess-Form, welche mit der Vorliebe für glatte Schlantheit wieder ganz bedeutend in den Vordergrund tritt. Ebenso waren die hohen Hüte und noch höheren Garnituren die charakteristische Ergänzung der umfangreichen Kleider; in demselben Grade, in dem diese sich nun verengern, verflacht sich der Hut! Zuerst war nur die Form; Schleifen, Federn und Blumen ragten noch kühn in die Luft. Jetzt müssen auch diese sich bescheiden, indem sie sich flach der Hutform anschmiegen, den runden Hüten sowohl wie den Capoten, die in ihrer Winzigkeit die Bezeichnung „Hut“ schon kaum mehr rechtfertigen. Rarischer feine, zarte Gesichtchen, das unter dem früheren aufdringlichen Hutaufbau gar nicht mehr zur Geltung kam, wird bei dem Wechsel bedeutend gewinnen. I. G.

Unter dem Namen „Creol-Ohringe“ tauchen die klassischen großen Goldringe wieder auf, die einen weit malerischeren Schmuck für das Ohr bilden, als die, oft in grauamer Weise durch Schrauben befestigten Perl- oder

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,

bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,

zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schnellige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaarenfabrik von:

von Elten & Keussen, Crefeld

direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikspreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiße und Creme Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, Farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollektion.



Gegründet 1837.

Vielfach prämiirt.

A. ZUNTZ sel. Wwe.

Hoflieferant

Sr. Majestät d. Deutschen Kaisers u. Königs v. Preussen etc. etc.

Dampf-Kaffee-Brennerei

Bonn, Berlin, Antwerpen

empfehlen ihre rühmlichst bekannten Specialitäten:

Gebrannte Java-Kaffee's.

Niederlagen in allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche.

Das wohlgeschmeckendste Laxativ, von den berühmtesten Damen, und Kindern gern genommen. Hat unkräftig.

Kanoldt's

Tamar

Indien.

ärztlich erprobt und warm empfohlen, scharf u. schmerzlos wirk., sehr appetitlich mit Schokolade umhüllt

Confitures laxatives,

Gotha's Tamarinden-Conserven.

Für Kinder gemüthl. 1/4-1/2 Tamar Gewächshaus 1/2-1/3 Indien. In Schacht. à 80 Pfg., auch einzeln à 15 Pfg. nur in Apotheken. Allein Adt von Weich. C. Kanoldt Nachf. in Gotha.

Z. Kur, als Hausgetränk, zu Suppen, Bowlen, Maltrank etc. vorzüglich = viel-fach prä-miirt =

Gesundheits-Apfelwein, versendet in Gebind. v. ca. 30 L. aufwärts à 30 Pfg. p. L. krystallklar und von vollendetster Qualität. Export-Apfelweinkellerei

G. Ferdn. Poelke, Guben.

Garantie: Unfrankirte Zurücknahme

Bade- und Doucheapparate;

Badestühle und

Wannen,

für Erwachsene u. Kinder.

Sitz-, Fuss- und Abreibewannen.

Zimmer-Closets

von 10 Mark an:

Wädsch.: Eisschränke;

Wäschtische v. Metall

gediegen u. elegant;

Küderwashtische

von 10 Mark an.

Preislisten kostenlos.

Zeppernick & Hartz, Berlin SW, Lindenstr. 15.

Bestes Apfelgelee (echt rothrottes Apfelkraut)

best. in 10-Pfg. -Kistchen acatn 6 W. Radn.

A. Bestrol. Niederlahmeln a. Rhein.

Anzeigen,

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungenügend von uns angesehen werden sollten, haben zu dem Preise von 1 Mark für die einwöchige Nonpareille-Beize oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38 und zu Wien I, Dvergasse 3. Inzerenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post inactant, so lange der Inzerenten-Auftrag dauert.

Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Schwarzseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 11 Qual. Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. 75 kr. bis Frs. 6.90 od. M. 5.45 od. fl. 3.40 per mètre.
- Schwarzseidene Ripse (ganz Seide) — 15 Qual. Von Frs. 3.05 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 14.90 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per mètre.
- Schwarze Peau de sole (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per mètre.
- Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 5.35 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.65 bis Frs. 16.50 od. Mk. 13.20 od. fl. 8.25 per mètre.
- Schwarze seidene Mascotte (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 7.35 od. Mk. 6.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Schwarzseidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.35 od. Mk. 3.45 od. fl. 2.20 bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per mètre.
- Schwarzseidene Surahs (ganz Seide) — 9 Qual. Von Frs. 2.80 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.40 bis Frs. 11.65 od. Mk. 9.30 od. fl. 5.80 per mètre.
- Schwarze glatte und gemusterte Seiden-Grenadines — 10 Qual. Von Frs. 2.— od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 10.90 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per mètre.
- Schwarze seidene Rhadamès (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.

- Schwarze Damaste (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.45 od. Mk. 2.75 od. fl. 1.70 bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40.
- Schwarze halbseidene Atlasse — 9 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 7.45 od. Mk. 5.95 od. fl. 3.70 per mètre.
- Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 4.45 od. Mk. 3.35 od. fl. 2.20 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per mètre.
- Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.25 od. Mk. 9.80 od. fl. 6.10 per mètre.
- Schwarze seidene Moire Française — 9 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.30 od. fl. 6.45 per mètre.
- Schwarze seidene Moire antique — 8 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Schwarze seidene Sicillienne 60 und 130 cm br. — 12 Qual. Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 39.50 od. Mk. 31.60 od. fl. 19.75 per mètre.
- Henneberg's „Monopol-Seide“ (ganz Seide) — 12 Qual. nur direct und nur echt, wann auf jedem mètre eingedruckt ist: Von Frs. 6.15 od. Mk. 4.90 od. fl. 3.05 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per mètre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépot in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Brillantröcke der letzten Zeit. Es ist daher wohl anzunehmen, daß unsere Damen, falls ihnen ihr Ohr noch eines Schmuckes bedürftig erscheint, sich diesen zierlich gemusterten und geschmackvoll decorirten Creol-Ohringen zuwenden werden.

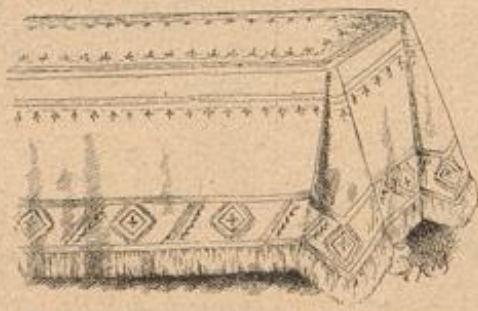
„Kometen“-Band nennt man die ganz schmalen, einen Drittel, einen halben, höchstens einen Centimeter breiten Bänder, von denen ungezählte Meter zur Garnitur eines Kleides verwandt werden. Man teilt sie in acht bis zehn Reihen durch kleine Löcher am unteren Saume der Taille oder Gajerböcke, in vier bis fünf Reihen um den Ausschnitt und die Buffärmel, die auf diese Weise festgezogen werden; bei hohen Taillen und langen Ärmeln bedecken sie die Stüchreihen der eingekrausten Theile. Oft bilden sie volle Rosetten, oder, in Schlingen dicht neben einander einem schmalen Bande aufgenäht, dicke Küsschen, gleichfalls als Garnitur des Rockes und des Ausschnittes.

Selten wohl ist es einer Farbe gelungen, so rasch und so unbedingt die herrschende zu werden, als in dieser Saison dem Grün. Nicht nur auf den Hüllen, wo es in jarten und leuchtenden Tönen dominiert, sondern auch für Haus- und Straßen-Toilette darf es sich rühmen, alle übrigen Farben in den Hintergrund verwiesen zu haben. Und seltsamer Weise gestattet die grüne Farbe wieder die glücklichsten Combinationen mit anderen, z. B. mit Modelfarben, Rosa und Schwarz.

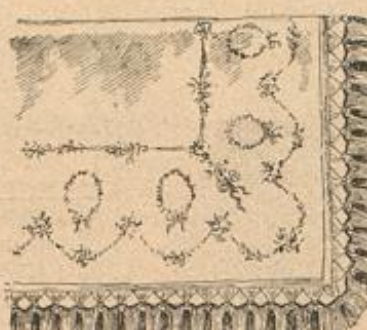
Paris. Wenn die zwei- bis dreijährigen Kleinen auf der Straße weniger häufig als früher in Weiß gekleidet erscheinen, so sieht man sie dafür in nicht minder eleganten farbigen Kostümen. Ganz reizend ist unter Anderem ein Mantelkleidchen aus leinengrauem Atlas merveillex mit reliefartig gestickten einfarbigen Blumen. Der aus demselben Stoffe hergestellte Hut ist, wie Rock und Pelerin, mit Schleifen aus gemustertem Atlasband garnirt. Ein anderes, erst kürzlich von einem der ersten Pariser Häuser entworfenes Kostüm besteht ganz einfach aus einem beige-farbenen Tuchkleide, welches volle, in Rosenzaden ausgeflogene Seidenrüschen anstatt. Die kurzen Ärmel fallen auf andere von dunkelblauen Sammet, der auch Gürtel und Schleifen, sowie das mit beigefarbenen Federn gekrönte Hütchen bildet. Die blauen Strümpfe und gelben Schuhe können auch durch Sametstrümpfe und schwarzes Schuhwerk ersetzt werden. Dieses zierliche Kostüm bedarf außer bei großer Kälte keines Ueberkleides.



— Mehr als je ist die Uebereinstimmung der Tischwäsche, nicht allein für größere Gastmähler, sondern auch für eine kleine Tafelrunde, ein Erforderniß der feinen Sitte. Bei feierlichen Gelegenheiten servirte man noch vor Kurzem auf ganz weißen Tisch-



lächern, die den Glanz des Silbers und Krystalls erhöhen; neuerdings jedoch beginnt auch diese Art von Bedecken sich mit einer leichten farbigen Raubborte zu schmücken. Nebenstehend geben wir ein solches Tisch Tuch nach französischem Muster im Geschmack Ludwig XVI. Die jarten Guirlanden und Kränze aus rosa, gelben und lila Blüten sind mit blauen Bändern gebunden. — wahrlich, eine Umrahmung, wie sie lachender und einladender für eine Tafel nicht gedacht werden kann! Bemerk sei noch, daß diesen eingewebten Borten der Fest-Tischtücher nur sehr wenig Stickerei in ganz matten Farben hinzugefügt wird. Für kleinere Diners darf auch der Fond an der farbigen Musterung theilnehmen, wie es die beiden Tischtücher im mittelalterlichen, jetzt wieder hochmodernen Stile veranschaulichen. Die Carreaux des einen Fonds müßten durchbrochene Blumen, während die Streifen des anderen durchbrochene Bortchen begleiten. A jour-Verzierungen sind überhaupt an der Tagesordnung, da es Sitte wird, farbige Decken unter das Tisch Tuch zu legen und die Franzen beider sich mischen zu lassen. Was



Von den sehr zierlichen Frühstücks-Servietten giebt es zwei Arten: eine quadratische und eine länglich viereckige, welche letztere zum Bedecken des Servir-Tisches, des

das Zeichnen der Tischtücher betrifft, so sind alle aufbringlich hervortretenden Schiffen verpönt. Ist eine Krone vorhanden, so kann sie beliebig in den vier Ecken eingestickt werden; in Ermangelung einer solchen zeichnet man mit kleinen, möglichst unscheinbaren Buchstaben.



der Name oder der wirtschaftliche Zweck der Serviette eingestickt wird. Die quadratischen Servietten gehören zum Couvert und haben ringsum die gleiche Verzierung.

Außerordentlich reich und mannigfaltig sind auch die meisten Muster der Thee-Servietten; dennoch thut man auch hier gern noch etwas eigene Arbeit hinzu und näht sie leicht mit Seide aus oder knüpft den Franzen einzelne buntfarbige Seidenfäden ein. Eine größere Anzahl dieser zierlichen Servietten, die bei feinem dargebotenen Imbiß fehlen dürfen, muß in den Wäschegeheimnissen nach Probe bestellt werden. Passende Decken und Deckchen liefern die Fabriken gleichfalls auf Bestellung.



Verlagsquellen: Spinn-Jahods und Rauscherten für Herren: J. Fint, W. Jäger, 21. — Sammi-Regenmäntel: H. Hall jun., W. Jäger, 27a. — Schleiter: M. Busse, W. Leipzigerstr. 42.

Aus der Frauenwelt

Wien. — Zu Jenen, welche über den Tod des Kronprinzen Rudolf am meisten trauern, gehört dessen ehemalige Amme, Frau R. Jechor, die jetzt als Ausgebirgerin in Wien bei Jolan lebt, und deren Tochter, eine Bäuerin in Hochstadt, die ehemalige Milchschwester des Kronprinzen. Die einstmalige Amme des verbliebenen Kronprinzen ist noch sehr rüstig; ihr Gatte ist vor einigen Jahren gestorben.

London. — In London wirbelt eine neue Verordnung über Hof-Gitette viel Staub auf. Es stellt sich heraus, daß die Mitglieder der Hof-Gitette betreffs des Halsausschnittes bei den Empfängen der Königin an Bedingungen gebunden ist, welche den Damen, außer in Fällen strengster Nothwendigkeit, nicht fatal erscheinen müssen. Diesen Bedingungen gemäß steht es den Damen nicht etwa frei, sich stillschweigend unter dem Vorwande von Krankheit oder vorgerücktem Alter die neue geschlossene Hoftracht anzulegen, sondern sie haben obige Gebrechen erst zur Zufriedenheit des Lord Kammerherrn zu erkräften, ehe sie die Erlaubniß erhalten, ihre Köden zu verhüllen. Jede Dame, die also in Zukunft vor der Königin in einer robe montante erscheint, ist daher von vornherein als krank, schwächlich oder alt gekennzeichnet; daher denn wahrscheinlich nur die wirklich und unweifelbar alten Damen, die das Bedürfniß empfinden, sich schon im März der Königin vorzustellen, vorläufig von dem beschämenden Vorrechte Gebrauch machen werden. Die Uebrigen werden ihre Köden nach wie vor zur Schau tragen, zu Märtyrern der Hof-Gitette werden. Leider beginnen die Empfänge gerade zu einer Zeit, wenn der Ostwind auf den britischen Inseln trocken, kalt, und schneidend ist. Wer die lange Wagenreihe vor dem Buckingham-Palast mustert, sieht, wie dort Damen ihre Schultern die faust bis an die Ohren in Pelz verhüllt wären, dem eisigen Hauche aussetzen. Von Zeit zu Zeit rückt der Wagen einige Schritte vor, bis der Palasthof erreicht ist. Sobald dann die Damen ausgestiegen sind, beginnt die Cour, die häufig zu einem kleinen Gedränge wird, denn oft kommt es vor, daß die Herrscherin aufbricht und den Empfang einer der Prinzessinnen überläßt.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Geste-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Geste-Ausgabe auch alle Postanstalten.

== Special-Geschäft für Damen-Kleiderstoffe ==

GUSTAV CORDS

Berlin W., S., 36, Leipziger Strasse 36,
empfiehlt die täglich eingehenden

Neuheiten für die Frühjahrs-Saison

Reichhaltigste Auswahl in den neuesten Caros und Streifen.
Grosse Sortimente effectvoller Jacquard-Gewebe mit passenden Grundstoffen zu Zusammenstellungen.
Gestickte Roben in sehr aparten neuen Mustern.
Einfarbige reinwollene Stoffe in den neuesten Frühjahrsfarben.
Farbige Seidenstoffe in glatt, gemustert und allen neuen Tag- und Abendfarben.
Gesellschafts-Stoffe in grosser Mannigfaltigkeit.
Elsasser bedruckte Webstoffe, Zephyr etc.
Elsasser bedruckte Wollmousseline in sehr grosser Musterauswahl.

Proben, Modebilder und alle Aufträge von 20 Mark an franco.

Die grossen Läger meiner Damen-Kleiderstoffe sind stets auf das Reichhaltigste sortirt, und empfiehlt es sich, bei Muster-Bestellungen die Art und den annähernden Preis der gewünschten Stoffe gefälligst anzugeben.

Sammet- und Seidenstoffe

Jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von

M. M. Catz in Crefeld.

Muster franco.

Der Amazonenverschluss

Glacé- und Seidenhandschuhen

Schutz-Mark.

als practische Neuheit

berechtigtes Aufsehen.

Durch sinnreiche Anordnung von 6 seidenen Schnüren wird der Handschuh schnell und sicher mit einem Zuge geschlossen; für jede Armstärke gleich gut passend, ist er ebenso dauerhaft wie elegant. — Man wolle diese Neuheit nicht mit früheren Schnürverschlüssen verwechseln, die ungenügend funktionirten oder Aermelfutter und Spitzen beschädigten.

Der Amazonenverschluss D. R. P. 35560 mit nebenstehender Schutzmarke ist unbedingt haltbar und solide. — Zu haben in Handschuh-Specialgeschäften.

Die besten Gesichtspuder

Leichner's Fettpuder

und

Leichner's Hermelin-Puder.

Einzig aller existirenden Puder, welche die Haut weich u. geschmeidig erhalten. Atteste grosser Künstlerinnen nach 10 jährigem Gebrauche! Macht die Haut jugendlich schön und rosig. Nur in geschloss. Dosen i. d. Fabrik Berlin Schützenstrasse 31 u. i. allen Parfümerien.

L. Leichner, Parl.-Chemiker, Lieferant der königl. k. Hoftheater.

BEETHAM'S GLYCERINE CUCUMBER.

(Glycerin und Curcuma)

macht die Haut in kurzer Zeit **zart, weich und weiss**, beseitigt und verhilft vollständig:

Rauheit, Röthe, Risse, Reizung

und schützt die Haut gegen die Wirkungen von Frost, kalten Winden und hartem Wasser wirksamer, als irgend ein anderes bekanntes Präparat. Keine Dame, welche Werth auf ihren Teint legt, sollte je ohne dieses Mittel sein. Denn es ist unschätzblich, um selbst beim kältesten Wetter die Haut zart und blühend zu erhalten. Man hüte sich vor schädlichen Nachahmungen.

Beetham's Fabrik ist das einzig echte und vollkommen unschädliche.

M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England.

Agent: Paul Reicher, Pragerstr. 12 in Dresden.
Agenten für Engros-Verkauf in Deutschland: **Richter, Teuschner & Co., 2 Neue Gröningerstrasse, Hamburg.**
Depôt für Oesterreich-Ungarn bei **J. Grolsch, Parfumeur in Brünn.**

L. Späth, Baumschule

(135 Hektar umfassend)

bei **Rixdorf-Berlin**

empfiehlt grosse Vorräthe von:

Obstbäumen in allen Formen, Aepfeln, Ziergehölzen, Coniferen, Rosen, Obstwilldungen, Forst- u. Heckenpflanzen, Erdbeer- und Spargolpflanzen, Malblumenkräutern und **Blumenzwiebeln.**

Kataloge gratis und franco.



Drei Coiffüren und Tracht eines eleganten Parisers um 1785.

Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 235. Blatt.

Wir bringen in unserem Bilde drei Coiffüren, durch welche der größte Haarfriseur seiner Zeit, Leonard Antier in Paris, kurzweg der berühmte Leonard, der Günstling Marie Antoinettens, die Welt entzückte. Es sind zunächst zwei Coiffüren à la Herisson. Diese charakterisierten sich dadurch, daß alle Haare in die Höhe gekämmt und über ein auf den Scheitel gelegtes Kissen befestigt wurden, an welches dann die großen Seitenlocken und der Chignon von künstlichen Haaren sich anhefteten. Dieses Haargebäude bildete nun die Unterlage für die Kunst des großen Leonard, der mit Hilfe von Blumen, Gaze, Bändern, Perlschnüren und allerlei Schmuckstücken seine Wunderbauten auf den Köpfen der Damen herrichtete. Die Herstellung derselben erforderte lange Zeit und wer, da Leonard seine Klientel wie ein Arzt vom frühen Morgen an abfuhr, das Glück hatte, zuerst von ihm besucht zu werden, der mußte den ganzen übrigen Tag unter der Last des Schmuckes sitzen, durch den man am Abend entzücken wollte. Ja, man erneuerte nicht einmal die Frisur täglich, jedoch manche Damen, wie Quicherat berichtet, auch in der Nacht nicht von ihrer Last sich befreit fühlten.

Um die grenzenlose Qual des Juckens, welche die Erwärmung des Kopfes unter dem unvermeidlichen Haarstücken, die Masse der falschen Haare und Haarnadeln, der Klebstoffe, der Puder und Alles was zur Frisur gehörte, herbeiführte, zu mildern, erfand man die Kopfstreifer, lange dünne Stäb-

chen von Elfenbein, selbst von Gold mit Edelsteinen geschmückt, mit denen man die Kopfhaut durch die Frisur hindurch tragen konnte.

Auf unserem Bilde sehen wir zwei Coiffüren von der Vorderseite, eine von der Rückseite. Die Bezeichnung Haube für diese Mullgardinen auf dem Scheitel ist jedenfalls nur bildlich zu nehmen. Die dritte Tracht zeigt eine wippende Feder auf der Spitze der Coiffüre. Man liebte Federn außerordentlich und wendete sie in großer Menge und in enormen Dimensionen an. Lord Stormont brachte der Herzogin von Devonshire eine solche von über einem Meter Länge aus Paris als Geschenk.

Der junge Mann unseres Bildes, ein Elegant, trägt sich ebenfalls nach neuester Mode, die wesentlich unter Einfluß der amerikanisch-englischen Formen stand. Der breite Leber-schlagtragen à la Washington ist so wie der Redingote selbst, — der Frack würde einen knapperen Tragen gehabt haben, — mit Gold besetzt und zeigt die beliebte Farbe ventre de puce. Die Bezeichnung der Weste à la Turque verdankt sie der kleinen Caaste, welche den goldbordierten Ausschmück ziert. Die blonde Perücke mit vier Locken jederseits wird von einem Hut à la Suisse nach der Form, wie die Schweizer Leibgarde ihn trug, gedeckt. Derselbe unterscheidet sich von dem allgemein beliebten Hut à la Androsmano nur durch ein anderes Verhältnis der Höhe zur Breite. Der Androsmano war höher.

124. Otto Weber's Mode-Magazin
 Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,
 bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.
 Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt
 An Sonn- und Festtagen geschlossen.

124. Otto Weber's Trauer-Magazin
 befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
 zwischen Gendarmenmarkt und dem Colonnaden.
 Schnellige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

Passendes Damengeschenk u. v. d. Abnehmerinnen selber anschaffenwert
 weil recht praktisch dazu eingerichtet, sämtl. Nummern eines Jahrganges der Illust. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren, ist der **Sammelkasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung**
 in schönster Ausführung mit Goldverfärbung, dauerhaft und füllt eine Zierde jedes Salons. Neben Einzahlung von M. 6.50 franco zu beziehen von W. Schildberger, Buchhandlung, Berlin W, Schüttröde 3. Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Friedrich Spielhagens
 Ausgewählte Romane
 in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
 Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Frau Dame ist im Stande alte deutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugschäben mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinenapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. **Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.** Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Neu! **„Davenport“** Neu!
 Eleganter, englisch. Damenschreibfisch. In Eichen, Nussholz, Schwarz, reichste Ausführung, mit vollständiger Papeterie, durch Mechanik verschlossenbar, für jeden Platz passend. Special-Werkstatt für originelle Jagd-, Kneip- u. Herrenzimmer, ein-solche Ergänzungs- wie Prunkstücke! zweck-entsprechend für jeden einzelnen Fall. In selbst einfachsten doch stets eigenart-lichsten u. neuen Formen bearbeitet. Große Auswahl! Zeichnungen u. Preise franco. **„Renaissance“** Möbelfabrik u. Musterlager. Inhaber: Emil Schultze. Berlin C, seit 1878, Seydel-Str. 32.

Special-Tapeten-Versand-Geschäft
 in Naturtapeten von 12 Pf. an.
 Goldtapeten 25 „
 Glanztapeten 30 „
 Musterkarten überall bis franco.
Hermann Meissner,
 Tapetenfabrik, Berlin S,
 54-55 Alte Zafobstraße 54-55.

Verlange **Stollwerck'sche CHOCOLADE**
 Überall käuflich von M. 1.20 1/2 K an aufwärts.

Berlin W, **Jäger-Str. 46 Gustav Lohse, Königl. Hoflieferant**
Dampf-Fabrik feiner Parfümerien und Toilette-Seifen. empfiehlt **Grösstes Lager in engl. u. französ. Parfümerien u. Toilette-Artikeln**
 als beste **Zimmer-Parfüms:** a) zum Räuchern das allberühmte „Eau de Lavande-Ambree“ (wie solches in den Königlichen Gemächern zur Anwendung gelangt), b) zum Zerstäuben: „Lohse's Maglöckchen-, Veilchen-, Flieder-Zimmerparfüm“, — sämtliche Zimmerparfüms in Flaschen à 1 Mk., 6 Flaschen 5 Mk. 50 Pf.; 1/2 Literflasche à 3 Mk. 50 Pf., 1/2 Literflasche 7 Mk. — c) zur Reinigung der Zimmerluft: „Lohse's Coniferen-Duft“ (frische, gesunde Waldluft erzeugend), vortrefflich in Kranken- und Kinder-Zimmern, à Flasche 1 Mk.; mit Patent-Zerstäuber 2 Mk. 75 Pf.; 1/2 Literflasche 3 Mk. 50 Pf.
 Sämtliche englische und französische Räucher- und Zimmer-Parfüms-Specialitäten der ersten Häuser in London und Paris.
 Man verlange Gustav Lohse's neuesten ausführlichen, reich illustrierten Haupt-Catalog, welcher nach überallhin gratis und franco versandt wird.

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.**
 (Dosis für Erwachsene 1-2 Gramm.)
 ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
 zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin.“ Jede Original-Büchse trägt den Namen des Erfinders „Dr. Knorr“ in rothem Druck.

Smyrna-Knüpff-Arbeiten.
 Unser eigenes preisgekröntes Fabrikat.
 In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Werkzeug und color. Muster mit oder auch ohne Anhang. 57 geschl. geschützte Muster nebst Preiscont. und Anleitung franco auf Verlangen. Zu größeren Arbeiten liefern Originalzeichnungen und sämtl. Material.
Wurzener Smyrna-Wolle. (56 Farben vorrätig), vorzügl. Qualität, auch feynat, filoweiß. **Wiederverkäufen hoher Rabatt.**
 Wurzener Teppich- u. Velours-Fabriken, Act.-Ges., Berlin W, Friedrichstr. 186.

Musterblätter für Laubjäger-Schnitt, Einlege- u. Holzmalereiarbeiten. 800 Nummern, Jährl. Verzeichn. 20 Pf. freim. **Mey & Widmayer's Verlag in München.**

Grösstes Lager von Neuheiten in Besätzen zur Ballsaison.
 Besonders reiche Auswahl matter und Perl-Posamentieren und abgepaßter Garnituren in allen Modelfarben. Hochelegante Besätze und Garnituren aus Gold, Stahl etc. und Metall in allen Farben.
 Gestickte Bordüren in neuesten Farben und Dessins.
 Eigenes Atelier für Soutachirungen, Verschürungen, Stickereien jeder Art in bekannt geschmackvoller Ausführung zu sehr billigen Preisen. Muster franco. Stoffproben erbeten.
Siegbert Levy
 Berlin C, Jerusalemstraße 23, Eingang vom Sandvoigtplatz.

Anzeigen.
 falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in dem Preise von 1 Mark für die einseitige Neu-pareille-Seite oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-

Die Mode

Kleidern auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Nur wenigen, schmalen und pikanten Gesichtern stehen die überhöhen Frisuren der Empire-Zeit vortheilhaft; diesen verleiht sie dann aber einen ganz besonderen Reiz, da sie mehr als jede andere Haartracht geeignet sind, eine schöne Kopfform zur Geltung zu bringen. Die über einander gebauten Puffen unserer Darstellung können sowohl von langem, wie von starkem kurzen Haar geordnet werden. **S. 3.**



— Unserem neulichen Bericht über die mannigfaltige Verwendung des schmalen „Kometen-Bandes“ haben wir heute nachzutragen, daß dasselbe eine ganz besonders reiche Verwendung auf den Frühjahrs-Gapoten aus Tüll finden wird. Es durchzieht den Fond aus Tüll in mehreren Reihen, bald in der Runde, bald längs, bald quer, glatt oder denselben puffy gestaltend. Selbst die Garnitur und Farben-Theile erscheinen durchzogen und volle Rosetten werden wie Blumenschmuck verwendet. **S. 6.**

— Den plötzlich flach gewordenen Hüten folgen auch die in der Form zwischen Hut und Häubchen schwandenden, graciösen Concert- und Theaterhäubchen. Ein wenig Steifgaze, Drahtband und irgend ein kleiner Rest Seiden-Damast oder Plüsch und eine geschickte Hand fördert damit den reizendsten Kopfschmuck zu Tage, der um schön zu sein also nicht Unsummen zu kosten braucht. Gestülpte Borten, golddurchwirkte oder gebänderte arlige Bänder, hübsch arrangirt, dienen diesen herrlichen Kopfschmücken meist als einzig-Garnitur. Die Bänder besonders bieten eine bisher kaum dagewesene Auswahl höchst charakteristischer Gewebe und Muster, welche durch originelle Farben-Verbindungen neuen Reiz erhalten. **S. 11.**



— Practisch und neu ist der durch Patent geschützte Ärmel-Anzieher, der das als so lästig empfundene Hinaufrutschen des Kleider-Ärmels beim Anziehen eines Paletots, einer Jacke u. s. w., auf die einfachste Weise beseitigt. Vermittelt eines Schiebers wird der Halter am Rande des Kleider-Ärmels befestigt, während der Daumen in eine der für verschiedene Ärmel-Längen berechneten Schlingen einer am Halter befestigten Seidenfäden greift. **S. 11.**

— Mit großer Gemüthung bestätigen wir, daß die lange, leider oft gewaltfam verlängerte Taille mit hoher Brust nicht mehr als vornehmstes Wahrzeichen einer eleganten Figur gilt. Auch hier heißt die Lösung: Rückkehr zu der natürlichen Form, wie sie das Directoire- und Empire-Kostüm begünstigt. In Paris werden fast ausschließlich ganz kurze Corsets gefertigt, mehr bestimmt, der Taille einen festen, knappen Halt zu geben, als den Körper in irgend welche Form zu zwingen, und derartige „Neuheiten“ sollen uns aus Frankreich stets willkommen sein! **S. 6.**

Paris. — Die puritanische Einfachheit, deren die moderne distinguirte Straßen-Toilette sich seit einigen Jahren befleißigt, erleidet gegen Frühjahr und Sommer immer einige Einbuße. Wenn die Natur sich schmückt mit leuchtenden Farben und anmuthigen Formen, warum sollte der Mensch darauf verzichten und streng und düster gefärbt zwischen all der Pracht einhergehen! Nachdem wir nun bereits berichtet von der duftigen farbigen Herrlichkeit der

Hüte, deren Beschreibung sich fast erschöpft mit den Worten: Tüll und Blumen und abernmals Blumen und Tüll, ist auch über die „Frühjahrs-Jacke“ Neues zu melden. Das schmacklose, dunkle „tailor-made“-Jäckchen ist nicht mehr ausschließlich „chic“, sondern daneben erscheinen als gleichberechtigt verschiedene weniger strenge Formen sowie freundliche Farben: lila, offene Vordertheile, absteckende Westen, Kragen und Revers-Garnituren, dazu das fahle österreichische Militär-Blau sowie Silbergrau für Blondinen, Fingerringe oder ein kräftiges Erbsengrün für brünette Erscheinungen. Befach aus Viko, fogar Stahl- und Goldborten, oder aus Soutache ist sehr elegant, wenn er in maßvoller Weise zur Anwendung kommt. **S. 6.**

— Ob mit oder ohne Schleppe, die Prinzessprobe bleibt für die Gesellschafts-Toilette die bevorzugte Form. Lieben doch in keiner anderen die Stoffe so einfach und edel, entfaltet der Sammet so ungebroschen die Fülle seines weichen Glanzes. Ein solches Sammetkleid in Kobaltgrau, mit weißer chinesischer Seide gefüttert, über schräg geordnetem rosa Krepp-Plüsch, wie es kürzlich eine unserer tonangebenden Damen auf ihrem letzten fünf-Uhr-Thee trug, betrachtet man als den Gipfel des Geschmacks. Die zur Garnitur von Gesellschaftskroben noch in voller Gunst stehenden Mädchen waren aus Sammet mit rosa Seidenfutter hergestellt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht zu erwähnen vergessen, daß die Hausfrau an ihren Empfangstagen neuerdings vergrauter Handschuhe hellster Nuance trägt. **S. 6.**



— Wen interessirte nicht eine Braut-Toilette, zumal wenn sie, wie die hier abgebildete, für eine Dame bestimmt ist, deren Aussteuer sich auf mehrere Millionen Francs beläuft? Einem solchen Reichtume gegenüber erscheint das Kleid außerordentlich einfach: weiße Taille in Prinzessform geschnitten, mitmäßig langer, aber bis zur halben Höhe reich gestickter Schleppe. Dieses vorn zurückgeschlagene und auf der Hüfte von Orangebüthen-Ranken gehaltene Gewand läßt ein Unterkleid aus gefädeltem chinesischem Krepp frei, dessen schräg geordnete Vorderbahn von einer auf Gage ausgeführten Seidenstickerei begrenzt wird, auch Taille und Ärmel erscheinen gestickt. Der Halbkranz ist über einem Schleier aus glattem Tüll befestigt. Man sieht lehteren neuerdings dem edlen Spitzen-schleier vor, weil er kleidamer ist und die Toilette nicht wie dieser erdrückt. Kleiner, mit Spitzen umwundener Brautkranz. **S. de 6.**

London. — Alles, was die Mode Kostbares und Zierliches heut, kommt vorzugsweise der Thee-Robe zu flatten, jener Toilette, in der die eleganten Weltbämen von London und Paris vor der eigentlichen Gesellschaftsstunde zu zwanglosen Plaudereien sich vereinigen. Da sieht man nicht nur goldgestickte Seide, reiche Brocade, seltene Spitzen, Strauß- und Marabout-Federn stolz durch einander wagen, sondern auch in Schnitt und Werk, bis zu den Strümpfen und Schuhen herab, jene tausend reizenden Phantasien verwirklicht, die von der sogenannten großen Toilette, als deren Würde zuwider, ausgeschlossen sind. Sehr beliebt ist unter Anderem ein altrosa Damast- oder Kaschmir-Jäckchen mit einem kosteten, seidegefütterten Capuchon und breiten, von antiken silbernen Knöpfen gehaltenen Revers, zwischen welchen ein gefädeltes Ruffelin-Chemiset nebst Spitzen-Gravate hervorschauen. Die unter

dem Jäckchen zweimal die Taille umspannende breite Kreppschärpe ist mit atroja Seide und Silber gestickt und endigt in silbernen Quasten. Ein anderer, höchst grazioser Zug der Thee-Robe sind die langen Flügelärmel, welche, mit Schwan oder Federn besetzt, einen bis zum Ellbogen reichenden Epochenärmel sichtbar werden lassen.

Zeichnungen: Kermet-Anzieher: E. Hahn, W. Westdecker Markt 8. Bänder und Häubchen: M. Hoff, W. Leipziger Str. 42.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — An der ersten diesjährigen Sitzung der Haushaltungs-Unterrichts-Kommission des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit nahmen auch der Cabinetsrath der Kaiserin-Königin Augusta, Baron von dem Ruedebach, und das Vorstandsmittglied des vaterländischen Frauenvereins, Geheimrath Graf Hue de Grais, Theil. Aus dem von dem Vorsitzenden, Reichstagsabgeordneten Kalle, vorgetragenen Berichte geht hervor, daß die mit den Landesvorständen des deutschen Frauenvereins angestüpften Verbindungen für die Förderung der von der Kommission in Angriff genommenen Arbeit von dem höchsten Werthe sind. Gewiß fehlt noch in manchen kleineren Zweigvereinen das richtige Verständniß für die Bedeutung der hauswirtschaftlichen Ausbildung der Mädchen aus den arbeitenden Klassen, der Umstand aber, daß die Provinzial- und Bezirks-Vorstände beinahe durchgehends die Wichtigkeit der Sache anerkennen und dafür eintreten wollen, und daß letztere auch bei den Regierungen und in weiten Kreisen der Bevölkerung Sympathie findet, läßt erwarten, daß die bisher nur vereinzelt practischen Maßnahmen auf diesem Gebiete bei zweckmäßiger Anregung und Unterstützung rasch an Verbreitung gewinnen. Die Verhandlungen führten zu allseitiger Einigung darüber, daß eine vom Verein für Armenpflege eingeleitete Kommission sich lediglich mit solchen Veranstaltungen zu befassen habe, die den Mädchen der arbeitenden Klassen zu Gute kommen, und zwar zunächst in größeren und industriellen Orten, wo das Bedürfniß am dringlichsten ist, und daß ferner der Unterricht unter Verzicht auf allgemeine Fortbildung lediglich suchen müßte, die Mädchen zur Führung eines Arbeiterhaushaltes zu befähigen. Allgemein wurde anerkannt, daß nach Möglichkeit auf eine größere Berücksichtigung der hauswirtschaftlichen Vorbildung im Elementar-Unterricht hinzuwirken sei, daß man aber vor Allem dahin streben müßte, Arbeitgeber, Vereine, Gemeinden u. s. w. dafür zu gewinnen, daß sie freiwillig practisch vorgehen. Da die bisherige Unthätigkeit in dieser Richtung zugestandenermaßen sehr häufig daher rührt, daß man über das „Wie“ des Vorgehens nicht klar ist, wurden die Herren Kalle, Wiesbaden und Kamp-Strankfurt am Main mit der Beruflichung einer systematischen Zusammenstellung von Beschreibungen der bestbewährten einschlägigen Veranstaltungen des In- und Auslandes betraut. Die Ausarbeitung besonderer Vorschläge (unter besonderer Berücksichtigung von Kindergärten, Kinder-Bewahranstalten, Mädchenhorten u. s. w.) wurde einer Sub-Kommission übertragen, in welche die Damen Auguste Förster-Kassel, Heil-Charlottenburg und Henriette Schrader-Berlin, sowie Rector Ernst-Schneidemühl, Stadtrath Köstel und Reichstagsabgeordneter Schrader-Berlin gewählt wurden.

Paris. — Die Kertzin im neunzehnten Jahrhundert“ betitelt sich die Doctoreschrift einer Kertzin, Namens Karoline Schulze, einer Polin von Abkunft, die jetzt mit zweiundzwanzig Jahren in Paris die ärztliche Prüfung abgelegt hat. Fräulein Dr. Schulze hat darin Alles zusammengefaßt, was sie über weibliche Kertze und deren Schaffen und deren Bildungsgang gelesen und gehört hat. Es ist Mancherlei darunter, das noch wenig bekannt ist. So erzählt man, daß 1868 die Kaiserin Eugenie in Frankreich dafür eintrat, daß man die Frauen zum Studium der Heilkunde zulasse. In den letzten Jahren hat die Königin Victoria dafür Sorge getragen, daß man für Indien, wo die Frauen sich weigern, die Hülfe eines männlichen Arztes in Anspruch zu nehmen, weibliche Kertze auszubilden. Die erste regelrecht promovirte Kertzin in unserem Jahrhundert war die Amerikanerin Elisabeth Blackwell, die 1847 ihr ärztliches Schaffen begann. In America sind überhaupt die meisten Kertzinnen anzutreffen, in den Vereinigten Staaten etwa zweitausend, darunter gegen hundert Professoren; sodann in Rußland. Von den europäischen Staaten geflatten den Frauen das Studium der Heilkunde jetzt Frankreich, England, Italien, die Schweiz, Spanien, Schweden und Norwegen; nicht zugänglich sind den Frauen die Hochschulen des Deutschen Reiches, Oesterreichs und Rußlands.

Kapital-Versicherung für den Todesfall
sowie für eine bestimmte Lebensdauer, Kinder-, Militärdienst-, Aussteuer-, Leibrenten- und Alters-Versicherungen übereinmütig unter ihren für die Versicherer günstigen Bedingungen die

Deutsche Lebensversicherung Potsdam.
Errichtet 1863.
Versicherungsanstalt mit voller Gegenseitigkeit unter staatlicher Aufsicht.
Unbedingte Sicherheit. Billige Prämienätze.
Versicherungsbetrag: Actiu-Vermögen: 67 Millionen Mark. 10 1/2 Millionen Mark.
Police nach kurzem Zwangszeit unverfallbar. Versicherung gegen Kriegsgeschah mit nur geringen Prämienzuschlägen.
Steigende Dividende, die im dritten Jahre aus dem vollen Ueberschuß zur Vertheilung kommt.
Rechtliche Einlösungstristen (in der Regel 30 Tage) und dann noch leichte Bedingungen bei Wiedererstattung.
Kautions-Police an versicherte Staats-, Kommunal- und Privatbeamte.
Auszahlung der Versicherungssumme (ohne besondere Gebühr) gleich nach Beibringung der Zeugnisse, höchstens in 30 Tagen.
Jede nähere Auskunft ertheilt bereitwillig und veradereblich unentgeltlich Bernulotte zu Versicherungsanträgen alle Vertreter der Gesellschaft, sowie

Die Direction in Potsdam.

Nach kurzem Gebrauch unentbehrlich als Zahnputzmittel.

Schönheit der Zähne | Neue amerikanische | **GLYCERIN-ZAHN-CRÈME**
(sanitäts-geprüft)

KALODONT | F. A. Sarg's Sohn & Co.,
k. k. Hoflieferanten | in WIEN.

Bei allen Apothekern, Drogisten u. Parfumeurs 1 Stück 65 Pf.

CACAO UND **CHOCOLADEN**

fabriciren in vorzüglicher Qualität:

Bethge & Jordan
MAGDEBURG.

Wäschetheile, Wäsche die noch das Vanguettiren und Weißstücken brauchen, jeder Art, die noch mit Nansensticker verleben werden soll, beltebe man einzuwenden an

Firma Laura Dreverhoff,
Sprengel in Saalfeld, gegründet 1848.

Uebersetzung erfolgt in 19 Arbeit und schnell.
Stoffe dazu, sowie Nähmaschinen-Arbeit liefern ich nicht. Muster u. Preisliste gratis.

W. SPINDLER
Berlin, C. und Spindlersfeld bei Cöpenick.

Färberei und Reinigung
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt
für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Volour- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

— Wer hätte je gedacht, daß sich die Phantasie auch der Trauer und Halbtrauer bemächtigen würde, doch siehe, die Gegenwart belehrt uns eines Besseren. Bekleiden die prächtigen schwarzen Stoffe und Kreppbänder dem Trauerkostüm eine früher nie gekannte Eleganz, ohne den ihm gebührenden Ernst zu schmälern, so bilden die geschmackvollen Arrangements für Halbtrauer den sinnreichsten Uebergang zur farbigen weltlichen Tracht. Da sehen wir unter Anderem hellblühende Stahlstickerien auf dunkelgrauem Sammetgrunde mit weiß und schwarz gestreifter Seide zu einem köstlichen Rock verflochten.



— Diese eleganten und doch ernsten Toiletten passen zur Promenade und Visite, wie zu Concert und Theater, sobald die Sitte deren Besuch gestattet.

— Stoffe, die feiner Garnitur bedürfen! Welche Erleichterung wird diese Kunde so mancher sorgenvollen Schönen gewähren, die vor der Aufgabe stand, unter den tausend Befahartikeln eine Wahl treffen zu müssen. Ja, in der That, kein Garnitur! Die in Sammet und Seide gestreiften Stoffe werden abwechselnd der Länge und der Quere nach geordnet und ein reizendes, für jedes Alter passendes Kostüm ist fertig, dessen Einfachheit jedoch für junge Mädchen durch schmale Sammet- oder Seidenbänder und Schleifen freundlich gemildert werden kann.



— Ein kürzlich in Paris angefertigtes Brautkleid im Renaissance-Stil bestand aus einem neuen, Damast-Ratellasse ge-

nannten Fabrikate, dessen Muster in starkem Relief hervortritt. Dieser prächtige Stoff fiel, mit Streifen stumpfer Fäule wechselnd, in tiefen Falten nieder. Die Schleppe maß von der Taille an zwei Meter. Ueber Brust und Vorderbahn des Rockes spannte sich ein durch matte Perlen verbundenes Netzwerk aus Seide, welches auch die Schärpe bildete. Quasten schmückten deren gespaltene Enden. Ein Medicis-Kragen aus echten venezianischen Pointé umgab den Halsanschnitt der Schneben-Taille, die Ärmel zeigten oben kleine Puffen.



Handdruck auch im Einzelnen verboten.

Wenn es ein Erzeugniß der Hausindustrie giebt, welches über einen ursprünglichen Zweck hinaus verwertbar zu werden verdient,



so sind es wohl die in Tirol, namentlich in Innsbruck und im Pustertale gewebten bunten Baumwoll-Porten. Dieselben wurden bisher nur zu Wickelbändern oder „Fattchen“, wie der

landesübliche Ausdruck lautet, benutzt und seiner Zeit auch als solche unseren Leserinnen vorgeführt. Inbesseren zeigt ein Bild auf die nebenstehenden Abbildungen, daß sich aus den sehr hübsch roth, blau oder rosa gemusterten Porten, verbunden mit kräftigen Leinen, farbig gehäkelten oder geklöppelten Spitzen, — leichtere gleichfalls einem Product des Tiroler Gewerbe-Neißes, — die verschiedenartigsten Gegenstände, wie Decken, Parade-Bandtücher zc., höchst geschmackvoll herstellen lassen. Selbst zu Schürzen, Sommer-Toiletten, Matin's, Kinderkleidern, Bett-Vorhängen und Bettwäsche erscheinen die 15-16 Cent. breiten, durchaus waschechten Porten, vermöge ihrer Frische und decorativen Wirkung, als eine ebenso praktische wie augenerfreuende Garnitur. Einmal darauf aufmerksam geworden, wird man die Zahl dieser „Fattchen-Arbeiten“ leicht vermehren können, auch werden wir selbst nicht ermangeln, unsere Leserinnen durch Darstellung neu erzeugter Gegenstände zu selbständigem Schaffen anzuregen. Bei allen ihren Vorzügen sind die Fattchen auch äußerst wohlfeil. Der Meter stellt sich auf etwa 20-22 Kreuzer (siehe Bezugsquellen).

Bezugsquellen: Schleiter: M. Busse, W. Feysinger, 42. — Tiroler Porten (Fattchen): Antonie Hallwar, Wien VI. Mariaböckerstr. 105. — O. Wenzel, Prag, Carlsgasse 25. — F. S. Grünfeld, Landscut, Schlesien.



Wien. — Vor Kurzem ist hier die Gräfin Anastasia Wintzinger, geborene Baronin Sina, gestorben. Die Verbliebene hatte in ihrem Testament die Summe von 80,000 Gulden für wohltätige Zwecke bestimmt.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 R. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen

solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungenügend von uns angesehen werden sollen, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einbaltige Monats-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W. Potsdamer Straße 38 und in Wien I. Operngasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Interaktions-Auftrag dauert.

Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig

(alte Leipziger) auf Gegenseitigkeit gegründet 1830.

Verkehrs-
bestand:
Ende 1886: 257 Millionen M.
Ende 1887: 277 Millionen M.
Ende 1888: 296 Millionen M.
Vermögen:
Ende 1886: 58 Millionen M.
Ende 1887: 64 Millionen M.
Ende 1888: 70 Millionen M.



Gebaltete
Verkehrs-
summen:
bis Ende 1886: 45 Millionen M.
bis Ende 1887: 48 Millionen M.
bis Ende 1888: 57 Millionen M.
Die Versicher-
ten erhalten durchschnittlich an Dividende gesamt:
1880-89: 130%
1880-89: 100%
1880-89: 200%
1870-79: 340%
1880-88: 410%
1889: 42%
der ordentl. Jahrespräm.

Die Lebensversicherung in mehr und mehr Gemeingut Aller geworden. Liegt es auch für diejenigen Familienväter, deren Existenz lediglich auf dem unmittelbaren Ertrage ihrer Thätigkeit beruht, am nächsten, sich der Lebensversicherung zur Sicherstellung ihrer Angehörigen zu bedienen, so ist doch die Ansicht längst hinlänglich geworden, daß eine solche Vorsicht für den bemittelten Kaufmann, den Gewerbetreibenden, den Grundbesitzer u. überflüssig sei. Zeiten, in welchen der Werth des Geldes, wie die Wandelbarkeit aller Verhältnisse, so häufig vor Augen treten, weisen Jeden in der ein-

bringlichsten Weise darauf hin, daß es auch für ihn Aword und Nutzen habe, sein Leben zu versichern. Die Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig gehört zu den ältesten und größten, sowie vermöge der hohen Dividenden, welche sie fortgesetzt an ihre Versicherten zahlt, zu den billigsten Gesellschaften Deutschlands. Dieselbe übernimmt auch sogenannte Kinder-(Aussteuer-, Militärdienst-) Versicherungen. Nähere Auskunft wird auf Anfrage von der Gesellschaft und deren Agenten gern ertheilt. — **Tüchtige Agenten werden gesucht.**

Gnadenberger Töchter-Pensionat.

Einrichtung für 50 Pflanz- und 20 Ertrage unter 12 Lehrkräften in 7 Klassen. Dreijähriger Eintrittstermine d. 30. April, 8. August u. 10. October. Die Klassenpreise sind aufgestellt nach dem Normal-Preisplan der Berliner höheren Mädchenschulen (bei W. Herz in Berlin), doch werden wir in Literatur, Französisch u. a. über denselben hinaus. **Princip** ist: Individuelle Behandlung feiner Ueberleitung. **Penfionspreis** incl. Schule 350 bis 600 Mark, extra nur Clavier, Malen und Anglaaren. **Gnadenberg** hat Post und Telegraph, liegt 20 Min. fahrend von Badabof Bunzlau **Prospecte** durch den Director.

VIETOR'SCHE Kunstgewerbe- und WIESBADEN. Frauenarbeits-Schule

Umfassendste, namentl. auch berufl. Ausbildung in Kunststickerei, Musterzeichnen, Kunstgew. Malerei u. verw. Techniken mit Rücksicht auf die Lehr- od. Ateliertätigkeit. Seminar f. Handarbeitslehrerinnen. Pension L. H. der Vorschlerin. Prosp. u. Näh. a. d. Direktor MORITZ VIETOR.

Gummi-Knetarbeit.

Selbständige Einrichtung dazu R. 10. — Knetmasse R. 8 p. Kite in 1/4, 1/2, 3/4, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100. **A. Eplinius, Hamburg, Rathhausstr. 8.**

Special-Tapeten-Versand-Geschäft

in Naturtapeten von 12 Pf. an. **Goldtapeten** „ 25 „ „ **Glanztapeten** „ 30 „ „ Musterkarten überall hin franco. **Hermann Meissner, Tapetenfabrik, Berlin S. 54 55 Alte Jakobstraße 54 55.**

L. Späth, Baumschule

(135 Hektar umfassend) bei Rixdorf-Berlin empfiehlt grosse Vorräthe von: **Obstbäumen** in allen Formen, Aleebäumen, Ziergebüschen, Coniferen, Rosen, Obstwillingen, Forst- u. Heckenpflanzen, Erdbeer- und Spargelpflanzen, Maiblumenkainen und **Blumenzwiebeln.** **Kataloge gratis und franco.**

Versuch bestens empfohlen. B.Hipauf, Breslau.



Im Stände allerdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.

Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. **Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.** Illustr., Prospekt u. Preisverz. franko u. grat.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände

nach dem Muster des Vetter-Vereins in Berlin Wiesbaden, Auguststr. 1. **Pensionat.** Beste Referenzen. Näheres durch Prospekt und die Vorkleberin. **Fr. S. Ritter.**

Paffendes Damengeschenk

selbst anhängen oder selbst recht praktisch dazu eingerichtet. sämtl. Nummern eines Jahrganges der Illustrierten Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren, ist der **Sammelfasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung** in Buchform **hochlegant** mit Gelbbreiung, dauerhaft und hübsch eine Zierde jedes Salons. Gegen Einleitung von M. 6.50 franco zu beziehen von **M. Schindberger, Buchhandlung, Berlin W., Schillstraße 3.** **Schnelle Lieferung von Büchern und Zeitschriften.**

Berlin W. Jäger-Str. 46 **Gustav Lohse, Königlich Hoflieferant**
Dampf-Fabrik feiner Parfümerien und Toilette-Seifen. Grösstes Lager in engl. u. französ. Parfümerien u. Toilette-Artikeln.
als beste **Zimmer-Parfums**: a) zum Räuchern: das altherbräunte „Eau de Lavande Ambrée“ wie solches in den Königlichen Gemächern zur Anwendung gelangt. b) zum Zerstäuben: „Lohse's Maiglöckchen-Velichen-Flüder-Zimmerparfum“ — sämtliche Zimmerparfums in Flaschen à 1 Mk., 6 Flaschen 5 Mk. 50 Pf.; 1/2 Literflasche à 3 Mk. 50 Pf., 1/4 Literflasche 7 Mk. — c) zur Reinigung der Zimmerluft: „Lohse's Coniferen-Duft“ (frische, gesunde Waldluft erzeugend), vortreflich in Kranken- und Kinderzimmern, à Flasche 1 Mk.; mit Patent-Zerstäuber 2 Mk. 75 Pf.; 1/2 Literflasche 3 Mk. 50 Pf.
Sämtliche **englische und französische Räucher- und Zimmer-Parfums-Specialitäten** der ersten Häuser in London und Paris.
Man verlange Gustav Lohse's neuesten ausführlichen, reich illustrierten Haupt-Catalog, welcher nach überall hin gratis und franco versandt wird.

Sammet- und Seidenstoffe
Jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von **M. M. Catz in Crefeld.** Muster franco.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. Die Bänder haben eine vollständige Wandlung erfahren. Wo sonst das glatte Gewebe herrschte, prangen heute Blumen-, Streifen- und Carreau-Mustern in allen Farbenverbindungen. Das einfarbige Band muß wenigstens die reichen Noire- und Armure-Gewebe zeigen, soll es von der Mode als gleichberechtigt neben den schönen neuen Mustern betrachtet werden. Letztere locken in der That durch tausend Reize. Da sieht man schottische Carreau von intensiver Farbe, welche nur die Hälfte des Bandes einnehmen und nach der anderen in einen tiefen Ton abgedämpft sind; ferner Streifen mit in Farbe oder Gewebe abwechselnden Grundes, von welchem sich Damast-Ranken abheben. Buntfarbige Blumen- und Blattranken finden sich sowohl eingewebt, als mit dem Pinsel und Aquarell-Farben hervorgezaubert. Einen ganzen Frühling zeigen die mit Sträußchen, Blättern und Knospen überfüllten Koroco-Bänder, unter denen auch ein schmiegames Goldgewebe nicht fehlt. Alle diese Bandarten sind von 6—16 Cent. Breite zur Out- und Kleider-Garnitur, wie zum Schleifenschmauf, und in 25—30 Cent. Breite zu Schärpen vorrätig. F. J.

Schon im vorigen Jahre begegneten uns Kleiderbesätze aus Leder, und zwar in Arabesken-Mustern als hell oder dunkel abwechselnde Auflagen, welche mit der Maschine festgesteppt wurden. In diesem Jahre steht diesen Lederbesätzen eine noch größere Verwendung bevor. Das je nach Belieben graue, braune oder schwarze Rehleder bildet nicht allein einen breiten Streifen um den glatten Rock des Reise-Kostüms, sowie Weste und Aermelausschläge, sondern auch das Futter des Capuchons, die Bekleidung der Revers etc. und wirkt mit seinem stumpfen Tone ebenso apart, als es sich namentlich auf der Reise practisch erweist. R. St.

Paris. Für junge Mädchen ist wie bisher zur Gesellschafts-Toilette auch zum Sommer durch leichte Foulards auf's Reizendste gesorgt. Der schmiegame Stoff erfordert allerdings eine feste seidene Grundform, doch genügt zu seiner Ausstattung ein glatter breiter Streifen um den Rocksaum, sowie Basse und Aermelspannen aus Sammet oder Falles, die Schärpe nicht zu vergessen, welche hier weniger als jemals fehlen darf. Ein Blick möge der zierlichen Kugelfranze gegönnt sein, die dieses wie jedes andere einfache Kostüm so anmuthig verzieret. B. de G.

Die oft angekündigten niedrigen Hüte sind endlich eine Thatfache geworden. Wir werden im kommenden Sommer außer der Keinen Capote und der englischen Toque, die infolge der tieferen Haartracht sich im Nacken etwas verlängert, den ganz flachen, runden Hut mit schmalen Bindebändern sehen. Die Leichtigkeit dieser Hüte, die, im Gegensatz zu dem bisherigen präventiven Aufbau, das Gesicht wieder schülen und lieblich umrahmen wollen, wird noch dadurch gesteigert, daß nur die Krempe aus Strohgeflecht, der Kopf hingegen aus Tüll besteht. Eine Perlspitze über dem zugleich die Bindebänder bildenden Sammet und ein Blumentuff sind alles, was ein solcher Hut an Garnitur bedarf. B. de G.

Eine ganz reizende Neuheit sind die plissirten Toiletten! Und nicht nur reizend, sondern einfach und leicht mit eigener Hand herzustellen, was einen ganz besonderen Vorzug bedeutet! Der Rock besteht aus glatter, enger Grundform in einem geraden, feingebirnten Plisse; auf einer gutfigenden Futtertaile tritt dann in der gleichen Weise plissirter Oberstoff blusenartig unter einen breiten, festen Gürtel, ebenso sind die Aermel aus einem geraden, plissirten Stoffbeile über glattem Futter hergestellt. Selbstverständlich kann nur feiner, dünner Stoff zu einem solchen Arrangement verwendet werden, dunkel als Haus- und Straßen-Anzug, hell, mit Kragen, Manschetten und Gürtel aus Sammet oder schönem Bande zur Gesellschafts-Toilette. T. G.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 13. Orientalische Buntstickerei. Die vorliegende Tafel giebt einen Theil einer nach alten orientalischen Motiven ausgeführten Stickerei, deren ganze Ansicht nebst eingehender Beschreibung in der Nummer vom 21. April d. J. folgen wird. Naturgroße Musterzeichnung, siehe die Beilage vom 1. April d. J.). Wie ersichtlich, vereinigt die Vorlage verschiedene Techniken des Orients mit modernen Stickweisen. So zeigen z. B. die Blätter der Pflanzenfiguren die auch seiner Zeit in Spanien gepflegte dichte Flächenfüllung, welche die Nummer vom 21. April gleichfalls erklären wird, während die Bervollständigung der Blumen sowie die Ausführung der Palmen durchaus moderner Art sind, das Beiwerk dagegen in Zeichnung und Stickweise den Charakter der Kosul-Stickerei aufweist. Die allen

orientalischen Stickereien eigene lebhaftere Farbmischung ist an unserer, von Hl. G. Seliger, Lehrerin an der Stickerschule des Kgl. Kunstgewerbe-Museums, ausgeführte, für eine Tischplatte oder ein Kückentissen bestimmte Vorlage mit feinem Verständnis wiedergegeben. H. D.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung. Nr. 26. Flachstickerei. Von den schönen Vorlagen dieses reichhaltigen Extra-Blattes, auf deren verschiedenartige Anwendung Text und



Unterchriften hinweisen, veranschaulichen wir zunächst die Bordüre, Abb. 4, zur Ausstattung eines Triumphstabes verwendet. Zugleich machen wir auf eine besonders wirkungsvolle Verwertung der interessanten slavischen Arbeit, Abb. 7, aufmerksam, die einem jener reich verziereten Kissenbezüge angehört, welche die hoch aufgebäumten Paradebetten, den Stolz der Slavinnen, schmücken. Diese Vorlage, welche zu beiden Seiten mit hohen Bäumen abschließend, eine Querseite des Originals einnimmt, wie es der nach liegend dargestellte Bezug zeigt, gelangt in veränderter Anordnung auch an dem Kückentissen prächtig zur Geltung. Dasselbe ist auf grauem Canvas-Wein gearbeitet, welchem sich an zwei Seiten rothbrauner, in gezähnte Bogen ausgeglichener Fries anschließt; ein hinter dem Bogenrande befindliches, in gleichfarbigem Steppstich mit Cordunnet-Seide ausgeführtes Börtchen besetzt den auch die Rückseite des Kissens bedeckenden Fries. Sehr kräftige Wollschnur begrenzt die Längsseiten und bildet, schneckenförmig aufgenäht, die Eck-Knochen, aus denen aufgebühte Schnuren als Quaste hervorkommen. H. D.



Bezugquellen: Bänder: M. Levin, O. Sandvoitner-Platz 1. — Hüte: Genove u. Cie., SW, Ködler 36.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbig seidene Taffete und Ripse** (ca. 200 versch. Farben)
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.
- Farbig seidene „Failles Francaises“** (ca. 150 versch. Farben)
Von Frs. 5.65 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.80 bis Frs. 9.85 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per metre.
- Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse** (ca. 190 versch. Farben)
Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per metre.
- Farbige seidene Surahs** (ca. 180 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.
- Farbig seidene Satins merveilleux** (ca. 300 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per metre.
- Farbige Satins merveilleux und Taffete-Changeant** (ca. 130 versch. Disp.)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per metre.
- Farbige Seiden-Moire antique und française** (ca. 60 versch. Farben)
Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per metre.
- Farbige Atlasse und Taffete für Steppdecken** (ca. 30 versch. Farben)
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.
- Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br.** (ca. 20 versch. Farben)
Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.

- Rohseidene Bastkleider** (ganz Seide) — 6 Qual.
Von Frs. 21 od. Mk. 16.50 od. fl. 10.50 bis Frs. 39.40 od. Mk. 47.50 od. fl. 29.70 per Robe.
- Einfarbige Seiden-Damaste** (ca. 250 versch. Farben)
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Zwei- u. dreifarbige Seiden-Brocates** (ca. 45 versch. Dispos.)
Von Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.65 per metre.
- Echt indische Foulards imprimés** (ca. 200 versch. Dessins)
Von Frs. 2.30 od. Mk. 1.90 od. fl. 1.15 bis Frs. 7.80 od. Mk. 6.25 od. fl. 3.85 per metre.
- Gestreifte und karrirte Seidenstoffe** (ca. 400 versch. Dessins)
Von Frs. 1.70 od. Mk. 1.35 od. fl. 0.85 bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per metre.
- Gestreifte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.35 od. Mk. 5.10 od. fl. 3.20 per metre.
- Karrirte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)
Von Frs. 3.65 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.80 bis Frs. 5.80 od. Mk. 4.65 od. fl. 2.90 per metre.
- Farbig seidene Grenadines** (ca. 70 versch. Farben)
Von Frs. 2.70 od. Mk. 2.15 od. fl. 1.35 bis Frs. 16.80 od. Mk. 13.45 od. fl. 8.35 per metre.
- Farbig Lyoner Seidenplüsch und Sammete** (ca. 140 versch. Farben)
Von Frs. 4.50 od. Mk. 3.60 od. fl. 2.25 bis Frs. 9.75 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ehardt. Erste verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschm. 10 Mk. II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekt gratis u. franko. Zu bez. durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W., 35

Agentur

für Damen die in besseren Kreisen Bekanntschaft haben. Für einen feinen Bedarfartikel sucht eine leistungsfähige Gesellschaft gegen hohe Provision Vertreterinnen. Offerten an die Company St. Ludwig, O. Elsass.

Anzeigen

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, haben zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Postdamer Straße 38 und zu Wien I, Drexelgasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugeandt, so lange der Interaktions-Auftrag dauert.

Gummi-Knetarbeit.

Vollständige Einrichtung dazu Nr. 10.— Knetmasse M. 8 p. Nro in 1/2, 1/4 Nro. (franko für N. 1.50) sowie fertige Knetarbeit, 1 Stück Knetmasse u. Anleitung. Wieberverläufer gel. Lager aller Materialen, Terra-Kollon, Vorlagen. Answahlensungen der letzteren überallhin. A. Eplinius, Hamburg, Ratbaustr. 8.

Vorlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin. Die reich illustrierte März-Nummer unserer „Kunstberichte“ enthält folgende Artikel: Ein neues Bildnis Kaiser Wilhelms II. — Zwei Hohenzollernbilder Camphausers in Aquarelldruck. — Neues von Gabriel Max. — Aus englischen und amerikanischen Malerwerkstätten. — Vier Tierbilder von Guido von Maffei. — und wird gegen Einsendung von 20 Pf. in Briefmarken direkt von der Verlagshandlung zugesendet.

Anleitung zur Kerbschnitterei 60 Pf. Vorlagen zur Kerbschnitterei 15 Pf. Illust. Preise über Vorlagen, Bildhauerwerkz. etc. gegen 20 Pf. Briefm. Mey & Widmayer, München.

Glasen-Nachtlichte. Vertrieben seit 1868. 4 mal prämiiert. Silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1891. Für vollständige Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung. Universal-Versand.

Bad Elster Königreich Sachsen.

Saison: Mai bis October.

Prospecte gratis und franco. Königliche Baddirection.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reittkleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gesundbrunnenmarkt und den Colonnaden. Schöne Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.



Bei dem letzten Berliner Ordensfeste am 20. Januar konnte zum ersten Male seit der Hoftrauer der volle kaiserliche Glanz zur Entfaltung gelangen. Die große Courtschleppe, welche die Kaiserin bei dieser Gelegenheit trug, sollte, dem allerhöchsten Wunsche entsprechend, kein bloßes Prunkstück sein; sie sollte durch ihren Kunstwert ein bleibendes Zeugnis dafür ablegen, daß das deutsche Kunstgewerbe heute auf einer Höhe steht, die seine Leistungen denjenigen früherer Jahrhunderte, wie wir sie in den Museen bewundern, ebenbürtig erscheinen läßt. Dem Maler Herrn Emil Doepler d. J., Lehrer am Kgl. Kunstgewerbe-Museum, wurde der Auftrag zu Theil, die Zeichnung der Stickerie, deren Motive die Kopfseite dieser Besprechung bilden, zu entwerfen. Ein reiches Rococo-Ornament umrankt in herrlich geschwungenen Linien die Cartouchen, in denen sich der Reichsadler in bestimmten Abständen wiederholt; nur dessen Klauen, Krone und Scepter sind in Gold gefickt, während alles Uebrige auf Silber-Brocät in Silber ausgeführt ist. Die vier Meter lange Schleppe, welche über einen Rod von gleichem Stoffe mit gleicher Stickerie herabfloß, ist mit Farnelien gefüttert. Berlin gebührt der Ruhm, diesen ersten kaiserlichen Schmuck geliefert zu haben. Der Grundstoff der Toilette ist ein deutsches, durch die Berliner Firma J. A. Heise bezogenes Fabrikat. Den bewährten Händen der Frau Köhlich wurde die Ausführung der

Stickerie übertragen, und eine Berliner Schneiderin, Frau Philipp, durfte das Kleid und die Schleppe fertigen. Für uns deutsche Frauen hat diese Schleppe noch ein ganz besonderes Interesse. Wenn sie einerseits mahnt, dem edlen Beispiel der Kaiserin zu folgen und uns bei der Herstellung unserer Toilette an die Erzeugnisse der heimischen Industrie zu halten, so zeigt sie andererseits durch ihre künstlerische Vollendung, wie sehr die Frauen es verdienen, in ihrer selbständigen Erwerbsthätigkeit gefördert zu werden.

Die Mode

Rahmdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. Sehr beliebt sind graue Promenaden-Kostüme mit Stickerie aus Stahlperlen. Neben leichtem Tuch verwendet man zu eleganteren Kostümen Seidenplüsch für den Rock und peau de soie für das glatte Ueberkleid. Der Hut wird vom Stoff des Kleides gefertigt und ebenfalls mit Stahlperlen verziert. R. S.

Großer Beliebtheit, namentlich unter der Jugend, erfreuen sich zierliche Blumen-Toques, welche neben den breitkrempigen runden Hüten die Mode des Tages sind. Den Kopf der mit Sammet eingefassten Tüllform bildet eine mächtige Mohablume, deren zarte weiße Blütenblätter mit goldgelbem Kelch sich über das Ganze ausbreiten. Außerdem giebt es Klatschrosen, Schwertlilien, Sternblumen etc. in den verschiedensten Farbentönen; jede dieser Blumen ist einzeln künstlich.



Schon in alten Zeiten wurden die Granaten als Schmuck geschätzt, gerietten dann aber fast in Vergessenheit. Gegenwärtig gelten Schmuck-Gegenstände aus Granaten für hochmodern. Allerdings macht sich in ihrer Bearbeitung und Fassung gegen früher ein großer Fortschritt bemerkbar. Man unterscheidet zwei Arten dieser Steine: die rund geschliffene orientalische und die scharfzantige böhmische Granate. Beide haben denselben schönen blutrothen Ton, welcher je nach der Größe der Perle oder des



Anzeigen

Falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden sie zum Preis von 1 Mark für die einbändige Monatshefte oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Ausnahme der Anzeigen in allen Kunncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W, Postdamer Straße 38 und in Wien I, Dvergasse 5. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Intention-Auftrag dauert.

Elsasser Waschstoffe
verfärbt die einj. in Deutschland existierende Niederlage aus Wülthausen im Elsaß im Einzelnen zu Fabrikpreisen. Jeder Versuch ist lebend. Muster franco.
Dresden, **Elsasser Waaren-Haus.**

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt und Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt
Jrl. H. Storbeck,
Berlin W,
Mohrenstraße 15.

Gestickte Galons
als Besatz für Kleider in schwarz u. farbige. Passementieren u. Knöpfe.
Schmittl. Artikel zur Damenschneiderei.
Vorzügl. Nähutensilien, Möbelpassementen.
Gebrüder Schüler, Nfg.
Berlin W, Markgrafstrasse 61 W.

Davenport
Neu! Eleganter, englisch. Damenschreibstisch.
In Eichen, Nussholz, Schwarz, reichste Ausführung, mit vollständiger Papeterie, durch Mechanik verschließbar, für jeden Platz passend. Special-Werkstatt für originale Jagd-, Kneip-, u. Herrenzimmer, ein- u. mehrgliedrig, wie Prunkmöbel; zweckentsprechend für jeden einzelnen Fall, in selbst einfachsten doch stets eigenartigsten u. neuen Formen bearbeitet. Reich Auswahl. Zeichnungen u. Preise franco.
„Renaissance“
Möbelfabrik u. Mastrolager.
Inhaber: Emil Schultz.
Berlin C., seit 1878. Seydel-Str. 32.

Erlaubt mir ergebenst mein seit 1871 hier im Westen bestehendes ältestes und größtes Schuh-Geschäft in Erinnerung zu bringen.
Eigene Strohhut- u. Filzhut-Fabrik. Wäsche, Schuh- u. Farbe-Anstalt bei den Geschäften. Empfehle ein reichhaltiges Lager in Strohhüten für Damen, Herren u. Kinder zu anerkannt billigen Preisen. Stets Vorbesten in Garnituren, Sammt und Seidenbändern, Plüsch, Federn etc. Trauerhüte in größter Auswahl. Ganz besonders mache auf meine leichten Herren-Strohhüte (Gewicht 65 Gramm) aufmerksam. **S. A. Weidte, Berlin W,** Viltowstr. 30 u. 31 am Blauberggraben. An Sonn- u. Festtagen von 2 Uhr geschlossen. Telefon 815 Amt 8.

Decius der Flötenspieler
von Ernst Eckstein.
Mit dieser reizvollen Novelle beginnt das illustrierte Familienblatt, die **Neue Musik-Zeitung**
das zweite Quartal. Preis vierteljährlich, 6 Nummern mit reichem, fesselndem Text sowie ständigen Musik- u. wertvollen Beilagen **80 Pf. handlg.**, sowie durch die Postämter. (Reichspost-Zeitungskatalog No. 4104.) Mit Kreuzbandversendung durch die Verlags-handlg. **M. 1.50. Probe-Nummern gratis u. franko.**
Carl Grüniger, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

DER GUTE TON
IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von **Franz Ekkhardt**. Fünfte verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb., a. Velinpap., m. viel. Vign., 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekt gratis u. franko. Zu bez. durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verl. **JULIUS KLINKHARDT** in Leipzig u. Berlin W. 35

Special-Tapeten-Versand-Geschäft
in Naturfärbungen von 12 Pf. an.
Goldtapeten 25
Glantzapeten 30
Musterkarten überall frei franco.
Hermann Meissner,
Tapetenfabrik, Berlin S.,
54-55 Alte Jakobstraße 54-55.

Echtes Linoleum
(Kork-Teppich).
Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von **Julius Henel vorm. C. Fuchs,**
k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau.
Qualitäts-Proben und Muster franco.

In zwanzigster Auflage erschien:
„EDELWEISS“
Auswahl der beliebtesten Volkslieder aus Tirol, Kärnten und Steiermark, für Pianoforte zu zwei Händen (mit unterlegtem vollständigen Text) herausgegeben von **J. E. Hummel.**
Inhalt. — Band I:
Nr. 1. Ich hab' Dir in d' Auergeln a' Waut.
2. Zwei Sternlein am Himmel.
3. O Dirndl tief drunt im Thal.
4. Allenthal da bist mei' Freund.
5. Sen der Saxler Alm.
6. Dirndl, wie is' mir so wohl.
7. Ueber Berg u. Thal rauscht a' Wasserfall.
8. Dem Tiroler-Landl, aus'n Allenthal.
(Die Teppichbändlerin aus Tirol.)
Soeben erschien Band II:
Nr. 1. Uebern Bachert steht a' Hüttl.
2. Begegn' mit mei' Dirndl.
3. Auf der hohen Alm.
4. Bei der ersten Hüttl.
5. Bin a' loabige Seenerin.
6. Der Jodelplatz.
7. Schön blu' ich der See.
8. Dirndl' ab' her zum Sonn.
9. Ueber d' Alma.
10. Weil an der Schützenfabn.
Diese Sammlung enthält unbedingt die schönsten überall gern geliebten und gelungnen Alpenlieder, zumal die beliebtesten Jodeler damit verbunden sind. Sowohl für Klavier allein, als auch mit Gesang verwendbar.
Preis pro Band nur 2 Mark — H. 1.— netto.
Gegen Einzahlung des Betrages erfolgt franco-Ubersendung, sonst per Nachnahme.
OTTO MAASS, Musikverlag und Sortiment,
Wien VI, Mariahilferstrasse 91.

Verlange **Stollwerck'sche CHOCOLADE**
Überall käuflich von M. 1.20 1/2 K^o an aufwärts.

124. Otto Weber's Mode-Magazin
Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,
bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schloppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.
Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin
befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.
Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

Steines, mehr oder minder dunkel erscheint, doch zeigt auch schon der unpolierte Stein verschiedene Grade der Durchsichtigkeit. Was die Fassung betrifft, so ist diejenige à jour am beliebtesten. Alles was es in Schmuckgegenständen Neues und Reizendes giebt, findet man heutzutage auch aus Granaten gearbeitet: Brochen, Nadeln, Armbänder, Ränne, Ohrringe (die neuen Creol-Ringe), Colliers, Ringe etc., und außerdem zierliche Bilderrahmen in den verschiedensten Größen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß sich ein Granatschmuck besonders zum Mitnehmen auf der Reise eignet, während man kostbare Juwelen in sicherem Verwahren zu Hause läßt.

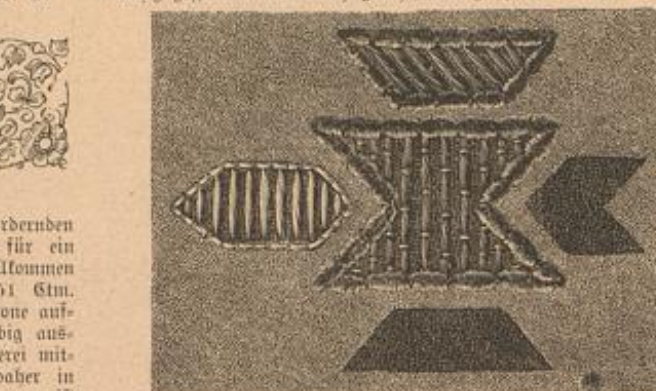
M. St.

Paris. Man fertigt in Paris gegenwärtig eine Art kleiner Spitze aus farbigem Sammet, mit Verzierungen aus hellerer Seide und Perlengängen beider Nuancen; eine breite Chantilly-Spitze ergänzt Kermel und Schoß. Es ist das Eleganteste, was man sehen kann, hauptsächlich wenn die Wirkung durch ein aus denselben Stoffen hergestelltes Düthen noch erhöht wird. V. de G.

An Stelle des schwarzen oder weißen Spitzenkleides, das sich einen kländigen Platz in der Garderobe der eleganten Frau erobert hatte, treten Füllkleider aus großschönerem, kräftigen Erbsentüll, glatt oder gefaltet. Der Rock erscheint vorzugsweise als hohes Häher-Büff.



Füllung, wie es der naturgroße Theil zeigt, zweitheilige Jäsofelle-Seide, in verschiedenen Carreaux- und Streifen-Rustern, weitläufig gespannt und durch gleiche, übergreifende Stiche befestigt



wird. Dem schablonierten Grunde entsprechend, verwendet man rotke, braune, blaue Seide und zwar zur größeren Belebung in verschiedenen Nuancen.

Der Tapifferie-Seiden-Manufaktur von W. Rücker in Weinheim, Baden, ist es gelungen, eine Stick- und Häufel-Seide herzustellen, deren Farben nicht allein unter der Einwirkung von Luft und Licht keine Einbuße erleiden, sondern sich auch in der Behandlung mit Seife und kochendem Wasser als durchaus wasch-echt bewähren. Es ist dies eine unschätzbare Eigenschaft an einem Material, welches heutigen Tages zu Stickereien auf Kleibern, Schürzen, Tischzeug und leinenen Dedern, alles Gegenstände, die eines öfteren Reinigungsprozesses bedürfen, so vielfach Verwendung findet. Die Seide ist in den beiden gebräuchlichsten Arten, Jäsofelle und Cordounet, sowie in allen neuen Farben und vollständigen Schattirungen vorhanden; andere Gattungen, wie Trame, Organzine-Seide etc., werden auf Bestellung geliefert. Jedes 12 Stränge enthaltende Päckchen ist mit einer Schuhmarke versehen. Farbenkarten zum Zwecke von Aufträgen stehen zur Verfügung.

Bestandtheile: Blumen-Hüte: E. Darclet, W. Martzkestr. 32. — Mantel: E. Koenig, W. Darcletstr. 1/10. — Granatschmuck: J. Reimann, W. Friedr. 189. — Nadeln, Dedern, mit Isidoren-Rustern: E. Heine, W. Friedr. 189. — Waschkette Stick- und Häufel-Seide: W. Rücker in Weinheim a. d. B. Ferner für die Tirater-Bauermeister: Leopold-Baum in Reich bei Teis, Dörmthal, Franz Steyer in Bennet, Pöcherthal, Fran Marie Wäster in Rablen bei Lauters, Pöcherthal.

Aus der Frauenwelt.

Wien. — Die Stiftsdame Gräfin Josephine Radetzky, die Enkelin des Marschalls, ist kürzlich in der Wohnung einer Fremdin in Wien plötzlich gestorben. Die Dame stand im Alter von vierunddreißig Jahren und war eine Tochter des Grafen Theodor Radetzky.

London. — Bei der Londoner Damenwelt sind gegenwärtig die Bespentailen wieder stark in Mode gekommen. Eine Dame der dortigen Gesellschaft hat sich der Mühe unterzogen, die hervorragenden Schauspielerinnen auf ihre Tailleweite zu prüfen. Den Preis der kürzesten Umspannung von 21 1/2 Zoll erkennt sie der Schauspielerin und Tänzerin Kate Vaughan zu. Auf diese folgen: Mary Moore mit 22 Zoll (sie trat mit Charles Wyndham in Berlin auf); Kate Borke mit 23 Zoll; Frau Bernard Veere mit 24 Zoll; Mary Anderson mit 26 Zoll und Ellen Terry, die jetzt die Lady Macbeth spielt, mit 28 Zoll.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen; jährlich 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Kummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Kummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.



vorzugsweise als hohes Häher-Büff.

Handarbeiten

Nadeln auch im Einzelnen verboden.

In unserer raschlebigen Zeit sind auch die schnell fördernden Handarbeiten sehr gesucht, weshalb die heutige Vorlage für ein Häher-Büff unseren Lesern interessant und willkommen sein dürfte. Auf dem hellbraunen Tuchgrunde von 51 Ctm. Quadrat-Größe wird das Muster zunächst mittelst Schablone aufgetragen und zwar nicht nur im Umrisse, sondern in farbig ausgeführten Flächen, weil letztere unter der leichten Stickerei mitwirken. Das für diese dienende Material wählt man daher in einer mit jenen übereinstimmenden Nuance. Die Ausführung ist außerordentlich einfach. Sämtliche Contouren werden aus brauner Seiden-Gentille und kräftigem, animalischem Goldfaden je mit gleichfarbigem Ueberfangstichen aufgenäht, während für die

HAMBURG unter Betheliligung der Nachbarstädte Altona, Ottensen, Wandsbeck, Harburg

AUSSTELLUNG

Vom 15. Mai bis 1. October 1889

Gewerbe und Industrie

Handels-Ausstellung

Kunst-Ausstellung

Gartenbau-Ausstellung

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44-69° C. Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad“ während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt, einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral- und medicin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. — Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen. Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Melkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung.

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten. Mädchen-Pensionate. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur: 8,97° C. — Näheres siehe „Baden-Baden und seine Karmittel“.

Sammet- und Seidenstoffe

Jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von M. M. Catz in Crefeld.

!!!Neu!!!

Victoria-Wasch-Mütze

Große Vereidigung für Damen. Keine Pelzhaare mehr durch Kopfputzen. Angenehme, erfrischende Wirkung. Prospekte gratis und franco. Adolph Heinemann, Ogen i. B.

Garantirt waschaechte Stickseiden

von W. Rücker in Weinheim a. d. B. zu beziehen durch alle besseren Tappissere-Geschäfte. — Grossisten erhalten Vorzugspreise. — Für die Waschechtheit wird vollinhaltlich Garantie geleistet.

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld

direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Cremé Seidenstoffe, schwarze und weiss carrierte und gestreifte Seidenstoffe, Farbige Seidenstoffe und Kohleidenstoffe schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollection.

Bad Reinerz

bei Glätz in Schlessen, klimatischer waldreicher Höhenkurort von 505 m. Seehöhe, besitzt drei kohlenstoffsreiche alkalisch-erdige Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder, und eine ganz vorzügliche Molken- und Milch-Kuranstalt. Reinerz ist demnach angezeigt bei Tuberculose, chronischem Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anämie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anämischer Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronisch entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationsstörung. Saisondauer vom 1. Mai bis 1. October.

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende reich illustrierte No. 24 aus der Collection der Europ. Wanderbilder — Preis 50 Pf. und Woerl's Reisehandbücher Führer durch Bad Reinerz und Umgebung, besagen das Nähere. Prospekte unentgeltlich

Paschens orthopädisch-gymnastische Heilanstalt.

Dessau-Anhalt.

Kinder jed. Alters mit Erkrankungen der Wirbelsäule, (Rückgratsverkrümmungen) Hüftgelenkkliden u. s. w. finden zur Heilung Aufnahme. Familienanschluss. Unterricht in allen Fächern von staatlich gepr. Lehrerin. Prachtvoller Aufenthalt, grosser Park. Prospekte durch die Verwaltung.

Ueberall zu haben ist

NIEBIG Company's

Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug Josiebig in BLAUER FARBE trägt.

Das einzige allen Anforderungen entsprechende Haarfärbemittel ist der Blei-, Kupfer- und Silber-freie, garantirt unschädliche

Haarfarbe-Erneuerer

von F. L. Harnisch, Berlin W., Potsdamer Strasse 22. Verleihe färbt das Haar von hellblond bis tief kaffeebraun, ohne daß es möglich ist, dem Haare die künstliche Färbung anzusehen. Näheres mit Gebrauchsanweisung Nr. 3.

Für die Haut!

Eau de Lys de Lohse,

das reellste Hautreinigungsmittel und Toilettenwasser gegen Gesichtsröthe, Sonnenbrand, gelbe Flecken, Mitesser, Sommersprossen etc. etc., macht die Haut blendend weiss, weich und geschmeidig und verleiht derselben ein jugendliches, frisches, gesundes Aussehen, in Originalflaschen à M. 3 und M. 6 in weiss, rosa und gelb.

Lohse's Lilienmild-Seife, die mildeste Toilette-Seife, frei von jeder Schärfe — à Stück 75 Pf., 6 Stück Mk. 4, in Rosen à Stück M. 2,25, 3 Stück M. 6.

Lohse's Lilien-Puder, fein und weicher als alle Puder; in weiss, rosa und gelb, à Schachtel M. 3. — Kleinere M. 1,50.

Lohse's „Incarnat“ eine vorzügliche, unschädliche Flüssigkeit, Teint ein schönes, natürliches Colorit zu geben, unveränderlich bei Einwirkung von jedem Licht, Transpiration etc. — à Flasche M. 2.

Gustav Lohse,

Königl. Hof-Parfümerie, Berlin W., Jägerstrasse Nr. 46.

Neuester Haupt-Catalog sämtlicher Parfümerien, Toilette-Seifen und Toilette-Gegenstände für den einfachsten wie reichsten Toilette-Tisch gratis und franco. Aufträge nach ausserhalb prompt.

im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Diätetiker. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.

Gustav Fritzsche, Leipzig,

Königl. Hoflieferant. Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

Familien die keine Badeeinrichtung haben, werden um ihre Adressen erlucht von F. Weyl, Berlin W. 41.



J. L. MEYER sc. XA.

Pariserin. Um 1785.

Nach einem Stiche von Watteau d. J.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 236. Blatt.

Es war im Jahre 1785, als Mademoiselle Contat in der ersten Aufführung der Hochzeit des Figaro in Paris als Suzanne einen so durchschlagenden Erfolg hatte, daß ihr an jenem Abende getragenes Kostüm sofort als Deshabille, d. h. als Straßen-Kostüm, im Gegensatz zur Gesellschafts- und Hof-Toilette Mode wurde. Das weibliche Kostüm hatte ohnehin unter den Launen der Königin Marie Antoinette wesentliche Änderungen erfahren. Die Spielereien der unglücklichen Fürstin in Trianon hatten den Keilrost, den Panier beseitigt, man polsterte dafür die Hüften, trug den Kostüm, genau die Tournüre unserer Tage, durchaus um nichts häßlicher und sinnloser wie diese, und affectirte eine Einfachheit in jenen Schöfertrachten, deren Charakteristisches der Mangel jeder Einfachheit war. Die Königin hatte gewisser Umstände halber die Haare verloren und trug daher niedrige Voden-Krisur, mit einem Chignon im Nacken. Unsere Lesertinnen sind bereits mit der Strömung, welche in dieser

Zeit das Kostüm beherrschte, aus den Nummern 185, 191 und 192 unserer Blätter für Kostümkunde bekannt. Dieser Richtung gehörte natürlich auch jenes Zusammen-Kostüm der Mademoiselle Contat an, und der jüngere Watteau giebt uns in dem hier reproducirten Bilde diese neue Modetracht. Das Wesentlichste ist die juste (justaucorps) à la Suzanne, eigentlich ein coraco von blauem Seidenstoffe mit doppelter Faltenhöhe. Der Hals ist in kleidsamer Weise entblößt, das häßliche, von den Engländerinnen entlehnte Fiehn-montur, welches sehr viel zur juste Suzanne getragen wurde, vermissen wir gern. Der faltige Rock ist von lichtblauem Stoffe und mit einem Falbalas von weißem Ruffeln garnirt; von demselben ist auch die Schürze, die zum Zusammen-Kostüm untrennbar gehört. Die Haartracht entspricht derjenigen, welche Marie Antoinette trug und à l'enfant genannt wurde. Der Hut à la Derozier hat die bekannten übertriebenen Dimensionen der damaligen Mode. A. v. D.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angelesen werden sollten, finden in dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Seite oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38 und zu Wien I, Dorotheengasse 3. Inserenten erbalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugeandt, so lange der Inserenten-Kontract dauert.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Friedrich Spielhagens
 Ausgewählte Romane
 in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
 Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Braut-Ausstattungs-Magazin
 der
 k. k. u. k. Hof-Leinen-, Wäsche- u. Bettwaren-Fabrik
Julius Henel vorm. C. Fuchs,
 Breslau, am Rathhause 26,
 gegründet 1780.
 prämiert mit der preuss. Staatsmedaille und verschied. anderen Auszeichnungen
 empfiehlt sein Lager selbstgefertigter
Leib-, Tisch-, Bett- und Küchen-Wäsche
 nach den neuesten in- und ausländischen Modellen.
 Wir verwenden zu der Herstellung unserer Fabrikate selbst bei den billigeren Qualitäten nur die edelsten Stoffe und garantiren für exactes Passen und sauberste Nähterei.
 Monogramm-Stickerie nach den Entwürfen unserer Zeichner.
Fein-Wäscherei und Bleicherei.
 Unsere Ateliers sind durch den dauernden Export dieser Artikel bekannt mit sämtlichen Eigenthümlichkeiten der ausländischen und überseeischen Anforderungen und genügt es bei Bestellungen anzugeben, für welches Land die Ausstattung sein soll, um die entsprechenden Anschläge und Ausführungen sachgemäß und ortsüblich herzustellen.
 Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, dass es unmöglich ist, eine Ausstattung im Hause so billig, correct und elegant herzustellen, wie unsere mit allen Vortheilen des Großbetriebes arbeitenden Ateliers.

Gummi-Knetarbeit.

Vollständige Einrichtung dazu Nr. 10. — Knetmaschine Nr. 8 v. Kilo in 1/2, 1/4 Kilo. Fracht für Nr. 1.50 sende 1 fertige Knetarbeit, 1 Stück Knetmaschine u. Anleitung. Wiederverkaufserlöse 20% Lager aller Materialen, Terrakotten, Porzellan, Auswahllieferungen der letzten überausbillig.
A. Eplinius, Hamburg, Rathausstr. 8.

Zu Brautkleidern!

Atlas, Merveilleux, Damast, Moirés in Weiss u. Crème, Schwarze u. farbige Seidenstoffe jeder Art, Seiden-Plüsch.

Billiger als in jedem Laden!
 Muster mit Angabe des Gewünschten frei.

Leopold Brasch, Seidenwarenfabrik,
 Berlin C, Stralauerstr. 44.

Jede Dame ist im Stande alle deutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Versende u. kalteste Baby- u. Leder- u. Metallapparat für die Kunststoffe u. Metallarbeiten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
 Königl. Hoflieferant.
 Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.

(Dosis für Erwachsene 1—2 Gramm.)

ist **Dr. Knorr's Antipyrin**

zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin.“ Jede Original-Blöchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rothem Druck.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Nüsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verbleicht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Berührt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke tollfrei in's Haus, ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Büsch.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,
 Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

**„Monopol-“
 Seide**

Auszug der Analyse
 des Hrn. Dr. C. Bischoff, vereid. Chem. d. Kgl. Gerichte in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11	60 "	1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12	60 "	1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

„Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Daß die mir vorgelegte Henneberg'sche Monopolschwarzseide frei ist von jeder mineralischen Beisewerung, mikroskopisch sich als ein völlig reines, gleichmäßiges Seidengewebe zeigt und den besten Fabrikaten zuzurechnen ist, welche in schwarzen Seidenstoffen productirt werden.“
 Berlin, den 4. Sept. 1886.

sig. Dr. C. Bischoff,
 gerichtlicher Chemiker zu Berlin.

G. Henneberg's
 Seidenstoff-Fabrik-Dépôt
 Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant
Zürich.

Rur direkt und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden metre eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL“.** Muster umgehend.

Die Mode

Kadendruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Eine eigenthümliche Verwendung finden neuerdings die japanischen Lampenschirme aus fein gefaltetem, farbigem Seidenpapier als Umhüllung idener Blumentöpfe; man muß gestehen, daß eine als Geschenk überreichte Pflanze durch die schmale Umhüllung bedeutend gewinnt, namentlich wenn diese von maigrüner Farbe und mit gleichem Seidenbände umschlungen ist. Auch als fadentartige Bonbonniere, als Hülle für ein Dixerel oder Raufschette eines Blumenstraußes bedient man sich dieser Lampenschirme.

— So viel Hübsches und Originelles gerade die diesjährigen Sonnenschirme auch bieten, ebenso viel barocke Mißbildungen einer neuerungssüchtigen Fabrikanten-Phantasie treffen wir unter den ersten Probefendungen. Zunächst hat jedenfalls eins dieser sogenannten Schuttdächer, — Strahlenfanter sollte man sie lieber nennen, — seinen Beruf verfehlt, es sei denn, derselbe gipfelte darin, einer unserer humoristischen Zeitschriften dankbaren Stoff zu einer Satire zu liefern. Denn wer würde wohl seinen Teint in glühender Julihitze einem Schirme anvertrauen, dessen oberer Theil offen und also der Sonne und dem Lichte zugänglich ist, mag er in Farbe und Ausstattung auch noch so zierlich sein? Gleich ungenügenden Schutz gewährt ein nur mit Spitzenstoff bedeckter Entoucas, während ein mit quergestreiftem Stann bezogener Schirm schon besser seinem Zwecke entspricht, dagegen durch die eigenthümlich gebogene Form den Eindruck des Gefuchtes macht. Und gefucht erscheinend ebenso eine zwölfspeilige, spitzstrahlige Sternform, so zierlich sich auch das Arrangement schmaler, olivgrüner Spitzen-Vollants auf der gelbweißen Seide des Daches ausnimmt. Doch wir plaudern so viel von Schirmen, wie sie nicht sein sollten, daß unsere Leserinnen ungeduldig fragen werden, ja was sollen wir denn wählen? O keine Sorge, es giebt eine Hülle entgegenstehend einfacher Schirme, mit und ohne Spitzenbehang oder Züllschleier, welcher nicht selten in Falten gereiht und mit „smock“ verziert ist. Blumenblätter, Rosen oder Nohn, auch Landwerk bilden ringsum einen Kranzabschluss, welcher bei anderen Schirmen, wiederum äußerst wirkungsvoll, durch Federbüschel



erleht wird. Charakteristisch sind die ganz nach gespannten Formen. Den vielfach zur Anwendung kommenden Füll- und Spitzen-Arrangements genügt Marcelline-Seide als Unterstoff. Selbstredend betrifft auch hier die diesjährige Modefarbe, das Grün, in allen Nuancen und Schattierungen, vor. Neben dunkel gebeizten, mit Metall beschlagenen Stöcken erfreuen sich besonderer Bevorzugung die Naturstöcke, welche ihrerseits, neben dem Schleifenschnur der Vorjahre, auch wieder mit kräftigen Schnur-Quasten verziert werden. F. J.



erleht wird. Charakteristisch sind die ganz nach gespannten Formen. Den vielfach zur Anwendung kommenden Füll- und Spitzen-Arrangements genügt Marcelline-Seide als Unterstoff. Selbstredend betrifft auch hier die diesjährige Modefarbe, das Grün, in allen Nuancen und Schattierungen, vor. Neben dunkel gebeizten, mit Metall beschlagenen Stöcken erfreuen sich besonderer Bevorzugung die Naturstöcke, welche ihrerseits, neben dem Schleifenschnur der Vorjahre, auch wieder mit kräftigen Schnur-Quasten verziert werden. F. J.



— Zwischen den für die Sommer-Saison bestimmten Seidenstoffen begegnet uns eine neue Farbe, „Punschflamme“ genannt, welche dem zwischen Blau, Violet und Roth spielenden Farbenton des brennenden Spiritus entspricht. M. St.

Paris. — Das soll ein Hut sein? werden unsere Leserinnen fragen und es kaum für glaublich halten, wenn sie erfahren, daß er noch etwas größer ist, als das ursprüngliche Modell. Dieses besteht aus schwarzen Spitzen, einer Bandschleife und zwei großen Rosen, die eine in weltlem Noia, die andere in ebenfalls weif zu nennendem Grün. Grün ist jetzt sämmtlicher Zug in Paris, derart, daß man ein Modemagazin sehr leicht mit einer Gemüthshandlung verwechseln könnte, wie denn erzählt wird, daß eine frisch aus der Provinz gekommene Koch-Kostige in einem Puhladen Kresse zu kaufen verlangt hätte. Dieser Jertumistum so verzeihlicher, als man in den Schaufenstern jener Läden Strohhüte sieht, die auf ein Haar zierlichen Gemüthsbüchlein gleichen. Die Garnitur besteht aus Moos, Farn, Buchsbaum, Bändern, Gaze und tausend Phantasie-Artikeln. Ob in Grün? Ueberflüssige Frage.



— Die kleinen Hüthen, die niedrigen Krinoline, der enge Schnitt der Kleiderböden und der gänzliche Wegfall der Tourneur bewirken zusammen eine auffallende Veränderung der weiblichen Tracht seit dem vorigen Jahre. Eine Frühjahrs-Toilette ist jetzt bald beschrieben. Sagt man, daß das Kleid aus feinem Wollstoffe, etwa blaugrauer Bengaline mit schwarzer Stiderei bestehe, und daß die kurze Taille ein Jäckchen bilde, welches oben und unten eine Weste sehen läßt, so ist damit alles Wissenswerthe gegeben und höchstens noch der mit weifem Band und dunklen Primeln garnierte Hut zu erwähnen. Was die Stiderei betrifft, so bevorzugt man leichte, in Stiel- und Kreuzlich gearbeitete Muster und verdeckt damit auf der Taille gern die Brustfalten. P. de G.

Bezugsquellen: Sonnenschirme: F. Schröder, C. Jerusalemstr. 29.

Aus der Frauenwelt

Wien. — Von der muthigen Weltreisenden Frau Marie von Amerling, über die wir bereits öfter an dieser Stelle berichtet, sind kürzlich wiederum neue Nachrichten eingetroffen. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in Indien, dessen sämmtliche Hauptstädte sie besuchte, ging die Dame nach Ceylon und ritt, um der unerträglichen Hitze wenigstens auf kurze Zeit zu entgehen, auf den 8295 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Berg Peduru Tallagalle genannt. Sie sammelte, schon früher durch ihren vereinigten Gatten dazu angeregt, viele antike, meist ethnographisch und künstlerisch bedeutende Gegenstände, um nach ihrer Rückkehr das verlassene Aetier ihres Gatten damit zu schmücken und sein Museum zu bereichern. Nur einen Gegenstand konnte sie sich nicht entschließen mitzubringen, einen jungen Elephanten nämlich, den ihre Gastfreunde ihr zum Andenken bei der Abreise verehrten. Im März schiffte sie sich in Colombo nach China ein, zunächst nach Hongkong, das sie nach einer vierzehntägigen Seereise zu erreichen hofft. Sie will in China die merkwürdigsten Städte besuchen und über Amerika in die Heimath, nach Wien, zurückkehren, wo sie wohl kaum vor dem nächsten Herbst eintreffen dürfte.

— Eine interessante Ausstellung wird am Ostermontage in Wien eröffnet. Die vornehmsten Familien Oesterreich-Ungarns beabsichtigen nämlich, ihre Familien-Diamanten im Palais des Fürsten Schwarzenberg auszustellen. Der Werth der angekauften Kleinode wird sich voraussichtlich auf mehrere hundert Millionen belaufen.

Literarisches

- Karl Pröll, Berliner Federzeichnungslehre. Berlin, Landwehrer. M. 1.
- Carola Gnaß, Die Frau in Hand und Welt. Leipzig, Roth's Verlag. M. 2, 50.
- Rob. König, Teufelschen Frauenleben. Oldenburg, Stallina.
- Laufig, Wiener Frauenkalender. Wien, Felice.
- Karl Pröll, Arien und Duer. Berlin, Landwehrer. M. 1.
- Jos. Schrantenthal, Unsere Frauen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. M. 4.
- M. Kumbauer, Unter dem Nordlicht. Berlin, Landwehrer.
- J. Racoma, Aelchblätter. Wien, Felice. M. 3.
- Marie von Redwitz, O und Weh. Berlin, Dey. M. 4.
- Kapp, Bekanntschaft des heiligen Augustin. Bremen, Heintze.
- Edwin Bornann, Eidechert (Pracht-Band). Leipzig, Bornann. M. 20.
- Bernstein, Meine Geschichten. München, Bassermann.
- Frida Zhang, Licht. Gießen, Roth. M. 1, 80.
- Voitke-Road, Taitelung. Berlin, Dander. M. 1.
- Bertha Augusti, Am deutschen Herd V. Frohlan, Girt. M. 6.
- Münchener Bilderbogen, Bd. 49. München, Braun u. Schneider. M. 3, 40.
- Seinze, Der Winter Schachstein. Dresden, Reischelt u. Ebbne. M. 1.
- G. von Wildenradt, Hebe der Arie. Leipzig, Leipziger Verlagsband. M. 2.
- August Silberstein, Neue Hochlandsgeschichten. Leipzig, Leipziger Verlagsband. M. 2.
- Damenkalender 1889. Berlin, Haast.
- Th. Willroth, Krankenpflege im Hause. Wien, Greil's Sohn. M. 1, 80.
- Louise Ridel, Geburtstagsbuch. Berlin, Reuther.
- Theodor Storm, Geschichten aus der Doun. Berlin, Gebr. Paetel. M. 1.
- Marie von Ebner-Eschenbach, Niterkletter. Berlin, Gebr. Paetel. M. 1.

Schmücke Dein Heim



Glasmalerei (Diaphanien)

Die Diaphanien ermöglichen wundervolle Zusammenstellungen, sind haltbar und unübertroffen an Exactheit und Effect. Farbprächtigster Fensterschmuck zur Verschönerung der Wohnräume, sowie für Villen, öffentliche Gebäude, Kirchen etc. etc. Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fenstervorsetzern und Hängebildern jeder Größe, ebenso von losen Diaphanien nebst Anleitung zur Selbstanfertigung. Reichhaltiger buntillustrierter Hauptkatalog (Hunderte diverser Bilder enthaltend) in 4 Sprachen gegen Einsendung von 2 Mark, die bei Bestellung von 20 Mark an zurückvergütet werden. Katalog-Auszug, Muster und Preisliste gratis. Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht!

Grimme & Hempel

Kunst-Druckerei für feine Luxusplakate, Farbendrucke etc. Leipzig.

Bad Elster Königreich Sachsen.

Saison: Mai bis October. Prospekte gratis und franco. Königliche Baddirection.

Nationale Wase der Kopfputz; Verrill. empfohlen. Keine unnütze oder schädl. Einreibung, sondern gründl. Wascherfolg auch bei langem Haar mit wenig Mühe in ca. 2 Minuten.

!!!Neu!!! Victoria-Wasch-Mütze D. R. - P. Nr. 43398.

Große Erleichterung für Damen. Keine Belästigung mehr durch Kopfputzen. Angenehme, erfrischende Wirkung. Prospekte gratis und franco. Adolf Seinemann, Hagen i. W.

Gute, reine, billige Weine! Fritz Labenspeck, Homberg a. Rh.

Mit leichte, höchst ehrenhafte und discrete Weise Geld verdienen, können achtbare Damen jeden Standes. Näheres, auch unter Obfiffre, kostenlos und franco. Adressen erbeten unter A. M. Berlin 25, postlagerad.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Letzte-Bereins in Berlin Wiesbaden, Kengasse 1. Pensionat. Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Vorsteherin Fr. S. Ridder.

Tricotstoffe, Tricottuche, Seidene Tricotstoffe versendet an Private. Muster gratis und franco. Aug. Juncker, Leipzig, Weststrasse 76.

Kerbichnizerei. Unterrichts-Verfahren, Vollmaacren. Freid. ar. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Potsdamerstr. 104.

ZUR VORKUR für den Besuch des Bades Krankenheil

oder zum Gebrauche der Kur zu Hause bei Frauenkrankheiten. Scropheln, chron. Drüsenschwellungen, chron. Hautkrankheiten, Mercurialismus, Nervenkrankheiten, Lähmungen etc. Krankenheiler Jodsodawasser (Georgen-Quelle) für schwächere, Jodsodaschwefelwasser (Bernhardsquelle) für stärkere Constitutionen zur Trinkkur. Krankenheiler Quellsalz oder Quellsalzlauge zur Darstellung von Bädern im Hause, zu Umschlägen, Injektionen etc.

KRANKENHEILER Quellsalzseife

Nr. I. (Jodsodaselle) mildeste Toilettensoife für Damen. Kinder u. reizbare Constitutionen; bewährt gegen unreinen Teint u. leichte Hautausschläge; fortgesetzter Gebrauch macht die Haut zart und glatt — eine rechte Damensoife! Nr. II. (Jodsodaschwefelsoife) heilt alle chron. Hautkrankheiten. Nr. III. (Verstärkte Quellsalzseife) ist bei hartnäckigen und vorangeten Hautläsionen von überraschender Heilkraft, selbst da, wo alle anderen Mittel erfolglos blieben. Zu beziehen durch alle grösseren Apotheken, Drogen- und Mineralwasserhandlungen und direct. Man verlange Gebrauchsanweisung und Prospect mit den Urtheilen berühmter medizinischer Autoritäten durch die Direction der Jodquellen zu Krankenheil bei Tölz.

Bad Langenschwalbach

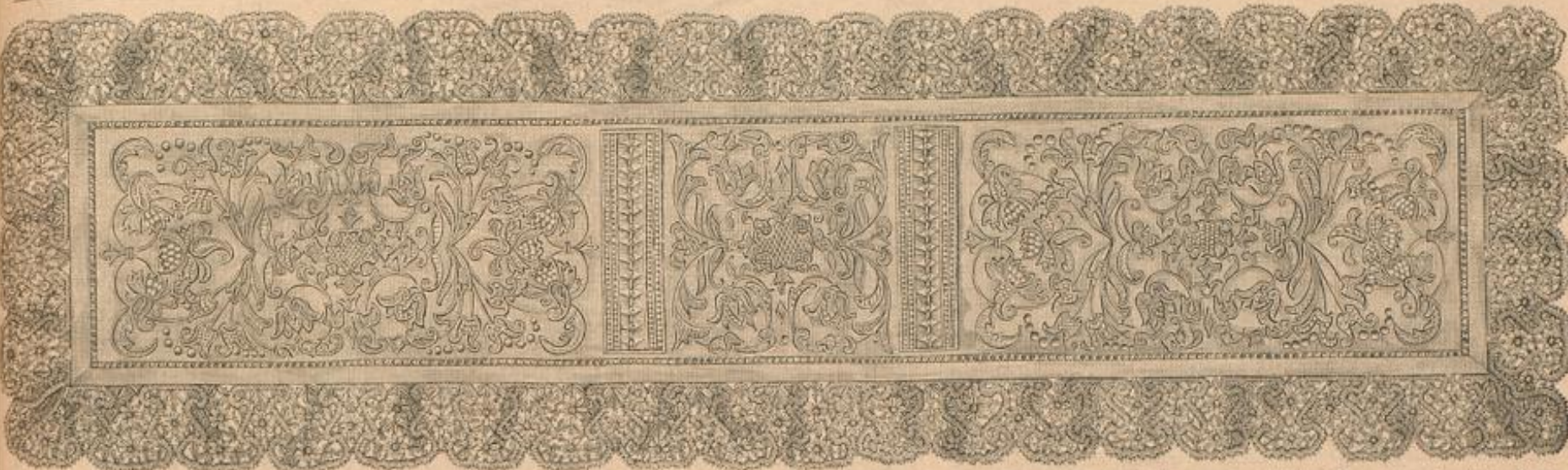
(im Taunus), Regierungsbezirk Wiesbaden, 300 Met. 6. d. Meer, zwei Stunden von den Eisenbahnhöfen Wiesbaden, Eltvilbe, Zollhaus, stärkste reine Eisenquelle, grosser Gehalt an Kohlensäure, Trinkquellen, Wein- und Stahlbrunnen. Stahl- und Moorbäder in der königlichen Badaanstalt und Privatanstalten. Wirksam gegen Blutmuth, ihre Folgen u. Complicationen, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Schwächestände der Muskeln, Lähmungen, Katarrhe der Schleimhäute, namentlich der Geschlechts- und Harnorgane, schwere Reconvalescenz. — Die Höhenlage, die waldreiche Umgebung und das dadurch bedingte erfrischende Gebirgsklima, erheben Schwalbach gleichzeitig zu einem der vorzüglichsten Luftkurorte. — Zur Unterhaltung der Kurgäste weitläufige Promenaden, Kursaal, Lososäle, Concerto, Reanions, Ausflüge nach dem Rhein, Aarthal, Wispertal. Wohnungen in grosser Auswahl sowohl in Hotels als in Privathäusern (Villen). Post, Telegraph, Zollamt, Bankgeschäfte, amerik. Consular-Agentur. Eröffnung der Saison am 1. Mai. Nähere Auskunft ertheilt die städtische Kurverwaltung. Prospekte gratis. Als Hotels ersten Ranges sind nachfolgend in alphabetischer Ordnung vornehmste Häuser zu empfehlen: Alleesaal, Herzog von Nassau, Metropole, Quellenhof, Taunus.

Bad Nauheim

Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnl. Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonh. Gradirhuth, Ziegenmilch, Sommersaison v. 1. Mai b. 30. Sept. Abgabe von Bädern auch vor bzw. nach d. d. Zeit. Grossh. Hess. Baddirection Bad Nauheim. Jäger.

Der 1. Weh'ichen heizbaren Badestuhl hat, kann täglich warm baden. Preis-Courant gratis. V. Wehl, Berlin W, Rauchstr. 11 und Wien, Wallfischgasse 3. Francozusendung. Ratenzahlung.

Das Vogll. Versandt-Haus Vincenz Keller, Plauen i. V., liefert Gardinen, Stidereien, Spitzen, Stoffe, Schürzen etc. Illust. Kataloge franco.



Handarbeiten

Erst wenige Wochen sind vergangen, seit wir von den schönen Kunst-Handarbeiten des Fräulein Jörres aus München berichteten, und abermals findet sich in dem Lichthofe unseres Gewerbe-Museums eine Sammlung von Stickereien vereint, die das lebhafteste Interesse unserer Frauenwelt erregt. Diesmal ist es der „Lettis-Verein“, der die gewohnten stillen Räume seines eigenen Hauses verlassend, mit den Leistungen seiner Schule und Ateliers an die größere Öffentlichkeit tritt. Was die Schule derselben als solche gilt, bedarf kaum einer Erwähnung, es spricht für sie die, — trotz aller Konkurrenz, — stetig wachsende Schülerinnenzahl, die in den letzten Semestern fast auf Hundert stieg, es sprechen für

Durchbruch und Kothstickerei, arabische, Gold- und Plattlich-Arbeiten von gleicher Trefflichkeit. Der humanen Tendenz des Vereins, „Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes“, entsprechend, lag aber der Wunsch nahe, auch seinen unbedeutenden Freischülerinnen, die einst auf den Verdienst durch Handarbeit allein angewiesen sein würden, weiter helfend nahe zu stehen, aus ihnen unter eigener Leitung einen Stamm practisch tüchtiger Arbeiterinnen zu bilden. So entstand in dem Hause der Königgräber Straße Nr. 90, aus kleinen Anfängen hervorgehend und nun in erfreulicher Weiterentwicklung begriffen, ein Atelier, das jeden in dies Fach schlagenden Auftrag des Publicums entgegennimmt, Arbeiten jeder Art entwirft, zeichnet, einrichtet, anfängt oder auf Wunsch auch vollendet. Die Vorsteherin Fräulein Hoffmann, ist eine in der Zeichenschule des Vereins künstlerisch gebildete

folgende Abbildungen geben drei derselben wieder: eine kleine Decke in Guipure, von gelblich getönter Seide, auf rothem Atlasstoffe,



die Kräfte, die, auf ihr gebildet, als Lehrerinnen, Vorsteherinnen und Gründerinnen anderer, ähnlicher Schulen, hier und außerhalb, Stellung und Anerkennung fanden, zumeist indessen die ausgeübten Arbeiten selbst. Nur von Schülerinnen, unter Leitung ihrer Lehrerin, Fräulein Gause, angefertigt, fehlt keine der schwierigsten Techniken; wir sehen macramé und Klöppelspigen,

Kraft, der bei schwereren und großen Aufgaben der Director derselben, Herr Hoffacker, mit seinem Rathe helfend zur Seite steht. Wir freuen uns, unsere Leserinnen auf diese verhältnismäßig immerhin noch wenig bekannte Einrichtung des hochgeschätzten Institutes aufmerksam machen zu können, und verweisen auch auf die von dem Atelier selbst ausgestellten Arbeiten. Bei-

und zwei Leinentstickereien, die eine ein prächtiger Tischläufer mit schönen Durchbruchstreifen, die andere eine Buffet-Decke, bei der das Muster contourirt stehen blieb, während der Grund mit braunrothem Glanzgarn gefüllt ist. Eine in der Nummer v. 25. Nov. 88 gebrachte Bettdecke mit Band-Ornamenten und eisenbeinigen Aufsitzen — in München prämiirt — ist ebenfalls angesetzt. Eine gleichartige Decke wurde in der Nr. vom 1. Januar d. J. mit Abb. 17 dargestellt.

Die Mode

Berlin. — Wir hatten kürzlich Gelegenheit, ein Capote-Hütchen zu bewundern, dessen eigenartiger Reiz sowohl auf dem gewählten Material, als auch auf der Farben-Zusammenstellung. Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Anzeigen

Sollte solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung geeignet von uns angelesen werden können, finden in dem Brief von 1. Mai für die einzahlige Remittente-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Ausnahme der Anzeigen in allen Anzeigen.

Pureau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W, Potsdamer Straße 38 und in Wien I, Dorotheergasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Inserenten-Auftrag dauert.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugskasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platindraheapparate für Industrie u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. **Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.** Illustr., Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

Garantie-Seidenstoffe der Seidenwaarenfabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld** direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen. In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen: **Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiße und Crème Seidenstoffe, schwarze und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe schwarze Sammete und Faluche etc. etc.** Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollektion. **V. E. & K.** Geegründet 1873.

Gutmann's Corsets. (Patent angem.) mit neuen, garantirt unzerbrechlichen, elastischen Einlagen als Ersatz für Fischbein und Stahl. Sämmtliche Einlagen, auch die Hüftfedern, sind rostfrei und unzerbrechlich. Ueberall durch erste Weisswaaren- u. Corsetten-geschäfte zu beziehen. **Man verlange Gutmann's Corset!**

Ernährung!!! Die richtige u. billige Kochnach- u. Haushaltungslehre für den sparbaren Haushalt von **Ottlio Palfy**. Gebd. 1.50, ff. gebd. 2.—. Verlag von **Th. Knaur, Leipzig.**

Stottern heilt **Rudolf Denhardt's** Anstalt Honorar nach **Eisenach** Prosp. gratis. (früher Burgsteinfurt). Gartenlaube 1578 No. 13, 1879 No. 6, **Flötzsch** Anst. Deutshl. diemehr. staatl. ausgezeichnet.

Rich. Maune, Dresden-A., Falkenstr. 10. Fabrik von **Kranken-Fahrstühlen** für Zimmer & Strasse. **Kranken-Selbstfaher, Ruhestühle Universalstühle Tragestühle, Bettische, verstellb. Kopfkissen, Lesepulte, Fusslager, Zimmerclosets etc. Grösste Auswahl! Katalog gratis!**

Paffendes Damengeschenk u. d. Abonnentinnen jeder aufschaffendwert weil recht practisch dazu eingerichtet, sämmtl. Nummern eines Jahrganges der Illust. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren, in der **Sammelfaßten zur Illustrierten Frauen-Zeitung** in Buchform **hochlegant** mit Goldverfäung, dauerhaft und **filzweil eine Zierde jedes Salons.** Gegen Einzahlung von **M. 6.50** franco zu beziehen von **M. Schildberger, Buchhandlung, Berlin W, Schillstraße 3.** Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

VIETOR'SCHE Kunstgewerbe- und WIESBADEN. Frauenarbeits-Schule Umfassendste, namentl. auch berufl. Ausbildung in Kunststickerei, Musterzeichnen, kunstgew. Malerei u. verw. Techniken mit Rücksicht auf die Lehr- od. Ateliorthätigkeit. Seminar f. Handarbeitslehrerinnen. Pension i. H. der Vorsteherin. Prosp. u. Näh. d. d. Direktor **MORITZ VIETOR.**

124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in **farbigen und schwarzen Seiden-Costümen** mit und ohne Schleißen, wie solche zu **Hochzeiten und anderen Festlichkeiten** getragen werden. **Grosses Lager** in farbigen Costümen, Reithäuser nach bestem Schnitt **An Sonn- und Festtagen geschlossen.**

35. Otto Weber's Trauer-Magazin befindet sich unverändert **Berlin W, Mohrenstr. 35,** zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. **Schleunige Aufträge** werden auch **Sonntags bis 7 Uhr Abends** in der 2. Etage entgegengenommen.

Bad Petersthal im Rhenthal des Bad. Schwarzwalder 420 m ü. N. Mineralisch bekannte kohlensäurereiche Sulfidwasserlinge und Lithionquelle in Teint- und Badeturen. — Freipost gratis. Befüher: **Dr. Kimmig, Rob. Müller's Erbe.**

beruhte. Die Grundform aus blaßblauem Draht besetzte gleichfarbiger, feinsten Seidentüll, der auch auf der vorderen Mitte einige luftige, nicht zu hohe Puffen bildete. In diese schmiegte sich ein Tuft weißer Kirschblüthen mit hellgrünem Laube, von so vollendeter Naturtreue, daß man einen frischen Blüthenzweig zu sehen glaubte. Dazu schmale, oliv-Bindebänder aus Sammet. M. Z.

Von unendlicher Reichhaltigkeit sind die uns vorliegenden Proben gemusterter und glatter Seidenstoffe, welche durch ihre mäßigen Preise und vorzügliche Haltbarkeit sich immer mehr Freundinnen erwerben. Unter ihnen zeichnen sich besonders die Foularde aus, welche meist auf weißem Grunde zierliche farbige Musterungen, Blumensträuße à la Pompadour etc. zeigen. Eine Art Bastseide, vorwiegend in dunkleren Tönen, mit feinartig verstreuten Ringen und Augen, oder leichtem Ramagie in abwechselnder Farbe, wie Schwarz mit Goldgelb, Rosa oder Dunkelblau mit Weiß, geht unter dem Namen „toile de soie“. Derselbe Stoff mit dem Beinamen „Jubien“ verleiht das Palmenmuster der indischen Schals wieder zur Geltung zu bringen, — ob mit Erfolg, wer mag es sagen? Neu und vielversprechend erscheint ein leichter, popelineartig gewebter Seidenstoff, der unter dem Namen „Koliennes“, — aus schwerer Seide Sicilien genannt, — auf der Höhe der Mode ist. Neben abgetönten Streifen, über welche sich Blätter- oder Blüthenranken hinziehen, und anderen interessanten Mustern, bestanden diese Koliennes durch feine Farbtöne, unter denen Fraise, Blaugrün, Oliv und ein in's Rosa spielendes Grau besonders zu erwähnen sind. Changeants und Ombrés, gestreift und einfarbig, behaupten wie im vorigen Jahre ihren Platz. Unter den schweren Seidenstoffen, die außer zu Visiten und Concert-Toiletten meistens nur als Befahstoff verwendet werden, liegen uns die herrlichsten, in's Unendliche variierten Muster und Farbverbindungen vor. Fast ausnahmslos zeigen dieselben Zusammenstellungen von carrirten, geflochtenen, geklümmerten, ombirten und uni-Streifen in jeder Breite. Daß die oft über handbreiten Streifen nur eine vorübergehende Mode, da sie zu auffallend sind, um sich eines allgemeinen Beifalles zu erfreuen, läßt sich wohl voraussehen. S. II.

Paris. — Auch die eleganten Toiletten, die bei Gelegenheit der Preisrennen, Ausstellungen etc. erscheinen, zeigen den glatten, engen Rock und dessen Vorderblatt entweder mit Passanterie oder gestickter Spitze verziert. Eine gleichartige kleine Visite vervollständigt diese Toiletten, deren größter Luxus in der Gebiegenheit der Stoffe und einer ungemein sorgfältigen Ausführung besteht.



geteilt wird. Auf der Innenseite läuft die Schnur durch untergefehte Futterstreifen, wodurch der Rocksaum einen gewissen Halt



— Die immer neuen Ideen, welche früher in den Anordnungen der Draperien sich kund gaben, kommen gegenwärtig den Befähigen zu Gute. Zu allen schwereren Stoffen, unter denen auch wieder der Double-Cachemire seines schönen Faltenwurfes wegen zu Ehren kommt, empfiehlt sich eine sehr originelle Garnitur aus mehreren Reihen doppelter Seidenschnur, welche in gleichen Entfernungen durch kleine geschürzte Öffnungen nach innen und wieder zurück gefaltet wird. Auf der Innenseite läuft die Schnur durch untergefehte Futterstreifen, wodurch der Rocksaum einen gewissen Halt

gewinnt. Auch das beliebte offene Jäckchen mit Schnebengurt und passentartigem Tragen über seidene Chemise, erhält diese Garnitur.



bernen, veralteten Klang. Es ist die — Barocke, dieses glänzende, echt sommerliche Gewebe das plötzlich, glatt und mit eingewebten abwechselnden Streifen-Vordrücken, wieder in die Reihe der „neuesten Neuheiten“ eingetreten ist. I. G.

Bezugsquellen: Stützerien: Handarbeits-Schule des Letzte-Vereins SW, Königstraße Str. 90. — Seidenstoffe: J. A. Heide W. Leipziger Str. 87. — Wollische Schmuckstücke: Kunstgewerbe-Magazin von H. Vorkwalde NW, Unter den Eichen 54/55.

Haus der Frauenwelt.

Stuttgart. — Fürst Wilhelm von Waldburg-Zeil hat sich mit der Prinzessin Marie von Thurn und Taxis verlobt. Die Braut ist die 1857 geborene Tochter des verstorbenen Fürsten aus dessen zweiter Ehe mit Prinzessin Mathilde von Lettingen-Spielberg. Fürst Wilhelm von Waldburg ist 1835 geboren und war bis 1885 verheiratet mit der Gräfin Marie von Waldburg-Wolfegg-Waldsee.

Coburg. — In Reustadt am Walde ist am 6. April Ludovika Hesel, die älteste Tochter des vor fünfzehn Jahren verstorbenen Schriftstellers George Hesel, einem Gehirnschlag erlegen. Sie hat sich durch eine Reihe von Romanen, namentlich aus der preussischen Geschichte und dem deutschen Mittelalter, in der literarischen Welt eine hervorragende Stellung erworben. Durch die edle Weiblichkeit, durch das tiefe Gemüthsleben und den religiösen Zug, mit denen sie ihre Frauen- und Mädchen-gestalten zu beleben verstand, durch eine reiche Phantasie und die glückliche Gabe des Fabulirens, nicht weniger durch ihre weite Kenntniss von historischen Details, in denen sie ihrem verstorbenen Vater ebenbürtig war, hat sie sich ein zahlreiches Lesepublicum geschaffen, das ihr von Production zu Production dankbar treu blieb. In jedem ihrer folgenden Romane zeigte sich ihr Talent in fortwährender Vervollkommnung, in reicherer Entfaltung, in höherer künstlerischer Vertiefung. Sie war nicht nur eine schriftstellerische Dame, sie war eine wahrhafte Schriftstellerin, unablässig an ihrer Ausbildung arbeitend, voll hohen sittlichen Ernstes und fleißig bis zum Ende. Seit 1 1/2 Jahren war sie an den Prediger Johnen verheiratet. Sie hat nur ein Alter von 41 Jahren erreicht.

Bukarest. — Königin Elisabeth von Rumänien hat soeben ein neues, in französischer Sprache geschriebenes Drama vollendet.

Florenz. — Mit der vor kurzem hier verstorbenen Frau Professor Hermann Grimm, der Gattin unseres Kunsthistorikers und Goethe-Forschers, der Schwiegertochter von Wilhelm Grimm, ist eine der Wenigen geschieden, die mit ihrer Person noch un-

mittelbar an die Goethe-Epoche anknüpfen. Die Himmegangene, mit ihrem Mädchennamen Gisela von Arnim, war die jüngste Tochter des Romantikers Ludwig Arnim von Arnim und der nicht minder romantischen Bettina Brentano. Bettina selbst, das vom alten Goethe geliebte „Kind“, war gleich ihrem Bruder Clemens Brentano, dem dichterischen Genossen ihres späteren Gemahls, der Ehe entsprossen, zu welcher sich mit dem Frankfurter Handelsberrn Peter Brentano, die schöne Maximiliane La Roche, die Tochter von Sophie La Roche, verstanden hatte, als sie eingesehen, daß der von ihr geliebte junge Goethe anderen Sternen folgte, als denen, die ihm in der Heimath und an der Seite Maximilianens gewinkt haben würden. Sowohl die Mutter, wie die Großmutter der verstorbenen Frau Professor Grimm, haben also dem Meister der deutschen Dichtkunst nahe gestanden. Sie selbst hatte ihrer Mutter poetisches Talent geerbt: es existiren, außer Gryllschem und Erzählendem, von Gisela's Hand auch mehrere Dramen, die ihres wenig bühnenmäßigen Charakters wegen zwar nicht zur Aufführung gelangten, welche die Dichterin aber als eine reichbegabte und stimmungsvolle Epigone der romantischen Epoche kennzeichnen. Die beiden älteren Schwestern der verstorbenen Frau Professor Grimm waren die verstorbene Gräfin Fleming, Gemahlin des früheren preussischen Gesandten in Karlsruhe, und Gräfin Oriola, die noch in unserer Mitte weitende Palastdame der Kaiserin Augusta.

Literarisches.

- Neu erschienene Bücher.
- Gustav zu Puttlig, Vier Novellen. Berlin, Paetel. M. 6.
 - H. von Schweiger-Kochensfeld, Das Mittelmeer. Freiburg, Herder. M. 6.
 - Adolph Kohut, Goldene Worte Friedrichs III. Dresden, Vietson. M. 0,75.
 - Fuchs, Hschsch. Dresden, Vietson. M. 3.
 - Konrad Telmann, Weibliche Waffen. Dresden, Vietson. M. 3.
 - G. von Seaulieu, Leibeigen. Dresden, Vietson. M. 3.
 - Georg Ebers, Die Weib. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 10.
 - S. von Götzendorff-Grabowsky, Ernst und Scherz. Reutlingen, Bartsch-Schlaer. Geb. M. 4,50.
 - Saughaltungsbuch. Stuttgart, Hoffmann. Geb. M. 2.
 - Vergneiser, Holzschneider. München, Neve u. Bismarck. M. 0,90.
 - Seiner, Ritter, Das Kleidmachen. Wien, v. Waldheim. M. 2,50.
 - Artaria, Das erste Jahr im neuen Haushalt. Stuttgart, Gebr. Neuber. Geb. M. 5.
 - Schmitz, Carmen Silvia. Remick, Deuser's Verlag. M. 1,50.
 - Clericus u. v. Grundkow, Wappen-Sticker. Dresden, Grundkow. Geb. M. 15.
 - Rann, Gabriel Max' Kunst. Leipzig, Weber. M. 1.
 - Marie von Ebner-Eschenbach, Die Auerländer. Berlin, Paetel. M. 2.
 - Mathilde Marchesi, Aus meinem Leben. Düsseldorf, Bagel. M. 5.
 - Ulcna, Der junge Goldschmid. Hamburg, Verlagsanstalt. Geb. M. 6.
 - P. Adami, Kaiser drei Kaiserinnen. Berlin, Reemig u. Gaertner. M. 1,50.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen; jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Rodenbilder, 8 farbige Stickmuster-Beilagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Rodenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44-69° C. Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad“ während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt, einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral- und medicin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. — Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen, Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung.

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Les-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Mädchen-Pensionate. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur: 8,97° C. — Näheres siehe „Baden-Baden und seine Kurmittel“.

Bad Reinerz

bei Glätz in Schonesen, klimatischer waldreicher Höhenkurort von 568 m. Seehöhe, besitzt drei kohlensäurehaltige alkalisch-erdige Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder, und eine ganz vorzügliche Molken- und Milch-Kur-Anstalt. Reinerz ist demnach angezeigt bei Tuberculose, chronischem Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anämie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anämischer Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronisch entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationstörung. Saisondauer vom 1. Mai bis 1. October.

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht anliegende reich illustrierte No. 24 aus der Collection der Europ. Wanderbilder — Preis 50 Pf. und Woerl's Reisehandbücher. Führer durch Bad Reinerz und Umgegend, besagen das Nähere. Prospekte unentgeltlich.

Paschens orthopädisch-gymnastische Heilanstalt. Dessau-Anhalt.

Kinder jed. Alters mit Erkrankungen der Wirbelsäule, (Rückgratsverkrümmungen) Hüftgelenksleiden u. s. w. finden zur Heilung Aufnahme. Familienanschluss. Unterricht in allen Fächern von staatlich gepr. Lehrerin. Prachtvoller Aufenthalt, grosser Park. Prospekte durch die Verwaltung.

!!! Neu !!!
Victoria-Wasch-Mütze
D. R.-P. Nr. 43398.

Große Erleichterung für Damen. Keine Belästigung mehr durch Kopfbedeckung. Angenehme, erfrischende Wirkung. Prospekte gratis und franco.
Adolf Seinemann, Sagen 1. 23.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstiftung

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-dietetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Cacaotrinker

wissen durch den täglichen Gebrauch sehr wohl ein gutes Heilmittel für alle Krankheiten des Verdauungsapparates, indem derselbe nicht allein, wie viele vielfach angenommen wird, für Melancholicumten gut ist, sondern einen solchen Genuss bieten soll, daß man ihn nicht selbst weigert, sich mehr darauf freut. Der leichtesten Verdaulichkeit und des größten Nährwerthes wegen, wird derselbe jetzt sehr häufig von Ärzten verordnet und blüht Jedermann, bei dem sich Spuren von Verstopfung bemerkbar machen, nach vielen Erfahrungen ganz besonders zu empfehlen sein. Ich erlaube mir daher auf meine heutige Anzeige aufmerksam zu machen. Cacao-Prepôt Jac. Bisquit, Frankfurt a. M.

Mondamin Brown & Polson k. engl. Hofl.

Entöfies Maisproduct. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speziell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch. — Ueberall vorrätig.

Scherings Pepsin-Essenz nach Vorschrift von Prof. Dr. Oskar Liebreich.

Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverstopfung, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken u. s. w. werden durch diese angenehme schmeckende Essenz binnen kurzer Zeit beseitigt. Preis per Flasche 1 Mk. 50 Pf. und 3 Mk. Bei 6 Flaschen 1 Flasche Rabatt.

Scherings reines Malz-Extrakt. Bewährtes Nahrungsmittel f. Wöchnerinnen und Kinder, sowie Hausmittel gegen Husten und Heiserkeit. Preis per Flasche 0,75 Mk.; 6 Flaschen 4 Mk.; 12 Flaschen 7,50 Mk.

Scherings Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) etc. verordnet werden. Preis per Flasche 1 Mk. 6 Flaschen 5,25 Mk.; 12 Flaschen 10 Mk.

Scherings China-Weine, rein und mit Eisen. Vorrüchlich im Geschmack und in der Wirkung. Als ausgezeichnetes Mittel von Ärzten bei Nervenschwäche, Bleichsucht, und besonders für Rekonvaleszenten empfohlen. Preis per Flasche 3 Mk. und 1,50 Mark. Bei 6 Flaschen 1 Flasche Rabatt.

Scherings Grüne Apotheke in Berlin N, Chausseest. 19. (Fernsprech-Anschluss.)

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Drogenhandlungen. Briefliche Bestellungen werden sofort angefahrt.

Für die Haut! Eau de Lys de Lohse,

das realste Hautreinigungsmittel und Toilettenwasser gegen

Gesichtsröthe, Sonnenbrand, gelbe Flecken, Mitesser, Sommersprossen etc. etc., macht die Haut blendend weiss, weich und geschmeidig und verleiht derselben ein jugendliches, frisches, gesundes Aussehen, in Originalflaschen à M. 3 und M. 6 in weiss, rosa und gelb.

Lohse's Lilienmilk-Seife, die mildeste Toilette-Seife, frei von jeder Schärfe — à Stück 75 Pf., 6 Stück Mk. 4, in Rosen à Stück M. 2,25, 3 Stück M. 6. —

Lohse's Lilien-Puder, feiner und weicher als alle Puder; in weiss, rosa und gelb, à Schachtel M. 3. — kleipero M. 1,50.

Lohse's „Incarnat“ — eine vorzügliche, unschädliche Flüssigkeit, Teint ein schönes, natürliches Colorit zu geben, unveränderlich bei Einwirkung von jedem Licht, Transpiration etc. — à Flasche M. 2.

Gustav Lohse, Königl. Hof-Parfumerie, Berlin W, Jägerstraße Nr. 46.

Neuester Haupt-Catalog sämtlicher Parfümerien, Toilette-Seifen und Toilette-Gegenstände für den einfachsten wie reichsten Toilette-Tisch gratis und franco. Aufträge nach ausserhalb prompt.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Letzte-Vereins in Berlin Wiedbaden, Neugasse 1.

Pensionat.

Beste Pensionen. Näheres durch Prospekt und die Directorin Fr. H. Ritter.



Bauer aus Dufflingen bei Tübingen.
Nach einer Zeichnung von Carl Ridelt.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 237. Blatt.

Am Fuße der schwäbischen Alb, einige Stunden von der Universitäts-Stadt Tübingen, liegt das Dorf Dufflingen, aus dem das vorliegende Kostüm stammt. Diefes ist, bis auf geringe Unterschiede, denen des einst von Maken viel besuchten Dorfes Wehingen verwandt, welchen wir so oft in den Bildern von Knaut, Bantier u. s. w. begegnen. Zu bedauern ist, daß diese Volkstrachten immer mehr verschwinden. Die Kopfbedeckung, bestehend aus einer kleinen Pelzmütze von Otterfell, mit Kappe von grünem Sammet, kreuzweisem Tuchbesatz und Troddeln, verleiht dem Burschen ein flottes Aussehen. Die Weste ist von schwarzem Sammet oder rothem Tuch,

bei Wohlhabenden mit schweren, eng bei einander stehenden silbernen Knöpfen versehen, und wird in der Regel offen getragen. Die Halsbinde umschließt den Hals ziemlich hoch und wird vorn durch eine Schließe zusammen gehalten. Ueber der Weste trägt der Bursche den weißen Zwillingsrock, der ebenfalls silberne Knöpfe aufweist und bis zu den Knien oder auch bis zur Wade hinabreicht. Im Winter wird der Zwillingsrock mit dickem Wollstoffe gefüttert. Die gelbe, lederne Kniehose wird unter dem Knie gebunden. Zwischen Stiefel und dieser blüht der weiße oder blaue Strumpf hervor. Neben dem rechten Stiefel findet sich auch der mit Schnalle gesierte Schuh.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angelesen werden sollten, finden in dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Nonpareille-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Ausnahme der Anzeigen in allen Anzeigen-Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W, Potsdamer Straße 28 und in Wien I, Sperrgasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugelandt, so lange der Interaktions-Auftrag dauert.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reittkleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gensdarmenmarkt und den Colonnaden. Schnellige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

Verlag v. H. F. Voigt in Weimar.

Der Hühner- oder Geflügelhof,

enthaltend praktische Anleitung zur Zucht der Hühner, Enten, Tauben, Gänse, sowie der in- und ausländischen Ferkel, namentlich der Fasanen, Hasen, Schwäne etc.

Von Robert Oettel. Siebente verbesserte Auflage, nach Oettels Tode herausgegeben von H. Lieschkind. Mit 46 Illustrationen. gr. 8. Geh. 4 Mark 50 Pfgr. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

im Stande alldeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

Gummi-Knetarbeit.

Vollständige Einrichtung dazu M. 10.— Knetmasse M. 8 v. Rilo in 1/2, 1/4 Rilo. Pronto für M. 1.50 sende 1 fertige Knetarbeit, 1 Stille Knetmasse u. Anleitung. Wiederverkaufser gel. Lager aller Malartikel, Zerolotten, Verlagen. Auswahlsendungen der letzteren liberalhin. A. Eplinius, Hamburg, Rathhausstr. 8.

20 Pf. Jede Nr. Musikalische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vorrätig Stiel u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Das einzige allen Anforderungen entsprechende Haarfärbemittel ist der Blei-, Kupfer- und Silber-freie, garantiert unschädliche Haarfärbemittel von F. L. Harnisch, Berlin W, Potsdamer Strasse 22. Derselbe färbt das Haar von hellblond bis tief kastanbraun, ohne daß es möglich ist, dem Haare die künstliche Färbung anzusehen. Flasche mit Gebrauchsanweisung M. 3.

Echtes Voigtl. Stickgarn unstreiftig das beste Material für Wäsche-Monogramme, versendet farb. sortirt v. 50 Pf an Laura Dreverhoff, Zwickau i. S.

Krankenfahrräder bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 36-250 Mark die Dresdner Krankenwagenfabrik G. E. Höfgen, Dresden-N., Königsbrückerstr. 75. Ausführl. illust. Cataloge auf Verlangen gratis u. franco.

Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Schwarzseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 11 Qual. Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. 75 kr. bis Frs. 6.80 od. M. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.
- Schwarzseidene Ripse (ganz Seide) — 15 Qual. Von Frs. 3.05 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.
- Schwarze Peau de soie (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.
- Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 5.35 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.65 bis Frs. 16.50 od. Mk. 13.20 od. fl. 8.25 per metre.
- Schwarze seidene Mascotte (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Schwarzseidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.35 od. Mk. 3.45 od. fl. 2.20 bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.
- Schwarzseidene Surahs (ganz Seide) — 9 Qual. Von Frs. 2.80 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.40 bis Frs. 11.65 od. Mk. 9.30 od. fl. 5.80 per metre.
- Schwarze glatte und gemusterte Seiden-Grenadines — 10 Qual. Von Frs. 2.— od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.
- Schwarze seidene Rhadamés (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.

- Schwarze Damaste (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.45 od. Mk. 2.75 od. fl. 1.70 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40.
- Schwarze halbseidene Atlasse — 9 Qual. Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 7.45 od. Mk. 5.95 od. fl. 3.70 per metre.
- Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 4.45 od. Mk. 3.35 od. fl. 2.20 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.25 od. Mk. 9.80 od. fl. 6.10 per metre.
- Schwarze seidene Moire Française — 9 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.30 od. fl. 6.45 per metre.
- Schwarze seidene Moire antique — 8 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Schwarze seidene Sicilienne 60 und 130 cm br. — 12 Qual. Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.80 od. fl. 3.65 bis Frs. 39.50 od. Mk. 31.60 od. fl. 19.75 per metre.
- Henneberg's „Monopol-Seide“ (ganz Seide) — 12 Qual. nur direct und nur echt, wann auf jedem metre eingedruckt ist: Von Frs. 6.15 od. Mk. 4.90 od. fl. 3.05 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per metre.

G. HENNEBERG'S „MONOPOL“

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Die Mode.

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Nach wie vor garnirt man einfarbige Stoffe besonders gern mit farbigen Borten, die in reichster Fülle und in den schönsten Mustern das Auge locken und fesseln. Aber nicht Allen ist ihr Erwerb gestattet, denn mit dem schönen Material, — Seide und Gold, — geht der hohe Preis Hand in Hand. Eine Anfertigung durch eigenen Fleiß stellt sich schon bedeutend billiger, ist aber bei der reichlichen Anwendung des Plattstiches nicht ganz mühelos und ebenso wenig rasch fördernd. Da kommt nun unserer Wünsche, das Kleid mit einer modernen Borte verzieren zu können, der altbekannte Kreuzstich zu Hilfe. Mittelfst Ganevas-Überlage ist er leicht und schnell auf jedem Gewebe auszuführen und bei richtiger Farbwahl von vorzüglicher Wirkung. Je nach der Bestimmung des Kleides und seiner Stoffe nimmt man zum Sticken Wolle, — Gravel- oder Hamburger, — Baumwolle, oder auch Filofelle-Seide, doch kommt bei letzterer wieder der Kostenpunkt in Betracht.



— Wie Alles dem Wandel unterworfen ist, so hat auch unser alter geliebter Plaid, der Jahre lang seine Quadrat-Form bewahrte, sich plötzlich zur Schärpe umgestaltet. Aus verschieden kräftigem Material, mit Kranz-Abchluss an den Quer-Rändern, zeigt er in dieser neuen Phase seines nützlichen Daseins die mannigfaltigsten Farben-Zusammenstellungen und Muster, besonders schottische, entweder über den ganzen Plaid oder nur als eine breite, oder in mehrere schmale Borten getheilte Bordüre. Stets in zwei Farben, wie Beige und Weiß, Roth und Blau carrirt zc., bilden diese Bordüren oft auch durchweg Längsstreifen von ungewöhnlicher Breite. Für einen soliden Geschmack sind einfarbige, in dunklen und hellen Tönen gehaltene Schärpen vorhanden, die als Abschluss über den Kranzen nur feine Knötchenstreifen in abstechender Farbe zeigen. — S. U.



— Kleider, Hüte zc. lehnen sich mehr oder weniger der Tracht des Directoriums an, und ganz natürlich drängt sich uns die Frage auf, wie man am besten auch die Frisur diesem Stile anpaßt? Die niedrigen Köpfe der neuen Frühjahrs-Hüte weisen darauf hin, daß die Lage der hohen Frisuren gezählt sind, aber ein Mißverhältnis der Mode ist es zu nennen, jetzt plötzlich den winzigen, sogenannten englischen Haarnoten tief im Nacken als hochmoderne zu feiern. Sehen wir uns einmal die zur Directorial-Zeit fast allgemein angenommene Haartracht an. Das leicht gewellte oder natürlich gelöste Haar fiel halblang theils auf die Schultern nieder, theils wurde es zu einem Knoten oder zu Locken auf dem Hinterkopfe arrangirt und zwar nach antiken Vorbildern, denen man auch die leicht umgeschlungenen Bänder entlehnte. Dazu trug man Hauben „Charlotte Corday“, Turbane, sowie Hüte mit niedrigen Köpfen und vorn weit vorstehenden Krempe. Diesen letzteren sind nun viele Formen unserer Frühjahrs-Hüte nachgeahmt, und so ergibt sich das Resultat von selbst. Das Haar werde mäßig hoch in Puffen, Locken oder Flechten auf dem Hinterkopfe arrangirt, oder falle bei der Jugend in graziosen Locken auf den Nacken herab; das für viele Gesichter so reizende Stirnhaar behalte man bei, lasse es aber mäßig gelockt und in der Mitte geschüttelt niederfallen.



Paris. — In der heutigen Mode spielt der Ärmel eine bedeutende Rolle, ja er giebt jedem Kleidungsstücke seine besondere Physiognomie. Das gilt auch von dem neuesten Modell eines mit Sammt-Einsätzen und Schnur-Stiderei reich verzierten, langen Mantels, über dessen engen Sammt-Ärmel ein durchweg mit Seide gefütterter, offener Hängesärmel fällt. Diefem Mantelstücke nähert sich vielfach die Form der Hausrobe, zu der man vorwiegend weiche, schmiegsame Stoffe, wie Crepon, gestickten Tüll zc. wählt.

— Wenn die einfachen Formen der „Empire-“ und „Directoire-Zeit“ bereits anfangen die Trägerinnen und, mehr vielleicht noch, die Schneider und Schneiderinnen zu ermüden, so bleiben sie hoffentlich noch lange die Grundlage der Kinder-Toilette. Der Kraus in den Bund gereichte Rock mit

angelegtem Blumenleibchen ist für das Alter von zwei bis zehn Jahren die bequemste und vortheilhafteste Tracht. T. G.



Nicht nur niedriger sind die Köpfe unserer Hüte geworden, sie fangen an, ganz zu verschwinden, denn der neueste, für Concert und Theater bestimmte Hut ist nichts als eine diademförmige Blumenkranz, die sich von einem wirklichen Kranze nur durch Bindebänder unterscheidet. Unser Modell besteht aus einer mit bläulichen Perl-Grelots benähten Gold-Passementerie, über die sich eine Guirlande von Buchsbaum legt. Ja, Buchsbaum, es ist kein Irrthum, veredelte Leserin! Die bescheidene Beet-Einfassung ländlicher Gärten ist neuerdings zu der höheren Bestimmung erhoben, die Blumengeflüchter unserer Schönen zu umrahmen. Es ist die große Tagesneuheit, die jedoch kaum eine Zukunft hat und deren man sich schnell bemächtigen muß, ehe sie vulgär wird. B. de G.

Handarbeiten.

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

Eine Aufgabe, deren Lösung noch immer nicht vollkommen hat glücken wollen, bildet die Abbildung von Gartenjäten, Vestibulen, Thee- und Frühstückszimmern. Bald war das Material zu schwer, bald zu gebrüchlich oder zu spröde, um gefällige Formen anzunehmen. Jetzt hat man zu Bambusstäben und Mattengeflechten gegriffen, welche leicht, zerlich und dauerhaft zugleich sind und den Damen Gelegenheit bieten ihren Kunstsin in der malerischen Ausschmückung zu betheiligen. Die Auswahl unter derartigen Möbeln ist außerordentlich groß und umfaßt alle in den genannten Räumen gebräuchlichen Gegenstände.

Sehr verschieden in Größe und Material sind die Matten, welche zu diesem Zwecke verwendet werden. Man kauft dieselben in den Thee- und Samenhandlungen als „China-Matten“ aus ganz leichtem Bast, dünnen Holzstäben (nur durch Fäden verbunden), sowie aus den sehr haltbaren, meist zuvor gefärbten Binsen gearbeitet.

Ort sieht man die reizendsten bunten Muster eingeflochten, wozu dann die gelben Bambusstäbe am besten wirken; das dunkle Pfefferrohr giebt dagegen den einfarbig hell gehaltenen Matten einen stimmungsvollen Rahmen. Auf diesen hellen Matten lassen sich leicht geschmackvolle Malereien auftragen. An Motiven hierzu fehlt es nicht. Grazios hingeworfene Blüthenzweige und Ranken, schlante Schiffsstauden, hier und da ein Vogel oder bunter Schmetterling, — das Alles ist für diese Möbel eine passende Zierde.



Man kann sehr gut zuerst mit der Zeichenloble leichte Umrisse machen, da sich dieselben fortwischen lassen, ohne die Matte zu beschädigen, während die Farben sehr schwer wieder auszulöschen sind. Für eine ungeübte Hand ist eine Pause anzurathen, wozu die unzähligen japanischen und deutschen Modelle liberreiche Auswahl bieten. Passende Vorlagen bekommt man in jeder Kunst- und Papierhandlung.

Der hier dargestellte Windschirm ist mit Oelfarben gemalt; für die als „Wandgehänge“ gedachte leichte Bastmatte sind Aquarell-

Oelfarben verwendet worden; dieselben müssen, ebenso wie die Oelfarben, sehr feinst aufgetragen werden. G. v. G.

Zeugquellen: Plaid: A. Kalt jun. W. Harst. 27a. — Kommetz: E. Meckel, W. Weller'scher Markt 210. — Blumenbüter: Gerweu u. Co. SW, Kochstr. 86. — Bambus-Gestelle, Möbel und Matten: Ancion u. Scherrel, SW, Wilhelmstr. 125.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — In neuerer Zeit sind in demselben Maße, als die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Frau gestiegen sind, auch die Mängel in der Ausbildung und dem Schul-Unterrichte der Mädchen bemerkbar geworden. Für diejenigen, welche sich dem Lehrentinnen-Berufe widmen, ist allerdings durch Hochschulen, — die Lehrentinnen-Seminare, — gesorgt. Wenn dieselben auch noch nicht dem Ideale entsprechen, so bieten sie doch immerhin eine gute Grundlage für den künftigen Beruf. Diejenigen Mädchen jedoch, welche nicht einen besonderen Beruf ergreifen wollen, sondern nur nach absolvirter höherer Mädchenschule durch Fortsetzung des Schul-Unterrichtes eine Bildung erwerben möchten, welche sie in höherem Grade befähigt, Welt und Menschen richtig zu verstehen, finden in den Lehrentinnen-Seminaren manchen unnötigen Ballast an Lehrstoff, — und diejenigen, welche einen mehr gewerblichen Beruf ergreifen wollen, werden in dem Unterrichtsplane Mangel entdecken, was dazu dient, jene Objectivität des Denkens zu geben, die dem selbständig im Betriebe der Welt seinen Weg Suchenden unentbehrlich ist. Durch diese Erwägungen geleitet, haben einige Frauen, welche sich für Unterrichtswesen interessieren, den Plan zur Gründung von Real-Kursen für Frauen gefaßt, unter der beratenden Beihilfe des Vorstandes des wissenschaftlichen Central-Vereins. Diese Kurse sind als Analoga der Seminar-Kurse für Lehrentinnen gedacht, sollen, wie diese, der höheren Mädchenschule gleichsam aufgesetzt sein und ebenfalls zweijährige Dauer haben. Der Unterrichtsplan lehnt sich möglichst an denjenigen der Realschule an und umfaßt Mathematik, Physik, Einblicke in Chemie und beschreibende Naturwissenschaften, Latein, Englisch und Französisch in Bezug auf Correspondenz, Literatur und Conversation, Deutsch und Geschäftskunde, — letztere gedacht als eine kurze Zusammenfassung der für Frauen wichtigen Gebiete der Vermögens-Verwaltung und Gesehstunde. — Tüchtige Lehrkräfte sind in Aussicht genommen und zum Theil schon gewonnen, und da die Stadt in bereitwilligster Weise die nöthigen Räumlichkeiten in der Charlotten-Schule, Steglitzer Straße 29, für die Nachmittagsstunden vom Herbst an zur Verfügung gestellt hat, so hofft man, die Kurse schon dann anfangen lassen zu können. Der allgemeine deutsche Frauenverein hat einen Theil der Gelder bereits in großzügiger Weise angewiesen, der bei Weitem größere Theil muß allerdings noch auf privatem Wege zusammengebracht werden; Beiträge werden von der Rassenführerin, Frau Schulrath Gauer, Wichmannstraße 9, dankend entgegen genommen. Die sachliche Leitung liegt in den Händen von Fräulein Helene Lange, Schöneberger Ufer 35, welche auch die Anmeldungen entgegen nimmt. Zur Auskunftertheilung sind die genannten beiden Damen, sowie auch Fräulein Franziska Tiburtius, Dr. med., Friedrichstraße 203, gern bereit.

Dresden. — Die Tochter des königl. sächsischen Hofschonspielers Karl Porth, Fräulein Gertrud Porth, hat sich mit dem Prinzen Georg zu Bentheim-Steinfurt vermaählt. Die Trauung wurde, dem besonderen Wunsche des Bräutigams entsprechend, auf englischen Boden vollzogen.

Paris. — Vor kurzem starb hier die Marquise von Saint-Clou, die Tochter des General-Lieutenants Grafen Curial, eines der ausgezeichnetsten Generale des ersten Kaiserreichs. Die Marquise selbst nahm in der Gesellschaft des Joubourg Saint-Germain eine sehr geachtete Stellung ein.

Japan. — Trotz des immer weiteren Vordringens der europäischen Mode kann man in Japan auch heute noch fast immer aus der Frisur einer Frau ein Urtheil über Stand und Persönlichkeit derselben gewinnen. Das Arrangement des Haars zeigt z. B. an, daß sie eine Witwe ist und nie mehr heirathen wird. Man kann Alter und Geschlecht eines Kindes am Haare erkennen, und zwar am Haarbüschel oberhalb des Halses, am Haar-Ringel auf dem Scheitel oder an dem Büschel, welches vorn stehen bleibt, während alles übrige Haar abrasirt ist. Das Haar eines Mädchens von acht oder neun Jahren ist hinten mit rothem Krepp zusammengebunden, vorn rasirt. Junge Damen arrangiren ihr Haar vorn ganz hoch und hinten in Schmetterlings-Form, mit Gold- und Silberdraht oder Federn durchflochten, und tragen darin goldene Kugeln, oder sonstige, auffallende Haarnadeln. Sehr elegante junge Damen ziehen es vor, das Hinterhaar in der Form eines halben Fächers zu ordnen. Eine Witwe, die sich wieder verheirathen möchte, trägt ihr Haar geflochten und dann um eine große Schilddrüse-Kabel gewunden, welche horizontal am Hinterkopfe festgesteckt ist. Wenn jedoch eine Witwe fest entschlossen ist, sich nie wieder zu verheirathen, so schneidet sie das Hinterhaar kurz ab, und künmt das Vorderhaar ohne Scheitel zurück. Man sieht, die Japanerinnen müssen recht viel Phantasie haben, um alle diese Haartouren zu erfinden.

Literarisches.

Neu erschienene Bücher.

- Aug.** Die Puddingküche. Weimar, Voigt. M. 3.
- J. Ruff.** Die junge Mutter. Straßburg i. E., Schaub u. Comp. M. 3/4.
- S. Stoll.** Das Volk. Berlin, Verlags-Institut. M. 3.
- Hoffmann's Jugendfreund.** Stuttgart, Schmidt u. Spring. M. 6.
- J. Hoffmann.** Der alte Gott lebt noch. Stuttgart, Schmidt u. Spring. M. 2/25.
- G. v. d. Decken.** Gott ist der Waisen Vater. Stuttgart, Schmidt u. Spring. M. 0/75.
- Clara Cron.** Unika. Stuttgart, Schmidt u. Spring. M. 4.
- M. Remate Fischer.** Citel Sonnenstein. Stuttgart, Schmidt u. Spring. M. 4/9.
- Henriette Schmidt.** Dreißig Jahre nach Puffschens Kränzen. Stuttgart, Verlags-Institut. M. 3.
- Voewide.** Räthselschach. Stuttgart, Verlags-Institut. M. 3.
- * * * Für Jung und Alt. Stuttgart, Verlags-Institut. M. 8.
- H. Baron von Roberts.** Revanche. Roman. Leipzig, Friedrich. M. 6.
- Sermann Heideg.** Rob's Tochter. Roman. Leipzig, Friedrich. M. 6.
- Frank Garful.** Moderne Regonanten. Humorist. Roman. Jena, Costenoble. M. 5.
- Robert Dyr.** Waldibyll. Roman. Stuttgart, Verlags-Anstalt. M. 5.

Die Mode

Nähernd auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Nur ganz allmählig, wie die diesjährigen Blüten, kommen die hellen Frühlings-Toiletten an's Licht, aber an Frische und Anmuth dem jungen Venze vergleichbar. Man denke sich z. B. ein Kleid aus rosa Pompadour-Foulard mit Schürzen- und Vordereinsatz aus cremefarbenen Spitzen, hellgrüner Noire-Schärpe und gleichen Aufschlägen nebst Taschen, beide mit großen, kunstvoll emaillirten Knöpfen besetzt; dazu einen runden weißen Hut, unter der hoch aufgeschlagenen Krempe einen Halbkranz von Rosen, die Krone mit grüner Schleife und grünem Schleier geschmückt. — gäubert diese Toilette nicht den Frühling vor unsere Seele? Sch.

Elegante Toiletten wie einfache Hauskleider lassen sich hübsch und practisch variiren, wenn man die beliebte Taille mit den sich-artig sich kreuzenden, krausen Vordertheilen so einrichtet, daß der entstandene dreieckige Ausschnitt durch verschiedene Plastrons ergänzt werden kann: aus absteigender Seide, duftigem, weichem Stoff, Stiderei oder Perlen-Tüll. I. G.

Ein Babykorb! Welche Mutter würde nicht mit Entzücken auf einen Korb schauen, der, an sich aufs Reichste ausgestattet, all die verschiedenartigen garten Sädelchen enthält, welche den kleinen Erdenbürger einhüllen und schmücken sollen. Selbst eine glückliche Mutter, hat die Kaiserin Auguste Victoria der Frau Prinzessin Heinrich für deren Erstgeborenen einen solchen prachtvollen Baby-

Paris. — Beschäftigen wir uns heute einmal ausschließlich mit dem Völkchen der Kinder und beginnen wir mit den kleinsten unter ihnen. Auch diese Guck-in-die-Welt folgen bereits der Mode, auch sie haben ihr halbgeöffnetes Lieber-Röschchen aus hellem Tuch, an dem Capuchon und Revers im Zusammenhange geschnitten werden, jedoch der Krage entbehrend ist. Taschen dürfen nicht fehlen. In vorgerückter Jahreszeit kommt das krause Mäntelchen aus Schiffertaffel an



die Reihe, welches, zu einem gestickten Mullanzuge über farbiger Seide, solch Persönchen einem bunten Schmetterlinge ähnlich macht. Die kurzen, durchbrochenen und gestickten Strümpfe werden beibehalten, ebenso die große Capote, die noch immer an Umfang zunehmen scheint und aus jeder Art Stoff, von Wolle bis zu Seidentrepp, hergestellt wird. Daneben bildet der runde Strohhut oder Stoffhut, ganz nach hinten gesetzt, eine reizende Umrahmung des Kindergesichtes. Bei langem lockigen Haar garnirt man mehr die Krone des Hutes, bei kurzem mehr das Innere der Krempe, jene mit Federn und Blumen, dieses mit Rüschen von ausgefallener Seide oder farbigem Tüll in Form großer gefüllter Hohnblüthen. — Schwieriger als kleine Mädchen sind Knaben gleichen Alters zu kostümiren. Für letztere giebt man in diesem Jahre seinem Tuch vor Sammet und Plüsch den Vorzug. Sehr hübsch für einen vier- bis sechsjährigen Knaben ist eine Art Bluse aus fahlblauem Tuche mit schwarzseidenem Gürtel und schwarzem Pompon-Besatz, zu dem das spanische Mädchen passende Schmuck zeigt. Für sieben- bis achtjährige Knaben wurde jüngst ein Anzug componirt, der pfliffig und bequem, sich besonders zum Sandaufenthalte eignet: Jacke und Kniehosen aus braunem Tuch, blaues Batistband, kleine rothe Cravate und rothe Seidenschärpe. Wir möchten den Zerknager sehen, den der Besitz eines solchen Anzuges nicht mit gerechtem Stolge erfüllt! Die Toilette gleichartiger Mädchen, namentlich im Hause, bildet das in seiner Einfachheit reizende Empire-Kleidchen aus punktirtem



oder geblühtem Stoff, welches man für den dreizehnjährigen Badfisch durch einen Westeneinsatz, eine Schärpe und Bandrüschen-Besatz ein wenig aufpuht. Zum Bewohnen einer Festlichkeit, einer Hochzeit oder Laufe, darf das Kleid schon etwas eleganter sein; hierzu ist als besonders reizend ein Kostüm aus altrosa Vigogne zu empfehlen, dessen Spitze, auf den Schultern gefällte Schürzendraperie ein neues anmuthiges Arrangement darstellt. Rücken und Rock sind in gan-



ford dargebracht. Es ist eine wahrhaft fürstliche Gabe, dieser Korb mit seinen kostbaren Valenciennes-Spitzen, welche den blaßblauen Atlas der Bekleidung und der geklebten Decke überziehen und umranden. Kleine Taschen dienen zur Aufnahme verschiedener in der Kinderstube notwendiger Gegenstände, wie Puderbüchse u. dergl., den Boden des Korbes nimmt das Leinwandzeug ein, auf dem sich Sädelchen, Häubchen u. s. w. reich mit Schleifen und Rosetten verzieren, aufbauen. Die Ausführung des Korbes war der bewährten Firma „Baby-Bazar“ anvertraut worden. E. F.

Die größte Neuheit der Saison sind glatte und gemusterte Leinenstoffe. Sie haben den Glanz und die Weichheit der Seide, während ihr Preis nur den vierten Theil dieser letzteren beträgt. M. St.



— Trotz der Ungunst der Witterung wagten sich auf dem Concours Hippique zu Paris einige unverwundete neue Toiletten hervor, unter denen namentlich eine aus stahlgrauem Kaschmir, mit orientalischer Stiderei auf weichem Tuche, die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Stiderei bildete eine allerliebste kleine Pelerine nebst kurzen Ueberärmeln und umgab in breiter Borte das Lieberkleid, welches Stahlketten und Agraffen: derart rafften, daß ein goldgelb und grau gestreiftes Seidenfutter harmonisch mitwirkte. Grauer Strohhut mit weißer Schleife. Sch.

— Schwarze Strümpfe und schwarze Handschuhe zur hellen Toilette sind ein überwundener Standpunkt. Für die Strümpfe ist man zu dem Prinzip der Harmonie zurückgekehrt, ohne Zweifel stets das Beste, wenn man sich bei der Zusammenstellung von Contrasten nicht von einem ganz sicheren, künstlerisch empfindenden Geschmack geleitet weiß. — Unter den Handschuhen bleibt der dänische in seinen verschiedenen naturfarbenen Nuancen das Passe-Partout. I. G.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Anzeigen

Sollte solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, bitten wir um Bescheid von 1 Blatt für die einblättrige Nonpareille-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annuncen-Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38 und in Wien I., Dorotheengasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Interessent-Auftrag dauert.

HAMBURG unter Bethheiligung der Nachbarstädte Altona, Ottensen, Wandsbeck, Harburg

AUSSTELLUNG

Vom 15. Mai bis October 1889

Gewerbe und Industrie

Handels-Ausstellung

Kunst-Ausstellung

Gartenbau-Ausstellung

Verlange **Stollwerck'sche CHOCOLADE**

Überall käuflich von M. 1.20 1/2 an aufwärts.

Bad Petersthal

im Rendthal des Bad. Schwarzwalder 420 m. ü. M. Rühmlichst bekannte kohlensäurereiche Eisenwässerlinge und Sulfonwässer in Trinken und Bädern. — Prospekt gratis. Besitzer: Dr. Kimmig, Prof. Müller's Erbe.

Gutmann's Corsets. (Patent) (angem.)

Mit neuen, garantiert unzerbrechlichen elastischen Einlagen als Ersatz für Fischbein u. Stahl.

Sämmtliche Einlagen, auch die Hüftfedern sind rostfrei und unzerbrechlich.

Überall durch erste Weisswaaeren- und Corsetengeschäfte zu beziehen.

20 Pf. Jede Nr. Musik alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Lieder etc. Vorzähl. Stich u. Druck, stark. Papier. Vorzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Passendes Damengeschenk u. v. d. Abonnentinnen selber anschaffenwerth weil recht practisch dazu eingerichtet, sämtl. Nummern eines Jahrganges der Illust. Frauen-Zeitung und deren Beilagen im Laufe des Jahres aufzubewahren, ist der **Sammelkasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung** in hübscher hochlegant mit Goldverfärbung, dauerhaft und hübsch eine Zierde jedes Salons. Gegen Einzahlung von M. 6.50 franco zu beziehen von M. Schildberger, Buchhandlung, Berlin W., Schulstraße 3. Schnelle Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

Stottern heilt Radolf Denhardt's Anstalt Honorar nach Eisenach Heilung. (früher Burgstelnfurt). Gartenlaube 1879 No. 13, 1879 No. 5, Einzelne Aost.Deutschl., diemehrt.staatl.ausgezeichnet.

Industrie, Kunstgewerbe- und Handelschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Vereins in Berlin Eberhardstr., Reugasse 1.

Pensionat. Beste Referenzen. Näheres durch Prospekt und die Vorsitzerin **frl. H. Nidder.**

124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schloppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Der illustrierte Hausgärtner. Anleitung. Blumen und Pflanzpflanzen in kleinen Gärten u. Zimmern zu ziehen. Zehnte umgearbeitete Auflage von **J. Hartwig**, Großh. Z. Garteninspektor in Weimar. Mit 119 Abbild. In illust. Umslag. gr. 8. Geh. 3 Mark 75 Pfg. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Bad Driburg Kurinstitut für Damen von Sanitätsrath Dr. Riefenstahl. Prospekt über Bad u. Institut gratis u. franco.

Neu! D. R.-Patent Nr. 41981. Neu! **Glasconservengefäße.** Ohne festen Verschluss! Brauchbar und billige Conservirung von Obst u. Gemüse. Weitauß schönste Resultate. Prospekt gratis u. franco. **Wesker**, Glasbläse Siebenbrun, Nr. 10/11.

Tiroler Bauernspitzen. — Wie uns mitgeteilt wird, befaßt sich die bestrenommierte Wiener Firma der Frau A. Hallwag (Wien VI, Mariahilfstr. 103), mit dem Vertrieb der Tiroler Bauernspitzen sowohl aus Nies, als dem Brettau und Proveis. Nachdem sich der directe Bezug der Spitzen oft als äußerst langwierig und umständlich erwiesen hat, kann es nur freudig begrüßt werden, daß nun derselbe so sehr erleichtert und vereinfacht ist.



Kocherud auch im Einzelnen verboten.

Goldbrocat-Grund und Modelliren in Guttapercha.

Taschen, Teller, Schalen, Rahmen etc. mit Modellir-Arbeit aus Guttapercha (Gummimasse), gehören zu den beliebtesten Decorations-Stücken, die sich mit eigener Hand ausführen lassen. Man verwendet für dieselben vergoldete oder farbig bemalte Rahmen aus Holz oder Carton etc. Ueberaus reich und wirksam ist ein neues Verfahren, wodurch man diesen Gegenständen einen Ueberzug von Goldbrocat zu hienmit ein vornehmes und gediegenes Aussehen giebt; auch bildet der Brocat-Grund eine prächtige Folie für die modellirten, in Metallfarben schimmernden Verzierungen. Die mit Goldbrocat zu grundirende Fläche erhält zunächst einen Dextrin-Anstrich, Teller hängt man zu diesem Behufe an einer, durch die Löcher gezogenen Draht- oder Bindfaden-Schlinge auf. Das Dextrin saugt sich zwar sofort ein, bedarf jedoch zum vollkommenen Trocknen vier bis fünf Stunden. Während der Gegenstand bei glatter Vergoldung alsdann mit Goldbronze, — einer Mischung aus Nachgold und französischer Bronze-Lincur, — mittelst eines Haarpinsels recht gleichmäßig bestrichen wird, erhält er zur Brocat-Grundirung nochmals einen Dextrin-Anstrich, mit welchem zuvor über die Fläche gestreutes trockenes Bronze-Pulver gleichmäßig zu vertheilen ist. Auf diesen nassen Untergrund wird alsdann grobes Goldbrocat-Pulver dicht und voll geschüttet. Je zäher das Dextrin ist, desto besser haftet das Brocat-Pulver. Bei dem Bestreuen stellt man den Gegenstand auf eine Papier-Unterlage, damit von dem Pulver nichts verloren geht, und dreht ihn, um alle Stellen gleichmäßig zu treffen, vorsichtig nach rechts und links. Zu einem Teller von 40 Cent. Durchmesser, wie die Vorlage, gehören etwa 50—60 Gramm Pulver, wovon am anderen Tage ein großer Theil, der wieder zu benutzen ist, mit der Seidenhaar-Bürste abgefegt wird;



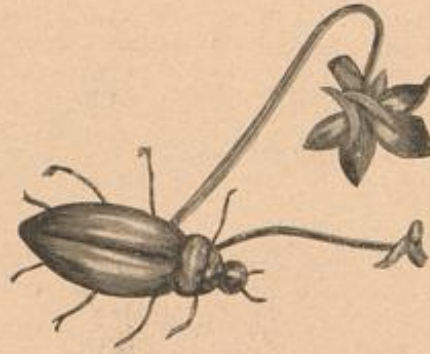
nur ca. 26—30 Gramm bleiben haften. Kahle Stellen, sowie der Rand sind mit passender, eingetrichter Bronze auszubessern. Um dem Brocat größere Haltbarkeit zu geben, wird derselbe schließlich mit Spirituslack, oder besser noch mit weißer, durch Terpentin verdünnter Damarlack überzogen. Der hier abgebildete Teller hat einen solchen Brocat-Grund und ist überdies mit einem aus Guttapercha modellirten reizenden Zweige verziert.



Obgleich das Modelliren aus Guttapercha, — die Gummimasse-Arbeit, — in dem technischen Theile der Frauen-Zeitung sowie an dieser Stelle wiederholt besprochen wurde, wobei an die erst kürzlich gelehrte Herstellung von Laubblättern besonders erinnert sei

(siehe Abb. 79, der Nummer vom 16. Dec. 1888), so verfehlen wir dennoch nicht, unsere Leserinnen mit einigen erleichternden Neuerungen für die Vervollkommnung dieser interessanten Arbeit bekannt zu machen, welche uns durch Frau Rosa Bernhardt in Frankfurt a. O., der Verfertigerin unserer hierbei dargestellten Vorlage, zuzugingen.

Zunächst ist zu bemerken, daß die Gummimasse jetzt unter dem Namen Platten-Guttapercha in der Stärke von nur 1 bis 1 1/2 Millimeter künstlich zu haben ist (siehe Bezugsquellen). Diese Platten lassen sich zu allen jarten Einzelheiten der Blumen viel bequemer verarbeiten; man kann sie mit der Schere in so große Stücke zerschneiden, als sie der zu formende Gegenstand verlangt. Von der Böslichkeit des Guttaperchas hängt es ab, wie lange die Stücke im heißen Wasser liegen müssen und wie sie weiter zu behandeln sind. Bei zäher Masse muß man Messer oder Schere in heißes, bei leicht löslicher in kaltes Wasser tauchen, um die Formen zu regeln, das Auszaden u. s. w. zu beverstelligen. Sehr practisch erweist es sich nach den neuesten Erfahrungen, Blumen- und Blätterstiele mit einer Draht-Einlage zu versehen, wodurch sie auch nach dem Erhärten des Guttapercha biegsam bleiben. Am besten arbeitet man Blumen und Blätter (Abb. 76 d. Nr. v. 16. Dec. 88) nach natürlichen Vorlagen. Bei Rosen oder Kamellen muß man sich auf eine geringere Blätterzahl beschränken, als die Natur sie aufweist. Das Innere halb-



mit Lincur zu bestrichen. Die aus dünnem, halb erweichtem Guttapercha geformten Füße, werden unter Leib und Brust vertheilt.

Sämmtliche Stiele sind mit Bronze-Öel bestrichen, das später mit trockener Bronze grün, braun und roth angewischt wurde.



Die Farbe der Rosen ist Natur-Rupfer mit trockenem Carmin schattirt; sehr prächtig wirkt auch Silber mit Carmin oder Purpur mit Amaranth-Roth.

Zur Befestigung des Zweiges auf dem Teller sind, da sich letzterer mit dem Brocat-Grunde nicht erwärmen läßt, hier oder da kleine heiße Stüchlein Guttapercha unterzulegen, welche die Einzelheiten stehend, sie fest mit dem Teller verbinden. Die Haltbarkeit ist erst nach einer halben Stunde zu prüfen. A. D.

Bezugsquellen: Rohstoffe: Baby-Bazar, W. Berthelmer Markt 2. — Brocat, Platten-Guttapercha (Gummimasse), halb- und ganz fertige Modelle, Vorlagen zum Selbstunterricht der Bronzierung, Methoden und Gummimasse-Arbeiten: Kell und Reiner, W. Reisinger Str. 10. — Richard Vauer, Flora-Druckerei, Frankfurt a. O., Regierungstr. 4.

Aus der Straßenswelt

Berlin. — Für die Prinzessin Sophie, die zukünftige griechische Kronprinzessin, wird augenblicklich die Brautschleppe in dem Atelier von Fräulein E. Seiger, der Lehrerin für Kunststickerei am königlichen Kunstgewerbe-Museum, angefertigt. Die Schleppe (Silberstickerei), entspricht in der Zeichnung den zu dem Brautanzuge gehörigen kostbaren Spitzen. Das Muster zu dem Entwurfe ist auf Wunsch der Kaiserin Friedrich einer alten, edlen Stickerei aus dem 16. Jahrhundert von der Sammlung unseres königlichen Kunstgewerbe-Museums entnommen. Ebenso geht auch das bräutliche Diadem für die zukünftige Kronprinzessin Griechenland aus einer Berliner Kunstwerkstätte hervor. Mit der Zusammenstellung des kostbaren Schmuckes ist der Juwelier Herr P. Teige, der Hof-Goldschmied der Königin Elisabeth von Rumänien, betraut worden. Die Kaiserin Friedrich hat für denselben mehrere Diamanten aus ihrem Besitze gespendet, und auch die Königin Victoria von England hat aus ihrem Familienschatze ein sehr werthvolles Juwel für das Hochzeits-Diadem ihrer anmuthigen Entlein gesandt.

Frau Sofima Wagner wird mit ihrer Familie im nächsten Winter auf zwei Jahre nach Charlottenburg übersiedeln, wo ihr Sohn Siegfried die Technische Hochschule besuchen soll.

Kur im Hause. Kiedricher Sprudel

diese neu entdeckte warme Heilquelle im romantischen Kiedrich-Thale bei Eltville am Rheine, analysirt von Prof. Dr. Ardenius in Wiesbaden und Dr. Bischoff in Berlin, hebt sich unter den berühmtesten Heilquellen Europas in erster Linie. Nach ärztlichen Untersuchungen hat sich der Kiedricher Sprudel bewährt bei allen Magen- und Unterleibsleiden, Verdauungsbeschwerden, Säurebildung, bei Lungen- und Bronchialkatarrh, Heiserkeit, Athmungsbeschwerden, bei Gicht, Rheumatismus, Harnsäure, Steinleiden, bei Fettleibigkeit, Leber- und Nierenleiden, wirkt außerdem blutreinigend und belebend. — Probe gratis. Zu haben in allen Apotheken, Mineralwasserhandlungen und Drogerien. — Bestellungen richtet man an die Kiedricher Sprudel-Versandt zu Eltville a. Rh.

Die berühmten Weichseln heizbaren Badestühle werden auch zur Probe franco versendet. E. Wehl, Berlin, Mauertstr. 11. Größte Anzahl für Badeeinrichtungen. Kerbschnitzerei. Unterrichts-Vertheilung, Holzwaaren, Feisel, pr. S. Fr. Clara Roth, Berlin W., Postdamerstr. 104.

Ueberall zu haben ist **MEIBIG Company's Fleisch-Extract** Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug *Meibig* in **BLAUER FARBE** trägt.

Das Vogtl. Verlaundt-Haus Vincenz Keller, Planen 1. V., liefert Gardinen, Stickereien, Spitzen, Stoffe, Schürzen etc. Illust. Kataloge franco.

Frau Dame ist im Stande alldemische gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Verlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinenapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. **Gustav Fritzsche, Leipzig,** Königl. Hoflieferant. Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

III. Weseler Kirchbau-Geld-Lotterie. Keine Ziehungsverlegung. Haupttreffer 40,000 Mark, kleinster Treffer 30 Mark. **Loose à 3 Mark** 30 Fig. incl. Porto und Gewinnliste sind zu beziehen durch **F. A. Schrader, Haupt-Agentur, Hannover, Gr. Radhofstraße 29.**

Preiselbeeren mit 50% Zucker versend. in feinsten Qualität ist. 10 Pfund Postfäßel gegen 4 M. Nachh. **Anton Heisler, Wolfenbüttel, Vergeb.**

Enthaarungs-Pulver giftfrei, unbeschädlich, Einlauf, verhärtet, sehr hart. Wird franco arandt in Expeditions gegen Einsendung v. 2 M. 50 Pf. in Briefmarken ist. Handb. Kömhlid-Abbildung, Jos. Kottmann, Apoth. Wien. Philipp Neustein, Apotheker.

Smyrna-Knüpff-Arbeiten. Unser eigenes preisgekröntes Fabrikat. In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Werkzeuge und color. Muster mit oder auch ohne Anhang. 57 geschl. geschützte Muster nach Preisverz. und Anleitung franco auf Verlangen. Zu größeren Arbeiten liefern Originalzeichnungen und sammtl. Material. **Wurzener Smyrna-Wolle,** (55 Farben vorrätig), vorzügl. Qualität, auch separat, florense. **Wiedervertäufeln hoher Rabatt.** Wurzener Teppich- u. Velours-Fabriken, Act.-Ges., Berlin W., Friedrichstr. 186.

Bestes Putzmittel der Welt!



Ueberall vorrätig. Man achte genau auf unsere Firma und Schutzmarke.

Der 1 Wehl'schen heizbaren Badestuhl hat, kann täglich warm baden. Preis-Courant gratis. E. Wehl, Berlin W., Mauertstr. 11 und Wien, Wallfischgasse 8, Francozusendung. Katanzahlung.

Man befreit für immer mit **Sotera** über und vollkommen unbeschädlich unter Garantie **„Sommerproffen“** indem ich mich verpflichte, bei dem besten Betrag zurückzuführen, wenn der gemüthliche Erfolg nicht erzielt wird. **Neuer 20. 8 nur direkt durch F. Noter, Jahrg. 104, Frankf. a. M.**



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Eine zu jeder Blumen-Garnitur der Hüte stets geeignete Zuthat sind die an schwachen Spiralen befestigten lebensgroßen Schmetterlinge aus gemalten Federn. Auch als alleinige Ausstattungs-Kleider oder Tüll-Gapoten bilden sie einen allerliebsten Schmuck, wofür ein mattblaues, mit Nachtfaltern garnirtes Hütchen einen geschmackvollen Beleg liefert. **S. 3.**

Wohl noch niemals hat es eine so reiche Auswahl von Neuheiten auf dem Gebiete der Handschuhe gegeben wie im gegenwärtigen Augenblicke. Glacé- und schwedische Leder sowie seidene Tricot-Gewebe bilden zwar nach wie vor das Material, aber welche Mannigfaltigkeit in den Formen, welcher Reichthum in der Ausstattung! Der Vorliebe unserer Zeit für alles dem „Empire“ Entlehnte kommen die bis zu den kurzen Bausch-Armeln reichenden Schlupf- und Halbhandschuhe entgegen, die theils mit farbigen Rähnen, theils mit Blütenweigen und Arabesken in feinerer Plattstich-Stickerei oder mit goldgestickten Monogrammen verziert sind. Daneben erscheinen die langen, über den Ellbogen reichenden, geschlitzten Handschuhe, denen man dunklere Lederpuffen im Renaissance-Geschmack eingefügt hat. Traglich ist es noch, ob der



bis jetzt nicht ganz „die“ befundene Halbhandschuh sich die allgemeine Anerkennung erringen werde. Hübsch genug ist er freilich dazu, denn er erscheint wie aus Spitzenstoff gewebt, besteht aber aus schwedischem, mit der Maschine in feinsten Rüstung ausgefädeltem Leder. Auch der bewährte Halbhandschuh aus Baschleder, mit Seidenbändern durchzogen, sucht sich wieder in die alte Gunst zu setzen. Auf seiner breiten Leder- oder Spitzen-Randkante zeigt der Stulphandschuh in Silber- oder Bronzefarben gemalte Wappen, Kronen, Namenszüge etc. Was die Farben betrifft, so wird das helle Perlgrau für die Visite bevorzugt, während die dunkleren Nuancen überwiegend der Promenade verbleiben. Erwähnt sei noch, daß die eleganten Pariser Damen zu Theater- und Abendgesellschaft weiße schwedische oder Glacé-Handschuhe anlegen. **S. 11.**

Sehr begünstigt von der Mode ist Changeant-Seide in allen matten Farben. Man fertigt Mäntel und Kleider, Matinées und Röcke daraus, oder garnirt und füttert die ersteren damit. Als Garnitur für Röcke und Morgenkleider sind die ausgefädelten Rüschen wieder recht beliebt. **R. St.**

Wie die Rosenknospe, der Maiblumen-Zweig, die Tuberoze etc., die jedesmal weit über ihre eigentliche Blüthezeit hinaus künstlich gepflegte Saison-Blume im Knosflocke der Herren gewesen, ebenso scheint im Sommer 1889 das Veilchensträußchen auf den Hüten der Damen eine typische Erscheinung zu werden. Dasselbe birgt sich entweder zwischen den Schleifen und Federn der Garnitur oder ganz unabhängig von letzterer, — selbst mit deren Farbe im Widerspruche, — unter der Krone; oft auch hält es die langen Tüll- und Spitzen-Echarpes beliebig auf Brust oder Schulter zusammen. **S. 3.**

Zur Freude vieler hat eine recht häßliche Mode ihr Ende erreicht: die abschließlichen spitzen Schnabelschuhe werden von Damen und Herren verworfen. Die neue Form zeigt die Spitze gefällig gerundet, oder edig abgestumpft. **R. St.**

Elegant und practisch zugleich sind die in immer neuen Mustern gestickten Kleider-Volants, deren oberer Rand gleichzeitig den schmalen Taillenbesatz ergibt. Diese sogenannten Carton-Kleider, zu denen auch der erforderliche unbeflickte Stoff gehört, sind vorwiegend in Crème, Grau, Dunkel- und Hellblau, Fraise, Dunkelroth, einfarbig oder breit gestreift, in Zephyr oder Batist vorhanden. Die Maschinenarbeit verziert dieselben bald mit reliefartig wirkender Plattstich-Stickerei, bald mit Bordüren und Plein, in Madeira- und Spachtel-Stickerei; beide Arten sind meist mit weißem, seltener mit farbigem Baumwollfaden ausgeführt. Zur



Herstellung eines modernen Leberseides oder einer Prinzess-Robe entstanden neuerdings, aber bis jetzt nur in weiß und crème, 155 Centimeter breite Stickerei-Volants, während die früheren nur in Rockbreite vorhanden waren. **S. 11.**

Die wohlthätige Umwandlung auf dem Gebiete der Hüte bringt unserer Jugend den „Florentiner“ wieder, jenen so außerordentlich reizenden, ganz runden Hut aus weichem italienischen Stroh, welchen die Mäler des „Schönen“ mit Vorliebe ihren poetischen Mädchen-Gestalten auf die Locken setzten oder auch an den Arm hingen. Eine große Schleife, eine lange Feder oder ein Blumenkranz genügen als Garnitur, die, je einfacher und einheitlicher, desto distinguirter wirkt. **T. G.**

Von ganz eigenartigem Reiz sind die neuen Schmuck-Gegenstände aus Email, welche in Blumen von solcher Naturtreue bestehen, daß man frisch gepflückte Veilchen, Nelken, Stiefmütterchen etc. vor sich zu sehen glaubt. Außer als Haars- und anderen Schmucknadeln, trägt man diese Blumen auch besonders als Brochen. **R. St.**

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Weisse Seidenstoffe

ca. 130 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weiss seidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 5 Qual.**
Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.30 od. fl. 0.75 kr. bis Frs. 5.40 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.70 per mètre.
- Weiss seidene Ripse (ganz Seide) — 9 Qual.**
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 13.65 od. Mk. 10.90 od. fl. 6.80 per mètre.
- Crème-weiss seidene Ripse (ganz Seide) — 5 Qual.**
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.65 od. Mk. 8.50 od. fl. 5.30 per mètre.
- Weiss seidene Satins merveilleux (ganz Seide) — 10 Qual.**
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Crème-weiss seidene Satins merveilleux (ganz Seide) — 10 Qual.**
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Weiss seidene Surahs (ganz Seide) — 8 Qual.**
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per mètre.
- Crème-weiss seidene Surahs (ganz Seide) — 8 Qual.**
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per mètre.
- Weiss seidene Moire française — 7 Qual.**
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per mètre.
- Crème-weiss seidene Moire française — 7 Qual.**
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per mètre.

- Weiss seidene Moire antique — 8 Qual.**
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per mètre.
- Crème-weiss seidene Moire antique — 2 Qual.**
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — und Frs. 3.90 od. Mk. 3.10 od. fl. 1.95 per mètre.
- Weiss seidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 8 Qual.**
Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per mètre.
- Weisse halbseidene Atlasse — 8 Qual.**
Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per mètre.
- Crème-weiss halbseidene Atlasse — 5 Qual.**
Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per mètre.
- Weisse Satins Duchesse (ganz Seide) — 10 Qual.**
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per mètre.
- Crème-weisse Satins Duchesse (ganz Seide) — 5 Qual.**
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per mètre.
- Weiss seidene Damaste (ganz Seide) — 7 Qual.**
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per mètre.
- Crème-weiss seidene Damaste (ganz Seide) — 7 Qual.**
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per mètre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Berlins in Berlin Wiesbaden, Zeugnisse 1. Pensionat. Beste Referenzen. Näheres durch Prospekt und die Vorleberin **Fr. H. Ridder.**

Taschen-Nähmaschine, Doppelheftstich, ganz vernickelt. Preis 6 Mark.
Weg. Einzahlung v. 6 M. 50 Pfg. franko. Emil Halbarth, Reinholdstr. 65a, Berlin W., Reichthumstr. 65a.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt und Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt **Fr. H. Storbeck, Berlin W., Mohrenstraße 15.**

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44–69° C. Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte. **Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad“** während des ganzen Jahres geöffnet. Musteranstalt, einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz. Mineral- und mediz. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privat-Bellanstalten mit Thermalbädern. — Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen, Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerel. — Grosse Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Mädchen-Pensionate. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur: 8,97° C. — Näheres siehe „Baden-Baden und seine Kurmittel“.

Schmücke Dein Heim!



Glasmalerei (Diaphanien)

Die Diaphanien ermöglichen wundervolle Zusammenstellungen, sind haltbar und unübertroffen an Exactheit und Effect. Farbenprächtiger Fensterschmuck zur Verschönerung der Wohnräume, sowie für Villen, öffentliche Gebäude, Kirchen etc. etc. Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fenstervorsetzern und Hängebildern jeder Grösse, ebenso von losen Diaphanien nebst Anleitung zur Selbstanfertigung. Reichhaltiger buntillustrierter Hauptkatalog (Hunderterte diverser Bilder enthaltend) in 4 Sprachen gegen Einsendung von 2 Mark, die bei Bestellung von 20 Mark an zurückvergütet werden. Katalog-Auszug, Muster und Preisliste gratis. Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht!

Grimme & Hempel

Kunst-Druckerei für feine Luxusplakate, Farbendrucke etc. Leipzig

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schnellige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.



Hofbeamter eines geistlichen Würdenträgers. Um 1750.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 238. Blatt.

Auf einem runden Glimmer-Blättchen von 25 Millimeter Durchmesser, einem sogenannten Schraubthaler entlehnt, findet sich das vorstehende Kostüm. Da auf dem Original das Gesicht innerhalb der blonden Perrücke ausgepart ist, so ist das Blättchen ein Theil einer Spielerei, welche früher häufig vorkam. Man kostümirte eine kleine gemalte Puppe durch Anlegen der betreffenden Kleider in verschiedene Trachten. Die Zugehörigkeit des Kostümes ist nicht ganz leicht zu bestimmen. Da man nach 1730 die Hufe am Knie über den Strumpf zog, so gehört die Figur der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an. Die Wassa unter dem Kinn zeigt den geistlichen Stand. Der ganze Anzug hat etwas Ceremonielles durch den steifen, mit gemusterten Sammet-Ausschlägen versehenen Mantel von verhältnismäßig großer Länge. Der nur an der Brust geöffnete, sonst geschlossene Rock ist mit eigenartigen Befähigen versehen. Der dreiseitig aufgeschlagene

Dut hat zwei verschieden große, graugrüne Pompons von besonderer Construction. Fast hat der Anzug einen livree-artigen Anstrich. Derselbe scheint einem Beamten von irgend einem jener vielen Höfe geistlicher Würdenträger anzugehören, deren Personal namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ungemein groß war. Es spricht dafür, daß der Anzug nicht der freien Wahl des Trägers entstammt, der Schnitt des Kleides und der größere Umfang der Perrücke, welches beides eigentlich einer früheren Periode, dem siebzehnten Jahrhundert, angehört, aber wegen der erwähnten Art des Bekleidens und der Schuhspalten in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geföhrt werden muß. Ebenso zwingt die Farbe des großen Dut-Pompons, welcher mit dunkelbraunen Bändern überspannt ist, an eine gegebene Vorschrift betreffs des Kleides zu denken.

A. v. D.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Anzeigen

Falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung angeeignet von uns angegeben werden sollten, finden in dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Excursionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38 und in Wien I., Operngasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserenten-Austrag dauert.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstaust

bei Chemnitz, in reizvoller Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer wahrer Höhenkurort von 668 m Seehöhe, besitzt drei kohlensäurehaltige alkalisch-erliche Eisen-Triebquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder, und eine ganz vorzügliche Mollen- und Milch-Kur-anstalt. Reinerz ist demnach angezeigt bei Tuberculose, chronischen Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anämie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anemische Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronischen entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationstörung. Saisondauer vom 1. Mai bis 1. October. Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende reich illustrierte No. 21 aus der Collection der Europ. Wanderbilder — Preis 50 Pf. und Woolf's Feinschneidender Führer durch Bad Reinerz und Umgegend, besorgen das Nähere. Prospekte unentgeltlich

Schlangenbad

i. Taunus, 1 1/2 St. vom Rhein, unübertroffen balneologisch, sanftere Luft, mellenlange, sandfreie Waldwege, Kellern, Kräuterkraut, Bad u. Regenmilch, berühmte Bäder von naturwarmen (27 bis 36° C), kohlensäurehaltigen, Mangärlinen, saurem, reichem Wasser, w. die Nerven beruhigen und härten, den Blutlauf regulieren, Crisele reichern und das beste natürliche Nahrungsmittel u. Genesungsmittel bilden. Häufig bei Rheumatischen, Frauenkrankheiten, Gicht, Nerven-, Altersgebrechen, Hautleiden u. unreinem Teint. Prospekte free u. grat. Das Bürgermeisteramt.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände

nach dem Muster des Vetter-Vereins in Berlin W., Potsdamerstr. 101. Pensionat. Beste Reizeiten. Raberz durch Prospekte und die Verleiherin. Fr. H. Kipper.

Neuheiten in Passementieren u. Besätzen. Knöpfen u. Garnituren.

Sämmtl. Artikel zur Schneiderei. Möbelornamente. Vorzügl. Schweissblätter. Paul Geipel, Berlin. W 61 Markgrafenstr. 61 W.

Entstehung der Friedrichroda im Thüringer Wald. Post- und Telegraphen-Station. 1. Preis. Dr. med. Medaille u. d. Internat. Hygien.-Ausstellung Odenbe 1888. Klimatischer Kurort, Fischbaderbad, Terrassenkurort, 440 m ü. d. M. Seel-, Eichen-, Kräutler-, elektrische Bäder, Nervenkurort, Inhalationskurort, kalte Quellen- u. Douche-Bäder, Kellern-Anstalt, Mineralwasser-Niederlagen, Hydrotherapie, Elektrotherapie, Massage. — Dr. Kette's Sanatorium. Frequenz der Saison 1888: 2561 Personen excl. der Bäckanten. Bereitwillig ertheilen Schriftlich und mündlich Auskunft die Herrg Dr. Weidner, Dr. Kette, sowie Das BadeComitö Dr. F. Weidner.

Verein für Kinderheilanstalten a. d. deutschen Seeküsten. Die Kinderheilanstalt im Nordseebad Wyl auf Föhre ist vom 1. Juni bis 1. Oct. für Kinder u. jugendliche Kinder u. f. w. im Alter von 1-14 Jahren geöffnet. Die Pflege d. Kinder befindet sich i. d. Händen d. Pflegerinnen d. „Königin Auguste-Hospital“ in Berlin. Professie u. Auskunft bei Dr. Gerber.

Passendes Damengeschenk. In u. v. d. Abonnementen selber aufzugeben wird weil recht practisch dazu eingerichtet, sämmtl. Nummern eines Jahrganges der Frauen-Zeitung und deren Beilagen im Laufe des Jahres aufzubewahren, ist der Sammelfasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung in Föhren hochlegant mit Goldverfessung, dauerhaft und föhrt eine Zierde jedes Satons. Wegen Einleitung von M. 6.50 franco in Bescheid von M. Schilberger, Buchhandlung, Berlin W., Schilbergerstr. 3. Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

Paschens orthopädisch-gymnastische Heilanstalt. Dessau-Anhalt. Kinder jed. Alters mit Erkrankungen der Wirbelsäule, (Rückgratsverkrümmungen) Hüftgelenken u. s. w. finden zur Heilung Aufnahme. Familienanschluss. Unterricht in allen Fächern von staatlich gepr. Lehrerin. Prachtvoller Aufenthalt, grosser Park. Prospekte durch die Verwaltung.

VIETOR'SCHE Kunstgewerbe- und WIESBADEN. Frauenarbeits-Schule. Umfassende, namentl. auch berufl. Ausbildung in Kunststickerei, Musterzeichnen, Kunstgew. Malerei u. verw. Techniken mit Rücksicht auf die Lehr- od. Asteierthätigkeit Seminar f. Handarbeitslehrerinnen. Pension i. H. der Vorsteherin. Prosp. u. Näh. d. d. Direktor MORITZ VIETOR.

Advertisement for 'Jede Dame ist' featuring a woman's portrait and text about leather goods and sewing machines.

Advertisement for 'Fr. Borchers' Neue Zuschneidekunst für Damen-Bekleidung' with details on tailoring and fabric.

Advertisement for 'Echtes Linoleum (Kork-Teppich)' by Julius Henel, mentioning quality and price.

Advertisement for 'Chemische Wasch-Anstalt' and 'Judlin' dyeing services.

Advertisement for 'Echtes Voigtl. Stickgarn' and 'Kerbschnitzerei'.

Advertisement for 'Gandersheim, reiz. Sommerfrische' and 'Villa Valida'.

Large advertisement for 'Garantie-Seidenstoffe' by 'von Elten & Keussen, Crefeld', including a logo and detailed product information.

Advertisement for 'Putbus' and 'Rügen' as a seaside resort, mentioning 'die Badedirection'.

Advertisement for 'Bad Petersthal' with details on location and services.

Advertisement for '124. Otto Weber's Mode-Magazin' in Berlin, listing various fashion items.

Advertisement for '35. Otto Weber's Trauer-Magazin' in Berlin, specializing in mourning attire.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Der neuerdings beliebte, etwas tiefe, runde Ausschnitt der Kleider ist für jugendlich volle Gestalten sehr leidlich, aber auch nur für diese; darum frage man erst den Spiegel, bevor man den hohen Stehragen dieser neuen Mode opfert. Diefelbe läßt wieder eine Vorliebe für schöne Spitzen entstehen, welche, leicht angehalten, verflüchtigt und abwärts fallend, dem Ausschnitte gegenüber stehen; sie umgeben zuweilen auch den unteren Rand der vorn und hinten schneckenförmigen Taille, zu der man in Falten geordnete Röcke oder die glatten, mit Paniers ausgestatteten der Rococo-Zeit trägt. **M. St.**

Für die schwarze Toilette bietet die Mode reiche Auswahl luftiger Stoffe. Da sind zunächst für Ueberkleider und Prinzess-Roben die Spitzengewebe, — hauptsächlich Chantilly, — und schön gemusterte Tülls in Breite bis zu 165 Centimeter. Gleiche Breite zeigen die kräftigen Gamme-Stoffe und die alte gazartige Savoge unter dem neuen Namen Konnen-Gaze, die, wie erstere, über seidnenem Unterleide sich vortrefflich für das beliebte Fräher-Büschel eignet. Den Segnerinnen ganz schwarzer Toiletten bieten sich die gleichen schwarzen Gewebe mit abgepaßten farbigen, seidnenen Borten dar. Auch Tüll- und Spitzenkleider sucht man durch discrete Anwendung von Gold, in Gestalt feiner eingewebter Häden, Muschen, hängender Cantille-Ringchen u. s. w. zu beleben. **H. J.**

Wir erzählen unseren Leserinnen von der neu aus der Provinz nach Paris gekommenen Kochkünstlerin, welche Kreise in einem Gutladen forderte, aber in welche Verwirrung würde sie erst geraten sein, wenn ihr erster Auszug an einem Schirmladen vorüber geführt hätte! Als neuesten Schmuck zeigen die Sonnenschirme nämlich nicht etwa frische Blumen, — ach, wie veraltet wäre das! — sondern kunstvoll in leichter Seide gearbeitete Blätter der bekanntesten Gemüße. Von welchem Keiz ist nicht ein Schirm aus großen Kohlblättern, oder ein anderer, an welchem Salat eine mächtige grüne Fläche bildet! Vorausichtlich wird diesen seltsamen Schirmen nur ein kurzes Dasein beschieden sein. **M. St.**



B. de G.

Paris. — Grazios in den Postern eines Wagens zu ruhen, ist eine Kunst, die studirt sein will, und wer es in ihr zur Meisterschaft gebracht hat, drapirt sich gern mit einem langen Mantel aus Sicilien oder weicher Felle. Die Form dieses Mantels stellt vermöge ihrer kurzen Vorder- und reibigote-artigen Seitenteile zugleich ein Kostüm dar. Der anschließende Rücken erweitert sich gleichsam zu langen offenen Hänge-Aermeln; das Ganze ist unter ausgefädelter Rüsche an eine Zaunnetze gefestigt.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung, Nr. 27. Lederschnitt-Arbeiten. — Die Technik des Lederschnittes ist eine sehr alte, die vornehmlich in den Klöstern geübt und von den Mönchen zur Dekorverzierung der kunstvoll gemalten Messbücher angewendet wurde. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der raschen Verbreitung der Bücher ging die Technik des Lederschnittes auch in die Buchbinderei über, für welche die besten Maler Entwürfe und Zeichnungen lieferten. Leider vernichteten die Wirfale des dreißigjährigen Krieges, mit so vielem Ansehen, auch die in höchster Blüthe stehende Kunst des Buch-Einbandes, von der die in den



Museen aufbewahrten prächtigen Leder-Einbände bereitetes Zeugnis ablegen. Die Ausführung der reichen Ornamente jener alten Buchdecken beweist, daß man damals die allgemeinen stilistischen Gesetze streng im Auge behielt und, dem Charakter der Fläche Rechnung tragend, nur Flach-Ornamente anwandte. Die Lederplastik (das Bossiren), deren kunstvolle Ausführung wir an mittelalterlichen Dolchscheiden, Gürteltaschen, Kästchen, Truhen und dergleichen bewundern, ist nur an den Einbänden solcher Bücher gerechtfertigt, welche nicht für die Bibliothek, sondern für den Gesellschaftstisch bestimmt sind, oder wo durch den Schmuck des Einbandes der geistige Werth oder die Seltenheit eines Buches hervorgehoben werden soll. Aber nicht nur für den Buch-Einband erweist sich das Leder außerordentlich bildsam. Gewisse Eigenschaften desselben, seine Dehnbarkeit, seine Geschmeidigkeit, vor Allem seine Fähigkeit, die im feuchten Zustande angenommenen Formen nach dem Trocknen zu bewahren, machen es zu einem für bildnerischen Schmuck aller Art vorzüglich geeigneten Material. Nimmt man auch noch seine Unverwundlichkeit hinzu, so erscheint es fast unbegreiflich, daß der Lederschnitt so lange ungepflegt bleiben konnte und erst durch Anregung von privater Seite zu neuem Leben erweckt werden mußte. Der Schatz eines alten Reiterstiefels, der von der Hand eines Baumeisters zu einem kunstvollen Buchdeckel umgewandelt, vor einigen Jahren auf der Weihnachtsmesse im Architektenhause zu Berlin ausgestellt worden war, und von dem damaligen Kronprinzen angekauft wurde, gab den Anstoß zur Wiederbelebung der so fast vergessenen Technik. Diefelbe nun auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen und diejenigen, welche die Neigung zu neuer künstlerischer Betätigung fühlen, in die technische Behandlung der interessanten Arbeit einzuführen, war der Zweck des in der Nr. vom 3. Februar d. J. veröffentlichten Vortrages, den dieses Blatt, welches wir hiermit unseren Leserinnen übergeben, vervollständigen soll. Die kleine Darstellung, ein Servietten-Ring, zeigt die Anwendung der Vorlage, Abb. 13 des genannten Extra-Blattes Nr. 27. **G. J.**



Unser Extra-Blatt Nr. 24: Stickerei mit Füllstichen, gab wohl den Anstoß zu der nunmehr so sehr in Aufnahme gekommenen Füllstich-Stickerei auf Canvas. Der Unterschied besteht darin, daß an letzterer die Füllstiche sowohl Muster als Grund, und zwar durchweg in gemustertem Flachstickerei, bedecken. Diese Arbeitsweise, welche eine schöne, gediegene Wirkung hervorbringt, ist weniger mühevoll, als es den Anschein hat; denn obgleich man nach abgezählten Häden arbeitet, läßt sich durch Anwendung des geeigneten Materials eine schnell fördernde und angenehme Ausführung erzielen. Den Grundstoff bildet kräftiger Felle-Canvas, zum Sticken dient fünfteilige Nitofelle-Seide und kräftiger Goldfaden. Man arbeitet nach vorgezeichnetem Muster. Ein nicht zu unterschätzender Vortheil dieser Stickerei ist es, daß sich auch jedes nicht zu fein gegliederte Kreuzstichmuster als Vorlage dazu benutzen läßt, da der Contour eines solchen unsicher auf den Canvas übertragen werden kann. Beim Ausnähen des Contours mit lang gestrecktem Stielstiche hat man dann nur die scharfen Ecken und Winkel geschickt ab- und auszurunden, ohne jedoch den Charakter der Zeichnung zu verwischen. Die Musterung wird



dunkel contourirt und buntfarbig mit wechselnden Füllstichen ausgefüllt; letztere arbeitet man in hin- und zurückgehenden Reihen; durch ihre verschiedene Länge und Abstufung lassen sich immer neue Varianten erzeugen. Für den Grund ist ein möglichst ruhiger Füllstich zu wählen. An der vorliegenden Stickerei markirt sich der Grund fast eisensteinfarben, in dessen Wirk die Stickerei auch sehr hübsch auf angefülltem Grunde. Verwendbare Füllstiche befinden sich auf der Stickerei, Abb. 18, des oben genannten, der Nummer vom 6. Januar beigegebenen Extra-Blattes. **A. D.**

Bezugsquellen: Füll- und Spitzenstoffe: M. Levin, W. Danneberg, Platz 1. — Füllstich-Stickereien auf Canvas: Stiebel und Schmidt, W. Friedrichstr. 78.

Haus der Frauenwelt

Berlin. — Die auf der Bestimmung des Commerzien-Rathes Hegl in Berlin befindlichen Gärtnerinnen sind dem Vereine „Frauenwohl“ (der Frauengruppe der Deutschen Akademischen Vereinigung), zur Errichtung einer Gartenschule für Frauen zur Verfügung gestellt. Es sollen in dieser Schule ein- und dreijährige Kurse eingerichtet werden, von denen die ersteren für Hausgärtnerinnen von Beruf, sowie für Erziehungs-, Kindergarten-, Gesellschafts- u. s. w. bestimmt sind. Die dreijährigen Kurse werden für diejenigen Damen empfohlen, welche sich vollständig, sowohl in praktischer, als in theoretischer Hinsicht, auf den Beruf als selbständige Gärtnerinnen vorbereiten wollen. Das Honorar ist möglichst niedrig bemessen, und auch die übrigen Aufnahme-Bedingungen sind darauf berechnet, den Schülerinnen so weit als thunlich entgegen zu kommen. Der Eintritt kann zu jeder Zeit erfolgen. Anmeldungen nimmt die Vorsitzende des Vereins „Frauenwohl“, Frau Minna Gaier, Wißmann-Strasse 4, Montags von 3 bis 5 Uhr, entgegen.

Stockholm. — Um die Hand der unvermählt verstorbenen Prinzessin Eugenie, der einzigen Schwester König Oscars von Schweden, haben sich einst Napoleon III. und Prinz Friedrich Karl beworben; beide Anträge wurden zurückgewiesen, weil sich die Eltern der Prinzessin aus politischen und persönlichen Gründen über den Abschluß der Ehe nicht einigen konnten. Die Beisehung der edlen Prinzessin, deren ganzes Leben der Wohlthätigkeit gewidmet war, hat unter großer Theilnahme der Bevölkerung und unter Anwesenheit des dänischen Kronprinzenpaares stattgefunden. Ihr prachtvolles Landgut in Gothland hat die Verbliebenen dem Prinzen Oscar testamentarisch vermacht.

Rom. — Prinz Ernst von Ratibor, der fünfte Sohn des Herzogs von Ratibor, hat sich hier mit der Prinzessin Ernestine, ältesten Tochter des Herzogs Arduzio di Sartirana verlobt.

Petersburg. — Die Vermählung des russischen Großfürsten Paul Alexandrowitsch mit der griechischen Prinzessin Alexandra findet am 16. Juni statt. Bereits am 1. Juni trifft die Braut, von ihren Eltern, dem griechischen Königspaar, begleitet, in Petersburg ein.

Kizza. — Königin Olga von Württemberg ist kürzlich einer großen Gefahr glücklich entgangen. Bei einer Spazierfahrt auf der längs der Meeresküste von Kizza nach Monaco führenden Straße gingen die Pferde des Landwägers, in welchem die Königin saß, durch und setzten über die Schutzmauer der Straße zum Meere hinab. Glücklicherweise brach die Reichel, die Stränge rissen und der Landwäger blieb auf der Straße stehen. Die Königin verließ vollkommen wohlbehalten den Wagen; nur der begleitende Lakai hatte leichte Contusionen davongetragen.

Indien. — Das Erbgroßherzoglich Oldenburgische und das Gräfllich Hohenaui'sche Paar, in Begleitung des Herzogs von Connaught, dessen Gemahlin und des Prinzen Friedrich Karl Hohentlohe-Dehringen sammt ihrem Gefolge, sind am 18. März in Delhi angekommen. Die Herrschaften waren von Bombay aus am 15. Februar nach Calcutta gereist, begaben sich von dort aus nach dem Himalaya-Gebirge, bestiegen im tiefsten Schnee den Dardjilly und trafen auf der Rückreise in Delhi ein, wo Tigerjagden veranstaltet wurden. Mitte April hoffte man wieder in Bombay zu sein, von wo aus zu Schiffe die Reise nach Ceylon angetreten werden sollte. Von Ceylon aus soll die Rückreise nach Europa am 27. April mit dem deutschen Postschiffe „Preußen“ begonnen werden, sodas die Herrschaften am 17. Mai in Genua eintreffen.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Specialität. — Vorzüglich.
Tisch- und Tafelweine
Guter Ersatz für gleichpreisige Mosel.
1 Probekiste mit 20 grossen Flaschen in 4 Sorten 20 Mk.
— Packung frei. —
J. F. MENZER,
Neckar-gemünd.
BADISCHE WEINE

Mondamin Brown & Polson
alleinige Fabr. k. angl. Hofl.
Entöltet Maisproduct. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speziell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch. — Überall vorräthig.

Rich. Maune,
Dresden-A.
Falkenstr. 10.
Fabrik von **Kranken-Fahrstühlen**
für Zimmer & Strasse.
Kranken-Selbstfahrer, Ruhestühle, Universalstühle, Tragestühle, Bettische verstellb. Kopfkissen.
Leseplatte, Fusslager, Zimmerclosets etc.
Grösste Auswahl!
Katalog gratis!

Taschen-Nähmaschine,
Doppelkuppel, ganz vermindert.
Preis 6 Mark.
Org. Einzahlung v. 6 M. 50 Pf. franco.
Emil Halbarth, Romalider, Desselferant
Berlin W. Friedrichstr. 45a.

Seltene Gelegenheit!
Verkauf von Reismustern in hochf. Damenwäsche mit echter Handstickerei.
Eine große Partie Musterwäschen, die auf Tour etwas dunkel geworden, werden im Ganzen oder in einzelnen Stücken ausnehmend billig abgegeben. Es befinden sich darunter hochf. Damenhemden in sehr. Konfere auf Brust und Aermel mit hocheleganter reicher Stickerei, die kost 7-9 M. kosten, jetzt M. 3,40-4,50. Damenhemden ff. Konfere mit abgelegenen Handseifen, kost 3 M. 50 Pf., jetzt 2 M. 40 Pf. Damenhemden in f. Crois. mit Handstickerei, kost 5-7 M., jetzt 2 M. 30 Pf. bis 3 M. 95 Pf. Außerdem eine Partie ff. leinere Talentücher, Handtücher u. Tischzeuge. Hochf. Damen-Radstühle m. Handstickerei v. M. 4,65 an. Sämmtliche Sachen sind nur bessere Qualitäten.
Damenwäschefabrik, Specialität in Handstickereien. Export.
Max Donig, Berlin, Gr. Friedrichstr. 9, 1.

Weißgarnigte Flachleinen, weißgarnigte Halbleinen, weißgarnigte Hemdentuche zu Leib- und Bettwäsche.
Tisch- u. Handtücher u. s. w. in nur **Prima-Qualitäten** empfiehlt die **Handstuhlweberei** von **Otto Vöcks**
in **Grüßau in Schlesien.**
Musterbücher frei. — Gegr. 1865.

Die berühmten Wehl'schen beizbaren Badestühle werden auch zur Probe franco versendet.
E. Wehl, Berlin, Kanckerstr. 11.
Größte Fabrik für Badeeinrichtungen.
Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt und Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin W,
Mohrenstraße 15.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Ganz besonderer Beliebtheit erfreut sich die Basse, und zwar die gerade, wie die schneckenförmige. Zu demnächst kommenden Kleidern findet man sie häufig aus einfarbiger Seide, doch wirkt sie an den luftigen Sommer-Toiletten am reizvollsten aus weißer, mit schmalem Bande durchzogener Stickerei. Die Vortheile schließen sich ihr eingereiht oder gefaltet an, die Rückentheile öfters ganz glatt. Hohe Aermel-Ranschetten, auch ein mehr oder minder breiter Saumstreifen um den Rock harmonisiren mit der Basse. M. St.

Den für elegantere Sommerkleider gern verwendeten gestickten Batist, welcher bisher nur in Gelb oder Weiß vorhanden war, findet man jetzt auch in einem leuchtenden Roth und schönen Blau; beide Farben werden gern mit schwarzem Saumstreifen, welches überhaupt zur Garnitur sehr beliebt ist, vereinigt. M. St.

Während in früheren Jahren die Blume einzig als Schmuck des Hutes verwandt wurde, bringt die heutige Mode, wie bereits erwähnt, ganze Hüte aus Blumen. Eine soeben erschienene Neuheit in diesem Genre sind aus Draht gebildete und mit Tüll bezogene Glockenhütchen, deren flacher Kopf wie ein frischer, im ersten Blüthenstadium prangender Wiesengrund erscheint. Grüne Aehren, Gräserhalme, Erdbeerblätter, mit Blüten untermischt, bedecken denselben. Eine leichte Blätter-Guirlande, aus der hier und da ein Vergißmeinnicht, Alee oder Hahnenfuß hervorschauen, umgibt den Rand, während die Mitte des Hutes ein hochstehendes Sträußchen schmückt. H. H.

Spanische Jäckchen vom Stoffe des Kleides, aus Seide oder Spitzgewebe, bilden die neueste Umhüllung für junge Damen, welche nicht gern in der Taille auf der Promenade erscheinen. F. J.

Eine besonders anmuthige Mode für den Sommer sind die vollständigen Kleiderröcke aus Spachtel- und schweizer Stickerei über gleichfarbiger Satin-Grundform. Derartige Röcke treten ohne jegliche Drapirung leicht eingetaucht in den Bund und können sowohl mit Foulard-Seide, wie leichter Wolle oder selbst Kattun zusammengeknüpft werden. Ob man diese Stoffe zu geschlitzten Leberkleidern, zu sogenannten „Incrochables“ oder zierlichen Schnebentailen mit vervollständigenden Schürzen-Draperien oder Schärpen-Arrangements verwenden will, bleibt dem persönlichen Geschmack anheimgestellt, nur muß man stets dafür Sorge tragen, daß der gestickte Rock vorn und seitwärts zur vollen Geltung gelangt, während er hinten, ohne der Wirkung des Ganzen zu schaden, unter dem Leberkleide verschwinden darf. M. St.

Weiße Strümpfe, — wie fein, wie geschmacklos, — ein glücklicher Weise längst überwundener Standpunkt! — Gemach meine Damen, nur keine Erneuerung Ihrer farbigen seidenen Strümpfe. Sie möchten sonst Gefahr laufen, die kostbaren Gewebe

in denselben Winkel verbannen zu müssen, in welchem jetzt die — weißen Strümpfe, der Gerechtigkeit des Weltens und Modenkäufers vertrauens, ihrer Auserkennung harren. Und ihr Vertrauen hat sie nicht betrogen; der kommende Sommer wird es lehren! I. G.

Paris. — Für die vom Mode abweichenden Tailen in rother, blaß-blauer, hellrosa und cremefarbener Seide sei auf einen neuen, höchst eleganten, halb aus Goldspitze, halb aus Stoff hergestellten Aermel hingewiesen. Die Goldspitze imitirt einen Unterarmel, über welchem der Stoffärmel am Ellbogen durch eine Schleife zusammengekommen erscheint. Besondere Aufmerksamkeit verdient der, wie die Tailen-Garnitur, gleichfalls aus Goldspitze bestehende Kragen, den man in allen Größen, häufig mit Epaulettés verbunden, trägt.

Weiter wie die Fahrten unserer reichen Damen, die sich in eigenen Equipagen nach den nahe gelegenen Bädern oder Landgütern begeben, erscheinen auch ihre zu diesem Behufe hergestellten Reise-Toiletten aus bunt gestreiftem Wollstoffe oder Foulard. Die der Länge nach fein gestreiften Rockbahnen unterbrechen Seiten-Einsätze mit breiten Querstreifen, denen die Weste der meist rothen oder blauen Tuchtaille entspricht. Den kleinen Hüthut umflattert lustig ein langer Gaze-Schleier.



Pelerine bei kühlerem Wetter an. Die auf diesen Spaziergängen allgemein getragenen runden Koffboar-Hüte sind mit weißem oder farbigem Seiden-Muffelin garnirt, der auch die Bindebänder bildet.

Auch auf die Braut-Toilette übt die Jahreszeit ihren Einfluß aus. Im Frühling und Sommer ist sie unendlich leichter und zierlicher, als im Herbst und Winter, eine Erscheinung, die bei der kürzlich stattgehabten Trauung der Tochter eines bekannten Schriftstellers wieder beobachtet werden konnte. Das prinzeßförmige Brautkleid aus weicher weißer Seide bildete eine mächtige Schleppe, der sich plissirte Bahnen und dieselben Einsätze aus Zwirnspitze angeschlossen. Letztere faßten die im Tailenschluffe unter einem Drangen-Zweige leicht getraufte Vorderbahn ein, deren Saum eine 60 Cent. breite Relief-Stickerei schmückte. Zwischen die Drangenblättern des Brautkränzes mischten sich einzelne Stiele Rainblüthen.

Für die Jugend eine Neuheit, für das Ältere Geschlecht eine halbverklungene Erinnerung, macht die Shawl-Mantille wieder ihre Runde durch die Welt. Allein sie ist zierlicher, koketter, als ihre Vorgängerin und dem Zeitgeschmack angemessen. Aus heller Seide oder dem Stoffe des Kleides gefertigt, ist sie, — so recht geeignet für die heißen Sommertage, — mehr nur die Anbetung eines Umhanges, als ein solcher selbst.



Im Gegensatz zu der Schlichtheit der Morgen-Toiletten wird den auf den Wettrennen erscheinenden Toiletten manche Excentricität nachgesehen; entwickeln sie auch nicht immer den feinsten Geschmack, so glänzen sie doch stets durch einen etwas phantastischen, in derartigen Versammlungen wohl berechtigten Anstrich. Eine solche Toilette läßt sich schwer beschreiben; es ist ein Gemisch der verschiedensten Stoffe. An unserer Skizze fallen lose Tüllbahnen über einen dunklen



Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbig seidene Taffete und Ripse** (ca. 200 versch. Farben)
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per mètr.
- Farbig seidene „Failles Françaises“** (ca. 150 versch. Farben)
Von Frs. 5.65 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.80 bis Frs. 9.65 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per mètr.
- Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse** (ca. 190 versch. Farben)
Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per mètr.
- Farbige seidene Surahs** (ca. 180 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per mètr.
- Farbig seidene Satins merveilleux** (ca. 300 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per mètr.
- Farbige Satins merveilleux und Taffete-Changeant** (ca. 130 versch. Disp.)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per mètr.
- Farbige Seiden-Moire antique und française** (ca. 60 versch. Farben)
Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per mètr.
- Farbige Atlasse und Taffete für Steppdecken** (ca. 30 versch. Farben)
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per mètr.
- Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br.** (ca. 20 versch. Farben)
Fr. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per mètr.

- Rohseidene Bastkleider** (ganz Seide) — 6 Qual.
Von Frs. 21 od. Mk. 16.80 od. fl. 10.50 bis Frs. 59.40 od. Mk. 47.50 od. fl. 29.70 per Robe.
- Einfarbige Seiden-Damaste** (ca. 250 versch. Farben)
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètr.
- Zwei- u. dreifarbige Seiden-Brocates** (ca. 45 versch. Dispos.)
Von Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.65 per mètr.
- Echt indische Foulards imprimés** (ca. 200 versch. Dessins)
Von Frs. 2.30 od. Mk. 1.90 od. fl. 1.15 bis Frs. 7.80 od. Mk. 6.25 od. fl. 3.85 per mètr.
- Gestreifte und karrirte Seidenstoffe** (ca. 400 versch. Dessins)
Von Frs. 1.70 od. Mk. 1.35 od. fl. 85 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per mètr.
- Gestreifte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.35 od. Mk. 5.10 od. fl. 3.20 per mètr.
- Karrirte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)
Von Frs. 3.65 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.80 bis Frs. 5.80 od. Mk. 4.65 od. fl. 2.90 per mètr.
- Farbig seidene Grenadines** (ca. 70 versch. Farben)
Von Frs. 2.70 od. Mk. 2.15 od. fl. 1.35 bis Frs. 16.80 od. Mk. 13.45 od. fl. 8.35 per mètr.
- Farbig Lyoner Seidenplüsch und Sammete** (ca. 140 versch. Farben)
Von Frs. 4.50 od. Mk. 3.60 od. fl. 2.25 bis Frs. 9.75 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per mètr.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Sammet- und Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufaktur von **M. M. Catz in Crefeld.** Muster franco.

!!!Neu!!!
Victoria-Wasch-Mütze
Nationale Pflanz der Kopfhaat; Hergl. empfohlen. Keine unnütze oder schädl. Einwirkung, sondern gründl. Wascherfolg auch bei laugem Saar mit wenig Mühe in ca. 2 Minuten.
D. R.-P. Nr. 43398.

20 Pf. Jede Nr. Musik
alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vortragsl. Stich u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Jede Dame ist im Stande
alldeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeuge mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platmbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

124. Otto Weber's Mode-Magazin
Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,
bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.
Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin
befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.
Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

Haile-Rock, den eine kleine Draperie und diese ein heller Papeline-Besatz mit kunstvoll gearbeiteten Knöpfen verzieren. Die hinten in ein Postillon-Schößchen auslaufende Taille ist vorn kurz und halb-anschließend. Schärferhütchen mit Spitzen, Bändern und Blumen.

„Puken wir unsere Kleinen, so lange die Schule sie noch nicht in ihren Bann nimmt und strenge Einfachheit forbert.“ So denken die zärtlichen Mütter und sind unerschöpflich in der Erfindung neuer Pierathes für ihre Lieblinge. Crêpon und Sicilienne sind die bevorzugten Stoffe, von deren blauen oder rosa Grunde sich zierlich gestickte Blumenborten oder Blätterranken abheben, sei es als Einfassung eines Ueberrockchens oder als Fond einer bretonischen Weste, die mit Plüsch-Rock und Jade eine der reizendsten Kindertrachten bildet.



Stickerie bildet die Haupt-Ausstattung der Toiletten. Anstatt der gestickten Kleiderstoffe verwendet man auch gleichfarbige gestickte Gaze, die, beliebig auf Taille und Rock arrangirt, genau die Wirkung jener hervorbringt und bedeutend wohlfeiler ist.

Um sich einen richtigen Begriff von dem neuesten, hier vorgeführten Sonnenschirme zu machen, muß man die Phantasie ein wenig zu Hilfe nehmen. Beschreiben läßt sich die wundervolle Wirkung der rosigen gestickten Gaze, welche die weiße Haile des Schirmdaches füllt und in regelmäßigen Bogen auf eine etwas in's Gelbliche spielende, altsilberfarbene Spitze fällt, ebenso wenig, wie das zarte Rosa der in grünes Laub gebetteten Sammetrosen, die nebst graziösen Schleifen die Außenseite schmücken.



Der unter dem Kinn zusammengejoggene Schleier gehört zu den abgethanen Dingen. Seine Nachfolger sind rosa, blaue, grüne, graue, zur Farbe des Hutes passende Schleier aus feinem, entweder glatten oder gemuldeten Tüll.



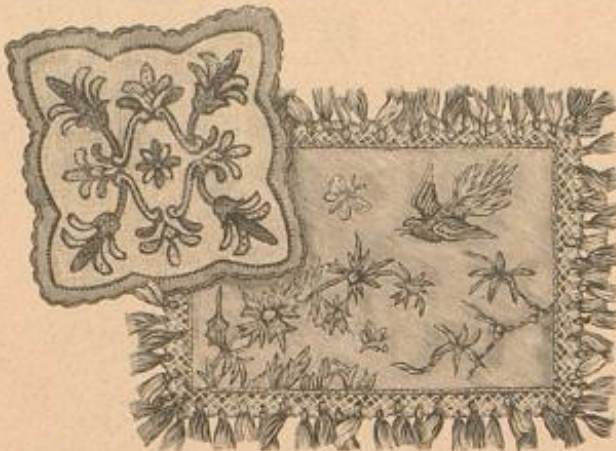
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mit der Wiedergabe der Decke möchten wir unsere Leserinnen auf ein hübsches Streifen-Arrangement aufmerksam machen, welches ohne besondere Mühe und Kosten hergestellt werden kann. Auf viel or-farbenem Satin-Grunde wechseln an unserer Vorlage von 160 Cent. Länge zu 196 Cent. Breite, 18 Cent. breite Streifen aus bunt bedrucktem Canवास de Congrös, deren 5 Cent. breite



durchbrochene Ränder farbige Wollfäden durchziehen, mit 10 und 19 Cent. breiten, aus braunem Garn gebädelten Streifen, die aus einzelnen Rosetten zusammengesetzt sind. Für derartige Zwecke verwendbare Figuren gaben wir z. B. in den technischen Nummern vom 17. März 1889 (Abb. 40), vom 23. October 1887 (Abb. 78) und vom 6. Mai 1888 (Abb. 52). Eine einfache Reihe Rosetten begrenzt die Längsränder, eine zwifache den oberen Rand unseres Modells, welches für Bett-, leichte Wagen- oder Chaiselongue-Decken zc. Verwendung finden kann.

müßergültiger Trefflichkeit der Einrichtung. Aber neben den fürstlich dotirten Wohlthätigkeits-Anstalten entwickelt sich, meist von der Theilnahme des großherzoglichen Hauses anregt und gefördert, ein von humanem Bestreben zeugender Gemeinfinn, zu dessen schönsten Früchten der seit mehr als zehn Jahren in Weimar eine segensreiche Wirkksamkeit ausübende Verein für weibliche Kunst-Industrie gehört. Einige Damen der ersten Gesellschaftskreise haben daselbst ihre Kenntnisse und ihren Geschmack in weiblichen Handarbeiten in den Dienst dieses Vereins gestellt, um den durch ihn beschäftigten Frauen den ganzen Gewinn ihrer Arbeit zuzuführen zu lassen. Eine große Ausstellung im Spätherbste zeigt alljährlich,



in welcher Mannigfaltigkeit die weibliche Arbeit zu dem Schmutz des Hauses beizutragen vermag, wenn Lebensstellung, Bildung und Fleiß sich vereinigen, um alle die reichen Hülfsmittel, welche der kunstgewerblichen Arbeit jetzt geboten werden, mit Geschmack und praktischem Sinne zu verwerthen. Vom kleinsten Brodtkorb-Deckchen bis zum goldgestickten Ovenschirme, ist in diesen Ausstellungen die Handarbeit in unendlicher Verschiedenheit vertreten, und die Art, in der sich dabei die Theilung der Arbeit vollzieht, verdient Erwähnung und Nachahmung. Die Vorstandsdamen erfinden neue Anwendungen und Anordnungen der Arbeiten und überlassen diese Erfindungen dem Vereine als Geschenk: es wird beim Verkauf nur ein kleiner Theil (durchschnittlich 1 Mark) für die Unkosten der Verwaltung zurückbehalten, die sehr gering sind, da durch großherzogliche Munificenz den Damen ein Local zur Verfügung gestellt ist. Der ganze Verdienst fließt im Uebrigen den arbeitenden Händen zu und meist gelinzt es, den Lohn auf zwanzig Pfennig in der Stunde zu bringen. Es dürfen sich Arbeiterinnen aus allen Gesellschaftskreisen melden; unberücksichtigt bleiben nur solche, welche durch nichts gehindert sind, dem Erwerb in Lagelohn und Kundenhäusern nachzugehen, denn der Verein strebt besonders darnach, Müttern, welche Kinder zu überwachen haben, Töchtern, welche Krankenpflege an's Haus fesselt und Denjenigen, deren Stellung es nicht erlaubt, dem Erwerb frei nachzugehen, Beschäftigung zu vermitteln. Der Verein hat sich bereits eine stattliche Kundenschaft weit über Weimar hinaus erworben; da er jedoch seine Thätigkeit immer noch weiter ausdehnen muß, um die vielen Arbeitssuchenden zu beschäftigen, so empfehlen wir, um des edlen Zweckes willen, Jeder unserer Leserinnen, die durch Kauf die weibliche Arbeit zu unterstützen vermag, sich an den Verein für weibliche Kunst-Industrie in Weimar zu wenden. Derselbe verabfolgt jederzeit mit großer Bereitwilligkeit reichliche Auswahlendungen wobei insolge oben erwähnter Grundzüge die Preise selbstverständlich so niedrig gestellt sind, als es der Werth der Arbeit irgend zuläßt. Sch.

Verlagsquellen: Stoffe: J. A. Deese, W. Leitziger Str. 87. — Hüte: F. Leuschmann, W. Leitziger Str. 88. — Tüllstoffe, Mantillen: S. Rosenthal, W. Bertholdstr. Markt 110. — J. Landauer, NW. Unter den Linden 67. — Schleier: M. Basse, W. Leitziger Str. 42. — Streifen aus Canवास de Congrös: E. Heinz, W. Friedrich Str. 189. — Gummi-Knetmasse, Bronzen: A. Celinus, Hamburg, Rathhausstr. 8. — Spirituöser für die Kräfte: Ernst Händl, Altenburg i. S., Sporenstraße 15.



Berlin. — Die deutsche Reichshauptstadt hat mehr Frauen als Männer unter ihren Einwohnern. Nach den Ergebnissen der Volkszählung des Jahres 1871 überwoog der männliche Bevölkerungs-Anteil den weiblichen noch an Zahl; die männliche Bevölkerung bezifferte sich auf 50,5 Prozent, die weibliche dagegen auf 49,5 Prozent. Seitdem hat sich das numerische Verhältnis immer mehr zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes verschoben; denn der Prozentatz desselben betrug bereits am 1. December 1875 50,2, um am 1. December 1880 auf 51,6 und am 1. December 1885 auf 51,9 Prozent zu steigen. Von den preussischen Städten mit 100,000 Einwohnern und darüber haben Breslau mit 54,1 Prozent, Königsberg i. Pr. mit 53,4 Prozent, Frankfurt a. M. mit 52,9 Prozent, Danzig mit 52,2 Prozent und Elberfeld mit 52,0 Prozent einen größeren, Altona mit 51,1 Prozent, Stettin mit 51,0 Prozent, Hannover mit 50,9 Prozent, Düsseldorf und Köln mit je 50,2 Prozent und Magdeburg mit 49,3 Prozent einen geringeren weiblichen Bevölkerungs-Anteil als Berlin; gleich frauenreich wie dieses ist Barmen. Bemerkenswert ist der hohe weibliche Prozentatz bei Königsberg i. Pr. und Danzig, trotz der sehr starken Garnisonen, welche 10,47 bezw. 11,47 Prozent der begünstigten Bevölkerung ausmachen.

Eine Anzahl Berliner Volksschul-Lehrerinnen hat in Veräuflichung des lange gefühlten Bedürfnisses nach einem organischen Zusammenschlusse einen Verein gegründet, dessen Hauptzweck einerseits die Hebung der Volks-Erziehung durch entsprechende Vorträge und Erörterungen, andererseits die Pflege des Gefühls für Gemeinamkeit unter den Lehrerinnen selbst sein soll. Im

Hinblick hierauf soll auch eine Unterstützungs-Kasse für kranke und hilflosbedürftige Mitglieder in's Leben gerufen werden.

München. — Am 17. Mai d. J. früh 8 1/2 Uhr ist die Königin-Mutter von Bayern, Maria, in Hohenchwangau gestorben. Zwei Herrscherhäuser, denen es an schweren Heimfuchungen und herzen Verlusten während der letzten Jahre wahrlich nicht fehlte, den Wittelsbachern und den Hohenzollern, bringt das Hinscheiden der hohen Frau neue Trauer; der Heimgegangenen selbst dürfte dagegen der Tod nur als Erlöser genahet sein, nicht allein von schweren körperlichen Leiden, sondern auch von noch weit herberem Seelenschmerz. Tief gebeugt hatte sie schon der Verlust ihres Gemahls, des Königs Maximilian II., der nach glücklicher zweiundzwanzigjähriger Ehe in der Vollkraft des Mannesalters ihr entrißen wurde, ungleich härtere Prüfung aber wartete ihrer, als ihre beiden hochbegabten, hoffnungsvollen Söhne. — Beide berufen, die Krone des Bayernlandes zu tragen, — unheilbarem Wahnsinne verfielen, und als der Erstgeborene, König Ludwig II., in geistiger Unmüchtigkeit seinem Leben selbst ein Ziel setzte. Königin Maria, die ihr schweres Geschick mit unvergleichlicher Ergebung trug, dürfte mit vollem Recht als eine Kriobe unter den Fürstinnen bezeichnet werden. Nur selten hat sie nach den schweren Schlägen, von denen sie betroffen wurde, in der Öffentlichkeit sich gezeigt, dagegen war sie bis zuletzt bemüht, inmitten des eigenen Leides die Thränen Anderer zu trocken und im Interesse der Nothleidenden und Bedürftigen in der Stille zwar, aber unablässig thätig. Sie hat in dieser Hinsicht die Traditionen des Hohenstaufes, aus dem sie hervorgegangen, auch auf dem bayerischen Throne allseitig gewahrt und durch echt fürstliche Wohlthätigkeit und Fürsorge in guten wie in trüben Tagen die Liebe und Verehrung ihre Unterthanen sich zu sichern gewußt. Die heimgegangene Fürstin, geboren am 15. October 1825, war eine Cousine Kaiser Wilhelms I. und eine Schwester des Prinzen Adalbert von Preußen. Ihr Vater, Prinz Wilhelm, war ein jüngerer Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III. Im Jahre 1842 vermählte sie sich mit dem damaligen Kronprinzen, dem späteren Könige Maximilian II. von Bayern. Am 10. März 1864 verlor sie den tiefbetraurten Gemahl und zehn Jahre nach diesem schmerzlichen Verluste trat sie zur katholischen Kirche über.

London. — Die hiesige Universität hat der Frau Scharlieb den Grad eines Doctors der Medicin verliehen. Es ist dies das erste Mal, daß eine Frau diese Auszeichnung von der Londoner Facultät erhält. Frau Scharlieb erwarb schon im Jahre 1883 das Baccalaureat der Medicin und Chirurgie von der genannten Hochschule, begab sich aber darauf nach Indien und practicirte dort mehrere Jahre unter den Eingeborenen. 1887 nach England zurückgekehrt, wurde sie in einem Frauen-Hospital als Arztin angestellt. Zugleich bekleidete sie die Stelle eines Lectors der gerichtlichen Medicin an der Londoner medicinischen Schule für Frauen.

Japan. — Der Pfarrer der deutschen Gemeinde in Tokio und Yokohama, Herr Spinner, hat an die in Berlin erscheinende „Tägliche Rundschau“ ein Schreiben gerichtet, welches wir, da es uns eine beherzigenswerthe Warnung für deutsche Erzieherinnen zu enthalten scheint, hier auszugsweise wiedergeben. Es heißt in demselben u. a.:

Sieben bemerke ich in Nr. 39 Ihrer Zeitung eine Notiz über günstige Aussichten für Erzieherinnen u. dgl. in Japan, die, wie ich aus dem Artikel entnehmen, der Wiener Presse entflammt. Ich weiß, daß ich in Ihrem und all' Ihrer Leser Wunsch handle, wenn ich, mit den hiesigen Verhältnissen einigermaßen vertraut, Ihnen einen zuverlässigen Bericht über die Aussichten der genannten Damen in Japan gebe.

Ich habe keinen Sach in dem betreffenden Artikel finden können, der auch nur annähernd auf japanische Verhältnisse paßt. Japanische Witwen leben mit ihren Töchtern ausnahmslos sehr zurückgezogen und, soviel ich beobachten kann, nur japanisch. Nicht genug kann ich vor dem vorkühnigvollen Irrthume warnen, daß Japan das Dorado für männliche und weibliche Lehrkräfte sei; insbesondere hinsichtlich der Letzteren möchte ich der Warnung die weiteste Verbreitung wünschen. Niemand soll, ohne in Europa einen Vertrag abgeschlossen zu haben, herüberreisen. Enttäuschung wird, abgesehen vom Geldverluste, das Mindeste sein, was alleinstehende Erzieherinnen und Gesellschaftsdamen hier draußen erwartet. Sehr selten wird eine Europäerin für eine japanische Familie angenommen und in den meisten Fällen mit geringem Gehalte. Auch entspricht das Angebot nicht der Nachfrage; stellenlose Engländerinnen und Deutsche haben wir schon jetzt hier zu Genüge.

Sehr oft erhalten wir hier Anfragen wegen Lehrstellen. Im Interesse der Anfragenden müssen wir ausnahmslos dringend rathe, nur dann an ein Herkommen zu denken, wenn schon in der Heimath eine feste Verbindung geknüpft ist mit der japanischen Regierung, oder einer soliden japanischen Privatgesellschaft, oder einer Missionsgesellschaft, oder endlich einer Firma. In Summa lassen Sie mich mit dem ersten Satze des Artikels schließen. Nur die ungünstigsten Aussichten eröffnen sich für junge Damen, die ihren Unterhalt als Erzieherinnen u. dgl. in Japan suchen.

Entschuldigend Sie zum Schlusse freundlichst meine Kritik der Mittheilungen, für die Sie keine Verantwortung tragen. Meine Stellung und die trüben Erfahrungen, die ich mit stellenlos Angeworbenen gemacht, nöthigten mich zu einer kurzen Schilderung des Sachverhaltes.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beiblätter, 12 große farbige Rodenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Rodenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Seltene Gelegenheit!
Verkauf von Reismustern in hochf. Damenwäsche mit echter Handstickerei.
Eine große Partie Reismustern, die auf Tour etwas dunkel geworden, werden im Ganzen oder in einzelnen Stücken ausnehmend billig abgegeben. Es befinden sich darunter hochf. Damenhemden in schwarz, Konförs auf Brust und Aermel mit hochgelegener reicher Stickerei, die sonst 7-9 M. kosten, jetzt M. 3,40-4,50. Damenhemden ff. Konförs mit gebiezenen Handstickerei, sonst 3 M. 50 Pf., jetzt 2 M. 40 Pf. Damenhemden in f. Crois, mit Handstickerei, sonst 5-7 M., jetzt 2 M. 30 Pf. bis 3 M. 95 Pf. Außerdem eine Partie ff. leinere Tafelhemden, Handtücher u. Tischzeuge. Eleg. Damen-Nachthemden m. Handstickerei v. M. 4,65 an. Sämmtliche Sachen sind nur bessere Qualitäten.
En gros. Damenwäschefabrik. Specialität in Handstickereien. Export.
Max Donig, Berlin, Gr. Friedrichstr. 9, 1.

Gummi-Knetarbeit.
Vollständige Einrichtung dazu M. 10.—
Knetmasse M. 8 v. Kilo in 1/2, 1/4, Kilo. Franco für M. 1,50 lende 1 fertige Knetarbeit, 1 Stück Knetmasse u. Anleitung. Wiederverkaufser sel. Lager aller Malerartikel, Terrakotten, Vorlagen. Auswahlsendungen der Letzteren überallhin.
A. Eplinius, Hamburg, Rathhausstr. 8.
Champignon-Spelsepflanzanlage f. jed. Fam. Instr. Zeichn. 7, ebom. Zus. 3, Brut 2 K. 5 Mk.
J. Nepp, Einziger Spezialist. Dellitzsch.

Smyrna-Knüpff-Arbeiten.
Unser eigenes preisgekröntes Fabrikat.
In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Werkzeug und color. Muster mit oder auch ohne Anfang. 57 gefeilt, gefüllte Muster nebst Preiscour. und Anleitung franco auf Verlangen. Zu größeren Arbeiten liefern Originalzeichnungen und sammtl. Material.
Wurzener Smyrna-Wolle, (55 Farben vorräthig), vorzügl. Qualität, auch separat. Hloeweile. Wiederverkaufser hoher Rabatt.
Wurzener Teppich- u. Velours-Fabriken, Act.-Ges., Berlin W., Friedrichstr. 156.

Die Mode

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Berlin. - Mit Vergnügen haben wir von der Vorliebe für Grün, von den abartigen Wirkungen, die durch diese Farbe in Salon und Ballsaal erzielt wurden, berichtet. Aber: - Alles, was recht ist, und nur was schön, gilt im Reiche der Mode für recht! Die Vorliebe für Grün, ist zu einem wahren Paroxysmus geworden, zu einer Manie, einer „rage“, die in hundert Fällen schönheitsfrohe Augen mehr beleidigt, als erfreut. Im vollen Tageslichte ist ein ausgesprochenes Grün feldsam und so apart in der Zusammenstellung mit Schwarz erscheinen mag, so wenig eignet es sich, die Kosten eines Anzuges ausschließlich zu bestreiten. Ein Hut aus großgrünem Krepp, oder direct zu Gesicht damit garnirt, ist eine Grausamkeit gegen die Trägerin und den Beschauer, ja, so unglaublich es klingen mag, selbst grüne Schleier empfehlen sich in den Schaufenstern erster Modistinnen als ganz besonders „die“. Wenn die Begriffe von „schön“ und „feldsam“ in Gefahr stehen, sich so zu verwirren, halten wir es für unsere Pflicht, zu Gunsten des guten Geschmacks gegen die Mode zu protestiren.

Das Kleidame mit dem Zweckmäßigen zu verbinden, ist nirgends eine schwierigere Aufgabe, als bei Herstellung eines Bade-Kostüms. Wie manche Mutter, wie manche Schöne stehen sinnend vor diesem Problem! Während die Einen den leichten Baumwoll-Geweben, wie Satin, Jephyr, den Vorzug geben, schwören die Anderen auf Leinen, Voden oder Manell, welche Stoffe durch Zusammenstellungen von gemusterten mit glatten auf das Verführerlichste verwendet werden können. Im großen Ganzen hält sich die Ausfärbung des Bade-Kostüms in den Grenzen des Einfachen; eine schmale Woll-Vize in abstechender Farbe, weiße Knöpfspitze oder gar nur eine schmale Langnette genügen zur Ausfärbung des Anzuges. Reicher wirken die von uns öfter erwähnten Tyroler Fätschen, welche gerade für Badezwecke ungemein geeignet sind und durch ihre frischen, lebhaften Farben eine reizende Wirkung erzeugen. Am beliebtesten bei jungen, des Schwimmens kundigen Damen bleibt stets das mit Zugbaum oder Seiten-Knopfschluß versehene, durch eine lange Jade oder Matrosen-Blase nebst kurzem Halterbüchsen ergänzte kurze Beinleid, während für ältere, innerhalb des Bassins badende Damen das lange Badehemd, welches beliebig auf der Hüfte oder

sehend, sich dem großen Elemente nahen, genügt ein einfaches Manell- oder Shirting-Blusenhemden ohne Beinleid. Einen originellen Schmuck, der für Kinder und junge Damen zugleich einen praktischen Werth besitzt, bilden neuerdings Schwimmgürtel aus einzelnen dünnen Korkscheiben, welche man vermittels farbiger Baumwolle auf einen Stoffgrund näht. In der altbewährten Badelappe gesellen sich Gesichtsschirme aus Wachsstoff, die man über jene bindet, und die, mit Draht gesteuert, Schutz gegen die blendenden und den Teint schädigenden Sonnenstrahlen gewähren. Daß zu jedem Bade-Kostüm ein leichter Strohhut, sowie eine Korfhandale, sowie der lange, aus Korbstoff gefertigte Bademantel gehören, um die Ausrüstung für das Seebad zu vollenden, brauchen wir unseren Leserinnen nicht erst in Erinnerung zu rufen.



Paris. - Gestirte Baßseide in allen Nuancen wirkt ebenso elegant, wie der theuerste Seidenstoff,



besonders, wenn das schmiegsame Gewebe auf plissirtem Unterleide leicht und grazios durch Schleifen gefasst ist. Ein mit Band und Franze verzierter Kragen und kurze gestirte Ueberarmel vollenden, nebst Kschleifen diese anmuthige Toilette.

Wir erwähnten schon früher der auf farbigen Tüll ausgeführten Stickerei-Applicationen. Dieselben eignen sich besonders zur Ausfärbung klarer Wollstoffe, wie Gamme, Barège u., welche so vielfach die Kosten der diesjährigen Sommer-Toilette bestreiten. Unterarmel und Westen-Einfaß aus dunklerer Surah geben diesen Kostümen ein wirftames Relief. Der sinesische Hut unserer Skizze hat sich großen Beifalles zu erfreuen. Man trägt ihn häufig capoteartig nach hinten gefehrt und in diesem Falle durch Bindebänder befestigt.

Jungen Frauen, denen ein besonders freigebiges Geschick gestattet, auch einmal einer etwas extravaganten Eleganz zu huldigen, wollen wir von einer Reglig-Toilette erzählen, die fast dazu verführen möchte, von einer „Poésie“ der Schneiderkunst zu sprechen. Einen Rock aus rosa Surah bedeckt ein Fächer-Plissé aus zartem Spitzenstoff, darüber öffnet sich weit das Prinzess-Neckerleid aus rosa Kreppstoff, für die Taille ergänzt durch einen breiten, im Zusammenhange mit dem Rocke gebachten Vortheil aus rosa Seide mit plissirtem Spitzenstoffe. Die Ränder des Neckerleides begrenzen von den Schultern abwärts Cascaden von schmalem Plissé aus Crêpe lisse. Das Originellste aber sind die Aermel, welche aus einem geraden Spitzen-Fächerplissé bestehen, das sich je nach der Bewegung und Haltung des Armes aus einander oder zusammenfaltet. Heltiger Gürtel mit flatternden Enden aus weichem Noire-Bande. Das Neckerleid ist mit weißer Seide gefüttert.



vorn herunter geknüpft und durch einen Gürtel zusammengehalten wird, sich als vorherrschende Form erhält. Der Arm wird selten durch einen Aermel bedeckt. In den Saum genähte kleine Riesel verhindern, daß bei leisstem Stoffe das Gewand auf der Oberfläche des Wassers schwimmt. Für unsere Kleinen nun, die von Ramas Hand geleitet und furchsam ein Füßchen vor das andere

Aus der Frauenwelt

Berlin. - In der Capelle des hiesigen Paul Gerhardt-Stiftes wurden kürzlich elf Diakonissinnen eingeweiht. Ihre Majestät die Kaiserin, welche ursprünglich dem feierlichen Acte persönlich beiwohnen wollte, war in Folge einer Erkältung gezwungen, diesen Plan aufzugeben; in ihrem Auftrage war jedoch die Gräfin Keller zugegen. Außerdem wohnten zahlreiche andere hochgestellte Persönlichkeiten der Feier bei. Die Festpredigt wurde von dem Confistorial-Rath Dr. v. Darnow gehalten, während der Stifts-Geistliche, Pastor Schlegel, die Einsegnung vollzog. Die Gesamtzahl der Schwestern beträgt nunmehr 110. Das im neuen Stiftsgebäude errichtete Krankenhaus, welches dem bisherigen Assistenten des Professor v. Bergmann, Dr. Schläge, unterstellt ist, wird im nächsten Monat eröffnet werden.

Der Frauenverein zur Abhilfe der Noth unter den kleinen Fabrikanten und Handwerkern, der im letzten Jahre vom Kaiser, von der Kaiserin Augusta und der Kaiserin Friedrich huldvoll in seinen Bestrebungen unterstützt wurde, hat schon unendlich viel Noth lindern können; er hat bisher insgesammt an 25,521 Hülfsuchende 2,322,537 Mark ausgeliehen und dabei nur einen Verlust von 22,048 Mark zu verzeichnen gehabt. Auch im letzten Jahre war die Wirksamkeit des Vereins eine recht umfangreiche, es wurden 526 Personen mit 52,734 Mark Darlehen unterstützt gegen 473 Personen mit 47,046 Mark im Vorjahre.

Prag. - Am 11. Mai starb auf ihrem Schlosse Woffow die Prinzessin Marie Schwarzenberg, die Gemahlin des Prinzen Karl Schwarzenberg, im 23. Lebensjahre an Tuberculose. Die Verlebene war die Tochter des Grafen Friedrich Kinsky.

London. - Der Prinz von Wales enthüllte kürzlich in der Londoner Universität in Burlington-Garden, in Gegenwart einer ebenso zahlreichen wie eleganten Versammlung, ein Standbild der Königin, welches zum Andenken an das Regierungsjubiläum der Monarchin, sowie auch an das Jubiläum der Universität selbst, im Jahre 1887, errichtet worden war. Die Statue ist aus weißem Marmor von dem Bildhauer Boehm gefertigt und stellt die Königin in der Krönungsrobe und mit der Krone auf dem Haupte dar, während sie die Gründungs-Urkunde der Universität in der rechten Hand hält. Sie steht auf einem Sockel aus grauem Granit und hat in einer Nische auf der großen Freitreppe des Universitätsgebäudes einen passenden Platz erhalten.

Bologna. - An der hiesigen Universität hat eine Privat-Dozentin, Fräulein Giuseppina Cattani, jüngst ihre erste Vorlesung abgehalten. Das Fach, welchem sich die Dame gewidmet, ist die allgemeine Pathologie, und die erste Vorlesung vor einem ungemein großen Auditorium behandelte die Bacteriologie im Allgemeinen und ihren intensiven Einfluß auf die moderne Pathologie. Da die junge Doctorin klar, gewandt und flüssig sprach, so fehlte es ihr selbstverständlich nicht an stürmischem Beifall.

Literarisches

Neu erschienene Bücher. Theophil Jolling, Der Staat. Ein Roman aus der Gesellschaft. Zweite Auflage. Leipzig, Dörfel. M. 6. Ernst Böhert, Das Grafenkind und andere Novellen. Berlin, Paetel. M. 5. Hans Hoffmann, Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Berlin, Paetel. M. 6. Hermann Seiberg, Aretzlicher Heinrich. Roman. Neue durchgesehene Auflage. Leipzig, Friedsch. M. 6.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Advertisement for Lingner & Kraft, Dresden. Includes text: 'Nur echt mit Fabrikmarke und voller Firma: Lingner & Kraft'. Features an illustration of a man washing his face and a child. Text describes the benefits of their 'Schönheitschwamm' (beauty sponge) and 'Wash-Frottir-Apparat' (washing device).

Advertisement for Stollwerck'sche CHOCOLADE. Includes text: 'Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE'. Features an illustration of a woman sitting at a table with a chocolate box. Text says 'Überall käuflich von M. 1.20 1/2 K an aufwärts'.

Advertisement for 'Jede Dame ist im Stande...' by Gustav Fritzsche, Leipzig. Includes text: 'Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen'. Features a decorative border and a small illustration of a woman.

Advertisement for 'Vorgezeichnete Decken' by Emil Fritzsche, Zittau. Includes text: 'Vorgezeichnete Decken, Tabletts, Tischläufer, Frottir- u. Paradehandtücher; Javastoff u. Große Posten Taschentücher, Tischtücher, Servietten mit 11. Fehlern verkaufe enorm billig. Auf Wunsch Auswahllieferung. Emil Fritzsche, Zittau.'

Advertisement for 'Liederquell' by Steingraber Verlag, Leipzig. Includes text: '„Liederquell“ 251 Volks-, Vaterlands-, Soldat-, Jagd- u. Commerslieder, berühmte alt- u. mod. u. schilf. Gesänge i. romant. Zeit. m. leucht. Bildn. u. Witz. Taschenbuch. Preis 4.20. - Festgeb. 4.30. Lyra: „Die Schatzkammer“, hat nicht ihresgleichen. Steingraber Verlag, Leipzig.'

Advertisement for 'Wir kennen keine...' by Steingraber Verlag, Leipzig. Includes text: '„Wir kennen keine...“ bessere, anregendere und lustigere, als die, ja Lust und Heiß... Steingraber Verlag, Leipzig.'

Advertisement for Otto Weber's Mode-Magazin, Berlin W, Leipzigerstr. 124. Includes text: '124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleiern, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reithleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.'

Advertisement for Otto Weber's Trauer-Magazin, Berlin W, Mohrenstr. 35. Includes text: '35. Otto Weber's Trauer-Magazin befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.'

Friedrich Gerstäcker's ausgewählte Werke. Zweite Volks- und Familien-Ausgabe. Neu durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Ebeden. Erster Band: Die Regulatorien im Kurfürstenthum. Aus dem Waltheben Amerling. Reimts Auflage. Jena, Costenoble, M. 1,50.

Graff Gunttram, Derweil. Ein episches Gedicht. Leipzig, Friedrich, M. 2.

Karl Liebrecht, Der Erde. Soziales Schauspiel in vier Akten. Leipzig, Friedrich, M. 2.

Gerhard von Amthor, Stahl und Stein. Erzählung. Leipzig, Friedrich, M. 3.

P. Dunder, Rorsch im Kern. Roman. Berlin, Freund, M. 3.

Karl Emil Franzos, Aus Halb-Asien. Dritte Auflage. Stuttgart, Bong & Co. M. 10.

H. v. Osmarck, Die erste Hälfte bei plötzlichen Unglücksfällen. Leipzig, Vogel, M. 1,50.

Stephan Milow, Aus dem Süden. Gedichte. Stuttgart, Bong, M. 3.

Sermann Illmers, Furchen. Novellen. Stuttgart, Bong, M. 4,50.

Fried. Lampert, Aus Alt-Ägypten. Stuttgart, Bong, M. 3.

Magazin für die Literatur des In- und Auslandes, 28. Jahrg. 1889. Dresden, Clemen. M. 16.

Sermann Illmers, Fremde und Feind. Eine Ode in religiösen Dichtungen. Oldenburg, Schulze, M. 2.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. I. Die Speckkarte. Leipzig, Dietz, M. 0,25.

C. v. Kojetowoff, Die Bedeutung der Milchzähne. Frankfurt a. M., Anauer, M. 1.

H. Schöppe, Vorträge für Mütter über die wichtigsten Krankheiten der Säuglinge. Bonn, Danksiein, M. 1.

D. J. Mohr, Gedächtnisblätter an die Heimalb und Fremde. Frankfurt a. M., Rablan, M. 5.

H. Schöberl, Fürstliches Blut. Roman. Berlin, Scherer, M. 3,50.

Jul. W. Braun, Im Hefeln. Roman. Berlin, Fontane, M. 4,50.

Carl Reclam, vollendet von J. Ruff, Das Buch der vernünftigen Krankenpflege. M. 5.

Le Comte de Chambrun, Les Étrangers politiques et littéraires. Paris, Calmann Lévy, M. 10.

Aus Studienmappen deutscher Reisler. III. Bd. Menzel. Breslau, Wirtkoll, M. 12.

Sara Suttler, Im Bann der Liebe. Roman. Berlin, Scherer, M. 3,00.

Rehatalah, Eine Erzählung aus den Märchen. Berlin, Scherer, M. 4.

Carl Reclam, Das Buch der vernünftigen Krankenpflege. Leipzig, Winter, M. 5.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beiblätter, 12 große farbige Rodenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Fest-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Rodenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Extra-Blätter der Modenwelt u. Ill. Frauen-Zeitung.
(Die fehlenden Nummern sind vergriffen.)

- | | |
|---|--|
| Nr. 2. Frivolitäten (Ochi).
Mit 48 Abbildungen. | Nr. 15. Plattstich-Stickerei.
Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen. |
| Nr. 4. Filet-Guirlande. 2. Aufl.
Mit 96 Abbildungen. | Nr. 16. Namen- und Monogrammm-Stickerei. I.
Mit 95 Abbildungen. |
| Nr. 5. Filetstricken. — Genähite Guirlande (de Cluny).
Mit 68 Abbildungen. | Nr. 17. Spitzen-Arbeit mit Bändchen.
Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen. |
| Nr. 6. Spitzen-Arbeit. — Spitzenstiche.
Mit 116 Abbildungen. | Nr. 18. Eigen-Besätze.
Mit 4 Seiten Abbildungen. |
| Nr. 8. Rahmen-Arbeit.
Mit 54 Abbildungen. | Nr. 19. Namen- und Monogrammm-Stickerei. II.
Mit 80 Abbildungen. |
| Nr. 10. Weißstickerei. I. Abtheilung.
Mit 110 Abbildungen. | Nr. 20. Häfelarbeit.
Mit 5 Seiten Abbildungen. |
| Nr. 11. Spitzenklöppeln.
Mit 78 Abbildungen. | Nr. 21. Aufnääh-Arbeit und leichte Stickerei.
Mit 4 Seiten Abbildungen. |
| Nr. 13. I. Knäpff-Arbeiten, I. Abtheilung. 2. Aufl.
Mit 90 Abbildungen. | Nr. 22. Kertschnitt-Arbeiten.
Mit 4 Seiten Abbildungen. |
| Nr. 13. II. Knäpff-Arbeiten, II. Abtheilung. 2. Aufl.
Mit 84 Abbildungen. | Nr. 24. Stickerei mit Füllstichen.
Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen. |
| Nr. 14. Venetian. Spitzen-Stickerei.
Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen. | Nr. 27. Lederstich-Arbeiten.
Mit 3 1/2 Seiten Abbildungen. |

Preis je 50 Pfennig (50 Kreuzer), die Nummern 14 und ff. für Abonnentinnen der Modenwelt 25 Pfennig (15 Kreuzer).
In letzterem Falle muß die Bestellung unter Beifügung der Abonnements-Quittung bei uns direct franco, nicht durch eine Buchhandlung, erfolgen. Auch die anderen Nummern können von uns direct bezogen werden, falls der Bezug durch eine Buchhandlung zu weitläufig ist.
Directen Bestellungen ist der Betrag beizufügen, wogegen franco expedirt wird.
Die Expedition der Modenwelt u. Ill. Frauen-Zeitung.
Berlin W., Potsdamer Straße 38. — Wien I., Operngasse 3.

Nordseebäder und Luftkurorte

Wenningstedt Sylt

Ca. 40 Kil. meter langer, schmirgerender Strand, stete Brandung, Lebensweise gänzlich ungenirt. Preise mässig, bis 1. Juli und vom 1. September an in Hôtels u. Privatwohnungen um 1/2 herabgesetzt. Frequenz: 1884—2999, 1885—3090, 1886—3100, 1887—5400, 1888—5500.

Neu eingerichtet: Dampfparade zum Badplatz. — Strassenpflasterung. — Segel- und Jagdsport. — Neues grosses Warmbadehaus mit Dampfbad. — Grosse Lesehalle. — Bade-Apotheke in Westerland.

Illustrirte Broschüre über Sylt in jeder Buchhandlung. — Prospekte sowie Fahrpläne durch die Seebadedirection in Westerland-Sylt.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände
nach dem Muster des Vetter-Vereins in Berlin
Wiesbaden, Renngasse 1.
Pensionat.
Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Vorleserin **Fr. H. Ridder.**

CACAO-VERO
entölt, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertroffen. Cacao.

Preis per 1/2 1/2 1/2 1/2 = Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Stottern
heilt **Rudolf Denhardt's** Anstalt in **Eisenach** Prospekt gratis.
Heilung. (früher Burgsteinfurt).
Gartenlaube 1878 No. 13, 1879 No. 6, Elzler Anst. Deutchl. diemehrstaat. ausgezeichnet.

Büsten-Fabrik
Rohr u. Drathfiguren
Ständer u. Bügel
Carl Fürstenheim
Berlin C. Jerusalemstr. 15
Illustr. Catalog gratis u. franco.

Enthaarung
Mandelus'sches Decoloratorium.
Unschädl. Mitt., die so verunreinigten Arm- u. Gesichtshaare bei Damen spürlos, schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Flac. 3 M. Apoth. Mandellus, Berlin, Lössenstr. 19.

Echtes Linoleum
(Kork-Teppich).
Billigste Bezugsquelle im Fabric-Dépôt von **Julius Henel vorm. C. Fuchs**, k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau. Qualitäts-Proben und Muster franco.

Das Vogtl. Versandt-Haus
Vincenz Keller, Planen I. V., liefert Gardinen, Stickereien, Spitzen, Stoffe, Schürzen etc. Illustr. Cataloge franco.

Für Damenschneiderinnen!
mit einem Vermögen von 3000 Mark bietet sich vereinsmäßig der denkbar günstigste Gelegenheitsposten, ein seit 14 Jahren bestehendes, feines, flottes **Atelier** (durchschnittlich 15—20 Mädchen) in einer der industriereichsten Städte Westfalens käuflich zu erwerben.
Weil. Offerten unter J. R. 8818 an die Expedition dieses Blattes.

Anzeigen

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angefordert werden sollten, haben zu dem Preis von 1 Mark für die einbaltige Konvaleszenz-Heile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-Büreau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38 und zu Wien I., Operngasse 3.
Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugefandt, so lange der Interims-Auftrag dauert.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstalt
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. a. w. Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Bad Petersthal
im Nordsüdteil des Bad. Schwarzwaldes 420 m ü. M. Nördlichst bekannte kohlensäurereiche Eisenwässerlinge und Sulfidwässerlinge zu Trinit- und Badefürten. — Prospekt gratis.
Besitzer: Dr. Aumig, Nob. Müller's Erbe.

!!!Neu!!!
Victoria-Wasch-Mütze
Rationelle Weise der Kopfputz; Hygig. empfohlen. Keine unübliche oder schädl. Materialien, sondern gründl. Wasserfest, auch bei langem Haar mit wenig Mühe in ca. 2 Minuten.
D. R.-P. Nr. 43398.

Hitzacker Stahlbad „Victoria“, Prov. Hannover.
Wirksamstes Eisenwasser. 3 goldene Medaillen. Von ersten Autoritäten empfohlen gegen Blatarmuth, Nervenleiden etc. — Schönste Waldgegend a. d. Elbe.

Dr. med. Osc. Eyslein's Heilanstalt
für Nervenleidende höherer Stände in Blankenburg am Harz; von Jahr zu Jahr vergrößert m. 10 Morg. großem Park, war den ganzen Winter über abtürlich besucht. Näb. Prospekte. Größtenzungen, Epilepsie ausgeschlossen.

Patent-Rollschutzwände
Böchst praktisch für Zimmer, Balcons, Veranden, Treppen etc.; Gartenpavillons für Erwachsene und Kinder; hellbare Zug-Jalousien, Rolläden mit Dreh-, Stahl- und Gurt-Verbindungen, mit und ohne Lüftungseinrichtungen; Schattendecken für Terrassen etc. Preislisten gratis.
Berlin C. **Dauids & Co.** Hannover
Seidelstr. 4. Preisverzeichnisse 25. 18 mal mit 1ten, gold., silb. und Staatspreisen prämiirt.

Feines Tafelgeflügel „Monopole Hongrois“
(naturell milchgemähtet oder getrüffelt)
sowie vortrefliche Legehühner u. Zuchthähne wegen ihrer vorzüglichen, auf erhöhte Eierproduction gerichteten Eigenschaften:
„Die Perlen des ungarischen Tieflandes“ genannt, liefert als Specialität von einem Bestföhrden aufwärts die zu ganzen Waggonladungen unter Garantie für lebende Ankunft die bestenommirte **Ungarische Hühnerzucht** des **Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn.**

Preise der Stück offerirt freibleibend überallhin franco, postfrei und emballagefrei.

Poularden (getrüffelt) mit jungem, jartem Fleisch)	pr. St. M. 2.—
Poularden (fleisch-reiches Masthuhn, weißfleischig)	pr. St. M. 2,20
Poulets 1889er Brut (außerst jartes Fleisch) nicht unter 4 Stück	pr. St. M. 1,50
Masthähnchen (autogemastete Erportwaare)	pr. St. M. 1.—
Junggänse (auf das Fleisch gemähtet mit mäßigem Fettanlag)	pr. St. M. 4,52
Jungenten (auf das Fleisch gemähtet)	pr. St. M. 2,20
1888er ausgewaschene Erceblühner und Ausblühner (Berlin des ungarischen Tieflandes)	pr. St. M. 2,20
1888er frische, ausgewaschene Hühner mit gelben Beinen	pr. St. M. 2.—
1889er halb ausgewaschene Erceblühner (in 3 Monaten leger)	pr. St. M. 2,10
1889er Rücken , 13 Monate alt, frische zuchthähne Thiere)	pr. St. M. 90
1889er Zuchtgänse (Erdener Kreuzung, reinweiße Thiere)	pr. St. M. 5.—
1889er Zuchtenten (Apolobran-Kreuzung)	pr. St. M. 2,10

☞ Eine Probefendung enthaltend: eine Ente (gehöpft), eine Poularde (getrüffelt) und ein Poulard (fleisch-reiches Masthuhn) mit nur jungem, jartem Fleisch oder ein ungarischer Zuchthahn kommt den dazu ruffenden zwei Legehühnern (von den Perlen des ungarischen Tieflandes) wird für Mark 6,50 überallhin nach Deutschland franco, postfrei und emballagefrei unter Garantie für lebende Ankunft versendet.

Gutmann's Corsets. (Patent)
Mit neuen, garantiert unzerbrechlichen elastischen Einlagen als Ersatz für Fischbein u. Stahl.
Sämtliche Einlagen, auch die Hüftfedern sind rostfrei und unzerbrechlich.
Überall durch erste Weisswaren- und Corsettegeschäfte zu beziehen.

Man verlange: Gutmann's Corset!

Überall zu haben ist

RIEBIG Company's

Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug **J. Riebig** in **BLAUER FARBE** trägt.

Das Dampfschiff „Wyl-Föhr“ (Capt. Dooren) unterhält vom 1. Juni an eine regelmäßige Verbindung zwischen der Eisenbahnstation Hufum und dem Nordseebade **Wyk auf Föhr**

Wyk auf Föhr
Directe Eisenbahnbillets. Fahrzeit ca. 3 Stunden. Spezielle Fahrpläne sind bei uns und bei den Annoncen-Expeditionen von Haasenstein & Vogler unentgeltlich zu haben.
Wyk auf Föhr im Mai 1889. Die Direction.

ZUR VORKUR für den Besuch des Bades Krankenheil
oder zum Gebrauche der Kur zu Hause bei Frauenkrankheiten, Scropheln, chron. Drüsenschwellungen, chron. Hautkrankheiten, Merkurialismus, Nervenkrankheiten, Lähmungen etc. Krankenheil Jodsalzwasser (Georgen-Quelle) für schwächere, Jodsalzwasser (Bornhardtsquelle) für stärkere Constitutionen zur Trinker: Krankenheller Quellsalz oder Quellsalzlauge zur Darstellung von Bädern im Hause, zu Umschlagen, Injektionen etc.

KRANKENHEILER Quellsalzeife
Nr. I. (Jodsalzeife) mildeste Toiletseife für Damen.
Kinder u. reizbare Constitutionen; bewährt gegen unreinen Teint u. leichte Hautausschläge; fortgesetzter Gebrauch macht die Haut zart und glatt — eine rechte Krankenheife! Nr. II. (Jodsalzwasserseife) heilt alle chron. Hautkrankheiten. Nr. III. (Verstärkte Quellsalzeife) ist bei hartnäckigen und veralteten Hautleiden von überraschender Heilkraft, selbst da, wo alle anderen Mittel erfolglos blieben. Zu beziehen durch alle grösseren Apotheken, Droguen- und Mineralwasserhandlungen und direct. Man verlange Gebrauchsanweisung und Prospect mit den Urtheilen berühmter medizinischer Autoritäten durch die Direction der Jodquellen zu Krankenheil bei Tölz.

Verein für Kinderheilstätten a. d. deutschen Seeküsten.
Die Kinderheilanstalt im Nordseebade Wyk auf Föhr
ist vom 1. Juni bis 1. Oct. für Scrophulöse, nerven- u. kräftschwache Kinder u. f. w. im Alter von 4—14 Jahren geöffnet.
Die Pflege d. Kinder befindet sich i. d. Händen d. Pflegerinnen d. „Königin Augusta-Hospitals“ in Berlin. Prospekte u. Auskunft bei **Dr. Gerber.**

Seltene Gelegenheit!
Verkauf von Reismustern in hochf. Damenwäsche mit echter Handstickerei.
Eine große Partie Mullschürzen, die auf dem Markt verkauft worden, werden im Ganzen oder in einzelnen Stücken ausnehmend billig abgegeben. Es befinden sich darunter hochf. **Damenhemden** in sew. Konfekt auf Brust und Kermel mit hocheleganter reicher **Stickerei**, die sonst 7—9 M. kosten, jetzt M. 3,40—4,50. **Damenhemden** in Konfekt mit geliebten **Handstichen**, sonst 3 M. 50 Pf., jetzt 2 M. 40 Pf. **Damenhemden** in f. Croise, mit Handstickerei, sonst 5—7 M., jetzt 2 M. 50 Pf. bis 3 M. 95 Pf. Außerdem eine Partie ff. feinerer **Leinwand**, **Handtücher** u. **Tischzeuge**. **Eleg. Damen-Nachthemden** m. **Handstickerei** v. M. 4,65 an. **Sämtliche Sachen** sind nur bessere Qualitäten.
En gros. Damenwäschefabrik, Specialität in Handstickerei. Export.
Max Donig, Berlin, Gr. Friedrichstr. 9. I.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Für den Strand- und Landaufenthalt sind große Schirme aus Kattun vorhanden. Dieselben werden jedoch, entgegen der früheren Ansicht, ganz unabhängig von dem übrigen Kostüme gewählt. Als besonders originell erwähnen wir einen groß und bunt carrirten Bezug, wie eine im Rococo-Geschmacke mit Sträußchen gemusterte Bekleidung. Die hellen Naturstoffe sind sehr einfach und nur durch eine Schleife aus dem Stoffe der Bezüge geschmückt.

Die altbekannte, als practisch und billig geschätzte Spachtel-Stickerei taucht in immer neuen Variationen auf. Kürzlich berichteten wir von ganzen Röcken aus diesem echt sommerlichen Gewebe und heute erzählen wir von den verschiedensten Taillen-Garnituren. Da giebt es zunächst Kragen in allen Breiten und Formen, dann Passen, welche zuweilen nur im Rücken gerade abschließen, vorn aber noch durch einen Koh bereichert werden; ferner finden sich Auf-lagen für die modernen, breiten Revers und zwar wie diese im Taillen-schlusse schmal



verlaufend und oben im Zusammenhange mit breitem, sich den Rückentheilen anschließendem Umlegekrage, und last not least, giebt es, wie die kleinen Abbildungen zeigen, sehr reizende Garnituren in der Form der kurzen Figaro-Jäckchen, oder als Besatz derselben, welche noch durch Krage und Gürtel vervollständigt sind.

Die Braut-Toilette folgt in großen Zügen stets der herrschenden Mode, nur ist die Auswahl der Garnitur eine sehr beschränkte, wenn man den Charakter der Schlichtheit und Eintheiligkeit festhalten und auf den klassischen Schmuck schöner Spitzen verzichten will oder muß. Als sehr günstig hat sich nun neuerdings der Versuch erwiesen, um den Rand von Rock und Schleppe, am Hals und Ärmel, oder auch längs der vorderen Ränder eines Prinzess-Überkleides, einen Besatz aus weißen Straußfedern zu verwenden. Sehr jugendliche Bräute greifen immer wieder gern auf die altdeutsche Form zurück, ja kürzlich stand in Paris eine Herzogin L. im ehrlichsten altdeutschen Gretchen-Kostüme vor dem Trau-Altare. Das nur wenig sichtbare Unterkleid war aus Damast, das Überkleid aus glattem Atlas, über dem trauen, mit voller Rüsche abschließenden Hemdchen aus Gaze tief vier-eckig ausgeschnitten. Nicht ganz „Mißgerecht“, dafür desto fleißiger und luftiger waren auch die Ärmel aus Gaze, die bis zum Ellbogen drei Puffen und dann eine enge, hohe Manschette bildeten. Perlengehäkelte Borte umgab den Ausschnitt, hielt die Puffen und bildete eine Art Châtelaine.

Wie der echte Stein zu einer Imitation, so verhält sich die Handstickerei zur Maschinenarbeit, und es ist daher natürlich, daß der feine Geschmack eine einfache Handstickerei der prächtigsten Maschinenstickerei vorzieht. Man bewundert an dieser den Effect, den Reichtum des Musters, man erstaunt, daß die Mechanik so Vollendetes schaffen könne, allein gediegener und vor Allem haltbarer bleibt stets die Handstickerei. Die Maschinenstickerei ist eine im Verhältnisse zur Wirkung wohlfeile Pflanz; aber auch der Preis der Handstickereien hat sich infolge des steigenden Arbeitsangebotes gegen frühere Zeiten bedeutend verringert, so daß heutzutage gar kein großer Beutel dazu gehört, um die Reizung für diese wertvolle Wäsche-Ausstattung befriedigen zu können. Mag man dieses Zurückgehen der Preise im Interesse der geringer bezahlten Arbeiterinnen bedauern, der Industriezweig als solcher gewinnt dadurch einen immer größeren Markt. Die Firma Max Donig in Berlin (siehe Bezugsquellen), welche ausschließlich mit Handstickerei ausgestattete Wäsche fabricirt, beschäftigt allein in den südlichen Theilen der Reichslande, deren weibliche Landbevölkerung ihren Erwerb vorherrschend der Sticknadel verdankt, etwa vierhundert Stickerinnen und exportirt einen großen Theil ihrer Fabricate nach Amerika und anderen überseeischen Ländern. Für das Ausland führt die genannte Firma indeß auch Aufträge von Privat-kunden zu denselben billigen Eng-gros-Preisen aus, worauf wir nicht unterlassen wollen, unsere Leserinnen aufmerksam zu machen.



Paris. Für die Morgen-Toilette in den Bädern gilt vor Allem jene Verbindung von Eleganz und Einfachheit, welche die Schönheit oft in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt. Zu dieser Art von Toiletten gehört unter anderen ein Anzug aus schieferblau getönten Keinen-Crepon. Das Unterkleid, aus einem einzigen Stücke bestehend, wird von einer Schärpe zusammengehalten; den engen Ärmel schließen kleine schwarze Knöpfe. Das vorn lose, hinten anliegende Überkleid hat bis zum Rocksaume reichende offene Ärmel, die gleich jenem mit zahlreichen Reihen feiner schwarzer Schnur verziert sind. Gelbe und schwarze Nerven schmücken den Hut aus bläulichen Stroh.

Die kleinen Mantellets und Dolmans zeigen bei sehr verschiedener Mach-Art und Ausstattung ein übereinstimmendes charakteristisches Merkmal: die sehr langen, oft bis zum Rande des Kleides reichenden Vordertheile, seien es auch nur Hüft- oder Band-Enden. Bemerkenswerth sind auch die Ärmel: eng bis zum Ellbogen, von

da sich erweiternd und in langen Zipfeln oder offenen, edigen Flügeln endigend. An einem ganz neuen Modell mit kurzen, runden Jaden-Vordertheilen fielen die Ärmel aus plüschigen Stoffstreifen in ganzer Länge des Rockes herab.



schläge. Hut aus rotha Gaze mit Rüschen garnirt.

Der Fang von allerhand Seegethieb bildet am Strande den beliebtesten Zeitvertreib der Mädchen bis zu vierzehn Jahren, weshalb man ein zum Baden und Fischen gleich taugliches Kostüm für sie erfunden hat. Dasselbe besteht aus einem gestreiften Vollrocke mit Taille und einem Kchetrocke aus rothem Kauchmiz, der jenem lose übergezogen ist und zum bequemeren Baden fortgelassen werden kann.

Da das Leben am Strande bekanntlich allerlei kleine Toiletten-Extravaganzen gestattet, so sei auf ein originelles Kostüm für junge Mädchen aufmerksam gemacht. Geblümter Musselin bildet das Unterkleid, ein Batist den offenen, nur durch einen Gürtel geschlossenen Überrock mit Pelerine, sowie Krage und Auf-



B. de G.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Aus Schäften von Glacé oder dänischen Handschuhen lassen sich zierliche Täschen anfertigen, die zum Aufbewahren von Geld sich besonders auf der Reise als zweckmäßig erweisen, auch als Handarbeits-Täschen, oder zur Aufnahme von Knöpfen, Spielmarken u. d. n. dienen können.

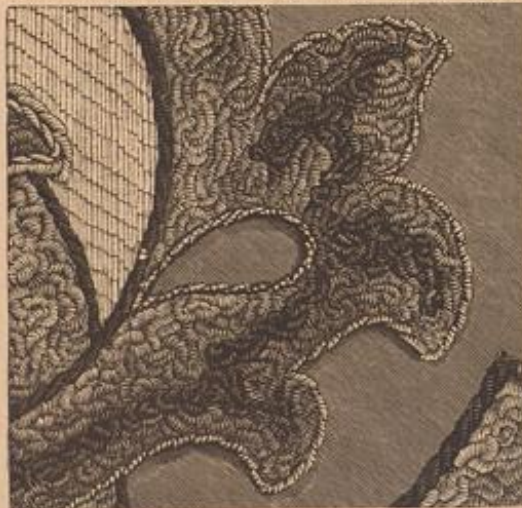


Von kurzen Handschuhen sind zwei für ein Täschen erforderlich, wobei die Handfläche mit zu benutzen ist; die Schäfte langer Handschuhe werden nur abgeschnitten und 1 bis 1 1/2 Cent. hoch über dem Schnitt-rande durch Steppnaht geschlossen. Das Leder unterhalb der Naht ergibt, dicht eingeschligt, ein Fränzchen, das man mit Bronze-Lincur vergolbet. Den Schluß des Beutels vermittelst ein mit der Schnürnadel in Vorrichtung eingezogenes Schnürchen, das man aus Gondonnet-Seide häkeln oder knüpfen kann (verwendbare Vorlagen, siehe Abb. 10 d. Nr. v. 3. Juli 87 sowie die Abb. 25 u. 26 der Nr. v. 16. December 88), und an den Enden mit übersponnenen oder vergoldeten Kugel-Knöpfchen abschließt. Ein in Materie oder leichter Stickerei ausgeführtes Blümchen, Wappen, Monogramm u. c. ergibt eine hübsche Verzierung.

Die für ein Rückenfissen bestimmte Stickerei wurde mit Krimmerwolle, einem neuen, nebenstehend naturgroß dargestellten



Material ausgeführt, dessen Faden einem krausen Schnürchen



ähnlich sieht. Man arbeitet mit dieser Wolle entweder in halben Kreuzstiche auf entsprechend kräftigem Cambrés, oder indem man

den Faden, wie an der Vorlage, hin- und herleitet und mit Ueberfangstichen in gleichfarbiger Nähseide befestigt, bis er die Muster-



fläche deckt. Hier wie dort behält der Faden krummerartiges Gefüge, das besonders bei Stickereien mit ausgehäteter Musterung, wie der dargestellten, eine eigenthümlich reizvolle Wirkung erzielt. Die Vorlage ist auf braunem Filz ausgeführt, der in der Mitte fortgeschnitten und durch Gold-Brocät ersetzt wurde. Zum Contourieren der über beide Grundstoffe sich ausbreitenden Stickerei diente Goldfaden, Krausgespinnst und Krimmerwolle, letztere in abtörender Farbe von der abschattirten Füllung.

Bezugsquellen: Sonnenschirme: A. Hoff, jun., W. Jäger-Str. 27a. — Garnituren in Spachtel-Stickerei: M. Levin, C. Danneberg-Platz 1. — Ge-stickte Damenwäsche: Max Donig, SW, Friedrich-Str. 9. — Bade-Anzüge: J. Huel, vorm. Jungs, Breslau, Am Rathhaus 26. — Krimmerwolle: Etibel u. Schmidt, W. Friedrich-Str. 78.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Die Prinzessin Friedrich Karl hat Italien, wo sie längere Zeit weilte, wieder verlassen und ist nach Berlin zurückgekehrt.

Baden-Baden. — In der Wohnung der Gräfin Trani, der Schwester der Kaiserin von Oesterreich und der Mutter der Prinzessin Marie Theresie von Bourbon, wurde am 27. Mai d. J. der Ehevertrag der Lepteren mit dem Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen unterzeichnet. Die Vermählung findet am 26. Juni in Sigmaringen statt. Zu derselben werden Kaiser Wilhelm, der König und die Königin von Rumänien, die Königin und Prinz Georg von Sachsen nebst Familie, der König von Neapel, Graf Cajeta u. A. erwartet.

London. — Unter den vielen Ausstellungen, welche kürzlich hier stattfanden, erfreute sich eine in Hyde Park House, die nur zwei Tage geöffnet blieb, ganz besonderen Interesses, nicht sowohl der ausgestellten Kunstwerke, als derjenigen wegen, welche dieselben geschickt hantirte. Es waren dies nämlich lauter „nicht berufsmäßige“ Maler und Malerinnen, und es befanden sich nicht nur viele Mitglieder unserer Aristokratie, sondern sogar mehrere königliche Persönlichkeiten darunter. Die Aufmerksamkeit der Deutschen wurde in erster Linie von einem Bilde angezogen, welches die Kaiserin Friedrich gelandt hatte. Es war in lebhaften Wasserfarben gemalt und stellte Orpheus mit seiner Leier dar. Doch ist dies kein neues Werk der Kaiserlichen Künstlerin, es stammt aus dem Jahre 1863 und zeigt ihr Talent nicht in so gutem Lichte, als viele andere ihrer Gemälde. Allertieft waren zwei kleine Bilder, die mit „Aix“ gezeichnet waren, und die der Prinzessin von Wales ihre Entstehung verdanken. Das eine zeigt zwei Bauern, die einen Landweg an einer Reihe von Hügel mit Windmühlen heimwärts wandern. Die Sonne ist im Untergehen, und die Wirkung von Licht und Schatten vortrefflich zur Anschauung gebracht. Das andere Bild stellt eine Seelandschaft dar, wie sie wohl von den Rippen Dover's gesehen ist, ein annuthiges Gemälde, das, selbst wenn die Malerin keine so hochgestellte Persönlichkeit wäre, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde. Die Königin der Belgier beschäftigte ihre Vorliebe für Blumen; auf ihrem Gemälde bildete Schloß Laeken, von Bäumen umgeben, den Hintergrund. Ihre Schwägerin, die Gräfin von Flandern, führte den Eingang zu einem Kloster vor, dessen Steintrufen ein Mönch hinaufsteigt, ein in seiner Einfachheit sehr eindrucksvolles Bild. Auser diesen hohen Persönlichkeiten waren, wie gesagt, viele der bestbekanntesten Mitglieder der Gesellschaft als Aussteller vertreten; unter Anderen der auch als Schriftsteller bedeutende Herzog von Argyll, welcher zwei Ansichten des schottischen Hochlandes, in Wasserfarben ausgeführt, beigefeuert hatte.

Petersburg. — Der Großfürst Peter Nikolajewitsch von Rußland, ein Vetter des Czaren, hat sich mit der Prinzessin Milika, der zweiten Tochter des Fürsten Nikita von Montenegro verlobt. Großfürst Peter ist 23 Jahre alt, Adjutant des Kaisers und Lieutenant bei den Garde-Mannern. Die 23jährige Prinzessin Milika ist eine außerordentliche Schönheit.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Die Mode

Abdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Kaum giebt es eine kleidsamere und practischere Tracht für die kleinen Mädchen, als den Gesicht und Hals schützenden Helgoländer. Während man ihn bisher meistens von weissem oder gelblichem Batist, Shirting u. fertigte und mit englischer Stickerei ausstattete, wird der in diesem Sommer mehr denn je getragene Hut neuerdings auch sehr häufig in Rosa und Hellblau oder aus geklümtem Batist hergestellt. Im letzteren Falle verzichtet man gern ganz auf Stickerei, welche zu rosa und hellblauen Stoffe jedoch ebenfalls farbig zu wählen ist.

Für die Haartracht dürfte es eigentlich gar keine ausgesprochene Mode geben, sondern hier noch mehr wie auf den übrigen Gebieten sollte einzig und allein die Kleidsamkeit maßgebend sein. Hoch, niedrig, flechten, Loden, glatt, gekraust, das Alles sollte gleichberechtigt neben einander erscheinen, und eine Veränderung im Einzelnen nur aus eigener Nachvollkommenheit, nicht aber der Mode zu Liebe erfolgen. Manchmal freilich ist auch der Wechsel der Frisur nur die Consequenz anderer Veränderungen. So stehen wir jetzt ganz entzückt vor den neuen, großen flachen Hüten, deren Kopf oft kaum die Höhe von zwei bis vier Cent. erreicht. Im Voraus überzeugt, daß ein solcher uns sehr gut stehen wird, wollen wir ihn probieren, doch siehe da, es gelingt uns gar nicht, ihn über all den Radeln, Kämmen und Puffen ordentlich auf dem Kopfe zu placiren, er bleibt halb und halb in der Luft schweben. Da muß denn der mehr oder weniger kunstvolle Aufbau geopfert werden, und die Frisur rückt von der Höhe des Kopfes wieder tiefer nach hinten, bis in den Nacken herab, wenn die Trägerin hierfür hübsch und jugendlich genug ist. L. G.

An den fortwährend modernen Percal-Kleidchen der Kleinen stellt man Weste, Halskrause und Schärpe vielfach aus rosa oder blauen Leinen-Strepon her. Den Gürtel ersetzt oft ein zines um die Taille herabfallendes Plissé dieses Stoffes, während der geschlichte Aermel den bloßen Arm sehen läßt.

Für die Kleinen Buben ist der Schweizer Kattun mit seinem lebhaften und waschechten Roth noch immer der beliebteste Sommerstoff. Eine neue Façon dieser Knaben-Kostüme besteht in einer mit Plissé und Schnürösen besetzten langen Gärtnerjacke und weiten, bis über das Knie aufgestreiftes Höschen. Chemiset aus weißer Wolle oder Baßseide.

So angenehm der seidene Handschuh sich auch bei warmen Tagen erweist, so vielfach hört man doch Klagen über seine geringe Haltbarkeit; die Fingerspitzen reiben sich eben gar zu leicht durch! Um diesem Uebel abzuhelfen, fertigt man neuerdings die Handschuhe mit doppelten Fingerspitzen, oder klebt den letzteren kleine Lederhüllen auf. Das ist ja allerdings sehr practisch, doch muß sich das Auge an der so besetzten Handgelenke erst noch gewöhnen. Die practischen Amerikanerinnen und Engländerinnen haben sich schon seit geraumer Zeit mit dieser Erhöhung der Haltbarkeit befreundet, und will sie noch etwas wie Nidwert erscheinen.

Paris. — Für die am See- und strandesonächtlichen Schatten-spenden zieht man dieses Jahr die viereckige Form der runden vor. Ganz neu aber ist der Einsatz, diese zierlichen Schilderhäuschen schwarz auszuschnitten, d. h. für den Fall, daß die Besizerin eine Blondine ist. Von einem schwarzen Hintergrunde hebt sich ihr Köpfchen so reizend ab! Die übrigen Menschenkinder bleiben bei blauer oder rother Ausstapejierung. Den Baldachin, sowie die aus Wolle



oder Leinen bestehenden Vorhänge stift man mit leichten Stichen oder befestigt sie mit Soutache.

Der Idylle des Landlebens entsprechen die buntfarbigten leichten Stoffe, unter denen Baßseide, namentlich in den neuen, gelbgrünen Nüancen, sich der besondern Vorliebe unserer jungen Damen erfreut. Ein Kleid dieses Stoffes, der Länge nach in Plissé-Falten gelegt und mit schwarzer Stickerei und Sammetband in Form von Nägeln mit Spitzköpfen garnirt, wird durch einen italienischen Strohhut, den Sammetstreifen an den Seiten aufschlagend, reizend vervollständigt.

Die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, in welcher der Schmuck nicht massiv genug sein konnte und oft die ungeeignetsten Gegenstände zu feinen Vorbildern gewählt wurden. Gegenwärtig ist man wieder dahin gekommen, den Schmuck als ein Mittel zur Erhöhung der Frauenschönheit zu betrachten und ihn demgemäß leicht und gefällig zu gestalten. Das Reich der Natur bietet hierzu die mannigfaltigsten Formen, und vor Allem sind es die Blumen, diese reizende Pflanze der Erde, die man wieder in Gold und Edelsteinen nachzuahmen strebt. Ihre geöffneten Kelche aus matten Golde erscheinen mit Brillanten bestreut, oder es erglänzt ein einzelner dieser Steine als Thautropfen auf den aus Email gebildeten Blättern eines Parma-Beichens. Aller Schmuck, Broschen, Ohrringe, Radeln, wird gegenwärtig in Paris sehr klein

getragen. Je unscheinbarer, je eleganter. Doch gilt dieses nur für den Schmuck, den man am Tage und zu einem hohen Kleide anlegt. Brillanten am Tage zu tragen, zeigt durchaus von uncultivirtem Geschmaack. Selbst Ohrringe werden als unscheinbar betrachtet. Des Abends schmückt man sich dagegen sehr reich mit Diamanten, in deren Farbenspiel Rubine und Saphire ihre Reflexe werfen. Die farbigen Steine bilden die Blumen, Diamanten die Blätter an 50—60 Cent. langen Zweigen, die vollständig aus einander zu nehmen und in ihren einzelnen Theilen als Haarschmuck, als Collier, Brosche oder Armband zu verwenden sind. Eine Weltbame läßt heutzutage ihre Diamanten fast in jedem Jahre in anderer Weise fassen. Die unabänderliche Fassung der Familien-Diamanten ist gänzlich veraltet. Ein reizender Schmuck sind Colliers aus weißen und schwarzen Perlen, mit einem prächtigen Schilde in der vorderen Mitte, sowie die mit dem Namen „Blutstropfen“ bezeichneten Geschmeide aus Rubinen von gleicher Größe, deren Fassung sich dem Blicke entzieht.

Unter den englischen Spielen, welche nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur körperlichen Übung dienen, ist das Lawn-Tennis das gräßlichste. Die große Geschmeidigkeit, die es erfordert, bedingt ein unglücklich loses, bequemeres Kostüm. Sehr geeignet hierzu erscheint daher das gerade, in Zusammenhang geschchnittene Kleid, namentlich wenn es, wie an der Vorlage, aus Jersey-Stoff besteht. Im Rücken geknöpft und in der Taille nur durch einige Fältchen anschlappend, giebt es jeder Bewegung nach.



Seinen Schmuck bilden eine breite Korbvorte und damit harmonisirende Passe. Ein zierliches Schleifen, hier und dort geschickt angebracht, verleiht dem Kleid seinen Reiz. Der große Schirmhut kann aus Stroh oder Stoff sein, vielfach wählt man auch die weichen Filzblüte ohne jede Garnitur.

Ein wenig anspruchsvoller als das Lawn-Tennis-Kostüm ist der Croquet-Anzug; er erscheint darauf berechnet, die Kleinheit des Fußes und die Schlankheit der Taille zur Geltung zu bringen. Weiße Wolle erweist sich für diese Art von weichen anderen Stoffe könnte sich eine grün gefärbte Blättervorte wirksamer abheben? Mit einer Halskrause aus Crêpe lisse um den halbhohen Ausschnitt macht das Ganze den Eindruck amüthigster Frische. D. de G.



Kostüme besonderer Günst, und von welchem anderen Stoffe könnte sich eine grün gefärbte Blättervorte wirksamer abheben? Mit einer Halskrause aus Crêpe lisse um den halbhohen Ausschnitt macht das Ganze den Eindruck amüthigster Frische. D. de G.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Anzeigen

Alle solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung umgezeichnet von und angeben werden sollten, finden in dem Preise von 1 Mark für die einseitige Honorar-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W. Postdamer Straße 38 und zu Wien I. Operngasse 3.

Interenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Interenten-Auftrag dauert.

Nur echt mit Fabrikmarke und voller Firma:

Lingner & Kraft



Schönheit, Gesundheit, Frohsinn, Frische, Kraft u. Energie sind undenkbar ohne tägliche Abwaschungen u. Abreibungen des ganzen Körpers. Das Wohlbehagen, das diesen Abwaschungen folgt, ist unbeschreiblich.

Jetzt ist die beste Zeit, sich an eine geregelte Hautpflege am Waschtisch zu gewöhnen. Leicht und bequem macht man sich die Sache, wenn man sich für M. 1.50 einen Lingner & Kraft'schen Wasch-Frottir-Apparat mit Schönheitsschwamm kauft, mit dessen Hilfe der Körper von Kopf bis zu Fuß in wenigen Minuten gewaschen und frottirt ist. Dieses unvergleichliche Waschgeräth sollte jede Dame an ihrer Waschtische haben.

Der Apparat ist für M. 1.50 in allen besseren Haushaltung-, Toilette-, Badeartikeln- u. s. w. Geschäften zu haben. Nach Orben, wo der Apparat nicht erhältlich ist, liefern wir an Jedermann direct franco 1 compl. Apparat für M. 2.—, 1 compl. Apparat mit 2 Schönheitsschwämmen in elegantem Hygiene-Carton für M. 3.50. (Vorher. Einsendung oder Nachnahme.) Es existiren miserable Nachahmungen. Die echten Apparate tragen unsere volle Firma eingestempelt.

Lingner & Kraft, Dresden.

für Holland: Gebr. Rijkers, Amsterdam, für Belgien: J. J. Perry, Brüssel, für Oesterreich: J. Stieber, Wien I, Grünangerg. 2.

Sammet- und Seidenstoffe jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von M. M. Catz in Crefeld.

Bad Nauheim. Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnl. Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, oemh. Gradir-Platz, Ziegenmilch, Sommersalson v. 1. Mai b. 30. Sept. Abgabe von Bildern auch vor bezw. nach dies. Zeit. Jäger. Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.

Garantie-Seidenstoffe der Seidenwaarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld. direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen. In beliebigen Meter-Maass zu Fabrikpreisen: Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crème Seidenstoffe, schwarze und weiss carrierte und gestreifte Seidenstoffe, Farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe schwarze Sammete und Peluche etc. etc. Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollektion. Geegründet 1873.

Verein für Kinderheilstätten a. d. deutschen Seeküsten. Die Kinderheilanstalt im Nordseebad Byß auf Föhr ist vom 1. Juni bis 1. Oct. für scrophulöse, nerven- u. brustschwache Kinder u. s. w. im Alter von 4—14 Jahren geöffnet. Die Pflege d. Kinder befindet sich i. d. Händen d. Pflegerinnen d. „Königin Auguste-Hospital“ in Berlin. Prospekte u. Anstalt bei Dr. Geber.

Jede Dame ist im Stande alldeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeughästen mit Anweisung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. vollste Holz- u. Leder-Prüfungsapparate für Industrie- u. Büchsellandens-Prüf. M. 30, M. 25 u. M. 30. Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Keltkleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

124. Otto Weber's Trauer-Magazin befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gensdarmenmarkt und den Colonnaden. Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Keltkleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Eine ältere feingebildete Dame, sehr erfahren und unfähig in der Führung des Haushalts, Reproduction und der Erziehung der Kinder, sucht sofort Stellung. Sehr gute Referenzen. Gehalt. Offerten unter Chiffre M. H. S. Exped. d. Blattes erbeten.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Vereins in Berlin Wiesbaden, Rengasse 1.

Pensionat. Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Vorleserin Fel. S. Hildebrandt.

Lehr- u. Erziehungsanstalt Anna Capelle, Heidelberg. Gründliche Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen und Handarbeit. Auf Wunsch Erlernung des Haushalts. Familienleben. Pensionspreis 1100 Mark.

Vorgezeichnete Decken, Tablett-, Tischläufer, Krottir- u. Paradehandtücher; Javallott u. Große Posten Tischentwürfe, Tischtücher, Servietten mit u. Fehlern verkauf enorm billig. Auf Wunsch Auswahlsendung. Emil Fritzsche, Zittau.

Die Pariser Schuhmacher beschenken die Ausstellung mit einer Neuheit, über die sowohl Männer wie Frauen erfreut sein können. Es sind dies hellgraue Schuhe, eine Mode, die für den Sommer als non plus ultra der Bornehmtheit erklärt wurde. In weiser Beachtung, daß schwarze Fußbekleidung sofort von Staub entstellte wird, hat man sich für die graue Farbe entschieden, welcher der Staub nichts anhaben kann. Die grauen Schuhe für Herren werden aus Leder hergestellt, die für Damen aus Seide oder Wollstoff. Die Absätze sind ringsum mit kleinen, allertieftesten Silbernägeln besetzt. Das erste Paar dieser grauen Schuhe wurde von einer Abordnung der Madame Carnot überreicht, welche sich auch bereit erklärte, den ganzen Sommer hindurch für die neue Mode im wahrsten Sinne des Wortes einzutreten.

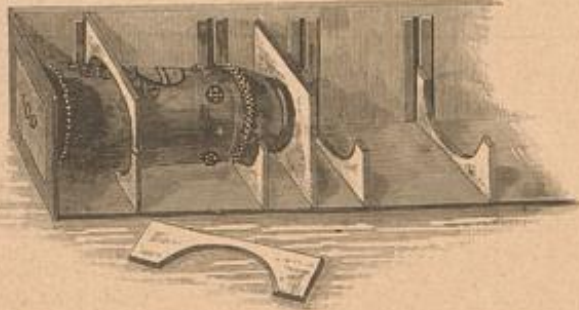
In Petersburg sind seit Kurzem drei Schlaftröcke ausgefellt, welche die Zarin für die Prinzessin Alexandra von Griechenland bestimmt hat, die sich im Juni mit dem Großfürsten Paul von Rußland vermählt. Einer der Schlaftröcke ist in Prinzessinnenform aus weißem Silberfuchs geschneitten; den Saum umgibt eine handbreite, aus echten Goldfäden geflochtene Borde. Der zweite Schlaftröck ist aus Nobel verfertigt, den vorderen Verschluss markieren sechs aus echten Perlen gebildete Agraffen. Die Wirkung der weißen Perlen auf dem echten Pelzwerke soll wahrhaft überraschend sein. Der dritte Schlaftröck endlich, zu dem der Blaufuchs den Pelz geliefert hat, wird von einem Diamant-Gürtel umgeben. Diese drei Schlaftröcke, zu welchen einige tausend Kelle verarbeitet wurden, repräsentieren einen Werth, der sich nicht annähernd bestimmen läßt; die Zarin erklärte, sie habe diese Wahl der Pelz-Schlaftröcke getroffen, damit sich die Prinzessin, die aus dem sonnigen Süden kommt, nicht erkälte.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Email-Glasmalerei ist eine ebenso lohnende wie hübsche Arbeit, mit der sich bei einiger Übung und Geschicklichkeit reizende Erfolge erzielen lassen. Besonders eignet sich die Email-Malerei zur Verzierung farbiger Glaswaaren, jedoch kann man sie auch auf weissen Gläsern, Flaschen zc. ausführen, nur muß man sich stets vergewissern, ob das Glas bei seiner Fabrication in der Weise geföhlt worden ist, daß es einem nochmaligen Brennen ausgesetzt werden kann. Die Art der Malerei ist folgende: Zunächst wird die Zeichnung im Umriß auf den betreffenden Glas-Gegegenstand mit einem feinen Pinsel und chinesisches Tusche übertragen; bedarf man hierbei eines Rusters, so muß dieses, auf weißes, kräftiges Papier gezeichnet, zuvor mittelst etwas Wachs unter der zu bemalenden Fläche recht sicher befestigt werden. Sind die Contouren völlig trocken, so wird die ganze Zeichnung mit weißer Email-Farbe unterlegt. Man zerreibt dazu diese durch einige Tropfen Dödel und etwas Terpentin verdünnte Farbe mittelst eines Spatels auf einer Glaspalette. Die Masse muß recht klar und dickflüssig, aber ja nicht körnig sein, und weil sie sehr leicht eintrocknet, nur in der Quantität zubereitet werden, die man zu verbrauchen gedenkt. Die Email-Farbe ist ziemlich dick und so glatt als möglich aufzutragen; man muß dazu den Pinsel ziemlich voll nehmen, auch ist es rätlich, jede Stelle stets nur einmal zu überstreichen. Beim Bemalen größerer Flächen entstehen mitunter Unebenheiten, die, so lange die Farbe noch naß ist, mittelst einer Radirnadel durch leichtes Hin- und Herrühren zu glätten sind. Dehtere benutzt man auch, um sich leicht bildende kleine Luftblasen zu entfernen und auf diese Weise die ganze Fläche recht zu ebenen. Bemerkte sei noch, daß das Glas, so lange die Farbe nicht

trocken, horizontal gehalten und ein wenig hin und her bewegt werden muß, damit sie nicht über den Contour läuft. Nach Fertigstellung der Email-Unterlage muß das Glas erst gebrannt werden, bevor man zum Ausmalen schreitet: hierzu kann man zur Erleichterung nach einer genaueren Pause die Zeichnung mittelst Bleistift und schwarzem Copirpapier auf das Email übertragen. Alsdann werden zunächst alle Schattenstellen mit Glaschwarz gemalt, jedoch darf diese durch Terpentin zu verdünnende Farbe nicht zu dunkel sein, da sie sonst beim Brennen leicht unrein wird. Ist ein Brennofen am Orte, so kann man sich das weitere Malen bedeutend erleichtern, indem man die Arbeit nochmals brennen läßt, jedoch ist dies nicht durchaus nöthig, vielmehr genügt es, die Malerei entweder in der Nähe eines Ofens oder in der Sonne recht lächtig (3-4 Tage), trocknen zu lassen. Dann erst trägt man leicht und sicher die verschiedenen Farben auf. Je schneller dies geschieht, und je seltener man dieselbe Stelle mit der Farbe berührt, desto besser gelingt die Malerei, die schließlich nochmals gebrannt werden muß. Die zum Malen erforderlichen Glasfarben (siehe Bezugsquellen), werden in Düten verkauft. Der Pinsel ist vor dem Aufnehmen der Farbe in einer Mischung von Dödel, Nelkenöl und Terpentin, die man in einem Näpflchen zubereitet, vorsichtig durch Drehen ein wenig anzuspitzen. Je nachdem die Farben hell oder dunkler werden sollen, nimmt man weniger oder mehr davon, doch dürfen sie nie dick aufgetragen werden, da sie dann beim Brennen leicht Risse bekommen. Auch darf man ja nicht mit zu dünnem Pinsel malen, da eine fette Farbe beim Einbrennen ein höchst ungünstiges Resultat erzielt, wie man denn überhaupt, um unklare Farben zu verhüten, die Pinsel stets vorsichtig in Terpentinöl reinigen muß. Ist ein Glas beim letzten Brennen nicht gelungen, so kann man dasselbe unbeschadet noch einmal bemalen, da ein gutes Glas 3-4maliges Brennen aushält. Schließlich machen wir unsere Leserinnen noch auf eine einfache, bequeme Art der Verpackung zum Verschicken von Gläsern aufmerksam. In dem dazu erforderlichen länglichen Holzstücken, — für kleine Gläser ist schon eine Cigarrentiste ausreichend, — muß zunächst



ein eingeleimtes Brettchen den Raum für jedes Glas abgrenzen; innerhalb dieses Raumes sind alsdann an jeder Längsseite der Riste, je nach der Größe des Glases zwei bis drei Paar schmale Holzleisten anzuleimen, in deren Zwischenraum je ein nach der Form des Glases ausgechnittenes starkes Cartonstück eingeschoben wird. Der unteren Hälfte derselben, auf welcher das Glas ruht, entspricht eine befestigende obere Hälfte. Die Holzleisten müssen so angebracht werden, daß die Malerei möglichst wenig von der Pappe berührt wird; auch ist es gut, die Gläser vor dem Einlegen in Seidenpapier zu wickeln.

Bezugsquellen: Belgoländer: J. Micholis, W. Leipzigerstr. 31; M. Basse, W. Leipzigerstr. 42. — Rinder-Anzüge: C. Schüller, W. Werderischer Markt 23. — Handschuhe: C. Seel, W. Leipziger Str. 6; G. Weller, W. Friedländerstr. 178. — Farben zur Glasmalerei: Müller und Hennig in Dresden, Ferdinandstr. 20.



Berlin. — Der Kaiserin Auguste Victoria, die bekanntlich eine große Vorliebe für Edelweiß hegt, ist dieser Tage aus den Gärtnereien von „Sedan“ (Nieder-Schönweide), eine kleine ausgewählte Sendung dieser herrlichen Blumen, die aus schweizerischem Boden vor etwa acht Jahren hierher verpflanzt und jetzt geschnitten worden sind, übermittelt worden.

Der deutsche Frauen-Verein für Krankenpflege in den Kolonien hielt vor Kurzem im Hotel Kaiserhof seine diesjährige General-Versammlung ab. Nach dem Jahres-Berichte

setzt sich der Vorstand zur Zeit aus 21 Mitgliedern, 13 Damen und 8 Herren, zusammen. Die Reuzer sind in folgender Weise vertheilt: Frau Gräfin von Monts, Vorsitzende; Frau Director Sachse, Stellvertreterin; Bankier von Krause, Schatzmeister; Ingenieur Woelfer, Stellvertreter; Regierungs-Rath Angerer, Schriftführer; Fräulein Müller, Stellvertreterin. Auf die Bitte an die Kaiserin Augusta, Allerhöchstdieselbe wolle, als Protectorin des Vaterländischen Frauen-Vereins, den Anschluß des deutschen Frauen-Vereins als Hülfverein des Vaterländischen Frauen-Vereins zulassen, erfolgte eine halbvolle Antwort und der Verein erlangte das Recht, sich als „Hülfverein des Vaterländischen Frauen-Vereins“ bezeichnen und das rothe Kreuz der Genfer Conventio führen zu dürfen. Von dem Reichs-Lanzler wurden die in den deutschen Kolonien mit der Wahrung der Reichs-Interessen betrauten Beamten angewiesen, gegebenen Falles den ausgesandten Pflegekräften des Vereins mit Rath und That zur Seite zu stehen. In der Person der Frau General-Agent Strandes in Sansibar ist eine geeignete Vertreterin für die in Ost-Afrika wahrzunehmenden Vereins-Interessen gefunden worden. Von allen Seiten floßen dem Vereine Unterstützungen zu, so daß er, nachdem Hauptmann Wismann zum Reichs-Commissar in Ost-Afrika ernannt war, den Beschluß fassen konnte, sich Vektorem mit den Mitteln des Vereins zur Verfügung zu stellen. Hauptmann Wismann nahm die Hülfe dahin an, daß, sobald die Action auf dem Festlande das Eintreten sanitärer Hülf- und Pflege erforderlich mache, solche vom Frauen-Vereine zu leisten sei. Diese Thätigkeit wird sich voraussichtlich am zweckmäßigsten in der Unterhaltung eines fliegenden Feld-Lazarethes äußern. Der Vorstand rüstete deshalb, als für das erste Bedürfniß vermuthlich genügend, ein Feld-Lazareth mit 18 Betten und allem Zubehör aus. Die Lazareth-Ausrüstung wurde mit dem Dampfer „Martha“ nach Sansibar abgeleitet und ist inzwischen dort angelangt. An Pflegekräften befand sich in Sansibar bereits Schwester Auguste Herker. Ihr wurde zunächst eine weitere Kraft in der Schwester vom rothen Kreuze Antonie Bäumer zur Seite gestellt. Um die vorhandenen Kräfte und das vorbereitete werthvolle Material nicht längere Zeit ungenutzt brach liegen zu lassen, beschloß der Vorstand, bis zu der an ihn ergehenden Aufforderung zur Ausübung der Pflege auf dem Festlande, in eine Bethätigung des Samariter-Dienstes auf Sansibar einzutreten. Da auch die von der Evangelischen Missions-Gesellschaft für Ost-Afrika theilweise schon durchgeführte Erweiterung des in Sansibar unterhaltenen Hospitals dem vorhandenen Bedürfnisse nicht mehr genügt, so beschloß der Verein, unter Zustimmung des Auswärtigen Amtes, der Admiralität und des Reichs-Commissars für Ost-Afrika, in Gemeinschaft mit der Evangelischen Missions-Gesellschaft, aber unabhängig von dem schon bestehenden Krankenhause derselben, provisorisch noch ein neues „Deutsches Hospital“ zu gründen. In diesem Hospitale sollen die Pflegekräfte des Vereins und die ausgerüsteten 18 Betten bis zu ihrer Verwendung auf dem Festlande vorläufig bleiben. Zur Oberin des Hospitals wurde die Schwester Alta Gräfin von Wülcher am 29. April d. J. kirchlich eingeweiht und abgeordnet. Die Kaiserin Auguste Victoria wohnte der Feier bei und spendete einen Beitrag von 200 Mark, während der Kaiser dem Vereine und der Missions-Gesellschaft 2000 Mk. zuwendete. Der Verein zählt zur Zeit gegen 730 Mitglieder. Allein aus den Kreisen der Marine sind 200 Mitglieder beigetreten. Nach dem Berichte des Schatzmeisters von Krause verfügte der Verein am 21. Mai 1888 über einen Kassenbestand von 6238 Mk. 10 Pf. Im verfloßenen Jahre stellten sich die Einnahmen auf 22,720,20 Mk., die Ausgaben auf 11,974,94 Mk., so daß am 1. Mai 1889 ein Kassenbestand von 15,754,26 Mk. verblieb. Da die Rechnungs-Übersicht mit dem 30. April abschließt, so sind unter den Einnahmen folgende später eingegangene, bezw. für 1889 noch fällige Summen nicht angeführt: Beitrag des Kaisers 1000 Mk., der Kaiserin 125 Mk., des Vaterländischen Frauen-Vereins in Kiel 1000 Mk., noch rückständige laufende Mitglieds-Beiträge 800 Mk. und zwei weitere Spenden von 400 und 200 Mk.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

In Laufe der nächsten Zeit werden wir im Unterhaltungstheile unserer Zeitschrift u. A. folgende Beiträge zum Abdruck bringen:

„Eine homöopathische Kur“, Novelle von E. Biller; „Eine frivole Idee“, Novelle von Fedor von Zobelitz, illustriert von Franz Skarbina; „Klein-Edel“ von Marie Giese, illustriert von Karl Rickelt; „Glaube und Liebe“, Novelle von Ernst Wichert; „Der letzte Gast“ von A. von der Elbe; „Nelly und Puffy“ von Helene von Götzendorff-Grabowsky; „Klein Trianon“ von E. Vely, illustriert von Th. von Eckenbrecher; „Où est la femme?“ von Gregor Samarow; „Die Madonna del divino“ von Richard Voß, illustriert von Kunz Meyer; „Die Swillinge“ von Frida Schanz, illustriert von A. Mandlick; „Zur Geschichte des Bühnen-Kostüms“ von Robert Prölsch, mit zahlreichen Illustrationen; „Sphinx“ von Adolph Brenneke, illustriert von D. Gerlach; „Sasima“ von Max von Hochberg, illustriert von A. von Wahle; ferner Novelletten und Skizzen von Eufemia Gräfin Ballestrem, Karl Blind, Jul. W. Braun, D. Duncker, M. von Ebner-Eschenbach, Ilse Frapan, Alfred Friedmann, Gerhard von Amyntor, Balduin Groller, Marg. Henke, Wolfgang Kirchbach, Marie Kirschner, A. Gräfin Klinkowström, Ernst Koppel, Clarissa Lohde, Helene Pixler, Elise Polko, Heinrich Seidel, A. Trinius, E. von Wald-Zedtwitz, P. G. Heims u. A., — sowie kunstgewerbliche Artikel von Julius Lessing, Jakob von Falke, Max Haushofer, J. Stockbauer, A. Pabst, — hauswirthschaftliche Plaudereien von E. Kaselowsky, Tony Pauly, M. Kossak, Hans von Spielberg, G. Holle, — Beiträge zur Hygiene von F. Dornblüth, Paul Niemeyer, O. Lindenmeyer, — zahlreiche Aufsätze über Gärtnerei, Briefe aus Bädern und Sommerfrischen und aus dem Gesellschaftsleben der Hauptstädte.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Altrosa und braun ist eine der neuen modernen Farben-Zusammenstellungen, die man durch Hinzufügen von Gold-Stückerei oder Passementerie zu beleben sucht.

Der bisher meist pliffirt angewandte grobe Erbsen-Tüll wird neuerdings auch glatt verarbeitet und alsdann durch Aufnähen von gleicher oder andersfarbiger Soutache sehr wirkungsvoll bereichert. Bald streut man Klein-Blümchen über den Grund und schließt ihn durch schmale Vorten ab, bald fällt man ihn ganz und gar mit einem zusammenhängenden Muster. Der an sich so unscheinbare Stoff gewinnt hierdurch ein reiches Aussehen, und eignet sich wegen seiner Leichtigkeit auch zu Sommer-Umhängen, ganzen Mänteln etc.

Eine einfache Garnitur für Strand- und Gartenhüte bilden breite, in doppelter Rosentollfalten geordnete Tüllrüschen. Gleich einer mächtigen Straußenfeder umgiebt diese Rüsche, beliebig durch einzelne Tüll-Schleppen bereichert, den Rand des Hutes. Außer Weiß nimmt sich namentlich ein mattes Rosa, Blau oder helles Roth reizend aus.

Zu den Hauskleidern der Kinder, deren Form darauf berechnet ist, den Bewegungen möglichst freien Spielraum zu gewähren, wird gegenwärtig in zwei Farben gestreifter Kattun bevorzugt. Besonders beliebt sind Marineblau und Weiß, wozu einfarbiger Stoff Halsbündchen, Gürtel und Aermelausschläge bildet. Die Farbe der Strümpfe harmonisiert mit derjenigen der Garnitur-Theile. Dazu gelblederne Schuhe mit Spange.



Die zierlichen durchbrochenen Rädchenalter Spindel-Uhren, aus denen man bekanntlich seit längerer Zeit Schmuck-Gegenstände verfertigt, wie sie in dem technischen Theile unseres Blattes mehrfach dargestellt wurden, gaben jüngst zu einem neuen Entwurfe für eine Broche Anregung. In seiner Verschmelzung der antiken Spange mit der Ornamentik der Renaissance bildet dieses Modell eine ebenso reiche wie geschmackvolle Zier.

Ingetrenntlich von unseren Kleinen erschien bisher die farbige Schärpe, welche das einfachste Kleidchen anmuthig schmückt. Mit den kurztailligen Empire-Kostümen, die auch unsere Kinder zu tragen beginnen, fällt indessen diese Zier, da es plump und unschön wäre, dicht unter der Achsel eine Schärpe um den Leib zu schlingen. Die kurze krause Taille schließt sich meistens nur mit schmaler Blende oder verfürzt angelegt dem Rädchen an.

Eine Toilette im Stil des Empire erfordert auch eine entsprechende Haartracht, wenn die ganze Erscheinung nicht der Harmonie dieser Blüthe des feinen Geschmacks, entbehren soll. Die heutige Friseur-Kunst sucht sich daher für diesen bestimmten Zweck an altgriechische Vorbilder anzulehnen und verwendet namentlich die mit kleinen Rubinen, Saphiren und Diamanten besetzte Goldspange, welche vorzugsweise geeignet ist, eine edle Kopfform in ihrer ganzen Schönheit hervorzuheben. Die Steine brauchen nicht echt zu sein, denn die Mode wechselt rasch, und man ist nicht gern genöthigt, seinen Schmuck beständig anders fassen zu lassen.

Eine Serie Wiener Sommerstoff-Proben bietet neben Bekanntem auch viel des Interessanten und Neuen. Da giebt es leichte Wollgewebe mit Vordüren aus feinen Durchbruchstreifen oder eingewebten Metallfäden; Woll-Ruffelne sind durchweg durchbrochen oder sie zeigen auf feinem Liniengrunde zartes, theils ausgespartes, theils mit den Linien gleichfarbig gezeichnetes Blattwerk. Neuhliche Muster wiederholen sich in den Foulauds und Pongés, unter denen wieder das Kafelenmuster und abschattirte große Mischenstreifen die größte Neuheit vertreten, nicht zu vergessen der ganz feinen weitläufigen, wie mit der Feder gezeichneten Ranken, denen eine Pore aus Spitzen, gegen einander gerichteten Keilen wirksamen Abschluß verleiht. Die etwas schwereren deutschen und irischen Popeline, die glatt und schmalstreifig vorhanden, werden gewiß für die Herbst-Saison mit Freuden begrüßt. Den Hochsommer repräsentiren die durchbrochenen Zephyr-Gewebe, die feinen Leinen-Batiste, die auch zu Reglig-Zwecken und Leibwäsche so gern verwendet werden, und die alten dastigen Organdies, einst das Entzücken unserer Mütter, als auch sie noch mit leuchtenden Jugend-Augen in die schöne Welt sahen und leicht beschwingten Schritten zum Tanze auf grünem Rasen eilten. Die Zephyrs halten sich meistens an die Streifenmuster, die Batiste an diese und kleine Rankenwerk, und die Organdies endlich zeigen Streifen und Klein durch gestifte Mischen belebt oder auf zartfarbigem, wasserblauem, meergrünem, blaugrauem, mattgelbem und hellrosa Grunde die Streifenmuster und bunten Strauße der Pompadour-Periode. Eine neuere Neuheit ist der Pique, heuer zweifarbig, jedoch sich die feinen Rippen von blau gestümpertem Grunde weiß abheben; auch die Zephyr-Stoffe zeigen schon zwischen ihren Blumen die starken Pique-Rippen als Begrenzung der den Grund durchziehenden Streifen. Gingham wird zu Morgenkleidern viel verarbeitet. Für rothe Roben fanden wir eine ganze Collection mit weißen Streifen durchbrochener und mit weißen Mischen bestickter Grettonnes; mit Gelb oder Dunkelblau gemischt, spielt auch das Carreau hier eine Rolle. Den beliebtesten schwarz-weißen Kostümen bieten seine Reppseide und Foulaud reiche Auswahl, und unter den schwarzen Trauerstoffen sind ein ganz feiner Woll-Krepp und alle die durchscheinenden Gaze- und Gamine-Gewebe geeignet, das Drückende und Schwere der düsteren Farbe möglichst zu erleichtern.

Unter dem Geschmacksvollsten, was die Pariser Mode geschaffen, ist eine Gesellschafts-Robe der Marquise de Mextronnet erwähnenswerth. Das Ganze, Taille und Rock, bildet eine kunstvoll geschnittene Draperie aus lichtgelbem Sammet, die erst auf dem Körper selbst zu einer festen Form geordnet wird. Ein violetter Atlas-Ausschlag an der linken Rockseite, der ein Gefältel von Mençon-Spizen enthüllt, ist mit Gold, Silber und Diamanten gestickt. Eine schmale Rüsche aus violetten Straußfedern säumt Draperie und Schleppe, während die schawartig gekrenzte Taille ein mit dem Revers des Rockes harmonirendes Atlaswestchen sehen läßt; dazu kurze Kermel im Empire-Stil.

Von Paris gehen uns die widersprechendsten Berichte über die Länge der modernen Kleidereröcke zu. Bald heißt es, dieselben seien kürzer und luftiger denn je, bald spricht man von dem Auftreten einer leichten Schleppe, selbst auf der Straße, und ent-

sprechend langen Vorderbahnen. Dürften wir den nächstliegenden Schluß aus dieser Erscheinung ziehen, so würden wir sagen, daß wohl die größere oder geringere Zierlichkeit der Füße die verschiedene Länge der Gewänder hervorruft. Da es aber unzweifelhaft wäre, nicht allen Pariserinnen das gleiche Mignonfüßchen zuzuschreiben, so bleibt als Erklärung nur die Toleranz der heutigen Mode übrig, die in ihrem Reiche die Willkür sich ergötzen läßt.



Paris. — Zur Reise eignet sich nichts besser als ein Alpaca-Kostüm, das man dieses Jahr ebenso mit Noire- oder Sammet-Band als mit Soutache verzert. Eine aus demselben Stoffe bestehende Pelicine kann beliebig zu dem Kleide allein, oder zu einem passenden Staubmantel getragen werden.



Auf dem Lande und überhaupt im Freien erscheinen die kleinen Mädchen in ihren wahren Elementen. Hier erst entfaltet sich völlig ihre kindliche Anmuth und Lieblichkeit, zu denen die munteren Farben des glatten oder gebäumten Batistkleidchens gar reizend passen. Unsere erste Skizze stellt ein erdbeerrottes Kostüm mit weißen Garnitur-Theilen und rothseidenen Pompons dar, welche auch den weißen, von einem rothen Batisttuche umschlungenen Strohhut einfassen. Das zweite Kleidchen besteht aus weichem glatten Batist und seine ganze einfache Verzierung in schmalen Fältchen. Italienischer Strohhut mit rothem Krepp und Band garnirt.

Wenn die Garnituren der Leibwäsche insofern zu größerer Einfachheit neigen, als Fältchen, Puffen und Krausen



Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Schwarzseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 11 Qual. Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. 75 kr. bis Frs. 6.80 od. M. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.
- Schwarzseidene Ripse (ganz Seide) — 15 Qual. Von Frs. 3.05 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.
- Schwarze Peau de soie (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.
- Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 5.35 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.65 bis Frs. 16.50 od. Mk. 13.20 od. fl. 8.25 per metre.
- Schwarze seidene Mascotte (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Schwarzseidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.35 od. Mk. 3.45 od. fl. 2.20 bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.
- Schwarzseidene Surahs (ganz Seide) — 9 Qual. Von Frs. 2.80 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.40 bis Frs. 11.65 od. Mk. 9.30 od. fl. 5.80 per metre.
- Schwarze glatte und gemusterte Seiden-Grenadines — 10 Qual. Von Frs. 2.— od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.85 od. fl. 5.40 per metre.
- Schwarze seidene Rhamadés (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.

- Schwarze Damaste (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.45 od. Mk. 2.75 od. fl. 1.70 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40.
- Schwarze halbseidene Atlasse — 9 Qual. Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 7.45 od. Mk. 5.95 od. fl. 3.70 per metre.
- Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 4.45 od. Mk. 3.35 od. fl. 2.20 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.25 od. Mk. 9.80 od. fl. 6.10 per metre.
- Schwarze seidene Moire Française — 9 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.30 od. fl. 6.45 per metre.
- Schwarze seidene Moire antique — 8 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Schwarze seidene Sicilienne 60 und 130 cm br. — 12 Qual. Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.85 od. fl. 3.65 bis Frs. 39.50 od. Mk. 31.60 od. fl. 19.75 per metre.
- Henneberg's „Monopol-Seide“ (ganz Seide) — 12 Qual. nur direct und nur echt, wenn auf jedem metre eingedruckt ist: G. HENNEBERG'S „MONOPOL“

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Putbus

ältestes Ostseebad der Insel

Rühmlichst bekannt wegen seiner durch Naturschönheiten reich bevorzugten und geschützten Lage. Tägliche heisse Dampfbäder mit Grottoen-Strahlungen. Viermal täglich Bahnverbindung Stralsund-Bergen a. R. Brunnens-, Molkens- und Kaffee-Kuranstalt, Fürstl. Park, Schauspielhaus, Kursaal, Badekapelle. Keine Kurtaxe. Auskunft erteilt gern die Badedirection.

Rügen.

die Badedirection.

Bad Petersthal

im Wenschthal des Bad. Schwarzwalder 420 m ü. N. Rühmlichst bekannte Iodjodürerichte. Eisen- und Lithionquelle zu Trinken und Bädern. — Preisvertr. gratis. Besitzer: Dr. Rimmig, Rob. Müller's Erbe.

Anzeigen

Alle solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Renouveau-Heile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Postdamer Straße 38 und zu Wien I., Operngasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Verlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrie u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Illustr., Prospekte u. Preisvertr. franko u. grat.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Genslermarkt und den Colonnaden. Schlennige Anträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

daraus verschwinden, so verwendet man dazu umso kostbarer Material. Die neuesten Modelle von Taghemden sind mit breiten Valenciennes oder feinen Schweizer Stückerien besetzt. Den Halsauschnitt, sowie die Kermel umgibt ein einziger Volant nebst durchbrochenem Rändchen, durch welches schmales Band zum Zusammenziehen des Hemdes geleitet ist. Aus dem tiefen herzförmigen Ausschnitt fällt ein mit Schleifen befestigtes Halbjabot. Zur schwarzen Toilette hat man Batisthemden mit Besatz aus schwarzen Chantillyspitzen eingeführt. Diese Garnitur bietet neben großer Kleidsamkeit den Vortheil, daß sie sich hervorziehen kann, ohne, wie es bei weißen Spitzen und Stückerien geschieht, auffällig zu werden. Ist die Robe tief ausgeschnitten, so fügt man dem Hemd eine kleine Fächer-Garnitur aus schwarzer Gaze ein. Bei allen größeren Ausstreuern werden Taghemden und Weinkleider übereinstimmend, lehtere jedoch aus etwas feisterem Stoffe, wie Shirting oder Percal, hergestellt. Der neueste Weinkleid-Schnitt zeigt die Eigenthümlichkeit, daß der mit zwei Spitzen oder Stückerie-Volants ausgestattete untere Rand vorn ausgerundet ist, so daß das Knie unbedeckt bleibt. Wäsche aus farbig gemustertem Leinen, Percal, Batist oder Vinon, diesen in so großer und reichvoller Mannigfaltigkeit vorhandenen Stoffen, erfordert eine noch strengere Uebereinstimmung, die sich oft auch auf den Unterrock erstreckt. Zur Garnitur genügt ein einfacher Stückerie-streifen, dem man höchstens noch einen Einsatz mit Durchzugbändchen hinzusetzt. Durch ihren Schnitt eignen sich die neuesten bunt gemusterten Hemden besonders für ärmellose Valtailen, da sie keine Achseln haben, sondern auf der Schulter nur von zierlich gefalteten Bändern, welche man vor Anlegung der Taille löst, zusammengehalten werden. Bemert sei jedoch, daß derartige Phantastie-Wäsche bei ernsthaften Ausstreuern selten vorkommt, und daß Bräute aus reichen französischen Familien an der weißen, mehr oder weniger reich garnirten Wäsche festhalten. Kaum daß sich darunter einige Nachthemden aus punktirtem Foulard oder Percal befinden; die übrigen bestehen durchweg aus feinem weißen Shirting oder Ranoc. Gestickte Zwischenfäße und Valenciennes- oder Cluny Spitze in 15 Cent. Breite bilden eine elegante und in der Wäsche leicht zu behandelnde Ausstattung. Die um den vorderen Einschnitt und um Kermel und Saum eingekrauste Spitze wird dem Schalkragen glatt angelegt. Einige feine Reifalten markiren die Taille.



Das ganz schlichte, schmucklose Nachthemd, sowohl für Mädchen wie für Knaben, gehört durchaus der Vergangenheit an. Auch hier ist Zierlichkeit zu einem unabweisbaren Bedürfnisse geworden, dem die Industrie mit den mannigfaltigsten Arrangements entgegenkommt. Für kleine Mädchen von etwa fünf Jahren erscheint als einfachste Form des Nachthemdes der gerade, an eine rotzgesteppte Passe angefaltete Kumpf. Rund geschnitten und durch Fältchen und Einfäße, oder schneckenförmig, mit russischer Stückerie verziert, eignet sich die Passe für



beiliegenden Extra-Blattes veranschaulichen wir zunächst Abb. 1 zu einer Decke angewendet. Vergrößert wurde dieselbe durch einen 2 1/2 Cent. breiten einfachen Durchbruch, um den hier mit scharfer Ecke ausgeführten Zadenrand, und ein aus lehterem gebildetes Abzeichen; ein breiter Stoffsaum schließt das Ganze in ruhiger Weise ab. Der Durchbruch ist mit grauer Seide gearbeitet. Sehr elegant erscheint der mit farbigem Plüschsaum ausgestattete Salon-Tischläufer, an dem sich die Borte, Abb. 5, der Breite nach in entgegengekehrter Musterung wiederholt, ein Arrangement, das mit kräftigerem Material ausgeführt, sich auch zu Stuhl-Vordüreneignet; beliebig zu ausgedehnterem Plüschmuster verbreitert dient dasselbe zu Bettvorlegern, Klavier-Teppichen etc. Die kleine Uebersicht endlich gilt dem Garreau, von welchem Abb. 2 nur ein Viertel veranschaulicht.



Nachthemden 7-10 jähriger Mädchen. Die Kermelbündchen zeigen stets die entsprechende Garnitur. Sehr zierlich ist ein russisches Hemdchen mit gestickten und von Hüftspitze umgebenen Patten. Alle Hemden zeichnet man unter dem Arme. Die Stoffe sind weißer oder blauer Percal, Molleton und Radapolam. Bei Knabenhemden kommt auch punktirter Foulard vor. Ein solches Hemd für einen etwa Zwölf-



jährigen wird auf den Schultern und am Halsauschnitt eingereicht und durch seidene Languetten verziert. Ein wenig auffallend erscheint das auf einer Seite des Chemisets gestickte, auf der anderen plissirte Hemd aus Madapolam; sehr brav nimmt sich dagegen das Hemdchen aus blauem und rosa Percal mit Patten auf den Schultern für einen kleinen Barschen von drei Jahren aus. Das Zeichen bringt man entweder in der Nähe der Schulter oder unter dem Chemiset an.

Der einfachste Blumenstich läßt sich durch geschmackvolle Drapirung in einen höchst eleganten Zimmerschmuck verwandeln. Unser Modell aus polirtem Holze war mit heliotropfarbener Sammet umschlungen, den eine gelb-

gestickte, bräunliche Spitze säumte und gelbe Atlas-Rosetten in gleichen Abständen zusammensetzten. Die sinnig geordneten grünen Pflanzen nahmen sich in diesem prächtigen Rahmen höchst malerisch aus. B. de G.

London. — In England tragen die kleinen Kinder an kühlen Tagen lose Paletots aus weißer Baumwolle, die eine weißseidene Gürtelschnur in der Taille zusammen hält und Perlmutterknöpfe in ganzer Länge schließt. Schultertragen, Halsauschnitt und Kermelausschnitt sind mit Sammet besetzt.

Aus schwarzem oder ganz dunkelfarbigen Sammet gefertigt ist ein hübscher Gesellschafts-Anzug für kleine Knaben der aus einem kurzen Aniehöschchen und ziemlich langem, engem Mittel besteht; eine breite Surah-Schärpe wird faltig um die Taille gelegt und seitwärts, aber mehr nach hinten, zur Schiefe geschlungen. Ein breiter, weißer Spitzenkragen und gleiche Manschetten gehören ebenso notwendig zu diesem Anzuge, wie lange, schwarze Strümpfe und ausgeschnittene Schuhe. M. J.



Handarbeiten. Nachdruck aus im Einzelnen verboten. Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung. Nr. 28. — Flachstickerei auf Canवास. — Von den schönen Arbeiten des



beiliegenden Extra-Blattes veranschaulichen wir zunächst Abb. 1 zu einer Decke angewendet. Vergrößert wurde dieselbe durch einen 2 1/2 Cent. breiten einfachen Durchbruch, um den hier mit scharfer Ecke ausgeführten Zadenrand, und ein aus lehterem gebildetes Abzeichen; ein breiter Stoffsaum schließt das Ganze in ruhiger Weise ab. Der Durch-



bruch ist mit grauer Seide gearbeitet. Sehr elegant erscheint der mit farbigem Plüschsaum ausgestattete Salon-Tischläufer, an dem sich die Borte, Abb. 5, der Breite nach in entgegengekehrter Musterung wiederholt, ein Arrangement, das mit kräftigerem Material ausgeführt, sich auch zu Stuhl-Vordüreneignet; beliebig zu ausgedehnterem Plüschmuster verbreitert dient dasselbe zu Bettvorlegern, Klavier-Teppichen etc. Die kleine Uebersicht endlich gilt dem Garreau, von welchem Abb. 2 nur ein Viertel veranschaulicht. A. D.

Wegzudecken: Füllrücken zur Hutgarnitur: M. Levin, W. Handvoigtel-Platz 1. — F. Leuchtmann, W. Leipziger Str. 83. — Schmuckfäden aus Wärrädchen: S. Schade, C. Köhler, 27. — Stoffe für Sommer-Toiletten: Wien, Stadt, Albrechts-Platz 5. — Stückerien: E. Heintze, Berlin W. Friedrichstr. 189. — Stiebel u. Schmidt, W. Friedrichstr. 78.



Berlin. — Die Kaiserin-Königin Augusta hat in den jüngsten Tagen von ihrer stets andauernden regen Theilnahme für die freiwillige Krankenpflege dadurch einen neuen Beweis abgelegt, daß auf ihre Veranlassung und unter Gewährung von Preisen, am 1. Juni ein Wettbewerb, die beste innere Einrichtung eines versehbaren Lazareths betreffend, auf der Ausstellung für Unfallverhütung eröffnet worden ist. Der Wettbewerb ist von 43 Ausstellern besetzt, von denen 37 aus Deutschland und Oesterreich, zwei aus Schweden und je einer aus der Schweiz, aus England, aus Rußland und aus Amerika erschienen sind. An die Lösung der Haupt-Aufgabe, die Herstellung einer vollständigen Ausstattung, Heizung und Beleuchtung der Kranken- und Wohnräume eines Baracken-Lazareths, sind 6 Aussteller heranzgetreten.

Ungleich zahlreicher und auch reichhaltiger ist die Betheiligung an den Einzel-Aufgaben, deren Lösungen in drei Sälen fülllich vom Marine-Saale untergebracht sind. Am glücklichsten hat hier nach allseitigem Urtheile der Dr. L. Gutsch, Spezial-Arzt für Chirurgie zu Karlsruhe und Depot-Inspektor des badischen Landes-Hilfsvereins, sich mit den zahlreich gestellten Aufgaben abgefunden. Dr. Gutsch hat einmal die gesammte Einrichtung einer Lazareth-Ausstattung und sodann die eines Operations-Zimmers in reichster Ausstattung ausgestellt. Beide Einrichtungen sind in vollster Erkenntniß der gestellten Aufgabe mit geradezu erstaunlichem Geschick zusammengestellt. Jedes, auch das kleinste Bedürfniß ist berücksichtigt, und ein reicher Schatz von Erfahrungen hat ebenso praktische, wie ingenieure Berwerthung gefunden. Die Einrichtung der Baracke umfaßt 24 Colliß im Gesamt-Gewichte von 32 Centnern, die des Operations-Zimmers 6 Colliß von 13 Centnern Gewicht. Das aus 16 Mitgliedern bestehende internationale Preisgericht ist am 13. Juni zusammengetreten.

Die Zahl der Arbeiter, welche in den modernen Industrie-Staaten den Lebensunterhalt für eine ganze Familie erwerben können, ist sehr gering; es wenden sich daher nothgedrungen immer mehr Frauen und heranreifende Mädchen industrieller Beschäftigung zu. Dies geht so weit, daß aus einzelnen Berufsgebieten die Männerarbeit von der Frauenarbeit fast oder gänzlich verdrängt wurde; nicht nur England, auch schon Deutschland kann solche Beispiele anführen. Selbst in Berufs- und Beschäftigungsarten, welche dem weiblichen Geschlechte, schon der schwächeren Körper-Constitution wegen, früher naturgemäß verschlossen schienen, tauchen Frauen auf und drängen die Männer immer mehr in die Enge. In verschiedenen Industrie-Zweigen tritt das Uebergewicht der Frauenarbeit sehr stark hervor, so in fast allen fabrikmäßig oder hausindustriell betriebenen Zweigen der Textil-Industrie. In Seiden-Flanzen, Spitzen- und Weißzeug-Stückerien, bei der Verfertigung von Hüftenträgern, Cravatten und Handschuhen sind neunzig Procent aller Haus-Industriellen weiblichen Geschlechts. In Oesterreich trafen die Gewerbe-Inspektoren bei ihren fast ausschließlich die Großindustrie betriebsinspektierenden Inspektionen im Jahre 1886 95,783 in der Industrie thätige Arbeiterinnen neben 178,026 Arbeitern an. In England waren im Jahre 1871 3,453,681 Frauen gegen 2,652,660 im Jahre 1851 thätig, hierbei sind die Kinder nicht mit eingerechnet. Von allen englischen Mädchen im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren waren im Jahre 1871 20,5 Procent in verschiedenen Erwerbszweigen beschäftigt. Auch im letzten Jahresberichte der bayerischen Fabrik-Inspektoren (für das Jahr 1888), wird leider ein Steigen der Zahl der Arbeiterinnen in fast allen Landestheilen constatirt. Die Aufsichts-Beamten erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß die Beschäftigung der Frauen bei Maschinen und in gesundheitsgefährlichen Betrieben zugenommen hat.



Frau G. L. in München. — Betreffs Ihrer angelegenen Cigaretten-Frage ist es unbedingt richtig, daß der Dame, welche die Alerte oder vornehmte des Reces ist, bei Tische die Zechen zuerst bagerichtet werden, ebendort die Wirtin aus Anzucht zum Wirtin nehmen, wenn das Ueberbringen ihrer Person nicht leicht Störungen beim Bedienen hervorriefe. Es ist also im Allgemeinen Sitte geworden, daß die Hausfrau nimmt, wenn die Reide an sie kommt, doch läßt es sich, um jeder Form zu genügen, — ja leicht einrichten, die Letzte zu sein, wenn bei der Dame links von der Wirtin mit dem Schreiben begonnen wird. — Für Ihre freundlichen Mittheilungen bezüglich der Cigaretten-Bündchen verbindlichen Dank; aber können Sie uns nicht einige Adressen geben? Zahlreiche Abonnentinnen würden Ihnen mit uns dankbar dafür sein.

Frau Br. in G. — Ihre Frage läßt sich in der vorliegenden Form nicht beantworten. Am Ihnen einen Rath geben zu können, müßten wir das betreffende Manuscript zuvor sehen. Wir stellen Ihnen daher ergebenst anheim, uns dasselbe zur Prüfung einzulenden.

Ausmerksame Leserin in Bremen. — Verbindlichen Dank für Ihr freundliches Interesse. — Mit Ihrem Rath bezüglich des weißflächigen Schrankes scheinen Sie aber doch das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen. Um das Gelbwerden der Wäsche zu verhüten, empfehlen Sie, den Schrank mit blauem Papier auszukleiden, zuvor aber auch noch den Fuß sorgfältig abzuklappen. — Das erinnert Sie beinahe an den Bären, der dem Einsiedler die Hölzen abwechete und ihm schließlich, um eine darinnliegende Perle zu verlagern, mit einem Steine die Nase verschmetterte. — Die Rathschläge für das Härden der Garzinen bringen wir in der nächsten Nummer.

Fräulein Kathilke B. in München. — Die Zwieselsäbter, von denen Sie gehört haben, sind jedenfalls identisch mit der auf dem Einjährig-Geübigen in Mesopotamien anhängigen türkischen Secte der Zeiden oder Heide. In den kürzlich veröffentlichten Briefen des verstorbenen Prinzen Emil von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, der lange Zeit im Orient lebte, findet sich darüber folgende Stelle: „Ich habe kürzlich die Bekanntschaft einer äußerst seltsamen türkischen Secte, der Heide, gemacht, die man fälschlich auch wohl Zwieselsäbter nennt, und die von den Muselmännern auf das Härteste verfolgt werden. Sie betrachten Christus als den größten Propheten, während sie Mohammed verfluchen. Sie wechseln Dinge bei ihren Heirathen, trinken rothen Wein zur Erinnerung an das Blut des Heilands und bekennen, von einem gewissen Heide abzukommen, der bei der Kreuzesabnahme Christi angeblich den ersten Nagel gelöst haben soll. Satanas gilt ihnen als ein gefallener, aber unglücklicher Engel, der nach dem Himmel zurückkehrte und ein in Gnaden von Gott wieder aufgenommen werden wird. Sie ertheilen mit den Waffen in der Hand Parole für ihn und beten in ihm in regelloser, heuchelischer Weise: „Wir bitten Gott für Dich und sind die einzigen, welche Dich nicht verlassen haben; wir sind arm, und man verachtet uns um Deinetwillen. Darum verzeih uns nicht, wenn Du eines Tages Deinen Platz an der Seite Gottes wieder einnimmst.“

Frau Katharina A., Newyork. — Herzlichen Dank. Die betreffende Nummer lassen wir Ihnen direct zugehen. Zweifelhafte Leserin in Karlsruhe. — Nach dem Hoffkalender heißt die deutsche Kaiserin Augusta Victoria. Ihre Zweifeln sind also unbegründet. Anna B. in Regensburg. — Die Circus-Geschichte von Paul von Sycypadski: „Die Todtsbrüder“, erschien im neuesten Jahrgange unseres Blattes (1888), Seite 74.

Abonnettin in Berlin. — Das arme Corset! Wessen man es nicht als anstößig! Aus soll es gar, dem bewußten Artikel des Berliner Börsen-Courier zufolge, die Nervosität unserer Zeit verschulden, als ob diese Erscheinung von einer einzigen Ursache herrührte! Und neben der blutarmen, blaffen, nervösen Minderheit der Mädchen und Frauen, welche Hülle von Kraft und Gesundheit, ungetrübte Energie und Lebensfreudigkeit in ihrer Reizbarkeit, trotz des arschmäßigen, von dem ganzen weiblichen Geschlechte getragenen Corsets, Beweis genug, daß dieses an sich unschädlich und nur sein Mißbrauch zu verwerfen ist. Soll es doch dem harten weiblichen Körperbau Stütze und Halt gewähren, ähnlich wie die Blumenkrone von den Kelchblättern umschlossen und getragen wird. Ein Blatt aus unserer heutigen Mode zeigt überdies, daß sie die Weibentaille keineswegs verengt, sondern gerade den natürlichen Wuchs zu leben trachtet.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Die Brautschleppe der Prinzessin Friedrich Leopold, Luise Sophie von Schleswig-Holstein.

Die im Auftrage Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin ausgeführte Brautschleppe Ihrer Hoheit der Prinzessin Luise Sophie von Schleswig-Holstein hat während ihrer mit Allerhöchster Genehmigung im königlichen Kunstgewerbe-Museum zu Berlin veranstalteten Ausstellung in hohem Maße das Interesse des Publicums erregt. Schon deshalb ist die an Allerhöchster Stelle gegebene Bewilligung, dieselbe durch die Illustrierte Frauen-Zeitung weiteren Kreisen bekannt zu geben, freudigst zu begrüßen. Aber auch in anderem Sinne ist die Veröffentlichung solcher historischen Kunstwerke von großem Werthe: es giebt Werke decorativer Kunst, welche im vollsten Umfange eigentlich nur für die allerhöchsten und höchsten Kreise zur Ausführung gelangen können, und wenn bearbeitete Werke dann unter Hinzuziehung maßgebender Künstler angefertigt worden sind, so haben sie gerechten Anspruch darauf, unserer Erinnerung länger erhalten zu bleiben; kann doch dem neu erblühten Kunsthandwerke unserer Zeit gerade durch Ertheilung solcher Aufträge am besten Gelegenheit gegeben werden, sein Können zu entfalten und anregend zu wirken auf die schaffende, aber auch auf die weitaus größere genießende Menge.

Die Zeichnung zu dieser Schleppe ist unter Leitung von Director Professor Ernst Gwald, von C. Timmer entworfen, während die Ausführung der Frau Elisabeth von Wedell übertragen wurde.

Die Arbeit war nach beiden Seiten hin, sowohl für den Zeichner, als auch für die technische Ausführung in Bezug auf die der Bedeutung des Stückes entsprechende knapp bemessene Farbewahl, nicht so dankbar, als es im ersten Augenblicke erscheinen mag. Weiß auf Weiß verlangt eine eigene Behandlung, wenn Eins vom Anderen genügend loskommen soll, außerdem war man insofern an ein bestimmtes Maß für die zu bestimende Fläche gebunden, als anfangs die Absicht vorlag, den ganzen inneren Raum durch eine Art Ueberwurf zu garniren; so mußte man sich denn entschließen, ähnlich wie bei der Cour-Schleppe für Ihre Majestät die Kaiserin und Königin, welche in der Nummer vom 14. April d. J. an dieser Stelle veröffentlicht wurde, von einem großen Mittelaufbau abzusehen und sich auf eine ringsherum laufende Borte beschränken.

Alle diese, die Ausführung nicht unerheblich erschwerenden Momente sind aber glücklich überwunden: das Stück ist als eine durchaus gelungene Arbeit zu bezeichnen.

Die gestickte Borte, in hohem Silber-Relief auf silbernem Brocat-Stoffe ausgeführt, den die Firma J. K. Heese lieferte, setzt sich zusammen aus rundlich gelegten Mantus-Ranken, welche in Rococo-Schmuck endigen, entwickelt sich unten in 2 1/2 Meter breiter Fläche und läuft oben zu beiden Seiten, ca. 4 Meter hoch, verzügend aus. Zwischen den Ranken hindurch ziehen sich Rosen, Mythen, Orangenblüthen, Maiglöckchen und Bergkristalle, letztere in sinniger Anspielung auf die Lieblinge der hohen Braut. Sehr hübsch belebt werden die hohen Reliefs durch Silberfäden und Nittern, während der Stoff durch das Moiré einen eigenen Reiz erhält. Die Technik der Stickerei verdient übrigens ganz besonders hervorgehoben zu werden. Es sind in feinem Verhältniß, so weit es das Material eben zuließ, die einzelnen Blätter und Blüten ihrem organischen Wachstume entsprechend behandelt, ohne mit der Stilkunst in Widerspruch zu gerathen. Alles ist erst in Einzelnen aus Silber-Guinée

und -Lahn gearbeitet und beim Aufnähen von gedrehter Schmir ungeben, und hebt sich so durch seine Leuchtkraft von der matten Innenfläche vortreflich ab.

— Neben der Brautschleppe erregte die Cour-Schleppe aus mattblauem, im Lichte rötlich schimmernden Sammet die Bewunderung der wenigen Auserwählten, welche den Troussau der Prinzessin Luise, Gemahlin des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, in Augenschein nehmen durften. Dieses Kunstwerk ging aus dem Atelier der schon bei Gelegenheit früherer fürstlichen Ausstellungen genannten, erst kürzlich von Wiesbaden nach unserer Hauptstadt übergestelbten Hof-Kunststickerin, Frau Elise Bender, hervor. Die Zeichnung, im kräftigen Rococo-Stile von der Hand des ersten Zeichners der Firma Maack und Bender, Herrn W. Jädel, entworfen, zeigt als Vort und hoch aufstrebendes Mittelstück, Füllhörner, aus denen Blumen und Ranken hervorquellen. Prachtvoll und wahrhaft künstlerisch vollendet ist die Ausführung in Hochrelief-Silberstickerei, deren hell schimmernde Flächen durch einzelne goldene Schattentöne, sowie feines Flechtwerk aus Goldfäden auf's Geschickteste und Geschmackvollste unterbrochen wurden. Zu der Schleppe gehört eine mit harmonisirender Stickerei und blauer Krepp-Berthe garnirte, angechnittene Taille.



Kleid und im Einzelnen verleben.

Berlin. — Daß Hut und Sonnenschirm zum Schutze gegen die Sonne vorhanden sind, erscheint uns bei den durchbrochenen Krempen unserer Hüte, den Spitzendächern unserer Schirme wie ein Märchen aus alter Zeit. Kleidam ist jedenfalls der durchsichtige breite Hutrand, welcher das Gesicht wie ein Heiligenschein umrahmt, ebenso der mächtige Sonnenschirm aus Tüll oder Spitzen, der ein interessantes Halbdomel über die ganze Gestalt wirft; aber ob beide auch den zarten Teint unserer Schönen in seiner Reinheit zu bewahren vermögen, ist eine Frage, deren Entscheidung wir unseren Leserinnen überlassen.

— Seit der „Mitado“ uns die japanische Frauentracht in ihrer eigenartigen Grazie vor Augen führte, haben wir daran so viel Geschmack gefunden, daß es während der Faschingszeit fast auf keinem Kostümfeste an einigen dieser reizenden Orientalinnen fehlte. In der gegenwärtigen



Saison dürfte ein echtes, von vielen Damen als Bade-Kostüm getragenes Gewand das gleiche Interesse erregen. Dasselbe besteht aus einem gepreßten, weiß und blau gemusterten Baumwoll-Gewebe und ist, wie die ausgedehnte Ansicht zeigt, von denkbar einfachstem Schnitt. Unter dem Arme wird es durch eine Gürtelschnur zusammengehalten. Der ungemein billige Preis (M. 7,50) ist dazu angethan, die Liebhaberei für dieses originelle Bade-Kostüm zu begünstigen. **H. U.**

— Die einfachste Verzierung ist oft die hübscheste. Wie schmad und jugendlich erscheint zum Beispiel ein leichtes, einfarbiges Wollmuffelkleid, das nur ein schmaler, in absteigender Farbe languettirter Volant säumt! An schwereren Stoffen werden die Zaden der Volants auch ausgeschlagen, an Tüll dagegen weißlich mit farbiger, zur Schleifen-Garnitur passender Seide geschürzt. Auch Mignardisen-Börthchen zc. dienen häufig als Zaden-Einfaßung an einfachen Sommerkleidern. **H. U.**

— Mit dem gesättigteren Grün des Hochsommers verschwinden auch in der Mode die lichten gelb-grünen Töne, und an ihre Stelle tritt ein leuchtendes, an Sonnengold erinnerndes Gelb. In

der Zusammenstellung mit Weiß oder Schwarz ist diese Farbe unendlich kleidam und ganz geeignet, einen schönen Teint in das rechte Licht zu setzen. **H. U.**

Während in früheren Jahren der helle Beidextiefel nur für den Strand-aufenthalt und zu Sport-Zwecken Verwendung fand, wird er heute von Damen und Herren auch auf der Promenade

getragen. Seltener sieht man den hohen Knopfstiefel aus Stoff oder hellbraunem, gebeiztem Leder mit hellen Seidennähten oder schwarzem Leder-Vorfuß. Am besten bewährt sich jedenfalls der ge-

schürte Halbshuh, entweder ganz aus Leder oder aus Segeltuch mit ausgeklagtem Lederbesatz. Für letzteren bevorzugt die Mode einen graubraunen Ton, während das Segel-Reinen in Grau, Dunkelblau, Braun, Beige und Naturfarbe verarbeitet wird. **H. U.**

— Bei dreißig Grad Raumtemperatur im Schatten, eine Pelzwaaren-Ausstellung! Selbst der ausgestopfte Glibbär am Eingange des Concerthauses vermochte uns über diesen Contrast nicht hinweg zu täuschen. Datten sich auch wenige Berliner Firmen an der Ausstellung beteiligt, so war dieselbe doch reichhaltig von außerhalb besetzt, sodas sie einen interessanten Ueberblick über die Leistungen des deutschen Kürschner-Gewerbes zuließ. Ueberaus lehrreich vom naturgeschichtlichen Standpunkte war der Vergleich der verschiedenen Pelzsorten, doch dürfte es unsere Leserinnen wohl in erster Linie interessieren, zu hören, welche von diesen Sorten im Reiche der Mode für die nächste Winter-Saison den Sieg davontragen werden.

Einem schnellen Wechsel der Mode ist das Pelzwerk im Allgemeinen nicht unterworfen; eines oder das andere tritt mehr in den Vordergrund, ohne daß die übrigen Arten völlig unmodern würden; nur die Angora-Ziege, den Bisam und Marber hat dieses Loos schon vor Jahren getroffen. Dagegen ist jetzt das Fell der Seeotter, das herrlich weich und dunkel im Tone, eine kostbare Ausstattung für Mäntel u. dgl. bildet, von der Mode auf den Schild gehoben. Neben ihm thronen, weniger kostbar, aber jugendlicher, der echte Krümmel, sowohl der ganz feine graue Perl-Krümmel, als auch der großlockige, schwarz gefärbte; eine Stufe niedriger stehen Ruffeln, Schunk, Biber, auf welche Nutria (Biber-Imitation) und Luchs in der Rangordnung folgen. Unter den tief braunschwarzen Sealskin-Arten, die zu ganzen Mänteln, Paletots und Baretts verarbeitet werden, ist nur die echte schön, diese ist jedoch sehr kostbar. Chinesisches Schaffell mit seinen langen, weichen seidigen Fäden und die matt silbergraue Chinchilla sind anspruchsvolle Befehle, die zu grauem, hydrothem, hellrosa oder altrosa Seidenblüsch eine herrliche Wirkung erzielen und daher meistens nur zu eleganten Abendmänteln und Sorties Verwendung finden. Eine Neuheit bilden die oft sehr originellen Zusammenstellungen verschiedener Pelzsorten, von denen die eine zum Grundstoffe, die andere zur Verbrämung dient. So hatte man z. B. großlockigen, mit feinstäubstem Krümmel oder Astrachan, dunklen, langhaarigen Biber mit geschorenem zusammengefelltem, dessen goldgelber Ton sich prächtig abzeichnete. Ruffischer Zobel, Ritz und Behrücken werden meist zu Futter verwendet, ebenso auch der königliche Hermelin, der, ganz seine Würde verlassend, sehr im Breite gekulnt ist, sodas er auch gewöhnlichen Sterblichen zugänglich geworden.

Die Formen der Pelzmäntel variiren wenig, da die Nachart vom Pelze abhängig, für welchen die einfachste Form die geeignetste ist. Mit engen Paletot oder weiten, bis zum Saume des Mantels reichenden Krümmeln, zeigen diese Mäntel wieder als hochmodern die Kad- oder die bekannte Dolmanform. Kurze, runde Jacken oder langschöpfige Paletots haben gleich jenen meistens lose Vordertheile. Hierzu gesellen sich winzig kleine, runde Muffchen, ohne jeden Ausputz, und je nach Geschmack entweder das feste Herrenmüßchen mit bunter Feder, der solide Capote-Hut oder das niedrige flache Pelz-Baret mit zierlichem Schleifenschmuck. Als Concurrent des bald schmäleren oder breiteren Anlege- und mächtigen englischen Kadtragens, den meist ein schmaler Pelzvorstoß am Saume des Mantels oder Paletots begleitet, tritt die Pelzweste auf, mit hohem Stehragen und koketten Seitentaschen. Die Boa, welche in billiger Nachahmung vergangenes Jahr so ungemün populär wurde, erscheint als solche nur noch vereinzelt, wohl aber häufig als Verlängerung und würdevolle Ausstattung des Kragens. Schließlich seien noch einige Prachtstücke von Teppichen aus Bären- oder Tigerfell erwähnt, deren breite, dunkle Seehund-Umräumung ein mit der Nadel kunstvoll eingeflechttes Krabesken-Muster aus hellem Seehund zeigte. Zeugnis von der Betriebsamkeit der kleineren Kürschner-Geschäfte legen die aus Abfällen, Zobelkellen, Fuchshäuten, virginischen Otterschwänzen, kleineren Stücken Bisam zc. zusammengelegten Decken, Fußstücken und -Tüchern, Pantoffeln u. dgl. ab, deren bunte Mosaik-Muster sich den zierlichsten Stickereien an die Seite stellen konnten.

H. U.

— Ueber die Toiletten beim Pariser Grand Prix läßt sich eine Mitarbeiterin der Wiener „Neuen freien Presse“ in folgender Weise aus: Madame Carnot trug eine sehr einfache, hochrote Moiré-Kleide, mit schwarzen Spitzen verziert, dazu ein kleines Goldhütchen, welches einzig eine Coarde aus rothem Sammetbände zierte. Auch die von der Fürstin Pauline Metternich gewählte Toilette aus hellgelbem Cröpe mit weißer Spitzen-Decoration, sowie die flache, gelbe Stroh-Capote erregten viel Interesse; sogar der Indianer-Hauptling, der in Gesellschaft Buffalo Bill's beim Grand Prix erschien, betrachtete, während man ihn der Fürstin vorstellte, wohlgefällig dieses Werk europäischer Civilisation. Eine rosa Cröpe-Toilette mit griechischer Tunica, die Silber-Stickereien umrandeten, und welche durch eine Silberkette gerastet war, hätte das schönste Modell des Grand Prix repräsentiren können; leider aber ließ die Trägerin sie im Stiche, sie unterstützte ihre Toilette nicht in entsprechender Weise, und so kam diese am den ihr gebührenden Triumph. Eine hübsche Wienerin erschien in einer Kleide aus schlangefarbigem Satin Nerwillen garnirt mit Venetianer Spitzen, welche auf einer Unterlage in der Farbe zarterer Rosenblätter ruhten. Von unermeßlichem Werthe waren einige Spitzen-Kleider, in Venetianer Art gearbeitet, die sich fast in der Form eines weiten Hemdes präsentirten und um die Taille durch schmale Gold- oder Silbergürtel zusammengehalten schienen. Glatte, sehr knappe und helle Seiden-Unterkleider verliehen dem Ensemble poetischen Reiz. Foulard imprimé, wie Cröpe imprimé war besonders im Reiche der Jugend häufig zu finden; dergleichen Watif und Ruffeln, das Arrangement ließ hier an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Da gab es ausnahmslos ungerastete, nur am Saume schmal garnirte Röcke und mädchenhafte, mit einem Frau-Frau- oder einem Spitzenkragen geschmückte Taillen. Decenter Auschnitt, der mitunter sogar rückwärts, in eine kleine Spitze auslaufend, den Hals frei ließ, zeigte an, daß man mit den englischen Krügen für die Dauer des Sommers gebrochen habe; beim ersten rauhen Herbstwinde wird man sich wohl mit ihnen wieder verschönnen. Die Hüte des Grand Prix lieferten uns den erfreulichen Beweis, daß die Sonne, im Streite mit den Modistinnen, Siegerin geblieben. Die winzigen Diademhütchen der letzten Zeit, welche in keiner Weise schüßen, waren nahezu verschwunden, um großen, noch immer sehr flach gehaltenen, meist reich gepuderten Formen den Platz zu räumen. Auch einige Kissen-Exemplare nach jenen eccentricen Modellen copirt, welche einst die Nerwillen trugen, benützten die weite Ausdehnung des Reimplages zu etwas unbedeuten der Entfaltung.

Bezugsstellen: Japanische Gewänder zu Bade-Kostümen: G. Wauer, W. Markgraf-Str. 67.

Handarbeiten

Kostenlos auch im Einzelnen verdoten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 15. Plattstickerei mit Umrandung. Spanien. XVII. Jahrhundert. — Während die spanischen und italienischen Stickmuster sich oft schwer unterscheiden lassen, genügt ein Blick auf vorliegende Seite eines mit lofer Seide gefärbten Leinentuches, um uns zu überzeugen, daß diese spanischen Ursprunges sei; sowohl die strengere Zeichnung der Palmetten, als auch die



Stückweise sprechenden dafür. Das reich gegliederte, aus dem verschlungenen Kleeblatt hervorgegangene Knotenmuster erscheint handartig, in fast gleichmäßiger Breite, überall einen freien Raum innerhalb des Contours lassend, gefüllt. Es ist dies äußerst charakteristisch. Ebenso bezeichnend sind an dem Original, das wir mit seinen verschiedenen Einzelheiten in der Nummer v. 21. Juli d. J. zur Ausstattung einer Stuhldecke angewendet zeigen, die gekuppelte Bogenspitze, sowie die dem Stoffe eingewandte Schlingenspitze. Letztere umfaßt, abweichend von der Art dieser an spanischen Stickereien üblichen Verzierung, den förmal umgelegten Stoffrand, wie es nebenstehende Abbildung darstellt. H. D.

Aus der Straßenswelt

Berlin. — Während der Festvorstellung, welche bei Gelegenheit der Vermählung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Luise von Schleswig-Holstein im Opernhause stattfand, hat sich leider ein recht bedauerlicher Unfall ereignet. Während des von dem Corps de Ballet aufgeführten Ballettstückes stürzte plötzlich aus den Coulissen, laut schreiend, mit brennenden Gewändern eine Tänzerin auf die Bühne. Die Solotänzerin Fräulein Sonntag I hatte mit ihrem mit metallhaltigen Stoffen besetzten Kostüm elektrische Schalt-Apparate betührt, wodurch eine elektrische Verbindung hergestellt ward, die Funken ausstrahlte. Dabei hatte das leichte Kleid der Tänzerin Feuer gefangen, und nur durch die Geistesgegenwart der Mitwirkenden blieb die Dame vor dem Schlimmsten bewahrt. Einzelne der mit langen rothen Mänteln besetzten Senatoren warfen sich bei offener Scene auf die Brennende und

versuchten die Flammen zu ersticken; schnell wurden sodann nasse Decken auf die Unglückliche geworfen, und diese hierauf von der Bühne getragen. Das Ganze spielte sich mit blühender Schnelligkeit ab. Fräulein Sonntag hatte übrigens ihre Geistesgegenwart nicht verloren; sie lief absichtlich auf die Bühne und nicht nach den Coulissen, da hinter diesen die weiblichen Mitglieder des Corps de Ballet in ihren luftigen Kostümen standen, die anderenfalls wohl auch sofort Feuer gefangen hätten. Die Besonnenheit des Publicums, welches auf den Plätzen blieb, verhinderte eine Panik. Die Vorstellung erlitt keine Unterbrechung, das Orchester verstummte nicht, und das Ballet tanzte standhaft weiter, wenn auch selbstverständlich die einzelnen Tancen in Unordnung geriethen. Die unglückliche Dame befindet sich auf dem Wege der Besserung.

Das Hochzeits-Geschenk der Kieler Damen für die Prinzessin Luise von Schleswig-Holstein wurde am 14. Juni im Thaulow-Museum zu Kiel zur Schau gestellt. Dasselbe besteht in einer Truhe nach schleswig-holsteinischer Art und zugehörigem Gobelin mit geschmittenem Aufsatz und Gefäßen. Die Vorderfläche der geschmackvoll geschmittenen Truhe wird von vier figurlichen Darstellungen geschmückt, welche die Zeitabschnitte im weiblichen Leben. — Kind, Jungfrau, Mutter und Großmutter, — veranschaulichen. Die Truhe bedeckt ein Lederlaken mit dem preussischen und schleswig-holsteinischen Wappen. Das Gobelin zeigt ein Blumen- und Fruchtstück in lebhaften Farben; es ist in der Art des größten Blumenmalers des siebzehnten Jahrhunderts, Jan von Goysum (1682—1794), und in dem damals üblichen Colorit gehalten. Aus dieser Zeit hauptsächlich findet man die Kerbschnitt-Arbeiten, wie sie die Truhe aufweist, und in diese Zeit hinein paßt auch die Kleidertracht, wie man sie auf den vier Bildern findet. Die weiblichen Gefäße auf dem Vorbe, sieben an der Zahl, stimmen mit ihrem matten Schimmer trefflich zu dem Metallgrunde der Bilder und tragen zur harmonischen Wirkung des Ganzen bei. Als Wahlspruch wurden auf der Truhe die Worte „An Gottes Segen ist Alles gelegen“ angebracht.

In dem Sitzungssaale der Handelskammer in der Berliner Börse fand kürzlich eine Versammlung in kaufmännischen Geschäften angestellter Damen statt, in der über die Gründung eines „kaufmännischen und gewerblichen Hilfsvereines weiblicher Angestellter“ berathen wurde. Der auf Anregung des Vereins „Frauenwohl“ gegründete Hilfsverein will in erster Linie einen unentgeltlichen Stellen-Nachweis für seine Mitglieder schaffen. Sodann will der Verein in verschiedenen Stadttheilen Speise-Anstalten für die Mitglieder errichten. Diese Wirtschaften sollen den Mitgliedern einen Raum bieten, in dem sie die Mahlzeiten ruhig und gemüthlich einnehmen und die Mittagszeit in anständiger, ihnen angemessener Gesellschaft verbringen können. Schließlich soll den Mitgliedern im Erkrankungs-falle unentgeltliche Behandlung und Medicin gewährt werden. Einstweilen haben sich 700 Damen als Mitglieder aufnehmen lassen. Der Vorstand soll zur Hälfte aus ordentlichen und zur Hälfte aus außerordentlichen Mitgliedern bestehen. Außerdem wird sich ein Curatorium aus hervorragenden Mitgliedern der Kaufmannschaft bilden, welches die Rechnungen prüft und die Leitung des Vereins überwacht. Vor der Hand wird ein Ausschuss von elf Damen die Geschäfte leiten und ein Statut ausarbeiten.

Wien. — Aus Gmunden wird berichtet, daß die Herzogin Thyra sich von ihrem bedenklichen Leidenszustande so vollständig

erholt habe, daß sie wieder in voller Lebenslust an allen Vergnügungen theilnehmen kann. Sie läßt sich sogar häufig mit ihren jüngsten Kindern im Prater zu Wagen fahren. Der Herzog von Cumberland soll hingegen mehr als je zurückgezogen leben. Gerücht wird an der Herzogin Thyra der außerordentliche Wohlthätigkeitsstiftung; wenn sie unterweils arme Leute antrifft, verläßt sie oft ihren Wagen, um reiche Unterstüßungen auszutheilen.

Fräulein Eleonore Welt, eine junge Dame, die seit mehreren Jahren als Doctor medicinae die ärztliche Praxis ausübt, befindet sich seit Kurzem in Wien, um die hiesigen gynäkologischen Anstalten kennen zu lernen. Sie ist eine der drei Schwestern, die sämtlich Doctoren der Medicin sind, und von welchen zwei in Newyork als Aerzte vollen Vertrauens erfreuen. Alle drei Damen sind Oesterreicherinnen, in Czernowitz geboren, und haben nach ihren Studien an verschiedenen Universitäten Oesterreichs den Doctorhut in Bern erworben.

Newyork. — Das hiesige Metropolitan-Museum dürfte jetzt die werthvollste und vollständigste Instrumenten-Sammlung der Welt besitzen. Mrs. John Crosby Brown schenkte demselben nämlich vor Kurzem 266 Instrumente aller Nationen, insbesondere aus Afrika, den Südpol-Inseln, Nord- und Süd-Amerika, Madagaskar, Korea, Japan, China, Birma, Siam, Algerien, Syrien, Arabien, sowie auch Instrumente der Hindus und Türken. Der Schätzungswert der geschenkten Gegenstände beträgt 7000 Pfund Sterling.

Redaktions-Post

B. u. I., Berlin. — Wie wir schon in unserem letzten „Möbelericht“ betonen, besteht die augenblicklich angestrebte Farben-Harmonie nicht mehr in eintöniger Lebereichthumung sänftlicher Töne eines Anzuges, sondern in dem gefälligen Zusammenfließen verschiedener Farben, deren Nebeneinanderstellen man früher als in genau vermischter Farbe, bei der letzten „Santität“ in der Toilette kennen Sie deshalb zu einer schwarzen Toilette sehr gut das moderne Plakblau mit Hellgrün vereinigen, wir beachten nämlich die gleiche Zusammenstellung auf einem unserer Colorits.

J. A. in B.; Frau Emmy v. W. in B.; S. F. in Sudow; Melanie C. in G.; Emilie S. in B.; C. R. in G.; P. in G. — Verbindlichen Dank.

Frau Barbara v. P. in St. — Am liebsten und bequemsten bleiben unter allen Umständen die Manuscripte in Quart-Format oder auch in Octav-Verkleinungs-Format, gleichviel ob in Heften oder als lose Blätter. Am liebsten ist mit diesem Formate auch dem Leser gefällig, der bei einem Heften, handlichen Blatte natürlich eine weit bessere Uebersicht hat, als bei großen Bogenseiten. Daß die Blätter nur auf einer Seite beschrieben sein dürfen, brauchen wir wohl nicht besonders zu erwähnen.

Fräulein Jenny M. in Hamburg. — Gedichte bringen wir nur in Ausnahmefällen; wir können daher von den uns freundlich eingesandten Proben keinen Gebrauch machen. Wenn Sie uns Ihre genaue Adresse angeben, senden wir Ihnen das Gedicht zurück. Auf eine Beantwortung eingesandter Manuscripte können wir uns nicht erlauben; wir wollen Ihnen aber gern schreiben, daß wir einzelne Ihrer Gedichte mit Vergnügen gelesen haben.

Junge Hansfrau in Dresden. — Um dem abgekochten Trinkwasser einen besseren Geschmack zu geben, empfehlen wir Ihnen die Anwendung eines Wasserfilters, den Sie am einfachsten in der Weise herstellen, daß Sie einen Plumentopf (Schichtweise mit gereinigtem Kaffeebohnen- und plattlicher Kohle füllen. Wenn Sie das Wasser durch diesen improvisierten Filter laufen lassen, wird es bedeutend angenehmer schmecken. Natürlich muß die Einlage öfter erneuert werden.

Anzeigen

Falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung angezeichnet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Roward-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W, Potsdamer Straße 38 und in Wien I, Opernstraße 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Mai bis Octbr. **Hamburg 1889.**
Gewerbe- u. Industrie-Ausstellung
 Handels-Ausstellung | Kunst-Ausstellung
 Gartenbau-Ausstellung | Gewerbliche Betriebe
 Panorama. Taucher. Fessel-Ballon. Bergbahn. Meierei. Musikfeste. Halle für 4000 Personen.
 Herrliche Parkanlagen. Tägliche Concerte von drei Capellen. Beleuchtungen. Bootfahrten. Freihafen-Besichtigungen.
 Wohnungs-, Reise-, Post-, Telegraphen-Büreau am Haupteingang.

Das Vogtl. Versandt-Haus
Vincenz Keller, Planen I. V., liefert Gardinen, Stickereien, Spitzen, Stoffe, Schürzen u. Mäntel. Kataloge franco

Gandersheim, reiz. Sommerfrische a. Harz, Soalbad f. nerv., bläshch., rheum., skrof. Damen u. Kinder. Grosser Park, Vorz. Verpflegung. Villa Valida (Valida Knorr).

Das Atelier
der Frau Antonie Hallwax, Wien VI, Mariahilfsstrasse 105, empfiehlt seine stylgerechten Arbeiten in Tiroler Fatschen und Bauernspitzen als: ganze Tischgedecke, Läufer, Decken, Kleider- und Bettwäsche, Schürzen u. Kleiderchen, Handtücher, Decorationsgegenstände etc. etc. Dasselbst Nidolorago der original Tiroler Bauernspitzen.

Was wird aus unseren Töchtern?
Von Frau J. Kettler. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Preis 50 Hg.

Teufelsdrücker
 im Stande allddeutsche gefunnte Lederarbeiten als schöne Geburts-tags- u. Gelegenheits-geschenke herzustellen.
 Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu.
 Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
 Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platmbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.
 Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.
 Illustr., Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Für Kunstfreunde.
Der erste Jahrgang der „Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin“ mit 40 Illustrationen und einer Miniaturgravüre nach Professor Knans' reizendem Bilde „Die Künstlerin und ihr Modell“ versehen, bietet in anregender Form zahlreiche interessante Beiträge zur Kenntnis und zum Verständnis des Kunstlebens der Gegenwart. Broschüre durch jede Buchhandlung oder durch die Photographische Gesellschaft in Berlin gegen Einsendung von 1 Mark 50 Pfennig in Postmarken zu beziehen.

Handschuhe
Glas, Dänische, Seidene etc. Nur beste Waare, versende direct an Privat. 3/4 Preisliste frei.
R. Rudolf, Handschuhfabrik, Altenburg.

Joh. Braun's
Conservenfabrik
Pfeddersheim bei Worms
Ist die beste Bezugsquelle in sämtlichen eingemachten Gemüsen und Früchten für Familienbedarf.
Lieferant hoher und höchster Herrschaften.
Diejenigen Hausfrauen, welche ihre Bestellung für den Herbst noch nicht gemacht haben, werden höflich gebeten, solche möglichst bald einzusenden, um die Rabatt-gewährung genießen zu können. Preisconrant gratis und franko.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-Kunst-Fenster
 Lieferung von fertigen Edelstein zum Einsetzen, sowie Fenstervorhangern und Gängebildern jeder Größe ebenso Diaphanien nach Anleitung zur Selbstherstellung. Reichhaltiger bunter Sammler-Katalog gegen Einsendung von 2 Mark bei Bestellung v. 30 Mk. an rückvergütet werden. Erste Häuser als Wiedererwerber gesucht.
 Katalogs-Auszug, Muster u. Preisliste gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

Bad Ems
Illustrirte Beschreibung v. Ems u. Umgeb. Wohnungs- und Pensionsverhältnisse gratis d. Kurhaus Schloss Langenau.

CACAO-VERO,
entölt, leicht löslicher Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zuberbeitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/2 1/4 1/2 1/4 = Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Bereins in Berlin Westhafen, Reussstr. 1.
Pensionat.
Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Vorsteherin Jet. H. Ridder.

Otto Ruppert.
Deutsch- u. deutsch-ameril. Leben in Amerika, gesammelte Erzählungen. Neue Ausgabe in 15 Bänden. geb. 4 Bd. M. 1.-, nur 2 u. 8 M. 1.25.
Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Man sucht ein Mädchen in reiferen Jahren im Handbilde einer edelgeborenen, unabhängigen und vorurtheilsfreien Dame gegen mäßige Bezahlung, welche im Voraus erlangt, ca. 1 Jahr lang unterzubringen. Rest freier moralischer Jugend müßte demselben familiäre, freundliche Behandlung und Gelegenheit geboten werden, seine Kenntnisse zu verbessern und sich im Handbilde nutzbringend zu machen. Triebhälliger Offerten mit dem Motto: „Segen ist der Mühe Preis“ bef. d. Erz. d. Bl.

124. **Otto Weber's Mode-Magazin** Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Keltkleider nach bestem Schult An Sonn- und Festtagen geschlossen.

124. **Otto Weber's Trauer-Magazin** befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gonsdarmenmarkt und den Colonnaden. Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

Verlange **Stollwerck'sche CHOCOLADE**
 Überall käuflich von M.L.20 1/2 an aufwärts.



Bäuerin aus Duflingen bei Tübingen.
Nach einer Zeichnung von Carl Ridelt.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 240. Blatt.

Als sehr malerisch stellt sich die Tracht der Duflinger Bäuerinnen dar. Das winzige Baden-Häubchen ist speziell der Duflinger Tracht eigen. Von diesem aus fallen hinten über den herabhängenden Köpfen breite schwarze Bänder den Rücken hinab. An den Enden der Köpfe sind bunte seidene Bänder eingeflochten. Die bauchigen Hemdärmel zeigen am Handgelenk ein sorgfältig gesticktes Bördchen, das mit breiter Spitze besetzt ist. Eine mehrreihige Granatmuster mit goldener kleiner Schließe zielt den Hals.

Das kurze rote Tuchmieder zeigt auf dem Rücken und an den Seiten einen charakteristischen breiten Silberbesatz. Ueber dem Brustflod wird das Mieder mit bunten Bändern geschnürt. Die Schultern umgibt, fest anliegend und unter

den Armen mit Schnüren zusammengehalten, das mit breiten Bändern eingefasste Koller. Lehteres, sowie der Brustflod, variiren in den verschiedensten Farben. Bei Trauer werden dunkle Farben vorgezogen.

Dem Mieder fällt der Rock von schwerer Wolle in reichen Falten hernieder, ist auffallend kurz und wird am unteren Rande von einem Besatz von breitem, rothem Seidenband und darüber von einer breiten Silberborte geschnürt. Der weiße Schurz ist am oberen und unteren Rande mit Spitzen besetzt und oben in sehr feine Fältchen gelegt. Er wird vorn mit breiten bunten Bändern gebunden. Der weiße, mit Spitzenwidder verfehene Strumpf steckt in weit aufgeschnittenen Schuhen.

Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung geeignet von uns angefohren werden sollten, haben in dem Briefe von 1 Mark für die einpöilige Revue-Zeit, oder deren Mann Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38 und in Wien I., Dvergasse 2.

Interenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Subscription-Auftrag dauert.

124. **124. 124.**

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,

bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleißen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.

Grosses Lager in farbigen Costümen, Reithäider nach bestem Schnitt

An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,

zwischen Genslermarkt und den Colonnaden.
Schnelliger Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. **35. 35.**

Für Kunstfreunde.



Der erste Jahrgang der „Kunstbeilage über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin“ mit 40 Illustrationen und einer Miniaturgravüre nach Professor Knau's reizendem Bilde „Die Künstlerin und ihr Modell“ versehen, bietet in anregender Form zahlreiche interessante Beiträge zur Kenntnis und zum Verständnis des Kunstlebens der Gegenwart. Broschüre durch jede Buchhandlung oder durch die Photographische Gesellschaft in Berlin gegen Einsendung von 1 Mark 50 Pfennig in Postmarken zu beziehen.

Gummi-Knetarbeit.

Schöne Einrichtungs zum No. 10. — Knetmasse No. 8 v. Höhe in 1/4, 1/2, 3/4, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20. — Für No. 1. 50 fertige Knetarbeit. 1 Stück Knetmasse u. Anleitung. Wiederverkäufer gef. Enger aller Retailartikel, Terrafetten, Seifen. Kundmahlungen der letzteren überallhin.

Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Illustr. Prospekt u. Preisverz. franco u. grat.

Illustriertes Familienblatt:

NEUE Musik-Zeitung

80 Pf. vierteljährlich. Per Kreuzband M. 1.50.

(Zeitungskatalog der deutschen Reichspost No. 4104.)

enthält Künstlerbiographien m. Porträts, Novellen, Humoresken, belehr. Artikel, zahlr. Klavierstücke, Lieder etc., sowie alles Wissenswerte aus dem Gebiete der Tonkunst.

Bestellungen vermitteln jede Buch- und Musikalienhandlung und die Postämter.

Sobald erschienen:

Franz Schubert-Nummer

Neuen Musik-Zeitung

mit sehr interessantem Text u. Bilderschmuck, sowie einem Melodiensträußchen beliebtesten Schubert'scher Melodien, für Klavier bearbeitet.

Illustr. Umschlag, Preis 40 Pf.

Für die Abonnenten der Neuen Musik-Zeitung gratis.

zum Abonnement auf das

3. Quartal (80 Pf.)

Neuen Musik-Zeitung,

für welches ausserordentlich wertvoller Stoff vorliegt, wird höflichst eingeladen.

Probenummern gratis und franco durch jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie durch die Verlagsbuchhandlung von

Carl Grüniger in Stuttgart.

Das Vogt. Versandt-Haus

Vincenz Keller, Planen 1. V., liefert Gardinen, Stickereien, Spitzen, Stoffe, Schürzen etc. Illustr. Kataloge franco.

Gandersheim, reiz. Sommerfrische

a. Harz, Seebad f. nerv., blöchl., rheum., skrof. Damen u. Kinder. Grosser Park. Vorz. Verpflegung. Villa Valida (Valida Knorr).

Weisse Seidenstoffe

ca. 130 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weiss seidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 1.45 oder Mk. 1.20 od. fl. 0.75 kr. bis Frs. 5.40 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.70 per metre.
- Weiss seidene Ripse (ganz Seide) — 9 Qual.
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 13.65 od. Mk. 10.90 od. fl. 6.80 per metre.
- Crème-weiss seidene Ripse (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.65 od. Mk. 8.50 od. fl. 5.30 per metre.
- Weiss seidene Satins merveilleux (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Crème-weiss seidene Satins merveilleux (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Weiss seidene Surahs (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per metre.
- Crème-weiss seidene Surahs (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per metre.
- Weiss seidene Moire française — 7 Qual.
Von Frs. 1.90 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 13.90 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per metre.
- Crème-weiss seidene Moire française — 7 Qual.
Von Frs. 1.90 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 13.90 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per metre.

- Weiss seidene Moire antique — 8 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.
- Crème-weiss seidene Moire antique — 2 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— und Frs. 3.90 od. Mk. 3.10 od. fl. 1.95 per metre.
- Weiss seidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Weiss halbseidene Atlasse — 8 Qual.
Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per metre.
- Crème-weiss halbseidene Atlasse — 5 Qual.
Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per metre.
- Weiss Satins Duchesse (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per metre.
- Crème-weiss Satins Duchesse (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Weiss seidene Damaste (ganz Seide) — 7 Qual.
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.90 od. Mk. 14.— od. fl. 8.40 per metre.
- Crème-weiss seidene Damaste (ganz Seide) — 7 Qual.
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.90 od. Mk. 14.— od. fl. 8.40 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Die Mode

Kleidend auch im Einzelnen verboten.

Berlin. Mit dem Nahen der kühleren Jahreszeit werden die weißen Batist- und Stückeri-Untertröde durch farbige Seidenröde mit Manellfalter abgelöst. Diefelben bleiben dem beliebten Streifenmuster treu, doch zeigt dieses in so fern eine artige Neuerung, als es in den verschiedenen deutschen Landesfarben zusammengestellt ist, sodass jede Dame sich die ihrigen wählen kann. Rüssen hierbei die Preussinnen an Bunttheit hinter anderen Landesmänninnen zurückstehen, so möge sie der Zustand trösten, daß das eintönige Schwarz-Weiß zugleich seine sehr practischen Seiten hat.

Wien. — Auch die Wienerin hat endgültig mit der fest anliegenden Caraffe- und Schnecken-Taille, den engen Ärmeln und den bauschigen Draperien gebrochen; nur ganz vereinzelt begegnet man diesen abgethanen Dingen. Man weiß endlich wieder, was eine Sommer-Toilette ist. Und wie poetisch, man möchte sagen ideal, erscheinen die blühenden Frauen und Mädchen der lustigen Donau-Stadt in dem schlicht herabfallenden Röde, der faltigen, am Halse ausgeschnittenen Taille mit Spitzen-Garnitur oder Busentuch, mit hohem Gürtel und losen Ärmeln, das Gesicht halb beschattet von dem breitrandigen, mit leichten Blumenranken gezierten Hut! Ist auch die freie und zwanglose Tracht bisweilen nur Schein und verbirgt sich darunter die alte Eingewöhntheit und Enge, so wird man doch bald einsehen, daß bei dem kleidamen Kaltengürtel einige Centimeter Taillenweite mehr oder weniger von keiner Bedeutung sind. Es ist so recht eine Tracht für die Jugend, und über diese schüttet die Mode das Hüllhorn ihrer dastigen, mit herrlichen Blumen- und Rankenmustern bedeckten Batiste, Organzies, Tülls und Kreppstoffe aus (siehe unseren letzten Wiener Stoffbericht). Die älteren Damen sehen sich auf die mannigfaltig gemusterten Foulards in dunklen und Mittelönen, sowie auf die bisher herrschenden Formen, die Hofstaile und das schlichte Rebeckkleid beschränkt; doch kommt auch ihnen der weitere und freier fließende Rod zu Gute, dessen natürlicher Faltenwurf allein als elegant betrachtet wird.

Paris. — Zu einem für kleine Mädchen und Knaben gleich passenden Morgenkleidchen läßt sich keine hübschere Form denken, als der lose, durch ein Band mit kurzer Schleife hinten zusammengehaltene Kittel, der vorn vom Halse an in eine Fächerfalte ausfällt. Das Modell bestand aus rosa Batist, doch ist jeder weiche, selbst dunkle Stoff zu verwenden, ohne daß der Anzug etwas von seinem kindlichen Reize verliert.



Auf dem Bande gilt es, sich rasch und in solcher Weise anzulegen, daß man stets zu einer Unternehmung bereit sei. Vorzügliche Dienste leisten daher die neuerdings Mode gewordenen Stückeri-Befäße in Jackenform, die ein glattes Kleid reizend vervollständigen und jedes weitere Gewand entbehrlich machen. Zu diesem Schmuck eignet sich jeder Stoff und jede Farbe, himmelblauer Foulard sieht damit entzückend aus.



Viel lustiger und leichter zu transportieren als die kleinen Pavillons zum Schutze gegen die Sonne sind die Schirmstühle, die aus einemeinfachen niedrigen Sessel bestehen, von dem hinten ein Gardinen-Träger, wie an einer Wiege, aufsteigt. Vorn wird die Gardine, zu welcher ungebleichte Leinwand, Segeltuch oder rother Schweizer Rattan dienen kann, durch seitwärts befestigte Rohr-Reifen gefüllt.

Handarbeiten

Kleidend auch im Einzelnen verboten.

Wer ein offenes Auge für die Erzeugnisse der Natur besitzt, wird auf jedem Spaziergange, sei es im Garten, Feld und Wald oder den Strand entlang, geeignetes Material für zierliche Phantasie-Arbeiten finden, die, ob an sich auch unbedeutend, als Andenken an schön verlebte Tage oft sehr werthvoll sind. Für derartige von unseren Leserinnen immer wieder begehrte Arbeiten bringen wir nachstehend einige neue Vorlagen, erinnern jedoch zugleich an die zierlichen Gebilde aus Wald-Roskall und gepreßten Blumen, die wir sowohl im technischen Theile unseres Blattes, als auch an dieser Stelle wiederholt zur Darstellung brachten. Auch auf die Nuschel-Arbeiten der Nummern vom 29. Juli und 5. August 1888 sei von Neuem hingewiesen. — Mit gepreßten Blumen verziert zeigen wir einige graciöse für Gratulations- oder Tischkarten zc. geeignete Arrangements.

Sehr gefällig und hübsch läßt sich Wald-Roskall mit Modelir-Arbeit verbinden, wie der kleine Spiegelrahmen zeigt, dessen verzierenden, mit Bronze-Zinctur überzogenen Zweige aus Guttapercha-Plättchen (siehe die Nr. vom 12. Mai d. J.) und Erlens-



fächchen gebildet sind. Vehrere krönen auch die Stäbe des Rahmens (aus Holz oder Rohr), welche dazu ein wenig ausgehöhlt werden müssen.



Silberblech von der kleinsten Knospe bis zur voll erblühten

Blume, sowie Samenständen der Platanen, gepreßte Farnblätter und Moos schmücken die 13 Cent. breite Umrahmung des Bildes, das bei 45 Cent. Höhe 38 Cent. Breite, aus einer 1 Cent. starken Holzplatte hergestellt ist.

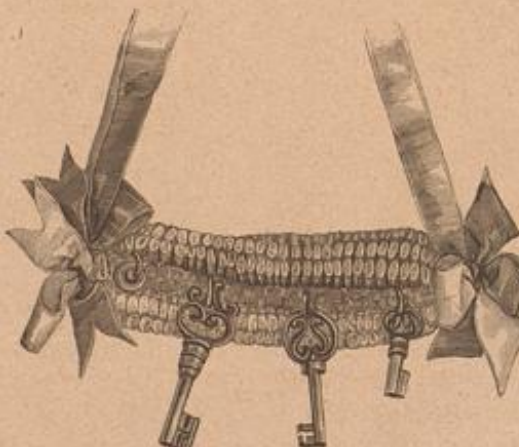


Den Rahmen bestreicht man zunächst mit Veim und belegt ihn alsdann dicht mit Moosstücken, auf diesem Untergrunde werden die Disteln mit kleinen Kugeln, die übrigen Pflanzen wieder mit Veim befestigt.

— Aus feinen, vergoldeten Naiskollen besteht der mit farbigem Schleifenschmucke ausgestattete Schlüsselhalter. Zum Einschrauben der Messinghaken sind zwei Reihen Löcher vorsichtig abzulösen, das Vergolden geschieht



mit Bronze-Lack. — Zu dem kleinen Arbeitsbeutel aus einem 29 Cent. hohen, 36 Cent. breiten Stück Atlas, welches unten fest



eingekraut, oben mit 4 Cent. breiten Köpfchen zum Zugsaume abgenäht ist, wurde als Verzierung reifer Gurkenstamen verwendet. Zwanzig je durch eine Stahlperle getrennte Kerne bilden die Grundlage des in der Runde zu arbeitenden Rehes, dessen Rippen zunächst strahlenförmig aus einander gehen. In der zweiten Reihe sind demnach zwischen je zwei Kernen der ersten, zwei durch eine Perle getrennte Kerne einzufügen; in den folgenden Reihen bis zur neunten werden stets zwischen je zwei Kernen wieder zwei eingeschoben, während die Zahl der Kerne in jeder Reihe um eine zunimmt. Den Aufsatz des gleichmäßig fortzuführenden oberen Reihes wie auch die Herstellung der den Beutel ausstaltenden Quasten erklären die naturgroßen Darstellungen.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Die von dem hiesigen wissenschaftlichen Central-Vereine in's Leben gerufenen Real-Kurse für Frauen werden im Herbst dieses Jahres ihren Anfang nehmen. Diefelben sind auf eine zweijährige Dauer berechnet. Es sind vorzugsweise folgende Fächer in Aussicht genommen worden: Mathematik, Naturwissenschaften, Grundzüge des Wirtschaftslebens, Deutsch, Latein, Französisch, Englisch. Die nöthige Räumlichkeit ist von der Stadt Berlin auf das Bereitwilligste zur Verfügung gestellt. Der Unterricht wird in den Nachmittagsstunden von 4—7, resp. 4—8 Uhr in der Charlottenstraße, Stögler Straße 29, stattfinden. Um dem individuellen Bedürfnisse möglichst entgegenzukommen, sollen alle Kurse einzeln zugänglich gemacht werden. Das voraus zu zahlende Honorar beträgt für die ersten zwei wöchentlichen Stunden halbjährlich 36 M., jede weitere wöchentliche Stunde, bis incl. 10 Stunden, wird mit 10 M. halbjährlich, jede Stunde über 10 Stunden mit 5 M. halbjährlich berechnet. Nach Belegung von 15 Stunden wöchentlich sind die folgenden frei, sodass sich das Gesammt-Honorar für den Kursus auf 135 M. halbjährlich stellt. In besonderen Fällen findet noch weitere Ermäßigung statt. Was die notwendigen Vorkenntnisse betrifft, so wird nicht mehr verlangt, als die erfolgreiche Abolvierung einer voll ausgefallenen höheren Mädchenschule voraussetzen läßt. Die Kurse sind Unterrichts- (nicht bloße Vortrags-) Kurse; in einzelnen Fächern können, so weit die Lehrenden damit einverstanden sind, gegen Entgegung des betr. Honorars auch Hospitantinnen zugelassen werden. Das erste Halbjahr, von Anfang October bis zum 15. März gerechnet, wird nach Abrechnung von 14 Tagen Weihnachtsferien ca. 20 Arbeitswochen, das zweite Halbjahr, vom 15. März bis gegen Ende September, nach Abrechnung von 1 1/2 Wochen Oster-, 1/2 Woche Pfingst- und 7 Wochen Sommerferien, ca. 19 Arbeitswochen umfassen. Mit der Leitung der Kurse ist Fräulein Helene Lange (Schöneberger Straße 35 III, Sprechstunde 1, 2, 3, 4) betraut, an welche daher auch die Meldungen zu richten sind; mit der Verwaltung der Kasse ist Frau Schulrath Kaner (Wichmann-Straße 4 III) beauftragt worden. Zu näherer Auskunft ist außer den genannten beiden Damen auch Fräulein Franziska Tiburtius, Dr. med. (Gr. Friedrichstr. 203 II) bereit.

Darmstadt. — Die verstorbene Großherzogin Alice von Hessen-Darmstadt war keine allzugroße Freundin der feinen Etikette. Sie kündigte einmal einer bei Dose eingeführten Dame ihren Besuch für einen bestimmten Nachmittag an; die so ausgezeichnete Dame bereitete sich vor, ihren erlauchten Gast in würdiger Weise zu empfangen, ließ alle Räume decoriren und insbesondere scharlachrothes Tuch auf den Bürgersteig, über den Flur und die Treppe hinauf legen. Nachdem sie dann einen dienstbaren Geist auf den Boden stationirt hatte, um die Ankunft der Fürstin von ferne zu erspähen und rechtzeitig zu melden, setzte sie sich, der Dinge harrend, die da kommen sollten, in ihr Empfangszimmer. Plötzlich öffnete sich die Thür und eine Dame in Regenmantel, mit Galoschen an den Füßen und einem Schirme in der Hand, trat ein mit den Worten: „Da bin ich. Es ist ein grüßliches Wetter, und ich habe mir alle Mühe gegeben, das schöne rothe Tuch im Flur und auf den Treppen nicht zu verderben.“ — Diese Dame war die Großherzogin.

Redaktions-Post.

Fräulein Hermine G. in B. — Es ist zwar sehr freundlich von Ihnen, daß Sie es unserer „Anschauung anheimstellen“, ob die Tafel Chokolade, um die Sie gewettet haben, Ihnen oder Ihrer Freundin zusteht, aber wir müssen Sie doch bitten, derartige Entscheidungen künftig der Redaction einer Anweisung „anzuzuwenden“. — Frau Garcia-Rothman war nicht mit Hector Berlioz, sondern mit Charles Auguste de B... verbunden, dem berühmten niederländischen Violin-Virtuosen, verheiratet. — Wer bekommt denn nun die Tafel Chokolade, Sie oder die Freundin? — Lassen Sie sich dieselbe weitgehend wohl bekommen.

Frau Marie V., geb. v. Z. in B. u. a. — Recepte zur Bereitung von Glycerinem finden Sie in Jahrgang XV (1888) auf Seite 64 unseres Blattes, unter der Rubrik „Wirtschaftliches“.

Langjährige Leserin in Königsberg. — Der Name ist allerdings ein Pseudonym, in dessen Erklärung wir leider nicht ermächtigt sind. Selbstverständlich sind wir gern bereit, Briefe in übermitteln. Derelbst Dank für das freundliche Interesse, welches Sie unserem Blatte bezeugen.

Frau Pastor A. in B. — Sie wünschen Rath bezüglich der Laufbahn, die ein junges Mädchen einschlagen könnte, welches vornehmlich geistlich sein wird, sich selbst den Weg durch's Leben zu suchen. Wir können Ihnen in diesem Zwecke mit gutem Gewissen ein neu erschienenes Buch von Frau Amalie Pailis empfehlen. Dasselbe theilt sich: „Aus der Lektorschule in's Leben“ und ist bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen. Sie finden in diesem Werke eine reiche Fülle von nützlichen Hinweisen und Rathschlägen und jedenfalls auch solche, die Ihrem Zwecke entsprechen. Nebenbei bietet das Buch eine ungemein lehrreiche und feinsinnige Lectüre, namentlich für junge Mädchen.

Abonnent in Budapest. — Auf ärztliche Rathschläge lassen wir uns grundsätzlich nicht ein; noch weniger können wir in unserem Blatte für irgend eine Richtung der medizinischen Wissenschaft Partei nehmen. Wir müssen daher Ihre Frage, so leid es uns auch thut, unbeantwortet lassen.

Erna aus der Waldau. — Leider nein. — Guten Dank.

Alle Abonnentinnen in Hannover. — Einen Artikel über Herrenhaufen bringen wir jedenfalls noch im Laufe dieses Jahres, als Fortsetzung zu dem Artikel „In alten Bekleidungen“ von C. Wetz.

Fräulein Josepha K. in München. — Genieß beantworten wir jede Anfrage; natürlich nur, soweit wir dazu im Stande sind. Theilen Sie uns also mit, was Sie zu wissen wünschen, wenn wir Ihnen Auskunft geben können, soll es gern geschehen.

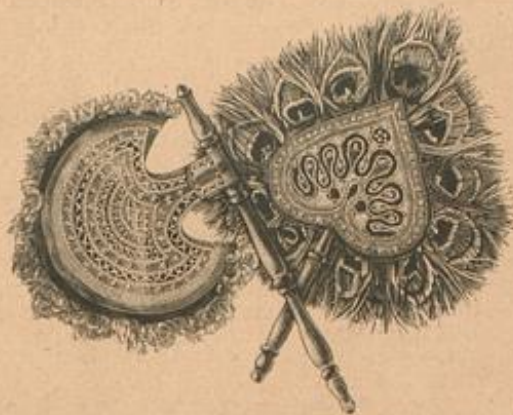
C. A. 100 Berlin. — Ihre Frage können wir nur brieflich beantworten. Sie müssen also Ihren Vertrauen zu uns haben und uns Ihre Briefe mittheilen.

Zweijährige in P. — Eine Redaction ist verschwiegen wie das Grab, Sie brauchen also keine Sorge zu tragen, daß wir Ihre Geheimnisse ausplaudern. Ebenwenig brauchen Sie zu fürchten, daß wir Ihren „hollen“ Namen in die Briefmappe setzen könnten; wenn Sie dieselbe aufmerksamer ansahen hätten, würden Sie übrigens schon von selbst gefunden haben, daß wir fast nur die Anfangsbuchstaben der Schreibenden, oder irgend ein Stichwort vor die betreffenden Notizen setzen. Senden Sie also, bitte, Ihre Frage ruhig ein.



Rohdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Vielfach begehrt als Mäntelweder oder Kaminfächer sind die seit der Pariser Weltausstellung auch bei uns eingeführten, echt indischen Fächer, welche bei ihrer Originalität und Billigkeit (M. 1.50) auch zu Decorations-Zwecken Anwendung finden. Neben der bekannten Blattform repräsentiert unsere Darstellung den durch



Drehen in Bewegung zu sehenden Fächerfächer an bunt lackirtem Holzstiele. Beide zeigen eine eigenartige Verzierung von farbigen, an einander gefügten Stücken Stoff, sind mit Flügelbeden brokianischer Käfer, Metallfäden und Nittern bestickt und mit Seiden-Franze oder Pfauenfeder-Augen umrandet. S. 11.

Als Nouveautés für die Gesellschafts-Saison kündigen sich zum Kleide passende Seidenstrümpfe an, welche à la Pompadour mit großen Streublumen bestickt sind. S. 11.

Fast scheint es, als wären die modernen complicirten Empire-Tailen ohne jede eigentliche Schlußvorrichtung hergestellt und mühten bei jedesmaligen Gebrauche mühsam gefaltet, arrangirt und mit Nadeln gesteckt werden, damit der neuesten Modetanne zu Liebe das Costüm nach Möglichkeit den Eindruck des Leichtes und Ungezwungenen macht. Der Gebrauch der Nadeln beim Schließen der Tailen ist jedoch unpractisch und wenig zu empfehlen. Nichtsdestoweniger aber gilt es, bei der sorgfältigen Anfertigung diese Täuschung aufrecht zu erhalten, und eine geschickte Modistin muß bei der Anprobe alle für ein leichtes Arrangement erforderlichen Fältchen, Kreuzungen u. dergl. mit unsichtbaren Stichen festhalten und so verborgen wie möglich Daten und Defen andringen, welche den ordentlichen Schluß vermitteln. S. 11.

An Stelle der großen schüßenden Outformen tritt neben

der flachen runden Toque für den Herbst die zierliche Capote auch wieder in ihre Rechte; sie besteht fast nur aus einem Bügel, den ein Blumenkranz deckt, sodas in der Mitte das hochfrisirte Haar sichtbar wird. Als Garnitur für die Toque wählt man außer Blumen, hin und wieder kleine schwarze Flügelchen, Pfauenfedern oder einen hochstehenden Tuff aus Tüll und Band. S. 11.

Wien. — Die hellen Farben, welche die diesjährige Sommermode besonders charakterisiren, erstrecken sich auch auf Touristen-Kunzige, und man kann sich kaum etwas Reizenderes und Eleganteres denken, als ein Reise-Kostüm aus hellgrauen oder -moderfarbenen Loden oder Flanel. Wenn man dabei noch erwägt, daß helle Farben der Hitze mehr Widerstand leisten und die alte Erfahrung in Betracht zieht, daß Mäden, Hornisse, Fliegen und wie die Plagegeister des Sommers sonst noch heißen, eine besondere Vorliebe für dunkle Farben haben, dann schwinden die etwaigen Bedenken, helle Farben seien auf Reisen unpractisch, allgemach, und man folgt gern der Laune der Mode. S. 11.



Muffeln mit einem Streumuster gestickter Seidenblümchen, bringt diese Garnitur die glücklichste Wirkung hervor.

Damen reiferen Alters, welche sich in den glatten Röden nicht wohl fühlen, suchen einen Mittelweg einzuschlagen, indem sie dieselben mit Spitzen und drapirtem Seiden-Muffeln prinzesh-

Paris. — Keine eigentliche Neuheit mehr, aber durch die bildlich dargestellte Anordnung interessant, sind die großen Jacken aus irischer Spitzenarbeit oder Spachtelstickerei, mit denen man Rock und Taille der Kleider garnirt. Drei Jacken genügen für den Rock, zwei an einander gesetzte bilden den Kragen, der unmittelbar der Taille aufgenäht wird, während die Rockjacken eine Unterlage erhalten. Zu weihem



robenförmig befehen. Als Tailen-Garnitur bevorzugen sie vielfach das hinten geknüpfte Marie-Antoinette-Fischu. Wie leicht ist dagegen die Jugend geschmückt! Auf dem Lande tragen Mädchen und junge Frauen einen etamine-artigen, nur etwas dichteren gelblichen Stoff. Eine zierliche Form der Taille, einige Meter Stiderei und Band bilden den ganzen Auspruch dieser anspruchlosen Toiletten, die oft die kostbarsten Roben an Reiz übertreffen.



Für die im Hause noch immer sehr beliebten absteigenden Tailen ist eine neue Form aufgetaucht mit seitlichem Schluß, der von einem Volant gedeckt, auf der Schulter beginnt und sich schräg über die Brust bis zur Hüfte zieht. Die sehr weiten, bauschigen Kermel sind an der Innenseite hoch herauf offen. Breite Spitzen mit Atlas-Banden und Schleifen oder gestickte Garnituren von gleichem Stoffe wie die Tailen, erhöhen deren Eleganz.

Die Rosenzeit, welche für die Gärten zu Ende ging, befindet sich auf den Hüten noch in vollem Flor. Unter der Krone, auf der Krone, überall Rosen in üppigster Fülle. Selbst dunkle Hüte sieht man damit geschmückt. Ein Hut aus schwarzen, den Chantillys an Weiche gleichenden Koffhaar-Spitzen erhielt einen un-nennbaren Reiz durch verschiedenfarbige große Rosen, die bis auf den Boden der Trägerin hinabgingen.



Nicht selten dienen schmale Bindebänder zur Befestigung der Hüte.

Wer hätte gedacht, daß wir wieder zu Strohkühen zurückkehren würden! Stroh in zweierlei Farben, streifenweise geflochten, ist in diesen das Neueste für Gartenmöbel, unter denen die Tische insofern etwas Besonderes bieten, als die viereckigen



Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbig seidene Taffete und Ripse** (ca. 200 versch. Farben)
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per mètro.
- Farbig seidene „Failles Françaises“** (ca. 150 versch. Farben)
Von Frs. 3.05 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.80 bis Frs. 9.85 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per mètro.
- Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse** (ca. 190 versch. Farben)
Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per mètro.
- Farbig seidene Surahs** (ca. 180 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per mètro.
- Farbig seidene Satins merveilleux** (ca. 300 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per mètro.
- Farbige Satins merveilleux und Taffete-Changeant** (ca. 130 versch. Disp.)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per mètro.
- Farbige Seiden-Moire antique und française** (ca. 60 versch. Farben)
Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per mètro.
- Farbige Atlasse und Taffete für Steppdecken** (ca. 30 versch. Farben)
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per mètro.
- Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br.** (ca. 20 versch. Farben)
Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per mètro.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Putbus ältestes Ostseebad der Insel
Rähmlichst bekannt wegen seiner durch Naturschönheiten reich bevorzugten und geschützten Lage. Tägliche bequeme Dampfchiffs-Verbindung mit Großewald-Stralsund. Viermal täglich Bahnverbindung Stralsund-Bergen a. R. Brunnen-, Molkon- und Kefir-Kuranstalt, Fürstl. Park, Schauspielhaus, Kursaal, Badkapelle. Keine Kurtaxe. Auskunft erteilt gern die Badedirection.

Jede Dame ist im Stande alte deutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.
Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu.
Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Plindbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.
Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. Main, Station der Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlenstureiche und gewöhnl. Seel-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Sauerlinge, Inhalations-Salon, ozonh. Gradirhuit, Ziegenmilch, Sommerkuren v. 1. Mai b. 30. Sept. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dies. Zeit.
Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim. 1889.

Prachtvolle Glasmalerei! Diaphanie-Kunst-Fenster
Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fenstervorsichern und Hängelbildern jeder Größe ebenso Diaphanien nebst Anleitung zur Selbstanfertigung. Reichhaltiger bunter Hauptkatalog gegen Einzahlung von 2 Mark die bei Bestellung v. 20 Bf. an rückvergütet werden. Erste Häuser als Wiederverkäufer geehrt.
Katalogs-Auszug, Muster u. Preisliste gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

L. Weyl, älteste Fabrik von Badewannen, Badestühlen etc. Wien, Wallfischgasse 8 und Berlin, Mauerstr. 11. Illustrierte Preiscurante gratis.

124. Otto Weber's Mode-Magazin
Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.
Grosses Lager in farbigen Costümen, Keltkleider nach bestem Schnitt
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

20 Pf. Jede Nr. Musik alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern.
Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vorzügl. Stich u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Bad Ems
Illustrierte Beschreibung v. Ems u. Umgeb. Wohnungs- und Pensionsverhältnisse gratis d. Kurhaus Schloss Langenau.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin
befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.
Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.
35.

Gestelle eine runde Platte tragen. Die dargestellten Möbel bestanden aus rothem und gelbem Stroh, und die Tapirungen aus lebhaft gelbem Cretonne, der mit einer schmalen rothen Baumwollen-Franze besetzt war.

Einer alten englischen Sitte zufolge trägt Prinzessin Louise von Wales vom Tage ihrer Verlobung bis zu ihrer Vermählung nur noch weiße Kleider. Auf diese Weise wird dem bräutlichen Zustande auch nach Asien hin symbolisch Rechnung getragen. Als die Prinzessin am Abende ihres Verlobungstages ihr Garderoben-Zimmer betrat, wurde sie bereits von ihren Kammermädchen, sowie einigen armen Mädchen aus der Umgebung erwartet, unter welche sie ihre bisher benutzten Toiletten vertheilte. Dann führte sie ihre Mutter in ein neues, mit weißen Blüten geschmücktes Toiletten-Zimmer, in dem sie eine bescheidene, aber sehr gewählte Anzahl neuer, für die Brautzeit bestimmte Kleider vorfand. Von dieser Sitte wird nur in Zeiten der Trauer Abstand genommen, und auch da trägt jede englische Braut aus der königlichen Familie zu Hause weiße Gewandung. Für diese „Brautkleider“ wird niemals Seide verwendet, nur bescheidener Wollstoff, dastiger Baize oder zartes Spitzenweb.

Handarbeiten

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 16. — Orientalische Leinwanderei. — Von der in den Farben des Originalen durch Typen wiedergegebenen Vorlage, welche einem Turban-Luche entnommen ist, wählten wir die Baumchenborte, um



an ihr die mit Blockseide und feinem Goldfaden ausgeführte doppelseitige orientalische Stickweise naturgroß zu veranschaulichen. Vergrößert dargestellt wurde hingegen der in der Stickerei hauptsächlich verwendete doppelseitige quadratische Stüchlein, der, wie ersichtlich, zwei Fäden in der Höhe und zwei in der Breite umfloßt. Zu diesen gesellen sich der durchgehends mit Goldfaden gearbeitete Nadelstich und, als Füllung der liegenden S-Figuren in der schmalen Borte, eine Art Flechtstich; beide lassen sich unschwer doppelseitig ausführen. Nicht weniger interessant als die Stickweise ist das Nadelmuster, mit seinen eckigen Wellenlinien, denen wohl das bekannte Wolken-Ornament der altperischen Teppiche zu Grunde liegt. Charakteristisch für den orientalischen Ursprung der Arbeit ist ferner der feste Abschluß der breiten Borte. So streng durchgeführt findet sich derselbe weder bei den sich sonst mit Vorliebe dem Orient an-



schließenden Italienern, noch bei den Spaniern, obgleich deren ungleich schwerere Muster oft eines kräftigen Abschlusses bedürftig wären. In moderner Stickweise, auf starkem Canvas mit Wolle gearbeitet, zeigen wir in der Nummer vom 4. August d. J. ein aus der Borte gebildetes Klein-Muster, mit dem Abschluß des Originalen, das zu Teden z. verwendbar ist.

Die großen Pariser Tapissier-Geschäfte verwenden als Aufhänge-Material für Aufhänge-Arbeiten seit Kurzem überwiegend Damast-Stoffe in Wolle und Seide. Diese an sich schon reich wirkenden Stoffe, denen ein feidig glänzender Plüschgrund noch besonderes Relief giebt, erhalten einen kräftigen, abnehmenden Contour und nur wenig Stiche zur inneren Ausfüh-



zung der Musterfiguren. Eine solche Stickerei (maison Sajou, Paris, 74 Boulevard Sébastopol) veranschaulicht die für ein Rückenstücken geeignete Vorlage. Von olivfarbigem Plüsch heben sich Blumen und Blätter aus gleichfarbigem

Wolldamast, aus hellrosa und hellblauen Seidendamast die Thiergestalten ab. Zum Anranden dient kräftige Goldschnur, zum Ausnähen japanischer Goldfäden, wie es die naturgroß dargestellten Einzelarbeiten zeigen. Eine andere Art der Befestigung z. der Damast-Auflagen bringt die Nummer vom 4. August d. J. mit Abb. 9 und 10.

Verlagsstellen: Indische Fächer: J. A. Heise, W. Leipziger Straße 87; Seidenträmpfe: B. Wolfenbüchel, W. Leipzigerstraße 124; Stickereien mit Damast-Auflagen: C. Kravce, W. Leipzigerstraße 129.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Die Hochzeitsgabe des Prinzen Friedrich Leopold an seine Braut, Prinzessin Luise, ist ein aus Brillanten von außerordentlicher Größe zusammengefügtes Strahlen-Diamant. Von dem unteren Hauptreifen gehen 33 lanzettförmige, aus großen Brillanten gebildete Strahlen nach oben, zwischen denen Strahlen aus kleineren Brillanten eingefügt sind. Die Brillanten sind frei zwischen schmalen silbernen Streifen gefügt. Das Licht und das Feuer der Steine kommt dadurch außerordentlich günstig zur Wirkung. Das Gesamtgewicht der Brillanten beträgt 170 Karat.

Paris. — Kürzlich wurde hier ein durch seine Kunstarbeit im Rococo Ludwig XV., wie durch seine Geschichte interessantes Toiletten-Service in vermil, d. h. aus vergoldetem Silber, im Hotel Drouot versteigert. Dieses Service wurde in Paris unter Ludwig XV. für einen Prinzen von Bourbon, eines Sprößling der königlichen spanischen Familie, angefertigt, ward dann der Königin von Portugal, Maria Anna, einer geborenen Erzherzogin von Oesterreich, der Gemahlin Jose I., Königs von Portugal, geschenkt, welche es später der Donna della Gerda Casilla Branco, aus der Familie der Sebudo, einer ihrer Ehrenmädchen, schenkte. Dieses Damen-Toiletten-Service besteht aus 18 Stücken, von denen die bedeutendsten sind: ein Stellspiegel (miroir à cheval), eine Wasserkanne in Form eines Helmes, ein Waschbecken in Form einer Muschel u. s. w., und befindet sich noch in seinem originalen, mit grünem Sammet gefütterten Lederkasten mit der Chiffre der Señora Casilla Branco. Das Service erreichte den Preis von 25,000 Francs.

Die hiesigen Blätter beschäftigen sich in ihren Berichten über die Ausstellung jezt vielfach mit den fremden Besuchern und widmen besonders der internationalen Damenwelt ihre Aufmerksamkeit. Nachdem der „Gaulois“ erst vor einigen Tagen eine nicht sehr artige Schilderung der Kaminmädchen entworfen, von denen dieses Blatt behauptet, daß sie pariserischer sein wollten, als die Pariserinnen, und daß sie sich mit größter Ungezogenheit in Gesellschaften drängen, die keine Dame von Welt besuchen würde, nimmt jezt der „Figaro“ das Wort zu einer Betrachtung über die deutschen Frauen. Richt der „Figaro“ von der Aue Drouot, sondern sein Abteger, der im zweiten Stockwerke des Eiffel-Thurmes geschrieben, geseht und gedruckt wird. Das über die deutschen Frauen gefällte Urtheil ist ein überraschend liebenswürdiges. Die deutsche Frau, — so heißt es in der Besprechung, — will so viel als möglich sehen und lernen, um, wenn sie wieder nach Hause kommt, den Jhrigen alle Beobachtungen mittheilen zu können. Sie ist äußerst entwickelt und läßt sich durch nichts verblüffen. Erblickt sie den Eiffel-Thurm, so sagt sie zwar in der ersten Ueberraschung: „Brächtig!“ aber sofort fügt sie hinzu: „Eigentlich hätte ich ihn mir größer vorgestellt!“ Nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit, auch das Kleinste erregt ihr Interesse. Sie ist gewöhnlich gut gewachsen und schön und weiß sich geschmackvoll zu tragen; sie hat deshalb mit den Zerbildern, die man von ihr zu entwerfen pflegt, schlechterdings nichts gemein. Allerdings trinkt sie ebenso gern wie oft ein Glas Vodka, dafür hat sie gewöhnlich himmelblaue Augen und citirt mit Vorliebe Heine. — In diesem galanten Tone geht es weiter, — man kann von einem Pariser Blatte billigerweise nicht mehr und nichts Freundlicheres verlangen.

London. — Die vor einiger Zeit verstorbene Herzogin von Cambridge hinterließ ein Personal-Vermögen im Werthe von 159,340 Pfund Sterling. Alle ihre Pelze, indischen Shawls, Juwelen und Möbel vermachte sie ihren zwei Töchtern, der Herzogin von Teck und der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz; ihre Weine, Wäpse, Wagen und Pferde der Herzogin von Teck; ihrer langjährigen Kammerdame, Lady Geraldine Somerset, eine Jahresrente von 200 Pfund Sterling, und der Prinzessin Augusta von Hessen eine solche von 150 Pfund Sterling. Die goldene Toilette, welche die Stadt Raastricht ihrer Mutter, der Landgräfin Karoline von Hessen, für die tapfere Vertheidigung der Stadt durch deren Gemahl, den Landgrafen Friedrich, gegen die Franzosen, schenkte, soll ein Erbstück in der Familie bleiben. Jezt geht sie an den Großneffen der Dahingeshiedenen, Prinzen Wilhelm von Hessen, über, und nach dessen Ableben an die Mitglieder des Hauses Hessen, mit der Bedingung, daß sie stets im Rumpenheimer Schlosse, wo die verstorbene Herzogin geboren wurde, aufbewahrt werden soll.

Ueber hundert englische Damen haben im „Nineteenth Century“ einen Aufruf veröffentlicht, in welchem dieselben an den gesunden Sinn und die Ueberzeugung der englischen Frauen appelliren und sich gegen die Ausdehnung des Stimmrechtes bei Parlaments-Wahlen auf Frauen aussprechen. Der Aufruf ist u. A. unterzeichnet von der verwitweten Lady Stanley von Alberley, Lady Frederick Cavendish, der Herzogin von St. Alban, Frau Goschen, Frau Humphrey Ward, Frau J. A. Green, Lady Layard, Frau Huxley, Frau Alma-Tadema, Frau Matthew Arnold und Frau Max Müller.

In englischen Bühnentheatern circuit nachstehende artige Anekdote, die sich beim letzten Besuche der Königin Victoria auf Sandringham, dem Landhofsloße des Prinzen von Wales, zugetragen haben soll. Es wurde Shakespears „Kaufmann von Venedig“ von der Gesellschaft des Henry Irving und Ellen Terry aufgeführt und Alles ging flott von Statten. Die Königin sah ganz vorn und verfolgte, auf ihren Kniefuß gestützt, die treffliche Darstellung mit größtem Interesse. Miss Terry gab die Porcia und war in ihrer Rolle bei der weltbekannten Anekdote über die „Gnade“ angelangt. Sie hat die Gewohnheit, eine längere Kunitzpause zu machen, bevor sie an Schluß die Worte richtet: „The quality of mercy is not strained“. Sie that es auch diesmal. Eine tiefe Stille herrschte im Saale. Die Königin, welche glaubte, Ellen Terry sei durch ihre Anwesenheit verlegen gemacht und aus der Rolle gefallen, küsterte ihr halbant zu: „The quality of mercy“. Aber die Schauspielerinnen hörte nicht auf das königliche Stichwort, sondern schaute unverwandt den hartherzigen Schloß an. Da tönte abermals vom Munde der Königin, diesmal im ganzen Saale hörbar, die ganze Zeile: „The quality of mercy is not strained“. Ellen Terry, welche Mühe hatte, das Lachen zu verbeissen, nahm mit einer Verbeugung das Stichwort auf und fing ihre Rede an. Dies ist wohl das erste Mal, daß eine britische Königin souffirt hat.

Die Kaiserin Eugenie lebt in stiller Zurückgezogenheit zu Harborough, unweit London. Alle Tage wohnt sie der Messe in der von ihr erbauten Kirche bei und betet an der Gruf des Kaisers und ihres Sohnes. Sie hat für gewöhnlich nur drei Personen um sich, den Herzog von Bassano, den ehemaligen Oberkammerherrn Napoleons III., Herrn Franceschini-Pietri, den gewesenen Privat-Secretär des Kaisers, und Frau Velbrun, die Schwester des verstorbenen Generals Bourbaki, ihre ehemalige treue Vorleserin in den Tuilerien. Dieser Tage erhielt sie den Besuch neuvermählter Verwandten; der 23jährige Fürst von Poig, Sohn des Herzogs und der Herzogin von Mouchy, einer geborenen Murat, war gekommen, um seine junge Gemahlin der Kaiserin vorzustellen.

Redactions = Post.

N. S. 2. auf P. — Ihre erste Frage eignet sich nicht zur Aufnahme in die Beirathung, da sie schließlich jeder Möbelkäufer in U. für sich mit den Worten: „Bei mir!“ beantworten könnte. Sie nehmen es uns daher bestentens nicht übel, wenn wir Sie bitten, sich mit dieser Frage gütlich an eine Leipziger Adresse wenden zu wollen. — Für Ihre freundliche Anregung besten Dank. Weiter erklären aber schon so viele Köpfe, daß wir eine abermalige Besprechung derselben mindestens für ein Unrecht ansehen würden. Bleib Ihnen aber daran, die Rezepte der Illustrierten Frauen-Zeitung hübsch überflüssig gesammelt zu haben, so empfehlen wir Ihnen, sich das im Verlage von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart erscheinende Werk: „Der praktische Hausfrau Kochbuch“ anzuschaffen. Der hübsch ausgestattete Band enthält seine Rezepte, sondern nur überschüssig gedruckte Rubriken für die verschiedenen Zweige der Kochkunst, in die Sie die richtigen Rezepte, welche von Ihnen als bewährt und empfehlenswert erachtet wurden, selbst eintragen können.

Frau Dr. S. in P. — Verbindlichen Dank für Ihre freundliche Beantwortung, die, wie Sie gesehen haben werden, jezt etwas in U. kam. Ihre Frage bezüglich der Platläne werden Sie ebenfalls (in Nr. 28) schon beantwortet gefunden haben. Wir bringen in einer der nächsten Nummern jezt noch einige besonders empfehlenswerte Mittel gegen dieses Uebel, welches, wie zahlreiche Zuschriften und Beweise, gerade in diesem Sommer außerordentlich lästig wird.

Frauen v. A. in Berlin. — Ueberdos gebürte Jadedunberrt lang in Sachsen, seit dem Vereinnagungen aber zur Provinz Brandenburg. Die betreffende Strecke lautet vorläufig:

„Der seinen Kindern giebt das Brod Und leidet nachmal's selber Noth, Den schlage man mit der Keule todt.“ — Die Keule kann man übrigens auch noch an den Thoren anderer mächtigen Städte, so z. B. in Preusslan sehen, wo mit dem gleichen Versen auf sie hingewiesen ist. Die in Grande liegende bekannte Gesichtsbild trägt also jedenfalls schon einen etwas legendenhaften Charakter. Als dauernder Wohnsitz für eine Familie mit Kindern ist Jüterbog nicht zu empfehlen, weil es keine bessere Schule hat, als Sommerfrische ist es dagegen sehr hübsch; es bildet eine äußerst annehmbare und freundliche Oase in dem etwas eintönigen, grauen Saute der Mark.

Frau von P. in M. — Sie können kaum einen passenderen Zeitpunkt wählen, Ihre schwarzen, echten Perlens wieder zu einer Toilette zu verwenden. Die heutige Mode verlangt bei ihrer Einfachheit keine so große Stoffmenge. Wir möchten Ihnen raten, die Spitzen ganz sichtlich auf einem Unterleibe von indischer Dackleide zu arrangiren, wie dies gegenwärtig in Paris als ganz besonders chic und elegant gilt. Sollten Ihre Perlens sehr lustig wirken, so ist auch Neuland, millo hours gemindert, als jezt modern zu empfehlen.

Frau Regine S. in Koblenz; M. 100, Preusslan; Abonnentin in G.; alte Abonnentin in Königsberg. — Verbindlichen Dank.

Frau Anna v. A. in P. — Stellen Dank für Ihre freundliche Interesse. Antworten auf dem Verzeichnisse sind und gewiß immer erwünscht und werden, so weit sie irgend etwas Neues oder Interessantes enthalten, gern von uns veröffentlicht. Natürlich können wir, wenn aus eine Frau, wie das oft geschieht, mehrere Antworten einliefert, die alle ziemlich ein und dasselbe sagen, nur eine derselben abdrucken, wobei stets die zuerst eingelassene den Vorrang erhält.

Baronin Sch. in Berlin. — Auf Ihre, das Abwischen von Sammet (88), betreffende Frage ist uns bisher, zu unserer eigenen Ueberraschung, keine einzige Antwort zugegangen; es scheint also in der That kein Mittel dagegen zu geben. Die Frage wäre jedenfalls verhältnißlich gewesen, wenn Sie gleich in Ihrem ersten Briefe gefragt hätten, daß es sich um den Sammetfragen an dem Leberzieher Ihres Vaters handelt, der schon nach halbjährlichem Tragen keine Spuren auf dem weißen Halsstücken zurückläßt. Vielleicht noch jezt noch eine unserer freundlichen und nimmermüden Lecticinnen einen guten Rath.

Kleine Hennricke auf Schloß St. — Es giebt im Ganzen 26 Uete, die den poetischen Namen Blumenthal führen; 22 davon geboren aus Deutschen Reich, die übrigen zu Oesterreich. — Woahin ist Alles, was Sie leben, aber nicht immer möglich. Welches von diesen beiden Predikaten sollte wohl auf Ihre Frage passen?

Alle Abonnentin in Amsterdam. — Wir haben in der diesjährigen Nummer 9 unseres Blattes sowohl das Bild des Kupferzins Hubert, als auch einen ausführlichen Artikel von Klaus von Aderen gebracht. Wie ist es möglich, daß Sie Beides übersehen konnten?

M. P. in Pölsau. Ihre Postkarte ist uns in ihrem Zusammenhang nicht ganz klar. Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, Ihren Wunsch etwas ausführlicher zu formuliren. Eventuell bitten wir um Ihre genaue Adresse, damit wir uns vielleicht mit Ihnen verständigen können.

F. H. in M. (Schiffe 2. 100.) — Ihr Brief vom 6. Juni wurde gleich am Tage des Empfanges beantwortet; heute wird er uns in unserer lebhaften Bedauern als „Nacht abgehelt“ wieder zugesandt. Wir lassen ihn nochmals unter dem von Ihnen angegebenen Zeichen abgeben und hoffen, daß er nunmehr in Ihre Hände gelangt.

Frau Vertha G. in Breslau. — Das Bild Constance Wagner's finden Sie in der ersten Nummer des Jahrganges 1884 unseres Blattes.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Rodenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Rodenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Wie im Frühjahr, so wird auch im Späthommer und Herbst der schwarze Tüll- oder Spitzenhut eine große Rolle spielen, und zwar nicht nur in Capote-Form, sondern für die Jugend auch als Toque. Sehr hübsch wirkt es, wenn der mehrfach genommene, sehr feine Tüll über die feinen Drähte des luftigen Gestelles mit Köpfchen an jeder Seite eingereiht wird; zur Garnitur verwendet man neben Schwarz (Band, Tüll oder Spitzen) gern durchbrochene Goldborten, oder breite und schmale Bänder in Altrosa, Fahlblau, Grün oder Dunkelgelb. M. St.

Den glatten Kleiderrocken giebt man, sobald sie aus weichem Materiale gefertigt sind, gern etwas Stütze, damit sie nicht gar so schlaff niederfallen; es kommt infolge dessen für den Herbst und Winter der altbekannte Unterrock aus wollenem Moiré, welcher seit Jahren fast ganz verschwunden war, von Neuem zur Geltung. Während Vorder- und Seitenbahnen desselben glatt erscheinen, erhält die mit Zug versehene Hinterbahn in halber Höhe einen gekrausten Volant angeheft. Zur Ausstattung empfehlen sich Sammetblenden, Soutache-Borten etc. M. St.

Die beliebteste Tracht für kleine Knaben bleiben stets die Matrosen-Anzüge, welche jedoch neuerdings vielfach mit dem langen, nach unten weiter geschnittenen Bein kleide gefertigt sind, welches gerade für kleine Knaben sehr dröcklich wirkt. M. St.

Paris. — In der Dessentlichkeit elegant zu erscheinen, ist für unsere Weltmänner etwas durchaus Selbstverständliches. Der eigentliche Luxus beginnt für sie schon bei den Morgenjäckchen, den Schlafrocken und Unterkleidern, in deren Falten und Besätzen laufend reizende Kostbarkeiten ihr anmuthiges Spiel treiben. Chinesischer Krepp, farbig und mit Gold gestickte Spitzen, schwere



seidene Bänder und alles Kostbare, was man öffentlich zu tragen nicht wagen würde, behält man diesen intimen Toiletten-Stücken vor. Dieser Luxus verschlingt bedeutende Summen. In einem Falle belief sich die Rechnung für derartige Paß-Gegenstände in achtzehn Monaten auf 250,000 Francs. A. de G.

Für die Kaiserin von Japan hat der Mode-Bazar Gerjon und Co. zwölf prächtige Gewandungen ausgeführt. Die farbenprächtigste ist einstufigen Urtheile zufolge aus altrosafarbenem Seidenbrocat hergestellt und mit Rosen reich bestickt; den Vordertheil derselben ziert eine breite Guirlande von La France-Rosen; auf der etwas dunkleren Sammet-Confecction prangen dem Kleiderstoffe entnommene Rosen. Fast ebenso prächtig ist ein Kleid aus Goldbrocat von meergrüner Farbe, in dessen Goldstickerei Verzierungen aus Perlmutt-Plättchen eingefügt sind, wodurch dem Ganzen ein bezaubernder Glanz verliehen ist; an dem unteren Rande der breiten, gezackten Goldbordüre bilden allerliebste kleine Gold-Grelots den Abschluß. Ein anderes Kostüm zeigt einen resedafarbenen, golddurchwirkten Stoff, das Debant entsprechend goldgestickt, mit langer, prächtiger Schleppe. Die dazu gehörigen Taillen, hoch und ausgeschnitten, zeigen in ihrer durch ein Arrangement von Schlüsselblumen mit Goldstickerei bewirkten Garnitur ebenso eigenartigen, wie feinen Geschmack. Kuchert elegant ist auch eine silbergraue Toilette mit langer Schleppe, in glattem Satin Duchoffe und kostbarem Damast ausgeführt und mit echten Spitzen, welche die glatten und gemusterten Theile verbinden, garnirt. Die dazu gehörigen Taillen aus gleichem Stoffe mit rosa Federn-Kigarettes auf der Schulter geben der Toilette ein äußerst elegantes Aussehen, dessen Wirkung noch durch die prächtige Ausstattung der glatten, am Rande mit einer Rosentulle von glatter Seide umgebenen Schleppe erhöht wird. Die Sendung, welche in den letzten Tagen Berlin verlassen hat, geht direkt an den japanischen Hof zu Tokio.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Zur Brand-Malerei.

Zweck dieser Zeilen ist es, einige Winke zu ertheilen, durch deren Befolgung die ungewöhnlich dankbare und schnellfördernde Arbeit wesentlich erleichtert wird. Der zur Ausführung der beliebtesten Brand-Malerei verwendete Apparat ist bekanntlich derselbe, dessen sich die Kerze unter dem Namen des Paquetin'schen Stiftes zum Ausbrennen von Wänden etc. bedienen.

Das Gebläse besteht aus zwei Gummibällen und dient dazu, die Dämpfe des Benzins aus der Flasche in den Stift zu leiten. Ist der zu drückende Ball, welchen man mit der linken Hand hält, zu klein, so erfordert dies ein sehr schnelles Drücken, was auf die Dauer ermüdet, man wähle daher lieber einen größeren Ball. Neuerdings werden auch Apparate in den Handel gebracht, an welchen das Gebläse durch den Fuß in Bewegung gesetzt wird; dieselben haben den Vortheil, daß die linke Hand frei bleibt, den zu brennenden Gegenstand zu halten.

Die Benzinflasche wird durch einen Kork geschlossen, der von zwei Messingröhren durchbohrt ist. Das genaue Schließen dieses Korkes ist eine Hauptbedingung, wenn der Stift gut glühen soll. Man überzeuge sich also durch Darüberhalten der Hand, ob man nirgends einen feinen Zug verspürt, wenn das Gebläse in Thätigkeit ist und vermeide es, die Messingröhre hin und her zu drehen, weil dadurch der Kork am leichtesten undicht wird. Ist es nöthig, frisches Benzin nachzufüllen, was, wegen der Feuergefährlichkeit, große Vorsicht erfordert, so stelle man sich Alles zuvor bereit, damit der Kork möglichst rasch wieder aufgesetzt werden kann. Ich vermag keinen Grund dafür anzugeben, habe aber wiederholt beobachtet, daß es viel schwerer fällt, den Stift in's Glühen zu bringen, wenn der Kork länger von der Flasche genommen war. Das

Benzin darf nicht bis an die Messingröhren reichen. Man gieße es möglichst so ein, daß der Hals der Flasche, an der Stelle, wo der Kork sitzt, nicht benetzt werde, sonst hat man Mühe, den Verschuß vollkommen fest herzustellen. Undichte Stellen zwischen Kork und Röhren schmelze man mit gewöhnlichem Wachs zu. Man hänge sich die Flasche entweder vorn an einen Knopf des Kleides, oder lasse sie im Kasten stehen, da man dieselbe beim eifrigen Arbeiten sonst leicht umwirft. Als mir dies einmal passirte, und das Benzin bis in den Stift geflossen



war, fing es hier an, in einer einen Centimeter großen bläulichen Flamme zu brennen; ich hielt den Stift ruhig und wartete, bis die Flamme sich verzehrt hatte, was ohne Unfall nach wenig Minuten geschehen war; wegen der Feuergefahr ist es jedoch immer besser, wenn solche Zwischenfälle unterbleiben.

Die Gummischläuche werden mit der Zeit brüchig; da die Brüche sich indessen bei vorsichtiger Behandlung nur an solchen Stellen zeigen, wo die Schläuche den Stift oder die Röhren umschließen, so kann man hier leicht ein Stückchen abschneiden und sie auf's Neue darüber ziehen.

Ebenso geht auch wohl bei längerem Gebrauche das Ventil an dem Gebläse heraus; leicht kann man es wieder hinein drücken, doch läßt es sich auch bei einiger Geschicklichkeit entbehren, indem man an seiner Stelle die Oeffnung mit dem linken Daumen verschließt. Bei den immerhin kostspieligen Reparaturen und Neuanschaffungen sind solche kleine Hülfsmittel gar nicht zu verachten.

Der Stift ist mit einer abzuschaubenden Spitze versehen. Solche Spitzen giebt es in verschiedener Stärke resp. Breite, und ihre Wahl muß sich natürlich nach der Art der betreffenden Arbeit richten. Mit einer feinen und einer mittelstarken Spitze kann man allen Ansprüchen genügen, aber wenn man die feine Spitze flach hält, oder die grobe steil und hochkantig, so kann man auch die eine ziemlich durch die andere ersetzen. Zur Schonung des Stiftes muß man darauf achten, daß derselbe nur roth-



Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Berfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Musterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verläßt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Verdrückt man die Asche der echten Seide, so zerläßt sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Noden und ganze Stücke tollfrei in's Haus, ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Büridj.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

„Monopol-“ Seide

Auszug der Analyse

des Hrn. Dr. C. Bischoff, vereid. Chem. d. Kgl. Gerichte in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11	60 "	1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12	60 "	1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

„Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Daß die mir vorgelegte Henneberg'sche Monopolseide frei ist von jeder mineralischen Schwereung, mikroskopisch sich als ein völlig reines, gleichmäßiges Seidenwebgewebe zeigt und den besten Fabrikaten zuzurechnen ist, welche in schwarzen Seidenstoffen productirt werden.“

Berlin, den 4. Sept. 1886.

sig. Dr. C. Bischoff,
gerichtlicher Chemiker zu Berlin.

Rur direkt und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden metre eingedruckt ist: G. HENNEBERG'S „MONOPOL“. Muster umgehend.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant Zürich.

Garantie-Seidenstoffe direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen. Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Foulard- und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete u. Peluche etc. zu billigsten Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Sammet- und Seidenstoffe jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Selden- und Sammet-Manufaktur von M. M. Catz in Crefeld.



Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.

Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.

Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,

bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reithleider nach bestem Schnitt An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,

zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schnellige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

nicht weisglühend gemacht wird, und daß man ihn nicht länger als eine Stunde in Gluth hält, auch darf man ihn beim Arbeiten nicht zu fest aufdrücken. Wo Pinsel und Bleistift des Druckes bedürfen, da verlangt der Brennstift nur etwas verlangsamte Weiterführung, ebenso ist der feine Strich, der dort durch Leichtigkeit erzielt wird, hier durch Schnelligkeit herbeizuführen.

Beim längeren Glühen erhitzt sich der Holzgriff des Stiftes, sodas man ihn unten nicht mehr halten kann. Es empfiehlt sich deshalb, eine aus einem ausgehöhlten Korkstück von entsprechender Länge bestehende Hülse, über den Stift zu streifen.

Von wesentlicher Bedeutung ist auch die Auswahl des Holzes. Die Fichte (Nobthanne), ist ihrer Ungleichheit wegen ganz zu verwerfen. Zu empfehlen sind Ahorn, Apfel, Kirche, Birne, Pflaume, — Letztere von sehr röhlichem Tone, — und allenfalls auch Buche, für feine Arbeiten; die Linde ist nur dann zu empfehlen, wenn keine feinen Striche geordnet werden, dagegen eignet sie sich sehr gut, wenn der Grund vermittelst des Stiftes vertieft werden soll.

Das Brennen auf naturfarbenem Leder erfordert sehr rasche Führung des Stiftes und empfiehlt sich nur da, wo das Leder, wie bei einem Wäcker-Einbande oder einem festgestopften Kissen, völlig glatt liegen soll; wollte man das Leder biegen, so würden die durch das Brennen verholzten Theilchen bald abspringen und die Zeichnung verwischt erscheinen.

Das Aufpausen der Zeichnung geschehe mit Graphit-Papier, das blaue Pauspapier hinterläßt unliebsame Fettsuren.

Ein neuer Apparat, oder ein bereits gebrauchter, der behufs Verpackens aus einander genommen, endlich ein solcher, der einige Monate nicht gebraucht worden ist, stellt das erste Mal die Ge-

duld auf eine harte Probe, da es sehr lange dauert, ehe der Stift anfängt, rothglühend zu werden; man kann sich auf 1/2 bis 3/4 Stunden gefaßt machen, während welcher man die Spitze erfolglos in die Flamme hält; am schnellsten soll es über einer Gasflamme gehen, doch fehlen mir hierüber eigene Erfahrungen. Hat ein Stift erst einmal regelrecht geblüht, dann genügen wenige Augenblicke, ihn das nächste Mal wieder in Gluth zu bringen, wenn er auch inzwischen in mehrtägiger Ruhe ganz gewiß keine Spur von Wärme mehr behalten konnte. Auch diese Mittheilung vermag ich nicht zu erklären, sie beruht aber auf wiederholter Erfahrung. Einen in gutem Zustande befindlichen Stift kann ein Streichhölzchen glühend machen, immer voraus gesetzt, daß das Gebläse ihm die erforderlichen Benzindämpfe zuführt.

Soll die Brand-Malerei mit Aquarell-Malerei verbunden werden, so brenne man zuvor Alles fertig, ehe man eine Farbe aufträgt, da es sich auf manche Farben, wenn sie auch noch so dünn aufgetragen sind, schlecht brennt.

Soll der Grund eines Musters gebrannt werden, so erzielt man eine hübsche Wirkung, wenn man die breite Spitze, recht flach gehalten, in freier Bewegung schnell über das Holz fährt; man wird auf diese Weise zwar jede Stelle mehrmals übergehen müssen, erhält aber einen gleichmäßigen Grund.

Eine hübsche Variation, die sich bei breiteren Mustern und größeren Gegenständen empfiehlt, bildet das Vertieft-Brennen des Grundes. Muster, wie sie zu Applications-Stickereien erforderlich sind, eignen sich hierzu am besten. Nachdem man mit kräftigen, sicheren Nuten alle Linien gebrannt hat, halte man den Stift flach oder nehme die breitere Spitze und vertiefe nun den Grund, indem man dieselbe auf jeder Stelle desselben gleichmäßig einige Augenblicke ruhen läßt, sodas sich ganz gleiche runde Löcher oder Narben von 1/2 Centimeter Tiefe bilden, die man hübsch an einander reiht, indem man sie an den Contouren entlang legt. Ist der Grund beendet, so lasse man vom Tischler mit Rußbaum-Beize das Muster streichen, sodas es ebenso dunkel wirkt wie der Grund, und dann das Ganze poliren. Der Grund nimmt die Politur nicht an, und das Muster erscheint nun dunkel auf dem matten Grunde und glänzend, von schöner, vornehmer Wirkung für Möbel, Vertäfelungen etc.

Die Führung des Stiftes sei eine durchaus vorsichtige und ruhige. Man setze die Spitze nicht eher auf das Holz, als bis man weiß, wohin man will. Unentschlossenes Zaudern ist ebenso schädlich, wie nervöse Hast. Kleine Versehen lassen sich, wenn nicht zu tief gebrannt wurde, allenfalls mit einem scharfen Messer abhaken.

Hölzerne Gegenstände werden zum Schluß nach Belieben lackirt, polirt oder gebohrt, lederne kann man mit dem bekannten, bei jedem Buchbinder künstlichen Lederlack überziehen.

Die Abbildungen zeigen unseren Leserinnen die Verwendung von Brandmalerei für verschiedene zierliche, zu kleinen Geschenken sehr geeignete Gegenstände, die einfachen Muster werden geschickten Händen keine Schwierigkeiten bieten. Das Notizbuch wie das Visitenkarten-Täschchen bestehen aus hellem Leder, doch zeigt das Letztere in wirksamer Weise noch dunkle Leder-Einfassung; zur Verzierung dient nur mehr oder minder kräftige Brandmalerei, während an dem Scheren-Etui der Rand noch leicht braun ausgefärbt und durch feine Striche aus Goldbronze bereichert wurde, mit welcher auch die Namens-Christe ausgefüllt ist und die Nischen in den Rosetten aufgeleitet sind. Die zur Aufnahme von Blumen dienende Gondel aus hellem Holze zeigt um den Außenrand eine schmale Vortte, während die 15 Cent. hohe, 10 1/2 Cent. breite Rückwand des Briefhalters von einem Zweige geschmückt wird. Für

diesen Briefhalter ist in höchst origineller Weise eine der ganz einfach konstruirten böhmischen Mausfallen verwendet; man hat, um dieselbe zu einem Papierhalter zu gestalten, die feste Eisen-drahtnadel zum Stützen der Feder als Haken umzubiegen, während der kleine Haken, welcher zur Aufnahme des Spedes dient, ausgeschraubt werden muß.

Verlagsanstalten: Füllbüte: G. Hartleb, SW, Markgrafstr. 32. — Moiré: Höfer: S. Seidner, C, Jernalemer Str. 29.



Redaktions-Post.
 N. B. in G. — Die erste Eisenbahn in Sachsen (Strecke Leipzig-Alten) wurde im Jahre 1838 eröffnet, nachdem schon im Jahre 1835 die Strecke Nürnberg-Fürth als erste Eisenbahn in Deutschland überbaut dem öffentlichen Verkehr übergeben war. An der Spitze der Staaten, welche die Eisenbahnen einführen, steht England, wo die Strecke Liverpool-Manchester am 15. September 1825 eröffnet wurde. — Wann Oesterreich mit dem Bau von Eisenbahnen begann, vermag wir nicht zu sagen.

Adelaide W. in M. — Ueber „Büchleinchen“ bringen wir in einer der nächsten Nummern einen Artikel unter der Rubrik „Altes und Neues“. — Ihre andere Frage läßt sich nicht ohne Weiteres beantworten; wir kommen darauf zurück.

Frau von B. in Berlin. — Sie fragen, wie es kommt, daß keine durch Wohlthun veranlaßte Freuden Ihnen eine größere Genussschönung gewähren kann, als die Unterstützung der Armen-Colonien. Die Gründe dafür scheinen uns ziemlich nahe zu liegen: einmal pflegt die Hülflosigkeit der Kleinen und Unmündigen von vornherein unser Mitleid in höchstem Grade wahrzunehmen; sodann weiß der Geber gewiß, daß bei den Kindern Noth und Elend sehr unversucht ist, und außerdem ist die Freude, welche die Kleinen an den Tag legen, wenn sie der häßlichen Großthat entkommen sind, und ihnen draußen in der schönen Götterwelt derer und Sinne aufgehen, eine so rührende, daß schon dieser eine Grund über Frage hinreichend erläutern dürfte. — Ihre freundliche Anregung, die Leserinnen der Illustrirten Frauen-Zeitung auf diese schöne Gelegenheit zum Wohlthun aufmerksam zu machen, kommt für dieses Jahr leider etwas spät; vielleicht können wir im nächsten Jahre nochmals darauf erinnern. Bei dem bekannten Wohlthätigkeitsfeste der deutschen Frauen Unionen wird übrigens wohl annehmen, daß die meisten unserer Abonnentinnen jene Gelegenheit ohnehin schon nicht unbemüht gelassen haben.

G. A. in Rudolfs. — Mit dem Namen „Donnerpeltz“ wurde der im fünfzehnten Jahrhundert aufgekommene, von offene Oberlock der Männer bezeichnet; im achtzehnten Jahrhundert verlor man darunter einen Arbeiter-Titel. Heute wird der, übrigens nicht mehr allein gebräuchliche Ausdruck als Bezeichnung für einen weiten Leberrock im Männerreine angewandt. Der Name soll angeblich von der schwedischen Provinz Uppland abgeleitet sein.

Referat in Berlin. — Die erste goldene Medaille wurde im Jahre 1096 von dem Papste Urban einem Grafen von Anjou verliehen. Ihre Bedeutung erhält die Medaille durch die Weisheit; an sich hat sie nicht als beilig gelten.

Junge Hausfrau in Warschau. — Um den Heringsgeruch von Messern und Gabeln zu entfernen, bestrich man sie mit einer Mischung von Lauge und weicher Asche und reibt sie dann trocken ab.

Schneebüchse in Bergen. — Ein gutes Portrait des deutschen Kaisers besaßen Sie am besten durch die Kunsthandlung von Lube und Scherich in Berlin W., Friedrichstraße 61. — Die Illustrirte Frauen-Zeitung brachte das Bildnis Sr. Majestät in Nr. 29 des vorigen Jahrganges.

Delene A. in S. — Ein nochmaliger Abrund des Recettes zu der feinen Leberwurk, die Ihnen so sehr gefallen hat, ist nicht aus anständig; wir lassen Ihnen die verlorene gegangene Nummer durch die Post zugehen; dieselbe wird wenn Sie dieses lesen, bereits in Ihren Händen sein.

N. von B. in Luern. — Es ist uns bereits von mehreren Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, daß und wann wieder einmal ein hübsches Bericht zu bringen; wir erfüllen denselben gern. Die Namen Julius Sturm, Deibel von Villencou, Hermann König, Heir Dahn, Ernst Klein und Julius Grefse werden Sie nicht vermissen. Ueber bedeutendere Erscheinungen der modernen französischen, italienischen und englischen Literatur bringen wir demnächst eingehende Berichte aus Frankreich etc.



Mai bis Octbr. **Hamburg 1889.**
 Gewerbe- u. Industrie- **Ausstellung**
 Handels-Ausstellung | Kunst-Ausstellung
 Gartenbau-Ausstellung | Gewerbliche Betriebe
 Panorama. Taucher. Fessel-Ballon. Bergbahn. Meierei. Musikfeste. Halle für 4000 Personen.
 Herrliche Parkanlagen. Tägliche Concerte von drei Capellen. Beleuchtungen. Bootfahrten. Freihafen-Besichtigungen.
 Wohnungs-, Reise-, Post-, Telegraphen-Büreau am Haupteingang.

BARMENIT
 fünf Wochen ganz frisch.
 In besseren Geschäften käuflich — Prospecte gratis u franco.
 Alleingige Fabrikanten:
A. Wassmuth & Co., Barmen,
 Rheinpreussen.
 Conserven für Privatbedarf.
 Die Filiale der Lübecker Conserven-Fabrik vorm. D. H. Carstens in Berlin SW, Friedrichstraße 218.
 versendet Erzeugnisse der Fabrik als Gemüse-, Frucht- und Fleisch-Conserven, für den Haushalt, Rander, Jagd- und Wasserport direct an Private zu Fabrikpreisen.
 Export und Engros ab Lübeck.

Ueberall zu haben ist
LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
 Nur echt wenn jeder Topf den Namenszug *Liebig* in **BLAUER FARBE** trägt.

Kerbschnitzerei.
 Unterricht, Werkzeug, Holzwaaren. Preis, gr. B. Fr. Clara Roth, Berlin W, Potsdamerstr. 104.
 Eine intelligente, gebildete Frau, die wegen Geisteskrankheit ihres Mannes genungen ist, für der übrigen Unterhalt zu sorgen, sucht ein feineres, gutverdienendes Geschäft, das leicht zu erlernen ist, zu erwerben. Bellhändige Einführungs in dasselbe Bedingung. Preis bis R. 10,000. Gef. Off. mit dem Motto: „Sich Dir selbst“ durch die Expedition dieses Blattes erbeten.

Genfersee
 Peni. J. J. Mädch. in Lausanne, Clos-Lilas. Freie gef. Wohn., herrl. Ausf., gründl. Unterrichts: Fam.-Leb. Preis, n. jährl. Empf. v. 2 B.
Mme Herzog-Houst.

Otto Ruppjus.
 Deutsch u. deutsch-amerik. Leben in Amerika, gesammelte Erfahrungen. Neue Ausgabe in 15 Leinwandb., geb. 4 Bd. M. 1.—, nur 2 B. 5 u. 8 M. 1.25.
 Verlag von **Th. Knaur, Leipzig.**

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände
 nach dem Muster des **Vetters-Vereins** in Berlin Weidenb., Neugasse 1.
Pensionat.
 Beste Referenzen. Näheres durch Prospekt und die Vorleserin **Fr. S. Kibder.**

Bad Ems
 Illustrirte Beschreibung v. Ems u. Umgeb. Wohnungs- und Pensionsverhältnisse gratis a. Kurhaus Schloss Langennu.
 Gesucht per sofort, event. später, eine durchaus tüchtige **Directrice.**
 Offerten unter A. L. 900 postlagernd Hensburg erbeten.

Für Kunstfreunde.
 Der erste Jahrgang der „Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin“ mit 40 Illustrationen und einer Miniaturgravure nach Professor Knaut's reizendem Bild „Die Künstlerin und ihr Modell“ versehen, bietet in anregender Form zahlreiche interessante Beiträge zur Kenntnis und zum Verständnis des Kunstlebens der Gegenwart. Brochirt durch jede Buchhandlung oder durch die Photographische Gesellschaft in Berlin gegen Einsendung von 1 Mark 50 Pfennig in Postmarken zu beziehen.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-Kunst-Fenster
 Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fensterversehern und Fingebildern jeder Größe ebenso Diaphanien nebst Anleitung zur Selbstherstellung. Reichhaltiger bunter Hauptkatalog gegen Einsendung von 2 Mark die bei Bestellung v. 20 Mt. an rückerzögert werden. Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht.
Katalogs-Auszug, Muster u. Preisliste gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

Deutsche Lebensversicherung Potsdam.
 Errichtet 1869.
 Versicherungsanstalt mit voller Gegenseitigkeit unter staatlicher Aufsicht.
 Unbedingte Sicherheit. Niedrige Prämienhöhe.
 Abschluß von Kapital-Versicherungen für den Todesfall, sowie für eine bestimmte Lebensdauer; Kinder-, Militärdienst-, Aussteuer-, Widrenten- und Alters-Versicherungen unter günstigen Bedingungen.
 Actio-Bermögen: **11 Millionen Mark.**
68 Millionen Mark. Unbedingte Versicherung gegen Kriegsgefahr mit geringen Prämienzuschlägen.
 Polizen nach fremem Belieben unanfechtbar.
 Besonders günstige Versicherung nach Tabelle II bei geringer Prämienzahlung und Fälligkeit des Kapitals und bei Verbleiben der Versicherten.
 Steigende Dividende, die schon im preisfälligen Jahre aus dem vollen Reingewinn zur Auszahlung kommt.
 Gewährung von Darlehen an Mitglieder auf Hypotheken, zu Rauten und als Pensionsverpflichtung.
 Sofortige Zahlung der Versicherungssumme ohne besondere Gebühr nach Beibringung der Todesfallpapiere spätestens innerhalb 30 Tagen.
 Jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwillig und unentgeltlich alle Vertreter der Gesellschaft sowie
Die Direktion in Potsdam.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstaust
 bel Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-dilutischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

20 Pf. Jede Nr. Musik
alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern.
 Cass. u. not. Musik, 2-u. 4händig, Lieder, Arias etc. Vorschl. Stück u. Druck, stark Papier. Verschiedn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörriantstr. 1.

!!!Neu!!!
Victoria-Wasch-Mütze
 Rationelle Pflege der Kopfhaut; **Verz. empfohlen.** Keine unnütze oder schädl. Einreibungen, sondern **gründl. Wascherfolg auch bei langem Haar** mit wenig Mühe in ca. 2 Minuten.
Große Erleichterung für Damen. Keine Belästigung mehr durch Reibungen. **Angenehme, erfrischende Wirkung.** Prospekte gratis und franco.
Adolf Seinemann, Hagen i. W.
 D. R. - P. Nr. 43398.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Zur Garnitur der Herbst- und Winterhüte, deren Röpfe consequent niedrig bleiben, kündigt man neben den schönen langen Federn, Sammetblumen und sehr breitem Band an. Die Saison-Neuheit sind originelle Toques und Capoten in Schwarz oder Weiß, aus Trauben zusammengestellt. **S. 3.**

— Das Charakteristische der Herbstmäntel, — vorwiegend lange und halbanschliefende Paletots, — sind die weiten Ärmel und Heberärmel, die nicht selten bis zum Mantelsaume hinabreichen. Außerdem giebt es auch Formen mit kleinen, vorn gekreuzten oder doppelten und dreifachen Pelzlinien. Zur Ausstattung dient neben reicher Schnurstickerei eine Art wollener Möbelborte. — Blumenmuster in hellen Tönen auf dunklem Grunde, — nicht selten mit Chenille verziert. **S. 3.**

— Die Vorliebe für das Glitzernde und Schimmernde macht sich auch in den für den Winter vorbereiteten Passanterie-Befäßen geltend. In der uns vorliegenden sehr reichen Collection finden sich die seidenen Schnüre, welche in allen modernen Farben vorhanden sind, stets mit Metall gemischt, doch tritt dasselbe auch als selbstständige Schnur auf. Gold, Silber, Stahl, Krausgepinnt in den verschiedensten Kupfertönen, vereinigt sich, jedem Geschmacke Rechnung tragend, zu reicheren oder einfacheren Mustern. **M. St.**

— Sieg der kleinen farbigen seidenen Taschentücher! Erst die „Mignonnes“ der Mode und der Damenwelt, sollten sie urplötzlich ihr Dasein tief im Dunkel der Tasche vertrauern und auch nicht mit einem Zipfelchen mehr an das rosige Licht des Tages tauchen. Doch dies Schicksal blieb ihnen erspart! Dreieckig zusammengelegt und mit der Ecke nach vorn, im Nacken zusammengeschnitten, fällen sie in ebenso origineller als kleidbarer Weise den Halsanschnitt der Kleider taillen. **S. 3.**

— Ein wahres Füllhorn an Gaben bieten die Besatzartikel. Da giebt es Spitzen, Stickereien, Passanterien sowie geriffelten und ungeriffelten Sammet jeder Art und jeder Farbe. Für den Hausanzug bevorzugt man Franzen und ausgeglichene Rüschen. **S. 3.**

Paris. — Während die größeren Mädchen und jungen Damen das Haar zu einem Zopfe geflochten tragen, sieht man kleinere Mädchen häufig mit ganz kurz geschrittenem oder nur handlang auf den Nacken herabhängendem Haar. Diese Tracht steht den jungen Gesichtern vortrefflich und ist außerdem deshalb empfehlenswert, weil sie die Kopfhaut stärkt. Eine Schleife faßt die kurze, glatte oder leichtgewellte Haarmasse zusammen. **B. de G.**

— Einen eigenthümlichen Charakter zeigen die neuesten Herbststoffe, Cheviot, Diagonale, Tuch und Doppel-Kashmir in modischen oder grauem Grundtöne. Riesengroße Carreaux wechseln mit breiten Streifen, umfangreichen Kugeln und Rüschen oder strohhalm-breiten, einige Cent. langen Flammen. **S. 3.**

— Bei der Einfachheit der Kleiderformen sehen sich unsern graziösen Damen genöthigt, das Neue und Ueberraschende in der Zusammenstellung der Farben und in den Garnituren zu suchen. Ein leuchtendes Gelb, durch eine besondere Art schwarzer Spitzen gedämpft, findet vielen Anklang. Aus diesen mit ziemlich starker Schnur ausgehähten und darum festen Spitzen setzen sich auch die Zäckchen zusammen, welche man spanische, neuerdings auch serbische oder walachische nennt, um ihnen mit dem neuen Namen gleichzeitig ein neues modisches Ansehen zu geben.



Hand, bestand aus gefärbtem blauen Musselin und einem Geranien-Zweige.

— Auf dem Lande oder für den Strand sucht man die Kleidung der kleinen Mädchen möglichst einfach zu halten, besonders diejenige, welche der Wäsche unterworfen ist. Einen solchen einfachen, kleidsamen Anzug, dessen aufgesetzte Pliss-Garnitur sich leicht entfernen und wieder aufnähen läßt, bietet unsere, aus Woll-Musselin hergestellte Vortage. Eine sehr niedliche Mode ist es auch, die Strümpfe und Handschuhe mit der Haarfarbe der kleinen Mädchen in Einklang zu wählen, also zu schwarzem Haare schwarze Strümpfe und Handschuhe, zu braunem braune etc.

— An den Promenaden-Toiletten der noch auf dem Lande Weisenden lassen sich bereits die für den Herbst vorbereiteten Formen erkennen. Halb

Kleid und halb Mantel, zeigt die Toilette den Rock ohne Tournaire und mit schleppender Hinterbahn. Diese Röcke sollten eigentlich nur dem Salon vorbehalten bleiben, da sie auf der Straße höchst unbequem sind, — allein die Mode fragt nicht nach der Bequemlichkeit; jedenfalls eignet sich die Form vortrefflich für reiche Garnituren und schwere Winterstoffe. Das dargestellte Modell aus grauem Alpaca, mit plissirten Ärmeln aus gleichem Stoffe, zeigt die glatten Unterärmel, sowie Garnitur und Gürtel aus dunklerem, kurz geschorenem Sammet.



— Unter den vielen Garnituren sind es auch schöne breite Franzen und gestickte oder gewirte Galons, welche sich besonderer Gunst erfreuen. So bildet an der dargestellten Toilette aus feuerrothem Crêpe de Chine gleichfarbige, aber dunkler getönte Franze die Ausstattung der mit harmonisirenden Galons geschmückten glatten Vorderbahn des Rockes. Gleiche, mit Granatsteinen verzierte Borten imitiren ein Figaro-Zäckchen auf der glatten Taille, die von einem Redicis-Gürtel umschlossen wird. Dieses Arrangement bringt die Verzüge eines eleganten Wuchses zu besonderer Geltung.



— Zu den Obliegenheiten der Töchter eines französischen Hauses gehört auch die Anordnung des Obstkorbes für den Familientisch, und die jungen Mädchen entledigen sich dieser Aufgabe mit dem ganzen Aufgebote ihres künstlerischen Geschmacks. Für die Bekleidung des Korbes werden schöne alte



Fortsetzung des Textes auf der nächsten Seite.

Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Schwarzseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 11 Qual. Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. 75 kr. bis Frs. 5.80 od. M. 5.45 od. fl. 3.40 per mètre.
- Schwarzseidene Ripse (ganz Seide) — 15 Qual. Von Frs. 3.05 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per mètre.
- Schwarze Peau de soie (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per mètre.
- Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 5.35 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.65 bis Frs. 16.50 od. Mk. 13.20 od. fl. 8.25 per mètre.
- Schwarze seidene Mascotte (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Schwarzseidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.35 od. Mk. 3.45 od. fl. 2.20 bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per mètre.
- Schwarzseidene Surahs (ganz Seide) — 9 Qual. Von Frs. 2.80 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.40 bis Frs. 11.55 od. Mk. 9.30 od. fl. 5.90 per mètre.
- Schwarze glatte und gemusterte Seiden-Grenadines — 10 Qual. Von Frs. 2.— od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per mètre.
- Schwarze seidene Rhadamés (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.

- Schwarze Damaste (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.45 od. Mk. 2.75 od. fl. 1.70 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40.
- Schwarze halbseidene Atlasse — 9 Qual. Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 7.45 od. Mk. 5.95 od. fl. 3.70 per mètre.
- Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 4.45 od. Mk. 3.35 od. fl. 2.20 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per mètre.
- Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.25 od. Mk. 9.80 od. fl. 6.10 per mètre.
- Schwarze seidene Moire Française — 9 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.30 od. fl. 6.45 per mètre.
- Schwarze seidene Moire antique — 8 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Schwarze seidene Sicilienne 60 und 130 cm br. — 12 Qual. Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.80 od. fl. 3.65 bis Frs. 39.50 od. Mk. 31.60 od. fl. 19.75 per mètre.
- Henneberg's „Monopol-Seide“ (ganz Seide) — 12 Qual. nur direct und nur echt, wann auf jedem mètre eingedruckt ist: Von Frs. 6.15 od. Mk. 4.90 od. fl. 3.05 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per mètre.

G. HENNEBERG'S „MONOPOL“

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Wollene und seidene Tricot-Stoffe und wollene Tricot-Tuche in Damen-, Herren- und Kinder-Kleidern, sowie in allen Sport-Anzügen in den neuesten Farben und Dessins verfertigt in Prima-Qualität in billigen Preisen. Versand-Geschäft Aug. Junger, Leipzig, Weststraße 76. Stoffmuster unberechnet und portofrei. Aufträge von Mk. 20 an läßt ich franco aus.

Garantie-Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen.

Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Foulard- und Rohseide-Stoffe, schwarze Sammete u. Peluche etc. zu billigsten Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschton.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. **Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.** Illustr., Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

Stoffreste hervorgehacht, dabei findet sich auch wohl eine Spitze, und ein Band vom letzten Valle wird für den Schleifenschmuck geopfert.



— Ist in Material und Ausstattung der Bambus-Möbel wenig Neues zu verzeichnen, so bieten deren Formen eine um so größere Mannigfaltigkeit dar.

— Ist in Material und Ausstattung der Bambus-Möbel wenig Neues zu verzeichnen, so bieten deren Formen eine um so größere Mannigfaltigkeit dar.

Handarbeiten

Kadern auch im Einzelnen verorten.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung, Nr. 29. Häkelarbeiten und in Typen gesetzte Muster.

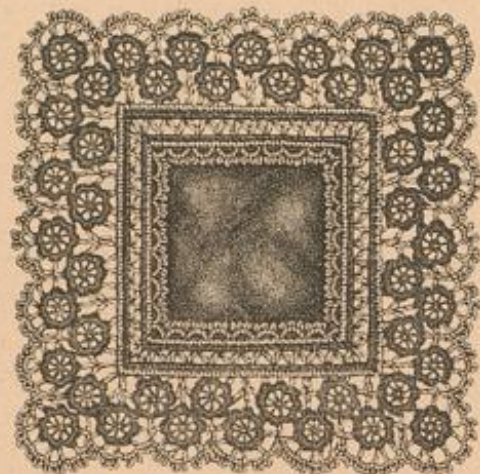
— Um die vielseitige Verwendbarkeit der gehäkelten Spitzen und Einfäße des vorliegenden Extra-Blattes recht deutlich zur Anschauung zu bringen, trafen wir eine Auswahl der verschiedensten Gegenstände, deren originelle Ausstattung einige unserer Vorlagen bilden.



Sachet. Dasselbe ist aus gehäkelten und Plüschstreifen zusammenge stellt und mit Atlasfutter und leicht durchstöppter Watte-



Einlage versehen. Den Anfaß der wenig eingereichten Spitze deckt eine dichte Reihe voller Schleifen aus schmalen Atlasbänden.



Fonds; das Ganze eignet sich für Lampenteller, Törtchen u. d. L.

Unseren des Malens kundigen Leserinnen bietet der dargestellte kleine Tisch eine hübsche Vorlage zur Ausübung ihrer Kunst.



theilt den jungen Damen in halbjährigen oder vollen Jahreskursen nicht nur in der Anfertigung von Kleidern und Wäsche Unterricht, sondern auch in Allem, was die Küche, den Einkauf, das Serviren, die Behandlung der Wäsche, kurz alle wirtschaftlichen Arbeiten betrifft.

Karlsruhe. — Die unter dem Protectorate Ihrer Königlichen Hoheit, der Großherzogin von Baden, stehende Malerinnen-Schule zu Karlsruhe hat kürzlich ihren IV. Jahresbericht verfaßt, aus dem wiederum ein erfreulicher Fortschritt in der Entwicklung der Anstalt zu constatiren ist.

Redaktions-Adressen

Frau Catharina W. in Butarek. — Zeitungen für Pflege des Vaterlands werden Sie in jeder größeren Buchhandlung erfragen können.

Adelaide W. in Mo... — Das bezeichnete Kefel muß nach seinen Ursachen verschieden behandelt werden, was nur nach persönlicher Untersuchung zu entscheiden ist.

Anna W. in Kl. — Die gewünschte Auskunft werden Sie in Nr. 33 unter der Rubrik „Für's Haus“ bereit gefunden haben.

Art. W. in G. — In Beantwortung Ihrer Fragen raten wir Ihnen bei der Befestigung der Rückenwand des Binnens zum Anfertigen einer Treppe, wie Sie dieselbe im Sinne haben.

S. S. in Prag. — Einem Reichthum, Kaiser Franz Josephstraße 27.

Reinhold W. in G. — In Beantwortung Ihrer Fragen raten wir Ihnen bei der Befestigung der Rückenwand des Binnens zum Anfertigen einer Treppe, wie Sie dieselbe im Sinne haben.

Frau Vertha v. d. L. in Dresden. — Wir empfehlen Ihnen das „Gartenbuch für Damen, praktischer Unterricht in allen Zweigen der Gartenerei, besonders in der Kultur, Pflege, Anordnung und Unterhaltung des landlichen Hausgartens, herausgegeben von F. Jäbke, Hofgarten-Direktor Sr. Majestät des Kaisers in Sankt-Petersburg. Mit 256 Text-Abbildungen. (Berlin 1888. Verlag von Paul Parey. Preis 8 Mk.)“

Frau H. v. L. in G. — Bleichheit würde Ihnen durch das in Brüssel erscheinende „Journal des jeunes Filles“, welches Sie durch jede Buchhandlung beziehen können, gebildet sein.

Baronin v. H. in R. — Der für „indische Fächer“ in der Nr. 31 der Illustrierten Frauen-Zeitung vom 28. Juli unter „Mode“ angegebene Preis von 1 Mark 50 bezieht sich nur auf den Rahmenfabrik. Derjenige in Plattform kostet 2 Mark.

Frau G. W. in L. — Der Name des in dem Artikel „Ein neues Wal-mittel“ erwähnten Laufs ist Alumen-lauf, nicht Alumen-lauf, wie es irrtümlich in den Bezugsquellen der Nummer 31 vom 28. Juli angegeben ist.

Aus der Strassenwelt

Berlin. — Nur mit Freude kann man es begrüßen, daß in Hirsch-garten bei Köpenick-Berlin eine Haushaltungsschule in's Leben getreten ist, welche sich die Aufgabe stellt, die Töchter höherer Gesellschaftskreise zu tüchtigen Hausfrauen heranzubilden.

20 Pf. Jede Nr. Musik. alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Ohne Gehalt. sucht eine Dame Witte Swantje, Offiziers-waise, die längere Zeit den Haushalt von Schwandten geführt hat, dementsprechende Thätigkeit in einem vornehmen Hause. An-erbietungen unter E. v. F. 700 an die Expedi-tion der „Illust. Frauen-Zeitung“, Berlin W, Potsdamerstr. 95 erbeten.

Zu Brautkleidern! Atlas, Morveillon, Damast, Moiré in Weiss u. Crème. Schwarze u. farbige Seidenstoffe jeder Art. Seiden-Plüsch. Billiger als in jedem Laden! Muster mit Angabe des Gewünschtes frei. Leopold Brasch, Seidenwarenfabrik, Berlin C, Stralauerstrasse 44.

Genfersee. Penf. f. j. Mädch. in Lausanne, Clos-Lilas. Recie gel. Wohn. Berl. Ausg. gründl. Unterricht; Sam-Verb. Preis u. Jahr. Empf. d. v. B. Mme Herzog-Houst.

Bad Ems. Illustrirte Beschreibung v. Ems u. Umgeb. Wohnungs- und Pensionsverhältnisse gratis d. Kurhaus Schloss Langenau.

Kerbschnitzerei. Unterricht, Werkzeuge, Holzwaaren. Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W, Potsdamerstr. 101.

Eine intelligente, gebildete Frau, die wegen Geisteskrankheit ihres Mannes gezwungen ist, für der übrigen Unterhalt zu sorgen, sucht ein feineres, gutverdienendes Geschäft, das leicht zu erlernen ist, zu erwerben. Voll-ständige Einführung in dasselbe Bedingung. Preis bis 10,000. Gefl. Off. mit dem Motto: „Gib Dir selbst“ durch die Expedi-tion dieses Blattes erbeten.

Was wird aus unsern Töchtern? Von Frau J. Kettler. Preis 50 Pf. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. — Zweite Auflage. —

Industrie, Kunstgewerbe- und Handelschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vetter-Vereins in Berlin Weidbader, Reugasse 1. Pensionat. Beste Referenzen. Näheres durch Prospekt und die Vorleserin Fr. H. Ridder.

Prachtvolle Glasmalerei! Diaphanie-Kunst-Fenster. Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fensterverordnern und Hängebildern jeder Größe ebenso Diaphanien nach Anleitung zur Selbstanfertigung. Reichhaltiger bunter Hauptkatalog gegen Einreichung von 2 Mark die bei Bestellung v. 20 Mk. an rückvergütet werden. Erste Häuser als Wiederverkaufserlöse gesucht. Katalog-Auszug, Muster u. Preisliste gratis. Grimme & Hempel, Leipzig.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstiftung bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekt mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Gröbe.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Während für Paletots und Mäntel der unsichtbare Schlaf bevorzugt erscheint, wählt man für den der Kleiderarbeiten vielfach winzig kleine Knöpfe, für welche die Kugelform am geschicktesten ist. Dem Gold- und Email-Knopfe prophezeit man große Erfolge, doch muß man bei seiner Anwendung recht vorsichtig sein, um der Harmonie und der Bornehmtheit des Auges nicht zu schaden. **M. St.**

— Formen und Garnituren der Winterhüte überreichen durch immer neue Eigenartigkeit, fast möchte man sagen Curiosität. Des Interessanten viel bietet auch das uns heute vorliegende Modell aus jägergrünem Filz mit schwarzer Vorten-Einfassung. Die hinten kaum bemerkbare Krempe steht vorn breit vor und bildet an den Seiten hohe, nach hinten zu scharf abgerundete Aufschläge. Die originelle Garnitur besteht aus schwarzen Hahnenfedern, welche, nach Art der Spielhahnenfedern gekräuselt, krantzartig um den Kopf gelegt sind und auf demselben einen



Defecimen nicht unbekannt (siehe Beiblatt zu der Nr. vom 8. September d. J.), doch wird es ihnen gewiß interessant sein, dieselbe auch garniert zu sehen. **M. St.**

vollen Luff bilden; eine schwarze Sammetstreife deckt ihren Ansatz in der hinteren Mitte. Die eigenartige Form des anderen Hütchens ist unseren

— Der heutigen Vorliebe für schottische Muster trägt auch die Herrenmode Rechnung, indem sie carrirte seidene Cravaten, entweder nur in Blaugrün, oder in den buntesten Farben-Zusammenstellungen bringt. **H. H.**

— Zum Andenken an den Besuch des österreichischen Kaisers in Berlin, welcher gleich dem des italienischen Herrschers eine Menge neuer, nach ihm benannter Toiletten-Gegenstände hervorrief, trägt unsere Berliner fashionable Damenwelt den österreichischen Kaisermantel. Derselbe ist aus graublauen österreichischem Soldatenuch gefertigt, vorn lose hängend, im Rücken mit Falten geschnitten, die in der Taille durch eine Spange zusammengehalten werden. **H. H.**



— Zur Garnitur der Winterhüte bevorzugt man mehr als je die

Straußfeder und zwar vorherrschend die melirte, besonders in Gran. Auch für Mäntel und Kostüm-Befehle findet letztere vielfach Verwendung. **H. H.**

— Eine reiche Collection der schönsten Proben für Regenmäntel liegt vor uns ausgebreitet, und bei der Unentbehrlichkeit dieses nützlichen Kleidungsstückes wird es unsere Leserinnen gewiß interessieren, von den hierzu erkorenen Stoffen zu hören. Da finden wir zunächst einen alten, erprobten Bekannten, den Cheviot, wieder, der in gebiegten Farben, — Rode, Braun, Blau, Grün, Kupfer, — von Neuem um unsere Gunst wirbt. Den stets elegant wirkenden glatten Tuchen „Lusatia“, welche in allen modernen Tönen vorhanden, stellt sich ein etwas rauherer Stoff, „Campagna“ genannt, zur Seite, welcher vielfach, sowohl matte wie lebhaft kleine Carreau-Muster zeigt. Melbourne, Kialto und Vesuv bezeichnen Farbe in Farbe oder schwarz abstechend damassirte Muster, welche sich zum Theil did ausliegend markiren. Sehr rauhe, grobfabige Stoffe, häufig in dem bekannten Schlingengewebe hergestellt, — Palermo und Parma genannt, — sind als besonders practisch zu empfehlen, erheben aber keinen Anspruch auf Eleganz. Neben melirten, grauen und braunen Ränzen zeigen dieselben vielfach den dunklen Grund mit leuchtenden rothen, blauen und gelben Fäden durchschossen, doch ohne dadurch auffallend zu werden. Zum Schluß noch ein Wort über die Formen des Regen- oder Herbstmantels. Neben der bequemen Douillette findet man den langen Paletot und zwar vielfach mit losen Vordertheilen und langen oder halb-langen Hügelärmeln; auch der sogenannte Ulster mit eingereichten, im Taillenschluffe durch eine Spange zusammengehaltenen Rückentheilen, taucht wieder auf, während das russische Rad mit doppelten Vordertheilen sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreut. **M. St.**

— Rünzen und Medaillen bilden augenblicklich einen vielfach zu Armbändern, Broschen und Verloques aller Art angewende-

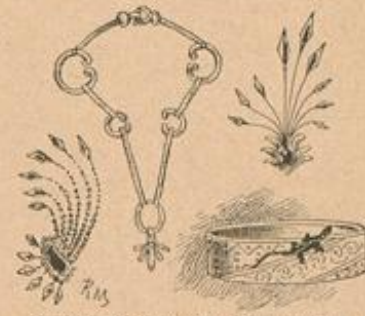


ten Schmud. Sehr geeignet erscheint dieser auch für ein Buchzeichen aus schwerem, doppeltem Repsbande, mit Verzierung aus



Vorlage, abgegriffen und zur Aufnahme einer Widmung, Namens-Schiffre oder Jahreszahl hergerichtet werden. Als Geschenk an

Confirmandinnen giebt es Broschen und Anhänger mit durchbrochen eingefügten Anfangsbuchstaben der vier Kreuzesworte, welche in verschiedenfarbigem Metall ausgeführt, besonders gut wirken. **G. F.**



ziemlich tief über dem Ohre getragen werden, während die kleinere,



kleinen Rubinen besetzten Armbande, ruft eine schwarz emaillirte Eidechse. Die es heißt, beginnt die zierliche Lazerte, — als Phantasie-Schmud, nicht in Diamanten, — sich wieder in die frühere Gunst zu schmeiteln.

— Die großcarirten Stoffe, welche für Winterkleider bei Groß und Klein vielfach Verwendung finden sollen, werden fast stets, abweichend von der früheren Mode, in gerader Fadenlage verarbeitet. **M. St.**

— Der unerschöpflichen Phantasie der Mode verdanken wir wieder drei neue Modelle von Herbstjäckchen. Alle drei sind anschließend und aus grüner oder rothbrauner Armure-Seide, mit entsprechendem Futter hergestellt. Zeichnet sich das eine durch den graziosen griechischen Kermel aus, so ist das zweite insofern bemerkenswerth, als die Garnitur, — ein auf Seide aufgelegter, ausgeglichener Sammetstreifen, — den Rändern des Schößes wie der Pelermine untergelegt ist, sodas beide Theile doppelt erscheinen. Auch der spitze Kragen wird durch Seide, die mit geschlagenem Sam-



Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbig seidene Taffete und Ripse** (ca. 200 versch. Farben) Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.
- Farbig seidene „Failles Françaises“** (ca. 150 versch. Farben) Von Frs. 5.65 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.80 bis Frs. 9.85 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per metre.
- Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse** (ca. 190 versch. Farben) Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per metre.
- Farbige seidene Surahs** (ca. 180 versch. Farben) Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.
- Farbig seidene Satins merveilleux** (ca. 300 versch. Farben) Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per metre.
- Farbige Satins merveilleux und Taffete-Changeant** (ca. 130 versch. Disp.) Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per metre.
- Farbige Seiden-Moire antique und française** (ca. 60 versch. Farben) Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per metre.
- Farbige Atlasse und Taffete für Steppdecken** (ca. 30 versch. Farben) Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.
- Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br.** (ca. 20 versch. Farben) Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. k. u. h. Hofl. Entöltes Maisproduct. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten, zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao vortreflich. Ueberall vorrätig.

Garantie-Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen.

Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Foulard- und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete u. Peluche etc. zu billigsten Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Stottern

heilt Rudolf Denhardt's Anstalt Honorar nach Eisenach gratis. (früher Burgsteinfurt). Gartenlaube 1878 No. 13, 1879 No. 5, Fluzlee Anst. Deutschl., diemehrstaat. ausgezeichn.

Neuheiten

in Passementerien u. Besätzen. Knöpfen u. Garnituren. Sammtl. Artikel zur Schneiderei. Möbelposamenten, Vorzügl. Schweizerblätter. Paul Geipel, Berlin, W 61, Markgrafenstr. 61 W.

Hand-Walzenstuhl und Naturbleiche. Jede Art Neu- und Valtwische wird sauber gewaschen vom Garstbühner Wegener, Hirschhof bei Berlin, Walden.

124. Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,

bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,

zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schöne Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

met überlegt ist, gebildet. Ganz apart ist die Ausfaltung des dritten Jäckchens, indem zur Herstellung der Kermel, des Schoßes und Kragens Seiden-, und Chemille-Franzen einem unsichtbaren Rehwerte aufgenäht sind.

Handarbeiten

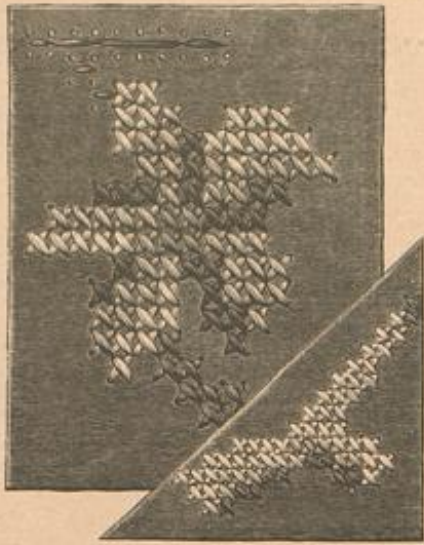
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



Kreuzstich-Arbeiten nach vor-gestochenen Muster auf Tuch, Fries oder Leder, die seit Jahren für Kissen, Lampen-teller, Morgenschuhe etc. beliebt sind, wendet man nunmehr mit vielem Glücke auch zu größe-ren Gegenständen an. Um hierbei eine leicht sich einschlei-chende Eintönigkeit zu vermeiden, wird der Kreuzstich in zwei Größen aus-geführt, die geschickt vertheilt zur Wirksamkeit der Stiderei bedeutend beitragen.

Unterschied der beiden Stich-größen; die eine verlangt vier-, die andere zwei-theilige Seide. Diese Arbeiten sind nach ver-fannter Weise in den betreffen-den Farben vorgezogen, wie auch mit ange-fangener oder in vollstän-diger Ausführung zu haben. A. D.

Bezugsquellen: Güte: H. W. Na-nasse, W. Fric-richtstr. 79a. — S. Leuchtmann, W. Leipzigerstr. 83. Wäntel: Hoffel-driak u. Zetere, C. Jerusalemstr. 21. — Regenmäntel und Stoffe: H. Schröder, C. Jerusa-lemstr. 29. — Mützen, Broschen: H. Schade, C. Reichstr. 27. — Kreuz-stich-Arbeiten nach vor-gestochenen Muster, auch angefangen: Maison Sajon, Paris, Boulevard des Capucines 74; Otto Kravze, W. Leipziger Str. 129.



Haus der Frauenwelt

Berlin. — Die aus 24 Mann und 2 Unteroffizieren gebildete Leibwache der Kaiserin hat zum Kommandeur den Lieuten-ant von Albedyll erhalten, welcher bisher im Kürassier-Regiment Königin in Baselwald stand. Herr von Albedyll ist der Sohn des General-Majors von Albedyll und ein Neffe des früheren Mi-nisterrats, jetzigen kommandirenden Generals des 7. Corps, von Albedyll. Lieutenant von Albedyll untersteht mit der Leib-garde dem Kommandeur der Leib-Gendarmarie, General-Adjutanten von Wedel. Die Uniform der Mannschaften besteht aus einem weißen Kürassier-Koller, dazu tritt ein dunkelblauer Waffenrock, wie ihn die Garde du Corps und Garde-Kürassiere tragen. Zur Farbe für die Kragen und Kermelaufschläge, Schulterpatten und anderen Paßepoils wählte die Kaiserin das bekannte Kirchsroth der Königin-

Kürassiere; der Hofschoß ist innen ebenfalls mit kirschrothem Tuche gefüttert und wird, an den Seiten durch Hefel befestigt, aufgeschlagen getragen; Kragen und Kermelaufschläge haben weiße Gardelilien. Der weiße Koller wird vorn jedoch nicht durch Hefel, sondern durch 8 weiße Knöpfe geschlossen; die Beinleider sind von weichem Leder und werden in bis an die Knie reichenden sogenann-ten Kürassier-Stiefeln getragen; das Pallastoppel ist eben-falls von weichem Leder, wird übergeschmalt getragen und an seinen Riemen wird der Pallastich mit Karabinerhaken befestigt; die Pallastiege selbst sind noch nicht geliefert, sie halten bezüglich ihrer Stärke die Mitte zwischen den Pallastiefeln der Kürassiere und jenen der Offiziere. Die Helme sind denen der Leib-Gendarmarie völlig gleich, von weißem Tombak, mit dem goldenen Gardestern und eben solchen Beschlägen; für große Hof- oder Staatsfestlichkeiten ist die An-schaffung von sogenannten Dreimastern in Aussicht genommen. Die Leibgarbisten der Kaiserin erhalten außer der Bekleidung eine monatliche Zulage von 9 Mark.

Zum Empfange des Kaisers Franz Joseph im Garde du Corps-Saale des königlichen Schloßes zu Berlin hatte die Kaiserin Auguste Victoria eine Toilette in den österreichischen Farben, nämlich eine Robe aus Goldstoff mit eingewebten schwarzen Blumen angelegt; dazu ein Capote-Hütchen aus schwarzem, mit Gold durchwirkten Spitzen und die Kette des Schwarzen Adler-Ordens. Als bei der Ankunft im Schloße die beiden Kaiser den letzten Stiegenabsatz vor dem Aufgange zum Garde du Corps-Saale erreicht hatten, kam die Kaiserin ihrem hohen Gäste auf der Treppe entgegen, ihn mit einer herzlichen Anrede begrüßend. Auf dem Wege nach den inneren Gemächern, wobei Kaiser Franz Joseph der Kaiserin den Arm reichte, erkundigte sich dieselbe nach dem Befinden der Kaiserin Elisabeth und der übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie.

Signaringen. — An die Verleihung des Luifen-Ordens an die Erbprinzessin von Hohenzollern knüpft sich ein kleines, hübsches Ereignis, das den Charakter unserer Kaiserin wieder einmal im liebenswürdigsten Lichte zeigt. Als das erbringliche Brautpaar am Hochzeitsstage (27. Juni) aus der Kirche in's fürstliche Schloß zurückkehrte, nahm es im Abendsaale die Glückwünsche der Anwesenden in Empfang, in erster Linie natürlich auch die des Kaiserpaars. Hierauf trat die Kaiserin zu ihrem Gemahle und sprach lebhaft mit ihm. Der Kaiser winkte lächelnd seiner herzogwinnenden Gemahlin zu, worauf diese nochmals zur Braut trat, den Luifen-Orden von ihrer eigenen Schulter löste und ihn der jungen, freudig überraschten Erbprinzessin ansetzte mit den Worten: „Diesen da darf ich Ihnen zwar nicht lassen, denn der ist vom Großpapa. Aber bis Sie Ihren Orden erhalten, sollen Sie diesen tragen.“ Freundlich wehrte sie dann den dankenden Handfuß der lieblichen Braut, indem sie die neue Verwandte auf die Wange küßte.

Fortsetzung im zweiten Beiblatte.

Adolf Wilbrandt

hat sich nach viel Jahre langer Pause auf's Neue der Romandichtung zu-gewendet. Er hat einen neuen großen Roman vollendet, den er

„Adam's Söhne“

betitelt. „Adam's Söhne“ — der Dichter schildert ihr Kämpfen und Ringen in der modernen, widerspruchreichen Welt. Der Kampf, den fanatische Welt-verbesserer gegen die Gesellschaft führen, verweht sich in die Schilderung eben dieser Gesellschaft mit all' ihren Licht- und Schattenseiten. Dem hohen Streberthum und den von starrem Egoismus besetzten Genüßmenschen ist eine Zahl harter, groß angelegter Naturen entgegengestellt, Männer von altem Schrot und Korn mit reinem Schild, Frauen mit edler Begeisterung für das Schöne, Menschen, nicht ohne Fehl, aber mit dem Glauben an die Ideale. Die Resultate einer reichen Gedankenarbeit sind in diesem Werke niedergelegt, das neben seinen hohen dichterischen Schönheiten und seinem fesselnden, allgemein interessanten Inhalt, der zum Schluß in den Geschehnissen der jüngsten Ver-gangenheit ausklingt, auch einen neuen Beweis für Wilbrandt's oft gerühmten Können auf dem Gebiete psychologischer Malerei darstellt. Diesen hochbedeuten-den Roman hat der Dichter zum alleinigen Abdruck für ganz Deutschland dem

Berliner Tageblatt

übergeben, das somit seinen Lesern auf's Neue eine werthvolle und glänzende Gabe zu bieten vermag.

Durch seinen reichhaltigen, gediegenen Inhalt, sowie durch rascheste und zuverläßige Berichterstattung hat sich das „Berliner Tageblatt“ die besondere Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise erworben. In Folge seines ausgedehnten Vertriebes in Deutschland und im Auslande ist das „Berliner Tageblatt“ die

verbreitetste große deutsche Zeitung geworden; das „Berliner Tageblatt“ entspricht aber auch allen Anforderungen, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

Werthvolle Original-Feuilletons

bringt das „Berliner Tageblatt“ regelmäßig von gediegenen Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Litteratur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie und Medizin. Ferner veröffentlicht das „Berliner Tageblatt“ über die wichtigsten Bühnen-Aufführungen in Berlin

Theater-Feuilletons von Dr. Paul Lindau.

Man abonniert auf das täglich 2 mal in einer Abends- und Morgen-ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt und Handelszeitung“ nebst seinen 4 Separat-Beiblättern „Mit“, „Deutsche Volkshalle“, „Zeitgeist“, Mit-theilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches für alle 5 Blätter zusammen für 5 Mark 25 Pf. vierteljährlich. Probe-Nummern gratis und franco.

Smyrna-Knüpff-Arbeiten.

Unser eigenes preisgekröntes Fabrikat. In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Werkzeug und color. Muster mit oder auch ohne Anfang, 57 schön. gestich. Muster nebst Preis-cour. und Anleitung franco auf Verlangen. In größeren Abtheilungen liefern Originalzeichnungen und sämtl. Material. Wurzener Smyrna-Wolle, (55 Farben vorrätig), vorzügl. Qualität, auch separat. filoweiß. Wieder-vertäufern hoher Rabatt. Wurzener Teppich- u. Velours-Fabriken, Act.-Ges., Berlin W., Friedrichstr. 186.



Ein tägliches Bad allein erhält die Gesundheit. Dieser konnte man nicht jeden Tag haben, weil kein praktischer Bade-Apparat existierte.

Wer sich jedoch einen solchen Wohlthun heilbaren Badestuhl kauft, kann sich ohne Mühe und Kosten mit 5 Rubeln Wasser und 10 Pfennig Kohlen täglich warm baden. Der Raum wird in die Thür des Zimmers geschlossen.

In kleinen Städten und auf dem Lande, wo gar keine Badeanstalten sind, ist ein solcher Badestuhl unentbehrlich, und selbst in größeren Städten ist ein Bad in der Badeanstalt mit viel Zeitverlust und Geldeausgaben verbunden. Im Winter zieht man sich beim Baden bei jedem Bade in einer Badeanstalt eine Erkältung zu, ganz abgesehen davon, daß man in einer Banne baden muß, in der vorher schon Tausende von Menschen, Kranke und Gesunde, Trophulose u. s. w. u. s. w. erbadet haben.

Solcher Badestuhl kann sich Jeder anschaffen, da man den Betrag durch monatliche oder vierteljährliche Vorauszahlungen bezahlen kann. Jedemfalls sollte es Niemand ver-säumen, sich den illustrierten Catalog gratis kommen lassen.

L. Weyl, Preis-courante gratis, Berlin, Mauerstr. 11. Filiale in Wien, Wallfischg. 8. Bisher sind ca. 20000 Weyl'sche Badestühle im Gebrauch.

Verlag von Bartholf Senff in Leipzig. Einladung zum Abonnement auf die „Signale“. Die Signale für die musikalische Welt. — eine umfassende Uebersicht des öffent-lichen und geistigen musikalischen Lebens mit Nachrichten über alles Wissenswerthe aus der musikalisch-theatralischen Welt — Redacteur und Herausgeber Bartholf Senff, kosten jährlich 6 M. Durch Kreuzband-sendung jährlich 9 M. Im Winterhalb-jahre erscheinen die „Signale“ gewöhnlich zwei Mal in der Woche, so dass die An-zahl der Nummern sich in der Regel auf einige 70 im Jahre beläuft. Probe-Nummern gratis und franco. Man kann jederzeit in's Abonnement eintreten, und werden die bereits er-schienenen Nummern nachgeliefert. Verlag von Bartholf Senff in Leipzig.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vetter-Vereins in Berlin Wiesbaden, Reingasse 1. Pensionat. Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Buchhebersin. G. H. Bidder.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Le-derarbeiten als schöne Geburts-tags- u. Gelegenheits-geschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit An-leitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrie- u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

Ueberall zu haben ist RIEBIG Company's Fleisch-Extract. Nur echt wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in BLAUER FARBE trägt. Neuestes Corset System E. No. 700. — Gesetzlich ge-schützt in Deutschland am 15. 2. 89. Elegante, unübertrof-fene Form, macht schlankeFi-gur, durch-aus dauer-haft und fein gearbeitet, hochschmü-rend, Taadel-los angeneh-mes Tragen und Sitz ga-rantirt. In allen Qualit. u. Farben zu all. Preis. z. hab. in jeder besser. Cor-sethandl. Engros, Expor-t. Prosp. grat. u. free. Eisenwin & Frank, Corsetfabrik, Stuttgart.

Für Kunstfreunde. Der erste Jahrgang der „Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin“ mit 40 Illustrationen und einer Miniaturgravure nach Professor Knaut's reizendem Bilde „Die Künstlerin und ihr Modell“ versehen, bietet in anregender Form zahlreiche interessante Beiträge zur Kenntnis und zum Verständnis des Kunstlebens der Gegenwart. Broschirt durch jede Buch-handlung oder durch die Photographische Ge-sellschaft in Berlin gegen Einsendung von 1 Mark 50 Pfennig in Postmarken zu beziehen.

Ernst Hartmann Strumpf-Fabrik Chemnitz in Sachsen fertigt in Seide, Flor, Ri-b'Große, Baumwolle, Wolle die feinsten gestrickten Damenstrümpfe ohne Herrensocken Naht. Sehr Farben, Extraröhren. Anstrick. fein. Strümpfe. Preislisten gratis u. portofrei.

Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C 2. Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaft-lichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache. Lager über 500,000 Bände. Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Les-Gesellschaften: 4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände 30 M. 40 M. 50 M. 75 M. 125 M. 200 M. Buchzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.



Polnischer Bauer mit seinem Sohne, in Sommertracht, aus der Umgegend von Warschau.

Nach einer Zeichnung von L. Burger.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 240. Blatt.

Der alte und junge Bauer, Beide tragen sich gleich bis auf die Kopfbedeckung. Der Vater trägt den Filzhut, der Sohn die ungeheure Pelzmütze. Außerdem ist er der Träger des von Weidenruthen geflochtenen Schnappfadens (torba). Der Rock hat etwas Uniformartiges. Die stets sich gleich bleibenden Farben Dunkelblau mit rothen Aufschlägen und gelben Knöpfen sind bei der Einführung der polnischen Lanzen-träger oder Lanzenreiter (ulan) in die verschiedenen europäischen Armeen in der Regel gleichfalls angenommen worden. Die viereckige Tuchmütze (czapka) mit Pelzbesatz wurde gleich-

falls bei den Ulanen eingeführt und hat die verschiedensten Wandlungen durchgemacht. Auch der Gürtel (pas) wurde mit in die Ulanen-Uniform übernommen. Die polnischen Seidenträger während der Unabhängigkeitskriege waren ähnlich gekleidet, wie der ältere Bauer, und trugen die confederatka, im Gürtel die Art (sekiera). Die Czapka ward bei den Nationalgarden Polens in den Jahren 1830-31 als reglementmäßige Kopfbedeckung eingeführt, bis sie mit dem unglücklichen Ausgange der Revolution jener Jahre verschwand.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungenügend von uns angelesen werden sollten, haben zu dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Reparaturs-Belle oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Büreau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 35 und zu Wien I., Operngasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Interaktions-Kauftraa dauert.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schloppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reittkleider nach bestem Schnitt An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gensdarmenmarkt und den Colonnaden. Schnelliger Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

MERAN
Meran, Obermais, Untermais u. Gratsch. Klimatischer Kurort im deutschen Südtirol (317-320 Meter). Bahnstation. Directe (Schlaf-) Waggons von Wien, München, Leipzig und Berlin. Beginn der Saison (Traubencur) 1. September. Herrliche Lage, vorzügliche windstille Winterstation, besonders für Lungen-, Nervenkranken u. Skrophulose geeignet. Oertliche Terraineuren. Curgemässe Einrichtungen. Frequenz: 10,000 Curisten, 6000 Touristen. Prospekte gratis. Die Curvorstellung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Friedrich Spielhagens
Ausgewählte Romane
in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Passendes Damengeschenk u. v. d. Abonnentinnen selber anschaffendwerth weil recht practisch dazu eingerichtet, sämmtl. Nummern eines Jahrganges der Illust. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren. In der **Sammelfasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung** in Buchform hochlegant mit Goldverfärbung, dauerhaft und hübsch eine Bierde jedes Salons. Gegen Einzahlung von M. 6.50 franco zu beziehen von W. Schildberger, Buchhandlung, Berlin W, Schillerstr. 3. Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

Zu Brautkleidern!
Atlas, Merceliseux, Damast, Moirés in Weiss u. Crème, Schwarz u. farbige Seidenstoffe jeder Art. Soldat-Plüsch.
Billiger als in jedem Laden!
Muster mit Angabe des Gewünschten franco.
Leopold Brasch, Seidenwarenfabrik,
Berlin C, Stralauerstrasse 44.

Franz. Schweiz.
Institut La Villette b. Yverdon.
Dasselbe, gegründet 1863, bietet günstige Gelegenheit, die franz., englische, italienische Sprache, sowie Handelswissenschaften und sonstige Disciplinen gründlich zu erlernen. — Vortrefliche, gesunde und hübsche Lage. Familienleben! Sorgfältige Ueberwachung und Pflege der anvertrauten Jugend. — Behufs Erlangung von Prospectus und Referenzen beliebe man sich zu wenden an
Chs. Vodoz, Yverdon.

Für Kunstfreunde.
Der erste Jahrgang der „Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin“ mit 40 Illustrationen und einer Miniaturgravure nach Professor Knass' reizendem Bilde „Die Künstlerin und ihr Modell“ versehen, bietet in anregender Form zahlreiche interessante Beiträge zur Kenntnis und zum Verständnis des Kunstlebens der Gegenwart. Broschirt durch jede Buchhandlung oder durch die Photographische Gesellschaft in Berlin gegen Einsendung von 1 Mark 50 Pfennig in Postmarken zu beziehen.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrie u. Billitanten. Preis R. 20, M. 25 u. M. 30.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

Was wird aus unsern Töchtern?
Von Frau J. Kettler.
Preis 50 Pfg.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung. — Zweite Auflage. —
Bei Reichsrecht schmaler Brust etc. wird Largieren Arm-Bruststärker von Aerzten mit Erfolg verordnet. Prospekte kostenlos durch Georg Engler, Stuttgart.

Berfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Mästerchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, veräschert bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Berührt man die Asche der echten Seide, so zerkrümelt sie, die der verfälschten nicht. Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke kostenfrei in's Haus, ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.
Zürich.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

„Monopol-Seide“

Auszug der Analyse
des Hrn. Dr. C. Bischoff, vereid. Chem. d. Kgl. Gerichte in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11	60 "	1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12	60 "	1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

„Aus der Genauigkeit der Analysen folgt: Daß die mir vorgelegte Henneberg'sche Monopolseide frei ist von jeder mineralischen Beschönerung, mikroskopisch sich als ein völlig reines, gleichmäßiges Seidengewebe zeigt und den besten Fabrikaten zugerechnet ist, welche in schwarzen Seidenstoffen producirt werden.“
Berlin, den 4. Sept. 1886.

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant
Zürich.

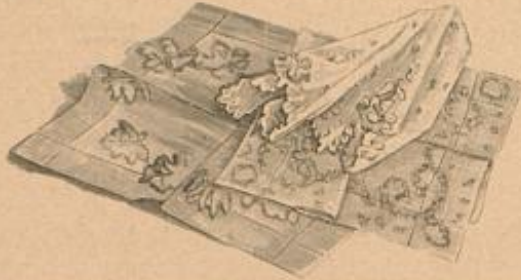
Nur direkt und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden metro eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL“**. Muster umgehend.

Die Mode

Radrend auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Aus durchweg plissirtem Tuche hergestellt, mit langer gleichfalls plissirter Pelorine, machen die neuesten Herbstmäntel einen höchst eigenartigen Eindruck. Nicht wenig tragen zu diesem die oft grellen Farben, wie hell erdbeerroth u. bei. Distinguirt dagegen erscheint ein Mantel aus schwarzem oder dunkel rathblauem Tuche, angefüllt mit einem breiten echten Reticella-Epigenstragen à la Richelieu. S. U.

— Täglich tauchen die überraschendsten Neuheiten auf dem Gebiete der Taschentücher auf. Das fallende Laub des Herbstes finden wir in tief röthlicher oder bräunlicher Färbung auf den mit



farbigen Rändern geschmückten Tüchern wieder, entweder in natürlicher Größe als Klein verstreut oder winzig klein auf weichem Grunde im Verein mit arabischenartigen Blüten-Guirlanden. Während die so geschmückten Batist-Tücher zum Gebrauche bestimmt sind, wollen die eleganten aus Seidentrepp oder Gaze in den zartesten Tönen, wie Lil, Rachs u., lediglich als Pier dienen. Ihren Rand schmücken in Seide gestickte Blüten, wie Asten, Veilchen u. S. U.

Wien. — Als eine interessante Neuigkeit aus der wechselvollen Welt der Mode verdient die Thatsache verzeichnet zu werden, daß die Fürstin Pauline Metternich, diese elegante und graziose Dame, welche einst in der Seine-Stadt den Ton angab und die Alleinhererrschaft der Pariser Moden nach Kräften unterstützte, bei Gelegenheit ihres Besuchs der Pariser Weltausstellung in — Wiener Toiletten glänzte. Und wahrlich, diese aus einem renommierten Wiener Hause hervorgegangene Pracht-Koben gehörten zu den reizendsten und gelungensten Schöpfungen moderner Toiletten-Kunst! Eine für kleine Diner's bestimmte Toilette bestand aus schwerem rosa Empire-Seidenstoffe mit eingewebten grünen Zweigen. Das Tablier aus weichem Musselin schmückte zarte Goldstickerei, während das Leibchen ein breiter, mit blauen Perlen dicht bestickter, echt böhmischer Gürtel umspannte. In den Farben möglichst anspruchslos und doch von hervorragender Eleganz, zeigte sich eine Robe aus silbergrünem Moiré, dessen zarter Ton jedoch durch schwarzen, sehr kostbaren Epigenstoff mit inkrustirten Jais-Bordüren, die im hell erleuchteten Saale gleich schwarzen Diamanten strahlten, nur leicht hindurchschimmerte. Mit feinstem Geschnack entworfen und ausgeführt war eine aus Streifen von olivgrüner Seide und gemustertem schwarzen Tüll zusammengelegte Toilette. Ganz eigenartig wirkte eine andere, aus rosa und grün gestreiftem Pongé. Vier begrenzte den Saum des Rockes eine Kante aus grauer Seide, mit darauf applicirten schwarzen Spigen. An dem breiten Empire-Gürtel des in gleichem Stile gehaltenen Leibchens zeigten sich die schmalen Ränder der Applications-Spige aufwärts gerichtet, was die Schlantheit der Taille äußerst vortheilhaft hervorhob. Schließlich sei noch eines wahren Feenleibes, einer Gesellschafts-Robe aus kirchrother Seide gedacht, die mit gezackten Volants von gleichem Stoffe drapirt war. Ueber dieses rosige Gewand fiel als einziger Schmuck eine graziose um die Hüfte geschlungene Scharpe aus milchweißer Gaze. S. U.

Paris. — Ist es auch schwer, in Touristen-Kostümen, die der Eleganz so wenig Spielraum bieten, etwas Neues zu erfinden, so erhalten sie doch durch glückliche Zusammenstellungen immer frischen Reiz. Für den Spätherbst wurde ein solches, zugleich Leberkleid und Mantel vertretendes Kostüm, aus dunkelblauem Tuch-Flanell zu einem grau und roth carrirten Rocke angefertigt und als höchst gelungen von einer jungen eleganten Frau zu ihrer Hochzeitsreise in den Alpen getragen. Beide Stoffe, auch das zierliche Nähchen waren gegen die Kälte undurchdringlich. Schuhe und Samaschen aus schwarzem Leder vollendeten die zweckmäßige und behagliche Ausrüstung.



— Für unsere graziosen Bereiterinnen Dianens wurde jüngst ein ebenso praktisches wie elegantes Jagd-Kostüm entworfen und in rehbraunem Tuche, mit Aufschlägen aus rothem englischen Wollstoffe, ausgeführt. Der gerade Rock, das anliegende, gestickte Jäckchen bedürfen kaum einer näheren Beschreibung. Besonders hingewiesen sei auf das feine Herren-Gemiset, das Nähchen vom Tuche des Kostümes und namentlich auf die höchst practischen, mit Glanzlederhäuten versehenen Stiefelchen, die an der Innenseite zu schnüren sind.

— Der feine indische Kaschmir ist in der Verbindung mit Sammet und Moiré ein sehr begehrtes Fabrikat für Promenaden-Kostüme. Einen Rock aus myrthengrünem Sammet befehlt man



mit einer breiten Borte in Gobelin-Stickerei, während das Leberkleid aus Kaschmir an einer Seite hoch aufgenommen wird. Die Taille verzierern schmälere Gobelin-Borten, die in Zwischenräumen von großen schwarzen Moiré-Schleifen befestigt, bis zur Saumborte hinabreichen.

— Für die Zierlichkeit des Fußes sorgen verschiedene Neuheiten in Seiden- und Baumwoll-Strümpfen, die, mit gleichfarbigen ausgeführten Schuhen getragen, die Hauptfarbe einer Diner- oder einfacheren Abend-Toilette wiederholen. Besonders herrschen die neuen rothbraunen Töne, Kastbraun, Laktrig u. vor. Von diesem fallen Grunde heben sich farbige Seidenreien reizend ab: so eine mit feinem Goldfaden ausgeführte Spangenbergierung, die mit Ornamenten in blauer Seide wechselt. Andere Strümpfe zeigen allmählich sich verkleinernde Punkte von hellerem auf dunklem Braun, oder genau Farbe in Farbe gestickte größere Muster. Neupferst jart sieht ein era Seidenstrumpf mit Zwickel und Blattverzierung von fahlgelben Köbchen aus. Gestickte Schuhe sind fast gänzlich außer Gebrauch gekommen, wogegen schwarz-lackschuhe, auf der Straße hoch, zur Gesellschaft ausgehoben, mit schwarzen Strümpfen sehr viel getragen werden. Diese Fußbekleidung paßt für jede Toilette. S. U.

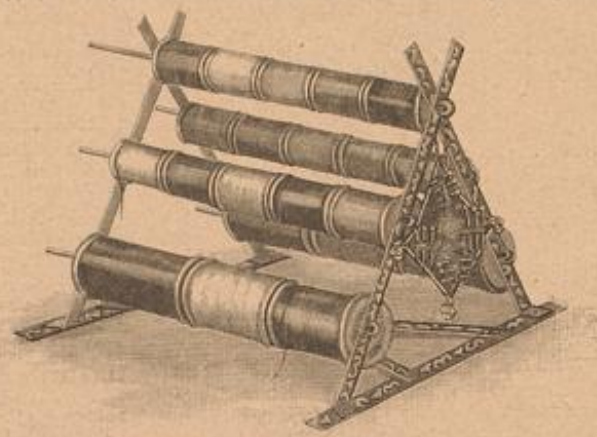


— Auf einem Diner bei dem Präsidenten der französischen Republik trug Madame Carnot eine Schleppe aus schwarzem Sammet, mit weißem Atlas eingefast, und einem Tablier und Westen-Einsatz, die über und über mit Stahl- und verschiedenfarbigen Perlen gestickt waren. Die Wirkung war zauberhaft. Ein schwarzes, mit Jet verziertes Sammet-Diadem vollendete die distinguirte Toilette. Eine andere Dame von hervorragender gesellschaftlicher Stellung erschien in einer Robe aus pfirsichfarbenem Damast, über welchem goldgestickte Tüll-Draperien mit korallenrothen Sammetblumen aufgenommen waren. Pfirsichblüthen und Korallen-Nadeln schmückten das tief im Nacken geordnete Haar. Eine hochrothe Sammetrobe, deren peplumartiges Leberkleid aus demselben kostbaren Stoffe förmlich mit Jet inkrustirt war, machte einen prächtigen Effect. Ueber die Sammet-Taille fiel eine Jettspitze in Form eines breiten Kragens und eine ähnliche Spitze bildete Epauletttes.

Handarbeiten

Radrend auch im Einzelnen verboten.

Der nebenstehend veranschaulichte Garnrollen-Halter ist die Erfindung einer fleißigen Stickerin, die ihn als äußerst practisch empfiehlt. Besonders beim Arbeiten mit losen Seiden (Mod., Kito-



loß, Trama-Seide), sowie mit den verschiedenen Arten von Goldfäden und Schnürchen, Krausgespinnsten u. wird der Faden vor



dem Nankwerden und Aufreißen, durch den Halter sicher bewahrt, aber auch die verschiedenen Nähgarne werden durch ihn sauber und stets in guter Ordnung gehalten, was jede Arbeiterin zu schätzen weiß. Dieser Halter ist aus starken Messingbleiten zusammengestellt. Die zur Basis dienenden sind 22 Cent. lang und 2 Cent. breit und werden durch zwei gekreuzte, etwas schmälere, 23 Cent. lange Stäbe verbunden. Die hochstehenden, 4 Cent. unterhalb der oberen Enden sich kreuzenden Leisten messen bei 1 1/2 Cent. Breite gleichfalls 22 Cent. Länge und sind mit correspondirenden Löchern versehen. In diesen ruhen die an einem Ende zur Dehnung umgebogenen Messingdrähte, auf welche die Rollen geschoben werden. Ein zierliches Nadelkissen ist seitwärts angebracht. Wir zeigen den Ständer durch Aeharbeit verziert und geben das schmale Börtchen naturgroß. S. U.

Verzugsstellen: Teschenländer: M. Levin, C. Dannevoletti-Platz 1. — Strümpfe: W. Wellenreiter, W. Leipziger Str. 124. — Ständer für Garnrollen: M. Franke, Frankfurt a. O., Dorothea Str. 3.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Auf dem Gute Schungerode im Kreise Anklam, im Hause ihrer Tochter, ist am 9. September nach langen, schweren

Leiden die Witwe des ehemaligen Staatsministers Grafen Schwerin-Buhar gestorben. Gräfin Hildegard von Schwerin war am 12. Juli 1817 in Berlin geboren, als die jüngste Tochter des Theologen Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher aus dessen Ehe mit der Witwe des Predigers Ehrenfried von Willich in Stralsund, Henriette, geb. Mühlfeld. Hildegard Schleiermacher vermählte sich am 6. August 1834, wenige Monate nach dem Tode ihres Vaters, mit dem Grafen Rag von Schwerin, mit welchem sie bis zu dessen am 3. Mai 1872 erfolgten Tode in glücklicher Ehe lebte. Im vorigen Jahre verlor sie ihren einzigen Sohn, den General-Landchafts-Director von Pommern, Grafen Heinrich von Schwerin, durch den Tod. Von ihren Kindern wird sie nur von ihrer Tochter überlebt, welche mit dem General-Lieutenant à la suite der Armee und früheren langjährigen Adjutanten Kaiser Wilhelm I., Grafen Rudolf von Kanitz, vermählt ist.

Dresden. — Fanny Lewald hat in ihrem Testamente ein Legat von 69,000 Mark ausgefetzt, dessen Zinsen zunächst entfernteren Verwandten, in Ermangelung von solchen aber hiesigen Bedürftigen, hauptsächlich weiblichen Geschlechtes, zu Gute kommen sollen. Der Magistrat hat sich für Annahme der Stiftung ausgesprochen, obwohl, wie hier, um nicht in weiteren Kreisen vergebliche Hoffnungen zu erwecken, ausdrücklich bemerkt wird, Verwandte der Erblasserin vorhanden sind.

Frankfurt a. M. — Am 6. September starb hier Fräulein Susanne Marie Behrends, die einstige Braut Nikolaus Venau's, im 78. Lebensjahre; sie erreichte also genau dasselbe Alter, in dem Sophie von Löwenthal, die im Leben des Dichters eine so verhängnisvolle Rolle gespielt, am 10. Mai d. J. zu Wien verschieden ist. Venau's erste Begegnung mit Marie Behrends erfolgte 1844 zu Baden-Baden. Berthold Auerbach berichtet darüber: Venau hatte Fräulein Behrends in Gesellschaft ihrer Tante und einer Freundin im „Englischen Hof“ in Baden-Baden zufällig kennen gelernt. Gleich bei der ersten Begegnung fühlte er sich mächtig zu ihr hingezogen und gewann auch ihre Zuneigung, ohne daß sie wußte, wer er war. Darauf legte der Dichter besonderen Werth. Er folgte ihr nach dem Bade Kippoldsau, wohin sich die Dame begeben hatte, ward dort um sie und erhielt ihr Jawort. Marie Behrends war, wie Auerbach sie beschreibt, „eine zarte Gestalt voll Anmuth, etwas Madonnenhaftes im Antlit, ihr Wesen sanft und ruhig“. Venau zahlte damals 42, seine Braut 33 Jahre. Bekanntlich wurde der Dichter schon einige Monate später im Hause seines Freundes, des Hofrathes Reimbold in Stuttgart, vom Wahnsinn ergriffen. Marie Behrends erfuhr, wie es heißt, die Erkrankung ihres Bräutigams aus einem Zeitungsblatte, gerade als sie im Begriffe stand, zu ihm zu reisen. Sie blieb unvermählt und verbrachte ihre Tage in tiefer Zurückgezogenheit. Die Frankfurter Zeitung, der wir diese Mittheilungen entnehmen, hat sich bemüht, an completester Stelle über die für alle Verehrer Venau's und für die literarische Welt so bedeutsame Frage Erläuterungen einzuziehen, ob Fräulein Behrends Briefe oder sonstige schriftliche Mittheilungen von Venau's Hand hinterlassen und welche Verfügungen sie eventuell darüber getroffen hat. Daß Briefe vorhanden sind, wird als sicher angenommen; welche Verwendung sie erfahren sollen, wird aber erst die Testaments-Eröffnung ergeben, die in den nächsten Tagen stattfindet.

Wien. — In jüngster Zeit ist das Testament der am 18. October 1888 verstorbenen Prinzessin Amelie von Baden, verwitweten Herzogin von Hamilton, verifizirt und genehmigt worden. Die Erblasserin ernannte ihren Vetter, den Fürsten Fürstenberg, zu ihrem Testaments-Vollstrecker. Als Universal-Erbin ist ihre Tochter Maria Viktoria Gräfin Hefstetics eingesetzt, welcher sie alle ihre Güter in Baden, der Schweiz und England vermachte; ferner eine Summe von 28,355 Pfund Sterling zu Händen des Prinzen Eduard von Sachsen-Weimar, und M. G. Gera 250,000 Mark, ihre Erbschaft von Braunschweig und 250,000 Francs aus dem Verkauf ihres Hauses in der Rue Saint-Dominique in Paris. In einem Codicill vermachte die Erblasserin das Gut von Maria-Holten im Kanton St. Gallen ihrem Enkel, dem Prinzen Ludwig von Monaco und eine große Anzahl von Gegenständen, mit Einschluß der Portraits des Kaisers Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie, von Winterhalter, dem Herzoge von Hamilton.

Redaktions-Post.

S. v. S. in Bern, — Fri. S. v. S. in D. bei W., — G. J. W. in G., — N. S., S. v. S., — Langjährige Abonnentin in Berlin, — S. N. in S., — Frau Clara S. in L., — und viele Andere. — Persönlichsten Dank für freundliche Mittheilungen, von denen wir mit Interesse Kenntniß genommen haben, wenn wir sie auch nicht mehr veröffentlichen konnten.

Neus, Wien. — Leider müssen wir bestens dankend ablehnen, da wir überreich versehen sind.

Herrn Dr. R. in W. — Dank für Ihre freundliche Bemerkung, die wir an dieser Stelle gern zum Abdruck bringen: „Paraffin ist nicht beides Petroleum, sondern ein fester, weiß durchscheinender, geschmack- und geruchloser Körper, ein fabrications-Product aus dem Beer der fälschlich-äthyrigen Braunkohle. Ihre sonstigen Angaben sind vollkommen richtig. Im hiesigen Bezirke sowohl, als auch in Halle a. S. wird vom Paraffin als Waschmittel bereits ein ausgebreiteter Gebrauch gemacht.“

Frau H. in W. — Gegen Motten giebt es kein anderes sicheres Mittel, als tüchtiges Ausklopfen der betreffenden Sachen. — Die Beantwortung Ihrer überaus Fragen wird durch die „Briefmarke“ erfolgen.

Herrn Regierungsrath S. A. in Bad G. a. S. — Wir bedauern Sie und Ihre eingeregneten Damen aufrichtig, trotzdem wir bei autem Vetter wohl schwerlich Ihren humoristischen Brief abhalten hätten. Aber in fröhlicher Gesellschaft, bei einem Glase Punch oder einer guten Pevole, läßt sich selbst anhaltendem Regenwetter noch eine heitere Seite abgeminnen. Daß Sie das verstehen und ein edles Getränk zu brauen wissen, bezeugen Ihre Zeilen und die uns tüchtig zur Verfügung gestellten Rezepte, die wir unseren Verehrern bei passender Gelegenheit gern mittheilen werden.

Frau H. in W. — Ueber das Verfahren, Zeichnungen und Kuttervorlagen ohne Hilfe von Pauspapier sofort auf Papier zu übertragen, werden Sie in einer der nächsten Nummern Aufschluß finden.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen; jährlich 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Kummern, mindestens 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Hest-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Hest (24 Hest) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Hest-Ausgabe auch alle Postanstalten.



Radschneid auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Durch die große Vorliebe für Schwarz kommt der Jet als belebendes Prinzip wieder zu Ehren, und zwar in mancherlei neuer Gestalt. Vieredig oder spitz geschliffene, mit Wächern versehene Steine dienen zum Sticken von Mustern auf Sammet oder bilden, auf Draht gereiht, den Randabschluss einer Dufftrenne. Zu den ähnlichen Libellen, Schmetterlingen und Aigretten, welche vielfach aus Tüll oder Chantilly-Spitzen aufsteigen, gefallen sich für den Querschmuck ganz kurze, von einem Sterne übertragte Diadem-Spangen, welche, namentlich zu blondem Haar, von entzückender Kleidsamkeit sind. S. 11.

— Den schönen römischen Schärpen des Sommers folgen neue aus schmiegsamer Körperseide in den prächtigsten Farben und verschiedensten Mustern. Sie messen, ohne die gewöhnlich 15 Cent. langen Franzen, 262 Cent., bei 38-40 Cent. Breite und lassen sich daher auch gelegentlich als Kopf-Schawl verwenden. Da giebt es auf schwarzem, weißem und buntem Grunde breite



und schmale Streifen in persischem und türkischem Geschmack, und andere mit naturalistischen Blumenranken auf einem vom Grunde absteichenden Farbton. Auch die Freundinnen der Carreuz finden reiche Auswahl in ganz besonders geschmackvoller, discreter Abtönung. S. 3.

— Aus den eleganten, en cas genannten Herbstmänteln, welche das ganze Kleid bedecken, haben sich dem gleichen Zwecke dienende, wintertliche Paletot-Kleider entwickelt. Dieselben werden aus farbigem Tuche mit gestepptem Seidenfutter gefertigt und ebenso wie jene mit Passementerie, daneben jedoch mit Pelzwerk ausgestattet; beides ist in Schwarz am beliebtesten. Die Form hält die Mitte zwischen Kleid und Paletot; einerseits eingereichten, mit Vortheil, Revers und Bausch-Kerbel ausgestatteten Taille schließt sich, bisweilen unter einem Gurt, der hinten eingereichte oder gefaltete, vorn glatte, in der Mitte offene Rock an, wobei beliebig Taschen-Patten mit in die Naht gefügt werden können. Wird dieses praktische Kleidungsstück durch ein passendes Hüthen und Haarflecht vervollständigt, so kann die vielbeschäftigte Hausfrau, da sie das Kleid nicht zu wechseln braucht, in wenig Minuten elegante Promenaden-Toilette machen. S. 3.

— Um das häufige Reißen der seidnen Corsetbänder zu vermeiden, ersetzt man dieselben neuerdings durch eine leinene Rundschür, welche, mit feinem Golddraht durchwebt, von größerer Haltbarkeit ist. S. 11.

— Noch steht der Herbst in vollem Flor, aber der Stoff-Fabrikant überlegt bereits, welche Farbentöne wohl im Gaslichte und welche im elektrischen Lichte der Hellfäule größere Wirkung erzielen, ob die auf seiner neuesten Musterkarte vertretene Failla, pean de soie und Armure, oder die brodirten Seidengewebe den Sieg davon tragen werden. Für die beschiedene Jugend plant er duftige Woll-Muffel mit Bouquets, Sträußchen à la Pompadour oder mit zierlichen Streifenmustern und großcarrierte irische Popeline. S. 3.

— In Betreff des Schleiers ist zu bemerken, daß der schwarze dominiert, obgleich man ihn auch vielfach in der Farbe des Dutes trägt. Bezüglich seiner Form muß der am unteren Rande eingezogene, unter dem Namen „muselière“ bekannte, als befeitigt betrachtet werden, dagegen ist der Schleier noch immer so breit, daß er das Kinn bedeckt. Ein schmales Languetten- und Ruschen-Rändchen begrenzt den unteren Rand; häufig setzt sich auch das Tupfenmuster als Plein fort. S. 3.

Paris. — Alles was mit der weiblichen Hand in Berührung kommt, strebt nach immer größerer Verfeinerung. Selbst die nützlichen Operngläser, Beuteln zeigen dieses Streben, indem sie sich gern mit Goldstickerei oder echten Spitzen schmücken. Eines der reizendsten Beuteln, welche wir sahen, — es gehörte zu der Aussteuer einer sehr reichen jungen Dame der vornehmen Welt, bestand aus lichtgrünem kurzgeschorenem Wusch und trug auf beiden Seiten Application von Argentan-Spitze. Bläuliche Seide mit einem Silbertone bildete den Spitzenbesetzten oberen Theil des Beutels. Das Opernglas zeigte eine graue Perlmutterchale mit Wappen und Einfassung aus Diamanten.



— Zwei Formen eleganter Brautsträuße ragen gegenwärtig um den ersten Preis. Beide sind sehr klein und die Blüten stark mit hellem Laube junger Flieder- und Orangentriebe untermischt. Leicht und luftig gebunden und von schönen Bandschleifen zusammengehalten, erfreut sich der eine, dargestellte, dieser Sträuße der entschiedensten Gunst der Pariserinnen, während der andere, etwas voller und mit kostbaren Spitzen garnirt, bei den Damen fremder Nationen größeren Beifall findet. S. de G.



Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung. Nr. 30. Buntstickerei auf Canवास. — Zur Ergänzung des Extra-

Blattes und seines erklärenden Textes geben wir umstehend die beiden, für die Buntstickerei auf Canवास angewendeten Füllungen in ihrer nach dem Material verschiedenen Ausführung. Von den Vorlagen zeigen wir die Sorte Nr. 1 als Ausstattung eines Stuhles. Wie ersichtlich, muß bei der Wiederholung des gegebenen Musterfahes die Stellung der Felder wechseln, sodas das schmale längliche Feld mit anstohendem Carreau einmal rechts und einmal links das breitere, oben und unten schmal abgetheilte Feld begrenzt.



Die Sorte wurde mit Woll-Satin unterlegt, der, wie die zur Stuhlbreite erforderlichen schmalen Plüschstreifen, mit der Farbe des Canवास-Grundes übereinstimmt, während in der Quastenorte die



Farben der Stickerei gemischt erscheinen. Zu dem dargestellten Deckchen wurde die eigenartige Sorte, Nr. 3, genommen, die hier zweimal in schräger Richtung laufend, durch einen Plüschstreifen



getrennt und durch zwei Plüsch-Ecken abgeschlossen wird. Letztere bedecken aus einem Stücke bestehenden Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Anzeigen.

solle solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollen. Können zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Heile oder deren Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 88 und in Wien I., Döbngasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Interaktions-Auftrag dauert.

Zu Brautkleidern!
Atlas, Merveilleux, Damast, Moirés in Weiss u. Crème. Schwarz u. farbige Seidenstoffe jeder Art. Seiden-Plüsch.
Billiger als in jedem Laden!
Muster mit Angabe des Gewinns frei.
Leopold Brasch, Seidenwarenfabrik,
Berlin C, Stralauerstr. 6/4.

Franz. Schweiz.
Institut La Villette b. Yverdon.
Dasselbe, gegründet 1863, bietet günstige Gelegenheit, die franz., englische, italienische Sprache, sowie Handelswissenschaften und sonstige Disciplinen gründlich zu erlernen. — Vortreffliche, gesunde und hübsche Lage. Familienleben! Sorgfältige Ueberwachung und Pflege der anvertrauten Jugend. — Behufs Erlangung von Prospectus und Referenzen beliebe man sich zu wenden an
Chs. Vodoz, Yverdon.

Für Kunstfreunde.
Der erste Jahrgang der „Kunstberichte über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin“ mit 40 Illustrationen und einer Miniaturgravüre nach Professor Knau's reizendem Bilde „Die Künstlerin und ihr Modell“ versehen, bietet in anregender Form zahlreiche interessante Beiträge zur Kenntnis und zum Verständnis des Kunstlebens der Gegenwart. Broschüre durch jede Buchhandlung oder durch die Photographische Gesellschaft in Berlin gegen Einsendung von 1 Mark 50 Pfennig in Postmarken zu beziehen.

Was wird aus unsern Töchtern?
Von Frau J. Kettler.
Preis 50 Pfg.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung. — Zweite Auflage. —
Sämtliches Material zum Spitzen-Stöppeln (Kissen etc.) empfiehlt
R. Popplitz, Schneberg i. S.

Kerbschnitzerei.

Untericht, Werkzeuge, Holzwaaren. Preisl. gr. d. Hr. Clara Roth, Berlin W., Potsdamerstr. 104.

Just Dammert!
im Stande alle deutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu.
Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Neuerlich erschienen: 1. Holz- u. Leder- u. Metallreparatur für Industrielle u. Hausfrauen. Preis M. 20, M. 25, M. 30.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illust., Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Bereichs in Berlin Weisbaden, Reingasse 1. Pensionat.
Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Vorleserin **Hel. S. Ritter.**

Otto Ruppis.
Deutsch u. deutsch-amerik. Leben in Amerika, gekammelte Erzählungen. Neue Ausgabe in 15 Leinwandb., geb. à 20. M. 1.—, nur 20. M. 5 u. 8 M. 1.25.
Verlag von **Th. Knauer, Leipzig.**

Taura Dreverhoff,
Zwickau i. S. und Bad Elster.
Annahme von Langweilen-Handarbeit und Monogramme-Stickerei.
Beste Empfehlungen stehen zu Diensten.

Prachtvolle Glasmalerei!
Diaphanie-Kunst-Fenster
Lieferung von fertigen Scheiben zum Einsetzen, sowie Fensterverleihen und Hängebildern jeder Größe ebenso Diaphanien nach Anleitung zur Selbstanfertigung. Reichhaltiger bunter Hauptkatalog gegen Einsendung von 2 Mark die bei Bestellung v. 20 M. an rückvergütet werden. Erste Häuser als Wiederverkäufer gesucht.
Katalogs-Auszug, Muster u. Preisliste gratis.
Grimme & Hempel, Leipzig.

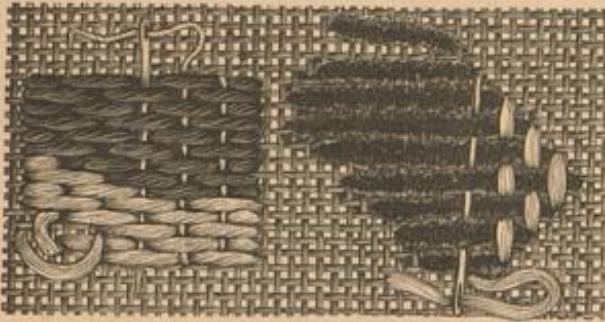
BARMENIT
Die med., chem.-veterinärische Commission der wissenschaftlichen und industriellen Ausstellung zu Parma (Italien) gelangte nach ihren eingehenden Conservierungsversuchen zu der Schlussfolgerung: „Dass Dr. C. Rager's Barmenit ein kräftiges Fäulnis verhinderndes Mittel ist und dass man dasselbe ohne Nachtheil verwenden kann.“
In besseren Geschäften käuflich. — Prospekte gratis u. franco.
Alleinige Fabrikanten:
A. Wassmuth & Co., Barmen, Rheinpreussen.

124. Otto Weber's Mode-Magazin
Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,
bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.
Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin
befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.
Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegen genommen.

Fritz Borstell's Lesezirkel
verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von besterliterarischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
Lager über 500,000 Bände.
Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Lesegesellschaften:
4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände
30 M. 40 M. 50 M. 75 M. 125 M. 200 M.
Wochzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Canovas-Bond bis zum Fadenende. Anstatt der Blüch-Einfassung kann man die gestickten Fäden, nachdem sie ein festes Futter erhalten, auch mit Seidenlize einfassen, sowie mit Quästen oder Pompons verzieren. Ganz originell wirkt dieselbe, mit



geringer Veränderung der Ausläufer, zu einer fortlaufenden Borte aneinander gefetzte Muster-Figur. Wird das Muster in gerader Canovas-Loge aufgezeichnet, so hält selbstredend auch die Füllung diese Richtung ein. An Stelle der Chemille kann auch das zu den Vorlagen Nr. 1 u. 2 angewendete Material: Wolle, Filofelle-Seide und Goldfäden dienen.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 17. Blumenstickerei. Moderne Arbeit. Die vorliegende Stickerei gehört mit zu den hervorragendsten Stücken der Sonder-Ausstellung, welche das Königliche Kunstgewerbe-Museum zum Beginn d. J. von den interessantesten Arbeiten des Fräulein Luch da Bois-Reymond veranstaltet hatte. Ein großer Theil dieser Arbeiten ist unseren Leserinnen durch das Extra-Blatt, Nr. 25, sowie durch mehrere andere, in dem technischen Theile unserer Zeitung veröffentlichte Vorlagen bereits bekannt. Es gereicht uns nun zur besonderen Freude, den Verehrerinnen dieser modernen Blumenstickerei hier-



von auch eine farbige, das Original naturgetreu wiedergebende Abbildung vorlegen zu können. Unsere Tafel bietet einen Theil der über beliebig große Flächen fortzuführenden Stickerei, die einem Rehnstuhle entnommen wurde (siehe die Nr. vom 20. October d. J.), während die nebenstehende Darstellung sie zu einer Schlammrolle angewendet zeigt. Das Muster stellt Blüten- und Knospenzweige der Winteraster (Chrysanthemum), die bei den

Japanern als glückbringendes Symbol gilt, dar. Bei der Ausführung ergibt starkgeprägter Satin de Gènes (siehe Bezugsquelle) den Grundstoff, getheilte Filofelle-Seide das Stützmaterial; die Blüten markiren sich im Platfisch, die Stiele und Blätter im Stielstich, welcher sich den jastigen Blätterformen geschickt anpassen läßt.

Bezugsquellen: Pelotat-Kleider: S. Rosenbal, W. Werderischer Markt 9-10. — Schürzen: R. Schröder, C. Bernalemer Str. 29. — Brautkränze: G. Schmidt, Friedrichstr. 177. — Baumstickereien auf Canovas: (Stuhl) D. Stappe, W. Verzijgerstr. 129. — (Rücken und Borte): E. Bräunig, W. Friedrichstr. 188. — (Satin de Gènes): S. Gerjon, W. Werderischer Markt 5.

Aus der Frauenwelt.

Brüffel. — An der hiesigen Universität widmen sich gegenwärtig einundzwanzig junge Mädchen dem Studium und sind als Studierende eingetragen. Davon studiren 7 Naturwissenschaften, 3 Heilkunde, 10 Pharmaceutik und 1 Philosophie. Dagegen hat der Beschluß der belgischen Gerichtshöfe, weibliche Personen nicht zur Ausübung der Advokatur zuzulassen, zur Folge gehabt, daß alle Studentinnen das Rechtsstudium aufgegeben haben.

Newport. — Mrs. Beecher Stowe, die berühmte Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“, lebt noch heute als alte, stumpfsinnige Mütterchen, in welchem Niemand die scharfsinnige, enthusiastische und starke Kämpferin wieder zu erkennen vermöchte, in Hartford-Connecticut. Seit einem Jahre hat sie ihre paradiesische Heimstätte Magnolia im sonnigen Florida aufgegeben, um den Rest ihres Daseins in der alten Heimath, in der Mitte ihrer Kinder und Anverwandten zu verleben. Die lichten Stunden der alten Dame haben fast gänzlich aufgehört. In ihrer trauigen Cottage, deren grüne Fensterläden nach den Häuptern der fernen Talcott-Berge hinübersehen, lebt Harriet Beecher-Stowe das Leben eines Kindes, eines weidherzigen, frommen Kindes, wie sie es einst zweifellos gewesen ist. Immerwährend, gleichviel ob draußen die Sommerhitze brennt oder weiße Kloden herniederwallen, fladert im Kamine ihres im zweiten Stockwerke belegenen, komfortablen Wohnzimmers ein lustiges Feuer, und vor demselben, in einem jener großen amerikanischen Schaukelstühle, sitzt Mrs. Harriet, — ein weißhaariges Mütterchen, dessen seidenes Gewand leise knistert und rauscht, so oft der Stuhl hin und wieder schwingt. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers liegt eine Anzahl Bücher „Uncle Tom's Cabin“, „Old Town Folks“ und andere Werke der Dichterin, die meisten derselben von häufigem Gebrauche abgegriffen. Auch in dem Schoße der Greisin ruht gewöhnlich eines jener Bücher, aber sie liest nicht, kann nicht mehr lesen, nicht mehr den Zusammenhang der Worte verstehen, die sie einst selber schuf und zündenden Flammen gleich in die Welt hinaus sandte; nur das Bewußtsein ist noch zurückgeblieben, daß jene Bücher ihrem Herzen theuer, wie ein Theil ihres Wesens, von dem Letzteren untrennbar seien. Deshalb liebt sie dieselben mit zitternden Händen, während sie mit leiser, fast schluchzender Stimme fromme Lieder singt: „Jesus Lover of my Soul“ und Sarah Adams' „Nearer, my God, to Thee!“ Dies ist ihre Stiefelgeschicklichkeit in den Morgenstunden, während sie am Nachmittag mit ihren fünf „Pets“, zwei Hündchen und drei Käthchen, spielt, oder Spaziergänge unternimmt. Die zahlreichen Besucher, Verehrer und Freunde aus alter Zeit erkennt sie nur selten; zuweilen nur erscheint ein schwaches Lächeln in den verwiterten Zügen, ein rasches Aufleuchten in den

grauen Augen, das die ganze Schönheit früherer Zeit auf einen Moment zurückruft, und dann beginnen die kraftlosen Gedanken auf's Neue die Leiter der Erinnerung auf- und abzurufen, ohne einen Ruhepunkt zu finden. Das körperliche Befinden der Dichterin ist, entgegengekehrt ihrem geistigen, ein recht günstiges und die Nachrichten von bedenklichen Verschlimmerungen ihres Zustandes wie sie hin und wieder in die Oeffentlichkeit dringen, sind bis zu Stunde ohne Begründung.

Redaktions-Post.

F. v. M. G. — Adalbert Reinhardt lebt als Schriftsteller in Hamburg, Schulstraße 9, Rothbaum.
G. v. S. in Berlin. — Besten Dank. — Über Sie verlangen doch etwas zu viel. — Freie Sie nicht böse ob dieser Offenherzigkeit! Um alle Ihre Fragen zu beantworten, würden wir mindestens zwei Bände unseres Raumes mit astronomischen Daten füllen müssen, die für die meisten unserer Leserinnen nur ein sehr geringes Interesse haben. Zudem haben Sie in Berlin die beste Gelegenheit, sich in interessanter und lehrreicher Weise über das Ihnen Wissenswerthe zu unterrichten; besuchen Sie doch die Kronia-Sternwarte. Dort erfahren Sie Alles, was wir Ihnen in unserem Bedauern nicht sagen können.
C. S. in Völsburg. — Frau Julie M., 1. S. in Tegernsee. — Herrn Lieutenant Julius J. in P., — und viele Andere. — Fortdauern aus Cigarrenbündchen werden von der Seidenweberin des Anton Herrmann in Augsburg angefertigt. Es gehören, wenn der Stängel 1 Meter 56 Cent. breit armirt wird, — es ist dies die gebräuchlichste Breite, — zu jedem Meter Höhe 1 1/4 Pfund Cigarrenbündchen, für deren Verarbeitung ein Loth von 7 Mark berechnet wird. Auf Wunsch liefert die Firma auch die Bündchen und zwar zum Preise von 5 Mark per Pfund. Werden andere Breiten gewünscht, so geben auch diese, natürlich zu entsprechend mehrerem Preise, innerhalb der Grenzen von 1 Meter bis zu 1 Meter 56 Cent. zur Verfügung.
Emma S. in S., — Lina L. in Berlin. — Gabriele v. L. in Weimar, — und Andere. — Mit großem Interesse gelesen. Wir kommen auf Ihre Anmerkungen in nächster Nummer zurück.
Abonnement auf dem Lande. — Am Rufer auf Steff zu übertragen, durchläßt man die Contouren der Zeichnung und legt die so gewonnene Schablone auf den Stoff. Ein mit Zuckerpulver gefülltes Meißeln-Beutchen wird nun leicht über die Schablone geführt, damit das Pulver durch die Löcher dringt, und diese dann vorsichtig entfernt. Die nun auf dem Stoffe sichtbaren Linien ritzt man mit einem in eine Lösung von Bleimehl und Gummi getauchten Pinsel nach.
Abonnement im Westen Berlin. — Unterricht in der Kunststickerei ertheilt Frau Elise Bender, Berlin SW, Hedemann-Strasse 6, und Fräulein C. Schlar, Berlin SW, Köthener Straße 20.
Frau v. S., geb. Gräfin M. in P. — Auf die von Ihnen empfohlene Verwendung der feinen Seidenfäden zu sogenannten Mosaik-Arbeiten haben wir schon so oft in unserer Arbeits-Kolumne hingewiesen, daß wir diese Art der Verwendung als bekannt voraussetzen zu dürfen glauben. Nichtsdestoweniger benutzen wir gern diese Gelegenheit, Frau v. S. in Völsburg und andere Verehrerinnen nochmals auf diese Ausübung der Nadelkunst aufmerksam zu machen. Wir wollen hoffen, daß Ihre freundliche Anregung, für die wir Ihnen unseren besten Dank sagen, auf fruchtbaren Boden fällt.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Vorlagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beiblätter, 12 große farbige Rodenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Vorlagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Rodenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstiftung
bei Chemnitz, in reizender Lage, Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekt mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Wollene und seidene Tricot-Stoffe und wollene Tricot-Tücher in Damen-, Herren- und Kinder-Kleidern, sowie zu allen Sport-Anzügen in den neuesten Farben und Stoffen verfertigt in Prima-Qualität zu billigen Preisen.
Verhand-Geschäft von Aug. Junfer, Leipzig, Weißstraße 76.
Stoffmuster unentgeltlich und portofrei. Aufträge von Nr. 20 an läßt ich franco aus.

Chemische Wasch-Anstalt
Reinigung jeder Art von unter-trenner
Färberei. Judelin
Herren- und Damen-Garderobe, Meubles und Toppichen, Gardinen, Decorationsstoffe, Hauswäsche, Gardinen-, Spitzen- und Handschuh-Wäsche.
Fabrik: CHARLOTTEBURG, Lütow 5. Fernsprech-Anschluss No. 2287. Aufträge von Ausserhalb werden prompt effectuirt.
Imprägnirungs-Anstalt für feuericheres Imprägniren von Theater-Gewebe, Holz-Coulissen u. s. w. Stoffe und Gardinen werden ebenfalls auf Wunsch wasserdicht imprägnirt.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER
(Glycerin and Curc).
Unentbehrlich für die Sommermonate, schützt gegen die schädlichen Einflüsse der heißen Sonnenstrahlen, des Windes, des harten Wassers etc. Das Präparat kühlt und erfrischt die Haut, selbst bei heißester Witterung, befeuchtet u. verhindert Sommersprossen, Gesichtsröthe, Entzündung, Sonnenbrand etc., glätt und macht die Haut ausserordentlich weich, glatt und weiss. Das Präparat ist als unübertroffenes Haut-Conservirungsmittel erprobt und sollte bei keiner auf die Schönheit ihres Körpers bedachten Dame fehlen.
Man hüte sich vor werthlosen Fälschungen; nur das Beetham'sche Mittel gewährt absoluten Erfolg. Alleinstige Fabrikanten:
M. Beetham & Son, Pharmacenten, Cheltenham, England.
General-Depot für Deutschland: **Richter, Technischer & Cie, Hamburg, Rathhausstrasse 13.**
Agent für Berlin: **Gustav Lohse, König. Hoflieferant, Berlin W, Jägerstrasse 46.**
J. Grolsch in Brünn für Oesterreich.

L. Weyl, älteste Fabrik von Badewannen, Badesüßeln etc. Wien, Wallfischgasse 8 und Berlin, Mauernstr. 11. Illustrierte Preisconrate gratis.

Neuestes Corset
System E. No. 700. — Gesetlich geschützt in Deutschland am 15. 2. 89.
Elegante, unübertroffene Form, macht schlank-Figur, durenhaft und fein gearbeitet, hochschön, ründ. Tadellos, angenehmes Tragen und Sitz garantiert. In allen Qualit. u. Farben zu all. Preis. z. hab. in jeder besser. Corsethandl. Engros-Export. Prospekt gratis u. franco.
Esenwein & Frank, Corsetfabrik, Stuttgart.

Das einzige allen Anforderungen entsprechende Haarfärbemittel ist der **Biel, Kupfer- und Silberfärbere** garantiert unschädliche **Haarfarbe-Erneuerer**
von F. L. Harnisch, Berlin W, Potsdamer Strasse 22.
Derselbe färbt das Haar von hellblond bis tief schwarz, ohne daß es möglich ist, dem Haar die künstliche Färbung anzusehen.
Flasche mit Gebrauchsanweisung Nr. 3.

Patent-Rollschutzwände,
höchst praktisch für Zimmer, Balcons, Veranden, Terrassen etc.; **Gartenpavillons** für Erwachsene und Kinder; **heißbare Zug-Salouisen, Rolläden** mit Draht-, Stahl- und Curt-Verbindungen, mit und ohne Selbsthalten; **Schattendecken** für Orangerien etc. Preislisten gratis.
Dauids & Co.
Berlin C. Hannover
Seibelstr. 4. Nordfischerreihe 25.
18 mal mit Lion, gold., silb. und Staatspreisen prämitrt.

Joh. Braun's Conservenfabrik
Pfeddersheim bei Worms
ist die beste Bezugsquelle in **sämmtlichen eingemachten Gemüsen und Früchten** für Familienbedarf.
Lieferant hoher u. höchster Herrschaften.
Versandt jeden Quantum während des ganzen Jahres, soweit Vorräthe reichen.
Preisconrate gratis und franco.

Salon-Flügel und Pianinos
empfeht die Fabrik von **B. Schleich, Berlin, Bedrenstr. 21.**

Sammet- und Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brantkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von **M. M. Catz in Crefeld.**

Mondamin Brown & Polson
alleinige Fabr.
Entöltes Maisproduct. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten, zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao vortreflich. Ueberall vorrätig.

Garantie-Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,**
also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen.
Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Foulard- und Rohseide-Stoffe, schwarze Sammete u. Peluche etc. zu billigsten Fabrikpreisen.
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Der Liebling der gesamten Damenwelt wird während des Winters voraussichtlich ein „Unicum“ genanntes Jacket werden, welches sich durch unsichtbar angebrachte Fäden und Leisten auf verschiedene Arten tragen läßt: nämlich ganz offen oder ganz geschlossen, nur oben oder nur unten geöffnet, mit schmal oder breit zurückgeschlagenen Vordertheilen. Eine darunter sichtbar getragene



Weste, — beliebig aus Pelz, Pelz-Imitation oder Stoff, — ist für sich bestehend mit seidener Rückentheile und Schnallgürt gefertigt, jedoch sie in

wärmeren Tagen auch fortbleiben kann. Die einfache Grundform des Jacketts, den hinten anschließenden, vorn losen, über einander greifenden Paletot, brachten wir bereits mit naturgroßem Schnittmuster in der technischen Nummer vom 1. October d. J. Je nach der Ausstattungs, die von Double mit Astrachan oder Strimmer-Imitation bis zu Plüsch und kostbaren Pelzarten aufsteigt, variiert der Preis des „Unicum“, dem Zeichnungen der verschiedenen Schlusarten beigegeben werden. Gegen Nachahmungen hat die Firma (siehe Bezugsquellen) ihre Erfindung durch Patent geschützt.

F. J.

— Wer das Originelle und Auffallende liebt, wird sich für den nachfolgend beschriebenen Abendmantel gewiß interessieren. Derselbe besteht aus hochrothem Tuche und schließt sich, leicht eingereicht, nebst zwei über einander fallenden Pelzerinnen, von denen die untere bedeutend länger als die obere ist, einer stark zugespitzten Passe aus schwarzem Sammet an. Als einzige Ausstattungs sind die Ränder der Pelzerinnen in kleine Fäden ausgeföhrt.

M. St.



— Eine Sonnenblume als Handspiegel, das klingt zwar seltsam, ist jedoch keine Zauberei. Zur Herstellung des originellen Spiegels bedarf man einer völlig reifen Sonnenblume, von welcher die gelben Blumenblätter sowie die ganze innere Mitte samt den Kernen entfernt werden, worauf die Blume einige Tage trocknen muß. Alsdann bronziert man sie nach dem bekannten Verfahren mit aufgelöster Bronze. In die Vertiefung der Mitte wird ein dem Raume genau entsprechendes, rundes Spiegeltchen mittelst Fischleim eingefügt und der Rand desselben durch starken, gleichfalls bronzierten



Bindsfaden oder goldgelbe Chenille gedekt. Den Stiel schmückt beliebig noch eine farbige Bandschleife.

E. F.

Paris. — Neben dem flachen, schauelförmigen Outraube haben wir auch die spitze, aufgebogene Krempe. Das bringt die heutige, vielgestaltige Mode so mit sich. Bemerkenswerth ist der Hut außerdem durch den Wechsel von Sammet und Faile. Der weiche, aber nicht faltige Kopf besteht aus Sammet, die Krempe ist dagegen mit Seide bezogen und nur mit Sammet eingeföhrt. Eine Sammetchleife,



von einer Schminadabel gehalten, bildet die ganze Garnitur.

Die eigenthümlichen Nuancen des Kastanienbraunen und Blondes, die so wunderbar gegen einander abstechen, finden wir neuerdings in den rauhen und glatten Tuchen wieder, aus denen man Kleider und ganze Kostüme zusammenstellt. Der rauhe Stoff zeigt gewöhnlich die dunkle, der glatte die helle Farbe. Schmale, noch hellere Soutache streift die Garniturtheile. An unserer Spitze ist der Rücken glatt und mit dem Rode in Eins geschnitten, während die Vordertheile von diesem gefondert und farger als die Weste sind. Besonders reizend erscheinen die neuen Nuancen in den Federn, welche die Toque garniren und mit den Stirnlöchern zu einem einzigen Gefröhnel zusammenfließen.

B. de G.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Liebhaberei unserer Zeit, alles Alte und Schöne, mit dem unsere Vorfahren sich und ihre Behausungen schmückten, wieder an das Licht des Tages zu ziehen und zu verwerthen, hat den Anstoß gegeben zu einer originellen Phantasie-Arbeit, auf die wir unsere Leserinnen heute aufmerksam machen wollen. Es ist dies die Bekleidung von allerlei kleinem Geräthe und Rippesachen mit den oft so prächtigen, farbenreichen Stoffresten, die uns aus der Rococo- und Empire-Zeit noch erhalten sind. Wer in der glücklichen Lage ist, von Groß- oder Großmutter einen Händel ererbt zu haben, dem können wir selbst für die kleinsten Resten Brocat oder Damast eine Verwendung an die Hand



geben. Aber auch den minder Glücklichen ist die Anfertigung solcher Arbeiten ermbaligt, da die Industrie sich dieser neuen Liebhaberei



Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Schwarzseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 11 Qual. Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. 75 kr. bis Frs. 6.80 od. M. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.
- Schwarzseidene Rippe (ganz Seide) — 15 Qual. Von Frs. 3.05 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.
- Schwarze Peau de sole (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.
- Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 5.35 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.65 bis Frs. 16.50 od. Mk. 13.20 od. fl. 8.25 per metre.
- Schwarze seidene Mascotte (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Schwarzseidene „Faile Française“ (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.35 od. Mk. 3.45 od. fl. 2.20 bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.
- Schwarzseidene Surahs (ganz Seide) — 9 Qual. Von Frs. 2.80 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.40 bis Frs. 11.65 od. Mk. 9.30 od. fl. 5.80 per metre.
- Schwarze glatte und gemusterte Seiden-Grenadines — 10 Qual. Von Frs. 2.— od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.
- Schwarze seidene Rhadamès (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.

- Schwarze Damaste (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.45 od. Mk. 2.75 od. fl. 1.70 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40.
- Schwarze halbseidene Atlasse — 9 Qual. Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 7.45 od. Mk. 5.95 od. fl. 3.70 per metre.
- Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 4.45 od. Mk. 3.35 od. fl. 2.20 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.25 od. Mk. 9.80 od. fl. 6.10 per metre.
- Schwarze seidene Moire Française — 9 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.30 od. fl. 6.45 per metre.
- Schwarze seidene Moire antique — 8 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Schwarze seidene Sicillienne 60 und 130 cm br. — 12 Qual. Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.80 od. fl. 3.65 bis Frs. 39.50 od. Mk. 31.60 od. fl. 19.75 per metre.
- Henneberg's „Monopol-Seide“ (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 6.15 od. Mk. 4.90 od. fl. 3.05 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per metre.

nur direct und nur echt, wann auf jedem metre eingedruckt ist:

G. HENNEBERG'S „MONOPOL“

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Wollene und seidene Tricot-Stoffe und wollene Tricot-Tuche zu Damen-, Herren- und Kinder-Kleidern, sowie zu allen Sport-Kasagen in den neuesten Farben und Dessins verfertigt in Prima-Qualität zu billigen Preisen. Verlags-Geschäft Aug. Juncker, Leipzig, Weststraße 76. Stoffmuster unbedeutend und portofrei. Aufträge von Nr. 20 an führe ich franco aus.

Meine geschätzte zahlreiche Kundenschaft im Leserkreise der Illustrierten Frauen-Zeitung erlaube ich, die jetzt fertig gestellten neuen Muster pro 1889/90 von **Strickwolle jeglicher Art** (diverse neue, weckmähige, nur von mir geschützte Specialitäten!) Rods und Dedens-Wollen, Korallengarn, Dachtgarn, Chenille u. s. w. u. s. w. zu verlangen. Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rhein.

Sammet- und Seidenstoffe jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Braunkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von **M. M. Catz in Crefeld.** Muster franco.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. **Gustav Fritzsche, Leipzig,** Königl. Hoflieferant. Illustr., Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schloppen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gensdarmenmarkt und den Colonnaden. Schnellige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Unter den interessanten russischen Stickereien verdienen die farbigen Durchbruch-Arbeiten auf weissem Leinen, sowohl wegen ihrer silbollen Muster, als auch wegen der bewundernswürdigen Sauberkeit ihrer Ausführung, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Die Serbirtisch, sowie größeren und kleineren Decken, die unsere Darstellungen veranschaulichen, beweisen nicht nur eine bedeutende Kunstfertigkeit der Nadel, sondern auch großen Schönheitsinn durch die geschmackvolle Art, wie der in Spitzenstick ausgeführte weiße Grundstoff zur Bereicherung der Sterne, Borten und Zadenabschlüsse benutzt wurde. Die Farben des Stidgarnes sind meist Blau und Roth, hier und dort auch Goldgelb hinzu, doch nur gerade so viel, um ein Licht wirkungsvoll aufzu-

sehen. Als besonders reizend sei die schmale Borte erwähnt, welche, von kreuzlich-Rändchen und Spitzen-Durchbruch eingefasst, die Serbirtisch-Decke schmückt. Der Preis der Arbeiten (siehe Bezugsquellen) ist ein verhältnismäßig geringer.



Abb. 5 bis 8 der Nr. vom 16. Juni d. J., lehrten,

Die großen, aus pliffirtem Papiere gefertigten Lampenschirme haben sich so lebhaften Beifalles zu erfreuen, daß ein gleichartiger Lichtschirm nicht minder günstige Aufnahme finden dürfte. Das zum Tragen des Schirmes und zum Schutze vor der Flamme dienende Weißblechdach des Gestelles verbindet Drahtstäbe mit einem Reifen, der wiederum durch Drahtstäbe mit der um das Licht befestigten Klammer in Verbindung steht. Die wir es gelegentlich der Darstellung des Lampenschirmes, hat man zwei auf einander gelegte Bogen Seidenpapier, von denen der obere roth, der untere grün ist, auf das Feinste zu falten und dann etwas vom oberen Rande entfernt durch einen Bindfaden einzuschneiden, den später übergelegtes rothes Seidenband verdeckt. Der untere breite Theil des Papiers bildet den Schirm, der obere den Kopf, welchen man ausdehnt und

wellenförmig ordnet, so daß das Ganze einer großen Blume gleicht.

— Viele geschäftige Hände rüsten bereits Gaben für das Christfest, die immer reicher und schöner ausfallen können seitdem die Industrie mit feinem Verständnisse dem Werke unserer Nadel helfend



und fördernd entgegenkommt. So giebt es jezt prächtige Stoffe für Vorhänge, Portieren, Stühle, Kissen etc., denen wenige, mit Seide, Chenille u. dergl. ausgeführte Stücke den Werth einer Handarbeit verleihen. Webereien, deren Muster durch einfaches Umranden in ihrer Wirkung wesentlich erhöht werden, u. a. m. Durchbruch-Streifen reihen sich, durch Stoff, Stickereien, Häfelarbeit oder Filet-Quipure verbunden, zu Gardinen, Stores und Bettdecken an einander. Nicht minder Schönes und Zweckmäßiges auf diesem Gebiete lieferte in jüngster Zeit die Firma F. W. Grünfeld aus Landeshut in Schlesien (Berlin, Leipziger Str. 25). Es sind dies Decken und Parade-Handtücher aus naturfarbenerm kräftigen Siebmacher-Leinen mit breiten, eingewebten Durchbruch-Streifen

Kontinuation auf der nächsten Seite.



Anzeigen

Falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden sie dem Preise von 1 Mark für die einseitige Annoncen-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 98 und zu Wien I, Dorotheergasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Interesses-Auftrag dauert.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstiftung

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diatetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Echtes Linoleum

(Kork-Teppich). Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von Julius Henel vorm. C. Fuchs, k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau. Qualitäts-Proben und Muster franco.

Weisse Seidenstoffe

ca. 130 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weiss seidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 1.45 oder Mk. 1.30 od. fl. 0.75 kr. bis Frs. 5.40 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.70 per mètre.
- Weiss seidene Ripse (ganz Seide) — 9 Qual. Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 13.65 od. Mk. 10.90 od. fl. 6.80 per mètre.
- Crème-weiss seidene Ripse (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.65 od. Mk. 8.50 od. fl. 5.30 per mètre.
- Weiss seidene Satins merveilleux (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Crème-weiss seidene Satins merveilleux (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Weiss seidene Surahs (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per mètre.
- Crème-weiss seidene Surahs (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per mètre.
- Weiss seidene Moire française — 7 Qual. Von Frs. 1.90 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per mètre.
- Crème-weiss seidene Moire française — 7 Qual. Von Frs. 1.90 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per mètre.

- Weiss seidene Moire antique — 8 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per mètre.
- Crème-weiss seidene Moire antique — 2 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — und Frs. 3.90 od. Mk. 3.10 od. fl. 1.95 per mètre.
- Weiss seidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per mètre.
- Weisse halbseidene Atlasse — 8 Qual. Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per mètre.
- Crème-weiss halbseidene Atlasse — 5 Qual. Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per mètre.
- Weisse Satins Duchesse (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 22.80 od. Mk. 19.25 od. fl. 11.40 per mètre.
- Crème-weisse Satins Duchesse (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per mètre.
- Weiss seidene Damaste (ganz Seide) — 7 Qual. Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per mètre.
- Crème-weiss seidene Damaste (ganz Seide) — 7 Qual. Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per mètre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

In unserer Pension finden junge Ausländerinnen u. deutsche junge Mädchen Aufnahme. Gelegenheit zur Fortbildung in Geschichte, Literatur, Kunstgeschichte, Zeichnen etc. Malen, frz. u. engl. Conversation u. Handarbeit. Besuch der Museen etc. Näheres durch Prospekte. Günstige Empfehlungen. P. u. M. Lange, Berlin W, Raackestraße 13.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Vereins in Berlin Westhafen, Raackstraße 1. Pensionat. Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Prospektisten Fr. H. Ridder. Holz-, Terracotta- u. Malerei-Artikel. Illustr. Preisliste. G. A. Noll, Halle a/S.

Kerbschnitzerei. Unterricht, Werkzeug, Holzwaaren. Preisl. gr. B. Fr. Clara Roth, Berlin W, Potsdamerstr. 104.

Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gouache-, Majolika-, Bronze-, Gobelin-, Sammet- und Chromo-Malerei. Staffeleien, Malleinwand, Pinsel, Firnisse etc. Neueste Malvorlagen auch zur leihweisen Benützung. Platin-Holzbrand-Apparate neuester, bedeutend verbesserter Konstruktion Gummi-Knetmasse zum Formen von Blumen etc. Kilo 7,50 M. Plastilina zum Modelliren. Nonaste Apparate zur schwedischen Kerbschnittarbeit mit Gebrauchsanweisung. Eingeringelte Kästen zur Lederschneiderei. Punktirapparate zum Aufzeichnen auf Stoff etc. Ganz neu: Sammet-Malerei mit besonders präparirten, unveränderlichen Farben. (Gesetzlich geschützt D. R. P.) Preis des Kastens mit vollständigem Zubehör und ausführlicher Anleitung 20 M. Milchglasplatten für Oel- u. Aquarell-Malerei. Kensingtonfedern. Tambourins zum Bemalen. Holz-, Terracotta- und Majolika-Gegenstände zum Bemalen in größter Auswahl. Gold-, Silber-, Kupfer- und Grünbronzelackwand für Ofenschirme (Paravents), Wandbilder, Mappen etc. Schreibmappen (Ludolfmappen) und andere Gegenstände in Gold- und Silber-Calligostoff zum Bemalen. Zeichenmaterialien. Reisszeuge in allen Preislagen. Zeichenvorlagen, Skizzenbücher, Pantographen zum Vergrößern und Verkleinern von Zeichnungen. Bleistiftkästen von Faber u. A. Lehrbücher für Malerei. Geeignete Lehrer und Lehrerinnen für alle Fächer der Kunstmalerei werden empfohlen. Ausführliche illustrierte Preislisten unentgeltlich. Elegante Luxuspapiere und billets de correspondance mit und ohne Vignetten.

Keltz & Meiners, Berlin W, Leipziger Strasse 10. an detail. en gros. Kunstmaterialien-Magazin.

Franz. Schweiz. Institut La Villette b. Yverdon. Dasselbe, gegründet 1863, bietet günstige Gelegenheit, die franz., englische, italienische Sprache, sowie Handelswissenschaften und sonstige Disciplinen gründlich zu erlernen. — Vortreffliche, gesunde und hübsche Lage. Familienlohn! Sorgfältige Ueberwachung und Pflege der anvertrauten Jugend. — Behufs Erlangung von Prospektus und Referenzen beliebe man sich zu wenden an Chs. Vodoz, Yverdon.

Salon-Flügel und Pianinos empfiehlt die Fabrik von B. Schleich, Berlin, Behrenstr. 21.

Laura Dreverhoff, Zwickau I. S. und Bad Elster. Annahme von Langzeit-Handarbeit und Monogram-Stickerei. Beste Empfehlungen stehen zu Diensten.

Neu! Aerztlich empfohlen! Imhoff's patentirte Patronen-Cigarrenspitze. Erzielt durch eine eingeregnete Rauchpatrone giftfreies, gelindestes Rauchen. Rechte Zeichnungen à 0,50 M., 0,75 M., 1 M., 1,20 M., 1,50 M. u. 2 M. gegen Nachnahme oder Briefmarken. Prospekte, Preislisten und Abbildungen gratis. Wiederverkäufer gel. W. Imhoff, Cassel, Hessen-Raßau.

Garantie-Seidenstoffe direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld, also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen. Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Foulard- und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete u. Peluche etc. zu billigsten Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Wollene und seidene Tricot-Stoffe und wollene Tricot-Tuche in Damen-, Herren- und Kinder- Kleidern, sowie zu allen Sport-Anzügen in den neuesten Farben und Dessins werden in Prima-Qualität zu billigen Preisen. Versand-Geschäft von Aug. Junfer, Leipzig, Weststraße 76. Stoffmuster unbedeutend und portofrei. Aufträge von Mk. 20 an läßt sich franco ans.

124. Otto Weber's Mode-Magazin Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schnellige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

und Hofstaum- oder Franzen-Abschluss, die zu ihrer Vollendung nur noch der farbigen Stickerei bedürfen. Dabei haben diese Gewebe einen Preis, wie man ihn sonst für den glatten Stoff zahlt.

Verlagsquellen: Federn mit russischen Stickereien: M. Busse, W. Leipziger Str. 42. — Feinstoffe, Federn, Bandstücker etc.: F. V. Schindler, Landebut in Schleien und Berlin W. Leipziger Str. 25. — Vorschirme und Gesetze: S. Damp, W. Markgrafstr. 50.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Der kaufmännische und gewerbliche Hilfsverein weiblicher Angestellter, über den wir bereits früher berichtet, eröffnet nunmehr seine Thätigkeit und wird sich hauptsächlich der Krankenpflege und dem Stellungsnachweis widmen. Die Mitglieder, welche in Berlin wohnen oder thätig sein müssen, gewinnen durch den vierteljährlichen Beitrag von Mk. 1,50 eine Reihe wesentlicher Vorteile. Sie erhalten in Krankheitsfällen durch die vom Vereine angestellten Ärzte vollständig unentgeltliche Behandlung in und außer dem Hause und in allen Berliner Apotheken kostenfreie Arzneien. Der Stellungsnachweis ist vollständig kostenlos; Nichtmitglieder können sich desselben gegen eine sehr geringe Entschädigung bedienen. Der Verein erteilt auch jeder Dame über alle auf den Erwerb bezüglichen Angelegenheiten unentgeltlich Auskunft. Um für die umfassenden Ziele des Vereins ausreichende Mittel zu gewinnen, ist die Einrichtung getroffen, Geschäfts-Inhaber, sowie andere Damen und Herren als außerordentliche Mitglieder aufzunehmen. Der Beitrag derselben ist auf mindestens 10 Mark jährlich oder 200 Mark einmalig festgesetzt worden. Den Aufsichtsrath bilden die Mitglieder des Berliner Lehrervereins, des Kaufmannvereins, des Vorstandes besteht zur Hälfte aus weiblichen Angestellten, zur anderen aus außerordentlichen Mitgliedern, darunter Frau Schepeler-Verte, Frau Schulzthaus u. A. Die Vereinräume befinden sich Grünstraße 21, Hof rechts 1 Tr. Die Mitgliederzahl überstieg Ende September dieses Jahres bereits 700.

Der von Frau General von Döring geleitete Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande hielt am einem der letzten Sonntage, Abends, im dicht gefüllten Dome sein Jahresfest ab, mit dem die vom Hofprediger Schröder vollzogene Abordnung der Missionarlehrerin Frä. Martha Katorp für Indien verbunden wurde.

Der Zubrang von Damen zum Turnlehrfach ist nie so groß gewesen, wie in diesem Jahre. In dem im nächsten Monat in der Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt beginnenden Kursus zur Ausbildung von Turnlehrerinnen kann kaum die Hälfte der Bewerberinnen einkerben werden. Es hat sich daher neben den hier bereits bestehenden zwei Privatskursen für diesen Winter, unter Leitung der Frau Klara Hefling noch ein dritter gebildet.

Dresden. — Bei Gelegenheit des jüngsten Aufenthaltes der deutschen Kaiserin in Dresden war von einem Schmuckstück die Rede, welches die Kaiserin trug und das allgemeine Bewunderung hervorrief. Das fürstliche Schmuckstück war jene Hutspinnelle Napoleons I., welche bei Waterloo mit dem Wagen und der gesamten Feld-Equipage Napoleons I. von einem preussischen Husaren-Regimente erbeutet worden war. Unter den im Wagen

befindlichen Kostbarkeiten befand sich auch die Hutspinnelle, welche der Franzosenkaiser bei seiner Krönung in Notre-Dame am 2. December 1804 getragen haben soll. Friedrich Wilhelm III. hat die Edelsteine abschätzen und den Werth dem Husaren-Regimente, deren Beute sie waren, auszahlen lassen. Dieses Kleinod besteht, wie die Berliner „Post“ mittheilt, in einer „Blague“ (Platte) von Brillanten, welche den Hutknopf darstellt, und zwei daran ablaufenden Schnüren, deren jede 16 „Chatons“ enthält, d. i. einzelne Brillanten. Das Ganze endet in einer Brillantschleife. Sämtliche Theile sind aus einander zu nehmen und einzeln zu tragen. Der Mittelpunkt ist ein großer, wunderschöner Brillant, ebenso der in der Schleife. Die Steine wurden von der Kaiserin Augusta nach dem Tode Kaiser Wilhelm's I. an den Kron-Trefor zurückgeliefert, mit dem großen Brillant-Collier, dem „Sancy“, den herrlichen Ohrgehängen von Brillanten, den Birnenperlen und den einzelnen großen Brillanten, die als Nadeln verwendet werden. Aus dem Schatze des königlichen Hauses ist in letzter Zeit für die Kaiserin Auguste Victoria ein großes, wunderbar schönes Brillant-Diadem hergestellt, ein wahrhaftes Kaiserin-Diadem.

Weimar. — Am 26. und 27. September fand in Weimar die erste General-Versammlung des „Deutschen Frauenvereins Reform“ statt, welcher die Zulassung des weiblichen Geschlechtes zum Universitäts-Studium anstrebt, und der namentlich auch für die Zulassung von Ärztinnen zur Behandlung kranker Frauen und Mädchen eintritt. Die erste Sitzung der General-Versammlung war geschäftlichen Mittheilungen und Verhandlungen gewidmet. In der zweiten wurde nach einem Vortrage über die gegen den Verein erhobenen Einwürfe, sowie über die Stellung des Vereins zu anderen deutschen Frauenvereinen eine Resolution gefaßt, welche der Ueberzeugung Ausdruck verlieh, daß es im Interesse einer ungeschmälerten Concentrirung aller Kräfte auf ein einziges, scharf umgrenztes Ziel notwendig sei, den von manchen Seiten vorgeschlagenen engeren Anschluß an einen anderen der existirenden Vereine abzulehnen und die volle Selbstständigkeit des Vereins aufrecht zu halten. Denn der „Deutsche Frauenverein Reform“ ist der einzige Frauenverein Deutschlands, der nicht nur von allen politischen oder kirchlichen Tendenzen irgend einer Richtung sich frei hält, sondern zugleich auch mit voller Klarheit die Berechtigung des weiblichen Geschlechtes zum wissenschaftlichen Studium proclamiert, ohne gleichzeitig irgend welche andere Bestrebungen zu verfolgen. In dieser Beschränkung auf ein einziges Ziel will der Verein nicht etwa eine Unterwürfung der Bedeutung der auf die Steigerung anderer Gebiete der weiblichen Erwerbsfähigkeit gerichteten Bestrebungen ausdrücken. Vielmehr bringt er denselben seine volle Sympathie entgegen, vertritt aber die Ueberzeugung, daß bei dem so rasch gewachsenen Umfang der Frauenfrage heute bereits eine Theilung der Arbeit geboten sei, und der einzelne Verein sich am besten auf ein einziges Ziel beschränke. Die dritte Sitzung wurde mit einem Vortrage über das höhere Töchter-Schulwesen, die Mädchen-Gymnasien und die Zulassung des weiblichen Geschlechtes zum Studiren in den außerdeutschen Cultur-Ländern eröffnet. Es wurde daran erinnert, daß jetzt, wo alle Cultur-Länder den Frauen in der Frage ihrer Bildungsfreiheit größere oder geringere Zugeständnisse zu machen beginnen, Deutschland sich mit — der Türkei in den Rufum theilt, dem weiblichen Geschlechte das Recht auf wissenschaftliche Bildung, wie die Universität sie verleiht, einfach zu verweigern. — Der Verein, der im Vorjahre an sämtliche deutsche Regierungen eine Petition richtete, beschloß, auch den Landtagen der deutschen Staaten und dem Reichstage die Bitte zu unterbreiten, dazu beitragen zu wollen, daß der deutschen Frau dasselbe Recht auf höhere wissenschaftliche Bildung zuerkannt werde.

das ihr in anderen Cultur-Staaten bereits thatsächlich gewährt worden ist. Es gelangten dann noch einige sehr zustimmende Aeußerungen verschiedener großer Zeitungen und namhafter Universitäts-Professoren zur Verlesung, worauf die General-Versammlung geschlossen wurde. Die nächste General-Versammlung findet im Herbst 1890 zu Dresden statt; Sitz des Vereins bleibt vorläufig Dresden.

Wien. — Zwei Töchter des österreichischen Ministerpräsidenten, die Comtesse Maria und Helene Taaffe, haben sich kürzlich vermählt, und zwar die erstere mit dem Grafen Maximilian Goudenhove, K. K. Statthalterei-Rath, am 21. September, und die Gräfin Helene mit dem Freiherrn Richard von Mattencloit, K. K. Kämmerer, am 24. September.

Redactions-Post.

Frau Apotheker N. in N. — Beständig der Mithen auf Balken-Möbeln möchten wir Ihnen raten, zunächst verabschieden ein Bild des betreffenden Möbels in ein anderes, trockenes und sanitäres Zimmer zu bringen und sich hier zu überlegen, ob die alte Plaque nachläßt. Kaiserin Elisabeth nach würde Ihnen der Möbelhändler nicht helfen können, wir glauben die Mithen durch eine feuchte Luft hervorgerufen, die der Entwicklung ihrer kleinen Insecten günstig ist. Versuchen Sie es mit Ränderungen, werten Sie — bei fest geschlossenen Thüren und Fenstern — auf glühende Holzleichen abwechselnd Schwefelsäure, Colocintinen und Infusorienpulver, halten Sie das Zimmer mehrere Stunden geschlossen, gewähren Sie dann aber der Luft freien Durchgang, und wiederholen Sie dies mehrmals. Ein Abreiben des Holzes mit einem in Petroleum angefeuchteten Lappen, des Plüsches mit einem in Benzol getränkt, wird auf kein; die Hauptausmerksamkeit, wenn Sie des Nebels Herr werden wollen, wird aber auf die Luft zu richten sein.

Colores in Bormo. — Sie haben sehr Recht, durch bunte Farben des kalten Eindruck einer blaueblauen Zimmer-Einrichtung zu vermeiden. An vollen Vorlagen für Portüren, Rissen und Decken fehlt es nicht, wir versehen Sie unter anderem auf die Nr. vom 1. October d. J.; Sie haben unter Nr. 18 ein schönes Rissen, unter Nr. 50 eine Tischdecke, die sich als als Portüre verwenden läßt, falls Ihnen die mit Nr. 53 beige gefärbte nicht zusagen sollte. Farbige Einrichtungsgegenstände sind auch für Bettdecken. Eine sehr reich wirkende, sehr zu arbeitende Federdecke mit Quaststickerei finden Sie in der Nr. vom 15. September mit Nr. 45 veranschaulicht; ein Ueberband mit farbiger Stickerei beachte Ihnen Nr. 54 der Nr. vom 19. Mai d. J. Auch für die verschiedensten Wand-Decorationen sind vielfache Anregungen gegeben.

Langjährige Abonnentin. — In Betreff der Okenbemalung möchten wir Sie auf den Artikel von G. Orff in Jahrgang X, Nr. 15 (1. August 1885) unterer Blätter aufmerksam. — Als Placirungs-Institut, durch welches gebildete, gewandte Damen Stellungen als Repetentinnen etc. erhalten, empfehlen wir Ihnen den Verein, Berlin SW, Königgräber Str. 90.

Langjährige Abonnentin in München. — Willen Sie sich einmal bei D. Sauerwald, Berlin W, Leipziger Str. 20.

Frau Vera N., geb. G. in B. — Bekanntes Formeln bezüglich der von Ihnen anagregten Fragen sind uns nicht bekannt. Es hängt das lediglich von der persönlichen Auffassung ab.

Marie v. R. in R. (Kasern). — Das bedauerliche können Sie durch Job. Hubner in Ungen in Ungen besorgen.

Baronin P., geb. Veronin B. in D. — Eine genauere Adresse als: „Paris“ vermögen wir Ihnen auch nicht anzugeben. Briefe bedürfen jedenfalls keiner näheren Bezeichnung. — Ihre übrigen Wünsche sollen sobald als möglich erledigt werden.

Ein Blumenfreund in Hermannstadt. — Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen bezüglich der Indereien. Ihre Mittheilung, daß die deutsche Blume in Ihrer Heimat so eifrig und mit so gutem Erfolge gezogen wird, hat uns sehr interessiert. Leider kam Ihr Brief schon etwas zu spät, jedoch wir von einer Veröffentlichung des Inhaltes absehen mußten. Vielleicht können wir im nächsten Jahre noch Einiges daraus mittheilen. Sollen wir nochmals bitten Dank.

Baroness H. P. in B. — Wir empfehlen Ihnen: Wagner, der seitlich abgedr. Tisch, Berlin, S. Meder's Verlag, Preis M. 3,50.

Langjährige Abonnentin, München. — Bedenken Sie sich, bitte, an die Verfassung des Vereins deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen, Präsidentin Jeanne Wittne in Berlin, Charlottenstr. 14.

Schwed. Kerbschnittapparate II u. 15 M. Keltz & Meiners, Berlin W. 41.
Fritz Borstell's Lesezirkel
verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C 2.
Größtes deutsches Bücher-Verlag-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
Lager über 500,000 Bände.
Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Lesegesellschaften:
4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände
30 M. 40 M. 50 M. 75 M. 125 M. 200 M.
Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Die gediegensten u. schönsten Jugend- und die besten Weihnachtsbücher
empfehlen Carl Flemming in Glogau.
Ausführliche illustrierte Kataloge u. Prospekte gratis u. franko zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. direkt von der Verlagsanstalt.
Glasen-Nachrichte, abgedruckt seit 1868, 6mal jährlich, über die neuesten Anstalten 1893 und Nürnberg 1892 für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung. — Ueberall vorrätig.

Patent-Rollschutzwände,
höchst praktisch für Zimmer, Balcon, Veranden, Terrassen etc.;
Gartenpavillons für Erwachsene und Kinder; schließbare Zug-Jalousien, Rollläden mit Trell-, Stab- und Gurt-Berandungen, mit und ohne Lichtpaten; Schattendecken für Orangerien etc. Preislisten gratis.
Berlin C. **Dauids & Co.** Hannover
Seidelstr. 4. 18 mal mit 1ten, gold., silb. und Staatspreisen prämiirt.

Mondamin Brown & Polson
alleinige Fabr. k. u. h. Hofl.
Entzöltes Maisproduct. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten, zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao vortreflich. Ueberall vorrätig.

Meine hochachtungsvolle, treue Stundsbahn im Verleiche der Illustrierten Frauen-Zeitung erlaube ich, die ich seit sechs Jahren ununterbrochen von 1883/84 von
Strickwolle jeglicher Art
(diverse neue nur von mir gefärbte Spezialitäten)
Kamelfaarwolle, Strauchwolle, Red- u. Deckwolle, Rosalengarn, Dachtgarn, Chemise etc. zu verlangen.
Paul Hoffmann, Ruhrort c. Rh.

Haarpagen
(Patentirte Haarklemme).
Neuer, höchst eleganter Damenfrisuren-Schmuck, aus absprengelem oder verschnittenem, kurzes Haar einfach und haltbar mit der Frisur zu verbinden. 1 Paar echte Schildkröt fl. 1,50 per Nachnahme oder Versendung des Betrages selbst 20 kr. für Porto.
Wiederverkäufern Rabatt.
A. STOCKINGER, Wien, I.,
Spiegelgasse 8.

Passendes Damengeschenk u. v. d. Abonnentinnen selber anschaffen/vererb
wird recht praktisch dazu eingerichtet, sämmtl. Nummern eines Jahrganges der Illust. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren, in der
Sammelkasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung
in Buchform hochlegant mit Goldprägung, dauerhaft und silb. eine Herde jedes Salons.
Gegen Einzahlung von M. 6,50 franco zu beziehen von M. Schildberger, Buchhandlung, Berlin W, Schillerstr. 3. Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

Costüm-Stickerei.
Einzeln Costüme, zu welchen wir der Stoff einzufügen ist, bestickte ich in 2-3 Tagen mit Seide, Gold od. Metallfäden in eleganten, moderner Weise. Haben ganz nach Wunsch, event. genau in Art u. Zeichnung der Abbildungen dieser Modezeitung.
Georg Rosenberg, Berlin C, Unterwasserstr. 9a, Fabrik mech. Stickereien.

Vorgezeichnete Decken,
Tafeltisch, Tischläufer, Paradehandtücher, Taschentücher
reinh. ca. 50 Ctm. □ per Dtz. 3-5 Mark.
Frottirtücher, Tischläufer etc.
empfehle außerordentlich billig. Auf Wunsch Anwesenheit. Damen für Wiederverkauf gesucht.
Emil Fritzsche in Zittau.

Gummi-Knetmasse. Kilo 7,50 M. Keltz & Meiners, Berlin W. 41.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.
Musterbücher für weibliche Handarbeit.
Großes Quartformat.
Muster altdeutscher Leinenstickerei.
Herausgegeben von der Redaction der Modenwelt.
Erste Sammlung. 8. Auflage.
Gesammelt von Julius Eeffing.
25 Tafeln mit 259 Mustern und 16 Seiten Text.
Zweite Sammlung. 7. Auflage.
Gesammelt von Julius Eeffing.
26 Tafeln mit 208 Mustern, 7 Anwendungen derselben, sowie 12 Seiten Text.
Dritte Sammlung. 4. Auflage.
Alphabete etc. und Anleitung zur Herstellung doppelseitiger Stickerei.
Gesammelt von der Redaction der Modenwelt.
27 Tafeln mit 27 Alphabeten etc. (145 Mustern, 26 Anwendungen der Muster), sowie 32 Seiten Text mit 74 erläuternden Abbildungen.
Vierte Sammlung.
Gesammelt von der Redaction der Modenwelt.
50 Tafeln mit 193 Mustern, sowie 20 Seiten Text mit 109 erläuternden Abbildungen.
Preis in Mappe je 5 Mark.
Pracht-Ausgabe auf starkem Kupferdruck-Papier in Mappe je 6 Mark.
Von der ersten Sammlung ist eine billige Ausgabe noch nicht erschienen.
Muster altitalienischer Leinenstickerei.
Gesammelt und herausgegeben von Frieda Eipperheide.
Erste Sammlung. 2. Auflage.
50 Tafeln mit 56 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 erläuternden Abbildungen.
Zweite Sammlung.
50 Tafeln mit 85 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 erläuternden Abbildungen.
Preis in Mappe je 6 Mark.

Die Mode

Randrund auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Jaden aus weichem, langflodigem Krimmergewebe — einer Imitation des kostbaren tibetischen Lammfelles — bilden die höchste Eleganz der winterlichen Promenade, selbstredend vervollständigt durch ein weißes Hüthen und einen Sammet-Ruff. Weniger stilvoll und vornehm, aber unendlich praktischer sind die modifarbenen, hellgrünen, hellblauen und zart rosafarbenen Jades, unter welchen die Jugend nur zu wählen hat.

— Noch nicht gar lange ist es her, da herrschte fast unumschränkt der schwarze Mantel und ließ nur wenige dunkle Farben neben sich aufkommen. Heute zeigt sich die umgekehrte Erscheinung.



Die Lust an dem Farbigen ist so groß, daß für die Confection nicht nur gedämpfte Mittelöne, sondern auch helle und ziemlich leuchtende Farben bevorzugt werden. Neben Ruffschwarz, Stahlblau, Roth, Eissel- und Koffbraun sieht man Kupfer- und Ruffschwarz, Papierblau, Weidengrün, Sandfarben und sogar ein dunkles Orange. Weiß gilt für sehr elegant und chic, ist aber in dem modernen Stoffen außerst empfindlich; sehr praktisch dagegen sind die großcarrierten rauhen Plaidstoffe. Ist der Mantel selbst von dunklem Stoffe, so zeigt er wenigstens einen lebhaft farbigen Auszug, wie z. B. die Vorlage zu nebenstehender Abbildung. Dieselbe veranschaulicht einen Mantel aus grünem Seidenplüsch, dessen Rücken und weite griechische Kermel grünliche Aufschläge (Schilfbänder), durch türkisch seidene Kurbel-Stiderei befestigt, verziert.

Eine Neuheit unter den Schmucknadeln sind Fliegen aus farbigen bemalten Marienglas, die ihren lebenden Vorbildern an Zartheit der Flügel und buntschillerndem Farbenreiz nichts nachgeben. Für das Haar wurden kleine, sehr wirkungsvolle Simiti-Meeblatt-Nadeln, sowie Reifen aus Silber und oxydirtem Metall gefertigt.

In dem Besitze vieler unserer Leserinnen befindet sich wohl ein sogenannter „spanischer Spitzenschawl“, der vor vielen anderen Toiletten-Gegenständen durch seine praktischen Vorzüge dem launischen Wechsel der Mode troht. Man muß nur verstehen, ihn in richtiger Weise zu verwenden. Nebenlebende Bildchen veranschaulichen die Mannigfaltigkeit seiner Verwerthung und geben zugleich Anregung zu neuen, reizvollen Arrangements. Daß der Spitzenschawl als Kopfhülle unendlich kleidsam ist, wissen die schönen gluthängigen Spanierinnen, die in der Kunst, ihn zu tragen uns weit überlegen sind. Nicht minder reizend wirkt er, durch einen blühenden Strauß zusammengehalten, als Fichu Marie Antoinette zur Drapirung eines spitzen Halsauschnittes. Und dann, wie originell ist das niederrartige Schärpen-Arrangement, das an Stelle des Gürtels die schlanken Hüften umschließt. Bildet er in dieser Weise einen Schmuck für die Jugend, so leistet er auch älteren Damen gefällige Dienste, indem man ihn entweder durch Schmucknadeln zu einem kleidamen Häubchen ordnet, oder beim Eintritte in Gesellschaft und Theater um die Schultern legt. Wir möchten daher den Spitzenschawl allen unseren freundlichen Leserinnen warm empfehlen und sie mahnen, diese anmuthige Pier der Jugend und des Alters nicht unbenuht ruhen zu lassen. S. 11.

— Welch' freisches Kindergezicht erschien nicht noch lieblicher in einem rothen Hute, und wie reizend sticht ein rothes Kleid oder Jäckchen von dem zarten Weiß der kleinen Glieder ab. In dieser Erkenntniß hat man denn die rothe Farbe zur herrschenden für die Kleinen gemacht. Unsere aus rothem Tuche hergestellte Neuheit schließt sich den modernen flachen Outformen an. Der weiche Kopf hängt über die vorn breite, durch Einlage gefestigte Krempe. Eine vierreihige Passementerie-Figur verziert den Kopfboden, während schwarze Atlasfäden die übrige Garnitur bilden.

— Neben den großen Carreau-Ruffern der Bänder und Stoffe tritt das Millefleurs-Gewebe der Rococo- und Empire-Zeit wieder in den Vordergrund. In ihren natürlichen zarten Farben sieht man Blumentranken und Zweige auf hellfarbigem Grunde und zwar nicht nur an Bändern und Schärpen, sondern gerade auch schwere Seidenstoffe zeigen diese reizende Ruffierung. S. 11.

— In Betreff der Hand-Toilette sind die Mäusen aus weichem, rosa oder blauem Musselin noch immer an der Tagesordnung. Sie bilden den Grundton zu allen möglichen reizenden Combinationen, zu denen ein älteres Gesellschafts-Kleid sich trefflich verwerthen läßt.

Wien. Die echte, mehr oder weniger kostbare Spitze steht eigentlich über der Mode, denn wer sie besitzt, trägt sie unbefümmert um allen Wechsel. Aber es giebt Zeiten, wo sie mehr im Vordergrund steht, wo Schnitt und Form des Kleides ihrer Verwendung günstiger sind als sonst. So bilden augenblicklich die glatten, nicht allzu faltigen Röde einen herrlichen Fond für Tablier- oder Einsatz-Arrangements aus Spitzen, wozu noch die Vorliebe kommt, den Ausschnitt der Taille und diese selbst wieder reicher mit herausfallenden Gefälten, fachu- oder berthen-artigen Puffen oder Epanettes auf dem Oberärmel zu garniren. Während man jedoch weiße Spitzen zumeist mit Weiß oder doch nur mit sehr zarten bunten Farben zusammenstellt, wählt man als Grund für schwarzes Spitzengewebe häufig einen leuchtend abstechenden Ton: Ponceau, Rausgelb oder eine der modernen, lebhaften, grünen Nuancen.

Paris. — Wie süß! hören wir unsere Leserinnen beim Anblicke der hübschen Taille ausrufen. Und nun denke man sich diese anmuthige Form in rosa Taille ausgeführt, zu einem Rock aus plüschtem wassergrünen Tüll, die Hügel-ärmel und die hinten leicht gefaltete Faltenberthe gleichfalls aus Tüll bestehend, während grüner, ausgechnittener Sammet oder auch Aquarvel-Malerei die Seitenverzierung bildet! Welches junge Mädchen bliebe bei dieser Vorstellung kalt! Aber auch die jungen Frauen dürfen sich mit dieser Taille schmücken, die man in den verschiedensten Farben, jedoch stets zu abstechendem Röde tragen wird.

— Unter den neuen Besätzen zeigen die schönen Chenille-Franzen einen hervorragend gediegenen Charakter.

Sie erscheinen meist in Begleitung übereinstimmender Boa's, die auf verschiedene Weise, als Collier, als Gürtel oder in Bretellen-Form getragen werden können. In dunklen Farben bringen sie stets eine sehr günstige Wirkung hervor, namentlich wenn sie mit der Haut in Berührung kommen, deren Weiße sie ungemein heben. Eine andere hübsche Neuheit ist mit Sammet gestupfter Tüll, den man über Seide ordnen und mit gleichfarbigem Sammet-Bretellen garniren wird. Noch sei erwähnt, daß allen Arten von Tüll in diesem Winter eine große Rolle zugetheilt ist.

Ohne Frage gereicht ein zierliches Chemiset nebst Manschetten jedem Anzuge zum Schmuck, selbst wenn Beides ganz einfach aus Linon mit Einsatz und Stiderei besteht. Unser Modell, welches sich zum offenen wie zum geschlossenen Kleide eignet, ist sehr leicht zu bügeln, da Kragen und Manschetten sich nach Belieben umschlagen lassen. Für junge Damen empfiehlt sich farbiger Linnon. Die Schleifen können durch Ketten verbundene Schmucknadeln ersetzen.

— Auch die Taschentücher haben, wie die Kleider und Mantel, ihre lang und spitz gezähnte Garnitur. An unserem Modell von echtem Batist besteht dieselbe aus ebenfalls echter, mit der Hand hergestellter Spitze; auch die Stiderei des zierlichen Börtchens und des Monogramms ist Nadelarbeit. — das Ganze würdig einer wahrhaft eleganten Frau, die ihre Taschentücher so theuer bezahlt wie ihre Hüte.

— Die bis in's Kleinste durchgeführte Harmonie der Gesellschafts-Toilette, welche sich bekanntlich auch auf die Unterkleider erstreckt, verlangt jetzt, daß auch das Hemd in einem gewissen Einklang mit der äußeren Erscheinung stehe. So wird man zu

einer schwarzen Sammet-Röde ein weißes, mit schwarzen Chenilly-Spitzen besetztes Batisthemd, zu einem rosa Kleide ein rosa Batisthemd etc. tragen, wobei die tief hinabgehende Garnitur des Halsauschnittes zugleich als Chemiset zu dienen hat. Einfach und hübsch ist



ein abfallender Stiderei-Volant, der durch eine schmale, den Augsaum erreichende Puffe



besetzt wird. Alle diese Hemden schließen auf der Ähse. Auch die Flanelhemden enthalten in ihrer neuesten, den Batisthemden nachgeahmten Nachart keineswegs der Zierlichkeit. Wie jene erhalten sie keine Brustfalten und eine leichte Schweißung der Seiten-Kant, wodurch sie die Schlantheit des Busens weniger beeinträchtigen. Unser Modell aus rosa Flanel ist mit blauen und gelben Plattfisch-Blümchen in Seide gefickt. Ein durch Schnürbücher geleitetes blaues Seidenband bewirkt den beliebig engeren oder weiteren Schluß. B. de G.

— Der Brauttag der Infantin Donna Blanca von Bourbon, der Braut des Erzherzogs Leopold Salvator, welcher kürzlich auf ausdrücklichen Wunsch der Infantin selbst der Befichtigung des Publicums zugänglich gemacht war, imponirte durch seine Reichhaltigkeit, seinen einfachen Stil und die Kostbarkeit der dazu verwendeten Stoffe und Materialien. Die Braut-Toilette aus elfenbeinweißen, groß gewaffertem Moiré antique zeigt ein glattes Devant, dessen untere Umrandung eine mit Martenzweigen durchzogene Puffentüsch aus Crêpe de Chine bildet. Die Taille ist in Verbindung mit der vierreihigen Schleppe polonaise-artig geschnitten und mit einem gekreuzten Crêpe de Chine-Fichu versehen, das mit Schärpen aus gleichem Stoffe abgeschlossen ist. Die Schärpen sind in Pompons zusammengefaßt und seitwärts geknüpft. Die Braut-Soirée-Toilette aus gold- und silberdurchwirktem rosa Brocat hat eine lange Schleppe, ein faltiges Devant aus gold- und silbergestickter Crême-Gaze und becolletirte Taille mit Berthen-Garnitur aus Gaze und Rosen. Eine nilgrüne, schleppenlose Röde ist aus gestickter Gaze auf einem Grundrode von Taille gebildet. Sie ist ganz im Genre des Empire gehalten und mit einer Saumgarnitur aus Band versehen. Die Taille hat Empire-Ausschnitt und kleine Puffenärmel aus Gaze, mit Bändern abgebunden. Diese Toilette ist ein Muster von Zartheit und Farbenharmonie. Eine Soirée-Röde aus kleidestimmtem Brocat, der auf rosafarbigem Grunde zwischen Längstreifen eingewebte Knospchen zeigt, ist mit Federfransen gepußt, ihr gesticktes Devant aus Gaze ist seitwärts ein wenig faltig gehoben und mit den sich leicht kräuselnden Federfransen umrandet. Die Taille ist im Genre „Alt-Wien“ gehalten. Die Reihe der praktischen Toiletten eröffnet eine englische Röde aus brauncarrirtem Himalaya-Stoff mit Jabot aus Crêpe de Chine und Devant aus brauner Taille; die Taille, in Verbindung mit den hinteren Trouffirungs-Falten, ist redingoteförmig geschnitten. Die Reise-Toilette aus carrirtem, grauem Cheviot hat ganz englische Façon, doppelreihigen Knopfschluß und ein Jäckchen, ebenfalls ganz glatt. Ferner eine Toilette aus tegelthofflanem Wolstoffe mit Pelicerin-Mantelet und Auszug aus gleichfarbigem mit gelben Tupfen durchwirktem Satin de Lyon; das Mantelet mit kurz herabhängenden, polnischen Kermeln. Ein Manteau aus schwarzem Seidensammet, mit weichem Atlas gefüttert und mit Jaïs-Garnituren verziert, schließt sich würdig der aus weichem Tuche gefertigten, mit Chenillen-Franzen umrandeten sortis de bal an, die ebenfalls Dolman-Form hat und abgeklebtes Seidenfutter zeigt. Erwähnenswerth ist noch ein Schlafrock aus hellblauem Kaschmir, mit Devant aus weißer Sicillienne und weichem, langem Peluche-Revers, und eine Matinée aus crême-farbigem Wolstoffe mit hellrosa plüschtem Seiden-Jabot.

Der „Ostas. A.“ erzählt: „Eines Abends, als die schöne Si, Tochter eines mächtigen Mandarinen, dem großen chinesischen Laternenfeste beizuwohnte, wurde sie derart von der Hitze belästigt, daß sie nicht umhin konnte, ihre Mäcke vom Gesicht zu nehmen. Dieses jedoch den Blicken der „profanen“ Menge preiszugeben, galt für einen Verstoß gegen das herrschende Gesetz. So hielt sie denn die Mäcke dicht vor ihr Antlitz und bewegte sie dabei hin und her, um sich Kühlung zu verschaffen. Die anderen anwesenden Damen bemerkten diese kühne, aber reizende Erfindung, ahnten sie nach und sofort fächelten zehntausend Hände mit zehntausend Mäcken. So ward der Fächer erfunden und nahm fortan die Stelle der Mäcke in China ein.“

— Die neueste Mode für Damenhüte in Paris knüpft an den Kupfertrach und an den Zusammenbruch des großen Secretan'schen Syndicats an und nennt das gangbarste Modell für die Winterzeit „Chapeau de Comptoir d'Escompte“, weil es ohne Deckel (sans fonds) construirt ist!

Verlagsquellen: Weiße Sammet-Jaden: F. Schröder, C. Jerusalem St. 29. — Abendmäntel: S. Rosenthal, W. Welter'scher Markt 9-10. — Schmucknadeln, Blusen: J. Reichels, W. Leipziger Str. 31. — Spitzen-Schawl: J. Eick, W. Jägerstr. 23. — Kinderhüte: F. Leuchtmann, W. Leipziger Str. 83. — Chemiset und Manschetten: M. Levin, C. Hauptwache-Platz 1.



Geschäftshaus der Firma F. V. Grünfeld zu Landeshut in Schlesien.

Rachdruck verboten.

Ein Gang durch eine schlesische Gebild-Weberei.

Worte: Der Ukranit hüt' und Gott in Osaaren, Nur reiner Klads giebt guten Fabren.

Auf einer Touristen-Fahrt durch das malerische Riesengebirge geschah es mir, daß ich in dem durch seine Leinen-Industrie bekannten Gebirgsstädtchen Landeshut festregnete. Mitmuthig sah ich in der Gaststube meines Hotels und überlegte, wie ich den langweiligen Regentag todtschlagen sollte. Sämmtliche Zeitungen und sogar die Annoncen, über die ich sonst immer flüchtig hinwegzweilen pflege, hatte ich mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit von Anfang bis zu Ende durastudirt, und eben war ich im Begriffe, mich mit einem resignirten Seufzer auch noch in die Mysterien der Courszettel und Ziehungslisten zu vertiefen, als mir durch Zufall ein kleines, elegant in rothes Leinen gebundenes Buch in die Hände fiel. „Das Leinen in der Cultur-Geschichte und im Haushalte, von F. V. Grünfeld“, so lautete der Titel. „Zimmer noch besser, wie Courszettel und Handelsberichte“, dachte ich und begann mich in die Lectüre des Buches zu vertiefen. Bald aber fesselte dieselbe mich so, daß ich beschloß, mich dem in Landeshut ansässigen Herrn Commissions-Rathe Grünfeld als schriftstellernder Colleague vorzustellen und ihn zu bitten, mir eine Besichtigung seiner Fabrik zu gestatten. Mit einem Regenschirme bewaffnet, trat ich auf die Straße und schlug den Weg nach der Fabrik ein.

Als ich das stattliche, im modernen Renaissance-Stile erbaute

Waarenhaus vor mir liegen sah, stiegen mir bezüglich des etwaigen Empfanges doch einige Zweifel auf, die sich noch vermehrten, als ich das prächtige, von korinthischen Säulen getragene Vestibül betrat. Allein die lebensgroße Statue unseres verewigten Kaisers Wilhelm und die echt deutschen Sinnprüche, welche der Besitzer dieses Palastes unter den schöngefügungen Wölbungen der Halle hatte anbringen lassen, und von denen einer als Motto am Kopfe dieses Artikels Platz gefunden hat, stöhnten mir unwillkürlich ein gewisses Vertrauen ein. So schickte ich denn meine Karte, auf der ich mit ein paar Worten den Zweck meines Besuches angedeutet hatte, durch einen Diener zu dem Chef des Hauses. Einige Minuten später wurde ich von diesem in dem an das Vestibül grenzenden Sprechzimmer empfangen. In liebenswürdigster Weise gestattete er mir nicht nur die Besichtigung des Geschäftes, sondern er war sogar so freundlich, selbst die Führung durch dasselbe zu übernehmen.

Das Etablissement macht von außen keineswegs den Eindruck eines Waarenhauses; man könnte es seines monumentalen Charakters und namentlich des ungemein vornehm wirkenden Vestibüles wegen, viel eher für ein Museum oder ein ähnliches öffentliches Gebäude halten. Dieser Eindruck fällt erst fort, wenn man das unmittelbar an das Sprechzimmer sich anschließende Haupt-Comptoir betritt. Dieser Raum, in welchem die inneren Angelegenheiten des Weltgeschäftes erlebigt werden, kann geradezu als ein Muster in seiner Art bezeichnet werden. Die Anlage desselben ist eine ungemein practische. Der Chef und die ihm am nächsten stehenden Vertrauenspersonen, mit denen er hier arbeitet, können theils direct, theils mit Hilfe von hinreichend angebrachten Stellspiegeln fast die ganzen, zu ebener Erde gelegenen Räume des Etablissements übersehen. Hier werden die zahllosen, täglich einlaufenden Briefe geöffnet, gelesen, mit den entsprechenden Bemerkungen versehen und alsdann weiter dirigirt, um ihren Umlauf durch das Geschäft, auf den ich später noch zurückkomme, anzutreten. Nach dem ersten Grundzuge jedes Geschäftes, daß Zeit Geld ist, beginnt schon hier die genaueste Eintheilung derselben. Wenn eine Post einläuft, stehen mehrere junge Leute bereit, die einzelnen Briefe zu öffnen und sie den leitenden Personen zu reichen, welche dieselben dann, nachdem sie von dem Inhalte Kenntniß genommen haben, mit den verschiedenen Bemerkungen und Zeichen versehen, mit denen die zahlreichen expedirenden Beamten und Gehülften natürlich genau vertraut sind. Bei der Vielseitigkeit der Wünsche, die aus einem über die ganze Welt verbreiteten Kundentriebe an die Firma herantreten, kann man sich leicht vorstellen, wie vielfach und complicirt diese Zeichen eigentlich sein müßten. Dennoch ist es dem Organisations-Talente des leitenden Chefs gelungen, dieselben auf ein Minimum zu reduciren, und das, was ich davon gesehen habe, verdient als eine Musterleistung scharfsinniger Combinationsgabe gerühmt zu werden. Natürlich bildet die Erledigung der Correspondenz nur einen geringen, allerdings aber sehr wichtigen Bruchtheil der hier zu bewältigenden Arbeiten.

Von dem Haupt-Comptoir fällt unser Blick zunächst in die unmittelbar daneben gelegenen mächtigen Verkaufsräume, die übrigens durch einen besonderen Zugang direct mit dem Vestibül in Verbindung stehen. Ein weiter, hoher Saal, der durch ein sogenanntes Sched-Dach ein volles, angenehm wirkendes Oberlicht erhält, ist durch schlank, eiserne Träger in fünf Reihenlager und einen Ausstellungsraum getrennt, in denen in haushohen Regalen die Schätze der schlesischen Leinen-Industrie aufgestapelt liegen. Hier findet eine Hausfrau Alles, was sie zur Vervollständigung ihres Wäschebestandes bedarf, in tausendfacher Auswahl, und für junge Damen, die erst Hausfrauen werden wollen,



Vestibül des Geschäftshauses in Landeshut.



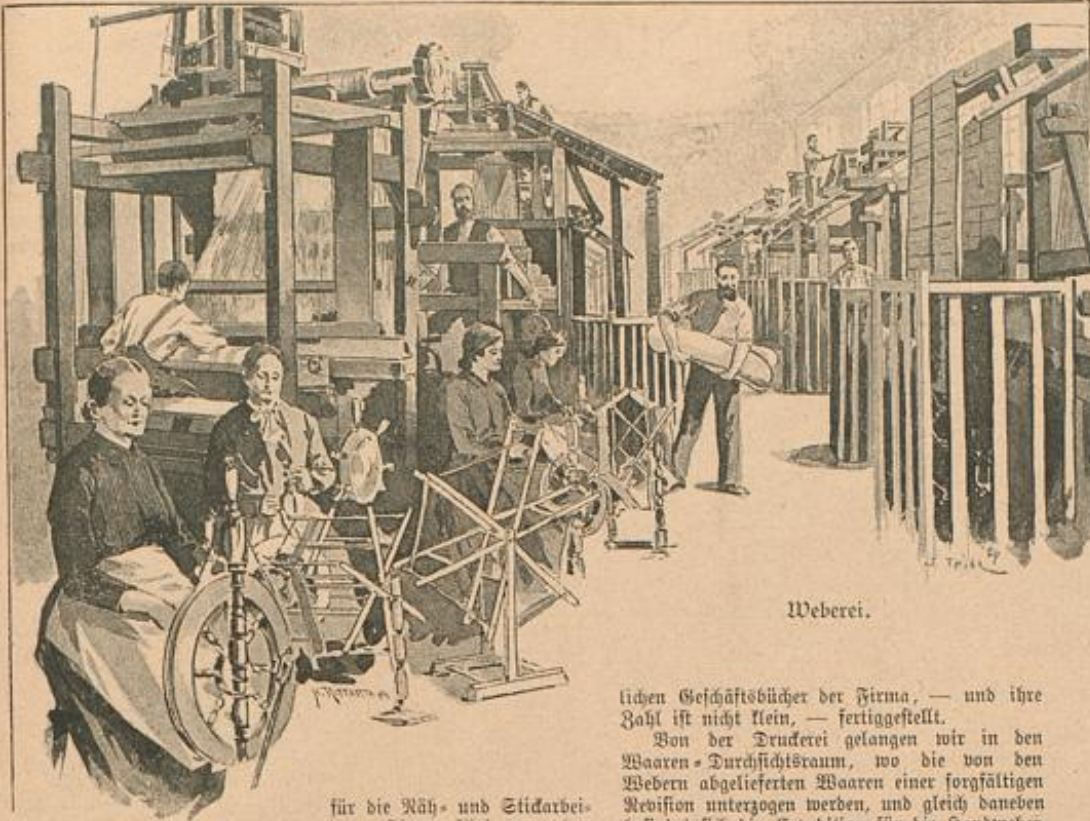
Garnausgabe.

liegen hier Aussteuererschätze bereit, daß auch die begehrtesten Bräute, und wären ihrer tausend an der Zahl, die riesigen Vorräthe kaum erschöpfen dürften.

Interessant ist es, wie hier die Kunden behandelt werden. Dieselben pflegen nämlich, ihrer eigenartigen Natur entsprechend, die Waaren meist schweigend entgegenzunehmen. Zu diesem Zwecke werden sie in sauberen weißen Weidenkörbchen von einem Lager zum anderen getragen und in jedem derselben wird ihnen das, was sie wünschen, schweigend in's Körbchen gelegt, worauf sie, nachdem alle ihre Wünsche erfüllt sind, nach dem Lager Nr. 1 zu dem Revisor wandern, der sich zum Schluß nochmals überzeugt, ob auch alle Wünsche, die ihnen an der Stirne geschrieben stehen, pünktlich erfüllt sind. Denn beschweren können sich die Armen nicht, weil sie ja Alle stumm sind, ja sogar taubstumm.

Die verehrte Leserin wird bereits errathen haben, daß es mit diesen Kunden eine besondere Bewandniß haben muß, und das ist in der That der Fall. Die meisten derselben sind nämlich Briefe, die von den in der ganzen Welt verstreuten Auftraggebern an die Firma gerichtet werden. Landeshut selbst ist ein kleiner Ort; die Kunden, welche persönlich zum Einkauf erscheinen können, bilden daher nur einen fast gar nicht in's Gewicht fallenden Bruchtheil der Gesamtheit. Die übergroße Mehrzahl derselben ertheilt ihre Aufträge schriftlich, und ihre Briefe werden in der oben beschriebenen Weise ebenso gewissenhaft und sorgfältig bedient, als ob sie persönlich erschienen wären.

Neben dem Ausstellungsraume, in dem die Parade-Erzeugnisse der Fabrik in sehr hübschen Arrangements zur Ansicht ausliegen, befindet sich noch die Abfertigungsstelle



Weberei.

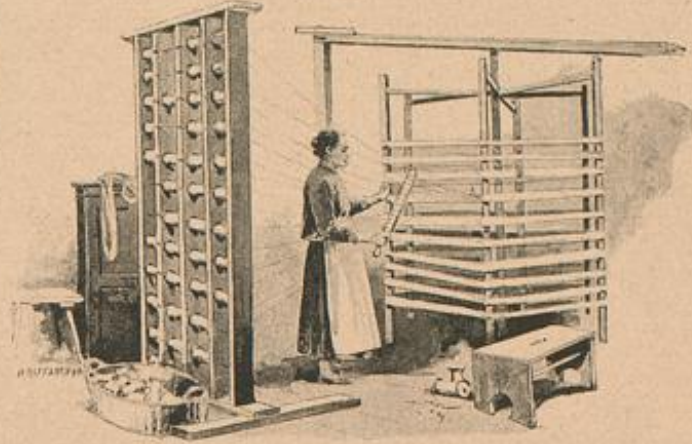
lichen Geschäftsbücher der Firma, — und ihre Zahl ist nicht klein, — fertiggestellt. Von der Druckerei gelangen wir in den Waaren-Durchsichtsaal, wo die von den Webern abgelieferten Waaren einer sorgfältigen Revision unterzogen werden, und gleich daneben befindet sich die Expedition für die Handweber. Hier werden die Waaren, welche die Revision bestanden haben, abgenommen und die Garne für die neu anzufertigenden Stücke ausgegeben. Wenden wir uns von hier aus nach rechts, so gelangen wir in die Färberei- und Appretur-Räume, die durch eine Treppe mit den im ersten Stocke gelegenen Dampf-Trockensälen verbunden sind, und von da aus nach dem Maschinenraume, wo in mächtigen Kesseln die für den gesammten Betrieb erforderliche Dampfkraft erzeugt wird. Rechts von dem Maschinenraume treten wir in

für die Näh- und Stidarbeiten. Hier erscheinen zu den bestimmten Zeiten die Arbeiterinnen, Frauen und Mädchen aus Landeshut und Umgebung, um die fertigen Arbeiten abzuliefern und neue in Empfang zu nehmen.

Es sei hier gleich vorweg erwähnt, daß nur ein geringer Theil der hergestellten Waaren in der Fabrik selbst erzeugt wird. Die weitaus größere Menge derselben wird außer dem Hause hergestellt. So kommt es, daß es fast kein Haus in Landeshut und der näheren Umgebung giebt, in dem nicht für die Firma gearbeitet wird. Aber auch meilenweit in der Umgegend giebt es noch zahlreiche Weber, die lediglich für die Fabrik arbeiten.

einen weiten Saal, in welchem etwa zweihundert Kinder beschäftigt sind, Muster aufzukleben und Etiketten zu schneiden. Es ist ein Vergnügen, die kleinen, fleißigen Kinderhändchen bei der Arbeit zu sehen. Die Knaben und Mädchen arbeiten mit Ablösung Vor- und Nachmittags je zwei Stunden. Da sie stets sauber gewaschen und gekämmt zur Arbeit antreten müssen, so werden sie gleich an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt und erwerben sich, abgesehen von dem klingenden Lohne, durch die mannigfaltige Beschäftigung gleichsam spielend eine sehr schätzenswerthe Handfertigkeit, die ihnen später, wenn sie ein Handwerk erlernen, oft sehr zu Statten kommt. Außerdem hat die Beschäftigung in der Fabrik auch noch den Vorzug, daß die Kinder an regelmäßige Arbeit gewöhnt werden und nicht den ganzen Tag ohne Aufsicht auf der Straße sich umhertreiben.

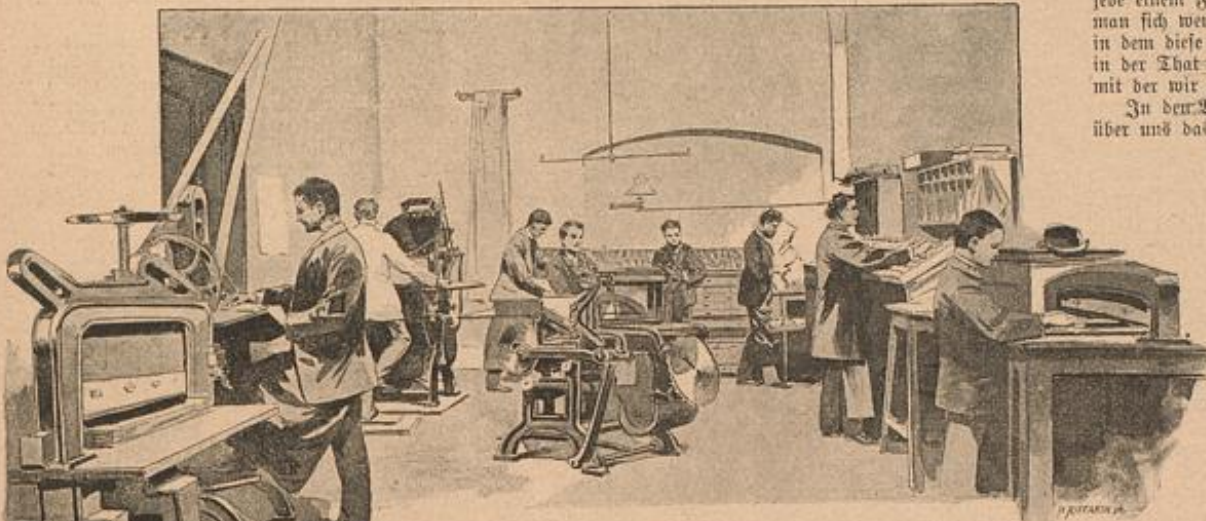
Ueber einen weiten, geräumigen Hof gelangen wir nunmehr zu den in dem anderen Flügel parterre und im ersten Stocke gelegenen Webesälen. Hier können wir ganz genau den langen und vielfach gewundenen Weg verfolgen, den die einfachen Leinenfäden durchlaufen müssen, ehe sie sich



Kettenscheer-Rahmen.

zu einer seidenglänzenden Serviette oder einem prächtigen, schneeweiß-weißen Tischtuche verschlingen haben. In dem einen Saale sind ältere Frauen beschäftigt, das Schußgarn zu spulen, während andere mittelst eines großen Scheer-Rahmens, wie unsere Abbildung es zeigt, den sogenannten Kettenaufzug herstellen, der dann von hier aus auf einen der hohen Webstühle wandert, die in einer langen Reihe von Sälen eine schier endlose Reihe bilden. Wenn man bedenkt, daß zu einem großen, reichen Muster oft bis zu zehntausend Musterarten erforderlich sind, von denen jede einem Faden den eigenen, genau einzuhaltenden Weg vorschreibt, dann wird man sich wenigstens ungefähr eine Vorstellung von dem Gewirre machen können, in dem diese Fäden auf dem Stuhle durch einander schnurren. Hier sieht man in der That den Wald vor Bäumen nicht, aber um so größer ist die Bewunderung, mit der wir dann das fertige Gebilde unter den Händen des Webers entstehen sehen.

In der Webesälen herrscht natürlich ein unaufhörliches Geklapper, dem gegenüber uns das Geräusch einer Mühle als ein gelindes Säuseln erscheinen würde. So interessant daher der Aufenthalt in denselben auch sein mag, ist man doch froh, wenn man sie endlich durchlaufen hat und in die hohen, lichten Zeichensäle eintritt, in denen die Muster und Gebilde von besonders dazu befähigten Zeichnern entworfen werden. Hier befindet sich gewissermaßen der geistige Theil, oder wenn der Vergleich gestattet ist, die Seele der Fabrik, die natürlich mit dem großen körperlichen Getriebe, welches wir soeben durchwandert haben, in innigster Verbindung steht. Nachdem der Zeichner das Muster eines Gebildes entworfen hat, wird es zunächst auf einen mit zahllosen kleinen Quadraten bedeckten Carton, die sogenannte Patrone, in vergrößertem Maßstabe übertragen. Nach dieser Patrone wird sodann für jeden einzelnen, zu dem Gebilde erforderlichen Faden eine etwa der Größe einer Lottoarte entsprechende Papparte hergestellt, die auf einer großen, außerordentlich feinreich konstruirten Maschine vielfach, aber für jeden Faden wieder in anderer Gestalt, durchlocht wird. Vermittelt dieser Löcher erhält der einzelne Faden den Weg angewiesen,



Buchdruckerei.

Der größere Theil der Lager kann, wie bereits erwähnt, von dem Haupt-Bureau aus übersehen werden. Die übrigen werden wieder

durch andere Bureau, auf die ich später noch zurückkomme, abgeschlossen, sodas sämmtliche Verkaufsräume stets unter Aufsicht stehen. Geradezu bewundernswürdig ist die Ordnung und Präcision, mit welcher in den Lagern gearbeitet wird. Selten nur hört man ein Wort, lautlos wandern die Körbchen mit den Aufträgen von Hand zu Hand, und jeder einzelne Angestellte des Hauses weiß genau, was er damit zu machen hat. Alles geht am Schnürchen. Es ist, als ob eine unsichtbare Hand die gesammte Thätigkeit des Personals lenkt und dirigirt. Der leitende Geist des Chefs, der mit bewundernswürdigen organisatorischen Scharfsinne diesen gerade durch seine Einfachheit großartigen Betrieb in's Leben gerufen hat, kommt nirgends deutlicher zum Ausdruck als hier, wo täglich Tausende der verschiedenartigsten Aufträge mit fast unfehlbarer Sicherheit erledigt werden. Ein Erfolg, der am besten durch die Thatsache illustriert wird, daß trotz der Unzulänglichkeit, welche brieflichen Aufträgen stets anhaften wird, Reclamationen zu den größten Seltenheiten gehören.

Von den Lagerräumen gelangen wir zunächst in die Druckerei und Buchbinderei, die ebenfalls wieder in einem großen Oberlicht-Saale untergebracht sind. Hier werden auf großen, theils durch Dampf, theils mit der Hand getriebenen Pressen neuester Construction die Drucksachen der Fabrik hergestellt. Etiketten, Preis-Courante, Rechnungs-Formulare und hundert andere, für einen großen Betrieb erforderliche Drucksachen fliegen in ununterbrochener Reihenfolge unter den klappenden, schnappenden, schnurrenden und furrrenden Maschinen hervor, um dann fabrikmäßig verpackt den verschiedenen Expeditionen überwiesen zu werden. Ebenso werden hier auch die sämmt-



Verkaufs- und Lager-Räume.

welchen er auf dem Webstuhl zu durchlaufen hat. So sah ich unter Anderem ein herrliches Gedeck in Arbeit, welches in der Mitte die denkwürdigen Worte unseres Reichstanzlers trug: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt.“

Von den Zeichensälen gelangen wir auf einer großen, monumentalen Freitreppe wieder in das Vestibül zurück und von hier aus durch die neben dem Central-Bureau gelegenen Räume, einem Sprechzimmer, dem Beratungszimmer und den Kassendäumen, nach dem Haupt-Comptoir für den äußeren Betrieb, wo die Expedition der Waaren besorgt wird. Um dem Leser einen Begriff von der Großartigkeit auch des äußeren Betriebes zu geben, in den mir hier ein Einblick gestattet wurde, möchte ich zunächst das Kunden-Register erwähnen. Dasselbe besteht aus achtzehn mächtigen Folianten, die von Anfang bis zu Ende mit den Namen der Kunden angefüllt sind. Die Käufer sind der besseren Uebersicht halber zunächst nach den einzelnen Ländern und innerhalb derselben wieder nach Städten und Ortschaften geordnet. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mich überzeugen, daß der Kundenkreis der Firma sich in der That über die ganze Welt erstreckt. Nicht nur alle europäischen Länder, sondern auch die anderen Welttheile sind in den Büchern vertreten. Aus Australien, Japan, China, kurz aus allen Winkeln der Erde waren Bestellungen eingegangen.

Die gesamte Betriebsführung basiert auf einem scharfsinnig organisirten Systeme, das neben möglichster Einfachheit eine fast absolute Gewißheit für die Vermeidung von Irrthümern in sich schließt. Jeder Brief, jede Bestellung durchläuft ihren bestimmten Weg, und wird, trotzdem sie durch viele Hände gehen muß, von Tag zu Tag erledigt. Jeder Beamte und Angestellte des Hauses hat als Glied des großen Mechanismus seine bestimmten Functionen, die er genau kennt und stets mit Sicherheit ausführen muß, da jede Mangelhaftigkeit in der Ausführung sofort den Betrieb in's Stocken legen und eine Klüdfolge herbeiführen würde. Ein Glied in der großen Kette controlirt immer das andere, und so wird jedem Einzelnen die Arbeit leicht und die Verantwortung gering.



Kasse.



Verfand-Bureau.

Die Firma hat außerdem ihre eigene Post-Expedition, so viel mir bekannt ist, wenigstens für diese Branche der einzige Fall im Gebiete der deutschen Reichs-Postverwaltung. Es ergibt sich hieraus schon von selbst, daß der Postverkehr der Firma ein außerordentlich reger sein muß. Und das ist er auch in der That. Mit jedem Zuge gehen zahlreiche Sendungen nach allen Richtungen der Windrose von Landesgut aus in die Welt, und jede Sendung führt dem Weltgeschäft neue Anerkennung, neues Vertrauen und neue Kunden zu. Ein Versand-Geschäft dieser Art kann selbstverständlich dauernd nur dann bestehen, wenn es auf der Basis unerschütterlichster Zuverlässigkeit und Solidität begründet ist. Die Begründung eines solchen Rufes ist an sich schon nicht leicht, doppelt schwer aber mußte sie werden, da sie von einem verhältnißmäßig kleinen und unbedeutenden Orte, wie Landesgut doch immerhin ist, unternommen wurde.

Daß ein so großes Geschäft für eine Stadt wie Landesgut auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht von Bedeutung ist, liegt auf der Hand. Der großartige Betrieb verlangt jährlich, jährlich Tausende von fleißigen Händen, die alle in der Arbeit für die Fabrik ihre lohnende Beschäftigung finden. Dabei ist der Betrieb ein derartiger, daß alle Altersklassen in demselben Verwendung finden. Wie die Kinder beim Stiften-Schneiden, so finden alte, gebrechliche Leute beim Spulen und bei sonstigen Verrichtungen eine leichte Arbeit, die sie davor bewahrt, ihren Angehörigen oder der Armenpflege zur Last zu fallen.

Im Herbst dieses Jahres hat die Firma auch in der deutschen Reichshauptstadt ein großes Waarenhaus eröffnet. In dem Prachtbau, Leipziger Straße 25, werden die Berliner Damen persönlich ihre Einkäufe besorgen können. Berlin bildet eine Welt für sich. Es zieht jährlich Hunderttausende von Fremden an, die solchergestalt ebenfalls Gelegenheit haben werden, ihren Bedarf bei der Firma zu decken, und man kann daher mit Sicherheit annehmen, daß die Erzeugnisse der Fabrik von hier aus wiederum weite Absatzgebiete erobern und immer größere Anerkennung finden werden.

Ein schönes Leinengewebe ist und bleibt nun doch einmal die Freude und der Stolz einer deutschen Hausfrau. In einem Vorworte zu der bereits am Eingange dieses Artikels erwähnten Broschüre hat der Besitzer der Fabrik diese Wahrheit in so an-

sprechender Form begründet, daß wir es uns nicht versagen können, seinen Ausführungen zum Schluß hier einen Platz einzuräumen:

„An die Sorgfalt der deutschen Frau für das Linnen,“ so schreibt Herr Grünfeld, „lehnen sich die schönsten unserer Märchen an. Jenes Dornröschen, das sich mit der Spindel sticht, und all' die vertönnelten Prinzessinnen, die am Rade sitzen und das Schiffchen werfen, bleiben die lieblichsten Gestalten unserer Kinderzeit. Lied und Sage haben sich vereint, die gottgelegnete Blau-Blume zu verherrlichen, deren Cultur seit uralten Zeiten mit Deutschlands Bedeutung verknüpft war, und hundert freundliche Erzählungen jener Tage, die der Volksmund „die gute alte Zeit“ nennt, überliefern den innigen Zusammenhang des Spinnrades mit dem deutschen Hause vom Vater auf den Sohn.“

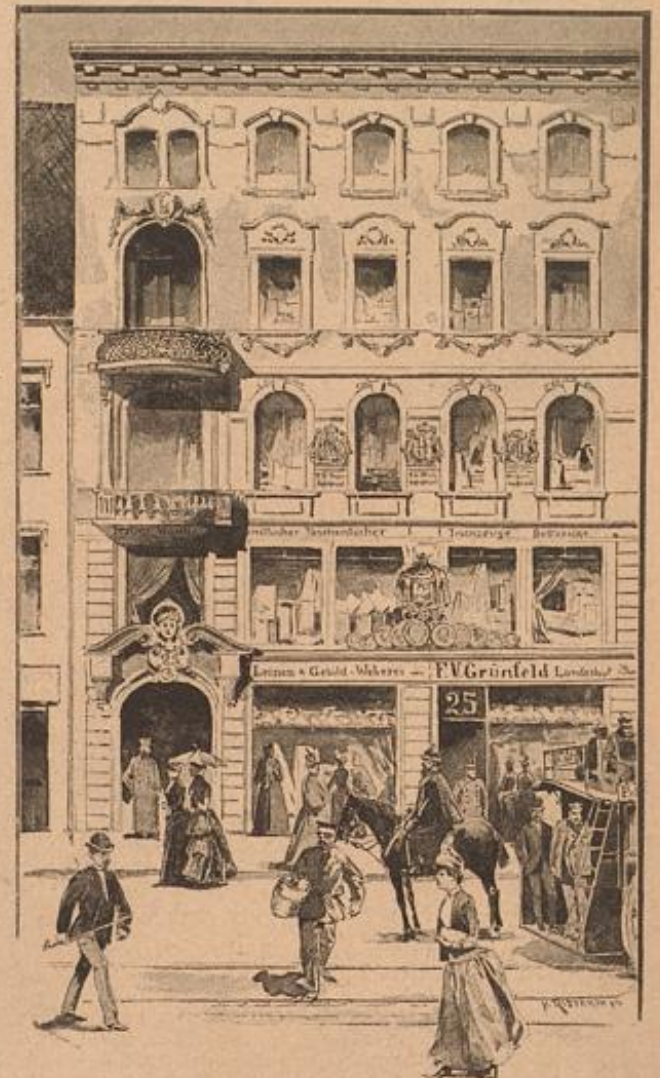
Heute zwar hat das überaus rasch und großartig entwickelte Maschinenwesen manchen bedenklichen Umschwung in dieser Beziehung zu Wege gebracht. Das Spinnrad ist aus der bürgerlichen Wohnstube verschwunden, und allein die Maschine noch liefert jene gleichmäßigen Fäden von solcher Feinheit, daß wir sie im Gewebe oft kaum zu unterscheiden vermögen. Auch die Weberei hat bei den vielfach vermehrten Bedürfnissen unserer Tage die Massenerzeugung durch mechanischen Betrieb in ihre Dienste gezogen, aber für Hunderte von Artikeln kann sie der Handarbeit nicht entbehren und Tausende von Webstühlen klappern noch heute wie vor alters in einzelnen Gegenden unseres großen Vaterlandes, welche die Pflege der Leinen-Industrie als ein bevorzugtes Erbtheil von den Vorfahren übernommen zu haben scheinen.

In all' diesem fortschreitenden Wechsel ist aber Eins stets gleich geblieben: die hervorragende Bedeutung des Leinens als Stoff für die menschliche Körperbekleidung, und weder die größten weltgeschichtlichen Umgestaltungen im Laufe der Jahrtausende, noch die angestrengtesten Bestrebungen anderer Bekleidungs-Industrien haben dieselbe jemals gänzlich zu unterdrücken vermocht.“

Der Erfolg hat gelehrt und lehrt noch täglich, daß der Verfasser dieser Ausführungen Recht hat. Von kleinen Anfängen hat er seine Firma im Laufe eines Vierteljahrhunderts auf eine Höhe gebracht, auf die er ursprünglich selbst wohl kaum gehofft haben kann. Seine

Verdienste um die schlesische Leinen-Industrie haben in dem Titel als königlicher Commissions-Rath ihre Würdigung auch an Allerhöchster Stelle gefunden. Daneben ist er Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und verschiedener anderer Höfe. Nicht sein geringster Ruhm aber ist es, daß hunderttausende von Kunden aus allen Theilen der Erde ihm, lebiglich auf den Ruf seiner Firma hin, im vollsten Vertrauen ihr Geld einsenden, um dann erst von ihm die Waaren zu empfangen, bei deren Auswahl sie einzig und allein auf seine Gewissenhaftigkeit angewiesen sind.

Allerdings hat der Chef der Firma diese Erfolge nicht allein errungen. Er gesteht selbst mit herzlicher Dankbarkeit zu, daß es ihm ohne die stille, treue Mitwirkung seiner Gemahlin nie möglich gewesen wäre, das hohe Ziel, welches er sich gestellt hatte, zu erreichen. Um so lieber aber werden ihn deshalb die Lesertinnen dieser Zeilen zu seinen Erfolgen beglückwünschen.



Berliner Geschäftshaus, Leipziger Straße 25.



Das Vorbild zur Brautschleppe Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Sophie von Preußen.

Die Kunststickerei hat sich in jüngster Zeit, anlässlich der Ausstattungen königlicher Prinzessinnen, hoher Protection zu erfreuen gehabt; es wird dies in allen Kreisen, welche die Entwicklung unserer Kunst-Industrie interessiert, umso dankbarer begrüßt werden, als diese Förderung der weiblichen Handarbeit einem seit langer Zeit etwas nebenfächlich behandelten Theile der vornehmen Frauenarbeit zugute kommt. Schon öfter ist davon die Rede gewesen, daß in der ganzen Art und Weise der Zeichnung und Technik unserer gestickten Schleppen eine Aenderung herbeigeführt werden müsse; die großen, schwerfälligen Formen, welche mit Hilfe aller möglichen Watterungen wohl ein genügend hohes Relief erhielten, aber vom künstlerischen Standpunkte aus in den seltensten Fällen allen Anforderungen genügten, fanden schon lange nicht mehr im Einklange mit Dem, was unsere Kunststickerei sonst zu leisten vermag.

Desto höher ist es anzuschlagen, wenn hier gerade der kaiserliche und königliche Hof, der berufenste Förderer aller kunstgewerblichen Bestrebungen, tonangebend einsetzt, um ein weites Gebiet der Kleinkunst neu zu beleben.

Der erste glückliche Schritt zur Aufbesserung derartiger Brautgewänder geschah bekanntlich auf Veranlassung Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Auguste Victoria; sie selbst ließ ihre Cour-Schleppe, entgegen dem früheren Gebrauche, von kunstgeübter Hand zeichnen und sticken; Gleiches geschah auf Anregung der Kaiserin bei der Brautschleppe und der Cour-Schleppe Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Leopold von Preußen.

Diesen drei Stücken schließt sich nun die im Auftrage Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich angeführte Brautschleppe Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Sophie von Preußen als würdiges Seitenstück an. Sie ist aus dem Atelier der Lehrerin am königlichen Kunstgewerbe-Museum, Fräulein Emma Seliger hervorgegangen; die Stickerei ist auf weissem Atlas in Silberschnur, Zahn und Gantille ausgeführt. Als Vorbild war eine im Besitze des Kunstgewerbe-Museums befindliche italienische Arbeit aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gewählt worden; eine wunderbolle Gold- und Silberstickerei auf rothem Sammet, an welcher die Kaiserin Friedrich schon als

Kronprinzessin große Freude fand. Die hohe Frau mochte wohl schon damals an eine derartige Verwendung dieses Musters gedacht haben, da Fräulein Seliger ohne vorherige Auswahl direct hiernach den Auftrag erhielt.

Und die Ausführung hat denn auch gezeigt, daß selten ein schöneres Vorbild für diesen Zweck gezeichnet wurde. In großer, vornehmer Linienführung entwickelt sich unten aus großen Akanthus-ranken, durch breite Kelche verbunden, ein an schrägen Ären halb-rund angelegtes, großes Flächenmuster aus spitz-ovalen Feldern, welche durch Blüthen, als Endigung der volutenartig geschwungenen Ranken, gefüllt werden. Alle Contouren sind in Silberschnur ausgeführt, die Innenflächen der einzelnen Blattüber schläge und Verzästelungen erhielten durch Gold-Gantille und -Schnur eine angenehme Unterbrechung.

So vorteilhaft wie im Originale konnte sich das Muster bei der Uebersetzung in Weiß auf Weiß allerdings nicht ausnehmen, trotzdem die Zeichnung für die größere Fläche von 3,75 : 1,50 Cent. von G. Zimmer sehr geschickt ungearbeitet war. Es ist als eine verständige Verbesserung der Verfertigerin zu bezeichnen, daß sie bei der Arbeit darauf kam, die Flächen in den Blatt-Überschneidungen durch aufgelegte überstichte Fäden nach Art einer Schattirung zu füllen; denn wo in einer Stickerei durch Farbe kein ordentlicher Ueberblick der Formen gewonnen werden kann, muß man dies durch Relief oder breiter angelegte Flächen zu erzielen suchen. Das ist bei einer Stickerei für eine Schleppe um so notwendiger, als sie durch Pracht und Leppigkeit unser Auge in weiter Entfernung fesseln muß. Nach dieser Richtung hin wäre der in Rede stehenden vortrefflichen Arbeit von Fräulein Seliger Manches hinzuzufügen gewesen. Eins aber ist diesen neuen Meisterwerke bei-

mischer Kunststickerei eigen und beschafft ihm unter den leichten derartigen Brautkleidern eine Ausnahmestellung; die Stickerei zieht sich über die ganze Fläche der Schleppe hin, während es sonst nur üblich war, die Verzierung derselben durch eine breite, gestickte Borte zu betonen.

Es ginge über den Rahmen dieser Besprechung hinaus, hieran Vergleiche mit den anderen in jüngster Zeit gefertigten Schleppen zu ziehen; nur der eine Wunsch drängt sich uns bei der Betrachtung des alten, herrlichen Originales auf, daß diese Art und Weise, die Festgewänder unserer vornehmen Frauen in Anlehnung alter Vorbilder zu besticken, weiterhin Nachahmung finden möchte, damit es unserer heimischen Kunststickerei nicht an Aufgaben fehle, sich der hohen Protection würdig zu zeigen, welche sie genießt.

Max Heiden.



Rahmrand auch im Einzelnen verbeten.

Berlin. — Von den Modifarben können wir berichten, daß sich bei uns das Grün in allen seinen Spielarten noch immer herrschend erhält, trotz Paris und der Abneigung der Pariserin gegen diesen ihrem Keint im Ganzen wenig zugewandten Ton. Neben all' den kräftigen, in's Gelbe fallenden Nuancen tritt Blaugrün in den Vordergrund, in seinen verschiedenen Schattirungen mit Kava, Moscovite, Siberien und Russe bezeichnet; Palmier und Moos kennzeichnen ein helles und mittleres Graugrün und Autonne ein stark in's Braun der fallenden Blätter gehendes Grün.

Tabac, Marron und Coutre nennt sich die Scala der dunkelbraunen, Argent, Galvano und Goura die der grauen Töne; Giffel endlich bezeichnet das helle Koffbraun des Pariser Wunderthumes. Gelb nennt sich ein blaßes Blau, Sage und Bieng bleu gelten zwei fahlblauen Tönen; Orient bedeutet ein kräftiges helles Saphir ein ausgesprochenes Mittelblau. Ebenier ist ein schönes, helles Goldgelb, Camelia und Bieng rouge ein dem früheren Traife verwandtes helles und dunkles Blau-rot, Venus, Corail und Jbis

Fortsetzung auf der nächsten Seite.



Anzeigen.

Falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Reinschrift-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W. Postdamer Straße 38 und in Wien I, Dberstgasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Kunstberichte

über den Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin. In ansehnlicher Form von berufenen Feder geschrieben, weisen dieselben zahlreiche, mit vielen Illustrationen versehene interessante Beiträge zur Kenntnis und zum Verständnis des Kunstlebens der Gegenwart. Jährlich 8 Nummern, welche gegen Einsendung von 1 Mark in Postmarken regelmäßig und franco zugestellt werden. Inhalt von No. 1 des II. Jahrganges: Ludwig Knaus (zum 60sten Geburtstag des Künstlers); Einzelnummer 20 Pfennig.

Taura Dreverhoff,
Zwickau i. S. und Bad Elster.
Annahme von Languetten-Handarbeit und Monogrammschneiderei.
Beste Empfehlungen stehen zu Diensten.

20
ausgewählte Salonstücke und Lieder
bietet der im 3. Jahrgang erscheinende
Musikalische Hausfreund
für vierteljährlich 1 Mk.
— Probenummern gratis und franco.
— Leipzig. C. A. Koch's Verlag.

Jede Dammerei! im Stande alle deutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeughäuten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für industrielle u. Dilletanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grai.

Franz. Schweiz.
Institut La Villette b. Yverdon.
Dasselbe, gegründet 1863, bietet günstige Gelegenheit, die franz., englische, italienische Sprache, sowie Handelswissenschaften und sonstige Disciplinen gründlich zu erlernen. — Vortreffliche, gesunde und hübsche Lago-Familienleben! Sorgfältige Ueberwachung und Pflege der anvertrauten Jugend. — Behufs Erlangung von Prospektus und Referenzen beliebe man sich zu wenden an
Chs. Vodoz, Yverdon.

Schon jetzt verlanget man mit Postkarte von H. Ad. Richter & Co. in Rudolstadt (Thüringen), Alten-Wien-Kottenberg, Pöndorf E.C. oder New-York, 310 Broadway, das reich illustrierte Buch:
„Des Kindes liebtes Spiel.“
Die Jugendzeit des farbenprächtigsten, zahlreichen Gutachten angegebener Gelehrten enthaltende Buch erselget franko.
Jede Mutter sollte es lesen!

Die gediegensten u. schönsten **Jugend** und die beliebtesten **Wochenblätter**
empfehlen Carl Flemming in Glogau. Ausführl. illustrierte Kataloge u. Prospekte gratis u. franko zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. direkt von der Verlagsanstalt.
Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände
nach dem Muster des Vette-Vereins in Berlin Westhafen, Rengasse 1.
Pensionat.
Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Vorsteherin **fr. S. Ritter.**

Unterrichtsbriefe
Methode Toussaint-Langenscheidt.
Ränisch 10 u. Portug. 10 u.
Holländ. 10 u. Russisch 10 u.
Italien. 10 u. Schwed. 10 u.
Griech. 10 u. Spanisch 10 u.
Latein. 10 u. Ungar. 10 u.
Einzeln Briefe 50 Pf.
Prospekte gratis.
E. L. Morgenslern Nachf., Leipzig.

Woll-Damenkleider- u. Mäntelstoffe versendet in jeder Meterzahl direct an Private. 25% billiger als im Ladenverkauf.
Robert Elsner, Fabrik-Riedelage, Weißer Hirsch bei Dresden. Muster frei.

Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gouache-, Majolika-, Bronze-, Gobelins-, Sammet- und Chromo-Malerei, Staffeleien, Malleinwand, Pinsel, Firnisse etc. Neueste Malvorlagen auch zur lehrweisen Benutzung. Platin-Holzbrand-Apparate neuester, bedeutend verbesserter Konstruktion Gummi-Knetmasse zum Formen von Blüthen etc. Kilo 7,50 M. Plastilin zum Modelliren. Neueste Apparate zur schwedischen Kerbschnittarbeit mit Gebrauchsanweisung Eingerichtete Kästen zur Lederschneiderei. Punktirapparate zum Aufzeichnen auf Stoff etc.
Ganz neu: Sammet-Malerei mit besonders präparirten, unveränderlichen Farben. (Gesetzlich geschützt D. R. P.) Preis des Kastens mit vollständigem Zubehör und ausführlicher Anleitung 20 M. Milchglasplatten für Oel- u. Aquarell-Malerei. Kensington Federn. Tambourins zum Bemalen.
**Holz-, Terrakotta- und Majolika-Gegenstände zum Bemalen in grösster Auswahl. Gold-, Silber-, Kupfer- und Grünbronze-Leinwand für Offenschirme (Paravents), Wandteller, Mappen etc. Schreibmappen (Ludolfmappen) und andere Gegenstände in Gold- und Silber-Calligostoff zum Bemalen. Zeichenmaterialien. Reisszeuge in allen Preislagen. Zeichenvorlagen. Skizzenbücher, Pantographen zum Vergrössern und Verkleinern von Zeichnungen. Bleistiftkästen von Faber u. A. Lehrbücher für Malerinnen. Geognote Lehrer und Lehrerinnen für alle Fächer der Kunstmalerei worden empfohlen. Ausführliche illustrierte Preislisten unentgeltlich.
Elegante Luxuspapiere und billets de correspondance mit und ohne Vignetten.**

Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10.
en gros. **Kunstmaterialien-Magazin.** en detail.

124. Otto Weber's Mode-Magazin
Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,
bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.
Grosses Lager in farbigen Costümen, Reithleider nach bestem Schnitt
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

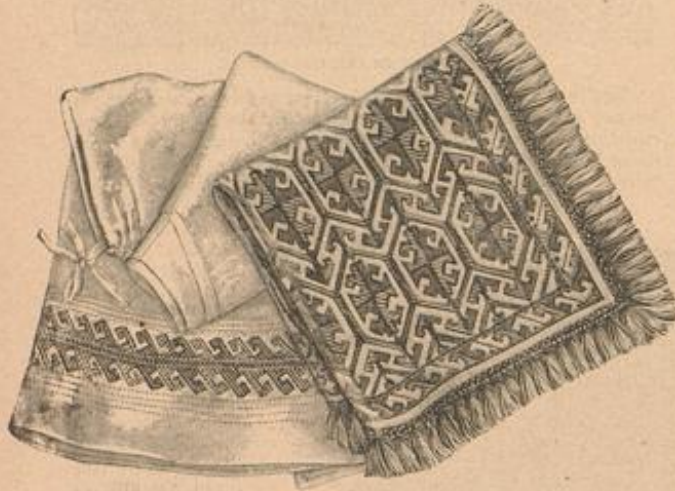
35. Otto Weber's Trauer-Magazin
befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.
Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegen genommen.

vertreten garte, fleischfarbene Töne, Rose und Azalee mattes und kräftiges Rosa, die Abstufung vom hellsten bis zum dunkelsten Roth endlich steigert sich, den Namen entsprechend, als Coquelicot, Cardinal, Pourpre und Grenat.

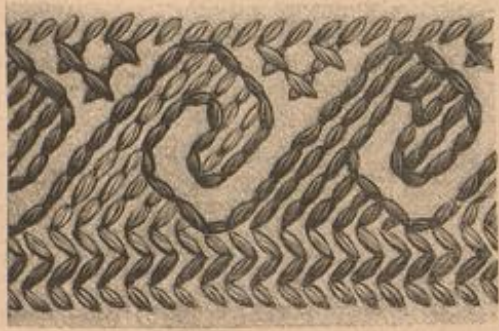
Eine große Erleichterung bei Anfertigung einer Toilette im Hause gewähren die von einigen Berliner Schnittwaaren-Geschäften eingeführten fertigen Kostümröcke, zu welchen man den passenden Stoff für die Taille erhält. Letztere ohne zu große Mühe eigenhändig herzustellen, ermöglicht den Leserinnen unseres Blattes dessen reiche Auswahl an erprobten Schnittmustern, jedoch durch diese Hilfsmittel jede Dame im Stande ist, bei größter Sparlichkeit sich hübsch und geschmackvoll zu kleiden.

Handarbeiten

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 18. — Ungarische Stickmuster. — Wie die früher veröffentlichten



Muster (siehe Tafel 2, 6, 8, 14), so wurden auch die vorliegenden Vortexten den Stickerei-Verzierungen slavischer Kostümröcke aus un-



ferer Sammlung alter interessanter Handarbeiten entnommen. Für die mit Strichstick-Imitation und schräger Gobelinstich-Füllung ausgeführten Vortexten 2-6 haben wir eine neue Art der Wiedergabe angewendet, durch welche der an slavischen Stickereien so charakteristische Wechsel in der Lage der Gobelinstiche deutlich zur Anschauung kommt. Eine andere, sich häufig findende Eigenthümlichkeit dieser Arbeiten ist die Verwandlung einer gegebenen Musterfigur in eine anscheinend völlig neue, nur durch anderes Gruppiren der Füllung. Es zeigt sich dies besonders deutlich an den Vortexten Nr. 2 und 6. Die Linie, welche Vortext 2 beschreibt, wiederholt sich genau an dem Rande der Bordüre Nr. 6, und doch gewährt das Muster, vermöge jenes einfachen Kunstgriffes, einen ganz verschiedenen Anblick. An dem Mittelstreifen der Bordüre läßt sich dagegen wieder deren Zusammenstellung aus der Musterfigur der Vortext 2 unschwer erkennen. Diese Variationen geben vielfach Anregung, sie noch weiter auszuspinnen; so zeigen wir an einer auf Atlas-Canevas ausgeführten Decke den Mittelstreifen der Bordüre Nr. 6 durch Wiederholung zu einem Grundmuster erweitert, während die über kräftigen Canevas gestickte Verzierung des weichen Planelledes aus der Vortext Nr. 2 zusammengestellt wurde, welche nebenstehend in der auf der Tafel angegebenen offenen Stichfüllung dargestellt ist. Die dichte, ineinander greifende Gobelinstich-Füllung der Originale veranschaulichten wir in der Nummer vom 12. August 1888.

Bestandteile: Stoffe: J. A. Hecke, W. Leipzigerstr. 87. — Kostümröcke: S. Voort, W. Weidenstr. 59. — Planelledes: W. Weidenstr. 59, Leipzigerstr. 124.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Unter der Ausstattung der Prinzessin Sophie befinden sich u. A. auch kostbare Umhänge und Mäntel, die theils in Berlin, theils in Frankfurt a. M. nach den neuesten Modellen und in ausserordentlichem Geschmack gefertigt sind. Unter den Sorties de bal fällt eine besonders auf, die, in der Grundfarbe weiß, mit eingestickten Myrthenblüthen und reichem Perlenschnitzwerk geziert ist. Durch prächtige Stickerei in Gold und Silber zeichnet sich eine neuere, beigefarbene Sortie de bal aus, welche mit schwerem orangefarbenen Atlas gefüttert ist. Eine tragenartige „Büste“ aus weißbrochierter Seide trägt reichen weissen Pelschmuck; eine andere hellblaue Büste ist mit gleichfarbigem Straußfedern und griechischen Vordüren besetzt. Unter den halbblangen Mänteln überwiegen alle an Pracht ein weißer, reich mit Gold gezierter Sammetmantel mit Kermeln von olivfarbigem Sammet und goldenem Behänge. Ein anderer kurzer Umhang ist in reibbraunem Plüsch ausgeführt und mit reichster Stickerei in Seide und Gold und mit Passementerie garnirt. Eine Reihe von kurzen Jackets, für Jagd und Ausritt bestimmt, ragen durch besonders eleganten Schnitt hervor. Der mit Jabel besetzte Reifemantel ist von grünlichem brochirten Phantasie-Stoffe; ein langer Promenaden-Mantel aus grünem Plüsch zeigt reichen Astrachan-Besatz, der Kragen eines modischen Paletots ist mit Sealskin besetzt.

Ans Anlaß des Orientalisten-Congresses hat Frau Professor Leo Reinisch in Wien vom Könige von Schweden und Norwegen nachträglich die goldene Medaille am Bande des Wajsa-Oberens erhalten, und zwar mit folgender Inschrift: „An Frau Professor Leo Reinisch wegen deren Reisen in Nordost-Afrika.“ Die Medaille ist von einem eigenhändig geschriebenen Billet des Königs begleitet. Eine solche Auszeichnung ist in Schweden nie einer Dame zu Theil geworden.

Redaktions-Nachricht

Anna A. in Passau. — Um einem zerdrückten, nicht gebrochenen Korbhaken-Rock die frühere Form wieder zu geben, würden wir Ihnen raten, den ganzen Stoff auszuwaschen, vollständig über Wasserzuzug, und ihn dann zum Trocknen aufzubügeln.

Rechercher Abonnentinnen. — Excellenz-Gläser sind in Berlin, aus dem Wirtschaftlich-Magazin von Gohn, Leipziger Str. 82, zu beziehen. Freitrag von H. auf P. — Der Ausdruck „bis auf die Nagelprobe“ rührt von der Sitte im sechzehnten Jahrhundert her, daß Jeder beim Gesundheitstrinken sein Glas leeren und auf den Nagel des linken Daumens umkehren mußte. Weil die Probe schlecht aus und sich vom Glase noch ein Tropfen herab, so wurde dem betreffenden Trinker die Probe, auf der Stelle noch ein weiteres gefülltes Glas und zwar mit einem Nagel zu leeren. Mander Schalk soll es dabei absichtlich auf eine mißthätige Nachprobe abgeben haben, — denn ein alter Trunk war bekanntlich im Mittelalter von Niemandem verdammt!

Frau Anna W. in Br. — Es laufen bei uns täglich sehr viele Briefe ein, die alle von Tag zu Tag erledigt werden sollen. Diese Arbeit könnten wir die verehrten Leserinnen allerdings oft bedeutend leichter machen, wenn sie auf einige Kleinigkeiten achten wollten, die bei Briefen schon an und für sich, zum Besonderen aber bei den an Redaktionen gerichteten Aufträgen, zu empfehlen sind. Wir benutzen Ihre freundliche Anweisung daher sehr gern, um einige kleine Fingerzeige in dieser Richtung der geehrten Beachtung unserer Leserinnen zu empfehlen:

zunächst also verfolge man nie, in jedem Briefe wieder die volle Adresse anzugeben. Wir können unmöglich alle Adressen im Kopfe behalten und müssen oft viel verzeichnen, um abgelegte Briefe von Neuem hervorzuheben, während die Schreiberin mit einer Zeile im Stande gewesen wäre, uns viele Mühe zu ersparen.

ferner trenne wir uns sehr, wenn Briefe, die eventuell als Manuskript benutzt werden sollen, wie Koch-Rezepte, Reiten für die „Brettmappe“ und dergl., nur auf einer Seite des Briefes beschränkt sind. Außerdem ist es wünschenswerth, daß Damen neben ihrem vollen Namen auch durch die Bezeichnung „Frau“ oder „Fräulein“ und über ihre Familienstellung in's Klare setzen. Bei Beantwortung mancher Fragen ist es nicht gleichgültig, ob die gewünschte Auskunft für eine Frau oder eine unverheiratete Dame bestimmt ist; besonders gilt dies für Briefe, die sich auf Redaktionen beziehen. Wird gleichgültig auf mehrere Fragen Auskunft verlangt, so empfiehlt es sich, wenn jede Einzelne auf einen besonderen halben Briefbogen geschrieben und unterzeichnet wird. Daß es gut ist, wenn alle Briefe in möglichst knapper aber bestimmter Form abgefaßt und hübsch deutlich geschrieben sind, brauchen wir wohl nicht erst besonders zu erwähnen.

Baroness E. in B. — Wenn der Gebrauch der Teller bei Tisch in Aufnahme gekommen ist, wissen wir nicht, jedenfalls aber schon ab und zu von dem verehrten Subscribenten, denn als König Ernst I. von Mecklenburg im dreizehnten Jahrhundert seine Tochter ausheiratete, gab er ihr reiches Silbergeschirr mit, darunter vor Allem Zinkschalen, Schüsseln und Salzfässer, — aber keine Teller. Die Anwendung der Teller war damals noch nicht üblich, sondern die Gäste empfingen Probeküchlein, die als Unterlage für die zu verzehrenden Fleischstücke dienten und die man beim Ende des Mahles an den königlichen Tischen in die Almosenkiste warf.

Widwiegige Elerin in Dresden. — Ihre Freundin, mit der Sie sich „schütteln“ haben, ist leider im Rechte. In der Kiste anderer Schwäger werden Ihre wie alle der Welt abgehängt. Die Erklärung dafür werden Sie leicht finden, wenn Sie sich erinnern, daß das Wasser im Winter wärmer, im Sommer aber kälter zu sein pflegt, als die Luft.

A. A. in W. — Hochachtungsvoll bitten wir die Photographie Ihrer zu entfernen. Der einzige Versuch, der gemacht werden konnte, ist ein verächtliches Detupfen mit einem in lauwarmes Wasser getauchten Schwamm.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen; jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vortexte und 8 Extra-Beilagen; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

HEUSS'S Rationelle Bratmethode.
Ohne jede Mühe schönstes Bräunen jedes Bratens. Vorzügliches Baden von Prob-, Rind-, Speck-, Keim- und anderen. Ausgezeichnete Saucen. Auf jeder Feuerung, Verd., mit u. ohne Ringe, Kochröhr, Grube, Was., Petroleum sofort zu benutzen. Preis mit email. Bratpfanne und email. Backform: Größe für Gans N. 15. — Größe für Hahn N. 17.50, für Rebhühn N. 25. — Statt email. Backform mit Nachbackform jeder Art N. 2.50 weniger. Riste N. 1. — resp. N. 1.50. Gegen Nachnahme oder vorherige Einfindung. Wiederverkaufteiler.
Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstr. 6.

SYNETIKOL
Unentbehrlich in jedem Haushalt!
Klebt, leimt, kittet alles.
Modellirer, Kerzen, Schmelze, u. Mappen, Lacke, Kisten, Holz, Metall, Glas, u. dergl., sowie alle Arten von Kleb- und Kittstoffen, wie z. B. Terpentin, Tannin, Leinwand, u. dergl., in Wasser, mit Metallspat, selbst Flüssig & 80 Pf. in den meisten Drogerien, Schreibmaterialien- und Galanteriewaren-Händl., allerorts oder direct franco gegen Einsendung von 50 Pf. in Marken.
Otto Ring & Co., Berlin W. 57, Blumenstr. 12

Gummi-Knetmasse. Kilo 7,50 M. Keltz & Meiners, Berlin W. 41.

Bernh. Jos. Sternfeld Bielefeld
Fabrik und Versand
von
Leinen, Taschentüchern, Leinenen Tischzeugen, Handtüchern und fertiger Wäsche.
Lieferung
ganz
Brautausstattungen etc.

Vorgezeichnete Decken, Tablett-, Tischläufer, Paradehandsücher, Taschentücher
reinal. ca. 50 Ctm. □ der Dbb. 3-5 Part.
Krochettarbeiten, Tischläufer etc.
empfehle außerordentlich billig. Auf Wunsch Ankaufsforderung. Damen für Wiederverkauf gesucht.
Emil Krütsche in Zittau.

Costüm-Stickerei.
Eingelne Costüme, zu welchen wir der Stoff einzufügen ist, best. sich in 2-3 Tagen mit Seide, Gold od. Metallfäden in eleganter, moderner Weise. Hochofen ganz nach Wunsch, event. genau in Art u. Zeichnung der Abbildungen dieser Modenzeitung.
Georg Rosenberg, Berlin C, Unterwasserstr. 9a, Fabrik mech. Stickereien.

Rich. Maune, Dresden-A, Falkenstr. 10
Rahm von Krankenfahrstühlen f. Zimmer u. Straße, Ruheflücht., Unirialflücht. in jeder Lage verstellbar, Tragenflücht., Bettflücht., Verputze, verstellb. Koffelst. u. f. w. Catalog gratis.

Specialität:
Vorzügliche
Tisch- und Tafelweine.
Guter Ersatz für gleichpreisige MOSEL.
1 Probekiste mit 20 grossen Flaschen in 4 Sorten
20 Mark.
Packung frei.
J. F. MENZER
Neckargemünd.

Dieses Corset „Plakit“ ohne Versteifung und Knoschen, nur mit leichten, elastischen, der anatomischen Form entsprechenden Versteifungen ausgestattet, verleiht schlanken, hart gebauten Damen eine vollendet schöne Figur, und bringt eleganten Sitz eines jeden Kleides.
Elastische Umhänge Corsets, leicht handlicher Construction, nach Verzeichnung ärztlicher Autoritäten empfohlen.
die Corsetten-Fabrik Hedwig Anauer, Köpenicker Str. 1, Berlin, S. O. Köpenicker-Str. 3.
Illustrirte Kataloge mit Preisverzeichn. gr. u. fr.

Büsten-Fabrik
Rohr u. Drahtfiguren
Ständer u. Bügel
Carl Fürstenheim
Berlin C, Jerusalemstr. 15
Illustr. Catalog gratis u. franco.

Kissenbezug (Hand-Spachtelarbeit)
Ausführung in feinem Bielefelder Leinen
85x85 cm gross, Stück M. 9,50.

Friedrich
Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Ein Lebensbild
von
Eudwig Ziemssen.
Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Meibren, W. Camphausen, W. Genz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plochow, A. v. Winterhalter u. m. A.
Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfeld und dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke alljährlich entsetzten Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.
Gedoppelte Spitzen, Rucher frei, Klöppeln, Klöppelst. Klöppelbriefe, Zwirn, Spitzenwäse u. Ausbeker. Frau Johanne Bochmann, Schneberg-Kaufmann.
Klöppel-Unterricht
ertheilt Fräulein Frieda Martiny, Berlin W., Potsdamer Str. 82 c 111.
Platin-Holzbrand-Apparate 18 u. 25 M. Keltz & Meiners, Berlin W. 41.



Polnisches Bauernmädchen in Festtracht, aus der Umgegend von Warschau.

Nach einer Zeichnung von L. Burger.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 241. Blatt.

Das Mädchen hat einen besten Schmuck angelegt. Das Haar hat eine doppelte Dosis Fett bekommen, die Zöpfe sind mit breiten Kopfbändern zusammengebunden, deren lange Zipfel über Schulter und Brust fallen. Darauf wird das Kopftuch von greller Farbe fest um den Kopf gebunden, die Zipfel lang auf den Rücken herabhängend, und mit einem Kranz von gemachten Blumen umwunden.

Das Hemd am Hals mit farbigen Bindebändern zusammengehalten, ist an den Schultern reich in Roth gestickt. Für grelle Farben herrscht hier, wie bei allen Slaven, eine große Vorliebe. Nie, selbst bei den Aermsten nicht, fehlt die reiche Korallen-Schnur, dicht um den Hals gewunden, mit rothen Bindebändern geschlossen.

Die ärmellose Schößjade, welche niederartig die Brust umschließt, wird von einfarbigem oder buntem Stoff getragen und entweder vorn zugehakt oder durch farbige Seitel zusammengehalten.

Der farbige Rod und die je nach dem Vermögens-Stande der Trägerinnen mehr oder minder feine Schürze umgeben die unteren Extremitäten, welche mit farbigen oder weißen Strümpfen und mit Schuhen von meistens farbigen Stoffe bekleidet sind.

Das Alltags-Kostüm des Mädchens besteht in dem Kapftuche, die Zöpfe unter demselben ohne die schmückenden Bänder, dem Hemd von gröberem Stoffe, einfacherer Jacke und Schürze. Der Vordruck der Strümpfe fällt fort, auch der der Schuhe, oder die nackten Beine werden in alte Kamachsen-Stiefel oder abgelegte Mannestiefel gesteckt, was allerdings der Grazie der Erscheinung, wenn sie überhaupt vorhanden ist, nicht sonderlich günstig ist. Bei der Arbeit wird die zwingende Jacke auch abgelegt. Ob die Ausdauer des Mädchens bei der Arbeit oder bei dem Tanze größer sei, wollen wir hier unerörtert lassen.

L. Burger.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Anzeigen

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angegeben werden sollten, finden in dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Non-parallele-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38 und in Wien I., Operngasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugeandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

124. **Otto Weber's Mode-Magazin** 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,

bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleißen, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.

Grosses Lager in farbigen Costümen, Reittkleider nach bestem Schnitt An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,

zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schleunige Anträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. **Fritz Borstell's Lesezirkel** 35.

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der

Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C 2.

Größtes deutsches Bücher- u. Leih-Institut von gelehrten und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Lesegesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 M.	40 M.	50 M.	75 M.	125 M.	200 M.

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-dilatetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Passendes Damengeschenk

weil recht practisch dazu eingerichtet, sämmtl. Nummern eines Jahrganges der Illstr. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres anzubehalten, ist der

Sammelkasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung

in Buchform hochlegant mit Goldprägung, dauerhaft und silbervoll eine Perle jedes Salons. Gegen Einzahlung von M. 6.50 franco zu beziehen von M. Schildeberger, Buchhandlung, Berlin W, Schilstr. 3. Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Zweite Volks- und Familienausgabe.

Neu durchgesehen und herausgegeben von **Dietrich Theden.**

Erscheinen in zwei Serien jede in ca. 20 Lieferungen oder 12 Bänden. Jede Lieferung von mindestens 60 Seiten in 8° in elegantem Druck auf holzfreiem Papier nur 30 Pfge.

der geb. Band von 50 bis 10 Bogen 1 M. 80 Pf.

der geb. Band von 10 bis 20 Bogen 2 M. 50 Pf.

der geb. Band von 20 bis 30 Bogen 3 M. 50 Pf.

der geb. Band von 30 bis 40 Bogen 4 M. 50 Pf.

der geb. Band von 40 bis 50 Bogen 5 M. 50 Pf.

der geb. Band von 50 bis 60 Bogen 6 M. 50 Pf.

der geb. Band von 60 bis 70 Bogen 7 M. 50 Pf.

der geb. Band von 70 bis 80 Bogen 8 M. 50 Pf.

der geb. Band von 80 bis 90 Bogen 9 M. 50 Pf.

der geb. Band von 90 bis 100 Bogen 10 M. 50 Pf.

der geb. Band von 100 bis 110 Bogen 11 M. 50 Pf.

der geb. Band von 110 bis 120 Bogen 12 M. 50 Pf.

der geb. Band von 120 bis 130 Bogen 13 M. 50 Pf.

der geb. Band von 130 bis 140 Bogen 14 M. 50 Pf.

der geb. Band von 140 bis 150 Bogen 15 M. 50 Pf.

der geb. Band von 150 bis 160 Bogen 16 M. 50 Pf.

der geb. Band von 160 bis 170 Bogen 17 M. 50 Pf.

der geb. Band von 170 bis 180 Bogen 18 M. 50 Pf.

der geb. Band von 180 bis 190 Bogen 19 M. 50 Pf.

der geb. Band von 190 bis 200 Bogen 20 M. 50 Pf.

der geb. Band von 200 bis 210 Bogen 21 M. 50 Pf.

der geb. Band von 210 bis 220 Bogen 22 M. 50 Pf.

der geb. Band von 220 bis 230 Bogen 23 M. 50 Pf.

der geb. Band von 230 bis 240 Bogen 24 M. 50 Pf.

der geb. Band von 240 bis 250 Bogen 25 M. 50 Pf.

der geb. Band von 250 bis 260 Bogen 26 M. 50 Pf.

der geb. Band von 260 bis 270 Bogen 27 M. 50 Pf.

der geb. Band von 270 bis 280 Bogen 28 M. 50 Pf.

der geb. Band von 280 bis 290 Bogen 29 M. 50 Pf.

der geb. Band von 290 bis 300 Bogen 30 M. 50 Pf.

der geb. Band von 300 bis 310 Bogen 31 M. 50 Pf.

der geb. Band von 310 bis 320 Bogen 32 M. 50 Pf.

der geb. Band von 320 bis 330 Bogen 33 M. 50 Pf.

der geb. Band von 330 bis 340 Bogen 34 M. 50 Pf.

der geb. Band von 340 bis 350 Bogen 35 M. 50 Pf.

der geb. Band von 350 bis 360 Bogen 36 M. 50 Pf.

der geb. Band von 360 bis 370 Bogen 37 M. 50 Pf.

der geb. Band von 370 bis 380 Bogen 38 M. 50 Pf.

der geb. Band von 380 bis 390 Bogen 39 M. 50 Pf.

der geb. Band von 390 bis 400 Bogen 40 M. 50 Pf.

der geb. Band von 400 bis 410 Bogen 41 M. 50 Pf.

der geb. Band von 410 bis 420 Bogen 42 M. 50 Pf.

der geb. Band von 420 bis 430 Bogen 43 M. 50 Pf.

der geb. Band von 430 bis 440 Bogen 44 M. 50 Pf.

der geb. Band von 440 bis 450 Bogen 45 M. 50 Pf.

der geb. Band von 450 bis 460 Bogen 46 M. 50 Pf.

der geb. Band von 460 bis 470 Bogen 47 M. 50 Pf.

der geb. Band von 470 bis 480 Bogen 48 M. 50 Pf.

der geb. Band von 480 bis 490 Bogen 49 M. 50 Pf.

der geb. Band von 490 bis 500 Bogen 50 M. 50 Pf.

der geb. Band von 500 bis 510 Bogen 51 M. 50 Pf.

der geb. Band von 510 bis 520 Bogen 52 M. 50 Pf.

der geb. Band von 520 bis 530 Bogen 53 M. 50 Pf.

der geb. Band von 530 bis 540 Bogen 54 M. 50 Pf.

der geb. Band von 540 bis 550 Bogen 55 M. 50 Pf.

der geb. Band von 550 bis 560 Bogen 56 M. 50 Pf.

der geb. Band von 560 bis 570 Bogen 57 M. 50 Pf.

der geb. Band von 570 bis 580 Bogen 58 M. 50 Pf.

der geb. Band von 580 bis 590 Bogen 59 M. 50 Pf.

der geb. Band von 590 bis 600 Bogen 60 M. 50 Pf.

der geb. Band von 600 bis 610 Bogen 61 M. 50 Pf.

der geb. Band von 610 bis 620 Bogen 62 M. 50 Pf.

der geb. Band von 620 bis 630 Bogen 63 M. 50 Pf.

der geb. Band von 630 bis 640 Bogen 64 M. 50 Pf.

der geb. Band von 640 bis 650 Bogen 65 M. 50 Pf.

der geb. Band von 650 bis 660 Bogen 66 M. 50 Pf.

der geb. Band von 660 bis 670 Bogen 67 M. 50 Pf.

der geb. Band von 670 bis 680 Bogen 68 M. 50 Pf.

der geb. Band von 680 bis 690 Bogen 69 M. 50 Pf.

der geb. Band von 690 bis 700 Bogen 70 M. 50 Pf.

der geb. Band von 700 bis 710 Bogen 71 M. 50 Pf.

der geb. Band von 710 bis 720 Bogen 72 M. 50 Pf.

der geb. Band von 720 bis 730 Bogen 73 M. 50 Pf.

der geb. Band von 730 bis 740 Bogen 74 M. 50 Pf.

der geb. Band von 740 bis 750 Bogen 75 M. 50 Pf.

der geb. Band von 750 bis 760 Bogen 76 M. 50 Pf.

der geb. Band von 760 bis 770 Bogen 77 M. 50 Pf.

der geb. Band von 770 bis 780 Bogen 78 M. 50 Pf.

der geb. Band von 780 bis 790 Bogen 79 M. 50 Pf.

der geb. Band von 790 bis 800 Bogen 80 M. 50 Pf.

der geb. Band von 800 bis 810 Bogen 81 M. 50 Pf.

der geb. Band von 810 bis 820 Bogen 82 M. 50 Pf.

der geb. Band von 820 bis 830 Bogen 83 M. 50 Pf.

der geb. Band von 830 bis 840 Bogen 84 M. 50 Pf.

der geb. Band von 840 bis 850 Bogen 85 M. 50 Pf.

der geb. Band von 850 bis 860 Bogen 86 M. 50 Pf.

der geb. Band von 860 bis 870 Bogen 87 M. 50 Pf.

der geb. Band von 870 bis 880 Bogen 88 M. 50 Pf.

der geb. Band von 880 bis 890 Bogen 89 M. 50 Pf.

der geb. Band von 890 bis 900 Bogen 90 M. 50 Pf.

der geb. Band von 900 bis 910 Bogen 91 M. 50 Pf.

der geb. Band von 910 bis 920 Bogen 92 M. 50 Pf.

der geb. Band von 920 bis 930 Bogen 93 M. 50 Pf.

der geb. Band von 930 bis 940 Bogen 94 M. 50 Pf.

der geb. Band von 940 bis 950 Bogen 95 M. 50 Pf.

der geb. Band von 950 bis 960 Bogen 96 M. 50 Pf.

der geb. Band von 960 bis 970 Bogen 97 M. 50 Pf.

der geb. Band von 970 bis 980 Bogen 98 M. 50 Pf.

der geb. Band von 980 bis 990 Bogen 99 M. 50 Pf.

der geb. Band von 990 bis 1000 Bogen 100 M. 50 Pf.

„Textil-Engenia“, d. rühmlichst bekannten Hand-Webapparate

zu schnellster Anfertigung v. Weihnachtarbeiten, od. j. Weibchen u. alle und junge Damen, versendet Frau Prof. G. Bernise, g. v. Dackewitz, Berlin, Dersauer Str. 17. Preis 30, 20, 13 Mk.

im Stande alle deutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 20.

Aggregat zur Herstellung von M. 10, 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50, 55, 60, 65, 70, 75, 80, 85, 90, 95, 100, 105, 110, 115, 120, 125, 130, 135, 140, 145, 150, 155, 160, 165, 170, 175, 180, 185, 190, 195, 200, 205, 210, 215, 220, 225, 230, 235, 240, 245, 250, 255, 260, 265, 270, 275, 280, 285, 290, 295, 300, 305, 310, 315, 320, 325, 330, 335, 340, 345, 350, 355, 360, 365, 370, 375, 380, 385, 390, 395, 400, 405, 410, 415, 420, 425, 430, 435, 440, 445, 450, 455, 460, 465, 470, 475, 480, 485, 490, 495, 500, 505, 510, 515, 520, 525, 530, 535, 540, 545, 550, 555, 560, 565, 570, 575, 580, 585, 590, 595, 600, 605, 610, 615, 620, 625, 630, 635, 640, 645, 650, 655, 660, 665, 670, 675, 680, 685, 690, 695, 700, 705, 710, 715, 720, 725, 730, 735, 740, 745, 750, 755, 760, 765, 770, 775, 780, 785, 790, 795, 800, 805, 810, 815, 820, 825, 830, 835, 840, 845, 850, 855, 860, 865, 870, 875, 880, 885, 890, 895, 900, 905, 910, 915, 920, 925, 930, 935, 940, 945, 950, 955, 960, 965, 970, 975, 980, 985, 990, 995, 1000.

Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Illustr., Prospekte u. Preisvers. franco u. grat.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbig seidene Taffete und Ripse** (ca. 200 versch. Farben)
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.
- Farbig seidene „Failles Françaises“** (ca. 150 versch. Farben)
Von Frs. 5.65 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.80 bis Frs. 9.85 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per metre.
- Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse** (ca. 190 versch. Farben)
Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per metre.
- Farbige seidene Surahs** (ca. 180 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.
- Farbig seidene Satins merveilleux** (ca. 300 versch. Farben)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per metre.
- Farbig Satins merveilleux und Taffete-Changeant** (ca. 130 versch. Disp.)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per metre.
- Farbige Seiden-Moire antique und française** (ca. 60 versch. Farben)
Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per metre.
- Farbige Atlasse und Taffete für Stoppdecken** (ca. 30 versch. Farben)
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.
- Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br.** (ca. 20 versch. Farben)
Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.

- Rohseidene Bastkleider** (ganz Seide) — 6 Qual.
Von Frs. 21 od. Mk. 16.80 od. fl. 10.50 bis Frs. 59.40 od. Mk. 47.50 od. fl. 29.70 per Robe.
- Einfarbige Seiden-Damaste** (ca. 250 versch. Farben)
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Zwei- u. dreifarbige Seiden-Brocates** (ca. 45 versch. Dispos.)
Von Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.55 per metre.
- Echt indische Foulards imprimés** (ca. 200 versch. Dessins)
Von Frs. 2.90 od. Mk. 1.90 od. fl. 1.15 bis Frs. 7.80 od. Mk. 6.25 od. fl. 3.85 per metre.
- Gestreifte und karrirte Seidenstoffe** (ca. 400 versch. Dessins)
Von Frs. 1.70 od. Mk. 1.35 od. fl. 0.85 bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per metre.
- Gestreifte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.35 od. Mk. 5.10 od. fl. 3.20 per metre.
- Karrirte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)
Von Frs. 3.65 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.80 bis Frs. 5.80 od. Mk. 4.65 od. fl. 2.90 per metre.
- Farbig seidene Grenadines** (ca. 70 versch. Farben)
Von Frs. 2.70 od. Mk. 2.15 od. fl. 1.35 bis Frs. 16.80 od. Mk. 13.45 od. fl. 8.35 per metre.
- Farbige Lyoner Seidenplüsch und Sammete** (ca. 140 versch. Farben)
Von Frs. 4.50 od. Mk. 3.60 od. fl. 2.25 bis Frs. 9.75 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — So manche unserer Leserinnen ist wohl noch im Besitze eines großen Muffes, den zu zer schneiden sie Bedenken trug, weil sie sich sagte, daß er wieder in die Mode kommen würde. Nun, ihr Glaube hat sie nicht betrogen. Man fängt bereits an, den Muff ein wenig größer, für die Reife sogar von mächtigem Umfange, wie zu Anfang des Jahrhunderts, herzustellen. Wünschen wir auch nicht, daß er diese fast unförmliche Gestalt annimmt, so dürfte doch eine geringe Vergrößerung ihm etwas mehr Ansehen verleihen.

— Für größere Mädchen sieht man die Toques mit zwei seitwärts eingestrichelten, geraden Federn vielfach aus edlem schottischen Tartan, anstatt wie bisher aus einfarbigem Tuche, hergestellt.

— Schottische Strümpfe oder lehmfarbene, mit einem schottisch carcirten Streifen am Spanne, trägt man zu den schottischen Kleidern. Die Hauptfarbe der letztern wiederholt sich häufig an dem Hute.

— Die Pelierine ist die Beherrscherin des Tages: Sorties de bal, kleine Umhänge, Promenaden- und Abendmäntel zc., sie alle beruhen auf ihrer von der Mode so begünstigten Form. Mit wattertem Atlasfutter versehen, bildet die aus mehrfachen, ausgeschlagenen Tuch- Bolants bestehende Pelierine eine reizvolle Vervollständigung der Straßen-Toilette, während sie nur auf einfacher Futter-Grundform, in Weiß oder lichten Farben hergestellt, als Sortie de bal Verwendung findet. Zu letzterem Zwecke besonders bestimmt ist das aus dunkelrothem Plüsch mit weißem Pelzbesatz angefertigte Mantelet, dessen Weite im Taillenschlusse



und am Halsauschnitte Reifalten zusammenfassen. Durch Bindetheile vervollständigt, erweist sich diese Form ebenfalls sehr hübsch für einen Straßen-Umhang, nur wäre dann, wie auch beim Paletot, der so moderne halblange Schnitt zu wählen. Das watterte und durchsteppte Atlas-Futter unserer Vortage ist beizubehalten. Als Oberstoff empfiehlt sich neben Plüsch leichtes Tuch, Cheviot zc. Die Douillette-Form dieses Mantellets wiederholt sich in dem mit Pelz verbrämten, behaglich warmen Abendmantel. Er wurde in der Vortage aus tuchartigen Wollstoffen mit wattertem Surah-Futter gefertigt; seine nur hinten anliegende Form, bei sonstiger bedeutender Weite, macht ihn namentlich zum Schutze lustiger Kleider geeignet. Besonders interessant ist der in Border- und Rückansicht dargestellte Promenaden-Mantel, welcher durch seinen doppelten Kragen auf der Höhe der Mode steht. Der halbweite Rücken zeigt die bekannten untergeschobenen Falten, die Vordertheile hängen lose aber glatt herab, während der obere Rand beider Pelierinen sehr stark eingereicht dem Mantel verkürzt und zugleich eine Passe markirend, aufgesetzt ist. Für die Arme sind in den Vordertheilen Schlitze vorgesehen. Erwähnt sei noch, daß alle diese Mäntel aus Tuch, Cheviot, brochirter Seide zc. in sämtlichen modernen Farben getragen werden. Schwarz verschwindet daneben fast gänzlich. M. St.

— Wie für ein Prinzesschen bestimmt, muthen uns die ersten Vorläufer der düstigen Ballstoffe an, so daß man auf die Fortsetzung so viel versprechender Anfänge wohl gespannt sein darf. Den garten Roben aus blauschwarzem oder rosa Krepp zu Liebe, mit ihrer breiten, gestickten Blumen-Bordüre und lustigem Klein, denen spitze Giffelzaden oder Einsatzstreifen aus feinstem Spachtelstickerei eingefügt sind, möchte manche unserer Leserinnen wieder 18 Jahre zählen! Ebenso lockt weißer Krepp mit schön gemalter Fliederborte über einem breiten Hohlsaume oder mit Borte und Klein in reicher Rococo-Goldstickerei. Zur Plüsch- oder Seidenschlepp der jungen Frau sind als vordere Rod-Garnitur reiche Perlenstickereien auf Tüll im Rococo-Geschmacke in Aussicht genommen. F. J.

— Zu den Tafel-Arrangements aus lebenden Blumen erfreuen sich weiße und rothe Nelken besonderer Gunst. Man wählt dieselben auch zur Belebung der auf Weinblättern ruhenden Trauben, während herblich gefärbtes Laub, zumal das des wilden Weines, zwischen Pfirsichen und Birnen hervorglüht und leuchtet. G. F.



Paris — Es ist eine immer deutlicher hervortretende Thatsache, und die Damen mögen sich mit ihr vertraut machen, daß die Schleppe, auch abgesehen von der Gesellschafts-Robe, beständig mehr an Boden gewinnt. Spielt sie auch noch ein wenig die Schlichterne, indem sie sich von der Straße und Promenade fernhält, so macht sie sich doch bereits in der großen Visiten-Toilette geltend. Kleid und Mantel dieser imposanten Toilette bilden gewissermaßen ein Ganzes, da beide genau aus denselben Stoffen, meist aus kurzgeschorenem, sehr dichtem, glanzvollem Plüsch und gesticktem Atlas, hergestellt werden. Die kurze Schleppe der engen Prinzess-Robe kommt zwischen den offenen Bahnen des mit Doppelärmeln ausgestatteten Mantels hervor. Der bladenförmige Hut ohne Bindebänder läßt Gesicht und Haar vollkommen frei.

— Giffelrothes Unterzeug für Damen und Herren, selbst die Strümpfe nicht ausgenommen, ist der Tagesbefehl der Mode. Wer ihm nicht entsprechen mag, findet vielleicht Geschmack an mostrichfarbenen Unterkleidern, wie sie von englischen Ton-Angebern bevorzugt werden.

— Wie die meisten der diesjährigen Winter-Rostüme, so hat auch der hübsche Anzug für junge Mädchen sowohl etwas vom Mantel, als vom Kleide. Das Unterkleid besteht aus starkem, rauhem Wollstoffe von tiefbrauner Farbe, für die sich eine entschiedene Vorliebe kundgiebt: braun und blau gestreifter Stoff bildet das mit Soutache-Stickeri auf glattem blauen Tuche verzierte Oberkleid. Besondere Erwähnung verdient der kleine Kragen, der, hochaufsteigend und doch den Hals frei lassend, mit Sammet gefüttert und daher dem Teint sehr günstig ist. In origineller Weise vervollständigt das Kostüm der große, an einer Seite zackig ausgeschlittene Flügelhut.



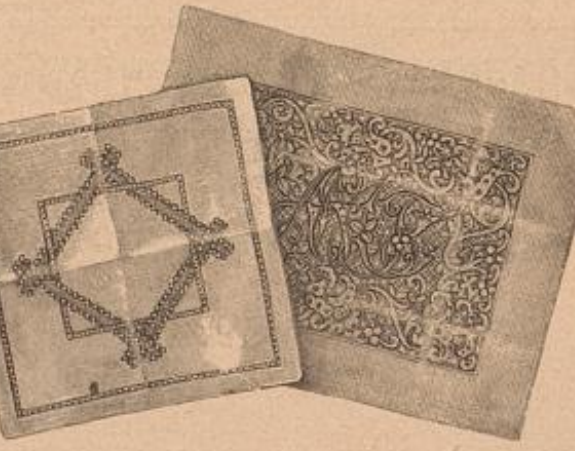
— An eleganten Trauerhüten sieht man häufig den schmalen weißen Kreppstreifen, welcher von englischen und polnischen Damen vorschriftsmäßig getragen wird. B. d. G.

Mandararbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Das Herannahen der langen, gemüthlichen Winterabende, welche den Familienkreis zum Arbeiten und Plaudern um die brennende Lampe einladen, weckt das Interesse für geschmackvolle Lampenschirme. Eine Neuheit dieses Genres empfiehlt sich zugleich als leichte und dankbare Weihnachtsarbeit. Der vieredrige Schirm mißt an jeder Seite 44 Cent. Länge und besteht aus modisfarbenerm Tuch, welches ein sehr klares, ausgeschlagenes Muster zeigt. Dieses wird von einem Goldschnürchen begleitet und wirksam durch leichtes Seidenfutter in matten Grün gehoben, welches dem Schirme um den Ausschnitt und Außentrand, — von diesem 2, von jenem 1/2 Cent. entfernt, — unterzusteppen und dann mit dem Tuche in Vogenzähnen auszufalten ist. M. St.

Dem stets regen Interesse für schöne Ausstattungen in Bettwäsche entsprechend, veranschaulichen wir zwei Kopfkissen-Bezüge die beide aus feinem Beinen gefertigt sind. Der untere mißt zu 84 Cent. Breite 65 Cent. Höhe und zeigt auf der oberen Fläche eine sehr reiche, 43 zu 60 Cent. messende Spachtelstickerei, in deren Mitte drei mit Blau contourirte Buchstaben wirkungsvoll hervortreten. Die unten genannte Bezugswaare läßt auf Bestellung beliebig Buchstaben einfügen. Den anderen, 60 Cent. im Quadrat großen Bezug stattet die stets schöne und gediegene Durchbruch-Arbeit in besonders hübscher Anordnung aus.



Die schmalen Durchbruch-Rähle, welche den Rand begrenzen und das 27 Cent. große gerade Quadrat bilden, messen 1 Cent. Breite, während die sich überschneidenden Stäbe des über 6 Cent. gestellten Quadrates 31 Cent. lang und 3 Cent. breit sind. M. St.

Bezugsquellen: Pelzwaren: F. Grub, C. Jerusalemstr. 26; — Schottische Toques: Woll- und Fud. C. Hauptwagenthr. 11. — Pelierinen-Kragen: D. Laß, W. Wobrenstr. 59. — Sortie de bal, Tag- und Abendmäntel: F. Schröder, C. Jerusalemstr. 29. — Ballstoffe: J. A. Heise, W. Leipzigerstr. 87. — Kopfkissen-Bezüge: Eb. Döll, Sternfeld, Breitestr. 20, Dierfeld.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — In dem hiesigen Königl. Kunstgewerbe-Museum fand kürzlich eine Ausstellung von Arbeiten seiner Schüler statt. Wir beschränken uns darauf, einen Blick auf die Erzeugnisse der Kunststickerei-Klasse zu werfen, deren Lehrerin, Fel. G. Seeliger, durch eigene Leistungen sich an der Ausstellung ebenfalls betheiligt hat. Hervorzuheben unter den Arbeiten dieser Dame, von denen mehrere auf auswärtigen Ausstellungen, z. B. auf der des vorigen Jahres in München, die Bewunderung in hohem Grade erregt, ist in erster Reihe eine in Zeichnung und Ausführung gleich geschmackvolle Clavier-Decke auf schwerem, weichem Damast, die als Fond ein leichtes Blatt- und Kantenmuster in Oliv, hier und da mit einer köstlich schimmernden Blüthe zeigt, während eine reiche, auf bronzerfarbenem Plüsch gearbeitete Bordüre gegen das leichte Mittelstück kräftig absteht. Sehr anmuthig wirkt ein dreitheiliger Kaminschirm, dessen zart gemusterter Seidengrund Gedenrosen, Disteln und herbliches Weinlaub in köstlich abstrahirten Blattstücken schmückt, wie denn überhaupt das feine Abzeichnen der Farben zu den Vorzügen dieser kunstvollen Arbeiten gehört. Von den kleineren interessanten Gegenständen erwähnen wir eine durch edle Linienführung dem Auge sich einschmeichelnde Wand-Decoration, sowie einen altorientalischen Spiegel, dessen hellblau beseideten Holzrahmen eine Guirlande aus grünlich contourirten Blumen in Aufsicht-Arbeit verziert. Auch andere Arbeiten zeigten diese, an die Schiffmann'sche Technik sich anlehende, äußerst wirkungsvolle Stiche, wie wir sie unteren Leserinnen z. B. mit der Mappe der Nr. v. 1. Januar 1884 vorführten. Decken und Kissen verschiedener Art und Gestalt, alle von eigenthümlichem, aber stets harmonischem Farben-Bouquet, vollenden diese in einer Rische sinnig geordnete Abtheilung.

Daß die Schülerinnen einer solchen Lehrerin Vortreffliches leisten, kann nicht überraschen. Von den ersten Elementen der Kunststickerei an, bis zu den complicirtesten Arbeiten, zeigt Alles eine ebenso große Sauberkeit der Ausführung, wie den feinsten Geschmack in Mustern und Farben. Auf ein kleines Spitzen-Carreau sahen wir hier dieselbe Sorgfalt verwendet, wie auf eine Plüsch-Stickeri in Gold und Seide oder eine mit Sammet-Unterlagen ausgeführte Applikations-Arbeit. Einen glänzenden Beweis dafür bieten u. A. einige sehr schöne Fächer, sowie eine mit Gold-Fäden überzogene Decke, in deren aus Blumen und Vögeln gemischter Plüsch-Borte sich eine bedeutende Kunstfertigkeit offenbart.

In der chinesisch-japanischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde ist auch für Damen vieles Interessante zu finden, da die Toiletten japanischer und chinesischer Damen hier einen ungemein breiten Raum einnehmen. Die kostbaren, reich mit Plüsch-Stickerien geschmückten Oberkleider der Hofdamen der Gemahlin des Mikado verdienen ganz besondere Aufmerksamkeit, nicht minder des sonderbaren Schnittes der langen Flügel-ärmel, wie auch wegen des prachtvollen Materials. Zu dem Oberkleide tritt das weite Seidenbeinkleid hinzu, welches hier in einem Exemplar von rother Ripseide bestens vertreten ist. Sogar die toupet-artige Haarfrisur und der zarte, aus buntem Nitter gearbeitete Kopfbügel werden veranschaulicht. In diesen Toilette-Stücken gehören selbstverständlich auch die Fächer. Jene der Rebenfrauen des Mikado sind aus 25 flachen Stäben von hellbraunem Holze zusammengefügt und mit Materie geschmückt. Sie werden mit beiden Händen gefaßt und vor der Brust gehalten, aber beim Erscheinen des Herrschers unter tiefer Vereignung des Hauptes zum Gesicht emporgehoben, so daß dieses bedeckt wird. Der Fächer der Kaiserin besteht aus einer größeren Anzahl von Stäben, und diese sind aus weißem Holze geschnitten. Bei den Oberkleidern chinesischer Damen fallen die langen Flügelärmel fort. An Stelle derselben treten engere Ärmel. Die blauselbigen Staatsgewänder der Mandarinen-Frauen mit ihren ausgezeichneten Stickerien fesseln unsere Aufmerksamkeit ganz besonders; nicht minder der haubenartige Kopfbügel, bei welchem die blaue Feder des Gipsvogels eine hervorragende Rolle spielt. Die Verkrüppelung der chinesischen Damenfüße durch frühzeitiges Pressen und Einbandagiren wird an verschiedenen Gipsabgüssen mit und ohne Verband veranschaulicht. Die infolge dieser Behandlung eingetretene Verkleinerung des Fußes ist oft so groß, daß derselbe kaum die Größe einer Kinderhand besitzt und mehr einer geballten Faust ähnelt. Noch täglich werden die Sammlungen vervollständigt und durch hinzugefügte schriftliche Bemerkungen erläutert.

Redaktions-Post.

G. v. St. in Antwerpen. — Mit verbindlichem Danke acceptirt. Herrn F. D. in 2. Canton Bern. — Wir haben Ihre freundliche Karte dem Herausgeber direkt übermittelt. Vielen Dank. Frau A. in Heidelberg. — Ahora y siempre ist eine spanische Redewendung und bedeutet: Jetzt und allezeit. Die übrigen von Ihnen angeführten Formen sind grammatisch falsch. A la hora de siempre heißt: Zur gewöhnlichen Stunde. — Bei Brief-Adressen ist es ziemlich gleichgültig, ob Sie schreiben „Herrn Baron“ oder „Herrn Freiherrn v. H.“. Die Adress-Formel „von“ wird gewöhnlich dem Namen beigefügt. Richtiger ist: „Otto Graf zu W.“, wie „Oswald Otto zu W.“. Weitere Anknüpfung finden Sie in: „Insulationen und Gerichte“, von H. Stein, Berlin, Nicolai, 1888. H. W. in Wien. — Genulle-Verleihen lassen sich auch für Liebesbriefe verwenden; welcher Unterrednerin betraf es in diesem Falle nicht; man wählt Stores, welche das ganze Fenster decken und noch über das Fensterbrett herabhängen. Dieselben werden mit Zugvorrichtung hinter der Gardinestange befestigt.

Varonesse Julia. — Ihre Frage, auf welche Weise Sie durch Ihr Zeichen-Zeichen zur Verhöhnung des Hais beizugehen könnten, findet eine erschöpfende Beantwortung in dem gegenwärtig erscheinenden Werke: „Liedha be reuht“ von Franz Sales Meyer. Leipzig, Verlag von G. A. Seemann. Das auf 7 bis 8 Bänden 1. u. 2. vertheilte Werk zeigt, wie man die Kenntnisse des Zeichnens und Malens praktisch verwenden kann, in Anwendung auf allerlei Techniken, vermittelt deren man die mannichfaltigsten Gegenstände seines Heimts künstlerisch zu schmücken vermag. Zahlreiche Illustrationen erläutern den Text und können ohne Weiteres als Vorlagen dienen. Gleichzeitig machen wir Sie auf eine in demselben Verlage erscheinende Sammlung von Vorbildern für häusliche Kunstarbeiten aufmerksam, welche Entwurfe moderner Künstler enthalten wird.

G. A. in Petersburg. — Gipsbüsten reinigt man, indem man die Figur mit Stärkekleber bestricht und sie in die Röhre eines Stroh zum Trocknen stellt. Der trockene Kleber springt dann ab und nimmt alle Unreinigkeit mit fort. Ihre andere Frage werden wir in die „Reinigungs-“ aufnehmen.

Vina v. S. in Stockholm. — Die geröbsten Butterknetungen, von denen Sie schreiben, haben den Namen von ihrem Erfinder, Lord Sandwich. Grün F. in B. — Das Material für das Bogenschießen können Sie auf der Zwilnhaaren-Fabrik von G. Schöle Nachfolger in Berlin W. Markgrafen-Str. 58. beziehen.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. Unter dem Namen „Ideal“ führt sich ein neuer patentirter Schluß für Glas-Handschuhe ein, der sich an Herren- und Damen-Handschuhen bewährt. Dieser Schluß wird durch das Aufdrücken eines goldenen Knöpfchens auf eine Lese bewirkt, während zum Öffnen des ganzen Handschuhes nur ein Griff am äußersten Knopfe erforderlich ist, der auch den längsten Handschuh in einer Secunde öffnet.



H. II.

Schottische Plaid-Stoffe, vorwiegend zu ganzen, einfach gehaltenen und wenig gerafften Kleidern verarbeitet, nehmen unter den Wintergeweben die erste Reihe ein. Das Carreau-Muster wiederholt sich als breite und schmale Bordüre, oft mit Seidenstreifen durchzogen, in einfarbigem Wollkrepp und langhaarigen Panama-Geweben. Cheviots, Foules und Croisés zeigen Streifen-Bordüren mit und ohne Seiden durchschuß, erstere auch solche mit Chenille-artigen Sämlingen, deren Streifen in sich abwechselnd sind. Cheviot noppig bevorzugt das Carreau, ebenso der Cheviot mit langhaariger Angora-Musterung; Neucarrirte Foules werden besonders gern zu Kinderkleidern verarbeitet. Die broschirten und damastirten Gewebe findet man in reiner Wolle, wie auch reich mit Seide durchwirkt. Sehr distinguirt erscheint die allerdings im Preise hochstehende Serge durch mehr oder minder breite Seidenstreifen, die bald nur in sich getheilt sind, bald zwischen schwarzen Krepstreifen breite Blumenborten auf absteichendem Grunde zeigen. Alle diese Stoffe werden in beliebiger Meterzahl abgegeben, sind aber auch mit „Uni“ assortirt, das eigens für den Zweck eingefärbt und in gleichem Maße mit den gemusterten abgegeben wird. Unter den nur einfarbigen Geweben herrscht außer den schon vorgeannten, Tuch und eine neue, Crêpe-Rama genannte, feine, langhaarige Cheviot-Art vor; zu ihnen zählen auch die auf breiterem Grunde in sich mit Ranken und Blumen gezeichneten Faconnés. Eine eigene Serie bilden die Carton-Kleider, die besonders gern zu Geschenken gewählt werden; sie enthalten zu einfarbigen Geweben meistens einen damastirten oder ramagirten, für den Taillenfah und Panneau oder Tabliers bestimmten Stoff. Letzterer zeichnet sich stets durch schöne, wirkungsvolle Muster, — Blumen, Blatt- und Rankenwerk, — bald in Seide, bald in Sammet- oder Chenille-Weberei aus, in gewöhnlich nur ein bis zwei, vom Grunde absteichenden Farbentönen; Farbenreichtum mit künstlerischer Zeichnung vereint ein Feldblumenkrauß auf den Einfachtheiten eines dieser Carton-Kleider.

Paris. — Nächst der Spitze giebt es keine schönere Garnitur, als die von der heutigen Mode wieder zurückgeführte schmieglame Franze, welche man jedoch in viel höherem Grade als früher zu verwerthen versteht. An einem Fächchen aus glattem Sammet oder Matelassé bildet sie nicht allein den Befah, sondern dient auch zur Ausgestaltung der einfachen, nichts als eine glatte Taille darstellenden Grundform, indem sie vorn und im Rücken, sowie rings um den Halsanschnitt in langen Strähnen herabhängt.



G. F.

Vadler-Schuhe und Stiefel für Herren haben vollständig abgestumpfte Spitzen, während die Damenschuhe nur abgerundet sind. Ersatz für die seidnen Bänder und Senkel bilden häufig ganz feine Lederriemen. Auch der Knöpfstiefel steht für die Promenade wieder in Gunst.

Der lange Mantel mit Hänge-Armeln erscheint außer in hellfarbigem Tuche vielfach aus schwarzer Surah mit gleichfarbigem Kermel- und absteichendem Mantelfutter, — oft auch ohne letzteres, — oder anstatt mit Seide, mit grauem Pelz gefüttert. Auch das russische, oben als runde Kasse eingewirkte Rad wird aus schwarzer Seidenstoffe gefertigt.



Wer das Jacket nicht liebt, hat die Wahl zwischen der dreitheiligen Pelerie und der kleinen Bistite mit Eshawl-Enden. Zu einem Kostüme aus rauhaarigem schwarzen Tuche, welches gegenwärtig außerordentlich in Gunst steht, sind diese Umhänge am passendsten mit Passementieren aus Seide und Chenille zu garniren.

Schon zu Ende des vorigen Winters wollte man der Boa das Leben absprechen, aber wie so häufig, scheint auch in diesem Falle gerade das Gegentheil der Prophezeiung eingetroffen zu sein. Nach dem zu urtheilen, was wir in den größten Pelzwaaren-Geschäften sehen, dürfte die Boa nicht allein in diesem Herbst, sondern auch im Winter mehr denn je getragen werden. Man sieht dieselbe in allen Farben, weiß, grau, braun und schwarz; meist

ist sie sehr lang und zweimal um den Hals gelegt oder auf der Brust leicht eingeschlungen.

Bezugsquellen: Handschuhe: Carl Seel, W. Feyslastr. 4. — Stoffe: S. A. Deel, W. Feyslastr. 87. — Schuhe: E. Rink, NW. Feyslastr. 90. — Pelzwaren: F. Brub, U. Jerusalemstr. 26. — Arbeitstoffe für Kinder: P. Zeitweil, W. Königin Augustastr. 19.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Vom ersten October dieses Jahres ab erscheint hier eine Monatschrift „Die Rothe Kreuzzeitung“, welche den Interessen des Frauenvereins für Krankenpflege in den Colonien dienen soll. Im Laufe dieses Monats wird in den von dem Berliner Magistrat zur Verfügung gestellten Festsälen des Rathhauses außerdem ein Bazar abgehalten werden, dessen Ertrag ebenfalls den Zwecken des Vereins zu Gute kommen wird. Gaben für denselben, sowie Abonnements auf die „Rothe Kreuzzeitung“ (Preis 1 Mark für das Vierteljahr) werden von der Schriftführerin des Vereins, Frau Clara Mäker, Berlin W, Schillstraße 16, entgegengenommen.

Der Trousseau der Prinzessin-Braut Sophie zählt weit über dreißig der kostbarsten Roben, siebenundzwanzig derselben sind aus den Ateliers der Geschwister Frischeisen und des Hoflieferanten D. Petrus in Berlin hervorgegangen und wahre Kunstwerke der Damen-Confection. Die von D. Petrus zusammengestellte Braut-Toilette ist aus weichen schweren Atlas, das Tablier besteht aus kostbarem Silber-Procat, worauf werthvolle venetianische Spitzen herabfallen. Die Taille ist mit kostbarer Silberstickerei bereichert, ebenso die mächtige, künstlerisch gefügte Schleppe, die, wie bekannt, bereits im Kunstgewerbe-Museum ausgestellt war. Geschmückt ist die wahrhaft königliche Toilette mit Guirlanden und Tuffs aus Orangen und Myrten. Unter den von Geschwister Frischeisen gelieferten Roben entzückt vor Allem eine Diner-Toilette, Taille und Schleppe aus crémefarbigen, großblüthigem Damast, während der Devant aus reicher orientalischer Stickerei auf Crêpe de Chine besteht. Eine weiße, in Ophelia-Farbe gehaltene Diner-Toilette zeigt die Schleppe und Taille in golddurchwirtem, perlschem Stoffe mit reicher Crêpe-Stickerei in Ophelia-Farbe und Gold. Ueberaus kostbar ist eine Procat-Toilette mit reicher Silber-Stickerei. Ein rosa Atlas-Kleid zeigt geschmackvolle Garnirung aus rosa Krep und Tüll und reichem Handschmucke. Ein weißes Ballkleid in Krep ist mit türkisblauem Federschmucke bereichert. Entzückend ist ein weißes Ballkleid, Taille und Unterkleid in kostbarem Gold- und Silber-Procat mit Leberkleid aus goldfarbigem und weichem Tüll, garnirt mit Noir-Band und Goldstickerei, sowie angewebter Straußfedern.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Anzeigen

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angeschlossen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Reklamirung Platz oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W, Potsdamer Straße 88 und in Wien I, Dorotheengasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Schwed. Kerbschnittapparate II u. 15 M. Keltz & Meiners, Berlin W, 41.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von Franz Ehardt. Erste verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb., a. Velinpap., m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschm. 10 Mk. II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekt gratis u. franko. Zu bez. durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W., 35.



Wilhelmine Hillern

Verfasserin der „Geler-Wally“ veröffentlicht loben in „Vom Fels zum Meer“ nach zehnjährigem Schweigen einen neuen Roman. Derselbe führt den Titel „Am Arcus“ und hat die Oberammergauer Pantomime als Hintergrund. Mit dem eben beginnenden neuen Jahrgang bringt die beliebte Zeitschrift eine große Fülle der interessantesten und gediegensten Beiträge voll spannender Unterhaltung und erquickender Belehrung. Abgeschlossen sind die letzten in jedem Heft. Kostbare Kunstblätter. Jede Zeit zum Eintritt in das Abonnement, welches jede Buchhandlung und Postamt entgegennimmt. Preis des Heftes 1 Mark.

Meine hochachtungsvolle, treue Kundenschaft im Verkeftrisse der Illustrierten Frauen-Zeitung erlaube ich, die sehr fertigmachten neuen Muster Nr. 1889/90 von Strickwolle jeglicher Art (überse nur von mir gefärbte Spezialitäten) Rameelboargarne, Straußenwolle, Red- u. Deckenwollen, Korallengarn, Dackgarn, Chenille etc. etc. zu verlangen. Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.

Platin-Holzbrand-Apparate 18 u. 25 M. Keltz & Meiners, Berlin W, 41.

Im Stände altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.
Neueste u. solideste Holz- u. Leder- Antikbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.
Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Jar.

Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrgeschichte von Wilhelm Raabe.

Preis geh. 6 Mk.; eleg. geb. 7 Mk. Es ist wiederum ein Bbantastikstück des echten Humoristen, welches Wilhelm Raabe in seiner neuesten Arbeit seinem großen Freundeskreise darbietet: eine Geschichte ohne Sentenzen, aber angereichert mit einer Fülle köstlicher Kleinmalerie, in der es ihm feiner der zeitgenössischen Poeten gleichthut: eine Geschichte, in der „er sich kriegen“, bei welchem bedrückenden Ausgange denn der Reichthümerarzt Schnarrmehl und sein Handgott — der Jar — eine bedeutungsvolle Rolle spielen.

Die gediegensten u. schönsten Jugend- und die besten Weibsbücher empfiehlt Carl Plomming in Glogau. Ausführl. illustrierte Kataloge u. Prospekte gratis u. franko zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. direkt von der Verlagsanstalt.

Die Badestühle von S. Wehl, Berlin W, Rauerstr. 11, kann ich Jedem empfehlen, der täglich warm baden soll. Prof. Raier.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Vereins in Berlin Westhafen, Neugasse 1. Pensionat. Beste Referenzen, Näheres durch Prospekte und die Vorleserin frl. S. Ridder.

P. HEUSSIS Rationelle Bratmethode.
Ohne jede Mühe schönsten Bräunen jedes Bratens. Vorzügliches Backen von Brod, Kuchen, Eiern. Kein Anbrennen. Ausgeschiedene Saucen. Auf jeder Feuerung. Verb. mit u. ohne Ring, Kohlrührer, Grube, Was, Petroleum sofort zu brauchen. Preis mit email, Bratfanne und email. Backform: Größe für Hans M. 13. — Größe für Helen M. 17. 50. für Heinrich M. 25. — Stahl email. Backform mit Fleischbackform jeder Apparat M. 2.50 weniger. Röhre M. 1. — resp. M. 1.50. Gegen Nachnahme oder vorherige Einzahlung. Weiterverläufer gesucht.
Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstr. 6.

Bernh. Jos. Sternfeld Bielefeld
Fabrik und Versand von Leinen, Taschentüchern, Leinenen Tischzeugen, Handtüchern und fertiger Wäsche.
Lieferung ganzer Brautausstattungen etc.

Kissenbezug (Hand-Spachtelarbeit) Ausführung in feinem Bielefelder Leinen 85x85 cm gross, Stück M. 9,50.

124. Otto Weber's Mode-Magazin
Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reithäute nach bestem Schnitt An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin
befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schlennige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

Fränze. Ein kurzes, schwarzes Peau de soie-Kleid hat Devant- und Taillen-Garnitur in echten Spitzen von hohem Werthe. Ein kurzes, weißes Kleid ist an Rock und Taille mit reicher, weißer Lederbroschüre besetzt, ein kurzes, grau gestreiftes Moiré-Kleid endlich hat als wirkungsvollen Schmuck Broderien in Seide und Gold. Unter den von der Firma D. Petrus gelieferten Straßen- und Gesellschafts-Toiletten ist von nicht minder entzückender Pracht eine große Diner-Robe aus weißem Crêpe de Chine mit reicher Goldstickerei und Goldfransen mit einem Ueberkleide und Schleppe in Gold-Brocad und Straußfeder-Tuffs. Zu derselben Robe ist auch eine geschlossene Taille geliefert. Ueberaus wirkungsvoll ist eine Rocco-Toilette aus Pompadour-Stoff mit spigenüberdecktem Einsätze in lackfarbiger Seide. Spitzen fallen über den tiefen, runden Halsanschnitt. Eine Ball-Robe in rosa Crêpe de Chine ist an der viereckig aufgeschneittenen Taille und am Devant mit Spitzen besetzt. Ungemein zart ist eine Robe aus großblättrigem Tüll mit Atlasstreifen und Keinen, eingestickten Blumen. Eine Diner-Robe in blauem schweren Damaste hat einen Devant in kostbarer, feinsten Seidengaze, die in kunstvollster Weise mit Blumen besetzt ist. Auch zu diesem Kostüme ist eine zweite hohe Taille geliefert. Durch den reichen Schmuck in Handstickerei erzeugt ein Kleid aus gelbem Tüll unsere Bewunderung. Die Stickerei zeigt theils farbige Blumen, theils an der Taille und am Devant entlang goldene Vortien. Ein kurze Robe in lila Royal-Seide ist reich mit gleichfarbigem Bande und weißer Seidengaze besetzt. Eine Gesellschafts-Robe aus schwerer stumpf-grüner Seide ist gleichfalls mit Seidengaze und rosa Stoffrosetten garnirt. Von vornehmer Einfachheit ist ein weißes Crêpe de Chine-Kleid, nur mit weißen Spitzen und Band besetzt. Besonders geschmackvoll erschien uns eine dunkelgraue Seiden-Robe mit Passementerie-Fäden aus Silber und grauer Seide. Reiche Stickerei und Spitzenschmuck weist eine kurze, graue Robe aus zartem Wollstoffe auf; in blau und weißer Bouillarde-Seide ist eine Robe hergestellt, deren Devant mit Crêpe de Chine besetzt ist. Von gediegenem Werthe ist eine Robe in schwarzem Damaste mit einem Tablier, welches über und über mit Jet besetzt ist. Zu der Robe gehören zwei Taillen. Von duftiger Zartheit ist eine Robe aus Seide, lackfarbig und weiß breit gestreift, im Muster Aehren zeigend, und mit gestickter, weißer Seidengaze garnirt. Endlich ist noch ein Kleid in crème Boile mit Spitzen zu erwähnen. Zum Troussseau gehören u. A. auch noch fünf kleine Hüte zu Visiten, welche gleichfalls von D. Petrus geliefert sind. Besonders zierlich ist ein kleines weißes Hütchen mit weißer Broderie, Goldspitzen und Federtuff, ein weiteres weißes Hütchen ist mit Sammetblumen garnirt und mit Goldspitzen und weißer, in's Rosa übergehender Feder bereichert, ein kleiner schwarzer Sammethut, mit Jet besetzt, trägt rothe Federn, ein dunkelblauer Sammethut ist in Silber und Blau mit marineblauen Federn besetzt, der letzte der kleinen Hüte endlich ist mit schwarzen Spitzen und Reiferfedern garnirt. Außerdem erhält die hohe Braut ein Garnitur aus Blumen und Federn. Endlich hat D. Petrus auch kostbare Umhänge und Mäntel für den Troussseau geliefert; so einen weißen Mantel aus golddurchwirktem Wollstoffe, einen schwarzen Perlenumhang und den Reifemantel. Unter den übrigen, von der Firma Louis Boag gelieferten Hüten des Troussseau entzückt vor Allen ein weißer Crêpe de Chine-Hut in Touque-Form. Der zierliche Hut ist vorn herum mit weißen Straußfedern besetzt und zeigt ein Bouquet von kostbaren, gleichfarbigen Federn. Ein Capote-Hut von kleiner Form ist ganz aus prächtigen Goldspitzen gefertigt und mit cremefarbenen Federn garnirt. Ein zweiter Goldspitzenhut trägt rothen Federschmuck. Ein wahres Kunstwerk der Hutmacherei ist ein grüner Crêpe de Chine-Hut, eingefasst von einem Rande feiner, zierlicher Blätter und mit hohem, grünem Feder-Bouquet geziert. Unter den sonstigen Hüten sei noch ein echter, schwarzer Spigenhut mit rosa Rosen erwähnt. Die hohe Braut nimmt außerdem rosa und weiß garnirte Strohhüte mit in ihre neue Heimath.

Als Keisehut ist ein einfacher, kleiner, runder Fitzhut gewählt. — Dem Spigen-Troussseau der Prinzessin sind aus der hiesigen Spigen-Manufactur von J. Vint noch einige Prachtfürde zugeführt. Dazu gehört vor Allen eine kostbare, im Renaissance-Stile gehaltene Chantilly-Garnitur, die nach der eigenen Angabe des Fräuleins von Perpigna gefertigt ist. Das Muster zeigt stilvolle Blätter, Rosen und Dolden in wirkungsvoller Combination. Den Stül Ludwig XIII. zeigt eine ganz originelle, weiße Spigen-Garnitur, die in den verschiedensten antiken Stücharten ausgeführt ist. Der geklöppelte Rand ist untermischt mit genähten Reliefs in à jour-Arbeit. Ein ungemein fein gearbeiteter Reßgrund trennt die Vorbürze von dem übrigen Muster, das theilweise auf den kunstvollen Fitzschuppen-Grund sich auflegt. Außerdem erhält die hohe Braut mehrere Coupons werthvoller Valenciennes-Spizen zur späteren Verwendung für Kostüme und dergleichen. —

Hamburg. — Marie von Roskowska, die bekannte, vielgelesene Romanschriftstellerin, ist vor wenigen Tagen in Hamburg gestorben. Am 12. October hat sie noch, freilich schon damals schwer leidend, im Marien-Krankenhaus zu Hamburg ihren 61. Geburtstag feiern dürfen.

Paris. — Unter den weiblichen Arbeiten der Pariser Weltausstellung haben sich die Wand-Decorationen von Frau Henriette Manfievicz, einer in Dresden lebenden kunstfertigen Dame aus Oesterreich, des größten Beifalls zu erfreuen. Diese Decorationen, deren hohe und schmale Form dazu bestimmt ist, die Wandfläche Pfeilerartig zu unterbrechen, vereinigen die Kunst der Nadel mit der des Pinsels in vollendeter Weise. Es sind ihrer sechs, und das Wasser in seinen verschiedenen Erscheinungsformen bildet den Gegenstand der Darstellungen. Hier ist es ein Strom, der über Felsen stürzt, dort die stille Bucht eines Sees oder dessen träumerischer Spiegel. Hier schaut man auf die von Gondeln belebten Lagunen, dort auf das wildbewegte Meer, oder folgt den Bindungen eines unter dämmerndem Laub dahinfließenden Baches. Jedes dieser auf Seidenstoff gearbeiteten Bilder fesselt durch Naturwahrheit und poetische Stimmung, welche die Malerei wirkungsvoll erhöht. Sie verleiht den Farben, deren Uebergänge zart vermittelnd, einen Schmelz und Glanz, wie die Nadel allein sie nicht hervorbringen vermag.

Redaktions-Post

Herrn Albert H. in S. (Württemberg). — Ihrem Wunsche, eine Briefmaden-Correspondenz nochmals zur Beantwortung einer bereits erledigten weiblichen Frage aufzuheben, können wir zu unserem Bedauern nicht entsprechen. Das Buch ja: chorbor mid i quatorzo horas. — Wenn Sie und die Zeit, in welcher der betr. Artikel erschienen ist, etwas näher bezeichnen wollen, so wollen wir Ihnen denselben gern aufsuchen. Auf einen nochmaligen Abdruck können wir leider nicht einlassen. Mehrere Abonnentinnen. — Sie haben Recht. Der „Deutsche Frauenverein“ über den wir in Nr. 43 berichteten, behält seinen Sitz vorläufig in Weimar. Die Veranschlagung mit Dresden beruht auf einem Irrthum. H. C. in E. — Ihre Frage würde in der Briefmappe, für die sie sich außerdem nicht eignen, am liebsten Beantwortung finden, weil sie sich überhaupt so ohne Weiteres nicht beantworten läßt. Wir sind gern bereit, Ihnen persönlich Auskunft zu geben; doch müssen Sie uns zuvor nähere Information bezüglich Ihrer Verhältnisse mittheilen lassen. H. P., Malchow. — Ihre beiden Fragen eignen sich leider nicht für die Briefmappe. Wodurch die Nebenart, „Van den Luffas“ kommt, vermögen wir Ihnen nicht zu sagen. Friedrich der Große trug den Kränzlöffel einmal, weil zu seiner Zeit die Offiziere außer Dienst allgemein einen Stock zu tragen pflegten, und dann auch, weil er schon in jungen Jahren von der Wacht gelost wurde, die er sich vermittelst in seinen Feldzügen selbst hatte, wo der pflichttreue Monarch bekanntlich jede Bequemlichkeit verwarf. Redactur Abonnentin in V. — Ihre Frage ist nicht recht verständlich und eignet sich daher ebenfalls nicht zur Aufnahme in die Briefmappe. Wir müssen Ihnen anheimgeben, sich zuvor etwas deutlicher zu erklären.

Estimata S. in A. — Wir empfehlen Ihnen noch folgende Sprüche:
 Feuer und Wasser dienen gern,
 Aber es sind schlimme Herrn.
 Zell es dir gelingen,
 Schau selbst nach allen Dingen.
 Wer es nicht versteht,
 Dem's nicht geüht.
 Ein eigener Herr ist Goldes werth;
 Ist er auch arm, hält er doch warm.
 Ordnung spart Zeit und Müß'
 Drum übe und liebe sie.
 Arbeit bringt uns Ehr' und Brod,
 Müßiggang nur Schand' und Noth.

Arma von S. Stadt G. in Ungarn. — Praktisch, leicht, schön und billig, das sind recht schöne Leinwandstoffe, doch die darin ausgedrückten Eigenschaften können bei einer Stickerei zu vereinigen, welche sich außerdem noch großer Dauerhaftigkeit erfreuen soll. Wir wäre es, wenn Sie für den Bezug des „Schludians“ Well-Candee in einer leuchtenden, dunklen Farbe wählen und denselben mit einem leuchtigen Stein in Kreistich befechten, für den allerdings die zu verwendende Gobelins- oder Hamburger Welle in recht hohem Maße zu wählen ist, doch wird darin Ihr Geschmack Sie gewiß nicht irre leiten. Ebenfalls empfehlenswerth ist feiner Fries, für dessen Verzierungen sich dann leichter Blatt- und Stielstich eignet. An die jähren Rezy-Correspondenzen werden Sie schon selbst gewohnt haben, wir erinnern bei diesem nur daran, daß Ihre Muster durch ein Ausmaß mit leichten Seitenrändern befechten schon arbeiten werden.

G. P. — Wir können Ihnen auf Ihre Frage leider keine Auskunft ertheilen. Vielleicht werden Sie sich an eine Antiquar in diesem Fache, zu welchem Zwecke wir Ihnen Herrn Dr. Fincus-Rohr in Berlin W., Kurfürstendamm 107, und Dr. Lindemann in Stuttgart, Königstr. 42, nennen.

Saronin von G. in Wien. — Bei den kunstlichen Gattungen der Römer treten oft noch weit abweichende Dinge zu Tage. Zeitweise findet z. B. das Fleisch vom Begei Strauß auf der Tafel eine bedeutende Rolle. Mancher Römer war im Stande, einen ganzen Vogel allein zu verzehren. Apicius, der Koch des Kaiser Augustus, erfindet zum Straußfleisch eine besonders scharfe Sauce, und Kaiser Valerianus ließ das Gehirn von 100 Straußen zusammen mit einigen Schälchen Flamingo-Kugeln bei einer einzigen Mahlzeit auftragen. Cornelius Nepos soll es trefflich verstanden haben, Kammerbögel und Hühnermäuse zu malen. Auch wurden vicia zubereitete Kammerbögel auf die Tafel gebracht. Man geht sich oft darin, ganze Mahlzeiten von denselben Tieren und besten einzelne Bestandtheile in verschiedenen Formen auszubereiten.

Rechtlichen Rath, wie man ihn der Königin Kleopatra mit ihrem Becken nachsagt, trug auch Valerianus, indem er ansah mit Pfeffer, — die Fische mit dem Pulver edler Perlen würzte.

H. A. H. E. P. D. — Je nach dem Stoffe, den Sie wählen, können Sie Aquarell, Gouache oder Tempera-Farben verwenden. Die Aquarell-Farbe wird zwar mit Oelgemälde vermischt, damit sie nicht ausbleicht. Ihre andere Frage werden wir in die Briefmappe aufnehmen.

Fernina Saronin S. O. in G. — Eine sehr hübsche Bild-Decke brachten wir mit Abb. 63 der Nummer vom 28. Nov. 1881; unser Modell paßt genau auf den Bild, die Seitenwand umschließt, doch kann man die Decke auch ohne Anheben, das bleibt dem persönlichen Geschmacke ganz überlassen. Als Aufschlag dient eine einfache Saure oder auch eine Franze; man wählt Blau, Seide, oder Keinen, je nach Belieben, elegant oder einfach.

H. P. S. in E. — Anger in den von Ihnen bereits erwähnten Geschäften bekommen Sie gute Model-Größen bei H. Jordan, Berlin S. W., Markgrafstr. 107, H. Jorck C. Spandauerstr. 28. — Die andere von Ihnen genannte Firma ist uns nicht bekannt.

H. A. H. in E. — Wir nennen Ihnen: Stiff Dobbertin, Kloster Malchow in Pommern und Kloster Lüne bei Lüneburg.

H. A. H. in E. — Ihr Rath bezüglich der Häfelnadeln ist uns leider durchaus unverständlich.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbögen; jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beiblätter, 12 große farbige Rodenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Beilagen; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Hefi-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Hefi (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Rodenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Hefi-Ausgabe auch alle Postanstalten.

GUSTAV CORDS
 Special-Geschäft für Damen-Kleiderstoffe
 BERLIN W. 8, Leipziger Strasse 36
 Ecke Charlottenstr.

Reichhaltiges Sortiment eleganter wollener Neuheiten
 in äusserst aparten Farben mit dazu passenden seidenbrochirten Einsätzen (Panneaux), effectvollen Bordüren, Ecken (Coins und Chales), glatten und damassirten Wollen- und Seiden-Streifen. Grosses Lager schottischer Caros in neuen geschmackvollen Farbenstellungen. „Hervorragende Neuheit.“ Carirte und gestreifte Stoffe mit ganz neuen originellen Flammeneffekten.

Elegante reich gestickte Roben in Tuch und foulirten Stoffen. Schwarze u. farbige Neuheiten in hervorragend schönen Jacquards, Damassés, Caros und Streifen. Schwarze tuchartige und foulirte Stoffe mit eleganten seidenbrochirten Einsätzen (Panneaux) und effectvollen Bordüren. Schwarze und farbige Cachemires, Foulés, Croisés, Chevriots und Tuhe, vorrätlich in allen Preislagen.

Reichhaltige Auswahl in Crème-Stoffen, glatt und mit seidenen Streifen. Gestickte Roben und wollene bedruckte Battiste für Gesellschaftstoilette.

Indienne, Sicilienne, Velours, Lama und Druckflanelle für Matinées, Haus-, Morgen- und Kinderkleider.

Farbige Seiden-Stoffe in den brillantesten Tag- u. Abendfarben.
 Reiche Auswahl sehr eleganter neuer Muster für Gesellschafts- und Hochzeitstoilette. Sammet und Peluche, glatt und gemustert, in effectvollen Farben für Besatz und grössere Arrangements.

Schwarze glatte, gestreifte und damassirte Seiden-Stoffe in den neuesten Lyoner Qualitäten und Dessins.

Proben, Modebilder u. sämtliche Aufträge franco.
 Die grossen Lager meiner Damen-Kleiderstoffe sind stets auf das Reichhaltigste sortirt. Bei Bestellung von Proben bitte ich die Art und den annähernden Preis der gewünschten Stoffe gefälligst anzugeben, da davon die schnelle und richtige Ausführung abhängt.

Mondamin Brown & Polson
 alleinige Fabr. k. u. g. Hofl.

Bestes Molkprodukt. Für Kinder u. Kranke mit Milch gekocht spec. geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch. — Ueberall vorrätlich.

Getlöppelte Spitzen. Muster frei. Klappeln, Klappellisten, Klappelbriele, Zwirne, Spigenwäse u. Ausbesseri. Frau Johanne Hochmann, Schneberg-Neustadt.

VIETOR'sche Kunstgewerbe- und Frauenarbeits-Schule, Wiesbaden.
 Gediegene berufsmässige Ausbildung im Kunstgewerbe: Musterzeichnen, Decoratives Malen, Kunststickerei, Vorbereitung zum staatl. Handarbeitslehrerinnen-Examen. Pension. Prosp. u. Rab. durch d. Direct. Moriz Victor.

Der Dilettant,
 Musterblätter für Laubsäge, Schnitz-, Einlege- u. verwandte häusl. Kunstarbeiten mit Text, pro Halbjahr 6 M. mit 12 Beilagen 2 M. Preisnummern gegen 20 Pf. Briefm. Mey & Widmayers Verlag in München.

Schon jetzt verlange man mit Postkarte von H. Richter & Co. in Wundelshat (Lüchringen), Olten, Wien, Rotterdam, London E.C. oder New-York, 310 Broadway, das reichillustrierte Buch: „Des Kindes liebtes Spiel.“ Die Zulassung des farbenprächtigen, jahrelange gutachten angelegener Gelehrten enthaltende Buch erfolgt franco. Jede Mutter sollte es lesen!

Sen Mey & Widmayer, München.
 Anleitung zur Holzschneiderei
 besorgen der Kerbschnitzerei 60 Pf. Vorlagen 3. Kerbschnitzerei 15 Pf. Bildhauerwerkzeugkasten 1. Kerbschnitzerei. 30 Hft. Preisnummern gegen 20 Pf. Briefm.

Rich. Maune, Dresden-A,
 Falkenstr. 10
 Fabrik von Krankenfahrstühlen f. Zimmer u. Straße, Nuherühle, Universalhühle in jed. Lage verstellbar, Tragehühle, Bettische, Leisepulte, verstellb. Sopffissen u. f. w. Catalog gratis.

Jedes echte Grahambrod ist am eingepressten Firmastempel kenntlich.

Potsdamer (Professor Grahambrod) Weizenschrotbrod
 von Rudolf Gericke, Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant, Potsdam.
 Potsdamer Dampf-Zwieback- u. Weizenschrotbrod-Fabrik

ist ärztlich anerkannt das einzige Brod von dem gerühmten köstlichen Geschmack, das der schwächste Magen schon Morgens früh verträgt.

Directe Probenendung (5 Kilo) = ca. 350 Zwieback u. 3 Grahambrod zu M. 4.40.

Versand nur besserer Qualitäten in hochmodernen Neuheiten 1sten Ranges

Kleider + Stoffe

Abgabe jeder Einzelmaasses nach Musterwahl zu Fabrikspreisen

Grosse Auswahl in schwarzen und bunten Stoffen. Verlangen Sie Proben

offerirt **Alwin Tietze, Greiz**
 Wollwaaren-Fabrik-Geschäft
 Jeder Versuch lohnt den directen Bezug

Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gouache-, Majolika-, Bronze-, Gobelins-, Sammet- und Chromo-Malerei. Staffeleien, Malleinwand, Pinsel, Firnisse etc. Neueste Malvorlagen auch zur leihweisen Benutzung. Platin-Holzbrand-Apparate neuester, bedeutend verbesserter Construction Gummi-Knetmasse zum Formen von Blumen etc. Kilo 7,50 M. Plastilina zum Modelliren. Neueste Apparate zur schwedischen Kerbschnittarbeit mit Gebrauchsanweisung Eingerichtete Kisten zur Lederschnittarbeit. Punktirapparate zum Aufzeichnen auf Stoff etc. Ganz neu: Sammet-Malerei mit besonders präparirten, unveränderlichen Farben. (Gesetzlich geschützt D. R. P.) Preis des Kastens mit vollständigem Zubehör und ausführlicher Anleitung 20 M. Milchglasplatten für Oel- u. Aquarell-Malerei. Kensington Federn. Tambourins zum Bemalen.

Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10.
 en gros. Kunstmaterialien-Magazin. en detail.

Holz-, Terrakotta- und Majolika-Gegenstände zum Bemalen in grosser Auswahl. Gold-, Silber-, Kupfer- und Grünbronze-Leinwand für Ofenschirme (Paravents), Wandteller, Mappen etc. Schreibmappen (Ludolfmappen) und andere Gegenstände in Gold- und Silber-Calligostoff zum Bemalen. Zeichenmaterialien. Reisszeuge in allen Preislagen. Zeichenvorlagen, Skizzenbücher, Pantographen zum Vergrössern und Verkleinern von Zeichnungen. Bleistiftkasten von Faber u. A. Lehrbücher für Malereien. Geeignete Lehrer und Lehrerinnen für alle Fächer der Kunstmalerei werden empfohlen. Ausführliche illustrierte Preislisten unentgeltlich.

Elegante Luxuspapiere und billets de correspondance mit und ohne Vignetten.



Bäuerin aus dem Unter-Elzass.
Nach einer Zeichnung von H. Issel.

Blätter für Kostümlunde. Neue Folge. 242. Blatt.

Das Elzass bietet an Kostümen noch sehr viel Interessantes und Schönes. Charakteristisch für die ländlichen Trachten der Elzasser ist der Schlupf aus breiten Bändern auf dem Kopfe, wie ihn auch unsere Abbildung zeigt. Es ist die Tracht in der Gegend von Wassenheim oder Wassenonne, im ehemaligen Departement Bas-Rhin. Da die dortigen Bauern im Allgemeinen sehr wohlhabend sind, ist das Kostüm der Frauen hauptsächlich reich an farbigen, oft kostbaren Stoffen. Die Kopfbänder, deren Farbe sehr verschieden ist, sind aus Seide, häufig mit darauf gestickten Blumen. Der Schlupf aus den breiten Bändern, welche über den Nacken hängen, wird auf den fest zusammen gerollten Köpfen befestigt. Um den Nacken ist ein Halbtuch aus Seide oder Barège, dessen Farbe sehr verschieden

ist, geschlungen. Das Nieder ist aus Damast mit hineingewebten Blumen, hin und wieder auch ganz aus gelbem Damast. Der aus Pappe hergestellte Einsatz für das Nieder ist mit rothem, gelbem oder auch schwarzem Stoffe überzogen und mit breiter Silber- und schwarzer Perlenstickerei verziert; oben am Einsatze ist eine breite schwarze Spitzen-Garnitur angebracht. Das Nieder hat eine Silber-Passementerie-Einfassung oder auch einen Sammet-Besatz. Die langen Ärmel sind aus Musselin und vorn mit Spitzen versehen. Der am Nieder befestigte Rock aus Wolle, in der Regel grün, ist unten mit Sammet-Streifen besetzt. Die Strümpfe sind weiß; an den Füßen werden niedrige schwarze Lederschuhe getragen.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Anzeigen jeglichen Inhalts, mit Ausnahme von Heilathgeurichten, Gebrauchs- u. dergl., finden in der Illustrierten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, umsonst als die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Der Preis für die einseitige Konparative-Zeile (etwa 52 Buchstaben fassend) oder deren Raum beträgt im Blatte selbst 1 Mark 60 Pf., auf dem Fest-Umschlag 50 Pf. (18 Kr.) — Inserat-Laufzettel sind zu richten an

Die Expedition der Illustrierten Frauen-Zeitung, Berlin W., Potsdamer Str. 58, Wien I., Operng. 5.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Zweite Volks- und Familienausgabe.
Neu durchgesehen und herausgegeben von
Dietrich Theden.
Erscheinen in zwei Serien jede in ca. 70 Lieferungen oder 12 Bden. Jede Lieferung von mindestens 60 Seiten in 8^o in elegantem Druck auf holzfreiem Papier nur 30 Pfg.
Der broschirte Band von 50 bis 100 Bogen 1 M. 80 Pfg.
Der geb. Band 2 M. 50 Pf. Einserung 1 M. in jeder Buchhandlung vorräthig. Alle 8-14 Tage eine Kfg.
Gerhards Werke sind von Interesse für jeden Stand und jedes Alter, u. jedem Alter können sie unbedenklich in die Hand gegeben werden.
Dr. Kreyzig sagt: Gerhards nicht gering anzuschlagende Stärke liegt in der unerschöpflichen Erfindungsgabe, der immer spannenden Handlung, den ganz vorz. Naturwahrheiten u. in der frischen Sprache des Selbstgechanten.

Die schönsten u. liebsten **Jugend**schriften.
Weihnachtsbücher
empfiehlt Carl Flemming in Glogau. Ausführl. illustrierte Kataloge u. Prospekte gratis u. franko zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. direct von der Verlagsanstalt.

Schon jetzt verlange man mit Postkarte von H. R. Richter & Co. in Rudolstadt (Thüringen), Olden, Wien, Rotterdam, London E.C., oder New-York, 310 Broadway, das reich illustrierte Buch:
„Des Kindes liebste Spiel.“
Die Zulassung des farbenprächtigsten, zahlreicher Entwürfe angelegener Gelehrten enthaltende Buch erfolgt franco.
Jede Mutter sollte es lesen!

Sieben erschien:
Die Aquarell-Malerei.
Bemerkungen über die Technik derselben.
Von Prof. Max Schmidt.
6. Auflage. Mit einem Farbentafel.
Preis 2 Mark.
Leipzig. Th. Grieben's Verlag.
Geg. vorher. Zahlung dir. v. Verleger beziehb.

Wohlriechender Taschenkalender für 1890. — Muster franco gegen 20 Pfg. in Marken.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Ärztlicher Ratgeber
für
gesunde und franke Frauen
vom
hygienischen Standpunkte.
Neun Briefe in gemeinverständlicher Fassung
von
Dr. Paul Niemeyer,
Sanitätsrat und Arzt des hygienischen Vereins in Berlin.
8^o broch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. 50 Pfg.
Dieser Ratgeber entwickelt eine auf das weibliche Geschlechtstheilen (auch was Kinderlegen, Unfruchtbarkeit und dgl. betrifft) angewandte Gesundheitslehre und bietet eine gründliche Aufklärung über Entzündung, Verhütung und Heilung der sog. Frauenleiden. Das Buch wird in Quanten der unendlich geringsten Heilbedürftigkeit in leger, Frauenleiden Senation und „weiblichenmuth“ erweisen!

Neueste illustrierte Briefmarken-Albums
zu 76 Pfg. 1, 1 1/2, 2, 3, 4, 5, 6, 7 1/2, 9, 15 und 30 Mark.
Echte Briefmarken billigst. Proskurant gratis. Katalog 1889 75 Pfg.
Zu beziehen durch **Alwin Zschiesche**
u. alle Buchhandlungen. Leipzig u. Naumburg a. d. S.

Ad. Wilbrandt's neuester Roman: **„Adams Söhne“**
erscheint gegenwärtig in Deutschland
allein
im **Berliner Tageblatt.**
Allen zum December neu hinzutretenden Abonnenten wird der bereits abgedruckte Theil des hochinteressanten und spannenden Romans **gratis und franco nachgeliefert.**
Abonnements für December auf das „Berliner Tageblatt“ und Handels-Zeitung nebst seinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern „Ulk“, „Deutsche Lesehalle“, „Zeitgeist“ u. Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft nehmen entgegen alle Reichspostanstalten für 1 Mk. 75 Pf.

Die Mode

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Berlin. — Zur Ball-Toilette tragen junge Damen kleine geschlossene Kränze, die sich vorn diademartig verbreitern oder zweifach gebunden werden. Die modernsten Blumen sind Edelweiß, Taufschändchen, Heckenrosen und, selbst für die jüngsten Ballschönheiten, Veilchen, welche in blondem Haar hochpoetisch wirken. M. St.

Der duftige Pudertüll hat seine Rolle als Hut-Garnitur nicht mit den letzten warmen Tagen ausgespielt, sondern geht auf den Winterformen neuen Siegen entgegen. Hier hat er nicht allein die Aufgabe, das Ausstattungs-Material, bestehend in Sammet, Band und Federn, zu vervollständigen, sondern er bildet an großen runden Filzhüten auch lange, unter dem Kinn zur Schleiße geschlungene Barden und mit ihnen eine für jugendliche Gesichtser besonders reizvolle Umrahmung. F. J.

Welchen Verdruß und Aerger bereiten uns oft die kleinen widerspenstigen Nackenhaare, welche, kurz verschritten, sich während des Nachwuchses mit dem übrigen Haar schwer verbinden wollten. Die meisten Mittel erwiesen sich als unzulänglich, Kämmchen und Kadeln gingen verloren, das geschnittene Zöpfchen löste sich auf. Die unter dem Namen „Haarpag“ von einem Wiener Coiffeur erfundene patentirte Sicherheits-Spange aus Schilddatt scheint uns daher eine practische Abhilfe zu bieten. Man büfct das kurze Haar aufwärts, schiebt die Kadel des Haarpagen unter dasselbe, und schließt die Spange darüber. G. U.

Unter den Federbesähen wird neben „Marabout“ eine neue Art, die, dicht und kurz geschoren, an Viberfell erinnert, viel Beifall finden. Zu den für Abendmäntel bestimmten Damast-Geweben giebt es zweifarbiges, gruppenweise geordnetes Federbesähen, der besonders in Dunkel- und Fahlblau sehr hübsch ausfällt. F. J.

Der Borliebe für leichten, nicht allzu kostbaren Schmuck Rechnung tragend, bringen wir mit nebenstehenden Abbildungen verschiedene moderne Schmuckgegenstände. Als Schmuck für das Haar bevorzugt man noch immer den mit winzigen Kugeln gekrönten ein- oder mehrfachen Reifen aus durchbrochenem Silber. Dyrdirtes Silber verwendet man vielfach zu Broschen, untermischt mit glänzendem Golde, wie das aus ersterem hergestellte Glücks-Kleeblatt, um dessen Stiel sich eine nach der Perle im Innern züngelnde goldene Schlange windet. Sehr beliebt ist auch neuerdings die italienische Mosaik, welche sich bei mäßigen Preisen durch kunstvolle Arbeit und gute, vergoldete Silber-Fassung auszeichnet. Brosche und Armband sind in Uebereinstimmung aus Mosaik-Plättchen hergestellt, welche dem Armbande als Anhänger angefügt sind. G. U.

Unter den Hutformen erfreut sich der „Voléro“ großer Beliebtheit. Meistens trägt man denselben aus schwarzem Filz und gleich dem echt spanischen mit buntsfarbigen Pompons geschmückt. An Stelle der letzteren treten auch häufig farbige Sammetband-Rosetten, unter denen die goldgelben der heutigen Mode am meisten entsprechen. G. U.

Ob auch tanzende Damen die Schleppe tragen? Diese Frage muß entschieden verneinend beantwortet werden. Das eigentliche Ballkleid, sei es aus lustigen oder Seidenstoffen hergestellt, wird nach wie vor rund, wenn auch etwas länger, als in den letzten Jahren getragen; auch die junge Frau, sobald sie dem Tanze huldigen will, verzichtet auf die Schleppe, welche für die Gesellschafts- und elegante Haus-Toilette mehr und mehr an Boden gewinnt. Hoffen wir von dem gefunden Sinne der deutschen Frauen, daß sie die Schleppe nicht auch auf das Bistien- oder gar Promenaden-Kostüm übertragen werden. M. St.

Wollen wir auch dem Glace-Handschuh seine alten Vorrechte keineswegs schmälern, so treten wir doch, soweit es sich um den Winter handelt, für den Stoff- oder gewebten Handschuh ein, der längst alle gegen ihn gehegten Vorurtheile überwunden hat und selbst zu den elegantesten Promenaden-Toiletten getragen werden darf. Dies gilt vornehmlich von dem an der inneren Handfläche mit Leder besetzten sogenannten „Gancedas-Handschuh“, der in den denkbaren verschiedensten Farben vorhanden und mit weichem, wärmendem Jersey-Futter versehen ist. Neben ihm erhält sich der im vorigen Jahre bei Erwachsenen und Kindern gleich beliebte, aus Seide und Wolle in zwei Farben gewebte Ringwood-Handschuh, welcher heute als Mousquetaire, bis zum Ellbogen reichend, über den Paletot-Armel gezogen wird. Neuerdings fertigt man ihn auch aus Kaninchen- oder Vicuña-Wolle, einem neuen, ungemein weichen und langhaarigen Fabrikat, welches auch zum Füttern der beliebten rothen Schlupfhandschuhe aus Hundsteher verwendet wird. An Stelle der sogenannten Krimmer-Handschuhe tritt eine Nachahmung aus Jersey, an der nur die obere Handfläche ein schlingenartiges Gewebe zeigt. Der einfache Tricot-Handschuh gewinnt neuen Reiz durch die breite Stulpe aus Tippec Knyle; in zwei Farben, wie Braun und Schwarz, lodig gewebt, sticht sie von dem glatten, braunen Gewebe des Handschuhes wirkungsvoll ab. Auf dem Gebiete der Ball-Handschuhe spielt der meist cremefarbene seidene Handschuh noch immer eine bedeutende Rolle und zeigt die verschiedensten Musterungen. Da ist der bekannte „Königin Louise“-Handschuh, der Duchesse genannte, mit Entre-deux, „Venezia“ mit dichten und durchbrochenen Streifen, die, zusammen geschoben, Puffen bilden, u. s. w. Sehr apart erscheint ein nach der Form des Armes gearbeiteter Halbhandschuh in altvenetianischem Spitzenmuster, der namentlich als Thes-Handschuh Verwendung findet. G. U.

Paris. — Im Gegensatz zu der Verschönerung mancher neueren Hutformen, bieten die einfachen, großen Filzhüte einen wahrhaft wohlthuenden Anblick dar, zumal sie durch ihre höchst kräftigen Farben neuen Reiz gewinnen. Sehr zu empfehlen ist eine gewisse rosa Nuance, die namentlich Blondinen entzückend steht.

Ein Bouquet Sammetveilchen mit dunklem Sammetlaub, seitwärts unter der Krämpfe befestigt, bildet die ganze Garnitur eines solchen Hutes. Für die Straße hält man ihn in einen großen, zur Farbe der Blumen passenden Schleier aus getupftem Tüll. B. d. G.

Für Halbtrauer giebt es Schmuck aus facettirtem Stahl, dessen grauer Ton trefflich zu den schwarzen Stoffen paßt. Im Allgemeinen stimmen die einfachen Formen des Stahlschmuckes mit denen aus Jet überein, dagegen finden sich unter den aus Jet gefertigten Broschen und Nigrettes für das Haar oder den Hut gerabte Ungeheuerlichkeiten, als Elephanten, Hähne, Eifelhürne u. s. w. Die chatelaine für die Uhr zeigt meist eine breite, bandartige Kette aus Stahl nebst glattem Gehäuse für die Uhr; ist das Gehäuse aus Jet, so vertritt ein breites seidenes Kapsband die Stelle der Kette. G. F.

Der Liebling der Pariser Damen, die befanntlich besonderen Werth auf die Schlantheit der Taille legen, bleibt das einfache, eng anschließende Neberkleid, welches man neuerdings, sowohl zur Visite, als zur Promenade, aus braunem Sammet mit Stickereien herstellt. Die mit schönem Pelzwerke gefütterten vorderen Rockbahnen lassen ein Unterkleid aus hellgrauer Seide sehen, dessen Rand Straußfedern oder Kranz säumen. Die kleine, sehr niedrige Capote, ganz aus Stickerei mit Sammet-Garnitur und Bindbändern, ist die zu diesem Kostüme erkorene Hutform. B. d. G.

Als Wand-Decoration in Treppenhäusern, Vorzimmern und dergl. empfehlen sich die roth gefärbten Pampas-Weidel, welche in Verbindung mit braunen Gräsern und einem großen Palmenblatte, einige Abwechslung in die üblichen Makart-Sträuße bringen. G. F.

Sehr brav schauen die Kinder in ihren diesjährigen Tuch-Anzügen aus; die Juben in dunkelblauem Jacket mit sammetnem Höschen und Kragen, die kleinen Mädchen in schwarzgesticktem pappgrünen Kleidchen, die größeren in schottisch-carriertem Rocke und garnelenrother Jacke; die kleine Gesellschaft steht in Bezug auf die modernen Nuancen um nichts hinter den Großen zurück. Ihre oftmals karierten Hütchen passen sehr artig zum Ganzen. Dunkle Strümpfe, meist vom tiefsten Tone des Kleides, sind nach wie vor gebräuchlich. Die Lederamaschen der Knaben stimmen mit dem Schuhwerk überein. B. d. G.

Eine durch den Besuch des Schah von Persien, wie durch die zunehmende Vorliebe für Astrachan hervorgehobene Tracht, ist die persische Mähe. Der Seidenkrepp, der den Boden bildet, kann jede Farbe haben. Unser Modell aus schwarzem Astrachan ist mit grauem Krepp-Bund und grauer Feder-Nigarette verziert. B. d. G.

Handarbeiten

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Bildete das rein weiße Leinen die Freude und den Stolz unserer Mütter, so erheischt dagegen der heutige Geschmack, die glatten Flächen durch farbige Stickereien wohlthuend für das Auge zu be-



leben. Namentlich ist dies bei Tisch- und Kaffee-Gedecken der Fall, deren Muster dem betreffenden Service zu entnehmen, für eine besondere Feinheit gilt; wenigstens müssen die Farben der Stickerei und Malerei im Einklange stehen. Selbst die Tischläufer, Servirtisch- und Büffet-Decken, welche für das nahebeiehnende Weihnachtsfest wieder zu Tausenden entstehen werden, sucht man der Decoration des Porzellans möglichst anzupassen. Aus einer reichen Collection sehr schöner Arbeiten dieser Art, welche uns die unten genannte Firma zur Ansicht vorlegte, wählten wir zwei besonders charakteristische Gegenstände zur Darstellung aus. Sowohl die viereckige Tischecke (76 Cent. hoch, 78 Cent. breit), wie die 56 Cent. hohe, 146 Cent. breite Büffet-Decke, sind auf feinem weißen Leinen mit farbigem Zwirn gestickt, dessen Glanz fast dem der Seide gleichkommt. Die mit 2 1/2 Cent. breitem Hohlraum abschließende Decke verzieren in reicher Weise Früchte- und Blumenzweige in natürlichen, nur etwas matten Farben. Abschattirter Plattstich, dessen Ausführung am besten in einem Rahmen geschieht, bildet



Blumen, Kirchen und Erdbeeren, nur die Sternblumen sind in Kreuznaht gearbeitet, während Stielstich für die Contouren und Stengel der mit leichten Stichen (Kreuznaht, Fischgräten-, Languetten-, Spitzenstich etc.) gefüllten Früchte und Blätter dient; letztere wurden jedoch an einzelnen Zweigen, der lebhafteren Wirkung wegen, auch im Plattstich, wie die Aehren, ausgeführt. Das im Renaissance-Stil gehaltene Muster der Büffet-Decke wirkt besonders interessant durch die Farben-Zusammenstellung. Neben vier braunen Nuancen, — die dunkelste bildet die Stielstich-Contouren, während die übrigen drei die Füllungen in den oben genannten leichten Stichen herstellen, — fanden Fahlroth, Hellblau, Orange und Strohgelb in sehr maßvoller Weise Verwendung; nur vier der Schmetterlinge wurden ganz in diesen Farben mit Fühlensnahme von Weiß ausgeführt. Schließlich noch der Hinweis, daß durch die unten genannte Adresse sowohl fertige als angefangene oder nur vorgezeichnete Decken nebst Material zu beziehen sind, auch werden auf Wunsch vollständige Gedecke geliefert. Als hübsche Weihnachtsgabe empfiehlt sich auch der Tischläufer von 36 Cent. Breite zu 172 Cent. Länge, dessen Damast-Muster sich die kleinen Einzelfiguren aus chinesischem Goldfaden anschniegen, während weißseidene Blüthenzweige mit grünen Blättern willkürlich dem Fond eingestickt sind. M. St.

Bezugsquellen: Ball-Blumen und Voléro: C. Hartleb, W. Markgrafstr. 32. — Haarpag: A. Stodinger, Wien I, Szigetgasse 8. — Pampas-Weidel: C. Sauerwald, W. Veitshofstr. 20. — Promenaden- und Ball-Handschuhe: F. Trivelpont, W. Veitshofstr. 41, und Mode-Bazar Gerion, W. Veitshofstr. 9-12. — Tisch- und Büffet-Decken: Fr. D. Diederich, SW, Draisienstr. 102. — Tischläufer: F. B. Grünfeld, Landwehr in Schlessen u. Berlin W, Veitshofstr. 25.

Stopfarbeiten mit der Nähmaschine.

Bisher sind zum Stopfen mit der Nähmaschine mehr oder weniger complicirte und kostspielige Apparate verwendet worden, doch kann man diese wichtige Arbeit auch ohne einen solchen Apparat auf einer guten Singer-Maschine oder solcher nach Singer's System ausführen. Die mit der Maschine zugestopften Stellen sehen nach der Wäsche außerordentlich accurat aus, in Damaft-Zischzeug sind sie kaum zu unterscheiden, und dabei hat diese Stopfarbeit, wie alle Maschinenarbeit, den Vorzug, daß sie sich viel schneller, als mit der Hand herstellen läßt. Es dürfte deshalb mancher Leserin willkommen sein, die Nähmaschine auch für diesen Zweck auszunutzen.

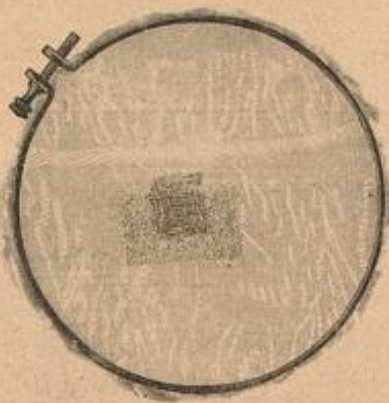
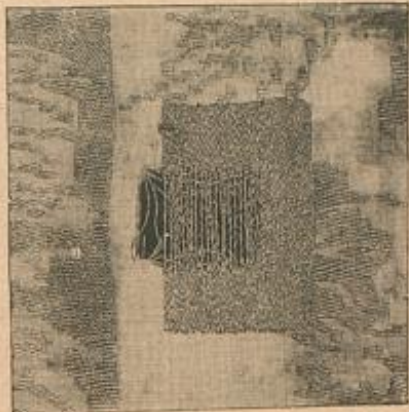
Da man beim Stopfen mit der Maschine, gerade wie beim Stopfen mit der Hand, vor- und rückwärts nähen muß, ist es nöthig, den Federdruck des Nähfußes an der Presserstange theilweise aufzuheben, damit der Transporteur, der vermittelt der kleinen Zähnen den Stoff vorwärts schiebt, außer Thätigkeit gesetzt wird. Dies geschieht ganz einfach dadurch, daß man den Nähfuß etwas höher schraubt, und zwar mit Benutzung des oberen Gewindeloches an der Presserstange. Hier befestigt man den Fuß mittelst der Schraube derart, daß er, bei heruntergelassenem Hebel, zwei bis drei Millimeter von dem Transporteur entfernt steht. Stellt man das Nähfußchen höher, so verlagert die Maschine, sie fest aus und es entstehen sogenannte Fehlstiche oder Schlingen; steht es tiefer, so kommt der Stoff dem Transporteur zu nahe, sobald eine beliebige Führung desselben vor- oder rückwärts unmöglich wird. Um die richtige Stellung für immer zu fixiren, läßt man sich entweder den Nähfuß, dicht unter dem Schraubenanschnitte, von einem tüchtigen Schlosser oder Mechaniker durchbohren, wie die Abbildung zeigt, — durch dieses Bohrloch schraubt man alsdann den Fuß an dem unteren Gewindeloch der Stange an, — oder man macht sich mittelst einer feinen Feile ein Zeichen, um stets wieder dieselbe Stellung zu finden. Wer die Ausgabe (3 M.) nicht scheut, dem möchten wir den nebenstehenden, extra für die Stopfarbeit construirten Nähfuß empfehlen. Derselbe wird ebenfalls in das obere Gewindeloch eingeschraubt und ist durch eine Spiralfeder so elastisch ge-

macht, daß er die Kraft des Transporteurs beinahe vollkommen aufhebt.

Um den Stoff nicht kraus zu ziehen und ihn sicher vor- und zurückführen zu können, bedarf es eines Nähmehrs, das aus zwei schmalen, in einander passenden Messingringen von 12—15 Centimeter Durchmesser besteht. Man nimmt nun sowohl im Schiffchen, als oben auf die Maschine, recht feines Garn, Nr. 150—200, — je feiner das Garn, desto hübscher wird die Arbeit, — und stellt die Spannung, besonders im Schiffchen, aber auch am Obergarn recht lose. Nachdem die schadhafte Stelle in das Nähmehrs gespannt worden, schneidet man die Ränder bei ausgefalteten Löchern glatt; Risse spannt man so ein, daß die Ränder an einander stoßen. Wie die Abbildung zeigt, werden die Stichreihen dicht neben einander über die offene Stelle hinweg geführt, indem man das Nähmehrs langsam vor- und rückwärts schiebt. Ist das Loch vollständig überspannt, so dreht man den Rahmen und näht nun ebenso quer über die gespannten Fäden hinweg, bis zur Füllung des Ganzen. Bei Rissen oder schadhafte Stellen genügt ein einmaliges Ueberstopfen.

Um die gestopfte Stelle möglichst accurat zu begrenzen, zeichnet man mit Bleistift um den Ausschnitt ein Quadrat, das an allen Seiten mindestens 1—1½ Cent. größer sein muß, als der Ausschnitt selbst. — Die Stopfarbeit erfordert keine besondere Kunstfertigkeit, sondern kann von jeder einigermaßen geübten Maschinennählerin schnell erlernt werden.

Bezugsquelle der Apparate zum Stopfen: C. Halbach, W. Friedrichstr. 65a.



Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die Ausstattung der Prinzessin Sophie an Juwelen hat den Werth eines Schatzes. Das Hauptstück derselben ist ein Schmuck aus Brillanten und Türkisen, bestehend aus Diadem, Brosche und Halsband. Das Diadem ist ein Geschenk Sr. Majestät des Kaisers. Es ist sehr hoch gearbeitet, und in der Zeichnung von grazioser Erfindung. Drei über einander stehende Reihen von Türkisen in abgestufter Größe sind von den zierlichsten Arabesken in Brillanten umgeben. Die größten Türkisen, in Birnenform, bilden krönende Spitzen, eingefasst von großen Brillanten. Nach den beiden Endseiten hin verkleinert sich das Diadem. Das Halsband ist in Form von Bandschleifen in Brillanten gearbeitet, die Knoten desselben werden von großen Türkisen gebildet. Von großem Werthe und seltener Schönheit,

namentlich der Türkisen, ist das daran hängende Kreuz. Es ist ein Erbstück der englischen Königsfamilie. Nach einer Tradition soll es von der Königin Anna stammen, thafächlich war es im Besitze der Prinzessin Charlotte von Wales, der einzigen, früh verstorbenen Tochter Georgs IV. Ihr Gemahl, der spätere König Leopold I. der Belgier, schenkte es der Königin Victoria, diese der Prinzessin Royal und Kaiserin Friedrich gab es zum Brautgeschenke der Prinzessin Sophie, ebenso auch einen großen, runden, von großen Brillanten umgebenen Türkis, der als Armband wie als Brosche getragen werden kann, und mit welchem der Vater, der Prinz Gemahl, einst das Taufkleid seines ersten Kindes, der Prinzessin Royal, geschmückt hatte. An Werth und Schönheit kommt diesem Schmucke ein zweiter von Rubinen und Brillanten gleich, ein Halsband, das zugleich als Diadem verwendet werden kann. Collier und Armband sind ein Geschenk der Kaiserin Friedrich an ihre Tochter, ebenso noch ein Halsband aus sechs Schnüren Perlen mit einer Schließe von Brillanten. Ein in Brillanten gefasste Rubine bilden niederfallende Tropfen. Von seltener Größe ist der Rubin, den das Mittelstück der großen, in Brillanten gearbeiteten Brosche enthält, ebenso die drei Rubine, welche in Brillanten gefasst, die Pendeloques bilden. Kaiserin Augusta hat ihrer Enkelin zwei große, den Umfang von großen Medaillen erreichende Brillantsterne geschenkt. Von ihrer mütterlichen Großmutter, der Königin Victoria, erhielt die Prinzessin-Braut zwei kostbare indische Shawls, deren Werth auf 12,000 M. geschätzt wird, eine große Garnitur von Honneton-Spitzen, ein Halsband in Brillanten, Silberfäden und eine Bibliothek ihrer Lieblings-Schriftsteller. Als Hochzeitsgeschenk erhielt die Prinzessin von ihrem Schwager, dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen, ein Armband in Türkisen und Brillanten. Ein Armband in Brillanten schenkte die Frau Großherzogin von Sachsen, ein Armband von Perlen mit zwei Reihen von Brillanten der Herzogin und die Herzogin von Bedford, ein Kettenarmband mit einem von Brillanten umgebenen Saphir der Graf und die Gräfin Gobranau. Das persönliche Tafelsilber, welches die hohe Braut mitbekommt, hat in gewohnter solider Eleganz die Firma S. u. Wagner in Berlin geliefert. Den Türkisen- und Rubinenarmband hat Zeigle in Berlin gefertigt.

Der Wäsche-Troussau der Prinzessin Sophie, welcher von den Firmen Goldschöfer u. Köfide und Jules Bister geliefert ist, repräsentirt einen Werth von weit über 25,000 M. Die Hemden sind theils aus sächlichen deutschen Leinen, theils aus Seide und mit Stückerien und Spitzen reich garnirt. Die von Jules Bister gelieferten indisch-seidenen Taschentücher sind theils ganz weiß, theils weiß mit farbigem Rande. Das Monogramme, das gekrönte lateinische S., ist in kunstvoller weißer Stückerie ausgeführt. Die aus den Beständen derselben Firma entnommenen Vinon-Taschentücher sind mit farbig gesticktem Rande in kleinen Dessins und echten Valenciennes-Spitzen geziert. In dem Monogramme wiederholt sich in zierlicher Ausführung das Dessin des Randes in gleicher Farbe. Andere Taschentücher, von Goldschöfer u. Köfide geliefert, sind mit fantasie-Hohlsäumen geziert. Die aus dem vollendetem Geschmacke gefertigten Morgenjaden der hohen Braut stammen aus den Ateliers von Jules Bister. Die Jaden sind in weichem Batist und mit weißer Stückerie garnirt. Die von derselben Firma gelieferten Friseur-Jaden haben weite japanische Ärmel. Zahlreiche Fältchen und prächtige Stückerie erhöhen den vornehmen Eindruck, den diese, wie alle Stücke des Wäsche-Troussaus, schon durch den Werth der feinen Stoffe erregen. Die leinene Bettwäsche, von Goldschöfer u. Köfide bezogen, zeigt Hohltaht-Arbeiten und Handstückerie, bei der u. A. auch

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Berfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Mütterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verläßt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Berührt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Muster von meinen echten Seidenstoffen sehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke tollfrei in's Haus, ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt, Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

„Monopol-“ Seide

Auszug der Analyse
des Hrn. Dr. C. Bischoff, vereid. Chem. d. Kgl. Gerichte in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8,10 %	1,53 %	3,405 %
11	60 "	1,388 "	8,10 %	1,52 %	2,630 %
12	60 "	1,443 "	7,90 %	1,26 %	2,140 %

Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Daß die mit vorgetragte Henneberg'sche „Monopolseide“ frei ist von jeder mineralischen Verunreinigung, mikroskopisch sie als ein völlig reines, gleichmäßiges Seidenwebgewebe zeigt und den besten Fabrikaten zuzurechnen ist, welche in schwarzen Seidenstoffen productirt werden.

Berlin, den 4. Sept. 1886.

sig. Dr. C. Bischoff,
gerichtlicher Chemiker in Berlin.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant Zürich.

Rur direkt und nur echt, wenn auf der Rante eines jeden metre eingedruckt ist: G. HENNEBERG'S „MONOPOL“. Muster umgehend.

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
Lager über 500,000 Bände.
Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Lesegesellschaften:
4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände
30 M. 40 M. 50 M. 75 M. 125 M. 200 M.
Wochentzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstätte

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Damentuch und Flanell

aus reiner Wolle gearbeitet, in den beliebtesten Farben, sowie Backskins, neueste solideste Dessins, hochfeinen schwarzen Croisé und kräftigen Satin, nur reelles Fabrikat, vornehmst stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen.
Reichhalt. Muster-Auswahl mit Angabe der Breite und des schönsten Preises frei.
Theod. Herrmann, Sagan, Schles.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelschule

für Frauen und Töchter
gebildeter Stände
nach dem Muster des Letzerevereins in Berlin
Westhafen, Rempasse 1.
Pensionat.
Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte und die Vorleserinnen Fel. H. Ritter.

Musterblätter für Laubsäge,
Schnitz-, Einlege- u. Holzmalereiarbeiten.
800 Nummern. Muster. Preis 20 Pf.
Roh & Widmayer's Verlag in München.

Gestoppelte Spitzen. Muster frei.
Stöppeln, Stöppelkissen, Stöppelbriefe,
Zwirne, Spitzenwäsche u. Ausbesserei.
Franz Johanne Bochmann,
Schneeberg-Neustadtstr.

Kerbschnitzerei.

Unterrecht, Werkzeuge, Holzwaaren. Preisl. gr. b.
Fr. Clara Roth, Berlin W., Vordammstr. 104.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,
bietet die neuesten Modells in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.
Grosses Lager in farbigen Costümen, Reithleider nach bestem Schnitt
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
zwischen Gensdarmenmarkt und den Colonnaden.
Schnelle Anträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

die griechische Bordüre als Dessin mehrfach Verwendung gefunden hat. Das Tischzeug ist aus schwerem Damast. — Zur Bergung der kostbaren Schätze des Troussaus sind von der Firma Demuth hierseits zahlreiche Koffer u. s. w. geliefert worden. Sie tragen sämtlich auf messingener Platte das gekrönte S. Die mächtigen Reifebänder sind mit starkem Leder überzogen. Die Holzboxen, die mit schweren eisernen Beschlägen gefächert sind, gefalteten, die Cour-Koben in ganzer Länge auszuliegen. Die Schläffer sind nach dem Clubb-System, die Outkoffer sind für je 4 Hüte und zwar derartig eingerichtet, daß die Hüte einzeln herausgehoben werden können. Die Wäschebänder in stärkstem schwarzen Rindleder zeigen vierseitig sich öffnenden Längelschluß. Ein ganz besonderes Kunstwerk der Lederarbeit ist aber der Sammelkasten der hohen Braut, der gleichfalls von Demuth's Bazar de voyage geliefert ist. Der kostbare Kasten ist mit rothem Maroquin überzogen und zeigt in getriebener Bronze das Monogramm der Prinzessin. Das Innere ist mit schwerem rothen Sammet gefüttert.

Frau Hedwig Anggalf hat am 1. Juli 1889 ihre Thätigkeit als Fremden- und Reiseführerin eröffnet. Dieser selbstgewählte Weg auf dem Gebiete des Frauen-Erwerbes hat der Dame bereits Erfolge gebracht. Durch die verständige Führung der Dame, welche mehrere Sprachen mächtig ist und auch bei dem persischen Minister als Dolmetscher fungierte, wurde den Fremden in geduldigster Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes der bestmögliche Ueberblick in unserer Residenz verschafft. Wohl unterrichtet mit den lokalen Verhältnissen Berlins, war sie eine unparteiische Führerin auch bei Einfällen, auf welchem Gebiete dieselben auch lagen. — Dankerfüllt, in der Dame eine so nützbringende Persönlichkeit gefunden zu haben, schieben die Fremden von ihr als Freunde, mit der Versicherung, im Heimathlande die Thätigkeit der Dame zu Gunsten der in Berlin eintreffenden Fremden bekannt zu machen. Besonders für unsere in den Provinzen wohnenden Damen sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß durch Frau Anggalf, vom 1. October 1889 Friedrichstr. 123, jeder Auftrag besorgt wird, was für die Weihnachtszeit höchst wichtig ist. Frau Anggalf hat viele Reisen gemacht und gedenkt später auch eine Gesellschaftsreise zu veranstalten.

Von Carmen Sylva wird ein neues großes Prachtwerk über ihre Reisen in den letzten Jahren im Verlage von Friedrich Luchardt in Berlin vorbereitet. In demselben Verlage soll demnächst auch ein Carmen Sylva-Album erscheinen, das achtzehn Lieder und Gesänge der Königin, mit Compositionen von August Bunger enthält.

Kopenhagen. — Unter den 414 Studenten, welche in diesem Jahre bei der Kopenhagener Universität immatriculiert worden sind, befinden sich 11 weibliche, darunter eine Verwaandte des Bischofs Grundtvig, Elna Agnete Grundtvig. Von der genannten Anzahl weiblicher Studenten haben drei das Studenten-Ezamen mit erstem Charakter und Auszeichnung bestanden. Eine Anzahl dänischer Damen, welche ihre Studien vollendet, haben sich als Ärzte in Kopenhagen niedergelassen und sich eine recht einträgliche Praxis geschaffen. Eine dieser Damen, Fräulein Anna Hude, ist als Assistentin in der historischen Abtheilung des Reichsarchivs

angestellt worden. Im vorigen Jahre erhielt sie die goldene Universitäts-Medaille für die Beantwortung der historischen Preis-Aufgabe. Im statistischen Bureau befinden sich zwei weibliche Assistenten. Ein Fräulein Nielsen gedenkt, in Kopenhagen eine Klinik für Frauen zu errichten. Im Staats-Telegraphen-Dienste sind gegenwärtig im Ganzen 65 Frauen angestellt, davon 15 als Telegraphistinnen, 11 als Reserve-Telegraphistinnen, 15 als Mithelfer, 15 als private Mithelfer und 9 als Expedienten. Bei der Ausstellung in Paris erhielt Frau Ida Hansen die goldene Medaille für Stickerien; ferner sieben dänischen Damen wurden silberne Medaillen und zwei Bronze-Medaillen zuerkannt.

Literarisches.

Neu erschienene Bücher.

- Karl Mann, Bismarck. Ein Sport-Roman. Zwei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart, Frommann, R. 6.
- Eidonic Grünwald-Jerkovitz, Die Mode in der Frauenkleidung. Wien, Seifens, R. 0,80.
- Waldert Zister, Die Narrenburg. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Amelang, R. 3.
- Der Haasch. Min.-Ausg. Leipzig, ebenda, R. 3.
- Heidehoff und Weibach, Min.-Ausg. Mit Zeichnungen von J. M. Kaiser. Leipzig, ebenda, R. 3.
- S. Vih, Selbstbiographisches Leben mit besonderer Berücksichtigung der Berufstätigkeit. Berlin, H. 6, geb. R. 7.
- Jungfrau Sina und andere Erzählungen. Aus dem Dänischen von Elisabeth Lange. Zweite Auflage. Norden, Fischer, R. 4.
- H. M. Aren, Gold. Roman. Zweite Auflage. Norden, ebenda, R. 5.
- Josef Bauer, Das Recht der Frau. Eine gemeinverständliche Darstellung der in Bezug auf das weibliche Geschlecht erlassenen Reichs- und Landesgesetze. Leipzig, Reicher, R. 1,80, geb. R. 2,40.
- Karl Pröll, Moderner Ledentanz. Koblen-Exkurs. Dritte Sammlung. Berlin, Vandenhoeck, R. 2.
- Sven im Wälder. Lustiges und Beobachtetes. Berlin, ebenda, R. 2.
- Carlotta Schulz, Vegetarisches Kochbuch (mit Gesundheits-Regeln). Zweite verbess. Auflage. Berlin, Dreikönig, R. 1, geb. R. 1,50.
- Volker Venje, Praktische und systematische Anleitung zur Portrait-Malerei. Theorie, ihre Anwendung auf Photographien und alle Arten graphischer Abbildungen. Leipzig, Detlev, R. 2.
- Julius Große, Das Volkstümliche. Ein Song aus unseren Tagen. Dresden-Briesen, Reine, R. 3, geb. R. 4.
- Alexander Olinda, Ein moderner Catilina. Roman aus der Regierungszeit des Caren Alexander II. Drei Bände. Mannheim, Remmig, R. 10.
- Hermine Weigelt, Letzte Reste. Ein Epilog von Revellen-Exkurs. Zweite Auflage. Norden, Fischer, R. 1.
- S. G. Andersen, Die Psyche. Ein Märchen. Norden, ebenda, R. 1.
- Martin Langen, Ihr und Ich. Lieder und Gedichte. Köln und Leipzig, Aln.
- Ilse Krapan, Bücher-Erinnerungen, Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Stuttgart, Göschen, R. 3.
- Gans Ziegler, Frauenlieblinge. Literarische Bekanntschaft deutscher Frauen. Leipzig, Amelang, Gebd. R. 3.
- Fritz Kalle und Otto Kamp, Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Wiesbaden, Bergmann, R. 2.
- Marie von Ebner-Eschenbach, Zwei Comedien. Zweite Auflage. Berlin, Gehr. Voetel, R. 4.

Redaktions-Post.

B. N., Wien. — Das uns freundlich eingelangte Märchen ist recht hübsch, für uns aber leider nicht verwendbar, weil wir mit Manuscripten überreich versehen sind. Wenn Sie uns gütigst eine Adresse angeben wollen, senden wir Ihnen die Arbeit gern zurück.

Frau v. S. in G. a. d. G. — Altes Zeitungspapier und gebrauchte Cartons haben nur noch Werth für Production-Geschäfte, die den Centner mit etwa 50-70 Pfennig bezahlen.

Edelweiss in A. — Ihre Frage können wir zu unserem Bedauern nicht in die Briefmappe aufnehmen. Lediglich gibt der Genannte, soviel wir wissen, keine Blume eines besondern Berges.

S. v. Sch. in N. in S. — Wir nennen Ihnen die Firma Gustav Seidel, Berlin SW, Telegraphstr. 67.

Frau Marie v. in S. — Der Fingerhut ist eine englische Erfindung. In England existirt heute noch die Familie Lofting, die den Ursprung ihres Reichthums auf die Erfindung desselben jurirt. Dieses heute nicht nur den Frauen unentbehrliche Stück wurde vor 200 Jahren erfunden. Es wurde zuerst Humbold genannt und zwar weil man es auf dem Daumen trug. Erst später lernte man, den Mittelfinger damit zu bedecken.

Rosenblatt. — Das Selbst-Poliren ganzer Holzgegenstände ist immer mit einigen Schwierigkeiten verbunden. In einer früheren Briefmappe-Nr. 123 beachten wir eine Anleitung, die wir nun im allgemeinen Interesse noch einmal folgen lassen. 12 Pfennig französisches gebleichtes Schellack löst man in einem Mörser möglichst fein, schüttet ihn in eine weithalsige Flasche und gießt so viel Spiritus darauf, daß der Schellack bedeckt wird. Die feine verschleißende Masse bleibt so lange stehen, bis sich der Schellack aufgelöst hat, was zwei bis drei Tage dauern kann. Dann gießt man von dieser Flüssigkeit, die fast so dick wie Syrup ist, etwas in eine andere Flasche und verläßt sie mit Spiritus, jedoch man damit streichen kann. Durch den Stempel der Flasche bohrt man ein Loch und steckt einen zum Radiren geeigneten Nadel, weichenhaarigen Pinsel hinein, der am besten gleich in der Flasche bleibt, weil er sonst feucht wird. Nun streicht man mit dem Pinsel von der Schellack-Schicht immer dem Strich des Holzes folgend, drei bis vier Mal ganz leicht über die zu polirenden Gegenstände, doch muß jeder Anstrich trocken, ehe man den neuen vornimmt. Sobald der Lack-Überzug ganz trocken ist, sucht man mit einem Stück Ossa ossis, das beist mit der inneren, weichen Seite, der man die scharfen Kanten abgebrochen hat, alle Unebenheiten der Fläche verflüchtigt glatt zu schieben und beginnt nun mit dem Poliren. Hierzu macht man sich aus alter, weicher Leinwand einen kleinen Kolben zurecht, thut etwas von der Masse zum Radiren, nebst einem Tropfen Feinöl darauf, schlägt nun noch ein Stückchen Leinwand darüber, kopft mit dem Kolben in die linke Hand, um Del und Poliermasse zu mischen, und fñhrt ihn abstrich langsam und leicht in Kreisbewegungen über die zu polirende Fläche. Ist die erste Politur völlig trocken, — am besten ist es, sie bleibt einen Tag stehen, — so polirt man zum zweiten Male. Zum dritten und letzten Male polirt man mit einem in Spiritus vird und Leinwand getauchten Lappchen, doch nehmte man nicht zu viel Del, sonst wird die Fläche blind.

S. T. 16. — Die sind sehr gern bereit, die gemalten Mal-Verlegen zu bringen, doch läßt sich ein bestimmter Termin für deren Erscheinen nicht angeben, da ihre Vorbereitungen längere Zeit in Anspruch nehmen. Mittlere weile verweisen wir Sie auf die den Jahrgängen 1884-87 der Illustrierten Frauen-Zeitung beigegeben und dann unter dem Titel „Blumenblätter“ und „Mäntelblätter“ in Mappen gesammelten farbigen Blätter, welche eine hübsche malerische Motive bieten und auch oftmals als Mal-Verlegen benutzt werden sind. Der Preis für die je 24 farbigen Blätter enthaltenden vierden Mappen beträgt 3 M. 60 und 5 M. 40; auch werden einzelne Blätter à 20 und 30 Pfennig zu Gebote. Verbindlichen Dank für Ihre freundliche Anregung.

Platin-Holzbrand-Apparate 18 u. 25 M. Keltz & Meiners, Berlin W. 41.



Wilhelmine Hillern

Verfasserin der „Güter-Wallu“ veröffentlicht loben in „Vom Fels zum Meer“ nach zehnjährigem Schwelgen einen neuen Roman. Derselbe führt den Titel „Am Kreuz“ und hat die Oberammergauener Passionsspiele als Hintergrund. Mit dem eben beginnenden neuen Jahrgang bringt die beliebte Zeitschrift eine große Fülle der interessantesten und gediegensten Beiträge voll spannender Unterhaltung und erschütternder Belehrung. Abgeschlossene Erzählungen fast in jedem Heft. Kostbare Kunstblätter. Beste Zeit zum Eintritt in das Abonnement, welches jede Buchhandlung und Postanstalt entgegennimmt. Preis des Heftes 1 Mart.

Garantie-Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen. Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Feinlud- und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete u. Peluche etc. zu billigsten Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.



Haarfarbe-Erneuerer

Das einzige allen Anforderungen entsprechende Haarfärbemittel ist der **Rot, Kupfer- und Silber-rotte** garantiert **unschädliche** von F. L. Harnisch, Berlin W, Potsdamer Strasse 22. Derselbe fñhrt das Haar von hellblond bis tief kastanbraun, ohne daß es möglich ist, dem Haar die künstliche Färbung anzusehen. Flasche mit Gebrauchsanweisung R. 3.

Conserven-Fabrik

Eine durch gute Erzeugnisse rñhmlichst bekannte sucht zum Vertriebe ihrer Gemüts-Conserven, direct an Private, woblenspflegend, ge-eignete Damen oder Herren. Gesf. Adressen unter Chiffre R. C. 27 an die Expedition dieser Zeitung erbeten.

Klöppel-Unterricht erteilt Fräulein **Frieda Martiny**, Berlin W, Potsdamer Str. 82 e 111

Kanariensänger, — prachtvolle, tonreiche, — je nach Gesangsleistung à Mk. 9, 12, 15, 20 und höher vorschickt stets per Post gegen Casso oder Nachnahme nach allen Orten. Gesunde Ankunft und Werth garantiert. Preisliste frei, Julius Häger, St. Andreasberg (Harz). Züchterei odler Kanarien, gegründet 1864.

Gummi-Knetmasse. Kilo 7,50 M. Keltz & Meiners, Berlin W. 41.

Seltener Gelegenheitskauf.

Zur Anfertigung von **Kinder-Wäsche, Damen- und Herren-Hemden** empfehle als ganz **vorzüglich** und unvergleichlich **wohlfeil**

Elsasser Hemdentuch,

80-85 cm breit.

Marke A. Meter	38 Pfg.,	bei Entnahme von mindestens 20 Meter	nur	37 Pfg.
„ B. „	40 „	„	„	39 „
„ C. „	45 „	„	„	43 „
„ D. „	50 „	„	„	48 „

Proben nach Auswärts auf Wunsch umgehend franco.

Benno Schenk, Breslau,

Neumarkt No. 9.

Zur Erzeugung haltbarer Stirn- und Schlangenschlösser, sowie Wellenschlösser (ohne Verrennen) ein **Kräuselöl**. Verkauf in Al. v. 1 u. 2 M. Verpack. 25 Pf. Alma verw. Meischner, Dresden, Albrechtstr. 18.

Verlag v. B. J. Voigt in Weimar.

Handbuch der Gesellschafts-Spiele.

Für lebensfrohe Familien, welche Munterkeit und Scherz mit Anstand und Sitte zu verbinden wünschen.

Von **Ludwig von Alvensleben**.

Achte verbesserte Auflage herausgegeben von **Fr. Seidel**.

Mit Abbildungen und in illustriertem Umschlage.

1889. gr. 12. Geh. 3 Mart.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Carl Arnold, Strickwaaren-Fabrik, Wildstein b./Eger (Böhmen) empfiehlt Seidenstrümpfe, Socken u. Kinderstrümpfe, sowie von Rammgarn u. Jägerwolle. Musterabzüge u. Preiscurante franco.

Atelier für Kunstgewerbliche Frauen-Arbeiten
Dresden-Altstadt, Struve-Strasse No. 16, I. Etage.
Muster worden entworfen und vorgezeichnet, Arbeiten angefangen und fertig gestellt in jeder Art Kunststickerie, Aetzarbeit, Brandmalerei, Lösserschneid, Gummiklotzarbeit, Korbschnitt, für Malerei auf Porzellan, Holz, Stoff, Leder u. s. v. — **Für alle vorgenannten Fächer wird Unterricht erteilt in Einzelstunden oder Coursen.**

Versand nur besserer Qualitäten in hochmodernen Neuheiten 1sten Ranges

Kleider + Stoffe

Abgabe Grosser Auswahlin in jeden Einzelmaasses nach Musterwahl zu Fabrikpreisen

offerirt **Alwin Tietze, Greiz**
Wollwaaren-Fabrik-Geschäft
Jeder Versuch lohnt den directen Bezug

Für 10 Mark versenden wir ein russisches **Luch-Kostüm** enthaltend 8 Meter doppeltbreit in allen Farben.

Königsfeld & Co., Chemnitz i. S.

Musterverwand franco. Waarenversand gegen Nachnahme oder Vorkaufsendung des Betrages.

10 Mk. I Sensationellen Erfolg 10 Mk. erzielt der **Photographieapparat: Phönix** komplett neueste Construction nur 10 Mark. Jeder Apparat ist probirt, sehr solid gearbeitet und erzeugt vortrefliche Bilder. Probabilier und Anerkennungs-schreiben liegen zur Ansicht auf.

Versandgeschäft von **C. Leger, Nürnberg** (gegründet 1860).

10 Mk. 10 Mk.

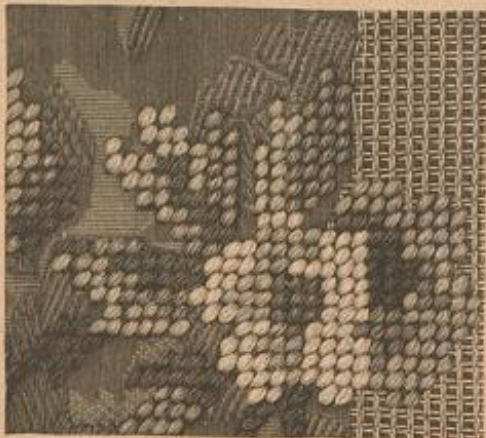
Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Jüngst sind die Stickerien auf Caneväs wieder eine sehr beliebte Arbeit geworden, und zwar nicht nur die unferen Grobmüttern bereits gekauften Tapissier-Arbeiten, die man nach farbigen Toppenmustern in regelrechtm Kreuzstich ausführt, sondern auch solche, deren mit lang gespanntem Faden vorgezogene Muster nur im halben Kreuzstich gearbeitet werden. Zu diesen gehören die reizenden „Henri II.“ und die auf damascirtem Seidenstoffe



über Caneväs ausgeführten Stickerien. Erstere sind zierliche Bildchen in Watteau-Manier, wie wir deren eines zum Arbeiten bequem



vorbereitet (siehe Bezugsquellen) veranschaulichen. Auf sehr feinem abgetheilten Caneväs ist alles figürliche derselben mit einheitlicher Filofelle-Seide im petit point festig gestickt, alles



werden zur Ausstättung von Sächets, Buchumschlägen, kleinen Truhen, Briefpapier-Ständern etc. verwendet, vorzugsweise jedoch zu all' jenen, mit alten Stoffen bekleideten Gegenständen, auf die wir in der Nummer vom 13. October d. J. hinwiesen. Die Muster der Stickerien auf Seidengrund zeigen hauptsächlich Blumen, die im Rococo-Geschmacke sich an leichtem Ornament emporranken und durch zierliche Schleifen gehalten erscheinen. Auf Damaststoff, mit seinem an sich schon blumigen Grunde, wirken diese präziösen Muster fast reliefartig. Unsere Vorlage, der Sitz eines Stuhles, wurde auf kupferrothem Damast gearbeitet. Der naturgroß dargestellte Theil der Stickerie giebt Anhalt für die Einrichtung der Arbeit, die sich besser im Rahmen als in freier Hand ausführen läßt, da der Seidenstoff mit leichtem Percal unterlegt werden muß.

Eine amüßante kleine Arbeit, die mehr Geschick als besondere Kenntnisse im Zeichnen und Malen erfordert, ist die Aufmalerei.



Da sich dieselbe auf Papier, Borten, Holz, Porzellan etc. ausführen läßt, so kann man sie zur Verzierung der verschiedensten Gegenstände anwenden. Das Verfahren ist folgendes: Ueber einer Kerze wird ein Porzellanteller stark beheizt und die schwarze Substanz

alsdann mit zwei bis drei Tropfen Provençer Del ordentlich vermischt, wozu man sich am besten eines Spachtels oder eines Köpfchens aus Holz oder Knochen bedient. Mit dieser Masse nun werden getrocknete, hartgerippte Laubblätter und Blüten mittelst eines kleinen Wattebauschs auf der Rückseite gehörig betupft und dann, mit dieser nach unten, möglichst rasch, aber immer einzeln, zu leichten Zweigen, Kränzen etc. auf dem betreffenden Gegenstände geordnet und festgedrückt. Das Abheben jedes Blättchens muß sehr behutsam, ohne sie zu verschieben, geschehen. Alles, was sich nicht klar abgedrückt hat, erfordert die Nachhülfe des Pinsels. Auch Stiele und Ranken zeichnet man mit der Masse ein, ergängt, wenn nöthig, die Aeren und vertieft hier und da kleine Schatteln. Auf Papier oder Carton läßt man diese einer Kreidezeichnung gleichende Aufmalerei nur ordentlich eintrocknen; mit ihr verzierte Holzgegenstände, wie das dargestellte Tablett, müssen nachdem noch polirt oder mit französischem Lack überstrichen werden. A. D.

Bezugsquellen: Kreuzstich-Stickerien: Naitien Salon, Paris, Boulevard Zebastopol 74.

Aus der Frauenwelt

Paris. — Zwei Specialitäten des schönen Geschlechtes aus China und Japan bildeten den Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit in der Pariser Ausstellung. Von den beiden Frauen des himmlischen Reiches war die eine Verkäuferin im chinesischen Bazar und die andere, ein ganz junges Mädchen Namens A-fon-tha, war im chinesischen Pavillon der Section: Geschichte der menschlichen Wohnungen zu sehen. Diese junge A-fon-tha ist kaum achtzehn Jahre alt und wird dadurch besonders interessant, daß sie Katholikin ist. Sie wurde von dem müßigen Missionar Peron gekauft, welcher jetzt nach Frankreich zurückgekehrt ist, nachdem er dreißig Jahre in China war. Die Chinesinnen sind in Europa weit weniger gekannt als die Japanerinnen, und das hat seine guten Gründe. Zunächst wurden sie in China selbst vor den Europäern verborgen gehalten. Sodann verläßt eine chinesische Frau nicht gern ihre Heimath, nicht als ob sie das Reisen fürchtete, oder als ob sie ein patriotisches Gefühl zurückhalten würde, sondern einfach, weil es ohne Beispiel ist, daß sie eine andere Sprache spricht, als die ihrige, und ein anderes Kostüm anzieht, als das nationale, und dann, weil sie die freundschaftlichen Zusammenkünfte liebt, die Freunden der Familie, die langen Promenaden. In China führt der Mann der besseren Klasse nur schwer einen Fremden in sein Haus ein. Aus all' diesen Gründen lassen mit wenigen Ausnahmen die großen Würdenträger des Reiches der Mitte, welche ihren Souverän in Europa vertreten, ihre Frauen und Kinder in China, während die japanischen Beamten fast immer mit ihren Frauen reisen. Wie in moralischer, besteht auch in physischer Beziehung ein Unterschied zwischen Chinesinnen und Japanerinnen. Die Chinesin ist niemals so olivenfarbig, wie die Japanerin, aber die Letztere hat, wie die Chinesin, geschlichte Augen, zarte, elegante Formen. Sie trägt nahezu dieselben Kleider und gebraucht fast dieselbe Schrift. Chinesinnen und Japanerinnen erhalten zu Hause dieselbe Erziehung. Nicht nur ertheilt man ihnen einen fast gleichen Unterricht, wie denjenigen junger Mädchen in den civilisirten Ländern, man macht sie auch in allen weiblichen Handarbeiten sehr geschickt, vom Nähen bis zur Kunststickerei, und das ist unbedingt nothwendig, da die Frauen ihre Kleider selbst verfertigen. Man lehrt sie auch Malerei, Musik — und Kochkunst, eine vor Allen

Anzeigen

Falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden sie dem Preise von 1 Mark für die einseitige Kompositionelle Stelle oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-Büros, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W. Postbamer Straße 38 und in Wien I. Dorotheerg. 2.

Anzeigen erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Abonnements-Auftrag dauert.

Jede Dame Kleine Bilder im engen Rahmen

wünsche sich zum Fest das neue Werk:

von M. vom Walde.

Mit 30 Text- und Bildchen in Autotypie nach Zeichnungen von G. Siebe.

Inhalt:

Verheiratheter. — Waldmädchen. — Die Wärdenermine. — Das Milbweiden. — Ist des liebsten Traumes Erfüllung immer ein Glück? — Jandertene. — Regenwetter. — Verträumt, Verträumt, Verträumt.

In feinsten Ausstattung.

Groß Quartformat. In Prachtband m. G. 12 M.

Unter dem Namen M. v. Walde verbirgt sich eine hochgeachtete Kreisler angehörnde Dame. Die überaus sinnig empfundenen Motive, in Verbindung mit den fein ausgeführten Zeichnungen machen das schöne Werk zu einer reizenden Gabe für Frauen und Jungfrauen, zu einem Brautgeschenke ersten Ranges!

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Jede Dame ist im Stande alldiesche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40. Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrie u. Dilettanten. Preis M. 30, M. 25 u. M. 30. Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. gra.

Laura Dreverhoff, Zwickau i. S. u. Bad Elster (Wandelbaha). Annahme von Langrothen-Handarbeit und Monogram-Stickerie. Beste Empfehlung, Muster u. Zeichnungen stehen zu Diensten.

Soeben erschien: **Hofluft** Roman von Natalie von Esehstruth. 2 Bände, 10 M. broschirt, 12 M. eleg. geb. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Berlin, SW. J. H. Schorer.

Unterricht in gepunzten und geschnittenen **Lederarbeiten** sowie **Neuen und Glasmalen** ertheilt **Frl. S. Homann**, Berlin W., Genthiner Straße 26.

Größtes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft! **Gustav Markendorf, Leipzig** versendet an Private nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven** sowie alle Specialitäten für Tafel und Feine Küche in den bekanntesten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen, und zwar: Für den Frühstück- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Mannöver. — Für Reise- u. Landaufenthalt. — Preisocourant gratis und franco! Zu Festgeschenken empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: „Frühstückskörbchen“. Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten etwas, als praktisches u. gern gesehenes Gelegenheits-Geschenk! Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preisocourants, nach den speziellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassener Wahl. Preise für einfache u. feinste Arrangements: von 6 Mk. bis 30 Mk. u. darüber. Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig.** Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng realiste Bedienung bei soliden Preisen“.

Vorgezeichnete Decken, Tablett, Tischläufer, Paradehandtücher, Tischentwäcker, etc. etc. 50 Ctm. □ per Dtz. 3-5 Mark. Protokollbücher, Tischbücher etc. empfehle außerordentlich billig. Mit Wunsch Auswahlsendung. Damen für Weiterverkauf erinst. **Emil Fritzsche in Bittau.**

Fast jede Krankheit heilt das neue Heilverfahren v. Hil. Laskende v. Arzt. ausgezeichnete Kranke wird. bier, noch gerettet. Zu beziehen v. v. Verlagsh. **F. E. Vitz, Kercane i. E. u. alle Buchhandlungen.** Preisverste frei.

10 Pfd. fl. rhein. Walnüsse versendet franco. Jeder Poststation mit Nr. 4 gegen Nachnahme **Alfred Fleck** in Zwickau i. S.

Feueranzünder. Bequem, billig und dem Petroleum-Ansatz überneht. Preis pro Kiste von 110-120 Pfd. 20. Inbalt M. 11. franco jeder Poststation gegen Nachnahme. P. W. Petersen Nachf., Glückstadt.

Damentuch u. Flanell aus reiner Wolle, in den beliebtesten Farben, sowie **Budstins u. Sammgarnstoffe**, neueste Dessins, verfertigt feinst- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Muster frei! **Theod. Herrmann in Zagan, Zsig.**

Costüm-Stickerie. Einzelne Costüme, zu welchen wir der Stoff einzufügen ist, bestide ich in 2-3 Tagen mit Seide, Gold od. Metallfäden in eleganten, moderner Weise. Facons ganz nach Wunsch, event. genau in Art u. Zeichnung der Abbildungen dieser Reducirungen. **Georg Rosenberg, Berlin C, Unterwasserstr. 29, Fabrik mech. Stickerien.**

VIETOR'Sches ATELIER, Wiesbaden. Beste Bezugquellen für vorgez., anget. u. fertige Handarbeiten jeder Art u. alle Materialien, Zeichnungen auf Stoffe, Entwürfe u. kunstgew. Arbeiten.

Neueste illustrierte Briefmarken-Albums zu 75 Pfg., 1, 1 1/2, 2, 3, 4, 6, 7 1/2, 9, 15 und 26 Mark. Echte Briefmarken billigst. Preisocourant gratis. Katalog 1889 75 Pfg. Zu beziehen durch **Alwin Zschiesche** u. alle Buchhandlungen. Leipzig u. Naumburg a. d. S.

Wer an der Börse mit Erfolg speuliren will, wozu sich vertrauensvoll an das Bankgeschäft von **J. Abrahamson**, Dorotheenstr. 70, An- u. Verkauf von Werthpapieren zum Tageskurse.

Salon-Flügel und Pianos empfiehlt die Fabrik **Berlin** von **B. Schleip**, Behrenstr. 21.

nöthige Kunst, den in China, wenn am Tage nach der Hochzeit sich die Eltern des Gatten zu Tisch setzen, muß die erste Speise von der jungen Frau bereitet sein. In China und Japan erfreuen sich die Frauen, wenn sie aufgehört haben, junge Mädchen zu sein, einer großen Freiheit. Von jählichem, sanftem und heiterem Charakter, gehen und kommen sie in den Gassen, machen Einkäufe in den Magazins, empfangen Besuche, promeniren und sind Gegenstand der jählichsten Aufmerksamkeit seitens ihrer Ehegatten, was jedenfalls einem englischen Reisenden sehr erstaunlich vorkommen mußte, da er bezüglich der ehelichen Sitten der Chinesen den merkwürdigen Ausdruck that: eine Frau, welche geschlagen wird, ist in China unbekannt. Der Chinese ist in der That für seine Frauen von der größten Jählichkeit erfüllt, sie theilt sogar seine Titel und Ehren. Die Frau eines Generals ist nicht bloß „Frau General“, sie trägt auch eine Art Uniform, welche den Grad ihres Gatten kennzeichnet. Es giebt nur einen Schatten in diesem glücklichen Familienbilde, das ist die Einschümelung der Füße der Mädchen, eine schreckliche Tortur, nach welcher sie in der möglichst ungraziösesten Weise auf ihren Füßen umherschwanzen und oft gezwungen sind, sich zu stützen. Woher diese barbarische Sitte kommt? Ob sie der Eifersucht der Männer entstammt oder einem ehemaligen religiösen Gebote? Ein Poet giebt die Lösung. Er erzählt, daß es vor mehr als zweitausend Jahren eine Kaiserin gab, deren Füße so klein waren, daß sie auf den Lotusblumen wandeln konnte, ohne sie zu zerdrücken, und daß die großen Damen des Hofes sich marterten, um ihrer Souveränin zu schmeicheln. Welches Angeld für die jungen und schönen Chinesinnen, daß diese Kaiserin nicht lieber der Königin Bertha mit den großen Füßen gleich, als der Königin Mab. Die Chinesinnen und Japanerinnen würden heutzutage tanzen können, während jetzt das Tanzen thatsächlich im Himmlichen Reiche unbekannt ist.

Oxford. — Vor nicht langer Zeit wurde einer der angesehensten Professoren der Universität Oxford betreffs sozialer Reformen in Indien um Rath gefragt. Es handelt sich besonders um Abschaffung der Kinder-Ehen, wie sie in Indien unter den Eingeborenen üblich sind. Es ist statistisch nachweisbar, daß in Indien 21,000,000 Witwen leben; 76,000 davon sind noch nicht neun Jahre, 207,000 ungefähr 14 und 382,000 etwa 19 Jahre alt. Und fast alle diese jungen Wesen schmachten gewissermaßen in lebenslänglicher Gefangenschaft unter dem Joche der Anverwandten ihrer verstorbenen Männer. Der also Angefragte, — es war unser berühmter Landmann Professor Max Müller, — erwiderte: „Schreiben Sie eine kurze Broschüre, die nichts enthält als wohlbekannte und leicht nachweisbare Thatfachen, und schicken Sie diese Schrift an die Frauen von England. Die Frauen fangen an eine Macht zu werden, — sie geben sich niemals geschlagen! Wenn die Frauen Englands wissen, was in Indien vorgeht, gebildet von der englischen Regierung, dann werden sie jedem Candidaten zum Parlament entgegenrufen: Wenn Du nicht versprichst, diesen Fliesen von Englands Schild zu entfernen, so wirst Du nicht gewählt werden! Ich habe stets und überall gefunden, daß die Frauen den Muth ihrer Meinung haben.“

Genf. — In dem hohen Alter von 101 Jahren starb hier kürzlich die darnbergeige Schwester Bonaventura; sie war 78 Jahre lang als darnbergeige Schwester thätig gewesen.

Newyork. — Vor Kurzem starb in America Mrs. Hayes, die Gattin des vorletzten Präsidenten der Vereinigten Staaten von

Nordamerika. Sie war die Tochter eines eifrigen Kämpfers gegen die Sklaverei; 21 Jahre alt heirathete sie Mr. Hayes, damals Offizier in der Armee. Sie hat ihren Gatten während zweier Feldzüge begleitet, — auch im Winter, — und that sich schon damals bei der Pflege von Verwundeten hervor. Besondere Anerkennung aber verdient wohl die Festigkeit, mit welcher Mrs. Hayes auch als Frau Präsidentin alle geistigen Getränke aus ihrem Hause fernhielt. Ihre Entscheidung in dieser Sache rief viel Widerspruch hervor, aber sie blieb fest. Zur Erklärung sagte sie: „Ich habe junge Söhne, die mit meiner Bewilligung niemals Wein trinken sollen; ich halte alle Spirituosen für ein gefährliches Gift; aber auch an unserem Familienfische darf das nicht genossen werden, was ich meinen Kindern nicht bewillige. Und wie an meine eigenen, muß ich auch an die Söhne anderer Mütter denken.“ Und ihre Diners gestalteten sich trotzdem durchaus nicht „bde“, wie man vielfach gefürchtet hatte; im Gegentheil, Mrs. Hayes wurde eine der populärsten Präsidentinnen.

Literarisches.

Vom Weihnachts-Büchertische.

L.

Die winterlichen Feiertage rücken allgemach näher, und damit beginnt auch ein neues, eigenartiges Reges auf dem Büchermarkt. Die Zeit der Prachtwerke und der Mägen- und Bilderbücher ist da! Die ersten Gaben für den Weihnachtsfest legt die Firma Guttav Becke in Stuttgart vor uns nieder. Unter dem Titel „Aus ein Schatzkästlein“ hat Clara Reichner fünfzig der besten Erzählungen berühmter Kinder-Dichtsteller und Pädagogen gesammelt und überarbeitet und bietet sie in hübsch illustriertem Umschlag und mit vier Farbendruck- und Aquarellen von F. Wagner schmückt, der jungen Welt von heute bis zu den Vätern der Vergangenheit. Für etwas ältere Kinder sind die Erzählungen von Pauline Schanz „Das Engelchen und Anterck“ (M. 3.) berechnete; auch dieses Buch erfreut durch seinen Inhalt ebenso sehr, wie durch seine geschmackvolle äußere Ausstattung und die hübschen colorierten Bilder. In neuer Auflage hat der gleiche Verlag drei liebenswürdige Geschichten der leider zu früh verstorbenen Emma von Rhoden, der Gattin des Romanhistorikers Friedrich Friedrich, herausgegeben: „Das Musikantenkind“ (M. 3.), „Der Tropfkopf“ (M. 1.50) und „Leben Braun“ (M. 3.) — anmutig, mit allerliebsten Bildern geschmückte Romane für Mädchen im Alter von elf bis zu vierzehn Jahren.

Der „Damen-Kalender“ von Trovitzki und Sohn in Berlin, mit Gedichten von A. Kurz und einer Heliozavure nach W. Weimar, giebt sich ebenso juchend und geschmackvoll, wie der altberühmte „Volk-Kalender“ der vielen Verleger sich als praktisch und unterhaltend erwies. Der es reich, wie vielfach viele um ein gefälliges und gebiegenes Geschenk für Damen jeden Alters sind, wird uns Dank wissen, wenn wir ihn namentlich auf das erwähnte Werkchen aufmerksam machen. An neuen Erzählungen sei zunächst unserer Mitarbeiterin Lilly Williger od. bühnerische Novelle „Treu bis zum Tode“ (Gotha, Vertheil), die sich ihrer tief stillen Tendenz halber vor-

trefflich zum Vorlesen im Familienkreise eignet, bestens empfohlen. Einen schon mehrfach behandelten Stoff hat Frau Siting in seiner Geschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert: „Albertus Magnus und Gerbard von Riehl“ (Karlshöhe, G. Braun; M. 3.00) von einer neuen Seite auf; in feiner Darstellung des Geschichtlichen bietet er eine durch starke Konflikte und dramatische Wendungen, wie nicht minder durch eine scharfe und consequente Zeichnung der handelnden Personen seltene Erquickung dar. Unter dem Titel „Märchen-Blüten“ hat Hr. Ferdinand Otto (Verlag von Otto Junk, Berlin) die schönsten Geschichten bekannter Märchenzähler in einem prächtigen Bande vereinigt. Der Herausgeber legt in dieser Sammlung Eltern und Lehrern ein Buch vor, das sie ihren Kindern und Schülern ohne Bedenken in die Hand geben können, und das, da es nur Dichtungen ersten Grades enthält, von Jung und Alt mit gleichem Interesse gelesen werden kann. Gesammelt ist das Buch mit fünf Leinwandbildern nach Originalzeichnungen von Colmar Schmidt.

„Neben verschänernde Gesichtsbildung“ haben schon so Viele geschrieben, aber Keiner so unterhaltend und fasslich wie Ernst Schulz, der wohlbekannte Kritiker, in seinen unter obigem Titel versehen erschienenen „physiognomischen Plaudereien und Rathschlägen“ (Berlin, Freund und Jüdel). Der Verfasser behandelt sein Thema nicht allein von der ästhetischen, sondern wesentlich von der ethischen-physiognomischen Seite. Hierbei kommt ihm seine eigene vielbekannte und bewanderte Thätigkeit, sowie seine reiche Belesenheit zu Hilfe. Mit diesen Hilfsmitteln ausgerüstet, giebt er ein sehr interessantes Buch, in welchem er die Schönheit des Gesichts, die Bildung der Gesichtszüge, den Ausdruck und die Mienenbildung ausführlich und mit erschöpfendem Verstandnis für die Sache behandelt. In zweifacher Auflage versendet J. Engelhorn in Stuttgart Marie Zimanne Kähler's vorzügliches Buch „Das Hausweib“ (M. 5.50), nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen an eine Freundin, mit Beigabe eines vollständigen Kochbuchs — ein Werk, das jede Hausfrau besitzen sollte und das einer besonderen Empfehlung kaum noch bedarf. Seiner „Dramaturgie des Schauspielers“ hat Heinrich Pultmann (Schulze'sche Hofbuchhandlung, Offenbach, M. 5) nunmehr den dritten Band angehängt, der in drei Bänden getheilt und hundertfünfzig Seiten umfaßt. Derselbe Verlag versendet gleichzeitig zwei anmutige Dichtwerke: „Noira“ von Emil Teich (M. 2) und „Der Cantor von Delamünde“ von Emil Nolde (M. 1.00), sowie Alfred Charpentier's interessante „Russische Wanderbilder“ (M. 3). Otto von Leigner's, des bekannten Kritikers, „Planderbriege an eine junge Frau“ (Leipzig, Hermann Taschen, M. 1.50) sind schon im vorigen Jahre ausführlich an dieser Stelle gewürdigt worden. Die Dichtungen der jugendlichen Sängerin Franziska Katharine Thau, hat Clara Commer vorzüglich in's Deutsche übertragen und die Buchhandlung von Götlich und Koch in Breslau (M. 2) zu einem reizenden Bändchen vereinigt. Die letzten Quartalshefte der „Neuen Musikzeitung“ und „Musikalischen Jugend-Vox“ (Carl Göttinger, Stuttgart) beweisen von Neuem, wie sorgsam diese empfehlenswerten Zeitschriften redigirt werden.

Ebenso reizend wie praktisch sind die Tischkarten, Menus, Glückwunschkarten und Einladungskarten, sowie die Miniatur-Kalender, welche die lithographisch-artistische Kunst Kallmann (vorm. Gebr. Debes) versendet. Es läßt sich in der That kaum etwas Größeres in dieser Art denken, als diese mit ausgesuchtem Geschmack hergestellten Kartenblätter. Als Nachschlagewerk für die Hausfrau empfiehlt sich Sophie Roberts „Kartoffel-Rüche“ (Bruno Hennings, Nürnberg, M. 0.75), 208 Rezepte zur Bereitung von Kartoffelgerichten, und der Blumenliebenden Damenwelt des Hofgarten-Directors J. Kühle umfangreiches, unterhaltendes und belehrendes „Gartenbuch für Damen“ (Paul Parey, Berlin, M. 8), wozu das beste Werk dieses Genres.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin

Lehrbücher der Modenwelt. Zweite Auflage.



- I. Band: Die Anfertigung der Damen-Garderobe. Mit 638 Abbildungen.
- II. Band: Die Anfertigung der Kinder-Garderobe. Mit 380 Abbildungen.
- III. Band: Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche. Mit 493 Abbildungen.

Das Bestreben der Redaction der „Modenwelt“, durch ihre „Lehrbücher“ der deutschen Familie ein nützliches, die häusliche Oekonomie förderndes Werk zu schaffen, ist von einem der ehrenvollsten Erfolge gekrönt worden. In vielen Tausenden von Exemplaren sind die an die Stätten ihrer Bestimmung, zu den sorgsamsten Hausmüttern, den betriebenen Arbeiterinnen, zu den auf Sparsamkeit angewiesenen Frauen und Mädchen hinausgegangen, und noch immer dauert die Nachfrage fort. Um dieser zu begegnen, erscheint eine neue Auflage, welche ganz dem Stande der heutigen Mode entspricht wird.

Der erste Band ordnet seinen reichhaltigen Stoff in zehn Abtheilungen. Die erste lehrt das Maßnehmen, die folgende die zweckmäßigste Benutzung der auf den Verlagen der „Modenwelt“ gegebenen Schnittmuster, sowie der kleinen Schnitt-Überführten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigstellen nach diesen, den Nähten, Befestigungen und Schluß-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Verläge und Garnituren selbständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluß bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen. Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die zahlreichen, sehr deutlichen und anschaulichen Abbildungen, welche den Text erläutern.

So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen in der Kunst der Schneiderei ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommenes Rathgeber sein. Das Werk wird in 14 Lieferungen à 60 Pfennig vollständig, alle 5 bis 4 Wochen wird eine solche ausgegeben. Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Gegen Imitation garantiert echt
Tiroler Lady-Loden
 80 c. breit zu fl. 1.10 C. W. empfiehlt wegen
 Dauer u. Verschleißigkeit als
Bestes für Damen-Kleider
 sendet auf Verlangen Muster
Anton Dolar, Klagenfurt, Oesterreich.

Commissionen jeder Art, sowohl
 von Toiletten-Gegenständen wie
 Handarbeiten nach den Abbildungen
 der Modenwelt und Illustrierten
 Frauen-Zeitung übernimmt
frl. H. Storbeck,
 Berlin W,
 Mohrenstraße 15.

Neuheiten
 in **Passenentrien und Besätzen.**
Knöpfen und Garnituren.
 Sämmtl. Artikel zur Schneiderei.
 Möbelposamenten. Vorzüge. Schweissblätter.
Paul Geipel, Berlin.
 W 61 Markgrafenstr. 61 W.

Intarsia.
 Verzierung kleiner Kunst-
 gewerblicher Gegenstände
 als Servirtischen, Wappen, Kassotten,
 Wandschränken, Photographierah-
 men etc.
 von
Elise Bender.
 18 Tafeln Folio z. Theil in Farbendruck.
Preis 12 Mark 60 Pf.
 Verlag von Ch. Claesen & Cie.,
 Berlin, Königgrätzerstr. 126 b.

Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
 empfiehlt in unübertroffen reichem Auswahl:
Cotillon- und Carneval-
 Sachen: Schwarz-Kopfbedeckungen, Coliflor-Touren u. Orden, Attrappen, Knallbonbons, Costüme, Masken, Perücken, Saaldecorationen, Cartophonons u. s. w.
 Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.
 Illustrierte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis u. franco.

Kinder-Gartenblätter
 30000
 1. Jahrgang 60 Pfennig
 2. Jahrgang 60 Pfennig
 3. Jahrgang 60 Pfennig
 4. Jahrgang 60 Pfennig
 5. Jahrgang 60 Pfennig
 6. Jahrgang 60 Pfennig
 7. Jahrgang 60 Pfennig
 8. Jahrgang 60 Pfennig
 9. Jahrgang 60 Pfennig
 10. Jahrgang 60 Pfennig

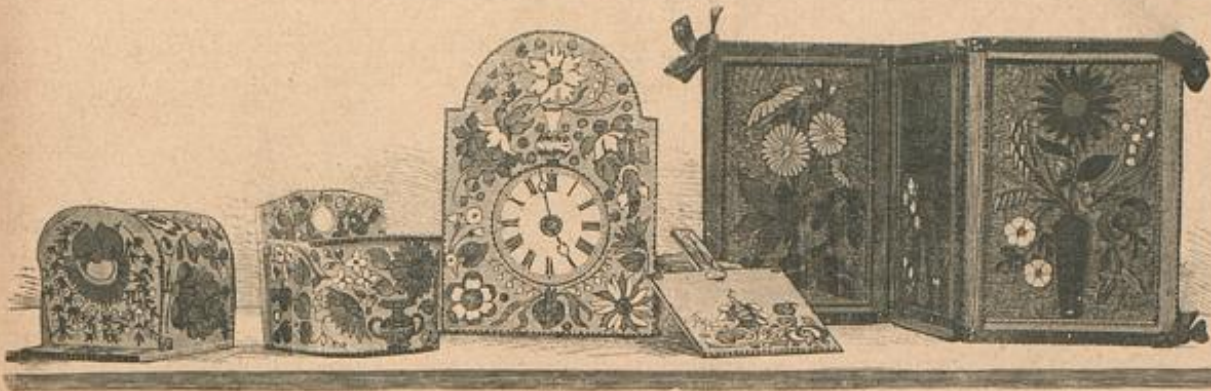
Für 10 Mark
 verkaufen wir
 ein russisches
Tuch-Kostüm
 enthaltend 8 Meter doppelt breit
 in allen Farben.
Königsfeld & Co.,
 Chemnitz i. S.

Klöppel-Unterricht
 erteilt Fräulein Frieda Martiny,
 Berlin W, Potsdamer Str. 82 e 111

Echtes Linoleum
 (Kork-Teppich).
 Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von
Julius Henel vorm. C. Fuchs,
 k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau.
 Qualitäts-Proben und Muster franco.

Verkauft von
Cacaopulver à Pfd. 2 Mk.
 Dasselbe ist hochrein, garantiert rein, absolut löslich. Der kleinste Versuch beweist die Güte der Waare. Bei Entnahme von 3 Pfd. franco gegen vorherige Kasse oder Nachnahme.
W. Zimmermann, Leipzig,
 Spezialgeschäft für Cacaopulverfabrik.
 3 Verkaufsstellen: Auerbachs Hof 32/33, in Leipzig, Naumburg Nr. 22, Gröbels Nr. 5.
 1 Verkaufsstelle: a. l. Kreuzstraße 18, in Dresden.
 Postadresse: Leipzig, Auerbachs Hof.

Preisbücher gratis & franco.
Künstliche Pflanzen
 von
Gelbke & Benedictus
 Dresden.



Handarbeiten

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Schwarzwälder Holzwaaren. Farbige Brandmalerei. — Wenn die Weihnachtszeit naht, so fängt mein Brennstift an, unruhig zu werden und nach Gegenständen zur Verzierung, sei es auch nur in Küche und Kinderstube, zu suchen. So hat er diesmal wieder das verachtete hölzerne Salzfaß noch das Schneidebrettchen verschönt, ja selbst nicht die ehrliche Schiefertafel und die Schwarzwälder Wanduhr. Dann ist ihm noch die Delfarbe zu Hilfe gekommen! Die Schiefertafeln, zu dreien mittelst farbiger Bänder verbunden, die in der einfachsten Weise am Seitenrande gekreuzt und mit ein paar goldenen Nägeln befestigt werden, stellen eine zierliche spanische Wand vor, die uns auf der Veranda den Zug von der Spiritus-Maschine abhalten kann. An diesem Gegenstande hat der Stift nur die scharfen Ränder des weißen Holzes gekerbt; der Schiefer selbst gab mit seinem dunklen Grau einen unvergleichlichen Grund für die leichte Delmalerei. Durch stärkeres oder flaueres Aufdrücken eines weichen Daarpfenbells, durch rechtzeitiges Drehen, und besonders durch Vermeidung nochmaliger Berührung des Aufgesetzten läßt sich ein sehr wirksames Durchscheinen des grauen Grundes erzielen. Man wähle stilfirtete Blumen oder Dinge zur Darstellung, wie sie die alten Tiroler auf ihre Truhen und Schränke malten, und

wie sie heute besonders in England auf Glasfenstern u. erscheinen. Das Aufzeichnen geschieht mit dem Griffel, die Delfarbe wird mit Siccativ und Leinöl aufgetragen und der Grund des Schiefers mit kleinen Bronze-Stricheln oder Sternchen belebt. Auch der Holzrand erhält einen leichten Ton durch Vorfärbung, im Original preussisch Blau, das mit Siccativ bis zu hellgrünlicher Färbung verdünnt ist. Zuletzt erhält das Ganze einen Anstrich mit farbloser Politur, die man am Ofen sehr schnell zum Trocknen bringt, und die auch alte Griffelspuren hinwegnimmt.

Die übrigen Gegenstände bieten dem Brennstifte ein weiteres Feld. Hier werden die Contouren leicht mit Bleistift aufgezeichnet und mit möglichster Gleichmäßigkeit gebrannt. Das Bindenholz ist dem Buchholze vorzuziehen, wie denn überhaupt das erstere wegen seiner garten Weiße sich vorzüglich zum Brennen und Malen eignet.

Bei diesem Holze muß man mit der Farbe sehr vorsichtig sein, da ein zu dunkler Ton dem Ganzen sofort die Feinheit nimmt. Die besten Farben sind helle, lafrende, besonders Grün und Braun in allen Schattirungen, also Mischungen von preussisch Blau mit Kesselfarb oder gelbem Lack, Roth nur in starker Mischung mit Gelb, oder als Deckfarbe mit Gelb und Weiß, und endlich das schöne, leuchtende Oder. Ferner wirkt das reine Weiß auf dem schwach gelblichen Holze sehr fein.

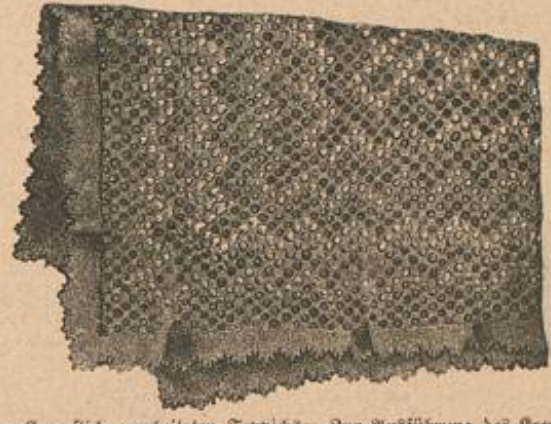
Vor man die Delfarbe aufträgt, sichert man das gebrannte Muster durch leichten Anstrich mit farbloser Politur. Einen solchen erhält auch die Delfarbe nach völligen Trocknen.

Die einfachen Holzformen, wie den aus einem ganz glatten Brettchen bestehenden Uhrenschild, verziert man durch Einferben

mittelst des Brennstiftes. Er ist einer kleinen, einfachen Schwarzwälder Wanduhr aufgesetzt; jeder Zähler kann ihn anfertigen; man hat nur das Zifferblatt ausschneiden und in die mit passendem Falze verfehene Rundung des neuen Schildes einsetzen zu lassen.

Mit diesen wenigen Gegenständen ist die Thätigkeit des Brennstiftes keineswegs erschöpft; ein Blick auf die sauber geschliffenen, appetitlichen Holzwaaren eines Haushaltungs-Geschäftes lockt zahllose neue Ideen in uns hervor. Denn mit der Veredelung des unscheinbaren Gegenstandes wächst dessen Verwendbarkeit. Das bemalte Salzfaß kann nun als Staubtuch-Körbchen dienen oder als Behälter für die Abschnigel, die unseren Rästisch verzieren; und ich glaube, ganz unter uns gesagt, daß selbst dem ungeschlachten Holzschuh als hoch beladener, Vonbon-strohender Weihnachtschlitten die Salonfähigkeit zugesprochen werden dürfte. Holzwaaren mit vorgezeichnetem Muster oder mit gebrannten Contouren liefert die Firma J. A. Pecht in Konstanz; fertig gemalte Gegenstände erst nach Neujahr. **Elisabeth.**

Die eigenartige Voden-Chenille, ein starker, scheinbar aus kleinen Sämlingen bestehender Wollfaden, der unferen Leserinnen bereits als ein raschförmiges Material bekannt ist (siehe die Stickerie für ein Kückentissen der Nr. vom 21. Juli 1889), dient zur Ausstattung des vorliegenden auf starkem olivgrünen Filz



im Kreuzstich gearbeiteten Teppichs. Zur Ausführung des Kreuzstiches sind in den Grundstoff, durchgehends in Zwischenräumen von je 1 Cent., kleine Löcher eingeschlagen, von denen ein Kreuzstich

Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

Schwarzseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 11 Qual.

Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. 75 kr. bis Frs. 6.80 od. M. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.

Schwarzseidene Rippe (ganz Seide) — 15 Qual.

Von Frs. 3.05 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.

Schwarze Peau de soie (ganz Seide) — 10 Qual.

Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.

Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide) — 10 Qual.

Von Frs. 5.35 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.65 bis Frs. 16.80 od. Mk. 13.20 od. fl. 8.25 per metre.

Schwarze seidene Mascotte (ganz Seide) — 5 Qual.

Von Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.

Schwarzseidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 10 Qual.

Von Frs. 4.35 od. Mk. 3.45 od. fl. 2.20 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.

Schwarzseidene Surahs (ganz Seide) — 9 Qual.

Von Frs. 2.80 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.40 bis Frs. 11.65 od. Mk. 9.30 od. fl. 5.80 per metre.

Schwarze glatte und gemusterte Seiden-Grenadines — 10 Qual.

Von Frs. 2.— od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.

Schwarze seidene Rhadamés (ganz Seide) — 8 Qual.

Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.

Schwarze Damaste (ganz Seide) — 8 Qual.

Von Frs. 3.45 od. Mk. 2.75 od. fl. 1.70 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40.

Schwarze halbseidene Atlasse — 9 Qual.

Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 7.45 od. Mk. 5.95 od. fl. 3.70 per metre.

Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide) — 12 Qual.

Von Frs. 4.45 od. Mk. 3.35 od. fl. 2.20 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.

Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide) — 12 Qual.

Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.25 od. Mk. 9.80 od. fl. 6.10 per metre.

Schwarze seidene Moire Française — 9 Qual.

Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.30 od. fl. 6.45 per metre.

Schwarze seidene Moire antique — 8 Qual.

Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.

Schwarze seidene Sicillienne 60 und 130 cm br. — 12 Qual.

Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.80 od. fl. 3.65 bis Frs. 39.50 od. Mk. 31.60 od. fl. 19.75 per metre.

Henneberg's „Monopol-Selde“ (ganz Seide) — 12 Qual.

☞ nur direct und nur echt, wann auf jedem metre eingedruckt ist:

Von Frs. 6.15 od. Mk. 4.90 od. fl. 3.05 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per metre.

G. HENNEBERG'S „MONOPOL“

Unterricht

in gewundenen und geschweiften **Lederarbeiten** sowie **Rehen und Glasmalen** ertheilt **Frl. S. Homann**, Berlin W., Genthiner Straße 26.

Fast jede Krankheit heilt

das neue Heilverfahren v. Bilj. Tausende v. Arzt. aufgegebenen Kranken werd. hierd. noch gerettet. In besich. v. d. Verlagsb. **S. E. Bilj.**, Reerane 1/2, u. alle Buchhandlungen. Prospekte frei.

Soeben erschien:



Roman

Nataly von Esehstruth.

2 Bände, 10 M. broschirt, 12 M. eleg. geb.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Berlin, SW. **J. H. Schorer.**

Schönstes Weihnachtsgeschenk.

Stinde's weltberühmte Buchholzbücher; jeder Band gebietet 3 Bl. in Original-Druckband 4 Bl. 50 Pf. In allen Buchhandlungen erhältlich.

Verlag Freund & Jodel, Berlin, W. 35.

Die gediegensten u. schönsten **Jugend** und die besten **Lebtesten**

Weihnachtsbücher

empfiehlt Carl Flemming in Glogau. Ausführl. Illustrierte Kataloge u. Prospekte gratis u. franko zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. direkt von der Verlagsanstalt.

„Was Buwi Alles anstellte.“

Für M. 1.— in allen Buchhandlungen. **G. Roentgen's Verlag in Frankfurt a. M.**

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der

Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C 2.

Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von gelehrten und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Lesergesellschaften:

4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände

30 R. 40 R. 50 R. 75 R. 125 R. 200 R.

Bezugszeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Kerbchnitzerei.

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaaren. Preisl. gr. b.

fr. Clara Roth, Berlin W., Potsdamerstr. 104.

Musterblätter für Laubsäge,

Schnitt, Einleger u. Holzmalereiarbeiten.

800 Nummern. Illust. Bezugspreis 20 Pf.

Rey & Widmayer's Verlag in München.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,

bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.

Grosses Lager in farbigen Costümen, Reitkleider nach bestem Schnitt

An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,

zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden.

Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

Anzeigen,

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angelesen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W, Potsdamer Straße 88 und zu Wien I, Deringasse 3.

Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserations-Auftrag dauert.

je vier im Quadrat erfasst. In schräger Richtung treten die Kreuzstücke an den Ecken dicht an einander, dagegen bleibt je zwischen den schrägen Reihen ein Stoff-Carreau frei, wie es aus dem naturgroß dargestellten Theile hervorgeht. Das einfache Zadenmuster, sowie dessen Gebildung erklärt die kleine Ansicht des zusammengelegten Teppichs selbst. Zum Sticken wurden je drei Töne Olivgrün, Kupferroth und Kaffeebraun verwendet. An unserer Vorlage, die bei einem 5 Cent. breiten glatten Randstreifen in der Breite 64 und



in der Länge 160 Löcher zählt, wechseln die Zadenreihen zweimal in Grün und Roth; für die Mitte tritt das Braun hinzu. Die Zaden am Außenrande füllt, um das Muster geradlinig abzuschließen, das hellste Roth, während das dunkelste in der Mitte den Ausgleich bewirkt. Die Größe des Teppichs läßt sich bei dem einfachen Muster nach Belieben einrichten. Der Außenrand ist in Bogen ausge schlagen; die Stickerfläche erhält ein kräftiges Seinenfutter. H. D.

Die Mode

Naderhand auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Das Neueste für den Ballschuh aus schwarzem Lackleder ist ein zierlicher Bronze-Verschlag auf dem hohen Pompadour-Fuß.

— Eine neue Farben-Zusammenstellung, welche einen sehr feinen Geschmack bekundet und daher kaum zu allgemein werden dürfte, ist Goldgelb und Laubengrün. Meistens wählt man diese Farben auch in verschiedenen Stoffen, von denen Tuch und Sammet augenblicklich die bevorzugtesten sind. H. U.



Pompons garnirt. Was seine beständige Wiederkehr erklärt, ist, daß er Blonde und Brünnette kleidet, daß der Waarfisch, wie junge Mädchen und junge Frauen ihn tragen und Wind und Wetter ihm nichts anhaben können. Zu einem braunen Garrié-Jäckchen und einem schwarzen Sammet-rode ermangelt diese spanische Kopfbedeckung übrigens durchaus nicht eines vornehmen Gepräges. H. v. G.

— Wie diesen Hut beschreiben, der aus Rebel und Rondes-

— Während die Promenaden- und Hausanzüge überwiegend einfache Formen zeigen und auch die Gesellschafts-Toiletten verhältnismäßig einfach erscheinen, gestattet das für den 5 Uhr-Thee bestimmte Kostüm die phantastischsten und eigenartigsten Arrangements. Untere, einem griechischen Kostüme nachgebildete Vorlage, ist aus weißem Crêpe de Chine gefertigt und in reicher Weise mit Franzen ausgestattet. Gold-Passementerie bildet den Halbgürtel des hinten prinzefförmig geschnittenen Gewandes; die weiten, offenen Ärmel sind oberhalb der Ellbogen zu einer Puffe zusammengefaßt. R. S.

Paris. — Da hätten wir denn wieder den Bolero, der regelmäßig von Zeit zu Zeit erscheint, immer derselbe, immer aus Filz, mit Sammet eingefast und mit



glanz gebildet scheint? Blauer Krepp, mit silber schimmerndem, blaugrünem Filz überlegt, ist nicht gefaltet, nicht gepufft, auch nicht glatt über die Form gespannt, sondern nur hie und da mit einem unsichtbaren Stiche befestigt. Den Boden vertritt eine Schleife, welche die Federn hält. Aber was für Federn! Lange, blaue, mit einem Silber-ton überhauchte Marabouts, von unglaublicher Reichthümlichkeit, die in Cascaden bis fast auf die Schultern der Trägerin fallen. G8



bedarf kaum der Erwähnung, daß die Toilette zu diesem für junge Damen bestimmten Theaterhut mit dessen Farbe übereinstimmen muß. H. v. G.

Bezugsstellen: Holz-Gegenstände für Brandmalerei, wie auch ausgeführte und farbig ausgeführte Stiche: Kunstgewerbliche Anstalt J. A. Wolf, Konstanz. — Teppich mit Vorken-Genille: Raffin Sajou, Paris. Boulevard Sebastopol 74; D. Krapp, Berlin W., Leipzigerstr. 129. — Ballstühle: S. Rint, N. Friedrichstr. 90. — Kolläume: Z. Rosenbl. W. Werderstr. Markt 9-10.

Reflexions-Post.

Gefrignete Person aus Franken. — Verbindlichen Dank für Ihr freundliches Interesse. In eine allgemeine Erklärung der besagten Frage können wir nicht nochmals eintreten, weil wir fürchten müssen, die Leserinnen zu ermüden. Was Ihr eigenes Urtheil betrifft, so fassen Sie die Sache doch wohl etwas einseitig auf. Selbstverständlich kann in diesem Falle nur von einer inneren, geistigen Verwandtschaft die Rede sein, und ungerathen erscheint es uns, wenn Sie meinen, der Gedanke an den Ruhm, den das Kunstwerk dem Arbeiter bringen könne, sei unentbehrlich von der Freude an seinem Werke. Wenn es so stünde, dann würde es ja überhaupt keine ideale Kunstschöpfung mehr geben, denn das höchste Leben muß der wahre Künstler immer in sich selbst finden. Der Gedanke an den Ruhm kann ihm eine äußere Triebfeder werden, aber er darf ihn doch nie ausschließlich beherzigen.

Wiener Abonnenten. — Ihre Fragen sollen nach und nach beantwortet werden.

L. S. in Mainz. — Den Artikel über „Geduld“ finden Sie in der Nr. 15 vom 7. April t. J.

Blaustrumpf in A. — Wenn Sie es nicht nöthig haben, dann thun Sie es lieber nicht; Sie würden doch nie etwas Besonderes zu Stande bringen. Wer nicht aus innerem Drange zur Feder greifen muß, der sollte sich hüthen, schönes weißes Papier zu verunzieren. Die Gelinde dafür sind zu zahlreich, als daß wir sie hier alle aufzählen könnten.

Freiin von Ch. in B. — Wir können uns unmöglich darauf einlassen, eine ganze Reihe von Gebrauchs-Mitteln, wie Sie es von uns wünschen, auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Wir können Ihnen nur raten, bei der Anwendung derselben sehr vorsichtig zu sein. Namentlich sollte man gerade dabei nie den Gedächtnis-Ausdruck vergessen: „Eines schadet sich nicht für Alle“.

Junge Frau in Verden. — Selbstverständlich raten wir Ihnen zu natürlichen Worten. Lassen Sie den Kranz ruhig wehen, und sorgen Sie nur dafür, daß das Herz um so länger frisch bleibt.

Fräulein M. S. in L. — Das ist Geschmackssache; nur darf dabei nie Etwas übertrieben werden. Ein zu hoher, kalter Absatz steht ebenmäßig aus, wie ein breiter, unförmlicher Klumpen unter dem Stiefel. Wir sind für die gelte Mittelstraße.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Kummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Kummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Richters Anker-Steinbaukasten

Das Buch: „Des Kindes liebste Spiel“ gratis!

Sind und bleiben das beste und billigste Geschenk für Kinder über drei Jahren. Das billigste deshalb, weil deren farbige Steine fast unzerstörlich sind, so daß die Kinder jahrelang damit spielen können. Jeder echte Steinbaukasten enthält prachtvolle Vorlagehefte und kann später durch einen Ergänzungskasten regelrecht vergrößert werden. Preis: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 M. und höher. Man hüthe sich vor minderwertigen Nachahmungen und nehme nur Kasten mit der Fabrikmarke „Anker“ an. Wer einen Steinbaukasten im Laden beschafft, der lese vorher das farbenprächtige Buch: „Des Kindes liebste Spiel“, welches kostenlos übergeben wird.

H. Ad. Richter & Cie., Rudolfstadt, Wien, Olten, London E.C., New-York, 310 Broadway

Kinder-Gartenlaube

30000 Auflage

Kinder-Gartenlaube

Kinder-Gartenlaube

Neueste illustrierte Briefmarken-Albuns

zu 75 Pfg. 1, 1 1/2, 5, 6, 7 1/2, 9, 15 und 36 Mark.

Echte Briefmarken billigst. Preisverantw. gratis. Katalog 1889 75 Pfg.

Zu beziehen durch **Alwin Zschiesche** u. alle Buchhandlungen. Leipzig u. Naumburg a. d. S.

Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10.

Kunstmaterialien-Magazin. en detail.

Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gouache-, Majolika-, Bronze-, Gobelins-, Sammet- und Chromo-Malerei. Staffeleien, Malleinwand, Pinsel, Firnis etc.

Neueste Malvorlagen auch zur lehrweisen Benutzung. Platin-Holzbrand-Apparate neuester, bedeutend verbesserter Konstruktion Gummiknetmasse zum Formen von Blumen etc. Kilo 7,50 M.

Plastilin zum Modelliren. Neueste Apparate zur schwedischen Kerbschnittarbeit mit Gebrauchsanweisung

Einzigartige Kästen zur Lederschnittarbeit.

Punktirapparate zum Aufzeichnen auf Stoff etc.

Ganz neu: Sammet-Malerei mit besonders präparirten, unveränderlichen Farben. (Gesetzlich geschützt D. R. P.)

Preis des Kastens mit vollständigem Zubehör und ausführlicher Anleitung 20 M. Milchglasplatten für Oel- u. Aquarell-Malerei.

Koningtonredern.

Tambourins zum Bemalen.

Holz-, Terrakotta- und Majolika-Gegenstände zum Bemalen in grösserer Auswahl. Gold-, Silber-, Kupfer- und Bronze-Leinwand für Ofenschirme (Paravents), Wandbilder, Mappen etc.

Schreibmappen (Ludolffmappen) und andere Gegenstände in Gold- und Silber-Calligostoff zum Bemalen. Zeichenmaterialien, Reisszeuge in allen Preislagen. Zeichenvorlagen, Skizzenbücher, Pantographen zum Vergrössern und Verkleinern von Zeichnungen. Bleistiftkästen von Faber u. A. Lehrbücher für Malereien.

Geeignete Lehrer und Lehrerinnen für alle Fächer der Kunstmalerei werden empfohlen.

Ausführliche illustrierte Preislisten unentgeltlich.

Elegante Luxuspapiere und billets de correspondance mit und ohne Vignetten.

J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant

Seidenwaaren, Manufaktur- u. Modewaaren

Fernsprech-Anschluss: Amt I. No. 1100. **Leipzigerstr. 87, Berlin SW.** Fernsprech-Anschluss: Amt I. No. 1100.

Zur bevorstehenden Weihnachtszeit

empfehle meine reich ausgestatteten Läger

in

Seidenen, wollenen, halbwollenen und baumwollenen Kleiderstoffen für Haus-, Promenaden-, Gesellschafts- und Ballzwecke — Spitzen, Spitzenstoffen und Volants — fertigen Kleidern, Mänteln, Paletots, Morgenröcken und Umhängen jeder Art — Tüchern, Plaids, Jupons, Schürzen, Schirmen, Fächern — Reise-, Schlaf- und Bettdecken — Tischzeugen, Handtüchern, Leinen, Elsasser Baumwollwaaren für Wäsche und Négligée — Gardinen, Teppichen, Tischdecken, Möbel-Cretonnes etc.

In sämtlichen Lägern sind verschiedene besonders vortheilhafte Partien zu bedeutend herabgesetzten Preisen zum Ausverkauf gestellt.

Behufs Ermöglichung einer prompten Ausführung der geschätzten Aufträge während des lebhaften Weihnachtsgeschäftes wird um deren recht frühzeitige Einsendung gebeten.

Proben, Modebilder und feste Aufträge von M. 20 an postfrei.

Atelier für Kunstgewerbliche Frauen-Arbeiten

Dresden-Altstadt, Struve-Strasse No. 16, I. Etage.

Muster werden entworfen und vorgezeichnet, Arbeiten angefangen und fertig gestellt in jeder Art Kunststickerei, Aetzarbeit, Brandmalerei, Lederschnitt, Gummiknetarbeit, Kerbschnitt, für Malerei auf Porzellan, Holz, Stoff, Leder u. s. w. — Für alle vorgenannten Fächer wird Unterricht erteilt in Einzelstunden oder Coursen.

Wohriechender Taschenkalender für 1890. — Winter franco gegen 20 Pfg. in Marken. H. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Für den Weihnachtstisch.



Der heilige Abend rückt immer näher heran und doch giebt es noch so viel zu thun! Glücklicherweise, wer wenigstens die großen und mühsamen Arbeiten sich ihrem Ende nähern sieht. Kleinere Gaben, die weniger Zeit in Anspruch nehmen und deren es ja so viele reizende giebt, lassen sich dann noch im Fluge herstellen; es gilt nur, die richtige Wahl zu treffen. Trotz der reichen Anzahl solcher, unseren Leserinnen aus den technischen Nummern der Frauen-Zeitung bekannten rasch-fördernden Arbeiten bringen wir, wie schon seit Jahren, an dieser Stelle, noch verschiedene hübsche Gegenstände dieser Art.

An die Modellir-Arbeit in Guttapercha, die zur Verzierung aller Arten von Decorationsstücken geeignet ist, erinnern wir durch die Vase, welche aus einer mit leichtem Blumenweige umschlungenen Fleischt-tract-Büchse entstanden ist. Die Büchsen erhalten zunächst einen glatten Bronze- oder Procat-Grund (siehe die Nummer v. 12. Mai d. J.), und werden dann erst mit dem modellirten Zweige etc.

ausgestattet. — Etagères-Tischchen sind ein viel beliebter Gegenstand geworden; fest aus Bambus mit Metallkapseln und sicher angebrachten Holzplatten hergestellt, werden sie (77 Cent. hoch) neuerdings besonders gern als stumme Diener neben dem Kartentische benutzt; ein Glas Bier oder Thee, das Rauchzeug etc. finden auf ihnen einen sicheren Platz und sind bequem zur Hand. Diese Etagères hat man auch in so kleinem Format, daß man sie als Ständer für Rippes, kleine Blumenvasen etc. auf den Tisch stellen kann. Für die Ausschmückung der Platten ist in erster Linie Brandmalerei oder Kerbschnitt zu empfehlen. Auch kann man sie mit gefällig arrangierten Reliefbildern oder ausgeschnittenen Grottenblumen besetzen und diese AufLAGen durch einen Anstrich mit französischem Lack auf dem Holzgrunde befestigen. Eine durch Stickerei verzierte Etagère siehe in der

Nummer v. 1. Januar d. J. Die hierbei veranschaulichte ist von einer Freundin unserer Zeitung äußerst sinnreich zusammengestellt, indem ein in der Familie vererbter Spazierstock aus Weichseleisener den Hauptstab des Gestelles bildet; zu diesem passend wurden die hierzu genommenen weißen Holzstäbe mit dem Brennstift gebräunt. Die Platten haben eine gefällige Wappenform und sind mit Brandmalerei nach Zeichnungen aus einem japanischen Bilderbuche verziert. — Der kleinen, reich mit Brandmalerei ausgestatteten Truhe liegt ein einfacher brauner Cigarrenkasten zu Grunde, den man innen, falls er eine andere Bestimmung erhalten soll, noch mit gemustertem Papier oder Stoff ausfüttern kann. Schmale Lederstreifen und -Ecken inmitten, aufgeklemmt und von kleinen bunten Metallnägeln gehalten, antike Beschläge. — In der Art der 50 Pf.-Cigarrentaschen, in welchen die Cigarren vermöge eines eingeschobenen Messingbügels gehalten werden, ist auch dieser Behälter aus Leder hergestellt. Als Verzierung schuf der Brennstift ein zartes Spinnwebgewebe, das man neuerdings in jeder Weise zu idealisieren sucht. — Sehr niedlich ist das aus einem vieredigen Stücke Seidenstoff, — jede Seite mißt 26 Cent., bestehende Ar-

beitring (von 1 1/2 Cent. Durchmesser) und befestigt dann an dem Ende der Schlinge einen vollen seidnen Pompon. Zum Schluß des Täschchens werden alle vier Zipfel durch den Ring geschoben, die hierauf unter diesem vorgezogene Schnur bildet den Griff. — Zur Ueberreichung einer duftigen Blumengabe empfiehlt sich das kleine



mit achtmaligem Umschläge und 1 L. Dann beginnt das verflochte Bogenmuster (1 feste R., 1 Widelmasche mit 12fachen Bodenumschlag, die mit 1 festen Masche in den Fuß zurück sich zur Rundung schließt, u. 7 L.), das in Höhe des Glases ausgeführt wird. Die Vogen der letzten Tour werden für den Boden durch Stüchchenmaschen zusammengeführt. Eine



Umrahmung der auf einfarbigem Grunde bunt auszuführenden Arabesken. Sehr reizend wirkt es auch, die Zeichnung beliebig in Goldbronze, schwarz oder weiß etc. zu contouren; man hat dabei den

Zur Ueberreichung einer Flasche feinen alten Weines bringen wir ein zierliches Körbchen, aus weissen Spangeflechte, das mit Malerei und Schleifenschmuck in hübscher Weise ausgestattet ist. — Bei dem Cultus, den man mit den bunten Cigarrenbändern treibt, mag hier auch eine neue hübsche Verwendung dafür Platz finden. Sie gilt der Verzierung eines Garderobe-Vorhanges, dessen marineblauer Baumwollstoff mit rosa Julett gefüttert ist. Im Wechsel von Roth und Gelb verbunden durch grüne und lilä Ozeanflische, bilden aufgesteppte Bänder den geraden Randabschluss, dem sich nach innen gelbe, getreuzte Bänder anschließen; gelb, mit Krausgespinnst-Gittern überzogen sind die Halbmonde, zwischen ihnen liegen roth und gelb gezackte Sternfiguren. In Gelb, Roth und Grün erscheinen die 18 Cent. langen Franzen. — Einen Photographie-Halter von origineller Form bietet der Drachen, von dessen Carton-Grundform die Spitze zunächst besonders (mit einer 3 Cent. breiten Verlängerung zum Wiederansetzen) zuzuschneiden ist, da diese glatt, der Haupttheil mit gefaltetem Atlas bekleidet ist, über dieselbe spannen sich straff zum Halte für die Bilder, zwei je 7 Cent. breite Spannen, die aus glattem Stoffe, bemalt oder mit leichter Stickerei verziert sein können; auch eine beliebig gefärbte Borte, oder damascirter Stoff mit Ausnäharbeit sind



Picot-Tour begrenzt den oberen Rand, 1 1/2 Cent. breites Faillé-Band für Schlinge und Schleifenschmuck. — Zur Decoration von Gefässen und Borden liefert die Fabrik von G. A. Roll in Halle a. S. reizend geformte Terracotten-Vasen, Wandteller und -Schalen mit eingravirten maurischen Mustern, welche, buntfarbig ausgemalt, von außerordentlicher Wirksamkeit sind. Zum Malen können entweder Aquarell, Bronze- oder Oelfarben dienen, die man je in kleinen Blechkasten fortzutreiben bekommt. Von einem kleinen Wandteller geben wir ein Stück des gravirten und ausgemalten Musters naturgroß. Diese Arbeit erfordert hauptsächlich große Sauberkeit und einen feinen Farbensinn. Die in der Gravirung enthaltenen punktirten bandartigen Linien sind in gleicher Farbe zu halten; sie bilden die





geeignet. Die Maske der Grundform giebt die Schnitt-
leberfläch. Bandrosetten und eine mit eingeknüpften
Band-Enden verzierte Schnur (der Säuwanz) über-
nehmen die weitere Ausstattung. — Einen Scherz
für einen Briefmarkensammler ist der zur Auf-
nahme von Süßigkeiten bestimmte kleine Carton,
dessen Seiten im bunten Durcheinander mit Brief-
marken besetzt werden, je den Abschluß dieser bunten
Felder bildet ein schmales, gepreßtes Goldbörtchen.
Die kleine Schnitt-leberfläch bietet die Hälfte des
Cartons mit den umjubelnden, den Boden bil-
denden Theilen und den übereinander liegenden
Fadellinien; in eine derselben ist
ein Ein-
schnitt vor-
zusehen,
durch wel-
chen die



Seite der gegenüber liegenden geschoben wird. Um dem ausgebreiteten Carton die
richtige Form zu geben, hat man die Innenfläche längs der Ränder vor dem
Anbiegen einzurichten. — Eine glückliche Idee ist in dem Tambourin als Licht-
schirm verfochten. Für das in
Aquarell-Farben ausgeführte
Bildchen auf der im Durchmesser
12 Cent. großen Fläche aus Perga-
ment wurde eines der feineren
der Illustrierten Frauen-Zeitung
beigelegten Blätter, „Blüthen
jauher“ als Vorlage benützt. Des
Malens Unkundige können auch
hier Abzichbilder oder ausge-
schnittene Grotte-Blumen z. zur
Verzierung benötigen. — Um die Rük-
ternheit eines Geldgeschenktes unter
einer freundlichen Form zu verbergen,
steckt man die betreffenden Goldstücke in eigens hierzu mit
Einschnitten versehen gemalte Kärtchen, sodas sie bald
aus Blüthenkelchen hervor lächeln, bald auf kleinen Landschafts-
bildern als Sonne oder Mond erglänzen, wie es der naturgroß
dargestellte Zweig am Anfange unserer Weihnachtsarbeiten
und das nebenstehende Bildchen veranschaulichen. Von den
im Handel vorrätigen Tisch- und Gratulations-Karten
lassen sich viele zu gleichem Zwecke herrichten. A. D.



Verlagsstellen: Glogeren-Platz und Vorderstr.-Nord: Anwen.
SW, Bildsch. 123. — Blumenkästl im Neb: Stiebel u. Schmitz,
W, Friedrichstr. 78. — Terracotten: G. A. Reil, Halle a. S. — Photo-
graphie-Falter (Drucken): Fr. E. Hoffmann, SW, Königgräberstr. 90.
— Fondomiere u. Lichtschirm: G. Schlottermann, SW, Stallstr. 10.
— Silberreden zu Glogeren-Platz: C. Krapp, W, Leipzigerstr. 123.

Anzeigen

Sollte solche nicht als für die Illu-
strierte Frauen-Zeitung ungenügend
sein und manchen weichen sollten, sin-
den zu dem Preise von 1 Mark für die
einblättrige Reprint-Blätter über dem
Namen Aufnahme, soweit der dafür be-
stimmte Platz reicht. Aufnahme der An-
zeigen in allen Anzeigen-Bureaux, so-
wie in den Expeditionen der Illustrierten
Frauen-Zeitung zu Berlin W, Pots-
damer Str. 38 u. in Wien L. Debra, 3.
Interessanten erhalten das Blatt toke-
frei mit der Post zugesandt, in Länge der
Interessanten-Auftrag dauert.

Verlag von Albert Heitz in Stuttgart.
Henriette Paalzow's sämmtl. Romane.
12 Theile elegant gebunden 16 M. Ein einzelner Roman 4 M.
I. Godwie Castle. Aus den Papieren der Her-
zogin von Nottingham.
II. Sie, Roche. Histor. Roman.
III. Thomas Thyrnau. Roman aus der Zeit der
Maria Theresia.
IV. Jacob van der Nees.
Urtheile berühmter Personen:
A. v. Humboldt schreibt der Verfasserin:
„Aus dem Munde der Königin, welche karg im
Lobe ist, habe ich viel, sehr viel Lobenswürdiges
über Ihre neue Schöpfung gehört, über die Zartheit
des Geniebes, das Interesse der Personen und das
Eingreifende der Charaktere.“
Die Gräfinnen Bohlen und Bismarck erklären
Godwie Castle für eine Erziehungsschrift, die zur
geistigen Entwicklung junger Mädchen und Frauen
sich vortreflich eigne: Herr v. Bülow, Gesandter
in London, für ein Buch für Diplomaten.
Zusendung erfolgt franco gegen Nachnahme.

J. A. Heese,

Seidenwaarenfabrikant

Berlin SW, Leipzigerstr. 87. **Königlicher Hoflieferant** Berlin SW, Leipzigerstr. 87.

empfehl in der Abtheilung für Seidenwaaren, neben allen in farbigen
Seidenstoffen erschienenen Neuheiten, nachfolgende, mit besonderer
Berücksichtigung der Haltbarkeit und des guten Tragens angefertigte

Schwarzseidene Kleiderstoffe:

- 5258 cm breite schwarze façon-
nirte damassirte und gestreifte
Seidenstoffe von den kleinsten zierlichsten
Mustern an, bis zu den apartesten grössten
Dessins auf Royale-Precieuse-Faille-Körper und
Atlas-Grund.
das Meter 3.—, 3.50, 4.50, 5.—,
5.50, 6.—, 6.75, 7.50, 8.50, 9.50,
10.50 etc. Mark.
- 5256 cm breit schwarz Satin-Mer-
veilleux, das Meter 1.80, 2.—, 2.50,
3.—, 3.50, 3.75, 4.—, 4.50, 5.—,
5.50, 6.—, 6.75, 7.50, 8.50 Mark.
- 5256 cm breit schwarz Faille
française 3.50, 4.—, 4.50, 5.—,
5.50, 6.—, 6.75, 7.50, 8.50 Mark.
- 5255 cm breit schwarz Armure
Granité, das Meter 3.50, 4.—,
5.25, 6.— Mark.
- 5258 cm breit schwarz Armure
Royale, das Meter 3.50, 4.—,
4.50, 5.50, 6.— 7.50 Mark.
- 5257 cm breit schwarz Pékin

boyau, das Meter 3.50, 4.— 4.50,
5.—, 5.50 Mark.
5257 cm breit schwarz Satin Rha-
damez, das Meter 3.75, 4.50, 5.—,
5.50, 6.—, 6.75, 8.— Mark.
5256 cm breit schwarz Peau de
soie Grenadine, das Meter 4.—,
4.50, 5.— 5.50, 6.— 6.75, 7.50,
8.50 Mark.
5258 cm breit schwarz Satin Du-
chesse, das Meter 5.—, 5.50, 6.—,
6.75, 7.50, 8.50 Mark.
5458 cm breit schwarz Peau de
soie Victoria, das Meter 6.50,
7.50, 8.50 Mark.

Für Besatz-Arrangements:

- 4960 cm breit Moiré française,
das Meter 3.50, 4.—, 4.50, 5.—,
5.50, 6.—, 6.75, 7.50, 9.—, 10.— M.
- 5460 cm breit Moiré française mit
Atlasstreifen, das Meter 6.—,
6.75, 7.50, 10.— Mark.

Schwarze Chappé-Sammete.

47 cm bis 67 cm breit, das Meter von 2.25 bis 14 Mark.

Schwarze Crefelder Seiden-Sammete.

50 cm bis 67 cm breit, das Meter 12.50 bis 20 Mark.

Schwarze Lyoner Seiden-Sammete.

50 cm bis 67 cm breit, das Meter 12.50 bis 27 Mark.

Proben, Modebilder gratis und postfrei. Franco-Zusendung fester Aufträge von 20 Mark an.

DAS TICKEREI-MONOGRAMM

zur Ausführung in
Gold-, Seiden- und Weiss-Stickerei.
Entworfen von
Frau **Elise Bender**,
Hofkunststickerin in Berlin.
30 Lieferungen Fol. mit je 5 Tafeln von ca. 200 Monogrammen. Preis Mk. 90.—.
Einzelne Tafeln mit 40 Monogrammen 80 Pfg.
Prämirt von der Deutschen-Nationalen Kunstgewerbe-Aus-
stellung zu München u. der Intern. Weltausstellung zu Brüssel.
„Das Werk legt auf jedem Blatte Zeugnis ab, sowohl für das Stil-
gefühl der Verfasserin als auch für das Reichthum ihrer Phantasie.“
(Gartenlaube 41, 1888.)
Illustrirten Prospekt mit Probedruck des Umschlages und der ersten Tafel photo-
lithographisch verkleinert, versendet gratis und franko die
Verlagshandlung von **Hoffmann & Ohnstein** in Leipzig.

**Wohriechender
Taschenkalender
für 1890.** — Wähler franco gegen
20 Pfg. in Blatten.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Sehen erlöset in meinem Verlag:
Die Schönheit des Weibes.
Ihre Pflege, Beförderung und Erhaltung.
Von **Sartene de Goups**.
Preis 2 Mark.
Friedrich Stahl, Berlin SW, 48.

Richters Anker-Steinbaukasten

Das Buch:
„Des Kindes
liebtes
Spiel“
gratis!

Warum sind Richters Anker-
Steinbaukasten so beliebt?
Weil sie kein gewöhnliches
Spielzeug sind und fast unverwund-
lich sind.
Weil jeder derselben durch
Ergänzungsfalten vergrößert
werden kann und dadurch immer
wertvoller wird.
Weil die zahlreichen farben-
reichen Bauvorlagen nicht nur
unterhaltend, sondern auch be-
lehrend wirken und den Kindern
neue Anregung bieten.
Weil infolge der wissenschaft-
lichen Durchdringung aller Bau-
vorlagen das Aufstellen der
Prachtbauten leicht und sicher
vor sich geht.
Weil sie auch den Eltern
und Geschwistern an langen Winterabenden angenehme Unterhaltung bieten.
Warum sind sie gleichzeitig das billigste Weihnachtsgeschenk?
Weil man später die etwa verloren gehenden oder beschädigten Steine und Verlagehefte
leicht durch Ankauf einzelner Anker-Bauhefte, beziehungsweise Hefte ersetzen kann und weil
fastlich jeder Anker-Steinbaukasten viele Jahre brauchbar bleibt.
Daher sollte in jeder Familie ein Anker-Steinbaukasten vorrätig sein. Aufwändige
Beschreibungen und wissenschaftliche Entwürfe findet man in dem illustrierten Buch
„Des Kindes liebtes Spiel“, welches man schon jetzt mittelst Vorkaufes von
der unterzeichneten Firma verlangen und vor dem Einkauf eines Steinbaukastens
aufmerksam lesen sollte. Die Ankaufung erfolgt franco.
Wunderwertiger Nachahmungen wegen verlangt man beim Einkauf gefl.
anderrücklich „Richters Anker-Steinbaukasten“ und weise jeden Rollen ohne
die Marke „Anker“ mit Randband als unecht zurück. Nur die Anker-Steinbaukasten
können ergänzt werden! Sie sind in allen Verlagsläden (1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12,
und höher) vorrätig in allen feineren Spielwarengeschäften der Welt.
F. Ad. Richter & Cie., R. S. Hofflieferanten
Rudolstadt (Thüringen), Nürnberg, Wien, I. Ribbelingengasse 4, Olten, Rotterdam,
London E.C., 1-2, Railway-Pl., Rensburgh-Str., und New-York, 310 Broadway.

Passendes Damengeschenk

u. v. b. Abonnentinnen
selber aufschaffenswerth

weil recht praktisch dazu eingerichtet, sämmtl. Nummern eines Jahrganges der Illu-
strierten Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren, ist der
Sammelkasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung
in Buchform hochlegant mit Goldverfärbung, dauerhaft und bildet eine Zierde jedes Salons.
Gegen Einzahlung von M. 6.50 zu beziehen von **R. Schildberger**, Buchhandlung,
Berlin W, Schillerstr. 3. **Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.**

Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in unübertroffen reichlicher Auswahl:
Cotillon-
und
Carneval-

Sachen: Schwarz-Kopf-
bedeckungen, Cotillon-
Touren u. Orben, Attra-
pen, Knallbonbons,
Costüms, Masken, Per-
ücken, Maskendecorati-
onen, Cartonphonos u.
s. w.
Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.
Illustrierte Preisbücher Jahrgang 1890 gratis u. franco.

Kunstberichte

über den Verlag der **Photographischen
Gesellschaft in Berlin.** In anroge-
der Form von berufener Feder geschrieben,
geben dieselben zahlreiche, mit vielen Illu-
strationen versehen interessante Beiträge zur
Kenntnis und zum Verständnis des Kunst-
lebens der Gegenwart. Jährlich 8 Nummern,
welche gegen Einsendung von 1 Mark in
Postmarken regelmäßig und franco zugestellt
werden. Inhalt von No. 3 des II. Jahrganges:
Zwei Gravüren-Prachtwerke — Clas-
sisches und Modernes — Weihnacht
Karten. Einzelnummer 20 Pfennig.

Jede Dame ist im
Stande
altdeutsche
geputzte Le-
derarbeiten als
schöne Geburts-
tags- u. Gelegenheits-
geschenke herzustellen.
Werkzeugkasten mit An-
leitung und Vorlagen hierzu.
Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-
*Inhaldbrennapparate für Industrielle
u. Diestanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.
Gustav Fritzsche, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



Berlin. — Nur wenigen Auserlesenen ist es vergönnt, ihr Heim im Winter mit lebenden Blumen zu schmücken, und doch fehlt etwas dem häuslichen Leben ohne sie. Ist es auch möglich, durch sorgsame Pflege Blattschnecken im Wachs- thume zu fördern, so hält es doch namentlich in einem Zimmer, in welchem Gas gebrannt wird, sehr schwer, Blüten zu erzielen. Dankbar greifen wir daher zu künstlichen Blumen, nicht als Ersatz für die Topfgewächse, sondern als Decorationsmittel, anstatt der in neuerer Zeit zu allgemein gewordenen Malaristrahle. Originell sind über lebensgroße Sonnen- und Rosenblumen, wie wir sie nebenstehend veranschaulichen; Kaktus-, Apfel- und Kirschblüthen, Hortensien, Goldregen, Rosenzweige u. d. m. und die Natur selber vor. Für eine Speisezimmer-Einrichtung verbinden sich die Blüten- mit Fruchtzweigen, deren künstliche Birnen, Äpfel, Aprikosen u. d. m. an dem natürlichen Stamme befestigt sind. Zum Bekränzen von Bildern dienen herblich gefärbte Rankenwildes Weines, Clematis u. d. m.

Passementerie, welche entweder in Filz oder Chenille-Geflecht eingefügt werden.
— Nichts schöneres für die Jugend als auf scharfem Stahl- schuh über die glatte Eisbahn dahin zu fliegen; da erscheint das Leben noch einmal so herrlich, so frei und seffellos. Wie die



Bangen sich röhren, wie das Auge unter dem zierlichen Barett oder der Keilsamen Toque aus Pelz so freudig leuchtet! Nur keine großen Hüte, die bei der schnellen Bewegung leicht schwanken und im Winde zurückfliegen. Auch das Kostüm muß knapp die Glieder umschließen, jeder Faltenreichtum ist streng zu vermeiden. Wie graciös erscheint die geschickte Läuferin in dem gerade oder schräg geschlossenen, oder mit doppeltreihigem Knopfschluß eingerichteten Paletot-Kleide aus farbigem Tuch mit Pelz-Verbrämung, dessen schlanke Umrisse die Figur so vorteilhaft heben. Bei leichteren Stoffen können Vorder- und Rücktheil kraus eingereicht, und auch die Ärmel bauchig geordnet werden. Specieell für den Eis-Sport ist das wattierte Futter nicht zu empfehlen, man wähle Planelle oder Seide und lasse sich den behaglicheren Radmantel nachbringen. Auch die Jacken- und eine Art Spenser-Taille mit geschlichtem Pottenschloß zu leicht drapirtem Stoff wirken zierlich. Unter dem Pelzwerk wird noch immer das schwarze bevorzugt, vornehmlich Krimmer und Astrachan, zu grauem Krimmer macht sich grauer, marineblauer und ruffischgrüner Stoff am schönsten, den

vornehmsten Charakter aber trägt die Verbindung von modischen farbigen Tuchen mit Biber oder Reiz.
— Die gegenwärtige einfache Kleiderform verlangt schöne, gediegene Stoffe und reiche Ausstattung. Da spielen denn vor Allem die verschiedenen Maschinen-Stickereien eine hoch bedeutsame Rolle. Durch die unten genannte Firma können unsere Leserinnen diesen für Westentheile, Tabliers, Rockborten u. d. m. so reizenden Schmuck je nach Wunsch mehr oder minder reich herstellen lassen. Am wohlfeilsten ist einfaches Soutachiren mit seidener oder wollener Nadel, kostbarer, aber auch von ungleich schönerer Wirkung erweisen sich die mit Seide ausgeführten Karbel-Stickereien, die, mit Auflage aus Plüsch, Tuch, Seide u. verbunden, das reichste und theuerste Genre darstellen. Durch verschiedenfarbige oder abgefärbte Seide, sowie durch discrete Anwendung von Gold- und Silberfäden erhalten alle diese Stickereien noch besonderen Reiz. Bemerkenswert sei, daß die zu bestickenden Kostüm- Theile zugeschnitten und auf denselben Heftfäden die gewünschte Größe der Stickerei bestimmen müssen; leichtere Stoffe verlangen eine Unterlage aus feinem Shirting oder Gaze.
M. St.



— Die Schleier- tüllis, deren Breite, den großen Hutformen entsprechend, zugenommen hat, sind in allen Farben vorrätig und zeigen als neueste Musterung winzige Sommermützen. F. J.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Weisse Seidenstoffe

ca. 130 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weiss seidene Marcellines und Taffete** (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. fl. 0.75 kr. bis Frs. 5.40 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.70 per metre.
- Weiss seidene Rippe** (ganz Seide) — 9 Qual.
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 13.65 od. Mk. 10.90 od. fl. 6.80 per metre.
- Crème-weiss seidene Rippe** (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.65 od. Mk. 8.50 od. fl. 5.30 per metre.
- Weiss seidene Satins merveilleux** (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Crème-weiss seidene Satins merveilleux** (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
- Weiss seidene Surahs** (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per metre.
- Crème-weiss seidene Surahs** (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per metre.
- Weiss seidene Moire française** — 7 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per metre.
- Crème-weiss seidene Moire française** — 7 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per metre.

- Weiss seidene Moire antique** — 8 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.
- Crème-weiss seidene Moire antique** — 2 Qual.
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — und Frs. 3.90 od. Mk. 3.10 od. fl. 1.95 per metre.
- Weiss seidene „Faille Française“** (ganz Seide) — 8 Qual.
Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Weisse halbseidene Atlasse** — 8 Qual.
Von Frs. 1.65 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per metre.
- Crème-weiss halbseidene Atlasse** — 5 Qual.
Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per metre.
- Weisse Satins Duchesse** (ganz Seide) — 10 Qual.
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per metre.
- Crème-weisse Satins Duchesse** (ganz Seide) — 5 Qual.
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
- Weiss seidene Damaste** (ganz Seide) — 7 Qual.
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per metre.
- Crème-weiss seidene Damaste** (ganz Seide) — 7 Qual.
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Brogenz am Bodensee.

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der

Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C 2.

Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Leser-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 M.	40 M.	50 M.	75 M.	125 M.	200 M.

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.



Schönstes Weihnachtsgeschenk.
Der Kaiserin Augusta gewidmet.
Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern
von H. Borsthat.
Neuestes illustriertes Prachtwerk von kleinstem Werthe M. 9. —
28 Illustrationen.
628 Seiten Text.
Kostüm-darstellungen.
Verlag v. M. Scherb, Berlin SW 29.

Die gediegensten u. schönsten **Jugend**schriften und die besten **Weihnachtsbücher**
empfehlen Carl Flemming in Glogau.
Ausfuhrk. illustrierte Kataloge u. Prospekte gratis u. franco zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. direkt von der Verlagsanstalt.

Von Mey & Widmayer, München, zu beziehen:
Anleitung zur Holzschnitzerei
besonders der Kerbschnitzerei 60 Pf.
Vorlagen u. Kerbschnitzerei à 15 Pf.
Bilzhauerwerkzeugkasten f. Kerbschnitzerei.
Illustr. Preisocourante gegen 20 Pf. Briefm.

Geschenke I. Ranges!

(Verlag, J. Ebnor, Ulm.)

Prof. Dr. W. Zimmermann.

Illustrierte Weltgeschichte

für Frauen und Töchter. Ein hochelegantes.

Band, 60 Bogen, nur M. 10. —

Löffler, Grosses illustr. Kochbuch

von Th. Bechtel, mit 500 Holzschn.

Eleg. gebunden M. 5 80.

Ziehen erlösen bei Unterzeichnetem:
Taschenbüchlein des guten Tones.
Praktische Anleitung über die Formen des Anstandes für die weibliche Jugend.
Von Sophie Christ.
M. A. in Gallico-Einband 1 M. 50 Pf.
Dasselbe in feinerem Einband mit Goldschnitt 2 M.
Mainz 1889. Franz Kirchheim.

Jast jede Krankheit heilt
das neue Heilverfahren v. Hlg. Zerkende v. Arzt. ausgegebene Kranke wird hier noch gerettet. Zu bezich. v. d. Verlagsf. J. E. G. G. H. Weerneck & S. alle Buchhdl. Erstausgabe frei.

Franz. Schweiz.

Institut La Vilette b. Yverdon.

Dasselbe, gegründet 1863, bietet günstige

Gelegenheit, die franz., englische, italienische

Sprache, sowie Handelswissenschaften und

sonstige Disciplinen gründlich zu erlernen. —

Vortreffliche, gesunde und hübsche Lage.

Familienleben! Sorgfältige Ueberwachung und

Pflege der anvertrauten Jugend. — Behufs

Erlangung von Prospectus und Referenzen be-

liebe man sich zu wenden an

Chs. Vodoz, Yverdon.

Kunstberichte

über den Verlag der Photographischen

Gesellschaft in Berlin. In anregender

Form von berufener Feder geschrieben,

geben dieselben zahlreiche, mit vielen Illu-

strationen versehenen interessante Beiträge zur

Kenntnis und zum Verständnis des Kunst-

lebens der Gegenwart. Jährlich 8 Nummern,

welche gegen Einsendung von 1 Mark in

Postmarken regelmäßig und franco zugestellt

werden. Inhalt von No. 3 des II. Jahrganges:

Zwei Gravüren-Prachtwerke — Classisches und Modernes — Weihnachts-

Karten. Einzelnummer 20 Pfennig.

Salon-Flügel und Pianinos

empfehlen die Fabrik

Berlin.

von **B. Schleich**, Behrenstr. 21.

Automat-Topfstürze



ist die schönste und nützlichste Erfindung der Neuzeit für jeden Haushalt. Es nicht vorzüglich, verleiht uns direct guten Entenbunns von M. 5.50 franco 1 Automat-Topfstürze complet, für alle Lössle passend.

Seff & Hauswald,

Treddeu-Bischeln.

Die Schönheit des Weibes.

Ihre Pflege, Beförderung und Erhaltung.

Von **Henriette de Goupy.**

Preis 2 Mark.

Friedrich Stahl, Berlin SW, 48.

Trotz der großgedruckten Mahnung: den Hut abnehmen! und trotz der Argus-Augen der Thürschließer, schnuggelt sich die zierliche Capote in die Theater- und Concert-Säle ein. Und wer vermöchte dem winzig kleinen, allerliebsten Dinge oder seiner reizenden Trägerin, welcher das Hütchen so vortrefflich steht, darob zu jähnen? Wie zart und feinsam ist nicht eine Capote, ganz von weißen Straußfedern bedeckt, in die sich dunkle Sammetwellen schmiegen, oder ein genau zum Kostüme passender Hut, etwa aus braunem Sammet, dessen einzigen, aber um so vornehmeren Schmuck eine Schmetterlings-Schleife aus gelblichen Points bildet.

Bei aller Einfachheit der hohen Haarfrisuren, bietet deren



Herstellung doch manche Schwierigkeiten, die sich namentlich bei dem heraufgedrehten Arrangement herausstellen. Unsere Abbildung zeigt nun ein neu erfundenes Instrument, eine Drahtgabel, welche das Selbstfrisieren ungemein erleichtert. Indem man mit dem Daumen der rechten Hand die Feder herunter drückt, legt man das Hinterhaar über dieselbe von rechts nach links und schließt die Gabel. Hierauf zieht man diese dicht am Kopfe nach oben und aus dem Haar heraus und befestigt mit Haarnadeln die auf diese Weise entstandene Haartolle.

Paris. — Daß die Phantasie ewig jung ist, beweisen die Régligés unserer Weltbinnen. Wie überraschend auch jede Neuerschöpfung sei, die nächste bringt doch wieder Auerwärdetes. Das neueste Modell besteht aus Unterkleid und Ueberrock; ersteres, von blauem Seidenmuffelin mit rosa Sarabafutter, fällt vom Halse faltig nieder, der gleich lange Ueberrock aus grauem Kaschmir ist mit grauen, rosa und blauen Perlen, die auch die Franze bilden, gestickt. Gestehen wir, daß hier etwas höchst Graciöses geschaffen wurde, nicht ohne zugleich einen praktischen Vortheil damit zu verbinden, da das Untergewand bei hoher Temperatur auch ohne Ueberkleid getragen werden kann.



Auf dem Halle, durch den das Glycerin eine Reihe von Ausstellungs-Festlichkeiten abschloß, trug Madame Carnot ponceau-rothen Damast, den schwarze, mit Silber durchzogene Blonden verschleierte. Eine Guirlande abshattirter rother Rosen ohne Laub umgab die lange edle Schleppe und schmückte eine Seite der Taille, während die andere von Diamanten glitzerte. Früher aus schwarzen Spitzen und rothen Federn, Brillanten-Diara im Haar. Auf demselben Feste zeigte die Toilette der Vicomtesse de Chezelles eine wahrhaft künstlerische Combination von jenem eigenthümlichen Roth und Gelb der spanischen Gartentresse, deren Blüthe auch die Garnitur bildete. Den gelblichen Rod säumte eine Guirlande sammetner Kresse, die in Zwischenräumen nach dem Gürtel aufstieg. Ueber diesen Rod fiel ein Ueberkleid aus rothem Sammet mit Puffärmeln und gelblicher Weste. Kressenblüthen, an denen hier und dort eine goldene Biene oder Wespe naskte, schmückten Taille und Haar.

Der Vertreter Edison's, Herr Wange mann, hat bei seiner Anwesenheit in Wien von Sr. Maj. dem Kaiser von Oesterreich die Erlaubniß erhalten, der kleinen Erzherzogin Elisabeth, dem Töchterchen des Kronprinzen, von Amerika aus eine der von Edison erfundenen phonographischen Puppen übersenden zu dürfen. Diese Puppen können Alles sprechen, was man ihnen in den Mund legt. Das mechanische Princip ist das des Phonographen. Ein Wachsring, auf welchen mit Hilfe eines phonographischen Apparates von Kindern gesprochen wurde und der in Folge dessen Rottirungen von Schallwellen erhält, wird mit einer kleinen Repro-

ductions-Membrane in die Puppe eingefügt und durch eine Feder, welche am Rücken der Puppe durch einen Nyrh Schlüssel aufgedreht wird, in Thätigkeit gesetzt. Für den Verkauf der phonographischen Puppen in Europa bildet sich eben eine Gesellschaft, doch dürften die Puppen in Europa in diesem Jahre noch nicht auf den Weihnachtmarkt kommen.

Als besondere Neuheit der diesjährigen Saison sieht man in Paris jetzt häufig die Herren bei Abend-Besuchen rosa, blaue oder rothe Hemden tragen. Diese grellen, bei den weit ausgeführten Westen zur vollen Geltung gelangenden Kleidungsstücke bringen einen eigenthümlichen Eindruck hervor. Um den Kontrast noch zu steigern, pflegt man dieselben mit glänzenden schwarzen Jais-Knöpfen zu schließen. Diese Hemden sind bereits so stark in der Mode, daß die Fabrikation mit der Nachfrage kaum gleichen Schritt halten kann. Der Urheber dieser Mode soll ein Prinz des Hauses Savoyen sein.

Verlagsquellen: Decorations-Blumen: F. Leuchtmann, W. Feysinger, 83. — Frisirgabeln: G. Gohs, W. Feysinger, 130. — Schmückendes Kostüme: E. Kohnthal, W. Beckermeyer Markt 9/10; G. u. S. Zylinder, Wien, Kärntner Ring 12. — Maschinen-Zickereien: G. Rosenbergs, C. Untermaststr. 9a. — Schleiervolle und Theater-Capoten: M. Busse, W. Feysinger, 42.

Literarisches.

Vom Weihnachts-Büchertische.

III.

Unter den neuen Romanen, welche die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart auf den Weihnachtsmarkt niederlegt, dürfte besonders Georg Ebers' jedoch erschienene Erzählung „Josa“ (M. 6) Freunde finden. Der Dichter führt und wiederholt nicht an die sagenumwobenen Mier des Mittelalters, wie in den meisten seiner früheren Romane, auch nicht in die deutsche Berganarbeit hinein, wie in der „Gred“, sondern in das biblische Zeitalter — in die Zeit des Auszugs der Juden aus Palästina. Ebers' steht in diesem Romane ganz auf der Höhe seines dichterischen Könnens. Die Erzählung gleicht einem Gedicht, bei dessen Uebersetzung vor dem geistigen Auge des Lesenden, Dank der fabelreichen Schilderungen des Verfassers, Scenerie und Stofflage in förmlich plastischer Naturwahrheit erleuchtet; wir möchten dies neue Werk Ebers' als seinen besten Roman nach der „Ägyptischen Königstochter“ bezeichnen. — Im gleichen Verlage ist auch ein neues Buch von Adolf Friedr. Graf Schad, „Pantora“ (M. 6) betitelt, erschienen — eine Sammlung geistvoller und formvollendeter Aufsätze aus mannigfachen, dem Interesse aller Gebildeten nabliegenden Gebieten. Gregor Samarew's letzter Roman „Am Will“ (M. 8) führt den Leser in die „amerikanischen“ nordischen Lande, und A. G. von Suttner's Erzählung „Die Adjaren“ (M. 5) in das Kaukasus-Gebiet; beide Bücher bieten eine Fülle interessanter, unterhaltender Lesestoffe.

Ein humoristischer Roman von originellem Gepräge ist Ernst von Wolzogen's „Die tolle Comtesse“ (Stuttgart, Engelhorn; M. 1.50), und eine Erzählung im Genre Jules Verne's, doch nicht auf naturwissenschaftlicher, sondern auf sozial-politischer Grundlage, Eduard Belamy's „Alles verstaatlicht“ (Berlin, Schöner Nachl.; M. 2), von Georg Maltewsky kürzlich überlebt. An sonstigen neuen Romanen seien noch empfohlen erwähnt: „Das Mädchen von Jaisar“ von Max Bence (Berlin, Sauerländer; M. 3) — „Kosa Kojler“ von Henri Gröville (München, Callwey; M. 8). — „Licht von oben“ von E. Jacobsbagen (Hannover, Herbig; M. 2.40) — und „Eine Heimkehr“ von F. v. Frilich (Danzig, Hinrichs; M. 5).

Eine große Anzahl neuer Jugendschriften hat Carl Flemming's Verlag in Glogau für die Weihnachtszeit in die Welt geschickt. Amalie Godin's „Märchenbuch“ (M. 3) und ihre „Neuen Märchen und Erzählungen“ (M. 2.50), beide Bücher mit Farbendrucken und Holzschnitten geziert, werden manch Kinderherz erfreuen, und nicht minder E. W. C. Braun's „Japanische Märchen“ (M. 3), die unsere Kleinen in eine bunte, fremdartige Welt einführen sollen. Ein weiteres Weihnachts-Märchenbuch ist Julius Ledwiger's herzerfreuende „Fahrt zum Christkind“ (M. 6), mit Bildern von S. F. Kohn und Illustrationen von Theodor Strauß. Der vierundzwanzigste Band von Ibelia von Gumpert's „Herzblättern's Zeitvertreib“ (M. 3) enthält wieder einen ebenso vielseitigen, wie unterhaltenden Inhalt und dürfte namentlich den der jüngeren Mädchenwelt stark begehrt werden. Auch von Ibelia v. Gumpert's Führerführer für Deutschlands Töchter (pro Band M. 3) sind einige neue Hefen erschienen: „Erinnerungen einer Großmutter“ von A. von Schwerin, „Die Familie Jankin“ von Franz Fischer und „Harmlose Geschichten“ von A. von Carlomih. Fröh Rautbner's Schul- und Ferien-Geschichten „Die erste Bank“ (M. 3) zeigen den freudbaren Autor von einer neuen

Seite; die kleinen Erzählungen sind den besten Werken unserer Jugendliteratur würdig anzureihen. „Herzblättern's Naturgeschichte“, erzählt von Hermann Wagener, (pro Bd. M. 2) ist bereits in zweiter Auflage erschienen, und in dritter Heinrich Jäde's Blüthen für unsere Kleinsten „Das Koggenköpfelein“ (M. 1.80), das Leopold Venus mit neuen farbigen Bildern schmückt hat. Für das reifere Knabenalter empfiehlt sich Heinrich Schmidt's Buch der „Herzblättern“ (M. 3), sowie Friedrich Meißner's vortreffliche Abenteuer-Erzählung „Im Reich der Wälder“ (M. 7), die bei Ambr. Abel in Leipzig erschienen ist.

Von neueren Dichtungen seien zunächst Franz Hirsch's Lieder und deutscher Begeht „Bagantenfang und Schwertklang“ (Leipzig, Reimer; M. 3), eine Anzahl formenschöner patriotischer Gedichte, bestens empfohlen. Kleiner erzählende Dichtungen hat Julius Grosse unter dem Titel „Erliden und Erlige“ (München, Callwey; M. 3) vereinigt. Ein köstliches Mäxlein hat Karl Stieler's vorläufige Reisebilder aus alter Zeit“ (Stuttgart, Bong), und ein erschauerndes Haus recht auch aus Anton August Krafft's Liederbuch „Aus dem Dorndorfe“ (Dresden, Vierkon). Die „Hohenzollern-Märchen“ Karl Reumann-Strela's (Berlin, Grunow & Comp.) zeichnen sich durch anmutige Darstellung und warmen Patriotismus aus. Auch unsere Mitarbeiterin Margarethe Henke hat eine neue Erzählung für junge Mädchen: „Mädchen in Ossen“ (Gera, Pachtelmann) erscheinen lassen, die ihren früheren Veröffentlichungen nicht nachsteht.

Ein vortreffliches Geschenk ist das „Illustrirte Kochbuch“ von J. Kottendörfer (München, Braun & Schneider), das schon in letzter Auflage veranlagt wird — eines der besten Werke gastrophobischen Inhalts — sowie der „Kochbüchlein des guten Tons und der feinen Sitte“ von Constance v. Frankau (Leipzig, Giese; M. 2), den wir als ein Bräutigam des tüchtigen Schiffs bezeichnen möchten. Hierher gehören auch das sehr zweckmäßig eingerichtete Hoffmann'sche „Haushaltungsbuch für 1890“ (Stuttgart, J. Hoffmann; M. 2) und das „Haushaltungsbuch für den Schreibstisch deutscher Frauen“ von Paul Meier (Berlin, Litke, Jandert; M. 2). Zum Schluß erwähnen wir noch das „Universals-Kochbuch“ für Oeunde und Kranke von Eina Morgenstern (Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung; M. 6), welches in zweiter sorgfältig durchgearbeiteter und um mehr als 1000 Rezepte erweiterter Auflage vor uns liegt. Das ca. 1000 Seiten umfassende Buch unterrichtet sich von den unzulässigen Ergänzungen auf diesem Gebiete dadurch, daß es eine vollständige, klar verständliche Anleitung zum praktischen Unterricht in Kochschulen, wie zum Selbstunterricht in der Familie und zur Diät in der Krankenpflege giebt.

Redactions-Post.

Fran v. M. Vordam. — Heuß's vielfach empfohlener Post- und Postarbeit ist für eine kleine Wirklichkeit in mancher Beziehung sehr geeignet, das darin bereitete Fleisch wird auf und fertig, ebenso der Kuchen, nur ist die Platte so klein, daß eine Ente oder eine kleine Gans der größte Braten sein möchte, den man in derselben bereiten kann, ihr Reizen bietet sie keinen Raum, die Verwendung wird daher immer eine beschränkte bleiben.

Pangäischer Adonismen in Trautman. — Seidenpapierblumen müssen, um sie durchsichtig und zugleich fest zu machen, mit einem Spiritus getränkt werden. Für eine richtige Mischung giebt es in diesem Punkte nicht, wir raten Ihnen, es mit Alkohol zu versuchen, der mit Terpentinöl oder Spiritus vermischt sein möchte. Mit etwas Weisheit wird eine Probe bald das Richtige ergeben, jedenfalls aber darf man die Blumen nicht etwa in die Flüssigkeit tauchen, sondern sie müssen mit einem weichen Pinsel mit dem Spiritus bestrichen werden.

Augenbände in Gasse. — Wir werden über den Grenzhand Ihrer Frage bald einen längeren Artikel bringen. Haben Sie bitte nur noch eine Weile Geduld.

Helene Frein v. G. in P. — Willentlich würde sich für Ihre Freude das Prachtwerk „Kleine Bilder im engen Rahmen“, ein Märchenbuch für große Kinder von R. vom Walde (Leipzig, Wigand, M. 12), empfehlen. Das Buch ist reizvoll und hübsch ausgestattet.

Marie M. München. — Auf Ihre erste Frage können wir Ihnen in anderem Bedauern keine Auskunft geben. Colorirte Blätterchen brauchen Sie unwillkürlich in den von Frau Frilich's Lyceum herbeigekommenen „Märchenblätter“ für kindliche Handarbeiten.

Marie v. S. — Ein „Lagebericht“ der Herbst-Mode ist nicht allein streng zu nehmen, denn man kann sehr modern sein, ohne all ihren wechselvollen Faunen Folge zu leisten. Die erste beste Farbe, welcher die Mode schon seit längerer Zeit ihre Gunst zugewendet hat, ist indessen ein sich Neidam genau um vielen Vorgang zu erklären. Auch die Weichfarbe ist trotz ihres allmählichen Namens sehr geizig, als neutraler Grundton bei der Zusammenfassung bunter Farben zu dienen.

J. Z. Frankfurt. — Wir empfehlen Ihnen die Firma A. F. Neumann, Berlin, C. Verlagsbuchhandlung.

Alfons in Perropolis. — Sie verlangen etwas zu viel von uns. Wir sind nicht allwissend und zweitens danach nicht befragt, die Rolle des Bacchus zu übernehmen. Ihre freundliche Anregung werden wir dankend in Erwägung ziehen.

V. in S., Ober-Kaufl. — Jacob Raven's Söhne, Berlin, C. Straßburgerstraße 28-29.

M. G. in Br. — So gern wir alle Wünsche unserer Leserinnen erfüllen, sind wir in unserem Bedauern doch nicht im Stande, Ihnen anzugeben, in welchem Orte Deutschlands noch eine bessere Blumenhandlung fehlt. Willst du geht und die Antwort aus dem Kreise unserer Abonnenten zu. Wir wollen sie Ihnen dann gern übermitteln.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung angeordnet von und angehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Doppelseite oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W. Postdamer Straße 38 und zu Wien I, Duerngasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Inserenten-Kauftrag dauert.

Neu! Höchst interessant und von prakt. Nutzen: Eleg. geb. Nr. 2. — **Chio!** Ratgeber für Damen in allen Toilettenfragen Ueber der Mode stehend! Zu beziehen d. jede Buchhandlung event. vom Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Christbaumschmuck. Sort. 1 2 3 4 5 6 & M. 1.80, 3.25, 5.40, 7.50, 12.—, 18.—. Cotillon- und Carneval-Artikel, Cartonnagen, Attrappen, Künstliche Pflanzen empfiehlt die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden.**

SCHMITT & FÖRDERER CASSEL WAHLERSHAUSEN. allein ächtest unverfälschtes Fabrikat, übertrifft an Festigkeit jedes andere Produkt. Man achte genau auf Firma u. Schutzmarke.

Reinwollene Damentuche in allen modernen Farben und vollständig nadelfertig. 105 cm breit, Meter 2.00. 110 cm breit, Meter 3.00. 125 cm breit, Meter 3.75. 130 cm breit, Meter 4.25. Prima Halbwole, Mtr. 1.25. Muster u. Waaren-Kataloge franko. **Robert Bernhardt DRESDEN** Nr. 24 Freiburger Platz Nr. 24.

Weißgarnigte Flachseinen, weißgarnigte Halbleinen, weißgarnigte Hemdentuche zu Leib- und Bettwäsche, Tisch- u. Handtücher u. s. w. in nur Prima-Qualitäten empfiehlt die Handweberei von **Otto Vöcks** in Grüssau in Schlesien. Musterbücher frei. — Gegr. 1865.

Traubenwein weiss, per Liter 40, 50, 60, 80, 100 Pf., roth 60, 80 Pf., in Gebinden von 30 Liter an, versendet **Otto Zell,** Weinbergsgasse, **Ettendorf** i. B. Postfrei bier- von ge. Einlieferung v. 30 Pf. in Briefmarken.

Feines **Tafelgeflügel** (natürlich milchgemälkt oder getrüffelt) liefert von einem Vorküchler aufwärts bis zu ganzen Waggonsladungen lebend oder geschlachtet und trocken gewaschen mit dem Klein die **Führerzeit** des **Victor Haydecker, Páspök-Ladány, Ungarn.** Preise ohne Verbindlichkeit pr. Stück franco: **Poularden** (getrüffelt) „ 2.30 **Kapannen** (ines-herbes-Rast) „ 2.30 **Gänse** (auf das Fleisch gemälkt) „ 4.20 **Gänse** (ges. mit gr. Fettlebern) „ 5.90 **Enten** (gehopft) „ 2.30 **Indiano** (mit Rüßen gemälkt) „ 6.65 Ein **Probepostföhrchen** enthaltend: eine Ente (gehopft), ein Kapann (ines-herbes-Wahlung) und ein Poularden (getrüffelt) mit nur jungem, zartem Fleisch wird für **Mark 5.50** nach ganz Deutschland überallhin franco versendet.

Für 10 Mark versenden wir ein russisches **Tuch-Kostüm** enthaltend 8 Meter doppelt breit in allen Farben. **Königsfeld & Co., Chemnitz i. S.** Musterverlag gratis. Waarenverlag gegen Nachnahme oder Vorkaufsendung des Betrages.

Empfehlenswertes Festgeschenk für Damen. Wenn in Buchhandlungen nicht vorräthig, direct von der Verlagshandlung zu beziehen: **Die Frauen d. 19. Jahrh.** Biogr. und culturhistorische Zeit- und Charaktergemälde von **Lina Morgenstern.** Mit 14 Porträts. Der erste und zweite Band dieses für die Frauenwelt so wichtigen Werkes liegt abgeschlossen vor uns. Ein dritter Band beginnt mit Heft 25 und wird das Leben und Wirken derjenigen Frauen schildern, welche vom Jahre 1820 an geboren sind und welche hervorragen, das allgemeine Wohl zu fördern, in humanitär, Kunst u. Wissenschaft getreut haben. Die Verfasserin bietet die gezeichnete Frauenwelt aller civilisirten Länder, die in ihrem mühevollen Werk zu unterstützen durch Abonnements und Ankauf, sowie durch Einlieferung biographischer Notizen und Erinnerungen an Frauen, deren Lebensbilder zur Uebersicht unserer Geschlechts dieser Sammlung einverleibt zu werden verdienen. **He. I. — Mit 7 Porträts. In Prochtband gebunden 10 Mark.** **He. II. — Mit 7 Porträts. In Prochtband gebunden 10 Mark.** Aus dem reichen Inhalt des II. Bandes machen wir noch besonders auf die Lebensbilder: Kaiserin Augusta, Franziska Sowaik, George Eliot, Bertha v. Marenholtz u. a. m. aufmerksam. Abonnements auf den dritten Jahrgang 6 Mark, ercl. Einband (der hoch elegant 2 Mark kostet). Neue Abonnenten erhalten die beiden ersten hoch elegant gebundenen Bände mit 16 Mark (3 Bände 8 Mark.) Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung, Berlin W., Zübigelplatz 14.



Italienischer Jüngling. Um 1540.

Nach einer Zeichnung von A. von Heyden.

Blätter für Kostümfunde. Neue Folge. 244. Blatt.

Man scheint in Italien im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert eine große Neigung zur Buntheit in der Kleidung gehabt zu haben. Abgesehen von der weitverbreiteten Mode, das Kleid *miparti*, d. h. eine Hälfte in Stoff und Farbe, oft auch im Schutte anders zu gestalten, wie die andere, was bei Verwendung jener Prachtstoffe, mit denen die saracenischen und südbitalischen Webereien die Welt versorgten, schon einen großen Farbenwechsel herbeigeführt haben muß, liebte man auffallende Querstreifen und, was

anderweit sehr selten gefunden wird, gewürfelte Stoffe in scharfem Gegensatz, Blau und Gelb, Roth und Gelb, Roth und Grün. Der Jüngling, dessen Kostüm wir bringen, trägt einen langen Rock in dem Schutte, wie das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert ihn fast in ganz Europa zeigte. Er ist *miparti* getheilt; die rechte Seite ist gelb, die linke aber von einem blau und roth gewürfelten Stoffe gebildet, dessen einzelne Felder durch breite gelbe Linien getrennt werden.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Anzeigen.

Falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angelesen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Büreau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W. Potsdamer Straße 38 und in Wien I. Dvergasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

124. 124. 124.

Otto Weber's Mode-Magazin

Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr., bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden. Grosses Lager in farbigen Costümen, Reithäuser nach bestem Schnitt. An Sonn- und Festtagen geschlossen.

Otto Weber's Trauer-Magazin

befindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35, zwischen Gendarmenmarkt und den Colonnaden. Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

35. 35. 35.

Verlangen Sie gratis den Weihnachts-catalog der Gold- und Silber-

Carl Holl in Cannstatt-Stuttgart.

Alttestes Versandgeschäft dieser Branche. Umtausch gestattet. Versandt gegen Nachnahme oder vorh. Baarsendung (auch Marken).

No. 1146. Massiv gestempelt	14k. Armband, M. 56.80.	
No. 784. Nadel, Silber vergold. m. ff. künstl. Brillant M. 5.	No. 743. Granatnadel in Goldfassung M. 6.	
No. 833. Ohrringe, 14k. Gold mit ächten, tadellosen Diamanten M. 38.	No. 837. Glücksring, 14k. Gold auf Silber doubl. M. 3.	
No. 791. Corallenbroche echte Fassung M. 12.	No. 788. Diamantring, 14k. Gold, gestempelt, mit ächtem Diamant. Mit kleinem Stein M. 20. Mit grossem Stein M. 30.	
	No. 1258. Granatkamm M. 5.80.	

Vorzügliches Weihnachtsgeschenk für das junge Geschlecht:

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte

von Constance von Franken. Eleg. geb. 2 Mark.

„Nicht dieses vortreffliche Buch nicht nur in der Hand eines jeden jungen Mädchens, sondern auch jeden jungen Mannes zu finden sein. Es ist ein vorzügliches Werkchen, würdig die größte Verbreitung zu finden.“ So dürfte sich eine hochgeachtete Persönlichkeit, der das Buch vorgelesen. Feste Ausstattung in Papier, Druck und Einband machen das ca. 240 Seiten starke Buch zu einem hervorragenden Geschenk. Der Preis — 2 Mark gebunden — ist außerordentlich billig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Max Hesse's Verlag in Leipzig.

Jede Dame

Neueste und solideste Holz- und Leder-Platinbrennapparate für Industrielle und Dilettanten. (1728) Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. Illustr. Prospekte u. Preisverzeichnisse franco u. gratis.

Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Unsere Freunde.

von E. de Amicis,

Illustrirt von Amato, Colantoni, Palmi, Paolucci, Timenes, Penacilio. Nach der dritten Auflage. Aus dem Italienischen von

Dr. R. Teufcher.

Ein starker Band mit vielen reizenden Illustrationen gebunden 9 M., eleg. geb. 11 M.

Der geistreiche Verfasser, der von Mantegazza warm empfohlen wird, zeichnet mit tiefer Menschenkenntnis und liebenswürdigem Humor eine Reihe von Charakteren, wie wir ihnen am häufigsten im Leben begegnen, ebenso lehrreich als erhellend. Die für uns mehr oder weniger fremdartige und im Grunde doch so ähnliche Art, wie der Italiener seine Gefühle äußert, bildet für uns Deutsche eine besondere Würze des Buchs.

Das Erholungshaus für Damen in Töllinghausen

bei Soest in Westfalen. (Unter dem Protectorat Ihrer K. und S. Majestät der Kaiserin Friedrich.) Ist auch im Winter geöffnet, massiv, mit Doppelsteinern und vorzüglichem Heizvorrichtungen versehen. Geschützte Waldspaziergänge. Pensionenpreis 1,50—2,50 Mk. Näher im Hause. Anmeldung bei der Vorsteherin.

Neueste illustrierte Briefmarken-Albums

zu 75 Pfg., 1, 1 1/2, 2, 3, 4, 5, 6, 7 1/2, 9, 10 und 20 Mark.

Rechte Briefmarken billigst. Proskurant gratis. Katalog 1889 75 Pfg.

Zu beziehen durch Alwin Zschiesche u. alle Buchhandlungen. Leipzig u. Naumburg a. d. S.

Taura Dreverhoff,

Zwickau i. S. u. Bad Elster (Wandelbahn).

Annahme von Langnuten-Handarbeit und Monogram-Stickerei. Beste Empfehlung, Muster u. Zeichnungen stehen zu Diensten.

Verlag von CARL HABEL in BERLIN SW. (48). — 23 Wilhelmstrasse.

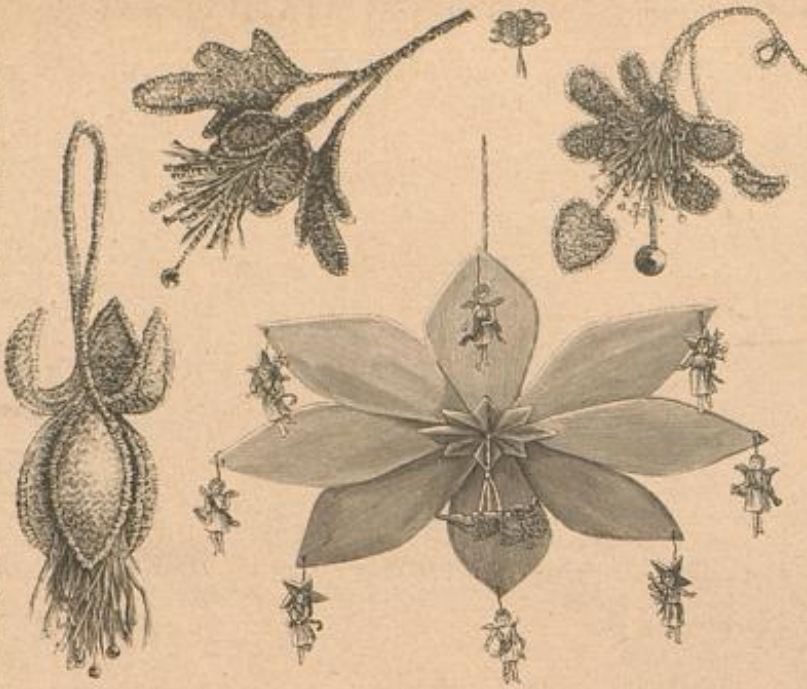
Das ABC der Küche von Hedwig Heyl. Lexikon-Octav-Ausgabe gebunden 9 Mark. Quart-(Pracht-)Ausgabe gebunden 12 Mark 50 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für den Christbaum.



Bilden auch die alt hergebrachten vergoldeten Rösche und Kesseln, wie die aus Silber-, Gold- oder farbigem Glaspapier geschnittenen Kette, Sterne und Ketten die schönste Zierde des Christbaumes, und gehört ihre Herstellung heute noch, wie vor Generationen, zu den größten Weihnachtsfreuden der Jugend, so dürfte es den kleinen Knaben und Mädchen doch ein besonderer Sporn sein, dem lieben Christkindlein und dem geheimnisvollen Weihnachtsmanne je nach ihren Kräften noch etwas ganz Neues zur Ausschmückung des Baumes liefern zu können. Da wollen wir zunächst von den äußerst brillant wirkenden Blumen, Schmetterlingen u. aus Zilligran in leichter Ausführung berichten. Alle diese Gegenstände verlangen außer Spiraldraht und Cantille in Silber, Gold oder Kupfer u., feinen glatten Silberdraht (Nr. 14), wie Sametta und Staniol (Zinnfolie) in verschiedenen Farben. Aus dem Spiraldraht, den man zu etwa seiner doppelten ursprünglichen Länge ausdehnt, ist für die Form jedes Blumenblattes u., ein Rahmen herzustellen, zugleich mit dem 4 bis 6 Cent. langen, aus dem Draht-Enden zusammengedrehten Stiele. Diese Spiralförmigkeit wird zunächst einige Male mit glattem Draht überwickelt und alsdann auf beiden Seiten mit Staniol, — man wähle für jede Seite eine andere Farbe, — belegt, um hierzu ein genau passendes Stückchen schneiden zu können, drückt man die Spiralförmigkeit auf das Staniol und folgt beim Schneiden dem Eindruck auf dessen Innenseite. Zur Befestigung der leicht angebrachten Aufhängen dient alsdann Cantille, die man, nach den Richtungen kreuzweise über das Blatt wickelt. Je unregelmäßiger, welches jedoch das Staniol überall gleichmäßig unspinnen muß. Die so hergestellten Blättchen sind leicht biegsam und daher sowohl für geschlossene wie offene Blüten verwendbar. Das Innere derselben besteht aus 6 bis 8 Gold- oder Silber-Staubfäden, wie sie in jeder Blumenfabrik käuflich oder aus Spiraldraht und je einer kleinen an der Spitze festgedrehten Glasperle zu fertigen sind. Diese Staubfäden werden gleich an dem Haupt-Drahtstiele des herzustellenden Zweiges befestigt und dann mit einem hübschen buntfarbigen Sametta umgeben, welcher passend zu dem naturgroß dargestellten Blumenblatte, ungefähr 12 bis 14 Cent. lang, in der Mitte zusammengebogen und mittelst feinen Drahtes den inneren, etwas längeren Staubfäden angewickelt ist. Der feine Draht dient auch zum Zusammenlegen der Blüten und ganzen Zweige.



ihn mit einigen Fittlern. Die Augen bilden bunte Metallperlen. Für die Fühlhörner wickelt man feinen Blumenbraut recht fest um eine Stoppnadel, befestigt an der Spitze der so gewonnenen Spirale eine bunte Glasperle und zieht das andere Ende des Drahtes mit einer starken Nadel durch den Körper, auf dessen unterer Seite die Befestigung stattfindet. Der Draht, mit welchem man schließlich Flügel und Körper verbindet, kann zugleich zum Anhängen des Schmetterlings dienen.

In ein bekanntes Gebiet der Kinderarbeiten gehören die übrigen zur Anschauung gebrachten Schmuckgegenstände für den Christbaum: Engel und Schwalbe, wie auch der, eine besondere



fast glatt ausgebreitet, nach allen Seiten hin, je schöner wirkt das leichte Drahtgewirr, welches jedoch das Staniol überall gleichmäßig unspinnen muß. Die so hergestellten Blättchen sind leicht biegsam und daher sowohl für geschlossene wie offene Blüten verwendbar. Das Innere derselben besteht aus 6 bis 8 Gold- oder Silber-Staubfäden, wie sie in jeder Blumenfabrik käuflich oder aus Spiraldraht und je einer kleinen an der Spitze festgedrehten Glasperle zu fertigen sind. Diese Staubfäden werden gleich an dem Haupt-Drahtstiele des herzustellenden Zweiges befestigt und dann mit einem hübschen buntfarbigen Sametta umgeben, welcher passend zu dem naturgroß dargestellten Blumenblatte, ungefähr 12 bis 14 Cent. lang, in der Mitte zusammengebogen und mittelst feinen Drahtes den inneren, etwas längeren Staubfäden angewickelt ist. Der feine Draht dient auch zum Zusammenlegen der Blüten und ganzen Zweige.

Überraschung bildende Advents-Stern. Letzterer ist entweder über dem Weihnachtsbaume, oder über einer Lampe schwebend, an der Decke des Zimmers anzuhängen, so daß er durch die aufsteigende Wärme in eine leise, schaukelnde Bewegung gerät und um so prächtiger blüht und funkelt. Die Herstellung dieses Sternes erfordert zunächst eine aus dünnem Blech geschnittene achtstrahlige Grundform von 27 Cent. Durchmesser. Jeder



Strahl ist etwa 3 Cent. breit und längs der Mitte mit drei je $\frac{1}{2}$ Cent. langen Einschnitten versehen, die zur Befestigung eines Sterntheiles aus Carton — entweder mit Papierklammern oder starkköpfigen Draht-Stecknadeln — dienen. Den $\frac{3}{2}$ Cent. vom Mittelpunkte entfernten Ansatze, der leicht über einander greifenden Sterntheile, welche $3\frac{1}{2}$ zu 10 Cent. Breite haben, deckt ein im Durchmesser 13 Cent. großer, zackiger Stern, gleichfalls aus Carton; zur Verbindung desselben mit der Grundform wird ein etwa 4 Cent. langer Nagel mit Goldkopf durch Stern und Blech geschlagen auf der Rückseite umgebogen, so daß man gleichzeitig eine Schnur oder einen Draht daran befestigen kann. Alle Cartontheile werden vor dem Zusammenlegen mit Goldpapier beklebt und dann ganz dünn mit aufgelöstem Gummi bestrichen, über den man, bevor es völlig trocken, Diamantstaub streut. An den Strahlenspitzen kann man schließlich noch kleine, auf



Carton gemalte und an Messingdrähten hängende Engel befestigen, sowie auch von der Mitte des Sternes einen größeren Engel hernieder schweben lassen. Derselben Engel oder Vögel, wie sie in $\frac{1}{2}$ ihrer Größe dargestellt sind, bilden zugleich einen reizenden Baumschmuck, sie werden auf beiden Seiten gezeichnet und gemalt, wobei man ebenfalls Diamantstaub anwendet. Auch die in Relief-Bildern vorhandenen Engel lassen sich zu gleichem Zwecke benutzen, indem man sie, leicht unterlegt, sauber ausschneidet um sie auch auf der Rückseite auszeichnen und ausmalen zu können.

Schließlich möchten wir unsere Leserinnen noch auf eine neue Art Leuchter für die Kerzen des Christbaumes aufmerksam machen, die in einer kurzen Draht-Spirale das Licht halten und sich vermöge verschieden langer Befestigungsgabeln in beliebiger Höhe am Baumstamme anbringen lassen.



Verwendbar: Watte und gepreßte Juncus; Fr. Saps, Nürnberg. — Spiraldraht u.: Bausch und Koch, Nürnberg; W. Wimmer, Berlin C.; Riederwallstr. 33. — Baumschmuck und Leuchter: E. Hoppenworth, W. Röhrenstraße 55.

Garantie-Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,
also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen.
Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Foulard- und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete u. Peluche etc. zu billigen Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Kerbschnitzerei. **Prima Garten-Honig**
Unterricht, Werkzeuge, Besenwaaren, Preisl. u. d. v. Glara Roth, Berlin W. Weissamerstr. 191.
garantirt rein, 10 Pfd., Maß 7 M., franko Nachnahme. **R. Scholz, Schmiedeberg i. R.**

Passendes Damengeschenk u. v. d. Abonnentinnen selber anzuheften
weil recht practisch dazu eingerichtet, sammtl. Nummern eines Jahrganges der Illustr. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren, ist der **Sammelfasten zur Illustrierten Frauen-Zeitung** in Buchform hochlegant mit Goldverfärbung, dauerhaft aus starkem, eine Zierde jedes Satons. Gegen Einsendung von M. 6.50 zu beziehen von **W. Schildberger, Buchhandlung, Berlin W., Schillerstr. 3.** Schnellste Lieferung von Büchern und Zeitschriften.

Don allen Jagdschützen-Kommissionen der Erzherzogthums wurde empfohlen.
Christkind.
Bilder und Lieder von **P. Mohr u. Karl Gerol**
Preis gebunden **M. 5.**
In beziehen durch jede Buchhandlung, an den der Verlags-Handlung **Geiner & Pfeiffer, Stuttgart.**
Complete Badeeinrichtung für 50 M. versendet **V. Wehl, Berlin W., Rauerstr. 11** u. in Wien, **Wallfischgasse 3, Abbild. 618.**

Reich illustrierte Weihnachtsbücher.
Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen. Von Ernst Lausch. 18. Aufl. M. 2.50.
Die schönsten Erzählungen aus dem Morgen- und Abendlande. Zweite Auflage der „Parabeln und Legenden“. Von H. Mehl. M. 2.50.
Kinderlust. Für die frohe Kinderwelt. Von J. J. Liessem. 2. Aufl. M. 2.50.
Spielbuch für Mädchen. Von Marie Leske. 11. Aufl. M. 4.50.
Spielbuch für Knaben. Von Herm. Wagner. 11. Aufl. M. 4.50.
Spiel und Arbeit. Für Knaben und Mädchen. Von H. Elm. 2. Aufl. M. 4.50.
Illustriertes Familien-Spielbuch. Von Georgens. M. 10.—
Illustriertes Sport-Buch. Ritterliche Spiele und Künste. Von Georgens. M. 10.—
Das Buch der Hausfrau. Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung häusl. Wohlstandes. 3. Aufl. M. 6.—
Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig.

Neuheiten
in **Passementerien u. Besätzen, Knöpfen u. Garnituren.**
Sammtl. Artikel zur Schneiderei. Möbelposamenten. Vorräthl. Schweißblätter.
Paul Geipel, Berlin, W 61 Markgrafstr. 61 W.

Unterricht
in gepunzten und geschnittenen **Lederarbeiten** sowie **Zeichen und Glasmalen** ertheilt **Frl. S. Homann, Berlin W., Genthiner Straße 26.**

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die neuesten Metallgürtel, — man hat sie in Kupfer, Gold, Silber und Stahl, — sind weit und schneckenförmig, sodass sie nicht die Taille umschließen, sondern lose auf den Hüften liegen. Sie eignen sich daher ebenso gut zum Abschluss kurzer Schößtaillen, als auch zum Schmucke für eine Prinzess-Kobe.



Unter den schwarzen Tülls, die man in prächtiger Musterung mit Blumenzweigen überschüttet und mit Metallmuschen übersät vorrätig findet, bildet der mit reicher Goldstickerei bedeckte die höchste Eleganz und letzte Mode-Neuheit. Die Stickerei gestaltet sich gewöhnlich als breite Bordüre, die in einen Plein-ausläuft. Dieser Tüll verlangt stets ein seidenes Unterleid, — am schönsten Atlas, — beliebig schwarz oder farbig. F. J.

Von der Vergrößerung der Pelznüssen spricht die Mode, aber der Auskattung der zierlichen Phantasia-Müssen, — oft nur ein Spielzeug für müßige Hände, — widmet sie ihre ganze Thätigkeit. Da giebt es Müßchen aus bunten Federn, die Pagagen ihren Kostüme beifügen dürfte, und Müßchen, wie ein Beutel aus einem noch mit den Webelanten versehenen Tuchstücke zusammengeschnüpft. Auf waltirter Grundform, die vielfach aus hellgrünem, goldgelbem und orangefarbenem Nüsch gefertigt, ergeben zwei breite Bänder oder durchbrochene Guipure-Borten das in eine Schleife auslaufende Arrangement. Auch schwarze Spitzen, über einer schrägen Schleifenreihe oder von einem Blumensträußchen unterbrochen, bilden sehr zierliche Exemplare; ebenso weißer Kreppstoff mit Bandrosetten. Sammet erscheint vielfach mit Nüßern und bunten Steinen bedeckt. F. J.

Ben Aliba's Ausspruch, daß Alles schon dagewesen, findet wieder seine Bestätigung durch den neuerdings für Herren und Damen Mode gewordenen Schlangenring, welcher griechischen Ursprungs ist und gewiß schon den zarten Fingern einer Penelope und Antigone umschlossen hat. M. St.

Die neuesten Blumen-Arrangements bevorzugen die Zusammenstellung von Gelb und Vio. Besonders schön einen sich die verschiedenen Abtönungen dieser Farben in den Gewinden aus wilden und Garten-Stiefmütterchen, deren zierliche, laublose Haarkränzchen und Kleidersträuße durch Bandschlupfen und Enden aus gelbem oder lila Sammetband bereichert werden. Aber auch Weilchen und der zarte Goldregen haben, durch gelbe Sammetfäden gehalten, eine sehr aparte Wirkung. Von eigenem Reize sind Tuffe aus feinem federartigen Jaxta mit schimmernden Libellen und

lichtgrünem Sammetbände. Als Vorstedblume haben die einzelnen, langstieligen Rosen mit Knospen und Laub, von ihnen wieder La France und Maréchal Niel, den Sieg davongetragen. F. J.

Wien. — So prächtige Wollgewebe die diesjährige Saison gebracht, — Fabrikate von tadelloser Schönheit, — und mit wie großer Vorliebe man sich auch derselben für Promenaden-Kostüme bedient, — für die Besuch-Toilette gilt mehr denn jemals Seide, und einzig nur Seide, als elegant! Besonders beliebt und höchst kleidsam sind die in den prächtigsten Farben strahlenden schottischen, weichen Seidengewebe, oder jene allerneuesten Modestoffe, über deren schwarzen Atlasgrund zarte Blümchen verstreut sind. Diese, wie eingestickt erscheinenden Blümchen, sind entweder weiß, oder rosa, oder goldig, — blau, — lila. Man darf sich nicht wundern, daß derartige Gewebe mit Entzücken aufgenommen werden. Man stelle sich nur eine anmuthige, schlanke Dame vor in einer solchen Prinzess-Kobe, deren Rock an der Seite einen schwarzen Sammet-einfach erhält; die hochgebaute Ärmel gleichfalls aus Sammet geformt. Dazu ein elegantes Hüßchen, das über der Stirne ein schwarzes Sammetgewinde zeigt, während den Rücken Fond eine aus Jet-Perlen geformte, durchbrochene Zäckenkrone umgiebt!

Nicht minder vornehm ist eine Besuch-Toilette aus dunkel-schottischer Seide mit schwarzen Sammetärmeln, — dazu ein großer breitkrempiger, mit schwarzen Straußfedern garnirter Hut, brachvolle, kostbare Boa nebst Ruff von „Bär“, der als hochelegantes Pelzwerk geschätzt wird.

Von den für Abend-Toiletten bestimmten Pompadour-Stoffen, über deren goldigen Grund weisse oder buntsfarbige Guirlanden sich ausbreiten, zartrosa Blumengewinde sich von silbernen schimmerndem grauen Fond wirksam abheben, von Geweben aus fraisefarbener Seide, die uns reizende Blümchen in der neuen Alliance „Charitree“ zeigen, oder wo auf schwarzem Atlasgrunde die herrlichsten Blumen und Blätter in natürlicher Größe unsere Bewunderung erregen, von allen diesen, das Auge entzückenden Dingen, wollen wir ein anderes Mal berichten. Th. R.



Paris. — Bei der ersten Auf-führung von Alphonse Daudet's neuem Drama, „Der Kampf um's Dasein“, im Gymnase-Theater, entfalteten die Darstellerinnen der weiblichen Hauptrollen einen Toiletteglanz, von dem wir in den beifolgenden Skizzen einige Proben geben. Die erste Skizze zeigt Mme. Pasca als Herzogin, in einer Hausrobe aus schwerem schwarzen Crêpe de Chine, deren goldgestickter Balmeurand die lange Schleppe und ganze Vorderpartie eines lachsfarbenen, seidnen Unterleides einrahmt. Passanterie-Borte in Rosa und Gold gürtet das Lehtere und fällt in zwei Enden bis zum Saume nieder. Die zweite Toilette derselben Künstlerin besteht aus einer elfenbeinfarbenen, mit Gold gestickten Maubroe und einem langschleppigen, grünammetenen Obergewande, welches breite Zobel-Ausschlüge zeigt. Diamanten-Agraffen, die durch Rivieren gleicher Steine verbunden sind,

bilden an der linken Schulter und Hüfte die scheinbar einzige Befestigung des Gewandes. Die von



oben an geschlitzten Ärmel hält eine Goldschnur, das Zobel-halsband ein Schmuck aus Saphiren und Diamanten zusammen. Mademoiselle Debélanzas, als Maréchalin, erschien in lachsfarbener Toilette aus Krepp und Seide. Der untere Rock ist



vollständig blüßert, der obere, sowie die Taille sind mit Gold-Passanterie geränbert. Besonders elegant ist die Kreuzung

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Anzeigen

Soll solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einjährige Monats-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Postdamer Straße 33 und zu Wien I., Operngasse 2. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugelandt, so lange der Inter-ventions-Auftrag dauert.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt und Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin W,
Mohrenstraße 15.

Kinder-Gartenlaub
30000
Kleiner-Gartenlaub
Kleiner-Gartenlaub

Jede Dame

Neueste und solideste Holz- und Leder-Platinbrennapparate für Industrielle und Dilettanten. (1725) Preis M. 20, M. 25 u. M. 30. Illustr. Prospecto u. Preisverzeichnisse franco u. gratis.
Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.

Suchen erschien in meinem Verlage:
Die Schönheit des Weibes.
Ihre Pflege, Beförderung und Erhaltung.
Von Hortense de Goupp.
Preis 2 Mark.
Friedrich Stahn, Berlin SW. 48.

Onkel Benjamin,
neues illustriertes Gesichts- und Haarbuch für die reifere Jugend, wird wissbegierigen Knaben und Mädchen das angenehme Weihnachtsfest sein und soll daher in keiner Familie fehlen. Dieses reich illustrierte und schön gebundene Buch kostet nur M. 2. Zu haben in allen Buchhandlungen und **F. Scherer's Verlag, Wien VII.** (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Fast jede Krankheit heilt
das neue Heilverfahren v. Bils. Tausende v. Kgl. ausgegebenen Stante wurden hierdurch gerettet. Zu besch. v. d. Verlagsh. J. E. Gilly, Weerane i. S. u. alle Buchh. Prospecto frei.

Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Vereins in Berlin
penzionat.
Beste Referenzen. Näheres durch Prospekt und die Vorleserin **Frl. H. Ridder.**

Damentuch u. Flanell
aus reiner Wolle, in den beliebtesten Farben, sowie **Buckstino u. Kammgarnstoffe,** sowie Feins, verendet sind und metereise zu sehr billigen Preisen. Muster frei.
Theod. Herrmann in Saagan, Solci.

Gesanglehrerin erth. vers. Unterr. j. m. f. Preis. Botet. Str. 41a, 11.

Weihnachtsgeschenk für Gartenfreunde.
Drills-Rasenmäher mit 4 Walzenmessern. Maschinenfahr. Gebr. Brill, Harmon. Preislisten franco.

Laura Dreverhoff,
Zwickau i. S. u. Bad Elster (Wandelbahn). Annahme von Langweil-Handarbeit und Monogram-Stickerel. Beste Empfeh. Muster u. Zeichnungen stehen zu Diensten.

Mondamin Brown & Polson
alleinige Fabz. Königl. Hofl.
Entöltes Maisproduct. Zu Paddings, Fruchtspeisen, Saugstoffen zur Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao vortreflich. Ueberall vorrätig.

Im Kreise
einer jeden musikalischen Familie können ungezählte genussreiche Stunden durch Boll's Musikalisches Haus- und Familienkalender 1 Mk. geschaffen werden. Der Kalender enthält u. A. 18 neue Musikstücke beliebtester Componisten und illustrierte Novellen berühmtest. Schriftsteller. Die höchst eleg. Ausstattung stampft d. Kal. zum schönsten u. billigsten Weihnachtsgeschenk v. danerndem Werth. Zu bez. d. alle Buch- u. Musikalienh. sowie v. d. Verlag R. Boll, Berlin N.W. Geg. Eins. v. 1 M. 20 Pf. er. direkte Zusendung.

Musterblätter für Laubfäße, Schnitz-, Einlege- u. Holzmaserarbeiten.
800 Nummern. Markt. Verzeichn. 20 Pf.
Reh & Widmayer's Verlag in München.

124. Otto Weber's Mode-Magazin
Berlin W, Leipzigerstr. 124, Ecke Wilhelmstr.,
bietet die neuesten Modelle in farbigen und schwarzen Seiden-Costümen mit und ohne Schleppe, wie solche zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten getragen werden.
Grosses Lager in farbigen Costümen, Reithleider nach bestem Schnitt
An Sonn- und Festtagen geschlossen.

35. Otto Weber's Trauer-Magazin
berindet sich unverändert Berlin W, Mohrenstr. 35,
zwischen Genesarmarkt und den Colonnaden.
Schleunige Aufträge werden auch Sonntags bis 7 Uhr Abends in der 2. Etage entgegengenommen.

der Taille, sowie die reiche Stickerei der Kermel und der Paffe. Unsere vierte Skizze stellt Mademoiselle Rosa Brud in der Rolle der Esther, einer ungarischen Edelkammer, dar. Ihre ebenso geschmackvolle wie elegante Toilette ist aus vergrüner Seide und dunklerem Sammet, der auch die Applications-Stickerei bildet, zusammengefasst. Von dem plissierten seidnen Chemiset hebt sich gleichfalls eine Sammet-Verzierungs ab. Den malerischen grauen Kitzhut schmücken blaue, rosa und graue Federn. Eine jugendlich anmuthige Visiten-Toilette führte Mademoiselle Parly vor. Sie trug weiche habannabraune Bengaline mit dunkleren Kordinfäden und Kermeln aus Sammet, ein Figarojäckchen aus Schnurstickerei, mit Seide gefüttert, und einen cremefarbenen Hut mit Phantasiafedern in der Farbe des Kleides.

Das Gewand einer Kaiserin. — In seinem neuesten Werke über Japan beschreibt Pierre Loti ein Kleid der berühmten Kaiserin Gzime-gou-Kayo, die um das Jahr 200 n. Chr. über Japan herrschte und drei Jahre lang zu Wasser und zu Lande einen siegreichen Krieg gegen Korea führte. Sie starb bei der Geburt eines Thronerben, der sie nur kurze Zeit überlebte, und wurde mit ihm gemeinsam als eine Gottheit verehrt. Die Reliquien dieser kriegerischen Fürstin werden im Tempel der „acht Fahnen“ aufbewahrt. Das Heiligthum liegt auf der Stätte des alten Kamatara, jener völlig verschwundenen Stadt, die im ersten Jahrhundert die Residenz mächtiger Fürsten war. In Pierre Loti's meisterhafter Schilderung sehen wir, wie die Natur wieder Besitz ergriffen hat von dem volkreichen Orte, und nur einzelne, altersgraue Tempel in der romantischen Wildnis stehen geblieben sind, zu denen noch Jahrhunderte lang die Gläubigen pilgerten. Doch beweist das Moos und das Gras, das jetzt die Wege bedeckt, wie auch die allmählig der Vergessenheit anheimzufallen!

Eine Alee uralter Cedern führt nach dem auf einer Anhöhe liegenden, von verwilderten Gärten umgebenen Tempel der „acht Fahnen“; die großen Wasserbecken mit dem heiligen Lotus sind wieder zu Sumpfen geworden. Auf einer Riesentreppe von Granit steigt man zu dem Heiligthume empor, das die bekannten japanischen Formen zeigt. Die inneren Höfe sind von alten Bauten aus rötlichem Cedernholz umgeben, und jede dieser kleinen Verschläge enthält Reliquien, die früher nur wenigen ganz besonders Begünstigten gezeigt wurden. Auch Pierre Loti war mit einer Empfehlung versehen, doch bedurfte es deren nicht mehr; ein Trinkgeld erschleicht jetzt selbst diese Thüren, und da es in dem Tempelhofe schon dämmerig zu werden begann, verschaffte ein weiteres Silberstück die Erlaubnis, das Gewand bei Tageslicht im Freien zu betrachten.

Die Bonzen trugen den Kasten, der das Kleid enthielt, auf die Terrasse, die noch von der untergehenden Sonne beleuchtet war, und nahmen aus dem Gehäuse einen langen, in ein weißseidenes Tuch gehüllten Gegenstand.

Ich hatte einen prächtigen, schweren, von Gold und Juwelen strotzenden Stoff erwartet und erblickte zu meinem Erstaunen ein durchsichtiges, farbloses Gewebe, das der Wind sofort entfaltete und mir in das Gesicht wirbelte, sodass leichte seidige Flockchen umherflogen, als löse ich mich in eine Wolke auf.

Da trugen die Bonzen die kostbare Reliquie an eine geschützte Stelle der Veranda.

Anfänglich enttäuschte mich der Anblick, bis ich sah, daß es sich um ein Gewand von höchstem Raffinement handelte. Es ist ein langes Schleppekleid mit weiten, herabhängenden Kermeln und hochaufliegendem Kragen, wie ihn Maria von Medici trug. Es besteht aus sieben übereinander liegenden Schichten von feinstem Seidenmuffein in verschiedenen Farben, die frei in der ganzen Länge übereinander herabwallen und sich hin- und herbewegen. Auf dem obersten Stoffe, der ehemals weiß gewesen ist, und dem die Zeit die Farbe alten Elfenbeins verliehen hat, sieht man einen Zug von Vögeln mit Drachenschöpfen von der Größe eines Sperlings: grüne, blaue, gelbe, violette, phantastisch und in großen Zwischenräumen von einander. Die zweite Schicht ist gelb, die folgende blau, die vierte violett, die fünfte altgold, die sechste grün, alle mit felsamen Tiergestalten oder schnellfliegenden Vögeln geschmückt. Der unterste Stoff, der den Körper berührt, ist violett und zeigt die Wappenthiere der Kaiserin, zusammengerollte Chimären. Diese Stickereien sind so zart ausgeführt, daß sie durchsichtig aussehen, wie die Gaze, auf der sie gearbeitet sind; die Zeit hat allerdings ihre ursprünglichen Farben gedämpft, die aber jedenfalls auch milde gewesen sind; jetzt macht das Ganze einen düstigen, ewig wechselnden, farblosen, nebelhaften Eindruck.

Das arme Gewand! Nach dem Saume hin ist die Gaze geschliffen und zerfällt bei der Berührung in Staub. Es ist ein

eigenthümliches Gefühl, das Kleid jener berühmten, räthselhaften, unnahbaren Frau berühren zu dürfen, die selbst in der Schlacht verschleiert blieb.

Beinah: hiezu Hunderte hat das lustige Gewebe überdauert, keils an derselben heiligen Stätte verwahrt; jetzt, da es so leicht der Reugier zugänglich ist, wird es schwierig das Ende dieses Jahrhunderts sehen.



Dom Weihnachts-Büchertische.

IV.

Ein herrliches Prachtwerk ist „Das Buch vom Kaiser Wilhelm“ (Leipzig, Velhagen & Klasing) von Friedrich Adams, das nimmer vollendet in zwei stattlichen Bänden vor uns liegt und in seiner warmbezogenen, eindruckvollen Darstellungsweise und mit seinem reichen Bilderreichtum der Würdigen von Alt und Jung zur Zierde gereichen dürfte. Bei dieser Gelegenheit sei wiederholt auf Ludwig Neumann's vortreffliche Biographie Kaiser Friedrich's (Berlin, Lipperheide; M. 6) aufmerksam gemacht, — wohl das beste Lebensbild des heimgegangenen Fürsten.

Karl Rosenbergs hat sein groß angelegtes Werk „Geschichte der modernen Kunst“ (Leipzig, Grunow) nach vor Weihnachten beenden können; der sechsten revidierten dritte Band — wie hoffen, auf das ganze Werk noch eingehender zurückkommen zu können, — dürfte unter manchem Lannensbaume Platz finden. Die kleine, geschmackvolle Hand-Ausgabe von Feines „Buch der Lieder“ (Stuttgart, Krabbe), die wir schon im vorigen Jahre zur selben Zeit empfehlend erwähnen konnten, hat sich in neuer Auflage eingefunden. Baroness Joss von Schneider-Aras, unsere geschätzte Mitarbeiterin, ist mit zwei neuen Bänden an die Öffentlichkeit getreten; „Aus Österreich“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; M. 4) enthält eine Anzahl allerliebster Novellen und Humoresken, während der zweite und vorliegende Band „Die Gedichte“ (Wien, Seidel & Sohn) der Verfasserin im Anschluß an eine ausführliche Biographie ihres Großvaters, des bekannten Feldmarschall-Lieutenants Carl von Schneider, vereinigt. Ein sehr ansprechendes Büchlein ist das „Verizon des Lebensglücker“ von Kurt Neefeld (Stuttgart, Fery & Müller; M. 3.60), eine Sammlung praktischer Winke für alle Verhältnisse, in die der moderne Culturmensche kommen kann.

Adolf Maier's neuester Roman „Ein Seelenfreund“ (Leipzig, Reichenow; M. 5), gehört zu jener Art von Poesie, die man in Stunden beschaulicher Muße gern den auf andere Spannung berechneten Erzählungen vorziehen wird. Ein vortrefflicher Familien-Roman ist „Robert Elomere“ von Hambrd Woerd (Berlin, Schorer), gut und flüssig verdrückt von Ibrecht Lee, und eine Reihe höchst amüsanten novellistischer Skizzen Fran E. Selz's „Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft“ (Weslan, Schottlander). J. E. Rauerberg's, des skandinavischen Dichters, wundervoll poetisches Epos „König Hjalmar“ (Hamburg, Verlags-Anstalt N. G.; M. 3), ist von Gottfried von Leibniz in formvollendeter Weise in's Deutsche übertragen worden. In Ottilie Böhm's Gedichten „Mein Tagebuch“ (Leipzig, Ditz; M. 2) tritt uns eine Dichterin von keckiger und lebenswunderiger Eigenart entgegen, die auch über die Grenzgebiete ihrer österreichischen Heimath hinaus bekannt zu werden verdient. Poetischer Hand, Tiefe des Empfindens und Bollendung der Form zeichnen auch Fritz Maier's Dichtungen „Arzakunde“, ein Sang aus Schwabens Bergengehnen (Stuttgart, Jung; M. 3) und „Die Norlandekönigin“, ein Trauerspiel in Versen (ebda.; M. 2.50), vortheilhaft aus. Zur rechten Zeit hat noch Ernst von Wildenbruch's neuestes Drama „Der Generalfeldoberst“ (Berlin, Freund & Jüdel; M. 2) die Presse verlassen, um sich auf dem Weihnachtsfeste einzufinden; die herrliche Dichtung, die erst vor Kurzem in allen Kreisen so heftig erregte Debatten anfang gab, dürfte den Kreis der Anhänger unseres modernen Schiller erheblich vergrößern. Felix Dahn's „Welt-Untergang“ (Leipzig, Reichenow & Hartel; M. 7.50) spielt im Jahre Tausend nach Christus, in jener wild bewegten Zeit, da die ständige Welt das Raub des jüngsten Gerichtes erwartete, — und in dunklen, lebendigen Schilderungen, durchweht von echt viktorischem Geiste, weiß und der berühmte Dichters in das Blauen und Obere jener Tage hinarbeiteten. Die Jugendheften aus dem Verlage von Alexander Köhler in Dresden, besonders dessen vortreffliche „Jugend- und Belle-Bibliothek“ (er. Band 75 Pf.) seien auch diesjährig wieder wärmstens empfohlen; sie eignen sich in hervorragender Weise zu Weihnachtsgeschenken, wie auch ihrer billigen Preise wegen zur Massenverteilung in der Schule und unter armen Kindern.

Eine Serie sehr origineller und reizender Kinderbilder hat der Verlag von Reinhold & Eöbne in Dresden veranlaßt. Da sind zunächst die „Wandel-Bilderbücher“ zu erwähnen, eine neue Erfindung, die sich im Sinne der Prege unserer Kleinen erweisen wird. Das Außere dieser Wandelbilder ist busartig; sie enthalten innen ein Deckbild mit einem Ausschnitte, hinter

welchem ein eadiger Bilderstreifen durch Drehen an einer Kurbel sich fortbewegt und so die dargestellten Figuren und Gruppen in reicher Abwechslung an dem Auge des Betrachters vorbeiführt. Die Ausführung in Handarbeit ist eine sorgfältige, der Mechanismus dauerhaft. Zunächst sind fünf Wandel-Bilderbücher in den Handel gelangt, unter den Einzeltiteln: „Die Parade“ — „Die Rehe Road“ — „Am Kaufmannsladen“ — „An der Pöhr“ und „Auf der Straße“ (M. 2). Franz Wiedemann's „Wie die Kinderkude“ (M. 3) enthält hundert kleine moralische Erzählungen für das Alter von fünf bis sieben Jahren, und „Die Kinderlaube“ (27. Band; M. 6) wieder einen Reichtum an Beschreibendem und Unterhaltendem, der in nichts den früheren Bänden des ausgezeichneten Jugend-Lesebuches nachsteht. In sehr hübscher Ausstattung präsentiert sich „Edle Herzen“, Erzählungen für die weibliche Jugend von Marie von Lindemann (Dresden, Engelhardt, M. 4.50). Die Erzählungen passen voll und ganz für den ihnen bestimmten Leserkreis, den weitestgehenden Anforderungen genügen. Fräulein von Lindeman hat es mit feinem Takte verstanden, jene Verhältnisse, welche junge Mädchen nun einmal vor Allem interessieren, in so idealen Licht vorzuführen, daß auch nicht das geringste Bedenken dagegen aufkommen kann. Besonders empfohlen sei schließlich noch K. von Pietsch's humoristische Erzählung „Vier's Pensionäre“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; M. 4); eine muntere Ausgelassenheit atmet in den Seiten der begabten Verfasserin, die sowohl in ihren lustigen Reimen, als in ihren dreilagen Zeichnungen an Busch erinnert, ohne von ihm abhängig zu sein.



Wänterchen in Preßlau. — Mannigfaltigen Schmuck für den Weihnachtsbaum brachte Ihnen die Nr. von 15. d. M., außerdem wählten wir Ihre Aufmerksamkeit auf den Weihnachtsfesten lenken, der hoch auf der Höhe der Wänterchen in mancher Familie an diesem heiligen Abend, blühend und funkelnd, von der Höhe des grünen Tannenbaums erstrahlen wird. Wie gern legt man den aus verblühtem Wachs gefertigten, sorgsam gehäuteten Ennel bei Seite und greift zu dem mit grünem oder silbernem Diamantstaub besetzten, plastisch geformten Glaskugeln, dessen Wänterchen wie ein Strahlenkranz umgibt. Mit etwas Geschicklichkeit ist wohl leicht ein Stern leicht selbst herzustellen und während Wänterchen die hässliche Arbeit des Aufhängens und Abnehmens des doppelseitigen, plastischen Sternes übernimmt, überlassen sich die Fingerchen der Kleinen, denselben mit Gummi zu beschreiben und den Diamantstaub darauf zu streuen.

Fräulein Kinnu P. in P. — Sehr hübsch, aber für uns leider nicht geeignet.

Franz von Ed. in N. (Ungarn). — Soll gelegentlich verwendet werden. Freundlichen Dank!

Abonnement in Berlin. — Das in der vorliegenden Nummer im ersten Abzuge unter „Literarisches“ empfohlene Werk dürfte Ihrem Wunsche am besten entsprechen.

Abonnement in Hamburg. — Ein von der Sonne gebräunter Teint wird im Winter ganz von selbst wieder vor sich werden. Aber warum haben Sie es gar so eilig damit? Sollte eine gesunde, lebensfrische Gesichtsfarbe denn so ganz unerschwinglich sein?

Dr. M. in S. (Südnern). — Wir empfehlen Ihnen, sich an das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin zu wenden. Dasselbe wird vernünftlich Ihren Anforderungen entsprechen. Sollte das aber nicht der Fall sein, so erhalten Sie von dort sicher die beste, indarnämische Auskunft.

Kangialdrige Abonnement in Westpreußen. — Ihr Wunsch soll bald erfüllt werden.

Bertha E. in N. — Die Trauer um die Schwiegereltern der Frau ist denkwürdigen Anlaß unterwerfen, wie die Trauer um die eigenen Eltern, also ein weites Jahr, von dem die ersten sechs Monate der tiefen Trauer angehören, während nach Verlauf derselben der lange Schleiter und der Knochensack entfernt werden kann.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen; jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, mindestens 28 Beilagen, 12 große farbige Rodenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorträge und 8 Extra-Blätter; also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilätern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Rodenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Das neue Quartal eröffnen wir mit einer spannenden und feinsinnigen Novelle „Der Herr Senator“ von Wilhelm Jensen, der weitere Erzählungen von A. von der Elbe, Marie von Ebner-Eschenbach, P. G. Heims, Hermann Heiber, Richard Voß, Leopold von Sacher-Masoch, E. Jander, Elise Polko, E. Vely, J. von Sobeltitz u. A. folgen werden.

Passendes Weihnachts-Geschenk!

Friedrich Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild

VON Ludwig Ziemssen.

Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Genty, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Neßel, B. Psochhorst, A. v. Winterhalter u. m. A. Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke alljährig entziffernen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des vereinigten Kaisers von fröhlicher Jugend an auf Grund der besten vorhandenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Vegerierung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutende Persönlichkeit, wie auf die großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Eine werthvolle Beigabe bildet die „Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaisers Friedrich“, eine äußerst sorgfältige Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie auszuweisen hat.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

Advertisement for Keltz & Meiners, Berlin W, Leipziger Strasse 10. en detail. en gros. Includes text about art materials, painting supplies, and contact information.

Advertisement for Salon-Flügel und Pianos, featuring the name B. Schley and location Berlin, Preuss. St.

Advertisement for Neueste Costume-Stickereien Hand- und Maschinearbeit, featuring Carl Goldstein, Wiesbaden.

Advertisement for Vorgezeichnete Decken, featuring Emil Freiliche in Zittau.

Advertisement for F. Schade, Juweller, Gold- u. Silberwaaren-Fabrik, Berlin C, nur Ross-Str. 27.

Advertisement for VIETOR'sches ATELIER, Wiesbaden, featuring various handwork and embroidery services.

Advertisement for Briefmarken, featuring various postage stamps and contact information.

Advertisement for Prima Garten-Honig, featuring R. Scholz, Schmiedebegi, R.

